Silhouetten

aus

Schwaben

von

Carl Theodor Griesinger.

Stuttgart.
Verlag der Griesinger'schen Verlags- u Antiquariatshandlung.
1843.

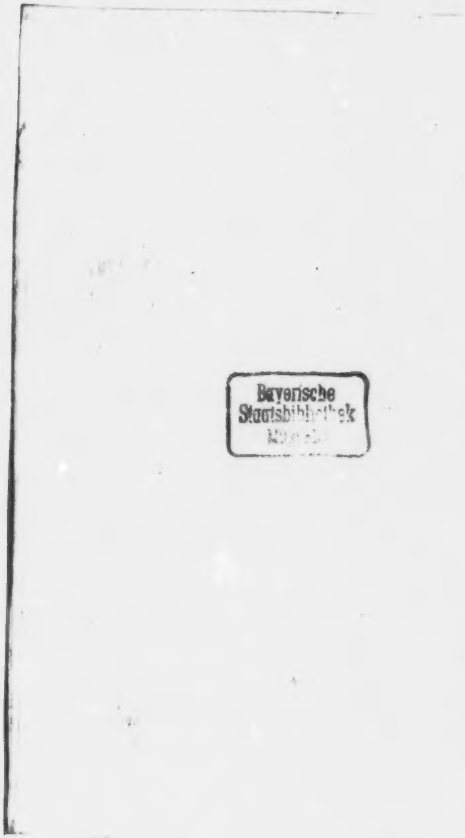
Carl Theodor Griesinger's

sämmtliche

belletristische Schriften.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag der Griesinger'schen Verlags- u. Antiquariatshandlung.
1843.


Bayerische
Staatsbibliothek

Inhalts-Anzeige.

	Seite
1) Der Schwabe	1
2) Der alte Reichsstädter	5
3) Der protestantische Geistliche	8
4) Die Grisette eines Landstädtchens	16
5) Ein gebildeter Gastwirth	18
6) Ein Stuttgarter Ladenschwengel	22
7) Der Weingärtner	27
8) Der Herr Decan	29
9) Der Dorfbarbier	33
10) Ein Stuttgarter Biergarten	37
11) Der Dorfschultheiß	41
12) Ein Fiacre in Stuttgart	46
13) Der Land-Edelmann	49
14) Der Dorfschulmeister	52
15) Der Stadtjunkenist	57
16) Die Pfarrerstochter	62
17) Ein Stuttgarter Theater-Claqueur	64
18) Der Schwarzwälder Bauer	67
19) Der Elegant eines Landstädtchens	70
20) Der katholische Geistliche	72
21) Der Dorfschütz	76
22) Der hochadelige	79
23) Der Schulerbube	81
24) Ein öffentliches Stuttgarter Mädchen	84
25) Der Herr Prälat	90
26) Der Schulprovisor	93
27) Die Zigeuner-Familie	95
28) Ein Stuttgarter Gelegenheitsmacher	100
29) Das Steinlocher Mädchen	103
30) Der Fromme	105

Seite
31) Der Lieutenant 109
32) Der Handwerksmann 110
33) Der Oberschwabe 115
34) Eine alte Jungfer 116
35) Der Oberamtmann 119
36) Die Spinnstube 122
37) Der Förster 127
38) Ein Suttgarter Theater-Kritiker 131
39) Das Mädchen aus der Baar 134
40) Der Tübinger Student 136
41) Der Gerichtsbeisitzer 141
42) Der Schreiber 144
43) Ein Suttgarter Buchhändler 147
44) Der Aelpler 152
45) Der Amtsdiener 154
46) Ein Stuttgarter alter Junggeselle 156
47) Der Ehninger Krämer 161
48) Der Rekrut 163
49) Eine geborne Suttgarterin 168
50) Der Präceptor 171
51) Der Platzbube 174
52) Der Collegial-Arbeiter 176
53) Ein schwäbisches Leichenbegängniß 180
54) Der Nachtwächter 183
55) Der junge Schriftsteller 186
56) Der Tübinger Kutscher 189
57) Der angehende praktische Arzt in Stuttgart 193
58) Die Winkelschenke 196
59) Der Handelsjude 200
60) Der Wiesensteiger Gypser 205

1.

Der Schwabe.

Der Schwabe zeichnet ſich dadurch vor allen andern Völkern aus, daß er ein Schwabe iſt.

Der Schwabe hat blonde Haare, blaue Augen, eine Stumpfnaſe, ein rothwangigtes, etwas breites Geſicht, einen Schelmenzug um den Mund, iſt kräftig gebaut und weder zu groß, noch zu klein. Er trägt Schuhe mit Schnallen, weiße Strümpfe mit ziemlichen Waden, lederne, gelbweiße Beinkleider, das heißt, wenn's ein Mannsbild iſt, keine Weſte, aber einen Hoſenträger, ein tüchenes Wamms oder einen langen Rock und eine pelzbeſetzte Sammtmütze oder einen dreigeſpitzten ſchwarzen Filzhut. Iſt's ein Frauensbild, ſo tritt an die Stelle der Beinkleider ein Rock von Cannefas oder Barchent oder Tuch, mit einer ungeheuren Menge Falten, der bis an's Knie oder auch etwas darüber reicht, an die Stelle des Wamſes ein mit Silberſchnüren beſetztes Mieder nebſt einem barchentenen Kittel, und an die Stelle der Kappe eine Haube. Am meiſten brüſtet ſich ein Schwabenmadchen mit ſeinen weißen Hemdärmeln, denn im Sommer geht es ſtets hemdärmelich, und tiefe

Hemdärmel ſind nicht ſelten von der feinſten Leinwand, während das Hemd ſelbſt von ſo grobem reuſtenem Tuch iſt, daß es die Haut aufritzt. Das Schönſte an ihr aber ſind ihre dicken Zöpfe, die faſt immer bis über die Kniee herabhängen und mit breiten Bändern durchflochten ſind.

Der Schwabe hat drei Hauptteigenthümlichkeiten. Die erſte iſt ſeine Sprache. Jedes Volk hat ſeine eigene Sprache, aber auch jeder beſondere Zweig eines Volksſtammes hat ſeine beſondere Sprache, oder wenigſtens Dialect. Ein Schwabe ſpricht nur zwar deutſch, aber weder plattdeutſch, noch ſächſiſch-deutſch, noch berliniſch-deutſch, noch fränkiſch-deutſch, ſondern er ſpricht ſchwäbiſch-deutſch. Wie die ſchwäbiſche Mundart beſchaffen ſey, das kann ich Ihnen, mein hochverehrter Leſer, ſo eigentlich nicht ſagen; denn dieſe Mundart hat ſelbſt wieder viele Unterdialecte, wie ſie denn, z. B. bei Heilbronn durch die Juden und bei Ulm durch das Bier nüancirt erſcheint. Denn Sie müſſen wiſſen, wo viel Juden wohnen, da wird die Sprache ſpitzig, wie ein jüdiſches Kinn und ein hebräiſcher Bart, und wo viel Bier getrunken wird, da wird ſie breit, und ſieht aus, wie ein derbes, von Geſundheit ſtrotzendes, wohlgenährtes Geſicht. Uebrigens iſt ſich die ſchwäbiſche Mundart in Etwas wenigſtens überall gleich. Denn wie jenen jüdiſchen Stamm am Schiboleth, ſo erkennt man den Schwaben am S und St. Das „S“ kann er durchaus nicht ausſprechen. Er ſagt daher nicht: ſprechen, ſondern ſchprechen, nicht Stadt, ſondern Schtadt. Ferner iſt er ein abgeſagter Feind des „ge“ in den Participiis paſſivis (Sie verzeihen den lateiniſchen Ausdruck, allein ich bin auch ein Schwabe, und die Schwaben lieben fremde Wörter gar ſehr, um ihre Gelehrſamkeit zu zeigen, abſonderlich wenn ſie keine paſſenden deutſchen dafür zu ſetzen wiſſen), und des „n“ am

Ende der Zeit- und anderer Wörter. Er ſagt daher nie: „ich habe getrunken", ſondern: „ich habe trunken", und nie: „Lieben Sie mich?", ſondern: „Liebä Sie mich?", wo das „ä" ungefähr ſo lautet, wie der engliſche Artikel a. Endlich ſpricht er alle „A" wie ein halbes „O" aus, und ſagt daher immer „Jo" und nicht „Ja". Sie meinen das klinge nicht hübſch? Möglich, aber es klingt doch immer noch beſſer, als wenn man, wie der Carlsruher, ſagen würde: „Ja Je", — und laſſen Sie ſich einmal vor einem friſchen, ſchönen Schwabenmädchen ſehen, und ich bin ſicher, Sie werden höchlich zufrieden ſeyn, wenn ſie Ihnen auf gewiſſe Fragen mit Jo antwortet, viel zufriedener, als wenn ſie, wenn auch im reinſten Hochdeutſch, Nein ſagen würde. Am beſten iſt's alſo, Sie kommen ſelbſt nach Schwaben, und hören ſich die Sprache einmal an, oder wenn Sie dazu keine Zeit oder kein Geld haben, ſo leſen Sie Waizmanns Gedichte, dann werden Sie ſchon einen Begriff bekommen.

Eine zweite Eigenthümlichkeit des Schwaben iſt, daß er eine auſſerordentliche Menge von Vettern und Baſen hat. Es wimmelt eigentlich von Verwandten, und wenn man einen ſolchen nicht Herr Vetter und Jungfer oder Frau Baſe titulirt, ſo iſt er im Stande und ſchilt Sie einen hochmüthigen Narren und nimmt's Ihnen übel ein ganzes Jahr lang. Auch gibt's Menſchen in dieſem Lande, die ihre Vettern und Baſen kennen bis in's 17te Glied hinaus, und beim Lören noch glauben, die Verwandtſchaft ſey nicht ſo gar weitläuftig.

Eine dritte, aber nicht minder wichtige Eigenthümlichkeit des Schwaben iſt das, daß er alle Bittſätze mit dem Wörtlein: „Ob!" beginnt. Es iſt ihm durchaus unmöglich zu ſagen: „Darf ich Sie nicht bitten?", ſondern er muß ſagen: „Ob! Darf ich Sie nicht bitten". An dieſem Ob!

hat sich schon Mancher verrathen, der da glaubte, er habe längst alle Schwabismen abgelegt.

Im Uebrigen ist der Schwabe einem andern Menschen ähnlich, wie ein Ey dem andern. Denn, daß er Freund von der Musik ist, und daß am Abend, wenn die Arbeit vollbracht ist, die Mädchen und die Buben vor die Häuser hinsitzen oder die Straßen entlang ziehen und mit heller Stimme vielleicht bis in die Nacht hinein ihre Volkslieder absingen, die irgend ein Genie des Dorfes erdacht, oder die von ältern Zeiten her ererbt, oder von andern Dörfern entlehnt sind, das ist eine Sache, die man im südlichen Frankreich noch weit häufiger trifft. Oder meinen Sie etwa, das sey eine schwäbische Eigenthümlichkeit, daß er verliebter Natur ist und schon im 15ten Jahr einen Schatz haben muß? Da fangen die Italiener doch noch früher an. Oder daß er religiös ist und gerne die Kirche besucht? Das thun die Spanier auch. Oder daß er ein Anbeter ist alles Fremden und Ausländischen, und wär's auch viel schlechter als das Inländische, Einheimische? Diese Eigenthümlichkeit hat er mit allen Deutschen gemein. Oder daß er sein Weib gern ein bischen prügelt? Die Engländer thun's auch, und die Russen noch weit mehr. Oder daß er gern trinkt? Seit undenklichen Zeiten betranken sich die Deutschen. Und doch — Eines noch hat er vor allen andern Deutschen voraus: er ist gutmüthiger, als sie Alle zusammen.

2.

Der alte Reichsstädter.

Der alte Reichsstädter ist entweder Kaufmann, oder Gerber, oder Handwerksmann kurz weg. Bauer oder Ackersmann mag er nicht seyn. Denn es war einmal eine Zeit, da seine Vaterstadt eine Reichsstadt war, und diese Zeit war eine schöne Zeit. Da waren ihr eine Menge Dörfer der Umgegend unterworfen, und in keinem dieser Dörfer durfte ein Schmied seyn, oder ein Wagner, oder ein Zimmermann, oder ein Handwerksmann, oder Kaufmann überhaupt, sondern in der Reichsstadt mußten sie ihre Waaren holen, und ihre zerbrochenen Wägen reparirten und ihre Pferde beschlagen lassen. Das war nun zwar nicht sehr bequem für die Dorfbewohner, aber um so bequemer für die Reichsstädter; denn sie hatten dadurch ein Monopol für sich, das Monopol des Allein-Gewinnes, ein Monopol, wie der Pascha von Egypten kein besseres aufzuweisen hat. Ach! es waren glorreiche Zeiten, jene Zeiten des Monopols und der Herrschaft! War ja doch jeder Bürger der Stadt Mitregent bei der Regentschaft über die Dörfer! Durfte ja doch jeder mitwählen an dieser Regentschaft, ja sogar selbst Ansprüche und Hoffnungen hegen, selbst zu dieser hohen Ehre zu gelangen, zu der Ehre einer reichsstädtischen Magistratsperson! Darum kennt der alte Reichsstädter auch jezt noch keine höhere Würde, als die Stadtrathswürde, und der Oberbürgermeister steht ihm höher, als der Präsident eines Gerichtshofes, obgleich dieser ehrenhafte Magistrat nunmehr keine Gesetze mehr erlassen kann, und kein Recht mehr hat über Leben und Tod.

Neben der Erinnerung an die frühere Herrſchaft ſteckt ihm am meiſten im Kopf die frühere Abgaben-Freiheit. Die Abgaben, die man dem Kaiſer und an das Reich zahlen mußte, waren ſehr gering; darum waren auch die Abgaben des einzelnen Bürgers gering, und zwar ſehr gering, denn die Dörfer mußten das Meiſte tragen. Nun aber ſoll er ſeyn, wie jeder andere Staatsbürger, und ſoll zahlen, wie jeder andere Württemberger, oder Baier, oder Badenſer, iſt das nicht ungerecht, oder doch wenigſtens unangenehm? Der alte Reichsſtädter politiſirt daher ſehr gerne. Zum Politiſiren gehört aber nothwendig das Wirthshausſitzen; denn zu Hauſe geht ſo was nicht. An die Frau hinſchwatzen, oder an die Tochter? Das wäre eine ſchöne Langeweile. Dieſen wird höchſtens der Aerger gezeigt, den man hat, weil das Vergangene nicht mehr iſt. Manchmal wird er auch an ihnen ausgelaſſen. Der alte Reichsſtädter geht alſo in's Wirthshaus, und ſehr gerne in's Wirthshaus; allda trifft er ſeine Geſellſchaft, lauter ähnlich Geſinnte, da kann er ſein Herz ausleeren. Und ſagt nicht der Schuſtersgeſelle im liederlichen Kleeblatt: im Wirthshaus werde der ſchlechteſte Biſſen zur Delicateſſe? Hier wird nun die Zeitung geleſen und über Krieg und Frieden abgeſchloſſen, als hätte der alte Reichsſtädter zu entſcheiden in der Welt; und alle Abende kommt dann das Geſpräch auf die vaterländiſchen Angelegenheiten, und ihm iſt ſeine Vaterſtadt ſein Vaterland; und gar nichts gefällt ihm und keine Verordnung iſt ihm recht und kein Geſetz, und wenn er noch Herr wäre, wie ehemals, er würde es ganz anders machen, ſo anders, daß wenigſtens er ſelbſt zufrieden ſeyn könnte.

Der alte Reichsſtädter iſt daher ſtets ein großer Schreier und Rechthaber; ein Fremder, der die Verhältniſſe nicht

kennt, könnte ihn sogar für einen großen Reactionär und Revolutionär halten, für einen Radicalen trotz dem Iren O'Connel. Dem ist aber durchaus nicht so, denn er ist reich; und wer reich ist, der liebt die Umwälzungen nicht, da er durch sie allein verlieren kann und nichts gewinnen. Den Reichthum hat er als Erbschaft von den glücklicheren Tagen her angetreten, und er weiß ihn wohl zu bewahren; denn seine Tochter darf keinen heirathen, der nicht eben so viel hat, als sie.

Er ist aber nicht blos reich; er ist auch stolz auf seinen Reichthum, so stolz, daß man ihn leicht für hochmüthig und für barsch und grob halten könnte. Wer nicht reich ist, den verachtet er, und wäre es auch der Oberamtmann oder der Oberamtsrichter. Und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von andern Städtern. Denn diese verehren den Staatsbeamten, als ein höheres Wesen. Was soll aber ihm ein solcher Beamter? Hat er ihn gerufen? Ist das nicht vielmehr eine aufgedrungene Obrigkeit? Konnte er nicht noch vor wenigen Jahren selbst zu größerer Macht gelangen? Sind nicht diese Staatsdiener Großthuer mit ihrem Bischen Einkommen und wollen den Ton angeben, während doch nur er mit seinen Steuern ihren Unterhalt bestreitet? Die Beamten in einer alten Reichsstadt sind daher sehr übel daran, und können gegen die Geldaristokratie der Kaufleute nicht aufkommen, und wenn sie auch vom höchsten Adel wären.

Der alte Reichsstädter ist zwar ein großer Freund der alten reichsstädtischen Freiheiten, aber er hat durchaus wenig liberale Ideen. Am verhaßtesten ist ihm die Emancipation der Juden. Die Juden konnte er von jeher nicht leiden. Durften sie ja in den meisten Reichsstädten nur gegen große drückende Abgaben existiren! Oder kann er

nicht denſelben Profit, den ſie gerne hätten, ſich aneignen und ſelbſt machen? Dagegen iſt er ein großer Freund des Vergnügens, und nirgends giebt's ſo viel Bälle, Scheibenſchießen und dergleichen, als in alten Reichsſtädten. Aber er liebt das Vergnügen nicht, weil er eine Freude am Vergnügen hat; er liebt es aus beſonderen Gründen. Er liebt es, um ſeine Familie im Glanz zeigen und ſeine harten Thaler klingeln laſſen zu können. Das iſt eine Freude, wenn die Mitbürger auf ihn ſehen und neidiſch ihn betrachten und ein Geſicht ſchneiden, als ob ihnen ſein Reichthum Bauchgrimmen verurſachte. Er aber lacht in ſeinem Innern, wenn er den Regierungsrath ſieht mit dem Bändelchen im Knopfloch, und denkt: „So kannſt du freilich nicht hin.“

Der alte Reichsſtädter wird nicht lange mehr leben. Er ſtirbt aus noch mit dieſer Generation. Gegenwärtig trägt er Trauer, weil die Zöpfe durchaus nicht mehr gehen, und er liebte ſeinen Zopf ſo ſehr.

3.

Der proteſtantiſche Landpfarrer.

Der proteſtantiſche Landpfarrer trägt gewöhnlich ſchwarze Beinkleider, die an den Knieen etwas abgeſchabt ſind, Stiefeln, denen man es anſieht, daß ſie auf dem Dorfe fabricirt wurden, einen grauen, blauen, braunen, oder, aber ſelten, weil die Farbe heikel iſt — ſchwarzen Rock, der vor ſechs Jahren neu, aber doch nicht in der Mode war, und einen alten Hut, oder eine Kappe mit breitem Rand und langem Stülpe.

Er hat vielerlei zu thun, der protestantische Geistliche: vor Allem muß er alle Sonntage predigen und Kinderlehre halten, worauf er sich entweder gar nicht oder kaum einen Tag lang präparirt. Denn es gibt verschiedene Köpfe, entweder solche, die ihre Predigt abschreiben und ablesen, oder abschreiben und auswendig lernen, oder selbst machen und ablesen, oder selbst machen und auswendig lernen, oder endlich selbst machen und extemporiren. Das Letztere kann nicht Jeder. Die Bauern aber haben's so am gernsten. Das erste sollte eigentlich der Decan nicht leiden, und er leidet's auch nicht, wenn nicht etwa die Predigten aus einem von ihm selbst herausgegebenen Predigtbuche genommen sind. — Der protestantische Geistliche hat ferner Wochen-Gottesdienste, als da sind alle Mittwoche eine Betstunde, wobei er nichts verstehen muß, als das Lesen, alle Freitage eine Kinderlehre, in welcher Niemand ist, als seine liebe Schuljugend mit ihrem Lehrer, und diese nicht einmal freiwillig, sondern auf dem Wege der Execution, und endlich, je nachdem viel oder wenige Leute im Dorfe wohnen, manchmal eine Leichenrede, Hochzeitspredigt oder Taufe. Bei diesen Reden macht er sich's bequem. Er fabricirt etwa 4—8 solcher Gelegenheitspredigten, damit er eine Auswahl hat, und da müßte es doch der Kuckuk seyn, wenn nicht eine derselben auf den gerade vorliegenden Fall passen würde. Die wird nunmehr gehalten und wäre es auch zum hundertsten Male. Was thut's? Die Bauern und ihre Weiber weinen doch, wenn's eine Leiche ist, und sind fröhlich, wenn's eine Hochzeit ist; das ist so Herkommen, der Pfarrer mag schwatzen, was er will. — Drittens hat der protestantische Pfarrer die Kirchenbücher zu führen, Tauf- und Communionsscheine zu schreiben, wenn solche verlangt werden, was ihm nicht unlieb ist, da sie 15 kr.

und noch mehr por Stück eintragen, die Schule zu besuchen, den Schulmeister und Provisor ein Bischen zu corrigiren und manchmal zu riffeln, gelegentlich auch selbst Religions- und Confirmanden-Unterricht zu ertheilen, Ehesachen und andere ärgerliche Geschichten vor dem Kirchenconvente abzumachen, Conscriptionslisten zu verfertigen und das Volk zu zählen. — Viertens endlich und hauptsächlich hat er dem eigenen Studium obzuliegen. Er soll nicht stehen bleiben, wo die Gelehrten zur Zeit seines Universitätslebens standen, er soll auch nicht verbauern und verrosten im alten Staube, sondern weiter schreiten soll er mit der Welt und Alles wissen, was in der neuesten Zeit in der theologischen Welt Großes geleistet wird. Das Letztere geschieht nun zwar nicht oft, um so mehr aber das erstere. Der gute Mann bleibt nicht da stehen, wo er vor Zeiten stand, vielmehr in seinem fünfzigsten Jahre weiß er blutwenig mehr davon, was er in seinem dreißigsten und fünfundzwanzigsten wußte; er ist zwar nicht stehen geblieben, aber doch rückwärts gekommen.

Er hat viel durchgemacht, der protestantische Geistliche, bis er es so weit brachte. Als er noch ein Knabe war und die Schule besuchte, wie oft und lange mußte er da ob den lateinischen und griechischen und hebräischen Regeln und Wörtern sitzen, wenn seine Kameraden schon lange auf der Gasse herumschwärmten! Wie oft und viel Schläge bekam er vorzugsweise, weil der Herr Präceptor ein besonderes Aug' auf ihn hatte, als künftigen Studiosum der heiligen Theologie, und im Landexamen Ehre mit ihm einlegen wollte! Und wie viele Examina mußte er durchmachen! Alle Jahre kam der Pädagogarch, um die Schule zu visitiren; dann kamen die drei Landexamina; dann glückte es ihm vielleicht, einer der dreißig zu seyn, die un-

ter Achtzig, welche sich melden, in das niedere Kloster aufgenommen werden; dann hatte er wieder vier Jahre lang alle halb Jahre ein Examen auszustehen, bis er wieder ein Hauptexamen machen mußte, das Concursexamen mit den nicht in den niedern Klöstern Erzogenen, die etwa auf dem Gymnasium zu Stuttgart sich ausgebildet hatten und nun auch in's höhere Kloster zu Tübingen aufgenommen werden wollten. Endlich, wenn's doch ging, war er so glücklich, ein Seminarist des hohen Stipendiums zu seyn. Was bildete er sich da ein! Student und Stiftler! Er glaubte mehr zu seyn, als alle in der Stadt Studirenden, denn er glaubte, mehr zu wissen, und dieser Stolz, verbunden mit dem gleichformigen Leben, klebte ihm so an, daß man in ihm sein ganzes Leben hindurch den Stiftler erkennen muß, zum Unterschied von einem in der Welt erzogenen Manne. Und doch, wie hatte er Respect vor allen Stadtburschen, den gewaltigen Schlägern. Respect in allen Dingen, die man Studentensachen nennt, besonders Ehrensachen anbelangend! Wie schimpfte er auf die Klosterordnung, wie oft übertrat er sie und kam in's leidige Karzer! Und wie oft bat er doch, trotz alles Stolzes und alles Schimpfens, eine Note ab beim hohen Exhorat, und demüthigte sich gar sehr, und flehte um Schonung, daß er nicht des Stiftes in Gnaden entlassen würde, denn er fürchtete die Lamentationen der Mutter und den Grimm des Vaters! Ach! es waren doch schone Zeiten, die Zeiten des Burschenwesens, da er noch als der größten Trinker einer anerkannt war, und keiner wagte, sich ihm hierin zu stellen! Und doch! wie viele Examina hatte er auch da wieder durchzumachen! Alle Halbjahre ein allgemeines und für jedes Collegium ein besonderes! Und fünf Jahre mußte er da seyn und etliche und vierzig Collegien hören! End-

lich kommt wieder ein Haupteramen, das erſte Dienſteramen. Hier hat er immer einen Vorzug vor dem, der in der Stadt ſtudirte, denn er weiß mehr, als dieſer, und iſt des Geprüftwerdens ſchon gewohnt. Nun iſt der Herr Candidat der Theologie befähigt, Vicariatsdienſte zu verſehen. Er wird hinausgeſchickt auf's Land, um dieſen oder jenen alten Pfarrer zu unterſtützen. Sein erſtes Geſchäft iſt jezt, ſich zu verſprechen, denn verliebt iſt er ſogleich. Die Braut iſt auch gleich da; es iſt ein junges Mädchen, nämlich eben ſo alt, als er, ein vermögliches Mädchen, nämlich ſie hat, auſſer ihrer Ausſteuer, eben ſo wenig, als er; aber verliebt iſt ſie nicht gerade, wie er, ſondern wo möglich noch mehr. Das gibt eine Braut- und Bräutigamsſchaft von etwa acht Jährchen oder auch noch länger. Denn ſo lang beliebt es dem Herrn Vicar, Vicar bleiben zu müſſen. Welche Sehnſucht nun des liebenden Paares, unter Ein Dach zu kommen! Wie betet die Braut um einen Pfarrdienſt, und wie zählt er alle ſterbenden Pfarrer, und wünſcht, es möchte eine Seuche kommen und Luft ſchaffen, aber ohne etwas Böſes dabei zu denken! Endlich, nachdem auch noch das zweite Dienſteramen mit Glück überſtanden iſt, endlich hat er den erſten Pfarrdienſt. Er trägt nicht viel ein, kaum etwas über 600 fl. Aber man darf ja nur acht Jahre darauf bleiben; dann macht man wieder ein Examen, das Beförderungseramen; und nun bekommt man einen beſſern Dienſt, einen Dienſt von 800 fl. Und dann nach noch einmal 12 Jahren, wenn man das allerlezte Beförderungseramen gemacht hat und noch lebt, einen noch beſſern Dienſt, einen Dienſt von 1000 oder gar noch mehr Gulden. Das ſind ja herrliche Ausſichten! Aber hat er es nicht verdient, der gute Mann, nach ſo ſchwerer Prüfung, nachdem er ein und dreißig Examina

durchgemacht, die Collegienprüfungen und die Examina, in denen er durchfiel, nicht mitgerechnet!

Der Herr Pfarrer lebt sehr glücklich mit seiner Frau. Absonderlich im Anfang der Ehe. Morgens trinken sie Caffee, d. h. Roggencaffee, wenn's nicht gar geröstete Gerste oder gelbe Rüben sind; Mittags essen sie Sauerkraut und Abends Erdbirnen mit etwas Milch. Die meiste Zeit bringt der Herr Pastor auf seinem Studierzimmer zu, wenn's nämlich so weit langt, auch dieses zu heizen. Da geht er dann auf und ab, und liest, und raucht. Denn so christlich er sonst ist, im Rauchen ist er ein Türke. Manchmal macht er des Mittags einen Spaziergang in die Stadt, in's Wirthshaus, oder zu einem der Beamten. Noch öfter besucht er einen der benachbarten Pfarrer, der ihn dann wieder besucht. Im Ganzen aber lebt er einen Tag wie den andern, gleich langweilig oder gleich kurzweilig, wie man will. Noch mehr ist dies bei der Frau Pfarrerin der Fall. Alle Werktage dieselbe Beschäftigung, alle Sonntage denselben Gang in die Kirche auf denselben Platz, um denselben Prediger zu hören und pflichtschuldigst zu bewundern, da es ihr Mann ist. Die merkwürdigsten Tage sind ihr die Tage vor einem Abendmahl, die Neujahrswoche und die Krämermärkte in der Stadt. Die leztern darf sie mit ihrem Herrn Gemahl besuchen, und die lieben Kinderchen gehen alle auch mit, und die Magd mit dem Korbe auf dem Kopfe, und es ist ein wunderschöner Aufzug und ein herrlicher Anblick, die ganze Pastorsfamilie im Sonntagsschmucke im neuesten Kostüme, tapfer zuschreitend, anlangen zu sehen. Fast noch schöner ist's aber, wenn der Herr Pfarrer auffährt. Denn er hat seine eigene Equipage, weil man doch eine Chaise haben muß. Pferde gibt's schon im Dorfe. Da kauft er nun eine alte verrostete Droschke, — es war

früher vor etwa 50 Jahren die Jagdkroſche eines Grafen geweſen, oder einen alten Stadtwagen, in dem vor etlichen und dreißig Jahren ſchon Leidtragende auf den Kirchhof hinaus geführt wurden, denn ein großes Gefährt muß es ſeyn, damit die ganze Familie hineingehe, und vornen ſind ein Paar Gäule angeſpannt, die an Güterwägen eine Figur ſpielen könnten; und ſie haben große Kummete und viele meſſingene Ringe am Geſchirr, und der Bauer ſitzt auf dem Bocke, und hat einen Dreiſpitz auf, und regiert das kräftige Geſpann mit einem Leitſeil durch Schnerren und Zucken und ſüße und rauhe Worte und das Geknall der Peitſche. Wie geſagt: es iſt ein intereſſanter Anblick. Und auf dem Markt, da wird nun eingekauft, was man braucht in die Haushaltung, Häfen, Schüſſeln, Schuhe, Bänder, Zitze und anderes dergleichen, und darunter auch Einiges zum Eſſen und Trinken; denn an einem Markttage läßt man den Kappen laufen; es kommt ja im Jahre höchſtens zwei Male vor. — Die Tage vor einem Abendmahl und um das Neujahr herum ſind der Frau Pfarrerin deßwegen ſo lieb, weil ſie da Präſente bekommt, Anmeldungs-Präſente und Neujahrs-Präſente. Da kommt ein Weib und bringt Eyer mit, da eine Andere mit Caffee, dort eine Dritte mit Zucker, eine Vierte mit einem Entchen, eine Fünfte gar mit einem Gänschen, ſich ſelbſt nicht einmal gerechnet, und die Frau Pfarrerin nimmt Alles liebreich an, und heißt die guten Weiber ſich ſetzen, und läßt Caffee machen und patſcht mit ihnen den lieben langen Tag lang. Sie kann es auch wohl brauchen in ihre Haushaltung, denn die Speiſekammer iſt oft verdammt leer, abſonderlich wenn die verſchiedenen Metzelſuppen ausbleiben, welche ohnehin immer kleiner werden, da man nun, ſtatt der ſon-

ſtigen viere, nur höchſtens 2 bis 3 Würſte bekommt und keine mehr über eine halbe Elle lang.

Am ſchwerſten wird dem lieben Pfarrer die Kindererziehung. Ach! und er hat deren ſo in Menge! In jedem Fall ein halbes Dutzend! Die Söhne werden zuerſt vom Vater unterrichtet, damit es nicht ſo viel koſtet; dann ſieht man ein, daß ſie nichts lernen können zu Hauſe, wenigſtens nicht ſo viel, als in einer Schule, und man thut ſie fort und läßt ſich's was koſten und ſucht ſie nachher ins Stift zu bringen, und langt's nicht, ſo muß er doch ſtudiren. Freilich, von einer ohnehin geringen Beſoldung dem Sohne noch ein Drittheil abtreten zu müſſen, iſt eine harte Zumuthung, und aufſtecken konnte man doch unmöglich viel. Aber ſtudiren muß der Sohn, weil der Vater auch ſtudirt hat, und müßte man ſich's am Munde abzwacken und das letzte Kapitälchen aufkünden. Höchſtens, wenn gar zu viele Söhne da ſind, darf dieſer oder jener die edle Schreiberkunſt erlernen, oder die Pharmacie ſtudiren, oder dem Handelsſtande ſich widmen. Aber einen Sohn ein Handwerk lernen zu laſſen, und wäre es auch das edelſte und einträglichſte, dazu iſt der Herr Pfarrer zu ſtolz, hauptſächlich aber die Frau Pfarrerin. Mit den Töchtern aber iſt nicht viel anzufangen; die werden entweder alte Jungfern und müſſen von den Söhnen verhalten werden, oder bekommen ſie einen Pfarrer zum Ehemann. (Vergleiche die Silhouette: die Pfarrerstochter.)

So lebt denn der Pfarrer hin, und ſeine Beichtkinder lieben ihn, ob er gleich oft viel Streit wegen des Zehenten mit ihnen gehabt, und er wird gewöhnlich alt und ſtirbt endlich, allgemein betrauert, hauptſächlich aber von ſeiner Familie, denn er hinterläßt nichts, als eine arme Wittwe und viele Kinder, und einen ehrlichen Namen, und kein

Geld und viel Bücher; und die Wittwe bekommt eine schöne Pension von 95 fl., und muß davon leben mit der ganzen Familie.

4.

Die Griſette eines Landſtädtchens.

Auch ein ſchwäbiſches Landſtädtchen hat ſeine Griſette, nicht blos Paris. Eine Griſette der Art iſt nie unter 16 und nie über 36 Jahre alt; denn in einem Landſtädtchen fängt man nicht ſo bald an und hört nicht ſo bald auf, abſonderlich weil man keine große Auswahl hat. Sie iſt entweder Putzmacherin, oder Nähterin, oder Wäſcherin. Ihr Aeuſſeres iſt ein Mittelding zwiſchen einem Bürgermädchen und einer Beamtentochter; denn der Schnitt ihrer Kleider iſt franzöſiſch, aber aus Gründen trägt ſie keinen Hut und ſelten einen Mantel.

Werktags arbeitet ſie den ganzen Tag; höchſtens erlaubt ſie es ſich vom Fenſter, an dem ſie ſizt, manchmal ein bischen aufzuſehen von der Arbeit, um die Vorübergehenden zu muſtern. Oftmals arbeitet ſie nicht einmal zu Haus, ſondern ſie muß bei der Frau Oberamtmännin nähen, oder bei der Frau Stadtſchuldheißin bügeln, oder des Kameralverwalters alten Töchtern neue Kleider machen helfen und überall alle Stadtneuigkeiten erzählen. Ihr beſter Tag iſt der Sonntag. Denn der Sonntag gehört ihr; an dieſem Tage puzt ſie ſich, an dieſem Tage geht ſie ſpazieren, an dieſem Tage lernt ſie dich kennen. Eine gute Freundin begleitet ſie, aber ſie nimmt es nicht übel, wenn du ſie anredeſt und mit ihr ſchäkerſt und ſie ein Stückchen

Wegs begleitest. Siehst du sie zum zweiten Mal, so sagt sie dir ihre Wohnung, du kannst sie aber nicht besuchen, weil sie noch eine alte Mutter hat, oder von einer bösen Tante bewacht wird. Zum dritten Mal gibst du ihr einige Commissionen. Das vierte Mal machst du ihr ein Präsent. Das fünfte Mal bringt sie dir die bestellten Vatermörder ins Haus, und das sechste Mal besucht sie dich, ohne Vatermörder mitzubringen. Eine große Freude machst du ihr, wenn du ihr ein Halstuch oder ein Kleid schenkst; gibst du ihr aber einen Ring, so fällt sie dir vor Entzücken um den Hals.

Du bist nun ihr Geliebter, aber nicht ihr Liebhaber; denn ihr Liebhaber ist ein gebildeter junger Schneidergeselle, oder ein angehender Silberarbeiter, oder der Bediente des Herrn Oberförsters, oder der Abschreiber des Herrn Oberamtmannes. Mit ihrem Liebhaber geht sie spazieren, mit ihm auf die Kirchweih', mit ihm in's Wirthshaus, mit ihm zum Tanz. Er hat sie sehr gern, und will sie heirathen, wogegen sie gar nichts hat. Fällt es ihm einmal ein, etwas von dir zu hören, und auf dich eifersüchtig zu seyn, so schilt sie ihn einen Narren, und lacht darüber; ist er damit nicht zufrieden, so dreht sie den Stiel um, und macht ihm Vorwürfe; ist er aber ganz halsstarrig, so weint sie. Solch' überfließender Unschuld kann er nicht widerstehen; er sucht sie zu trösten, aber nun ist sie untröstlich; er bittet sie um Verzeihung, aber sie ist unerbittlich. Seine verläumderischen Anmuthungen haben ihr zartes Gemüth, die Reinheit ihres Charakters und die Unschuld ihrer Gesinnungen zu sehr beleidigt. Endlich wird Friede geschlossen, und es findet eine Aussöhnung in zarten Redensarten statt; denn das schöne Kind ist nicht unbelesen, und zerfließt in Thränen, wenn es etwas von Abschied, Trennung, Schmerz,

gebrochenem Herzen u. ſ. w. lieſt. Des andern Morgens aber kommt ſie zu dir, und erzählt dir lachend die ganze Geſchichte.

Die Griſette ſezt ihr Handwerk, d. h. das des Bügelns, Nähens und Kleidermachens meiſt bis in ihr ſpätes Alter fort; denn entweder heirathet ſie gar nicht, weil ihre Herren Liebhaber, der Bediente und der Schreiber, andere genommen haben, oder ſie heirathet ihren Schneider, und wird Frau Schneiderin nicht bloß dem Namen nach.

5.

Ein gebildeter Gaſtwirth.

Er war früher Kellner und ſehr mager, denn er mußte flink ſeyn, durfte nur wenig ſchlafen und hatte viel zu thun. Aber er hat ſich etwas erſpart in der Fremde; denn er war in der franzöſiſchen Schweiz, in Baden-Baden und am Rhein; er beſizt auch von Haus aus etwas Vermögen; denn ſein Vater iſt ein ehrlicher Dorfwirth oder ein reicher Metzger. So kauft er ſich denn einen Gaſthof, und zwar am liebſten in der Reſidenz, in keinem Fall auf einem Dorfe.

Wer iſt artiger, als ein neu angehender Gaſtwirth? Die Gäſte mehren ſich, der Wohlſtand mehrt ſich, der Bauch rundet ſich. Es gibt faſt keinen wohlhabenden Wirth, der nicht einen runden Bauch hätte. Warum ſollte er ihn auch nicht haben? Er hat gut zu leben, viel Unterhaltung, wenig Sorgen, mannigfache Bewegung und ſtets Geld im Beutel; und — ſind ſolche Leute je mager? Eine dünne

monsüchtige Gestalt verträgt sich nur mit Kummer, Liebe, Geldnoth, vielem Denken und Hunger, das Alles aber findet bei ihm nicht statt.

Er unterscheidet sich wesentlich von einem Dorfwirthe. Das ist eine derbe breite Gestalt mit viel Weingrünem im Gesicht, der seinen Gästen den Schoppen in der Hand bringt, die brennende Pfeife im Mund und die Mütze auf dem Haupt, der sich ohne Weiteres zu den Einkehrenden hinsetzt, mit ihnen discourirt und à la Kamerade thut. Ein gebildeter Wirth in Schwaben aber ist ein ganz anderer Mann, denn er trägt einen grünen Frack und hat sich stets in ehrerbietiger Ferne von seinen Gästen. Eigentlich hat ein solcher Wirthschaftsinhaber drei Seiten, oder vielmehr dreierlei Gestalten. Er ist Hausvater, er ist Maitre d'Hôtel, er ist dienstthuender Wirth.

Ich kenne keinen liebreicheren Hausvater, als ein Gastwirth ist. Er hat seine Frau aus Liebe geheirathet, d. h. aus Liebe zu dem, was sie hatte und aus Liebe zu ihrer ausgebreiteten Verwandtschaft, und er behandelt sie mit unendlicher Liebe. Ach! er sieht sie des Tags höchstens eine halbe Stunde, warum sollte er sie also nicht lieben? Je weniger er um sie und um seine Kinder ist, um so weniger können sie ihm alltäglich werden. Und muß sie nicht alles besorgen, was Küche und Weißzeug anbelangt? Dafür ist der Herr Gemahl auch galant, und führt sie in's Theater und spazieren, denn er hält eigene Equipage seiner fahrlustigen Gäste zu lieb, und macht alle Jahre eine kleine Reise mit ihr, so lange sie jung ist. Seine Kinder aber werden alle verzogen, und zwar theils von ihm selbst, weil er sie wie ein Spielzeug behandelt, das man nur manchmal benützen darf, theils von der Köchin, die ihnen Alles zuschiebt, natürlich hinter dem Rücken der Eltern, theils von

den Pensionärs oder abonnirten Mittagsgästen, die meist Hagestolze sind und daher an den Kindern einen Affen gefressen haben.

Ein ganz anderer Mann ist der Gastwirth als Maitre d'Hôtel. Da ist er der Herr des Hauses, hat für den Einkauf in Küche und Keller zu sorgen, seine Kellner in Ordnung zu halten, und seine Lehrjungen zu dressiren. Ein schweres Amt! Gut einkaufen, wohlfeil einkaufen! Ordnung erhalten, höflich seyn! Wie oft hat er zu thun, und zu schwatzen, oder nichts zu thun und zu schwatzen, und kommt statt um 9 Uhr um 12 Uhr auf den Wochenmarkt, und findet nur noch unschmackhaftes Gemüse, zähe Tauben und alte Gänse! Wie oft zerbricht der Kellner ein Glas, einen Teller, eine Bouteille, soll er dem ungeschickten Schlingel nicht eine Ohrfeige geben? Oder soll er ihn nicht wenigstens abzanken, daß kein gutes Haar an ihm bleibt? Er thut's nicht selten, denn er ist jähzornig; aber es reut ihn sogleich wieder, denn er hat höhere Rücksichten. Er muß thun, als sähe und höre er nichts; denn was würden die Gäste denken? Die würden sich einen solchen Spectakel schön verbitten. Ja! muß er nicht oft laufen und springen für seine Dienstboten, wenn es diesen beliebt, nicht gerade gegenwärtig zu seyn auf den Ruf eines Gastes, und muß ein freundliches Gesicht dazu machen, wenn ihm die Galle übergelaufen ist? Das Alles muß er thun, wenn er nicht blos Herr des Gasthauses, sondern auch ein gastlicher Wirth seyn will.

Denn für wen ist er da? Für wen müssen alle seine Worte und Handlungen berechnet seyn? Für Niemand, als für seine Gäste. Von ihnen lebt er, also muß er auch für sie leben. Da kommt ein vornehmer Herr; er trägt ein rothes oder blaues Bändchen im Knopfloch, — der

Herr Gaſtwirth fängt jeden Satz mit „Gnädiger Herr“ an, und ſchließt ihn mit einer Verbeugung; da kommt ein Student angeritten, — der Herr Gaſtwirth lacht mit ihm, als wäre er ſelbſt 12 Jahre auf Univerſitäten geweſen, und wenn's ihm nichts weniger als lachend zu Muthe iſt; da kommt eine Dame mit 2 hübſchen Töchtern — der Herr Gaſtwirth weiſt ihnen die ſchönſten Zimmer und die beſten Plätze an der Tafel an, und iſt ſo artig gegen ſie, als der Liebhaber gegen die Mutter ſeiner Geliebten; da kommt ein armer Geſell und Handwerker, — ei! auch der iſt ihm lieb, er heißt ihn ſeinen guten Freund, und ſezt ihm ſeinen Schoppen vor, als wäre er ein Reichsbaron; da kommen ein Paar Bürger oder gar Bauern, — mit denen thut der Gaſtwirth familiär und frägt ſie nach den Fruchtpreiſen und dem Viehſtand, als hätte er ſein Lebetage nichts anderes gethan, als geackert und den Kühen eingegeben. Ein Gaſthof iſt der Zuſammenfluß aller Schattirungen von Menſchengeſichtern; dem Gaſtwirth aber iſt jedes Geſicht gleich, wenn es nur einen Geldbeutel beſizt mit gangbarer Münze. Er fragt nicht nach Religion, nicht nach Stand, nicht nach Gottesfurcht, nicht nach Verſtand, er ſorgt nur, daß der Gaſt gut bedient und er ſelbſt bezahlt werde. Aber meinſt du vielleicht, der ſchwäbiſche Gaſtwirth ſehe verachtungsvoll auf dich herab, wenn du wenig Geld haſt, oder er laſſe dich gar aus dem Hauſe jagen, wenn du gar keines haſt? Du irrſt dich ſehr; unſer Herr Gaſtwirth iſt ein ehrlicher Schwabe, und wenn du auch Einer biſt, oder wenn du ein Geſicht haſt, dem man trauen kann, und keine fremdländiſchen Redensarten im Munde führſt, die von der Falſchheit deines Herzens zeugen, ſo pumpt er dir auch auf ein Paar Wochen, und wenn du ihn einmal ehrlich wieder bezahlt haſt, wohl auch noch länger.

Also ist ein schwäbischer Gastwirth. Und wenn er vielleicht nicht so fein ist, und nicht so nobel frisirt, und nicht so artig gekleidet, und nicht so gut französisch spricht, als ihr Wirthe in Sachsen und Preußen, so treffe ich bei ihm einen guten Wein, und eine gute derbe Kost und einen ehrlichen Mann und eine freundliche Aufnahme und eine wohlfeile Rechnung, und das ist mir lieber als gefärbtes Wasser, Butterschnitten und polirte Redensarten mit schwerfälligem Conto.

6.

Ein Stuttgarter Ladenschwengel.

Sie wissen ohne Zweifel, was ein Ladenschwengel ist, und wenn Sie's nicht wissen, so will ich es Ihnen sagen. Ein Ladenschwengel ist ein Mensch, der neben freier Atzung um 100 — 200 fl. den ganzen Tag im Comptoir ist und schreibt, oder im Laden steht und für ein Paar Kreuzer Band herunterschneidet und sechs Loth Schnupftaback verkauft. Er sieht gerade aus, wie ein ganz gewöhnlicher Mensch, weder ganz gescheidt, noch ganz dumm, weder ganz groß, noch ganz klein, weder ganz alt, noch ganz jung, weder ganz tugendhaft, noch ganz verdorben.

Die Stunde schlägt sieben Uhr. Nun sehen Sie ihn, er geht auf's Comptoir (er heißt den Laden auch Comptoir); betrachten Sie ihn näher: er ist nach der neuesten Façon; der Hut sizt schief auf dem Kopf; Rock und Hosen sind frisch ausgebürstet; die Zipfel des Halstuches fliegen gerade aus; in der Rechten hält er einen Stock mit einer schwarzen Quaste; in der Linken die Handschuhe, die er aber nicht anzieht, damit sie lange neu bleiben. Er geht

auf's Comptoir. Der Herr Principal ſind ſchon da. Der Hut wird an ſeinen Ort gehängt, der neue Rock mit einem alten vertauſcht, den er zu dieſem Zwecke immer da hat; die Federn werden geſchnitten, oder er ſtellt ſich hinter den Ladentiſch. Nun ſchreibt er bis 12 Uhr, oder er iſt im Magazin bis 12 Uhr, oder er wiegt Zucker aus bis 12 Uhr. Aber die Mittagsſtunde hat geſchlagen; die Feder wird weggeworfen, der neue Rock wird wieder angezogen, und der Stock zur Hand genommen. Er geht zum Mittageſſen. Nun ſchlägt es 2 Uhr. Sehen Sie ihn wieder? Er iſt es, der nämliche Herr, er geht wieder in's Comptoir, und treibt's wieder, wie am Vormittag, bis Abends 6 Uhr und auch noch länger. Aber wo geht's nun hin? In die Actienbrauerei, meine ſchöne Dame, oder in's Cerevisle. Denn er liebt burſchikoſe Ausdrücke, und möchte für ſein Leben gern nur auch ein Bischen für einen Studenten angeſehen werden. Er bat Erlaubniß, bis 10 Uhr auszubleiben, und der Herr iſt ein lebensluſtiger Mann, und das Bier iſt ſehr wohlfeil, und er trinkt mehr als ihm ſchmeckt, damit er ſich nachher rühmen kann: „Geſtern waren wir einmal fidel und haben geſoffen, wie die Kameeler", worin er gar nicht Unrecht hat, in lezterer Beziehung; die ganze Fidelität beſtand aber in einigem Geſchrei und in einem Ramſe, denn ein edleres Spiel kennt er nicht. Aber jezt ſchlägt es 10 Uhr; er muß nach Hauſe, ſein Herr Principal will es ſo und er hat keinen Hausſchlüſſel.

Sehen Sie, Madame, das iſt ein Ladenſchwengel! Und ſo lebt er 6 Tage lang, vom Montag bis Samſtag, einen Tag wie den andern. Aber Sie kennen ihn noch nicht ganz. Wie könnten Sie auch? Sie haben den Sonntag noch nicht erlebt. Erlauben Sie Ihren Arm, meine ſchöne Leſerin; wir begeben uns in die Königsſtraße. Die

schöne Welt war fromm, d. h. in den verschiedenen Kirchen, und geht nun spazieren. Aber wer sind denn diese jungen Herrn alle? Mein Gott! wie reich gekleidet! Neue Filzhüte, neue Fräcke, neue Hosen, neue Stiefeln, und Alles glänzend nach dem neuesten Pariser Schnitt! Goldene Ketten über der Weste, und eine Menge Ringe an den Fingern! Die müssen wohl reich seyn! Hören Sie nicht, wie sie schwatzen und lachen? Sogar hie und da französische Brocken! Gewiß sehr noble, gebildete Leute! Wahrscheinlich Reisende, d. h. Fremde, die zu ihrem Vergnügen reisen! — Madame, das sind die Herren Ladenschwengel. Sie haben die ganze Woche geschrieben und gemessen; der Sonntag gehört ihnen.

Der ächte Ladenschwengel steht Sonntags sehr früh auf. Er geht, wenn's Sommer ist, nach Kannstadt an den Brunnen, er trinkt seine sechs Gläser Sauerwasser, als wär's ihm vom Arzt verordnet, wie einem wirklichen Badgast. Sie könnten auch aus seiner Miene und seinem Bekanntthun schließen, er sey ein Badgast, und wahrhaftig, es ist auch gar nicht seine Absicht, Sie das nicht glauben zu machen; im Gegentheil wäre es ihm sehr recht, wenn Sie es glaubten; denn er möchte gern für Etwas angesehen seyn, und wär's auch nur für Einen, der Geld hat. Vom Brunnen geht's in den Garten des Wilhelmsbades, dort trinkt er Caffee und spricht eine Menge von Bekannten; hauptsächlich macht er sich an die, welche etwas gelten in der Gesellschaft, und wenn er sie auch nur daher kennt, daß sie manchmal sich etwas von ihm im Laden geben ließen. Aber um 9 Uhr ist er schon wieder in Stuttgart; denn er versäumt die Kirche nie. Er geht in die Kirche, um nachher mit gewissen Leuten, die auch in der Kirche waren, über die Predigt sprechen und räsonniren zu können; die Predigt

aber verſteht er nicht, wenn ſie nicht ganz einfach iſt; auch giebt er oft nicht Achtung, oder ſich wenigſtens den Anſchein, als ob er nicht Achtung gäbe, denn das iſt nobel und ſashionable. Noch der Kirche iſt er auf der Königsſtraße zu ſchauen. Das iſt ſein Glanzpunkt; denn das iſt für die Stuttgarter, was für die Wiener der Prater iſt. So verbringt er den Vormittag vollends, entweder ſtets die Königsſtraße auf- und abſpacierend, oder zur Abwechslung bei Silber, oder Brinzinger, oder Herrmann eine Cigarre rauchend und zum Fenſter hinausſchielend. Aber Nachmittags, da bekommen Sie ihn nicht zu Geſicht. Da iſt er verſagt; er kann unmöglich mit Ihnen gehen; er iſt ſo dringend gebeten worden; es wäre gar Nichts ohne ihn; er muß ja eine Landparthie machen, eine Landparthie mit Frauenzimmern, und die ſind alle in ihn verliebt, ſterblich verliebt, und ſie warten nur auf ein erklärend Wort von ihm, um ihm um den Hals zu fallen; aber er ſchweigt weislich ſtille, denn die könnten ihn beim Wort nehmen und er müßte ſie am Ende heirathen, und er iſt doch eine ſo gute Parthie, die man nicht nur ſo der nächſten beſten an den Kopf wirft! O du armer Ladenſchwengel! Wie groß iſt deine Weiberkenntniß! War ich nicht ſelbſt einmal dabei, bei ſolch' einer Landparthie, von einem „Löwen der Ladenſchwengel" dazu genöthigt, und hatte er nicht zwei Mädchen eingeladen, deren eine er ſchon über ein Jahr pouſſirte, und bei der er glaubte, er ſtehe ſchon hoch in der Gunſt und hatte noch nicht einmal einen Kuß von ihr bekommen, und mußte ich nicht mitfahren, damit ihm kein Anderer in's Gehege gehe, weil er mit traute, und hat ſie nicht dann beim Pfänderſpiel mich, den ſie zum erſten Male ſah, allen andern vorgezogen, daß ich ſie immer abholen mußte, wenn ſie in's Waſſer gefallen war 10 Schuh tief,

mit 10 brennenden Küssen, und habe ich sie dann nicht nach Hause begleitet und sie war mein Schatz ein Vierteljahr lang, und der „Löwe" merkte nichts, bis er einmal ein Briefslein von ihr auf meinem Nachttisch liegen sah, worin sie mir über Dinge schrieb, die er nie für möglich gehalten hätte? Ja, ihr kennet die Mädchen, ihr Ladenschwengel! Darum sagt ihr auch gleich einer Jeden das Schlimmste nach, wenn sie euch nur einmal zufällig angesehen hat, und meint, die sey nun euer, weil ihr noch nie eine verführt habt! Die Sache ist nicht immer so leicht, als man glaubt.

Der Ladenschwengel bleibt Ladenschwengel bis in sein 24tes Jahr und noch länger, wenn es ihm inzwischen nicht geglückt ist, Reisender zu werden, wonach all' sein Dichten und Trachten geht. Fahren und immer fahren dürfen, in der Welt herumhaudern dürfen, nicht um diese zu sehen, sondern um sich sehen zu lassen und seine ausgezeichnete Figur; in Wirthshäusern angesehen zu seyn, und Witze, die er da gehört und unterwegs gut einstudirt, dort als eigenes Fabrikat auftischen zu können und also seinen Verstand bewundern zu lassen, was giebt's Schöneres auf dieser Welt? Hat er's nun ein Weilchen so getrieben, so sezt er sich und fängt sein eigenes Geschäft an. Früher sprach er zwar viel von dem Handel en gros und verachtete den Handel en détail; aber er hat seine Ansicht geändert; er kauft sich einen Laden in einem Landstädtchen, wenn's nicht gar ein Dorf ist; er heirathet eine Bürgerstochter, sie mag schön seyn oder nicht, wenn sie nur einige Tausend Gulden im Vermögen hat und eine angesehene Familie, damit die Verwandten all' ihren Schnupftaback und Caffee bei ihm holen lassen.!

Warum er eigentlich gelebt hat, weiß man nach seinem Tode nicht zu sagen.

7.

Der Wingerter, zu deutſch: Weingärtner.

Der Wingerter hat ſchlechte Waden, breite Füße, eine braune Geſichtsfarbe, und einen gekrümmten Rücken, Kopf und Bruſt nach vorwärts gebeugt. Er iſt ſehr mager und ſieht etwas herabgekommen aus. Rothe Wangen hat er gar nie.

Es giebt auch keinen geplagteren Menſchen, als einen ſchwäbiſchen Weingärtner. Die Weinberge liegen meiſt ſehr ſteil an den Bergen des Neckar-, Rems- und anderer Flußthäler, und machen auſſerordentlich viel zu ſchaffen. Ein Ungar würde lieber keinen Wein pflanzen, als mit ſolcher Mühſeligkeit. Im Herbſte, wo der Wein kaum gekeltert iſt, fängt der Wingerter an zu arbeiten auf das künftige Jahr. Da müſſen die Reben gelegt und mit Miſt bedeckt werden, und das dauert bis in den tiefen Winter hinein. Nun werden zu Hauſe Pfähle geſchnitzelt, damit man im Frühling die Reben daran knüpfe; ſobald aber die erſte Lerche erſcheint, iſt der Herr des Weinbergs ſchon wieder auf ſeinem Eigenthum und arbeitet und mühet ſich ab auf den Herbſtlegen hin. Stets ſieht man ihn die Hacke in der Hand, oder den Butten mit ſchwerer Laſt auf dem Rücken, Erde aufhackend oder von einer Stelle zur andern tragend; dann verſieht er wieder die Stelle des Maurers und verbeſſert die kleinen Mauern, deren es auf ſeinem Weinberge ganze Reihen giebt, teraſſenförmig aufſteigend; und alle Tage beginnt er von neuem wieder am frühen Morgen, und manch heißer Schweißtropfen rinnt von ſeiner gefurchten Stirne in den heißen Sand, denn an den ſteilen

Bergen glüht die Sonne des Sommers noch einmal so heiß, weil ihre Strahlen senkrecht auffallen. Wie oft aber ist all' dieser Schweiß vergebens, wenn ein Reifen im Mai, oder ein rauher Wind im Juni alle Hoffnungen auf dießjährige Erndte zu nichte gemacht hat! Und doch darf er nicht aufhören, zu arbeiten. Er muß schaffen, wie wenn er im Herbst erndten würde, damit der Weinstock doch wenigstens im nächsten Jahre seinen Ertrag leisten könne. Ein Weingärtner in Württemberg ist daher stets ein Muster von Geduld. Wer könnte auch Geduld besser erlernen, als wer schaffen muß, wo er voraussichtlich keinen Genuß davon hat? Und wenn er auch einen hat, wie groß ist er? Giebt's viel Wein, so gilt er wenig, und gilt er etwas, so giebt's um so weniger. Und hat er nicht das ganze Jahr hindurch auf den Erlös im Herbste hin zehren müssen? Hat er nicht Schulden gemacht, die er mit dem nun gewonnenen Gelde kaum wieder berichtigen kann? Ach! und wenn er nun nichts erlöst im Herbste, was ist dann sein Loos? Das Wenige, was er besitzt, hat er verpfändet, sein leztes Eigenthum muß er verkaufen, und darben ein ganzes Jahr lang. Darf er ja sogar im glücklichsten Falle, in gesegneten Jahrgängen nichts kosten von dem, was er selbst gepflanzt und geerndtet! Muß er doch allen Wein verkaufen, um wieder Credit zu bekommen, und sich begnügen mit schlechtem Moste, oder noch weniger mundendem Wasser, während Andere an seinem edlen Gewächse sich erlaben dürfen! Ein trauriges Loos!

Eine Freudenzeit hat der schwäbische Winzer im Jahre: die Zeit des Herbstes, wenn der Wein gerathen ist. Noch scheint die Sonne warm und hell genug, der Himmel ist blau und lachend, und der Winzer ist mit seiner ganzen Familie im Weinberg, und die Trauben werden fröhlich

geſammelt in die Körbe und luſtige Lieder ertönen aus dem Munde der leichtgeſchürzten Winzerinnen, und der Weingärtner ſeufzt nicht unter dem ſchweren Butten, der ihm den Rücken krumm drückt, und das Abfeuern der Piſtolen hallt bis ſpät in die Nacht hinein, alle Herzen ermuthigend. An dieſen Tagen iſt und trinkt Alles zur Genüge, und wer in den Weinberg kommt, dem wird gaſtfreundlich angeboten, was man hat: Trauben, Wein und Käſe. Abends aber erklingt aus jedem Wirthshaus eine freudige Geige und Clarinette, denn es iſt große Feſtzeit im ganzen Unterlande.

Vermögen iſt nie viel da. Denn ein Mann kann nur wenige Weinberge zur Genüge beſorgen, weil ſie zu viel zu ſchaffen machen. Seine Wohnung iſt eine kleine Hütte, ein Zimmer mit einer Kammer daneben, und in dieſen beiden ein Tiſch, ein Paar Stühle und ein Himmelbett, worin zur Noth die ganze Familie Platz hat. Im Stall meckert eine Gaiſe, und iſt vollends noch eine Kuh da, ſo iſt der Reichthum nicht gering.

Sein Character verräth viel Verſchmitztheit, was vom Handeln und Mäckeln im Herbſte herkommt.

8.

Der Herr Decan.

Ein Decan hat einen dicken Bauch, ein Prälatengeſicht und viel Amtsmiene darin. Früher hieß er Special und war Specialſuperintendent, wie der Prälat Generalſuperintendent, immer aber war er ſtolzer, als der Prälat ſelbſt, weil kleine Souveräne ſich immer mehr einbilden, als große.

Da ſizt er, der Herr Decan, in einem bequemen Altvater- oder Lehnſeſſel, im zißenen Schlafrock, die beiden Arme aufgeſtüzt, vor ſich den Schreibtiſch mit unendlichen Acten und Papieren, die Füße in weiten Winterſchuhen, auf dem Kopfe ein ſammtnes Käppchen, in Form einer Cervis- oder Jakobinermüze.

Er iſt aber kein Jakobiner, ſondern ein orthodoxer Rechtgläubiger und unterthäniger Unterthan. Hat er ja doch zu berichten über die revolutionären und nicht revolutionären Geſinnungen der Herren Pfarrer und Vikare, und Schulmeiſter und Proviſoren, die ihm untergeben ſind, obgleich von Staatswegen, wie nach unſern Geſezen bekannt iſt, durchaus keine Rückſicht auf ſolche Berichte genommen wird! Hat er ja doch zu leiten die Disputationen und Conferenzen, und zu wachen über die kirchlichen Geſeze, und in Vollzug zu ſezen alle höhern Befehle, und die Kirche in ihren Gliedern zu wahren vor jeder unkirchlichen Meinung und Straußiſch-mythiſcher Anſicht! Weil ihm aber ſo Wichtiges überlaſſen iſt, darum iſt er auch ein vornehmer Mann. Er iſt das Mittelglied zwiſchen Pfarrer und Conſiſtorium, zwiſchen Schullehrer und Studienrath. Ihm muß jede Bittſchrift um Beförderung, Verſezung, Beſoldungsverbeſſerung und dergleichen Dinge übergeben werden, damit er einen Beibericht mache, wie es ihm beliebt, d. h. der Wahrheit gemäß nach Recht und Gewiſſen. Nach dieſem Bericht aber richten die Obern. Er hat die Befehle des Conſiſtoriums und des Studienraths unter die Leute zu bringen, und die günſtigen oder ungünſtigen Endurtheile ſeinen Pfarrern und Lehrern mitzutheilen. Darum Reſpect und Devotion vor ſeiner Hochwürden!

Früher war er noch vornehmer, da man ihn noch

Special hieß, und er stellte sich sogar über den Oberamtmann, der doch damals zugleich Oberamtsrichter war. Jezt freilich ist's nicht mehr so, weil die Welt weltlicher geworden ist und das Corpus juris mehr gilt, als die Bibel. Darum nimmt der Herr Decan auch den Schein von Demuth an, gleichwie sich der Papst den Diener der Diener nennt. Aber im Innern wurmt ihm nichts tiefer, als daß sein Name bei Protocollen oder Bekanntmachungen des gemeinschaftlichen Oberamts- oder Oberamtsgerichtes nicht auf der ehrenvollern Seite unterschrieben steht. Der größte Beweis seiner Herablassung ist's, wenn er einen Pfarrer: Collega nennt; doch einen Pfarrer habe ich noch nie wieder sagen hören zu ihm: Collega. Und manchmal glänzt ihm die Freude aus den Augen, wenn er seinen Collegen abputzen darf auf Rechnung des Consistoriums, und wäre er auch mit demselben noch auf der Universität gewesen und stünde Du und Du mit ihm. Denn auf der Universität da war der Herr Decan ein Stubenhocker und Bücherfresser, und konnte lateinisch sprechen und griechisch schreiben und hebräisch denken, und wußte alle Kirchenväter auswendig und von allen Päpsten den Geburtstag, und kann es deßwegen auch nicht leiden, wenn ein Anderer auch etwas wissen will, oder gar ihm nicht immer Recht giebt; der lustige Compromotionalis aber spielte eine Rolle unter den Studenten, und den Stubenhocker sah man über die Achsel an, trotz seiner Gelehrsamkeit. Das hat ihn tief verdrossen und er hat gedacht in seinem Innern: Wart nur, bis ich einmal Decan bin und Du Pfarrer, dann ist das Verhältniß umgekehrt und wir werden schon mit einander sprechen, aber aus einem andern Tone, und — ein ehrlicher Christ hält Wort.

Das Ideal des Decans ist das Prälatenthum. Die-

ſem zu lieb thut er Alles: er befördert pietiſtiſche Meinungen, wenn der Pietismus im Conſiſtorium Platz genommen hat; er ſchreibt Bücher, um dadurch als gelehrt zu erſcheinen; er iſt in allen Dingen devot und unterwürfig, aber oft nicht einmal höflich gegen Leute, die unter ihm ſtehen. Wieder ein ſimpler Landgeiſtlicher zu werden, wäre ihm unmöglich; wie ſollte er, der zu befehlen gewohnt iſt, von einem andern Decan wieder Befehle annehmen? Thut es ihm doch ſchon unendlich weh, wenn er nur auf kurze Zeit, ſey's einer Krankheit oder einer Reiſe halber, den Scepter ſeiner Amtswürde in die Hände des Helfers oder eines Pfarrers ſeiner Diöceſe niederlegen muß! Iſt ihm ja doch nichts heiliger, als das Heiligthum ſeines Regententhums! Die beſte Art der Heiligthaltung däucht ihm das Heimlichthun.

Die Beſoldung eines Decans iſt nicht allzugroß, gewöhnlich nicht höher als 1200 fl. Früher hatte er kaum ſo viel Firum, und doch ſtand er ſich weit beſſer. Da war ein kirchlicher Diener eben auf einen friſchen Platz ernannt worden; hier kam ein Pfarrer und wollte eine beſſere Stelle; dort ein Schulmeiſter und hätte ſich gerne von einer Klage gereinigt; jezt ein Vikar und ſuchte angeſtellt zu werden; dann ein Proviſor und möchte ſeine Stelle wechſeln; dort ein Bauer und bat, ſeinen Eheprozeß zu fördern, und von allen dieſen kam keiner mit leeren Taſchen, und keiner ging mit vollen, und endlich kam das Neujahr, das gute Neujahr, und es brachte einen Ducaten von jedem Pfarrer und einen Kronenthaler von jedem Schulmeiſter, und von Andern kleinere Gaben, und die Victualien-Beifuhr wurde nicht einmal angeſchlagen. Jezt aber und ſchon lange her hat ſich die Sache geändert. Wie ungerecht! Nicht einmal Geſchenke mehr darf er

annehmen, der leutſelige Decan! Er nimmt auch keine mehr, aber die Frau Decanin iſt nicht böſe über ein kleines Angedenken und über eine Pfarrmetzelſuppe von einem Viertelſchweine.

Der Decan ſtirbt gewöhnlich, ehe er Prälat wird, höchſt ärgerlich über nicht anerkannte Verdienſte. Sein einziger Troſt iſt noch der, daß ſeine Leiche ſolenn genug wird, weil alle Geiſtlichen in Amtskleidung derſelben beiwohnen müſſen.

9.

Der Dorfbarbier.

Der Dorfbarbier trägt gewöhnlich einen ins Braune ſpielenden Frack, der früher ſchwarz geweſen ſeyn konnte, eine farbige Weſte, eine rothe Naſe, graue lange Hoſen, die vor Zeiten neu waren, eingefallene Wangen, ein ungekämmtes Haar, ſchwindſüchtige Beine, und waſſerfarbene, etwas triefende Augen mit rother Augenliedereinfaſſung.

Der Dorfbarbier geht ſehr ſchnell und hat auſſerordentlich viel zu thun. Sein erſter Gang geht zum Paſtor des Orts. Dieſer bekommt das Raſirmeſſer friſch geſchliffen und die Serviette friſch gewaſchen. Der zweite Gang geht zum Schultheißen, dann kommt der Schulmeiſter, und dann die Rathsherren und endlich der übrige Pöbel. Seine liebſten Kunden ſind übrigens die Wirthe, die nicht umhin können, ihm ein Gläschen Kirſchengeiſt oder Schnaps zu offeriren. Sein Hauptwerktag iſt der Sonntag-Vormittag. An dieſem Tage muß er ſich früher als gewöhnlich auf die Beine machen, um ſeine vornehmeren Kunden

zu beſorgen; denn von 8 Uhr an iſt ſeine Wohnung überfüllt von Handwerkern und Bauern und Taglöhnern, die die ganze Woche keine Zeit hatten, ſich den Bart abnehmen zu laſſen, nun aber friſch raſirt die Kirche beſuchen wollen.

Der Dorfbarbier iſt weit herum gekommen. Er hat als reiſender Barbierersgehülfe die Welt geſehen. Von ſeinen Reiſen hat er ſeine Bildung und ſeine Kenntniſſe her. Wo ſollte er ſie anders her haben? Sein Vater war ein armer Bauer; beim Dorfbarbier, der zu ſeines Vaters Zeiten en haut war, ging er in die Lehre, und lernte gerade ſo viel, als dieſer ſelbſt wußte, nämlich raſiren, Aderlaſſen und ſchröpfen. Allein er begnügte ſich nicht damit. Viele Jahre ſtreifte er herum, manchmal ſogar ins Franzoſenland hinüber. Vielleicht war er vollends gar einmal mit im Felde, und kehrte ruhmgekrönt nach Hauſe. Er kann jezt nicht mehr blos raſiren und ſchröpfen und zur Aderlaſſen; er kann das Haar nach der neueſten Mode ſchneiden, d. h. nach der Mode, welche vor ſeiner Heimkehr Mode war, denn bei dieſer bleibt er ſtehen, ſo lange er Dorfbarbier iſt. Er kann ferner den Puls fühlen, und eine bedenkliche Miene dazu ſchneiden; er kann ſogar zwei bis drei Recepte auswendig, die auf alle Fälle paſſen und alle Krankheiten aus dem Fundamente heilen. Seine Hauptforce aber liegt in ſeiner Sprache. Dieſe iſt ſehr gebildet, halb ſchwäbiſch, halb ſächſiſch, und vermiſcht mit fremden Redensarten und franzöſiſchen Brocken, die er in ſeinen Feldzügen erobert hat. Darum iſt er auch im ganzen Dorfe hoch angeſehen und Niemand nennt ihn anders als Herr Doctor. In allen Nöthen des Leibes ſpringt man zu ihm, und ſein Wort ſchon tröſtet und hilft, wenn auch der Patient darauf geht. Denn einen wirklichen Arzt holen zu laſſen — das koſtet zu viel, und er wohnt zu

weit entfernt, und man könnte den Doctor im Dorfe erzürnen, und ein anderer Doctor hätte dem Kranken am Ende auch nicht helfen können.

Zu Hause ist der Barbier selten. Er ist immer auf den Füßen, immer in Bewegung, darum weiß er auch alle Tagesneuigkeiten. Ihm wird Alles anvertraut, er wird um Alles um Rath gefragt, und Alles geht unter dem Siegel der Verschwiegenheit, und unter demselben Siegel theilt er's Andern wieder mit. Daran läßt er es nicht fehlen, und ist in dieser Hinsicht ein altes Weib. Darum versteht er es aber auch, seine Kunden auf's trefflichste zu unterhalten, und oft tragt sich's zu, daß er Dir, während er mit seinem Messer sanft an Deiner Kehle herunterfährt, mit der größten Ruhe und geläufigsten Sprachfertigkeit erzählt, wie heute Nacht sich Einer den Hals abgeschnitten. Am wichtigsten wird seine Person Abends von 6 Uhr an. Denn da ist er im Wirthshaus. Er war zwar schon in vielen, den langen Tag über; das bringt sein Geschäft so mit sich und der angeborne Durst; aber er war es nur kurz, nur vorübergehend. Nun aber bleibt er sitzen; er sizt mitten unter den Bauern, und alle horen ihm andächtig zu; denn er erzählt von seinen ledigen Jahren. Jezt wird die Zeitung gebracht? Wo liegt Philadelphia? Wo Madrid? Wo Hildburghausen? Er weiß von Allem Bescheid. Er ist ja überall selbst gewesen, oder doch ganz in der Nähe. Es würde ihm auch nicht darauf ankommen, wie jener große Redende, steif und fest zu behaupten, mit den Dardanellen zu Mittag gespeist zu haben. Besonders auffallend zeigt sich sein Genie in der Erklärung der Fremdworter. Er nur weiß zu sagen, was diese oder jene Redensart bedeutet; er kennt die Torys eben so gut als die Whigs, und ist mit den Beweggründen beider Parthien genau

vertraut. Er kann genau angeben, wann und warum dieſer oder jener König Krieg oder Frieden anfangen muß. Mit einem Wort, er iſt ein groſser Politiker. Eine beſtimmte politiſche Richtung verfolgt er jedoch nicht, wenigſtens nicht äuſſerlich. Morgens beim Pfarrer oder gar Gutsherrn, wenn einer da iſt, iſt er auf Seiten der Ariſtokratie; bei den Bauern aber iſt er auf der Seite der Bewegung; und man wollte ſchon behaupten, das ſey ſeine eigentliche Ueberzeugung. Ein Abend ohne ihn im Wirthshaus wäre ſehr langweilig. Darum iſt er auch allgemein beliebt, und manchem Reichern kommt es nicht darauf an, dem armen Barbier einen Schoppen kommen zu laſſen, nur damit er da bleibt und nicht anders wohin geht, wo ein Anderer ihm einſchenken ließe. Sein liebſtes Getränke iſt übrigens der Schnaps. Er hat vielfache Gründe dafür, wovon ich jedoch blos einen anführe, nämlich den, daß er das wohlfeilſte und am ſchnellſten zum Ziele führende Getränke iſt. Ohne einen Schnaps kann er gar nicht zu Bette gehen, und ohne einen Schnaps Morgens ſein Haus nicht verlaſſen. Er würde Niemanden raſiren können, hätte er nicht vorher Branntwein getrunken. Denn dieſer hält Leib und Seele zuſammen, und giebt ſeinen Nerven wieder die gehörige Schwungkraft, daß ſie nicht mehr zittern, wie Eſpenlaub.

Der Dorfbarbier iſt, wie das bisherige gezeigt, eine öffentliche Perſon. Darum bekümmert er ſich auch um das Hausweſen gar wenig. Zwar iſt er immer verheirathet und hat auch Kinder. Aber die Erziehung derſelben wird der Frau überlaſſen, mit der er jedoch immer in Unzufriedenheit lebt. Er behauptet immer, ſie allein ſey Schuld an dieſem Unfrieden, und wenn man ihn hört, ſo hat er ganz recht. Wenn er aber nach Hauſe kömmt, ſo hat er

meiſt Unrecht; denn ſeine Frau iſt gar oft bereit, ihm dieß mit ihren Zähnen und Händen zu beweiſen, falls er daran zweifeln ſollte, und er iſt zu betrunken und zu geſchwächt, um dieſen Beweis verhindern zu können, oder gar den Gegenbeweis zu führen.

Er lebt nicht lange und hinterläßt nie Vermögen.

10.

Ein Stuttgarter Biergarten.

Ein Stuttgarter Biergarten iſt ein Garten mit verſchiedenen Gängen, die mit Sand belegt ſind, einigen Bäumen, die Schatten gewähren ſollen, und einigen Duzzenden Tiſchen und Bänken, an welchen Leute ſitzen, welche Bier trinken. Er iſt noch nicht ſehr alt; das ſieht man an dem Zaune, der noch ziemlich gut erhalten iſt. Früher war er meiſtens ein Weinberg, aber der Wein, der da erzeugt wurde, hatte gar oft viele Aehnlichkeit mit dem Eſſig, und nicht einmal mit dem Weineſſig. Er iſt ein Freund der guten Ausſicht, denn man überſieht von ihm aus eine große Landſchaft, oft auch die ganze oder doch die halbe Stadt.

Ein Stuttgarter Biergarten iſt ein abgeſagter Feind des Winters. In dieſer Jahreszeit legt er Trauer an, aber keine ſchwarze, ſondern weiße, wie die Chineſen, und iſt für Jedermann unſichtbar. Keine Gewalt kann ihn bewegen, in dieſen Zeiten ſeine Thüre zu öffnen; er iſt traurig und in ſich gekehrt und wartet des Frühlings. Da grünet er und treibt und ſproßt und belaubt ſich, und die

Vögelein schlagen ihre Nester in ihm auf und pfeifen lustige Liedlein, und es ist eine Lust, es mit anzusehen, wie er täglich mehr zunimmt an Kraft und Fülle. Seine eigentliche Lebensperiode beginnt aber erst mit dem Ende des Mai, wenn die Sonne anfängt zu brennen, und auf den heißen Tag ein kühler Abend im Schatten der Bäume ersehnt wird. Da ladet er jedermänniglich freundschaftlichst ein zum Besuche und giebt alle Tage große Gesellschaft. Zwar in der Frühe Morgens liebt er dieselbe nicht, und öffnet seine Toilettenzimmer selten; er gleicht hierin einer vornehmen Dame; allein Mittags gibt er stets Audienz. Er hat sich deßhalb verschiedene Kammerjungfern angeschafft, welche die Gäste auf's flinkste zu bedienen stets bereit seyn müssen. Je höflicher die Gäste sind und je zuvorkommender gegen die Dienerschaft, um so flinker werden sie bedient; und man kann Alles haben, was man will, jedoch keine anderen Getränke als Bier. Im Essen liebt er Frugalität; wer nicht mit Käse, Butter, Schinken, Braten, Wurst und Rettig zufrieden ist, der kann immerhin zu Hause bleiben, oder in einen Gasthof gehen. Auch sieht er nicht gerade darauf, daß außerordentlich viel getrunken wird; im Gegentheil hält er viel auf Anstand und liebt deßhalb eigentliche Trinkgesellschaften nicht außerordentlich, die deßwegen auch selten bei ihm zu treffen sind. Diese weist er vielmehr in's Haus daneben, wo sie ungestört jubeln und zechen können. Wie wäre es auch schicklich, wenn eine so noble Gesellschaft, wie sich eine bei ihm versammelt, durch wildes Geschrei und betrunkene Rufe gestört würde! Dagegen liebt er eine solide Unterhaltung mit Damen. Diese sind seine Hauptpassion, und nichts geht ihm über ein junges Mädchen in ihren Rosenjahren. Er hat deßwegen in der Woche einen besondern Tag sich auserwählt, wo all-

gemeine Damenunterhaltung Statt findet; und jeder Biergarten hat seinen Gallatag.

Es ist 4 Uhr, siehe da strömt eine Menge Menschen durch das Thor hinaus, alle festlich angezogen und zierlich gepuzt; jung und alt, schön und häßlich, weiblich und männlich, angestellt und nicht angestellt, arm und reich, hoch und nieder, aber alle für heute Abend zu einem Zwecke vereinigt; sie wollen sich erlustiren im Biergarten. Und oben von einer Terasse herab, oder aus der Mitte des Gartens, erschallt eine herrliche Trompetermusik, stets dieselbe alle Jahre, aber doch stets abwechselnd in ihren Melodien, stets Neues producirend. Man sieht, daß es ihm nicht um eine große Einnahme zu thun ist, sonst wäre die Entrée nicht blos auf drei Kreuzer gestellt. Vielmehr will er blos viele Gäste haben; und je stärker die Versammlung, um so stolzer ist er; denn es ist dieß ja ein Beweis, daß seine Soireen die nobelsten sind. Wie jubelt er da, und mit ihm sein Inhaber, wenn Alles überfüllt und kein Platz mehr leer ist, und sogar die Rasen von Trink- und Schmauslustigen besezt sind! Wie freundlich zeigt er sich da gegen die Mütter und ihre Töchterleins, wenn sie den Strickstrumpf in der Hand, oder die Näherarbeit auf dem Schooß da sitzen bei Vater oder Bruder, oder Onkel, oder Geliebten oder Pousseur, und zierlich am Bierglas nippen und Butterbrod verspeisen und süße Plaudereien verführen! Wie galant ist er sogar und bietet ihnen ein schönes Roslein an, das ihm selbst zur Zierde gereicht, daß sie es pflücken und ihren jungfräulichen Busen mit schmücken! Also wie gesagt, er ist ein Liebhaber des weiblichen Geschlechts und dieses ist dafür auch nicht undankbar. Im Gegentheil: manch' holder Mund, den ein zierlicher Galan oft Jahre lang bitten muß um das süße Wort: „Liebe", benennt gleich

nach dem erſten Beſuch den Biergarten mit dem Beinamen: „mein Lieber"; und manche Dame, welche die ganze Woche nicht aus dem Hauſe kommt, und ſich kaum Zeit nimmt, die Haare zu ordnen, die putzt ſich an des Biergartens Gallatage und läßt ſich den Beſuch nicht nehmen. Ja manche derſelben thut ihm ſogar die Ehre an, und nimmt ſich die Mühe, und erſcheint alle Male in einem andern Kleide, damit ſie ihm und vielleicht auch Andern, die ihn beſuchen, immer neu erſcheine! Der Gallaabend im Biergarten iſt ihr faſt ſo lieb, als der Sonntag Vormittag in der Kirche. Sieht ſie ja doch faſt noch mehr Herren und wird von Mehreren geſehen! Die Herren aber, das weiß der Biergarten wohl, ſind überall, wo es ſchöne Damen giebt, und wenn das Bier auch ſchlecht wäre, was gar oft der Fall iſt. Sie kommen ja nicht, um zu trinken, ſondern um zu ſehen und zu ſprechen, und dabei eine Cigarre zu rauchen. Gar manche Bekanntſchaft wurde im Biergarten geſchloſſen, wozu ſonſt keine Gelegenheit geworden wäre, und führte zu Freude oder Leid, je nachdem die Verhältniſſe waren.

Wie aber der Biergarten ſeinen Gallatag hat in der Woche, ſo auch ſeinen großen Audienztag. Am Sonntag ſind alle Bürger Herren und alle Handwerker Freiherren. Das weiß der Biergarten wohl, und thut deßhalb am Sonntag auch nicht ſpröde, ſondern läßt Alles herein, was einen Rock anhat oder einen Unterrock; Mädchen aller Art, Männer aller Art, Frauen aller Art; ein wahrer Miſchmaſch, oft nobel, oft nicht nobel, meiſtens aber das Letztere. Aus dieſen Beſuchen zieht der Garten ſeinen Vortheil, und vom Vortheil lebt man. Denn die Leute am Sonntag verzehren mehr, als den Tag zuvor die Vornehmeren. Allein ganz ſo geputzt zeigt ſich dennoch der Garten nicht,

denn er hat da selten Trompetermuſik, ſondern höchſtens ein Paar böhmiſche Geiger.

So treibt's der Stuttgarter Biergarten bis in den tiefen Herbſt hinein, wo es oft ſchon recht kalt und ſchaurig ſich ſitzt unter freiem Himmel. Denn er kann ſich von ſeinen lieben Gäſten kaum trennen, und es thut ihm weh', ſeine Winterkleider wieder vorziehen und ſich verpuppen zu müſſen, wie eine Raupe. Und ſchon im Herbſt freut er ſich wieder auf den Frühling, wo er als Schmetterling aus der garſtigen Puppe hervorkriecht, wie Hans Eulenſpiegel beim Bergfleigen auf's Berghinabgehen; mit ihm aber freuen ſich die Actionärs oder Inhaber, die an ihm ein theures Kind groß gezogen haben, das blos eine kurze Zeit über im Jahre etwas verdienen kann.

11.

Der Dorfſchultheiß.

Der Dorfſchultheiß iſt der erſte Vorſtand im Gemeinderathe, der zweite im Kirchenconvente. Er iſt der Regent und Miniſter der innern und auswärtigen Angelegenheiten zugleich, und heißt in großern Städten Bürgermeiſter.

Der Dorfſchultheiß iſt entweder ein gelernter Schreiber oder ein ungelernter Bauer. Der Bauernſchultheiß und der Schreiberſchultheiß unterſcheiden ſich aber wie Schwarz und Weiß. Der Schreiberſchultheiß iſt franzöſiſch gekleidet und ein vornehmer Mann. Er gehört zu den Honoratioren des Dorfes, welche eigentlich blos aus ihm, dem Pfarrer und etwa dem Amtsnotar, Wundarzt und dergleichen

bestehen. Seine Frau geht gerne in die Gesellschaft der Frau Pfarrerin, noch lieber aber ist sie ihre Rivalin, absonderlich, wenn ihr Mann, was gar oft der Fall ist, in Fehde mit diesem begriffen ist. Denn der Schreiberschultheiß will, wie er sagt, sich nichts gefallen lassen, d. h. er handelt gerne eigenmächtig und liebt den Widerspruch. Er hat das Amt blos übernommen, wie man bei uns gegenwärtig fast alle Aemter übernimmt, d. h. um sein Einkommen zu vermehren. Darum ist er auch nicht blos Schultheiß, er ist auch Rathsschreiber, Verwaltungsactuar und Pfandhülfsbeamter. Diese vier Aemter geben das Einkommen eines mittlern Staatsdienstes, und der Schultheiß-Schreiber weiß es noch mit verschiedenen Nebenaccidenzien zu vermehren. Dennoch hat er nicht sehr viel zu thun, denn er hält sich einen oder zwei Schreiber, die Alles in seinem Namen versehen und wo möglich einen noch größern Hochmuth haben, als er selbst. Seine stolzeste Hoffnung ist, „Landstand" zu werden. Nichts Höheres giebt es für ihn, als von der ganzen Amtscorporation so geehrt zu werden, daß die Wahl zum Abgeordneten auf ihn fällt. Denn erstens trägt das alle Tage 5 fl. 30 kr. ein, und zweitens wer weiß, ob nicht sein Talent erkannt und er zu irgend einem Staatsdienst verwandt werden wird? Seine Bürger haben zwar kein rechtes Zutrauen zu ihm; er ist ihnen zu vornehm. Um so mehr aber fürchten sie ihn; denn er ist sehr streng. In religiöser Hinsicht denkt er sehr frei, und man sieht ihn daher sehr selten in der Kirche, besonders wenn er mit dem Pfarrer nicht gut steht. Denn die Person vom Amte zu unterscheiden, dazu fehlt ihm Etwas. Nichts desto weniger ist er auch selten im Wirthshause, denn er dünkt sich zu hoch, um mit seinen Bauern in einem Zimmer, oder gar an einem Tische zu sitzen. Um so

öfter geht er auswärts, oder noch beſſer, er fährt, oder zum allerbeſten, er reitet. Denn das Reiten iſt ſeine Hauptforce, und er trägt daher ſtets Sporen und reitet auf ſeinen Gemeinderäthen.

Ein ganz anderer Mann iſt der Bauernſchultheiß. Er trägt einen dunkelblauen tuchenen Reck mit unendlich weiten Schöſſen und thalergroßen ſilbernen Knöpfen, eine bis über den Bauch herabgehende, rothe, tuchene Weſte mit runden ſilbernen Knöpfen, einen dreieckigten Filzhut und darunter eine weiße geſtrickte Schlafmütze, eine leichte ſchwarze Binde um den Hals, gelblederne Beinkleider, und Schuhe und Strümpfe; alſo ganz wie ſich die reichern Bauern tragen. Denn er iſt durchaus nicht mehr, als ein vornehmer Bauer. In ſeinem Dorfe wollten ſie keinen Schreiber zum Schultheiß; denn ſie glaubten dort, dieſer würde ſein Amt nur zu ſeinem eigenen Vortheil verwalten. Wen konnte man alſo zum Schultheiß wählen? Offenbar nur einen der angeſehenſten und, wie ſie ſagen, der rechtſchaffenſten Männer des Dorfes. Der Rechtſchaffenſte aber iſt immer der, welcher viel Geld hat, und welchem alſo viele Andere ſchuldig ſind, wenn er nur nicht ſchon im Zuchthauſe war, oft aber auch, wenn dieß der Fall geweſen. Der Bauernſchultheiß betrachtet ſein Amt als ein Ehrenamt, und thut gar Vieles umſonſt, was ſich der Schreiber bezahlen läßt. Freilich verſteht er Manches nicht ſo gut, Manches aber auch viel beſſer, beſonders den Vortheil ſeines Dorfes. Er iſt auch blos Schultheiß und überläßt die Verwaltungsactuariats-Geſchäfte ſammt dem Pfandhülfsbeamtenweſen den Schreibern, die darnach ſchnappen. Dem Pfarrer und Oberamtmann ſind zehn von ſeiner Gattung lieber, als einer von der Gattung der zuerſt Geſchilderten. Denn der Bauernſchultheiß iſt ſtolz darauf,

dem Oberamtmann und dem Pfarrer einen Gefallen erweisen zu können, und einer bittweise vorgetragenen Anmuthung kann er unmöglich widerstehen. Alle Sonntage ist er in der Kirche; das ist von alten Zeiten her Herkommen, und er muß seinen Mitmenschen ein gutes Beispiel geben. Wie könnte er auch sonst sich in seinem Stuhle, dem ersten der Rathsherrenstühle, der noch überdieß von diesen etwas abgesondert, mit besonderer Kunst gearbeitet, manchmal gepolstert und nach der Kanzel und dem Altare und dem Pfarrstuhle der bedeutendste Platz in der Kirche ist, — wie könnte er sich sonst in diesem Stuhle seinen Mitbürgern zeigen, wenn er nicht in die Kirche ginge? Es soll's doch Jedermann wissen, daß er der Erste im Dorfe ist! Im Wirthshaus sitzt er alle Abend, und es wird ihm allorten großer Respect erwiesen. Jedermann, der eintritt, zieht vor ihm die Kappe, und er bekommt, er allein unter allen Bauern, den Schoppen in einer Bouteille mit dem Trinkglase daneben, während die Andern ihn sich in einem Schoppenglase credenzt sehen. Vorzüglich freut es ihn, wenn während seines Wirthshaussitzens ein Amtsgeschäft vorkommt, und der Dorfschütz hereintritt, und mit gezogener Kappe, steif dastehend, wie ein Grenadier, dem Herrn Schultheißen meldet, daß dieses oder jenes vorgefallen und zu besorgen sey. Der Herr Schultheiß schneidet dann eine saure Miene, wie einer, dem etwas Störendes vorgekommen, freut sich aber in seinem Innern, weil die Wichtigkeit seiner Stellung hervortritt, und noch 'einen Schluck nimmt er und stülpt sein ausgeleertes Glas über die Schoppenbouteille, damit der Wein nicht verrieche bis zu seinem Wiederkommen, und erhebt sich schwerfällig und gebt ab mit wichtigen Schritten, um seinen hohen Obliegenheiten nachzukommen.

Das Dorfschultheißenamt trägt nicht all' zu viel ein, 2–300 fl., auch noch weniger, je nachdem das Dorf groß oder klein ist. Früher war die Sache freilich anders. Zwar des baaren Geldes trug das Amt auch nicht mehr, wohl sogar nicht einmal so viel; allein die Nebeneinkommenstheile, die Nahrungsgeschäfte mit genießlichen Victualien, die trugen etwas ein! Wo war denn jede und jede Sitzung des hohen Rathes? War sie nicht im Wirthshaus? Wo wurden denn alle Bürgeraufnahmen, alle Versteigerungen, alle Verpachtungen, alle Liquidationen, alle Vergleiche, alle Verhandlungen vorgenommen? War es nicht wiederum einzig und allein das Wirthshaus, wo dieses geschah? Denn dieses war das, was jetzt das Rathhaus ist, und das Rathhaus bestand wohl aus nichts, als aus einer baufälligen Stube, in welcher die Acten aufgehäuft lagen, und die sonst zu nichts weiter benützt wurde. Alle die Schmausereien aber und Saufereien, die gingen nicht auf Rechnung des Schultheißen und Gemeinderathes, sondern auf Kosten der Partheien und der Gemeindekasse. Und gar mancher Schoppen, der entweder schon längst getrunken war, oder erst später getrunken werden sollte, nämlich vom Schultheißen und seinem Rathe, wurde mit in die große Rechnung hineingebracht, und Niemand merkte es. Denn Nachrechnung fand keine statt, und keine Revision von Seiten der obern Behörde. Wie oft schickte sich's auch, daß der Schultheiß selbst der Wirth war, und wo konnten dann jene Schmausereien anders gehalten werden, als bei ihm? Wo anders konnte der Gemeinderath Abends seinen Schoppen trinken, wo anders Jeder, der etwas mit dem Schultheißenamt zu schaffen hatte oder fürchten mußte, künftig zu haben? Der Schultheiß hatte viele Kunden; denn ob er gleich selbst Niemanden bediente, weil dieß zu viel gewesen wäre für einen

solchen Ehrenmann, so kannte er doch Alle, die bei ihm einsprachen, und er konnte es dem gedenken zu seiner Zeit, der seinen Schoppen anderswo trank. Jezt ist's freilich verboten; aber deßwegen hat der Schultheiß doch noch immer einen dicken Bauch, der nicht vom Hungerleiden herkömmt, und ein breites, feistes Gesicht und eine Menge Röthe darin, die keine Folge des Wassertrinkens ist.

Die Geschäfte des Dorfschultheißen bestehen darin, daß er die kirchlichen und bürgerlichen Angelegenheiten des Dorfes in Gemeinschaft mit dem Pfarrer und Gemeinderathe in Ordnung hält, darüber an das Oberamt berichtet, Befehle von diesem bekannt macht und ausführt, die Polizei handhabt, die Päße der Handwerksburschen untersucht, und den Gensd'armen die Zeit ihrer Ankunft in ihre Büchlein notirt.

12.

Der Fiacre in Stuttgart.

Der Fiacre hat seine Stellung entweder am Waisenhause in Stuttgart oder an der Neckarbrücke zu Cannstadt. Seine Bestimmung ist, zwischen beiden Orten hin und her zu fahren. Der Platz kostet 12 Kreuzer die Person, oder auch nur 6 für ein Dienstmädchen. Seine liebsten Tage sind die Regentage, weil da am meisten gefahren wird.

Der Fiacre besteht eigentlich aus drei Dingen, einem Kutscher, einer Chaise und einem oder zwei Pferden. Der Kutscher ist am wenigsten merkwürdig. Er war früher Hausknecht, oder Bedienter, oder Stallknecht, oder ein durch Trunk heruntergekommener Lant-Kutscher. Er ist zu faul,

um zu arbeiten, und hat zu wenig Geld, um ein ordentliches Fuhrwerk zu haben. Was er einnimmt, wird sogleich wieder in Cours gesezt; denn die Anlegung von Capitalien hat dermalen etwas Unsicheres, nach seiner Ansicht. Er ist die Gefälligkeit und Unverschämtheit selbst. Ist's schön Wetter und giebt's wenig zu fahren, und bist du generös, und zahlst ihm für seine Gebühr mehr als die Taxe von 12 kr. und etwa gar noch einen Schoppen, so ist er dein mit Leib und Seele, und ruft dir schon von weitem entgegen, du sollst dich seines Wagens bedienen. Sind aber viele Leute da, wie an einem Sonntag oder Feiertag, oder am Volksfest, da mußt du froh seyn, wenn er nur so gnädig ist und dich mit nimmt. Frauenzimmer, die mit ihm handeln, bis er sie um 9 kr. führt, kann er am wenigsten leiden. Hübsche Mägde und reisende Jungfrauen, wenn sie zu ihm auf den Bock sitzen und manierlich sind, nimmt er auch wohl umsonst mit.

Der Wagen erinnert an vergangene Zeiten. Einst war er lackirt und hatte ein ordentliches Lederwerk. Gegenwärtig ist er ein bischen heruntergekommen, denn die Zeiten werden immer schlimmer. Er ist alt und altmodisch, vierspizig und unbequem, hängt schlecht und stößt furchtbar. Früher gehörte er als Reisewagen einem Grafen oder Baron an. Das ist aber schon sehr lange her. Dann wurde er ein Stuttgarter Leichenwagen; später kaufte ihn ein Tübinger Kutscher und jezt steht er am Waisenhause zur Parade da. Man kann ihn nicht ansehen ohne Wehmuth, kaum erinnert noch etwas an seinen frühern Glanz und seine einstige Pracht. Sein wesentliches Unterscheidungsmerkmal ist die Nummer, die am Hinterverdeck befestigt ist, und seinen Character als Fiacre bezeichnet.

Das Allertraurigste sind die Pferde. Ein solcher An-

blick kann mich bis zu Thränen rühren. Ach! du gutes Thier! Als du, als ſchönes Fohlen, auf den Alpen weideteſt, dachteſt du da wohl daran, einſt ſo weit herunter zu kommen? Wie gut hatteſt du es in den königlichen Ställen, und wie ſtolz beugteſt du deinen Nacken, wenn ein Stallmeiſter deinen Rücken beſtieg? Zwar war es ſchon ein Schritt abwärts, als du vermittelſt einer Verſteigerung an einen reichen Particulier kamſt, aber immerhin — du hatteſt da wenig zu thun, viel zu paradiren und noch mehr zu freſſen. Nachher bekam dich ein reiſender Kaufmann. Der hat dich freilich ein bischen zuſammen geſchunden; denn wenn der junge Herr ſeiner Kurzweil halber in einem Landſtädtchen ſich länger verweilt hatte, als er hätte ſollen, da mußteſt du die verlorne Zeit wieder einholen. Der reiſende Kaufmann überließ dich einem Lohnkutſcher. Dieſer ſchlug den zweiten Nagel in deinen Sarg. Nun aber, da du alt geworden und da man dich ehren ſollte deiner geleiſteten Dienſte halber, nun fangen deine trüben Tage erſt recht an. Von Morgens an bis Abends ſpät biſt du auf dem Platze; ſpringen mußt du den ganzen Tag, und Schläge bekommſt du mehr als es Minuten in 12 Stunden giebt; zum Freſſen aber, wenn du auch etwas hätteſt, würde dir nicht einmal Zeit vergönnt. Das Elend ſieht dir aus den Augen heraus und der Hunger aus den Rippen. Auf jeder Seite haſt du ſechs offene Wunden, die Füße ſind ſteif und lahm geworden, ein Auge haſt du im Dienſte verloren, und innere Krankheiten aller Art zehren an deinen Lebenskräften! Doch baldige Linderung deiner Leiden darfſt du hoffen, denn allem Anſchein nach wird dein leztes Stündlein kein Jahr mehr ausbleiben.

13.

Der Landedelmann.

Der Landedelmann beſizt ſehr viel Adelſtolz und auſſerordentlich viel Schulden.

Einſt war er ein ſehr angeſehener Mann. Oben auf der Anhöhe des Dörfchens, das ihm gehörte, ſtand einſt ſein Schloß, und faſt jedes Dörfchen Schwabens zählte ein ſolches Schloß; und von dem Schloß herab, das gleich den alten Burgen, oft aus dieſen entſtanden, mit Zinnen und Thürmen und Schießſcharten verſehen war, ſchaute er herab auf ſeine Lande und Unterthanen; denn er war der Souverän des Landes rings herum und Herr über Leben und Tod, und Niemand unterwürfig als dem Kaiſer und etwa dem Landesfürſten, nämlich wenn er nicht reichsunmittelbar war. Angeſehen war er überall, denn er war reich und mächtig und die großen Fürſten ſuchten ihn für ſich zu gewinnen, ihn und ſeinen tapfern Arm und manchmal auch ſeinen Kopf. Denn der ſchwäbiſche Adel war doch berühmt ob ſeiner Tapferkeit und Klugheit und Ehrlichkeit.

Gegenwärtig iſt die Sache ganz anders geworden. Die alte Burg iſt zerfallen und es ſteht vielleicht nur noch ein alter Thurm, von Epheu rings umwachſen, und aus dem verwitterten Gemäuer ſproßt eine Tanne jugendlich empor. Unten am Berge ſteht jezt eine kleinere, beſcheidenere Wohnung, die an ſich wenig Ausgezeichnetes hat, als das, daß die übrigen Häuſer rings umher noch ſchlechter ſind. Und auch dieſe einfache Wohnung ſteht vielleicht leer, weil der Herr derſelben abweſend iſt im Dienſte eines Andern; oder wenn er da iſt, ſo geht's ſo ſtill zu, als ob

ein einfacher Privatmann da wohnen würde. Der Edelmann iſt nun auch wirklich ein einfacher Privat- und Bürgersmann geworden. Reich iſt er nicht mehr und mächtig iſt er auch nicht mehr. Schon längſt waren die Majorate aufgehoben und das Vermögen hatte ſich zerſplittert unter die vielen Söhne, und wo Einer früher geherrſcht hatte, da herrſchten nun deren Viele, und an Einem Gute hatten vielleicht etliche und zwanzig Theil. Ich kenne ſelbſt welche, die nur noch $^3/_{41}$ des Gutes beſitzen und von dieſen hat Einer fünf Söhne, ſo kommt auf Einen $^3/_{320}$. Aber auch die Souveränität iſt abhanden gekommen, denn der Landedelmann iſt nun mediatiſirt, und er hat kein Recht mehr, als das Jagdrecht und die niedere Polizei, wenn er auf ſeinen Gütern ſelbſt den Büttel machen will.

Der Landedelmann ſieht ſehr gerne Geſellſchaft bei ſich, und ladet daher die Honoratioren des Dorfes, worunter der Pfarrer oben anſteht, ſehr oft zu Tiſche. Er iſt in ſolchen Fällen ganz familiär mit ihnen, faſt wie gleich und gleich, und genirt ſich auch gar nicht, vielleicht im Gaſthof ein Tarock oder Hombre mit ihnen zu ſpielen. Auch ſonſtige reiche Bürgersleute ſind ihm liebwerthe Gäſte und Freunde, abſonderlich wenn ſie ihm Geld leihen, weſſen er immer ſehr nothwendig bedarf. Laß aber einmal einen andern Adelichen zu ihm kommen, oder laß ihn im Wirthshaus zuſammen gerathen mit den oder jenen Herren von X. X., dann kennt er dich kaum, er ſieht dich nicht an, oder höchſtens über die Achſel, und wenn du ihn anredeſt, ſo antwortet er dir ſo wegwerfend, daß du gerne möchteſt, du hätteſt es unterlaſſen. Wenn er aber wieder allein mit dir iſt, ſo thut er, als wäre nichts vorgefallen.

Der Landedelmann hat verſchiedene Hauptpaſſionen, erſtens: ſo viel zu brauchen, als er nur immer vermag,

zweitens: wo möglich eine Bierbrauerei zu errichten, die ihm das Verbrauchte wieder einbringen soll, drittens: mit der Gegenwart unzufrieden zu seyn, über Beeinträchtigung, Verlust von verschiedenen Rechten und Gerechtsamen zu klagen und über Napoleon, als den größten aller Uebelthäter zu schimpfen, viertens: viel zu jagen und fünftens: so freidenkend als möglich zu seyn. Er würde deßhalb auch nie eine Kirche besuchen, wenn nicht der Pfarrer am Schlusse des Gebetes nach der Bitte für den König laut einer Bundesacte auch seiner gedenken müßte. Das ist noch ein kleines Andenken an seine frühere Souveränität, und an diese denkt er sehr gerne. Deßwegen hat es auch Niemand schlimmer bei ihm, als sein Rentamtmann. Denn dieser ist sein Privatsecretär, sein Finanz- und Justiz-Minister, sein erster Hofcavalier oder Oberst-Hofmeister, sein Intendant, sein Gestütsdirector, sein oberster Gartenaufseher, sein Kastenknecht, sein Alles und Alles. Diesen läßt er fühlen, daß er sein Diener ist, daß er ihn angestellt hat, und daß er ihn wieder entlassen kann, und zwar meistens ohne Pension. Der Pfarrer ist schon weniger abhängig, obschon er ihn auch ernannt hat, denn diesen kann er nicht fortschicken.

Bildung hat der Landedelmann nicht viel, wenn man das Reiten, Schießen, Spielen, Tanzen und Fluchen abrechnet. Wo sollte er auch Bildung und besonders wissenschaftliche Bildung her haben? Hat er doch früher nichts gelernt, und war nie etwas gewesen, als höchstens ein mit Rittmeisters-Titel entlassener Lieutenant! Um so mehr aber sieht er darauf, daß seine Söhne etwas lernen. Er schickt sie auf Universitäten und hält ihnen einen Hofmeister, denn sie sollen einstens in den Staatsdienst treten und wichtige Personen werden. Das einzige Studium

aber, das sie ergreifen, ist das Studium der Rechte, denn darin ist die größte Aussicht geöffnet. Nur wenn der Herr Sohn zu nichts anderem taugt, wenn er zu schwach ist zum Referendärsexamen, erlaubt er ihm, den Studentenrock mit der Soldatenuniform zu vertauschen. Wenn er's aber auch darin nicht weiter bringt als bis zum Lieutenant, und wenn die Geldsendungen von Haus nicht mehr zureichen, die Schulden zu decken, die er machte, um standesgemäß zu leben, — dann bleibt ihm nichts übrig, als gleich dem Vater sich auf seine Güter zurück zu ziehen und die Besoldungsrente auf seinem Schlosse zu verzehren, die ihm von der Sequestercommission ausgesezt ist, und ein klein wenig zu verbauern.

14.

Der Dorfschulmeister.

Es gibt keinen würdevolleren Mann im Dorfe, als den altwürttembergischen Dorfschulmeister. Er kennt alle Leute; die Meisten ruft er bei ihren Taufnamen; einen großen Theil duzt er. Denn sie sind ja fast alle bei ihm in die Schule gegangen bis in ihr vierzehntes Jahr, haben gar manche Schläge von ihm bekommen, und die Sonntagsschule noch mitgemacht bis in ihr achtzehntes Jahr. Die Alten aber sind mit ihm aufgewachsen, sind seine Kameraden und Spielgenossen gewesen, und er war bei ihrer Hochzeit und wird auch wohl bei ihrer Leiche fungiren.

Der Dorfschulmeister hat ein doppeltes Geschäft: als Meßner und als Lehrer. Das Meßneramt gäbe er nicht her um Alles in der Welt, denn es trägt ihm mehr ein,

als sein Lehramt, und doch schimpft er immerdar auf dasselbe, als auf eine Bürde, als über ein seiner unwürdiges Geschäft, wofür man einen besondern Mann aufstellen sollte. Die meisten Meßnereigeschäfte müssen aber seine Schulbuben und der Provisor besorgen: die Frühglocke läutet er nicht selbst, denn er kann so frühe nicht aufstehen; die Mittagsglocke läutet er nicht selbst, die Vesperglocke läutet er nicht selbst, die Sonntags-Kirchenglocke läutet er nicht selbst, er läutet gar keine Glocke selbst, sondern seine Schulbuben läuten sie und machen sich ein ordentliches Vergnügen daraus, an den Seilern herumbaumeln zu dürfen, und balgen sich oft um solchen Vorzug. Zu dem Pfarrer aber, das Kirchenlied zu fordern, geht der Schulmeister fast immer in eigener Person, denn er rechnet den Pfarrer unter seine guten Freunde, und unterläßt es nie, mit stolzem Tone den Bauern wieder mitzutheilen, was er in der Unterhaltung mit dem gelehrten Herrn profitirt, damit sie sehen, er stehe eigentlich auf gleicher Stufe mit diesem.

Der Lehrerstand strengt ihn sehr an. Es ist auch kein Spaß, Kindern, Bauernkindern, und dazu oft recht dickköpfigen Bauernkindern, solch' schwere Dinge beizubringen, als da sind: Lesen und Schreiben, Rechnen, deutsche Sprache, Geschichte, Geographie u. s. w. Früher war man doch zufrieden, wenn die Kinder nur auch das Einmaleins lernten oder ein bischen etwas von den vier Species, und dann Buchstabiren und ihren Namen auf's Papier malen und ein bischen schreien, was man singen nannte. Aber man kommt immer weiter, und Orthographie und richtige Declamation ist noch das Geringste, was verlangt wird. Es ist so weit gekommen, daß ein Schulmeister das, was er jetzt den Kindern beibringt, vor ein paar Jahrzehnten selbst noch nicht gewußt hat. Doch von seiner Lehrmethode,

die immer so alt oder noch älter ist als er selber, läßt er sich durchaus nicht abbringen. Er läßt nicht syllabiren, sondern buchstabiren, und vom lautiren ist er ein besonderer Feind. Ueberdieß muß Alles durch Prügel eingeimpft werden. Es giebt nach seiner Ansicht kein probateres Mittel, den Menschen zum Lernen zu zwingen, als Prügel. Wie macht man's denn mit den Hunden? Und soll ein Mensch weniger werth seyn? Hat er ja doch selbst, nämlich der Schulmeister, nicht auf eine andere Art gelernt! Die menschliche Natur ist von Natur faul und träge, aber Schläge muntern zum Syzingen auf. Also ist Erziehung mit Liebe ein Unsinn.

Aber weder seine Geschäfte als Meßner, noch seine Arbeiten als Lehrer geben dem Dorfschulmeister seine eigentliche Würde, oder dasjenige, worauf er sich hauptsächlich etwas einbildet. Dazu kommt er blos durch eine Leiche, und zwar muß es die Leiche eines Bemittelten seyn. Denn die Armen werden nur so hinausgetragen und höchstens die Glocken geläutet. Bei Reichen aber, da giebt's Gesangbegleitung, da giebt's, was die Hauptsache ist, eine Abdankung am Grabe. Bedenke man eine Abdankung am Grabe! — und die hält der Schulmeister! Der Pfarrer hält seine Leichenrede in der Kirche, der Schulmeister aber seine Rede auf dem Kirchhof, gerade wie sonst in größern Städten der Pfarrer selbst seine Rede am Grabe hält. Und die Leute hören dem Schulmeister eben so andächtig zu, als dem Pfarrer, und weinen eben so bitterlich über ihn als über den Pfarrer, und oft haben auch Beide dieselbe Quelle benüzt, welche dann der Schulmeister geradezu abgeschrieben, der Pfarrer aber überarbeitet hat. Das Recht der Abdankung am Grabe ließe sich der Schulmeister um vieles Geld nicht nehmen, denn das macht ihn zu

einem Mann der Kirche, und er bildet ſich mehr darauf ein, als ein junger Chirurg auf ſeine erſte Steinoperation.

Der Dorfſchulmeiſter hat ein ſehr geringes Einkommen, oft kaum 200 fl. mit Allem und Allem. Davon ſoll er mit Weib und Kind leben. Das geht nicht. Darum muß er ſonſt noch etwas treiben. Alſo wird er Bauer. Seine Frau iſt eine Bäuerin, die Tochter eines Bauern vom Dorf, und hat ihm einige Morgen Ackers zugebracht, und dieſe werden nun umgepflügt, und die ganze Familie muß arbeiten, wie eine gewöhnliche Bauernfamilie, und er ſelbſt ſogar hackt mit, ob er ſich gleich deſſen faſt ſchämt, weil ſolche Handarbeit ſich für einen Mann nicht paſſen will, der ſo viel mit dem Kopfe zu arbeiten hat, als er. Darum liebt er im Frühling und im Sommer und im Herbſte die Vacanztage, um für ſich ſelbſt arbeiten zu können, und die Kinder dürfen überzeugt ſeyn, daß ſie keine Minute über die beſtimmte Stunde in der Schule gehalten werden. Oft benützt er ſie auch zum häuslichen Geſchäft, als da iſt: Holz tragen, Waſſer holen, Holz ſpalten, Miſt aufladen u. ſ. w.

Der Dorfſchulmeiſter geht gern Abends in's Wirthshaus, um mit den Bauern zu plaudern und ihnen aus den Zeitungen etwas vorzuleſen. Auch politiſirt er ſehr gern. Nur über Religion leidet er keinen Spaß; denn er iſt ſelbſt ein kirchlicher Diener als Meßner. Vielmehr erklärt er den Bauern gerne die Bibel und belehrt ſie über dogmatiſche Streitpunkte, ſo wie auch in der Schule ſein Lieblingsfach immer der Religionsunterricht iſt. Es iſt ja eine alte Wahrheit: Jeder iſt auf das am meiſten ſtolz, wovon er am wenigſten verſteht. Mit ſeinem Proviſor ſteht er nicht gut. Der iſt ihm zu anmaßend und dünkelhaft, zu vornehm gebildet und überſtudirt. Daher behandelt er ihn

en das, wo es möglich ist und läßt ihn fühlen, daß er der Meister der Schule ist; denn ein bloßer Lehrer ist nicht so viel, als ein Schulmeister.

Mit Kindern ist der Dorfschulmeister meist sehr gesegnet. Die Söhne müssen wieder Schulmeister werden, wenn's nicht gar zum Theologiestudiren langt. Sie kommen deßwegen schon von früh an scharf unter die Zuchtruthe. Später bittet er den Pfarrer, daß er sie mit seinen Buben zugleich im Lateinischen u. s. w. unterrichte. Nachher kommen sie in das Institut nach Eßlingen. Am meisten stolz ist er aber auf seine Töchter. Die müssen sich auszeichnen vor andern Bauernmädchen. Denn sie haben von ihrem Vater Bildung erlangt. Sie können sehr gut lesen, correct schreiben, Clavier spielen und etwas singen. Also haben sie auch auf einen höhern Rang Anspruch zu machen. Ihre Kleidung ist weder bäuerisch noch französisch, sondern ein Mischmasch von beidem, etwa so, wie sich in kleinen Städtchen die vornehmern Bürgersmädchen tragen. Sie dürfen auch keinen Bauern heirathen, wenigstens als jung nicht, sondern da steht ihr Sinn nach dem Gelehrtenstand. Ihre erste Liebe ist immer der Pfarrvicar, dann ein gebildeter Provisor, und dann ein Handwerker noblerer Profession, als Goldarbeiter, Schreiner u. s. w. Einen Bauern nimmt sie erst, wenn alle anderen Parthieen fehl schlagen.

Der Sonntag ist der Glanztag des Dorfschulmeisters. An diesem Tage hat er's eben so wichtig als der Pfarrer selbst. Denn er hat die Orgel zu spielen und den Gesang zu leiten. Man erkennt seine Stimme vor allen andern heraus. Denn sie ist durchdringend und hat die Eigenheit, etwas zu schmettern, wie eine Trompete, ein herabgekommener Tremulant. Auch unterläßt er es nie, an alle Melodieen gewisse Schnörkel anzuhängen, die auch beim Orgel-

ſpiel nie fehlen dürfen und beſonders bei den Uebergängen zu bemerken ſind.

Der Dorfſchulmeiſter wird ſelten ſehr alt. Der Schulſtaub ſezt ihm ſehr zu, und der viele Aerger. Dick wird er gar nicht. Er hüſtelt ſtets und ſtirbt meiſtens an der Schwindſucht.

15.

Der Stadtzinkeniſt.

Städtchen mit alten Häuſern und eben ſo alten Mauern, welche beide am Einſtürzen ſind, mit winklichten Straßen, daß blos Einheimiſche ſich zurecht zu finden wiſſen, mit ſchlechtem Pflaſter und baufälligen Dächern giebt es in allen Theilen Deutſchlands; hauptſächlich aber im geſegneten Schwabenlande. Doch kein Theil der Erde hat das Recht, einen Stadtzinkeniſten zu beſizen, auſſer den ſchwäbiſchen Städten. Es iſt ein eigenes Vorrecht, und eben deßwegen hängen alle ſchwäbiſchen Städter mit großer Liebe daran, als an einer Eigenthümlichkeit, die ihnen vor andern zugehört.

Ein Stadtzinkeniſt iſt in einem Städtchen das, was in einer großen Stadt der erſte Muſikdirector und in einer Reſidenz der Oberhofmuſikus. Sein Geſchäft iſt, Muſik zu machen, und zwar erſtens auf allen Hochzeiten, die es im Oberamt giebt, denn auſſer ihm iſt keine Geſellſchaft von Muſikanten privilegirt, ſie müßte denn ihm Entſchädigung zahlen; zweitens bei allen Leichen vom Thurm herab, wenn vornehme oder reiche Erben da ſind, die gerne ſolchen Aufwand machen, und endlich alle Sonntag Morgen auf dem

Kirchthurme. Auch hat er die Obliegenheit, vor dem sonntäglichen Gottesdienst Kirchenmusik zu machen, und wird hiefür eben so wenig, wie für seine Kirchthurmsblasereien bezahlt: denn der Stadtzinkenist ist ein städtischer Diener und hat eine Besoldung. Wie schön nimmt es sich doch aus, wenn verschiedene Posaunen, vermischt mit etwelchen Clarinetten und Geigen, aufspielen zum feierlichen Gottesdienst! Und welch' herrlicher Ohrenschmauß ist es, wenn Morgens in der Früh' vom hohen Thurme herab die Musik erschallt, welche die Gemüther einladen soll zum frommen Gebet! Freilich nimmt sich die Musik, welche blos einfache Choralmusik seyn soll, gar oft wie Trauermusik aus, und gar oft auch wie eine traurige Musik. Denn es laufen viele falsche Töne mitunter, und die Herren Musikanten vergreifen sich gar oft um ein Paar Löcher beim Clarinett, und der Director ist nicht selten auf einem Ohr taub und hört auf dem andern nicht gut. Dem Fremden, der es zum ersten Male hört, kommt es wie eine große Ironie vor, die schwäbischen Städter aber sind stolz darauf, weil sie das voraus haben vor den Dörfern, die mit ihnen zum selbigen Amte gehoren.

Der Stadtzinkenist hat immer ein Paar Gehülfen, auch Gesellen genannt; auch verschiedene Lehrjungen, die er in der edlen Musica unterrichtet. Zum Theil sind's Bauernbursche, die ihm dann und wann aushelfen, wenn er ihrer bedarf, und sonach wieder vor den Pflug stehen und Dünger auf den Acker führen, aber flugs bei der Hand sind, wenn's eine Hochzeit giebt mit Tanz, oder ein lustiges Kirchweihfest. Denn da giebt's Geld im Vollauf und Trinken im Vollauf. Der Bauernjüngling, der allda tanzt, würde sich schämen, wenn er nicht allemal, sobald er einen Tanz angiebt, ein Paar Zwolfer in den Hut des Musikanten werfen würde, der

ihm seine vorgepfiffene oder vorgesungene Melodie nachspielen muß; und Wein muß herbei, Wein in Menge auf Rechnung der Tänzer und oft auf Rechnung des Wirths, wenn dieser glaubt, dabei seine Rechnung zu finden; und die Musikanten wissen oft kaum, wie sie mit dieser Masse fertig werden können, ob sie gleich in diesem Fache sehr viel zu leisten vermögen. Was die Lehrjungen betrifft, so kann man die Musik nirgends besser erlernen, als bei einem Stadtzinkenisten, denn er versteht nothwendig alle Instrumente, und zwar alle aus dem Fundamente. Er kann geigen, die Posaune blasen, auf der Violine, auf der Bratsche, auf dem Violoncell, auf dem Contrebaß spielen, er kann Flöte, Clarinette, Flageolet, Waldhorn und Trompeten blasen, trotz Einem. Ueberdieß versteht er das Clavier zu handhaben und weiß etwas vom Generalbaß. Er kann Alles in Allem und in Allem giebt er Unterricht. Darum bildet er sich auch etwas ein auf seine Kunst, und den Dörflern und Städtern steht er in dieser Hinsicht höher, als den Wienern ihr Strauß und Lanner.

In seinem Gesicht hat er wenig Ausgezeichnetes, ausser einer rothen Nase, vielem Weingrün, und Triefaugen. Das kommt wahrscheinlich von den vielen durchwachten Nächten her, die er seiner Kunst gewidmet hat. Denn wenn er auf einer Hochzeit ist, so nimmt das Aufspielen kein Ende. Morgens muß er blasen und Mittags blasen und die Nacht hindurch blasen, und die Nachhausekehrenden wollen auch noch ihr Stückchen auf der Straße, damit sie vor dem Wirthshause noch ihr Ehrentänzchen thun können und der Hochzeiter mit der Hochzeiterin müssen ganz mit Musik begleitet werden, so oft sie nach Hause gehen, und das dauert oft 3 bis 4 Tage lang, und greift nothwendig die Lungen sehr an, und die Lungen müssen also gestärkt

werden durch einen kräftigen Schluck, und die vielen Schlücke haben ſich ihm auf die Geſichtszüge geſezt, daß er die Spuren nie mehr wegwiſchen kann. Im Uebrigen iſt er ein ſehr ſolider Mann, nur iſt er kein Freund vom Zuhauſebleiben und vom Zufußegehen. Wenn er einmal eine Fußreiſe macht, ſo wird er nach einer Viertelſtunde ſchon ſo müde, daß er im nächſten Wirthshauſe einkehren muß. Das Zuhauſebleiben aber lähmt ſein Genie. Denn der Stadtzinkeniſt iſt ein Original und zwar ein komiſches Original. Späße hat er immer im Vollauf und die Menſchen kennt er aus dem Fundamente. Dieſe Kenntniß hat er ſich bei ſeinen vielen Fahrten im Lande herum mit ſeiner Geige und Clarinette erlangt. Denn er ſieht die Menſchen gar oft in ihrem wahren Zuſtande, im Zuſtande der Trunkenheit, wo ſie immer wahr ſind, und die innerſte Seite nach Auſſen kehren. Er läßt alles mit ſich anfangen und iſt auſſerordentlich bereitwillig, und zwar nicht fürs Geld, aber für einen guten Trunk.

Bis er zu der Stelle gelangte, in welcher er jezt fungirt, brauchte er ſehr lange. Um es zu werden, ſind einem ſolchen ſtets verſchiedene Eigenſchaften nöthig. Die hauptſächlichſte iſt aber immer die, daß er ein ſtädtiſches Kind, d. h. in der Stadt geboren und erzogen, und ſeine Eltern ſchon ſeit Großvaters Zeiten darin anſäſſig ſeyen. Sonſt hat man kein Vertrauen zu ihm, oder vielmehr man hat Leute genug, die allda Bürger ſind und ſich um dieſe Stelle melden, was braucht man alſo Fremden ein Auskommen zu verſchaffen, die am Ende nicht einmal mehr wiſſen, als die Einheimiſchen? Ueberdieß muß er warten können, und zwar ſo lange warten können, bis der alte Stadtzinkeniſt geſtorben iſt. Und das dauert oft ſehr lange; denn abgeſezt wird der Alte gar nie, und wenn er auch ſo alt und

gebrechlich würde, daß er nichts mehr hörte; er kann ja die Töne greifen, sagt der weise Magistrat. Uebrigens ist die Laufbahn eines jeweiligen Stadtzinkenisten immer ganz einfach. Er lernte bei einem solchen, wurde dann bei ihm oder bei einem andern Geselle, kam, wenn er etwas gelernt hatte, als Trompeter zum Militär, wurde dann erster Gehulfe zu Haus beim alten Zinkenisten, heirathete sich mit dessen Tochter oder mit einer Andern und erhielt die Nachfolgerschaft zugesichert noch bei Lebzeiten des andern, dessen Ende er nun mit süßer Hoffnung entgegensah. Dann wurde er Zinkenist und sein Nachfolger macht's ihm eben so.

Leider scheint dieses Ehrenamt nach und nach eingehen zu wollen. Denn die Aufklärung hat es so weit gebracht, daß die Leute nachgerade einsehen, ein schöner einfacher Gesang sey für das Ohr angenehmer und für die Erbauenheit des Orts passender, als wenn einzelne Stöße aus der Posaune das Kirchenlied begleiten, oder kirchweihmäßige Griffe auf der Geige an „Musik und Tanz" erinnern. Das Blasen auf dem Thurme aber findet noch immer seine Vertheidiger; und wenn dieses aufhört, so liegt der Grund nicht darin, daß etwa eine Sterblichkeit unter dem Geflügel und unter den Hunden der Nachbarschaft darüber entstanden ist, sondern allein in der Sucht nach Ersparniß, welche sich sogar auf eine Kunstausgabe, auf die Stadtzinkenisten-Besoldung, zu erstrecken erfreut.

Der Stadtzinkenist nach der alten Form stirbt meistens an der Wassersucht, worüber er sich selbst nie genug wundern kann, da die Sucht nach Wasser nie bei ihm überhand genommen. Andere sterben an der Schwindsucht.

16.

Die Pfarrerstochter.

Eine Pfarrerstochter iſt gewöhnlich hübſch, paſſabel verſtändig, mittelmäßig gebildet, ſehr unſchuldig und immer arm. Die Schönheit hat ſie von ihrer Mutter, den Verſtand von ihrem Vater, die Unſchuld vom Landleben und die Armuth vom Pfarrdienſt. Die Zahl ihrer Geſchwiſter ſteht inmitten zwiſchen 3 und 11; denn es iſt ein altes Herkommen, daß Pfarrer nichts hinterlaſſen als Bücher und Kinder.

Eine Hauptepoche in ihrem Leben bildet ihr 16tes Jahr; denn jezt kommt ſie auf die Univerſität, entweder in die Reſidenz oder in irgend eine größere Stadt. Sie muß flicken, nähen, kochen, Kleidermachen, und tanzen lernen. Von dem Leztern aber darf der gottſelige Herr Vater nichts erfahren, höchſtens wenn's vorbei iſt. Gott! was iſt das für eine Freude! Sie darf zur Frau Baſe oder zum Herrn Vetter in die Reſidenz! Der Herr Vetter und die Frau Baſe haben aber keine ſo große Freude. Nach wenigen Monaten kehrt das liebe Töchterlein auf das Land zurück. Aber du kennſt ſie nicht mehr, ſo hat ſie ſich in einem halben Jahr verändert. Sie geht aufrecht; das Haar iſt nach der Mode geſchreitelt und geleckt; der Körper iſt üppiger geworden, denn die Kleider haben einen andern Schnitt; der Schritt iſt gratios und ſchwebend; die Miene ſchmachtend — naiv — ſpöttiſch; ſie ſpricht nicht mehr ſchwäbiſch; ſie lacht nicht mehr ſo laut, daß es über Berg und Thal ſchallt; ſie kokettirt etwas und iſt anſpruchsvoll; das macht, ſie war auf der Univerſität, hat ſich auf Ballen mit ſchon

gekleideten Herren unterhalten, im Theater durch die Lorgnette geſehen und im Concert Empfindſamkeit geäußert, — ſie hat Tournüre bekommen. Welchen Neid müſſen des Oberamtsrichters Mathilde und des Kameralverwalters Guſtele haben! Wenn ſie nur öfters mit ihnen zuſammenkäme.

Jetzt naht die zweite Hauptepoche ihres Lebens. Sie bekommt Heirathsgedanken. Was anfangen, wenn man kein Geld hat? — Da iſt gleich geholfen. Der Papa iſt alt geworden; der Dienſt iſt ihm beſchwerlich; ſeine Geſundheit leidet; er muß einen Vicar haben. Der Vicar aber iſt ein junger Mann, der 9 Jahre in den Klöſtern zugebracht hat, und darum die Welt auf's Genaueſte kennt. Er weiß, daß man als Candidat der Ehe nicht auf ſolche Lappalien, als Geld und Gut, zu ſehen hat, ſondern vielmehr auf Vorzüge des Geiſtes, und höchſtens noch Tugenden des Körpers. Er lernt das Töchterlein vom Hauſe kennen und iſt alsbald unmenſchlich in ſie verliebt. Der Vater giebt ſeinen Segen und die Mutter weint vor Freuden. Sie ſind Braut und Bräutigam. Welch' ein Vergnügen, 8 bis 12 Jahre lang Braut und Bräutigam zu ſeyn! Aber die liebe Braut hat noch mehr Schweſtern, darum kommt man im Pfarrhaus bald auf den wahren Gedanken, daß es nicht gut iſt, wenn Braut und Bräutigam alle Tage ſo nahe bei einander ſind. Der arme Vicar muß alſo einen andern Platz ſuchen, der alte Paſtor bekommt einen andern Gehülfen, und eine andere ſeiner Töchterleins einen detto Bräutigam. Auf dieſe Manier haben ſchon manche Pfarrer alle ihre Mädchen angebracht.

17.

Ein Stuttgarter Claqueur.

Ein Stuttgarter Claqueur unterscheidet sich von einem Pariser Claqueur wesentlich durch zwei Dinge. Erstens darf er blos klatschen und höchstens bei fremden, hier gastirenden Schauspielern auch herausrufen; nie aber darf er pfeifen oder mit den Fäusten trommeln, oder mit Aepfeln und tauben Nüssen oder faulen Eiern werfen; denn das schickt sich nicht für ein Hoftheater; und es wird überhaupt angenommen, daß blos solche Mitglieder auf der Bühne sind, welche nichts anderes verdienen, als blos Beifall. Zweitens wird der Stuttgarter Claqueur nicht bezahlt, von Niemanden bezahlt, nicht einmal von den Schauspielern oder Schauspielerinnen. Das ist eine große Ersparniß für diese, und das Publikum überzeugt sich überdieß, daß sie Alles ihrem Verdienste verdanken.

Ein Stuttgarter Claqueur ist entweder ein Schauspieler oder ein Narr, oder ein Poussenr oder ein Friseur oder ein Schneider, selten ein Schuhmacher; denn dieser verdient bei dem Theater nicht viel, und ist zu derb und roh, um das Schauspiel oder die Oper auf eigene Faust zu besuchen; der Schneider klatscht der Kundschaft halber, der Friseur aus Galanterie, der Anbeter aus Liebe, der Narr aus Enthusiasmus und der Schauspieler, damit ihm wieder geklatscht werde. Der Schneider fängt selten an zu klatschen, sondern klatscht nur mit, aber er klatscht aus Leibeskräften; er fängt auch nie an, herauszurufen, aber wenn man einmal angefangen, seinen Gönner oder seine Gönnerin zu rufen, so ruft er für 10 Mann. Der Friseur weiß schon besser zu unterscheiden, denn er war in Paris

und hat von daher noch den feinen Geſchmack los. Am liebſten ſpendet er ſeinen Beifall in Balleten, und in dieſem Fall iſt er mit demſelben ſehr verſchwenderiſch. In Paris machte man's auch ſo zu ſeiner Zeit. Der Liebhaber klatſcht nur bei ſeiner Geliebten, ſonſt bei Niemand, höchſtens wenn ein Künſtler oder eine Künſtlerin auftritt, welche zu derſelben Partei gehört, zu der ſeine Angebetete geſchworen. Darum geht er auch ſehr ſelten in's Theater, wenn ſie nicht auftritt. Am unparteiiſchſten iſt der Narr. Ihm iſt's eins, wer's iſt, Schauſpieler oder Schauſpielerin, Sänger oder Sängerin, Mitglied des Orcheſters oder Verfaſſer des Stücks, Alles eins, wenn's nur ſchön iſt nach ſeiner Meinung und kunſtreich, dann klatſcht er, denn er iſt ein Kunſtkenner. Darum giebt er auch meiſt den Ton an. Er iſt immer gegenwärtig, es mag ein Stück gut ſeyn oder nicht lang oder kurz, oft gegeben, oder zum erſtenmal, er iſt da, Sommer und Winter, es mag regnen oder ſchneien oder die Sonne ſcheinen. Ein Schauſpieler klatſcht nur einem Sänger und ein Sänger nur einem Schauſpieler.

Ein Stuttgarter Claqueur hat ſeinen beſtimmten Platz, den er immer einnimmt. Der Schneider iſt oft auf der dritten Gallerie, die übrigen Klaſſen auf der erſten Gallerie oder im Parterre. Der Liebhaber und der Friſeur ſtehen meiſt im Gange des Parterres, um ſo freien Spielraum zur Bewegung ihrer Hände zu haben, und der Friſeur, um zugleich die Füße der Tänzerinnen zu ſehen. Der Narr ſetzt ſich in eine Ecke, um ganz ſeinem Gefühl, ſeinen Betrachtungen, ſeinem Kunſtgenuß zu leben. Gleichwohl iſt er ſelten allein, ſondern hat einige Bekannte um ſich, die auf ſein Zeichen einfallen. Hie und da jedoch iſt es ihm ſchon paſſirt, daß er angefangen hat zu klatſchen, und

daß Niemand mitmachte, und das Gelächter des Publikums ergoß sich spottend über ihn und seinen verunglückten Versuch, und er würde schamroth geworden seyn, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre von der Gerechtigkeit seiner Sache und seines über das Urtheil der Menge erhabenen Kunstsinns. Doch oft kommt's nicht vor, sondern das Publikum steht ihm bei, wenn das Klatschen auch nicht am Platze ist, und ein Spaßvogel kann sich dadurch manchen Spaß bereiten. Uebrigens weiß ein ächter Claqueur immer bestimmte Stellen und Punkte, wo er gewiß seyn darf, seine Mitklatscher zu finden. Es sind dies die sogenannten Schreipunkte; wenigstens konnte man sie so nennen. Wenn der Heldenschauspieler eine kräftige oder sentimentale Rede geendigt hat, in der er sich selbst überschrieen, oder wenn die Sängerin bei einer Soloparthie sich so angestrengt, daß den Zuhörern die Ohren gellten, und sie selbst keinen Athem mehr hat, dann ist's Zeit, dann klatscht Alles. Denn solches Talent muß belohnt werden. Es geht dem verehrungswürdigen Kunstpublikum im Theater, wie den Bauern in der Kirche: wenn der Pfarrer recht schreit, so predigt er gut. Ein erfahrener Schauspielbesucher kann daher immer im Voraus sagen, wann geklatscht wird und wann nicht.

Die hiesigen Schauspieler kennen die Triebfedern des Beifalls sehr wohl, der ihnen wird; allein sie sind deswegen doch weit entfernt, keinen Werth darauf zu legen. Je mehr Beifall, desto besser. Stille Bewunderung ist etwas, wovon sie nicht gerne hören.

18.

Der Schwarzwälder Bauer.

Der Schwarzwälder Bauer iſt entweder reich oder arm, entweder Herr von Vielem oder Taglohner.

Der reiche Bauer iſt Beſitzer eines Hofes und einiger hundert Morgen Waldungen. Das Holz verkauft er am Stamm, oder verflößt es in den Rhein und nach Holland. Sein Holzhandel trägt ihm mehr, als manchem Edelmann ſeine Baronie oder Grafſchaft. Darum hält er ſich ſeine eigenen Wagenpferde und eine ſchöne Equipage, aber der Kutſcher auf dem ſchwebenden Bock trägt Lederhoſen und einen Dreiſpitz. Er ſelbſt ſizt drinnen im Gefährt und lehnt ſich in eine Ecke, wie einer, der's gewohnt iſt, in Chaiſen zu fahren, und um ſeine Schultern hängt ein feintuchener Mantel mit herrlichem Pelz beſezt, aber Rock und Schuhe und Strümpfe ſind die eines gewöhnlichen Schwarzwälders. Sein Keller iſt gefüllt mit Rheinwein und Champagner, aber er ißt Sauerkraut und Schweinefleiſch und Kartoffeln mit ſeinen Taglohnern. Er ſizt daheim im wohlgepolſterten Altvaterſeſſel, angethan mit dem ſeidenen Schlafrock, aber ſeinen Kopf ziert eine weiße gewobene Schlafmüze und ſeine Hände ſind rauh von der Arbeit mit der Hacke.

Er beſizt die ſchönſten geſchliffenen Commode, aber wenn du die Schubladen aufmachſt, ſo findeſt du neben dem reichſten Silberzeuge vielleicht einen Radſchuh oder eiſerne Ketten. Auf einem eleganten Theetiſche ſtehen geſchliffene Gläſer und ein Theeſervice; aber in der Ecke hängt eine haushohe Uhr mit ſchwerem Behänge, die den Kuckuck alle Stunden hören läßt, gerade wie ſie auch bei dem

geringſten Schwarzwälder zu treffen iſt. Du ſitzeſt auf dem beſtgepolſterten Sopha mit gewirktem Zeuge bezogen, aber daneben ſteht ein roher tannener Stuhl, und im ganzen Hauſe findeſt du kein Buch zur Unterhaltung und Belehrung, die Bibel ausgenommen. Ein Paar herrliche Gemälde ſind im Zimmer aufgehangen, aber du ſiehſt vor Staub und Fliegenabfeſſen kaum, was es vorſtellen ſoll.

Anders ſteht es mit dem armen Schwarzwälder. Er iſt Holzhauer, Flößer, Kohlenbrenner, Ubrenmacher, Fabrikarbeiter und Feldtaglohner, wie man es haben will. Zwar mit den Aeckern hat man nicht viel zu thun. Höchſtens muß am Bergabhange ein Haſer-, Flachs- oder Kartoffelland bebaut werden, was meiſt die Frauen thun, oder iſt im tiefen Thale die Wieſe zu bewäſſern, damit ſie ſiebenfachen Ertrag das Jahr hindurch gebe. Mehr Geld verdient er in den Hammerwerken, deren laute Schläge Tag und Nacht gleichmäßig forttönen, in den Glashütten und Pottaſchen- oder Terpentinſiedereien. In tiefer Winterszeit ſezt er ſich auch wohl hin und ſchnizelt Löffel und Schaufeln und Schachteln, oder er macht Uhren, deren jährlich über 100,000 vom Schwarzwalde verſandt werden. Als Flößer in ſeinen zwei Ellen hohen Stiefeln, die ihm bis an den Leib gehen, durchwandert er die Welt vom Anfang des Neckar-, Nagold- und Enz-Thales bis hinab nach Mannheim, oder gar noch weiter. Manchmal auch kauft er ſich ein Paar Pferde, wenn er ſo viel Wieſen hat, um ſie zu nähren, und ſchafft ſich Holz an und Kohlen um niedrigen Preis, und fährt hinab in's Unterland nach Tübingen und Stuttgart und verkauft's mit Profit und handelt dafür ein, was er nicht hat: Stroh und Frucht und Gemüſe und Wein. Uebrigens liebt er den Wein nicht ſehr, abſonderlich weil er ihm zu theuer iſt, ſondern begnügt

ſich mit Branntwein, den er ſich aus Heidelbeeren und Wachholderbeeren ſelbſt bereitet; denn dieſe Früchte wachſen in Menge im Walde, und die Kinder ſammeln die Beeren und verkaufen ſie Simriweiſe. Seine Lieblingsſpeiſe das ganze Jahr durch ſind Kartoffeln und dann wieder Kartoffeln und dann etwas Sauerkraut und Speck und dann noch einmal Kartoffeln.

Der Schwarzwälder Bauer iſt klein und mager, wie ſeine Pferde, zum Bergſteigen geeignet; ſeine Geſichtsfarbe iſt braunſchwarz, wie das Getäfel in ſeiner niedern Stube. Kälte und Wärme ertragt er gleich gut. Denn im hohen Sommer glüht die Sonne faſt unerträglich in die tiefen Thäler hinein, und der Winter dauert beinahe 9 Monate. Das Holz weiß er nicht zu ſparen; denn man heizt im Sommer ein, wie im Winter, und in den Stuben mit den ungeheuern thönernen Oefen kann nur ein Schwarzwälder die Hitze ertragen und ſich ſogar noch behaglich dabei fühlen. Er iſt arbeitſam, treuherzig, gelenkig, geſchickt zu allen Handarbeiten, erfinderiſch und abergläubiſch. Im Winter in den Spinnſtuben, da erzählen die alten Mütterchen die Mährchen von den Berggeiſtern, und die jungen hören andächtig zu. Seine Hütte ſteht meiſt iſolirt, ſie iſt klein und niedrig, mit weit vorſtehendem Dache und einer Allane, die zu den Schlafſtellen führt. Hinten geht das Dach bis auf den Boden. Dicht am Hauſe iſt ſtets ein Brunnen oder eine Quelle. Die Stelle des Lichts vertritt eine Lampe von Theer, oder nicht ſelten auch hellflackerndes Spanholz.

19.

Der Elegant eines Landſtädtchens.

Der Elegant eines Landſtädtchens unterſcheidet ſich von dem Elegant einer gröſsern Stadt hauptſächlich dadurch, daß er bloß am Sonntag Elegant iſt. Am Werktag hat er keine Zeit; da hat er entweder in der Schreibſtube, oder im Laden oder in der Apotheke oder auf dem Rathhaus zu thun. Am ſiebenten Tage aber, da iſt er ein wahrhafter Elegant. Er iſt neu gekleidet, d. h. er hat ſeine Sonntagshoſen, ſeine Sonntagsſtiefel, ſeine Sonntagsweſte, ſeinen Sonntagsrock und ein friſch gewaſchenes Hemd an. Er glänzt vom Kopf bis zum Fuß, den Kopf ſelbſt, d. h. die Haare nicht ausgenommen, denn dieſe ſind ſtark pomadiſirt. Der neue Hut — Werktags trägt er eine Kappe — ſitzt auf dem linken Ohre, das bedeutet etwas naiv — leichtſinnig — ſentimental — Geniales; das Haar ſieht aus, wie ein Knäuel verwirrten Garns, denn es war die Nacht vorher mit Fließpapier aufgewickelt worden; das bedeutet Apollo-Anlagen; ſein Kopf ſteckt ſteif und feſt in einer Kravatte mit Vatermördern — daß man beides nicht mehr trägt, weiß er noch nicht —, und er blinzelt aus ihr heraus, wie ein Eichhörnchen aus ſeinem Käfig; das bedeutet Entſchloſſenheit mit Liſt gepaart. Hauptbeſtandtheile ſeines Weſens ſind Stock, Bürſte, Lorgnette, Sporen und Handſchuhe. Den Stock trägt er der Quaſte halber, und vertauſcht ihn nicht ſelten mit der Reitpeitſche. Die Sporen liebt er ſehr, weil ſie klingeln, nicht des Reitens wegen, denn er liebt das Fußgehen und hat beſondere Gründe, weder im Reiten noch im Fahren excelliren zu wollen. Die Bürſte iſt eine Art rauher Pferdsbürſte, die

er alle Augenblicke aus der Taſche zieht, um ſein Haar zu ſtriegeln. Die Lorgnette bedeutet eine intereſſante Augenſchwäche und iſt ihm, was dem Eſel die Ohren. Die Handſchuhe trägt er blos in der Hand, damit ſie nicht verderbt werden.

Sein erſtes Geſchäft iſt, eine Pfeife zum Fenſter hinaus in Hemdärmeln zu rauchen, damit man ſeine Unthätigkeit ſehe. Dann geht er in die Kirche, um ſeinen Putz ſehen zu laſſen; nachher pflanzt er ſich an irgend einem öffentlichen Platze auf, und iſt in dieſer Beziehung dem Eckenſteher Nante ſehr ähnlich, den Witz abgerechnet. Die Hauptſache aber iſt der Spaziergang nach dem Eſſen. Seine Freunde haben ſich zu ihm gefunden; eine Cigarre im Munde, — eine Pfeife iſt Sonntags auf den Straßen ſehr gemein — wählt man die bevölkertſten Straßen, die beliebteſten Spaziergänge; ihre Arme ſind feſt in einander verſchlungen, denn ſie ſind intime Freunde, ſo intim wie zwei Pferde an einem Wagen; ſie lachen und ſcherzen laut, denn es darf es Jedermann wiſſen, daß ſie höchſt witzig ſind; ſie benehmen ſich höchſt ungenirt, denn ſie haben Bildung und verſtehen bon ton, ſie bedienen ſich fremder Redensarten, als yes, very well, bon, si signor, das beweiſt, daß ſie alle Sprachen verſtehen; ſie ſprechen oft von hohen Herren und ſchönen Damen, denn daran erſieht man, daß ſie ganz genau mit denſelben bekannt und lürt ſind; ſie eſſen viel und trinken blutwenig, das macht, ſie wollen immer trocken und nüchtern erſcheinen, was ihnen auch noch nie mißlungen iſt; ſie ſprechen viel und verſtehen Alles am beſten, und zwar aus lauter natürlicher Anlage, nicht weil ſie etwas gelernt haben.

Am Montag klopfen ſie ihre Kleider aus, und hängen den Elegantismus auf ſechs Tage in den Kaſten.

20.

Der katholiſche Geiſtliche.

Der katholiſche Geiſtliche trägt gewöhnlich einen blauen Rock, einen dicken Bauch, eine Kappe, ſchwarze Beinkleider und eine Weſte, die bis an den Hals zugeknöpft iſt, daß man das Hemd nicht ſieht. Gewöhnlich iſt er nicht friſch raſirt, und hat Haar und Backenbart nicht ausgekämmt.

Seine Eltern waren ſehr arm oder ſind es noch. Sein Vater iſt ein Taglöhner, oder Bauer, oder Handwerksmann, oder ein Wirth, oder noch beſſer, ein Amtsdiener; denn dieſer wohnt in der Stadt, und in der Stadt iſt eine lateiniſche Schule, und der Bube kann zu Hauſe eſſen und um geringes Geld fremde Sprachen erlernen. Wenn nämlich der Bube ein Bengel von 10—12 Jahren geworden iſt, ſo überlegt der Vater, was er mit ihm anfangen ſoll. Der Schulmeiſter, d. h. der deutſche Schulmeiſter, hat ihm geſagt, daß ſein Sohn Talente habe, und er glaubt es recht gern, da es ja ſein Sohn iſt; alſo ſoll aus dem Sohne etwas werden, und zwar etwas, wobei er ſein gutes Brod hat und das doch wenig koſtet. Der Vater hat nun die Wahl zwiſchen einem Schulmeiſter und einem Pfarrer. Allein es koſtet Eines faſt ſo viel als das Andere; da giebt die Mutter den Ausſchlag, denn ſie möchte ihren Sohn um's Leben gerne einmal Meſſe leſen hören. Alſo conclusum: der Bengel muß ein Pfarrer werden. Nun wird der Burſche in die lateiniſche Schule geſchickt und er muß lernen, was in ihn hineingeht. Das iſt aber nicht allzuviel. Dennoch gelingt es ihm, nach ein Paar Jahren in ein niederes Convict zu Ellwangen oder Rottweil aufgenommen zu werden. Darüber iſt großes Leben in der

Familie, weil man's der Geſchicklichkeit des Sohnes zuſchreibt. Der Grund aber liegt allein darin, weil die Behörden glaubten, der junge Menſch könne vielleicht ſpäter ſich noch machen, und weil man — einen gewiſſen Mangel an katholiſchen Geiſtlichen hat. Im niedern Convict wird der junge Herr gekleidet, geſpeiſt und gelehrt, d. h. geſchult. Nach vier Jahren kommt er nach Tübingen in's Convict, oder wie's die Convictoren lieber genannt wiſſen wollen, in's Wilhelmsſtift. Er iſt ſchon ein alter Kerl, etwa etliche und zwanzig Jahre alt. Er trägt einen blauen Rock, den er vom Staate bekömmt, wie die Herren, aber Sprache und Ausſehen laſſen die Abſtammung und Erziehung bis in's 14te—18te Jahr nicht verkennen. Nun kommt's darauf an, in welche Geſellſchaft er geräth. Iſt er vielleicht einer der erſten und geſcheidteſten in ſeiner Promotion, oder, wie er's nennt, in ſeinem Cours, ſo entfernt er ſich nach und nach von ſeinen roheren Commilitonen und hält ſich an einige wenige gute Freunde. Dieſer darf darauf zählen, daß einmal ein Profeſſor aus ihm wird. Iſt er vielleicht von Haus aus gut mit Geld verſehen, ſo ſucht er bald die Geſellſchaft anderer Studenten auf; er geht auf den Fechtboden, läßt ſich in eine Verbindung aufnehmen, bekommt freiere Begriffe, und wird ein Student, der ſich burſchikos benimmt, ob man ihm gleich an gewiſſen linkiſchen Bewegungen, die er nie ganz ablegen kann, den Convictor noch gewaltig anmerkt. Allein er will kein Convictor mehr ſeyn, er will auch nicht mehr katholiſcher Geiſtlicher werden, darum tritt er aus dem Convicte aus, und ſtudirt Medicin oder Jura, zum großen Leidweſen ſeiner Frau Mama. Unter dieſe beiden Klaſſen gehören aber ſehr wenige. Die meiſten leben im höhern Convict, wie ſie im niedern gelebt haben. Convictor geht nur mit

Convictor. Alles bleibt beim Alten. Rohe Späße, schnelles Saufen, schlechte Kleidung und große Unbeholfenheit zeichnen ihn aus vor allen andern Musensöhnen, von denen er überdieß nicht einmal die Ehre hat, gekannt zu seyn. So lebt er fünf Jahre, von seinen Eltern spärlich, von dem Pfarrer seines Orts, mit dem er oft sehr nahe verwandt ist, kaum besser unterstützt. Also hinterläßt er Schulden. Nun geht's auf ein Jahr in's Priesterseminar nach Rottenburg, wo er so eingezogen leben muß, wie ein Mönch, und keinem Vergnügen sich überlassen kann, ausser wenn er Nachts heimlich zum Kloster hinaussteigt. Endlich ist er ein gemachter, d. h. geweihter Priester. Wenig Jahre des Vicariatsstandes reichen hin, ihn zum Geistlichen zu promoviren, und nun hat er das Ziel seines Lebens erreicht.

Das erste, was ein katholischer Geistlicher zu thun hat, ist, daß er sich eine Hauserin, zu deutsch Haushälterin, auch Köchin genannt, anschafft. Nach dem Gesetz soll sie ihre Vierzig auf dem Rücken haben; allein sie ist sehr oft das einzige Frauenzimmer, das sich für älter ausgiebt, als es wirklich ist. Ein jeder Vater thut sich was darauf zu gut, wenn der angehende katholische Geistliche seine Tochter zu seiner künftigen Hauserin erkiesst. Er steuert sie ganz aus, wie man eine Tochter aussteuert, die im Begriff ist, zum Altare zu treten, denn mit der Annahme als Hauserin ist Versorgung auf Lebenszeit ausgesprochen. Wie könnte auch ein Pfarrer seine Köchin wieder fortschicken? Wie wäre das möglich, ohne zum mindesten — böse Nachreden zu befürchten? Der hochwürdige Herr ist im Gegentheil viel abhängiger von seiner weiblichen Dienstbotin, als ein anderer von seiner Ehegesponsin. Bisweilen hat auch der Pfarrer das Haus voll Kinder; es sind arme Kinder

von seiner verstorbenen Schwester oder seinem unglücklichen Bruder, die er zu sich genommen hat, um seine Christenpflicht an ihnen zu üben, und die er wirklich mit wahrhaft väterlicher Liebe behandelt. Diesen und seiner alten treuen Gefährtin durch's Leben vermacht er am Ende sein ganzes Vermögen, wenn er welches hat. — Protestantisch darf die Hauserin nie seyn, sonst würde der Pfarrer gesteinigt. Selten tritt der Fall ein, daß eine Schwester, d. h. eine wirkliche Schwester, keine in Christo, oder eine Mutter dem Pfarrer seine Haushaltung versieht. Geschieht's dennoch bei Einem, so ist er meistens ein Gelehrter.

Das Leben eines katholischen Geistlichen ist einfach, und bleibt sich immer gleich. Er steht auf, wenn er mag, und liest seine Messe, wenn's Zeit ist; den übrigen Theil des Tages ißt und trinkt er. Die Hauptsache aber ist der Gang in's Wirthshaus, entweder im Dorfe selbst, oder auswärts. Auswärts geht er nur selten, und wenn er es thut, nie in Gesellschaft der Honoratioren. Er liebt andere Gesellschaft, wo er sich freier und ungenirter betragen kann. Eben deßwegen kommt er auch selten mit andern Geistlichen der Nachbarschaft, protestantischen so wenig als katholischen, zusammen; noch seltener mit den Beamten des nächsten Städtchens. Er mag sich nicht geniren. Um so mehr aber liebt er die Gesellschaft im eigenen Dorfe, so wie er sie im Wirthshaus trifft: Schultheiß, Bürgermeister, Schulmeister und etwa einer oder der andere reichere Bauer sind seine täglichen Genossen.

Ein katholischer Geistlicher von Gemüth und Geist weiß freilich von allem dem nichts; aber er führt auch ein trauriges Leben, wenn ihm nicht gerade die Menge der Vögel, die er hält, oder seine Katzen, oder ein anderer Zeitvertreib Freude gewähren. Ein ewiger Wurm nagt

an ihm, das Bewußtſeyn, der häuslichen Freuden immer entbehren zu müſſen.

21.

Der Dorfſchütz.

Der Dorfſchütz iſt ein Mann von 36–50 Jahren. Er iſt ein kräftiger Mann von hoher Statur, der immer aufrecht geht. Wenn er einen Auftrag an dich hat, ſo ſtellt er ſich vor dich hin, als machte er die Honneurs vor dir, wie vor einem Offizier; das macht, er war Soldat, und hat ſeine Feldzüge mitgemacht oder doch Manövres. Man ſieht's ihm auch ſogleich an, daß er nicht immer hinter dem Pflug geſtanden; ſeine Art, ſich auszudrücken iſt eine ganz andere, als bei den gewöhnlichen Bauern. Er iſt auch nicht wenig ſtolz auf ſeine Bildung, und rühmt ſich gerne ſeiner früheren Laufbahn, abſonderlich wenn er etwas zu viel getrunken hat, was alle Tage vorkommt, denn er geht ſehr gerne in Wirthshaus, und ſchafft ſehr gerne wenig oder gar nichts. Das kommt aber alles vom Soldatenleben her.

Eigentlich hat er auch nicht viel zu thun. Denn er iſt nichts Anders, als der Amtsdiener des Schultheißen. Dieſem muß er die Akten auf's Rathhaus tragen; deſſen Befehle muß er ausſchellen im Dorfe; deſſen Aufträge an das Pfarramt, und an die Gemeinderäthe muß er beſorgen. Wenn Amtsſitzung, d. h. Gemeinderathsſitzung oder Kirchenconvent iſt, ſo ſteht er im Vorzimmer und erſcheint, wenn man klingelt, und bringt die harrenden Kläger oder

Angeklagten vor das hohe Gericht. Im Gericht selbst hat er Nichts mitzusprechen; allein er weiß doch Alles, was dort vorgeht; denn er hört die ganze Verhandlung vor der Thüre. Oftmals weiß er auch schon zum Voraus, wie gesprochen werden wird; denn er ist nicht selten der geheime Vertraute seines Vorgesetzten, des gestrengen Herrn Schultheißen, der ihn über Manches befragt, was der Schütze am besten weiß. Ist er ja doch mit allen Verhältnissen des Dorfes bekannt auf's genaueste, und hat sich durch seine frühere militärische Laufbahn eine gewisse Routine erworben! Nicht selten ist es sogar der Fall, daß der Dorfschütz den ganzen Magistrat mit sammt seinem Chef überflicht; denn er hat meistens ziemlich viel Verstand, und wenn das Bischen Trinken nicht wäre, und er mehr Geld und liegende Gründe hätte, wer weiß, ob er nicht bald vom Schützen zum Rathsherrn und dann noch weiter avancirn würde. Hat ja doch erst kürzlich eine Gemeinde ihren Bettelvogt zum Schultheißen erwählt, als den anerkannt Klügsten im ganzen Dorfe. Ein großes Beispiel!

Der Dorfschütz ist im ganzen Dorfe beliebt, zwar muß e die Steuern ansagen, und wiederum die Strafen ansagen, wenn jene nicht zur Zeit bezahlt werden; aber er thut dieß auf eine Art, daß man gar wohl sieht, er würde gerne die ganze Geschichte den Betheiligten nachlassen, wenn's nur möglich, d. h. wenn er Herr wäre. Schimpfen die Bauern über die starken Abgaben, so schimpft er auch mit. Da langt's denn Abends immer einen Zutrunk im Wirthshaus, oder man zahlt ihm gar einige Schoppen, die Schoppen gar nicht einmal gerechnet, die er auf Kosten derer trinken darf, die auch einmal mit ihm Soldat gewesen waren. Und wenn vollends der Schultheiß

da ist, der läßt ihm gewiß allemal auch einen einschenken. Der Dorfschütz ist daher stets im Wirthshaus. Dieses ist seine eigentliche Heimath; denn Handwerk treibt er kein's, theils weil er keines gelernt hat, theils weil ihm keine Zeit übrig ist. Auf den Acker kann er auch nicht, denn er weiß ja nicht, wenn der Schultheiß seiner bedarf; und überdieß hat er vielleicht von seinen Feldzügen her noch eine Wunde, die ihn verhindert, irgend eine härtere Arbeit zu verrichten. Das Wirthshaus ist also sein Asyl. Hier besorgt er den Wirthsleuten alles Mögliche und ist besonders gegen Fremde, die etwa einkehren, sehr artig. Dafür rechnet man ihm manchen Schnaps, den er auf seine Kosten kommen läßt, nicht an, und schreibt ihn in's Kamin. Daran thut der Wirth sehr wohl, denn er würde doch nichts bekommen. Vom Bezahlen ist nämlich der Dorfschütz kein Freund, aus einem ganz einfachen Grunde, weil er kein Geld hat, und seine Stelle ihm blutwenig trägt.

Der Dorfschütz ist der Witzling des Dorfes und zugleich der Mäcen. An ihn wenden sich gleichsam als Fürsprecher alle herumziehenden Künstler, die eine Komödie aufspielen oder Seil tanzen oder Reiterkünste zeigen wollen, und er empfiehlt sie sodann dem Schultheißen. Er hat daher wie ein Theaterkritiker stets freie Entrée. Giebt's im Dorfe eine Merkwürdigkeit zu sehen, z. B. die Kirche oder das Schloß, so ist es wieder nur der Schütze, an den man sich zu wenden hat; er ist daher auch stehender Cicerone. Wenn im Dorfe etwas losgeht, so muß er dabei seyn. Hauptsächlich hat er zu thun im Anfang des Winters. Da muß er den Pelzmärten machen, mit dem man die Kinder schreckt als wie mit einem Peranze, welcher Sitte Ursprung in uralten egyptischen Zeiten zu suchen ist. Und diesen Pelzmärten spielt er so gut, daß man ihn

wirklich nicht für einen verkleideten Bären, sondern für diesen selbst halten konnte, und die Kinder bekommen fast Gichter ob seinem tiefen Basse und seiner fürchterlichen Erscheinung, und sie unterlassen lange Zeit alle Unarten, sobald man ihnen mit dem Pelzmärten droht.

Der Dorfschuz ist sehr mager und stirbt meistens an der Lungenschwindsucht, was hauptsächlich daher kommt, daß er bei allen Versteigerungen und Verkäufen den Ausrufer macht.

22.

Der Hochadelige.

Der Hochadelige in Württemberg ist entweder ein Jäger, oder ein Militar, oder ein Stallmeister, oder beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, oder Hofdiener. Das Oberhaupt der Familie ist Mitglied der Pairskammer, d. h. der ersten Kammer, und hat Hoffnung, Vicepräsident oder gar Präsident zu werden. Etwas muß der Hochadelige seyn. Denn ohne ein Amt ist man in Württemberg gar nichts, ein Titel aber ist Geldes werth; und dann sieht's oft mit der Baronie, mit der Grafschaft, mit dem Fürstenthum so sonderbar, daß — daß diese Baronie, diese Grafschaft, dieses Fürstenthum fast nicht mehr als eine Titulatur von Alters her ist, und ein Amt, besonders wie der obengenannten Eines bringt doch Geld, und man braucht gerade nicht so erschrecklich viel zu wissen, denn alle jene Aemter, nach denen er strebt, erfordern mehr äussern Glanz, als innere Kenntnisse; mehr vornehmes Auftreten, als durchdachte Auffassung.

Nichts kann den Hochadeligen mehr ärgern, als wenn

ein Bürgerlicher Oberförster, oder Oberforstmeister, oder Obrist, oder General, oder Attaché bei einer Gesandtschaft oder gar Minister wird. Es kömmt dieß nun zwar äusserst selten vor, aber wenn's vorkommt, so ist es nicht zum Aushalten. Das Portefeuille nun können sie seinethalben noch haben, wenigstens das Portefeuille der Justiz, der Finanzen und der innern Angelegenheiten; denn ein Portefeuille des Cultus giebt es bei uns nicht, weil die Kirche wie die Polizei als ein Ingredienz der innern Staatsangelegenheiten betrachtet wird. Aber das Portefeuille des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs gebührt ihnen offenbar nie, so wenig als der Titel Minister. Hat ja doch ein Minister eine Besoldung von 10,000 fl. und eine Pension von 4000 fl.! und könnte es da nicht so einem bürgerlichen Notarier einfallen, gar ein Haus machen zu wollen, während dieß doch allein dem Hochadeligen gebührt? Darum, der Bürger bleibe bei seinen bürgerlichen, die höhern Staatsstellen aber sind ein Privilegium des Adels!

Allein mit dem „ein Haus machen" geht's bei den Hochadeligen in Württemberg nicht gar hoch her. Höchstens ein Paar Familien sind dieß im Stand; und eben weil's nur ein Paar können, kommt's nicht oft vor, und vornehmere Fremde lassen sich daher keine hier nieder, weil sie in München und Wien mehr treffen, die ihres Gleichen sind und ihnen es gleich thun können. Wenn daher hier ein hohes Haus ein Soupée giebt, oder einen thé dansant, so ist die Gesellschaft nicht streng abgeschlossen; leider sind die Verhältnisse so, daß immer ein bürgerliches Pack mitunterlaufen muß. Denn da ist ein Staatsrath, der viel Einfluß hat, da ein Hofrath, der Schriftsteller ist, dort ein Präsident der Abgeordneten-Kammer, der nicht vernachlässigt werden darf — ach! alle diese müssen auch aufgenommen

werden unter die Vollblutsabgeſtammten — Saul unter die Propheten —; aber da ſey wenigſtens Gott vor, daß Einer erſchiene, der nicht mindeſtens durch irgend ein Kreuzchen „von“ wäre. Denn wie ſollte man ihn ſonſt anreden? Ohne „von“, keine Entrée, und wenn das „von“ erſt bei der Entrée der Perſon auf den Rücken geheftet werden müßte.

Der Hochadelige hat Manches vor andern Menſchen voraus. Er darf Sporen tragen, ohne daß er ſich ein Reitpferd hält, und wenn er auch gar nicht reiten könnte; er darf, auch ſchon als alter Mann, doch immer als Stutzer und Roué gekleidet ſeyn, ohne daß es mehr auffällt, als bei einem Schauſpieler die falſchen Waden; und endlich darf er mit jedem Kindsmädchen auf offener Straße reden und braucht ſich deßhalb nicht zu ſchämen, und wird von Niemand ausgelacht, und kein Menſch ſucht mehr dahinter, als er ſelbſt dahinter ſucht.

Der Hochadelige ſpricht mit ſeinen Standesgenoſſen blos franzöſiſch, mit einem Bürgerlichen, der vielleicht beſſer franzöſiſch kann, als jener Standesgenoſſe, blos deutſch. Sein Benehmen gegen dieſen iſt ſtets würdevoll, herablaſſend, der Bürgerliche aber iſt ſtets ſtolz hierauf, auch auf den herablaſſendſten Gruß, und wenn er auch gegen ſeine Bekannten das Gegentheil behauptete.

23.

Der Schulerbube.

Es iſt eine harte Zeit, die Zeit des Schulgehens. Was man da Alles lernen muß! Leſen, Schreiben, Rechnen,

Religion, ja sogar Geschichte, Geographie und dergleichen gelehrte Sachen. Zu was brauche ich das Alles? frägt der Bauernknabe, und wird sehr unwillig. Er gienge viel lieber auf den Acker mit dem Vater, oder in's Holz mit der Schwester, oder auf die Waide mit dem ältern Bruder. Die härtesten Arbeiten wollte er gerne verrichten, wenn nur das leidige Lernen nicht wäre. Für was soll denn auch das Alles in den Kopf hinein? Er wird ja doch später ein Bauer oder ein Weingärtner, und da wär's doch genug an dem Einmaleins und wenn er seinen Namen unterschreiben könnte! Darum wird er auch eigensinnig, weil die Andern so eigensinnig sind, ihn zum Lernen zu zwingen, und er lernt seine Aufgabe selten, oder nie, und läßt sich lieber prügeln. Viel Schläge machen am Ende hartschlägig, und wenn man die Prügel einmal gewohnt ist, so spürt man sie kaum mehr.

Seine größte Seligkeit ist die Hoffnung auf's vierzehnte Jahr. Denn da kommt er aus der Schule, da wird er confirmirt. Was muß das für eine Freude seyn, wenn man die großen Buben, die ledigen Bursche nachmachen darf! Wenn man, wie sie, in's Wirthshaus sitzen kann, und einen Schatz hat, und Abends auf den Gassen jodelt, und auf der Kirmeß mittanzt! Wenn nur das vierzehnte Jahr schon da wäre! Doch die Zeit bis dahin hat auch ihr Angenehmes. Wie oft gieng man hinter die Schule und schnitt sich im Walde Gerten zu Peitschen, oder nahm Vogelnester aus? Und wie vergnügt war man, wenn die Schule aus war, und man Ball spielte, und sich tüchtig herumtummelte, oder halb todt warf im Winter mit den Schneeballen! Und wie freute man sich auf die Vacanztage! Wie manchen Schabernack spielte man dem Schulmeister! Welch' ein Gaudium war es, alle Sonntage in

die Kirche läuten zu dürfen und ſich vom Glockenſeile ſchaukeln zu laſſen! Und dann kam der unſchuldige Kindleinstag, und Pfefferruthen wurden geſchnitten, und truppenweiſe zog man herum in den Häuſern, und drang in die innerſten Gemächer, und pfefferte den Leuten, abſonderlich den Mädchen, an die Waden und an die Hände und in's Geſicht, und erntete ſtatt der Schläge noch gute Biſſen und Kuchen! Und dann kam der Klöpfleſtag, oder eigentlich die drei Klopfleſtage, d. h. die drei Tage vor der Geburt des Heilandes, wo in alten, alten Zeiten die Chriſten herumgiengen, und weil ſie ſich's noch nicht laut ſagen durften, nur leiſe an den Fenſtern einander klopften, zum Zeichen, daß die Zeit der Geburt des Heilandes wieder gekommen ſey, eine Sitte, die ſo wenig vergeſſen worden, daß um dieſe Zeit die Buben den Müttern Erbſen ſtehlen, ſo viel ſie können, und Abends herumſchleichen um die Häuſer, und wo ein Laden offen iſt, an die Fenſter hin bombardiren, daß die Scheiben klirren, und gar oft auch eine zerbricht, und dann davon rennen, auf daß ſie Niemand erwiſche! Wenn man aber einen erwiſchte, ſo kaufte er ſich los durch erheuchelte Thränen und falſche Namensangebung, und freute ſich nachher mit ſeinen Kameraden, ſich durchgelogen zu haben. Und dann kam der Chriſttag ſelbſt mit ſeinem mit Lichtern beſteckten Bäumchen, das man Tags zuvor im nahen Tannenwalde geſtohlen, und mit goldgeſtrimßten Nüſſen und Aepfeln und Kuchen und ſonſtigen Gaben geſchmückt hatte. Und endlich kam auch noch der Neujahrstag mit ſeinen neuen Kleidern. — Es war doch eine ſchöne Zeit, die Zeit der Schuljahre.

Der Schwabe denkt noch oft an dieſe Zeiten zurück, auch in ſpäteren Jahren. Und wer ihm ein guter Kamerade war in der Schule, der bleibt's ihm auch als Jung-

ling und als Mann. Wenn nur die Sonntagsſchule nicht wäre! Denn iſt das auch Recht, daß Einer, der ſeine Kenntniſſe bewieſen bei der Confirmation, noch fernere vier Jahre wenigſtens einmal in der Woche noch Schulerbube ſeyn muß, und gerade am Sonntag, wo man ſo gerne frei hätte, und mit den Andern über Feld gienge oder in's Wirthshaus! S hat Alles ſein Schlimmes, auch die Zeit nach der Confirmation.

24.

Ein öffentliches Stuttgarter Mädchen.

Da liegt ſie nun auf dem Siechbette des Katharinerhoſpitals, bleich und abgezehrt und ſtieren Blicks, und aus den hohlen Augen und dem vergelbten Geſichte und den eingefallenen Zügen ſcheinen Noth und Elend und Krankheiten aller Art hervor. Kein Menſch bekümmert ſich um ſie, kein liebender Verwandter ſteht an ihrem traurigen Lager, keine Thräne des Mitleids fließt für ſie, die ein Gegenſtand des Ekels und Abſcheues geworden. Nur manchmal, wenn's an der Zeit iſt, kommt der Wärter, den ſie nicht einmal belohnen kann, und wenn der menſchenfreundliche Arzt nicht wäre, und die vortreffliche Einrichtung der Anſtalt, ſie müßte vor Elend verkümmern.

Einſt war ſie jung und ſchön. Ach! es war eine ſchöne Zeit, da ſie jung war und ſchön! Freude im Vollauf, Geld im Vollauf, gutes Leben im Vollauf, Putz im Vollauf, es war eine ſehr ſchöne Zeit. Sie kam als junges Mädchen in die Stadt, oder auch, ſie war eines ehrſamen

Bürgers Tochter. Sie war nicht übel erzogen, vielleicht die geſchickteſte und gebildetſte ihrer Schweſtern, die ſchönſte in jedem Falle. Sie verdiente ihr Brod mit Arbeiten: mit Nähen, Stricken, Waſchen. Oder ſie war Kindsmärchen. Ihr Geſicht war roth und weiß, wie Milch und Blut, und an dem Weißen des Auges bemerkte man jenes zarte Blau, das der Reiz iſt der kindlichen Unſchuld. Aber ſie ſah ſo gerne in den Spiegel, und ſie fand, daß ſie hübſch ſey, und der Sohn des Hauſes ſagte es ihr zum Ueberfluß zwanzigmal des Tages, oder, wenn er's nicht ſagte, ſo ſagte es ihr der Obermann bei der Garde, oder der Wachtmeiſter bei den Feldjägern. Und ſie liebte ihn ſehr, und ſetzte ſich ſeinetwegen manchem Tadel und Zank ihrer Herrſchaft aus, und opferte ihm manche Stunde, bald auch noch mehr. Dafür aber ſchenkte er ihr manch' ſchönes Halstuch und manches Ringlein und eine herrliche Haarſchnur mit einem goldenen Kreuze. Wie ſtand ihr das Alles ſo lieblich! Und ſiehe da: der Teufel des Putzes zog ein in ihr Herz, und der Hochmuth der ſchönen Kleider erfaßte ſie und erfüllte ſie gänzlich, und bald war es nicht mehr blos der Sohn des Hauſes, nicht mehr blos der Obermann der Garde, es war auch wohl noch ein Anderer, der ſich ihr freundlich nahen durfte in mancher Stunde der Dämmerung und manchmal auch wohl der Nacht, wenn's Winter war. Ein vornehmer Herr hatte ſie geſehen, ein Herr mit einem Orden im Knopfloch, vielleicht ein in Civil gekleideter Offizier, oder ein Geſandtſchaftsſecretär, oder ein privatiſirender Baron, und ſie hatte Gnade gefunden vor ſeinen Augen, und ſein feines Benehmen und ſein Schnurrbart vor den übrigen. In eigener Perſon konnte er zwar nicht immer mit ihr ſprechen, die Gelegenheit war ſo ſelten günſtig; aber er hatte einen Chargé d'affaires, einen weiblichen

Bevollmächtigten, eine alte Frau, die ſich gerne gegen Erkenntlichkeit zu dieſem Dienſte verſtand, und dieſe kam zu ihr, oder hielt ſie auf der Straße an, und ſprach mit ihr; und nach langer Unterredung ward der Antrag gemacht, und noch einmal gemacht, und immer wieder gemacht und — immer von Neuem zurückgewieſen. Aber die Einladung war zu lockend. So viel auf einmal, und für eine einzige Stunde! Sie wollte lange nicht, ſehr lange nicht, aber er liebte ſie ja ſo ſehr, und es erfährt's Niemand, keine Seele! Sie kann Morgens um 8 Uhr zu ihm kommen, um die Zeit, da ſie ohnehin einen Ausgang zu machen hat, und es fällt nicht auf, wenn ſie in ſeine Wohnung geht, gerade weil's Tag iſt, und es wohnen noch mehr Menſchen in jenem Haus. Wer ſollte da nicht eher an einen Auftrag denken, als an Liebe? Wie viel Staat aber kann man nicht kaufen von dem vielen Geld? Ja ſie kommt. — Und ſie kommt nicht blos dießmal, ſie kommt noch einmal, ſie kommt mehrmal. Wie angenehm wäre es, wenn's immer ſo fortdauern konnte? Aber der vornehme Herr hat wieder eine Andere geſehen, die ihm auch gefällt und beſſer gefällt, weil's etwas Neues iſt, und ſie, die ältere, wird abgedankt. Was nun thun? An die Ausgaben iſt ſie gewöhnt, an den Putz, an ſo manchen Genuß, denn nicht ſelten war ſie im Stande, auch ihrem Nebenliebhaber Geld vorzuſtrecken, daß er ſie zum Tanze führe, oder nach Gaisburg und Gablenberg zur Muſik in den Garten. Er! was braucht man da zu fragen? Der Gelegenheiten giebt's die Menge. Sie braucht ſie nicht zu ſuchen. Wiederum naht ſich ihr eine Frau, eine honnete Frau; die hat verſchiedene Mädchen im Hauſe, oder auch nicht im Hauſe, ſondern nur darüber zu diſponiren; und wenn ein ordentlicher Herr bei dieſer Frau eingeführt wird und honnet bezahlt, ſo iſt ſie

gerne erbötig, ihm eine Geſellſchafterin zu ſuchen auf einen Abend oder auf ein Paar Stunden, und die Geſellſchafterin giebt ihr dann wieder einen beſtimmten Theil des Präſentes, das ſie von dem Herrn bekommen. Warum ſoll ſie nicht zu dieſer Frau gehen? Wiederum erfährt's Niemand, als nur wenige Herren, und die ſind verſchwiegen. Ach! wie fröhlich iſt nun wieder das Leben! Zwar ſind's oft ſolche, die ihr nicht genehm ſind, alte und häßliche Kameraden, aber was thut's, zahlen doch dieſe am beſten! Und kommt nicht Alles wieder herein in der Stunde, die man mit dem Geliebten, der nichts bezahlt, allein iſt? Denn bereits iſt ſie aus dem Dienſthauſe fort gegangen, oft nicht einmal freiwillig, und lebt nun auf eigene Koſten in einer eigenen Privatwohnung, angeblich vom Verdienſte, den ihr die Nadel gewährt. Oft iſt ſie auch bei den Eltern, oder einer Tante, die aber natürlich von Allem nichts wiſſen, oder auch nichts wiſſen wollen. Und damit Niemand etwas merke, hat ſie, wie ſchon geſagt, ihren förmlichen Liebhaber aus ihrem Stande, der am Sonntag mit ihr eine Partie macht. Und alle die ſchönen Sachen, die ſie ſich anſchafft, kommen von ihm her; ſo ſagt ſie zu Verwandten und Freundinnen. Fragt aber er ſie, ſo hat ſie ſich Alles ſauer verdient, weil ſie oft bis ſpät in die Nacht hinein arbeitet. Was ſoll er aber lange fragen? Iſt ſie nicht ſo gut gegen ihn, und unterſtützt ihn mit ihrem eigenen Gelde und ſauer erworbenen Lohne? Dieſes Leben dauert ſehr lange, oft 6 bis 8 Jahre lang. Und nicht ſelten giebt ſie es ſelbſt auf, weil ſie ſich mit ihrem Geliebten verheirathet. Oft trifft ſich's auch, daß Einer, der viel Geld hat, ſich in ſie verliebt und ſie mit ſich nimmt in ſeine Heimath und auf immer für ihren Unterhalt ſorgt. Manchmal macht ſich's, daß ſie eine große Reiſe machen darf mit dieſem oder je-

nem, und hie und da unternimmt ſie ſelbſt eine Bildungsreiſe nach Mannheim, oder München, oder Cöln, oder Frankfurt. Aber es kommen die ſchlimmen Jahre der Dreißiger, und die Schönheit iſt etwas abgegriffen, wie die abgeſchäzten Viertelskronen, und es will Niemand mehr einen rechten Gefallen an ihr finden, ſo ſehr ſie ſich auch durch gutes Getränke und noch beſſeres Eſſen zu erhalten geſucht hat. Die gute Mutter, wie ſie ſie nennt, kann ſie nicht mehr recht brauchen, ſie wird ſeltener und immer ſeltener begehrt, und am Ende bleiben die Nachfragen ganz aus. Die Herren aber, welche ſie früher immer zu beſuchen eingeladen war, die, welche ſie früher immer mit offenen Armen aufgenommen, bei denen ſie ſo manch' leckeres Frühſtück eingenommen, ſo manchmal die Nacht hindurch geſchwärmt hatte, die haben jezt nicht ſelten die Thüre verſchloſſen, wenn ſie anklopft, oder wenn ſie unangeklopft eintritt, ſo ſind ſie kalt und nicht vom Fleck zu bringen, und haben nothwendig zu thun. Das ſind ſchlimme Vorbedeutungen, aber noch iſt nicht Alles verloren. Nun macht ſie ſich an die Lohnlaquaien und Hausknechte, und dieſe verſchaffen ihr Beſtellungen. Faſt alle Nacht hat ſie jezt das Glück, in dieſen oder jenen Gaſthof gehelt zu werden, und dieſen oder jenen Reiſenden zu beglücken, an welches Glück oft ſie, oft er vier Wochen lang denkt. Der Ertrag iſt zwar nicht mehr ſo ſplendid, aber doch iſt's noch ein erträgliches Auskommen. Aber noch ein Paar Jahre, und auch die Lohnlaquaien und Hausknechte bleiben aus, und ſie weiß oft nicht, womit ſie ihren Durſt löſchen und ihren Hunger ſtillen ſoll. Da geht ſie denn aus des Abends, wenn die Sonne verſchwunden und dem nächtlichen Treiben Thür' und Thor geöffnet iſt. Alle ehrlichen Mädchen und Frauen gehen um dieſe Zeit nur mit einer Laterne über

die Straße, auch wenn Mondenſchein im Kalender ſteht, ſie aber durchwandert ſtill und lautlos und einſam die Gaſſen, in ein farbiges Kleid gehüllt, damit ſie um ſo beſſer erkennbar ſey, und wohl ein Dutzend mal paſſirt ſie an Einem Abend den Weg vom Markt bis in die Hauptſtadterſtraße, und erwartet mit Sehnſucht die Anrede eines vorübergehenden Herrn: „Wohin noch, mein ſchönes Mädchen?“ Zwar thut ſie oft arg ſprode, beſonders Anfangs, und ſteht nicht Jedem Rede, aber die letzte Scham verliert ſich bald vollends. Mag kommen, wer da will: Soldaten oder Studenten, Handwerksburſchen oder Steindrucker, Große oder Kleine, Schmutzige oder gut Gekleidete, Alles und ein Jeder iſt ihr recht, wenn's nur etwas einträgt. Sie iſt ſehr weit herunter gekommen! Da erfaßt ſie wohl auch einmal die Polizei, wenn ſie's gar zu arg und öffentlich treibt, und ſie kommt auf ein Paar Monate in's Arbeitshaus nach Rottenburg. Aber als ärgere Sünderin kehrt ſie wieder. Mehr als jetzt kann ſie nicht mehr herabſinken. Krankheiten aller Art ſuchen ſie heim, und ſie hat nicht mehr das Geld, wie früher, einen Arzt kommen zu laſſen, und ein Paar Wochen eingezogen ihrer Cur zu leben, ſondern ſie muß immer und immer wieder Geld verdienen, und eine Menge derer, die mit ihr zu thun hatten, leidet bald an demſelben Uebel. Endlich iſt ihr Körper ganz ruinirt. Sie ſiecht dahin. Kraft, Jugend, Schönheit, der letzte Sinn für Weiblichkeit iſt längſt begraben. Nun hat ſie nur noch eine einzige Zuflucht, das Krankenhaus, und wohl ihr, wenn ſie dort bald der Tod von ihren Leiden erlöst; denn wird ſie wieder geſund, ſo iſt ihr Zuſtand noch ärger als zuvor. Nichts kann ſie mehr verdienen, denn ihre Hände ſind nicht mehr geſchickt zum Arbeiten, und wer wollte ſie auch zur Magd nehmen, ſie, die Geſunkene,

die nie mehr auferſtehen wird? Den Tag weiß ſie nicht, wovon ſie den andern leben ſoll. Almoſen betteln und — Stehlen iſt nun ihr Loos.

So weit hat es das ſchöne Mädchen gebracht, das unſchuldige Kind mit dem Grübchen im Kinn, und den vollen Wangen, und dem fröhlichen Lächeln auf der glatten Stirne und in den ſchalkhaften Augen! Denn in den Zeiten des Flors ward nichts geſpart; Alles gieng auf im Genuß, im Putze; und ſpäter ward ein Stück nach dem andern verkauft und verſezt und wurde nie mehr eingelöst. Nur ſelten geſchah es, daß ſie, als Mädchen noch zur Beſinnung gekommen, das ſchlimme Handwerk aufgab, noch ehe der lezte Hauch von Blüthe von ihrem Antlitz verwiſcht war, und ſich ein Paar Zimmer miethete und von dem Erſparten köſtlich einrichtete und ſich ein Paar Geſpielinnen oder Töchter einthat, und den jungen Herren Beſuche bei denſelben geſtattete, und eine angeſehene Matrone ward, der man es kaum anſah, daß ſie ſelbſt früher ſtark mitgemacht hatte, und ihres Einkommens wegen einen Mann bekam, deſſen Name ſie wieder zu Ehren brachte.

Die Polizei iſt ihr abgeſagteſter Feind; ihre einzige Hoffnung iſt Gewerbsfreiheit.

25.

Der Herr Prälat.

Der Herr Prälat iſt nothwendig ſehr fromm, ſehr gelehrt und ſehr geiſtreich. Das bringt ſein Amt mit ſich, obſchon das Leztere nicht immer von Allen geglaubt wird.

Seinen Namen hat er noch von der katholiſchen Zeit her, ob er gleich durch und durch Proteſtant iſt, d. h. Lutheraner, d. h. Anhänger der Formula Concordiae. Pietiſt, d. h. eigentliches Mitglied der Secte, darf er nicht ſeyn. Er bekennt ſich auch nie förmlich zur Secte, innerlich aber hält er es meiſt mit ihnen, ſchon deßwegen, weil gar viele Pfarrer Pietiſten ſind und ihm einen ſchönen Namen machen würden in der Verſammlung der Frommen. Wiederum ſind aber ihm zu liebe viele Pfarrer Pietiſten, um gut angeſchrieben zu werden beim Conſiſtorium. Sein eigentlicher Name iſt Generalſuperintendent, und dadurch unterſcheidet ſich der wirkliche Prälat vom Titular-Prälaten, dem man die wirkliche Würde nicht geben konnte und der mit dem Namen zufrieden iſt.

Der Prälat hat als Generalſuperintendent den Decan zu viſitiren, wie dieſer ſeine Pfarrer, ferner auf den Synoden ein thätiges Mitglied zu bilden und in der Abgeordneten-Kammer zu ſitzen. Die Viſitationen ſind nicht ſehr beſchwerlich. Wenn der Herr Prälat zum Herrn Decan kommt, ſo ſezt er ſich prälatenmäßig auf den Sopha, und der Herr Decan, ſein Jugendfreund, ehrerbietig daneben auf den Seſſel, dann ſieht der Erſtere die Bücher durch und nimmt täglich ſeine 10 fl ein. Auf der Synode hat er mehr zu thun. Da werden alle kirchlichen Einrichtungen beſprochen, Abänderungen vorgeſchlagen und Alles dem Conſiſtorium vorgelegt. Auch iſt die Synode da, um das Conſiſtorium zu controliren, und darum iſt es eine ſehr weiſe Einrichtung, daß einzelne Generalſuperintendenten zugleich Mitglieder des Conſiſtoriums ſind! Die größte Thätigkeit entwickelt der Herr Prälat auf dem Landtag. Eigentlich gehörte er in die erſte Kammer, wie dieß in England der Fall iſt, er ſizt aber in der zweiten, in der Kam-

mer, deren Mitglieder vom Volke gewählt werden ſollen. In allen Dingen iſt er auf Seiten der Regierung, nur in zweien nicht, in Beziehung auf die Preßfreiheit und in Beziehung auf das Kirchengut. Die erſte muß er verlangen, weil er ſchon ſelbſt ein Buch geſchrieben, und das Zweite verlangt er heraus, nicht aus ſelbſtſüchtigen Gründen, etwa deßwegen, weil er ein kleiner Regent würde, wenn die Kirche ganz ſelbſtſtändig wäre, nein, blos deßwegen, weil's in der Verfaſſung verſprochen iſt. Es iſt aber auch noch Anderes verſprochen, und darum bekümmert er ſich nichts. Auſſer über dieſe zwei Punkte hält er ſelten längere Reden, mitunter auch deßwegen, weil er von Verwaltungs- und Geſetz-Gegenſtänden nicht ſo viel verſteht, als er ſich die Miene geben kann, wenn er ſchweigt. Hie und da iſt er auch gewitzigt, weil er ſich ſchon ein klein wenig vergaloppirt hat. Wenn er aber einmal ſpricht, ſo iſt er hartnäckig, bis zum Eigenſinn hartnäckig, und giebt durchaus nicht nach. Die Rede iſt dann häufig mit lateiniſchen Floskeln geſchmückt, das ſonſtige Undeutſch nicht zu rechnen.

Der Herr Prälat iſt nie unter fünfzig Jahren alt. Er war der Erſte oder einer der Erſten in ſeiner Promotion, immer aus guter Familie, ſpäter Repetent, dann Helfer, weiter Special oder Profeſſor und ſchrieb eine theologiſche Abhandlung, oder ſonſt eine geiſtreiche Schrift, die wo möglich auf Befehl in den Schulen oder Pfarrbibliotheken angeſchafft werden mußte, oder doch wenigſtens vom Conſiſtorium als höchſt brauchbar empfohlen wurde.

Der Herr Prälat iſt ſehr böſe darüber, daß ihm ſein Wein meiſt nicht mehr in Natura geliefert wird. Er erhielt ſtets vom beſten im Lande.

26.

Der Schulproviſor.

Es giebt keine ſtolzere Nation auf Erden, als die engliſche, und keinen ſtolzeren Menſchen, als einen Schulproviſor. Sie wiſſen nicht, was ein Schulproviſor iſt? Das will ich Ihnen erklären.

Ein Schulproviſor iſt ein Menſch, der einſt Schulmeiſter, oder, wie er es lieber hört, Schullehrer werden will, ein Candidat des Unterrichtsweſens: Lehrer, Executor und Meßner zugleich.

Lehrer: denn er muß den Kindern Unterricht geben im Leſen, Schreiben und Rechnen; Executor: denn er muß ihnen Tatzen austheilen, ſie mit Ohrfeigen regaliren und ihnen die Hoſen ſpannen, auch wenn ſie keine haben; Meßner: denn er muß Werktags die Glocke zur Veſper und Ave Maria läuten und Sonntags den Pfarrer um das Kirchenlied fragen, wenn's nämlich der Schulmeiſter nicht ſelbſt thut.

Warum ſollte ein ſolcher Mann nicht ſtolz ſeyn? Hat er doch etwas gelernt! Oder war er nicht in Eßlingen im Seminar? Hat er nicht gelernt Pädagogik, Mathematik, Phyſik, Naturgeſchichte und auch etwas von Mineralogie, Alterthumskunde und Theologie? Mußte ihm da nicht das Schreiben und Rechnen und Leſen und Singen und Orgelſpielen — Nebenſache ſeyn? Hatte er doch höhere Dinge im Kopfe! Darum iſt aber auch der Herr Proviſor der erſte Mann im Dorfe, nämlich nach ſeiner Meinung. Oder meinſt du vielleicht der Schultheiß? — Der Bauernlümmel und Schreibersknecht. — Der Schulmeiſter? — Nun! das iſt doch gewiß ein Dummkopf gegen ihn; der alte Schul-

meiſter, der Alles noch auf die alte Manier treibt, der nie in Eßlingen war, der nichts verſteht, als ſeine Schulfächer, und nichts von dem, von was er nichts zu wiſſen braucht, den wird er doch wohl über die Achſel anſehen dürfen? — Aber doch der Pfarrer? Ja! der wohlweiſe Herr, der will freilich Alles beſſer wiſſen, weil er Pfarrer iſt und Schulinſpector; aber, das Bischen, das der weiß, das weiß der Proviſor auch und noch weit mehr; und laſſet ihn einmal ſtatt jenem auf die Kanzel ſtehen, da werdet ihr erſt hören, wie man predigen ſoll!

Eins iſt zwar niederſchlagend für den Herrn Proviſor, die geringe Beſoldung. Denn wenn er Koſt und Logis auch zu 100 fl. anſchlägt, ſo hat er im Ganzen doch nur 124 fl. Da muß er freilich durch Privatſtunden noch einige Kreuzer zu verdienen ſuchen, wozu ſich ſein Ehrgefühl nicht gerne verſteht. Aber was thut's? Wird nicht das Genie überhaupt oft verkannt? Muß nicht die Nichtanerkennung des Verdienſtes die Achtung vor ſich ſelbſt erhöhen? Darum — ein wahrer Proviſor vergiebt ſich nichts, auch wenn er um geringen Lohn arbeitet. Erhielt ja doch auch Wilhelm Hauff für ſeine Memoiren des Satans nur 50 fl.! Darum — ſein Gang iſt aufrecht, der Kopf erhaben, auf der Naſe eine Brille; kein Menſch iſt ihm recht, keine Einrichtung gut; die Bauern ſind ungebildete dumme Menſchen, mit denen er keine Gemeinſchaft haben kann; darum iſt ſeine Geliebte kein Bauernmädchen mit hübſchen Wieſen und Aeckern, ſondern der Gutsherrſchaft Kammermädchen, das hübſch franzöſiſch gekleidet iſt und Romane lieſt, oder des Pfarrers gebildetes Kindsmädchen, wenn's auch kein Geld hat; darum ſizt er im Wirthshauſe an einem andern Tiſch, abgeſondert von der übrigen Geſellſchaft, dem Pöbel, aber dennoch hat nur er das Wort, und ſeine pfiffige Miene

und ſein verſtändiger Blick zeigen genugſam, wie tief die Andern in ihrem Urtheile noch hinter der Wahrheit ſtehen; denn er ſpricht zu Jedwedem in ſeinem Herzen:

Wiſſ' er,
Daß ich als Proviſor
Alles beſſer weiß, als er.

27.

Die Zigeunerfamilie.

Diogenes brauchte einen geringen Raum zu ſeiner Behauſung, ein Faß, oder vielmehr eine Art Zuber, denn es hatte nur Einen Boden. Eine Zigeunerfamilie braucht noch weniger Raum. Ein zweirädrigter Karren, dem Kaſten nicht unähnlich, der den Schafer beherbergt, wenn er auf freiem Felde mit ſeiner Heerde campiren muß, iſt Alles, was der Zigeunerfamilie nöthig iſt. Der Karren iſt mit Stroh gefüllt, und im Stroh herum liegen die kleinen Zigeunerbuben und Zigeunermädchen; ſie ſind im bloßen Hemde, manchmal auch ganz nackt. Vor dem Karren in einer ſchwerfälligen Lanne ſteht ein kleines Pferdlein mit hervorſtehenden Knochen und dickem Kopfe und langen Haaren, und das Pferdchen zieht alle Habſeligkeiten der Familie und oft dieſe ſelbſt mit bis auf den Hausherrn, einen kräftigen Mann, mit einem dichten ſchwarzen Barte, der das Pferdchen führt und mit der Peitſche antreibt. Und ſo ziehen ſie herum, Jahr aus, Jahr ein, Winter und Sommer, im ganzen Lande.

Früher war es freilich anders, noch vor wenigen Jahr-

zehnten! Da hatten sie ihre Hütte im Walde aufgeschlagen, und wohnten zusammen in großen Familienzirkeln, und eine Obrigkeit war da, der große Zigeunerkönig, der Hauptmann der ganzen Bande, der Vornehmste aus uraltem Stamme, und neben ihm die Zigeunermutter, das uralte Weib, die Aelteste von Allen, die die Gabe der Weissagung hatten. Und von dem großen Walde aus, den sie noch mehr vermissen, als ihr ursprüngliches Heimathland, Indien oder Egypten, wurden die Jungen und die Mädchen und die Frauen und die Männer ausgesandt, daß sie sich mischten unter die anderen Menschen, und erwarben, was sie erwerben konnten auf jede mögliche Weise, durch Handeln und Kaufen und Verkaufen und Betrügen und Stehlen, und wenn sie heimkehrten, so war großes Fest und ein gemaustes Häslein oder Rehlein ward gebraten an einem holzernen Spieße, und die zurückgebliebenen Zigeunermädchen herzten die auf Beute ausgegangenen Burschen, die gar vielerlei Gefahren bestanden haben wollten unter den fremden weißen Gesichtern und sich gar heldenmuthig stellten, ob sie gleich nur lustige Spitzbuben waren. Nun aber hat sich die Scene gar sehr geändert. Mit Hetzhunden und Büchsenschüssen wurden sie aus ihrem grünen Asyle vertrieben. Denn die Regierung wollte keine Unterthanen, die auf ihre Faust unter eigenen Gesetzen lebten, ohne Abgaben zu zahlen, und die rohen Jäger hetzten sie wie die wilden Thiere, und ein Gesetz erschien, wonach sie bürgerlich seyn sollten in irgend einer Ortschaft, und ehrliche Handthierung treiben und ihre Kinder taufen lassen, weil sie bis jetzt Heiden gewesen. So gar streng wird aber das Gesetz jetzt nicht mehr befolgt. Wohl hausen sie nun manchmal die strengste Winterzeit über in einem Dorfe des obern Schwarzwalds und ihre Kinder werden in's Taufregister eingetragen;

aber ihre alten wilden Sitten und ihre alte Religion und das herumſtreifende Leben und ihr altes Handwerk haben ſie nicht vergeſſen. Darum ziehen ſie auch jezt noch herum mit Sack und Pack auf die oben beſchriebene Weiſe und leben lieber kärglich und elend, als daß ſie einem Fremden dienten und ihr Brod erwürben im Schweiße ihres Angeſichts.

Siehe! jezt iſt der Karren bei einem Dorfe angekommen. Unter einer alten Linde wird Halt gemacht. Dem armen ausgehungerten Pferdchen wird Heu und Stroh vorgeworfen, oder darf es ſich an dem Raſen des Chauſſee-Rabens erluſtiren; und der pater familiäs, ein kräftiger Mann, dem das alte zerriſſene Reitercollet, oder ein mit Schnüren beſezter polniſcher Rock, beides geſchenkt oder auf ſonſtige Art wohlfeil erworben, muthig zu dem ſchwarzen Geſichte ſteht, öffnet den Kaſten und heraus ſteigt alsbald die ganze Familie, Frauen, Buben, Kinder. Alles eilt zu ſeinem Geſchäfte. Der Mann mit dem älteſten Sohne ſezt ſich und ſchnizelt künſtlich in Holz allerlei zur Haushaltung gehörige Werkzeuge, als Löffel, Gabeln u. ſ. w., und geht dann in's Dorf, und läßt ſich die zerbrochenen Keſſel und Pfannen geben und macht ein Feuer und flickt ſie behender als ein gelernter Kupferſchmied. Denn er iſt ein großer Künſtler und Beſtler. Die Frau bringt zuerſt die Kinder in Ordnung; dann macht ſie ſich auf den Weg. Auf ihrem Rücken trägt ſie, in ein großes Leintuch gewickelt, wie in einem Schnappſack hängend, ihr jüngſtes Kind, das ſie nicht allein laſſen kann, und das noch zu jung iſt zum Gehen, und ſie geht von Haus zu Haus und bietet ihres Mannes Löffel und Gabeln zum Verkauf an, und bittet ſich ein Almoſen aus von der „guten Mutter", wie ſie auch wohl jüngere Hausfrauen anzureden pflegt, und die Bauernweiber geben gerne Schmalz und Butter

und Mehl und Eier; denn wer ſteht ihnen ſonſt dafür, daß die ſchwarze Zigeunerin ihnen nicht aus Rache das Vieh behext, daß es keine Milch mehr giebt? Und könnte nicht der wilde Zigeuner draußen den rothen Hahn ihnen auf's Dach ſtecken? Aber die Unverheiratheten haben noch einen andern Grund mildthätig zu ſeyn; denn ſie ſtrecken ihre Rechte aus, und laſſen ſich von der klugen Zigeunerin die Hände beſchauen von oben bis unten und links und rechts, und ſie weiſſagt ihnen, was ſie gern haben, oft aber auch boshaft genug nichts Gutes, ſondern eitel Schlimmes, und die armen Mädchen bekommen ſolche Angſt, daß gar oft Alles ſo kommt, wie's die Hexe geweiſſagt, abſonderlich wenn die Zigeunerin mit den Verhältniſſen des Dorfes wohl bekannt iſt, was beinahe immer der Fall zu ſeyn pflegt.

Am liebſten kehren ſie in kleinen Städtchen ein und in Dörfern, wenn Jahrmarkt iſt. Da hängt wohl die junge Zigeunertochter die Zither um und der Vater und Bruder oder Geliebte nehmen ihre Geigen und das wunderſamſte Concert beginnt im Wirthshauſe an der wohlbeſetzten Tafel, und wilde kühne Melodieen entlockt der Zigeuner ſeinem Inſtrumente und mit weicher aber umfangreicher Stimme begleitet ihn das Mädchen, und viel Geld wird von den Gäſten in den Teller geworfen, den es herumträgt. Denn das Mädchen iſt gar üppig und ſchlank gewachſen und ihr Auge brennt, und ihr Buſen wogt und die aſiatiſche Glut nimmt ſich gut aus auf dem ſchwarzbraunen Angeſicht mit den regelmäßigen Zügen. Der neben ihr ſtehende Geliebte jedoch wacht mit rollenden Augen über ſie, daß nichts geſchehe, was nicht recht wäre. Am Abend aber da müſſen die Jungen die rothen Jacken anziehen und die Trommel umhängen und durch das Dorf oder Städtchen hin ausſchreien, daß heute großes Theater ſey, eine herrliche Vor-

ſtellung: die keuſche Suſanna oder Fauſtus, den der Satan holt, oder die holdſelige Eſther und der alte Mardochai. Das Theater iſt aufgeſchlagen in einer hölzernen Bude vor dem Dorfe oder noch öfter in dem großen Zimmer der Schenke, und alte Couliſſen ſind aus dem Karren herbeigezogen worden und die Bühne iſt durch einen Vorhang vom Parterre getrennt. Der erſte Platz iſt zunächſt an der Bühne und er beſteht darin, daß Schrannen, aus der Schule herbeigeholt, und Stühle hingeſtellt ſind, damit der beſſerzahlende Zuſchauer ſitzen konne. Auf dem zweiten Platze muß man ſtehen. Am Eingang in's Theater aber ſteht eine alte Zigeunerin und ladet die Buben und Mädchen ein, daß ſie einen Dreier bezahlen und ihre Schauluſt befriedigen; des Wirths Tochter iſt ſchon darin und des Schultheißen langer Sohn, denn die durften umſonſt hinein. Die Buben aber ſtehen lange an, ob ſie es wagen ſollen oder den Dreier ſparen; aber jezt drängen ſich ein Paar beurlaubte Soldaten vor, werfen das Stück Geld auf den Tiſch, als ob es für ſie keinen Werth hätte, und die Andern ſchämen ſich und ſie gehen auch hinein, ein Jeder mit ſeinem Schatze. Alles iſt gedrängt voll; der Vorhang rollt auf, die Vorſtellung beginnt. Die Marionetten ſind ſchön gepuzt, der Hanswurſt macht ſchreckliche Sprünge, der Teufel erſcheint in eigener Perſon und führt eine gar ſonderbarliche Sprache. — Die Einnahme betrug vielleicht einen Gulden; die Hälfte davon geht noch in derſelben Nacht darauf in Schnaps und ſchlechtem Weine. Den andern Tag aber ſchlägt der Zigeuner ſein Feldlager ab und zieht weiter in's nächſte Dorf.

So leben die Zigeuner im Schwabenlande, und ſind gefürchtet von Vielen und geringgeſchäzt und verachtet von noch Mehreren, ſelten aber geduldet und geliebt. Denn

man traut ihnen nicht, weil sie sich oft auch neben ihren andern Beschäftigungen mit etwas Stehlen abgeben, wenn sie es unbemerkt können. Nur im eigenen Dorfe, wo sie ansäßig sind, benehmen sie sich vorsichtig.

Vor Jahrhunderten sind sie in's Land gekommen, und fast immer noch haben sie die gleichen Sitten. Jahrhunderte wird's dauern, bis sie andern Völkern gleichen.«

28.

Ein Stuttgarter Gelegenheitsmacher.

Ein Stuttgarter Gelegenheitsmacher ist ein Mittelding zwischen einem neapolitanischen Lazzeroni und einem Pariser Comissionär. Er ist zu faul, um zu arbeiten, das Geben und Eckenstehen nicht als Arbeit gerechnet, trinkt gerne und hat eine Nase, wie ein Spürhund. Ehemals war er Lohnlacky, manchmal ist er es noch, oder ist er ein fortgejagter Bedienter oder ein ausrangirter Tambour oder so etwas dergleichen. Jegliche Art, sich Geld zu verdienen, ist ihm Recht, wenn sie nur Geld einträgt, und nicht viel Anstrengung kostet. Betrügen oder wie man's heißt, „Schnellen und Prellen" hält er für keine Sünde, denn warum ist der andere so dumm, und läßt sich übertölpeln? Bis zum Dieb hat er nur einen Schritt, doch macht er diesen nicht gerne, weil er die Folgen wohl kennt.

Du erkennst ihn sogleich, den Gelegenheitsmacher. Er trägt gewöhnlich Sommer und Winter einen leichten Frack, den er vor Jahren wohlfeil erhalten, steht an irgend einer Ecke, um sich lauernd die Menschen zu betrachten, hat

einen übelriechenden Athem, der dich abhält ihm allzunahe zu kommen, wenn du mit ihm sprichst, ist sehr mager, und hat Beine wie ein Windhund, denn sein eigentliches Geschäft ist das Laufen. Daher ist er auch stets auf den Beinen und es ist nur ein Wunder, daß er sich dieselben noch nicht abgelaufen hat, wie Münchhausens Dachs. Er weiß alle Wohnungen und Straßen in der ganzen Stadt und kennt alle Menschen, die in der Stadt einheimisch oder fremd sind. Darum besieht er auch alle Vorübergehende unverschämt. Er läßt sich von Jedem zu allen Diensten brauchen, wenn er ihn nur bezahlt, sein Hauptaugenmerk geht aber auf die Fremden. Denn so wie ein Fremder zur Stadt hereingeschmeckt hat, er sey nun im Wirthshause oder in einem Privathause abgestiegen, so spürt er ihm nach wie ein Jagdhund dem Wilde, er findet ihn auf, er mag seyn, wo er will, und trägt ihm seine Dienste an. Um's Geld machst du dann mit ihm, was du willst. Er zeigt dir die Merkwürdigkeiten und puzt dir die Kleider aus; er führt dich an die Häuser, in denen du Besuche machen willst, und bringt dir den Theaterzettel, er weißt dir die öffentlichen Gärten und führt dir — Mädchen zu, auch ohne daß du sie verlangst, denn hierin ist er besonders gewandt. Er kennt alle Mädchen in der ganzen Stadt unter ihrem Namen und Ruf, manchmal rechnet er auch Frauen zu diesen Mädchen; er weiß, ob er sie bestellen, und wohin er sie bestellen darf, und wie überhaupt die Gelegenheiten zu machen sind. Nebenher treibt er einen kleinen Handel mit Landcharten, die er in Kommissen hat, oder auch mit Büchern, besonders mit Opernterten, Calwer Tractätchen, Handschuhen u. dgl. Zuerst bietet er dir ein frommes Missionsbüchlein an, und wenn du es kaufst, so schneidet er ein scheinheiliges Gesicht; wenn du es aber lachend zu-

rückgiebst, so ist das Zweite, was er dir anbietet, — ein Mädchen. Hat er dir einmal in Sachen der Liebe einen Gefallen erwiesen, so mußt du ihm auch einen thun, und neben deinem Geldpräsente ihm auch etwas abkaufen, wenn du auch wohl weißt, daß er 50 Prozent hat. Er hat dich im Sacke, wenn er auch nur einmal dein Zimmer betreten hat; denn nun läßt er dich nicht mehr los, du magst machen, was du willst. Alle Augenblicke ist er bei dir und fragt nach deinen Befehlen. Immer weiß er was Neues, immer hat er eine Ausrede, immer trägt er dir eine neue Waare an, sey es eine Sache oder Person. Nur wenn du ihm beharrlich keine Antwort, oder was noch mehr sagen will, durchaus nichts mehr zu lösen giebst, nur dann läßt er von dir, und du darfst sicher seyn, daß er dein Zimmer nie mehr betritt, er müßte denn von neuem Grund haben, an deine Freigebigkeit zu glauben. Aber nimm dich in Acht vor ihm, wenn du ihn fortgeschickt; denn er hat eine große Bekanntschaft und ist rachgierig und seine Empfehlung konnte dir einmal übel bekommen, absonderlich je nachdem du ein Haus besuchst.

Ehrlich ist der Gelegenheitsmacher vielleicht einmal gewesen. Nunmehr ist die Lüge mit allen ihren Folgen seine stete Gesellschafterin. Er hat sie so lieb gewonnen, daß sie ihm anpaßt, wie einem Stallmeister die Lederhosen. Du darfst ihm daher nie ganz trauen. Denn oft macht er Jemanden schlecht, und es ist kein Wort daran wahr; oft verschwört er dir aber auch die Solidität einer Person, wo du bei näherer Bekanntschaft dich siegreich vom Gegentheile überzeugen kannst. Stehlen wird er dir nichts, so lange du ihn besoldest, aber nur so lange; betrügen aber wird er dich immer. Das Geld liebt er außerordentlich, mehr noch als ein jüdischer Banquier, aber nicht um es

aufzuhäufen, ſondern um es ſogleich wieder auszugeben: denn nichts geht ihm über den Wein. Der Wein iſt ſein Gott. Das Eſſen aber iſt ihm gleichgültig und um Mädchen bekümmert er ſich wenig. Doch kommt es nicht ſelten vor, daß eine Schöne, die dich beglücken ſollte, vorher die Seine werden mußte, damit er ſo gefällig ſey, ſie und keine Andere dir zu bringen.

Gelegenheitsmacherinnen giebt's wenige. Nicht ſelten trifft man ſie Abends auf der Straße vom Markt über die Nesenbach-Brücke hinüber. In ihren Häuſern, wo ſie am liebſten Parterrewohnungen haben, gut möblirt ſind und ſo wenig als möglich geſtört werden, handeln ſie mit Theater-Billeten, Mädchen, Weißzeug und alten Kleidern. Früher hatten ſie mit ſich ſelbſt gehandelt; jezt iſt's aber eine Waare, die nicht mehr geht. Auch ſie lieben den Trunk und ſind meiſtens geizig, um ſich einen Nothpfennig zu erſparen.

29.

Ein Steinlacher Mädchen.

Ein Steinlacher Mädchen hat ein rothes friſches Geſicht mit glänzenden, blauen Augen, einen derben Wuchs mit einer kräftigen Geſundheit, trägt einen blauen oder grünen kurzen Rock, mit unendlich vielen Falten, ein hellrothes Mieder mit einem von Fülle ſtrozenden Buſen, weiße Strümpfe mit herrlichen Waden, lange, weiße Hemdärmel mit runden ſonnverbrannten Armen und blonde oder hellbraune, in zwei lange Zöpfe geflochtene Haare mit ſchwarzen breiten Bändern durchbrochen, die ſo lang ſind

als der Rock, d. h. bis an die Knie gehen. Wenn das Steinlacher Mädchen aufrecht steht oder geht, so muß man die rothen Strumpfbänder sehen, wenn sie sich bückt, so sieht man weit mehr.

Das Steinlacher Mädchen darf nie länger, als bis in ihr 17tes Jahr zu Hause bleiben, ausser sie müßte so reich seyn, daß sie in diesem Alter schon einen Mann bekäme. Sie verdingt sich als Kindsmädchen oder als Magd. Am liebsten nach Tübingen. Ueberall hat man sie gerne, und sonderbarer Weise nicht blos die Hausherren, sondern auch die Hausfrauen; denn sie ist nicht bloß schön und lieblich zum Ansehen, sondern auch lenksam und fleißig und treu. Ihr größter Fehler, wenn's einer ist, ist der, daß sie sehr verliebter Natur ist, und sich besonders gerne mit jungen Musensöhnen einläßt. Allein sie hält auf Anstand, und läßt sich nie bezahlen. Alles geschieht aus Liebe. Im Allgemeinen ist auch bei ihnen wahr, was man von den Schwäbinnen überhaupt sagt: daß allemal das 5te oder 6te Kind, ein Kind der Liebe sey. — Geht das Steinlacher Mädchen jedoch in keinen Dienst, so geht es auf Reisen. So machen's die von Messingen und Gönningen. Es nimmt den Zwergsack auf den Rücken, füllt ihn mit feinen Sämereien aller Arten von Gemüse, Salat und Blumen, die alle in seinem eigenen Garten wuchsen und von seiner Mutter gedörrt wurden; die besten Kleider werden angezogen, und fortgeht's auf den Handel und Verkauf durch ganz Schwaben hindurch und darüber hinaus in ferne Länder, oft mitten durch Deutschland bis nach St. Petersburg. Und ist eine Gattung von Samen ausgegangen, so weiß es schon, wie es wieder eine neue Ladung bekommen kann, und gar oft giebt's auch eine unschuldige Verwechslung, und statt Winterkohl bekommt man saftige Sommerrettige.

Ueberall weiß ſich das unſchuldige Kind zu helfen und verſtändlich zu machen mit ſeinem Schwäbiſchdeutſch, das ſich aber in ſeinem Munde gar lieblich ausnimmt, und es kommt zurück mit vielem erſparten Gelde, und den nächſten Frühling beginnt es dieſelbe Reiſe wieder. Endlich aber ſezt es ſich zur Ruhe und heirathet ſeinen Hans, und gebährt ihm ein Dutzend Kinder, die es alle ſo erzieht, wie es ſelbſt erzogen wurde.

Ein Steinlacher Mädchen bleibt ſtets ihrem Worte getreu, iſt ſchnell beſonnen in witzigen Antworten, hat ſehr viel Muth und iſt beinahe nie um eine Liſt verlegen, wenn es ſeinen Burſchen, d. h. ſeinen Geliebten zu Gunſten deiner betrügen will.

Die ganze Bevölkerung des Steinlachthales ſtammt von zwei ſchwediſchen Regimentern ab, die ſich nach der Nordlinger Schlacht allda anſiedelten.

30.

Der Fromme.

Er iſt ſehr fromm. Das Haar iſt nach hinten geſtrichen; der Blick zu Boden geſenkt; die Kleidung altmodiſch; die Miene andächtig; der Mund Ach und Wehe rufend über die Verderbtheit der Welt; die Redensarten duftend von Gottesfurcht und Keuſchheit des Herzens; das Gedächtniß angepfropft von Bibelſtellen; das dritte Wort: Liebe.

Er war nicht immer fromm, der gute Mann. Einſt war er etwas liederlich und frivol; er trank gern und

spielte gern und spottete über das Heilige; er war ein verdorbener Handwerksmann und seine schlechte Arbeit raubte ihm alle Kunden; er war ein verunglückter Kaufmann, hatte etwas betrogen und man hatte ihm vergantet; er war ein leichtsinniger Theologe, Jurist oder Mediciner, hatte nichts gelernt und konnte nichts werden, d. h. keinen Dienst bekommen; aber auf einmal ward sein Herz gerührt, es kam zum Durchbruch bei ihm, er ward fromm und gläubig und war ein gemachter Mann. Denn die Zahl seiner Brüder ist gar groß und weit verzweigt, und wer sich ihnen anvertraut, dem kann es nimmer fehlen.

Jetzt ist er sehr fromm. Zwar passirt es ihm manchmal, daß er ein Gelüste trägt in seinem Innern nach deiner Frau und deinem Ochsen und Eselein im Stalle, daß er einen redlichen Handel in Frömmigkeit mit dir abschließt und dich betrügt um dein Hab' und Gut, daß er dir spricht von Liebe und Freundschaft und ewiger Treue, und dich verschwärzt und verunglimpft bei aller Welt, daß er ist ehrbar und züchtig und unantastbar äußerlich vor den Menschen und in seinen innern Gemächern schwelgt in Unzucht und Lüderlichkeit; aber was kann er dafür? Das war der Satan in ihm, der da umhergeht wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge. Er ist nicht von dieser Welt und mischet sich nicht unter die Uebelthäter. Gesang, Wein und Tanz und

„eine lustige Nacht
bei Mädchen und Gläsern zugebracht"

das sind Dinge nicht von Gott gemacht, sondern nur deßwegen da, daß der Mensch falle in die Schlinge des Satans. Wohl war Christus auf der Hochzeit zu Canaan, und Dr. Luther liebte Wein, Weib und Gesang; wohl saß der Erlöser unter Zöllnern und Sündern, um ihnen den

Weg zur Besserung zu zeigen, aber er, der Fromme, hält sich ferne von ihnen, damit nicht auch er unter die Uebelthäter gerechnet werde. Dieses „nicht gerechnet werden" ist ihm Hauptsache; darum erklärt er auch alle Berührung mit Sündern für Sünde, und spricht in seinem Innern, wie jener Pharisäer: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieser Sünder Einer, oder auch, wie dieser Zöllner da." Er ist ein Kind Gottes; darum ruht auch der Segen des Herrn auf ihm. Hält er doch streng auf die Satzungen Mosis, absonderlich streng auf die Haltung des Sonn- und Feiertags zu Ehren Christi und der Religion, auch wenn er ein Kaufmann wäre; und der Herr, der ihn lieb hat vor Andern, segnet seinen Beginn und führet ihm der Brüder und Schwestern Hunderte zu, daß sie kaufen von ihm am Werktag. Zu guter Lezt ist er daher auch der einzige und alleinige Erbe des Himmels, er und seine Brüder und Schwestern; und er glaubt das nicht aus Hochmuth und Intoleranz, er glaubt es aus Demuth. Denn nicht seiner Tugend, seiner frommen Gesinnung wegen, nein, ohne sein Verdienst, aus purer Gnade ist ihm solche Zusicherung geworden. Das ist aber eben das Ausserordentliche daran, daß nur ihm solche Gnade zu Theil wird, während sie Tausenden von Andern versagt bleibt.

Separatist ist er keiner; er ist vielmehr Mitglied der protestantischen Kirche, allein nur er, und seine Gleichgesinnten haben die wahre protestantische Lehre. Er verhöhnt den Geistlichen nicht, wenn dieser auch anders denkt, als er, er geht ihm sogar in die Kirche, allein wenn man ihn unter seinen Brüdern um die Predigt fragt, so zuckt er die Achseln und weiß gar vieles zu tadeln, und sezt sich hin und schreibt einen Brief darüber an den guten Freund in G. oder St., und laßt auch so einiges von dem Le-

benslauf und Wirthshausgehen des Pfarrers mit einfließen, und dieser ist bei gewissen Herren oft angeschwärzt, ohne daß er weiß woher, und ohne daß er Gelegenheit hat, sich zu rechtfertigen. Der Fromme glaubt alles, was in der Bibel steht, wenn er auch vieles nicht begreift, absonderlich das nicht, daß Christus auf der Hochzeit zu Canaan war. „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.“ Dennoch ist er nicht streng orthodox, denn er will von Gott, dem Vater, blutwenig und von Gott, dem heiligen Geiste, gar nichts. Christus ist die Hauptsache, ihn hält er, wie die Katholiken die Jungfrau Maria. Er liest übrigens nicht bloß in der Bibel, er liest auch Alles, was von Kornthal oder Wilhelmsdorf aus geschrieben wird, viele fromme Predigten und die theologischen Streitschriften, damit er den Antichrist erkenne.

Am weitesten hat er's gebracht, wenn er's bis zum Stundenhalter brachte. Jedes Dörfchen hat seinen Stundenhalter. Der ist der Höchste unter allen Frommen; und zu gewissen Zeiten, d. h. Sonntag Mittags kommen sie zusammen bei ihm, die Brüder und Schwestern, und singen und beten und lesen in der Bibel und über den Stundenhalter kommt der Geist und er hält eine lange Predigt über das eben gelesene Kapitel und der Refrain ist immer der Glaube und das Jesuskindlein und die Kreuzeswunden und das herannahende Reich Gottes; und alle Schwestern und Brüder sind sehr erbaut und legen ihre Gaben nieder, daß der Stundenhalter mit denselben Wohlthätigkeit übe, und fernen bedrängten Mitbrüdern damit helfe, und sie scheiden alle mit dem Kusse der Liebe, den er gerne empfängt. Die Gaben der Mildthätigkeit haben ihm schon manche Freude gewährt.

Der Fromme duzt alle seine Brüder und Schwestern,

heißt nicht gerne Pietiſt, ſondern Mitglied der evangeliſchen Gemeinde des Herrn, und reist immer umſonſt, weil er in jedem Dorfe Mitgenoſſen findet. Kornthal iſt ihm, was den Juden Jeruſalem und den Katholiken Rom; der Kornthaler Hoffmann iſt aber mehr faſt, als Pabſt.

Ich ſage dir o Menſch, werde fromm, auf daß du glückſelig ſeyeſt, in dieſer und in jener Welt.

31.

Der Lieutenant.

Der württembergiſche Lieutenant iſt in einem Alter von 18—36 Jahren, immer gut gewachſen, d. h. klein, trägt einen Schnurrbart, und bildet ſich auf Vielerlei viel ein. Die geſchickteſten ſind die bei der Artillerie und beim Generalſtab, meiſt mathematiſche Köpfe.

Der württembergiſche Lieutenant raucht ſelten, weil's unſchicklich iſt, kommt auf alle Bälle und tanzt erſtaunlich viel, ſo daß er kaum Zeit gewinnt, dem Wirth auch etwas zu eſſen zu geben. Er kennt alle Frauenzimmer und macht erſchreckliches Glück bei ihnen, wenn man ihn hört. Wenn er ſpazieren geht, ſo iſt's immer mit guten Freunden; am liebſten geht er mit einem Grafen oder kleinen Fürſten Arm in Arm, nämlich wenn er ſelbſt bürgerlich iſt. Ein Demokrat iſt er ſelten, im Gegentheil iſt ihm Alles recht, nur nicht das langſame Avancement.

Ein Lieutenant braucht nicht ſehr viel zu lernen; zu thun hat er nicht viel, auſſer dem Exerciren der Rekruten. Er hofft immer auf Krieg, um bald General zu

werden; es soll übrigens Manchem recht seyn, daß das Todtgeschossenwerden für's Vaterland noch in weiter Ferne ist. Von Allem, was nicht Militär ist, sondert er sich gerne ab, wenn's nicht gerade ein Adelicher ist. Auch Angestellte sind ihm nicht passend als Gesellschafter; denn diese sind Staatsdiener und er betrachtet sich blos als Königlichen Diener. In bürgerlichen Familien wird er selten eingeführt, und nicht viele Mädchen wagen es, auf öffentlicher Straße mit ihm zu gehen oder zu sprechen; sie meinen, es nehme sie dann sonst kein anderer mehr. Das Heirathen ist ihm fast unmöglich gemacht; denn er und seine Frau müssen zusammen 12,000 fl. haben, und ein Mädchen von 12,000 fl. heirathet keinen Lieutenant, weil sie einen Rittmeister darum haben kann.

Sein Mittagstisch ist selten an der table d'hôte; meistens ißt er mit Freunden zusammen bei einem Traiteur, wo sie mehr unter sich sind und wo's nicht so viel kostet. Abends ißt er oft gar nichts, um die schlanke Taille zu erhalten. Im Theater sieht man ihn regelmäßig, wenigstens wenn er in Stuttgart garnisonirt, aber nicht auf der Gallerie und nicht im Parterre, sondern auf der Offiziersbank, wo man nur 1 fl. 12 kr. für 14 Vorstellungen zahlt.

32.

Der Handwerksmann.

Der Handwerksmann ist ein Mittelding zwischen einem Bauer und einem Honoratior. Er ist entweder Schneider, oder Schumacher, oder Maurer, oder Zimmermann, oder

Schreiner, oder Gold- und Silberarbeiter, oder Buchbinder, oder Cifeleur, oder ſonſt etwas Anderes. Nur die fünf erſten Klaſſen ſind auf dem Dorfe zu finden und ſogar meiſt nur die zwei erſten, die übrigen leben in der Stadt.

Am übelſten daran iſt der Dorf-Schneider und Dorf-Schumacher, und unter dieſen zweien wieder am allerübelſten der Dorf-Schneider. Ach! die Bauern zerreißen gar wenig Schuhe, denn das Rindsleder hält allzulange und eine Sohle nicht mit Nägeln beſchlagen, iſt nicht zum umbringen. Der Schneider hat ſelten etwas Neues zu machen, denn der Bauer läßt ſich blos zwei neue Röcke machen, einmal an der Confirmation, und einmal an ſeinem Hochzeittag. Was trägt aber das Flicken viel ein? und muß er nicht, wenn etwas zu machen iſt, es ſey nun neu oder alt, zum Bauern und Wirth und Schultheiß und Pfarrer in's Haus gehen und darf nichts mitbringen, als Nadel und Scheere, und man giebt ihm Faden und Futter und Tuch, und überdieß Spätzlen und Erdbirnen, und am Ende des Tags noch 12—16 Kreuzer Lohnung und er hat dafür viele tauſend Stiche gemacht von Morgens früh bis Abends ſpät, und mußte noch obendrein Geſchichten erzählen aus ſeinem früheren Wanderleben, ſo lang als ſein Ellenmaß und ſo wahr als Münchhauſens Fahrten. Was kann denn da herauskommen? Darum muß der arme Dorf-Schneider und Dorf-Schumacher ſo manchmal Hacke und Schaufel ergreifen und ſich ſein bischen Feld ſelbſt bebauen, damit er doch wenigſtens Erdbirnen habe, wenn er nicht auswärts arbeitet.

Ganz anders daran ſind die übrigen Handwerker, und die Handwerker in der Stadt überhaupt; der Handwerker iſt Meiſter und meiſtens ſogar Obermeiſter. Er arbeitet ſelbſt nicht viel, aber er hat ſeine Geſellen, die für ihn

arbeiten müssen. Da ist ein ganz anderes Leben! Morgens, wenn der Kaffee getrunken ist, wird gearbeitet mit den Gesellen, aber ach, der gute Kaffee hält nicht lange an; es muß Käse herbei oder Fleisch, um den Magen zu stärken. Nunmehr schlägt's 10 Uhr; die Gesellen freilich müssen fortmachen bis 12 Uhr, aber der Meister läßt sich nicht mehr halten; er zieht seinen neuen Rock an, damit man ihm die gethane Arbeit nicht ansehe, und fort geht's in's Wirthshaus zum Biere oder zum Weine und nicht selten auch zu einem sauren Bratwürstchen. Um 12 Uhr geht's zum Mittagessen. Der Meister sitzt mit den Gesellen zu Tische. Die Meistersfrau und die Meisterstöchter fehlen auch nicht. Nach dem Essen eilen die Gesellen flugs wieder an's Geschäft; der Meister aber hat noch etwas zu besorgen bei seinen Kunden, und einer derselben ist der Schwanen- oder Hirschwirth; einen Schoppen muß man doch haben, um das Essen zu verdauen; um 3 oder 4 Uhr kommt er endlich auch zu der Arbeit. Jetzt bleibt er, bis es Feierabend ist; aber dann kann ihn Niemand mehr halten; er ißt nicht zu Hause zu Nacht; im Wirthshause schmeckt Alles besser. Nicht selten dauert der Abend bis in die Nacht hinein, und oft hat der vornehme Meister in diesen wenigen Stunden bei Karten oder Würfeln mehr verspielt, als er die ganze Woche erworben.

Der ersehnteste Tag ist der Sonntag; nicht der Kirche wegen, denn die wird selten besucht; aber der Vaterunser-Glocke halber; denn kaum hat diese das Zeichen zum Ende des Gottesdienstes gegeben, so ist er schon auf der Straße. Er geht zu seinem Morgen-Halben-Schöpplein, aus dem jedoch stets mehrere werden. Er trifft schon große Gesellschaft, lauter Collegen, die sich auch beim Wirthe empfehlen wollen; es wird von Allem gesprochen, nur nicht vom

Metier, am liebſten von Politik und Tagesneuigkeiten. Mittags wird ein Spaziergang gemacht, nicht ſelten, wenn's langt, eine Spazierfahrt. Die Frau Glasermeiſterin darf auch mit und das Fräulein Glasermeiſter, das ſchöne Kind trägt einen Hut mit Bandern und einen Rock, der gerade ſo gemacht iſt, wie der von Rektors Jettchen. Aber die Sache will ſich doch nicht recht machen, der Gang fehlt und die Tournüre. Wohin geht's denn? In's nächſte Dorf, in's Wirthshaus zu Bier und Wein, zu Butterbrod, Käſe und Schinken, und die Leute laſſen ſich's wohl ſchmecken und ſelten etwas ſteken. Man ſieht, das ſie dies alle Sonntag draußen veſpern. Der Abend ſieht den Meiſter wieder in dem Wirthshauſe in der Stadt. Iſt das nicht ein luſtiges Leben?

Das Unangenehmſte bei der Sache iſt, das auf dieſe Art gar wenig erworben wird. Wer hätte auch das gedacht vor 20 Jahren, als der Meiſter noch ein junger Geſelle war und ſich ſein Wanderbuch beim Oberamt ausfertigen ließ? Da war er rüſtig und arbeitſam und konnte nicht ſchlafen, wenn er nicht thätig geweſen war vom Morgen bis zum Abend; denn ſein Meiſter und ſeine Eltern hatten ihn nicht zum Faullenzen angehalten. Gelernt hatte er freilich nicht gar viel, denn der Weber oder Schreiner, bei dem er lernte, wußte ſelbſt nicht allzu viel, aber er ging ja jezt in die Fremde, und das war ſeine eigentliche Lehrzeit. Ueberall hatte man ihn gern, den luſtigen, fleißigen Schwaben, und wenn man ihn auch manchmal wegen ſeiner Sprache ein bischen hänſelte, ſo wußte er es mit Humor zu tragen und zur Noth auch witzig zu antworten. Am liebſten hatten ihn ſeine Kameraden, denn er hielt's immer treu mit ihnen, und wenn's eine Prügelei gab, ſo war er zwar nicht der, der ſie angefangen hatte,

aber doch der, welcher sie ausfegt. Zehn Jahre war er auf der Wanderschaft, und in zehn Jahren kann man weit herum kommen. Ein Schneider muß in Paris gewesen seyn, ein Zyser in Wien, ein Zimmermann in Hamburg und ein Maurer in Bremen. Ueberall gefiel's ihm, nur in Berlin nicht und in Potsdam nicht, denn er liebte die Butterschnitten eben so wenig, als die preußischen Pfiffe. Jezt hat er was gelernt und sich genug herum getrieben; jezt geht's nach Hause, er macht sein Meisterstück, nimmt ein Weib, und — zerfällt bald in denselben Schlendrian, worin der, bei welchem er selbst gelernt hatte, befangen war. Die neueste Mode lernt er immer zwei Jahre nachher kennen. Er selbst hat nie eine Mode erfunden; denn es ist eine Hauptliebhaberei von ihm, alles auf dem Punkte zu lassen, wie's damals war, da er von der Fremde heimkehrte.

Der Handwerksmann kehrt nicht immer in demselben Wirthshause ein; er wechselt ab, um sich Kunden zu verschaffen. Das Verhaßteste ist ihm die Gewerbsfreiheit; denn er ist ein großer Liebhaber der Zünfte. Spricht man ihm hierin von Neuerungen, so meint er, das thue sich in Württemberg nicht.

Der Handwerksmann liefert selten andere, als bestellte Arbeiten; schon Gemachtes zu verkaufen, ist nicht seine Sache; es könnte ihm ja liegen bleiben.

Späterhin sieht er meistens dick und wohlgenährt aus, und eine Hauptauszeichnung für Schwaben ist, daß sogar die Schneider von dieser Regel nicht immer ausgenommen sind.

33.

Der Oberländer Bauer.

Der Oberländer Bauer iſt ein Mittelding zwiſchen einem Schweizer und einem Unter-Schwaben. Er iſt groß gewachſen, ſtark gebaut, ſieht blühend aus, ißt gern Fleiſch und trinkt gern Bier.

Der Oberſchwabe hat keinen Wein, aber er hat Aecker, und Frucht wächst darauf im Ueberfluß, und alle Wochen fährt er nach Ulm, oder Biberach, oder Leutkirch, oder Ehingen, oder Ravensburg, oder wie die Stadt ſonſt heißen mag, und verkauft von dem, was er zu viel hat, und das Geld ſteckt er in ſeine große lederne Gurte, die er um den Leib geſchnallt hat, und ſezt ſich in's Wirthshaus, läßt ſich's wohl ſeyn und den Knecht allein nach Hauſe fahren. Er ſelbſt aber geht auch nicht zu Fuß; denn er hat ſein eigenes Wägelchen bei ſich, ein leichtes Wägelchen mit einer Deichſel und einem Pferde daran, wie's jeder Bauer in Oberſchwaben hat. Warum ſollte er auch zu Fuß gehen, da doch die Pferde im Stalle ſtehen?

Der Oberſchwabe iſt ſtets gutmüthig, aber ſehr derb. Die Sprache iſt hart, aber das Herz hat er auf dem rechten Fleck. Er drückt dir die Hand, daß du ſchreien möchteſt, aber du darfſt dich auch auf ſeinen Handſchlag verlaſſen. Er iſt nicht ſchnell reſolvirt, aber wenn er ſich einmal zu etwas entſchloſſen hat, ſo bleibt's auch dabei. Er lebt gar gut und liebt die Kartoffeln und das Waſſer gleich wenig. Warum ſollte er auch nicht? Hat er doch Schweine im Stalle und Frucht auf dem Speicher! Und das Bier iſt auch nicht theuer. Eine Hauptlieblaberei von ihm iſt Sauerkraut, Spätzlen und Speck. Zu's Wirthshaus geht

er nicht ungerne, absonderlich wenn er reich ist. Wenn er Wein trinkt, trinkt er nie schlechten, schon aus dem Grunde, weil es keinen schlechten giebt. Wer sollte auch vom Geringsten von dem Unterlande in das Oberland führen, da ja der Fuhrlohn so viel beträgt, als der Wein selbst? Die Pfeife bringt er selten aus dem Munde, denn er raucht zum Trinken gerade, wie zum Arbeiten.

Der Oberländer Bauer ist entweder Hofbauer, oder Güterbesitzer im Allgemeinen oder Taglöhner. Der Hofbauer ist ein großer Herr, so eine Art Edelmann; denn er überläßt sein Gut nur dem ältesten Sohne, und dieser muß dann für die übrigen jüngern Geschwister als Pater familiäs sorgen. Der Taglöhner hat's immer noch besser, als ein Unterschwabe mit 2 Morgen Weinberg.

Der Oberschwabe fängt nicht leicht Händel an, wenn er aber einmal angefangen hat, so geht's selten ohne Blutvergießen ab, denn es kommt ihm nicht darauf an, sein Fangmesser zu ziehen und dem Andern eines zu versetzen, wenn's diesem auch an's Leben gienge. Er liebt die Weiber und den Tanz.

34.

Die alte Jungfer.

Eine alte Jungfer in Schwaben ist 29—65 Jahre alt. Ueber 65 wird sie selten; denn sie bleibt 10 Jahre lang 29 Jahre alt. Sie ist immer sehr gut gekleidet, und in der Anordnung des Anzugs sehr jugendlich. Der Faltenwurf des Brusthalstuches ist derselbe, wie bei den katholi-

ſchen Pfarrkochinnen. Den Hauben hat ſie ewige Fehde geſchworen.

Mit Frauen geht ſie nicht gerne um, noch weniger mit jungen Mädchen; das ſind Kinder, die ſich wie Erwachſene betrachten wollen, und die man deshalb über die Achſel anſehen muß. Die Frauen aber — die haben ſo etwas Anmaßendes, Stelzes, Herablaſſendes, ſo etwas, wie wenn ſie mit ihrem Frauenthum ſich brüſteten.

Ihr liebſter Umgang ſind die Männer, alle Männer, Junggeſellen und Verheirathete, Alte und Junge, am liebſten aber Jünglinge von 18—30 Jahren. Gegen dieſe iſt ſie ſchmachtend; und ſie hat etwas Anziehendes, eine ſchmachtende Vierzigerin, oder vielmehr eine 40 Jahre lange Schmachterin. Nicht aber, als ob ſie mannsſüchtig wäre! Gott behüte! Sie hätte ſehr oft heirathen, recht gute und angenehme Partie'n machen können; aber ſie wollte nicht heirathen, partout nicht: denn ſie kann die Männer nicht leiden, weil ſie alle falſch ſind, alle keinen rothen Heller werth.

Nächſt den Männern liebt ſie Katzen und Hunde. Es giebt keine wahrhaft alte Jungfer, die nicht eine Katze oder einen Hund hatte. Sie muß doch Jemand haben, den ſie ſtreicheln kann und küſſen und liebkoſen und zanken. Die Kinder liebt ſie nicht ſehr; früher als junges Mädchen hatte ſie dieſelben ſehr gerne; beſonders in Gegenwart heirathsfähiger Männer that ſie ganz närriſch mit ihnen, ſo närriſch, als nur eine junge Frau mit ihrem Erſtgebornen thun kann. Vielleicht wollte ſie den Herren begreiflich machen, was ſie für eine Frau abgeben würde. Aber nunmehr läßt ſie das. Wer kann auch ein ſo armes Geſchöpf nur berühren, ohne zu ſeufzen! Denn wie viel Ungemach muß es noch ausſtehen, bis es ſo alt wird, wie ſie!

Und woher kommt das? Von der ſchlechten Erziehung. Denn die Mütter jetziger Zeit verſtehen von dem Allem nichts. Hätte ſie das zu beſorgen, ſo wäre es freilich etwas Anderes.

Eine alte Jungfer iſt immer etwas mehr oder weniger gelblichten Geſichts. Das rührt aber nicht von Neid und Zorn her. Wen ſollte ſie denn beneiden? Zwar iſt es immer unangenehm, es mit anſehen zu müſſen, wenn in einer Geſellſchaft, wo ſie offenbar die geiſtreichſte iſt, der oder jener Herr ſich zu dem oder jenem Laffengeſicht wendet, ohne auf ſie zu achten; es iſt ſehr unangenehm, von ſich glauben laſſen zu müſſen, man habe nicht geheirathet, weil man nicht habe heirathen können, und man ſey jetzt nicht mehr heirathsfähig, weil man zu alt dazu ſey; es iſt äuſſerſt unangenehm, ruhig zuſehen zu müſſen, wie ſo Milchſuppen-Geſichter, die nicht einmal 4mal 5 zählen können, mir Nichts dir Nichts in den heiligen Eheſtand mit Männern treten, die doch ganz andere, d. h. ältere Parthie'n hätten treffen können; das Alles iſt ſehr unangenehm, aber wer wird denn glauben, daß eine alte Jungfer ſich ſo etwas anfechten läßt? Dazu iſt ſie viel zu gebildet, und hat viel zu viel Verſtand. Denn eine alte Jungfer lieſt ſehr viel, denkt ſehr viel und ſpricht noch viel mehr, als beides zuſammen.

Für das Letztere kann ſie nichts. Sie iſt dazu gezwungen. Zu Hauſe hat ſie nicht viel zu thun, alſo geht ſie aus. Sie iſt überzeugt, daß man ſie überall gerne hat, denn das iſt Verläumdung, daß manchmal junge Mädchen, Frauen und Herren vor ihr durchgehen, wenn ſie ſie kommen ſehen. Man kann keine Viſite halten ohne ſie; denn ſie erfährt Alles, ſie weiß Alles, ſie kann Alles erzählen. Sie iſt eine perſonificirte Stadtneuigkeit. Wer geſtorben

iſt, wer geheirathet hat, wer angeſtellt wurde, wer eine Erbſchaft that, das iſt ihr ohnehin bekannt; aber ſie weiß auch, wer ſich etwas hat zu Schulden kommen laſſen, ſie weiß, welchem Mädchen man etwas nachſagt, oder ſchon nachgeſagt hat, oder noch nachſagen konnte, und ſie iſt eine abgeſagte Feindin aller Verirrungen des weiblichen Geſchlechts. Darum wird auch alſobald der Stab gebrochen, und der Verbrecherin vor die Füße geworfen. Iſt ſie doch ſicher, daß man ihr ſelbſt nichts mehr dergleichen nachſagt! Und wenn es der Fall wäre, wäre das nicht ein Beweis, daß ſie keine alte Jungfer iſt, ſondern eine junge anziehende Perſon?

Am verhaßteſten iſt ihr eine andere alte Jungfer. Denn ſo eine herriſche, neidiſche, mannſüchtige, geſchwätzige Perſon hat ſie in ihrem Leben nicht kennen gelernt, wie dieſe iſt. Aber ſie iſt doch ihre liebe Freundin, ſie unterhält ſich ſtundenlang mit ihr, und iſt artig und freundlich und ſchimpft nachher um ſo ärger. Warum ſoll ſie anders handeln? Giebt es doch in jedem Landſtädtchen ein oder ein Paar Dutzend von dieſer Altersklaſſe, und in den größern Städten noch viel mehr, im Ganzen genommen aber im guten Königreich Württemberg über 30,000.

35.

Der Oberamtmann.

Der Oberamtmann iſt der erſte Mann ſeines Bezirkes.

Schade iſt es, daß er einen Oberamtsrichter und Kameralverwalter neben ſich hat. Früher war dem nicht ſo, ſondern er war Alles in Allem, wenn nicht etwa die Kellerei — jezt das Kameralamt — einen beſondern Beamten hatte. Ja früher war er Herr, ſo gut als irgend ein Despot. Denn das ganze Oberamt war ſein Oberamt. Es iſt noch keine 30 Jahre her, daß ſich die Sachen ſo verhielten. Der Herzog von Württemberg bekümmerte ſich nichts um den Kaiſer und der Oberamtmann gar wenig um den Herzog. Wenn nur die nöthigen Steuern eingetrieben wurden, was bekümmerte ſich die Regierung darum, wie ſie eingetrieben wurden? Darum gieng auch alles nach Recht und Billigkeit, d. h. nach dem Recht, das der Oberamtmann für billig fand. Wenn ein armes Bäuerlein kam, und einen Prozeß anfangen wollte, oder nach dem Endurtheil eines angefangenen ſich befragte, ſo mußte es alle Taſchen voll bringen, nämlich voll Schmieralien, d. h. voll Geldes und Geldeswerth; und dann wurde der geſtrenge Herr, der im ſeidenen Schlafrocke in ſeinem Sorgenſeſſel thronte, wie der Pabſt auf ſeinem goldenen Stuhle, und eine gewichtige Gerechtigkeitsmiene ſchnitt, wie ein Paſcha mit drei Roßſchweifen, ganz geſchmeidig, ſo geſchmeidig, als altes Leder, wenn man es mit Thran oder Schweinefchmalz einſchmiert. Kam aber der Bittſteller leer, und es war keine Hoffnung, auch künftig etwas von ihm zu erlangen, da fand er kein geneigt Gehör und wurde ſchnell abgewieſen; wollte nun gar der Bauer nicht gehen und ſtützte ſich muthig auf ſeine gerechte Sache, da wurde der Oberamtmann zornig und ergriff nicht ſelten die Peitſche und ließ ſie dem armen Gerechtigkeitsluſtigen um die Ohren ſauſen, daß er ſich gerne geduldete. Wollte er ſich aber nicht geduldem, ſondern gar noch weiter klagen bei einer

hohern Behörde, da kam er ſchon an. Er wurde ſtets abgewieſen, denn der Herr Oberamtmann hatte ſchon deswegen Recht, weil er Oberamtmann war. Kam jedoch einmal der Fall vor, unter tauſend Fällen der erſte, daß der Kläger Recht behielt, ſo ſchrieb ſich's der Oberamtmann hinter die Ohren und ſagte zu ſich ſelbſt: „warte nur, du Hund, komm' einmal nur von weitem in meine Gewalt, und ich will dir's einträuken; einſperren laſſe ich dich dann bis du ſchwarz wirſt", und der geſtrenge Herr hielt ſtets Wort.

Jetzt iſt's freilich ganz anders, der Oberamtmann iſt nicht mehr zugleich Richter, Polizeibeamter und Verwalter, ſondern er mußte den wichtigſten Theil ſeines Amtes abtreten an den Oberamtsrichter, der nun ſogar vornehmer iſt, als er, wenn beide im Amte beiſammen ſind, und doch hat er jetzt mehr zu ſchaffen, denn je; er iſt erſchrecklich geplagt, der gute Mann. Ein Aktuar, ein Reviſionsaktuar, zwei Schreiber und ein Copiſt ſind alle thätig für ihn, und doch weiß er kaum auszukommen, wenn man ihn hört. Komme ihm aber einer mit einem Präſente, das wie Beſtechung klingen ſoll, den wird er ſchon abweiſen! Gut kommſt du in dieſem Falle noch weg, wenn er dir nur eine lange Strafrede hält von Geſetz, Inſtruktion, Verantwortlichkeit, Norm, Praxis und nie dergleichen Schlagwörter beißen; denn der Oberamtmann will jetzt nur Gerechtigkeit für jeden; darum wird auch in unſeren Zeiten in einer Kanzlei mehr Papier verſchrieben, als ſonſt in allen Oberämtern zuſammen.

Der Oberamtmann war früher grob gegen Alle, die unter ihm ſtanden, ſtolz gegen die, ſo ihm gleich waren, devot gegen die hohern Behörden. Jetzt iſt er höflich gegen Jedermann, nur nicht gegen Arreſtanten und Vaganten.

Seine Mitbeamten behandelt er als Collegen; denn er betrachtet ſie als mit ihm in einem Corps ſtehend. Man muß Gemeingeiſt beſitzen. Dennoch hat er es ſehr gerne, wenn ſolche, die von ihm Befehle anzunehmen haben, ſich unterwürfig gegen ihn zeigen. Widerſpruch kann er ohnehin nicht leiden. In dieſem Falle dürfen die Unterbeamten gewiß ſeyn, daß er ſie in jeglicher Noth in Schutz nimmt öffentlich. Unter vier Augen puzt er ſie aber ab, daß kein gutes Haar an ihnen bleibt. Die Amtswürde muß reſpektirt werden.

Am liebſten iſt es dem Oberamtmann, wenn er auswärts in ſeinem Bezirke eine Unterſuchung oder ſonſt ein Geſchäft hat. Denn das Taggeld beträgt 6 fl. und die Gemeinde Kaſſen müſſen's bezahlen. Dieſes Taggeld macht mehr aus, als ihn zwei Pferde und ein Kutſcher koſten, und wenn er auch nur den ſechsten Theil des Jahres auswärts wäre. Dennoch klagt er darüber, als über etwas, das ihn von ſeinen übrigen Geſchäften zurückbringe. Warum läßt er aber nicht den Oberamts-Aktuar auf's Land hinaus, der ja nur 4 fl. täglich in Anſpruch zu nehmen hat?

Früher trug der Oberamtmann einen Stock mit einem großen goldenen Knopfe, jezt trägt er einen Frack

---

36.

Die Spinnſtube.

In jedem Dorfe giebt es eine Spinnſtube. Die Spinnſtube heißt auch Lichtkarz. Abends im Winter, wenn Alles ausgeſchafft iſt im Stall und in der Scheune, dann neh-

men die ledigen Mädchen ihre Kunkeln und gehen zum freundlichen Nachbar, der eine große Stube hat und umsonst einheizt und umsonst Licht gibt, und bleiben dort oft bis 12 oder 2 Uhr des Nachts und spinnen. Zu Haus, wenn man zu lieb einbrennen müßte und Licht hertun, würde das Spinnen wenig Nutzen bringen, der Gulden käme auf achtzehn Batzen.

Allein so ganz umsonst thut's der Spinnstubenhalter auch nicht und das Spinnen ist auch nicht immer die Hauptsache. Da kommen die ledigen Burschen, welche ihren Schatz in der Spinnstube wissen, um die Kunkel zu heben. Das Kunkelheben ist aber nichts anderes, als eine verliebte Unterhaltung, wobei es an derben Späßen nicht fehlt. Die Burschen kommen nicht leer, sondern sie bringen etwas mit, nämlich Wein und oft auch Fleischwaaren, und der Spinnstubenhalter bekommt immer am meisten davon, und oft noch Geld dazu, damit er's leide, wenn's die Burschen gar zu toll treiben.

Das Kunkelheben ist aber auch nicht wieder die Hauptsache. Eine noch größere Hauptsache ist das Patschen oder Schwatzen. Da ist die Frau des Spinnstubenhalters, und vielleicht noch ein Paar andere Frauen, oder heirathslustige Wittwen, die geben den Ton an, und es wird erzählt, was vorgefallen ist den Tag über, und einander im Vertrauen mitgetheilt, was man diesem oder jenem nachsagt, daß der Hansjorg gestohlen habe und die Mariebärbel schwanger sey, und es ist eine ärgere Klatscherei, als nur in irgend einer Caffevisite eines Landstädtchens.

Das Klatschen ist aber auch wiederum nicht die größte Hauptsache, die allergrößten Hauptsachen sind die Geister. Die Abendunterhaltung in einer Spinnstube wäre gar nichts, wenn man nicht am Ende auf die Geister käme. Was ist

ein Geiſt? Ein Geiſt iſt ein Geſpenſt, und ein Geſpenſt iſt die Seele eines Abgeſchiedenen, aber keine unſichtbare Seele, ſondern eine ſichtbare, denn ſie muß zu ihrer Strafe und Qual eine beſtimmte Zeit auf dieſer Erde herumwandeln. Es giebt darum keine guten Geiſter, ſondern lauter ſchlimme. Der Gründe, warum einer laufen muß, oder geiſtet, giebt es verſchiedene. Entweder hat er ein Verbrechen begangen, das allzugroß erſcheint, als daß es Gott ſogleich verzeihen könnte, oder aber, und öfter, war er ein Filz, ein Reicher, der dem Armen ſein wenig Hab und Gut abzwackte, um ſich nur allein gütlich damit zu thun, oder ein Amtmann, der die Bauern ſchund, daß ſie die Laſten kaum erſchwingen konnten, oder ein Edelmann, der ſeine Unterthanen plagte, daß ſie alle ihre Zeit mit Frohndienſten hinbringen mußten, ohne für Weib und Kind etwas verdienen zu können. Die Orte, wo die Geiſter ſich aufhalten, ſind ebenfalls verſchiedener Natur. Meiſtens ſind es die Kirchhöfe, und es giebt kein ehrliches Schwabenmädchen, das Abends, wenn es bereits dunkelt, an einem ſolchen Ort vorbei oder gar darüber gienge. Um 12 Uhr über einen Kirchhof gehen, hieße Gott verachten. Allein auch andere Orte giebt's. Jener reiche Bauer muß in ſeinem eigenen Hauſe laufen; im Keller, wo er ſein Geld vergraben hat; oder auch Treppe auf, Treppe ab, und rumort herum und ſchlägt die Thüren zu und reißt die Schubladen auf und es klingt, als ob er Geld zählte. Oder iſt es ein Acker, der unrechtmäßig erworben wurde, und an den nun die Seele feſtgebunden iſt, als an den Ort ihrer Qual, oder ein Lindenbaum, unter dem in frühern Zeiten Einer erſchlagen wurde, oder ein verfallenes Kloſter, oder ein alter Thurm, der Reſt von einem Schloſſe, das früher da geſtanden hatte, oder das Amthaus, das jetzt in

ein Schulhaus verwandelt iſt. Man ſieht, daß die Geiſter eine große Auswahl haben, wo ſie laufen wollen. Ein Geiſt iſt übrigens ſehr leicht zu erkennen. Entweder ſieht man gar nichts, und hört blos einen Lärmen, oder ſieht man nichts, als ein kleines Flämmchen, gleich einem blauflammenden Lichte, das hin- und herhupft, bald da, bald dort, jetzt verſchwindet und nun wieder auftaucht und hauptſächlich an ſumpfigen Gegenden zu treffen iſt. Oder iſt's ein Hund, ein ſchwarzer Pudel mit funkenſprühenden Augen, der immer in Krümmungen ſich umherbewegt und ausſieht, wie der leibhaftige Teufel, oder iſt's ein Schimmel mit drei Füßen, oder ein Rappe, der Feuer und Flammen ſpeit, und oben darauf ſitzt einer, und klatſcht mit der Heppeitſche, als ob er die Bauern prügeln wollte. Am erſchrecklichſten iſt's, wenn der Geiſt einem Menſchen gleich ſieht. Man trifft dieſen hauptſächlich auf Kreuzwegen und an großen Steigen. Bald ſieht er übermenſchlich groß aus, wie ein in Nebel zerfließender Rieſe, bald macht er ſich wieder klein, wie ein Zwerg. Kommt ein Wagen, ſo hängt er ſich an die Räder, wenn's den Berg hinaufgeht und ſperrt, daß die Pferde keuchen und ſchwitzen und doch nicht vom Flecke kommen; wenn's aber hinuntergeht, ſo hängt er ſich vornen an und zieht für 5 Pferde und kein Halten hilft mehr etwas, im Galopp geht's hinunter und Roß und Wagen ſtürzen zuſammen am Fuße des Berges. Kommt dagegen ein einſamer Wanderer, ſo geſellt er ſich zu ihm, wie einer, der deſſelben Weges kommt, plötzlich aber nimmt er einen Fuß oder einen Arm von ſich und ſchleudert ihn weit weg, und dann noch einen Arm und noch einen Fuß und dann den Kopf und rollt ihn vor ſich her, wie eine Kegelkugel, und hupft ihm nach mit dem Rumpfe, und den Wanderer ergreift Grauſen und Entſetzen und er läuft, was

er laufen kann, über Stock und Stein, immer aber hinter sich drein hört er das heisere Lachen des Geistes und er läuft die ganze Nacht hindurch und dennoch findet er sich des Morgens an demselben Plätzchen, von dem er ausgegangen, und es ist keine Veränderung mit ihm vorgegangen, als daß er todtmüde ist vom Schrecken und der Anstrengung.

Solche Dinge erzählt man sich in den Spinnstuben; Geschichte folgt auf Geschichte, immer eine gräulicher als die andere. Niemand von Allen, die da sind, hat noch einen Geist gesehen, aber der Hansjörg hat's erzählt, und des Hansjörg's Großmutter hat ihn auch gesehen, und Alle glauben steif und fest daran, und keine Predigt des Pfarrers und kein Raisonniren der Freigeister im Wirthshause bringt den Glauben aus den Leuten heraus. Das Kindsmädchen hat das Kind schon mit solchen Geschichten geschweigt, und was man in zartester Jugend empfangen, das bleibt das ganze Leben hindurch. Einen Vortheil hat der Geisterglauben: er ist ein Rehmgericht über die Todten. So wie einer was Schlechtes begangen, wenn's auch nicht vor Gerichte bestraft wurde, sondern blos im Munde des Volkes bekannt ist, alsobald heißt es: er geht.

Mitternacht ist nun längst vorüber. Gespenster ist zwar nicht viel geworden, aber es ist Zeit zum Nachhausegehen, kann aber das Mädchen allein nach Hause gehen? es wäre ihr zu graufig zu Muthe; ihr Bursch muß sie begleiten. Und er begleitet sie bis an's Haus hin und oft auch bis in's Haus hinein, und geht erst des Morgens nach Hause.

37.

Der Förſter.

Der Förſter iſt ein Mann von mittleren Jahren. Er trägt einen Schnauzbart, eine Flinte, einen grünen Oberrock mit gelben Knöpfen, grüne Hoſen mit gelbblauen Streifen, eine grüne Mütze mit einer Feder, einen Hirſchfänger, eine Jagdtaſche, Sporen an den Stiefeln, ein von der Sonne verbranntes Geſicht und geht nie ohne einen Hühner- oder Dachshund aus.

Er war früher ein gewaltiger Nimrod; doch die Zeiten ſind vorbei. Morgens ſtand er auf in aller Früh und hinaus gieng's in den Wald, das luſtige Wild zu jagen, und das Hüfthorn ſchallte und die Büchſe knallte und die Hunde bellten und die Bauern, die treiben mußten, wurden verdonnerwettert. In letzterem Punkte hatte er eine Hauptforce. Was lag ihm auch an ein Paar ſo lumpiger Ackersleute! Er ſah gar nicht ein, zu was die nur auf der Welt waren! Höchſtens konnte man ſie dazu brauchen, das Wild zuſammenzutreiben. Da ſollte ihm aber einer kommen, der ſich deſſen weigerte, oder einer, der ſich beleidigt und gekränkt fühlte, daß ſich die wilden Schweine und die Rehe und Hirſche auf ſeinen Acker verliefen und ihm, oder vielmehr ſeinen Feldern Schaden gethan hätten! Den wußte er ſchön abzukanzeln, und wenn's damit nicht genug war, abzufuchteln. Wagte es aber gar einer, mit ſelbſt eigener Hand dem Wilde zu wehren, oder vielleicht noch zudem, o Frevel! einen Haſen, der auf ſeinem Krautlande ſich's ſchmecken ließ, mit der Hacke eins hinter die Ohren zu verſetzen, daß das ſchwache Thier vor Schrecken todt umfiel, oder, o Verbrechen! mit der Büchſe auf dem Rücken ſich

im Walde attrapiren zu laſſen — Marſch unter die Gallieten oder lieber gleich erſchoſſen. Schlechtere Menſchen gab's für ihn nicht als Waldfrevler. In dieſen Zeiten war der Jägersmann roh und ungebildet, er konnte nichts als ſchießen; das Treffen verſtand er aber auch aus dem Fundament. Von Leſen, Schreiben, Rechnen verſtand er ſo viel, als er in der Schule gelernt hatte. Von wiſſenſchaftlicher Bildung war keine Rede. Unter den Leibjägern, unter denen er ſeine Bildungsjahre verlebt, lernte man dergleichen nicht, wohl aber das edle Waidwerk, die Kunſt, das Wild zu hetzen, ſeine Fährte zu finden und jedem Theile ſeines Körpers den beſondern waidmänniſchen Namen zu geben. Beſoldung hatte er damals nicht viel. Zu was auch Beſoldung? Der Wald gab Nahrung genug, und nicht blos das, was im Walde herumläuft, ſondern auch das, was im Walde wächst, denn die Bäume waren nicht alle gezählt und aufgeſchrieben. Wer wollte da nachrechnen, wo keine Bücher geführt wurden? Mit den Holzhändlern ſtand er daher ſtets in gutem Vernehmen.

So lebte der alte Jäger ſeiner Jagd und ſeinen Hunden, denn um die Wald-Cultur bekümmerte er ſich wenig, verſtand wohl auch nicht viel davon; die Zeit aber, die er nicht im Walde zubrachte, brachte er im Wirthshauſe zu, und es war dieß nicht der kleinſte Theil des Tages. Im Wirthshauſe war er ſtets ein wohlgelittener Gaſt, der von Wirth und Gäſten hoch verehrt wurde; denn er war grob, wie wilde Schweinsborſten, wenn man ihm nicht wie einem gnädigen Herrn begegnete und das Fluchen verſtand er von Grund aus.

Wie ganz anders geht es dem jetzigen Förſter! Ach! Keine Jagd mehr, außer wenn er ſie ſelbſt in Pacht genommen hat! und dabei kann ihm jeder Privatmann zu-

vorkommen, wenn er nur ein Paar Gulden mehr darauf schlägt! Er iſt nicht mehr Herr des Waldes wie früher; o nein, er iſt leider von allen Enden und Ecken beaufſichtigt. Darf er es doch nicht einmal wagen, nur eine lumpige Forſen-Stange um 9 kr. für ſeinen Beutel zu verkaufen, und wenn er es thäte, ſo riskirte er ſeine Stelle und das Zuchthaus. Es iſt ſeit einiger Zeit, als ob alle Bäume und Geſträuche des Waldes gezählt wären. Und wer wird nun Forſter? Nicht mehr die alten wohlverdienten Soldaten, nicht mehr des Forſtmanns Nachkommenſchaft, nicht mehr die Söhne heruntergekommener Edelleute, obgleich noch immer, wie man ſagt, ein wenig darauf Rückſicht genommen wird; nein, Leute werden es, von denen kein Menſch ſonſt etwas weiß, die gar kein Verdienſt um den Staat haben, Leute aus dem Plebejer Stand, die oft nicht einmal ſicher das Ziel treffen können, auf 70 Gänge mit der Pürſchbüchſe in's Schwarze. Und warum? deßwegen, weil ſie ein gutes Examen gemacht haben. Ein Förſter und ein Examen! Die Zeiten werden immer ſchlechter, und der jüngſte Tag iſt nicht mehr ferne. Zu was ſoll denn ein Förſter ein Examen machen? Ein alter Soldat könnte es freilich nicht, aber die jungen Leute ſtudiren jetzt förmlich, ſie ſtudiren Botanik und einen Theil des Cameral, d. h. der Staatswirthſchaft; denn der Förſter ſoll ja jetzt den Wald für den Staat bewirthſchaften. Die Flinte, der Hirſchfänger, die Hunde, die grüne Kleidung — das alles hat er nur noch pro forma, und weil es ſo Herkommen iſt, das Etwasgelernthaben iſt aber jetzt die Hauptſache. Deßwegen muß ein dermaliger Förſter die Univerſität beſucht haben in Tübingen oder auf den Vice-Anſtalten von Hohenheim und Bebenhauſen, bei dem Oberforſten, Kreis-Oberforſtmeiſter, Profeſſor von Wiedenmann, und

dann muß er von der Pike auf dienen. Zuerſt wird er Waldſchüz, dann Forſtwart, dann Förſter und erſt, wenn er ein gutes Examen gemacht hat und die Verhältniſſe ſich ſonſt machen: Oberförſter.

Ein jezziger Förſter muß ſchreiben können, und nicht blos ſeinen Namen und etwa einen ſchlechten Liebesbrief, ſondern Rechnungen muß er ſchreiben können, und zwar Rechnungen, die er ſelbſt gemacht hat. Freilich kommt das Manchem ein bischen ſpaniſch vor, und er läßt ſich ſeine Rechnungen von Andern ſtecken, nämlich wenn er es nicht ſelbſt kann, aber die Meiſten thun's doch ſelber, erſtens, weil's ſonſt Geld koſtet, und zweitens, weil er doch dafür verantwortlich iſt. Wie ganz anders ſteht er nun dem Bauern gegenüber? Roh iſt er zwar immer noch etwas, und wenn nicht roh, doch wenigſtens derb und grob. Das kommt daher, wie er ſagt, weil er viel mit den Landleuten zu thun hat und ſich immer in der freien Natur bewegt; denn im Zimmer hinter dem Arbeitstiſche bleibt er ſo kurz als möglich. Hebe er aber einmal den Stock auf, oder ziehe er gar den Hirſchfänger, da wird er ſehen, wie man mit ihm umſpringt! Darum klagen auch die Forſtleute in Menge, daß es ſo ſchlecht mit ihnen gehe und daß man ſie nicht mehr Förſter, ſondern Waldaufſeher nennen ſollte, und darin haben ſie auch nicht ganz Unrecht, denn das Jagen iſt ſehr aus der Mode gekommen, hauptſächlich deßwegen, weil das Wild in manchen Gegenden ganz verſchwunden iſt. Sonderbarer Weiſe hegt man die Meinung, die Früchte des Ackers ſeyen mehr werth, als ein Haſe oder Hirſch, und was wird erſt geſchehen, wenn man nur noch einheizt mit Torf oder Steinkohlen? Die Wälder ſind ja jezt ſchon genug gelichtet durch das neumodiſche Waldcultur-

Syſtem und es iſt ſo hell darin, daß man oft draußen Scheibenſchießen konnte, ohne einen Baum zu treffen.

Der Forſter hofft immer auf beſſere Zeiten, nämlich auf Wiederkehr der alten. Er hat eine ihre Beſoldung von 800 bis 1000 fl. Scheiben- oder Recreations-Schießen ſind ſeine Hauptfreude.

38.

Ein Stuttgarter Theater-Kritiker.

Er iſt gewöhnlich noch ſehr jung, zwiſchen 20 und 35 Jahren, nebenbei Schriftſteller, Journaliſt, vielleicht gar Redacteur eines kleinen Localblattes. Alle Theatertage findet man ihn im Schauſpielhauſe, meiſtens auf dem Parterre und gewöhnlich an demſelben Platze, oft geht er auch in dem Gang auf und ab, um die Leute zu muſtern. Er tritt nicht vorher ein, als bis es daran iſt, daß das Stück ſeinen Anfang nimmt. An der ganzen Haltung ſieht man, daß er hier zu Hauſe iſt. Denn er bewegt ſich ſo ungenirt, wie in einem Wirthshauſe. Das erſte, was er thut, iſt, daß er ſein großes Opernglas hervorzieht, der Bühne den Rücken kehrt, und die Galerieen vor ſeinen Augen vorbeipaſſiren läßt. Dann kommt die Muſterung an's Parterre. Da hat er nun eine Menge Bekannter. Er nickt dorthin und an einen andern Ort verſendet er ein Lächeln. Bald verläßt er ſeinen Platz, um mit dieſem oder jenem ein Paar Worte zu wechſeln, und dieß thut er ſo vertraulich, ſo flüſternd, daß Jedermann meint, es ſey ſein genaueſter Bekannter, oder die Sache betreffe ein großes theatraliſches

Geheimniß. Nun kommt die Reihe an ihn selbst. Es nähern sich ihm Viele. Man fragt ihn aus, man will sein Urtheil zum Voraus hören, ob man gleich durchaus nicht damit einverstanden ist, man sucht zu erfahren, welche Sängerin nächsten Sonntag auftreten werde, ob der Schauspieler, der lezthin hier gastirte, für die Bühne gewonnen sey, ob Demoiselle Stubenrauch in Prag gefallen habe, ob Herr Moritz in Berlin oder in Wien Vorstellungen geben werde, ob Mademoiselle Haus immer noch heiser sey, und dergleichen mehr, er muß über Alles Rede stehen, was das Theater angeht. Und das thut er, innerlich sehr gerne und sehr geschmeichelt, weil er sich für einen gewichtigen Mann hält, äußerlich aber ganz gleichgültig, nur kurz und oft trocken antwortend, wie wenn ihm das viele Fragen lästig wäre. Dabei hat er den Vortheil, daß er durch sein bedeutsames Schweigen immer noch mehr hinter sich vermuthen läßt, als hinter ihm ist.

Während des Stückes beträgt er sich ganz anders, als gewöhnliche Menschen. Ist es eine neue Oper, oder ein neues Lust- oder Schauspiel, das gegeben wird, so paßt er ausserordentlich auf, anscheinend aber, wie wenn er nichts hörte. Muß er ja doch nachher den Inhalt wieder erzählen, und die handelnden Personen kritisiren! Manchmal schreibt er auch insgeheim eine Bemerkung nieder, und er hat es nicht ungerne, wenn man ihn dabei beobachtet; denn daran wird er als Kritiker erkannt. Ist aber das Stück schon längst bekannt, so kann es oft der Fall seyn, daß er sich geradezu umkehrt und gar nicht auf die Bühne sieht. Das sind längst bekannte Geschichten, was soll er sie noch einmal hören? Oder es ist ein schlechtes Stück, was soll er da hinsehen und sich ennuyiren? Es liegt etwas Verachtendes in dem Sichumdrehen, etwas Sicherhabendühlendes

über ſolche Alltagslumpereien, und eine ſolche Meinung ſoll man von ihm haben. Deßwegen ſpricht er auch gerne während der Aufführung am liebſten mit fremden Herren oder mit bekannten Frauenzimmern. Wird ein Ballet gegeben, ſo verläßt er das Parterre und begiebt ſich auf die zweite Gallerie. Er muß die Füße der Tänzerinnen beobachten können. Ihre Füße ſind ihm die Hauptſache, während ſie tanzen. Oft hat er aber auch ihre ganze Perſon gern. Wenn das Theater aus iſt, ſo pflanzt er ſich am Ausgange auf und läßt die Herausgebenden die Revue paſſiren. Eine ſolche Revue iſt oft angenehmer und unterhaltender, als eine Theater-Revue.

Der Theater-Kritiker iſt für die Schauſpieler eine ſehr wichtige Perſon. Mag das Blatt auch noch ſo unbedeutend ſeyn, in welches die Kritiken geliefert werden, mag auch die Kritik ſelbſt noch ſo ſehr nach Jugend und Unkenntniß im Dramatiſchen riechen, mag auch der Referent durch ſein Referat zeigen, daß er von Muſik wenig oder gar nichts verſtehe, — das Publikum lieſt einmal dieſe Kritiken, man kann darin tadeln oder loben, und es giebt keine eitlere Menſchen, als die Schauſpieler. Darum wird der Theater-Kritiker auch von allen Schauſpielern und Schauſpielerinnen, allen Sängern und Sängerinnen honorirt. Sie grüßen ihn überall zuerſt, und wäre er ſonſt auch eine ganz unbedeutende Perſon; ſie ſprechen freundlich mit ihm und laden ihn zum Mittageſſen ein, ſie machen ihm Complimente und ſind ſeine Freunde, im Innern aber haſſen ſie ihn von ganzem Herzen, wenn er ſie nur einmal getadelt hat. Dieſer oder jener iſt vielleicht nicht mit ihm bekannt, weil er noch nicht Gelegenheit gefunden hat, mit ihm bekannt zu werden, er ſchimpft vielleicht über ihn, und ſucht ihn verächtlich darzuſtellen, als einen Menſchen, über

deſſen fades Geſchwätz man ſich hinwegſetzen muß, aber laß ihn einmal zufälligerweiſe Gelegenheit finden, mit ihm bekannt zu werden, gieb Acht, wie ſchnell er ſie ergreift!

Ein Stuttgarter Theater-Kritiker hat kein Freibillet in's Theater. Er würde eines bekommen, wenn er unterthänigſt darum anhielte, und ſich anheiſchig machte, nichts gegen das Theater, und hauptſächlich nichts gegen die Intendanz zu ſchreiben. Verfehlt er ſich hierin einmal, ſo wird ihm das Freibillet wieder abgenommen, es kann auch der Fall vorkommen, daß die hohe Intendanz ſich bewogen fühlt, ihm das Theater ganz zu verbieten. Der Schauſpieler, der eine Benefiz-Vorſtellung hat, ſchickt ihm ſtets 2 Freibillete auf die erſte Gallerie.

39.

Das Mädchen aus der Baar.

Sie iſt blond, nicht ſehr groß, ſehr ſchlank und zierlich gewachſen, hat rothe Wangen, feine Züge, blaue Augen und rothe Strümpfe. Die rothen Strümpfe ſind ihre Hauptauszeichnung; ein Mieder — nun das tragen andere Schwabenmädchen auch, obwohl bei ihnen die Bruſt vielleicht nicht ſo feſt eingeſchnürt iſt; einen Faltenrock — nun den hat man überall im ganzen Oberlande, nur vielleicht nicht ſo kurz, denn er geht blos bis auf die Knie und nicht ſo ſehr faltig, denn die Baarmädchen brauchen oft 14 bis 18 Ellen dazu und haben einen Bauſch um die Lenden, wie wenn ſie ſchon 14 Kinder geboren hätten, und der Rock iſt ſo ſchwer, daß eine ſchmächtige Perſon es nicht darin aus-

dalin kommt; lange Zopfe — nun ſolche tragen alle Bäuerinnen des Schwabenlandes, nur nicht vielleicht ſo lang und nicht ſo breit und keine ſo breite und ſchöne Bänder darin; aber rothe Strümpfe und ein ſolches Bein darin, das hat blos ein Mädchen aus der Baar. Im Winter ſind ſie angenehm, dieſe Strümpfe, aber im Sommer — wollene Strümpfe! denn nicht jede hat ſo viel Geld, um baumwollene oder leinene von dieſer Farbe zu kaufen.

Ein Mädchen aus der Baar iſt ſo herzig, als ſein Mund und ſo treuherzig, als ſeine Sprache. Es trägt ein Hütchen von gelbem Stroh, ſtülpt es auf das linke Ohr und um das Hütchen herum windet es ein ſchwarzes Band. In der Trauer kommt das ſchwarze Band weg.

Sie iſt ſehr verliebter Natur, aber du irrſt dich ſehr, wenn du glaubſt, ſie leicht verführen zu können, weil ſie freundlich gegen dich iſt. Sie traut dir nicht, weil du fremd biſt, und wenn du auch noch ſo ſchöne Worte machſt. Ihren Buben aber hat ſie über alles lieb und geſteht ihm auch alles zu, und ihr Bub liebt ſie wieder und heirathet ſie noch zur rechten Zeit. Das Kützchen iſt in der Baar ebenſo gut Sitte, als in der Schweiz.

Sie ſingt gern und tanzt gern. Einige Ausdrücke wie: Oineweg (dennoch), dovo iſt koi Red (nein Gott behüte), Hentt d' Wahl (iſt mir einerlei) u. ſ. w. kannſt du nur aus ihrem Munde anhören. Am hübſcheſten iſt ſie, wenn ſie Heu zuſammenrecht.

40.

Der Tübinger Student.

Der Tübinger Student iſt entweder Burſche oder Nachtſtuhl. Der Burſche unterſcheidet ſich von dem Nachtſtuhl dadurch, daß er ein mehrfarbiges Band über die Bruſt trägt, d. h. einer Verbindung angehört, der Nachtſtuhl lebt für ſich, oder nur mit wenigen Freunden zuſammen, ſtuhlt, d. h. arbeitet viel, beſucht alle Collegien, macht keine Suiten, iſt ſelten betrunken, hat Angſt vor dem Carcer und duellirt ſich nie. Nur der zu einer Verbindung Haltende wird als wahrer Student betrachtet.

Der Student, der zum Erſtenmal auf die Univerſität kommt, iſt das erſte Halbjahr Craßfuchs, das zweite Halbjahr Brandfuchs, das dritte und vierte Halbjahr Jungburſch, das fünfte und ſechste Halbjahr Altburſch und vom ſiebenten Halbjahr an bemooſtes Haupt. Fängt einer, der ſchon früher längere Zeiten auf Univerſitäten geweſen war, ſeine academiſche Laufbahn von Neuem an, ſo wird er Goldfuchs. Ein Fuchs hat es ſehr unbequem. Er hat durchaus keinen Verſtand, d. h. in keiner Sache eine Stimme, er muß einen bedeutenden Vorrath von Taback beſitzen, um des Altburſchen Pfeife damit zu ſtopfen. Auch wird er nicht ſelten von den ältern Studenten in Botenſachen verwendet. Widerſprechen darf er nie.

Der Tübinger Student iſt entweder Stadtburſch, oder Stiftler, oder Convictler. Der Convictler iſt meiſtens Nachtſtuhl. Er iſt etwas roh, etwas unwiſſend, etwas ungebildet und ſehr ſchmutzig. Den ganzen Leib wäſcht er nur alle Neujahre. Der Convictor geht mit dem Convictor, denn ſobald er mit Stadtburſchen umgeht, ſo mag er

nimmer Convictor seyn. Seine Hauptliebhaberei ist das Saufen. In einer Stunde schüttet er so viel Bier in sich hinein, als ein anderer in vier; denn er hat nur frei von halb 1 Uhr bis 2, und will doch das nämliche Quantum verschlingen, wie die andern Studenten. Am groben blauen Rocke, der aussieht, wie wenn ihn der Großvater dessen, der ihn machte, zugeschnitten hätte, an der schwarzen Halsbinde, mit der er sich den Hals zugeschnürt hat, wie wenn er sich hängen wollte, an den graublauen Hosen, die nicht einmal bis an die Knöchel gehen, an dem Hemde, das vor sechs Wochen frisch gewaschen war, an dem ungekämmten Haare und Barte und an der bäurischen Taille, die so fein ist, wie der Fuß eines Elephanten, ist der Convictor leicht zu erkennen. Natürlich — nulla regula sine exceptione.

Der Stiftler ist ein ganz anderer Mann. Er ist kein Schwarzrock mehr wie früher, wo nichts an ihm weiß seyn durfte, als Haut und Hemd. Die Liberalität ist in's Stift eingezogen, und Rock und Hosen dürfen nun auch blau, grau, grün oder braun seyn, bei Weste und Kopfbedeckung bleibt's bei der schwarzen Farbe. Schuhe mit weißen Strümpfen dürfen nicht getragen werden. Die Farben roth und gelb sind verpönt. Der Stiftler hat sehr viel gelernt. Er versteht die alten Sprachen aus dem Fundamente und war in dem Gymnasium immer einer der ersten. Er ist sehr stolz auf seine Gelehrsamkeit und nicht selten der Meinung, als ob viel auswendig gelernt haben so viel sey, als viel verstehen. Zum Pedanten hat er nur eine kleine Steige hinab. Oft ist er mit einem Sprunge unten. Der Stiftler spielt eine große Rolle unter den Studenten, d. h. unter den Feuerreitern oder unter den extrem-radical-demagogisch gesinnten Burschenschäftlern. Denn diese schlagen sich nicht und er ist ein abgesagter Feind des Duellirens.

Nicht deßwegen, weil er keinen Muth hätte, denn einen großen Geist genirt das nicht, auch nicht deßwegen, weil er nicht schlagen kann, denn der Besuch des Fechtbodens ist ihm verboten und er übertritt oder umgeht dieses Verbot nur selten, sondern deßwegen, weil er glaubt, das Duell widerspreche den Grundsätzen des gesunden Menschenverstandes. Blutvergießen ist ohnehin verboten. Um so gewandter ist er aber mit der Zunge und deßwegen wurde er unter der Burschenschaft meist zum Sprecher gewählt. Eben so groß ist sein Einfluß auf dem Museum. Das Secretariat und die Wahl in den Vorstand kann ihm nicht fehlen, sobald er Primus oder auch Secundus in seiner Promotion ist. Der Stiftler ist sehr fleißig, besucht seine Collegien, macht alle halbe Jahre zwei große Aufsätze, weil er muß, fährt nicht oft aus, weil ihm keine Erlaubniß dazu wird, macht Abends gern auf seiner Stube ein Bierspiel oder ein kleines Geld-Taroc und sehnt sich nach nichts mehr, als in die Stadt hinaus ziehen zu dürfen, d. h. eine Wohnung außer dem Stift sich zu miethen, wobei er dann keine andere Verpflichtung hat, als im Stifte zu essen, und Abends im Wirthshause bleiben kann so lang als die andern Stadtbursche.

Der wahre Student ist der Stadtbursche. Selten ist er Nachtstuhl, sondern entweder Burschenschäftler oder Chorbursch. Der Burschenschäftler trinkt mehr, und der Chorbursch reitet mehr. Burschenschäftler und Chorbursche stehen in immerwährenden Händeln, denn die Burschenschäftler mögen sich nicht so oft pauken, als die Chorbursche gerne möchten, und der Chorbursch hält dafür, die lex castitatis sey ein Unsinn. Der flotte Bursch trägt stets Sporen an den Stiefeln und eine lange Pfeife mit Quasten von der Farbe seiner Verbindung. Ein Hund ist ihm unentbehrlich. Morgens erhebt er sich nicht allzufrüh, noch immer noch

bald genug, um bis 8 Uhr in's Collegium zu kommen. Um 11 Uhr geht es zur Todtesin zu einem Schoppen Bier und schweinenen Bratchen. Um 12 Uhr geht's zum Mittagessen Es ist zwar nicht flott, aber auch nicht theuer; mehr als 16 kr. dafür auszugeben, erschiene als ein unverzeihlicher Luxus. Nachmittags geht's auf's Museum, oder auf's Ballhaus. Man trinkt Bier oder Caffee und liest die Zeitungen. Andere spielen Billard, wieder Andere fangen auch ein Bierspiel an, das bis Abends spat dauert; denn die Nachmittags-Collegien werden meistens geschwänzt, d. h. nicht besucht. Wer kein Bierspiel macht, lungert auf der Straße herum, oder übt sich auf dem Fechtboden ein; denn der größte Stolz für einen flotten Burschen ist, ein guter Schläger zu seyn. Abends geht man auf seine Kneipe, raucht Taback, daß man vor Qualm einander kaum sieht, und trinkt sich gegenseitig halbe oder ganze Schoppen vor. Des Bierstoßs wird überhaupt sehr viel consumirt, denn der Wein ist zu theuer und nicht burschikos. Man kann in Wein nicht so lange kneipen, als in Bier. Ein flotter Bursche kommt, im Durchschnitt gerechnet, täglich auf 10—15 Schoppen von lezterem. Ein ächter Bruder Studio besucht selten Privathäuser, um da Besuche abzustatten. Er hat keine Zeit dazu und keine Kleidung. Denn seine ganze Equipage besteht aus einem Rock und höchstens zwei Paar Hosen. Eine Weste wird selten getragen, sogar Winters nicht. Um so unentbehrlicher ist eine Cerevis-Mütze und ein Schlafrock, in welch' lezterem sogar nicht selten, besonders Abends, ausgegangen wird, weil's bequemer ist, im Schlafrocke da zu sitzen, als im Rocke, in Hemdärmeln thut sich's auch. Am stolzesten ist er auf ein schönes Pfeifensystem und auf eine Schmarre im Gesicht; die in schöner Ordnung aufgehängten Pfeifen, deren Zahl sich ofters

auf ein oder mehrere Dutzend beläuft, dienen seinem Zimmer statt der Portraits. Die Narbe ist ein Beweis, daß er sich schon geschlagen hat, und duellirt muß sich ein Bursche haben, sonst hat man keinen Respect vor ihm. Es giebt viele, die vierzig und mehreremal auf der Mensur standen, wie sie es nennen, und doch nicht genug hatten. Die größten Festivitäten für einen Studenten sind: eine Burschenleiche und ein Ausritt. Die Ausritte wiederholen sich alle halb Jahre; sie geschehen denen zu Ehren, welche in diesem Semester die Universität verlassen. Man reitet und fährt zwei- und vierspännig entweder nach Nürtingen, oder nach Hechingen, oder nach Calw, oder nach Urach. Auf dem Rücksitze des Wagens, in welchem der Ausgerittenwerdende sich befindet, sitzen zwei Chapeaux d'honneur, Füchse mit ungeheuren gelben Perrücken, Chapeau-bas-Hüte von schwarzgefärbtem Pappendeckel, alten Fräcken mit breiten Schößen und rothen Strümpfen. Die Reiter tragen Fräcke oder polnische Röcke und immer weiße Lederhosen und Kanonenstiefel; vor der Stadt draußen werden nicht selten breite Reitersäbel umgeschnallt. Das ganze Fest endet sich mit Händeln und Betrunkenheit. Ein Chargirter dabei zu seyn, ist die große Ehre. Die Burschenleichen sind noch pomphafter als die Soldatenleichen, sie werden aber blos einem solchen zu Theil, der sich als Student und nicht als Nachtstuhl geriert hatte. Die Leiche wird von vier schwarzen Rossen gezogen; auf der Bahre kreuzen sich zwei Schläger; die Kränze kommen von schöner Hand; Convictler und Stadt-Musikanten ziehen voraus, einen Trauermarsch blasend; 12 Chargirte, ganz schwarz gekleidet, in Fräcken, kurzen Hosen, seidenen Strümpfen und Schuhen, die sie aus dem Convict entlehnt hatten; der Flor ist nirgends gespart, weder an Menschen noch an Pferden; Allen voran

ſchreitet der Pedell, am Grabe halten Geiſtliche und Studenten Reden; nachher wird das Lied geſungen: „Iſt einer unſrer Brüder nun verſchieden"; heimwärts geht's im Schnellſchritte mit Walzermuſik.

Der Tübinger Student beſucht ſelten eine andere Univerſität, höchſtens Heidelberg. Sein Hauptaugenmerk iſt darauf gerichtet, einmal das Examen mitmachen zu können. Darum präparirt er ſich auch darauf oft eben ſo lange, als er ſtudirt hatte. Als Student hatte er keine Zeit zum Arbeiten. Einmal durch's Examen zu fallen, iſt keine Schande, mit Zweimalen geht's noch, das Drittemal muß man durchkommen.

Ein flotter Student braucht jährlich 800 bis 900 fl. Sommers iſt er alle Sonntage in Niedernau, Winters fährt er oft Abends nach Rottenburg; denn er liebt den Katholicismus an dem weiblichen Geſchlechte. Im Carcer iſt er wenigſtens einigemale geweſen. Am meiſten Ehre thut er dir an, wenn er dir Schmollis, d. h. Duzbruderſchaft anträgt. Eine Beleidigung iſt es ihm, wenn du bei der Anrede ſeinem Namen ein „Herr" voranſchickſt.

41.

Der Gerichtsbeiſitzer.

Der Gerichtsbeiſitzer iſt ein Stadtrath, und hat von der Stunde, in der er zu thun hat, 6 kr.

Der Gerichtsbeiſitzer iſt als ſolcher nie allein, ſondern da iſt allerdings zuerſt er, dann der Oberamtsrichter, dann ſein Amtsbruder, der Stadtrath und Gerichtsbeiſitzer ſo

und so, dann der Amtsdiener, wenn man ihn ruft. Der Gerichtsbeisitzer heißt auch Scabine, und ist ein Ueberbleibsel der alten öffentlichen Gerichte der Deutschen. Er soll die Geschwornen-Gerichte der Franzosen und Engländer überflüssig machen. Wenn also der Oberamtsrichter einen Verbrecher zu verhören hat, so müssen zwei Gerichtsbeisitzer dabei seyn. Der Oberamtsrichter sitzt an einem langen grünen Tische oben an, auf beiden Seiten neben ihm die zwei Scabinen, unten gegen die Thüre zu steht der Inquisit. Der Oberamtsrichter stellt nun seine Fragen, sehr scharfsinnige Fragen, die er sich vorher ausgedacht hat, die Gerichtsbeisitzer müssen dagegen obacht geben, ob Alles den gehörigen Gang geht, absonderlich ob keine Fragen vorkommen, die schon einmal beantwortet waren, und nur deswegen gestellt werden konnten, um den Angeklagten hinterlistig in Verwirrung zu bringen. Der Gerichtsbeisitzer giebt auch obacht, aber auf seine Weise, nämlich er denkt an andere Sachen, oder an gar nichts — eine seltene Kunst, worin er es nicht selten sehr weit gebracht hat, manchmal schläft er auch, und hierin hat er durch viele Uebung eine besondere Fertigkeit erlangt. Er schläft sitzend, ohne zu schnarchen und ohne den Kopf zu senken. Das würde störend einwirken und man könnte es merken. Zuweilen schläft er auch mit offenen Augen, was ausser ihm nur noch die Kohlhasen können. Der Oberamtsrichter aber verhandelt fort, als ob Alles in Ordnung wäre. Endlich ist das Verhör geschlossen. Der Oberamtsrichter unterschreibt, der Gerichtsbeisitzer unterschreibt und der Inquisit unterschreibt; zufrieden geht man nach Hause zum Mittagessen, denn die Sitzungen sind meistens des Vormittags.

Der Gerichtsbeisitzer ist ein verschwiegener Mann. Er sagt durchaus nichts von dem, was in den Sitzungen vor-

gegangen ist. Er darf auch nichts sagen, das liegt in seinem Amte und in der Handtreue, die er darauf abgelegt, er weiß daher immer mehr als andere Menschen, und seine Miene ist immer bedeutend wichtiger, wenn er vom Oberamtsgericht kommt, als sonst gewöhnlich. Nie ist sie aber ernster und strenger, als wenn das Verhör einen politischen, d. h. einen Majestäts-Verbrecher betraf. Der Gerichtsbeisitzer aber ist still, trotz dem, daß er alles dieses weiß. Frage ihn, so oft du willst, er sagt dir kein Wort. Aber laß ihn geben, sey mit ihm in Gesellschaft, bringe ihn bei einem Schoppen auf die Geschichte, brich dann schnell ab, als ob du nichts davon wissen wolltest, bringe ihn wieder darauf und brich dann noch einmal ab, gieb acht, dann giebt er weich. Sollte er dich glauben lassen, die Sache sey so unwichtig, daß man nicht einmal neugierig wäre? Weit gefehlt, lieber erzählt er dir Alles, oder wenigstens so viel, als er selbst weiß, und aus diesem kannst du dann das Ganze errathen.

Nur eines ist dem Gerichtsbeisitzer drückend. Nicht etwa das, daß er wenig oder nichts von den Gesetzen versteht und daher auch nicht tauglich ist, seinem Amte gehörig nachzukommen, aber das, daß die Sitzungen oft bis über 11, oder gar bis über 12 Uhr dauern. Ach Gott! die Suppe wird kalt, und was wird seine Frau dazu sagen? Auch sollte er diesen Mittag auf das Feld. Doch 6 Stunden Gerichtssitzung bringen 36 kr. ein und das auch etwas.

Der Gerichtsbeisitzer ist ausserdem, daß er Stadtrath ist, auch noch Waisenrichter, Kirchenconvents-Mitglied, Mittasager beim Stiftungsrath, und Feuer- oder Bauschauer

42.

Der Schreiber.

Wie doch Alles herunterkommen kann! Was war der Schreiber früher, und was iſt er jezt!

Früher war er derjenige, aus dem man einen Stadtſchreiber und einen Oberamtmann machen konnte. Alle Aemter, welche Polizei, Verwaltung, Rechnungsweſen, Geldeinziehen u. ſ. w. betrafen, ſie alle waren von ihm und ſeines Gleichen beſezt. Mancher brachte es ſogar bis zum Miniſter. Jezt iſt er nur Gehülfe: Gehülfe bei einem Verwaltungs-Actuar, Gehülfe bei einem Schultheißen, Gehülfe bei einem Notar, Gehülfe bei einem Kameralamte, Gehülfe bei einem Oberamte, Gehülfe bei einem Oberamtsgerichte. Wirklicher Zeit muß alles ſtudirt haben, wiſſenſchaftliche Bildung genoſſen haben, Univerſitäten beſucht haben. Das macht den Mann. Der bekommt eine Stelle, und wenn er auch keine praktiſche Kenntniſſe hätte, weil er nie in einer Schreibſtube war.

Mit der Schreiberei iſt es rein aus. Ein Schreiber wird in ſeinem Leben nichts mehr. Und warum? Erſtens, weil er nichts werden kann, zweitens, weil er nichts werden will, und drittens, weil er überhaupt nichts wird. Wo hat es ein Schreiber in gegenwärtiger Zeit weiter gebracht, als höchſtens zum Amts-Notar, Verwaltungs-Aktuar oder Dorf-Schultheiß? Stadtſchultheißen-Aemter ſtehen ſchon zu hoch; denn auf dieſe machen prozeßloſe Advokaten und 40jährige Oberamts-Aktuare, Jagd. Wie könnte es aber auch ein reiner Schreiber weiter bringen? Kann er denn jezt noch in einer Schreibſtube etwas lernen? Die Aemter ſind alle getrennt. Wer bei einem Kameral-

Amte incipirt hat, kann bei keinem Oberamte eintreten, und wen ein Verwaltungsactuar einſchulte, der kann kein Oberamtsgerichtsgehülfe werden. Oder ſollte er vielleicht, wenn er drei Jahre lang bei einem Stadtſchultheißen gelernt hat, noch andere drei Jahre als Volontär bei einem Amtsnotar den Abſchreiber machen? Wollte er einen Begriff von Allem, was ein Schreiber wiſſen ſollte, in ſeinen Kopf hinein bekommen, ſo müßte er wenigſtens viermal ſo lang lernen, als er es wirklich thut. Das will der Schreiber nicht. Denn der Schreibersgehülfe hat Bewußtſeyn und Ehrgefühl, und Mancher, wenn er nur ein Jahr lang Abſchreiber war, glaubt ſchon Alles zu wiſſen, wenigſtens mehr, als der, deſſen Manuſcript er abgeſchrieben. Als Incipient iſt der Schreiber, was der Seminariſt in den niedern Kloſtern, oder der Gymnaſiaſt in Stuttgart oder Heilbronn, ein angehender Renommiſt, einer, der zu rauchen anfängt und alle Wochen einmal in's Wirthshaus zu gehen wagt. Als Schreibergehülfe iſt er das lebhafte Contraſt zu einem wahren Studioſus. Er trägt Sporen an den Stiefeln, etwelche Haare an der Oberlippe, die er Schnurrwichs nennt, und eine Reitpeitſche in der Hand. Beſizt er nun vollends einen Hund, und hat ordentlich trinken gelernt und kann einige feine Commerceelieder ſingen, ſo fehlt ihm durchaus nichts zu einem Manne von Bildung, wie er meint. Und doch hat er es mit all' dem nicht einmal zum Studenten gebracht. Denn es fehlt ihm etwas, was den Bruder Studio auszeichnet, und an dem man dieſen erkennt in der ſchlechteſten wie in der nobelſten Geſellſchaft, es fehlt ihm — der Pli eines Studenten. Studentiſche Derbheit wird bei ihm zur Rohheit, ſtudentiſcher Leichtſinn wird bei ihm Liederlichkeit. Er hat nichts gelernt und will nichts lernen. Weil ſein Geiſt keine Re-

fourcen hat, so fehlt ihm der Humor, der auch den liederlichsten Studenten in Gesellschaft noch angenehm macht. Das lezte Asyl eines liederlichen Schreibers, wenn er nicht als solcher absterben will, ist: Soldat und Fourier zu werden.

Da war der frühere Schreiber ein anderer Kamerad. Wenn er daher trabte, der Herr Substitut, auf seinem Braunen, wenn er mit den Sporen klirrend und mit dem Säbel, den er nie vergaß, rasselnd die Stiege des Wirthshauses hinanstieg, was machten da die Bauern für Augen und schnitten Kratzfüße, und der Herr Schultheiß, in Begleitung des ganzen Gemeinderaths, kam ehrfurchtsvoll mit der Mütze in der Hand und bekomplimentirte den hohen Herrn. Denn vor dem geringsten Schreiber hatte man damals mehr Respect, als jezt vor einem Geheimen-Rathe. Ueber einen Stadtschreiber gieng gar nichts. Denn damals hatte der Schreiber noch Gewalt und Geld; aber arbeiten mußte er, und etwas gelernt haben mußte er, um sein Geld zu verdienen. Was er jedoch wußte, das hatte er auf der Stadtschreiberei gelernt. Es war eine gute Schule, diese Stadtschreiberei. Man lernte damals so viel darauf, als jezt ein Verwaltungs-Actuar, Amts-Notar, Pfand-Kommissär, Steuer-Kommissär u. s. w. zusammen wissen. Dort lernte man auch sitzen, sechs Stunden hintereinander hinsitzen und immer fortarbeiten. Dann aber, wenn die sechs Stunden vorüber waren, dann lebte der Schreiber in dulci jubilo und das Geld mußte wieder hinaus, das mit flüchtiger Hand des Vormittags verdient war. Von Bildung wußte er freilich wenig, eigentlich gar nichts. Denn er las nichts, was nicht zu seinem Fach gehörte, höchstens Romane. In Gesellschaft betrug er sich höchst ungeschliffen; denn er besaß viel von Hochmuth,

Anmaßung und Grobheit. Außer seinen Schreiberei-Kenntnissen, die er für das Höchste hielt, das es in der Welt gebe, baute er ganze Schlösser auf seinen Verstand; der angeborne Mutterwitz stand sogar so hoch in seiner Meinung, daß er die Behauptung: die Erde sey rund und drehe sich, geradezu für Unsinn erklärte.

Der alte Schreiber ist nicht mehr, der neue ist gar nichts. Mit dem alten Schreiber horte viel Unfug auf, und dem Bauern wird nicht mehr willkürlich Geld abgezwackt. Jezt hat man statt einem Schreiber drei, und die Besoldungen dieser Drei betragen gerade so viel, als früher jener Einzelne für sich nahm.

43.

Ein Stuttgarter Buchhändler.

Der Stuttgarter Buchhändler ist ein gemachter Mann, und ein vornehmer Mann. Früher war er es gerade nicht. Er war vielleicht einmal Nachdrucker, oder doch Antiquar, d. h. er stahl den Verlegern und Schriftstellern ihre Werke und gab sie für sich heraus, oder er kaufte alte benüzte oder auch nicht benüzte Bücher von Studenten und Gymnasiasten und verkaufte sie wieder mit einem Agio von 200 Procent. Vielleicht ist er auch Kaufmann gewesen, oder war er ein Ausländer, der anderswo die Buchhändlerkunst erlernt hatte und nun den guten Schwaben die Ehre anthun wollte, sie hier an den Mann zu bringen. Immer war er ein Mann, der sich etwas Geld erworben hatte. Da sah er nun, daß Andere als Buchhändler gute Ge-

schäfte machten, also wollte er auch gute Geschäfte machen, und ward auch Buchhändler. Anfangs blos ein sehr bescheidener Buchhändler, nur ein Sortimentshändler und Leihbibliothek-Inhaber. Es war ihm genug, von Werken, mit denen andere Leute ihr Glück risquirten, ein Drittheil des Erlöses zu beziehen und er schämte sich nicht, für Jedermann in seinem Laden dienstfertig zu seyn, und ein Buch tagweise für 1 Kreuzer auszuleihen. Viele Kreuzer machen auch einen Gulden. So kam er endlich zu etwas Geld; nun beschloß er, Verlagshändler zu werden, wiederum Anfangs ein bescheidener und stiller Verlagshändler. Er wagte es zuerst nur mit der Uebersetzung eines französischen oder englischen Romans. Das Honorar war gering; alte Studenten, die für's Geld schreiben, und Lieutenants, Hauptleute und sogar Obriste, die zu ihrer Gage sich noch ein kleines Taschengeld verdienen wollten, übersezten ihm 3 Bände um einen Spottpreis, was lag ihm daran, wie es übersezt war, wenn's nur gieng! In der Anzeige hieß es doch: übersezt von dem, durch seinen fließenden Styl und als Kenner der französischen Sprache längst bekannten **. Der erste Verlags-Artikel hatte bald einen andern zur Folge. Größere Werke, vielleicht gar die gesammelten Schriften dieses oder jenes berühmten ausländischen Schriftstellers wurden übersezt. Die Sache machte Glück. Immer neue Spekulationen reihten sich an. Der Buchhändler wurde bekannt. Die Schriftsteller regten sich. Eine Menge Manuscripte wurden eingesandt und noch mehr Anträge gemacht. Der Vielerfahrene wagte sich nun an Herausgabe von Original-Werken, und der Uebersetzungen ward nicht mehr gedacht. Solche Lappalien überläßt man den jungen Anfängern. Der Detailhandel, d. h. der Sortimentshandel, wird zwar noch nicht sogleich aufge-

geben, aber doch bald an einen Dritten verkauft; denn unſer Buchhändler iſt nun nichts mehr, als Verleger. Er hat ſein Glück durch dieſes oder jenes Werk gemacht, viele berühmte Schriftſteller, die ihm ihre Manuſcripte anbieten, ſind auf ſeiner Seite, und er iſt überhaupt nun ein ſehr vornehmer Mann geworden.

Der Buchhändler iſt ſtets erſchrecklich beſchäftigt, vor lauter vielerlei Denken weiß er oft gar nicht, wo ihm der Kopf ſteht. Er ſagt es ſelbſt, und man darf ihm glauben. Den ganzen Tag iſt er auf ſeinem Bureau, oder in der Druckerei, oder mit gelehrten Beſuchen in ſeinem Zimmer auf und abgehend. Er muß alles ſelbſt überſehen, alles ſelbſt diſtiren, und wenn er nur auf einen Augenblick ſich entfernt, ſo ſteht die ganze Maſchine ſtill — nach ſeiner Meinung. Wenn er einmal ausgeht, ſo thut er es nur ſeiner Geſchäfte halber; aber auch da iſt er in ſeinen Gedanken ſtets beſchäftigt. Man ſieht's ihm an, daß er nachdenkt. Er hängt den Kopf zur Erde, zieht die Augenbraunen zuſammen, entwickelt einige Falten im Geſicht und verzieht den Mund, als ob er ein ſechsſylbiges Räthſel auflöſen müßte. Die Kleidung iſt elegant, ſtets neumodiſch, aber auch immer etwas nachläſſig; denn ein Buchhändler muß geiſtreich ſeyn, da er blos geiſtreiche Schriften verlegt; Nachläſſigkeit aber giebt einen geiſtreichen Anſtrich. Am intereſſanteſten iſt er, wenn er einen Schriftſteller bei ſich empfängt. Iſt es ein gewöhnlicher Schriftſteller, oder vielmehr ein ungewöhnlicher, d. h. ein ſolcher, der in der literariſchen Welt noch gänzlich unbekannt iſt, ſo behandelt er ihn ſehr kurz, ſpricht meiſtens „nein" und beſtellt ihn auf ein andermal, weil er jetzt keine Zeit habe. Macht ihm dieſer einen Antrag wegen eines neuen Verlagswerkes, ſo hat er ſtets dieſelbe Entgegnung: ſeine Preſſen ſind

ſchon gänzlich beſchäftigt, er hat ſchon zu viel für dieſes Jahr übernommen, um etwas Neues beginnen zu können. Eine Stunde darauf kommt ein anderer Schriftſteller. Es iſt einer, der mit ihm in Verbindung ſteht, von dem er ſchon Werke verlegt hat. Den behandelt er nicht ſo, wie den erſten, nichts weniger als herablaſſend oder hochmüthig, vielmehr ſpricht er mit ihm als bon Ami oder als bon Camarade, denn ſie ſtehen gut mit einander. Iſt das Werk gut gegangen, ſo iſt der Buchhändler ſehr freundlich. Man ſieht's ihm an, daß er noch mehr ſolche Manuſcripte haben möchte. Iſt das Werk nicht gut gegangen, ſo läßt der Verleger den Verfaſſer fühlen, daß er es iſt, der ihm Geld giebt. Wenn ſie ſich von einander trennen, ſo geben ſie ſich immer die Hand zum Abſchied. Nun kommt ein berühmter Schriftſteller. Er kommt nicht, um ein Werk anzutragen, denn ein berühmter Schriftſteller trägt kein Werk an, ſondern giebt höchſtens Manuſcripte her, wenn er ſehr darum gebeten iſt. Er kommt nur zu dem Buchhändler, um nach einem gewiſſen Verlags-Artikel zu fragen. Ei, wie wird da der Buchhändler geſchmeidig und höflich! Wie geht er dem fremden Herrn entgegen! Wie verzieht ſich ſein Mund zum Lächeln und ſeine Miene zum Freundlichſeyn! Wie artig begleitet er ihn und bittet ſich das Vergnügen noch einmal aus! Der Mann hat einen berühmten Namen, und wenn man von dem ein Manuſcript bekommen könnte, ſo würde man einen ſchönen Profit machen.

Der Buchhändler hat ſeine eigenen Leute, die ihm die eingehenden Manuſcripte durchleſen. Sie müſſen ihm ihr Urtheil ſagen, damit er weiß, ob er das Werk in Verlag nehmen ſoll oder nicht. Da iſt für Theologie ein Prälat oder Conſiſtorialrath, für Jurisprudenz ein Obertribunalrath, und für Medicin ein Medicinalrath. In Sachen der

schönen Literatur entscheidet ein bekannter Kritiker. Solche Empfehlungen helfen sehr viel, der Buchhändler sagt aber nie, daß ihm von dieser oder jener Seite etwas über dieses Buch gesagt worden sey. Nein, er hat's selbst gelesen und sein Urtheil darüber ist ganz selbstständig. Warum sollte auch ein Buchhändler kein richtiges Urtheil haben, da er so viel zu beurtheilen hat! Weist er jedoch das Manuscript zurück, so darf man sicher seyn, daß er sich auf eine Autorität beruft, auch wenn er das Werk Niemanden hätte lesen lassen; denn er selbst will Niemanden vor den Kopf stoßen.

Der Buchhändler wohnt sehr schön. Früher als Leihbibliothekar und Antiquar wohnte er neben draußen in einer schlechten Miethwohnung. Als Verleger hat er ein eigenes Haus oder wenigstens eine Wohnung in einer der schönsten Lagen. Seine Apartements sind sehr nobel eingerichtet. Er hat seinen besondern Arbeitstisch auf dem Bureau, wenn du aber zu ihm kommst, so führt er dich auf sein Arbeits-Zimmer. Der Boden ist mit einem Teppich belegt, der Armoir, an dem er schreibt oder auch nicht schreibt, hat ihn sehr viel Geld gekostet, die in wohlgeordneter Unordnung darauf liegenden Briefe liefern einen Beweis von seiner großen Correspondenz; nebenan steht ein Glaskasten, wo verschiedene Werke aufgestellt stehen und eine ganze Reihe davon schön eingebunden in Halbfranz mit einem goldenen Titel. Die zeigt er dem Fremden mit besonderem Stolze, denn das sind seine Verlagswerke. Warum sollte er auch nicht stolz seyn, da sie ihm mehr Nutzen gebracht, als vielleicht dem Verfasser!

Der Buchhändler ist ein sehr geachteter Mann unter seinen Mitbürgern und hat nicht selten in städtischen Angelegenheiten auch ein Wort mitzusprechen. Zu allen ge-

lehrten oder geselligen Vereinen gehört er ohnehin. Eines seiner höchsten Ziele ist: Ausschußmitglied auf dem Museum zu werden. Er spricht immer davon, sich von seinen Geschäften zurückzuziehen; denn er will, daß man ihn beklage, weil er sich gar keine Ruhe gönne, aber vom Zurückziehen ist keine Rede. Wie könnte er nur Zeit dazu finden? Und soll er denn einem Andern es vergönnen, an einem neuen Verlags-Werke reich zu werden, da er dieses doch selbst übernehmen kann?

Der Buchhändler bleibt sich gleich bis an sein seliges Ende.

44.

Der Aelpler.

Der Aelpler ist nichts anderes, als der Bewohner der Württembergischen Alp und so rauh, als diese. Er ist sehr arm, aber noch mehr genügsam. Er ist sehr unwissend, aber noch mehr gutmüthig. Sein größter Genuß ist eine warme Stube; diese liebt er so heiß, daß kaum ein Schwarzwälder es darinnen aushalten könnte.

Der Aelpler lebt sehr sparsam. Seine Hauptnahrung besteht in Habermuß, Kartoffeln und Knödeln. Knödel liebt er über Alles und überhaupt Mehlspeisen. Wasser trinkt er sehr viel, Wein gar keinen. Letzteres hauptsächlich deßwegen, weil er keinen hat und nicht so viel Geld besizt, um sich welchen zu kaufen. Das Wasser giebt bisweilen Anlaß zu großen Streitigkeiten; denn es ist oft gar selten, muß manchmal weit herbeigeführt werden, und wird als Waare behandelt. Jede Hausmutter bekommt täglich

ihre bestimmte Portion, die Frau Schultheißin und die Frau Pfarrerin ausnahmsweise und als Ehrentrunk wohl auch zwei Rationen.

Der Aelpler ist sehr thätig, er baut Flachs und seine Frau spinnt ihn. Hafer gedeiht auch, für den Dinkel aber ist's zu rauh. Die Haupt-Erwerbsquelle ist aber das liebe Vieh. Jeder Aelpler ist in seiner Jugend Viehhirt gewesen, und das Viehhüten hat ihm immer mehr Freude gemacht, als das Schulgehen. Ist es denn nicht viel angenehmer, an einem Rain zu lagern und die Kühe und Ochsen und Kälber blöhen zu hören, oder mit Stuten und Fohlen in die Wette zu springen, als von dem Herrn Schulmeister sich Schläge geben zu lassen und langweilige Buchstaben hinzumalen? Der junge Bursche bleibt Viehhirt oft bis in sein 20stes Jahr, ist ausserordentlich geduldig und bringt ganze Stunden damit zu, daß er gar nichts denkt. Oft treiben aber die Buben ihre Heerden zusammen und dann verfallen sie auf allerhand tolle Streiche, besonders lieben sie es, auf den ihnen anvertrauten Fohlen so herumzujagen, daß es ein Wunder ist, wie sie nicht alle Tage ein paarmal Hals und Bein zu brechen genöthigt sind. Bei den Fohlen war's schon der Fall; aber dann weiß der kleine Schurke immer eine Entschuldigung. Eine Hauptfreude für ihn ist, mit der Peitsche zu knallen und sich auf freiem Felde ein Feuer anzumachen.

Der Aelpler ist durchaus kein Bewunderer der schönen Natur, obgleich die Alp mit ihren Thälern die schönste Gegend Württembergs ist. Die vielen Ritterburgen, die rings herum auf den Bergspitzen oben bald ganz erhalten, bald in Trümmer zerfallen, an vergangene Zeiten erinnern, sieht er wohl alle Tage, aber er weiß durchaus nichts von ihrer Geschichte. Ueberhaupt hat er gar keinen Sinn

für das Romantische, und eine der herumweidenden Schaf-Heerden wäre ihm lieber, als tausend alterthümliche Gebäude.

Der Aelpler ist sehr ausdauernd und kann das Bergsteigen gut ertragen.

45.

Der Amtsdiener.

Der Amtsdiener ist entweder Oberamtsgerichtsdiener, oder Oberamtsdiener, oder Kameralamtsdiener. Der Oberförster hält keinen Amtsdiener, sondern schlägt die Besoldung, die er für diesen zu erheben hat, zu dem Lohn, den er seinem Bedienten oder Kutscher giebt.

Der Oberamts- und Oberamtsgerichtsdiener ist eine sehr wichtige Person. Seine Laufbahn ist vom 20sten Jahre an immer dieselbe. Er wurde Soldat, dann Obermann oder Feldwebel, dann Thürsteher beim Ständehause, dann Amtsdiener. Er ist verheirathet und läßt seine Kinder immer etwas lernen. Der Bube muß studiren, die lateinische Schule kostet ja nichts, weil er in der Stadt wohnt; seine Mädchen sind in allen weiblichen Arbeiten geschickt. Sollte der Vater Amtsdiener solche Vortheile ausser Acht lassen, da er so viel mit gebildeten Leuten umgeht?

Dem Oberamts- und Oberamtsgerichtsdiener ist Vieles im Amte überlassen. Er bringt alle Briefe von der Post und alle Briefe auf die Post. Darum weiß er auch, mit wem das Amt zu thun hat, und thut mit diesem Wis-

sen nicht wenig geheimnißvoll. Er muß die verschiedenen Angeklagten vorladen, wenn sie im nämlichen Städtchen sind. Er muß die Gefangenen einsperren und loslassen. Ja, ihm ist es sogar vorbehalten, die Spitzbuben zu prügeln, wenn der Oberamtsrichter vom Gerichtshofe die Befugniß dazu erhalten hat. Am interessantesten ist der Amtsdiener im Angeklagten- oder Parthieen-Zimmer. Kläger und Angeklagte sind alle seine Clienten. Seine Miene ist ernst und feierlich. Er spricht kein Wort. Alle Anwesenden wenden sich zuerst an ihn, um durch seine Verwendung zu dem Oberamtsrichter zu gelangen; allein der Amtsdiener ist unbestechlich und weder freundliche Worte noch Geld können etwas helfen. Er und der Oberamtsrichter müssen gerecht richten, ist seine Antwort.

Der Amtsdiener trägt meistens einen grauen Rock mit gelben oder schwarzen Knöpfen, und sucht seinem Herrn und Meister so viel als möglich Alles nachzumachen, besonders Gang und Achselzucken. Am leichtesten ist er daran zu erkennen, daß er nie sagt: der Oberamtsrichter oder Oberamtmann hat beschlossen u. s. w., sondern er sagt: ich und der Oberamtmann haben beschlossen, und wenn der Oberamtsrichter Einen prügeln läßt, so heißt's immer: wir haben ihn prügeln lassen.

Auf den Kameralamtsdiener sieht er mit großer Verachtung herab. Dieser ist auch selten Soldat gewesen und war sogar sehr oft ein bloser Schneider. Wer mochte sich auch zu dem hergeben, was dieser thun muß! Der muß pressen. Was das ist, weiß jeder Bauer sehr gut, denn jeder ist auch einmal an Steuern oder sonstigen Abgaben etwas schuldig geblieben und der Kameralverwalter hat ihm einen Termin gesezt, an dem er bezahlen sollte, aber er konnte nicht und der Presser wurde ihm auf den Hals

gesagt, und der lag ihm in's Haus so lange, bis er bezahlte und er mußte ihn verköstigen und ihm überdieß noch einen Gulden Lohn geben. Der Oberamts- oder Oberamtsgerichtsdiener würde sich zu so etwas nicht hergeben; der Kameralamtsdiener aber thut's, weil's Geld einträgt.

Der Kameralamtsdiener ist auf den Dörfern sehr gefürchtet; denn man weiß immer, in welcher Absicht er kommt. Manchmal passirt es ihm auch, daß er von den Bauernburschen, wenn er Abends oder in der Nacht nach Hause geht, zum Lohn für sein Pressen tüchtig durchgewalkt wird.

46.

Ein Stuttgarter alter Junggeselle.

Die Schwaben sind alle dafür bekannt, daß sie gerne heirathen, auf Dörfern und in kleinen Städten giebt's selten oder nie Hagestolze. In Stuttgart aber sind sie nicht rar.

Ein alter Junggeselle wird man im 36ten Jahre, ein sehr böses Jahr für ledige Männer.

Der alte Junggeselle ist gewöhnlich sehr gut gekleidet, damit wenigstens Etwas an ihm nicht alt ist; sein Rock ist sehr eng, damit er ein bischen schlank aussieht; sein Gesicht etwas faltig, aber sonst blühend, weil er sich nichts abgehen läßt.

Ein alter Junggeselle ist wider seinen Willen ledig, er weiß aber viele Gründe anzuführen, warum er nicht heirathete. Das einemal war sie ihm zu arm, das anderemal zu schnippisch, das drittemal zu einfältig, das vierte-

mal zu häßlich, das fünftemal zu alt u. s. w. immer war es aber er, der die Partie aufgab. Wir glauben ihm auch, daß er manche Partie hätte machen können. Ja, könnte er sie nicht noch jezt machen? Könnte er nicht noch jezt alle Tage und alle Stunden ankommen? Würden nicht noch jezt, wenn er seine zehen Finger ausstreckte, an jeden derselben sich zehen der reichsten, schönsten und jüngsten Mädchen hängen, wenn er nur die Barmherzigkeit hätte, sie zu fassen, und würden nicht alle 99 vor Aerger bersten, so wie er die 100ste sich zur Frau erkiest hätte? Aber das will er nicht, so Menschenleben auf's Spiel sezend ist er nicht; darum streckt er seine zehen Finger nicht aus, sondern macht lieber einen anonymen Antrag im schwäbischen Merkur, oder giebt einem guten Freunde den Auftrag, ihm für eine Eheliebste zu sorgen, die ihn dann erst nicht nimmt, sobald sie erfährt, von wem die Werbung ausgeht. Es nimmt ihn keine, die jung ist, oder schön ist, oder Geld hat. Unter solchen Umständen kann sie Andere haben. Sie thut aber sehr Unrecht daran, denn er ist der schönste, kräftigste und passendste Mann von der Welt, er steht in seinen besten Jahren, ohne ein junger Laffe zu seyn, er würde eine Frau auf's liebevollste behandeln, und alles dieses ist wahr, wenn man ihn hört.

Ein Hagestolz führt entweder seine eigene Menage, d. h. er hält sich eine Haushälterin. In diesem Falle ist er schon kein rechter Hagestolz mehr, denn die Haushälterin vertritt in mancher Hinsicht die Stelle der Ehegattin. Ein solcher kommt in keinem Falle mehr zum Heirathen, es sey denn, daß er die Haushälterin nehme. Denn die Haushälterin läßt ihn nicht los, sondern hält mit ihm aus in Leid und Freud und wird alt mit ihm und tyrannisirt ihn ärger, als eine den Pantoffel brauchende Frau und er muß

ſie in's Teſtament ſetzen und muß ihr begegnen, wie Se. Hochwürden der katholiſche Pfarrer ſeiner Köchin. Meiſtens jedoch hat der Hageſtolz ſeine Koſt im Wirthshaus. Er iſt Jahres-Abonnent an der table d'hôte im König von England, oder im Württembergiſchen Hof, oder im Adler, oder im Schwanen, oder im Hirſch, oder im Großfürſten, oder im Muſeum. Kleinere Gaſthöfe wählt er ſelten, es müßte denn ſeyn, daß er kein Geld hätte. Der Jahres-Abonnent zahlt nur die Hälfte von dem, was die Fremden zahlen. An der table d'hôte iſt er aus dreierlei Gründen: 1) des Eſſens halber, 2) des Trinkens halber, 3) der Leute halber. Des Eſſens halber — ich habe ſchon welche geſehen, die gar nichts ſprachen über Tiſch, nicht rechts, nicht links ſchaueten, ſondern nur immerfort aßen und ſo viel aßen, daß ſie kein Frühſtück und kein Abendbrod nöthig hatten, und wenn der Wirth ſie auch für anderthalb Mann rechnete, ſo kam er doch noch in Schaden. Des Trinkens halber — im Wirthshauſe fällt es nicht auf, wenn man ſich nach Tiſche einen oder zwei Schoppen mehr geben läßt, als Andere trinken, und im Wirthshauſe giebt's immer einige, die bei einem ſitzen bleiben und ein paar Flaſchen Champagner herausrathen oder herauswürfeln. Der Leute halber — in einen Gaſthof kommen ſtets viele Fremde, Reiſende aus dem Inlande und Auslande, und man erfährt Neuigkeiten aller Art. Manchmal erſcheinen auch Damen an der Tafel. Es ſind oft hübſche junge Damen; welches Glück, ſie mit dem Glaſe beſchauen zu können, oder ſich an ihre Seite vermöge des Gaſthofrechts ſetzen zu dürfen! Wie leicht kann ſich da eine Bekanntſchaft anknüpfen! Wie leicht könnte man da eine Eroberung machen! Uebrigens iſt die gewöhnliche Tiſch-Unterhaltung der alten Junggeſellen

nicht geeignet, von zarten Ohren ohne Erröthen und Augenniederschlagen vernommen zu werden.

Der alte Junggeselle hat viele Eigenheiten, die hauptsächlich in Ungeschliffenheiten bestehen. Es fehlt ihm Jemand, um die Ecken an seinem Character abzuschleifen. Besonders läßt er sich nicht gerne an die Zeit binden und versteht es nicht, häuslich zu seyn. Hat er doch kein eigenes Hauswesen und Hauskreuz! Seine Hauptniederlage ist das Wirthshaus. Im Wirthshause frühstückt er, im Wirthshause ißt er zu Nacht. Er ist daher im Essen auch etwas verwöhnt und ißt lieber von Fleisch als von Mehl. Auch ist er ein bischen eigensinnig, denn er hat Niemanden, der ihm seinen Willen durchkreuzet. Am liebsten geht er in solche Kneipen, wo entweder ein hübsches Kellermädchen, oder eine hübsche Tochter, oder eine hübsche Frau, oder alle drei Hübschheiten zusammen ihm seinen Schoppen bringen. Vor 11 Uhr geht er nie nach Haus. Vor 7 Uhr steht er nie auf, außer Sommers am Sonntag, weil er da an den Cannstadter Sauerbrunnen muß. Im Actiengarten fehlt er am Samstag Abend nie. Er ist sehr verliebter Natur und liebt oft 6 oder 8 zu gleicher Zeit. Noble Liebschaften hat er nie. Im Gegentheil ist es sehr oft der Fall, daß ihn seine Geliebten, außerdem, daß er sie bezahlen muß, noch extra bestehlen. Der gute Mann ist übrigens sehr mißtrauischer Natur, hauptsächlich gegen junge Mädchen, wenn sie hinter seinem Rücken kichern und gegen junge Herren, wenn sie mit jenen Mädchen Blicke wechseln. Eine Hauptliebhaberei von ihm ist ein Abend-Spaziergang, so zwischen Licht und Dunkel, oder wenn's auch schon recht dunkel ist. Er wählt dazu bevölkerte Wege, so wie etwa die Passage vom Markt über die Rosenbachbrücke gegen die Hauptstädterstraße hin. Diesen Weg kann

er oft in einem Abend ein Dutzendmal zurücklegen, bis er ihm entleidet oder bis ihn Geschäfte abrufen. Seine Wohnung hat er am liebsten parterre, damit er ungenirt ist, oder auch höher, wenn nur ein abgeschlossener Eingang da ist. Ueber ihre Lage ist er nicht sehr delicat, und es ist ihm sogar durchaus nicht unlieb, wenn die Fenster auf einen Brunnen hinausgehen. Die Wassernymphen können ihn in seinen Meditationen nicht stören. An Werktagen sieht man ihn gewiß über den Markt gehen und bei der Messe ist er alle Tage gegenwärtig, besonders in der Nähe von Buden, in denen Putzwaaren verkauft werden. Landpartien liebt er außerordentlich, besonders, wenn junge Mädchen mitgehen. Auch geht er lieber nach Cannstadt und Münster, als nach Degerloch, denn das Bergsteigen ist ihm beschwerlich.

Er wird gewöhnlich bald alt, und bekommt graue Haare, ehe die Zeit, seiner Meinung nach, da ist. Denn da er die Ordnung überhaupt nicht sehr liebt, so passirt es ihm manchmal auch, ein Paar Jahre in seinem Leben gar nicht zu zählen. Eine Glatze auf dem Kopfe ist ihm das unangenehmste, was ihm widerfahren kann. Immer heirathet er in ein Paar Wochen, und er stirbt gerade ein Paar Tage vor seinem bevorstehenden Verspruch mit einer überaus reizenden und ihn liebenden Person von 18 Jahren, die nun leider mit einem Andern sich begnügen muß. Er hat nur lachende Erben. An seinem Todtenbette steht Niemand, der sich um ihn bekümmert hätte.

Der alte Junggeselle ist meist Honoratior und Staatsdiener. Da er in keiner Familie eingeführt ist, so kommt er nie dazu, sein Glück machen zu können. So lange er noch jung war, hatte er zum Heirathen nicht Einkommen genug.

47.

Der Ehninger Krämer.

Der Ehninger Krämer heißt auch Spitzenkrämer und handelt mit allen möglichen Ellenwaaren. Hauptſächlich führt er Halstücher und ſeidene Bänder. Manchmal läßt er auch Reutlinger Volksbüchlein mitlaufen, und verkauft ſie, wie die Calwer ihre Tractätchen.

Der Ehninger Krämer wird Krämer vom 14ten Jahre an. Sobald er die Schule verlaſſen, bekommt er ſeine Kiſte auf den Rücken, ſein Handelspatent in die Taſche und einen Stock in die Hand. Aus dem Kalender erſieht er, wo die Jahrmärkte gefeiert werden. Und nun geht's fort auf die Handelſchaft. In Dörfern und Städten kehrt er ein und es iſt immer eine große Freude, wenn er in's Wirthshaus kommt, und in der großen Wirthsſtube ſeine Kiſte öffnet und ſeine Waaren ausbreitet. Welche Herrlichkeiten ſind da zu ſchauen! wie die Mädchen und Burſche gaffen! wie die Frauen ihr Männer ſtupfen, daß ſie ihnen Geld geben, eine Schürze zu kaufen! wie ſie ſehen und wieder ſehen, wie ſie handeln und wieder handeln! Hätte der Krämer fixe Preiſe, er würde gar nichts verkaufen; ſo betrachtet aber Jeder das, was er abhandelt, als Profit. Eine Hauptfreude iſt ſeine Ankunft für die jungen Dirnen von 18 bis 24 Jahren. Muß denn nicht der Marie ſeiner Gretel einen Bruſtlatz kaufen oder ein Sammtſtück zu einer Haube? Ein Mädchen, das keinen Geliebten hätte, würde ſich bei dieſer Gelegenheit zu Tode ärgern. Eben ſo beliebt iſt der Krämer bei den alten Männern. Er darf an den Ehrentiſch ſitzen im Wirthshaus, da wo der Schultheiß und Bürgermeiſter Platz genommen. Aber erzählen

muß er dafür alles, was er in anderen Städten und Dörfern geſehen, wo er bisher durchgereist, und der Krämer hebt an mit ſeinen Neuigkeiten, Wahres und Falſches durcheinander, und wirft mit Hungersnoth, Peſtilenz und Krieg um ſich, als ob's nur Preußiſche Silbergroſchen wären, und erzählt von Städten, die er nie geſehen, und von Menſchen, die er nie geſprochen, und ſeine Geſchichten werden oft ſo lang, als der babyloniſche Thurm hoch war, die Bauern horchen aber aufmerkſam und ſchweigend und rauchen behaglich ihr Pfeifchen dazu, das ihnen aber oft vor allzugroßer Verwunderung ausgeht.

Der Ehninger Krämer bleibt Krämer ſein Leben lang. Alles an ihm iſt Krämer, ſogar ſein Weib. Denn die muß auch herumziehen weit und breit durch ganz Schwaben und Baden und Baiern und hat auch eine Kiſte auf dem Rücken, die nicht viel leichter iſt, als die ihres Mannes, und ſie ziehen ſelten denſelben Weg, weil's profitabler iſt, an verſchiedenen Orten zugleich Handelſchaft zu treiben.

Nur einmal im Jahre kehrt der Ehninger Krämer nach Hauſe zur Zeit des Ehninger Jahrmarktes. Er ſieht nicht vielem gleich, dieſer Jahrmarkt, denn es ſind nur wenige und ſchlechte Buden da, der eigentliche Markt aber wird in den Wirthshäuſern getrieben, wo Reiſende aus allen Gegenden zuſammenkommen und Geſchäfte gemacht werden, mehr und beſſer, als auf einer Stuttgarter Meſſe, und der Krämer kauft ein im Großen und verkauft wieder im Detail.

Der Ehninger Krämer und ſeine Gattin haben ſtets einen gekrümmten Rücken. Sie kommen immer gut miteinander aus, denn ſie ſehen ſich alle Jahre nur einmal auf dem Ehninger Jahrmarkt.

48.

Der Rekrut.

Der Rekrut iſt 20 bis 21 Jahre alt.

Die Zeit ſeines Rekrutenthums hat zwei Epochen, zuerſt das Looszieben und dann das Einrücken. Alle Jahre zieht der Pfarrer aus dem Tauf- und Seelenregiſter eine Liſte heraus, von denen, die vor 20 Jahren geboren wurden. Der Schultheiß ſchreibt's dazu, wenn einer von dieſen Burſchen etwa nicht mehr im Dorfe anſäßig wäre, und ſchickt die Liſte an das Oberamt ein. Das Oberamt aber ſchreibt den Tag aus, an dem die 20jährigen Buben in die Stadt ziehen müſſen, um das Loos entſcheiden zu laſſen, wer Soldat werden muß, oder nicht. Es iſt ein ſchwerer, verhängnißvoller Tag, dieſer Looszieh̃ungstag. Des Morgens in aller Früh machen ſie ſich auf den Weg, der Vater oder Pfleger begleitet ſie. Die alten Männer gehen zuſammen in ihren Sonntagskleidern, ernſten Angeſichts und ernſte Geſpräche pflegend; die jungen Burſche gehen auch zuſammen, ſie thun ſo fröhlich, als ob's ihnen luſtig um's Herz wäre. Ein Strauß ſteckt auf dem Dreiſpitz und jubilirend und ſingend ziehen ſie durch alle Straßen der Dörfer, durch die ſie kommen. Sie wollen ihre Angſt wegſchreien. Hauptſächlich erfüllen ſie die Oberamtsſtadt mit ihrem Lärmen. Es iſt ein Tumult kaum zum Aushalten. Alle Wirthshäuſer ſind voll, in allen Wirthshäuſern wird muſicirt. Wohl will ſich manchmal die Angſt, die im Hintergrunde des Herzens thront, leiſe hervormachen, und das Geſicht zieht ſich öfters ſchon ſo in die Länge, als ob das fatale Loos ſie bereits getroffen hätte; aber fort mit der Angſt, wer darf ſich etwas anmerken laſſen! Im allge-

meinen Tumult muß am Ende jeder mitumultuiren, wo Alle lachen, kann der Einzelne keine Thräne weinen. Endlich ſind die Burſche alle an die Reihe gekommen, alle waren auf dem Rathhauſe; der dort zog 281, die höchſte Nummer. Du Glücklicher! du biſt frei. Der dort zog 170. Vielleicht geht's ihn noch an, vielleicht geht's ihn nicht mehr an; denn es fragt ſich, ob unter den niederen Nummern viel Untaugliche ſind oder nicht. Jener zog 70. Ey warum biſt du auch ſo dumm und zogſt nicht mehr? doch es ſchadet nichts, du biſt ja reich, und kannſt deine 400 fl. wohl auftreiben, um deinen Erſatzmann zu ſtellen. Dieſer hier zog 2. Es iſt ein armer Schlucker und hat eine alte betagte Mutter, die er bisher ernährte. Schon iſt einer ſeiner Brüder Soldat geweſen, aber was thut's, er muß auch daran, und er lacht und ſchreit und jubelt, ob's ihm auch das kindlich geſinnte Herz faſt abdrückte. — Nunmehr kommt die Körper-Viſitation. Ein Regimentsarzt iſt da und der Oberamtsarzt, ein Hauptmann und der Oberamtmann. Einzeln wird ein jeder Burſche vorgeführt, ſo wie ihn Mutter Natur erſchaffen. Fünf Schuh, fünf Zoll. Allons, friſch unter das Meß! Kein Fehler? durchaus geſund; wird angenommen. Aber ſiehe da, hier hat einer einen krummen Zehen; er kann das Marſchiren nicht ertragen; fort mit ihm, er gehört zum Barel. Da iſt ein Schreiber, der hat ein kurzes Geſicht. Die Brille her, ob er dadurch leſen kann. Richtig, er kann's. Das Geſicht iſt zu ſchlecht, man kann ihn nicht gebrauchen. Du mit deiner engen Bruſt, mache, daß du fortkommſt, und du mit deinen verlorenen Vorderzähnen, du kannſt ja keine Patronen abbeißen. Eine Menge Fehler kommen vor. So Mancher aber auch hat ſich dieſe Fehler mit Fleiß angeſchafft, um nur nicht Soldat werden zu müſſen. Du da

mit deinem verunglückten Zeigfinger, daß du nicht so lange deinen Finger zurückgebunden, bis er halb lahm wurde? Du mit dem kurzen Gesichte, daß du nicht so lang durch scharfe Brillen gesehen, bis du geübt warst, dadurch lesen zu können? Du da mit deiner Uebelhörigkeit, horst du eigentlich nicht ganz gut und stellst dich nur so, und machst ein dumm-einfältiges Gesicht dazu, damit man dir Glauben schenke. Wartet nur, man kommt hinter eure Schliche! — Endlich ist's entschieden. Jeder weiß nun sein Schicksal. Die Parthien sammeln sich Dorfweise, es wird viel getrunken und noch mehr gelobt; gelegentlich auch auf die Partheilichkeit der Officiere und Beamten, die bei der Untersuchung waren, derb losgeschimpft. Endlich geht's nach Hause. Die Väter sind schon längst heimgezogen, mit schwerem oder leichtem Herzen, je nachdem das Loos gefallen. Die Burschе folgen, alle betrunken. Jubilirend finden sie ein, wer noch nicht ganz weg ist, der muß sich so stellen, denn Nüchternheit ist an diesem Tage verboten, und das liebende Mädchen empfangt ihren Geliebten lachend oder mit Thränen in den Augen, denn sie weiß schon alles und der Schrecken, daß sie nun vor sechs Jahren, denn so lange muß der Soldat dienen, nicht heirathen könne, ist bei ihr eben so groß, als bei einer andern, deren Bursche es gewonnen, die Freude.

Die Tage von der Aushebung an bis zum Einrücken sind Tage des Müssiggangs; was soll der Rekrut auch arbeiten, da er doch wohl bald der Arbeit auf dem Felde, in der Scheune und im Stalle auf längere Zeit entfremdet werden muß! Da lezt er sich lieber mit seinen guten Freunden und Bekannten, und die, welche frei geworden sind bei der Ziehung und die reicheren unter den Rekruten halten die andern stets frei und bezahlen mit Freuden die

Zeche. Oft auch ſteht er abſeits bei ſeinem Mädchen und küßt und herzt ſie und ſucht ſie zu tröſten, ſie aber weiß ſich vor Weinen ob der bevorſtehenden Trennung kaum zu faſſen und iſt untröſtlich, denn ſie trägt vielleicht ein theures Pfand ſeiner Liebe unter dem Herzen, und wie kann er nun ihre Ehre wieder herſtellen vor den Leuten, wenn er auch noch ſo ſehr wollte?

Endlich iſt der Einrückungstag da. Morgen oder Uebermorgen muß der Rekrut in ſeiner Garniſon ſeyn, in Stuttgart, oder in Ulm, oder in Heilbronn, oder in Ludwigsburg, oder in Eßlingen. Nun gilt's Muth und Kraft, denn jezt geht's an den Abſchied. Er dauert nicht lange, aber er iſt herzlich. Bereits ſchon ſeit geſtern Morgen geht er bei ſeinen Verwandten herum, und drückt jedem zum Leztenmale die Hand, wie wenn's in den Krieg gienge und zum Nimmerwiederſehen, und ſein Vetter drückt ihm die Hand wieder, und noch etwas hinein, nämlich ein Geldſtück zum Wegzehren und zum ſich Luſtigmachen als Soldat, weil die Löhnung gar zu gering iſt. Und die gute Mutter thut auch ihren Sparpfenning auf und die Schweſter nicht minder, und der Vater läßt ſich nicht ſchlecht finden, und auch der ärmſte Bauernburſche bringt ein kleines Kapitälchen zuſammen, das er in der Stadt bei den Bierwirthen gut anzulegen im Sinne hat. Jezt kommt er zur Geliebten. Noch ein Kuß, noch eine Umarmung. „Ich ſchreibe Dir — ich komme bald wieder.“ Keine Thräne, Rekrut! Sie mag in Thränen zerfließen, du aber ſey männlich. Doch fort jezt, es iſt angeſpannt. Hurrah, wie luſtig wird's jezt! Vier Pferde ziehen den Wagen und der Wagen iſt voll von Rekruten und ſolchen, die ſie begleiten. Die Rekruten aber ſind leicht zu unterſcheiden, denn ihren Hut und das linke Knopfloch ſchmücken ungeheure Sträuße von far-

bigen Bändern. Muſikanten ſitzen vorne auf dem Wagen, als gienge es zur Hochzeit, ein Lied wird angeſtimmt, ein Soldatenlied oder ein Abſchiedslied, und die Klarinettebläſer miſchen ihre Töne grell darein und an jedem Wirthshauſe hält man an und läßt Wein herauskommen auf den Wagen und es wird mehr verſchüttet als getrunken und die Gläſer werden in die Luft geworfen, daß ſie klirrend zur Erde fallen, und es iſt ein Tollen, daß alles Nachdenken unterdrückt, und ein Rauſch, daß alle Trauer überſtäubt wird. Von der Ferne aber ſtehen die Alten und Jungen und ſehen den Helden des Tages zu. Oft geht die Begleitung der andern Burſche nur mehrere Stunden weit, oft bis ganz zur Garniſonsſtadt, und durch jedes Dorf, durch das man kommt, blaſen die Muſikanten und die Fahrenden brüllen ihre Lieder und die Pferde müſſen ſpringen, ſo ſehr ſie können, und das ganze Dorf kommt in Allarm. Endlich iſt man angekommen. Der Rekrut iſt allein und fühlt ſich verlaſſen. Das Heimweh ſchleicht ſich ein und es kommen Stunden, wo er gerne weinen möchte, wenn ihn nicht das Bierhaus und das Exerciren bald wieder auf andere Gedanken brächten. Manchmal wohl ſchreibt er nach Haus, ſo gut er es vermag und bekommt vielleicht auch einen Brief von der Geliebten mit der Aufſchrift: „An meinen Schatz in der Reſidenz.“ Und wenn's nicht gar zu weit iſt, ſo kommt ſie vielleicht ſelbſt, oder die Mutter, oder die Schweſter und ſieht ſelbſt nach, wie's ihm geht, und bringt Etwas zum Imbiß und ein kleines Päckchen mit Geld und freudig theilt er ihnen die Nachricht mit, daß die Urlaubszeit bald beginne, denn von 6 Jahren, die er dienen muß, darf er 5 zu Hauſe ſeyn, die Manoeuvres abgerechnet.

Wenn der Rekrut als Soldat in ſeine Heimath zurück-

kommt, ſo iſt er ein ganz anderer Menſch geworden, er geht aufrecht, tritt feſt hin, blickt Jedermann frei in's Geſicht, und kommt nicht in Verlegenheit, wenn er mit einem Vornehmen ſprechen muß. Die militäriſche Dreſſur übte einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf ihn, der nachhaltig iſt für ſein ganzes Leben.

49.

Eine geborne Stuttgarterin.

Eine geborne Stuttgarterin iſt gewöhnlich hübſch gewachſen, mehr üppig als ſchlank, mittelmäßig groß, hat blonde Haare, blaue Augen, eine kräftige Statur und als beſondere Auszeichnung: große Füße. Auch iſt es ihr unmöglich, auſſerhalb Stuttgart zu wohnen.

Die großen Füße hat ſie daher, daß ſie ſehr gerne geht; denn ſie kann unmöglich lange zu Hauſe ſitzen. Wenn ſie aber zu Hauſe ſitzt, ſo ſitzt ſie am Fenſter und ſtrickt oder näht; das Stricken oder Nähen iſt aber nicht die Hauptſache, ſondern das Hinausſchauen auf die Straße, was wohl da paſſirt und wer vorbei geht. Doch zu lange hält ſie's nicht aus, ſie muß entweder eine gute Freundin beſuchen, oder eine gute Freundin beſucht ſie. Und nun geht's fort auf den Spaziergang, die Königsſtraße hinauf und hinab, die Anlagen entlang, oder bergan die neue Weinſteige. Menſchen muß ſie ſehen, damit ſie deren Anzug kritiſiren kann; an gewiſſen Häuſern muß ſie vorbei gehen, damit ſie ſchaue, ob nicht ein gewiſſer Jemand freundlich heraus grüße. Am liebſten geht ſie Sonntags und Feiertags; da geht ſie eigentlich den ganzen Tag. Morgens

zu allererſt in die Kirche und zwar am liebſten in die katholiſche Kirche. Da darf man etwas zu ſpät kommen und kann doch noch hinein. Man kann auch früher wieder heraus, wenn man etwa Luſt dazu hat, weil die Thüren nie geſchloſſen werden. Und kommen nicht überdieß die meiſten Herren dorthin, wenn ſie auch nur zehn Minuten bleiben? Warum ſollte alſo eine geborne Stuttgarterin nicht auch hingehen? Man ſieht, ſie iſt nicht ſtockproteſtantiſch. Nach der Kirche geht ſie ſpazieren und zwar immer in der Königsſtraße. Dieß dauert bis 12 Uhr, d. h. ſo lange, bis die Wachtparade aufzieht. Iſt dagegen ſchon um 11 Uhr große Parade vor dem Schloß, ſo darf man darauf zählen, daß ſie auch mitparadirt. Nach dem Mittageſſen giebt's eine Landpartie. Es geht nach Cannſtadt, nach Degerloch, nach Heslach. Zu weit darf ſie nicht gehen, denn um 6 oder vielmehr um halb 6 Uhr muß ſie doch wieder zu Hauſe ſeyn. Käme ſie denn ſonſt noch in's Theater? und am Sonntag muß ſie doch wenigſtens im Theater ſeyn, wenn ſie es auch Werktags manchmal vernachläßigte. Darum iſt auch das Theater Sonntags ſtets gefüllt, die Oper, die da gegeben wird, mag gut ſeyn oder ſchlecht. Im Sommer aber iſt's eine ganz andere Sache. Wer wird da in's Theater gehen, wenn draußen die Sonne ſo hell ſcheint? Kein Menſch thut's, darum haben auch die Schauſpieler Ferien im Juli und Auguſt. Man darf alſo Sonntags auch weiter gehen, als blos nach Cannſtadt. Braucht man doch erſt um 9 Uhr zu Hauſe zu ſeyn! Alſo eine Waſſerpartie nach Münſter, nämlich zu Waſſer von Cannſtadt aus, weil der Nesenbach bis jetzt noch nicht ſchiffbar iſt. Oder auf die Solitude, in dieſe alte verlaſſene Herrlichkeit, wo man eine Welt unter ſich hat. Oder nach Vaihingen, das liebliche Thälchen hinauf, zu einem göttlichen Biere in

der Linde. Oder endlich auch nach Echterdingen in den Hirsch mit ſeinem ſtets duftenden Sauerkraut. Hohenheim iſt auch keine üble Parthie. Man ſieht nun wohl ein, warum eine geborne Stuttgarterin von Stuttgart nicht weg kann. Wo fände ſie ſo viele Annehmlichkeiten, als da, wo ſie geboren? Sie kann deßwegen auch durchaus nicht fort, partout nicht; es giebt nur ein Stuttgart. Und wenn auch die beſte Parthie käme, auf's Land kann ſie nicht, und wenn der ſchönſte Mann von der Welt um ſie anhalten würde, in's Ausland könnte ſie vollends gar nicht. Lieber einen Schneider in Stuttgart, als einen Oberamtmann auf dem Schwarzwalde. Vor dieſem hat ſie ohnehin einen Abſcheu, wie vor dem lebendigen Teufel, denn ſie iſt ſelten aus der Umgegend ihrer Reſidenz gekommen, darum kennt ſie auch gar keine andere Gegenden unſeres Vaterlandes; den Schwarzwald aber ſtellt ſie ſich vor, als ein Stück von Sibirien, das Oberland als eine Art Siebenbürgen, und das Unterland als ein Anhängſel von Stuttgart. Nur in Stuttgart iſt's gut, darum muß ſie auch in Stuttgart bleiben. Es iſt unnöthig, ſie mit Gründen eines Beſſern belehren zu wollen, denn es geht ihr wie jenem ehrlichen Burſchen, der einmal gefragt wurde, ob er Bohnen eſſen könne. „Nein," erwiederte er, „ich kann ſie nicht ertragen." — Warum nicht? — „Ich habe noch keine verſucht." Die Stuttgarterin kann auch ein anderes Clima durchaus nicht ertragen.

Die Stuttgarterin iſt ſehr beleſen, denn es giebt bei uns viele Leihbibliotheken. Sie iſt Kunſtkennerin, denn ſie kommt Sonntags in's Theater. Sie iſt bibelkundig, denn ſie hört alle Wochen einmal eine Predigt und kritiſirt ſie. Nur mit der Politik befaßt ſie ſich nicht ſehr viel, denn ſie iſt ſehr zornig darüber, daß ihr der Zutritt in's Ständehaus verſchloſſen iſt. Ein Lieblingsausdruck von ihr iſt das

Wörtlein „zu.“ Sie ſagt nie: „das Wetter iſt ſehr ſchön,“ ſondern immer: „das Wetter iſt zu ſchön.“ Das „als daß,“ welches eigentlich darauf folgen ſollte, kann ſich Jedermann ſelbſt dazu denken.

Eine gebornе Stuttgarterin iſt ſehr heirathsluſtig, und würde für ihr Leben gern heirathen, wenn nur ein Stuttgarter käme.

50.

Der Präceptor.

Der Präceptor iſt eine lebendige lateiniſche Grammatik mit griechiſchen Lettern und einem hebräiſchen Umſchlag. Er iſt entweder Theolog, oder er war früher Famulus. Die jüngeren Präceptoren ſind alle Theologen.

Ein Theologe, der Präceptor wird, hat keine andere Abſicht, als zu heirathen. Es liegt ihm eigentlich wenig an ſeinem Lateiniſchen und Griechiſchen; er hat auch keine beſondere Vorliebe für den Unterricht; aber er hat eine Braut, die beinahe ſo alt iſt als er, und es giebt keinen langweiligeren Stand, als einen langen Brautſtand. Alſo muß der Herr Vicarius das Präceptorats-Examen machen. Es kann ihm nicht ſchwer werden, denn er mußte ja von Jugend auf das Lateiniſche als ſeine Mutterſprache betrachten und das Griechiſche als deren Schweſter. Der theologiſche Präceptor iſt aber nicht der eigentliche Präceptor, denn er ſucht ſobald als möglich aus ſeinem Präceptorenſtande wieder herauszukommen, und Pfarrer zu werden.

Der eigentliche Präceptor iſt der geweſene Famulus. Der Famulus iſt ein Mittelding zwiſchen einem Bedienten

und Studenten. Er iſt früher Provisor geweſen, oder doch wenigſtens Zögling des Eßlinger Seminars; aber er will mehr werden, aut Caesar, aut nihil, alſo wird er Famulus. Der Famulus iſt nirgends anders zu Hauſe, als im Stifte. Dort bekommt er freie Koſt und Logis, auch etwas baar Geld und zum Zugemüſe müſſen ihn die Herren Repetenten in den alten Sprachen unterrichten. Dafür hat er nur gar wenige Gegendienſte zu leiſten. Er muß am Eſſen auf und ab gehen und ſehen, ob alle Seminariſten da ſind; er muß unter dem Thore ſitzen und aufſchreiben, wer aus und eingeht; er muß dem Herrn Ephorus rapportiren und den Stiftlern ihre Noten und Carcer anſagen. Soll's ihm gut gehen auf Erden, ſo muß er ſpioniren, und dem Inſpectorat das Ausgekundſchaftete wieder anvertrauen. Gegen die Seminariſten bezeugt er ſich ſehr liberal. Sein höchſter Wunſch iſt, mit einem von ihnen bon Ami zu ſeyn und mancher läßt ſich dazu herab, damit der Famulus ihn nicht angebe, wenn er etwa eine Minute zu ſpät heimgekommen iſt. Ein wahrhafter Famulus hat immer ein mehr oder minder confiscirtes Geſicht. Acht Jahre bleibt er Famulus. Dann wird er als Präceptor examinirt und als Collaborator angeſtellt. Früher wurde er bald Präceptor, jezt bringt's ſelten einer ſo hoch.

Ein Präceptor iſt eine auſſerordentlich wichtige Perſon; denn er lebt eigentlich in einer vergangenen Zeit, und ſoll dieſe in die Gegenwart übertragen. Das Wichtigſte für einen Menſchen iſt doch das, daß er lateiniſch kann! Oder wie denn? Er hat vielleicht 10 oder 12 Schüler. Der eine iſt ein junger Metzgersbube, der andere ein Schneiderſöhnlein, der dritte ein 10jähriger Weingärtners-Jüngling, und ſie alle werden wieder Metzger, Schneider und Weingärtner. Giebt es alſo etwas Wichtigeres für ſie, als daß

ſie lateiniſch lernen? Doch einer iſt darunter, es iſt der Sohn des Herrn Decan, der ſoll einſt auch wieder ein Decan oder doch wenigſtens Pfarrer werden. Des Herrn Decan Sohn iſt ſtets Primus, nicht bloß deßwegen, weil ſein Vater Decan iſt, ſondern deßwegen, weil man ihn zum Studiren beſtimmt hat. Drei Stunden des Tages lateiniſch, 2 griechiſch und 1 hebräiſch; dann noch einige lateiniſche Privatſtunden; an Rechnen und deutſche Sprache wird blos alle Schalttage gedacht; franzöſiſch kann der Präceptor ſelbſt nicht; — muß ein ſo unterrichteter Bube nicht ein gelehrter Mann werden? Es giebt aber auch keine höhere Wonne, als wenn der Burſche durch's Land-Examen kommt. Ein Zögling von ihm in's niedere Kloſter aufgenommen, iſt dem Präceptor gerade ſo viel, als einem Württembergiſchen Beamten der Civil-Verdienſtorden oder einer Nonne der Heiligenſchein.

Eine ſchlimme Zeit für den Präceptor iſt die Schul-Viſitation alle zwei Jahre. Der Pädagogarch iſt eine gar vornehme Perſon und wird vom Präceptor höher geachtet, als der General-Superintendent vom Pfarrer. Er muß nachſehen, wie es mit der Schule ſteht, darum werden die Buben ein Vierteljahr vorher eingeſchult auf gewiſſe Themata, und er weiß es ſtets ſo einzurichten, daß von dem Herrn Pädagogarchen immer die Themata gewählt werden, die er ſeinen Schülern eingeprägt hat. Sogar von Geſchichte und Geographie müſſen die jungen Gelehrten eine Portion auswendig lernen, und der Pädagogarch kommt und die Schüler beſtehen glänzend, und der Herr Präceptor wird von dem Pädagogarchen belobt, und darf ihn bis an's Wirthshaus geleiten.

Der Präceptor iſt ein ſehr gebildeter Mann und daher kein Freund des Prügelſyſtems, d. h. er ſchilt ſeine

Buben mit Liebe, und prügelt ſie, wenn's ihn ankommt, ſo, daß ſie blutend zum Decan laufen und ihn verklagen. Es iſt überhaupt eine ſehr unangenehme Geſchichte, daß ihm der Decan etwas darein ſprechen darf. Was ſoll auch ſo ein Decan? Der kann ja nicht einmal ſo viel lateiniſch, als er!

Der Präceptor hat eine große Vorliebe für die Theologie. Es geht ihm nichts über eine Predigt, nämlich über eine ſolche, die er ſelbſt halten darf. Nur einmal auf der Kanzel ſtehen, und er iſt ſelig. Kinderlehre glaubt er ohnedieß am beſten halten zu können und er geht dabei mit den Wörtern um, wie die Chirurgen auf der Anatomie mit den Körpern. Wenn der Präceptor kein Theologe iſt, ſo ſucht er ſtets um Erlaubniß zum theologiſchen Examen nach. Er lernt zwar nicht ſehr viel, aber er iſt ſehr fromm, und die Frömmigkeit erſezt die Gelehrſamkeit. Ein Präceptor, der Pfarrer geworden iſt, iſt ſtrenger gegen ſeinen Schulmeiſter, als 10 Pfarrer zuſammen.

In jedem Landſtädtchen in Württemberg giebt's einen Präceptor und alſo auch eine lateiniſche Schule. Realſchulen ſind immer noch Nebenſachen.

51.

Der Platzbube.

Der Platzbube iſt der Erſte bei einer Hochzeit und bei einer Kirchweihe. Er hat einen bunten Strauß im Knopfloche, faſt ſo groß, wie der eines Rekruten, und iſt der erſte Tänzer des Dorfes.

Der Platzbube ordnet alle Tänze an. Er ist das nie allein, sondern er hat stets noch einen oder mehr Collegen. Sie wählen das Wirthshaus aus, in welchem getanzt werden soll, sie bestellen die Musik, sie tanzen vor. Die Platzbuben werden von den übrigen Bauernburschen als die Regenten des Tages anerkannt. Ihnen darf nicht widersprochen werden.

Der Platzbube hat seine bestimmte Tänzerin. Sie gehört ihm für den ganzen Abend, und es darf Niemand mit ihr tanzen, wenn er es nicht leiden will. Die Musik voraus, holt er sie von ihrem Hause ab, und die Musik voraus, führt er sie wieder nach Hause. Es ist eine sehr hohe Gnade, wenn er dich einladet, der du vielleicht als Fremder dem Balle zusiehst, mit seinem Mädchen zu tanzen. Er ist der Erste auf dem Platz und verläßt ihn als der Letzte; er eröffnet und er beschließt den Ball. Mit den Tänzen giebt's nur zwei Abwechslungen. Es wird entweder gewalzt oder gehopst. Von Cotillon, Galoppade, Menuette u. dgl. französischen Tänzen weiß der Platzbube nichts, so wenig, als ein anderer schwäbischer Bauernbursche. Aber walzen kann er, walzen auf eine Art, wie kein Solotänzer in einem französischen Ballet. Er trappt mit den Füßen im Takte und macht Sprünge, daß das ganze Haus erzittert und man alle Augenblicke meint, der Stubenboden müsse brechen. Getrunken wird dabei außerordentlich viel und geschwitzt noch mehr. Daraus macht sich aber ein rechter Bursche nichts, sondern er zieht den Rock aus und macht sich's leicht. Manchmal versteht der Platzbube noch besondere Tänze, als z. B. den Siedensprung, so gut ein schwäbischer Nationaltanz, als die Quadrille ein französischer ist.

Der Platzbube macht sich durchaus nichts aus dem Gelde. Während er der Tanzkönig ist, wirft er es mit

vollen Händen weg, die Muſikanten und der Wirth werden fürſtlich bezahlt. Nicht ſelten braucht er in den zwei Tagen, während welcher die Kirchweihe dauert, die Hälfte des Lohnes, den er für das ganze Jahr einnimmt, denn der Platzbube iſt nicht immer nothwendig der Sohn eines reichen Bauern, ſondern oft nicht mehr, als Knecht, wenn er nur ein hübſcher Burſche iſt und Anſehen hat unter ſeinen Kameraden.

52.

Der Collegial-Arbeiter.

Unter einem Collegial-Arbeiter verſtehe ich nicht blos ein Mitglied des Steuer-Collegiums, ſondern ich meine alle die, welche in irgend einer Kammer, Oberrechnungskammer, Finanzkammer u. ſ. w., auf irgend einem Hof, er heiße Gerichtshof oder wie er wolle, auf irgend einer Regierung, es ſey eine Kreisregierung oder nicht, kurz auf irgend einer Staatskanzlei oder einem Staatsbureau arbeiten, es mag nun dieſe Kanzlei oder dieſes Bureau in der Reſidenz ſich befinden oder in einer Kreisſtadt. Ein Collegial-Arbeiter iſt wie der andere. Jung oder alt, vornehm oder gering, Alle ſind ſich gleich.

Ein Collegial-Arbeiter ſteht Morgens ſehr früh auf, d. h. Sommer und Winter etwas vor 8 Uhr, wenn er nicht etwa gerade eine Privat-Arbeit zu beſorgen hat; denn um 8 Uhr muß er auf die Kanzlei. Allein um 8 Uhr iſt er erſt aufgeſtanden, nun muß er ſich doch auch anziehen, er muß ſich raſiren, er muß Caffee trinken. Endlich iſt's geſchehen. Es iſt halb 9 Uhr vorbei. Jezt geht er auf

seine Kanzlei. Allein noch iſt's nicht recht warm, wenn's nämlich Winter iſt, oder zu warm, wenn's Sommer iſt. Er geht alſo im Winter an den Ofen und reibt ſich die Hände, und im Sommer an die Fenſter und ſperrt ſie wagenweit auf, um friſche Luft herein zu laſſen. Nun geht's an die Federn, ſie werden beſchnitten, immer ein halb Dutzend auf einmal, damit, wenn das Geſchäft einmal begonnen hat, keine Störung mehr eintrete. Darauf werden die Akten herbeigeholt, mit denen er es heute zu thun hat, das Bündel wird aufgeſchnürt und der Staub weggeblaſen. Aber da iſt er ſelbſt ſtaubig geworden, alſo muß er ſich vorher wieder ausbürſten. Endlich iſt alles fertig, das Papier iſt regelrecht und gehörig gefalzt, er ſezt ſich. Aber da fällt ihm etwas ein. Er muß dem Aſſeſſor etwas erzählen, was er geſtern gehört hat. Es iſt zu intereſſant und zu preſſant, als daß es aufgeſchoben werden konnte. Alſo fort zu dem Aſſeſſor. Der weiß auch wieder etwas, und bald kommt ein Dritter oder Vierter dazu und man plaudert ein Viertelſtündchen. Aber halt! es iſt 9 Uhr vorbei. Der Direktor oder Präſident konnte doch kommen, denn um 9 Uhr iſt ſeine Zeit. Alſo fort an den Platz und geſchrieben. Das dauert eine halbe Stunde, die Viſitation des Direktors iſt vorüber, oder es iſt keine mehr zu befürchten. Jezt kommt der Diener, er bringt die Zeitungen, manchmal auch Briefe, d. h. Privatbriefe. Die Neuigkeiten muß man doch wiſſen? Alſo friſchweg die Zeitungen geleſen, und zwar, wie ein ächter Schwabe, von hinten herein, die Avertiſſements zuerſt. Denn wenn der Schwabe von ſeiner Zeitung ſpricht, ſo ſpricht er vom ſchwäbiſchen Merkur, und das Intereſſanteſte daran ſind ihm die Avertiſſements und die Schwäbiſche Chronik. Teufel! was ſteht denn da? Hören Sie einmal, Herr Expeditor, oder Herr

Registrator, oder Herr Revisor, oder Herr Kanzleirath, haben Sie denn das schon gelesen? Was denn, was denn? Ei das ist zum Erstaunen, das ist ja erschrecklich! Nun wird der Artikel auf allgemeines Verlangen vorgelesen und man nimmt sich Zeit, sich eine Viertelstunde zu verwundern. So geht's bis 10 Uhr. Allein nun muß gearbeitet werden. Es wird jezt auch in der That geschrieben, vielleicht viele Seiten durch; aber der Herr Collegial-Arbeiter schreibt sehr weit, er darf ja das Papier nicht bezahlen. Höchstens ein paarmal sieht er auf und zum Fenster hinaus; denn zu lange auf einem Fleck zu sitzen, kann er doch nicht aushalten. Am meisten freut es ihn, wenn ein Leichenzug, oder in der Residenz die Wachtparade vorbei geht, da hat er doch das Recht, hinaus zu sehen und sich die Leute zu beschauen. Endlich ist's $11\frac{1}{2}$ Uhr. Ach, was hat er sich abgemüdet! Die Feder wird ausgesprizt und das Papier an seine alte Stelle gelegt, der Körper dehnt sich, er hat Rückenweh bekommen vom langen Sitzen und Arbeiten. Er steht auf und zieht einen bessern Rock an, als den, den er zum Arbeiten brauchte. Jezt ergreift er den Hut; er grüßt seine Herren Collegen mit einem „Prosit die Mahlzeit" und fort geht's noch zu einem halben Schöppchen vor Tisch. Denn er ißt erst um 1 Uhr. Eben deßwegen kann er auch nicht so bald wieder an's Geschäft. Zwar ist die Zeit von 2—6 Uhr festgesezt, aber wer kann sich so genau binden? Er nimmt sich vor, schneller zu arbeiten, oder glaubt auch vielleicht, schon am Vormittag genug gethan zu haben! Also kaum vor 3 Uhr geht's wieder an's Geschäft. Wiederum wird gearbeitet und gearbeitet bis 5 Uhr. Aber dann hat er entweder eine Landpartie ausgemacht, oder er muß mit seinen Kindern in einen Biergarten, oder seine Frau in's Theater führen.

Er kann unmöglich länger bleiben; aus iſt's mit dem Geſchäft für den ganzen Tag.

So lebt der Collegial-Arbeiter von Woche zu Woche. Und wie ſehnt er ſich nach dem Sonntag? Denn er hat ja ſo viel zu thun, ſo erſchrecklich viel zu thun, daß ihm faſt gar keine Zeit für ſich ſelbſt blieb. Soll er ſich da nicht ſehnen nach dem Sonntage? Er hat gewöhnlich eine gute Beſoldung und avancirt alle 8 Jahre um eine Stufe, d. h. um ein paar hundert Gulden. Er ſeufzt immer, wie gut es die Beamten auf dem Lande gegen ihn haben, aber wenn er es einmal verſucht hat, das Leben auf dem Lande, und vielleicht eine Zeit lang als Amtsverweſer für einen Landbeamten fortgeſchickt war, da ſehnt er ſich wieder in ſeine Stadt und will nicht mehr auf das Land.

Der Collegial-Arbeiter iſt ſehr trocken im Umgang und langweilig in den Redensarten. Er hat ſeine ſiebenten Witze, über die ein Anderer vielleicht nicht einmal, er aber jedesmal lacht, ſo oft er ſie vorbringt. Nebenbei iſt er ſehr eingebildet und überſieht die meiſten andern Menſchen nach ſeiner Anſicht; Niemand, meint er, leiſte ſo viel als er, und der Weltgang würde ſtocken, wenn er nicht wäre. Er iſt ſehr oft unverheirathet, was daher kommt, daß er immer wartet, bis er eine beſſere Stelle bekäme, um eine noch beſſere Parthie treffen zu können. Da wartet er denn oft zu lange, meint aber doch immer, es könne ihm nicht fehlen.

Er ſehnt ſich ſehr nach ſeinem vierzigſten Dienſtjahre, um mit ſeinem vollen Gehalte penſionirt werden zu können. Wird er aber penſionirt, ohne daß er es verlangt, weil er vielleicht ein bischen ſchwach iſt, ſo meint er, es ſey ihm Unrecht geſchehen, und man habe es nur gethan,

damit man einen Andern statt seiner habe zum Minister machen können.

53.

Ein Leichenbegängniß.

Die Leichenbegängnisse auf den schwäbischen Dörfern haben alle denselben Zuschnitt. Die Reichen werden mit allen Feierlichkeiten, die Armen blos mit Glockengeläute begraben.

Wenn Jemand gestorben, so eilt der Vater oder Bruder oder der älteste Sohn zum Pfarrer und zeigt's ihm an, und der Pfarrer bestimmt die Stunde, in welcher das Leichenbegängniß stattfinden soll. Es ist dieß immer die 10te Stunde am Vormittag, nach Verfluß von 48 Stunden seit erfolgtem Tode. Vom Pfarrer geht's zum Schulmeister, um das Läuten und Singen und die Abdankung zu bestellen. Dem Dorfe verkündet den Todesfall theils das Gerücht, das schneller ist, als ein Courier herumreiten könnte, theils der Leichenschauer, gewöhnlich der Barbier des Dorfes, der visitiren und durch sein Zeugniß bekräftigen muß, daß die Leiche wirklich todt sey, theils endlich die Hebamme, welche als Klagweib umhergeht. Die Leiche aber bleibt inzwischen in einem besonderen Zimmer aufgestellt oder auch in der Wohnstube, weil sonst kein Platz dazu da ist. Und allnächtlich wachen 3—4 Männer, und Wein muß ihnen aufgestellt werden und Lichter brennen, um die Geister zu vertreiben und die Hausleute wünschen sehr, daß die Leiche einmal auf dem Kirchhof wäre.

Das Leichenbegängniß selbst hat viel Rührendes. Um

c Uhr Morgens verſammeln ſich die nächſten Verwandten und Freunde im Leichenhauſe, um mit den Trauernden zu trauern, oder vielmehr mit den Wehklagenden zu wehklagen. Auf der einen Seite, auf der Bank, die ſich am Getäfel der Stube hinzieht, ſitzen die nächſten Verwandten, Vater, Mutter, Gatte, Geſchwiſter, Kinder. Die Männer haben ihren Sonntagsſtaat an und darüber ein ſchwarzes Mäntelchen von leichtem, baumwollenem Zeug geworfen; die Frauen ſind ganz ſchwarz angezogen, die Hauben ſind mit Florbändern beſetzt. Das einzige Weiße an ihnen ſind die Strümpfe und das Nastuch. Ein weißes Nastuch in der Hand zu halten iſt zum Klageführen ein unentbehrliches Werkzeug. Da ſitzen ſie nun und weinen, nämlich blos die Frauen, und wenn ſie auch nicht weinen, ſo wiſchen ſie ſich doch die Augen mit dem weißen Tuche und alle haben die Hände gefaltet, und die hereintretenden Verwandten und Freunde weinen auch mit und es iſt eine allgemeine Klage. Auf dem Tiſche aber ſteht Wein aufgeſtellt und Jedlichem wird ein Glas offerirt und beinahe immer auch angenommen. Endlich ſchlägt die Stunde. Der Schulmeiſter im ſchwarzen Fracke kommt mit ſeinem Geſangklubb angezogen. Es ſind wenig ältere Männer dabei; Frauen gar keine, der ganze Trupp beſteht meiſtens aus Schuler-Kindern beiderlei Geſchlechts. Sechs oder acht Männer kommen die Treppe herauf und holen die Bahre, die mit einem ſchwarzen Tuche bedeckt iſt, deſſen Mitte ein großes weißes Kreuz darſtellt. Die Bahre iſt unten, der Geſang fängt an, der Zug beginnt. Voran der Schulmeiſter mit ſeinem Trupp, darnach die, welche die Bahre tragen, und zuletzt die Leidtragenden, die Weiber immer hinter den Männern. Die Leidtragenden gehen eines nach dem andern und nur am Ende des Zugs gehen

sie truppweise. Unter allen Häusern, an denen der Zug vorbeigeht, stehen wieder welche, die sich an den Trauerzug anschließen. Je größer der Zug ist, um so größer die Ehre. Daher schäzt man es auch als besonderes Glück, wenn die Leiche auf den Sonntag fällt. Am Werktage haben nicht Alle Zeit. Die Glocken müssen so lange geläutet werden, bis der Zug auf dem Kirchhof angelangt ist. Am offenen Grabe wird die Bahre niedergestellt, und in weitem Halbkreise stehen die Leidtragenden. Noch weiter entfernt die Menge der Zuschauer, meistens aus Schulerkindern bestehend; denn während einer Beerdigung wird nie Schule gehalten. Ein Lied wird gesungen am Grabe, der Schulmeister hält seine Rede, noch ein Lied, der Sarg wird eingesenkt. Und an dem Grabe vorbei bewegt sich der ganze Zug in der nämlichen Ordnung wieder heimwärts und weinend werfen die Verwandten den lezten Blick in's Grab und der Todtengräber wirft schon die Erde hinab, ehe sie noch den Kirchhof verlassen haben. Jezt geht's in die Kirche, die Männer die Hüte auf dem Kopf, die Frauen ihre weißen Tücher vor den Augen, der Pfarrer hält seine Predigt und nach dem Gottesdienste verfügt sich alles nach Hause. Die nähern Bekannten aber sind eingeladen zum Leichenschmauße und der beginnt alsbald. Es ist ein einfacher Schmauß, Wein und kalte Küche. Der Pfarrer ist auch eingeladen, erscheint aber selten. An demselben Tage aber noch geht der erste Verwandte in's Pfarrhaus und bezahlt die Predigt, und dann bezahlt er den Schulmeister, die Sänger und die, welche den Sarg getragen, und die ganzen Leichen-Kosten mögen sich wohl oft auf mehrere Louisd'ors belaufen.

In den Landstädtchen sind die Leichengängnisse hievon nur wenig verschieden. Der Zug ist ganz derselbe und die

Leiche wird auch getragen; nur die Männer ſind meiſt franzöſiſch gekleidet und haben keine ſchwarze Gottesleichmäntelchen um. Die Frauen tragen ſeidene Kleider. Denen, welche die Leiche tragen, werden nicht ſelten Citronen in die Hand gegeben. In groſseren Städten freilich iſt's anders, da ſind, wie in Augsburg, Leichenbitterinnen da und Klageweiber, welche die Luft mit ihrem Geſchrei erfüllen und die Ohren mit ihren kreiſchenden Jammertönen zerfleiſchen. Der Sarg wird immer hinausgeführt, bei Reichen ſogar mit 4 Pferden. Hinter dem Sarge kommen mehrere Chaiſen, worin der Pfarrer und die nächſten Verwandten ſitzen. Denn nicht der Schulmeiſter hält die Rede auf dem Kirchhofe, ſondern der Geiſtliche. Nach dem Kirchhof wird nie in die Kirche gegangen. Die groſse Glocke läuten zu laſſen, gebührt nur den Vornehmeren, und auch dieſen nur, wenn ſie einen Louisd'or dafür zu bezahlen wiſſen. Unter den Allervornehmſten ſchickt, wer nicht Zeit hat, ſelbſt mitzufahren, nur ſeine Equipage mit ſeinem Wappen.

54.

Der Nachtwächter.

Der Nachtwächter iſt ein ſehr wichtiger Mann. Jedes Dorf hat ſeinen Nachtwächter, eine Stadt ihrer mehrere.

Der Nachtwächter iſt eine ſehr moraliſche Perſon, denn wenn er ſeine Stunde abruft, ſo hängt er derſelben immer ein Sittenſprüchlein an. Die Sittenſprüchlein ſind beinahe in allen Dörfern gleich.

Nur acht Seelen waren dort,
Die da glaubten an Gottes Wort.

Noah unbankbar blieben sind;
Flieh' den Undank, Menschenkind!

Zehen Fromme waren nicht
Dort bei Sodoms Strafgericht

Um eilf Uhr sprach der Herr das Wort:
Geht ihr auch in den Weinberg fort.

Zwölf Stunden hat ein jeder Tag,
Wer weiß es, wann er sterben mag.

Eins ist Noth: Herr Jesu Christ,
Laß dich finden, wo du bist!

Zwei Wege hat der Mensch vor sich;
Herr, den schmalen führe mich.

Drei Personen ehren wir
In der Gottheit für und für.

Viereck ist das Ackerfeld;
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

Die fünf Wunden bringen Euch,
Wenn Ihr glaubt, in's Himmelreich.

Der Dorfnachtwächter und Stadtnachtwächter unterscheiden sich blos dadurch von einander, daß der erste um 8 Uhr anfängt und um 4 Uhr aufhört, der zweite aber um 9 Uhr anfängt und um 5 Uhr aufhört. Der Stadtnachtwächter hat noch überdieß die Verpflichtung, sich mit dem Kirchthurmwächter in Correspondenz zu setzen. Der Kirchthurmwächter heißt auch Windwächter und ist verpflichtet, alle Viertelstunden in sein Horn zu stoßen, zum Zeichen, daß Alles sicher und kein Feuer zu bemerken ist. Der Kirchthurmwächter und der Nachtwächter rufen einander alle Stunden zu: Alle wohl.

Der Nachtwächter ist weit entfernt, die ganze Nacht zu

machen. Er weiß das Bequeme mit dem Nützlichen zu verbinden, und nicht ſelten kommt es vor, daß er um halb 12—11 und um halb 1—1 Uhr ruft. Auf dieſe Manier profitirt er immer eine Stunde weiter zum Schlaf. Am frohеſten iſt er, wenn er am Morgens ſingen kann:

Ihr Chriſten ſeid munter und wacht,
Der Tag vertreibt die finſtere Nacht

oder auch:

Auf, ermuntert eure Sinnen,
Denn es geht die Nacht von hinnen.

Der Nachtwächter iſt zugleich Stillwächter und hat dafür zu ſorgen, daß kein Unfug auf den Straßen getrieben werde. Auch muß er vor Feuersgefahr warnen und auf Feuersgefahr aufmerkſam machen. Sein erſter oder zweiter Ruf heißt daher nicht ſelten, wie folgt:

Hört' ihr Leute, laßt euch ſagen:
Unſere Glock' hat Neune g ſchlagen.
Behüt' Feuer und Licht,
Daß uns Gott in Gnad' behüt'!
Wohl um die Neune.

Der Nachtwächter trägt ſtets einen langen Knotenſtock, der noch höher iſt, als er ſelber, eine weiße Schlafmütze und im Winter einen Schafspelz. Die Bäckerhäuſer ſind ihm die liebſten, weil er ſich da zu jeder Stunde der Nacht mit einem Schnaps erlaben kann.

55.

Der junge Schriftſteller.

In Stuttgart giebt es eine Menge junger Schriftſteller. Der Schriftſteller iſt entweder ein geborener Schwabe oder ein Ausländer, d. h. ein Sachſe, denn aus andern Gegenden kommen nicht viele zu uns.

Der Ausländer hat entweder einen Ruf ſchon erlangt, und kommt nicht, um ſein Glück zu machen, ſondern weil ihn eine Buchhändler-Spekulation herbeigerufen, dann iſt er aber immer ein älterer Schriftſteller; oder aber und noch öfter kommt er, um den ehrlichen Schwaben ſeinen Verſtand anzutragen, denn die werden nach ſeiner Meinung ja doch erſt im 40ſten Jahre geſcheidt. Ein Norddeutſcher aber iſt in ſeinem 20ſten Jahre ſchon ſo geiſtreich, d. h. ſchon ſo großſprecheriſch, als er es in ſeinem ganzen Leben nur irgend werden kann. Darum iſt er auch übermüthig, Nichts iſt ihm recht im Schwaben-Lande, Alles iſt noch in der Cultur gar weit zurück, mit einem Blick überſieht er die Verhältniſſe zuſammen und nach einem vierteljährigen Aufenthalt kennt er die Schwaben beſſer, als ſie ſich ſelbſt. — Und doch trinkt dieſer, der ſo verachtend auf uns hernieder ſieht, gar gerne von unſerem guten und wohlfeilen Weine und ißt gerne von unſerem Fleiſche und unſern herrlichen Früchten und denkt gar nicht mehr an die Butterſchnitten und an den Schnaps und an das wäßrigte Bier ſeines Vaterlandes. Doch nicht von dieſer Art junger Schriftſteller ſpreche ich, denn die werden bei uns nie einheimiſch, ſondern verlaſſen gar bald, nachdem ſie eine Zeit lang mit ihren geſchmückten Redensarten den Leuten ein x für ein u zu machen verſtanden hatten, unſer ge-

segnetes Stuttgart. Ich ſpreche von den jungen ſchwäbiſchen Schriftſtellern.

Wie er dazu gekommen iſt, Schriftſteller zu werden, das weiß er ſelbſt nicht. Die Sache gab ſich ganz natürlich. Er hatte ſtudirt, ſehr lange ſtudirt und meiſtens Theologie ſtudirt; allein er hatte ſich nicht blos um ſein Brod-Studium bekümmert, ſondern nebenbei auch Gedichte und Romane geleſen und oft etwas viel Gedichte und viel Romane. Schon im 20ſten Jahre hatte er ſelbſt Gedichte gemacht, auch vielleicht in eine Zeitung einige Miscellen geliefert, oder kurze Lebensabriſſe großer Männer. Er that's nicht um's Geld, denn deſſen bekam er wenig dafür, ſondern um der Ehre willen und um etwas von ſich Geſchriebenes gedruckt zu ſehen. Nach beendigtem Studio ließ er ſich examiniren. Es gieng, denn er hatte einen ziemlich guten Kopf; es gieng ſogar recht gut für das, was er gearbeitet hatte; er konnte jezt alſo Vicar werden und 10 oder 12 Jahre warten, bis ihm das Glück würde, eine Pfarrei zu bekommen. Das kann er noch lange werden, alſo ſucht er ſich indeſſen auf andere und beſſere Art unterzubringen. Wenn's auf andere Art beſſer geht, was liegt ihm an der Theologie und an der Pfarrei? Er wird nun Hofmeiſter im Inn- oder Auslande, oder noch beſſer, er geht nach Stuttgart und wird Schriftſteller. Er hat das Glück, einen franzöſiſchen Roman, wozu ein berühmter Ueberſezer den Namen hergiebt, und das Hauptgeld einſtreicht, mitüberſezen zu dürfen. Er wird Mitarbeiter an einer Zeitung; er liefert Landtags-Verhandlungen; er wird Correſpondent in auswärtigen Blättern; er ſchreibt ein Buch; er wird ſelbſt Redakteur und nun iſt ſeine Stellung gegründet. Jezt wäre nichts mehr im Stande, ihn, ſo

lange das Glück dauert, zum praktiſchen Lebenswege zurückzuführen.

Der junge Schriftſteller hat viel vor andern Leuten voraus. Morgens ſteht er ſpät auf und Abends geht er noch ſpäter zu Bette. Zwar das Wirthshaus verläßt er vielleicht ſchon um 11 Uhr, allein jezt muß er noch arbeiten. Die Nachtarbeiten ſind immer nobler, als die Vormittagsarbeiten. Darum ſieht der junge Herr auch meiſtens etwas blaß aus, etwas angegriffen, vielleicht auch etwas abgelebt, was immer, wie er ſelbſt ſagt, von den anſtrengenden Studien herkommt. Privathäuſer beſucht er nicht gerne. Da iſt alles zu philiſtermäßig, zu beengend für ihn. Am unangenehmſten ſind ihm Verwandtenbeſuche. Ein Oncle oder eine Tante nehmen ſich's gar zu gerne heraus, ihn ein bischen zu hofmeiſtern; denn ſie hätten es viel lieber gehabt, wenn er etwas ſolides, d. h. ein Staatsdiener mit einer fixen Beſoldung geworden wäre. Die jungen Damen ſind auch nicht gut auf ihn zu ſprechen. Ach Gott! der Menſch denkt nicht an's Heirathen, meinen ſie, und wenn er auch daran dächte, ſo könnte er nicht, denn er hat ja gar kein gewiſſes Auskommen. Aber unartig dürfen ſie nicht gegen ihn ſeyn. Mein Gott, er könnte ja ein Gedicht über ſie in die Stadtpoſt einrücken laſſen! Er iſt meiſtens nobel gekleidet, faſt ganz nach der neueſten Mode, aber doch mit einem gewiſſen Anſtrich, mit einer gewiſſen Freiheit, die noch an die Studentenzeit erinnert. Schon der Gang und das ſchiefe Sitzen des Hutes laſſen erkennen, daß er kein Ladenſchwengel iſt. Nebenbei führt er einen Hund mit ſich, wenn's nicht gar dazu langt, ein Pferd zu halten. Aber langt's nicht zum Pferde, ſo langt's doch zu Sporen, und es ſieht gar nicht übel aus, ein Rock mit Schnüren und kleine ſilberne Sporen an den Stiefeln.

Geld hat der junge Schriftſteller immer und nie, d. h. er hat immer mehr Schulden, als Geld, und verbraucht immer mehr, als er hat. Ohne Schulden glaubt er, wie alle alten Studenten, gar nicht exiſtiren zu können, denn Schulden zu machen iſt keine Schande, im Gegentheil man borgt nicht Jedermann.

Der junge Schriftſteller iſt immer etwas unverſchämter Natur. Er bekümmert ſich um Niemand und thut, als wäre er überall zu Hauſe. Gegen Buchhändler iſt er höflich und zuvorkommend. Er bleibt Schriftſteller, ſo lange es geht, d. h. ein paar Monate oder auch ein paar Jahre lang, bis ihm ein Dekret des Conſiſtoriums oder Studienraths ein ſicheres Auskommen verſchafft. Meiſtens aber hat er's mit ſeinen Vorgeſetzten verdorben und bitten und betteln mag er auch nicht, alſo bleibt er in ſeiner Carrière. Hat er doch immer noch ein größeres Auskommen, wenn er auch nur mit Ueberſetzen und kleinen Fabrikarbeiten ſich abgäbe, denn ein Landpfarrer 2ter Klaſſe! Ein Unglück für ihn iſt's, daß er meiſtens keine reiche Frau bekommt.

56.

Der Tübinger Kutſcher.

Der Tübinger Kutſcher trägt gewöhnlich kurze Stiefeln, eine rothe Naſe, lange graue Hoſen, ein ſonnverbranntes Geſicht, einen grauen Frack, eine Pfeife mit einer Menge Namen auf der Rückſeite, die er zum Geſchenk von einem Studenten erhalten, eine rothe Cerevismütze, oder einen breiten Hambacherhut und im Winter einen grauen Mantel, der ebenfalls früher einem Studenten gehörte.

Der Tübinger Kutſcher iſt ein Mittelding zwiſchen einem Philiſter und Studenten. Er zeichnet ſich dadurch aus, daß er unverſchämt viel flucht, außerordentlich ſchnell fährt, alle zwei Stunden einkehren will, unmenſchlich viel trinken kann, und in's Blaue hinein pumpt, zu deutſch borgt. Des Morgens hat er nichts früher zu thun, als zu ſeinen Kunden zu gehen, und zu brummen, d. h. an die Bezahlung zu mahnen. Er klopft an; „Herein;" „Guten Morgen, Herr!" „Ich habe kein Geld." Das iſt die ganze Unterredung, der Student läßt einen Schnaps kommen und der Kutſcher geht zufrieden von dannen. Weiß er ja doch, daß er nach der Vacanz bezahlt wird!

Nachmittags iſt der Tübinger Kutſcher ſtets auf der Fahrt. Nicht etwa mit einigen Honoratioren und am allerwenigſten mit einem Profeſſor. Da geht's viel zu ſolid her; man fährt bald fort und viel zu bald nach Hauſe. Nein, der ächte Tübinger Kutſcher fährt mit Studenten. Da fühlt er ſich in ſeinem Elemente. Wozu ein Anderer drei Stunden braucht, das fährt er in anderthalb; aber nun fährt er auch keinen Schritt weiter; jezt muß es eingekehrt ſeyn. Im Wirthshaus iſt der Kutſcher der Herr, d. h. der Wirth ehrt ihn höher, als die Herren Studenten, ob er gleich dieſe ſehr hoch hält. Wirthin, Kellnerin, Köchin, ſie ſtehen Alle dem Kutſcher zu Befehl. Ihm wird derſelbe Wein aufgetiſcht, den die drinnen im Honoratiorenzimmer trinken, und er trinkt mehr davon, als ihrer drei zuſammen. Warum ſollte er auch nicht? die Studenten müſſen ja doch Alles bezahlen! Oftmals iſt's freilich umgekehrt. Die Studenten möchten gern eine Suite machen und haben doch kein Geld; auch ſind die Wirthe, zu denen ſie auf der Reiſe kommen, ihnen unbekannt oder auch mathonnet genug, nicht zu borgen. Allein was macht das?

Der Kutſcher muß Geld mitnehmen, er muß der Caſſier, Bürge und Selbſtzahler zugleich ſeyn, — nach der Vacanz bekommt er's wieder. Wie oft kam's da ſchon vor, daß die ganze Geſellſchaft ſich feſtgekneipt hatte, und gerne fortgewesen wäre und doch nicht konnte! Da ſaßen ſie, Studenten, Kutſcher und Pferde — die letzteren ſtanden oder lagen — und hatten eine ſtarke Zeche und kein Geld; Niemand half ihnen aus der großen Noth und ſie mußten ſo lange vor Anker bleiben, bis der nach Tübingen Geſandte mit Geld wiederkehrte, um ſie auszulöſen von dem ſtarrſinnigen Wirthe, und wie oft blieb nach der Bezahlung noch Etwas übrig, und man fuhr nun erſt nicht nach Hauſe, bis auch das Letzte vertrunken war! Bei ſolchen Suiten iſt der Kutſcher immer fidel, und faſt wird er von ſeinen Herren wie ein Bruder behandelt. Am fidelſten iſt er aber bei Ausritten. Er hält es ſtets mit einer gewiſſen Parthie, mit der Burſchenſchaft oder mit den Corps. Alſo es ſey ein Corpsausritt, das iſt nämlich nichts Anderes, als eine gemeinſchaftliche Suite aller Corpsſtudenten zu Ehren einiger alten Hauſer, die in dieſem Semeſter von der Univerſität abgehen; „ich muß mit," ruft der Kutſcher voller Freude; „ich fahre vierſpännig;" denn an ſolchen Tagen wird nichts geſpart, und es geht ſo hoch her, als immer möglich. Der Ausritt dauert zwei oder auch noch mehr Tage. Wo ſtillgehalten wird, wird commerſirt, und das iſt des Kutſchers Hauptgaudium, denn er commerſirt dann ebenfalls. Wie die Studenten im Saale ſitzen und ihre Präſides haben und ihre Schläger, ſo haben's auch die Kutſcher in ihrem Zimmer. Der älteſte oder renommirteſte ſitzt oben an und ſchlägt mit einem alten Rappiere, das er heimlich einem Studenten für heute entwendet, auf den Tiſch, daß alsbald tiefes Schweigen eintritt. Sind

junge Kutſcher dabei, die noch nicht recht eingeführt ſind, oder gar zum Erſtenmale dabei waren, ſo dürfen ſie ſicher ſeyn, ärger maltraitirt zu werden, als die mißbrauchteſten Füchſe, d. h. die novi unter den Studenten. Gewöhnlich ſind die Kutſcher ſo betrunken, daß man ihretwegen einen halben oder auch einen ganzen Tag zugeben muß, nur bis ſie wieder nüchtern werden und nach Haus zu fahren im Stande ſind.

Den Studenten läßt der Tübinger Kutſcher durchaus nichts geſchehen. Lieber fängt er die größten Händel an, ehe er ſie beleidigen läßt. Iſt's aber ſchon zu Händeln gekommen, ſo iſt er gewiß gleich mitten drinnen, und die Philiſter fühlen alsbald ſeine derbe Fauſt. Auf die Ehre ſeiner Herren hält er überhaupt außerordentlich viel, und ein Vorfall bleibt mir in dieſer Hinſicht unvergeßlich. Es war in Ehningen. Der Tübinger Kutſcher ſaß im gewöhnlichen Wirthszimmer, und zechte mit dem Kutſcher eines reiſenden Kaufmanns. „Mein Herr iſt der beſte," rief der Kutſcher des Reiſenden; „ich darf trinken, was ich will und eſſen, was ich will, und mein Herr bezahlt Alles." Und zum Beweis ließ er ſogleich eine Beutelle Zwölfer kommen. „Was," dachte der Tübinger, „ſo ein laufiger Kaufmanns-Kutſcher ſoll ſagen können, er hätte einen beſſern Herrn, als ich!" Und alſobald ließ er Champagner kommen auf ſeiner Herren Koſten, und die Studenten bezahlten ihn ohne Widerrede, denn die Ehrliebe des Kutſchers freute ſie. Der reiſende Kutſcher aber ſprach kein Wort mehr von ſeines Herrn Freigebigkeit.

Der Tübinger Kutſcher iſt ſtets bei der Hand. Wenn der Kanzler käme, und wollte um 12 Uhr Nachts fortfahren, da gäbe es allerhand Entſchuldigungen, und am Ende müßte gar noch ein Pferd krank ſeyn, und wenn die Sache

auch noch ſo ſehr preſſirte. Aber ein Student kommt angeſtolpert, und ruft: „Angeſpannt!“ und es ſteht keine Stunde an, ſo geht's ſchon zum Thore hinaus. Denn der Tübinger Kutſcher iſt gegen Niemand höflich, als gegen Studenten; oft nicht einmal gegen dieſe. Dann nimmt er's aber auch nicht übel, wenn er ein klein bischen wegen ſeiner Grobheit geprügelt wird. Von einem Philiſter jedoch läßt er ſich keine Zurechtweiſung gefallen.

Der Tübinger Kutſcher ſtirbt meiſt an der Waſſerſucht, und hinterläßt ſelten etwas mehr, als eine Chaiſe und zwei ſteife Pferde.

57.

Der angehende praktiſche Arzt in Stuttgart.

Der angehende praktiſche Arzt in Stuttgart iſt immer ſehr elegant gekleidet, und kann vor Geſchäften kaum auskommen, wenn man ihn hört. Sein ſehnlichſter Wunſch iſt aber, ſich eine gute Praxis zu erwerben.

Es iſt freilich etwas ſchwer, Patienten zu bekommen in einer Stadt, wo ſchon ſo viele Aerzte ſind, Aerzte mit bedeutenden Namen und mit bedeutenden Kenntniſſen; zu denen man überdieß noch mehr Zutrauen hat, als ihrer gelungenen Curen halber erforderlich wäre. Am ſchwierigſten iſt es für Einen, der nicht einmal ein Stuttgarter Bürgerskind iſt. Wie ſoll der bekannt werden? Ein Stuttgarter Bürgerskind hat doch noch ſeine Verwandte, und es iſt im Ganzen einerlei, ob ſie ſich von ihm zu Tode kuriren laſſen, oder von einem Andern. Das Geld bleibt doch wenigſtens dann in der Familie. Der Fremde aber, der

hierher kommt, um die Menſchen von ihren Krankheiten zu erlöſen, hat gar Nichts, als ein gemachtes Examen, und das iſt blutwenig. Es wäre eigentlich beſſer, wenn er keines gemacht hätte; ſo könnte er ſich doch förmlich als Charlatan geriren. Aber was thut's? Der junge praktiſche Arzt verzweifelt nicht, er weiß ſich zu helfen. Das Erſte iſt, daß er im ſchwäbiſchen Merkur bekannt macht, er habe ſich hier als praktiſcher Arzt niedergelaſſen, und werde die Unbemittelten umſonſt kuriren oder auch nicht kuriren. Das Zweite iſt, daß er „in der Leute Mäuler" zu kommen ſucht. Das beſte Mittel dabei iſt, einen guten Freund zu gewinnen, der in irgend eine Zeitung eine rührende Danksagungsepiſtel einrückt, gerichtet an Herrn Dr. N. N. für außerordentliche, wahrhaft wunderbare Dienſtleiſtungen in einer für jeden andern Arzt unheilbaren Krankheit. Dieß giebt dem Dr. Gelegenheit, eine beſcheidene Replik zu verbreiten, worin er ſehr beſchämt iſt über ſolch' öffentliches Lob, und erklärt, nichts weiter gethan zu haben, als andere berühmte Aerzte auch gethan hätten. Das Dritte iſt, daß er ſeine Laufbahn alsbald beginnt. Morgens ſteht er auf in aller Frühe, und rennt die Stiege hinunter, als ob er den Hals brechen wollte. Allein er handelt in ſeiner Pflicht; denn er hat ſeinen Hausleuten anvertraut, daß er ſchnell zu einem äußerſt gefährlichen Patienten gerufen worden ſey. Nun geht's auf die Straßen oder vielmehr über die Straßen. Der junge Praktikus geht außerordentlich ſchnell. Es preſſirt ihm zuſehends und er kann ſich daher mit einem Bekannten, der ihm zufällig begegnet, kaum einige Minuten unterhalten. Er hat zu viel zu thun, und käme ſonſt an dieſem Vormittag nicht mehr bei allen ſeinen Patienten herum! Er geht auch in der That in eine Menge Häuſer hinein; es ſind meiſtens vornehme Häuſer, d. h. Häuſer

von ſchönem Anſehen, worin vornehme Leute wohnen oder doch wohnen konnen. Man ſagt zwar, daß er hier manchmal nur geſchwind die Stiege hinauf und wieder herunterſpringe, ohne mit Jemanden ein Wort zu ſprechen, oder daß er ſich ſogar ſchon hinter die Hausthüre geſtellt habe, um ſo viel Zeit vorüber gehen zu laſſen, als zu einem Krankenbeſuche gehört; allein das iſt reine Verläumdung, er hat wirklich Patienten dort, und wäre es auch nur ein Freund von obenhin, der in einem Hinterſtübchen, fünf Treppen hoch, gegen den Hof hinaus wohnt und einen Beſuch von fünf Minuten ſich zur Ehre ſchätzt. So geht der Vormittag hin. Alle Straßen ſind durchwandelt; alle Patienten haben ihre Rezepte erhalten. Den Nachmittag behält der junge Herr Doktor für ſich. Er iſt zu Hauſe, er ſtudirt. Du triffſt ihn in ſeinem nicht uneleganten Zimmer im Schlafrocke auf dem Sopha ſitzend, von einer Menge aufgeſchlagener Bücher umgeben; und wenn du ihn fragſt, was er mache, ſo antwortet er nur ſo leichthin, er habe da den und den berühmten Arzt und Profeſſor über einen außerordentlichen Fall zu Rathe gezogen, der ihm geſtern oder heute Morgen erſt vorgekommen iſt; nicht etwa aber, um Etwas zu lernen für dieſen Fall, er hat ja bereits das Rezept verſchrieben, und das Gehörige verordnet; — ſondern nur um zu wiſſen, ob die Bücher da einerlei Meinung mit ihm ſind, oder nicht, und richtig, immer findet er, daß er die gelehrteſten Männer auf ſeiner Seite hat. Sollte man alſo einem ſo gelehrten, einem ſo fleißigen, einem ſo geſuchten, einem ſich ſo viel zu ſchaffen machenden jungen Manne ſich und ſeinen Körper nicht anvertrauen? Ach! und wie lieb wäre es ihm, wenn Jemand aus einer weitverzweigten Familie ihm ſeine Tochter anvertrauen würde als immerwährende Gefährtin! —

Der junge praktiſche Arzt ißt ſtets in den nobelſten Gaſthöfen zu Mittag und zu Nacht. Wenn ihn einmal Jemand holen wollte, könnte er ſich denn da nachſagen laſſen, daß er in einer Kneipe geweſen ſey? Da erſchiene er ja als Einer, der nicht genug verdiente, um immer in vornehmer Geſellſchaft ſeyn zu können. Er zerreißt alle Wochen zwei Paar Sohlen. Am liebſten iſt's ihm, wenn er einen Laien daran kriegen kann, ſich mit ihm zu unterhalten. Dieſem erzählt er von Operationen und erſtaunlichen Kuren vor, die er alle ſchon längſt vollbracht, bis der Andere vor Erſtaunen ganz ſchwarz geworden iſt.

In ein Paar Jahren iſt er ſchon ſo weit gekommen, daß er entweder die Stadt verlaſſen muß, um ſich der geſündern Luft wegen als ländlicher Phyſikus fortzubringen, oder daß er ſeines geſteigerten Einkommens halber ſeine Patienten nicht mehr zu Fuße, ſondern in beſcheidenem Einſpänner beſuchen kann.

58.

Die Winkelſchenke.

Den beſten und wohlfeilſten Wein trinkt man nicht im Gaſthofe; den beſten und wohlfeilſten Wein trinkt man in der Winkelſchenke. Wovon ſollte denn der Gaſtwirth ſeine ſchönen Zimmer und ſeine betrackten Kellner bezahlen? Der Gaſthofswirth muß theuer ſeyn. In der Winkelſchenke aber iſt's wohlfeil, und heimlich. Wohl ſteht ſie nicht an der Hauptſtraße, und hat nicht die Ausſicht auf den Markt, nicht auf die Planie; wohl ſind die Möbel nicht von Mahagoniholz

und die Spiegel reichen nicht bis an den Boden; wohl ist der Boden nicht eingelegt und keine herrlichen Tapeten schmücken die Wände; wohl wird nicht auf Silber servirt und nicht aus Crystallgläsern getrunken; aber was du issest, ist gut, und was du trinkest, ist vortrefflich, und Alles ist reinlich zubereitet und du darfst nicht viel bezahlen und du fühlst dich dort wie zu Hause. Die Winkelschenke steht meistens in einem sehr engen Gäßchen, und nicht selten gehen die Wirthszimmer noch überdieß hinten hinaus. Der Aussicht halber darf man nicht hinkommen. Das Haus ist sehr unscheinbar, sieht oft fast ärmlich aus; an einem kurzen Stänglein hängt ein kleines schwarzes Täfelchen, worauf verschiedene Nummern stehen; die Nummern bedeuten die verschiedenen Weinpreise; die Preise sind sehr niedrig; aber laß dich nicht abschrecken, tritt keck hinein, und tappe die finstere Stiege hinauf; die enge Straße führet zum Heile.

Das Lokal ist sehr eng; ein großes Zimmer für Jedermann, und ein kleineres für ausgewählte Gesellschaft. Das große Zimmer ist sehr einfach möblirt, ein Paar eichene Tische, ditto Stühle, eine fortlaufende Bank an der Wand ringsherum, kleine rothe Vorhänge, kein Spiegel, ein Schwenkessel, ein ungeheurer Ofen, der bis in die Mitte der Stube reicht, und schwarz gerauchte Wände, — das ist das ganze Ameublement. Hier sitzen Kutscher, Bürger, Bediente, Polizeidiener, Soldaten, Handwerksgesellen, Leute aller Art. Es wird erschrecklich viel geraucht und erschrecklich laut gesprochen. Das Trinken vergißt auch keiner, und die Magd, die als Kellermädchen figurirt, hat erstaunlich flinke Beine nöthig, um überall auszukommen, und doch noch mit Diesem oder Jenem ein Paar freundliche Worte, ein Paar verständliche Blicke wechseln zu können. Diese Gäste sind meist derb, aber sind sie derb, ist das Mädchen

noch derber. Was hier gespeist wird, sind meist Knackwürste.

Ganz anders sieht's aus im kleinen Zimmer. Da steht ein Sopha vom alten Schlage, lang, breit, ohne Federn; die Stühle sind alle gepolstert, mit langer Lehne, bequem zum Ausruhen; ein kleiner Spiegel hängt an der getäfelten Wand, neben ihm der Dr. Martin Luther, der König, L. Uhland und noch einige andere Portraits; die eichenen Tische sind immer frisch glänzend, und die Fenster mit Vorhängen fast dicht verhüllt. Wohl ist die Stube nieder, und die große altmodische Commode nimmt fast allen Platz ein, aber je enger es hergeht, desto weiter schließt sich das Herz auf. Hier ist's gut seyn, und hier sitzen die alten Zecher, die täglichen Gäste, ehrbare Männer vom Handwerksstande, und vielleicht einer vom Schreiberstande darunter, der schon viele Jahre Kanzlist war und Zeitlebens nichts Anderes wird, Männer mit alten verwitterten Gesichtern und glänzenden Nasen. Sie nippen nur vom großen Glase, aber ihr Nippen ist fast wie bei einem andern ein derber Zug, und der Schoppen muß drei- und viermal gefüllt werden, ehe sie aus einander gehen. Sie essen wenig, einen einfachen Braten, den die Wirthin selbst bereitet, die den ganzen Abend in der Küche zubringt, aber sie rauchen aus ihren alten Ulmerköpfen, die so braun sind, als ihre Gesichtsfarbe, daß man fast nichts mehr sieht, als die schimmernden Nasenspitzen. Es ist so traulich warm, und immer traulicher, je mehr es draussen stürmt und regnet oder schneit; und es läßt sich so gut sprechen von fremden Dingen, von dem Kriege in Spanien und den tapfern Tscherkessen, und der Lärm in der äußern Stube, der klingt dann wieder dazwischen, wie Waffengetöse, so daß man meint, man liege ruhig in den Winterquartieren, der Feind

aber draußen, der handfeſte wild in der Gegend herum und ſuche ein Obdach. Der Hausherr ſizt auch am Tiſche und ſchwazt gleichfalls mit drein und iſt gar hoch angeſehen, als wäre er der vornehmſten Gäſte einer. So ſind die Alten vergnügt; am andern kleinen Tiſchchen aber ſizen auch zwei und die ſind noch vergnügter: das iſt der junge Cömmis und das Töchterlein vom Hauſe.

Es giebt keine Winkelſchenke, in der nicht ein ſchönes Töchterlein wäre. Das Töchterlein iſt immer ſchön, wenigſtens hat ſie einen Anbeter, der es ihr ſagt. Oft ſind's zwei Töchter, dann iſt die Winkelſchenke geborgen, die Gäſte bleiben gewiß nicht aus. Iſt's nicht angenehmer zu trinken, wenn der Wein von lieblicher Hand kredenzt iſt? Und ſie ſieht ſo reinlich und appetitlich aus in ihrem einfachen Kleide mit dem ſchmalen weißen Schürzchen! Auch die alten Knaſterbärte möchten den Braten nicht eſſen, und den Wein nicht ſchlürfen, wenn ſie ihn nicht gebracht hätte. Freilich iſt die Bedienung nicht ſo flink, als im Gaſthofe, wo der Kellner auf einen Wink in den Keller fliegt. Wie konnte man es auch dem ſchönen Kinde zumuthen, ſich plözlich loszureißen, wenn ſie gerade mit dem Commis oder einem guten Freunde, den er mitgebracht, ſpricht! Hier iſt ihr Territorium, und ein jedes Frauenzimmer herrſcht auf ſeinem Territorium. Du muſt froh ſeyn, wenn ſie dich nur überhaupt bedient, und wenn du dich nicht in Geduld zum Warten bequemſt, ſo magſt du immerhin der Kellnerin im äußern Zimmer rufen, von ihr aber bekommſt Du auch ſpäterhin Nichts mehr. Höchſtens kann ſie durch eine handgreifliche Ermahnung ihres Vaters ein bischen anderer Meinung gemacht werden.

Die Winkelkneipe iſt der Siz der Stadtneuigkeiten.

Oft ſcheint es, man wiſſe dort ſchon zum Voraus, was erſt eine halbe Stunde ſpäter geſchehen wird.

59.

Der Handelsjude.

Es giebt in Württemberg verſchiedene Juden.

Es giebt chriſtliche Juden. Ein chriſtlicher Jude iſt meiſt Kaufmann, und zeichnet ſich dadurch aus, daß er ſich ſchämt, ein Jude zu heißen. Nichts dünkt ihm eckelhafter, als der Umgang mit Juden. Wenn er einmal mit einem ſeiner Glaubensgenoſſen zu thun hat, ſo beſchwert er ſich nachher gegen ſeinen chriſtlichen Freund bitter darüber. Er ißt Schweinefleiſch nach Herzensluſt und ein wohlgeräucherter Schinken geht ihm über Alles. Seine Kinder erhalten lauter chriſtliche Namen, denn Nichts iſt verpönter als der Ruf: Salomon, Abraham, Rebecca, Sarah. Hat aber ein Kind zufällig ſchon einen ſolchen Namen — es muß ihn ablegen und man ruft ihm Marie, oder Chriſtine, oder Theodor, oder Auguſt. Almoſen giebt er ſehr viel, nicht weil er's gern thäte, oder aus Mildthätigkeitsſinn, nein, nur deßwegen, daß man nicht meint, er ſey ſo geizig, wie ein Jude. Am liebſten giebt er an Chriſten Almoſen, und auch hier am liebſten in dem Fall, wenn die Sache öffentlich bekannt wird. Die chriſtliche Jüdin kennt keinen ſehnlichern Wunſch, als die Aufhebung der Scheidewand zwiſchen Juden und Chriſten. Ach! Mein Gott! Wie ſchön wäre es, wenn der ſchöne Cavallerie-Lieutenant, mit dem gewichſten Schnurrbart ihr (ſie) heirathen würde! Die

chriſtliche Jüdin trägt Locken und Hut, liebt buntfarbige Gewänder, geht immer mit den nobelſten Perſonen um und ſpricht rein deutſch, wie eine Frankfurterin. Der chriſtliche Jude reitet viel, lebt cavaliermäßig, trägt einen Schnurrbart und macht ſeinem Vater, dem reichen Banquier mit der großen Geldſeele, viel Sorgen.

Es giebt aufgeklärte Juden. Der aufgeklärte Jude iſt entweder Arzt, oder Juriſt, oder Rabbiner, oder Privatgelehrter, immer aber hat er etwas gelernt, und ſich Kenntniſſe erworben. Der aufgeklärte Jude iſt ein Menſch, wie ein anderer Menſch auch. Er ſchämt ſich nicht, ein Jude zu ſeyn und zu heißen, denn er denkt, das Judenthum iſt auch eine Religion, ſo gut als das Chriſtenthum und der Muhamedanismus. Er ſchämt ſich auch nicht, als Jude zu leben, in die Synagoge zu gehen und den Sabbath zu heiligen; allein er weiß auch, daß verſchiedene Gebräuche und Geſetze für die jetzige Zeit und für das jetzige Heimathland nicht mehr paſſen, er weiß, daß der Stand ſeiner Glaubensgenoſſen einer Cur von Grund aus bedarf, um mit andern Menſchen gleich geſtellt werden zu können; darum iſt er Reformator oder Reformer. Beſonders ſtolz iſt der aufgeklärte Jude auf die Namen Heine und Börne. Sobald er einmal einen Witz gemacht hat oder gegen Jemand recht grob geweſen iſt, meint er ſchon ein kleiner Heine oder Börne zu ſeyn. Der aufgeklärte Jude zählt unter ſeinen Mitgliedern blos Männer, er ſpricht deutſch und franzöſiſch, und kann nur Etwas Jüdiſches nicht ablegen: die Zudringlichkeit.

Es giebt zelotiſche Juden. Der zelotiſche Jude iſt der Gegenſatz vom Reformer. Nichts iſt ihm verhaßter, als die Aufklärung, und nichts widerwärtiger, als die Verbeſſerung. Man ſollte eine Parthie davon nach England

senden, den Tories zur Verstärkung. Das jüdische Gesetz soll gelten, wie's vor 1800 Jahren galt. Hierin sind auch viele „christliche Juden" theilweise seiner Meinung, denn sie machen sich noch immer kein Gewissen daraus, die Christen zu betrügen. Ein talmudisches Gebot muß man halten. Ein zelotischer Jude ist selten ein Mann, aber meistens ein altes Weib. Diesem leztern ist es das Aergste, wenn ein Enkel auf der Universität mit den andern Studenten zusammen ißt und keinen koschern Wein trinkt.

Aber weder der „christliche Jude," noch der „aufgeklärte Jude," noch der „zelotische Jude" ist der eigentliche Jude. Der eigentliche Jude ist der „Handelsjude." Man sollte ihn eigentlich „Schacherjude" heißen; denn sein Handel ist weder en gros-Handel, noch en détail-Handel, sondern blos Schacherhandel. Der Schacherjude ist nie zu Haus und handelt mit Allem. Er trägt gewöhnlich einen alten Frack, den er alt gekauft hatte, kurze Hosen und lange Stiefeln. Die Kappe ist immer von braunem Sammt. Der Rücken ist gekrümmt, denn er trägt stets einen großen Schnappsack. Die Nase ist spiz, wie sein Bart, das Kinn unendlich lang, wie das eines gemeinen Vielfraßes. Der Schacherjude ist unausgesezt thätig. Er glaubt aber, es gebe keine andere That, als Einkauf und Verkauf. Er trifft dich auf der Straße, er spricht dich an: „Nun? haben Sie nichts zu handeln?" Alte Kleider, Pfeifen, Betten, Hemden, Bücher — er nimmt Alles, und weiß an Allem eine Masse auszusezen, wie der württembergische Pietist an den Nichtpietisten, und kauft's um den vierten Theil des Werthes. Brauchst aber du etwas, du kannst's auch haben; eine Uhr vielleicht? Einen Meerschaumkopf? Tuch zu einem Mantel? Einen schönen Ring? Er hat Alles, und hat er's nicht, in einem halben Tage schafft er's herbei, denn er

kennt alle Welt und weiß von Jedem, wo ihn der Schuh drückt. Und er schwazt dir vor ein langes und breites von der Schönheit und Vortrefflichkeit der Waare, die er dir anbietet, und du darfst's ja nicht gleich baar bezahlen, sondern erst nach einem Vierteljährchen und — du kaufst es um das doppelte Geld. Warum man wohl immer mit dem Schacherjuden handelt! Vielleicht aus Anhänglichkeit und Liebe? Oder doch aus Mitleid mit seiner Armuth, die er zur Schau trägt? O nein! Niemand liebt ihn, Niemand achtet ihn, aber Viele haſſen ihn und noch Mehre verachten ihn. Er iſt der Gegenſtand der Verſpottung in der kleinen Hütte, wie im Palaſte, und man hält ihn tiefer, als den geringſten Hund. Und doch kann man ihn nicht entbehren. Giebt es doch Gegenden, wo es unmöglich iſt, etwas zu kaufen oder zu verkaufen, ohne ihn? Oder iſt nicht bei Heilbronn aller Frucht- und Viehhandel in den Händen der Juden? Und iſt Einer nicht doppelt betrogen, wenn er handelt, ohne daß ein „Mauſche" der Unterhändler wäre. Die Juden alle zuſammen haben ein Complott gebildet, vor dem kein Chriſt aufkommen kann. Ihrer ſind wenige, aber ſie ſind einig, und der Chriſt braucht den Juden, um nur nicht doppelt, ſondern blos einfach betrogen zu werden. Schon mancher Jude hat ſich auf dem Heilbronner Viehmarkt ein Schönes verdient blos als Unterhändler, ohne daß er ſelbſt Etwas gekauft oder verkauft hätte. Es geht aber auch nichts über die Aufdringlichkeit dieſer Menſchenrace. Du willſt ein Pferd kaufen, du handelſt mit dem Pferdebeſitzer, — ein Jude miſcht ſich ein; du nimmſt den Pferdebeſitzer bei Seite, — der Jude folgt dir; du machſt dem Juden Grobheiten, — es giebt keinen Menſchen, der Grobheiten beſſer verdaut, als ein Jude; du wirſt den Juden nicht los, du magſt es machen, wie du

willſt. Gewinn geht ihm über Alles. Ehrgefühl iſt eine Sache, für die es kein hebräiſches Wort giebt. Die Liebe zum Geld vertritt bei ihm die Stelle des Herzens. Um Geld thut er Alles, um Geld läßt er ſich ſchimpfen, um Geld läßt er ſich ſchlagen, um Geld ſpricht er den Namen Jeſus aus, um Geld ißt er eine Knackwurſt, und ſogar den Sabbath entheiligt er, wenn's ein Profitchen giebt, und der geſtrenge Rabbiner es nicht erfährt.

Der Schacherjude iſt nothwendig verheirathet. Als Junggeſelle ſtirbt ſelten einer. Die Frau arbeitet gar Nichts. Sie liebt Nichts, als den Schmutz. Kein weibliches Weſen iſt eckelhaft-nachläßiger angezogen, als eine gemeine Judenfrau. Die Hemden werden alle vier Wochen und das Geſicht alle 14 Tage gewaſchen. Nur am Freitag wird das Haus und die Stube geſcheuert. Die lieben Söhnlein ſind eben ſo ſchmutzig. Es giebt welche, auf deren Wangen man Rüben ſäen könnte. Die Töchterlein aber putzen ſich und lieben bunte Schürzen und bunte Bänder und ihre Gewänder ſind wollüſtig-leicht um den üppigen Leib geworfen, und ſie gehen aus, die Chriſtenjünglinge für ſich zu fahen und Liebe mit ihnen zu pflegen: um „noble Präſenter.“

Gegenwärtig hat der Schacherjude eine böſe Zeit. Er muß ſeine Buben in die Schule ſchicken bis in's 14. Jahr, dann muß er ſie ein Handwerk lernen laſſen, oder zum Ackerbau anhalten, und ſie dürfen ihm nicht mehr beiſtehen im Schacherhandel. Ach! wie gut war's doch früher, wo der Bube ſchon im 11. Jahr ſein eigenes Brod verdiente, und im 12. Jahr ſchon ein Profitchen beimbrachte! Ach, die neuerworbenen Rechte, wornach der Jude faſt ſo gut ſteht, als der Proteſtant und Katholik, er gäbe ſie fröhlich hin, wenn nur das Schulgehen und das Handwerkerlernenlaſſen nicht wäre!

Ueber Nichts jedoch hat er einen größern Zorn, als über die Neuerungen im Cultus überhaupt. Nicht daß er arg bigott wäre! obgleich er auch in religiöser Hinsicht unmöglich frei denken kann, da er eigentlich hierüber gar Nichts denkt. Allein die Neuerungen kosten ihm Geld. Und für was hat man eine Religion, wenn man noch Geld dafür bezahlen soll?

Der Handelsjude achtet alle Menschen gleich, wenn sie nicht Juden sind, sie sind alle da, damit er von ihnen lebe. Den Mitjuden liebt er als Bruder, wenigstens behandelt er ihn so. Es giebt keine jüdische Gemeinde, die Eines ihrer Mitglieder zu Grunde gehen ließe. Immer wird ihm wieder aufgeholfen. In dieser Hinsicht dürften sich viele Christengemeinden ein Vorbild nehmen. Daher will auch kein Jude Christ werden. Nur die größten Vortheile können ihn dazu bringen. Aber Niemand wird von den Juden mehr verfolgt und mehr verachtet, als ein Jude, der Christ geworden.

60.

Der Wiesensteiger Gypser.

Wiesensteig ist eine kleine Stadt von 1200 Einwohnern und liegt auf der schwäbischen Alp. Alle männlichen Einwohner sind Maurer oder Gypser.

Das Städtchen sieht etwas armselig aus, und die Insassen sind zwar nicht selig, aber doch sehr arm. Die Gegend umher ist rauh. Es giebt viele Steine, schöne grüne Wiesen, mächtige Berge und ziemliche Waldungen. Frucht wächst blutwenig. Von dem Ertrag aller Aecker, die zum

Städtchen gehören, könnten ſich keine 10 Familien nähren. Vieh hat man, aber es iſt ſehr mager; denn ſeine einzige Nahrung iſt das bischen Wieswachs in den Thälern. Von den groſen wilden Ochſen, die dem Städtchen den Namen gaben, findet man keine Spur mehr *). Wenn der Wieſenſteiger nicht verhungern will, ſo muß er hinaus.

Der Wieſenſteiger wird als Gypſer und Maurer geboren. Sein Vater war ein Maurer, ſein Groſvater war ein Maurer, ſein Urgroſvater war ein Maurer, er wird doch nichts anderes werden wollen? Der Wieſenſteiger lernt das Maurerhandwerk gleichſam ſpielend, wie Kinder das Sprechen. Er hat die Kunſt zu Gypſen mit der Muttermilch eingeſogen, wie manche Leute ſchlimme Gewohnheiten. Vom 14ten Jahre an geht er als Junge mit dem Vater, und vom 18ten an als Geſelle. Den ganzen Sommer über iſt er nie zu Hauſe. So lange die Sonne warm ſcheint, ſo lange iſt er bei der Maurerarbeit. Er iſt ſehr geſucht und ſehr beliebt, denn er arbeitet ſchnell und arbeitet lang und arbeitet gern. Ein gewöhnlicher Maurer in Schwaben iſt ein geborner Bruder Langſam und Bruder Faullenzer. Fünf Minuten braucht er, bis er ſich beſinnt, ob er dieſen Stein nehmen will, oder jenen, vier Minuten bis er weiß, wo er ihn anfaſſen ſoll, ſieben Minuten, bis er ihn aufhebt, und eilf bis er ihn lange genug beſehen hat, ob er auch recht ſizt. Dazwiſchen hinein wird die Pfeife wieder friſch geſtopft, mit einem Vorübergehenden geſprochen und die Zeit verſäumt. Davon weiß der Wieſenſteiger Maurer nichts. Darum ſuchen ihn nicht blos die Meiſter in Württemberg, im Oberland ſo gut wie im

*) Wieſenſteig hieß urſprünglich Wiſuntesteiga, d. h. Bergpfad des Wiſents oder wilden Waldochſen. D. Verf.

Unterland, ſondern auch in Baden und Baiern iſt er gleich ſehr beliebt. Eine Stube, die kein Wieſenſteiger Gypſer geweißt hat, kann unmöglich ganz weiß und überall gleich weiß ſeyn. Sie wird Striche haben, da wird der Kalk zu dick und dort zu dünn aufgetragen ſeyn. Der Wieſenſteiger Gypſer allein macht's recht. Man hat einmal den Glauben an ihn, und der Glaube iſt bekanntlich eine Sache, die derzeit in Württemberg etwas gilt, abſonderlich der Kornthaler Glaube.

Der Wieſenſteiger kommt Winters nach Haus. Denn im Winter giebt's nichts zu mauern und nichts zu gypſen. Die andern Maurer liegen im Winter auf die faule Haut. Sie wollen von ihren Strapatzen ausruhen. Warum nicht? Es giebt ja Leute, die das ganze Jahr hindurch ausruhen und doch keine Ruhe haben. Der Wieſenſteiger kann das nicht. Woher ſollte er ſich ernähren, ſich und ſeine Familie? Er ſezt ſich hin und wird Drechsler. Freilich kein Drechsler, wie's in Paris Drechsler giebt, auch nicht wie in Stuttgart, aber ein Drechsler, wie die Geißlinger Drechsler. Er drechſelt Spindeln und Würtel. Dieß verſteht er aus dem Fundamente. Hat er nun eine Portion zuſammengedrechſelt, ſo kauft er ſich noch eine Parthie Peitſchenſtecken, die in Ganslofen zu Hauſe ſind, und nun geht's fort auf die Wanderung. Er zieht durch Baden, durch Württemberg, durch Baiern. Ueberall ertönt auf den Straßen ſein Ruf: Kaufet auch Spindeln, Würtel! Und man kauft ihm gerne ab, denn er iſt wohlfeiler, als ein Anderer im Orte.

Der Wieſenſteiger Gypſer iſt leicht zu erkennen, denn er ſieht ſehr mager und im Winter ſehr erfroren aus. Er trägt nie andere Kleider, als Hoſen und Wamms von weißem Zwilch. Die Reinigung beſorgt er meiſt ſelbſt.

Er lebt ſo einfach, als möglich. Ein gewöhnlicher Menſch würde in einem Tage verzehren, wovon er eine ganze Woche lebt. Daß man nothwendig alle Tage warm eſſen müſſe, um geſund zu bleiben, iſt ihm eine neue Regel. Brod und Waſſer ſind ſeine Lieblingsſpeiſen, wenn er nichts anderes hat, und ſelten hat er was anderes, wenn's die Leute ihm nicht ſchenken. Der Gewinn aus den Holzwaaren beträgt oft täglich keine 12 Kreuzer.

Der Wieſenſteiger Gypſer iſt weit in der Welt herum gekommen und hat daher freie Anſichten. Die Frauen zu Haus aber ſind ſehr bigott. Noch im Jahr 1583 wurden 25 Hexen in Wieſenſteig verbrannt.

Skizzenbuch

von

Carl Theodor Griesinger.

Stuttgart.
Verlag der Griesinger'schen Verlags- u. Antiquariatshandlung
1844.

Carl Theodor Griesinger's

sämmtliche

belletristische Schriften.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag der Griesinger'schen Verlags- u. Antiquariatshandlung.

1844.

Meines Vetters Abenteuer in Baden-Baden.

Mein Vetter war ein ſehr reſoluter Kamerad. Er war groß und ſchlank gewachſen, hatte ſchwarze Haare und brennende Augen; auf der Oberlippe trug er einen rechſchwarzen Schnurrbart; die Wangen waren etwas blaß, was ihn aber nur noch anziehender machte; denn dieß gab ihm einen Anſtrich von intereſſanter Liederlichkeit, was bei manchen Damen gar keine unempfehlenswerthe Seite iſt. Er ſelbſt behauptete, ſeine Bläſſe rühre von einem Schrecken her, den er in ſeinem ſechsten Jahre gehabt habe, und der ſo heftig geweſen ſey, daß ihm bis jetzt das Blut nicht mehr vom Herzen zum Kopf zurückkehrte. Uebrigens hatte er das Herz auf dem rechten Fleck, und nicht minder den Kopf. Das macht, er hatte ſieben volle Jahre lang ſtudirt oder vielmehr auf Univerſitäten ſich herumgetrieben, aber auſſer dem Trinken gar wenige Beweiſe ſeiner Fortſchritte in den Wiſſenſchaften gegeben. Zudem lag ihm nicht viel an einer Anſtellung, da er von ſeinen Eltern her ein ziemliches Vermögen beſaß und noch Hoffnung hatte, eine alte Baſe, die er nur ſeine ſchwarze Baſe zu nennen pflegte, mit der Zeit zu beerben. Dieſe ſchwarze Baſe ſchien ihn auch nicht gar lange mehr warten laſſen zu wollen, da er es darauf an-

legte, ſie, wo es gieng, zu ärgern, während ſie ohnedieß an Galle keinen Mangel litt. Dagegen konnte mein Vetter reiten und tanzen und ſchießen und fechten, trotz Einem. Beſonders in lezteren zwei Beziehungen war er ſehr renommirt, und es war Keiner, der ihn nicht gefürchtet hätte. Doch kam er einigemale ein bischen ſchlimm weg, einmal als er ſich auf Säbel duellirte, wo der Andere, ihm an Kunſtfertigkeit weit nachſtehend, aber in blinder Wuth um ſich hauend, ihm beinahe das rechte Ohr abgehauen hätte, wie Petrus dem Malchus, und ein andermal bei einem Piſtolenduell, wo ihm die Kugel einen Theil der obern Hirnhaut mitnahm. Ein Haar tiefer, und er wäre mausetodt geweſen. Beide Wunden ließen kleine Schrammen zurück, die aber ſo ſchön geheilt waren, daß er ſich ordentlich etwas darauf zu gut that und auch bei zartfühlenden Damen deßwegen nicht wenig in Anſehen ſtand. Kurz mein Vetter war ein ganzer Mann und überall gern geſehen; denn mit jungen Mädchen ſcherzte und tanzte er, mit alten Jungfern patſchte und räſonnirte er, mit jungen Männern renommirte und futtiſirte er, und mit den alten politiſirte und trank er.

Nun dieſem meinem Vetter fiel es einmal ein, nach Baden-Baden zu gehen, und dort die Bank zu ſprengen. Warum ſollte er auch nicht? Er hatte ſonſt nichts Beſſeres zu thun, und um eine geſprengte Bank iſt es eine ſehr ſchöne Sache. Wenn mein Vetter einmal Etwas vorhatte, ſo mußte es auch ſogleich ausgeführt ſeyn. Er verhandelte alſo einen Capitalbrief von etlichen tauſend Gulden in baar Geld, kaufte ſich eine leichte Droſchke und ein Paar muthige Rappen, dingte einen Kutſcher, einen ſamöſen Kerl, und fort giengs geradewegs nach Baden.

Es war in der Mitte Juni, als mein Vetter in Baden

ankam. Er fuhr vor dem erſten Gaſthofe vor, nahm zwei der ſchönſten Zimmer in Beſchlag und ſpielte den reichen Cavalier. Die Kellner merkten auch gleich, daß etwas Vornehmes hinter ihm ſtecken müſſe, da er mit eignen Pferden reiste, und ſie titulirten ihn daher nicht anders, als „gnädiger Herr.“ Bei guten Trinkgeldern konnte er es ſogar leicht bis zur Excellenz bringen. Kaum war mein Vetter angekommen, ſo beſchloß er, in den Kurſaal zu gehen, oder vielmehr in den Spielſaal. Er kleidete ſich alſo um, ließ ſich vorher Eſſen und Trinken ſchmecken und gieng den Graben hinab, der aber eigentlich kein Graben iſt, ſondern eine ſchöne breite Straße mit zukünftigen Alleen, wenn die Bäume größer geworden ſind, und ſchönen Häuſern auf beiden Seiten. Mein Vetter hatte ſich vorgenommen, zu ſpielen, und deßwegen all' ſeine Baarſchaft in Gold mitgenommen. Er trat in den Kurſaal, den ſchönſten, den er und ich, und wahrſcheinlich auſſer uns noch verſchiedene Leute, je geſehen haben. Ich habe jedoch durchaus nicht im Sinn, denſelben zu beſchreiben; denn wer ihn noch nicht geſehen hat, der thut am beſten daran, wenn er ſelbſt hingeht. Mein Vetter trat alſo in den Kurſaal und auch ſogleich an den Spieltiſch, nämlich an's Roulet.

Man darf übrigens nicht glauben, daß mein Vetter nur ſo auf's Gerathewohl ſein Geld werde geſetzt haben. Im Gegentheil, er verlegte ſich vor der Hand nur auf's Beobachten und dieſes Beobachten machte ihm viel Spaß, mehr wenigſtens, als wenn er ſein Geld verloren hätte. Es waren gar verſchiedene Spieler, junge und alte, friſche und abgelebte, vornehme Herren mit Kreuzlein und Bändern und ſchlichte Schwarzwälder Bauern mit ihrem Dreiſpitz in der Rechten. Am meiſten ergötzten ihn die alten Damen mit Brillen auf den Naſen, welch' letztere bei jeder

verlornen Krone immer ſpitzer und ſpitzer wurden, bis man ſie faſt als Nähnadeln hätte brauchen können. Endlich aber wurde ihm die Zeit zu lange und er fieng ſelbſt an zu ſpielen. Er gewann viermal hinter einander, und war eben im Begriff, das fünfte Mal zu gewinnen, als ihn Jemand ſanft auf die Achſel klopfte. Wer war's? Eine wunderſchöne unbekannte Dame.

Was glauben Sie nun wohl, daß mein Vetter für ein Geſicht gemacht habe? Das kann ich Sie verſichern, in keinem Fall ein verlegenes, denn mein Vetter kam nie in Verlegenheit. Die Dame aber ſchien ſich in etwelcher zu befinden, da ſie in ein unbekanntes Geſicht ſah. Sie wurde daher pflichtſchuldigermaßen roth, ſtammelte ein paar Worte und fort war ſie. Dafür aber war ein Anderer da, nämlich ein Herr, der wie aus den Wolken fiel, als er meines Vetters anſichtig wurde.

„Du hier?“ ſagte der Andere.

„Du hier?“ ſagte mein Vetter.

Damit war die alte Bekanntſchaft wieder hergeſtellt und beide verließen Arm in Arm den Saal. Der Andere war nämlich ein längſt bewährter Univerſitätsfreund, der mit meinem Vetter gar viele Stürme auf der Bahn des Studiums, hauptſächlich in Wirthshäuſern ausgehalten hatte und obgleich ein Graf, ſogar den Beſitzthümern nach, dennoch mit meinem Vetter ſehr vertraut ſtand. Die gegenſeitige Hauptanziehungskraft wurde durch Hunde, Mädchen und Pferde bewirkt, von welchen beide gleich große Freunde waren, und ſie liebten ſich daher auſſerordentlich, abſonderlich ſeit mein Vetter dem Grafen einmal ein Mädchen abſpenſtig gemacht hatte, worauf oben erwähntes Piſtolenduell erfolgt war.

Die Beiden hatten einander auſſerordentlich viel zu

erzählen und da ſich dieß bei Champagner am leichteſten thun läßt, ſo tranken ſie ſo unmäßig viel davon, daß mein Vetter wenigſtens nicht mehr recht wußte, wie er in's Bett gekommen war. Nur das blieb ihm erinnerlich, daß der Graf auf ſeine Nachfrage nach der ſchönen Unbekannten meinte, ſie ſey auch ihm unbekannt.

Als mein Vetter den andern Morgen durch ſeinen Bedienten geweckt wurde, ſtand die Sonne ſchon ziemlich hoch. Voll Freude überzählte er das gewonnene Geld, und vergaß faſt darüber, daß ihm der Kopf ein bischen weh that. Die brennenden Wangen aber erinnerten ihn daran. Sein neugefundener Freund, der Graf, war ſchon ausgegangen; alſo machte er allein einen Spaziergang. Bei ſolcher Bewandtniß des Kopfes, wo das Blut etwas in Wallung gekommen iſt, denkt man an nichts lieber, als an die Liebe. Mein Vetter war ſchon zu mehreren Malen verliebt geweſen; alſo war ihm die Sache nichts Neues. So ohne Unterhaltung mit Frauenzimmern, ohne ein zärtliches Freundſchafts-Verhältniß zu leben, war ihm nicht wohl möglich. Sein Herz war derzeit frei; alſo beſchloß er, ſich zu verlieben. Während er ſo dachte, gieng er immer weiter den Berg hinauf, dem alten Schloſſe zu, einem der beſuchteſten Luſtpunkte in Baden. Es waren ihm ſchon verſchiedene Geſtalten, allein und in Geſellſchaft, begegnet; allein keine hatte ihm recht zuſagen wollen; denn mein Vetter hatte darin einen eigenen Geſchmack. Entweder recht groß oder recht klein, entweder eine üppige Roſe oder ein niedliches Veilchen. Eins liebte er ſo ſehr, als das Andere; aber die mittleren Perſonen konnte er nicht recht leiden; denn er pflegte zu ſagen: „bei ſchönem Wetter kann Jedermann ſpazieren gehen und ein gewöhnliches Format iſt kein ungewöhnliches.“ Er gieng alſo an allen ganz gleichgültig

vorüber; auf einmal aber ſah er etwas Rothes gegen ſich kommen. Es war ein rother Shwal am Nacken einer Dame. Rothe Shwäle gefielen ihm immer ſehr gut, die Dame ſelbſt aber gefiel ihm noch beſſer. Denn wer war's? Die ſchöne Unbekannte von Geſtern. Ich muß ſie nun ſchon beſchreiben. Sie war kaum einen halben Kopf kleiner als er, eine hohe majeſtätiſche Geſtalt, mit einem zarten leichten Fuße und einer üppigen ſchlanken Taille. Das Geſicht war äußerſt ſanft anzuſchauen, die Züge edel und fein gezeichnet, das blaue Auge ſchwärmeriſch-ſchwimmend und die Schläfe von einer Menge zarter blonder Locken umringelt. Ein leichtes Hütchen nur deckte ihren Scheitel. Das Einzige, was an ihr auszuſetzen ſeyn mochte, war ein Zug um den Mund, den man auf verſchiedene Art deuten konnte. Auch war ſie augenſcheinlich ſchon über die zwei erſten Jahre der Zwanzige hinaus. Doch das war es eben, was meinen Vetter anzog. Kleine Mädchen ſah er gerne ganz jung und ganz ſchlank, große aber kamen ihm wie Hopfenſtangen vor, wenn ſie nicht durch die Jahre ein bischen Fülle gewonnen hatten.

Sie glauben nun wohl, mein Vetter ſey vor Verwunderung geradezu ſtehen geblieben und habe die ſchöne Erſcheinung angeſchaut! Allein weit gefehlt; mein Vetter war nicht der Mann, der ſich ſo leicht durch Etwas, am wenigſten durch ein Frauenzimmer, aus der Faſſung bringen ließ. So ſehr er auch durch dieſe Schönheit überraſcht war, ſo that er doch, als bemerkte er gar Nichts; zwar ſah er ihr unverſchämt genug in's Geſicht, es fiel ihm aber nicht ein, ihr ſein Compliment zu machen, oder, um mich deutſch auszudrücken, ſie zu grüßen. Allein ſprechen mußte er mit ihr, das war ausgemacht, wiſſen mußte er, wer ſie ſey. Zufällig hatte er eine kleine Hand, eine

Hand, an der ſich kein Frauenzimmer hätte ſchämen dürfen. Kaum war er daher ein paar Schritte von der Dame entfernt, ſo zog er einen Handſchuh ab, eilte ihr nach, und redete ſie ohne weiteres mit der Frage an, ob ſie nicht einen Handſchuh verloren habe. Die Antwort war natürlich verneinend, aber von einem ſolch' lächelnden Blick begleitet, daß mein guter Vetter guten Muthes ſeyn konnte.

Das war er auch, beſonders da die Mittageſſenszeit herannahte und er ſich erinnerte, daß er ſeinen Freund, den Grafen, zum Eſſen geladen habe. Der Graf war bei ſeiner Rückkehr ſchon gegenwärtig.

Mein Vetter war nicht der Mann, der ſich durch eines Mädchens Blick den Appetit verderben ließ. Er aß und trank alſo tüchtig darauf los und that ſogar, als bemerkte er nichts, als ſeine unbekannte Schöne von heute Morgen etwas ſpät ebenfalls hereintrat und ſich an den ihr gehörigen Platz obenan ſetzte. Doch konnte er es nicht unterdrücken, leiſe zu ſich ſelbſt zu ſagen: „bon!“ Es freute ihn nämlich, daß er nun nicht lange laufen mußte, um zu erfahren, wo ſeine Schöne logire. Uebrigens ſaß er zu weit von ihr weg, um mit ihr ſprechen zu können; vom Anſehen aber, behauptete er, habe er nichts; alſo ſah er lieber gar nicht hinauf, oder höchſtens ſo viel, um zu bemerken, daß ſie oft herunter ſah, nämlich nach ihm. Das war ihm ein gutes Zeichen und er nahm ſich vor, alsbald mit ihr in Verbindung zu treten.

Geſagt, gethan.

Als daher der Kellner ihm das nächſte Mal präſentirte, flüſterte er ihm zu, er bekomme einen Ducaten, wenn er ihm morgen ſeinen Platz neben der Dame oben anweiſe; und ebenſo leiſe erwiederte ihm dieſer: übermorgen ſolle es

geſchehen, denn morgen fahre die Dame über Mittag nach Gernsbach.

Das Eſſen war vorbei; aber mein Vetter hatte die Eigenheit, gern ein Bischen zu tiſcheln, wie er es nannte. Es fanden ſich zu ihm und ſeinem Freund, dem Grafen, bald noch andere junge Männer; es wurde viel Rheinwein getrunken und viel geſprochen. Bald kam man auch auf die Unbekannte. Niemand wußte eigentlich, wer ſie ſey; da war ſie ſchon ein Paar Wochen, ohne eine andere Begleitung, als ein ältliches Frauenzimmer, immer äußerſt elegant gekleidet, viel Schmuck tragend, viel Geld ausgebend und ſich etwas auffallend gerirend. Aber Niemand konnte ihr etwas Schlimmes nachſagen, wenigſtens die Herren nicht. Die Frauen freilich nahmen's nicht ſo genau. Man nannte ſie nur die ſchöne Blondine, oder „die mit den langen Schmachtle...n," weil ſie ihr Haar immer in ſolchen Locken trug.

„Gefallſüchtig iſt ſie," rief ein junger Offizier, „aber es iſt nichts da zu machen."

„Nein," erwiederte ein Anderer, „das iſt nur angenommenes Weſen, ſie iſt durchaus ſolid."

— „Wenigſtens thut ſie ſo ſpröde," warf ein Dritter ein, „daß ſie es nicht einmal erlaubt, ſie vom Theater bis in ihre Wohnung zu begleiten, was doch Niemanden auffallen könnte."

— „Und Beſuche nimmt ſie ohnedieß keine an," ſagte ein Vierter.

„Nun, meine Herren," ſagte mein Vetter, den der Wein etwas warm gemacht hatte, „Sie ſprechen da von dieſer Dame, als von einer Feſtung, die nicht zu erobern wäre. Da erlauben Sie mir doch anderer Meinung zu ſeyn. Bei uns zu Lande kennt man die Weiber auch."

„Verſuchen Sie einmal Ihr Glück," rief der Offizier, „aber ich wette, was Sie wollen, Sie werden ſchnöd zurückgewieſen, wenn Sie ſich ihr zu nähern verſuchen."

„Was! Ich ſchnöd zurückgewieſen!" ſchrie mein Vetter, den der Wein immer bitziger machte, „ich bin noch nie zurückgewieſen worden. Ich gehe ſogar jede Wette ein, ich fahre ſchon morgen Mittag mit ihr durch die Straßen."

„Es gilt zwölf Flaſchen Champagner, ſie fährt nicht mit Ihnen," ſchrie der junge Offizier.

„Mir auch," ſchrie ein Zweiter; „mir auch," ein Dritter. Ein jeder wollte wetten.

„Gut, meine Herren," ſagte mein Vetter, „wir ſind hier unſerer ſieben, ich wette alſo ſechs Dutzend Flaſchen Champagner gegen ſechs Dutzend Flaſchen von Ihnen, und wenn ich bis morgen Abend nicht mit ihr durch Baden gefahren bin, ſo habe ich verloren, nur mache ich die Bedingung, daß keiner etwas von dieſem Geſpräche ihr mittheilen darf."

Alle verſprachen's. Das Geſpräch wandte ſich nun auf andere Gegenſtände, und man gieng bald auseinander. Als mein Vetter und ſein Freund ſich trennten, ſagte dieſer mit ſeinem gewöhnlichen ſardoniſchen Lächeln: „Da haſt du auch einmal wieder ſechs Dutzend Flaſchen Champagner verloren." „„Wir wollen ſehen,"" erwiederte mein Vetter.

Als mein Vetter den andern Morgen aufwachte, war es ſein erſtes, daß er ſeinem Johann rief. Johann erſchien alsbald, bereits im Sonntagskleide geputzt, denn in Baden iſt's alle Tage Sonntag. Es war, wie ſchon geſagt, ein durchtriebener Burſche.

‚Haſt du den Kutſcher erfahren?" war meines Vetters kurze Frage.

‚Ich kenne ihn und habe Alles mit ihm abgemacht.

Sie müssen ihm den Wagen repariren lassen, und dann ein gutes Trinkgeld . . ."

„Gut, er soll es haben, und du sollst doppelt so viel haben, wenn alles glücklich abgeht. Wann kehren sie zurück?"

„Um 4 Uhr sollen sie wieder hier seyn, hat mir der Kutscher gesagt. Es fahren noch zwei Frauenzimmer mit ihr."

„Bon, präcis 2 Uhr fahren wir fort."

Mein Vetter kleidete sich nun an, gieng spazieren, spielte, kurz er verbrachte den Vormittag, wie gewöhnlich. Am Mittagessen war er ganz aufgeräumt, und scherzte und lachte, als ob er nichts vorhätte. Man fieng schon an, ihn wegen der wahrscheinlich verlornen Wette aufzuziehen, besonders als die schöne Blondine gar nicht zum Mittagessen kam, und also alle Hoffnung, sie zu einer Spazierfahrt zu bewegen, vereitelt schien. Mein Vetter aber meinte, man solle den Tag nicht vor dem Abend loben. Der Graf allein machte ein kurioses Gesicht, während alle Andere der gewonnenen Wette sich schon versichert hielten; denn er kannte meinen Vetter. Präcis 2 Uhr meldete Johann, es sey eingespannt; mein Vetter stand von der Tafel auf, und entfernte sich lächelnd mit den Worten: „„um 4 Uhr fahre ich durch die Allee an der Promenade."" Wie im Sturme flogen die Pferde mit ihm davon.

Die jungen Herren, welche gegen ihn die Wette eingegangen hatten, wußten nichts Besseres zu thun, als herum zu schlendern, bis er zurückkehre. Es waren ja nur zwei Stunden, und die waren bald vorbei. Am auffallendsten gerirte sich dabei der junge Offizier, ein Preuß, der so schnell sprach, wenn er in die Hitze kam, daß ihn kein ehrlicher Mensch verstand. Bald erklärte er laut das Mädchen könne unmöglich mit meinem Vetter angefahren

kommen, bald hielt er die Sache wieder für gar nicht unmöglich, und zweifelte in diesem Fall an ihrem guten Renommé, bald murmelte er wieder Etwas vor sich hin, das man nicht verstehen konnte, das aber fast wie ein Fluch klang. Kurz es war augenscheinlich, daß der junge Mann sehr großen Antheil an der Geschichte nahm, größern, als sich von einer Champagnerwette erwarten ließ. Am gleichgültigsten zeigte sich der Graf. Auf dem Gesichte zuckte nur manchmal ein malitiöser Zug auf, wenn er den Preußen ansah; denn der Graf war ein Mann von Erfahrung, der in seinem Leben schon viel betrogen worden war, aber noch viel öfter betrogen hatte. Ich wünschte, mein Vetter hätte ihn diese Zeit über beobachtet, er würde sogleich gemerkt haben, der Graf müsse mit dem Terrain, auf dem mein Vetter sich in diesem Augenblick bewegte, besser erfahren seyn, als der Graf sich gegen ihn merken ließ.

Noch waren keine zwei Stunden verflossen, — die jungen Herren giengen längst in der Allee spazieren — da hörte man plötzlich einen Wagen rasseln. Es war mein Vetter in Gesellschaft der schönen Blondine mit den zwei andern Damen, die mit ihr gefahren waren. Mein Vetter grüßte nach seiner Art, wenn er einen Streich gut ausgeführt hatte, ganz kalt, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Die jungen Herren aber sahen einander an und lachten. Nur der Preuße ward roth und unterdrückte einen Fluch. „Allons! in den Salmen!“

Mein Vetter hatte unterdessen die schöne Blondine an ihrem Logis abgeladen, und war bereits im Wirthshaus angelangt. Er bezeugte den Herren sein Beileid, daß sie ihre Wette verloren hätten, versicherte sie aber, daß es ihm angenehmer sey, als wenn er verloren hätte. Es gab viel zu lachen und zu scherzen, und der sprudelnde Wein, dem

alsbald in reichlichem Maße zugesezt wurde, machte Alles heiter und gesprächsam. Wer nur irgend mit Einem oder dem Andern der Gesellschaft bekannt war, wurde eingeladen, und der ehrliche Salmenwirth weiß noch von der großen Sauferei zu erzählen, die allda am 17. Juni von Mittags 4 Uhr bis Morgens um 2 Uhr Statt gefunden hat. Bei der dritten oder vierten Flasche aber, die mein Vetter leerte, nahm ihn der Graf bei Seite und er mußte beichten. „Je nun," sagte er, „die Sache gieng ganz natürlich zu. Du weißt, ich habe einen Burschen, der nicht mit Gold aufzuwägen ist. Nun, dem sagte ich, „Johann, morgen fährt das Fräulein so und so nach Gernsbach; erfrage den Kutscher, der sie fährt; erfrage die Zeit, wenn sie zurückkehrt; erfrage, was man ihm geben muß, wenn er sich eine Achse an seiner Chaise abfahren läßt." Johann wußte innerhalb einer Stunde Alles. Ich fahre also um 2 Uhr hier fort, um 3 Uhr jage ich die Steige hinunter nach Gernsbach, und der Wagen der schönen Blondine mir entgegen die Steige herauf; Johann fährt wie ein Unsinniger; der andere Wagen weicht nicht gehörig aus; meine Droschke streift sein Rad; er hat hölzerne Achsen, ich eiserne, und den Vortheil des Anpralls; seine Achse ist ab, und der Wagen neigt sich auf die Seite, ohne jedoch gänzlich umzufallen; ich aus der Droschke heraus, springe den Damen zu Hülfe, bin außer mir vor Leid, daß mein Johann so ungeschickt war, gebe dem Kerl im Zorn ein Paar Ohrfeigen, bitte die Damen, in meine Droschke zu steigen, denn den verbrochenen Wagen abzuwarten, würde viele Stunden Zeit kosten, und so fuhr ich mit ihnen hierher; das ist die ganze Geschichte."

Mein Vetter hatte nun, was er längst gesucht hatte. Er hatte eine Liebschaft. Denn das kann man sich doch

denken, daß er die Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen ließ. Hatte er einmal Jemanden kennen gelernt, so mußte er ihn auch näher kennen lernen, absonderlich, wenn dieser Jemand ihm gefiel. Und der jetzige Jemand, die schöne Blontine, gefiel ihm ausnehmend. Nicht blos ihr Aeußeres war es, was ihn anzog, sondern auch und hauptsächlich ihre Gabe, zu unterhalten. Er hatte sich natürlich den andern Tag nach dem Schmause bei ihr eingestellt, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und die Erlaubniß erhalten, sie manchmal besuchen zu dürfen, jedoch nur gegen das Versprechen, Niemanden ein Wort davon zu sagen, auch seinem besten Freunde nicht. Das hatte er aber ohnehin nicht gethan; denn in solchen Dingen wußte er immer zu schweigen, schon seines Vortheils halber. So lebte er denn einige Tage recht vergnügt, er hatte Glück im Spiele, Glück in der Liebe, gute Gesellschaft, d. h. lustige und unterhaltende, zwei Pferde und — was wollte er weiter. Er theilte auch fast seine ganze Zeit zwischen Trinken, Spielen und Lieben. Denn spazieren gehen und die Natur bewundern, war nie seine Passion gewesen. Die Natur, philosophirte er, ist im Allgemeinen recht schön, im Einzelnen aber ist nichts an ihr. Nicht minder kalt dachte er von einer schönen Aussicht. Eine Einsicht in der Nähe war ihm viel lieber, als die herrlichste Aussicht, und er war immer der Ansicht jenes Reisenden, der, als er einmal den Stephansthurm in Wien mit vieler Anstrengung erstiegen hatte, meinte, es wäre doch noch besser, wenn man das Fenster des Thurmes, durch welches man Wien und seine Umgebung überschauen konnte, unten am Thurme angebracht hätte; denn dann wäre man der Mühe des Steigens überhoben gewesen.

Mein Vetter war also, wie gesagt, sehr glücklich. Doch

gab es auch wieder Dinge, die ihn sehr übellaunisch hätten machen können, wenn er nicht gewußt hätte, daß diese Welt viel zu geringfügig ist, um sich über sie zu ärgern. Es kam ihm nämlich manchmal so vor, als ob seine Geliebte blos seine Geliebte, er aber nicht auch ihr Geliebter wäre, ein Umstand, der sehr unangenehm ist. Manchmal aber, und noch öfter hatte er auch Ursache, zu glauben, daß er, wie man zu sagen pflegt, der Pahn im Korbe sey. Bereits hatte er es so weit gebracht, daß sie ihm gestand, sie sey ihm herzlich gut, und es würde vielleicht bald eine Zeit kommen, wo sie ihn sogar lieben, von ganzer Seele lieben könne, gegenwärtig aber dürfe sie noch nicht. Den Grund: warum? konnte er nie erfahren; denn die Gründe, die sie ihm nannte, waren zu wenig gewichtig, als daß er sie für wahr genommen hätte. Manchmal war sie so voll Hingebung und Liebe, daß er sie in seine Arme schließen und seinen Mund auf den ihrigen drücken durfte; ein anderes Mal aber war sie so spröde, daß sie ihm kaum erlaubte, sich zu ihr auf das Sopha zu setzen. Mein Vetter wurde dadurch immer mehr gereizt, aber auch immer mehr von ihr eingenommen, so daß sogar manchmal der Kopf mit dem Herzen davonlief, was ihm sonst noch nie passirt war. Wurde er ja doch eifersüchtig! Eifersüchtig — und er selbst hatte oft und viel mit großem Scharfsinn auseinander gesetzt, wie Eifersucht das Dümmste sey, was einem gesunden Menschen mit gesundem Verstand passiren könne. Denn es giebt nur einen Wechselschluß: entweder ist die Person, mit der du eifersi, treulos, oder sie ist es nicht. Ist sie es, so kannst du dich mit kaltem Blut am besten davon überzeugen, und dann heißt's: „Laß fahren dahin, laß fahren dahin, sie haben's keinen Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben," zu deutsch: „Madame oder Made-

moiselle, ich habe die Ehre, mich Ihnen für toujours zu empfehlen; leben Sie, mit wem Sie wollen, ich schere mich den Teufel darum; denn ich bin ein Mann." — Ist sie aber schuldlos, warum hat man sich dann gegramt und erzürnt und seiner Gesundheit geschadet und ihr wehe gethan?

Dennoch aber war mein Vetter eifersüchtig, und auf wen? Zu allererst auf den preußischen Offizier; denn der sezte sich zu der schönen Blondine, so wie er Gelegenheit dazu fand, und sie sah ihn mit ihren in blauem Wasser schwimmenden Augen so schmachtend an, daß meinem Vetter die Galle überzulaufen drohte; und dann auf seinen Freund, den Grafen. Der machte zwar öffentlich Nichts mit ihr, that auch im Gespräch, wie wenn er sie nicht kennen, ja sogar etwas geringschätzen würde; allein meinem Vetter schien es doch, als ob sie Beide hie und da, wenn sie sich unbemerkt glaubten, Blicke wechselten, die keine Geringschätzung bewiesen. Man sieht, daß mein Vetter mit dem Auge eines Eifersüchtigen beobachtete, als welche Leute oft da etwas sehen, wo Andere nichts sehen. Ueberhaupt war eine große Veränderung mit meinem Vetter vorgegangen; denn es gab Augenblicke, wo er sogar an's Heirathen dachte. Gesagt hatte er zwar hievon noch nichts, zu Niemand, nicht einmal zu der Blondine; denn er hatte den festen Grundsatz, nur Liebe zu verlangen, wo er eine Bekanntschaft anfieng; zum Hochzeitmachen war dann immer noch Zeit. Aber mein Vetter war nicht dazu bestimmt, ein Narr zu bleiben. Die Sklaverei, in der sein Geist schmachtete, sollte bald ein Ende nehmen. Eines Nachmittags sah mein Vetter seine Geliebte von einem Spaziergang nach Hause kehren. Er gieng ihr von weitem nach. „Sonderbar!" sagte er zu sich selbst, als er an ihrer Wohnung ankam. Die Vorhänge an ihrem Fenster waren näm-

lich herabgelaſſen, gerade wie es war, wenn er bei ihr war. „Sonderbar!“ ſagte er noch einmal, gieng in's Haus und klopfte an der Stubenthüre — keine Antwort. „Sie hat mich nicht gehört,“ dachte er, weil ſie gewöhnlich im Nebenzimmer ſich aufhielt. Er ergreift alſo die Thürſchnalle; aber es iſt zugeſchloſſen. „Teufel,“ ſagte mein Vetter, „ſie iſt doch nach Hauſe gegangen. Iſt ſie ſchon wieder fort?“ Zufällig fiel ihm da ſein Stock aus der Hand, und indem er ſich bückt, denſelben wieder aufzuheben, fällt's ihm ein, durch das Schlüſſelloch zu ſehen. Aber es iſt unmöglich, denn der Schlüſſel ſteckt von innen. Nun hatte mein Vetter genug; er wußte nun, daß ſie zu Hauſe und Jemand anders bei ihr war. Ein Anderer wäre jetzt vielleicht in Wuth ausgebrochen, hätte an die Thüre gepoltert und das ganze Haus in Aufruhr gebracht, oder wäre auch ganz ſtill fortgeſchlichen und hätte ſich verſteckt und gewaßt, wer etwa aus dem Zimmer herauskomme. Mein Vetter aber that keines von beiden. Was ſollte er auch auf einen Mann warten, der höchſt wahrſcheinlich glücklicher war, als er? Lärmen anfangen mochte er eben ſo wenig. Alſo was that er? Er gieng ganz ruhig ſeiner Wege.

In ihm aber war's nicht ruhig. Im Gegentheile kochte es ein Bischen in ſeinem Gemüthe, und ſeine Augen funkelten noch einmal ſo ſtark, als gewöhnlich.

Um ſeine Wuth auszulaſſen, gieng er in den Spielſaal; denn um ſich zu beruhigen, mußte er entweder Händel anfangen, oder trinken oder ſpielen. Zu den beiden erſten fehlten ihm die Leute, alſo ſpielte er. Das war aber ein unglückſeliger Tag für meinen Vetter. Er mochte machen, was er wollte, jede Taille verlor er. Bald war all ſein Geld, das er bei ſich hatte, fort; aber je mehr er verlor, um ſo mehr wurde er erpicht auf das Spiel.

Flugs ſtand er auf, um zu Hauſe neue Hülfstruppen zu holen. Die kuhle Luft iſt ſonſt ſehr geſund für einen erhitzten Kopf; allein mein Vetter war zu erhitzt, als daß er ſich um das Bischen Luft, das ihm bei dem kurzen Weg in den Salmen unter die Naſe kam, etwas bekümmert hätte. Er gieng alſo in ſein Zimmer, und holte in Eile ſo viel, als er in der Geſchwindigkeit zuſammenraffen konnte. Damit gieng's im Sturmſchritt in den Spielſaal zurück. Ein angehetzter Spieler iſt ärger denn ein tolles Pferd. Iſt er einmal im Zuge, ſo hält ihn keine Trenſe und keine Stange, nicht einmal ein neumodiſcher Wienerzügel, mit dem man das wildeſte Roß bändigen kann. Nur dann hat er Ruhe, wenn Alles fort iſt, und ſo gieng es meinem lieben Vetter. Es war eine hübſche Summe, die da verloren gieng.

Inzwiſchen war es ſchon ziemlich ſpät geworden, und mein Vetter gieng nun langſam und bedenklich die Allee hinauf dem Salmen zu. Er nahm ſich zwar nicht die Mühe, darüber nachzudenken, was nun zu thun ſey; dazu war es morgen noch Zeit, wenn er den Reſt ſeines Geldes überzählt haben würde. Darüber aber dachte er nach, wie er mit ſeiner Geliebten ſtehe. Denn daß ſie an ſeinem ganzen Unglück Schuld ſey, darüber hatte er wenigſtens durchaus keinen Zweifel. Wäre ihm ihr Zimmer nicht verſchloſſen geweſen, ſo hätte er den Abend bei ihr zugebracht, und wenn er auch in den Spielſaal gegangen wäre, ſo hätte er nicht im Zorne und in der Tollheit Alles gewagt. Ueber ſein Verhältniß zu ihr mußte er in's Reine kommen, und zwar je bälder je lieber. Als mein Vetter in den Salmen kam, war ſchon die gewöhnliche Geſellſchaft beiſammen, die ſich Abends zum Speiſen zuſammenfand. Auch die ſchöne Blondine fand ſich da öfters ein; doch

heute Abend glaubte sie mein Vetter nicht zu treffen. Allein sie war da; sie scherzte, sie lachte, sie war von Schmeichlern umgeben. In meinem Vetter kochte das Blut. Allein er wußte wohl, daß Einer, der verloren hat und nun in Wort oder Miene seinen Verlust bejammert oder auch nur sich merken läßt, bei Männern und Damen höchstens ein Gegenstand des Mitleids wird. Von Mitleid zur Geringschätzung ist aber nur ein sehr geringer Schritt. Mein Vetter war also so unbefangen als möglich. Auch er lachte und scherzte und trank noch weit mehr. Der Wein ist der beste Tröster. Mein Vetter wurde also wieder frohen Muthes, und als er den preußischen Offizier so gar angelegentlich mit seiner Dulcinea sich unterhalten sah, so beschleß er, diesem einen Strich durch die Rechnung zu machen. Wie um ihn in seinem Vorhaben zu unterstützen, fügte es der Zufall, daß Einer, der neben der schönen Blondine saß, aufstand und sich empfahl. Mein Vetter nahm sogleich diesen Platz in Beschlag, und da er es darauf anlegte, so brachte er es bald so weit, daß er die Unterhaltung führte. Alles, auch die schöne Blondine, hörte bald nur auf ihn. Ein Witz jagte den andern; ob auch ein Bischen stechende Ironie oft darunter war, das kümmerte ihn wenig. Die Gesellschaft verlief sich nach und nach, und mein Vetter wußte seiner Geliebten manches zuzuflüstern, was nur ihm und ihr verständlich seyn konnte. Sie war ganz Ohr und ihre Blicke hingen an den seinen. Endlich stand auch sie auf. Mein Vetter legte ihr den Shwal um, und bat um die Erlaubniß, sie bis an ihre Wohnung zu geleiten. Er zweifelte nicht im Geringsten daran, daß es ihr sehr angenehm seyn werde. Allein die schöne Blondine hatte dieses Glück bereits dem jungen Preußen zugesagt; doch „der Dritte im Bunde zu seyn," blieb ihm unverwehrt. Er zog

es aber vor, ihr ein tiefes Compliment zu machen und wieder zu ſich ſetzen. Von dieſem Augenblicke an aber war dem Preußen eine Beiehrung zugedacht.

Die Geſellſchaft, die noch da war, beſtand meiſtens aus Mitgliedern, die den Tag zwar ſehr hoch ſchätzten, die Nacht aber noch höher. Es iſt auch nichts Angenehmeres, als eine durchſchwärmte Nacht, wenn nur der andere Morgen nicht wäre! Man ließ alſo neue Flaſchen aufpflanzen, und das Trinken nahm ſeinen Anfang. Mein Vetter war das von alten Zeiten her gewohnt und man ſah den andern Tag kaum eine Spur der vergangenen Schwärmerei an ihm. So viel vermag die Gewohnheit! Iſt ja doch Alles Gewohnheit, abſonderlich auch die Meinung vom Schlafe vor Mitternacht, und das lange Schlafen! Es kommt nur darauf an, wie man ſchläft, ob ſchnell oder langſam. Mancher ſchläft in vier Stunden ſo viel Schläfrigkeit weg, als ein Anderer in acht, ſo wie auch Mancher in einer Stunde mehr arbeitet, als ein Anderer in einem ganzen Tage. Die Geſellſchaft war kaum recht im Zuge, als der preußiſche Offizier, von ſeiner Nachhauſebegleitung zurückkehrend, ſich auch noch dazu geſellte. Die Unterhaltung wurde lebhaft; der Preuße miſchte ſich aber wenig darein. Er mochte wohl gegen meinen Vetter nicht die friedlichſten Geſinnungen hegen, und inſofern mit dieſem ganz einerlei Meinung ſeyn. Er hatte daher die Augen meiſt auf ihn gerichtet, wenigſtens begegnete mein Vetter immer ſeinen Blicken, ſobald er aufſah. Meinem Vetter war das unangenehm, und ſein Zorn, den er bis jetzt in ſeine enge Behauſung zurückgedrängt hatte, fieng an, ſich wieder zu regen.

„„Mein Herr,““ fieng endlich mein Vetter an, „„ich habe die Ehre, immer von Ihnen angeſehen zu werden:

ich wünſchte die Ehre zu haben, nicht von Ihnen angeſehen zu werden.““

„Was wollen Sie damit ſagen?“ erwiederte der Preuße.

„„Nur ganz einfach das,““ war die Antwort, „„daß Sie hinſehen können, wo Sie wollen, mich ausgenommen; denn es genirt mich, Augen auf mir ruhen zu ſehen, die ich einmal nicht leiden kann.““

„Mein Herr, ich glaube, Sie wollen mich beleidigen?“ fragte der Preuße zornig.

„„Es freut mich, daß Sie ſo ſchnell capiren,““ erwiederte mein Vetter ſehr gelaſſen.

„Wiſſen Sie, daß ich das nicht dulden werde? Daß Sie mir Genugthuung geben müſſen?“ ſchnaubte der Offizier.

„„Das wird mir großes Vergnügen machen,““ meinte mein Vetter, und gab ihm ſeine Charte.

„Mein Herr, ich fordere Sie auf Piſtolen.“

„„Ihr ganz gehorſamſter Diener.““

Die Sache war nun abgemacht. Zwar wollten die übrigen Mitglieder der Geſellſchaft es verſuchen, Frieden zu ſtiften; allein ſie ſahen bald, daß hier nichts zu machen ſey. Es wurde daher der Tag und die Stunde beſtimmt — den andern Mittag um 3 Uhr, auf dem freien Platz unter den ſogenannten Felſen, oberhalb des alten Schloſſes. Die Barriere ſollte fünf Schritte betragen. Die Geſellſchaft war für heute Nacht geſtört.

Als mein Vetter den andern Morgen aufwachte, war es ſein Erſtes, daß er ſeinem Freunde, dem Grafen, welcher geſtern bei der ganzen Suite nicht zugegen geweſen war, ſchrieb und ihn bat, ſein Secundant zu ſeyn. Die Antwort war, daß der Graf ſich einfinden werde. Mein Vetter ließ alſo die Piſtolen putzen, rüſtete das Pulver und die Kugeln zurecht, und war in einer Stunde fix und

fertig. Die übrige Zeit bis zum Mittageſſen brachte er ſo luſtig zu als möglich, und am Mittageſſen merkte ihm kein Menſch an, was er heute Mittag vorhabe. Er ſcherzte und lachte und war alle Weg guter Dinge. Denn wenn er auch früher bei ähnlichen Anläſſen und jezt daran dachte, daß es doch möglich ſey, er werde todt geſchoſſen, ſo war ihm dabei nichts ärgerlich, als daß dieß blos einmal im Leben vorkommen konnte. Im Uebrigen hatte er nie Angſt, höchſtens fürchtete er ſich davor, einmal Angſt zu bekommen, was er für eine große Schande gehalten hätte. Während des Mittageſſens bekam er ein Billet vom Grafen, worin dieſer ihm meldete, daß unvorhergeſehener Umſtände halber er genöthigt geweſen ſey, nach Gernsbach zu fahren. Er werde übrigens bis auf die beſtimmte Stunde unfehlbar auf ſeinem Rückwege an dem beſtimmten Orte eintreffen. Die Blondine war nicht bei Tiſch.

Es war 3 Uhr, als mein Vetter auf dem Platze anlangte. Aus Gefälligkeit hatte ihn ein Bekannter begleitet, auf den Fall, daß etwa der Graf nicht kommen würde. Seinen Wagen ließ er in geringer Entfernung halten. Sollte die Sache unglücklich ausgehen, ſo war er entſchloſſen, ſogleich weiter zu reiſen, und hatte deßhalb das Nöthigſte eingepackt. Sein Gegner ließ nicht lange auf ſich warten. Man wechſelte die gewöhnlichen Begrüßungsformeln und nur die Nichterſcheinung des Grafen verzögerte die Eröffnung der Feindſeligkeiten. Mein Vetter war übrigens kein Freund des langen Wartens und mochte weder ſich, noch ſeinem Gegner, noch den Secundanten Gelegenheit zu philoſophiſchen Betrachtungen über den Sinn und Unſinn des Duells geben, als welche immer kein ſehr ruhmvolles Reſultat zur Folge haben. Er wollte daher ſchon den Bekannten, der mitgefahren war, bitten, die Stelle

des Grafen zu versehen, als noch zu rechter Zeit der Reitknecht des Leztern in vollem Galopp anſprengte. Er überreichte meinem Vetter ein Billet, das an ihn und ſeinen Gegner überſchrieben war.

„Meine ſehr verehrten Freunde," ſchrieb der Graf, „bitte ich als Freunde, ſich wegen der ſchönen Blondine nicht weiter zu inkommodiren. Sie iſt gegenwärtig mit mir im Begriff, eine kleine Luſtreiſe durch den Schwarzwald in die Schweiz anzutreten. Sie Beide werden uns glückliche Reiſe wünſchen. Empfehlen Sie mich den Uebrigen, von denen ich keinen Abſchied nehmen konnte.

Ihr ergebener Graf * . . . . . ."

In dieſem Billet war noch ein kleines, an meinen Vetter überſchriebenes, enthalten. Es lautete, wie folgt: „Mein lieber Freund! ich brauchte mich gegen Dich nicht zu entſchuldigen, da Du mir einſt denſelben Streich ſpielteſt; allein Du ſtandſt im Begriff, einen Narrenſtreich zu begehen, da Du bereits an's Heirathen dachteſt. — Du und heirathen?! — Da dachte ich Dir einen Gefallen zu thun, und hab' ſelbſt den Narrenſtreich begangen, den Gedanken an's Heirathen abgerechnet. Auf Koſten Anderer glücklich zu ſeyn, macht mir immer große Freude, und ein Bischen Schlechtigkeit mit Kurzweil iſt angenehmer, als Ehrlichkeit mit Langeweile. Biſt Du in einem halben Jahre noch verliebt, ſo frage wieder an. Ich werde Dir von Zeit zu Zeit Nachricht von meinem Aufenthalte geben.

Dein . . . . . ."

Mein Vetter gab beide Briefe dem Preußen zu leſen, und Beide, nämlich der Preuße und mein Vetter, ſahen einander an und lachten über beide — nämlich die beiden Briefe, und Beide, d. h. mein Vetter und der Preuße, ſchoſſen beide in die Luft, nämlich beide Piſtolen, und Beide,

nämlich mein Vetter und der Preuße, gaben sich beide Hände und fuhren mit einander nach Hause. Damit hat die Skizze aus dem Leben meines Vetters ein Ende.

„Aber sagen Sie mir doch, was wurde denn aus dem Grafen und seiner Blondine? Heiratheten sie sich später nicht dennoch?“

„„Sie irren sich; der Graf zog mit ihr eine Weile herum, und lebte mit ihr da und dort. Später trennten sie sich wieder.““

„Aber warum denn?“

„„Je nun, dem Grafen gefiel eine Andere besser, und der Blondine ein Anderer, und so trennten sie sich in Frieden.““

„Und Ihr Herr Vetter sah sie nie wieder? Meldete er sich nicht nach einem halben Jahre?“

„„Das ließ er hübsch bleiben; aber gesehen hat er sie doch noch einmal.““

„Und wo?“

„„In der kleinen Galgengasse zu Frankfurt.““

„Blieb er noch lange in Baden-Baden?“

„„So lange, bis sein Geld vollends alle war; dann reiste er nach Hause, arbeitete eine Zeitlang, und verbrauchte das Erworbene ebenso schnell wieder.““

„Und wie gieng's mit dem Preußen?“

„„Nun, sie wurden die besten Freunde, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt. Sie waren auf die gleiche Art geprellt, also trösteten sie sich auf dieselbe Art. Der beste Trost aber gegen unglückliche Liebe ist eine neue Liebschaft. Sie verstehen mich.““

Die gebildete Naturfreundin.

I.

Sie liebt die Natur außerordentlich. Die Natur iſt auch ſehr liebenswürdig, und das Liebenswürdigſte an ihr iſt, daß ſie natürlich iſt.

Sie liebt die Natur außerordentlich, ſogar bis zum Unnatürlichen. Stundenweiſe kann ſie am Fenſter ſitzen und gar nichts thun, als die Natur betrachten; ihre Natur aber beſteht in einem Roſen- oder Nelkenſtock, den ſie vor ihrem Fenſter ſtehen hat. Der Roſen- oder Nelkenſtock iſt zwar ein Mikrokosmus der Natur, aber — wenn ich in's Wirthshaus gehe, ſo fordere ich eine Portion Kalbfleiſch und kein ganzes Kalb. Die gebildete Naturfreundin bewundert die Natur Portionenweiſe.

Am liebſten bewundert ſie die Natur im Freien. Ach was bietet ein Spaziergang für Genüſſe dar! Im Zimmer iſt man eigentlich gar nicht auf der Welt. Ein Zimmer iſt nichts anderes, als eine viereckigte Beengungsmaſchine. In einem Zimmer befindet ſich eine beſtimmte Portion Luft. Wenn nun Einer hereinkäme und auf einmal alle die Luft, die da iſt, einſchnappte, und mit davongienge, womit würden die Andern dann athmen! Man ſieht, daß ein Zimmer ein lebendiges Grab iſt. Woher kommen denn jene bleichen Geſichter der Zimmerhocker, als davon, daß ſie mit einem Fuße ſchon im Grabe ſtehen? Und hat man je noch gehört, daß in den Gedanken eines Stubengelehrten Leben geweſen ſey? Die gebildete Naturfreundin liebt alſo die Zimmer durchaus nicht! Luft und immer wieder Luft und der ſchöne Buſen hebt ſich vom Einathmen der Luft und die Wangen färben ſich von der

frischen Luft und die luftigen Kleider spielen mit der Luft und legen sich bald hart an die wohlgeformten Glieder, bald thürmen sie sich auf wie ein Luftballon. Die gebildete Naturfreundin liebt also die Luft sehr und ebendeswegen noch mehr das Spatierengehen.

Zu Hause kann sie unmöglich sitzen bleiben. Welch' ein Genuß ist es auch am Arm eines Freundes durch die Auen zu wandeln, wenn der Freund auch ein Naturfreund ist! Welch' ein Genuß ist es, miteinander auszurufen: Ach, diese herrliche Wiese! und zu wandeln über diese blumigten Trifte, oder gar sich zu setzen in das schwellende Gras, um Naturkind zu seyn!

Das Gras geht der gebildeten Naturfreundin über Alles. Sie liebt es in der Suppe als Schnittlauch, zum Rindfleisch als Kreßich und zu den Leberknödeln als Salat. Den Salat liebt sie nicht Portionenweise, sie liebt ihn ganz. Wenn mich eine gebildete Naturfreundin besucht, so lasse ich allemal eine ganze Wiese abmähen.

Es war am 29. künftigen Monats, da gieng ich Morgens durch die Anlagen spazieren. Ich wollte mich eben auf einen Gedanken besinnen, d. h. ich besann mich, ob ich mich auf einen Gedanken besinnen wolle, denn mit Gedanken muß man nicht verschwenderisch umgehen, da es Leute giebt, die alle Tag blos ihre bestimmte Portion denken: z. B. es denkt einer täglich 18 Gedanken; wenn er nun Morgens ein Dutzend denkt, so hat er für den Nachmittag blos noch ein halb Dutzend, oder denkt er gar zwei Dutzend, so muß er ein halb Dutzend vom nächsten Tag entlehnen, und mancher ist auf diese Manier schon seine Gedanken schuldig geblieben. — Also ich besann mich, ob ich Etwas denken oder ein neumodisches Gedicht à la Heinrich Heine, oder eine Novelle à la Caroline Pichler verfassen wollte,

als ich plötzlich ein Geräuſch hinter mir hörte. Es war weder das Rollen eines Wagens, noch der ſchwere Tritt eines Menſchen, noch das Brauſen des Windes, es war ein unbeſchreibliches Geräuſch, ſo ungefähr, wie wenn ein ſeidenes Kleid im Winde flattert und doch den Körper nicht verlaſſen kann, an den es gebannt iſt. An dieſer Vergleichung wußte ich ſogleich, wer kam, und richtig, ſie war es.

Sie trug ein rothes Kleid mit einem weißen Mouſſelinüberwurfe, einen weißen Hut mit blauer Seide gefüttert und einem Roſenbouquet darinnen; den ſchlanken Leib umfloß ein blaues Band, in zarter Fülle ſchlangelten ſich die braunen Locken neckiſch am Hinterhaupte unter dem Hute hervor und die vordern Locken tändelten mit ihren Wangen, wie mein Johann lezthin mit dem Stubenmädchen. Ach ſie war ſehr ſchön! Die Augen ſchwammen in Waſſer und ſchlugen hie und da voll Entzücken ihren Blick dem blauen Himmel zu und der ganze Körper wiegte ſich elaſtiſch auf kleinen Füßen, wie ein Chaiſenkaſten auf liegenden Federn.

Ich hätte ſchon lang gern mit ihr geſprochen. Jezt oder nie, dachte ich. Sie ſah gerade nach einem grünen Strauch und war in Bewunderung verſunken. Ich brach den Strauch ab mit Gefahr, um einen Gulden geſtraft zu werden und reichte ihr ihn. Sie dankte mit einem himmliſchen Blick. Ich reichte ihr den Arm und wir giengen zuſammen, wie alte Bekannte. Wir bewunderten die Natur, aber ſprachen kein Wort. Aechte Bewunderung iſt immer ſtumm. Deßwegen ſind auch die Fiſche immer in Bewunderung begriffen, nämlich über ſich ſelber, daß ſie nicht verſaufen. Wir giengen ganz hinab bis an das Thor. Ein Wagen ſtand dort, der Kutſcher öffnete den Schlag, ich hob ſie hinein, noch ein Händedruck, noch ein ſeelenvoller

Blick zuerſt auf mich, dann auf die Natur, dann gegen den Himmel und fort war ſie. Wie ſehnte ich mich, ſie wieder zu ſehen!

II.

Ich ſah ſie wieder. Das iſt ſie mit Leib und Seel! Es giebt nichts Erfreulicheres, als das Wiederſehen. Eine alte Welt kommt in's Gedächtniß zurück und eine neue ſchließt ſich zugleich auf. Wiederſehen iſt ein gedoppeltes Leben; das einzige Unangenehme dabei iſt, daß man zugleich an ſein Alter erinnert wird. Ein Wiederſehen nach 20 Jahren hat wenig ſchöne Augenblicke.

Ich ſah ſie wieder. Sie ſaß im Actiengarten und ſtrickte.

Was ſich an einen Strumpf für Betrachtungen anſtricken! In manchen Strumpf ſind mehr Seufzer eingehäckelt, als in ein geiſtreiches Werk Gedanken. Wenn ein Strumpf ſprechen könnte! Eine jede Masche wüßte etwas zu erzählen! Ein Strumpf iſt eigentlich nichts Anderes, als die Welt ſelbſt, eine Welt im Kleinen. Die Welt iſt eine Korporation von Maſchen. Eine Masche fallen laſſen, iſt für den Strumpf, was ein Erdbeben für die Welt iſt.

Sie ſtrickte und trank Bier.

Das Bier iſt ihr Lieblingsgetränk. Es iſt viel natürlicher, als der Wein. Das einzige Fehlerhafte daran iſt das, daß es nicht auch wächst, wie die Kartoffeln.

Wie ſie ſo lieblich ausſah! Das ſchmachtende Auge, die zarte Hand und das weiße Wachtelhündchen zu ihren Füßen! Ich beneidete den Ring, den ſie trug, und den Stuhl, der ſie trug. Wie gerne wäre ich Stuhl geweſen, und wie viel gerner Ring?

Ich ſetzte mich zu ihr. Wir tranken zuſammen von demſelben Stoffe. Welche Wahlverwandtſchaft? Wir

ſprachen von der Sonne und dem Mond und von ſeiner Frau Baſe, der alten Erde, und dazwiſchen hinein von Bier, Blumen und Strickgarn. Es war eine idylliſche Unterhaltung. Um den Leſer nicht zu ermüden, führe ich nur einen Gedanken an: ich verglich das Frauenzimmerherz mit einem Knaul Faden. Ihr Garn, nämlich das Garn meiner Naturfreundin, war etwas verwickelt und verwirrt, und ſo kam ich darauf. Wir ſahen einander in's Auge, mit jenem Blicke, den nur ſie hat. Sie braucht immer eine Viertelſtunde, bis ſie die Augenlieder offen hat. Es giebt keinen ſchmachtenderen Blick und dieſer Blick verſtändigte mich. Zudem berührten wir uns mit den Fußſpitzen. Das Berühren mit den Fußſpitzen iſt noch zärtlicher, als die Augenliebkoſerei. Mein Vetter hat einmal eine ganze Stunde lang meinen rechten Fuß auf- und niedergehoben, weil er glaubte, es wäre unſeres Bäschens ſeiner und war ſehr glücklich.

Es war kein Zweifel mehr. Wir liebten einander.

Ich wollte ihr's gerade ſagen, als ein Donnerwetter an den Himmel kam. Eigentlich war es ſchon lange da geweſen, aber wir hatten's nicht geſehen. Ein Donnerwetter weiß ſich jedoch leicht verſtändlich zu machen. Wie ſie ſprangen, ſich unter die Zelte flüchteten, ihre Schirme in Paratſchaft ſetzten! Es konnte ja regnen. Meine Freundin blieb ruhig. Mit verklärtem Auge ſchaute ſie gen Himmel, der ſehr ſchwarz war. Es war ein ausgezeichneter Anblick, nämlich ihr Auge und der Himmel. Da ſieht man den Unterſchied zwiſchen einer Naturfreundin und den gewöhnlichen Damen. Dieſe fürchten ſich vor einem Donnerſchlag und drehen einem Huhn lachend den Hals um. Meine Freundin fiele in Ohnmacht, wenn ſie das Letztere thun müßte.

Das Donnerwetter gieng vorüber, ohne daß Waſſer gefloſſen wäre, d. h. ohne Regen. Mein Herz aber zerfloß vor Wonne, Wehmuth und Bewunderung. Ach, meine Freundin!

Sie ſagte mir ihre Wohnung.

III.

Ich durfte ſie zu Hauſe beſuchen. Wie freute ich mich! Mit ihr auf einem Sopha ſitzen, zu einem Fenſter hinausſehen, welch' ein Genuß!

Ich machte mich auf den Weg. Es iſt nichts angenehmer, als mitten unter andern Menſchen ſich ſeine eigenen Gedanken zu machen. Nur Weltkinder laſſen ihre Augen unſtät herumgehen, und beſchauen ſich jedes Märchengeſicht, das vorbeitrippelt, und jeden Kramladen, der ſeine Waaren zur Schau ausſtellt. Ich ſchlug die Augen zu Boden und dachte nach. Und an wen dachte ich? An ſie dachte ich.

Eigentlich nicht an ſie; aber an ihr Haus. Ach ſie liebt die Natur ſo ſehr, wie naturgemäß muß es bei ihr ausſehen! Wie werden vor den Fenſtern und innerhalb der Fenſter die Blumenſtöcke aufgeſtellt ſeyn, und einen herrlichen Garten aus den verſchloſſenen vier Wänden machen! Wie wird Alles ſo reinlich, ſo zierlich, ſo zart, ſo empfindſam ſeyn! Und ſie, wie wird ſie ausſehen, in einem anſchmiegenden Hauskleide, im einfachen Negligee, ohne den ausſtopfenden Tand, mit einladenden Pantoffeln an den Füßen und einer duftenden Roſe im Haar — wie muß ſie ſchön ſeyn!

Ich freute mich alſo ſehr und kam mittlerweile an's Haus, und in's Haus. Es war 10 Uhr Morgens. Ich klopfte an, keine Antwort. Noch einmal und noch einmal.

Endlich ertönt eine bösgestimmte Stimme und ruft: „Herein!“ Da stand ich und vor mir stand sie.

Sie war wohl gerade aus dem Nebenzimmer gekommen, dessen Thüre offen stand. Aber ich sah bald nicht mehr auf das Zimmer, nicht darauf, daß dort ein Stückchen von einem Kleidungsstücke lag und dort ein Buch; dort ein Tisch nicht abgekehrt war, und hier der Sopha nicht ausgebürstet; innen das Bett noch nicht gemacht, und außen der Spiegel noch nicht gewaschen. Ich sah auf das Alles nicht, ich sah blos auf sie. Sie hatte ein Tuch um ihren Kopf geschlungen, wahrscheinlich, damit in ihr Haar keine Schlenke und kein Staub und keine Unordnung und sie nicht in die Nothwendigkeit käme, es frisch machen zu müssen, da ein Zopf auch mehrere Tage aushalten kann, was ich keinem Manne verzeihen würde und noch viel weniger einem Frauenzimmer; ihre Füße steckten in Pantoffeln, in breiten, alten Pantoffeln, zu denen sie und da etwas heraus sah, wie ein Stückchen von einem bestrumpften Fuße; ihren Busen deckte zierlich ein seidenes Halstuch, ihre Hüften steckten mitsammt dem übrigen Leib in einem wollenen Unterrock, der wohl weiß gewesen wäre, wenn er nicht durch öfteres Tragen gelb gewesen wäre, und ihre Füße waren in gestricktes Wollengarn gekleidet, aber es war so gelb, wie ächte Brüsseler Spitzen.

Ach! du lieber Himmel! wie idyllisch hatte ich mir Alles gedacht! und wie sieht's aus! Kann denn eine gebildete Naturfreundin eine solche ungebildete Hausfreundin seyn? Ich hätte mir noch Alles gefallen lassen, aber die nicht gewaschenen Strümpfe kann ich für meinen Tod nicht leiden. Sie sind, was bei einem Manne ein weißes Hemd. Rechts um machte ich, und wir sprachen uns nie wieder.

In meinem Leben verliebe ich mich nicht mehr in eine

gebildete Naturfreundin. Ein häusliches Mädchen iſt doch was Anderes.

Der Jungfernſpiegel.

Die Ehelosigkeit nimmt immer mehr überhand. Sie iſt bereits faſt ſo verbreitet, als ſeſe Eben. Je mehr jüngere katholiſche Geiſtliche über das unfreiwillige Cölibat ſich beſchweren, um ſo ſchwerer laſtet das freiwillige Cölibat der Laien auf den Mädchen. Ehemals war das anders. Da war der Junggeſellenſtand ſo gut ſcheel angeſehen, wie der Altjungfernſtand. Ein Junggeſelle kam den Leuten vor, wie ein Ereleriſirter, welcher der Tonſur nicht würdig ſey. Damals dachte ein Junge an nichts, als an's Heirathen, und wenn Einer ein Amt bekommen hatte, ſo war ſeine erſte Amtshandlung eine paſſive, nämlich eine Einſegnung und zwar ſeine eigene.

Jetzt ſind die Dinge ganz anders. Die Jünglinge träumen wohl noch von Liebe und Mädchen, aber ſie träumen nicht mehr von Liebe und Altar; ſie ſuchen wohl noch ein Amt, aber keine Amtmännin; ſie ſtreben nach Einkommen, aber nach Niemand, der es mit ihnen theilt. Der Actienſchwindel iſt ſo ziemlich geſchwunden, aber keine Actien ſtehen ſchlechter, als die Eheſtandsactien; ſie kommen ungefähr den Actien von Runkelrübenfabriken in Ländern, wo keine Rüben wachſen, gleich. Wohl traf man auch früher hin und wieder in größern Städten Lüſtlinge, welche die Weiber ſtehen von wegen der Vielweiberei, oder arme Schlucker, welche den Eheſtand vermieden, weil der Eheſtand ſie miet; allein in unſern Zeiten geſchieht Unerhörtes. Giebt es doch ſogar auf dem Lande Beamte, die allein

amten, ohne daß ihnen eine Frau darein ſpricht! Giebt es doch proteſtantiſche Pfarrgehülfen, die keine Braut, und proteſtantiſche Pfarrer, die keine Frau haben! Damit iſt ſo viel geſagt, als wenn der Sultan von Conſtantinopel ſein Harem auflöste. So iſt's kein Wunder, daß in den Städten die Junggeſellerei ſo verbreitet iſt, wie in den Findelhäuſern die nicht anerkannten Kinder, und daß man mit ledigen Vierzgern und Sechzgern ganze Straßen pflaſtern könnte, ſogar in München, wo doch das Pflaſter ſehr theuer iſt. Das Schlimmſte aber iſt, daß die Junggeſellen noch meinen, in ihrem Rechte zu ſeyn, und daß mancher Ehemann beim Anblick eines ledigen Mannes wie eiferſüchtig und neidiſch ſeufzt, als wollte er ſagen, „wir wollen halbpart machen, ſo bin ich doch die eine Hälfte los.“

Ich könnte mich nun in verſchiedene lange und langweilige Details über die Schädlichkeit des Junggeſellenſtandes einlaſſen. Ich könnte ſprechen von der Schädlichkeit an ſich, von der Schädlichkeit für ſich und von der Schädlichkeit an und für ſich; ich könnte den nachtheiligen Einfluß des ledigen Lebens auf Körper und Geiſt mit lebendigen Farben ſchildern; könnte auseinanderſetzen, wie Religion, Moral, Natur und noch verſchiedene andere preiswerthe Anſtalten in der Welt die Ehe als eine angenehme Nothwendigkeit predigen; konnte eine gelehrte Rede über das Lebensalter der Ehemänner und der Hageſtolzen halten, bei welcher Parallele natürlich die Hageſtolzen ſchlecht wegkämen; könnte dabei Einiges über Staat und Population mit einfließen laſſen, wobei ſich meine Anlage zum Miniſter oder wenigſtens Staatsrath klar darſtellen würde. Ich könnte überhaupt noch vielerlei thun, und es iſt in der That ſchade, daß ich dieſe Gelegenheit vorbeigehen laſſe, hauptſächlich, weil ich ſelbſt gegenwärtig noch Junggeſelle

bin und ſonſt keine Gelegenheit vorbei laſſe; allein ich enthalte mich aller Raiſonnements, die ohnedin in neueſter Zeit überflüſſig ſind, da die meiſten Menſchen nicht nach Raiſon handeln, und — erinnere blos an die Thränen der Mädchen. Ach Ihr ſchönen Kinder mit den verführeriſchen Augen, was weint Ihr? Ihr weint über die Junggeſellerei der liederlichen Burſche, der ledigen Männer? Laßt die Burſchen laufen, möchte ich Euch zurufen, wenn damit nicht auch geſagt wäre, daß die Burſchen Euch laufen laſſen; ſo aber ſage ich Euch blos: „weinet nicht mehr, ich werde Euch tröſten.“

Die Herren Junggeſellen meinen nun vielleicht, ich werde eine donnernde Philippica in der Manier Abrahams a St. Clara über ſie ausgießen, ich werde ſie niederſchmettern mit meinen Vorwürfen des Demoraliſationsbeſtrebens, das wie bei dem alten Rom, als die Junggeſellerei einriß, nur mit dem Untergang der Freiheit und des Staates endigen könne. Gott behüte! Abraham a St. Clara donnerte lange, aber die Junggeſellen lachten, und zündeten kaltblütig an ſeinen Blitzen eine Cigarre an. Die Weiber und Ehemänner in Nordamerika ſezten ſogar eine Strafe darauf, nicht verheirathet zu ſeyn, (die Ehemänner jedoch aus andern Gründen, als die Ehefrauen); aber die Junggeſellen zahlten ihre Strafe und blieben ledig. Große Herrſcher ſezten ſchon Belohnungen aus auf eine gute Kinderzucht in der Ehe, was mich immer an die Preiſe der veredelten Schafzucht erinnert; allein die Junggeſellen wollten preislos ſterben, wie ſie gelebt hatten. Solche Mittel ſind alle abgenuzt, wie ſo viele tauſend andere, und gewiß würde die Geloſigkeit noch mehr um ſich greifen, wenn — mein Arcanum nicht wäre. Nun aber, ihr ledigen Jungfrauen, die ihr gerne das leztere Prädikat geſezlich ver-

lieren möchtet, ihr Wittwen, die ihr Sehnsucht nach Ablegung des Wittwenschleiers heget, trocknet eure Thränen, denn ich will euch trösten. Ich werde also mit meinem Arcanum nicht länger zurückhalten.

Ein geschickter Arzt sucht stets die Gründe der Krankheiten auf. Ich kann mich noch erinnern, daß ich deßwegen einem Oberamtsarzte und nachherigen Professor den Titel Doctor Sauerstoff auftrieb, weil er alle Krankheitsfälle auf den Sauerstoff reducirte. Allerdings erscheint eine Sache oft um so unergründlicher, je gründlicher man ist. Manchmal kann man sich auch durch seine Gründlichkeit gänzlich zu Grunde richten, wie dieß schon Leuten passirte, die sich mit Vorliebe und Energie dem Weinstudium hingaben. Die Junggesellenschaft hat jedoch keine sehr tiefliegenden Gründe, liegt vielmehr oft gerade daran, daß unter den Weibern der Besitz liegender Gründe so wenig verbreitet ist. So liegt der Grund der Junggesellenschaft bei denen auf der Hand, die nicht heirathen können, weil sie nämlich nichts in der Hand haben, um Frau und Kinder zu ernähren. Deren giebt's aber blutwenige; denn bekanntlich hat man neuerdings entdeckt, daß die Tonne des Diogenes für einen Mann groß genug war, um noch eine Frau neben sich zu beherbergen, und wenn man eine Frau hat, so hat man doch wenigstens etwas, ja sogar manchmal viel zu viel, was Leute, die Nichts haben, wohl beherzigen mögen. Ueberdieß, wenn ein Mann so arm ist, wie eine Kirchenmaus, so kann ihn dieß vom Heirathen nicht abschrecken; was liegt daran, ob er allein oder in Compagnie hungert? Nach allem diesem ist es wahrscheinlicher, daß die Ehelosigkeit ihren Grund im Willen der Männer hat. Um das Wollen ist es eine schöne Sache; aber Gläubiger sind damit so wenig zufrieden als Ehe-

geſponnen. Der Wille hat ſeinen Sitz im Verſtande, obgleich viele Leute Unverſtändiges wollen. Allein ſie wollen es blos, weil ſie es nicht anders verſtehen.

Der Verſtand iſt alſo der Grund der Eheloſigkeit, womit jedoch nicht geläugnet wird, daß gerade die unverſtändigſten Männer auf die Ehe am meiſten dringen. Dumme Leute halten ſich für ſehr geſcheidt und darin beſteht eben ein Theil und ſogar ein Haupttheil ihrer Dummheit, daß ſie nicht einſehen, wie dumm ſie ſind. Allein in wiefern iſt der Verſtand, d. h. derjenige Verſtand, den Einer hat, d. h. der relative Verſtand, der Verſtand für ſich u. ſ. w., alſo mit einem Wort das jeweilige Erkenntnißvermögen der Grund der Eheloſigkeit? Die Sache iſt ganz einfach. Entweder kennen die Junggeſellen das weibliche Geſchlecht, oder kennen ſie daſſelbe nicht. In beiden Fällen glauben ſie Grund genug zu haben, ledig zu bleiben. Wenn Einer kein Weib kennt, ſo kann er unmöglich heirathen. Wer vom Kalbsbraten nichts weiß, kann auch keinen verſpeiſen wollen. Allerdings iſt das Sprüchwort: „man kauft keine Katze im Sack“ oft nur ſprüchwörtlich wahr; denn gar Mancher hat ſchon Dieſe oder Jene gekauft, blos weil er ſie nicht kannte; allein ich unterſcheide hier zwiſchen äußerer und innerer Kenntniß. Wenn wir einen Schurz ſehen, können wir da immer wiſſen, was darunter verborgen liegt? Wie oft iſt es aber der Fall, daß ein Mann zu viel zu thun hat, als daß er ſich um die Frauenzimmer bekümmern könnte? Wie oft fehlt ihm der Zutritt in weibliche Geſellſchaft, obwohl ich nicht ſagen will, daß die Weiber dieſen Zutritt erſchweren? Wie oft dieß der Fall iſt, geht ſchon daraus hervor, daß gegenwärtig faſt alle Zeitungen mit herzzerbrechenden Annoncen voll ſind, worin ein Mann eine Frau ſucht, blos weil er keine Zeit hat,

eine auszuwählen. Ach! nicht Jedem geht es so gut, daß eine liebende Mutter oder eine zärtliche Base ihm eine liebende Gattin zuführt, wie der Zebaoth die Eva dem Adam! Heirathen aus Neigung werden ja ohnedieß immer seltener, je mehr man Neigung zum Nichtheirathen hat. Ueberdieß wie sollte es Einer anfangen, der schon einen oder zwei Körbe bekommen hat? Allerdings haben die Körbe abgenommen, sowohl der Zahl nach, als in Betreff des Gewichtes — besonders seit das Stroh aus Italien wieder eingeschmuggelt wird; allerdings trägt man ganz leicht an einem halben Dutzend solcher Dinger; allein wo ist das Mädchen, das sich sogleich in den Korb, den ein Paar Andere gegeben haben, hineinsetzen will? Schwierigkeiten über Schwierigkeiten! Noch mehr Schwierigkeiten aber erheben sich bei denen, welche die Frauenzimmer in der That kennen. Man kennt dieselben entweder zu gut, oder ihrer zu viel. Manchen Männern behagt die Vielheit zu gut, als daß sie noch etwas von der Einheit wollten. Die Zahl Eins ist bekanntlich undividirbar und da meint mancher Junggeselle, es werde keine große Dividende herauskommen. Eins und Einerlei ist nicht umsonst in manchen Dialecten gleichbedeutend. Einerleiheit aber ist eine Zwillingsschwester der Langweiligkeit. Junggesellen gehen übrigens noch weiter. Sie rechnen nach, wie oft eine Frau aus Ueberdruß an der Einerleiheit zu der Anderleiheit übergeht, wie aber durch diesen Uebergang dem Ehestand bald alle Einigkeit abgehe; denn wenn eine Frau einen Andern liebt, so wird sie bald auch anders denken und handeln. Solche Frauen, ohne andere Nachtheile, Hirnauswüchse u. s. w. anzuführen — wollen gewöhnlich nicht pariren. Das Nichtpariren führt aber sehr oft zur Separation, und dazu kann also füglich sogar ein bal paré füh-

ren, wenn eine Frau denſelben beſuchen will, der Anderlei-
heit, d. h. Andern halber, der Mann aber nicht. Nebenbei
machen die Junggeſellen, welche die Frauenzimmer ſehr
gut kennen, auf noch vielerlei Umſtände aufmerkſam, z. B.
auf die ungeheure Putzſucht, wodurch der Mann verhindert
werde, ſein Geld zu vertrinken; ſie führen die Maſſe von
Ueberflüſſigkeiten an, die gegenwärtig in einer Ehe als
Nothwendigkeiten figuriren u. ſ. w. Kurz, wenn man die
Junggeſellen hört, ſo haben ſie alle vollkommen Recht.
Allein wenn einmal eine Frau ihren Mann ſo lange mit
harten Eiern fütterte, bis er keines mehr eſſen konnte, weil
er im Grab lag, müſſen es alle ſo machen? Wenn zwei
Dutzend ihren Mann als Siegfried, deſſen Beinamen männ-
niglich bekannt iſt, behandeln, müſſen alle über Einen Kamm
geſchoren werden? Wenn dreihundert ſich malen laſſen,
während ihr Mann ohne eine warme Suppe in's Bett ge-
hen und ohne neue Hoſen ausgehen muß, werden alle für
verrückt angeſehen werden ſollen? Meine Herren Jungge-
ſellen, wenn ihr auch noch ſo viele Frauenzimmer kennt,
ſo kennt ihr doch blos Einzelne unter den Millionen; wenn
ihr auch dieſe Einzelnen gut kennt, oder vielmehr ſchlecht,
nämlich von einer ſchlechten Seite, ſo laſſet mir die Andern
ungeſchoren. Einige Gemeinheiten ſind noch keine Allge-
meinheiten, und wenn Einer vor einem Strome zurückbebt,
ſo wird er nicht in's gelobte Land kommen, da bekanntlich
bis jezt kein bequemer Fußweg dahinführt. Ich aber will
euch dieſen Fußweg zeigen, einen ſo bequemen, ebenen
Fußweg, wie nur Einer exiſtirt. Ihr ſollt alle Frauen-
zimmer kennen lernen, ohne daß es euch die geringſte
Mühe koſtet; ihr ſollt kennen lernen und auswählen nach
Belieben. Unter Hunderttauſenden wird doch Eine ganz
nach eurem Geſchmacke ſeyn!

Mein Mittel iſt — ein Jungfernſpiegel.

Das Arcanum iſt heraus. Ich kann es keiner Regierung mehr verkaufen, was aber ohnehin nicht geſchehen wäre, da ja die Regierungen bekanntlich keine Schriftſteller ankaufen!

Was iſt aber ein Jungfernſpiegel?

Meine Damen, freuen Sie ſich nicht zum Voraus. Mein Jungfernſpiegel iſt kein kleines Taſchenſpiegelchen, vor dem Sie Ihre Haare ordnen können; es iſt kein großer Wandſpiegel, der Ihnen Ihr werthes Bild vom Kopf bis zur Zehe zeigt. Es iſt auch kein künſtlicher Kehrſpiegel, der Sie ſich vom Rücken und von der Seite beſehen läßt, ebenſo wenig als ein Hohlſpiegel, der auch die kleinſten Härchen auf Ihrer Oberlippe in der Vergrößerung Ihnen zeigt, damit Sie dieſelben ausreißen können. Mein Jungfernſpiegel iſt dieß Alles zuſammen und noch viel mehr, denn derſelbe nimmt ſich die Freiheit, Sie förmlich umzuwenden, und das Innerſte zu äußerſt zu kehren. Sie kennen ohne Zweifel die Legende vom heiligen Münchhauſen, der einmal einem Bären, deren er uns genug aufgebunden hat, begegnete, und in der Nothwendigkeit, zu ſiegen oder zu ſterben, dem Unthier mit Hand und Arm ſo weit in den Rachen hineinfuhr, daß er es von innen heraus am Schwanz ergreifen und geradezu umkehren konnte, wie man einen Strumpf umwendet. Geradeſo will ich's mit Ihnen machen, meine ſchönen Damen, und zwar ohne ihre Jungfräulichkeit zu verletzen, ja ohne Ihnen nur wehe zu thun.

Sie halten nun meinen Jungfernſpiegel für ein Inſtrument und werden immer neugieriger, dieſes Wundermeſſer oder was es ſeyn mag, näher kennen zu lernen; aber Sie irren ſich abermals, denn mein Jungfernſpiegel iſt nichts Anderes, als ein beſchriebenes Buch Papier.

Haben Sie je in einem Gaſthofe eine Fremdenliſte geſehen? Gerade ſo ungefähr ſieht mein Jungfernſpiegel aus. Ich befolge faſt dieſelbe Rubrikeintheilung. Nur ſtehen auf meiner Fremdenliſte lauter Frauenzimmer eingetragen. Erſte Rubrik: Name; zweite Rubrik: Stand; dritte Rubrik: Eltern; vierte Rubrik: Heimath; fünfte Rubrik: Vermögen; ſechste Rubrik: Alter; ſiebente Rubrik: körperliche Eigenſchaften; achte Rubrik: geiſtige Eigenſchaften; neunte Rubrik: Liebſchaften; zehnte Rubrik: beſondere Bemerkungen. — Ich glaube, meine Rubriken ſind weitläufig genug, und wenn ich eine Dame nach denſelben beſchreibe, ſo muß das Conterfei ſprechend ähnlich werden. Ein Steckbrief, und gienge er auch von einem Regiments-Commando aus, könnte nicht genauer ſeyn. Wahrhaftig, wer die Beſchreibung einer Dame in meinem Jungfernſpiegel lieſt, und dieſe Dame dann zufällig einmal ſpäter ſieht, der muß ausrufen: „ſie iſt's!“

Ich fange nun an einzutragen. Ach! guten Tag, ſchöne Nachbarin! Sie ſehen ja ſeit neueſter Zeit recht fleißig zum Fenſter heraus? Da ich Sie ſehr genau kenne, Sie wiſſen wohl woher, ſo mögen Sie zuerſt die Ehre haben, mir zu ſitzen. Ihr Portrait ſoll den Anfang machen; doch tröſten Sie ſich. Sie bekommen bald der Colleginnen eine Menge. Alſo ich beginne:

1. Name: Amalie, Auguſte, Friederike. Die Eltern rufen ihr Amalie; die Dienſtboten: Fräulein Male; am liebſten hört ſie es aber, wenn man Malchen ſagt. Ich habe gegründete Urſache dieſer Meinung zu ſeyn, ob ich gleich nicht mehr Malchen ſage.

2. Stand. Sie iſt im Stande, jeden Stand auszufüllen. Beſonders ſcheint ſie dem Stande eines Aſſeſſors oder Sekretairs, d. h. einem angeſtellten Manne von Stand

hold zu ſeyn. Auch für einen Privatgelehrten würde ſie paſſen, da ſie ſelbſt nicht gerne etwas lieſt, um ſo lieber aber zuhört, wenn Andere leſen. Heine ſagt einmal: „Und wenn du ſchiltſt und wenn du tobſt, ich werd's geduldig leiden; doch wenn du meine Verſe nicht lobſt, ſo laß ich mich von dir ſcheiden.“ Von meiner Nachbarin würde ſich Heine nicht ſcheiden laſſen.

3. Eltern. Der Vater iſt ein penſionirter Verwalter und die Mutter ſeine erſte und bis jezt lezte Gemahlin. Die Mutter hat an dieſer ihrer einzigen Tochter ſo lange gezogen, bis ſie förmlich verzogen wurde. Sie widerſpricht derſelben ſtets, um ihr am Ende Alles zu gewähren. Sie beſſert ſtündlich an ihr, wahrſcheinlich weil ſie einſieht, daß noch viel zu verbeſſern wäre, läßt aber Alles beim Alten, wenn's die Tochter ſo haben will. Der Vater ſieht bei einem etwaigen zukünftigen Tochtermann weniger auf Vermögen, als auf ein ſolides Einkommen. Ein Abenteurer würde ſchlecht ankommen und ein Kaufmann gar nicht. Ein Beamter hat allein Werth in ſeinen Augen, und über den guten Ruf geht ihm gar Nichts.

4. Heimath: Stuttgart. Außerordentliche Vorliebe für dieſe Heimath. Sie würde ſich in keinem Fall entſchließen können, dieſelbe zu verlaſſen, auch wenn ſie noch ſo verliebt wäre. Stuttgart iſt ihre erſte und lezte Liebe, wie bei allen gebornen Stuttgarterinnen. Würde ihr Zukünftiger einmal auf's Land verſezt, ſo würde ſie ihm nicht folgen; denn im Heirathscontracte wird feſtgeſezt, daß ſie Stuttgart nie verlaſſen darf.

5. Vermögen: ziemlich. Wohl zu merken, daß ſie die einzige Tochter iſt. Sie bekömmt einmal, wenn Alles todt iſt, d. h. Eltern und Großeltern, immerhin ein Capital, das ſeine tauſend Gulden Intereſſen abwirft. So lange

die Eltern leben, dürfte die Mitgift kaum den zehnten Theil betragen. Der Vater liebt das Prüfungsſyſtem. Wem es übrigens bei einer Heirath blos um's Satteſſen zu thun iſt, der findet hier ſeine Rechnung; denn die Schwiegereltern würden nicht darauf ſehen, ob die lieben Kinder zwei- oder dreimal in der Woche an ihrem Tiſche äßen. Auch dürften von der Mutter ſtets Victualien in Menge in's Haus geſandt werden.

6. Alter: zwiſchen 17 und 18. Der Monat kann nicht angegeben werden. Zu bemerken iſt, daß ſie vor zwei Jahren behauptete, bald ſiebenzehn zu ſeyn, während ſie jetzt darauf beſteht, die achtzehn noch nicht paſſirt zu haben. Freiwerber werden erſucht, hierin der Schonen durchaus nicht zu nahe zu treten; denn in dieſem Punkte iſt ſie ſehr kitzlich; wahrſcheinlich auch noch in einigen andern.

7. Körperliche Eigenſchaften: ein friſches, lebhaftes Ausſehen. Nicht allzugroß, aber üppig gewachſen. Füße ziemlich lang, aber keine langen Finger. Haare blond, Augen braun; blaue Augen und braune Haare wären allerdings intereſſanter, aber der Blick, den ſie eben herüberwirft, iſt zärtlich und ausdrucksvoll genug. Beſonders rothe Lippen; die untere ragt etwas über die obere hervor, was möglicherweiſe vom Küſſen herkommen kann, in jedem Falle aber auf ein großes Kußvermögen hinweiſt. Sie trägt lange Locken und ſchnürt ſich bedeutend; doch darf man deßhalb auf keine baldige Auszehrung hoffen. Von zu viel Buckel iſt nichts zu bemerken, dagegen ſcheinen die Beine nicht ganz gerade zu ſeyn, wie einmal bei einem Sturmwinde erſichtlich wurde. Mit einem Wort ein recht hübſches Frauenzimmer, ohne ſchön zu ſeyn; nicht blendend, nicht auffallend; aber anziehend und liebreizend. Prunken kann man nicht mit ihr, aber als Hausfrau muß ſie

äußerſt angenehm ſeyn; denn der einfache Ueberrock, den ſie gegenwärtig trägt, ſteht ihr vortrefflich.

8. Geiſtige Eigenſchaften: ohne viel Geiſt, aber Verſtand genug zum Hausbrauch; Gutmüthigkeit, Neugierde und Lachluſt bilden die Hauptingredienzien. Schwazt gern über Andere, denkt ſich aber nichts Böſes dabei, wenn ſie denſelben das Schlimmſte nachſagt. Viel Anlage zur Eiferſucht, doch keine Anlage zur Megäre. Witz: Null; Satyre: unter Null. Spielt gerne mit Kindern in Gegenwart von heirathsfähigen Männern. Keine Anlage zum Durchgehen; könnte deßhalb nie zu einer Entführung geſteigert werden; dagegen müßten die Eltern nachgeben, wenn ſie ſich einmal einen Mann in den Kopf geſezt hätte. Iſt für Schmeicheleien ſehr empfänglich. Ob ſie treu ſeyn könnte, iſt eine Gewiſſensfrage; dagegen würde ſie Treue verlangen.

9. Liebſchaften: nicht ungewöhnlich viel. Die erſte mit einem Schulkameraden; ſehr kindiſcher Natur, ohne Nachwehen; ſie kann ſogar zum Lachen über dieſe Kinderei gebracht werden. Die zweite Liebſchaft ereignete ſich im 15. Jahre. Der Gegenſtand der Liebe war ein Commis, deſſen weiße Manſchetten und goldene Ringe ſie auf einem Balle angezogen zu haben ſcheinen. Dieſe Liebe mag aber wohl nicht beſonders tief gedrungen ſeyn; denn als der Commis auf Reiſen gieng, weinte ſie zweimal und nachher lachte ſie. Das Herz ſcheint gegenwärtig in neuer Bewegung zu ſeyn, ihren Blicken nach zu urtheilen, und wenn nicht bald ein Freier ſich meldet, ſo werde ich mein Heil probiren. Bis jezt ſind keine Abenteuer bekannt, nicht einmal mit einem Lieutenant.

10. Beſondere Bemerkungen: Vor einigen Wochen ſandte ich ihr ein Theaterbillet, jedoch ohne meinen Namen.

Sie gieng aber nicht in's Theater. Dieſer Umſtand ſtellte ſie in meinen Augen höher, als ich früher von ihr dachte.

Nun, mein Fräulein gegenüber, habe ich Sie nicht con amore abconterfeit? Sine ira et studio, ohne Gewinn und Fleiß, wie ich einmal überſetzte, was mir aber einige Backenbekanntſchaften mit meines Rectors Hand eintrug. Allein, meine Herren Leſer, mit dieſem Portrait, ſo genau es auch iſt, bin ich nicht zufrieden. Ich bitte Sie, wenn Sie das Mädchen kennen, ſo ſagen Sie mir, was ich etwa vergeſſen habe. Nur friſch heraus mit der Sprache. Es iſt noch weißes Papier genug da, um etwaige vergeſſene Charakterzüge und Körperlinien nachzutragen. Die Rubrik „beſondere Bemerkungen“ dürſtet nach weiterer Aufklärung, und vielleicht werde ich in ein paar Monaten ſchon einige Nachträge aus eigener Erfahrung liefern können.

Haben Sie nun einen Begriff von meinem Jungfernſpiegel? Ich beſchränke denſelben vorerſt auf Schwabenland; allein ich bin feſt überzeugt, daß meine Erfindung in allen Ländern nachgemacht werden wird. Es wird bald einen ſächſiſchen, einen hannoverſchen, einen preußiſchen, einen bairiſchen Jungfernſpiegel ſo gut geben, als einen ſchwäbiſchen. Schade, daß ich kein Patent auf meine Erfindung habe!

Herbei nun, ihr Herren, die ihr in Schwaben bekannt ſeyd; herbei ihr Alle, die ihr ein Mädchen oder eine Wittfrau in meinem Vaterland kennt, ihr mögt Ausländer ſeyn oder Inländer, kommt zu mir und tragt ſie ein in meinen Jungfernſpiegel! Keine Einzige darf ausgelaſſen ſeyn, ſie ſey Jungfrau oder Wittfrau oder geſchiedene Ehefrau! Alle Heirathsfähigen müſſen in meinem Jungfernſpiegel portraitirt werden! Ihr ſcheut euch? Pfui! Es geſchieht der Menſchheit zu Ehren, der Eheloſigkeit zum Torten, dem

Hymen zu Liebe. In jedem andern Falle würden Euch die Weiber eure Schwatzhaftigkeit übel nehmen, aber bei einem ſolchen Zwecke — nein, da dürft ihr aus der Schule ſchwatzen. Keiner halte zurück! Alles muß heraus! Ein krummer Wuchs darf ebenſo wenig verſchwiegen werden, wie eine krumme Seeleneigenſchaft! Hang zum Beiſammenhalten muß ebenſo gut benamst werden, als Hang zum Hinauswerfen! Ein ſchlechter Streich muß im Jungfernſpiegel aufgezählt ſtehen, wie hundert gute Handlungen! Dumm und geſcheidt, ſchön und häßlich, gut und ſchlimm, der Jungfernſpiegel hat Platz für Alles. Die kleinſte Falte muß hervorſtechen, denn es handelt ſich hier nicht um Holzſchnitte wie zu den Schillerausgaben, ſondern um Kupferſtiche nach altengliſcher Manier. Fort mit Schmeicheleien und Aufſchneidereien! Fort mit Verdeckungen und Verſchweigungen! Die Wahrheit will nackt gemalt ſeyn und ſie erfriert doch nicht. Wer Etwas angiebt, muß einen Eid darauf leiſten können und zwar keinen falſchen. Es gilt euer eigenes Heil, ihr Männer; darum ſchreibt nur Mädchen ein! Es gilt euer eigenes Heil, ihr ledigen Schönen, darum haltet keinen dienſtthuenden Liebhaber ab, euer Portrait zu malen!

Die Vortheile dieſes Unternehmens müſſen unermeßlich ſeyn. Mein Jungfernſpiegel muß eine förmliche Revolution hervorbringen. Wer künftig eine Liebſchaft anfangen, wer heirathen, wer von ſeinem Schatze loskommen will, — er muß zu mir kommen, um ſich aus meinem Jungfernſpiegel Raths zu erholen! Wer aber wird ferner ſagen können, „ich heirathe nicht, weil ich nicht weiß: wen?“ Komm her, armer Menſch, ſchlage nach; tauſend Namen ſind hier aufgezeichnet, und Einer wird dir doch recht ſeyn! Wer kann künftig ſagen: „ich heirathe nicht, weil ich die

Weiber alle von der ſchlechten Seite habe kennen lernen?" Komm her, armer Thor, du haſt bis jezt vielleicht Hunderte kennen gelernt und von allen Hunderten iſt keine etwas nütze, aber da ſind hunderttauſend Andere, jede weit beſſer und vorzüglicher, als jede deiner Hundert; ſiehe und wähle! Keine Ausflüchte mehr, keine Entſchuldigungen! Ich habe ein großes Heirathscomptoir errichtet, das mehr werth iſt, als alle Geſchäftsbureau's auf der ganzen Welt. Keiner ſoll ungetröſtet von mir gehen, und wenn ich einmal einen Männerſpiegel ſchreibe, ſo ſoll auch Keine ungetröſtet mich verlaſſen, was mir offenbar mehr Spaß machen wird.

Jezt freilich, — ich ſehe mein Schickſal voraus. Gar mancher große Erfinder iſt an ſeiner Erfindung zu Grunde gegangen. Vielleicht gräbt der Todtengräber über's Jahr ſchon an meinem Grabe! Allein Millionen Menſchen werden in einem Jahrhundert an daſſelbe wallfahrten, und der Papſt wird genöthigt ſeyn, mich heilig zu ſprechen, nachdem er mich vorher, was ihm eine Kleinigkeit iſt, meiner Ketzerei halber ſelig geſprochen hat! „Ich hab's gewagt," iſt von nun an mein Wahlſpruch. Was liegt mir an der unſäglichen Mühe, bis ich alle ledigen Frauensnamen von Schwaben in meinem Spiegel eingetragen habe? Was liegt mir an den tauſend Schreibereien und abertauſend Briefbeantwortungen? Ein Redacteur iſt ein geplagter Menſch; aber der Redacteur eines Jungfernſpiegels wird geplagter ſeyn, als alle Redacteure zuſammen. Ich werde von hunderttauſend Mädchen überlaufen werden, die alle gerne wüßten, was über ſie in meinem großen Buche ſteht; ich werde von Millionen Bitten überſchüttet werden, die alle in nichts Anderem beſtehen, als ein Paar Buchſtaben am Portrait zu ändern; ich werde Belohnungen geboten bekommen, die an's Ungeheure gränzen, und von

Selbſtaufopferung der Mädchen Zeugniß geben; ganze Meere voll Thränen werden vor mir vollgeweint werden, und ganze Armeen voll ſüßer Arme werden mich umſchlingen wollen, um Ein Wort des Guten, das nicht vorhanden iſt; Scheffelvollweiſe werden die Nägel meinem Geſichte angedroht werden, und wenn ich alle Augen hätte, die auf der Welt ſind, man wird ſie mir auskratzen wollen; man wird Alles über mich ergehen laſſen, was einen Menſchen bezwingen kann; aber ich werde ſtandhaft bleiben; kein Jota ändere ich, keine Schuldige ſtemple ich zur Unſchuldigen, keine Herzloſe zur Liebevollen, und wenn alle Weiber auf der Welt auf einmal mich anbelferten! Es iſt ein großartiger Entſchluß und ich weiß, daß ich darob die Schwindſucht bekommen werde, allein ich opfere mich dem allgemeinen Beſten. Schon ſehe ich im Geiſt eine hellere Morgenröthe aufgehen; ſchon winkt ein neuer Tag und bald wird die Stunde erſcheinen, wo alle Welt Hochzeit macht and glücklich verheirathet iſt!

Es klopft. „Herein."

„„Ich ſuche ein Weib.""

„Wie ſoll ſie ſeyn?"

„„Auf's Ausſehen ſehe ich nicht, wohl aber auf's Auskommen; das Alter iſt mir gleichgültig, nicht aber die Pfandſcheine. Ich bin ein Kaufmann und muß Geld haben, um ein Geſchäft zu gründen . . . ."

„Halt, ſchon genug! Sie ſind kein übler junger Mann; Sie könnten noch größere Anſprüche machen. Da ſind zehntauſend Jungfern, die alle Ihren Wünſchen entſprechen. Daß Tauſend von ihnen ja ſagen, dafür will ich garantiren."

Es klopft wieder. „Herein!"

„„Ich ſuche ein Weib.""

„Sehr ſchön, wie ſoll ſie ſeyn?"

„„Jung, ſchön, gebildet, liebreizend, eine Ausländsdame. Sie ſoll meinem Range angemeſſen leben, etwas vorſtellen, ich will prunken mit ihr!““

„Halt! Schon genug! Hunderttauſend für Eine. Freilich zum großen Theil etwas cenett, etwas frivol, nicht allzu unſchuldig, vergnügungsſüchtig, ohne Sinn für Hausmannsgenie, aber voll Geiſt und Liebenswürdigkeit. Hier ſind die Liſten, wählen Sie.“

Abermals klopft's. „Herein!“

„„Herr, ich bin alt, ich bin bäßlich, ich habe viel gelebt, Niemand wird mich wollen.““

„Halt! Nicht zu voreilig! Sie haben Geld. Da ſind zweitauſend Pfarrerswittwen aufgezeichnet, wovon keine mehr als drei Waiſenkinder beſitzt. Keine wird ſich weigern, Ihre Hand anzunehmen; denn ſie und ihre Kinder werden verſorgt werden. Zu lange können Sie auch nicht mehr leben und wenn Sie der Frau zum voraus ein hübſches Legat vermachen, ſo bürge ich Ihnen für die Hand einer dreißigjährigen Jungfrau. Hier ſind die Liſten.“

Klopft's ſchon wieder? „Herein!“

„Herr! Sie ſind ein Narr mit Ihrem Jungfernſpiegel. Ich kenne die Weiber, ich kenne ſie vom Fundament aus. Ich verlange nicht viel, nicht viel Schönheit, nicht viel Geld, nicht viel Verſtand, nicht viel Geburt, ich verlange eigentlich gar nichts, außer Etwas, aber dieſes Etwas werde ich nie finden, und wenn ſie mich unter Millionen wählen laſſen . . .!“

„Pſt! Pſt! Nicht ſo gar hitzig! Laſſen Sie einmal hören! Sie ſind wahrſcheinlich betrogen worden? So auf eine gewiſſe Art betrogen worden? Ich verſtehe; nachdem Sie genug Andern gute Lehren gegeben haben, hat man Ihnen nun auch eine Lehre gegeben? Hm! Hm! Freilich

viel verlangt, wenn man eine Frau will, die durchaus treu ſey, auch in Gedanken, wie in der That! Sehr viel verlangt. Aber ich leiſte das Unmögliche. Da ſind hundert Mädchen; prüfen Sie ihren Charakter auf alle Weiſe; ſtellen Sie ſie auf die Probe, wie und ſo lang Sie wollen; von dieſen wenigſtens iſt Jede feuerfeſt. Aha! Sie ſchreiben ſich die Namen ſchon heraus. Kommen Sie in einem Jahre wieder, ich bin ſicher, Sie als Ehemann zu begrüßen.“

Noch Tauſende kommen und Tauſende gehen getroſtet. Aus meinem Jungfernſpiegel erſieht Jeder, was er zu acquiriren Willens iſt. Keiner kann ſagen, daß er nicht vor der Hochzeit ſchon gewußt, woran er ſey; darum müſſen von nun an alle Ehen friedlich ſeyn. Wahrhaftig, die Frommen und Stillen im Lande müſſen ſich freuen; denn das tauſendjährige Reich, wo nichts als Liebe und Eintracht herrſcht, ſcheint nahe zu ſeyn.

„Aber wie? So ſpät Abends klopft's noch einmal? Teufel! biſt du es wirklich, mein liebſter Freund?“

„„Laß Dich umarmen, ich bin der glücklichſte Menſch von der Welt. Geſtern haben die Eltern meiner Emma ihr Jawort gegeben. Meine Emma gehört nun mein.““

„Der Menſch thut ja wie närriſch.“

„„Ach! Du kennſt ſie nicht, meine Emma! Das ſchönſte, das herrlichſte Mädchen von der Welt! Jedermann muß mich beneiden; denn es iſt zugleich die beſte Partie, die man machen kann. Oh! Ich werde überſelig ſeyn.““

„Ich gratulire! aber zum Spaß wollen wir einmal in meinem Jungfernſpiegel nachſehen. Richtig hier: „Emma N. N. Schwarze Augen; lange Locken; äußerſt zierlich gewachſen; vornehmer Anſtand; ſehr gebildet; ſpricht drei Sprachen; erbt einmal ihren reichen Oheim, den Kaufmann

N. in N." . . . . . Ah! immer beſſer! Herrlich! Ja wahrhaftig, da iſt allerdings zu gratuliren. Aber zum Guguck! Was ſteht denn da? Beſondere Bemerkungen: Ich kann nicht umhin, der Wahrheit gemäß hieher zu ſetzen, daß der Kaufmann N. in N.. der hier als reicher Onkel figurirt, dem Bankerott nahe iſt und ſich nur durch einen reichen Affecié retten kann. Auch finde ich hier nichts davon erwähnt, daß Fräulein Emma noch jetzt ein Liebesverhältniß mit einem Gardeofficier unterhält, den ſie nur nicht heirathet, weil er ſie nicht nimmt. Ein zukünftiger Werber darf daher zum voraus verſichert ſeyn, daß er einen Hausfreund bekommt . . Hm! Hm! Bruder, du dauerſt mich."

„„Iſt das wahr?""

„Buchſtäblich. Hier der Name des Referenten, der obige Bemerkungen niederſchrieb. Erkundige dich bei ihm eines Nähern"

„„Alſo ich ſoll heirathen, um durch mein Geld dem bankerotten Onkel wieder auf die Beine zu helfen? Ich ſoll heirathen, um einem Gardeofficier freie Entrée zu verſchaffen? Ha, ich bin ſchändlich betrogen.""

Fort iſt er. Wie wüthend geht er zum Hauſe hinaus. Nun die Lection war derb, aber ſie wird eine Radicalkur bewirken. Fräulein Emma muß vor der Hand noch eine Weile ledig bleiben.

Sehen Sie nun den immenſen Einfluß, den mein Zungfernſpiegl hat? Hohe Regierungen, die meinen Plan noch weitläufiger durchgeführt wiſſen mochten, belieben ſich in Bälde an mich zu wenden. Ich werde Ihnen Auskunft geben, auch ohne vorher eine goldene Medaille oder ein Ehrenzeichen erhalten zu haben. Gegen die Errichtung eines Monuments, ſo lange ich lebe, proteſtire ich.

Die Neujahrsnacht in einer großen Stadt.

Da iſt er wieder der 31. Dezember! Die alte Mutter Zeit iſt abermals um 365 Tage und etliche Stunden älter geworden, aber man ſieht's ihrem alten runzlichten Geſichte nicht an. Sie hat ſchon ſo viel erlebt, daß ihre Miene ſich über kein neues Ereigniß, als z. B. die Erſcheinung eines neuen Buches mehr verzieht, daß kein neues Jahr ihrem faltenreichen Antlitz ein Lächeln abzulocken oder eine neue Furche einzugraben vermag. Was liegt uns Menſchen an einer Secunde, was liegt der Zeit an einem Jahr?

Ein abſonderlicher Tag iſt er doch, der 31. Dezember! Kein Menſch lebt da, wie gewöhnlich; es iſt, als ob in Jedermann ein neuer Impuls, ein neuer Geiſt gefahren wäre; die gewöhnlichen Lebensſchranken werden überſchritten und mit Einem Satz iſt man in eine neue Zeit übergeſprungen, deren Zukunft kein Menſch zu enträthſeln vermag.

Beſehen wir uns einmal die Menſchen, wie ſie in's neue Jahr hinüberſpringen.

Die Glocken läuten zuſammen; denn es iſt Abend geworden und der Abend gehört dem 31. Dezember an. Auf dem Lande iſt an dieſem Tage eine ſchöne fromme Sitte: man läutet die Glocke faſt eine Viertelſtunde lang; denn das alte Jahr wird ausgeläutet. Die Töne hallen ſo feierlich in die Abendſtille hinein, daß alles Geſpräch verſtummt und auch die Reden in ſtiller Beſchauung ihrer Selbſt die Hände in einander legen und ein Gebet gen Himmel ſchicken für die Zukunft, vielleicht das erſte ſeit dem vergangenen Jahre. Auch uns ruft der Glockenſchlag in die Kirche. Wie ſie gefüllt ſind die Gotteshäuſer! Sonſt, am

Sonntag Vormittag — da ſind ſie auch gefüllt, beſonders diejenigen, deren Prediger gerade in der Mode ſind. Aber was führt die Leute hin? Andacht die Wenigſten; Neugierde Manche; Sucht, ſich im Sonntagsgewande ſehen zu laſſen, ſehr Viele; Gewohnheit die Meiſten. Heute Abend aber — es iſt ja der 31. Dezember. Wenn das letzte Stündlein ruft und der Menſch gezwungen iſt, Abſchied zu nehmen von der Welt und ihren Freuden, da ſieht man Manchen beten und ſeufzen, der ſonſt wohl über Andere geſpottet, die daſſelbige vor ihm gethan. Der Abſchied von dem, was gewiß war und vor Augen ſtand, das Herannahen eines Etwas, das in ewiger Nacht noch begraben liegt — wer dächte in ſolchem Augenblicke nicht an die in früher Jugend empfangenen Lehren, an eine Vergeltung, eine Ewigkeit? — Iſt aber der 31. Dezember nicht auch ein Abſchied von der Vergangenheit? — Betrachtet euch einmal die Geſellſchaft in der Kirche. Wohl ſitzen viele da, die ihr gewohnt ſeyd, an ſolchem Orte zu ſehen; aber wer ſind denn die dunkeln Geſtalten, in Mäntel gehüllt, die an den Thüren in den Ecken ſtehen? Ihr ſeht bekannte Geſichter, aber ihr habt ſie nicht in der Kirche kennen gelernt. Sie ſtehen ſchweigſam und beklemmen, und mit ſonderbar klopfendem Herzen horchen ſie der beredten Worte des Predigers, und bei manchem Schlagworte greifen ſie an die Bruſt und es iſt, als ob ſie ſich getroffen fühlten. Nie kann man eine andächtigere Gemeinde ſehen, als am Abende des verſchwindenden Jahres. Man iſt nicht in die Kirche gegangen, zu ſehen und geſehen zu werden; man iſt da, zu hören. Und indem ich dieſes ſchreibe, iſt es mir ſelbſt ſo ſonderbar zu Muthe, als ſtände das ganze vergangene Jahr vor mir, als lägen alle Gedanken und Thaten der verfloſſenen Tage auf einer großen

Wagschale und ich sehe die Schale auf- und niederschwanken und immer enger wird mir's um die Brust, denn die unrechte Schale will sinken und die andere in die Luft schnellen.

Ich bitte Sie, Madame, jezt nicht zu lachen; ich will Ihnen schon noch zu lachen geben; aber wenn Sie selbst am Abend des 31. Dezembers in der Kirche waren und Ihr Gemahl sodann nach Hause kömmt und über das, was der Geistliche gesagt, zu kritisiren anfängt oder gar zu spotteln, so werden Sie befremdet aufsehen und ihr Herz wird sich zusammenziehen, denn Ihre innersten Gefühle sind verlezt.

Wenn Sie lachen wollen, so folgen Sie mir in's Theater. Freilich wäre das Lipperltheater das geeignetste; allein auch ein Hoftheater bietet am Neujahrsabende seine Späße. Was wird gegeben? „Die Neujahrsnacht" von Zschocke, oder wenigstens nach seiner Novelle bearbeitet, was, wie die neuern Theaterstücke beweisen, auf Eines herauskommt. Wenn ich Herr wäre, so müßte freilich etwas Anderes aufgeführt werden. Ich ließe ein Trauerspiel in die Scene sezen, in dem alle mitwirkenden Personen mit Tod abgehen müßten. Zuerst erstäche sich der Held, dann vergiftete sich die Heldin; d'rauf stürben die übrigen untergeordneten Personen und am Ende träte der Souffleur hervor und hienge sich an seinem Souffleurkasten auf. Das wäre ein treffliches Bild des verschwindenden Jahres und damit Alles vollkommen dargestellt würde, so müßte mir der erste Tenorist der Oper den Helden, die Primadonna die Heldin und die übrigen Opernmitglieder die andern tragischen Personen geben. Ich versichere Sie, das gäbe einen Hauptspaß, noch größer, als wenn der erste Komiker als Jaromir zu seinen Ahnen versammelt würde.

— Sonderbar aber, daß an einem Neujahrsabend das Theater nicht ſo gar ſehr gefüllt iſt! Sollte man doch meinen, die Menſchen hätten das Jahr über genug Schlimmes geſehen und erlebt, daß ſie ſich an ſeinem lezten Tage auch noch tüchtig auslachen dürften! Allerdings, aber — Sie waren ja in der Kirche, wie mögen Sie alſo fragen, warum das Theater nicht voll iſt? Doch ich will Ihnen noch einen andern Grund ſagen.

Immer voran, nicht der Naſe, ſondern dem Ohre nach. Hören Sie die Muſik? Daher, dorther, überallher Muſik, und nichts als ‚trompetermuſik‘ — Welch' glanzende Geſellſchaft! Jezt nimmt es mich allerdings nicht mehr Wunder, warum das Theater nicht voll war. An ſechs verſchiedenen Orten Ball! und bal paré, weil einmal der Ausdruck Mode iſt! Es iſt ein wahres Glück, daß wir, nämlich meine Leſer und ich, die Vogelperſpective benüzen können, ſonſt wäre es uns unmöglich, die ſechs Bälle auf Einmal zu überſchauen. Aber — bemerken Sie einen Unterſchied? Es ſind faſt durchaus dieſelben Menſchen; denn Eine Leidenſchaft beſeelt ſie alle, die Tanzwuth. Das iſt die einzige Leidenſchaft, die ich nicht begreife. Sehen Sie einmal den befrackten Menſchen dort; er wäre unglücklich, wenn er keinen Frack hätte; noch hat er keinen Walzer, noch keine Galoppade ausgelezt; eben engagirt er auf den Cotillon; er bekömmt einen Korb; flugs wendet er ſich an eine zweite, dritte und vierte; es iſt ihm einerlei, welche es iſt, wenn es nur eine Tanzerin iſt; denn getanzt muß es ſeyn. Der Menſch iſt mir ein Räthſel, und doch hat er eine Menge Kameraden, die ebenſo, wie er, denken. Ob wohl die Frauenzimmer auch blos tanzen, um zu tanzen! Einſtens war auch für mich eine Zeit, da ich viel riskirte, um einem Ball anwohnen zu können, aber ich

tanzte nur, um mit ihr tanzen zu können. Wie viele Ueberwindung koſtete es mich, mit einer zweiten oder dritten herumzuwalzen, ſo wie es die gute Sitte erforderte und — die Eiferſucht eines Gewiſſen; aber wenn dann der Sitte Genüge gethan war, und ich mit ihr herumfliegen konnte, glauben Sie, daß ich tanzte, um zu tanzen? Sie lag in meinem Arme; ich hielt ſie kräftig umſchloſſen; ihr Mundhauch ſpielte mit meinen Locken; ihr Herz ſchlug an dem meinigen, unſere Hände drückten ſich; wir waren ſelig, denn die umarmende Nähe weckte noch ſüßere Erinnerungen. Das heiße ich tanzen. Dieſe Menſchen aber da unten, ſie bleiben ſo kalt, ſo ſinnlichkeitslos! und wenn ihnen auch der Schweiß die Stirne herabträufelt, ſo denken ſie an Nichts, als an's — Tanzen. Wer auf dieſe Manier eine Neujahrsnacht durchleben könnte! So ohne Gedanken, ohne Sinn! Bei Frauenzimmern mag es noch angehen, ſie haben doch ihren Ballſtaat an und freuen ſich, wenn eine Freundin auf ihren Putz neidiſch iſt; da iſt doch noch Ein Gefühl neben der Tanzwuth, aber — ich heirathe keine, die jede Neujahrsnacht durchtanzt. An eines Dritten Geburtstag mag ich tanzen, aber an meinem eigenen thue ich's nicht. Und iſt nicht die Neujahrsnacht ein Geburtstag für Jeden, der ſie erlebt? — Kommen Sie, wir laſſen die Gefühlloſen, die nicht einmal d'ran denken, wenn der Zeiger auf 12 Uhr ſteht, weil ſie walzen müſſen. Es wird mir unheimlich in dem erleuchteten Saale, unheimlich unter den Damen mit ihren Unſchuldskleidern und Diademen auf der Stirne, unheimlich unter den Männern, die auf ihre knappen Hoſen ſehen und mit den Sacktüchern die glühende Stirne wiſchen, unheimlich unter den Müttern, die keinen großern Gedanken faſſen können, als die kleinen Füßchen ihrer Töchter zu bewundern.

Wie kühl und friſch weht die Luft auf der Straße! Ich fühle mich ordentlich erleichtert. Lieber unter freiem Himmel eine Neujahrsnacht zugebracht, als in einem Tanzſaale!

Aber was brennt da drüben für ein einſames Licht? Es iſt ein armſeliges Häuschen; gewiß ein Kummervoller, der ſeine Thränen in's neue Jahr hineinweint! Ich habe mich getäuſcht. Hinter einer düſter flackernden Lampe ſitzt ein armes Mütterlein, und lieſt eifrig, die Brille auf der Naſe. Es iſt ein großes Buch, das ſie aufgeſchlagen hat, und ſo ſehr beſchäftiget ſie der Inhalt, daß ſie unſere neugierigen Blicke nicht bemerkt; ſie hat die Hände andächtig gefaltet und murmelt leiſe Worte. Was glauben Sie wohl, daß das alte Mütterlein lieſt? Es lieſt in der heiligen Schrift. Was glauben Sie wohl, um was es bittet? Um Reichthum, Tugend, Schönheit? O nein, es betet für das Wohl ſeiner Enkel. Die ſchlafen dort ſüß im Kämmerlein und denken nicht daran, welche Nacht ſie verſchlafen, nur das alte Großmütterlein wacht und fleht den Herrgott oben um ſeinen Segen für die Unſchuldigen an; denn die Mutter und der Vater haben nicht Zeit, ſie ſind — beim Tanze. Bei Gott, das alte Großmütterlein thut mehr mit ſeinem Gebete, als Einer, der eine lange Abhandlung geſchrieben hat über das Gebet und ſeinen Nutzen. Es kommt mir vor, wie einer der Schutzengel, von denen eine fromme Sage will, daß jedem Menſchen Einer beigegeben ſey, ſo lange er auf Erden wallt. Ich wollte, das Großmütterlein wäre mein Großmütterlein.

Doch, holla, was iſt das für ein Geſchrei, für ein Lärmen und Toben? Es ſind zarte Jünglingsſeelen, die Elegieen ſingen. Freilich geſchieht's etwas laut, die Stimmen ſind heiſer, der Schritt iſt wankend, aber — auf dem

Lande iſt's ja noch tauſendmal ärger. Da ſammeln ſich die Bauernbuben zu Hauf, und lärmend und tobend durchziehen ſie die Straßen; nur hie und da witſcht Einer oder der Andere auf die Seite, d. h. er entfernt ſich heimlich, und dann hört man plötzlich einen Schuß und dann wieder einen und noch einen. Die Schüſſe geſchehen zu Ehren der Geliebten; denn ein flotter Bauernburſche würde ſich lieber erſchießen laſſen, als daß er ſeinem „Mädle" das Neujahr nicht anſchöße. Wohl hat der Schultheiß eine hohe Strafe auf das Schießen geſetzt, aber das eilfte Gebot heißt: „laß dich nicht ertappen," und kein Gebot wird von den Bauernbuben getreulicher befolgt, als dieſes. Was können die wenigen Schaarwächter, d. h. die Diener der öffentlichen Sicherheit, mit der geſammten Bauernbubenſchaft ausrichten? Das ſehen ſie auch in ihrer Weisheit ein und ſetzen ſich lieber in's Wirthshaus, und laſſen ſchießen, wer ſchießen will; darum erzittert auch jedes ſchwäbiſche Dorf in der Nacht auf's Neujahr um die zwölfte Stunde von Einem großen, allgemeinen Schuſſe; denn vor dieſem Glockenſchlage wird nur von Einzelnen zerſtreut geplänkelt; mit dem Schlage aber ertönt ein großartiges Pelotonfeuer, und die Mädchen ſtrecken die Köpfe zum Dachfenſterlein heraus, um den zarten Liebesgruß mit einem ſüßen Blicke zu lohnen und aus dem Blicke wird nicht ſelten ein Händedruck und noch mehr; denn die Geliebte iſt nicht ſo grauſam, um dem Huldiger den Laden vor der Naſe zuzuſchlagen, wenn er auf der Leiter zu ihr emporſteigt, um ſich bei ihr für die ausgeſtandene Kälte zu erholen. Unſere Stadtjünglinge ſind nicht ſo verwegen; denn die Polizei iſt ſtreng, und wenn auch hie und da ein Schuß fällt, wenn auch ein Bischen geſungen und geſchrieen wird, alsbald herrſcht tiefe Stille, ſobald ein Polizeidiener ſich naht, und die Gruppe

zerſtreut ſich und man macht ſich auf die Terſen, um an vorherbeſtimmten Plätze ſich wieder zu ſammeln.

Laſſen wir die Straßenalarmanten; wir wenden uns zu einem der großern Gaſthöfe. Alle Fenſter ſind erleuchtet; die Säle ſind voll von Gaſten; aber welche auffallende Stille! Auf den Tiſchen ſind Teppiche ausgebreitet, und zu drei oder vier Gruppen hat ſich die ganze Geſellſchaft aufgepflanzt. „Zehn verliert, eilfe gewinnt.“ In der Neujahrsnacht iſt der Teufel los, und wäre es auch nur der Spielteufel, welchen Manche für den ärgſten der Beelzebube halten. Breit ſitzt Einer am Tiſche, den Würfelbecher hält er in ewiger Bewegung; ein Haufen Silber und Gold liegt vor ihm aufgeſchichtet; er hält die Bank. Rings um ihn haben ſich Zuſchauer und Spielende gelagert. Der Bankhalter hat verloren. Seine tiefen, eingegrabenen Züge verändern ſich nicht; er iſt an Glück und Unglück gewöhnt. Auf den Geſichtern der Spielenden aber ſpiegelt ſich Freude. „Parole!“ rufen die Verwegenen, während die Minderwagenden das Gewonnene einſtreichen. Abermals verliert der Bankhalter; aber wieder verändert er keine Miene, nur das dunkle Auge blickt giftiger und giftiger. Noch ziehen die Routinirteſten nicht ein; „Alles gewinnen oder Alles verlieren,“ iſt ihr Wahlſpruch; aber ein Wurf — und alles Geld gehört dem Bankhalter. Wie ſich jetzt die Züge ändern! Die Leidenſchaft auf ihrer höchſten Spitze, der Zorn in Compagnie mit der Verzweiflung malt ſich auf den Geſichtern der Verlierenden. Mit einem unterdrückten Fluch geben ſie bei Seite, um neue Hülfstruppen zu holen, oder andern Spielern Platz zu machen. — Wer nie ſelbſt mitgeſpielt, kann ſich in den Seelenzuſtand eines Spielers nicht hineindenken. Alle Leidenſchaften, die den Menſchen aufregen, Trunkluſt, Zorn, Verſchwendungsſucht

— alle kann die Liebe beſiegen, denn die Liebe vermag den ganzen Menſchen zu feſſeln; nur gegen eine Leidenſchaft vermag ſie nichts, gegen die Spielſucht. Da liegt das Geld des Banquiers; da ſitzen die Spielenden; ſie gewinnen, ſie verlieren, vielleicht nur, weil ſie den rechten Augenblick nicht gewahrt; es iſt ein unwiderſtehlicher Reiz, man muß mitſpielen. Ewig wechſelt das Glück; wenn alle Hoffnung ſchon verloren, weckt es dieſelbe trügeriſch von Neuem; in unveränderlicher Spannung ſind alle Seelenkräfte befangen; man hört nicht auf ſeinen Nachbar, und wenn er verzweiflungsvoll fortſtürzt, man ſieht es nicht, man hat an ſich zu denken. Man empfindet keinen Hunger, denn man ſpielt; man empfindet keinen Durſt, denn man ſpielt; den Wein ſchüttet man hinein, nur um die außerordentliche Anſtrengung noch länger aushalten zu können. Wohl laſſen es ſich die Gewandteſten nicht anmerken; aber ſieht einmal dieſe eingefallenen Wangen, dieſe hohlen Augen; im Innerſten der Seele wühlt die Leidenſchaft und frißt das Mark aus den Knochen. Eine Nacht am Spieltiſch, ſie ſaugt mehr Lebenskraft aus dem Menſchen, als ſechs Nächte beim tiefſten Studium durchwacht. Wenden wir uns von ihnen, die alſo den Neujahrsmorgen begrüßen; denn bis morgens in der Frühe werden ſie daſitzen, ohne zu wanken; und wenn ſie dann die Sonne des aufgehenden Jahres begrüßt, ſo werden ſie nicht wagen, ihr in's friſche rothe Antlitz zu ſehen; denn ſie haben vielleicht das Einkommen eines ganzen Jahres an dieſe einzige Nacht geſetzt, und Schulden häufen ſich auf Schulden und das Elend kehrt mit allen ſeinen Nüancen ein, und das Ende — wer vermöchte es nicht vorauszuſehen?

Abermals treten wir in's Freie, und der Mond arbeitet ſich hinter den Wolken hervor. In einer ſolchen

Nacht keine Liebschaft! Madame, Sie irren sich. In keiner Nacht wird mehr geliebt, als in der Neujahrsnacht; in keiner Nacht werden mehr feierliche Schwüre gethan, als in der Neujahrsnacht, in keiner Nacht werden mehr Pläne geschmiedet und ernste Verfäße gefaßt. Ein jedes liebende Paar macht am lezten Dezember auf's Bestimmteste aus, daß es bis auf den nächsten lezten Dezember ein Eheraar und natürlich ein glückliches seyn wolle. Gott gebe seinen Segen dazu, nämlich wenn das Eheraar fertig ist! Sehen Sie, da verläßt eben Einer das Haus seiner Geliebten. Es ist ihm heute gestattet gewesen, länger als gewöhnlich zu bleiben, nicht etwa blos seiner Braut wegen, sondern aus Gründen der Unterhaltung. Der Vater hat heute ein Uebriges gethan und der Mutter erlaubt, ein Punschnäpflein zu brüden, und damit der Punsch in Geselligkeit getrunken werde, ist der Bräutigam eingeladen worden, auch nach 10 Uhr noch ein bischen zu verweilen. Der Vater ist dann süß eingeschlummert im Sorgenstuhl und die Mutter hat über dem Stricken genickt, wie eine Träumende; die Liebenden aber hielten sich fest umschlungen und flüsterten leise Worte und ein hundertmal wiederholter Kuß besiegelte die hundertmal wiederholten Versprechungen und Hoffnungen, und sie fiengen an auf ein künftiges neues Jahr unter eigenem Dache und ob dem Klange erwachte der Hausvater und meinte, die Geselligkeit wäre nun im Uebermaß genossen worden, und die Braut leuchtete dem Geliebten die Stiege hinab und jezt — ach! sie vermögen es nicht, Abschied von einander zu nehmen. Küßt euch nur! Wer weiß, ob ihr wieder so fröhlich küssen werdet, wenn erst das Jahr vorüber ist! Doch die Mutter ruft.

„Das letzte Umarmung! den letzten Kuß,
Dieweil es geschieden seyn muß."

Der Geliebte reißt ſich los und hinter ihm ſchließt ſich die Thüre ſeines Glückes. Doch in ihm lebt eine Hoffnung und er ſingt ein einfach ſchwäbiſch Lied, das ich nicht umhin kann, meinen Leſerinnen hierherzuſetzen, ſchon ſeiner rührenden Melodie wegen.

Muß i' denn, muß i' denn zum Städtele n'aus,
Städtele n'aus,
Und du mein Schatz bleibſt hier;
Wenn i' komm', wenn i' komm', wenn i' wied'rum komm',
wied'rum komm',
Kehr' i' ein mein Schatz bei dir.
Kann i' glei' net allweil bei dir ſeyn,
Han' i' doch mei' Freud' an dir
Wenn i' komm', wenn ich komm', wenn i' wied'rum komm',
wied'rum komm',
Kehr' i' ein, mein Schatz, bei dir.

Ueber'ſ Jahr, über'ſ Jahr, wenn man Träubele ſchneid't,
Träubele ſchneid't,
Gell' i' mi' hier wiederum ein;
Bin i' dann, bin i dann dein Schätzele noch,
Schätzele noch,
Dann ſoll die Hochzeit ſeyn.
Ueber'ſ Jahr, da iſt mei' Zeit vorbei,
Da g'hör' i' mein und dein;
Bin i' dann, bin i' dann dein Schätzele noch,
Schätzele noch,
Dann ſoll die Hochzeit ſeyn.

Alle Wetter! Es muß ein Nebel ſeyn; die Augen ſind mir ganz feucht, oder gar Thränen? Ein ſolches Volksliedchen kann mich alten Burſchen ganz wehmuthig machen. Zum Glück ſieht's Niemand. — Aber da muß mich der Böſe gerade an einem Verſammlungsſaale der „Frommen" vorbeiführen. Nur Einen Blick laßt uns hineinwerfen, denn es verlangt mich nach einem kräftigen Mittel gegen die Weh- und Schwermuth, eine Frömmler-Verſammlung aber könnte mich leicht zur Spottſucht umſtimmen. Sehen

Sie, da ſitzen ſie bei einander, die Brüder und Schweſtern und heißen ſich Du und küſſen ſich und ſchwören der ganzen Welt Bruderliebe, und wenn ſie allein ſind, ſo — — keine Läſterung! Der „Hannesle“ hat ſo eben die Kanzel, d. h. den Rednerſtuhl beſtiegen, der Geiſt, ich weiß nicht welcher, iſt über ihn gekommen und er ſpricht weiſſagende Worte von dem, was da kommen wird; denn im folgenden Jahre iſt's nun ſicher, daß das tauſendjährige Reich eintrifft. Zwar hat Bengel einen andern Tag vorausgeſagt und an dieſem iſt's nicht eingetroffen: aber auch der Klügſte kann ſich irren und der Bengel irrte ſich. Zwar hat auch der neue Prophet Hannesle ſchon vor einem Jahre das Ende der jetzigen Zeit prophezeiht und es iſt nicht eingetroffen; aber nicht weil Hannesle ſich geirrt, denn Hannesle irrt ſich nie, ſondern weil der verſchiedenen Vorbereitungen zum Weltuntergang wegen die Partie noch eine Zeitlang hinausgeſchoben werden mußte. So geht's mit dem tauſendjährigen Reich und dem Weltuntergang, wie mit gewiſſen Concerten. Sie werden angekündigt, anempfohlen, aber keine Subſcribenten melden ſich, und das Concert unterbleibt; die Subſcribenten aber, die ſchon pränumerirt haben, bekommen ihr Geld nicht heraus. So kündigen die Pietiſtenväter auch das tauſendjährige Reich an, und viele Schüler pränumeriren darauf, aber — es giebt noch nicht genug Pietiſten in der Welt, um mit dem großen Reiche beginnen zu können. — Jetzt ſchließt Hannesle ſeinen Vortrag mit einem Anruf an Gott, den Allmächtigen, Allgerechten, Allliebenden. Das Schlußgebet folgt und die ganze Verſammlung ſtimmt mit ein; das Gebet aber fängt alſo an: „Herr Gott, wir danken dir, daß du nicht alle Menſchen liebſt, wie uns; ſondern einzelne Seelen, wie das Lumpenpack der Heiden, Juden, Katholiken, Hegelianer,

Röhrianer u. ſ. w. zum Voraus verdammt, uns aber als deine lieben Kinder erkannt haſt" — Ich mag das Gebet nicht vollenden. Doch — jetzt iſt's aus; die fromme Verſammlung geht auseinander. Wer doch auch mit Abſchied nehmen dürfte, bei dem Abſchiedskuſſe der Schweſtern! Die Pietiſtenhäupter ziehen ſich zurück; denn ſie wollen die ganze Nacht im Gebete vor dem Herrn zubringen. Das Gebet aber im einſamen Kämmerlein beſteht aus Confect und ſüßem Weine. Andere Leute trinken den Wein öffentlich und beten heimlich; die Pietiſten machen's gerade umgekehrt.

Doch, ich habe Durſt bekommen und mein Magen iſt ſchwach. Gott ſey Dank, wir ſind zur Stelle. Ich konnte Ihnen noch zehn oder zwölf ähnliche Locale zeigen, in denen allen die Neujahrsnacht auf abſonderliche Art gefeiert wird. Die Stube, in die wir treten, iſt voll Rauch und Tabacksqualm. Ein ächter Deutſcher muß ſeine Pfeife im Mund haben, will er einen kräftigen Schluck thun und Mannesworte ſprechen. Nur wahrhaft kräftige Schlücke werden hier genommen, nur kräftige Worte werden geſprochen! Da ſitzen die alten Geſellen und trinken. Sie ſitzen ſchon ſeit dem Abend, und noch immer weichen ſie nicht, ob auch die Polizeiſtunde längſt geſchlagen. Heute Nacht iſt Freinacht, und nur ein Philiſter macht ſich in's Bette. Wer, glauben Sie wohl, daß die Geſellen ſeyen? Sie treffen manchen Bekannten, und Sie hätten es ſich nicht geträumt, daß die Herren da, alle wohl angeſtellt oder auch nicht wohl angeſtellt, hohe Räthe und niedere Secretäre, Aerzte und Advokaten, Aſſeſſoren und Redakteure, allda auf ſolche Weiſe bei einander ſitzen würden. Die Röcke ſind abgeworfen, die Ungenirtheit hat ihre Fahne aufgepflanzt. Blicken Sie nicht mit Sprottlächeln auf dieſe

Männer; es iſt die Elite ihrer Cameraden; in eine geſchloſſene Geſellſchaft haben ſie ſich zuſammengethan, um den Staatskittel abzuwerfen und die alten Burſchenjahre hervorzuzaubern aus der Rumpelkammer der Vergangenheit. Der alten Zeiten wird gedacht, der alten Freunde. Alte Lieder ertönen, die längſt vergeſſen ſchienen ob den Sorgen des gewöhnlichen Lebens; aber die Sorgen ſind abgethan für heute Nacht, und das gewöhnliche Leben hat dem Burſchenleben auf zwölf Stunden Platz machen müſſen. Alle Neujahrsabende verſammeln ſie ſich, um alle Neujahrsabende ſich wieder zu verjüngen, und die Männer, die gewohnt ſind, mit Haſt und Eifer ihren gewöhnlichen Geſchäften nachzugehen, ſie ſitzen jetzt ſo frei und unabhängig, als wären ſie noch auf der Univerſität. Die Augen glänzen, die Wangen glühen und der Mund ſingt:

„Wohl auf noch getrunken den ſchäumenden Wein."

Setzen wir uns mitten unter ſie, wir wollen das Herz aufthauen laſſen, daß es wieder ſpringe und hüpfe. Eine Neujahrsnacht ſoll ſeyn eine Nacht der Freude, keine Nacht der Sorge. Wer ein kräftig Gemüth im Leibe hegt, der trägt das Leben um Tauſende leichter, als der grämliche Kummermann, der von jedem herabfallenden Ziegel meint, er ſey für ſeinen Angſtkopf gebrannt geweſen. Horch! jetzt ſchlägt die zwölfte Stunde. Hei! wie ſie draußen ſchreien: „Proſit 's neue Jahr!" und Nichts dabei denken; wir aber erheben uns allgeſammt und drücken uns ſchweigend die Hände, und die Gläſer ſtoßen klirrend zuſammen und das alte Lied wird angeſtimmt: „Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude," und wenn wir an den Vers kommen: „Iſt einer unſ'rer Brüder nun geſchieden, vom blaſſen Tod gefordert ab," ſo drücken wir uns abermals die Hände

und abermals ſtoßen wir an; denn es gielt den Brüdern, die ſchon zu ihren Vätern verſammelt ſind, und die Abgeſchiedenen, wenn ſie auf uns herniederſchauen, ſie werden dieſen Gruß verſtehen und er wird ihnen mehr werth ſeyn, als alle Thränen, die falſche Augen um ſie geweint, als alle Leichenreden, die bezahlte Geiſtliche an ihrem Grabe gehalten. Alſo wird hier die Neujahrsnacht gefeiert und ihr dort außen, deren Seelen ſo dünn geworden ſind, wie Häringsſeelen, rümpft immer die Naſe und ſprecht mit Entſetzen im Antlitz:

Sie haben nun wieder die ganze Nacht
Beim Trinkgelage zugebracht; —

eine ſolche Nacht iſt mehr werth, als zehn Jahre vom Alltagsleben; und in dem Geſang der nächtlichen Geſellen liegt mehr Philoſophie, als in dem Kopfe des Nachtarbeiters da drüben, der bei trüber Lampe noch über den Urſprung des Böſen nachdenkt und nie damit zu Ende kommt.

Ihn wollen wir nicht beſuchen, den Philoſophen, denn die Neujahrsnacht iſt ihm wie eine andere Nacht. An den Hütten der Armen wollen wir nicht anklopfen; ſie ſchlafen längſt, nicht den Schlaf der Unſchuld, aber den Schlaf der Ermattung; das neue Jahr bringt ihnen keine Erleichterung, was ſollen ſie ſeine Morgenrothe feiern? Aber an Einem Orte müſſen wir noch verweilen, es ſey der letzte, und wenn der Leſer von den Orten der Schande und der Schlechtigkeit zurückbebt, ſo überſchlage er dieſe Seite.

Es iſt ein düſteres Zimmer, denn die Lichter ſind herabgebrannt. Um einen Tiſch herum ſitzen Männer und Weiber in enger Liaiſon, aber der Prieſter hat ſie nicht getraut und die Liebe ſie nicht verbunden. Leere Flaſchen, zerbrochene Krüge, halbgefüllte Teller bedecken die Tafel in ſchmählicher Unordnung. Die Dirnen blicken frech und

haben alle Scham abgelegt. Es iſt ein Schmaus in einem öffentlichen Hauſe. Wer euch auch hierher geführt, ihr Jünglinge, ihr dankt's ihm nicht; denn auf euren Geſichtern ſteht bereits der Ueberdruß geſchrieben und der Ekel hat ſich um euren Mund gelagert. Wer mag eine Neujahrsnacht im Arme der Zugelloſigkeit zubringen? Würdet ihr euren erloſchenen Blick im Spiegel ſehen, könntet ihr die entmenſchten Weiber mit nüchternem Auge betrachten, ihr flöhet aus dieſer Höhle der Gemeinheit, um — meinetwegen um euch im Neckar wiedertaufen zu laſſen, denn nach einer ſolchen Nacht wäre eine Wiedertäufergeſchichte am Platze.

Die Kanonen donnern; Militairmuſiken ziehen in den Straßen herum. Laſſet uns andere Kleider anziehen; denn es iſt — Neujahrsmorgen.

Der Ehninger Congreß.

Ich ſpreche, wie Sie ſehen, weder von dem Congreß zu Verona, noch von dem zu Wien, ſondern von dem Ehninger Congreſſe.

Bis jetzt iſt dieſer Congreß in der politiſchen Welt noch ein Geheimniß geblieben; ja ſogar die Geſandten mancher großen Höfe, die doch nur deßwegen als Ambaſſadeurs figuriren, um alle Staatsgeheimniſſe alſobald und brühwarm nach Hauſe zu berichten, wiſſen nichts von dieſem Congreß. Höchſtens nehmen einige Zeitungen von ihm Notiz, wahrſcheinlich nur, um ihre Spalten zu füllen, weil es gerade an wichtigerem Stoff mangelt. Dieſes Ausfüllen der Spalten iſt das Toilettengeheimniß der Redactionen,

und ich werde mich wohl hüten, daſſelbe zu veröffentlichen, eben ſo ſehr, als manche ſchöne Dame, die gar wohl weiß, welchem Umſtande und welchen, d. h. wie vielen Unterrocken ſie ihre Fülle und Ueppigkeit verdankt.

So wäre vielleicht an dem Ehninger Congreß nichts Merkwürdiges? Allerdings treffen wir allda keine Fürſten und Grafen, keine Potentaten und Diplomaten, keine Geheimthuer und Geheimſchreiber. Weder die Augsburger noch die Leipziger Allgemeine hat allda ihren beſondern Correſpondenten, der bald dieſen, bald jenen Intriguen-Meiſter mit einem Andern zuſammenführt, und aus dieſer geheimen Conferenz Geheimniſſe berichtet, die kein Menſch je erfahren hätte, wäre der Correſpondent nicht dahintergekommen, aus dem einfachen Grunde, weil die Conferenz nie Statt fand. Allein ich bin wiederum weit entfernt, dem geneigten Leſer die Geheimniſſe der Correſpondenzfabrikation zu offenbaren. Gott! wie würden ſonſt die Correſpondenzler über den Verfaſſer dieſer Skizzen herfahren! Kein gutes Haar ließen ſie an ihm, während er doch offenbar der gutmüthigſte Mann von der Welt iſt.

Allein was iſt's denn mit dem Ehninger Congreß, wenn er keinen politiſchen Zweck hat? Ich will's dem Leſer kurzweg ſagen: es iſt eine Zuſammenkunft von Kaufleuten, d. h. von reiſenden Kaufleuten, d. h. von reiſenden Commis, d. h. von Commis voyageurs, d. h. von Reiſenden, wie man dergleichen menſchliche Artikel gewöhnlich nennt.

Wollen dieſe etwa ſich über die Maßregeln beſprechen, die man zur Hebung des Handels und Manufakturweſens ergreifen müſſe? Wollen ſie etwa eine Actiengeſellſchaft gründen zur Unterdrückung der engliſchen und franzöſiſchen Fabriken! Oder wollen ſie überhaupt ſich nur die Reſul-

tate ihrer bisherigen Erfahrungen mittheilen, und in einer Ehninger Congreß-Zeitung niederlegen zu Nutz und Frommen aller angehenden Klein- und Großhandler? Nichts von allem dem. Die Herrn Reisenden kommen zusammen, um Geschäfte zu machen. Wofür giebt denn der Principal und die Firma das viele Geld aus? Wofür bezahlt man einen Reisenden mit einem schönen Salair und noch schönerem Taggeld? Dafür, daß er Geschäfte macht, d. h. daß er Waaren an den Mann bringt, oder auch an die Frau, bei welch' letzterer die Sache sich manchmal noch leichter macht, als bei dem ersteren.

Wer kennt die berühmte Ehninger Messe nicht? — Ein Fremder hatte einmal davon gehört, und versprach sich natürlich großartige Dinge: einen großen Marktplatz, eine Menge Buden, eine Unmasse von Käufern und Verkäufern, einen Zusammenfluß von Neugierigen und Sehenswürdigkeiten, als da sind: englische Reiter, Menagerien, tanzende Kameele, Hunde, die wahrsagen, Flöhe, die nach dem Takte stechen, reisende Tyroler und Savoyarden, Citherspielerinnen, Tochter der geschminkten Schönheit und Freude u. s. w. Er machte sich also auf den Weg, um die Herrlichkeiten alle mitzumachen; er kam in Ehningen an, sein erster Ausgang war auf den Markt, aber — was sah er? Keine Menagerien und englische Reiter, keine Tyroler und Savoyarden, keine Citherspielerinnen und Filles de joie, gar nichts, als auf beiden Seiten der Straße einige elende Buden, kaum Werth, in einer großen Stadt an Wochenmärkten zu figuriren, mit einem Worte, einen Markt, den jeder Krämermarkt in dem schlechtesten Landstädtchen übertrifft. Das sollte die Ehninger Messe seyn? Er ließ einspannen und fuhr wieder nach Hause. Aber wie Unrecht hatte der Mann!

Es iſt im Monat Januar. Da machen ſich die Commis voyageurs aus Frankfurt am Main, aus Hamburg, Lübeck, Bremen und wie die Handelsſtadte alle heißen, auf den Weg. Wohin gehr's? Nach Ehningen. Wohl an die 200 ſind in wenigen Tagen verſammelt; alle Wirthshauſer ſind überfüllt; Viele finden in Ehningen ſelbſt keinen Platz mehr, ſondern müſſen ſich in dem nahen Reutlingen einquartiren, obgleich das Dorf Ehningen beſſere und größere Gaſthofe zählt, als manche Reſidenzſtadt. Mit wahrer Begierde warten die Ehninger auf die jungen Männer. Wie alte Bekannte werden ſie aufgenommen; denn man kennt ſie ja längſt, da ſie keine „Meſſe“ verſaumen. — Die werden nun wohl auspacken, eine Menge Waaren ausbreiten? Ei, da kennt man die Herren Reiſenden ſchlecht. Die Geſchäfte werden nobel betrieben, d. h. man bringt die Waare nicht ſelbſt mit, ſondern nur die Muſter derſelben. Eine Muſtercharte iſt das Einzige, was aus dem Wagen gehoben wird, denn Muſtercharteninhaber — Reiter darf man nicht mehr ſagen, weil die Muſterchartenreiter nun Muſterchartenfahrer geworden ſind — abgerechnet. Nun kommen die Ehninger Krämer herbei.

Ich hätte eigentlich ſagen können: „die Ehninger,“ denn in Ehningen giebt's blos Krämer. Der Weingärtner und Ackerbauer ſind dort ſo wenige, daß man ſie ganz überſieht. Jetzt werden Geſchäfte gemacht. Die Muſtercharten werden ausgebreitet. Waren ſie an Einem Stücke, ſo gäb's einen längern Zettel, als der berühmte Liebſchaften-Aufzähler Leporellos im Don Juan, „hunderterlei Arten von ſeidenen, halbſeidenen und gar nicht ſeidenen Tüchern, zehnhunderterlei Arten von Zitzen und dergleichen Geſchichten; hunderttauſenderlei Arten von Bandern!“ Herz, was willſt du! Der Ehninger Krämer wählt und wählt und

wahl wieder. Aber er hat auch Zeit dazu; denn die Herren Reisenden bleiben drei, ja sogar zum Theil vier Wochen, und was dem Einen fehlt, das hat der Andere. Das wäre eine Freude für eine Frau! Sie könnte unter den vielen Modeartikeln nicht herumkommen, und wenn man ihr auch drei Jahre Zeit ließe! Aber der Ehninger Krämer hat noch mehr zu thun, als einzukaufen, er hat auch abzurechnen. Von der vorigen Meße her stehen die empfangenen Artikel eingetragen, und der Reisende erwartet Bezahlung. Dieser letztere Umstand hat für den Einkäufer viel Unangenehmes, so sehr, daß er manchmal ganz darüber hinwegzugehen versucht. Aber — ohne Berichtigung der alten Rechnung keine neue! Ohne Ehestand keine Frau! Wäre Beides nicht unzertrennlich, so würden wir viel mehr Hochzeiten und Einkäufe erleben. Die Kaufleute würden viel mehr absetzen, wenn die Conto's nicht berichtigt werden müßten. Doch — der Ehninger Krämer hat ja die letzt eingekauften Waaren mit 25, 50 oder gar 100 Procent Nutzen verkauft — eine Sache, die im Ehestand nicht vorkommt, so kann er immerhin bezahlen, und neue Schulden machen.

Das ist die ernsthafte Seite des Ehninger Congresses; allein er hat auch seine spaßhafte und fröhliche. Zweihundert junge Kaufleute in einem Dorfe versammelt! Zweihundert aufgeweckte Leute, die alle schon ein bischen in der Welt herumgekommen sind! Das muß ein absonderliches Leben seyn. Versuchen wir's einmal, einen Abend zu schildern.

Wir sind im berühmtesten Wirthshause Ehningens. Ich nenne seinen Schild nicht; aber wer einmal in Ehningen war, kennt ihn. Ich nenne den Namen des Wirths nicht, aber derselbige ist auch ohne mich berühmt, und in

der ganzen kaufmännischen Reisewelt bekannt. Ein Professor dürfte sich gratuliren, spräche man so viel von seinen Collegien, als von den Rechnungen unseres Wirths. Ein Richter dürfte sich glücklich schätzen, wären alle seine Urtheile so gerecht, als die Entscheidungen unseres Wirthes; denn zur Zeit des Ehninger Congresses ist unser Wirth Grosrichter und Majordomus, und höher angesehen in seinen Appartements, als ein abgesetzter Kaiser von Japan in China. — In den verschiedenen Wirthszimmern haben sich zerschiedene Gruppen gesammelt. An einem großen Tische sitzen fünfzehn bis zwanzig junge Kaufleute. Ich nenne sie jung, weil sie jung thun; aber der dort am obern Ende z. B. ist schon stark in den Vierzigen; seine Haare spielen in's Graulichte und hauptsächlich in's Sparsame; seine Wangen sind aufgerunfen, schwerlich vom Fasten; denn er pflegt das Maul stets voll zu nehmen, wie man eben jetzt bemerken kann, da er im Begriff ist, eine Erzählung zu beginnen. Die ganze Gesellschaft hört andächtig zu; denn der Mann, der schon zwanzig Jahre in der Welt herumgereist ist, wird von seinen Genossen so hoch venerirt, als auf der Universität ein altes bemoostes Haus, das seine 14 Semester studirt, d. h. auf Universitäten gewesen ist, und seine 40mal auf der Mensur gestanden hat. Die Erzählung muß piquant seyn; denn die Zuschauer verziehen zum öftern das Gesicht und brechen endlich in ein schallendes Gelächter aus. Ein Anderer ergreift das Wort, denn ihm ist etwas Aehnliches passirt. Mit jugendlichem Feuer fängt er sein Abenteuer an, und hat er es mit Würze, sey's ächte oder falsche, Wahrheit oder Dichtung, zu versehen gewußt, so wird auch ihm unermeßlicher Beifall. Viele Stunden kann diese Gesellschaft beisammen sitzen, und nimmer endigt der Faden des Gespräches; ein

Witz ſchlagt den andern, zwar ſelten ein ſelbſtgemachter, aber doch ein geborgter, auswendiggelernter; eine Anecdote folgt der andern, immer eine intereſſanter als die andere: denn die Herren Reiſenden haben nichts Wichtigers zu thun, als überall, wo ſie hinkommen, die Witze, die fallen, und die Anecdoten, die erzählt werden, zu ſammeln und mit Hülfe des Bleiſtiftes in ihr Gedächtniß überzutragen. Was kann man auch anders thun, wenn man Tage lang allein im Wagen fährt, als ſolche Späſſe auswendig zu lernen, und ſie nachher als eigene Waare aufzutiſchen? Die Gabe der Beredſamkeit müſſen die Herren Reiſenden ohnehin haben, denn ohne dieſe — wie konnten ſie Geſchäfte machen, d. h. den Kaufleuten ihre Waare aufſchwatzen? Freilich darf man bei dieſen Erzählungen nicht allzubedenklich, nicht allzuzüchtig ſeyn, denn manche Dinge werden da vorgebracht, die blos für Eingeweihte paſſen, und als ob das Indecente einen beſondern Reiz hätte, ſo lieben es Commis voyageurs hauptſächlich Geſchichten aufzutiſchen, welche unter Pfarrerstöchtern nicht paſſiren. Doch — ſie ſind ja unter ſich, und jeder fege vor ſeiner Thüre. Möge ein Sittenrichter ſagen, was er will; ich geſtehe, ſchon oft hat mich ein reiſendes Haus mit ſeinen Schnurren und Poſſen, die er, d. h. es, alle der Ordnung nach aus ſeinem Gedächtnißkaſten herauszuziehen weiß, wie ein Bibliothekar die Bücher aus ſeinen Schranken, beſſer amüſirt, als ein ganzer Tiſch voll ernſter Philiſter mit ihren ſteifen Genicken und ordnungsliebenden Naſen. Wie muß es nun erſt zugehen, wenn ein Dutzend ſolcher „Häuſer“ bei einander ſitzt! Einer ſchlägt den Andern, Einer überbietet den Andern und ein Fremder, der noch nie dergleichen geſehen, noch gehört, meint vor Lachen berſten zu müſſen.

Doch wir haben nun genug gelacht. Wir wenden uns zu einer andern Gruppe.

Hier wird gespielt; der Würfelbecher macht die Runde. Sind das vornehme Herren und reiche Rentiers, daß sie es wagen, mit solcher Gleichgültigkeit Kronenthaler und Ducaten hinzuwerfen, als wären es Dreibätzner oder Vierundzwanziger? Nein, es sind Commis voyageurs: aber die Leute haben ein schönes Einkommen und ein schönes Reisetaggeld, und auf dem Ehninger Congreß thut man immer ein Uebriges. Das Glück wechselt schnell! Bald hat dieser den größten Haufen vor sich liegen, bald jener. Immer hitziger werden die Spieler, immer zorniger die Verlierenden, immer waghalsiger die Gewinnenden. „Getroffen!“ ruft Einer. „Nein, es gilt nicht,“ erwidert ein Anderer, „der Würfel ist schief gelegen.“ Ein Dritter mischt sich drein, ein Vierter, ein Fünfter. Der Lärm wird immer größer, heftige Redensarten fallen, die man auf der Universität als Tousche bezeichnet hätte; allein unter Kaufleuten gilt das Wort „dumm“ nicht so viel, als unter Studenten, die alle auf Weisheit Anspruch machen, und der Vorwurf des Unverstandes ist in der Philisterwelt ein gewöhnlicher. Endlich hat der Streit eine Höhe erreicht, daß man glauben konnte, es müsse zu bösen Haufern führen. Nun ist für unsern Wirth die rechte Zeit gekommen. Wie der Wind ist er unter den Streitenden. Academische Bürger würden den Wirth zurückweisen. „Der Schuster bleibe bei seinem Leisten,“ hieße es bei ihnen; allein der Commis voyageur ist nicht so hochtrabender Natur. Im Gegentheil, die Einmischung des Wirths ist ihm so angenehm, als manchen Duellanten ein Vorschlag zur Güte von Seiten der Secundanten. Jeder bestrebt sich, dem Herrn des Hôtel die Sache vorzutragen. Freilich stimmen

die Ausſagen nicht überein, aber die Gemüther werden inzwiſchen doch herabgeſtimmt, und je mehr der Zorn ſchwindet, um ſo leichter wird es dem Wirthe, Frieden zu ſtiften. Er giebt beiden Theilen Recht und beiden Theilen Unrecht; er ſingt ſich auf den Brauch in ſeinem Hauſe, wie es im Würfelſpiel ſeit dem Beginn ſeiner Wirthſchaft von ihm gehalten worden ſey, und dabei beruhigen ſich die Streitenden, und das Spiel beginnt von Neuem, oder zerſtreuen ſich die Herren zu den übrigen Gruppen. Beſonders gerne ſetzen ſich die, welche gewonnen hatten, an den Tiſch, welchen wir jetzt beſchreiben wollen.

Es iſt dieß unſtreitig der dicht beſetzteſte Tiſch, denn es iſt der Trinktiſch. Man kann zwar den reiſenden Kaufleuten für gewöhnlich nicht nachſagen, daß ſie ſtarke Trinker ſeyen. Bis zu dieſer philoſophiſchen Weltanſicht haben ſie es noch nicht gebracht. Allein da ſie oft einkehren müſſen auf ihren Touren, ſo kommen ſie den Tag über doch zu Etwas, oft zu mehr, als das Haus, welches ſie reiſen läßt. Heute wird ohnedieß ein Uebriges gethan, denn der Leſer wird ſich erinnern, daß wir auf einem Congreſſe ſind. Alſo Champagner her, Herr Wirth, die Herren Commis voyageurs wollen commerſiren! Angeſtoßen! Schmollirt! Vom Singen ſind die Herren Reiſenden keine großen Liebhaber, d. h vom Singen gemeinſchaftlicher Lieder. Zwar hat Jeder eine wunderſchöne Stimme, auch verſteht er meiſtens ein Bischen Guitarre zu ſpielen, oder recht fein zu pfeifen, oder mit der Maultrommel zu zittern oder ſonſtige Mundkunſtſtücke; aber ein Commersgeſang, das gehört nicht in ihren Kram; denn Jeder iſt Soloſanger. Wenn aber auch nicht geſungen wird, ſo kann man doch fidel ſeyn. Noch einmal angeſtoßen! Mit einem Andern ſchmollirt! Heute müſſen alle Commis voyageurs Freunde

werden. Der Wein thut auch bereits seine Wirkung. Die Herren fangen an, von ihren „Geschäften“ zu sprechen. „Wie viel haben Sie gemacht?“ „Bist du mit deinen Geschäften zufrieden?“ So fragt Ein Nachbar den andern, offenbar eine sehr amüsante Art, sich zu unterhalten, und überdieß noch lehrreich dabei; denn nach der Erzählung der Herren müssen diese Ungeheures leisten. Ohne sie würde offenbar das Haus, für das sie reisen, längst banquerott gemacht haben, und wie sie überhaupt nächst den Schulprovisoren die wichtigsten Menschen auf der Welt sind, so auch hier und insbesondere für ihre Herrn Principale. Nun geht's an die Liebschaften. Himmel und Erde, wie liebreizend habt ihr Beide einen reisenden Kaufmann gemacht! Kein Mensch kann mehr Glück in der Liebe haben, als ein solch' vopagirendes Haus! Dinge werden aufgetischt, vor denen Casanova als ein Stümper zurücktreten müßte. In jeder Stadt, wo sie jährlich durchkommen, haben sie eine oder zwei Geliebte, und ein ehrlicher Matrose, der drei oder vier Weiber an ebenso vielen Küsten besitzt, erscheint gegen sie als Weiberhasser. Inzwischen macht das Weinglas immer mehr die Runde. Noch ein paar Flaschen werden herausgerathen, und der Muthwillen fliegt mit den Korkpropfen in die Köpfe der Illuminirten. Zufällig läßt einer sein Glas fallen; es zerbricht; einen Andern freut der Klang der Scherben, er wirft seines zum Fenster hinaus; ein Dritter läßt sich auch nicht schlecht finden, und ein Vierter nimmt eine Partie Teller, und wirft sie zu Boden, daß die Bruchstücke in der ganzen Stube herumfliegen. Nun ist nichts mehr sicher. Bouteillen, Gläser, Teller, Fensterscheiben, Spiegel, Kronleuchter, was zerbrechlich ist, wird dem Untergang geweiht, und die Lust der Bauernbuben, die durchaus nicht fidel seyn können,

wenn nicht ein paar Gläser durch die Scheiben fliegen, ist vollkommen gerechtfertigt.

Was meinen Sie nun wohl, daß der Wirt bei diesem Scandal treiben werde? Abwehren? Gott behüte! Im Gegentheil, er läßt die Herrn machen, was sie wollen; ihm war's recht, wenn sein ganzes Haus mit all' seiner fahrenden Habe zum Fenster hinaus geworfen würde; denn er hat ja seine Kreide und weiß wohl, daß die Herren beim Abgang vom Congreß bezahlen müssen und auch bezahlen, und wäre auch die Rechnung so groß, als ein ganzes Jahresgalair beträgt. Der Wirth hat aber im Aufschreiben der zerbrochenen Waaren eine ganz eigene Manier, eine selbstfabricirte, aber von allen seinen Gästen gebilligte Taxe, welche der Apothekertaxe an Procenten nicht nachsteht. Zerbricht Einer Etwas, ohne daß er etwas dafür kann, etwa weil ihn ein Anderer zufällig stößt, so wird nur einfach der Werth der zerbrochenen Waare berechnet, zerbricht Einer Etwas aus Ungeschicklichkeit, so ist der Preis schon höher; noch höher, geschieht's aus Unvorsichtigkeit; Etwas aus Muthwillen zu zerbrechen, kostet das Doppelte des Werths; aus Ausgelassenheit — den dreifachen Werth; aus Zorn aber — den vierfachen. „Beim Trunke soll man nie in Zorn gerathen," sagt der ehrliche Wirth; „denn der Trunk schadet in solchem Zustande wenigstens das Vierfache von einem gewöhnlichen Trunk." Manchmal kann es Einem passiren, daß er den Zorn so wenig bemeistert, daß er dem Andern eine volle Champagnerflasche an den Kopf schlägt; dieser darf aber dann sicher seyn, daß auf seiner Rechnung die einzige Flasche in ein halbes Dutzend verwandelt erscheint. Man sieht, der Wirth ist ein Psycholog: er will seine Gäste durch Hülfe des Geldbeutels zu vernünftigen Menschen bilden; aber seine Be-

mühungen ſind fruchtlos; am Congreſſe muß man leben und hochleben; denn ein Jeglicher muß doch den Andern an Flottheit zu überbieten ſuchen — ſchon zu Ehren ſeines Hauſes, weßwegen auch einmal Einer in ſeiner Rechnung unter der Rubrik: „zu Ehren des Hauſes Vater geworden,“ 300 Gulden anſetzte, die — das Haus bezahlte, jedoch mit der Bitte, in dieſer Hinſicht die Ehre des Hauſes nicht weiter zu pouſſiren.

Alſo vergehen den „reiſenden Häuſern“ die Tage des Congreſſes in Ehningen unter Luſt und Freude. Manchmal wird auch eine Suite, d. h. Ausfahrt gemacht; denn die Herren haben alle eigene Equipage bei ſich. Früher freilich, als ſie noch „Muſterchartenreiter“ waren, und das Felleiſen mit den Muſtern auf dem ſteifen Klepper hinter ſich führten, oder gar zu Fuße gehen mußten, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, da gieng's nicht ſo hoch her: allein das war vor vielen Jahren, und damals wurden keine ſo glänzende Geſchäfte gemacht, als jetzt. Dennoch haßt der Commis voyageur nichts ſo ſehr, als den Titel „Muſterchartenreiter;“ denn er erinnert an eine Zeit der Schmach, oder wenigſtens der Darniedergedrücktheit des Handels.

Am unangenehmſten iſt es den reiſenden Häuſern, wenn ſie während ihres Beiſammenſeyns in Ehningen von Studentenbeſuchen beläſtigt werden. Zwar giebt es verſchiedene Klaſſen von jungen Leuten, welche die Studentenmanier nachäffen, ſo z. B. Seminariſten, Gymnaſiaſten, flottere Handwerksburſchen, d. h. Goldſchmiedmeiſter-Handwerks-Aſpectanten und Schreinerjünglinge, Ladendiener und beſonders auch reiſende Häuſer. Nichts lieben dieſe, wenn ſie einzeln ſind, mehr, als den Umgang mit Studenten und eine burſchikoſe Manier, zu leben. Allein das geht

an, wenn ſie allein ſind; denn dann „wichſen“ ſie auf, d. h. ſie bezahlen die Zeche und die Studenten laſſen ſich dafür herab, die „Reiſenden“ als Commilitonen zu betrachten. Wenn aber die Commis voyageurs bei einander ſind, in großer Zahl, da fährt ein esprit de corps in ſie, ſie fühlen ſich, und mögen ſich nicht ducken. Die Studenten aber, dafür ſind ſie bekannt, ſpielen überall die Herren, und nehmen den oberſten Platz am Tiſche ein. Wenn daher die Tübinger „Herren“ in Ebningen einreiten, ſo lange der Congreß dort verſammelt iſt, ſo mögen ſie es in bedeutender Quantität thun, oder ſich ruhig verhalten, denn ſonſt fährt's zu bloſen Hauſen. Händel wenigſtens giebt's dann immer, und wo es Händel giebt, giebt's auch Schläge, d. h. mit der Fauſt oder dem Stecke; denn der reiſende Kaufmann ſchlägt ſich nicht auf Piſtolen, ebenſo wenig als auf Säbel oder Schläger.

Endlich ſind drei Wochen herum. Sie verflogen wie drei Tage. Drei Wochen lang haben die Congreßler getrunken, geſchwatzt, Geſchäfte gemacht, geliebt, gelogen, Geld eingezogen, Händel gehabt, ſchmollirt und Tollheiten aller Art aufgeführt. Nun aber hat der Congreß ein Ende. „Brüderlein fein, nunmehr muß geſchieden ſeyn“ Doch nicht auf ewig; im Juli iſt wieder eine Meſſe in Ebningen, und wer an dieſer zu kommen verhindert iſt, kommt ganz gewiß im nächſten Januar wieder. Die Hoffnung dieſes Wiederſehens erleichtert die Trennung; man ſieht keine Thränen fließen, wenn nicht die Ebningerkrämerstochterleins heimlich eine im Auge zerdrücken; um ſo mehr aber wird geküßt, nicht mit den Tochterleins, ſondern die Herren Commis küſſen ſich unter einander.

„Adieu, Herr Wirth; in einem Jahre ſehen wir uns wieder.“ Der Wirth aber zieht ſein Käppchen und ſieht

ſchmunzelnd unter der Thüre; denn der Congreß trug ihm mehr ein, als ſonſt drei volle Monate des gewöhnlichen Verkehrs.

Wo ſoll man ſparen?

Zu keiner Zeit haben die Menſchen mehr geſpart und mehr Schulden gehabt, als in der unſrigen. Das Sparen ſcheint ordentlich mit dem Schuldenmachen Hand in Hand zu gehen. Je mehr auf der Einen Seite erſpart wird, um ſo mehr kann man von der andern Seite borgen.

Es giebt Leute, die meinen, die Borgſeite ſey amüſanter, als die Sparſeite. Borgſeitenmänner ſind auch gewöhnlich fetter als Sparſeitenmänner. Allein am Ende bekommt die Borgſeite die Schwinde oder die Rückenmarksdarre oder die Halsſchwindſucht; die Sparſeite aber wird zur Speckſeite; ſie geht aus einander wie Waſſer, wenn's gefriert oder wie Handelsleute, wenn ſie Commercienräthe werden.

Das Sparen iſt daher ſeit neuerer Zeit Mode geworden, und deßwegen giebt es Sparkaſſen, Sparöfen, Sparanſtalten, Sparherde, Sparvereine, Sparbüchſen, Sparſyſteme. Von Borgöfen, Borganſtalten u. ſ. w. hört man dagegen gar nichts, und ſogar das Borgſyſtem kann nicht mehr ſyſtematiſch betrieben werden, nicht einmal auf Univerſitäten, wo ſonſt, wenn keine Borgvereine, doch viele Borgervereine beſtanden.

Jedermann will ſparen. Da baut Einer ein Haus. Es iſt ein großes, ſchönes Haus, ein Haus mit fünf Stockwerken, ringsum mit Säulen umgeben, allein der Erbauer ſagt: „ich muß ſparen," und wenn das Ganze fertig iſt,

so vergißt er das eiserne Geländer zwischen den Säulen, weil's ihn vielleicht ein paar hundert Gulden kosten würde, nachdem er schon hunderttausende ausgegeben hat.

Ein Anderer hat einen schlechten Frack, keine Weste und zerrissene Beinkleider. Soll er sich das Alles neu anschaffen? Das hieße „aushaufen." Also läßt er sich einen ganz langen Ueberrock machen, der ihm bis auf die Knöchel reicht, knöpft ihn zu bis unter das Kinn und erspart Frack, Weste und Hose.

Ein Dritter hat davon gehört, daß der schwäbische Merkur jährlich 30,000 fl. abwerfe. Er beschließt also in der Geschwindigkeit, den schwäbischen Merkur zu verdrängen. Er macht Lärm in auswärtigen Blättern, gewinnt einen Redakteur, der, weil er nichts zu beißen und zu nagen hat, um ein paar Gulden des Monats arbeitet; verwendet Setzerlehrlinge statt guter Setzer, um den Satz umsonst zu haben, nimmt Papier, durch das man die Sonne nicht ansehen kann, ohne zu erblinden und — verdrängt den schwäbischen Merkur? Das gerade nicht, aber verliert einige tausend Gulden, weil kein Mensch ein Blatt lesen mag, das aus einer Sparbüchse hervorgekrochen zu seyn scheint.

„Herr, Sie machen ja das Sparen lächerlich, statt es zu empfehlen? Sie sind gewiß ein Borgsystemianer!"

Ganz schön, meine Damen. Allein ich bin weder ein Borgsystemianer, noch ein Sparbüchsianer. Ich bin ein einfacher Freund vom Sparen, und würde mich z. B. sehr glücklich schätzen, eine Großtante zu haben, die nur Einen Großneffen hätte, nämlich mich, und dabei eine Sparbüchsianerin wäre. Ich gehe selbst mit vielen Dingen sehr sparsam um, z. B. mit Leuten, die ich nicht leiden kann, der auch mit guten Gedanken, damit ich sie nicht auf einmal los werde, sondern für mein nächstes Buch einige

aufſpare. Allein es kommt Alles nur darauf an, wo man ſparen ſoll.

Ich frage z. B. Sie, ſchöne Dame, Sie haben Kinder, einen Mann und eine Haushaltung. Sie wiſſen, das Ding oder vielmehr dieſe drei Dinger koſten Geld, wo ſoll man nun ſparen?

„Närriſche Frage! Man ſieht wohl, daß Sie noch nie eine verheirathete Frau waren. Wo wird man ſparen? Natürlich an dem Manne!“

Sehr wohl, meine ſchöne Dame! Sie haben ganz Recht; ich war noch nie eine verheirathete Frau und was mir noch lieber iſt, ich hatte auch noch nie eine verheirathete Frau, nämlich eine, die an mich verheirathet geweſen ware, und was mir das Allerliebſte iſt, Sie ſind nicht meine verheirathete Frau. Alſo am Manne ſoll man ſparen. Ganz ſchön!

Madame hat eine Menge Bedürfniſſe. Sie muß ſchöne Kleider haben; alle Jahre zwei neue Hüte, nämlich Sommers und Winters, weil ihr alle Semeſter ein anderer Kopf wächst; alle Jahre vier neue Röcke, weil man bald lange, bald kurze Leiber tragt und Madame gewohnt iſt, ihren Leib nach der Mode zu tragen; alle Jahre ſechs neue Chemiſetten, weil man Hals und Buſen bald mehr, bald minder bloß trägt und Madame ſich nicht nachſagen laſſen will, daß ſie ſich weniger bloß gebe, als andere Frauen. Ich konnte noch verſchiedene andere Kleidungsſtücke herzählen, welche Madame alle Jahre neu bedarf, z. B. Unterröcke; allein die Männer ſind durch dieſelben ſchon ſo oft angeführt worden, daß es überflüſſig iſt, ſie noch einmal anzuführen, nämlich die Unterröcke und andere Kleidungsſtücke.

Doch Madame hat noch weit mehr Bedürfniſſe. Sie muß Geſellſchaft ſehen, nämlich bei ſich, und in Geſellſchaft

geben. Wie soll man denn die liebe Zeit hinbringen! Madame hat nichts in der Küche zu thun, weil eine Köchin draußen steht; Madame hat nichts in der Haushaltung zu thun, weil die Magd haushält, d. h. die Haushaltung versieht, aber nicht haushält; Madame hat keine Strümpfe zu flicken und keine Wäsche zu bügeln; denn dafür giebt es Nätherinnen und Büglerinnen. Madame hat nichts zu thun, als Morgens zu gähnen, sich anziehen zu lassen, ein wenig zu lesen und dann Besuche zu machen. Das geht so Vormittags, aber Nachmittags! Wie kann Madame einen Nachmittag hinbringen, ohne eine Visite? Man muß das Neueste erfahren, und das Neueste kann man nur in einer Visite erfahren. Man muß raisonniren und spioniren, und raisonniren und spioniren kann man nur in einer Visite. Wo anders aber, als in einer Visite konnte man zeigen, daß man eine vornehme Madame ist? Ihre Nachbarin hat Butter zum Thee gegeben, Sie geben Honig und Butter; jene hat Kuchen gebracht, Sie bringen eine Torte; jene hat Liqueur aufgetischt, Sie tischen Madera auf. So muß man sich zeigen, damit man auf Einen zeige, nämlich nicht mit Fingern, sondern als auf ein Muster in der Kunst, Visiten zu halten. Je ansehnlicher Ihr Backwerk ist, um so angesehener und geringgeschätzter werden Ihre Cirkel.

Allein, nicht wahr, Madame, Sie haben noch mehr Bedürfnisse? Versteht sich. Wo soll man denn die Abende hinbringen? Zum guten Glück hat unser Herrgott da vorgesorgt und die Theater erschaffen, und die Concerte, und die Bälle, und die Soirées. Madame! Nein und wenn sie auch wollten, da dürfen Sie nicht zurückbleiben. Zum Glück wollen Sie nicht, nämlich Sie wollen nicht zurückbleiben, sondern Sie müssen Ihre neuen Kleider haben

lassen und sich selbst; Sie müssen Bekanntschaften machen und mit sich Bekanntschaft machen lassen; Sie müssen zeigen, daß Sie Welttton haben, wenn auch nicht den verunglückten, den einst Dr. Vollmer redigirte.

Armer Ehemann! Wenn deine Frau aushaust, mußt du hausen, d. h. zu Hause bleiben. Willst du einmal zum Wein gehen, so meint Madame, du könnest den Wein nicht ertragen, er sey deiner Gesundheit schädlich; und willst du nur zum Biere, so fängt sie an zu weinen, nämlich Thränen des Zorns, weil das Bierhaus frequentiren so gar gemein ist. Lieber Ehemann, geh' nicht zum Biere, deine Frau ist ja in einer Theevisite, wo Madera getrunken wird, trink' also lieber Wasser oder schlucke leer, was gegen das Aufstoßen hilft, wenn man einen überladenen Magen hat, was bei dir aber nicht der Fall ist. Es ist ja schädlich, das viele Essen! Geh' lieber spazieren, das hilft zur Verdauung, die deine Frau nöthiger hätte, als du. Arbeite hübsch fleißig, du guter Ehemann, vom Morgen bis zum Abend, damit deine Frau einen neuen Mantel kaufen kann, denn der alte ist schon ein halb Jahr alt!

Aber wie? Du unterstehst dich, auch einen zu wollen, nämlich einen Mantel! Du hast ja schon einen, einen unverwüstlichen, unverderbbaren, nicht altwerdenden, den Mantel der Liebe, womit du die Fehler deiner Frau und deine eigene Dummheit zudeckst. Und wozu einen andern! Du fährst ja doch nie aus, weil deine Frau ausgefahren ist; du kommst ja nie spät Nachts von Bällen und Concerten nach Hause, weil deine Frau spät nach Hause kommt und Eines von Euch doch das Haus hüten mußte. Also laß die dumme Mantelidee und nähe dir die abgerissenen Knöpfe an deine Beinkleider, denn deine Frau hat nicht

Zeit dazu, weil ihr die Schneidernähterin gerade einen neuen Ballanzug anprobirt!

Wie gefällt Ihnen ein solches Sparsystem, meine schone Leserin? Verzieben Sie den Mund nicht so bitterbose, ich habe Sie gewiß nicht gemeint; denn Sie lieben ja Ihren Mann außerordentlich, wie Sie verschiedenen Leuten schon versichert haben. Aber ich will Ihnen sogleich Genugthuung geben. Ich zeige Ihnen ein conträres Bild.

„Heda, guter Freund! Wohin so schnell? Sie haben eine so schone, rothe Nase und einen so dicken Bauch und einen so martialischen Gang, daß ich nicht umhin kann, Sie zu versichern, wie ich Sie für mein Leben gern näher kennen lernen möchte."

Der Mann ist nicht so bose, als er aussieht; er nimmt mich mit. Und wohin geht's? In's Wirthshaus. Ich will Sie nicht nöthigen, mir dahin zu folgen, schöne Leserin, ich bin froh, daß ich selbst darin bin, und am Ende würden wir einander nur genieren. Das war nur in alten Reichsstädten Mode, daß Frauen mit ihren Männern zur Kneipe giengen, gegenwärtig aber sind die Reichsstädte nicht mehr Mode, seit das „Reich" selbst aus der Mode gekommen ist.

Wir sitzen also alleinig im Wirthshaus, nämlich wir Männer, und trinken. Mein Freund mit der rothen Nase scheint ein Weinkenner zu seyn, auch scheint der Wein seine Nase zu kennen. Wir trinken vom Besten, und die Quantität giebt der Qualität nichts nach. Wir essen auch vom Besten, nämlich vom Besten unter dem, was da ist; oder wollen wir uns etwas extraordinäres kommen lassen? Warum nicht, es ist ja Dienstag, und der Dienstag kommt alle Wochen nur Einmal vor. Morgen ist's dann Mittwoch, und weil der Mittwoch auch alle Wochen nur Einmal vor-

kommt, so machen wir's wieder so. Der Magen wäre nun gesättigt, so wollen wir uns auch geistreich unterhalten. Wie wär's, wenn wir ein Spielchen machten? So ein kleines Spielchen. „Ramsen, Horsen, Gaigeln, Hundert und Eins, Solo, Laubobern, schwarzen Peter" oder sonst ein geistreiches Spiel, wo man sich nicht viel zu besinnen braucht und doch seine Paar Thaler verlieren, d. h. gewinnen kann? Wir spielen also. Zwar ist's schon ziemlich spät, allein man macht die Läden zu und schließt die Hausthüre, so merkt's Niemand. Die Schoppen mehren sich, aber die Thaler mehren sich nicht. Was thut's? Wir kommen ja Morgen wieder zusammen. Mein Mann mit der rothen Nase macht sich um 1 Uhr nach Hause. Noch wacht seine Frau, sie sitzt am Tische und näht oder strickt aufmerksam.

Arme Frau! den ganzen Tag müßtest du dich ab; besorgtest deine Kinder und besorgtest den Tisch! Freilich da war nicht viel zu besorgen, nicht einmal, daß der Braten verbrenne; denn Ihr begnügt euch zusammen mit einer Suppe und ein Paar Kartoffeln, zu denen nicht einmal das Salz mangelte, so gut hattet Ihr's. Arme Frau! den ganzen Abend arbeitetest Du, bis deine Augen trüb wurden von dem vielen Sehen und vielleicht auch von den Paar Thränen, die sich herab stahlen, und nun kommt dein Mann heim, und hat nicht einmal einen guten Abend für dich, wahrscheinlich weil's schon dem Morgen zugeht! Leg' dich zu Bette, arme Frau, und schlafe deine Sorgen aus! Sieh! er, nämlich der Rothnas'ge, liegt schon breit darin und schläft auch etwas aus, nämlich seinen schweren Kopf-Schlafe, arme Frau! aber erwache bald; denn du hast gar viel zu thun, willst du hereinbringen, was dein Herr Gemahl hinausbringt. Er wird dich nicht stören in deiner

Arbeit am frühen Morgen; denn er ſelbſt ſchläft noch ungeſtört, wenn du ſchon drei Stunden im Geſchäft biſt. Allein Alles hat ſein Ende, außer der Ewigkeit, die bekanntlich nicht einmal einen Anfang hat. Alſo erwacht auch der Neunuhrſchläfer. Er ſteht auf, geht aus, zum Geſchäft? O ja, wenn Sie eſſen und trinken ein Geſchäft nennen. Langt's nicht zu Auſtern und weißem Bordeaux, ſo langt's doch zu ſauren Nieren und einem bittern. „Aber Nachmittags wird der Mann doch arbeiten?" — „„Seyn Sie nur nicht böſe, ſchöne Leſerin, ich habe durchaus nichts dagegen. Wenn Sie ihn dazu bringen können, mir iſt es gleich recht. Allein für heute wird nichts daraus. Er muß in die friſche Luft hinaus, alſo Pferde beſtellt und fortgefahren! denn beim Fahren kann man eine größere Portion Luft genießen, als beim Gehen. Verdient wird ja doch etwas, nämlich von der Frau, die ohnehin nicht ausgehen kann, weil ſie keinen Sonntagsrock hat, und in keine Geſellſchaft kommt, weil ihr Mann ſie in keine führt, und ſich nur dadurch von einer Magd unterſcheidet, daß ſie Magd iſt und Frau heißt, während es umgekehrt oft Mägde giebt, die Mägde heißen und Frauen ſind.

Welches Sparſyſtem gefällt Ihnen nun am beſten? das am Manne oder das an der Frau? Keines von beiden? Sehr ſchön. Aber wo wollen wir nun ſparen? Denn an Etwas muß doch geſpart werden. Richtig, da fällt mir's ein. An unſern Kindern wollen wir ſparen. Sie alſo, meine geneigte Leſerin, müſſen ſich vorſtellen, Sie ſeyen eine Dame von 36 Jahren, und ich ein Herr von 48gen. Wir ſind alſo etwas alt geworden, wenigſtens älter als damals, wo wir uns heiratheten, nämlich vor 18 Jahren. Allein das thut nichts, wir thun noch jung und laſſen keinen Menſchen merken, wie viele Schaltjahre

wir schon erlebt haben. Wenn nur die Kinder nicht wären! Da haben Sie ein Mädchen von 16 und ich einen Burschen von 17 Jahren. Wenn die Leute dahinter kämen, es wäre entsetzlich! Wir könnten sie zwar, nämlich die beiden Rangen, für unsere jüngern Geschwister ausgeben; allein eine Frau von 36 Jahren und eine Schwester von 17½ Nehmen Sie mir's nicht übel, es ist besser, wir geben die Rangen nicht für unsere Geschwister aus. Was schaden uns die Kinder auch? Die liebe Tochter, — will sie wohl auf Bälle und in Gesellschaften? Gott bewahre, davon weiß sie gar nichts. Sie haben sehr klug daran gethan, meine schöne Freundin, das Mädchen, so lange es gieng, als Kind und dann als Dienerin zu behandeln. Dadurch werden nicht blos Kleider, Stundengelder für's Klavierspielenlernen, Singenlernen, Tanzenlernen und all' die andern Kleinigkeiten erspart, sondern man braucht auch zwei Mägde weniger, denn die gute Tochter braucht selbst keine Bedienung und dient wiederum als Bedienung. Ja schon im Essen und Trinken erspart man Etwas; denn die Tochterdienerin kann natürlich nur mit den andern Dienerinnen speisen. Das ist eine weise und sparsame Erziehung, wobei man sich auch nebenbei die Freier erspart, die sonst gekommen wären. Das ist sehr mütterlich gedacht; denn man muß sein liebes Töchterlein keinem Ehemann aufopfern, sondern lieber in's Haus metzgen, wie man zu sagen pflegt.

Sehen Sie, da habe ich's mit meinem Jungen eben so angegriffen. Dasselbe Sparsystem! Ich erwarte daher auch dasselbe Lob. Der Bursche wäre jetzt in dem Alter, Bursch', d. h. Student zu werden. Prosit die Mahlzeit! Er will gar nicht auf die Universität und wenn er auch wollte, so könnte er nicht, der Kenntnisse wegen; ein Schicksal, das sich leicht ertragen läßt, da viele junge Leute daran

tracen. Was meinen Sie, wie ich ihn erzogen habe? Springen habe ich ihn laſſen. Ein ungariſches Fohlen ſpringt ſechs Jahre lang auf der Waide herum, iſt dann aber auch gar nicht unzubringen. Mein Burſche iſt nun 17 Jahre wild herumgelaufen; was meinen Sie, muß der nicht noch unſterblicher ſeyn? Auf dieſe Manier ſorgte ich für das Seelenheil meines Knaben. Was Gymnaſium und Lehranſtalten! Die gelehrten Leute ſind nicht glücklich; denn ſie gehen meiſtens leer aus, nämlich nicht mit leerem Kopfe, aber mit einem leeren Geldbeutel. Will mein Bube durchaus etwas werden, ſo mache ich einen Schneider oder Schuhmacher aus ihm, und es thut mir nur leid, daß ich nicht noch mehr ſolche Rangen habe, ſie müßten mir alle eine Kunſt erlernen, durch die ich einen Handwerker erſparte. Der Eine würde Haarkünſtler, ſo brauchte ich keinen Haarſchneider; der Andere würde ein Bartkünſtler, ſo brauchte ich keinen Bartſcherer; der Dritte würde Kleiderkünſtler, ſo brauchte ich keinen Kleidermacher u. ſ. f. Sehen Sie, das iſt Mein Erziehungsſyſtem, und ich kann Sie verſichern, daß ich ganz von ſelbſt darauf gekommen bin, und mir es noch Niemand nachgemacht hat, der ſeine Kinder mehr liebte, als ich. Ich habe es ſogar ſo weit gebracht, daß Niemand den Jungen für mein eigenes Kind hält; eher noch für mein Leibeigenes. Die Meiſten aber meinen, es ſey ein armer, angenommener Vetter, den ich um der Gotteswillen erziehe, ſo auf dieſelbe Art, wie man um der Gotteswillen raſirt.

Nun wie gefällt Ihnen dieſes Sparſyſtem? Auch nicht? Sie bitten mich ſogar, ich möchte Sie mit meinen übrigen Syſtemen verſchonen, da Sie an den Erſten ſchon genug hätten? Sie ſind ein ſehr genügſamer Menſch; allein was meinen Sie, wenn wir an den Dienſtboten zu

sparen anfiengen? Das schadet doch offenbar uns nichts, wenn diese ein Bischen Hunger leiden. Stellen wir also die Dienstboten auf halben Sold. So ein Kerl, wenn er recht mager ist, läuft wie ein Windwind, ja noch wüthender; denn man hat Beispiele, daß der Heißhunger Leute schon wirklich wüthend gemacht hat. Stehlen werden sie freilich so viel als möglich. Alle guten Jagdhunde stehlen; allein wir schließen die Speisekammer zu, wenn etwas darin ist, und unserer besonderen Verhältnisse wegen werden wir nicht einmal oft in diese Nothwendigkeit versetzt werden. Schimpfen werden die Dienstboten freilich; sie werden uns alles heißen, nur keine Menschen, die einen ehrlichen Namen verdienen; allein das thut auch nichts; das schadet höchstens unserm Renommée, und Sie wissen wohl, daß da der Schaden nicht mehr groß seyn kann. Ueberdem, wenn wir einen der dienstbaren Geister auf der That ertappen, nämlich auf der That des Stehlens oder Schimpfens, so jagen wir ihn fort über Kopf und Hals, und geben ihm keinen Kreuzer Lohn. Ja, wenn wir ihn auch nicht ertappen, so kann es uns nicht schwer werden, uns seiner zu entledigen. Da lassen Sie nur mich sorgen. Man kann ja einen Gaul in einem halben Tag zu Tod reiten, warum sollte man keinen Dienstboten in einem ganzen Tag umbringen können? In einer Stunde will ich ihn so weit haben, daß er auf- und davongeht — und auch er hat seinen Lohn dahin. Sehen Sie, das ist das Geheimniß mit dem oftmaligen Dienstbotenwechsel.

Aber Sie sind doch ein sonderbarer Mensch! Auch dieses Sparsystem gefällt Ihnen nicht? Gut, so wollen wir einmal an uns selbst anfangen.

Sehen Sie, wir sind jetzt vornehme Leute; nicht kürzlich erst hinaufgekommene, vornehme Leute, denn dann

hätten wir sehr viel Geld; sondern seit längerer Zeit schon sehr herabgekommene vornehme Leute, die gar kein Geld haben. Wenn ich sage: „kein Geld haben," so heißt das so viel: andere Leute halten uns für sehr reich, wir selbst aber wissen, daß unsere Großeltern schon nicht mehr sehr reich, unsere Eltern aber schon so ziemlich arm waren. Allein wir sind weit entfernt, den andern Leuten ihren Glauben zu nehmen. Bedenken Sie doch! Die Ehre unserer Familie! Die Ehre eines Menschen liegt hauptsächlich darin, daß andere Leute ihn ehren, und glauben Sie wohl, wir würden noch geehrt werden, wenn man wüßte, welche große Ehre es uns wäre, wenn wir mit einem Capitälchen von ein paar tausend Gulden beehrt würden? Die Vornehmheit besteht im Vornehmthunkönnen; wie kann man aber vornehm thun, wenn man aussieht, wie ein Mann, der sechs Tage lang Stiefel wichst und am siebenten Schuhe? Man muß sich ein Air geben können. Also eine ordentliche Wohnung, schöne Kleider und Equipage! Das ist das Nothwendigste. Ich wollte lieber acht Tage nichts essen, als einen Besuch machen ohne Glacéehandschuhe. Mit dem Acht-Tage-lang-nichts-essen aber hat es seine Richtigkeit. Wir sparen an uns selbst, d. h. an allem, was uns angehört, so lange wir zu Hause sind. Wir essen Morgens Kartoffel, Mittags Kartoffel und Abends Kartoffel: wir trinken Morgens Wasser, Mittags Wasser und Abends Wasser; das macht Alles nichts; wir heizen im Sommer für den ganzen Winter ein, und unser Winterhausrock ist im Sommer vor zehn Jahren unser Sommerhausrock gewesen. Allein wir leben doch vornehm; denn wir haben Pferde und eine Equipage und einen Bedienten, der nicht einmal so grün aussieht, als wir, und thun flott vor allen Menschen, und sind angesehen als vor-

nehme Leute. Es ist wahr, für das, was die Pferde fressen, könnten wir uns alle Tage satt essen, für das Capital, das in der Chaise steckt, könnten wir uns Holz kaufen und der Lohn des Bedienten, obwohl er nicht groß, aber klein ist, gäbe ein Biergeld; allein — das Bewußtseyn! Nein, unser Bewußtseyn lassen wir uns nicht rauben und Menschen, die sich nicht bewußt sind, vornehm zu seyn, haben gar kein rechtes Bewußtseyn.

Was meinen Sie, schöne Leserin, wollen wir es zu einem Bewußtseyn bringen? Wollen wir vornehm thun nach außen und Hunger leiden nach innen? Wollen wir Kutschen fahren, wenn wir Besuche machen und erfrieren, wenn wir zu Hause sind? — Nicht? Also vielleicht umgekehrt? Ganz schön.

Erlauben Sie, jetzt sind wir keine vornehmen Leute, sondern wir sind ächte und gerechte Bürgersleute, Leute, die vor Jedermann als ehrliche, sparsame Menschen gelten wollen und keinen Kreuzer ausgeben vor den Menschen, den sie nicht vorher zweimal in der Hand umdrehen. Aber insgeheim! Da geben wir etwa Almosen? O ja, aber nicht an Alle, sondern blos an uns selbst. Ich will's Ihnen kurz sagen, wie wir's machen. Wir machen's, wie die Juden im Mittelalter. Gegen Jedermann thun wir, als hätten wir keinen Kreuzer in der Tasche, zu Haus aber thun wir uns gütlich. Wir schließen die Thüren zu und essen Rebhühner; wir schließen die Thüren zu, und trinken Champagner. „Aber warum denn bei verschlossenen Thüren?" Das will ich Ihnen sagen, „damit kein Anderer dazukommt und wir genöthigt sind, ihn einzuladen." Selberessen macht fett. Was das ein Genuß ist, so heimlich, ohne daß Jemand etwas davon ahnt, zu schwelgen! Wir geben den Wirthen nichts zu lösen; denn die Wirthe neh-

men Procente; wir beziehen Alles von der erſten und wohlfeilſten Quelle. Das iſt Sparſamkeit am rechten Orte! Wir geben den Menſchen durch unſern Geldverbrauch keinen Anlaß, uns für reich zu halten und anzubeten, das iſt weiſe Sparſamkeitsbefleißigung! Wir lieben Niemand, als uns ſelbſt, und das iſt die einzige wahre Liebe!

Was meinen Sie, ſchöne Leſerin? Wollen wir unter dieſe Klaſſe gehen? Nicht? Aber wo wollen Sie nun ſparen? Nicht am Manne, nicht an der Frau, nicht an den Kindern, nicht am Geſinde, nicht an ſich ſelbſt, nicht an Jedermann außer ſich? Wo denn nun? Gar nicht.

Ganz ſchön, ich bin auch dabei.

Die Nachbarin gegenüber.

Hochpreislicher Herr Polizeiminiſter! Ich bitte Sie um Gotteswillen, ſchaffen Sie die Nachbarinnen gegenüber ab. Eine Nachbarin gegenüber iſt das ſchädlichſte Weſen von der Welt; eine Perſon, die von Polizei wegen verboten werden muß.

Eine Nachbarin gegenüber iſt der Ruin eines jeden jungen Mannes. Ich könnte Ihnen tauſend Beiſpiele für Eines erzählen; aber es iſt ſchon an Einem genug.

Er war jung, ſie war jung. Ob er ſchön war, weiß ich nicht; aber daß ſie ſchön war, weiß ich, nämlich von ihm. Er ſtudirte, d. h. er hatte ſtudirt, oder vielmehr nicht ſtudirt; denn er präparirte ſich auf's Examen; auf was ſie ſich präparirte, weiß ich nicht, vielleicht auf das Examen neogamorum. Er ſaß am Fenſter, ſie ſaß am Fenſter; er ſah durch die Fenſterſcheiben, ſie ſah durch die

Fenſterſcheiben. Das war auch ein Studium, aber nicht das rechte; es war ein Geſichterſtudium, das von allem Studium abhielt.

Er ſaß am Schreibtiſch, am Morgen, am Mittag, am Abend. Gott! Was der Menſch gelehrt werden muß, ſagten die Hausleute, weil er nicht ausgieng. Gott! was der Menſch gelehrt werden muß, ſagten die Nachbarn, weil ſie ihn immer am Schreibtiſch ſahen! Da haben wir's, mein Freund wird ein Profeſſor, weil er immer am Schreibtiſch ſitzt! Ach, ihr gute Nachbarn und noch beſſere Hausleute, da müßte Mancher ein Profeſſor werden und Mancher kein Profeſſor werden, wenn's auf das Zuhauſebleiben und auf das Sitzen am Schreibtiſch ankäme. Wie Viele kannte ich, die arbeiteten vom Morgen bis zum Abend! Sie arbeiteten mit dem Kopfe, wie andere Thiere auch, z. B. die Jochſen, woher der Ausdruck „ochſen" für „unmenſchlich viel arbeiten" kommt. Aber was nützte es ſie? Sie arbeiteten ſich dumm; ſo dumm, daß ſie vor lauter fremden Gedanken gar keinen eigenen mehr hatten; ſo dumm, daß ſie vor lauter Auswendiglernen nichts mehr begreifen konnten. O ihr Jünglinge, die ihr den Studien obliegt, ich bitte Euch im Namen des Verſtandes — nicht im Namen Eurer Eltern und Profeſſoren; denn dieſe ſind ganz anderer Meinung, — arbeitet nicht zu viel! Wer zu viel verſchlingt, verdaut ſchlecht und bekommt Magenweh. Und doch iſt der Magen der intereſſanteſte und intereſſirteſte Theil des menſchlichen Körpers, ſo ungefähr die Seele, um die ſich alles dreht!

Wie dauert mich mein Freund! Sollte er in der That zu viel ochſen, d. h. arbeiten? O nein, er arbeitet gar nichts; denn er ſchaut nach ſeiner Nachbarin.

Was ſo ein Lockenköpfchen für eine Anziehungskraft

hat! Ich glaube, das Mädchen iſt eine Madame Magnetiſeur? Oder ſteckt in allen Locken ein Magnet? Da ſitzt ſie am Fenſter und ſtrickt. Mein Freund ſitzt auch am Fenſter und ſtrickt nicht, ſondern er dreht den Kopf und ſchaut nach ſeinem Magnet. Mein Herr! zählen Sie vielleicht die Maſchen, welche die dort drüben fallen läßt? Nun, wenn Sie nicht in Bälde ſtricken lernen, ſo muß es mit dem Satan zugehen. Man könnte Sie jetzt ſchon als Strickzuſedemuſter verkaufen.

Ach, du armer Freund! du hörſt nicht auf meine Worte. Da liegt deine Feder; aber ſie iſt nicht friſch geſchnitten! Da liegt dein Papier, aber es iſt unbeſchrieben! Da liegt dein Buch, das du in dein eigen Fleiſch und Blut verwandeln ſollteſt, aber es liegt umgekehrt aufgeſchlagen. Du haſt andere Dinge zu thun, als zu leſen und zu ſchreiben; aber wenn das noch eine Weile ſo fort geht, ſo mußt du in eine orthopädiſche Anſtalt; denn dein Hals iſt bereits ganz krumm. Ich wollte, es gäbe eine Anſtalt, wo man einem nicht blos die Glieder zurechtſetzt, ſondern auch den Kopf; denn in dem deinigen ſieht's offenbar nicht mehr richtig aus. Die Nachbarin hat dir ihn verdreht, du armer Menſch.

Jetzt geht ſie vom Fenſter weg. Nun werden wir's gewonnen haben. Jetzt friſch an's Werk und gearbeitet, damit der „Profeſſor" fertig werde. Aber ach, mit dem Profeſſor hat's gute Ruh. Nun hat mein Freund erſt keine Ruhe. Jetzt fängt er an zu ſpeculiren, nicht nach ſublimen Gedanken in der Theologie oder Medizin oder Rechtswiſſenſchaft, ſondern nach ſeiner Nachbarin gegenüber.

„Wo ſie wohl hingegangen ſein mag!" ſeufzt er. „Wird ſie ſich bald wieder zeigen?" fragt er. Er ſchaut und ſchaut und ſchaut immer wieder. Ich glaube, wenn

die Entfernung aus dem Clerus auf diese Speculation geſetzt wäre, ſo ließe er ſich nicht davon abbringen. Der Menſch iſt offenbar verhext und Exorcismen wären hier ganz am Platze. Aber das Teufelaustreiben iſt nicht mehr Mode, und ſo muß mein Freund ſeinen Teufel im Leibe behalten.

Das Fenſter gegenüber öffnet ſich. Ei, wie mein Freund ſpringt! Preßt die Mahlzeit. Es iſt nur die Magd, der etwas materielle dienſtbare Geiſt der Nachbarin gegenüber, welcher einen Teppich ausſchüttelt. Doch mein Freund verzagt nicht. Abermals paßt er eine Stunde. Jetzt öffnet ſich das Fenſter wieder. Iſt ſie's? O nein. Es iſt der alte Brummbär von Vater, der in einer weißen Zipfelkappe den Morgen anraucht!

Narr, der du biſt! Stunden lang, Tage lang auf einen Lockenkopf zu lauern! Geh' zum Meiſter Friſeur und kaufe dir um einen Gulden ſuddeutſch einen gewichſten und gemalten Kopf, und ſtelle ihn auf dein Schreibpult, ſo haſt du's ja weit bequemer.

Der Menſch will's nicht bequem haben. Unausgeſetzt ſetzt er ſeine Aufmerkſamkeit fort. Glaubſt du denn auf dieſe Manier die Liebe deiner Nachbarin da drüben gewinnen zu können? Vice versa, d. h. umgekehrt iſt auch gefahren. Es geht zwar nicht im Galopp, aber man kommt ſicherer an's Ziel. Befolge alſo meinen Rath. Schau' nicht mehr hinüber, dreh' den Kopf nicht um nach des Nachbars Haus, oder wenn du's des Magnetismus halber nicht laſſen kannſt, ſo ſchau' die Straße an, als ob du die Pflaſterſteine zähleſt, oder den Himmel, als ob du am hellen Tage Sterne ſuchteſt. Nur die Nachbarin ſchau' nicht an. Laß deine Gardinen herunter, wie wenn es dich geniren würde, daß Jemand von gegenüber zu dir herüber ſchauen

könnte. Pfeife und ſinge in deiner Stube, damit die drüben meint, dein Herz ſey ſo frei, als das des Vogels in der Luft, obwohl noch nicht ausgemacht iſt, daß alle Vogel ein freies Herz haben, die Zugvogel ausgenommen. Gieb Acht, das wirkt. Die Nachbarin fühlt ſich beleidigt, daß du ſie gar nicht beachteſt; ſie fühlt ſich piquirt, daß du thuſt, als wäre ſie gar nicht auf der Welt; ſie will dich feſſeln, weil ſie meint, du ſeyeſt ein ungezäumtes Füllen. Laß dich anreißen, ſtatt daß du angreifſt, aber ſetze dich in eine gute Poſition, damit du nicht aus dem Sattel gehoben wirſt. Vertheidige die Feſtung auf's Hartnäckigſte, gieb Acht, ſie wird immer mehr Bomben aus ihren Augen werfen; laß immerhin zünden, aber thue, als ob du den Brand augenblicklich wieder löſchen würdeſt. Nur erſt, wenn doppelte Breiche geſchoſſen iſt, dann übergieb dich, aber nicht auf Gnade und Ungnade; denn auch die „gnadigſten Fräuleins" ſind nicht gnädig, wenn man ſich ihnen zu Gnaden empfiehlt. Mache Bedingungen bei der Uebergabe, und abſonderlich die, daß du mit Wehr und Waffe abziehen dürfeſt; dann biſt du Sieger, obgleich beſiegt, und Herr im Hauſe, obgleich eine Frau d'rinn iſt.

Aber mein Freund hat die Kriegswiſſenſchaften nicht ſtudirt. Er geht auf meinen Occupationsplan nicht ein. Er hat die Laufgräben bereits eröffnet; gebe Gott! daß die Nachbarin ihm nicht den Laufpaß gebe!

Doch nein. Die Nachbarin gegenüber ſcheint ein fühlendes Herz zu beſitzen. Sie iſt jetzt mehr am Fenſter, denn je. Sie macht ſich vielerlei daran zu ſchaffen; bald füttert ſie ihren Canarienvogel, der außen hängt; bald öffnet ſie das Fenſter, um ihre Blumen zu begießen. Mein Freund iſt vor Rührung auch ganz naß, nämlich von wegen der Freudenthränen. Je mehr ſie gießt, deſto mehr

wird er begoſſen, nämlich von Thau der Liebe. Verſchoſſen iſt er ſchon längſt, nämlich in die Begieſſerin.

Das iſt der erſte Schritt. Nun in der Quadratrechnung vorwärts! Haſt du bisher mit Vogeldunſt geſchoſſen, weil du glaubteſt, ſie mache dir einen blauen Dunſt vor, ſo nimm nun Numero Null, ſpäter nimm Flintenkugeln und zuletzt beſchieße ſie mit Bomben und Granaten, die Raketen nicht zu vergeſſen.

Es wirkt. Sie iſt ſchon angeſchoſſen. Ich bitte dich um Gotteswillen, laß ſie nicht verbluten! Aber mein Freund thut das nicht. Wagt ſie es hin und wieder, einen Viertelsblick herüberzuwerfen, ſo wirft er ganze Ladungen von Blicken hinüber. Ueberlade nur nicht, damit du keine Vorſpann brauchſt.

Was Teufel! Sie macht ein Zeichen. Das iſt ein ſehr gutes Zeichen. Mein Freund iſt auch nicht faul, zu antworten. Er nimmt einen Pappendeckel, ſchnitzelt ihn zierlich aus, klebt einen Bogen Oelpapier daran, und ſtellt ein Licht dahinter. Was ſteht allda zu leſen? Nichts Anderes, als „ich liebe dich,“ und das in Fractur, ächt gothiſche Schrift, eine altdeutſche Liebe! Wenn ſie dieſen Wink nicht merkt, ſo weiß ich nimmer, was es heißt, mit dem Holzſchlegel winken!

Freundlich geht die Sonne den andern Tag auf, aber noch freundlicher ſchaut die Nachbarin heraus. Victoria, Freund! du haſt's gewonnen, ſie hat freundlich herüber genickt! Das war aber auch eine harte Arbeit. Ein ganzes halbes Jahr nichts zu arbeiten, als nur zum Fenſter hinauszuſehen! Ein ganzes halbes Jahr den „Profeſſor“ auf's Spiel zu ſetzen mit ſammt der Praxis und ſich nur in der Liebesblickenpraxis zu üben! Jetzt den letzten Pinſelſtrich! Jetzt den Deckel auf den Hafen, damit das Waſſer nicht

überſchäumt und ausläuft! Ein Liebesbriefchen, mein Freund! Ein zuckerſüßes Briefchen auf geldem, goldgerändertem Poſtpapier, den Bogen zu zwei Kreuzer! Man darf keine Ausgaben ſcheuen, wenn viel zu gewinnen iſt.

Das Briefchen wandert hinüber, mit einer Patentoblate geſiegelt. Jetzt hat ſie es. Mein Freund ſteht auf der Lauer. Sie erbricht den Liebesboten, der mit einem „gebrochenen Herzen“ beobladet, d. h. geſiegelt iſt. Aber alle Wetter! Was iſt das? Sie lacht unmäßig. Mein Fräulein, ich bitte Sie, ſchütten Sie ſich nicht aus, nämlich vor Lachen, damit meinem Freund noch etwas übrig bleibt! Aber es bleibt ihm nichts übrig, nicht einmal eine Hoffnung, und das iſt doch blutwenig; denn ſie zerreißt das Briefchen, und — macht Papilloten daraus.

„Aufklärung!“ ruft mein Freund. „Ich bin betrogen.“ Er denkt nicht daran, daß, je mehr Aufklärung in einem Lande herrſcht, um ſo mehr betrogen wird. Die guten alten Zeiten, wo man noch nicht ſo aufgeklärt war, den Betrug zu merken! Aber meinem Freunde wird Aufklärung, eine ſo klare Aufklärung, als hätte man Weinſchöne darein geworfen.

Es klopft an; ein Hausgenoſſe, der gerade oder meinem Freunde wohnt, tritt herein. „Gratuliren Sie mir,“ ſagt er. „Seit geſtern bin ich mit der Nachbarin gegenüber verſprochen.“

Da haben wir die Beſcherung! Nur keine Nachbarin gegenüber!

Ein Dichter für Leute vom Theater.

Früher gab es an jedem Theater einen Theaterdichter, nunmehr giebt es an jedem Theater einen Dichter für

Leute vom Theater. Früher hatten die Schauſpieler genug daran, Verſe zu declamiren, nunmehr wollen ſie ſelbſt in Verſe gebracht ſeyn. Der Dichter für Leute vom Theater iſt derjenige, der ſie in Verſe bringt.

Es giebt viele Wörter, die in keinen Vers paſſen; Leute vom Theater aber paſſen immer in Verſe. Es ſey einer Schauſpieler oder Sänger, er ſey vom Orcheſter oder vom Chor, er heiße Hans oder Georg, Chriſtoph oder Martin, das iſt dem Dichter für Leute vom Theater ganz einerlei, der Mann muß in Verſe gebracht werden. Noch lieber bringt er die Frauenzimmer vom Theater in Verſe; die Formen ſind bei denſelben weicher, die Namen trätabler, die Kunſt eminenter. Allein ſie mögen häßlich ſeyn oder ſchön, alt oder jung, dünnleibig oder dickleibig, ſpröde oder zugänglich, das iſt dem Dichter für Leute vom Theater ganz einerlei, ſie müſſen in Verſe gebracht werden; denn für dieſe ſind auch die Sprödeſten zugänglich.

Der Dichter für Leute vom Theater könnte auch Theaterſinger heißen; denn er beſingt ſie alle der Reihe nach, nämlich die Sänger, Schauſpieler und Orcheſtermitglieder. Er macht durchaus keinen Unterſchied; denn er iſt ein unparteiiſcher Menſch und durchaus unbeſtechlich, außer für Geld. Da hat einer ein ſchönes Solo geblaſen, da iſt ein Schauſpieler herausgerufen worden, da wurde einer Sängerin Da capo zugerufen; alſobald iſt der Dichter für Leute vom Theater bei der Hand, d. h. bei der Feder und ſchreibt ein Gedicht, worin das Solo, das Herausrufen und das Da capo wörtlich abgebildet wird. Manchmal macht Dieſer oder Jener, Jene oder Dieſe, eine Kunſtreiſe in's Ausland, und kehrt nach 9 Wochen — nicht Monaten — in's Vaterland zurück; hei, wie ſpringt da der Dichter für Leute vom Theater! Das iſt Stoff für ein neues Helden-

gedicht, und wenn auch der Held deſſelben blos eine Soubrette wäre! Manchmal kommt auch eine fremde Sängerin, ein fremder Schauſpieler, ein fremder Tonkünſtler; ſie gaſtiren, ſie laſſen ſich hören. Glauben Sie, daß der Dichter für Leute vom Theater ſich einen ſolchen Genuß rauben ließe? Er muß in's Theater, er muß in's Concert und ſollte er auch das Billet nicht geſchenkt bekommen; denn, muß er die Fremden nicht beſingen? Die Leute könnten ja meinen, daß in dieſer Stadt gar keine Bildung herrſche, da nicht einmal ein Dichter für Leute vom Theater da ſey.

Ein Dichter für Leute vom Theater ſingt ſtets aus Moll. Seine Stimme iſt ſo zart, wie die eines Ziegchens, und ſeine Gedanken ſo weich, wie Wachs. Er iſt mit allen Sängern, mit allen Schauſpielern, mit allen Componiſten, mit allen Muſikern zufrieden. Was ſage ich zufrieden? Wo iſt Einer, den er nicht in die Sterne erhoben hätte? Allein da konnte vielleicht Dieſer oder Jener eiferſüchtig werden, glauben Sie. Da weiß der Dichter für Leute vom Theater vorzubeugen. Seine gewöhnlichen Ausdrücke ſind zwar „Perle," „Nachtigall," „Sonne," „Lecain," „Paganini," „Glanzpunkt," „Oberonshorn" und dergleichen mehr, d. h. er vergleicht ſeine Beſungenen ſtets mit dem Größten, Schönſten und Erhabenſten, was es giebt; allein er kennt nach dem Superlativ noch ein Crescendo. Er ſagt z. B. von einer Sängerin:

„Unübertrefflich ſangſt Du, ohne Gleichen,
Eine Sterbliche kann Dich nie erreichen."

Dann kommt eine andere Sängerin, die eine größere Gage beſitzt oder mehr Spielgeld bekommt; was meinen Sie nun, was unſer Dichter für Leute vom Theater thut? Er macht aus dem „unübertrefflich" ein „unübertrefflicher."

aus der „Sterblichen" eine „Unſterbliche" und das größere Lob iſt fertig. Ja, es kommt ihm ſogar nicht darauf an, von einer „unübertrefflichſten" zu ſprechen. Einen größern Superlativ jedoch giebt es nicht. Allein da kann man ſich wieder auf eine andere Art helfen. Der Dichter für Leute vom Theater ſingt zum Beiſpiel:

„Nie hört man einen größern Ohrenſchmaus,
Zwölfhundert Stimmen riefen Dich heraus."

Was meinen Sie wohl, wie ſich dieſes Lob ſteigern laſſe? Ganz einfach, ſo:

„Wenn N. N. auftritt, jauchzen Millionen."

Wollen Sie eine noch größere Steigerung? —

Ein Dichter, der ſolche Verſe macht, muß doch offenbar ein Dichter ſeyn. Ich rathe auch Niemanden, zu glauben, daß er kein Dichter ſey; denn da er ſich ſelbſt für einen ſolchen hält, ſo hat Niemand das Recht, ihm den Titel zu verweigern. Unterſchreibt ſich doch Mancher als Rechtsfreund, der noch nie ein Freund des Rechtes war, und doch iſt es verboten, ihm den Titel zu verſagen! Was iſt aber Uhland gegen unſern Dichter für Leute vom Theater? Was iſt Göthe, was Schiller, was Heine gegen ihn? Unſeres Dichters Verſe ſind alle nach der Schnur abgemeſſen. Zwar heißt es oft: „reim' dich oder ich freß' dich," wie z. B., wenn er ſingt:

„Göttlich warſt du als Romeo,
Göttlicher noch als Othello!"

Allein haben nicht die claſſiſchen Dichter Deutſchlands ähnliche Fehler gemacht? Ja, haben ſie nicht der deutſchen Sprache Gewalt angethan, ſo daß Schiller ſelbſt einmal ſingt: „wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?" während

es doch nach allen Sprachregeln „Knappe" heißen ſollte? Fällt Heine nicht ſogar manchmal aus dem Rhytmus, ſo daß er zwei kurze für eine lange Sylbe ſetzt? Alle dieſe Notizen verdanke ich einem „Dichter für Leute vom Theater."

Allein in der That, ich frage nun ſelbſt, was ſeyd ihr Dichter alle gegen einen Dichter für Leute vom Theater? Ihr bekamet oft einen Louisd'or für einen Bogen Gedichte; mein Dichter aber iſt ein geſchätzter Dichter und ſeine Muſe iſt ſtets dankbar; denn für ſeine Gedichte werden ihm Schätze dargereicht, und wären es auch nur zwei preußiſche Thaler, und für ſeine Muſe wird ihm gedankt, d. h. mit klingender Münze. Dieſen Dank verſchmäht der Dichter für Leute vom Theater nie, und je mehr der Beſungene dankt, um ſo mehr wird er beſungen. Um einen Thaler iſt der Schauſpieler ein Licht, das in die Künſtlerwelt hereinſchaut, um zwei Thaler ein Stern, um drei Thaler ein Fixſtern, um vier Thaler ein Stern erſter Große, um fünf Thaler eine Sonne, um ſechs Thaler Sonne, Mond und Sterne mit ſammt der Milchſtraße. Um einen Dukaten wird eine Sängerin in den Himmel erhoben, um deren zwei aber reichen die Grazien und Muſen ihr das Waſſer nicht.

Aber glauben Sie, deßhalb ſey der „Dichter für Leute vom Theater" ein Knecht dieſer Leute? O, ganz und gar nicht! Wenn man ihn hört, ſo iſt er nur ihr Freund, hauptſächlich ein Freund ihrer Tafel und Börſe. Er iſt nur ein Kunſtbewunderer, beſonders der Kunſt, Einem, ohne ihn zu demüthigen, Geld zu geben. Die Schauſpieler und Sänger freilich ſprechen wegwerfend von ihm, nämlich vor andern Leuten; allein hört ſie einmal, wenn ſie allein bei einander ſind! „Ach! was ſind das für ſchöne Verſe! Nein, das haben Sie wieder einmal einzig gemacht!"

Alſo ſprechen Sie mit ihm, und der Dichter für Leute vom Theater ſchlägt ſich auf den leeren Magen und an die leeren Taſchen und die Künſtler verſtehen ihn; denn ſie haben die Geſchichte vom leeren Magen und den leeren Taſchen ſelbſt mehr als Einmal durchgemacht.

Eines nur quälet den Dichter für Leute vom Theater, die öffentliche Bekanntmachung ſeiner Gedichte. Was hilft es, etwas Großes geſchaffen zu haben, wenn die Leute nichts davon wiſſen? Was hilft es den Leuten vom Theater, beſungen zu ſeyn, wenn das Publikum nicht die Trompete ihres Ruhms in öffentlichen Blättern ablithographirt ſieht? Gedruckt muß die Sache ſeyn; denn Gedrucktes iſt noch einmal ſo viel werth, als Ungedrucktes, obgleich manche gedruckte Sachen gar nichts werth ſind. Ach! der arme „Dichter für Leute vom Theater" dauert mich. Wie muß er die matten Füße, nämlich nicht ſeiner Gedichte, ſondern ſeines Leibes noch mehr abmatten, bis er endlich einen Redacteur gefunden hat, der ſeine Halleluja ſtimmen aufnimmt in ſein „hochgeſchätztes" Blatt! Hochgeſchätzt iſt nämlich nach Meinung des „Dichters für Leute vom Theater" jedes Blatt, das ſeine Gedichte aufnimmt. Wenn nun aber nach langem Zaudern von der einen, und vielem Zureden von der andern Seite der Redacteur das Gedicht hat einrücken laſſen, was glaubt ihr, daß der „Dichter für Leute vom Theater" ſage? Er verkündigt dem Publikum, „er habe es in dieſes oder jenes Blatt gegeben, aus Gefälligkeit, weil man ihn darum gebeten habe." Was meint ihr, daß der Beſungene, der mit Schmerzen auf das gedruckte Blatt gewartet, ſagt? Er erklärt dem Publikum, „daß die Bekanntmachung ganz gegen ſeinen Willen geſchehen ſey; denn er ſey ein beſcheidener Mann, und wolle

kein ſolch' öffentliches übertriebenes Lob; das Publikum wiſſe ſeine Leiſtungen auch ohne dieſes zu ſchätzen."

Da haben wir's.

Ich weiß nicht, ob einer der „Dichter für Leute vom Theater" dieſen Aufſatz zu leſen bekommt; aber das weiß ich, wenn er ihn zu leſen bekommt, ſo wird er die Achſeln zucken, er wird ſchimpfen und ſagen:

O Grieſinger, du brauchſt dich nicht zu brüſten,
Kratz' du nur hinterm eig'nen Ohr;
Es fehlet dir zu einem Humoriſten
Nur eine Kleinigkeit, — Humor.

Ich aber werde dann ſtille ſeyn und den großen Dichter bewundern.

Sonſt und Jetzt.

Eine Kapuzinerpredigt.

Sonſt und Jetzt! Wiſſen Sie, mein verehrter Zuhörer, was in dieſen Worten liegt? Es liegt mehr darin, als Sie glauben; denn die ganze gegenwärtige Welt liegt in dem Jetzt, und in dem Sonſt liegt eine vergangene Welt, die noch mehr war, als die gegenwärtige; denn die gegenwärtige iſt ſehr leicht.

Sonſt und Jetzt! Ich könnte ein ganzes Buch über dieſes Capitel ſchreiben; ein Buch, das wahrſcheinlich eben ſo ſehr geleſen würde, als das Buch der Bücher, welches gar nicht mehr geleſen wird. Ja, liegt nicht ſchon hierin der ganze Charakter des Jetzt? Ehemals verbot man die Bibel und die Leute waren darauf los, wie die Franzoſen auf eine confiscirte Carricatur; jetzt gebietet man die Bibel, aber die Leute hören ſo wenig auf dieſes Gebot, als

auf die Gebote der Bibel ſelbſt. Hätte Luther gewußt, daß nach 300 Jahren Leute aufſtehen würden, chriſtliche Leute, ja ſogar Lehrer und Erzieher von Chriſten, die behaupteten, daß die Bibel allein im Auszuge genoſſen werden dürfe, er hätte ſie nie überſetzt. Man will gegenwärtig keine Ueberſetzung, als überſetzte Romane; über alle andere ſetzt man ſich weg, ſo gut als über die chriſtlichen Satzungen.

Die jetzige Welt iſt ſo ſchlecht, daß wir Capuziner offenbar zu gut für dieſelbe ſind; ſonſt würde man nicht ſo wenig auf uns halten. Es iſt Alles verkehrt, keine Ordnung mehr in der Menſchheit; und ſogar im Reiche Gottes will man die Ordnung umdrehen, indem man die Rangordnung aufhebt. Was? Steht nicht geſchrieben, daß zuerſt die Erzengel kommen, und auf ſie die Engel, und dann die Heiligen und zuletzt das übrige Volk, das einen beſondern Namen nicht verdient? Wenn aber jetzt ein Kindlein ſtirbt, das noch ein ſo kleines Chriſtenthum beſitzt, daß ein Erwachſener kaum zum vierten Theil genug daran hätte, gleich nennt man's einen verſtorbenen Engel. Das ließe ich mir eigentlich noch gefallen; aber wie man dazu kommt, eine Braut auf Erden einen Engel zu nennen, begreife ich nicht. Wenn die Braut nachher Frau geworden iſt, ſo wird's den Ehemännern oft ſelbſt unbegreiflich.

Das Unbegreifliche iſt überhaupt jetzt an der Tagesordnung. Ihr ſelbſt, meine Zuhörer, werdet es nicht begreifen, wie ich der Vergangenheit eine Lobrede halten kann auf Koſten der Gegenwart. Ja freilich, Ihr habt die Gegenwart ſchon ſo ſehr gekoſtet, daß Euch alle andere Koſt unköſtlich erſcheint! Ihr ſeyd Menſchen, die blos leben wollen; um Zukunft und Vergangenheit kümmert Ihr Euch ſo wenig, als die Zukunft ſich um Euch kümmert.

Ihr denkt gar nicht daran, welchen Kummer Euch dieſe Kummerloſigkeit noch bereiten wird; denn wenn es noch länger ſo fortgeht, ſo erlebe ich's gewiß, daß die Erde einmal einen Ruck thut und ſich auf den Kopf ſtellt und dann fallet Ihr alle hinab in's bodenloſe Tiefe und kein Arrangement kann Euch mehr aus dem Fallimente herausziehen, wie Ihr's wohl ſonſt und nicht zu Eurem Nachtheile verſucht habt.

Seht Euch um in der großen Welt, wie in der kleinen! Iſt nicht Alles ganz anders, als früher? Machet eine Reiſe den Rhein hinab, oder gehet hinüber nach Poſen im preußiſchen Polen. Da hat ein Biſchof gethan, was der Pabſt ihm befohlen, und der König von Preußen ſteckt ihn ein, als wäre es ein gewöhnlicher Bürgersmann, und der Pabſt wagt nicht einmal, den Bannſtrahl gegen den König zu ſchleudern, aus Angſt, die Flinte möchte nicht losgehen oder ihn ſelbſt treffen. Was? Iſt eine ſolche Sache keinen Schuß Pulver werth, während in Spanien Millionen Schüſſe gedonnert werden darüber, ob ein Weib König ſeyn ſolle oder ein Mann? Da wären die Amerikaner bälder fertig; denn dieſe würden die Königin und den König abſetzen und ſelbſt regieren. Aber ſo fertig auch die jetzige Welt iſt, nämlich mit Redensarten und mit der Zunge, ſo langſam iſt ſie mit der That. Oder mit was werden denn die meiſten Dinge gegenwärtig abgefertigt, als mit Redensarten? Ich ſpreche nicht blos von Gläubigern, die auch früher alſo abgefertigt wurden, ſondern von hochwichtigen Angelegenheiten, als z. B. dem Kniebeugen vor dem Allerheiligſten, dem Küſſen des königlichen Bildniſſes und andern dergleichen Dinge mehr. Was habt Ihr an den Redensarten, mit denen Ihr in den Zeitungen herum werft? Die Zeitungen ſind ohnehin eine Erfindung des Satans, und wenn ich Herrgott wäre, ſo mußte mir der oberſte Teufel

alle Tage alle Journale lesen, die auf der Welt herauskommen von Anfang bis zu Ende, und ich weiß gewiß, es würde dann bald mit dem Teufel zu Ende seyn. Von den englischen Zeitungen spreche ich gar nicht; denn diese sind so lang, wie der Erzengel Gabriel, und dieser ist bekanntlich der längste unter den Erzengeln; aber auch die deutschen Zeitungen haben einen Umfang erreicht, daß man mit ihrer Quantität einen feurigeren Ofen heizen könnte, als der war, in welchem es die drei feurigen Männer einen halben Tag lang aushielten. Aber was steht darin? Nichts als Redensarten. Früher gab es doch auch manchmal einen ordentlichen Krieg und man wußte, wo man daran war. Gegenwärtig ist man aber immer daran, wo man früher war, und wenn man nicht mehr daran ist, so fängt man von vornen an.

Diplomatie? Wer hat das Wort erfunden? Ich weiß es nicht, ein Kriegsheld in keinem Fall. Die Diplomatie sieht einem Federkiel so ähnlich, wie ein Türke einem Muselmann. Bald ist der Kiel spitz und ein Federmesser schärft ihn noch mehr und die Redensarten werden so stechend, wie die Zunge einer Wittwe, die keinen Mann mehr bekommen kann. Bald dreht man den Kiel um, nämlich wenn er zu dissig gewesen ist; man spritzt die Tinte aus und streichelt den Gegner mit den Federn am obern Theile, und so sanft ist die zweite Berührung, daß der Gegner sich gekitzelt fühlt, und den diplomatischen Kiel anlächelt, und ob dem Lächeln die Hand vom Schwerte abzieht, an das er sie schon gelegt hatte. Ein Diplomate ist ein Mensch, welcher in einer Kriegablenkungsfabrik arbeitet, und eine diplomatische Conferenz ist eine Kriegablenkungsmanufactur.

Sonst war das ganz anders. Der Eine warf den Handschuh hin, der Andere nahm ihn auf, und dann gieng's

los auf Leben und Tod. Jetzt gehen blos noch die Studenten los und einige andere menſchliche Weſen, die ich nicht nennen mag. Aber wie gehen ſie los? Sie verbinden ſich in eine Hälfte des Leibes mit ſeidenen Tüchern, und die andere ſtecken ſie in lederne Hoſen, daß kein Schwertbieb durch kann. Um's Renommiren iſt's eine ſchöne Sache, und weil's ſo ſchön iſt, ſo renommirt gegenwärtig Jedermann, abſonderlich aber die Schneider, Schriftſteller und Juden.

Sonſt hießen die Schneider „Schneider" und machten ihren Kunden Kleider. Jetzt heißen die Schneider „Kleidermacher" und ſchneiden ihre Kunden. Sonſt ſah einem Schneider das Maß zu den Fracktaſchen heraus, jetzt läßt er ſeine Firma auf die Frackknöpfe ſeiner Kunden eingraviren. Der Schneider iſt ſo eitel geworden, als der Schriftſteller, und der Schriftſteller ſo eitel als der Jude, und zwar hauptſächlich deßwegen, weil die meiſten Schriftſteller Juden ſind.

Aergert euch nicht hierüber, ihr Herren Buchhändler, ich will euch die Ehre, auch Juden zu ſeyn, nicht nehmen. Ja, ihr ſeyd noch mehr; ihr ſeyd als Chriſten geboren und habt euch ſelbſt beſchnitten, um nicht mehr nobel und chriſtlich handeln zu müſſen. Aber warum handelt ihr ſo? Weil die Schriftſteller ſich alſo behandeln laſſen. Und warum laſſen ſich dieſe ſo behandeln? Weil ſie meiſt jüdiſcher Natur ſind.

Sonſt, ja ſonſt! Reſpect vor einem Schriftſteller. Da beſaß einer ein ſolides Amt, und nebenbei juckte es ihm in den Gliedern, und es mußte heraus, und er ſchrieb ein Buch. Freilich, Zeit brauchte er dazu, lange Zeit; aber das Buch war auch darnach. Auf jeder Seite mehr Verſtand, als jetzt in zehn Bänden. Dann gieng er zum Ver-

leger und schämte sich halb, nur Etwas zu fordern, weil er in seiner Bescheidenheit meinte, es sey nichts werth, und der Verleger machte ihm Komplimente, weil er sah, daß er nicht viel bezahlen müsse, und so kamen sie schnell überein, und das Buch gieng in die Welt hinaus, oft ohne den Namen des Autors, und machte dennoch Furore. Jetzt aber?

Da ist ein ehrlicher Cantor, der hat seinen Sohn wieder zum Cantor erzogen. Aber der Sohn hat zwei Gedichte gemacht, um sie in Musik zu setzen, und ein guter Freund hat sie in einer Zeitung gelobt, und das Lob fährt dem Cantordichter zwischen die Nasslöcher hinauf, und er fühlt, daß er zu etwas Höherem geboren ist, und läßt die Cantorsstelle fahren, die ihren Mann genährt hätte, und wird Dichter, und hat nichts zu beißen und klagt die ganze Welt an, nur sich selbst nicht, weil er natürlich nicht Schuld daran ist, daß die Welt ihn nicht vergöttert als Schiller den Zweiten, und endlich muß er vor dem Buchhändler kriechen um sein Stückchen Brod, und noch froh seyn, wenn ihm dieser sein Benehmen nicht auf öffentlicher Straße vorwirft. Da war ferner ein armer Kaufmannsjüngling, ein Schubladenrutscher, wie man's zu nennen pflegt, der schrieb Correspondenzen in eine auswärtige Zeitung, die so weit entfernt war, daß man seinen Correspondenzen nicht mehr anrech, wie sie nach Backsteinkäse stanken, und die Correspondenz, von dem dortigen Redacteur ordentlich corrigirt, kam mit dem fremden Blatte in seine Vaterstadt zurück, und er konnte es nicht unterdrücken, sich als Verfasser zu nennen, und alle Leute staunten das Genie an, das Sachen schreibe, die man sogar drucke, und das Genie ward sich seines Genies bewußt und ließ sich herab, Schriftsteller zu werden.

Wißt Ihr nun, meine andächtigen Zuhörer, warum wir so viele Schriftsteller haben? Nein, Ihr wißt's noch

nicht. Das kommt daher, daß Börne ein Jude war, und Heine's Vater ein Beſchnittener. „Beim Jehovah! In mir ſteckt auch Heiniſches Versmaß und Börne'ſche Grobheit. Ich darf der Welt mein Heine-Börne'ſches Ich nicht entziehen.“ Alſo ſagt der Judenjüngling und wird Schriftſteller. Und wollt Ihr's ihm übel nehmen? Was ſoll er denn werden? „Handeln“ kann doch nicht Jedermann, abſonderlich wenn es ihm an der Grundlage aller modernen Handlungsweiſe, an Geld, mangelt. Staatsdiener aber kann er nicht werden. Was ſoll er alſo werden? Ihr andern Schriftſteller, die ihr gute Cantoren und Schulmeiſter abgegeben hättet, ihr ſeyd viel mehr in der Schuld; denn ihr konntet doch Cantore und Schulmeiſter, ja ſogar Pfarrer und Amtleute und Richter und Verwalter werden. Die Juden aber können's nicht werden, alſo ergreifen ſie einen Ausweg und werden Schriftſteller.

Wenn ich aber wieder auf die Welt komme, ſo werde ich kein Schriftſteller, ſondern eine Schriftſtellerin. Da hat man's viel bequemer. Man braucht ſich nicht zu beſinnen; denn man kann's doch einem Weibe nicht übel nehmen, wenn ſie dummes Zeug ſchreibt. Man darf ſo fade und langweilig und breit ſchreiben, als die Lüneburger Haide ausſieht, und iſt doch eine geſchätzte Schriftſtellerin; denn den Weibern iſt Alles erlaubt, auch wenn ſie verheirathet ſind, weil Dummheit kein Scheidungsgrund iſt.

Früher freilich, da ſaß die Frau fein hübſch hinter der Kunkel und dem Nähtiſche und flickte dem Mann Strümpfe und Hoſen, aber jetzt! Die Frauen haben ſich emancipirt, und wollen keine Weiber mehr ſeyn, weil's zu gemein iſt, ſondern halbgeſtandene Männer. Haſt du ſchon einen Laubfroſch geſehen, der eine Arie ſang? Das iſt ein emancipirtes Weib. Haſt du ſchon einen Mann geſehen, der die

Küche viſitirte? Das iſt ein emancipirtes Weib. Haſt du ſchon ein Fagott geſehen, auf dem Einer Flöte blies? Das iſt ein emancipirtes Weib.

Eines haben doch die emancipirten Weiber voraus. Sie brauchen keine Männer mehr, weil ſie keine bekommen. Sonſt hielten wenigſtens die Jungfrauen etwas auf ihre Weiblichkeit, weil ſie glaubten, Weiblichkeit und Unſchuld und Sittſamkeit ſeyen unzertrennlich; aber jetzt trennen die Jungfrauen die Unſchuld und Sittlichkeit von ſich, wie man einen Aermel von einem Kleide trennt, und tragen ſich blos, und meinen nun erſt etwas zu ſeyn, weil man ihre Blöße ſieht.

Wenn ich auf das Capitel Weiber komme, ſo fallen mir immer meine Todſünden, nebenbei aber auch meine alte Großmutter ein. Dieſe ſaß ſtets an demſelben Platze im Hauſe und dachte an nichts, als an ihren Mann ſelig, der in der That und Wahrheit mein Großvater war. Jetzt ſitzen die Frauen und ſchauen zum Fenſter hinaus, und haben zum Ueberfluß noch Spiegel vor dem Fenſter, damit ihnen ja kein Lieutenant entgeht, der die Straße daher geſchritten kommt, weil's ihm zu Hauſe zu kalt iſt im ungeheizten Zimmer. Sonſt hielten die Frauen Treue für eine Tugend, jetzt lernen ſie ſchon im vierzehnten Jahre das eilfte Gebot auswendig, welches heißt: „laß dich nicht ertappen.“

Ich ſage euch ihr Weiber, was iſt aus euch geworden? Sonſt waret ihr alle Jahre einmal im Theater und alle Tage in der Kirche; jetzt ſeyd ihr alle Tage im Theater und des Jahres einmal in der Kirche. Sonſt waret ihr zufrieden mit einem Wohnzimmer, das zugleich Schlafzimmer war; jetzt ſeyd ihr unglücklich ohne einen Salon. Sonſt freutet ihr euch eurer Kinder und waret ſtolz auf eure Mutterſchaft; jetzt ſchämt ihr euch, wenn eure Kleider

vorn zu kurz werden, und ſchaut euren Mann verwundert an, der ſich nicht weniger verwundert. Sonſt hattet ihr Eine Magd und wurdet mit dieſer nicht fertig; jetzt habt ihr Köchinnen, und Gouvernantinnen und Kindsjungfern, und dieſe werden mit euch fertig und mit dem Vermögen eures Mannes.

Doch, was mache ich euch Vorwürfe, da doch das Uebel von Oben kommt. Wer iſt denn Schuld an eurer Umgekehrtheit, als die Männer mit ihren Thorheiten? Wer iſt's, der einer Magd in die Ohren ſagt, daß ſie keine Magd ſey, ſondern ein Fräulein? Wer iſt froh, wenn ſeine Frau in Geſellſchaft geht, damit er ſelbſt um ſo ungenirter in's Wirthshaus kann? Wer hat zuerſt geſagt: „Du biſt ein Engel, mein Täubchen," damit ihm die Frau nicht auf die Sprünge komme? Wurſt wider Wurſt, iſt ein altes Sprüchwort und ihr ſeyd noch viel zu gut für die Schlechtigkeit der Männer.

Da ſtehen ſie vor dem Altare, und wenn der Pfarrer fragt: „Wollt ihr ſie treu und redlich lieben?", ſo antworten ſie ja, und ſchauen dabei auf die Brautjungfer, die nur deßwegen nicht Braut iſt, weil ſie nicht ſo viel Geld hatte, als dieſe. Was Schwüre! Was Contracte! Sonſt ſprach man Ja und Nein, und hielt ſein Wort; jetzt hat man lauter geſchriebene Contracte und lauter gebrochene. Sonſt hieß es: „ein gebrochener Eid iſt Gott leid;" jetzt heißt's: „Wer ohne Profit ſein Wort hält, iſt ein Rindvieh." Woher kommt das? Daher, daß man mehr braucht, als man hat.

Sonſt trug man bloße Hände, und hatte eine offene Hand für Arme. Jetzt trägt man Glacehandſchuhe und hat den unbezahlten Conto in der Taſche. Sonſt hatte man einen Sonntagsrock und ſechs Tage Arbeit; jetzt hat

man ſechs Faulenzerröcke und den ſiebenten zum Nichtsthun. Sonſt brauchte man keine Quittungen, weil man Alles baar bezahlte; jetzt braucht man keine Quittungen, weil man alle Rechnungen ſtehen läßt.

Was iſt aus euch geworden, ihr Männer? Ich möchte die Hände über dem Kopf zuſammen ſchlagen, wenn's nicht unſchicklich wäre, gefaltete Hände ſehen zu laſſen. Wer geht noch in die Kirche, um zu beten? Kein Menſch, denn es genügt ihm, vor die Kirchthüre hinzuſtehen, um die Austretenden zu beſchauen. Wer will noch ſeyn, was er iſt? Kein Menſch; denn wenn man einem Abſchreiber ſagt, du biſt ein Abſchreiber, ſo giebt er dir eine Ohrfeige und ſagt: „ich bin ein Secretair.“ Oder wohnt mir nicht gegenüber ein Ipfer, der mit großen Buchſtaben an ſeine Tafel ſchreiben ließ: „Maler N. N. in N.?“

Guten Abend, Frau Malerin, können Sie es nun einer Sängerin übel nehmen, wenn ſie keine Sängerin mehr ſeyn will, ſondern eine Nachtigall, eine Göttin, ein Ereigniß? Guten Abend, ihr Herren Statiſten und Lampenputzer, ihr ſeyd alle Narren und Eſel, wenn ihr euch nicht „Künſtler“ heißt und „Nothwendigkeiten.“ Der Zimmermann iſt jetzt ein Baukünſtler, der Komödiant ein Mime, die Weingärtnerin eine Madame und der Hundsfott ein Mann von Ehre.

Das iſt die Lehre vom „Sonſt und Jetzt.“

Er iſt Herr im Hauſe.

„Ich bin Herr im Hauſe,“ das war die gewöhnliche Redensart einer meiner Freunde. In der That, eine ſehr ſchöne Art, zu reden!

Die Ehemänner werden wohl wiſſen, was das heißt: „Herr im Hauſe zu ſeyn;“ die Frauen werden's wahrſcheinlich noch beſſer wiſſen; denn was man in Händen hat, begreift man am leichteſten. Dennoch kann ich nicht umhin, Ihnen ein Beiſpiel zu erzählen, wie manchmal die Männer „Herr im Hauſe“ ſind. Ich werde Sie alſo mit einem meiner Freunde bekannt machen.

Mein Freund iſt ein Mann, nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu dick und nicht zu dünn, nicht zu vernünftig und nicht zu dumm, nicht zu vornehm und nicht zu gering, nicht zu langweilig und nicht zu kurzweilig, nicht zu reich und nicht zu arm, nicht zu alt und nicht zu jung, nicht zu liberal und nicht zu ſervil, nicht zu abergläubiſch und nicht zu ungläubig, nicht zu arbeitsluſtig und nicht zu faul. Sie werden aus dieſem ungewöhnlichen Signalement wohl merken, nicht wen ich meine, ſondern daß ich keinen ganz ungewöhnlichen Menſchen meine. Allein ich werde in meinem Signalement noch genauer ſeyn, ſo genau, als meine uralte Großmutter ſelig, wenn ſie meinem uralten Großvater auch ſelig das Wirthshausgeld vorzählte. Mein Freund trug manchmal blaue, manchmal ſchwarze Hoſen; manchmal eine Brille, manchmal keine; manchmal eine Kappe, manchmal einen Hut; manchmal einen Rock, manchmal einen Frack; manchmal einen Schnurrbart, manchmal einen Backenbart; manchmal rothe Backen, manchmal blaſſe; manchmal Stiefel, manchmal Schuhe. Nun kennen Sie meinen Mann, d. h. ihren Mann, nämlich meines Freundes Frau Mann und meinen Freund ganz gewiß. Den Namen werde ich Ihnen jedoch nicht ſagen; denn er hat es zu keinem gebracht, ob er gleich Kinder hat, die ſeinen Namen führen.

Mein Freund war alſo kein ungewöhnlicher Mann;

aber er führte die gewöhnliche Redensart der Männer, die nie Herr im Hause sind, als wenn sie außer dem Hause sind, stets im Munde, d. h. er sagte immer, „ich bin Herr im Hause," nämlich dann immer, wenn er nicht bei seiner Frau war.

Er konnte z. B. Abends im Wirthshause seyn und seinen Schoppen trinken, aber nicht zwei, weil seine Frau böse wurde, wenn er nicht zu Zeiten zum Nachtessen kam, oder vielmehr weil er gewohnt war, um die bestimmte Zeit zu Nacht zu essen, oder auch vielmehr, weil er seiner Frau befohlen hatte, um diese oder jene Zeit das Essen parat zu halten; er saß also im Wirthshaus und es fehlte Eines der gewöhnlichen Gesellschaftsmitglieder. „Warum fehlt er?" fragte man, und „seine Frau wird ihn nicht fortgelassen haben," ist die Antwort. Was sagt da mein Freund? „Das ist ein schöner Mann," sagt er, „ist nicht einmal Herr im Hause!"

Ein andermal ist er auf der Straße. Ein Bekannter begegnet ihm. Es ist sehr kalt, und der Bekannte hat keinen Mantel an. „Was Teufel!" ruft mein Freund, „keinen Mantel in dieser grimmigen Jahreszeit?" „Bruder," sagt der Andere, „du weißt wohl, wie es geht; meine Frau brauchte diesen Winter einen neuen, und da habe ich fast warten müssen auf den nächsten," nämlich Mantel und Winter. Was thut mein Freund, oder vielmehr Ihr Freund, meine schönen Damen; denn Sie werden ihn gewiß schon liebgewonnen haben, seiner liebenswürdigen Persönlichkeit halber, — was thut er also? „Donnerwetter!" ruft er, „so sollte mir meine Frau kommen, bist du denn nicht Herr im Hause?" Bei diesen Worten sieht er sich zugleich überall um, ob nicht etwa seine Frau des Weges komme und

ſeine Heldenthaten, d. h. Heldenworte, welche Letztere nicht ſo rar ſeyn ſollen, als die Erſteren, höre.

Ein drittes Mal will Ihr Freund eine kleine Reiſe machen. Aber „allein“ meint ſeine Frau, ſey zu theuer. Er geht alſo zu ſeinem Nachbar, mit dem er ſchon manchmal eine Tour gemacht hat. „Geh' mit,“ ſagt er zu ihm, „wir nehmen überall, wo wir übernachten, blos ein Zimmer, das macht die Sache ſchon um ein Viertheil wohlfeiler.“ Aber der Freund meint, er könne nicht; denn in der letzten Zeit habe er bedeutende Ausgaben gehabt, wie z. B. habe ſeine Frau ſich ſelbſt und ihre liebe Kinderleins malen laſſen. „Was?“ ruft unſer Freund, „deine Frau hat ſich malen laſſen, und du muſt dafür fraren? Alle Wetter, Freund, du — nun du biſt nicht Herr im Hauſe.“

Ein viertes Mal erzählt ihm ein vierter Freund, — Sie dürfen aber nicht glauben, daß er blos vier Freunde habe, ein ſo ausgezeichneter Mann, wie dieſer Freund, hat Jedermann zum Freunde, d. h. Niemand zum Feinde — alſo der vierte Freund erzählt ihm, daß ihm ſeine Frau, nämlich des vierten Freundes Frau, die bitterſten Vorwürfe gemacht habe, weil er auf dem letzten Balle zwei Mal mit einer und derſelben Dame tanzte, während er ſelbſt kein Wort habe ſagen dürfen, da ſie doch mit einem Andern ſechs Mal herumgewalzt ſey, das „Polen“ im Cotillon nicht mitgerechnet. Was thut unſer Freund? Er iſt im höchſten Grade entrüſtet. „Was?“ ſchreit er, „und das haſt du dir gefallen laſſen? Nein, da ſollte mir meine Frau kommen! Ich bin Herr im Hauſe.“

Ich könnte Ihnen noch viele dergleichen Fälle erzählen; allein aus dem Obigen erhellt ſchon, daß unſer Freund „Herr im Hauſe“ iſt.

Beſagter Freund trieb es lange mit mir, ihn zu be-

ſuchen. Aber ich wich immer aus, denn ich dachte ſtets an die Bibelworte: „und er ſoll dein Herr ſeyn.“ Da darf man am Ende kein Wort mit ſeiner Frau ſprechen, meinte ich, ohne daß das arme Weib nachher von ihm maltraitirt wird, und ein ſolches Tractament wollte ich ihr erſparen.

Einmal jedoch Abends drang er gar ſehr in mich. „Mein Freund,“ ſagte er, mir die Hand ſchüttelnd, „dießmal laſſe ich Sie nicht los; Sie müſſen morgen zu einer Suppe zu mir kommen. Sie ſollen einmal ſehen, wie ich Herr im Hauſe bin.“ Ich wollte es einmal ſehen, und ſagte zu.

Es war Mittags um 12 Uhr, da machte ich mich auf den Weg, natürlich im Gottestiſchfracke; denn ich ſollte ja heute um der Gotteswillen geſpeiſet werden. Mein Freund wohnte Parterre, oder im erſten, oder im zweiten, oder im dritten Stocke. Sie ſehen, das iſt wieder Eines meiner genauen Signalements. Schon von weitem hörte ich ſeine Stimme. Er ſtand in der Hausflur und haranguirte ſeinen Bedienten.

„Johann!“ rief er.

„„Herr!““ erwiederte der Bediente, und ſtand ſteif, wie eine gefrorne Schildwache.

„Haſt du meinen Rock ausgeputzt, Johann?“ rief er weiter.

„„Ja, Herr!““ war die Antwort.

„Was? das heißt du ausgeputzt? Da ſind ja noch Flecken darin!“

„„Sie geben nicht heraus; es ſind Weinflecken von anno 34 her.““

„Wie? Ich Weinflecken von anno 34 her? Ich einen Sonntagsrock von fünf Jahren? Donnerwetter, Kerl, ich werde dich Mores lehren. Sind meine Pfeifen gereinigt?“

„„Ja, Herr!““

„Auch die lange?“

„„Nein, ich habe Schuhe putzen müſſen.““

„Nein? Sacre nom de Dieu! Nein? Daß dich alle Hagel! Mir „nein“ ſagen! Wenn ſie nicht in einer Viertelſtunde ſo rein iſt, wie ein neuer Brunnentrichel, ſo laſſe ich dich lahm und krumm ſchließen. Wo ſind die Schuhe meiner Frau?“

„„Die neuen hat ſie zum Schuhmacher geſchickt zum Sohlen.““

„Wer „ſie?“ Meine Frau eine „ſie?“ Kerl, biſt du von Sinnen? Eine Frau habe ich, und meine Frau ſoll auch deine Frau ſeyn, aber keine „ſie;“ oder willſt du vor meiner Frau weniger Reſpect haben, als ich? Merk' dir das, Hallunke!“

„„Aber ich brauche Geld zu Stiefelwichſe und Ihre Frau will mir keines geben.““

„Gelt? Hat ſie dir nicht erſt vor vierzehn Tagen drei Kreuzer gegeben? Alle Teufel! Meinſt du, ich werfe die Kronenthaler zum Fenſter hinaus? Da haſt du abermals zwei Kreuzer, aber wenn du mir vor drei Wochen wieder kommſt, ſo haue ich dich in tauſend Stücke.“

Nicht wahr, meine Damen, dieſer Mann iſt Herr im Hauſe? Das iſt ja ein grimmiger Patron, trotz Einem! Dem widerſpricht gewiß ſeine Frau nicht, oder er frißt ſie mit Haut und Haaren, daß gewiß nichts als Knochen übrig bleiben.

Alſo dachte ich, und meine Seelenangſt war ſo groß, daß ich wieder zurückgegangen wäre, wenn ich nicht ſchon zu weit vorgegangen geweſen wäre. Fortſchritte ſind oft leichter, als Rückſchritte und das, wie man ſieht, nicht blos bei ledigen Frauenzimmern, denen man Etwas, aber nicht

Alles versprochen hat. Mein Freund, der grimmige Patron, hatte mich bereits bemerkt.

„Ah! Sie da, mein lieber Freund," rief er: „nun das ist schön, daß Sie uns auch einmal besuchen."

„Weil Sie es erlaubt haben," sagte ich, „so bin ich so frei, von Ihrer Einladung Gebrauch zu machen."

Ich war, wie Sie sehen, so höflich als möglich. Allein mein Freund erröthete, und ward immer röther.

„Richtig, ja!" meinte er mit stark heruntergestimmter Stimme; „ich hätte es fast vergessen. Hm! Ei! das ist ja ganz herrlich. Belieben Sie einzutreten!"

Ich trat ein. Seine Frau saß auf dem Kanapee und hatte ein Buch in der Hand. Der Tisch war gedeckt, aber nur für zwei Personen.

„Liebe Frau," sagte mein Freund, indem er mich vorstellte, „der Freund, von dem ich dir schon so viel erzählte."

Die Frau sah mich mit einem gleichgültigen Blicke an, doch verneigte sie sich höflich.

„Ihr Herr Gemahl," sagte ich, „war so gütig, mich auf heute zum Mittagessen einzuladen."

Nun verwandelte sich die gleichgültige Miene. Die Wange färbte sich, und der Herr Gemahl und Herr im Hause bekam einen zornigen Blick.

„Da hast du mir ja kein Wort davon gesagt," meinte sie.

„Sey mir nicht böse, ich hab's vergessen," meinte er.

„Aber nun bin ich ja gar nicht gerüstet," meinte sie wieder. „Hättest du nicht wenigstens auf dem Wochenmarkte daran denken können?"

Es war klar, die gute Frau verschluckte noch weit mehr, als sie sagte; denn sie war eine gebildete Frau, und gebildete Frauen können mit dem Verschlucken so gut um-

geben, als die Männer mit dem Schlucken, vom Weine nämlich. Mit einem noch ſchlimmern Blicke gieng ſie ab, wahrſcheinlich um beim vergrößerten Eſſen nachzuhelfen.

Die Redensart vom Wochenmarkt hatte mich doch etwas verblüfft, und der Herr vom Hauſe merkte es.

„Ja, denken Sie nur," ſagte er, als die Frau draußen war, „da war ich heute ſelbſt auf dem Wochenmarkt. Man darf den Dienſtboten nicht über den Weg trauen, und meine Frau — meine Frau war etwas unwohl, da gieng ich lieber ſelbſt mit der Magd. Wir ſind ja Ein Leib und Eine Seele." Er meinte ſeine Frau nämlich, nicht die Magd.

Alſo mein Freund kauft die Gänſe ſelber, dachte ich, und heilſcht in eigener Perſon um einen Batzen Eier. Allein er hat das Recht zu thun, was ihm beliebt, fuhr ich in meinem Selbſtgeſpräch fort, er iſt ja Herr im Hauſe.

Endlich war das Eſſen fertig. Es kam noch ein Gedeck, und man ſetzte ſich.

„Sie müſſen nun aber vorlieb nehmen," ſagte ſie, „für einen großen Appetit iſt freilich nicht geſorgt."

„Wer könnte in Ihrer Nähe Appetit fühlen?" ſagte ich galant. Ich meinte nämlich nach Eſſen.

Sie verſtand mich auch, und ward etwas freundlicher. Von der Suppe wurde mir ſogar zweimal angeboten. Allein es war doch augenſcheinlich, daß ich durch meine Ankunft einen großen Wirwarr in die gewöhnliche Ordnung der Dinge gebracht hatte; denn der Tiſch war nicht einmal recht gedeckt.

„Lieber Mann," ſagte die Frau, die nun faſt ganz beſänftigt war, „da hat wieder die dumme Magd das Salz vergeſſen, ſey doch ſo gut, und hole es."

Da gieng der Mann und holte es; warum nicht? Er war ja Herr im Hauſe.

„Darf ich Ihnen noch ein wenig Rindfleisch anbieten?“ fragte mich die Frau.

„Ich danke Ihnen,“ erwiederte ich, „ich bin kein Freund von vielem Fleische.“ Sie war nämlich sehr mager, meines Freundes Frau, und da ich sie bedeutsam ansah, und zufällig mit meinem kleinen Finger an ihre Hand kam, so verstand sie mich, und ward ein wenig roth, wahrscheinlich vor Zorn über meine Frechheit; denn gleich darauf wandte sie sich zu ihrem Mann, meinem Freunde, und sprach: „Ach, mein Gott! Wie ist es doch so heiß da innen. Der Bediente hat gewiß wieder einen ganzen Arm voll, Holz nämlich, in den Ofen geworfen. Sieh doch einmal nach, lieber Schatz.“ — Der Schatz gieng und sah nach.

Ich gedachte nun, einen Witz machen zu müssen, um meinen Verstand zu zeigen; denn die Frauen lieben nichts mehr als Verstand, nämlich an den Männern. Ich sagte also: „aber wenn Ihr Mann an's Feuer geht, so kommt er am Ende ganz feurig herein, und da . . . . .“

„O!“ unterbrach sie mich, „er ist nicht mehr so feurig, als früher kurz nach unserer Hochzeit.“

Wir lachten Beide, und wenn man mit einem Frauenzimmer zusammenlacht, so ist man schon weit gekommen; denn man lebt dann bereits im Einverständniß. Das Lachen hatte bei Madame die Wirkung, daß sie nießen mußte, wofür ich mich schön bedankte; denn „Nießen“ heißt „ja“ sagen zu dem, was man vorher gedacht hat. Sie aber suchte mit der Hand nach ihrem Schnupftuch, und bekam meine Hand zu fassen. Zum Glück kam jetzt der Mann, und die Frau wußte sich sogleich zu fassen. „Ach! willst du nicht so gut seyn, liebster Mann? Im Nebenzimmer auf dem Sopha muß mein Schnupftuch liegen.“ — Der liebste Mann war so gut.

Sie ſehen, daß die Eſſenszeit uns in ſüßer Unterhaltung dahinſchwand; das Eſſen war auch verſchwunden, und um ſo leichter, als ſich gar nicht viel hatte ſehen laſſen. Nun kam der Nachtiſch, etwas Extraordinaires, wie mein Freund meinte, nach meiner Anſicht aber ſich zu einem ordinairen Nachtiſch verhaltend wie ein professor extraordinarius auf der Univerſität zu einem ordinarius. Zum Nachtiſch muß eine Frau ſtricken, zum Caffee der Mann eine Cigarre rauchen. Zum Cigarrenrauchen gehört ein Licht, zum Stricken ein Schemel, die Füße darauf zu ſtellen. Es ward alſo der Magd geklingelt, nicht um den Schemel zu holen; denn dieſen holte der Herr vom Hauſe, aber um Licht zu bringen. So waren wir denn endlich brüderlich, zum Theil auch ſchweſterlich vereinigt. Allein nun ſchrie das Kind. Es war das Einzige des werthen Paares, und daher ſo viel werth, als ſonſt ein Paar Dutzend. Was aber mich betrifft, ſo kann ich das Geſchrei von ein Paar Dutzend Kindern noch eher vertragen, als das von einem Einzigen. Meine Zukünftige muß mir daher auch verſprechen, entweder gar keine, oder ſehr viele Kinder zu bekommen. Was nun aber mit dem Kindergeſchrei in der Kammer anfangen?

„Ach Gott!“ ſagte Madame weinerlich; „der Kleine wird ſich noch zu Tod weinen, und ich kann ſo was nicht mitanſehen. Lieber Mann, willſt du ihm nicht den Schlotzer geben, und ihn vielleicht ein Bischen wiegen, bis er einſchläft?“ — Der Mann gieng und wiegte. Sollte er ſeinen Erſt- und Letztgebornen ſchreien laſſen!

„Nicht wahr,“ ſagte Madame, als der Mann wiegte, „ich habe einen ganz lieben Mann? Wir paſſen recht gut zuſammen?“

„Er paßt wenigſtens recht gut zu Ihnen,“ erwiederte ich.

Endlich war das Kind geschweigt, und ich griff nach Hut und Stock. Ich gab vor, auf ein benachbartes Dorf lustwandeln zu wollen, um nur fortzukommen; denn die Frau hatte mich ordentlich lieb gewonnen, vielleicht weil ich ohnehin immer wenig esse, und dießmal noch überdieß eine Ausnahme machte. Auch war nun nichts mehr zu verzehren, und also keine Gefahr in der Luft, mich festhalten zu wollen. Sie drückte mir Hand und Person zu gleicher Zeit, und nahm Abschied.

„Noch einen Augenblick! Noch einen Augenblick!" rief jetzt der Mann, nämlich der Herr vom Hause. „Ich habe heute Mittag nichts zu thun, ich begleite Sie."

Befremdet schaute Madame auf. „Wo denkst du hin, lieber Schatz?" sagte sie, „weißt du denn nicht, daß ich um 4 Uhr in eine Theeviste gehe, und Eines von uns Beiden muß doch zu Hause bleiben?"

Der gute Mann hatte es ganz vergessen, daß er dieser „Eins von Beiden" sey, aber nun erinnerte er sich wieder. Es giebt Mittel, das Gedächtniß zu stärken, so wie z. B. beim Pferde der Sporn, beim Bedienten das Drohen mit der Gerte, und bei Einem, der „Herr im Hause" ist, ein Augenwink seiner Frau.

Mich die Treppe hinab bis vor's Haus zu begleiten, ließ er sich nicht nehmen.

„Nicht wahr," sagte er beim Abschiednehmen; „jetzt haben Sie es selbst gesehen? Nachgiebig seyn zur rechten Zeit, aber immer Herr im Hause bleiben, das ist die Hauptsache. Haben Sie mich beobachtet? Kein Mann thut es mir darin zuvor. Ich bin Herr im Hause."

„Schade," dachte ich, „daß der Mann nicht Soldat geworden ist; denn wenn das Sprüchwort „wer commandiren will, muß gehorchen gelernt haben" nicht lügt, so

hatte mein Freund einen vortrefflichen Commandeur abgegeben.“

Seither habe ich nie mehr bei meinem Freunde gegeſſen; oft und viel hörte ich ihn noch ſagen: „ich bin Herr im Hauſe.“

Eine Hinrichtung.

„Auge um Auge und Zahn um Zahn,“ alſo ſprach Moſes, und ſeither hält man die Todesſtrafe für geſetzlich erlaubt und alle Staatsregierungen promulgiren, „wer einen andern getödtet hat, der ſoll ſelbſt durch's Schwert fallen,“ oder auch durch den Strick, nämlich wo das Henken noch eingeführt iſt.

Sie dürfen nicht erſchrecken, meine ſchöne Leſerin, ich will Ihnen weder eine juridiſche, noch eine moraliſche Vorleſung halten; ich komme ſogleich zu meiner Erzählung und frage nur noch vorher: was will man mit einer Hinrichtung?

Einen Verbrecher unſchädlich machen? — Das könnte man ja auch, wenn man ihn lebenslänglich einſperrte und dabei hätten die Geiſtlichen und Seelſorger noch Etwas zu ſchaffen und könnten ſich in den verſchiedenen Beſſerungs- und Bekehrungs-Methoden üben. — Will man den Zuſchauern ein Beiſpiel geben, daß ſie nicht wie dieſer Mörder ſich vergehen? — Ja, das iſt's, abſchrecken will man die Menſchen von der böſen That. Allons! gehen wir einmal zu einer Hinrichtung, um uns abſchrecken zu laſſen!

Es war ein ſchöner Frühlingstag, nicht zu heiß und nicht zu kalt, ſo gerade recht, um einen Ausritt zu machen, wenn man anders reiten konnte und ein Pferd hatte. Ich

hatte zwar keines, aber ich miethete mir eines, denn heute sollte ja Einer gerichtet werden! Und dazu mußte ich auf alle Fälle.

Ich hatte mehrere Stunden bis zum Richtplatz. Um nicht zu spät zu kommen, giengs scharf vorwärts, so scharf es nämlich gehen konnte, wenn man auf einer Landstraße reitet, die mit Menschen übersäet ist. Wahrhaftig, wenn der heilige Vater heute in Person bei uns eine Procession anordnete, es käme kein längerer Zug heraus. Alles wollte die Hinrichtung sehen. — Wollten diese Leute wohl sich alle — nur abschrecken lassen?

Jetzt war ich auf dem Richtplatz. Auf einer kleinen Anhöhe, die sich nach allen Seiten sanft abdachte, war ein großes Gerüst errichtet. Niemand aber stand darauf, außer ein verlassener Stuhl. Er sollte — bald besetzt werden! Unten an der Treppe, die auf das Gerüst führte, war eine kleine Bank von rohen Brettern aufgeschlagen. Hier sollte der Verbrecher zum letzten Mal ausruhen, ehe er seinen letzten Gang antrat. Rings um das Gerüst waren Schranken angebracht, damit die ungeheure Menschenmasse von zu nahem Andrang abgehalten würde. In der That war auch der Andrang ungeheuer. Wollte Einer zu irgend einem Zwecke, dessen Unschädlichkeit natürlich zum Voraus bekannt wäre, eine Versammlung halten, zu der nur ein Drittheil der hier versammelten Menschen käme, wahrhaftig man spräche Wunder was von diesem Meeting! Allein — es war ja eine Hinrichtung, und bei einer solchen kann die Versammlung nie zu groß seyn. Man mußte es sogar gern sehen, daß Viele von 20 und noch mehr Stunden hergereist kamen, um die Sache mit anzusehen, denn — je mehr Leute da waren, um so mehrere mußten auch von schweren Verbrechen abgehalten werden.

Zuwenig gab es genug. Einem das Pferd zu halten. Ich drängte mich in den dichten Schwarm vor mir. Der Zufall führte mich unter lauter Weiber, alte und junge, zum Theil mit Huten, zum größten Theil aber ohne Hüte. Das Gespräch, das sie unter einander führten, war sehr lebhaft. Sie sprachen von dem Missethäter.

„Der ist noch zu gut zum Kopfen," rief die Eine, ein vergelbtes Gesicht mit rothgerundeten Augen.

„Ja, man sollte ihn henken'" rief eine Andere; „ein unschuldiges Kind umzubringen!"

„Und er mußte es doch wissen, was er für eine Schandthat begienz;" schrie eine Dritte, „denn er ist ja ein vornehmer Herr!"

„Gebt acht," meinte eine Vierte, „man begnadigt ihn, die vornehmen Herren halten alle zusammen, und wenn ein Gemeiner einen Apfel stiehlt, so wird er härter gestraft, als ein Vornehmer, der tausend Gulden unterschlägt."

„Wenn man ihn begnadigt, so sollte man alle die Herren zusammen kopfen;" entschied eine Fünfte, und nun kamen sie wieder auf die Art der Strafe zu sprechen. Alle überboten sich in der Schilderung der Großartigkeit des Verbrechens, und am Ende kam man darin überein, daß man den Missethäter — von Rechts wegen — **viertheilen** sollte.

Ich besann mich eben, ob ich unter Weibern oder Megären sey; da kam der Zug. Voran der Oberrichter, auf einem zierlich galoppirenden Schimmel seine Reiterkünste zeigend; dann der Schinderwagen, worin der Verbrecher und zwei Geistliche saßen, zu beiden Seiten ritten Gensd'armen, und hintendrein wogte ein unabsehbarer Menschenzug.

Der Missethäter war bleicher als sein weißes Armensündergewand. Seine erdfahlen Lippen zitterten, seine

Augen rollten unſtät umher. Er ſetzte ſich auf das Armenſünderbänklein; die Geiſtlichen ſtanden vor ihm und ſprachen ihm zu. Was ſie geſprochen, weiß ich nicht, aber er hörte ſie gewiß nicht, denn ſeine Seele war in Todesängſten. Die Menſchenmaſſe richtete ihr Augenmerk allein auf ihn; Lorgnetten wurden hervorgezogen, um ihn genau zu betrachten.

„Wie er ſo bleich ausſieht!“ meinte eine meiner Nachbarinnen.

„Er hat's gewiß bereut!“ ſprach eine Zweite.

„Es iſt doch ein ſchöner Mann!“ verlautete es von einer dritten Seite.

„Es wäre Schade, wenn man ihn köpfte!“ liſpelte eine Vierte.

„Ja himmelſchreiend wäre es,“ rief eine Zänkin, „man begnadigt ja Kindsmörderinnen auch!“

Hatten die Weiber ſich vorhin im Schimpfen überboten, ſo überboten ſie ſich jetzt in Lobreden auf den Verbrecher. Sie beſchloſſen einſtimmig, daß die Richter ganz ſchlecht gehandelt hätten, als ſie den Armen zum Tode verdammten, und wäre es auf ſie angekommen, ſo wäre derſelbe ganz frei ausgegangen.

Die Zeit war um; der Miſſethäter ward auf das Schaffot geführt. Er ſchwankte im Hinaufgehen. Jetzt ſetzte er ſich. Ein Henkersknecht verband ihm die Augen, der Scharfrichter zog unter einem rothen Tuch ein glänzendes Schwert hervor. Die ganze Menſchenmaſſe war ſo ſtill, daß man ſeines Nachbars leiſeſten Athemzug hörte. Ein Schwung; ein Krachen, wie wenn man einen Krautkopf abhaut, und der Scharfrichter hielt das Haupt des Miſſethäters in der Hand. — Wohl fragte dieſer, „habe ich recht gerichtet?“ wohl hielt ein Geiſtlicher gleich darauf

eine kurze Anrede; allein die Menschenmasse horte nicht darauf, sie sah nur auf ein Paar Doctoren, die in der Eile sogleich nach dem Schlag aufs Schaffot gesprungen waren, um die letzten Bewegungen der Lippen des abgehauenen Kopfes zu beobachten. Jetzt ward der Korper in einen Sarg, aus vier rohen Brettern zusammengezimmert, gelegt und auf einem Wagen nach Hause gefahren. Die Menschenmasse zerstreute sich.

Glauben Sie nun, meine schone Leserin, jetzt sey das Schauspiel aus? O nein, jetzt geht's erst an. Wer sind denn Diese? Oder Jene? Richtig! lauter alte Bekannte. Man grüßt sich, man küßt sich, man umarmt sich. Gott, welche Freude, sich bei dieser geschickten Gelegenheit zu treffen! Arm in Arm geht's nach Hause. Man lacht, man pfeift, es ist, als ob man auf einem Volksfest von einem Vergnügen zum andern eilte. Ich ritt denselben Weg, den die Andern machten, nämlich zum nahen Städtchen. Unterwegs begegnete ich dem Wagen, auf welchem der Sarg lag. Dieser war mit Blut über und über bespritzt, und unter dem Wagen rann ebenfalls Blut hervor. Der Anblick schauderte mich, der Fuhrmann aber fuhr so gleichgültig zu, als ob er Heu führte. Er hatte noch obendrein einigen Buben erlaubt, auf den Wagen zu sitzen, und diese verzehrten lachend auf dem Sarge — ihr Brod.

Im Städtchen gieng's hoch her. Ueberall große Tafel! An mehreren Orten sogar Musik. Es war eine Herrlichkeit, wie selten bei der fröhlichsten Gelegenheit. Viele blieben bis in die späte Nacht hinein, singend und jubilirend. Der Abend schon sah gar Manche, die nicht mehr ohne Hülfe den Weg nach Hause fanden.

Ich könnte noch näher in's Detail eingehen. Allein das Bisherige ist genug. — Was meinen Sie nun, meine

ſchöne Leſerin? Erfüllt eine Hinrichtung ihren Zweck? Werden die Leute abgeſchreckt?

In derſelben Nacht nach der Hinrichtung fiel eine Viertelſtunde von dem Richtplatz ein Raubmord vor. Der Mörder war auch bei der Hinrichtung geweſen.

Ein Richtplatz iſt für Gute und Schlimme — ein Theater, in welchem zur Abwechslung einmal ein luſtiges Trauerſpiel aufgeführt wird.

A bas mit der Todesſtrafe!

Ein Neuigkeiten-Schnapper.

Ein Neuigkeiten-Schnapper iſt entweder ein Raſirer, oder ein Haarkräusler, oder ein Colporteur, oder der Redakteur eines Localblattes, oder ein Particulier und Rentiermenſch, der vor Langerweile nicht weiß, was er mit der Zeit anfangen ſoll.

Ein Neuigkeiten-Schnapper ſteht immer mit offenem Munde da. Er iſt anzuſehen, wie ein hungriger Bullenbeißer, der nach einem Knochen haſcht. Uebrigens iſt's ihm einerlei, ob's ein Knochen iſt, oder ein Stück Fleiſch, oder ein Simri Kartoffeln, oder eine Mehlſpeiſe, oder eine Obſttorte. Wenn's nur eine Neuigkeit iſt, ſie mag herkommen, wo ſie will, ſie mag ausſehen, wie ſie will, es iſt alles einerlei, ſie wird aufgeſchnappt, verſchlungen und im Augenblick wiedergekaut. Denn der Neuigkeiten-Schnapper zeichnet ſich vor dem andern Thiergeſchlecht dadurch aus, daß er unter die Wiederkäuenden gehört und nicht blos Neuigkeiten-Schnapper iſt, ſondern auch Neuigkeiten-Krämer. Hat er etwas aufgeſchnappt, ſo wird's augenblicklich wieder ausgekramt.

Die Neuigkeiten-Schnapperei iſt alſo eine Art Magenkrankheit, ein perſonificirter Katzenjammer, wo man alles wieder von ſich giebt, was man ſo eben eingenommen.

Ein Neuigkeiten-Schnapper iſt ſehr viel auf den Straßen zu finden, eben ſo oft in Wirthshäuſern und am öfteſten vor Boutiquen und andern Verſammlungsplätzen der Neuigkeiten.

Auf der Straße ſieht er ſich überall um, ob er keine Neuigkeiten erblicke. Wo ein Paar Menſchen ſtillſtehen, da ſteht er auch hin, entweder um zu ſehen, wo ſie hinſtehen, oder um zu hören, was ſie ſprechen. Er ſieht auf alle Pflaſterſteine und an allen Fenſtern hinauf. In alle Chaiſen, die vorbeifahren, wirft er ſein begieriges Auge und unter jedem Schleier, den eine Dame über das Geſicht hängt, ſucht er ein Geheimniß. Sein Auge iſt daher ſtets unſtät, und iſt es zufällig durch's Alter oder ſonſtigen Gebrauch etwas abgenutzt, ſo hat er immer eine Lorgnette zur Hand.

In den Wirthshäuſern giebt's beſonders viel zu hören. In dieſem trinken die Demagogen, in jenem die Royaliſten, in einem dritten kommen Beamte zuſammen, in einem vierten Handwerksburſche, in einem fünften alte Studenten, in einem ſechsten Schauſpieler, in einem ſiebenten Lithographen und Maler, in einem achten Offiziere, in einem neunten Handwerker, in einem zehnten Bürger, in einem eilften Kaufleute und Ladendiener, und in einem zwölften noch andere Leute. Der Neuigkeiten-Schnapper iſt überall, in allen zwölf Wirthshäuſern alle Tage, und wär's auch nur in jedem eine halbe Viertelſtunde, denn er muß doch Etwas erfahren, um Etwas auskramen zu können.

Vor Boutiquen ſteht er am liebſten. Sey es der Laden einer Putzmacherin, oder die Raſirſtube eines Bart-

abnehmers, oder das Gewölbe eines Modewaarenhändlers; vor allen dieſen ſammeln ſich die meiſten und verſchiedenſten Menſchen; hier wird erzählt, was da oder dort paſſirt iſt; was der Eine nicht weiß, weiß der Andere, und der Neuigkeiten-Schnapper iſt gleich dabei, das Piquanteſte aufzufaſſen und weiter zu tragen.

Am allerliebſten iſt einem Neuigkeiten-Schnapper eine Meßwoche oder ein Jahrsmarkt oder auch nur ein Wochenmarkttag. Da kommen viele Fremde vom Lande herein, man ſieht eine Maſſe von Menſchen bei einander, es giebt ein Gedräng, es wird Einem etwas geſtohlen, oder geſchieht einem Andern gar ein Unglück; der Neuigkeiten-Schnapper iſt überall dabei, und hat die Wahrheit gleich weg, um ſie brühwarm an alle Enden der Welt, d. h. der Stadt, in der er wohnt, zu verbreiten.

Giebt's Glatteis, ſo feiert der Neuigkeiten-Schnapper einen Feſttag; es wird doch hoffentlich einer fallen und ein Bein brechen, oder macht eine vornehme Dame einen Purzelbaum, oder rutſcht ein Wagen und wirft um, oder — kurz bei Glatteis muß etwas paſſiren, das in den Kram des Neuigkeiten-Schnappers taugt.

Auf die Fremdenbücher in den Gaſthöfen iſt er beſonders aus, ſo wie auf Theaterkritiken. Er muß doch wiſſen, wer Vornehmes in der Stadt angekommen iſt, und wie dieſe oder jene Sängerin, dieſer oder jener Schauſpieler gefallen hat. Unter den Thoren treibt er ſich natürlich beſonders gerne herum, um zu ſehen, wer hereinfährt, und auf dem Poſtplatze, um zu ſehen, wer abfährt.

Vor einem Neuigkeiten-Schnapper bekomme ich immer Todesangſt, wenn ich ihm begegne; denn er ſtellt alle Bekannte auf der Straße, auf der Treppe, im Vorzimmer. Er ergreift Einen am Knopfloch und man iſt ge-

zwungen, ihn anzuhören, oder ſich das Knopfloch ausreißen zu laſſen.

Am meiſten kann man ihn ärgern, wenn man ihm nicht Rede ſteht. Es gehen z. B. zwei die Straße hinab und erblicken einen Neuigkeiten-Schnapper. Wie ſie in ſeine Nähe kommen, ſagt Einer: „es iſt ſchrecklich, unerhört, wer hätte ſo was gedacht? u. ſ. w.“ Sogleich drängt ſich der Neuigkeiten-Schnapper herbei. „Was iſt ſchrecklich? Was iſt unerhört? Was hätten Sie nie gedacht?“ Aber der Sprecher von vorhin giebt keine Antwort, ſondern wiederholt langſam die Worte: „es iſt ſchrecklich, es iſt unerhört, wer hätte ſo etwas gedacht?“ Dadurch kommt der Neuigkeiten-Schnapper in Verzweiflung, und er würde ſich unfehlbar aufknüpfen, wenn er nicht zuvor die Neuigkeit in der Stadt herumzutragen hätte, daß er in Verzweiflung ſey.

Ein noch beſſeres Mittel, einen Neuigkeiten-Schnapper in Verzweiflung zu bringen, iſt das, wenn man ſeine Erzählungen nicht anhört. Er will dir z. B. ſagen, daß der Kaiſer Nikolaus nächſten Sommer nach Stuttgart komme, oder daß Fräulein Lutzer am heſſiſchen Hoftheater engagirt ſey, und zwar mit 10,000 Gulden Conventionsmünze, was nach unſerem Gelde netto 12,000 Gulden ausmacht; allein du thuſt, als gienge dich ſein Geſchwätz gar nichts an, du ſiehſt auf die Seite, ſprichſt mit Jemand Anderem, oder wenn gerade Niemand da iſt, frägſt du ex abrupto Etwas, was gar nicht hieher gehört. Dadurch kommt der Neuigkeiten-Schnapper, der in dieſem Augenblicke als Neuigkeiten-Krämer figurirt, in Wuth. „Aber ſo hören Sie doch!“ ruft er verzweifelnd; du aber hörſt nicht und läßt den Narren ſtehen, und darfſt ſicher ſeyn, daß er Naſe und Mund aufſperrt, und einen Andern, den er vielleicht zum Stehen bringen kann, vor der doppelten Zeit nicht losläßt.

Das allerallerbeſte Mittel jedoch, einen Neuigkeiten-Schnapper zur Verzweiflung zu bringen, iſt das, wenn man ihn anhört, aber alle ſeine Neuigkeiten ſchon zu kennen vorgiebt. Er erzählt z. B., daß heute Nacht der Premierminiſter an einem Schlagfluß geſtorben ſey. „Das habe ich ſchon geſtern Abend gewußt," antworteſt du kaltblütig, ohne eine Miene zu verändern. Oder er weiß, daß Morgen um 8 Uhr der große Paganini in die Stadt kommt. „Ich habe ihn ſchon geſprochen," antworteſt du mit derſelben Ruhe, wie vorhin. Bei dieſem Manövre darfſt du ſicher ſeyn, daß der Neuigkeiten-Schnapper überzuſchnappen droht. Es iſt nicht mehr Verzweiflung, die aus ſeinem Geſichte ſpricht, ſondern wirklicher, veritabler Wahnſinn.

Sie fragen vielleicht, warum es Neuigkeiten-Schnapper gebe? Närriſche Frage. Warum ſind die Menſchen neugierig? Es giebt viele Perſonen, denen die Neuigkeiten-Schnapper unentbehrlich ſind, denn die meiſten Menſchen ſind Neuigkeiten-Schnapper zweiten Rangs, d. h. ſie wollen das Neueſte, was in der Stadt vorgeht, erfahren, ohne ſich ſelbſt die Mühe der Einſammlung und Aufſchnapperei nehmen zu müſſen. Es komme z. B. der Raſirer. Was iſt deine erſte Frage? — „Was giebt's Neues?" — Was würdeſt du nun denken, wenn der bartabnehmende Jüngling dir Nichts zu antworten wüßte? Du würdeſt dir einen anderen Raſirer nehmen. Eben ſo ſtehts um den Haarkräusler. Von ſeinen Neuigkeiten hängt ſeine Kundſchaft ab. Und nimm nun vollends gar den Redacteur eines Localblattes an! Wohin ſiehſt du zuerſt, wenn du das Blatt aufſchlägſt? „Nach den Stadtneuigkeiten." Würdeſt du nicht das Blatt aufgeben, wenn es keine ſolche Neuigkeiten enthielte? Darum glaube nicht, daß alle Neuigkeiten-

Schnapper aus Liebhaberei Neuigkeiten-Schnapper ſind Sie nun es aus Profeſſion und leben davon.

Wenn Gott einmal einen Tag erſchüfe, der dem vorhergehenden ſo gleich ſähe, wie ein Ei dem andern, ſo wären alle Neuigkeiten-Schnapper am Sterben und bald gäbe es keinen Friſeur, keinen Bartſcheerer, keinen Localblattſchreiber, keinen langweilenden Rentier mehr. Doch nein; es gäbe ja dann wenigſtens Eine Neuigkeit, nämlich die Wiederholung des Joſuaiſchen Wunders, daß die Sonne ſtillſtand und ein Tag 48 Stunden hatte.

Der Frohntänzer.

Die Bauern von ehemals wiſſen recht wohl, was ein Frohndienſt iſt; aber ſie wiſſen nicht, was ein Frohntänzer iſt.

Als ich noch auf dem Lande war, wußte ich es auch nicht. Ich war zwar oft auf Bällen, aber von einem Frohntänzer hatte ich nie gehört. Ach, da tanzten wir ſo fröhlich mit den Mädchen unſeres Herzens, und die andern ließen wir ſtehen oder auch ſitzen, je nach Belieben. Da bewegten ſich nicht blos unſere Füße, ſondern auch unſere Herzen ſchlugen hörbarer, als gewöhnlich; und ich kann mich noch erinnern, daß ich einſt ganz deutlich das meiner Tänzerin pochen hörte. Es war ein ſeliger Augenblick, nämlich jener, wo ich das gute Gehör hatte. Doch ich ſpreche jetzt nicht von ſeligen Augenblicken, ſondern von Frohntänzern, und dieſe haben keine ſeligen Augenblicke.

Den erſten Begriff von einem Frohntänzer bekam ich in einem Landſtädtchen. Es war ein ſehr ſchöner Abend, ob es gleich ein Bischen regnete oder auch ſchneite, und

kein Stern am Himmel war; denn in der Post war Ball, und die Lichter glänzten, wie die Sterne, und die Frauenzimmer stellten Sonne und Mond vor. Es war recht traulich auf diesem Balle, wie es gewöhnlich auf den Landstädtchensbällen zu seyn pflegt. Man genirte sich wenig, und tanzte con amore. Nur drei Leute fielen mir auf und zwar, weil sie mir nicht con amore zu tanzen schienen. Das Eine war ein Oberamtsactuar, das Andere ein Apotheker, und das Dritte ein Mensch ohne Amt und Gewerbe, aber alle drei jung und unverheirathet. Ich kannte sie alle; ich wußte von einem Jeden, mit wem er am liebsten die Runde gemacht hätte; aber dennoch that's Keiner von ihnen.

„Warum tanzst du denn nicht mit der Schwester der Frau Helferin?" fragte ich den Oberamtsactuar, der so eben, zwar mit keiner Helferin, auch mit keiner Diaconissin'schen Schwester, wohl aber mit einer sehr unbeholfenen Dame herumgewalzt hatte.

„Wie kannst du nur so thöricht fragen?" erwiederte er, indem seine Augen sehnsüchtig nach der Geliebten flogen. „Muß ich denn nicht zuerst mit der Frau Oberamtmännin tanzen?"

„Nun aber jetzt?" fragte ich weiter.

„Die Frau Oberamtmännin hat ja eine Tochter," meinte er achselzuckend. „Gut," dachte ich, „dem Amt zu lieb kann man schon etwas thun, und der Actuar will ja auch einmal befördert werden, und vielleicht der schönen Schwester der Frau Helferin zu einem Manne verhelfen. Allein der Apotheker da ist ein freier Gewerbsmann, der hat doch keine Rücksichten."

Ich gieng also zum Apotheker.

„Apotheker," sagte ich, „was treiben Sie denn? Sie

medikaſtriren ja förmlich, indem Sie die ganze Familie des Herrn Medicus und Oberamtsarztes abtanzen!“

„O nein,“ erwiederte er ſüßlächelnd, wie überzuckerter Rhabarber, „aber eben des Medicaſtrirens wegen tanze ich mit der Doctorin und ihrer Sippſchaft. Bedenken Sie, welchen Schaden mir der Mann derſelben anthun könnte, wenn er es bei der Viſitation allzu genau nähme? Und dann iſt auch noch ein anderer Apotheker im Orte! . . .“

Ich wußte genug.

„Receptengieriges, medicaſtrirendes Mixtum compositum!“ fluchte ich zwiſchen den Zähnen. „Hat der Burſche dort drüben ein hübſches Mädchen, das noch oben drein Geld hat, und müht ſich mit der alten Watſchel nebſt Watſchelanhängſeln ab, damit der Doctor nicht aus Malice Waſſer verſchreibe, ſtatt aqua purificata, welcher letztere Artikel bezahlt werden muß! Aber der Menſch da, der kein Amt und kein Gewerb hat, dem will ich den Roſt herunter thun, wie mein ſeliger Präceptor ſagte, wenn er uns abprügelte, eine Explikation, die aber eher Roſtflecken hervorbrachte, als tilgte.“

„He da!“ ſagte ich zu dem Menſchen ohne Amt und Gewerbe, „Sie Rentierer und Particulierer! Haben Sie auch Augen im Kopfe? Tanzen da bereits mit der dritten Schachtel, die ſo wurmſtichig iſt, daß ich kein Commisbrod d'rin verpacken möchte! Sind denn keine jungen Mädchen da und lebt Ihre Auguſte nicht mehr?“

„Sehr gütig!“ explicirte der Rentierer und Particulierer, mich verliebt anſehend, ob ich gleich nicht wußte, womit ich das „ſehr gütig“ und den verliebten Blick verdient hatte; „allein Sie werden verzeihen, die drei alten Schachteln ſind meine Frau Baſen, und — ſie haben Vermögen, und werden auch einmal ſterben.“

Gott hab' ſie ſelig, die alten Schachteln, wenn ſie noch nicht in die Gefilde der Ewigkeit abgegangen ſind. Dir aber, du Mann ohne Amt und Gewerbe, dir verzeihe ich's nimmermehr, daß du um einiger Gulden willen drei Walzer todtſchlugſt. Doch der Geiz iſt groß in dieſer Welt, und eine Erbſchaft iſt der leichteſte Verdienſt, obgleich, wie man aus dem Obigen ſieht, nicht ſo leicht verdient, als man oft meint.

Auf dieſem Balle bekam ich den erſten Begriff von einem Frohntänzer. Doch es ſollte bald beſſer kommen.

Der geneigte Leſer meint nun vielleicht, ich ſey nach Paris gegangen, und hätte mich nach der Frohntänzerei daſelbſt umgeſehen? O nein, ſo weit durfte ich nicht gehen. Zwar iſt allerdings in Paris die Frohntänzerei mehr als irgendwo zu Hauſe. Es giebt dort Menſchen ganz beſonderer Art, nämlich eine Art Hellſeher, die es den Männern an der Naſe oder auch an den Füßen anſehen, ob ſie tanzen können. Dieſe Hellſeher, welche jedoch mit den Kerner'ſchen Hellſeherinnen in keinerlei Rapport ſtehen, werden in den Wirthshäuſern und auf den Straßen herumgeſchickt, um tanzfähige Menſchen aufzutreiben. Sie brauchen keine Laternen dazu, wie Diogenes ſelig (wenn nämlich Heiden überhaupt ſelig werden können), da dort die Straßenlaternen hell genug brennen, und der Koth auf den Straßen, der noch ärger ſeyn ſoll, als in einem böhmiſchen Dorfe, die Menſchen nöthigt, die Füße hoch in die Höhe zu heben, was bei manchen Frauenzimmern keinen unangenehmen Adſpectus gewährt. Da geht Einer im zierlichen Galoppadeſchritt. Huſch, iſt der Hellſeher neben ihm.

„Mein Herr, Ihren Namen."

Eine Tafel wird hervorgezogen, und der Namen aufgemerkt.

„Sie tanzen?“

Die bejahende Antwort wird gleichfalls notirt.

„Sie ſind auf heute Abend zu Madame L. eingeladen. Hier Ihre Charte.“

Nun iſt der Tänzer engagirt; er kommt auch ſicher, wenn nämlich der Hellſeher vorher mit ihm in ein Caffehaus gegangen iſt, eine Flaſche mit ihm getrunken, und ein Fünffrankenſtück Aufgeld gegeben hat.

„Herr, Sie lügen. In Paris ſollen die Tänzer auf den Bällen bezahlt werden? Die Damen ſollen mit bezahlten Tänzern tanzen? Lieber mit Marionetten oder ſonſtigen menſchlichen Maſchinen.“

Ich lüge nicht, ob ich gleich die Sache auch nicht glauben würde, wenn ſie nicht zufällig wahr wäre. Es geht mir mit allen wunderbaren Dingen ſo. Allein in Paris wird ein bezahlter Tänzer für kein Wunder angeſehen; denn in Paris thut man Alles um's Geld, ſogar heirathen, was in Deutſchland manchmal auch noch aus andern Gründen geſchieht. Doch darin habe ich mich getäuſcht, daß die Frohntänzer blos einen Fünffrankenthaler bekommen; recht gute Tänzer laſſen ſich auch zehn und zwanzig Franken zahlen für ſolch' eine Fußbewegungsnacht; ja Viele leben nur allein vom Tanzen, und ein Maſchiniſt, der eine ganze Geſellſchaft Automaten aufſtellen könnte, die im Galoppaden-, Françaiſen- und Quadrillenfach ſich auszeichneten, könnte gute Geſchäfte machen.

Das Maſchinenmäßige fehlt auch unſern deutſchen Frohntänzern nicht; auch bezahlen laſſen ſie ſich, nur auf eine andere Art, nämlich mit Punſch und Ehre. Sollten ſie aber wählen müſſen zwiſchen Punſch und Ehre, ſo würden Manche den Punſch ohne Ehre, Andere die Ehre ohne Punſch vorziehen.

Denken Sie sich einmal, ein vornehmer Herr gebe einen Ball, etwa ein Gesandter, oder ein Minister, oder ein Geheimerath, oder sonst ein Mann von Gewicht, worunter ich auch vornehme Damen rechne, weil diese oft mehr Gewicht haben, als ihre Männer, nämlich bei den „Höchsten" und „Allerhöchsten." Da sind denn nun eingeladen die Herren Ambassadeurs und ihre Secretäre, die Herren Legaten und ihre Legationsräthe, die Herren von der Kammer und die Kammerherren, die Herren vom alten Adel und die Herren vom neuen, die Herren von Decoration und die Decorirten, lauter vornehme, hochangesehene Herren, aber sie tanzen nicht. Sie könnten vielleicht wohl, aber sie mögen nicht; sie möchten vielleicht wohl, aber sie können nicht. Und mögen und können sie auch, wie oft werden sie wohl ihre Füße in Bewegung setzen? Vielleicht einmal aus Galanterie, und das zweite Mal aus Liebhaberei.

Was sollen denn nun aber die jungen Damen anfangen? Wenn die Herren zusehen oder plaudern, oder Staatsgeschäfte abmachen, oder spielen, sollen sie auch zusehen und die Hände in den Schooß legen, wie alle Frauen thun, wenn sie lange Weile haben? Die Frauenwelt will auf einem Balle tanzen und getanzt haben. Sie kann den ganzen Tag über müßig gehen, so will sie doch noch in der Nacht etwas nütze seyn, damit sie am Morgen müde ist und schlafen kann. Was kann nun der Festgeber thun, um diesem Uebelstande abzuhelfen? Etwa zu den vornehmen Herren hingehen, und sie freundschaftlichst auffordern, ein Tänzchen zu wagen? Nein, das geht nicht. Ein anderes Mittel muß erdacht werden, und der Festgeber hat's gleich gefunden; er ladet Leute ein, die eingeladen werden, um zu tanzen.

Es iſt etwas ſehr Einladendes um einen ſchönen Tanz mit einer ſchönen Dame. Warum ſollte man ſich alſo nicht zu einem Tanze einladen laſſen? Herbei Ihr jungen Leute vom Militär- und Civilſtande! Herbei Ihr, die Ihr nicht Mittel genug habt, um Eurer ſelbſt willen geladen zu werden, es giebt doch noch ein Mittel, Eure Tanzkunſt!

Der Herr oder die Dame, die einen Ball giebt, hat eine große Liſte bei der Hand, eine Liſte, worauf alle jungen Leute der Stadt aufnotirt ſind. Dieſe Liſte wird alle Halbjahre neu aufgelegt. Diejenigen, welche die Tanzkunſt verlernt haben, werden ausgeſtrichen, die aber, welche als Rekruten um ſo heißblutiger ſich in den Fußbewegungskampf ſtürzen, werden aufnotirt. Nur zwei Dinge ſind erforderlich: Tanzkunſt und ein Bischen Stand. Den „Stand" will man haben, nicht, daß der Geladene ſtill ſtehe, ſondern daß er mit Ehren zum Nichtſtillſtehen geladen werden könne. Man kann doch Niemand laden, von dem man nicht einmal ſagen kann, wer er iſt! Herbei Ihr alle, die Ihr mit Anſtand producirt werden könnet! Herbei Ihr, die Ihr noch nicht viel ſeyd, aber etwas werden könnet! Herbei, die Ihr einen Titel habet, der nach Staatsdienſt riecht, und nicht nach dem Handwerker- und Gewerbsſtande! Herbei, die Baroneſſe N. oder der Graf T. thut Euch die Ehre an, und ladet Euch zu ſeiner Soirée, und Ihr werdet mit Grafen und Baronen, mit Staatsräthen und Hofräthen, mit Miniſtern und Marſchällen zu Nacht ſpeiſen!

Was das Euch wohl thut! Welche Ehre! Ihr zieht Euren beſten Staats- und Uniformsfrack an; Ihr biegelt Euer Haar in die faſhionabelſte Schmachtlockenform; Ihr raucht den ganzen Tag keine Pfeife, um nicht aus dem Munde zu riechen, denn heute iſt der Tag des Ruhmes für

Euch angebrochen, und die Nacht wird Euch mit Loorbeeren bekränzen!

Gott! Was das für eine Freude iſt! Aber freut Euch nicht zu ſehr auf die guten Biſſen, die Ihr koſten werdet! Freuet Euch nicht auf den Champagner, den Ihr trinken werdet! Freuet Euch nicht auf die Havannahcigarren, die Ihr rauchen werdet! Freuet Euch nicht auf die Generäle und Miniſter, mit denen Ihr Bekanntſchaft machen werdet! Die Generäle und Miniſter ſind nicht für Euch da, ſondern Ihr ſeyd für die Generals- und Miniſtersfrauen da, und allenfalls auch für deren Töchter. Havannahcigarren, Champagner und gute Biſſen giebt's in Menge, obwohl in Nebenzimmern, wo Ihr Euch aufhaltet, auch Eßlinger-Mouſſeur ſtatt Sillery-Mouſſeur perlt, aber Ihr habt keine Zeit, weder zum Eßlinger noch zum Sillery, denn Ihr müßt tanzen.

Ihr habt Euch vielleicht ſo eben in eine Unterhaltung eingelaſſen mit einer alten Dame, die Eure Großmutter gekannt hat, oder ein hoher Herr mit ſechs Sternen und zwölf Kreuzen hat Euch zugenickt, und Ihr glaubt, Eure Reverenz um's Avancement anbringen zu können, aber nein — ſo eben beginnt ein Walzer, und Ihr müßt tanzen. Ihr habt vielleicht ſo eben einen Kameraden aufgefordert, mit Euch ein Glas zu leeren, und ein Gansſchlegelchen dazu abzunagen, aber — die Muſik ertönt von Neuem, und Ihr müßt tanzen. Ihr ſeyd vielleicht müde und abgeſchlagen zum Umſinken, und habt Euch in ein äußerſtes Zimmer zurückgezogen, um Eure armen Glieder auf einem Sopha auszuſtrecken, aber ſiehe, da ſteht der Feſtgeber vor Euch und ruft: „Meine Herren, der Cotillon beginnt!“

Damit iſt's noch nicht genug. Ihr habt vielleicht ein hübſches Fräulein auf's Korn genommen, von der Ihr

dereinſt mehr zu erhalten hofft, als die Hand auf eine Galoppade, oder Ihr ſeyd im Begriff, mit einer andern Schönen in ein Liebeserwerbungsconcilium Euch zu verwickeln; oder Ihr habt auch nur eine gute Tänzerin engagirt, weil Ihr ſchon mit ſo vielen ſchlechten getanzt, aber ſiehe, da ſteht der Feſtgeber vor Euch und flüſtert Euch zu: „ſo tanzen Sie doch mit der Frau Gräfin M., Sie ſehen ja, ſie hat bereits zweimal, natürlich nicht freiwillig ausgeſetzt," oder es ſchickt eine vornehme Frau, die Gemahlin oder Tochter eines Eurer hohen Gönner und Vorgeſetzten, einen Deputirten zu Euch, und erweist Euch die Ehre, die nächſte Tour Euch zum Cicisbeo zu verlangen, — was könnt Ihr machen? Alles wird im Stich gelaſſen, denn Ihr müßt tanzen, mit wem's der Feſtordner haben will.

Das Waſſer träufelt Euch von der Stirn herab; Ihr habt kaum Zeit, Euch mit dem Schnupftuche abzuwiſchen. Ach! ſeufzt Ihr da wohl oft im Stillen, waren wir nur in einer ſchlechten Taverne, und hätten einen guten Schoppen Bier und etwas Käſe, um unſern Magen zufrieden zu ſtellen! Was helfen uns die vielen Torten und Paſteten? Was helfen uns die Speiſen alle, die fremden Weine alle? Wir haben ja kaum den Geruch und vom Geſchmack nur das Bewußtſeyn, daß wir Geſchmack daran finden würden, wenn wir Zeit dazu hätten."

So ſeufzt Ihr. O Ihr Menſchen ohne Bildung und Geiſt! Was denkt Ihr an Euren Körper, was an materielle Genüſſe, da Ihr mit dem Geiſtreichſten, was der Staat ernährt, in Einem Saale zuſammen ſeyd! Und — die Ehre, die Ehre, habt Ihr denn die Ehre gar nicht bedacht?

Die Nacht geht auch zu Ende und matt und müde ſchleicht Ihr Euch nach Hauſe. Aber den andern Morgen,

welches Bewußtſeyn! Gott! der Gedanke, „ich war geſtern beim Fürſten N.“ Der Gedanke ſchon iſt eine Million werth, wenn man nämlich nicht beim Worte genommen wird! Aber bleibt's denn beim Gedanken? Ihr kommt zu Euren Kameraden; Ihr ſetzt ſie ſtolz an und Eure gewichtige Miene fragt: „Sehet Ihr mir's nicht an, wo ich geſtern Abend geweſen bin?“ Manchmal führt Euch das Ungefähr zu fremden Leuten. Es iſt von Dieſem oder Jenem die Rede. Ihr entſcheidet. „Aber woher wiſſen Sie denn das?“ fragt man Euch. „Ich war heute Nacht beim Grafen B.“ antwortet Ihr, und die fremden Leute ſchauen Euch ehrfurchtsvoll an, daß Ihr in ſo vornehme Geſellſchaft kommt. Iſt das nicht ein Genuß?

Freilich kommt Ihr manchmal doch auch zum Selbſtbewußtſeyn, und Ihr fangt an, Euch für das zu halten, was Ihr vorſtellt, nämlich für Frohntänzer. Ja, Ihr probirt's vielleicht das nächſte Mal, wenn Ihr wieder geladen ſeyd, Euch der Frohn zu entledigen, und zu eſſen und zu trinken, zu ſchwatzen und zu ſpielen, zuzuſehen und zu liebäugeln, kurz Euch zu amüſiren, wie die um ihrer ſelbſt willen Geladenen; aber Einmal thatet Ihr's, und thut's nicht wieder; denn nimmermehr kommt Euch fernerhin eine Einladungscharte zu.

Sehen Sie, ſo ſehen die Frohntänzer in Deutſchland aus. Und ſo wenig iſt bis jetzt Mangel an denſelben, daß ſogar nicht ſo vornehme Leute, als Grafen und Miniſter, Frohntänzer bekommen. Freilich wird einſtens die Zeit kommen, wo auch dieſe Frohnen abgeſchafft werden. Die Frohntänzer werden zu der Einſicht gelangen, daß das Tanzen in der Frohn ſo gut eine Frohn iſt, als die Frohndienſte, welche ehemals die Bauern leiſten mußten. So werden wir's vielleicht noch erleben, daß auch im guten

Deutſchland die Tänzer mit Geld engagirt werden müſſen, um nur den Füßen der jungen Frauenzimmerwelt Beſchäftigung geben zu können.

Wird ein junger Mann zum erſten Mal auf einen Ball geladen, wo man keine Entrée bezahlt, ſo wird er wohl daran thun, nicht zu tanzen. Die andern Leute ſtellen ihn ſonſt den Frohntänzern gleich. Er ſelbſt aber wird's gleich merken, ob er zur Frohne geladen war oder nicht, wenn er wieder oder nicht wieder eingeladen wird.

Der Frohntanz wird den Männern das Tanzen noch ganz entleiden, und wie es ehemals zum guten Ton gehörte, zu tanzen und tanzen zu können, ſo gehört es nächſtens zum guten Tone, tanzen zu können und nicht zu tanzen.

Nichts für ungut, meine Herren Frohntänzer!

Die Muſik-Kopf-Takt-Uickerin.

Sie war nicht groß, aber ſehr klein. Sie war nicht ſchön gewachſen, aber ſehr unproportionirt. Sie ſah eigentlich gar nichts gleich, aber ſie war eine große Frau, noch größer als ihr Titel, und dieſer iſt, wie Sie ſehen, ſehr groß.

Es giebt Frauen, die unendlich viel Geiſt beſitzen, ſo viel, daß es ihre unmaßgebliche Meinung iſt, ſie könnten einem Dutzend Männer damit aushelfen. Solche Frauen ſind nach eigener Ueberzeugung nur deßwegen nicht in einem männlichen Körper geboren worden, weil ſie ſonſt alle andern Männer meilenweit hinter ſich zurücklaſſen würden; Frauenzimmer aber — je nun die werden ja ohnehin nicht anerkannt. Ja es hat bekanntlich ſchon ſolche Ziegel ge-

geben, die meinten, das weibliche Geſchlecht hätte überhaupt keinen Geiſt, d. h. keine Produktivität. Von Weibern ſey zwar ſchon viel gefunden und zuſammengefunden worden, beſonders Ehepaare, aber noch hätten ſie nichts erfunden, d. h. aus ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt zur Welt befördert.

Ich erkenne die Ziegelhaftigkeit dieſer Meinung. Bekümmern Sie ſich nichts darum, ſchöne Leſerin! Sie ſind zu fein, als daß Sie auf eine ſolche Grobheit Etwas antworten könnten. Das weibliche Geſchlecht ſollte keinen Geiſt haben! Welcher Unſinn! Kenne ich doch ſelbſt viele Frauenzimmer, die einen weit höhern Geiſt haben, als ihre Brüder, Ehegatten und Väter! Wie mancher Ehemann aber erkennt das Geiſtreiche ſeiner Frau ſchon dadurch an, daß er ſie ſeinen böſen Geiſt nennt? Von dem Geiſte der Halsſtarrigkeit, des Widerſpruchs, der Eiferſucht u. ſ. w. will ich gar nicht einmal anfangen, denn ich habe Angſt, nicht fertig zu werden. Allein Geiſt müſſen die Frauenzimmer ſchon deßwegen haben, weil es wahre Genie's unter ihnen giebt.

Es giebt, wie ich mir habe ſagen laſſen, weibliche philoſophiſche Genie's, von denen ich aber zum Glück noch keines habe kennen lernen, weil ich ſchönen Frauenzimmern gegenüber mit all' meiner Philoſophie, beſonders der Stoa, gleich zu Ende bin; es giebt, wie einer meiner Freunde, ein geſchiedener Advokat, d. h. ein Advokat, der ſich hatte ſcheiden laſſen, aus Erfahrung weiß, weibliche juridiſche Genie's, die ſo ingeniös ſind, daß es ſogar mein Freund, der Advokat, nicht aushalten konnte; es gab einſt weibliche mediciniſche Genie's, nämlich zu den alten Ritterzeiten, wo ſich die Männer ihrer Damen halber noch todtſchlugen und ſodann von dieſen verbinden ließen; ja es gab einſt ſogar weibliche lateiniſche Genie's, und ich ſelbſt habe noch

eine Profeſſorsfrau gekannt, die, wenn ihr Mann eine Diſſertation ſchrieb, dieſelbe vorher corrigirte, ehe ſie, die Diſſertation nämlich, dem Drucke übergeben wurde.

Ich konnte noch mehrere dergleichen weibliche Genie-Beiſpiele aufzählen, allein ich habe vor der Hand genug an meiner Muſik-Kopf-Takt-Nickerin. Meine Leſer werden bald auch genug daran haben.

Meine Muſik-Kopf-Takt-Nickerin war ein Muſikgenie. Eigentlich kann ich nicht ſagen „meine" Muſik-Kopf-Takt-Nickerin; denn ſie gehörte ſo wenig mein, als eines Andern Frau einem ditto Andern gehören kann. Ich war auch gar nicht neidiſch auf den Andern, dem ſie gehörte, ob ſie gleich ein Genie war. Er konnte ſie recht wohl brauchen, nämlich die Muſik-Kopf-Takt-Nickerin, denn er ſelbſt war kein Genie. Um ſo klarer war es ihm aber, daß *ſie* ein Genie war.

Wie ſie ausſah, werden meine Leſer ſchon aus dem Anfang dieſes Capitels erſehen haben. Ich kann mir ſie noch recht wohl denken, wie ſie in einem leichten zitzenen Ueberrocke, mit etwas ungemachtem Haare als Genie daſaß. Ein Genie muß immer etwas unordentlich ausſehen, denn es iſt über die gewöhnliche Ordnung erhaben. Männliche Genie's betrinken ſich daher meiſtens ſchon Morgens, wie z. B. Dichter; Abends kann Jedermann des Guten zu viel thun. Weibliche Genie's aber zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie nicht alle Tage weiße Strümpfe anziehen, ſich wenig geniren und ſchnuren oder auch gar nicht, und die Haushaltung — Haushaltung ſeyn laſſen. Ein Genie bekümmert ſich nicht um *alltägliche* Dinge; daher kommt es auch, daß Manche den Tag zur Nacht, und umgekehrt machen. Ein Genie iſt über die Zeit erhaben, nur nicht über die Eſſenszeit.

Den *negativen* Geniebeweis zu führen, iſt nicht

gar schwer. Eigentlich müßten, wenn dieser Beweis — ein Beweis wäre, alle Menschen von etwas viel Ausschweifung und etwas noch mehr Nonchalance Genie's seyn. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß gar Mancher nicht aus Freude am Unordentlichen unordentlich, und nicht aus Bedürfniß nach Rücksichtslosigkeit rücksichtslos ist, sondern blos deßwegen, damit die Menschen meinen, es stecke mehr hinter ihm, als in der That hinter ihm steckte. Ich bitte daher alle angehenden Genie's, einen positiven Geniebeweis zu liefern.

Meine Musik-Kopf-Takt-Nickerin konnte den positiven Geniebeweis recht gut liefern. Zwar nicht ihre Werke, aber ihre Thaten sprachen für sie.

Sie war nämlich durchaus keine Sängerin. Nicht deßwegen, weil ihre Stimme ausgesungen war, wie man zu sagen pflegt. Man kann eine ganz ausgesungene Stimme haben, d. h. eine Stimme, bei der es mit dem Singen aus ist, und doch noch Sängerin, wenigstens als solche angestellt seyn, wie denn hievon viele Bühnen den Beweis liefern. Unser Musikgenie war blos deßwegen nie Sängerin gewesen, weil es oder vielmehr sie nie eine Stimme zum Singen gehabt hatte. Sie sang zwar viel, fast zu viel für diejenigen, welche zuhören mußten. Sie sang nämlich immer falsch und aus einem andern Tone, als vorgeschrieben war. Das geschah aber nicht deßwegen, weil sie etwa falsch gehört hätte; im Gegentheil sie wurde selbst immer ganz falsch über ihren falschen Gesang; sondern deßwegen, weil die Stimme ihr den rechten Dienst versagte. In ihrer Jugend glaubte man, sie sey noch zu jung, um einen vollen Brustton haben zu können, und in ihrem spätern Alter meinte man, ihre Kehle sey etwas zu eng geworden, um einen rechten Ton herauszulassen.

Allein was thut das; Raphael wäre deßwegen doch ein großer Maler gewesen, wenn er auch keinen Arm gehabt hätte; nur mit dem Unterschied, daß dann kein Mensch Etwas von seinem Malergenie in Erfahrung gebracht haben würde. Da ist unsere Musik-Kopf-Takt-Nickerin besser daran, denn ich überliefere die Kunde von ihrem Genie der Nachwelt, ohne daß sie selbst zu dieser Kunde viel beigetragen hätte.

Vielleicht war aber unser Musikgenie eine große Clavierspielerin, oder sonst Virtuosin auf einem andern Instrumente? Nicht daß ich wüßte. Denn sie spielte zwar Clavier und besaß sogar einen der schönsten Flügel, nämlich einen Wienerflügel, der in Stuttgart gemacht war. Sie spielte auch die Geige, so viel ich weiß, und ließ sich manchmal auf dem Clarinette hören. Allein in allen diesen Dingen brachte sie es nicht weit. Nur mit den Zuhörern brachte sie es weit, denn diese brachte sie sogar weit weg, wenn sie sich an's Instrument setzte. Es ist Schade, daß damals die Maultrommel noch nicht erfunden war, auf dieser hätte sie unstreitig großen Succeß gehabt. Man könnte nun allerdings fragen, warum denn unser weibliches Musikgenie durchaus keine Virtuosin auf irgend einem Instrumente war, die Maultrommel, auf der sie es hätte seyn können, ausgenommen; allein man hat schon genug zu thun, wenn man nur alle Fragen, warum Etwas ist, beantwortet. Auf die Fragen, warum Etwas nicht ist, kann man also offenbar nicht eingehen. Sie sind aber einmal neugierig und meinen, unsere Musik-Kopf-Takt-Nickerin hätte nur deßwegen auf keinem Instrumente Virtuosität erlangt, weil sie keine Zeit gehabt habe, sich zu üben. Richtig! Sie war ja Hausfrau, Mutter von 10 oder noch weniger lebendigen Kindern! Da kann man natürlich nicht

den ganzen Tag Oktaven greifen, weil die Finger von der Kindswasche ganz steif sind! — Pfui doch! Wer wird einem Musikgenie Umgang mit solchen gemeinen Artikeln zutrauen? Hausmutter und sonstige Mutter war sie, aber wer sagt denn, daß sie das Hauswesen versah, und mit den Kindern sich abgab? Für was hätte man denn eine Dienerschaft? Nein daher kam die Nichtvirtuosität nicht. Aber vielleicht sonst woher? Allerdings, sonst woher kommt gar Vieles, absonderlich das, dessen Grund man nicht weiß. Ich sehe aber auch gar nicht ein, warum unser Musikgenie in irgend Etwas, als im Geniewesen, Virtuosin hätte seyn sollen. Giebt es nicht sogar Dichter, die nicht einmal correct schreiben können? Das Genie kommt von der Natur, daher haben wir Naturdichter und Naturmusiker, zum Unterschied von natürlichen Dichtern und natürlichen Musikern. Die größten Componisteure sind nicht nothwendig auch die größten Virtuosen, und die fruchtbarsten Theaterstückefabrikanten gar oft die schlechtesten Schauspieler, ein Vorwurf, den man sogar Shakespeare, nicht blos Schillern macht.

Also war unser Musikgenie vielleicht eine große Compositrice? Das gerade nicht. Im Gegentheil componirte sie eigentlich gar Nichts. Nicht einmal das Compiliren verstand sie, wie viele neuere Operncomposisteure, die aus zwei gestohlenen Gedanken eine ganze Partitur füllen. Das Compiliren im Componiren ist Sache der Potpourristen und eine Donizetti'sche Oper ist ein Meisterstück solcher Composition. Wahrscheinlich componirte unser Musikgenie nur deßwegen nicht, weil es zu viel Fremdes im Kopfe hatte, um etwas Eigenes herausbringen zu können. In dieser Hinsicht müssen wir vor der immensen, gar nicht zeitgemäßen Bescheidenheit unserer Schönen Respekt haben.

Aber ich bitte Sie um Gottes willen, warum nennen Sie denn Ihre Muſik-Kopf-Takt-Nickerin immer ein Muſikgenie?

Das will ich Ihnen ſogleich ſagen. Meine Muſik-Kopf-Takt-Nickerin war ein Muſikgenie, weil ſie eine Muſik-Kopf-Takt-Nickerin war, und eine Muſik-Kopf-Takt-Nickerin, weil ſie ein Muſikgenie war. Ich denke, das iſt ſo ziemlich klar, aber ich will's Ihnen noch deutlicher machen.

Unſere Muſik-Kopf-Takt-Nickerin, d. h. unſer Muſikgenie gieng überall hin, wo Muſik gehört wurde. Das iſt doch Beweis genug? Sie gieng z. B. in die Kirche. Ich weiß wohl, mein Herr, da gehen Sie auch hin; aber Sie gehen den Mädchen zu lieb hin, die dort ſo ſchöne fromme Augen machen, als wären ſie lauter bekehrte Magdalena's, die Sünderin. Unſer Muſikgenie gieng nur hin, weil Kirchenmuſik war. Wenn ich Dekan wäre, ich ſchaffte die Kirchenmuſiken nicht ab, ſchon aus dem Grunde, weil ſie Leute anlockt. Unſer Muſikgenie gieng aber nicht blos in die Kirche, ſondern auch auf Bälle, alles der Muſik zu lieb. Sie war wahrhaft in die Muſik verſchoſſen. Einer Symphonie von Händ'l zu lieb, hätte ſie Händel mit ihrem Manne angefangen, was beiläufig geſagt, auch oft nicht blos der Symphonie wegen geſchah. Ihr wahres Element aber war ein Concert.

Ach! ich bitte Sie, unſer Muſikgenie in einem Concerte zu beobachten. Da ſaß ſie, den großen Hut auf dem Kopfe — der Kopf ſelbſt war nämlich bedeutend groß, ob von Geburt, oder weil er von der darin befindlichen Muſik angeſchwollen war, weiß ich nicht — und die magern kleinen Hände im Schooſe gefaltet! Da ſaß ſie regungslos, bis das Concert angieng, die Mundregungen abgerechnet, was aber viele Frauenzimmer gar nicht mehr als eine Bewegung

in Anſchlag bringen, weil ſie ihnen ſo natürlich iſt, als der Erde die Drehung um ſich ſelbſt und um die Sonne.

Jetzt beginnt das Concert. Stille! Stille! Unſer Muſikgenie ſchließt die Augen; nicht um zu ſchlafen, denn dazu braucht man nicht beide Augen zu ſchließen, wie aus dem Schlafe der Haſen klar iſt, ſondern um zu hören. Merkt Euch das, Ihr jungen Mädchen! Schließt die Augen, wenn Ihr in der Kirche ſeyd, abſonderlich wenn ein Mann Euch gegenüber ſitzt, oder wenn der Prediger noch ſelbſt unverehelicht iſt. Man hört dort doppelt ſo gut, wenn man nichts ſieht.

Aber das Concert macht weiter, d. h. die Muſiker machen weiter. Es iſt ein feierlicher Chor, der gerade geſungen wird. Langſam und ernſt hallen die Töne, und wie im Schlafe bewegt ſich langſam und ernſt der Kopf unſerer Heldin. Eins, zwei, eins, zwei, alſo geht der Kopf rückwärts und vorwärts, langſam und ernſt, wie der große Hammer in einem Eiſenwerke. Aber jetzt wechſelt die Muſik, ſie geht in den Dreivierteltakt über; Walzerweiſen ertönen. Aber wohin ſehen Sie denn? Sehen Sie doch auf unſer Muſikgenie. Wie der Kopf ſich bewegt, der Kopf mit den geſchloſſenen Augen! Eins, zwei, drei; eins, zwei, drei! Richtig, keine Viertelsſekunde fehlt! Schlag auf Schlag! Takt auf Takt! Der Kapellmeiſter mit ſeinem Fidelbogen iſt ein Stümper gegen den Kopf unſerer Heldin, denn ſie ſchlägt den Takt mit dem dicken Kopfe. Immer ſchnellere Weiſen ertönen. Achtelstakt! Sechzehntelstakt! Wie der Kopf wackelt! Um Gotteswillen, nicht ſo ſchnell, der Kopf könnte Ihnen wegfallen, Madame! O nein, der Kopf bleibt ſitzen, allein er ſchlägt den Sechzehntelstakt, als ob's der leichteſte Hammer wäre, den eine Schmiedmaſchine treibt! Hin, her; her, hin! Der Kopf iſt ein

wahres Taktmeisterstück. Ich möchte wissen, wo die Frau das Hin- und Hernicken gelernt hat! Die Taglioni kann viel leisten, mit den Füßen nämlich; sie kann ihre beiden Füße sechsmal in der Luft zusammenschlagen, aber 16 Mal in einer Sekunde den Kopf hin- und herbewegen, das kann nur unsere Musik-Kopf-Takt-Nickerin.

Wissen Sie nun, woher der Name kommt? Und zweifeln Sie noch im Geringsten daran, daß eine solche Musik-Kopf-Takt-Nickerin ein — Musikgenie sey? Musikdilettanten treten mit dem Fuße den Takt, so wie lustige Mädchen den Fuß lüpfen, wenn ein Walzer beginnt, aber also mit dem Kopfe zu nicken, dazu gehört ein immenses Genie, kein Dilettantismus.

Ob es noch lebt, mein Musik- und Taktgenie, ich weiß es nicht; aber noch immer sehe ich es vor mir mit dem taktnickenden Kopfe. Wie müde mußte der Kopf seyn, wenn das Concert aus war! Freilich hatte er dann auch nichts mehr zu arbeiten, sondern nur die Zunge; denn nun gieng's an ein Critisiren, und Sie können sich denken, daß ein Musikgenie, das also taktfest war, den rechten Takt wohl kannte, wie man ein Concert beurtheilen müsse.

Wenn unser Genie einmal zum Sterben kommt, so bitte ich die Sargträger, nicht zu erschrecken, wenn auf einmal in dem Theile des Sarges, wo der Kopf liegt, Etwas zu hüpfen anfängt. Es ist nur unser Musikgenie, das zu dem Grabgesang den Takt nickt. Ein Genie stirbt auch im Tode nicht.

Warum iſt Schwabenland ein Beckenland?

O du großes Land der Becken,
O du Land der großen Becken,
O du großes Beckenland!
Cloß.

Daß Schwabenland im Ausland ſowohl als im Inland ſehr häufig „Beckenland“ genannt wird, iſt eine hiſtoriſche Thatſache. Wer aber zweifelt, den bitte ich, nach Nürnberg zu reiſen, allwo eine eigene „Beckengeſellſchaft“ exiſtirt, blos deßwegen ſo benamst, weil die Mitglieder alle vorher in Schwaben geweſen ſeyn müſſen, ehe ſie in die edle Geſellſchaft aufgenommen werden. Auch müſſen ſie in der Geſellſchaft ſich ächt ſchwäbiſch geriren, d. h. auf gut ſchwäbiſch trinken, auf gut ſchwäbiſch ſingen, auf gut ſchwäbiſch politiſiren und abermals auf gut ſchwäbiſch trinken. Auch in Württemberg giebt es Beckengeſellſchaften, und ich könnte dem werthen Leſer in Stuttgart ſelbſt etwelche aufweiſen, ob ſie gleich das Bäckerhandwerk durchaus nicht verſtehen. Obiges Lied hat ebenfalls einem Schwaben ſeinen Urſprung zu verdanken, und es iſt daſſelbige der Anfang eines Heldengedichts, worin ganz Schwaben beſungen werden ſollte. Der Verfaſſer iſt bis jetzt jedoch noch nicht über den erſten Vers hinausgekommen.

Warum wird nun aber Schwabenland ein Beckenland genannt? Würden wir ein paar Jahrhunderte ſpäter leben, wo des nahen Weltuntergangs halber nur noch Bruchſtücke von unſerer jetzigen Literatur vorhanden ſeyn werden, ſo könnten Alterthumsforſcher in nicht geringe Verlegenheit kommen. Viele würden vielleicht feſt darauf beharren, es heiße eigentlich nicht Beckenland, ſondern Bockeland, eine Conjunctur, die nicht einmal ſo gewagt iſt, als manche

andere; absonderlich eine eheliche. Man würde für diese Hypothese hauptsächlich den Umstand anführen können, daß in keinem Lände mehr Böcke geschossen werden, als in meinem lieben Vaterlande. Auch giebt es unter den Schwaben in der Wirklichkeit Viele, die wahre Bocksnaturen haben, worunter sogar solche, die es gar nicht nöthig haben, sogleich mit den Hörnern gegen die Wand zu stoßen. Allein zum Glück ist die Welt noch nicht untergegangen, und wir sind daher im Stande, zu beweisen, daß unter „Beckenland" nichts anders verstanden werden kann, als ein Land voller Becken oder noch besser deutsch, voller Bäcker.

Schwabenland ist ein Land, wo zwar nicht Milch und Honig fließt, wo aber sehr viel Wein und Frucht wächst. Ich gestehe, daß mir dieß lieber ist, als wenn Milch und Honig flöße, und den frühern Palästinensern scheints auch so zu geben, denn sie haben sich in großer Anzahl im Schwabenland eingefunden. In Schwaben ist der Wein nicht die Hauptsache, sondern die Frucht, die Frucht ist aber auch nicht die Hauptsache, sondern was aus der Frucht hervorgeht, das Brod. Ihr Ausländer glaubt gar nicht, wie viel wir Schwaben auf das Brod halten. Die Engländer rechnen nach Guineen; die Franzosen nach Franken; die Preußen nach Thalern; die Spanier rechnen gar nicht, weil sie gegenwärtig nichts zu verrechnen haben; wornach aber rechnen wir Schwaben! Nach Gulden? O nein, nach Brod.

Die Engländer sagen: „der Mensch da hat seine tausend Pfund jährlich zu verzehren;" die Franzosen sagen: „der Mensch besitzt eine Revenue von 10,000 Francs;" die Schwaben sagen: „der Mensch hat sein Brod." Man glaubt's gar nicht, was die vier Worte „er hat sein Brod" alles zu bedeuten haben. Denken Sie sich einmal, meine schöne Leserin, Sie wären achtzehn oder zwanzig Jahre alt, also

in einem Alter, wo man an's Heirathen denkt. Sie brauchen nicht roth zu werden; man kennt das. Sie brauchen sich auch nicht zu entschuldigen, denn die Redensart „ich will nicht heirathen" ist zu abgenutzt und nicht mehr blos armen Mädchen eigenthümlich, da seit neuerer Zeit auch nicht ganz arme manchmal sitzen bleiben. Also Sie wollen heirathen. Sehr schön. Wen denn, wenn ich fragen darf? — Diesen da? Gratulire, Sie haben einen guten Geschmack. Aber halt ein wenig. Nicht so schnell zugegriffen. Vorher wird Concilium gehalten. Die Mutter ruft ein Paar Gevatterinnen herbei, der Mann ein paar Rauchkameraden, und nun beginnt das examen rigorosum, d. h. die Ehestandsprüfung. „Wer ist er?" „Was ist er?" das sind geringe Fragen, die leicht zu beseitigen sind. Nun aber kommt eine andere Frage: „Hat der Mensch auch sein Brod?" Haben Sie je diese Frage schon gehört als heirathslustiges Mädchen, und sind nicht bis in den Tod erschrocken? Ihr Liebhaber ist schön, ist jung, kann gut tanzen, weiß seine Worte ziemlich fertig zu drehen, aber — das leidige Brod, d. h. das Einkommen! Ich kann Sie versichern, meine schöne Leserin, Sie bekommen den jungen Mann nicht, denn so lange er jung und schön ist, hat er selten sein Brod, d. h. eine gute Anstellung mit frauernährender Besoldung. Allein warten Sie noch ein wenig, nur ein paar Monate oder Jahre. Richtig! Ihr Herr Vater macht ja ein äußerst freundliches Gesicht, und Ihre Frau Mutter lächelt, als hätte ihr der Ehelichste seit zehn Jahren wieder die erste Liebeserklärung gemacht. „Mein Kind," fängt Ihr Herr Vater an, „wir haben dir ein Geburtstagspräsent." „„Und was für eins!"" fährt die Mutter fort. Sie freuen sich natürlich außerordentlich, und endlich kommt's heraus. Was? — „Einen Mann." — Sie kennen

ihn; zwar nicht näher, aber doch von Person. „Aber mein Gott!“ rufen Sie aus, „er iſt ja ſchon vierzig Jahre alt!“ — „Ich wollte, du wärſt's auch ſchon,“ repliciert der Vater, denn vierzig Jahre bezeichnet bei uns die Periode, wo die Weisheitszähne ſich einſtellen. — „Aber er hat ja Pockennarben!“ fahren Sie fort. — „Aber er hat ſein Brod!“ ſagt Ihre Frau Mutter. Gegen dieſen letzten Punkt werden Sie ſelbſt nichts mehr einzuwenden wiſſen; kurz und gut, ihn müſſen Sie heirathen, und wenn er zu ſeinen Pockennarben auch noch einen Schnitzbuckel hätte.

Aus dieſem Wenigen ſehen, meine ſchöne Leſerin, erſehen Sie, daß die Worte „er hat ſein Brod“ eine außergewöhnliche Bedeutung haben. Ich fahre in meinem Beweiſe fort. Denken Sie ſich einen Menſchen; er ſey etwas leichtſinnig, gern jubilirend, ſingend, pfeifend, tanzend, mitunter wohl auch gern ſpielend. Sie werden ſagen: das iſt ein aufgeweckter Burſche; der gefällt mir. Ich geſtehe Ihnen, daß er mir auch gefällt, denn ich mag die Kopfhänger nicht leiden, ſchon deßwegen, weil ſie mich nicht leiden können. Zwar der junge Mann braucht mehr, als er hat, was immer leichter iſt, als das Gegentheil; er macht daher Schulden, ſo lange er Credit hat nämlich; allein was thut's? Wenn er älter wird, kann er's ja bezahlen. Verdammen Sie ihn verdammen? Gewiß nicht. Aber was ſagt die Welt? Der Taugenichts! Der Verſchwender! Der ſchlechte Menſch! Der Tagedieb! Der Lump! Alle alten Weiber prophezeihen ihm, daß er noch am Galgen ſterben werde, und alle Pantoffelmänner, daß das Spital ſein Ende ſey. Die böſe Welt iſt mit ihrem Urtheile gleich fertig, abſonderlich in Schwabenland, wo die Menſchen die natürliche Eigenſchaft haben, an Andern ſogleich alle Fehler zu entdecken. Nun denken Sie ſich einen

andern Menschen; er sey nicht blos leichtsinnig, sondern liederlich; er jubilire nicht blos, sondern betrinke sich; er singe nicht, er schreie; er spiele nicht, sondern spiele falsch; kurz, er sey die vollkommene Consequenz des erstern; aber — er habe ein gutes Einkommen, sey vortrefflich angestellt, besitze noch extra Vermögen, — was werden die Leute thun? Ihn förmlich verfluchen und excommuniciren? O nein. Sie schütteln ein bischen den Kopf und meinen: „er schlägt zwar noch hie und da hinaus, aber das wird sich schon machen, er hat ja sein Brod. — Möchte man nicht des Teufels werden über diese fünf Worte?

Noch weiter. Ich setze den Fall, es ist Einer ein feiler Mensch, ein Bursche, der seines Vaters Ehre um einen Ducaten verkauft und seine eigene um anderthalb; diesem wird ein „Einkommen" angeboten, wenn er eine gewisse Handlung begeht, die man im gemeinen Leben mit „schlecht" bezeichnet. Daß es dergleichen Handlungen giebt, als Spionerei, Fälschung und Spitzbüberei im Allgemeinen, wird Niemand leugnen. Was thut der feile Bursche? „Eine schlechte Handlung mehr oder weniger," denkt er und begeht sie, bekommt aber auch seinen Lohn, nämlich die dreißig Silberlinge. Was thut aber die Welt? Sie wird ihn wohl verachten, ausstoßen, brandmarken? Gott behüte! Wo denken Sie hin? Der Mann wird zwar nicht geliebt, aber doch gefürchtet; er wird nicht gesucht, aber doch geduldet. In ein paar Jahren ist Gras drüber gewachsen, der Mann „hat ja jetzt sein Brod!" Nun ist aber ein anderer Mann da, ein braver, ehrlicher Mann, vielleicht Familienvater. Man bietet ihm dasselbe. „Für eine schlechte Handlung eine gute Beförderung im Einkommen!" — „Der Mann wird doch nicht so schlecht seyn," denken Sie, „und sich vom Teufel blenden lassen!" — O nein, so

ſchlecht iſt er nicht; im Gegentheil, er iſt noch beſſer als Sie glauben; er verliert ſogar lieber ſeine jetzige Stelle, die ihn und die Seinigen kaum kümmerlich ernährte, als daß er ſeiner Ehre, ſeinem Gewiſſen nur das Geringſte vergäbe. Freilich iſt er nun im Elend, aber — „die Menſchen werden ſeine Ehrlichkeit anerkennen, ihn unterſtützen, ihn heben, ihm eine Ehrenſäule ſetzen laſſen.“ So denken Sie, aber ſo denkt die Welt nicht. Was thut dieſe? Sie wendet ſich ab von dem Brodloſen, ſie gebt ihm aus dem Wege, um nicht angebettelt zu werden, ſie ſieht ihm verächtlich über die Schultern und lacht ihm in's Geſicht: „Der Mann hat ſein Brod verſcherzt.“

Ich konnte Ihnen noch viele dergleichen Fälle anführen, wo immer das „Brod“ die Hauptrolle ſpielt. So ſpricht der Vater, wenn er ſeinen Sohn auf die Univerſität ſchickt, nur von einem „Brodſtudium.“ Oder meinen Sie, die Herren Theologen ſtudiren Theologie der Gottesgelehrſamkeit halber, die Juriſten Jus des Rechtes wegen, die Mediciner Medicin der Menſchenheilkunſt zu lieb, die Cameraliſten Camerale der Staatscultur zum Beſten? Da irren Sie ſich ſehr. Es geſchieht allzumal — Ausnahmen ſind alle Schaltjahre geſtattet — der Staatsdienſte wegen. Ein Pfarrer muß der Sohn werden, ein Cameralverwalter, Oberamtmann, Oberamtsrichter, Oberamtsarzt u. dgl.; deßwegen ſchickt man ihn auf die hohe Schule, und könnte er's werden ohne die Wiſſenſchaft, ſo möchte dieſe immerhin zum Teufel gehen. Sie geht auch meiſtens dahin, ſobald die Stelle erworben iſt.

Manchmal wird auch das Wort „Brod“ in „Brödle“ verwandelt. Warum, kann ſich die geneigte Leſerin ſchon denken. Es kann nicht Jedermann einen Miniſter zum Vetter haben, und die Beſoldungen können nicht alle ein Prä-

lateneinkommen tragen. So sagt man z. B.: „der Mensch ist doch auch endlich zu seinem Brödle gekommen," wenn er vielleicht zehn Jahre lang Schreibereigehülfe und zwanzig Jahre Assistent war, bis man ihn zum Amtsnotar machte. — „Man muß ihm sein Brödle nicht verkümmern," ist eine beliebte Redensart alter Weiber, die überall von sich aussagen, daß sie keinem Menschen ein Leids thun können, aus lauter Rechtschaffenheit und Menschenliebe, und die an Niemand auf Erden, nicht einmal an ihrer Busenfreundin, ein gutes Haar lassen. — „Heute hast du dein Brod nicht verdient," sagt die liebende Gattin zum Hausherrn, wenn er einmal einen Mittag, statt zu arbeiten, im Wirthshaus saß; und da er sein Brod nicht verdient hat, so bekommt er auch kein Abendbrod oder doch wenigstens ein „Gesegne es Gott" dazu, daß er lieber gar nicht essen würde; denn besser ist eine Portion Kartoffel mit Liebe, als ein gemästeter Ochs mit Haß. — „Er sucht sein Brod zu verdienen," heißt's bei einem fleißigen Menschen, der nicht rechts und links schaut, sondern redlich und ehrlich seinem Ziel entgegengeht, und wenn er auch alle Tage länger arbeiten müßte, als ein schwäbischer Postgaul. — „Der kommt gewiß noch zu seinem Brod," meint Einer mit pfiffiger Miene, wenn er von einem Andern spricht, dem unser Herrgott den Verstand und die List und der Satan die Schleicherei und die Kriecherei nicht versagt hat.

Dergleichen Redensarten, in welchen alle Lebenssorgen auf das Wort „Brod" oder „Brödle" bezogen werden, könnte ich noch Dutzende nennen, allein — mein Beweis ist hergestellt, daß die Schwaben — Becken sind. Jeder sucht sein Lebensglück zu backen, und wem's am besten geräth, der ist der anerkannteste Becke. Vivant die Bäcker, die sich selbst „Brod" zu backen verstehen!

Uebrigens meine Herren Ausländer, worunter ich natürlich alle verstehe, die nicht Schwaben sind, weil Franzosen und Engländer oft weniger ausländisch denken als Deutsche — Preußen, oder Deutsche — Hannoveraner, oder Deutsche — Braunschweiger, oder Deutsche — Sachsen u. s. w. — Also, ihr Ausländer, meint ihr etwa, ihr dürft mit Hochmuth auf uns herabsehen, weil wir Bücher und unser Land ein Brotland ist? Ihr geht eben so sehr, als wir, auf euer Brod aus, aber ob ihr's alle so ehrlich erwerbt, als wir, das ist wieder eine andere Frage.

Ich wollte, dieser Aufsatz würde diesem Buche so viele Abnehmer erwerben, daß mein „Brod" gesichert wäre.

Meine Vielgeliebte und das Wörtlein „zu."

„Wollen wir ein wenig spazieren gehen, meine Theure?" fragte ich.

„„Ach ja! es ist zu schönes Wetter,"" erwiederte sie.

„Wollen wir nach Heslach, Gablenberg, Gaisburg, Berg, Cannstatt, Degerloch? Wo wollen wir hin?" fragte ich wieder.

„„Du bist zu gut!"" erwiederte die gute Seele.

Wir giengen also spazieren, meine Vielgeliebte und ich.

„Es ist doch nichts angenehmer, als mit seinem Liebchen Arm in Arm spazieren zu gehen," meinte ich. „Man ist da so frei und gebunden zugleich."

„„Ach, es ist mir auch zu angenehm,"" meinte sie.

„Und vollends, wenn man einander so gerne hat, wie wir zwei," fuhr ich fort, sie zärtlich anblickend.

„„Ach, ich habe dich zu lieb,““ fuhr sie auch fort, meinen Arm drückend.

„Das verdient einen Kuß,“ fuhr ich noch weiter fort, nämlich Alles zu Fuß; und küßte sie in der That.

Sie sträubte sich nur ein ganz klein wenig. Als aber der Kuß vollbracht war, schmollte sie: „„das ist doch zu arg,““ rief sie zornig; „„mich auf offener Straße küssen! Wenn's Jemand gesehen hätte, ich schämte mich zu Tode.““

Wahrscheinlich hatte es Jemand gesehen, aber meine Vielgeliebte schämte sich nicht zu Tode.

„Du bist ja sonst nicht so spröde,“ meinte ich, „warum denn jetzt?“

„„Aber du bist auch zu ungenirt!““ zürnte sie weiter.

Da ich nun bereits zu ungenirt genannt wurde, so glaubte ich, mich nicht weniger geniren zu dürfen, und küßte sie noch einmal.

„„Nein, das ist zu unartig!““ rief sie, nun wirklich böse. „„Zuletzt führe ich dich auch nicht mehr.““

In der That ließ sie meinen Arm fahren, und wir giengen nun wie zwei Schmollende neben einander.

„Deine Schwester wäre nicht so hartherzig gegen mich,“ begann ich nach einer Pause.

„„Ich habe schon lange gemerkt,““ erwiederte sie, „„daß du sie zu gerne siehst. Am Ende gerner als mich.““

„Es ist ja deine Schwester,“ meinte ich, „und ich muß sie also schon um deinetwillen lieben.“

„„Man kann es auch zu weit treiben,““ entgegnete sie, immer mehr zürnend.

„Du meinst auf dem letzten Balle?“ fragte ich.

„„Wo du fast immer nur mit ihr sprachst, und fast nie mit mir!““ war die Antwort. „„Es hat mir zu weh gethan!““

Ihre Augen waren bereits etwas feucht, als ſie an dieſes „zu weh“ kam. Ich wollte ſie aber noch feuchter ſehen.

„Wenn du erſt wüßteſt, von was wir geſprochen haben,“ fuhr ich in meiner malitiöſen Neckerei fort.

„„O ich kann mir's nur zu gut denken!““ erwiederte die Vielgeliebte.

„Wir ſprachen von Liebe,“ ſagte ich kurzweg.

„„Nein, es iſt zu ſchändlich, mir ſo etwas noch geradezu in's Geſicht zu ſagen!““ meinte ſie.

Ihre Thränen floßen nun ſo reichlich, daß ich an's Trocknen denken mußte. Ich machte daher einige Troſtungsverſuche; aber meine Vielgeliebte war eine zweite Rachel, ſie wollte ſich nicht tröſten laſſen.

„„Es iſt mir Alles nur zu klar,““ ſchluchzte ſie. „„Aber ſo kann's nicht länger fortgehen, ich wäre zu unglücklich.““

„So wollen wir umkehren, wenn du nicht länger fortgehen willſt,“ meinte ich kaltblütig.

„„Du biſt doch zu ſchlecht!““ ſprach ſie ingrimmig. „„Jetzt noch zu ſpotten, wo du ſiehſt, daß ich zu angegriffen und alterirt bin.““

„Aber du biſt ein Närrchen,“ lenkte ich ein. „Ich ſprach mit deiner Schweſter nur von meiner Liebe zu dir.“

Sie blickte mich ſchnell an, und ihre Mienen heiterten ſich auf. Mich nahm's nur Wunder, daß ſie nicht ſogleich lachte, denn es giebt Frauenzimmer, die zugleich weinen und lachen können.

„„Wenn man dir trauen könnte!““ liſpelte ſie; „„aber du biſt zu erfahren im Lügen!““

„Frage ſie ſelbſt,“ fuhr ich in meinem Liebewiedergewinnungsproceſſe fort. „Ich ſprach von meiner Liebe zu

bis, während du dich mit dem Gardeofficier neben dir wahrscheinlich nicht von deiner Liebe zu mir unterhieltest.“

„„Du bist zu eifersüchtig!““ lachte sie. In der That sie lachte. Frauenzimmer lachen immer, wenn sie Einem Etwas wegschwatzen wollen.

„Und du bist etwa nicht eifersüchtig,“ frug ich vorwurfsvoll.

„„Ach! es war zu dumm von mir,““ erwiederte sie, „„aber das kommt daher, weil ich dich zu gerne habe.““

„Pfui! Auf die eigene Schwester eifersüchtig zu seyn!“ eiferte ich. „Besonders, da du weißt, daß sie nicht halb so schön ist, als du!“

„„Nein, das ist zu arg geschmeichelt!““ rief sie, und das Herz hüpfte ihr im Leibe. So dachte ich wenigstens, ob ich's gleich nicht sah, denn sie ergriff mich beim Schopfe, und gab mir einen tüchtigen Kuß.

„Aber die Leute könnten's ja sehen,“ neckte ich sie.

„„Ach, was thut's! Ich habe dich zu lieb,““ sprach sie versöhnt.

Wir giengen nun wieder Arm in Arm. Im nächsten Wirthshause kehrten wir ein, aßen Kuchen und tranken Kaffee, und giengen dann Arm in Arm nach Hause.

„„Ich war noch zu vergnügt,““ sprach meine Vielgeliebte, als wir zu Hause angelangt waren.

Vom Glöcklingerthor bis zum Donauthor.

„Diese oder Keine!“ So rief ich in der hellen Entzückung. „Mein muß sie werden, und wenn alle Teufel

ſich dagegen ſtemmten. Aber zum Glück ſtemmt ſich Niemand dagegen, nicht einmal ſie ſelbſt.“

Alſo ſprach ich, und ſo viel ich hoffe, dörte mich Niemand, denjenigen ausgenommen, der gar vieles Thörichte, was auf dieſer Welt vorgeht, vernehmen muß. Allein ich hatte auch Urſache, begeiſtert zu ſeyn. Hatte ich nicht ſie gefunden? Sie, für die ich im jetzigen Augenblick Leib und Leben gelaſſen hätte, wenn's in ihrem Wunſch gelegen geweſen wäre? Ich danke jedoch noch Gott, daß es nicht in ihrem Wunſche lag.

Ich kannte ſie zwar erſt ſeit wenigen Stunden, eigentlich noch gar nicht, ſondern blos vom Sehen, aber ſie war ſchön, ſehr ſchön, und ihre Augen — nein, ihre Augen, ich habe in meinem Leben ſchon in viele Augen geſehen, und tief hineingeſehen, aber ſo tief noch nie und in ſolche Augen auch noch nie.

Hinaus in die friſche Luft! Hinaus vor's Thor, damit meine Bruſt friſch aufathme in freier Natur! Fort, denn mein Herz könnte ſonſt zerſpringen, ſo voll iſt es, und es war ſchon lange nicht mehr voll.

Gott! was das ein Vergnügen ſeyn muß, künftig mit ihr Arm in Arm da herumzuwandeln, wo ich jetzt allein herumſtrauchte! Ich werde ſie an mein Herz drücken, und ſie wird mir um den Hals ſinken, und wir werden ſelig ſeyn, bis — nun ſo lang's dauert.

Ich wandte mich von der Straße ab und gieng links der Wilhelmshöhe zu. Die Bäume grünten noch nicht und von Blüthe war ohnehin keine Rede. „Dumme Bäume,“ dachte ich, „da ſeht einmal mich an. Ewig grün und ewig jung bleibt mein Herz. Stets von Neuem flackert es auf und ſtets von Neuem entbrennt es und keine Feuerſpritze hilft.“ „Ja,“ ſprach ich weiter, indem ich in der ſchmalen

Alles fortgieng, „es iſt wahr. Schon oft biſt du verliebt geweſen, armer Theodore, ſchon oft haſt du geſeufzt und geſentimentalt, aber dießmal! Dießmal denkſt du ja ſogar an's Hei . . ."

An's Heirathen! Es iſt heraus. Wer mir das noch vorgeſtern geſagt hätte, ich hätte ihn für verrückt gehalten und ich weiß nicht, ob ich mich nun nicht ſelbſt dafür halten ſollte. „Theodore, du und heirathen! Du mit deinem großen, allſeitigen Herzen, der du im Stande warſt, früher drei bis vier Frauen auf Einmal in deiner Bruſt zu tragen; der du die Liebe betrachteteſt, wie einen Wirthshausgenuß, nur daß der Letztere länger währt, als der Andere, nämlich der Liebesgenuß! Haſt du vergeſſen, Theodore, was du für eine Philoſophie von den Weibern haſt? Haſt du vergeſſen, wie du ſie in deiner Schlechtigkeit für Weſen hältſt im Uebergang begriffen zur Individualität des Begriffs, ein Ausdruck, den ich nur deßwegen brauche, weil ihn viele meiner Leſer nicht verſtehen werden? Ach Theodore, du biſt ein ſehr vergeblicher Menſch!"

Aber warum denn nicht heirathen? Einmal muß es doch ſeyn, ſchon deßwegen, weil's faſt Jedermann thut oder doch thun will, und zwar diejenigen am meiſten, die es nicht thun können. Ich kann's und will's. Bei Gott! ich bin feſt entſchloſſen. Kein Menſch ſoll mich wankend machen, nicht einmal ich ſelbſt.

Da ſtehe ich auf dem Wall und unter mir fließt die breite Donau, welche für ein Dampfſchiff nicht Waſſer genug haben ſoll, weil die Menſchen kein Dampfſchiff für die Donau haben, und vor mir liegt das breite Thal und drüber hinaus Biblingen und die Schweizer Gebirge in weiter Ferne. Wie herrlich muß es ſeyn dort bei den Gebirgen! Ich will ſie in der Nähe begrüßen. Reiſen will

ich, Menſchen will ich leben, Gegenden kennen lernen, die Welt ſteht mir offen . . .

„Halt, Theodore, du willſt ja heirathen. Dein Ziel iſt nicht die Welt, ſondern der häusliche Herd; nicht reiſen darfſt du, ſondern in deinen vier Wänden mußt du arbeiten für Weib und Kind.“ — Richtig, ich habe im Augenblicke nicht daran gedacht. Allein was thut's? Ich ſchlage mir die Reiſegedanken aus dem Sinne. Es iſt ſogar viel ſchöner, zu Hauſe zu ſitzen beim liebenden Weibe, als in die Welt hineinzulaufen, wo kein Menſch ſich um uns bekümmert, als die Wirthe um unſer Geld.

Ich bleibe ein wenig ſtehen. Eine Lerche ſteigt aus dem nahen Felde auf und ihr frohliches Gezwitſcher erfüllt die Luft. Ob wohl die Lerche verheirathet iſt, da ſie ſo fröhlich ſingt! Ich weiß es nicht. Aber zum Teufel, was kümmert mich die Lerche?

„Armer Theodore, dich kümmert freilich die Lerche. Du liebſt ja den Geſang, was meinſt du, wird deine Stimme nicht abnehmen im Eheſtande? Wirſt du noch jubeln, wie früher? Wirſt du noch jubeln, wie früher?“ — Ich weiß es nicht, allein, verheirathet, da ſinge ich ein Duett mit meiner Frau. Gut: es bleibt alſo dabei, ich heirathe.

Da begegnen mir ein Paar Mädchen. Die rechts iſt gar nicht übel. Groß, ſchlank, ſanft geröthete Wangen, — wer mag wohl das Mädchen ſeyn? — „Theodore, Theodore, wo denkſt du hin? Was geht dich das Mädchen an“ — Richtig, ich will ja heirathen, und weiß, wen ich heirathen will. Ob! ich werde meiner Zukünftigen nicht untreu werden. Nein, ganz gewiß nicht, aber — es iſt doch etwas Sonderbares um das Gebundenſeyn im Eheſtande. Goldene Freiheit, ſag', wo biſt du hingeſchwunden? Haben dich die Wellen der Donau in's ſchwarze Meer mit

fortgenommen? Ein verdammt häßliches Wort, das ſchwarze Meer! — Ich hätte mir doch die Sache ein Bischen mehr überlegen ſollen.

Ich komme nun an's Donauthor. Ein Bauer mit ſeinem Weibe geht über die Brücke; ſie kommen vom Wochenmarkte. Warum ſchreien denn die Leute ſo? Was haben ſie denn zu zanken? Sie ſind ja ein glückliches Ehepaar! Was? das Weib iſt noch nicht zufrieden, da doch der Mann längſt ſchweigt? Ich glaube gar, wenn die Leute zu Haus wären, ſo könnte es noch zu Thätlichkeiten kommen. Ob wohl der Mann auch dergleichen Widerwärtigkeiten hatte, als er noch ledig war! Man ſagte mir ſchon oft, in jeder Ehe kämen die und da Zankäpfel vor, und auch die glücklichſte wiſſe etwas von Scenen, die nie in die Scene hätten geſetzt werden ſollen. Sonderbar, höchſt ſonderbar! Ich ſehe ſchon, wie ich mich mit meiner Frau in die Scene ſetze, ich ſehe, wie ſie keift, wie ſie trutzt, wie ſie den Kopf hängt! Mein Gott! Wie unglücklich bin ich! Ich hätte nicht heirathen ſollen.

Aber ich bin ja noch nicht verheirathet. Gott ſey Dank! Noch nicht. Aber ich werd's thun, denn ich habe mir's ja vorgenommen, als ich zum Glöcklingerthor hinausgieng. Allein Ueberlegung, Aufſchub! Ich muß erſt mit mir ſelbſt in's Reine kommen.

Ein Freund begegnet mir, wie ich zum Thore hereinkomme. „Wohin ſo eilig!“ rufe ich ihm zu. „Komm mit, wir wollen einen Schoppen trinken im Güldenen.“

„Ich kann nicht,“ erwiedert er, „meine Frau hat mir geſagt, ich möchte doch gleich wieder nach Hauſe kommen.“

Fort iſt er! Seine Frau hat's ihm geſagt!

Hm! Hm! Ich will doch lieber einen Schoppen trinken im Güldenen. Meine Frau hat mir noch Nichts geſagt,

wahrſcheinlich weil ſie mir noch Nichts zu ſagen hat. Es wird auch wohl am beſten ſeyn, wenn ſie mir nie Etwas zu ſagen bekommt. „Theodore, was meinſt du? Vor der Hand wollen wir, glaube ich, noch nicht heirathen?“ Nein, antwortet der gute Theodore, vor der Hand wollen wir es bleiben laſſen.

Da habe ich nun einen Weg gemacht von zwanzig Minuten, vom Glöcklingerthor, welches nach Ehingen führt, bis zum Donauthor, welches nach Neuulm führt. Aber es hat ſich gar Vieles verändert auf dem kurzen Spaziergang.

Allen Leuten, die mit Heirathsgedanken umgehen, rathe ich, dieſen Spaziergang zu machen.

Ein ſentimentaler Spaziergang zu Zwei im ſchönen Monat Mai.

Es war im ſchönen Monat Mai. Wer ſollte da nicht verliebt ſeyn? Es war an einem ſchönen Tage im ſchönen Monat Mai; wer ſollte da nicht ſentimental ſeyn? Es war an einem ſchönen Morgen eines ſchönen Tages im ſchönen Monat Mai; wer könnte da in ſeinem Bette bleiben? Alſo wir waren verliebt, wir waren ſentimental, wir blieben nicht im Bette, ſondern giengen ſpazieren. Es mag dies alles auch noch andern Leuten paſſirt ſeyn; denn ich erinnere mich noch, zerſchiedenen Creaturen begegnet zu haben, die faſt wie Menſchen ausſahen, ob ich ſie gleich nicht anſah. Ich hatte nämlich Jemand anders anzuſehen und zwar natürlich ſie, nämlich meine Begleiterin.

Wir giengen Arm in Arm, ſo recht wie zwei Täubchen, die um einander herumkurren, um ſich hernach zu ſchnäbeln.

Wir giengen Arm in Arm und waren so selig, denn wir liebten uns erst kurze Zeit. Wie lange es gerade war, weiß ich nicht genau. Allein daß an diesem schönen Morgen des schönen Tages im schönen Monat Mai der Glanzpunkt unserer Liebe war, das weiß ich mich noch genau zu erinnern. An diesem Tage nämlich hörte unsere Liebschaft auf, wie der Leser bald erfahren wird.

Wie wir dazu kamen, gerade an diesem Morgen spazieren zu gehen, braucht der Leser nicht zu wissen. Nur so viel sage ich ihm, daß ich meine Geliebte abholte. Es war dieß ein gedoppelter Vortheil; einmal einer, in Beziehung auf ihren guten Ruf, der offenbar nothgelitten hätte, wenn sie mich abgeholt haben würde; und zum Zweiten einer in Beziehung auf die Zeit, denn wenn sie mich abgeholt hätte, so wäre ich wahrscheinlich im Bette geblieben, bis ich von ihr geweckt worden wäre, und dann weiß ich nicht, ob der Spaziergang bald seinen Anfang genommen hätte.

Wir giengen also zum Thore hinaus, den Bergen zu. Es war ein herrlicher Morgen. Die Vögel zwitscherten und sangen unserem Herrgott ein Morgenlied. Die Bäume standen in voller Blüthe und dufteten, als wären wir nach Italien in einen Orangenwald von Sicilien versetzt. Die Sonne brach zwischen den Wolken hervor und beleuchtete mit ihren goldenen Strahlen die herrlichen Thäler, daß die Wiesen aussahen, wie ein grüner Schleier mit Goldperlen besetzt; denn es hatte die Nacht hindurch geregnet und darum stand Wald und Flur in doppelter Pracht. Nie schlürfte ich die Luft mit größerem Wohlbehagen; nie blickte mein Auge freier und seliger; nie hob sich meine Brust weiter und stolzer. Eine Welt hätte ich meiner Geliebten zu Füßen legen können, denn ich dünkte mich groß, wie ein König.

Sie war etwas genirt von wegen des Kothes, der den Weg bedeckte; denn wie geſagt, es hatte die Nacht geregnet. Mit dem Arm, der nicht in meinem Arm hieng, hob ſie züchtig das Morgenkabit, um nicht beſchmutzt zu werden. Einmal ließ ſie ſogar meinen Arm los, um beide Arme für das Morgenkabitaufheben benützen zu können, und ein anderes Mal, um einen Fußweg zu ſuchen, wo es weniger ſchmutzig war. Ich nahm ihr das nicht übel, denn ſie war guter Leute Kind, eine ehrliche Bürgerstochter. Allein ich machte ſie darauf aufmerkſam, daß ihr Vater Kirchendiener war und ihre Mutter ſich deßhalb eine Virtuoſin nannte. Sollte ſie keinen Künſtlergeiſt beſitzen? Das capirte ſie, und hieng ſich wieder an meinen Arm, und bekümmerte ſich weniger mehr um den Straßenkoth.

„Ach, wie maleriſch!“ ſagte ſie, als wir auf einer Bergesſpitze angelangt waren und die ſchöne Stadt unter uns liegen ſahen. Sie hatte Recht, meine Geliebte, das Kind guter Leute. Es war ein maleriſcher Anblick. Nur genirte mich das, daß ſie den Ton auf das „e“ legte, was faſt wie walbeuriſch klang. Sie verbeſſerte ſich deßhalb und meinte, die Gegend ſey „wie gemalt.“

Wir giengen weiter in unſerer Seligkeit. Sie pflückte eine Blume, nachdem ſie ihre Handſchuhe ausgezogen hatte, damit ſie nicht naß würden. Ich wollte ſie ihr auf den Hut ſtecken, aber ſie litt es nicht; denn ſie meinte, die Blume könnte abfärben, woraus man ſehen kann, daß ſie nicht blos wohl erzogen war, ſondern auch ihr „Sach' in Ordnung hielt,“ wie die ſoliden Bürgersfrauen zu ſagen pflegen.

Wir kamen durch Saatfelder. Die Thäler lagen unter uns, und wie die Sonne durch die Nebel brach, ſtand ich ſtill und verlor mich in den Anblick. Sie aber ſah auf

die Saatfelder und meinte, das sey Roggen und jenes Dinkel. Das gute Kind, es war also auch in der Landwirthschaft erfahren.

Immer weiter kamen wir. Der Wald nahm uns in seinen Schatten auf. Die Bäume hatten ihr Winterkleid abgeworfen, und sich grün ausstaffirt, und die Vögel hüpften fröhlich von Zweig zu Zweig. Wem hätte da nicht das Herz im Leibe gelacht? Sie aber meinte, es sey gar naß auf dem Boden und von den Bäumen tröpfle Wasser auf ihr Zitzkleidchen. Wir giengen also wieder in's Freie.

An Rebengeländern gieng's vorbei. Noch war keine Blüthe zu bemerken; aber die Knospen thaten sich auf und das Laub wollte den Kessel sprengen. Ich gedachte der wunderbaren Kraft, die in der Natur schlummre, und meine Seele war fromm und welterschaffende Gedanken durchblitzten mich. „Die sind doch noch weit zurück gegen frühere Jahrgänge," meinte sie. „Und sieh' nur," fuhr sie fort, „wie faul der Peter ist, unser Nachbar, er hat seinen Weinberg noch nicht einmal völlig beschnitten." Sie wußte also, wem der Weinberg gehöre. Das zeugte von Ortskenntniß. Sie wußte, wie man die Reben behandeln müsse, das zeugte von Wirthschaftskenntniß. Sie dachte an die Zukunft und ob der Wein gerathen werde, das zeugte von einer guten Hausmutter.

Immer weiter giengen wir. Eine Hirte trieb seine Schafe auf die Weide und auf dem gegenüber liegenden Abhang erklangen die Schellen einiger Kühe, zu denen ein anderer Hirte die Flöte blies. Ich gedachte des vorigen Jahres, da ich eine Reise durch die Schweiz machte. Auch damals hatte ich Aehnliches erlebt und mich auf einen Stein gesetzt und meine Augen ergötzt an dem bunten Getreibe. Hätte ich doch jetzt einen Pinsel gehabt! Doch ich

hatte zu Einen, denn ſie meinte, die Butter werde jetzt endlich gelber werden, weil das Vieh grünes Futter bekomme.

Die Wolken hatten ſich inzwiſchen zuſammengezogen. Der Nebel war aufgeſtiegen. Es donnerte in der Ferne. „Gott, es wird doch nicht regnen!“ ſeufzte ſie erſchrocken. Aber das Erſchrecken half nichts, denn bereits tröpfelte es, und eine Minute darauf goß der Himmel ſein Füllhorn ſo reichlich als möglich aus. Wir flüchteten uns unter einen Baum, denn ſie wollte es ſo haben. Donner auf Donner, Blitz auf Blitz! Wunderbar herrlich! Meine Mutter hatte mich immer gezankt, wenn ich bei einem Donnerwetter zum Fenſter hinausſah, und doch ſah ich dem Himmel ſo gern in's Antlitz, wenn er erzürnt war. Meine Miene mußte Heiterkeit ſprechen, als das Donnerwetter immer näher kam, denn ich war ſelig vergnügt. Was kümmerte mich der Regen, der durch das Laubwerk des Baumes zu ſchlagen begann? Sie aber kümmerte er; denn ſie ſprach: „du kannſt noch lachen, wenn vielleicht der Blitz im nächſten Augenblick in den Baum ſchlägt!“ Die Angſt trieb ſie von dem Aſyl fort, und ſo zogen wir denn geflügelten Schrittes der Heimathſtadt zu. Nicht Arm in Arm, denn ſie eilte voran, daß ich ihr kaum folgen konnte. Aber ihre Seufzer hörte ich wohl. „Gott, mein Hut, mein neues Kleid! Das Kleid habe ich erſt vor einem Jahr machen laſſen, und der Hut koſtete ſieben Gulden! Meine Strümpfe, meine Schuhe! Was wird die Mutter ſagen!“

Ich wollte ſie tröſten, aber aller Troſt war vergebens. „Du haſt mich verlockt. Wären wir nicht ſo weit gegangen! Ach, hätte ich dich lieber gar nicht geſehen! Mein Hut, mein Schleier, meine Ebenuſette! Alles iſt hin!“

Thränen traten ihr in die Augen, und ſo weinte der Himmel und ſie zugleich, und die Erde freute ſich der ge-

doppelten Näſſe, denn ſie grünte noch üppiger als zuvor, und als der Himmel ſich bald darauf wieder aufhellte, da ſchmetterten die Lerchen ein dreifaches Loblied gen Himmel.

Ganz durchnäßt kamen wir nach Hauſe. Ich wollte ſie in's Zimmer hinauf geleiten, aber ſie litt es nicht. — Es war das erſte Mal, daß ich keinen Kuß beim Abſchiednehmen bekam. Sie hatte ja an ihren Hut zu denken!

Nachmittags erhielt ich ein Zettelchen von der Mutter, daß der Scha[illegible] an den Kleidern ihrer Tochter auf's Geringſte angeſchlagen 13 fl. 32 kr. ausmache, und daß ich billig wenigſtens die Hälfte zahlen müßte, was netto 6 fl. 46 kr. ausmache.

So endete der Morgenſpaziergang und meine Liebſchaft mit der Kirchendusterstochter, deren Mutter ſich eine Virtuoſin nannte. Ich aber rief: „Philiſter über dir," und ſandte 13 fl. 32 kr in der Virtuoſin Haus.

Wie kann ein Recenſent es allen Schauſpielern recht machen?

Meine Damen! Indem ich dieſes ſchreibe, gebe ich den Herren Schauſpielern und den Damen Schauſpielerinnen Audienz. **Nicht denen in Stuttgart, oder in Dresden, oder Berlin, oder ſonſt wo in Deutſchland, denn dieſe ſind** ganz anderer, weit vollkommener Natur, als die, welche ich nun ſchildern werde; ſondern ganz fremden, mir ſelbſt unbekannten, die mir dieſen Aufſatz ſchon deßwegen durchaus nicht übel nehmen können, weil ſie ihn gar nicht zu Geſicht bekommen. — Es klopft.

„Herein!“

„Guten Morgen.““

„Womit kann ich dienen?“

„„Herr! ich verlange Gerechtigkeit, nichts als Gerechtigkeit, die reinste, lauterste Gerechtigkeit. Hören Sie, mein Herr! wie können Sie sich unterstehen, mich also herunter zu reißen? Ich will gar nichts davon sagen, daß ich auf Ihr Blatt abonnirt bin, denn Rücksichten kennen Sie keine und ich verlange auch keine; aber was haben Sie an mir zu tadeln? Ich bin kein vollkommener Mensch, das weiß ich; sagen Sie mir meine Fehler, seyen Sie ganz unparteiisch, complet unparteiisch, so unparteiisch, als Scipio, der Lusitaner und nicht der Afrikaner, aber ich möchte wissen, warum ich gefehlt habe? Diese Rolle gerade ist meine vorzüglichste, diese spiele ich, ich will nicht sagen besser, als Kean, Garrik und wie die Andern heißen, aber mindestens eben so gut.““

Sehen Sie, meine Damen, so denken fast alle Schauspieler. Ich sage „fast,“ denn wie gesagt, die in Stuttgart u. s. w. sind ausgenommen. Ja, man könnte die Sache noch weiter ausdehnen: sie denken nicht blos über ihr Spiel in dieser oder jener Rolle so, weil diese gerade ihre Forcerolle ist, sondern sie denken auch, alle ihre Rollen seyen Forcerollen.

Was soll man also thun, um die Herren und Damen vom Theater zufrieden zu stellen? Loben, nichts als loben.

Gut, ich lobe also, ich lobe aus Leibeskräften. Es will mir zwar oft das Herz aus dem Leibe reißen, daß ich ein Spiel loben soll, an dem gar kein Spiel, einen Gesang, in dem kein Gesang ist. Allein man hat Rücksichten, ich will Niemanden beleidigen; also kurz und gut, ich lobe. — Es klopft wieder.

„Herein!“

„„Guten Morgen.““

„Womit kann ich dienen?“

„„Herr! Ich muß mein Herz entladen. So kann es nicht länger fortgehen. Wo denken Sie hin? Glauben Sie denn, daß das Publikum auf sich dreschen lasse, wie auf Erbsenstroh? Aber ich kenne Ihre Absichten wohl. Sie wollen mich lächerlich machen, das ist Ihre versteckte Absicht. Wie hätten Sie mich sonst in einer Rolle herausstreichen können, die ich nur aus Gefälligkeit übernahm? Wie hätten Sie mich in den zweiten — es war aber in den dritten — Himmel erheben können, wo ich mit Absicht die Rolle verdarb, damit sie mir künftig abgenommen werde? Wären Sie mein Freund gewesen, so hätten Sie dießmal meinen Namen gar nicht genannt. Das hätte gewirkt, das hätte Allarm gemacht. Man hätte eingesehen, daß man mich besser beschäftigen müsse, wie ich denn es nicht anders verdiene, denn solche kleine Rollen giebt man Anfängern und keinem Manne wie ich bin.““

Da haben wir's wieder! Also mit „loben durchaus“ geht's auch nicht. Ich muß also auch schweigen lernen. Gut, so wollen wir denn schweigen, wenn es uns Zeit dunkt — Es klopft zum dritten Male.

„Herein!“

„„Guten Morgen.““

„Womit kann ich dienen?“

„„Herr! Fragen Sie nicht so! Sie sind ein Schöner! Da haben Sie Ihr gestriges Blatt. Wo steht mein Namen? Da haben Sie Ihr vorgestriges. Wo steht mein Namen? Ich will nichts von den Mittagessen sagen, die Sie schon bei mir eingenommen, aber glauben Sie, daß ich deßwegen für Ihr Blatt vierteljährlich so und so viel

ausgebe, um mich gar nie gedruckt zu leſen? Still! ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen. Aber gilt Ihnen die Stimme des Publikums für nichts? Haben Sie den Applaus nicht gehört. Man wollte ja den Vorhang ſtürmen! (Es klatſchten zwei und eine halbe Perſon.) Sie ſind mir nicht gut; ich weiß das. Gut! ſo tadeln Sie mich lieber. Ein ſanfter Tadel iſt beſſer, als ein gänzliches Stillſchweigen. Mein Name iſt in Europa bekannt. (Man ſieht, der Schauſpieler iſt beſcheiden, ſonſt hätte er auch noch Afrika, Amerika, Aſien, Auſtralien und die unentdeckten Inſeln nennen können.) Sie können mir nichts ſchaden, allein ſo ganz à bas laſſe ich mich nicht behandeln.""

Alſo wiederum haben wir's nicht recht gemacht. Tadeln und nicht tadeln, loben und nicht loben, ſchweigen und nicht ſchweigen! — Wer vermag da mitten durchzuſchwimmen, ohne ſich die Füße wund zu ſtoßen? Allein bis jetzt hatten wir's blos mit Einzelnen zu thun. Es galt bis jetzt nur das Spiel Dieſes oder Jenes, für ſich betrachtet. Aber! — die Herren und Damen vom Theater ſtehen nie einzeln, ſie bekümmern ſich zwar, wie ſich's gebührt, zuerſt um ſich ſelbſt, und dann wieder um ſich ſelbſt und dann erſt um Andere. Allein Dieſer hat einen Freund, Jener eine Freundin; Dieſer iſt mit dieſem Clubb aſſocirt, Jener mit einem andern. Es giebt Parteien, große Parteien und kleine Parteien, in den kleinſten oft noch kleinere als Unterabtheilungen. Jetzt recenſiren Sie einmal.

„Mein Gott! wie können Sie nur Dieſem etwas anhaben, da Sie ja wiſſen, daß er zu meinen Freunden gehört? Ich will ihn durchaus nicht vertheidigen, ich fordere Sie ſogar auf, die Wahrheit zu ſagen, aber Sie müſſen den rechten Maßſtab anlegen."

Oder man dreht die Sache herum und ſpricht alſo:

„Lieber Himmel! Was war das wieder für ein Verstoß? Diesen Menschen können Sie in Schutz nehmen? Einen Menschen, an dem doch auch gar nichts ist? Aber ich weiß wohl, weil er in die Gesellschaft der L. L. kommt, da müssen Sie ein Auge zudrücken, und auf dem andern sind Sie ohnehin blind. Man kennt die Bieren!" (Eigentlich Birn, eine ächt schwäbische Redensart für: man weiß wohl, woher das kommt.)

Wollen Sie noch recensiren? Allein damit ist's noch nicht genug. Lassen Sie einmal einen fremden Schauspieler und eine fremde Sängerin auftreten. Nun geht erst das Donnerwetter los. Der fremde Schauspieler spielt vielleicht auf Engagement. Er will also einem bereits Angestellten wenn nicht sein Brod, doch seine besten Rollen hinwegnehmen! Nun unterstehen Sie sich's und sagen die Wahrheit! Loben Sie ihn — alle Hagel! „Der Mensch ist ja nur ein Schauspieler zweiten Rangs, er ist in Wien, in München, in Berlin, in Hamburg, oder vielmehr, da meine Worte nur Schauspieler außer Europa berühren, in Peking, in Nanking, in Canton, in Goa und wie die Nester alle heißen, durchgefallen, rein durchgefallen, und Sie können ihn loben? Das ist Feindschaft gegen mich. Das ist reine Persönlichkeit." — Tadeln Sie ihn. „Donnerwetter! Wissen Sie nicht, daß ich ihn protegire? Daß er nur durch meine Vermittelung zum Spiel gelangt ist? Wollen Sie dem Manne sein Spiel entleiden? Von den größten Critikern ist sein Talent anerkannt worden, und Sie wollen das Urtheil der Weisen umorgeln? Und betrachten Sie einmal den Andern, für den er engagirt werden soll; müssen Sie nicht selbst sagen, daß er ein wahrer Krösus an Kunstschätzen gegen Jenen ist!"

Nun lassen Sie gar eine fremde Sängerin kommen.

Sie soll so schön singen, als die Sonntag Reff! Das Publikum ist entzückt, auch Sie sind weg, nämlich nicht vom Theater, sondern vom Gesang. Da dürfen Sie denn doch wohl leben aus Herzenskräften? Gott behüte! Wo denken Sie hin? Haben wir denn nicht auch eine Primadonna? Und singt diese nicht wenigstens eben so schön? Ja, haben Sie nicht bemerkt, daß die fremde Sängerin nur Eine Cadenz hat, und die höhern Töne im Falsett singt? Mein Gott! Sie müssen keine Ohren haben, wenn Sie nicht hörten, daß sie in der „Julie" zweimal Fis statt Gis sang!

So gehts weiter, immer in demselben Tone. Und was ist das Resultat? Ein Recensent kann es Niemanden Recht machen.

Aber vielleicht dadurch, daß er das Recensiren aufgibt? Gott behüte! Zwar gibt kein Schauspieler und kein Sänger, wie er dich selbst versichert, etwas um deine Critik. Er liest sie sogar kaum, denn das Recensentenvolk ist unter seiner Würde, und in jedem Fall versteht der Schauspieler selbst die Sache besser, als der Recensent, denn er ist vom Fache, und dieser riecht nur dran herum; allein — gar nichts übers Theater schreiben? Nein, das wäre himmelschreiend! Ein so gutes Theater, eine so herrliche Besetzung, wahrhafte Meister-Mimen, wahrhafte Nachtigallen, und nichts von ihnen sagen, sie nicht ins Ausland bringen, ihnen kein Renommée machen! Nein, das darf nicht seyn. Eher möge die Weltgeschichte aufhören, geschrieben, als die Theatermitglieder, critisirt zu werden!

Obs der Theatercritiker dem Publikum recht machen kann, davon ein anderes Mal. Für jetzt jedoch sage ich: ich bin froh, in Stuttgart zu leben und nicht da, wo die Schauspieler sind, wie die oben beschriebenen. Bei uns

darf man doch tadeln und loben nach seines Herzens Ueberzeugung, und die Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen sind so vernünftig, daß ....

Das Publikum weiß wohl, daß in Stuttgart alles seinen geweisten Weg geht.

Wer ist Schuld daran?

Es ist doch ein wahrhafter Trost, wenn man sagen kann, „man sey nicht Schuld daran.“ Als ich noch ein Knabe war, da sagte ich immer so, wenn ich mit zerrissenen Hosen nach Hause kam, und jetzt noch freut mich's, wenn ich dies Wort höre.

Was ist es auch für ein gräßlicher Gedanke, sich selbst eine Schuld beizumessen? Da ists doch weit bequemer, die Schuld auf andere Leute zu schieben. Es ist aber nicht blos bequemer, sondern auch beruhigender. Ich weiß wohl, daß die Philosophen die Redensart erfunden haben, es sey Jedermann an seinem eigenen Unglück schuld; allein die Philosophen verstehen nicht alles.

Nehmen wir z. B. ein Mädchen, ein schönes, liebes Kind, so unschuldig und naiv, daß es Jedermann entzückt. Das Mädchen lernt einen jungen Mann kennen, die Beiden lieben einander und wie das so weiter geht. Endlich kommt die Sache so weit, daß der junge Mann das Mädchen heirathen sollte, damits keine Gerede gibt, er will auch, aber — es geht nicht. Er hat kein Geld, sie kein Geld, er kann nicht viel verdienen und sie noch weniger. Ueberdies sind die Eltern dagegen. So kommt das Mädchen ins Unglück und der junge Mann mit. Wer ist aber Schuld daran?

Die jungen Leute? Lariſari. Die Umſtände ſind Schuld, die Verhältniſſe, die Eltern, die ganze Welt, nur die jungen Leutchen nicht.

Ein anderes Beiſpiel. Ein junger Mann iſt geſchätzt und geehrt von ſeinen Vorgeſetzten. Er ſoll mit Nachſicht befördert werden. Eines Tages geht er mit Freunden ins Wirtshaus. Die Leutchen ſind fröhlich und guter Dinge. Sie trinken am Ende ein Bischen zu viel. Andere Gäſte fangen Händel an. Sie können natürlich Niemanden Unrecht geſchehen laſſen, ſpringen hinzu, miſchen ſich darein, die Schlägerei beginnt und — das Ganze endet mit gegenſeitiger Gefängnißſtrafe. Der junge Mann aber wird von ſeiner Stelle entfernt, ſtatt promovirt zu werden. Wer iſt nun da Schuld? Er? Dummes Zeug. Das Schickſal iſts, die Widerwärtigkeit der Welt u. dergl.

Ich könnte ſolcher Beiſpiele noch eine Menge anführen. Ganze Dutzende. Allein geſtehe ſichs Jeder ſelbſt. Jeder von uns hat ſich ſchon zugeflüſtert, wenns ihm ſchief ging: „Du biſt nicht Schuld.“ Darin liegt der Troſt; denn müßte man nicht untröſtlich ſein, wenn man ſelbſt an ſeinem Schickſal Schuld wäre? Müßte man ſich nicht da gar oft vor den Kopf ſtoßen und an ſeinen Hirnkaſtel klopfen, weil man ſich geſtehen müßte, dumme Streiche gemacht zu haben?

Wer die Redensart: „ich bin nicht Schuld daran“ erfunden hat, weiß ich eigentlich nicht. Ich glaube Pilatus; denn als dieſer Chriſtum zum Kreuzigen überantwortet hatte, ſprach er: „ich bin unſchuldig an dem Blute dieſes Gerechten.“ Welcher Troſt mußte darin für den armen Pilatus liegen? Hatte es dieſe Worte nicht in der Welt gegeben, der arme Mann hätte ſich in der Reue alle Haare ausreißen müſſen. Möglicherweiſe hat auch ſchon Adam an dieſe Worte gedacht, und wenn ers nicht that, ſo dan-

erte er mich sehr. Bekanntlich hat ihn nämlich Eva zum Apfelschmause verführt. Also war er nicht Schuld. Die Eva war aber auch nicht Schuld, sondern die Schlange. So ist diese Redensart nicht blos bequem und trostreich für uns selbst, sondern auch sehr nützlich und religiös-nothwendig.

Da ist z. B. ein Mensch, der Geld braucht. Ich leihe ihm. Er zahlt die Zinsen nicht, ich nehme also Zins aus Zins. Ich leihe ihm noch mehr Geld und wieder Geld. Der Mensch denkt gar nicht daran, mich zu bezahlen. Es hat auch keine Eile, denn er hat mir ja sein Landgut verschrieben, welches das Drei- und Vierfache werth ist. Allein endlich brauche ich Geld, nothwendig Geld. Dem Menschen wird also sein Landgut verkauft. Zufällig sind die Güter gerade äußerst wohlfeil zu der Zeit, wo ich Geld brauche; das Landgut wird also zu einem Spottpreise losgeschlagen; ich bin noch so generös, das höchste Gebot zu thun und der — Mensch ist freilich nun arm. Allein wer ist Schuld? Ich? Gott bewahre mich, ich bin ein ehrlicher Mann, ich habe blos meine Pflicht gethan und nach Gerechtigkeit gehandelt. Er? Gott behüte. Er konnte ja nichts dafür, daß die Güter gerade wohlfeil waren. Es war Niemand Schuld, als wieder — die Umstände.

Auf diese Manier gibts weit weniger Sünden in der Welt, als man gewöhnlich glaubt, und in meinen Behauptungen liegt also eine allgemeine Menschenvertheidigung. Trotzige Männer mögen meinetwegen sich stets zurufen: „Du selbst bist Schuld," sie mögen in ihrem Stolze, der von Niemanden, weder Verhältnissen noch Menschen abhängen will, all' ihre Schicksale, Glück und Unglück, in sich selbst suchen; ich halte mich an die jungen Knaben, an die unglücklichen Mädchen und an die alten Weiber; denn diese

alle, wenn ihnen etwas Unangenehmes paſſirt, werden ſtets in Thränen ausbrechen und ſagen: „Gott, was habe ich nur verſchuldet, daß mich das Unglück alſo verfolgt. Ach! und ich bin doch ſo unſchuldig!“

Alte Weiber in Manner- und Frauenkleidern, Kinder in erwachſenen und unerwachſenen Körpern, wenn Ihr böſe ſeyd über dieſen Aufſatz, — ich ſcheide von Euch mit Euren Lieblingsworten: „ich bin nicht Schuld daran, Ihr hättet ihn nur nicht leſen dürfen!“

Nichts als Madame und Fräulein.

Es war eine ſchöne gute Zeit, da man noch eine Jungfrau zum Weibe nahm; gegenwärtig kann man höchſtens noch ein Fräulein zur Madame machen.

Man konnte gegenwärtig mit Fräulein's und Madame's pflaſtern. Jede Schuhmachers-Tochter läßt ſich Fräulein nennen und jede Schneiderefrau Madame ſchelten. Geht man auf die Poſt und läßt ſich auf den Eilwagen einſchreiben, ſo heißt's gleich: „Fräulein N. N. von Stuttgart“ oder ſonſt woher, wo man den dummen Brauch auch mitmacht. Man freut ſich, eine Landsmännin zu treffen und denkt ſie ſich recht hübſch und recht gebildet. Man ſitzt zur beſtimmten Stunde ein und wen findet man? Eine Ladenjungfer von der **ſtraße, von der man noch zufrieden ſeyn muß, daß ſie ſich nicht gar Fräulein „von“ N. N. nennt. Abgeſehen davon, daß die Mägde an den Brunnen ſich gegenwärtig nicht einmal mehr alle Jungfer Suſanne oder Marie nennen, wozu ſie manchmal ihre guten Gründe haben mögen, ſondern mit Fräuleins u. ſ. w. um ſich wer-

fen; abgesehen davon, daß jede Trödlersfrau oder ein sonstiges Waschweib sich in die Brust wirft, wenn's möglich ist, sobald man sie Frau so und so anredet und nicht Madame so und so, abgesehen von den verschiedenen andern Mißverständnissen, zu denen die Fräulein- und Madame-Titulaturen führen können und alle Tage führen, hat diese Sitte noch andere Nachtheile.

Es wird z. B. einem Posamentirer oder Handschuhhändler oder einem sonstigen en gros Kaufmann, der mit Schwefelhölzchen handelt, ein Kind geboren. Das Kind ist zufällig ein Mädchen und wächst natürlich als Mädchen auf. Allein, was nun mit ihm anfangen? Etwa es in die deutsche Schule schicken und nachher Stricken und Nähen und Kochen lernen lassen? Gott behüte; dazu ist das Kind zu vornehm. Das Kind muß in eine Pensionat, zu Stuttgart in das Katharinenstift oder in ein sonstiges ähnliches Institut, damit es Mathematik, Physik und sonstige gelehrte Gegenstände studire. Sticken darf die junge Dame blos lernen zum Vergnügen und die Tanzstunde geht der Kochstunde vor.

Was wird aus solch' einem Fräulein werden? Glauben Sie etwa, dasselbe könnte sich überwinden, auch einmal in den Laden zu stehen, um für einen Kreuzer Schnupftaback zu verkaufen? Gott behüte, das wäre zu gemein. Der Vater kann ja für wenig Geld eine Ladenjungfer halten, die sodann am Sonntag wenigstens auf dem dritten Range im Theater als Fräulein glänzt, trotz ihrem Fräulein unten im Paterre. Wen wird aber das Fräulein heirathen wollen? Auch wieder einen Krämer oder einen Geschäftsmann? Gott bewahre! da müßte dasselbe sein theures, wohlerzogenes Leben gestohlen haben. Für was hätte es denn Gesang- und Klavierunterricht gehabt? Für was die

Française studirt und die Galopprade probirt? Das Fräulein muß einen Lieutenant haben oder doch wenigstens einen Beamten, sonst geht sie lieber noch mit einem Dritten durch, der ihr das Heirathen versprochen hat und sie nachher sitzen läßt, — als Fräulein.

Nehmen wir eine Bürgersfrau an. Ihr Mann ist vielleicht im Ausschuß, d. h. Bürgerausschuß oder gar Stadtrath; oder er hat ein Gewerbe, das seinen Mann nährt, oder er hat noble Verwandte unter der Bürgeraristokratie, oder er hat auch alles das nicht, die Frau will aber durchaus nicht sein Weib sein, sondern — Madame. Wie viele Mägde werden fortgeschickt, bis sich Eine findet, die das Madame bei jeder Gelegenheit vorbringt und recht zart auszusprechen weiß! Wie viele Schuhmacher werden abgedankt, bis sich einer findet, der die Schuhe nach der Madame's-Mode, d. h. recht fein und schmal zu machen versteht, damit man alle Jahre zehn Paare mehr braucht, als andere Bürgersfrauen! Wie viele Schneider werden requirirt, um immer in der neuesten Mode zu bleiben, und wie oft ist man mit einem einheimischen nicht einmal zufrieden, sondern wendet sich an eine Putz- und Kleidermacherin, die in Paris war und daher doppelt so theuer ist, als eine ehrliche Deutsche! Wie oft hat man auch daran noch nicht genug, sondern bezieht seine Chemisen, Handschuhe, Ueber- und Unterkleider, Ballanzüge u. s. w. aus Paris selbst!

Nein, mit den Fräuleins und Madame's ist's nicht mehr auszuhalten. Kein Mensch kann mehr das Geld auftreiben, um alle ihre Launen zu befriedigen, und mehr als ein Kaufmann in der lieben weiten Welt hat deßwegen sein Banquerott gemacht, weil in seinem Hause kein Weib, sondern eine Madame domicilirte. Die Ausgaben mehren

sich, aber die Heirathsgüter mehren sich nicht; im Gegentheil, sie nehmen ab, weil man im elterlichen Hause nichts mehr zurücklegen kann, vor lauter Fräuleins- und Madame's-Ausgaben. Wer wird da mehr heirathen wollen?

Eine Jungfrau im alten guten Sinne des Wortes, hielt etwas auf ihre Jungfrauschaft, und Sitte und Züchtigkeit galten ihr mehr, als ein Ball und ein neumodischer Anzug. Darf man dasselbe auch von den neumodischen Fräuleins sagen? Ich will nicht im geringsten anzüglich seyn, aber an ein Fräulein darf man sich eher mit Anzüglichkeiten wagen, denn an eine Jungfrau. Eine neumodische Madame dünkt sich so hoch, als eine Ministersfrau, denn sie giebt oft mehr Geld aus, als diese. Sie sucht daher auch stets so vornehme Gesellschaft, als möglich, und wenn routinirte oder auch routinirte Grafen und Barone mit solchen Madame's conversiren, wer wird da für Alles stehen können? Der Ehrgeiz hat schon manchen Mann zu Falle gebracht, warum nicht auch eine Madame? Ist es unter solchen Umständen noch zu verwundern, wenn es der Hagestolzen immer mehr giebt?

Vor Zeiten gab es noch Fräuleinsstifter, wo vornehme Damen erzogen wurden, die dazu geboren waren, einmal in der Welt nichts zu thun, als vornehme Damen vorzustellen. Nunmehr könnte man fast alle weiblichen Erziehungsanstalten solche Fräuleinsstifter nennen; denn die darin Erzogenen wollen späterhin Alle vornehme Damen spielen. Wer ein solches Fräulein heirathet, darf sich gefaßt machen, alle Wochen ein Paar Visiten bei sich, aber nie eine gute Suppe auf dem Tisch zu sehen, denn die Frau kann nicht kochen, wenn sie auch wollte. Wer ein solches Fräulein heirathet, darf sich darauf gefaßt machen, eine Frau eher im Theater zu finden, als zu Haus in der

Kindsſtube, denn dafür iſt das Kindsmädchen da, wenn nicht gar die Gouvernante.

„Die gute alte Zeit," ſeufzte regelmäßig der Poſtbote, der auch mir die Briefe bringt, wenn er wieder an eine Hafners- oder Kaminfegers-Tochter einen Brief brachte, der an „Fräulein XX." überſchrieben war.

„Die gute alte Zeit," ſeufze auch ich, denn ich weiß es wohl, daß ich es nun mit allen neugebackenen Fräuleins und Madame's verdorben habe. Allein dennoch ſteht mein Satz feſt: „es leben die Jungfrauen und Hausfrauen," die Fräuleins und Madame's aber laſſen wir den höhern Ständen, den Reichen und Vornehmen!

„Sie ſind ein rechter Philiſter und Spießbürger," flüſtert neben mir eine ſanfte Stimme. „Gleich im nächſten Bande ſchreiben Sie eine Widerlegung gegen ſich ſelbſt."

„Vielleicht, ſpäterhin, mein Fräulein," antworte ich.

In's Bad! In's Bad!

In's Bad? In's Bad!

„In welches Bad denn?"

Wie können Sie doch ſo fragen? Natürlich nicht in's Neckarbad bei Berg, oder in's Mainbad bei Frankfurt, oder in's Rheinbad bei Carlsruhe, oder in's Donaubad bei Ulm, oder in's Flußbad überhaupt. Nein, mein Herr, in ein ordinäres rechtſchaffenes Bad, wo man eine halbe Stunde lang im warmen Zuber ſitzt, und ſich die Glieder matter brennen läßt, denn ſie zum Voraus waren.

Alſo in's Bad! Es gibt ja deren hundert und tauſend. Württemberg allein hat deren etliche Dutzend, Baden, das

Großherzogthum, nicht minder, und Baiern würde eben so viel haben, wenn nur Mineralquellen genug da wären. Die verschiedenen andern großen Königreiche und Fürstenthümer Deutschlands will ich gar nicht anführen, denn alle sind überreich an Bädern.

In's Bad! In's Bad! Warum denn in's Bad? Aber warum denn nicht in's Bad? Was haben Sie denn zu Haus zu thun? Bedenken Sie doch die Hitze! Freilich ist sie im Bade nicht minder groß; aber bedenken Sie den guten Ton! Richtig, den guten Ton; allerdings man muß in's Bad!

In's Bad! In's Bad! Mein Herr, warum sind Sie nicht im Bade?

„Ach, ich ginge gerne hin, aber ich habe kein Geld."

Pfui Guguck, kein Geld! Wer wird von solchen Kleinigkeiten sprechen? Wenn die Rede von einer Badereise ist, so ist von „Nichtgeldhaben" keine Rede. Ein ordentlicher Mensch hat immer Geld. Wo nehmen denn die großen Herrschaften das Geld her? Von den Juden und Banquiers, und müßten sie auch 15 Procente zahlen. Können Sie es nicht auch so machen? Herr! Sparen Sie das ganze Jahr, thun Sie so knickerig, als möglich, machen Sie den schäbigsten Aufwand vor der Welt, aber — im Monat Juli müssen Sie Geld haben. Versetzen Sie Ihre Pretiosen, geben Sie Anweisungen auf drei Monate Ihrer Besoldung zum Voraus, zahlen Sie alte Schulden nicht, thun Sie, was Sie wollen, nur haben Sie Geld, um in's Bad zu gehen!

In's Bad! In's Bad!

„Aber ich habe Geschäfte, unaufschiebbare Geschäfte!"

Pfui Satan, wer wird von Geschäften reden, wenn vom Bade die Rede ist. Verschieben Sie Ihre Geschäfte, ernennen Sie einen Stellvertreter, lassen Sie Alles liegen

und ſehen, wie es liegt und ſteht, halten Sie um Urlaub an, denn, Herr, Sie müſſen in's Bad.

„Aber mein Herr, mein Stand? Ich bin ja nur..."

Herr, ſind Sie des Teufels? Was liegt denn am Stande, wenn Sie nur im Stande ſind, Gelt aufzutreiben? Wiſſen Sie nicht, daß eine Schneiders- und Schuhmachersfrau jetzt ſo gut eine Frau von Stande iſt, als eine Miniſters-Ehegattin? Wiſſen Sie nicht, daß im Sommer gar kein Standesunterſchied iſt, was das Baden anbelangt? Sehen Sie einmal die Badliſten, da ſteht: Se. Excellenz der Herr Graf XX., Generaladjutant des Kaiſers ſo und ſo, und daneben ſteht: Herr N.N., Bierbrauer aus N.N. Es gibt keine Ausnahme; Jedermann muß in's Bad und wären Sie ein Lumpenſammler, Sie müſſen in's Bad und könnten da vielleicht erſt gute Geſchäfte machen.

„Aber meine Frau iſt darin!"

Ja, das iſt was anderes. Allerdings, wenn Ihre Frau im Bade iſt, ſo können Sie zu Hauſe bleiben. Ihre Frau hat das Vorrecht. Doch nein, Sie müſſen auch in's Bad, aber in ein anderes. Sie müſſen ungenirt ſeyn, Ihre Frau muß ungenirt ſeyn. Mein Herr, Sie gehen in ein anderes Bad.

„Aber warum muß ich denn gerade in's Bad? Könnte ich nicht auch eine Reiſe machen?"

Nein, mein Herr, Sie müſſen in's Bad und ſollen keine Reiſe machen. Sehen Sie, im Bade ſammeln ſich gegenwärtig alle Notabilitäten. Da lernen Sie die Menſchen kennen, die Ihnen für die Zukunft nützen können. Da lernen Sie Mädchen und Weiber kennen, von denen Sie, wenn Ihre Frau einmal ſtirbt, ſpäter eine auswählen können. Da ſind Sie frei von allen Geſchäften und gewohnen ſich ſogar an's Nichtsdenken, was bei Ihrer Carrière ſo

nothwendig iſt. Da erholen Sie ſich von Ihren Strapazen, kurz, da werden Sie ein Mann von Welton, ein Mann der Mode, ein gebildeter Mann.

Wer wird im Juli reiſen? Im Juli reiſt man nur durch Bäder! Wollen Sie denn Ihr Geſicht total verbrennen laſſen? Wollen Sie durch unbevölkerte Städte reiſen? Ich bitte Sie, reiſen Sie einmal im Sommer durch eine berühmte Reſidenz, z. B. durch Stuttgart, was finden Sie! Gar nichts. Da iſt kein Theater, kein Concert, kein Ball, kein Hoffeſt, gar nichts. Sie finden nichts, als ein bischen ſchöne Natur, die Sie das ganze Jahr durch umſonſt haben können, ein paar Biergärten, wo muſicirt wird und voilà tout. Mein Herr, wenn man reiſen will, um Menſchen und Natur kennen zu lernen, ſo muß man im Frühjahr oder Herbſt reiſen; wenn man reiſen will, um Sitten und Menſchen kennen zu lernen, ſo muß man im Winter reiſen, denn im Winter allein ſind die Einwohner in ihre Städte eingebürgert. Im Sommer iſt Alles ausgeflogen und Sie finden nichts als leere Häuſer und ſtaubige Straßen. Alſo in's Bad! In's Bad!

„Aber warum ſind Sie noch nicht im Bade?"

Wahrhaftig, ich ſchäme mich. Allein — ich mußte blos zuvor dieſen Artikel ſchreiben und dann werde ich abreiſen. Ich freue mich unendlich auf dieſe langweiligen vier Wochen, wo man ſich an's Nichtsthun gewöhnt, wenn man nicht ſchon daran gewöhnt iſt, wo man ſeine Landsleute wieder trifft, die man das ganze Jahr über zu ſehen gewohnt war, wo man Complimente machen lernt und keine Freunde gewinnt, wo man die Räſonnerien fortſetzt, wie man ſie zu Hauſe angefangen hat, wo man krähwinkelt, als ob man noch in Krähwinkel lebte, wo man.....

„St! St! Wenn Sie ſo fortfahren, ſo werden Sie in

jedem Bade über die Achſel angeſehen. Herr, jetzt iſt's nicht Zeit, über die Bäder zu raſonniren. Man muß mit den Wölfen heulen, und ſchicket Euch in die Zeit, denn es iſt böſe Zeit, iſt mein Wahlſpruch."

Auch recht. Alſo Gott befohlen, im Bade ſehen wir uns wieder!!

Eine Mägdeunterbringungscommiſſionärin.

„Was verſtehen Sie von Mägden oder gar von Mägdeunterbringungscommiſſionärinnen?"

So fragen Sie, meine ſchöne Leſerinnen, und lächeln dabei und ſchütteln das ſchwarze oder blonde Lockenköpfchen. Allein wie können Sie glauben, daß ich von etwas ſprechen werde, das ich nicht verſtehe? Ein Schriftſteller muß Alles verſtehen, und er ſelbſt iſt immer beſcheiden genug, von ſich zu glauben, daß er Alles verſtehe. Wie könnte ich alſo Nichts von Mägdeunterbringungscommiſſionärinnen verſtehen? Meinen Sie, ich hätte Sie nie belauſcht, wie Sie ſich mit Ihrer Nachbarin unter vier Augen über Ihre Magd beſprachen? Ja, ich will's Ihnen geſtehen, daher habe ich meine Kenntniſſe in Beziehung auf die Mägde und Mägdeunterbringungscommiſſionärinnen.

Mancher Punkt iſt wichtiger, als man glaubt, und eine Mägdeunterbringungscommiſſionärin hat mehr Einfluß auf das Wohl der Menſchheit, als gewöhnliche Menſchen einſehen. Eine Mägdeunterbringungscommiſſionärin iſt Niemand anders, als eine Frau, die ſich damit abgiebt, Mägde oder weibliche Dienſtboten unterzubringen, d. h. zur Dingung zu empfehlen.

Ich will mich so zart als möglich ausdrücken, allein wo kann eine Haushaltung ohne weibliche Dienstboten existiren? Meine Freunde werden vielleicht sagen, dieser Satz sey zwar wahr, aber gehöre zur Mägdeliteratur. Allein meine Freunde sind vielleicht auch Christen oder doch wenigstens Protestanten, und haben daher in der Bibel gelesen. Was schreibt aber der weise König Salomo? Ganze Kapitel schreibt er über die Dienstboten. Ist das auch Mägdeliteratur? — Ich könnte dem Leser recht wohl und recht genau auseinandersetzen, warum eine Magd eine gar wichtige Person in der Familie und also auch im Staate ist, allein ich verschiebe dieß auf ein anderes Mal; ich sage hier blos, daß ein weiblicher Dienstbote in manchem Hause mehr Herrin ist, als die Hausfrau, und daß mancher Mann von seiner Frau böse Reden bekommt, blos weil die Frau auf die Magd böse ist, und es doch nicht wagt, den Zorn an ihr auszulassen.

Begreifen Sie nun, wie wichtig eine Mägdeunterbringungscommissionärin ist? Eine Mägdeunterbringungscommissionärin hat quasi über Leben und Tod zu entscheiden. Zu ihr kommen alle weiblichen Dienstboten, um einen Platz zu finden; zu ihr kommten die Hausfrauen, um eine Magd zu engagiren. Sie braucht sich an Niemand zu wenden, aber man wendet sich an sie, und durch diese Wendung erhalten die Mägdeunterbringungscommissionärinnen ihre Wichtigkeit.

Umsonst geschieht Nichts auf der Welt; aber es ist etwas anders, ob man sich für einen Dienst bezahlen, oder für eine Gefälligkeit ein Präsent machen läßt. Ein bezahlter Kuß z. B. schmeckt nicht gut; aber ein Kuß aus Gefälligkeit für ein nachheriges Präsent — schmeckt sehr gut. Die Mägdeunterbringungscommissionärinnen thun alles aus

Gefälligkeit. Allein was kann eine Hausfrau machen, die eine Magd will? Sie muß doch mit einem Präsentchen herausrücken an die gefällige Frau, die sich dem Geschäfte unterzieht und keine Mühe scheute, um der Hauswirthin Willen zu erfüllen! Der weibliche Dienstbote aber, der untergebracht wird, muß der nicht froh seyn, einen Dienst bekommen zu haben? Die Hälfte des Haftgeldes ist offenbar nicht zu viel für einen solchen Dienst.

Eine Mägdeunterbringungscommissionärin hat immer eine große Liste von disponiblen Mägden. „Was befehlen Sie für eine? Eine braune, eine blonde, eine schwarze, eine starke, eine schmächtige, eine korpulente, eine stille, eine geschwätzige, eine flinke, eine geduldige, — was befehlen Sie? Sie soll augenblicklich gefunden seyn.“ Also spricht die Mägdeunterbringungscommissionärin, die einen Ruf hat in der Mägdewelt. Freilich nimmt sie es nicht so genau bei der Einregistrirung. Da kommen Mädchen aller Art und Gattung; Mädchen, die anderswo fortgejagt worden sind wegen zu langen Fingern oder zu großer Kußliebhaberei; Mädchen, die schon einmal frei Kost und Logis nebst Spinnanleitungen in irgend einer guten Bildungs- und Correctionsanstalt genossen haben; Mädchen, die von ihrer letzten Herrschaft alles aufzuweisen vermögen, nur kein gutes Zeugniß; allein das ist der wackern Commissionärin ganz einerlei, sie notirt die armen Mädchen auf und bringt sie ganz sicher unter. Man muß keinem Menschen etwas Böses nachsagen, das ist Grundsatz der Mägdeunterbringungscommissionärin. Ja, sie geht noch etwas weiter und sagt allen Menschen Gutes nach, nämlich allen weiblichen Dienstboten, die sie unterbringen will. Sie weiß allem und Jedem ein Mäntelchen überzuhängen, und den größten Fehltritt wenigstens zu entschuldigen, wenn er etwa

nicht ganz geläugnet werden kann. Natürlich muß ein Dienstbote, der also prädicirt iſt, ſich doppelt generös erzeigen, und das ganze Haftgeld fahren laſſen, allein was iſt das für die Wohlthat eines Dienſtes? für die Wohlthat eines wiederverſchafften guten Namens?.

Einer Mägdeunterbringungscommiſſionärin iſt nichts lieber, als ein Wechſel, nämlich ein Dienſtbotenwechſel. Wenn's nach ihrem Willen ginge, ſo müßte jede Magd alle Vierteljahre wandern. Warum? Wer mag ſo fragen, wenn er die Geſchichte mit dem Haftgelde weiß? — Nicht ſelten iſt es der Fall, daß der Wunſch der Commiſſionärin in Erfüllung geht; und ſie ſelbſt trägt durch die Art ihrer empfohlenen Dienſtboten das Meiſte dazu bei. Gewiſſermaßen kann einer Mägdeunterbringungscommiſſionärin nichts lieber ſeyn, als eine liebe, ſolide Perſon untergebracht zu haben, die den Grundſatz hat, nicht gerne zu arbeiten, aber zu faulenzen, nicht gerne zu gehorchen, aber zu widerbellen, nicht gerne getreu zu ſeyn, aber etwas ungetreu. Warum? Wie kann man ſo fragen? Wird eine ſolche Perſon nicht nach ein paar Wochen ſchon im Frieden entlaſſen oder mit dem Staubbeſen fortgejagt, und iſt nun nicht wieder die Commiſſionärin die Hauptſache, weil ſie allein dem „unverſchuldeten Opfer eines Grundſatzes" wieder einen Dienſt verſchaffen kann? Da gibt's dann abermals ein Haftgeld zu verdienen. Ja eine gute Mägdeunterbringungscommiſſionärin geht noch weiter in ihrem Wechſelbeförderungstriebe; denn ſie iſt nicht zufrieden, ihre Mädchen untergebracht zu haben, ſondern ſie ſucht ſie auch aufzubringen. Eine Hausfrau hat z. B. die Eigenſchaft, gerne zu zanken, oder ein Bischen den Geiz zu lieben, oder dergleichen etwas. Alſobald iſt die Mägdeunterbringungscommiſſionärin bei der Hand, und weiß dem

Uebelſtande abzuhelfen. Wie? Sie ermahnt die Dienſtboten, aus einem ſolchen Dienſte zu treten; denn ſie wußte ihnen einen weit beſſern und angenehmern.

Eine Mägdeunterbringungscommiſſionärin hält's mit beiden Parteien, mit den Hausfrauen und mit den Hausmägden. Darum ſucht ſie nie beide zuſammen zu treffen, um Jeder Recht geben zu können. Ihre Hauptforce liegt in ihrer Zunge. Dieſe iſt ſo geläufig, wie ein engliſches Windſpiel. Wenn ſie anfängt, ſo hört ſie gar nicht mehr auf. Es iſt, wie wenn eine Kugel einen Berg hinabrollt. Iſt ſie einmal im Sprunge, nämlich die Mägdeunterbringungscommiſſionärin, ſo geht's fort, bis der andere Theil entweder einſchläft oder fortläuft, oder Ja ſagt. Auf dieſe Manier kommt die Mägdeunterbringungscommiſſionärin meiſt zu ihrem Willen; ja ſogar, wenn ſie Dich zehnmal angeführt hat, ſo weiß ſie dich doch das eilfte Mal wieder an der ſchwachen Seite zu packen und ſich der vorherigen Aufſchwätzereien wegen weiß zu brennen.

Am beſten iſt's, wenn man mit einer Mägdeunterbringungscommiſſionärin gar nichts zu ſchaffen hat. Hat man einmal mit einer angebunden, ſo geht ſie Einem nie mehr vom Leibe.

Auch ein Denkmalsvorſchlag.

Wir haben doch endlich ein Denkmal in Stuttgart, die broncene Statue Schillers ſteht aufrecht hinter der Kirche, glücklich zwiſchen hohen Häuſern verſteckt. Der „einzige," „unübertreffliche," der „große" der deutſchen Dichter, wie ſeine Bewunderer rufen, hat ein Denkmal.

Ich habe nichts dagegen, und wenn ich auch etwas dagegen hätte, ſo würde es mich nichts nützen. Was einzig in der Welt daſteht, ſoll auch einzig hoch gehalten werden. Allein eben aus dieſem Grunde wünſchte ich noch ein anderes Denkmal errichtet zu ſehen, ein Denkmal für eine Sache, die noch viel einziger daſteht, als der Dichterruhm Schillers.

Der gütige Leſer wird vielleicht ſchon errathen haben, was ich damit meine? O nein, ich meine weder einen Dichter, noch einen Prediger, ſondern ich meine ein Ding, über das ſehr viel gepredigt wird und von dem die Dichter als einer Dichtung vielfach ſprechen. Ich meine die Weibertreue.

„Der Weibertreue ein Denkmal? Warum nicht lieber gar auch noch dem Glauben und der Hoffnung!“

Kurios! Wie doch die Männer verſchiedenerlei von den Frauenzimmern denken! denn daß obiger Einwurf von keinem Frauenzimmer herrührt, wird kein Menſch bezweifeln. Die Männer halten die Treue ihrer Frauen für etwas Natürliches, oder doch für etwas von der Natur Gebotenes, für eine Pflicht, für die Bedingung eines ruhigen Gewiſſens. Die Frauen aber — nun die Frauen haben zuerſt den Gedanken angeregt, der Weibertreue auf der Weibertreu bei Heilbronn ein Denkmal zu errichten.

Die Sache iſt bis jetzt noch nicht zu Stande gekommen, ſo viel ich weiß deßwegen, weil nur Beiſteuern von treuen Weibern angenommen wurden. Allein ſie ſoll zu Stande kommen. Wenigſtens will ich mein Möglichſtes dazu beitragen.

Die „Weibertreu“ bei Heilbronn iſt männiglich bekannt. Es iſt dieß eine alte Burgruine auf einem Berge nicht weit vom Wartberg, an deſſen Fuße die Wohnung des berühmten Juſtinus Kerner liegt, der ſich durch ſeine

Gedichte ewig — unſterblich, durch ſeine Hellſehereien ewig lächerlich gemacht hat. Dieſe Burgruinen ſind die einzigen Ueberreſte der alten Weibertreu, und ſogar von dieſen Reſten iſt nicht mehr viel vorhanden, ſo wenig ſogar, daß einmal eine ſchöne Frau, die ich bat, mir zur Probe ein kleines Steinchen in ihrem Ridikül mitzubringen, behauptete, es ſey keines mehr aufzutreiben geweſen, worüber ich damals nicht ungehalten war.

Die Geſchichte von dieſer „Weibertreu" zu erzählen, wäre viel zu langweilig. Geſchichten von Weiberuntreue ſind viel kurzweiliger. So viel muß ich aber doch ſagen, daß es jetzt geſchichtlich conſtatirt iſt, daß, als Kaiſer Konrad den Weinsberger Weibern erlaubte, aus der belagerten Burg und Stadt ihr Liebſtes zu flüchten, dieſe ihre Männer, Liebſten u. ſ. w. auf den Schultern flüchteten. Viele wollten nämlich an der Thatſache zweifeln, und zwar vermittelſt einer conclusio ad hominem. Andere behaupteten die Unmöglichkeit der Sache, weil die Erfahrung ſie lehrte, daß es um die Weibertreu ganz anders ſtehe, als die ſchöne Sage vorausſetzen läßt; dem ſey aber, wie ihm wolle, die Thatſache ſteht feſt, daß Kaiſer Rudolph Weinsberg belagerte und die Weiber ihre Männer retteten. Nun wollten zwar Einige an der ſchönen Thatſache mäckeln, ihr einen ſchlechten Beweggrund unterlegen und z. B. ſagen, die Weinsbergerinnen hätten nur deßwegen ihre Männer gerettet, weil dieſe den modernſten Putz, die neueſten Hüte, die eleganteſten Shawls, die theuerſten Kleider ihrer Weiber an ſich genommen, angezogen, durchaus nicht herausgegeben und daher die Weiber gezwungen hätten, wenn ſie ihren Putz, ihre Hüte, ihre Shawls, ihre Kleider retten wollten, die Männer mitzuretten. Allein ich verwerfe ſolche Auslegung der Sache. Nur ein malitiöſer Kopf konnte

dieſen Beweggrund ausdenken. Wäre noch Eine der Frauen am Leben, die vor 800 Jahren ihre Männer flüchteten, ſie würde dem Erfinder den Kopf ſchön waſchen!

Es muß ein ſchöner Anblick geweſen ſeyn, die Weinsberger Weiber mit ihren Männern beladen! Denke man ſich eine ſolche Caravane! Wahrhaftig, die Caravanen, die alljährlich nach Mekka ziehen, können, obgleich man dort auf Kameelen, Dromedaren, Pferden und noch andern Laſtthieren reitet, nicht intereſſanter ausſehen. Ich denke mir's wenigſtens ſo, ob ich gleich weder eine Caravane nach Mekka, noch die Caravane der auf ihren Weibern reitenden Männer von Weinsberg geſehen habe.

Die Sache iſt einzig in ihrer Art. Warum wäre ſie alſo keines Denkmals würdig?

In Detmold, unſtreitig dem Herzen Deutſchlands, weil es ſo vorzüglich deutſch fühlt, arbeitet man gegenwärtig an einem Denkmal für Arminius, den Romazwinger, den Heros der deutſchen Freiheit. Warum arbeitet man daran? Weil der Arminius mit ſeiner deutſchen Freiheit eine Sache iſt, die ſich vor 1800 Jahren einmal begeben hatte und an die man daher immer noch mit einigem Vergnügen ſich zurückerinnern kann. Viele Leute haben zwar ein ſehr ſchlechtes Gedächtniß und das Wort Freiheit z. B. ganz vergeſſen, allein das iſt nur bei den Alten; unſere deutſche Jugend dagegen — o wie freiſinnig iſt ſie! Sie ſammelt an einem Denkmale für die deutſche Freiheit!

Warum alſo daran zweifeln, daß die Weibertreu ein Recht hat, ein Denkmal zu bekommen? In tauſend Jahren ſetzt man vielleicht mit demſelben Rechte der hannöveriſchen Verfaſſung von anno 33 ein Denkmal, wozu ſodann wahrſcheinlich die preußiſchen Lande das Meiſte beitragen werden.

De mortuis nil nisi bene, iſt ein altes Sprüchwort, und der günſtige Leſer wird nun ſchon wiſſen, was ich damit ſagen will. Dem weiblichen Stillſchweigen könnte man füglich auch einen Denkſtein ſetzen, wenn nur das weibliche Stillſchweigen einmal in der Welt vorgekommen wäre; doch Gott ſey Dank, daß wenigſtens die Geſchichte mit der Weibertreue ſich ereignet hat!

Die Männer ſind doch recht thöricht. Warum ſich einem ſolchen Denkmale widerſetzen? Seyd ihr etwa böſe darüber, daß es nicht auch eine Männertreue giebt? Es giebt eine, ſo viel ich weiß, eine gelbe Blume, die im Augenblick verwelkt. Habt ihr nicht genug an dieſer?

Ueberdieß, können wir nicht ſtolz darauf ſeyn, daß nicht eine beſondere, nur einmal in der Geſchichte begründete Thatſache von der Männertreue handelt? Liegt nicht darin der beſte Beweis, daß die Männertreue eine Sache iſt, die ſo oft in der Welt vorkommt, daß man eine einzelne Thatſache nicht der Mühe werth findet, herauszuheben? Iſt es nicht klar, daß es Niemanden auffiel und auffällt, wenn die Männer treu ſind, weil das eine althergebrachte Sache iſt? — Das Gold iſt im Preiſe ſehr gefallen, ſeit Hannover über 10,000,000 Gulden in Einem Jahre ausgeprägt, und die Edelſteine gelten nur deßwegen ſo viel, weil man ſie nicht wie Kieſelſteine auf der Straße findet; darum, doch lebe die Weibertreue! Die Frauen haben ſich mit dem Gedanken, ihrer Treue ein Denkmal zu ſetzen, ſelbſt ihr Urtheil geſprochen.

Woraus das Denkmal beſtehen ſoll, ſteht mir nicht zu, anzugeben. Die Frauen mögen darüber ſelbſt beſtimmen und ich bin feſt überzeugt, ſie werden bei der Wahl des Stoffes und bei der Art der Ausführung eben ſo viel Verſtand zeigen, als Verſtand dazu gehörte, dieſe Idee aus-

zubrüten. Das Bildniß der römiſchen Theodora oder Marcellina wäre vielleicht hier an ſeinem Platze. Natürlich in verdoppelter Lebensgröße. Die ſchöne Königin Maria von Schottland, die drei Männer, Ehemänner nämlich, morden ließ, um den vierten zu heirathen, könnte auch ein paſſendes Exemplar abgeben. Doch, wie geſagt, ich ſtelle Alles dem Ermeſſen der Frauen anheim.

Nur noch Eines. Wißt ihr, warum bisher ſo wenige Beiträge fielen? Weil ihr nicht die rechte Art der Bekanntmachung kennt. Publicirt einmal, daß jede Frau, die einen Beitrag liefert, durch päbſtliches Breve für treu erklärt werde, gebt Acht, wie es mit Dukaten aus der Sparbüchſe regnet!

Ich freue mich wie ein Kind, wenn einmal das Denkmal der Weibertreue ſteht. Von allen Weltgegenden werden Fremde herbeieilen, um dieſes Meerwunder zu betrachten; Franzoſen, Engländer, Ruſſen, Italiener, ja ſogar Chineſen und Kirgiſen, welche bisher von der Weibertreue noch wenig wußten, — ſie werden kommen, ſtaunen und ſprechen: Das war einmal wieder ein „Schwabenſtreich.“

Doch nein, es war ein Streich der Schwäbinen.

Eine geiſtreiche Dame.

Sie war ſehr geiſtreich, eigentlich ſo zu ſagen unendlich geiſtreich.

Der Oberförſter des Städtchens, den ich, unter uns geſagt, für ſo vernünftig hielt, als er war, der aber deßwegen doch von Adel und Oberförſter war, hielt ſie für die geiſtreichſte Dame von der ganzen Welt. Nun war's

richtig. Das liebe Kind ſprach über Alles, urtheilte über Alles und hatte immer Recht. Der Oberförſter wenigſtens meinte es, und der mußte es wiſſen, da er täglich zwei Stunden in der Schreibſtube war und ſich deßhalb für einen Schriftſteller hielt.

Leider war kein Theater in dem Städtchen, ſonſt hätte ſie doch wenigſtens einen paſſenden Stoff gehabt, um ihre geiſtreichen Bemerkungen anzubringen. Nicht einmal Concerte wurden gegeben, außer in der Schule, wo die Buben eine oft recht ordentliche Muſik anſtimmten, beſonders wenn der Präceptor des Tages zuvor zu viel in's Glas gegangen hatte, und in übler Laune aufgeſtanden war. So blieb dem Mädchen nichts übrig, als zu leſen; zu Liebſchaften hatte ſie keine Luſt, erſtlich weil ſie zu geiſtreich war, um einen Mann liebenswürdig zu finden, zweitens weil ſie von Niemand geliebt wurde, außer vom Oberförſter, der aber ſchon verheirathet war, und drittens — nun, den dritten Grund werden mir meine Leſer aus Rückſicht für den zweiten erlaſſen.

Alſo ſie las viel und hatte ſchon unendlich viel geleſen. Sie behauptete ſogar, Alles geleſen zu haben, was gut ſey, und da ſie weiter noch behauptete, daß alles ſchlecht ſey, was ſie nicht geleſen hatte, ſo mußte ſie Recht haben. Ohne dieſe Behauptung hätte ich mich vielleicht in ſie verliebt, denn ſie war in der That nicht ſo übel.“

Ich war damals ein Burſche von 20 Jahren, und im 20ſten Jahre verliebt man ſich in eine Katze, wenn nicht gerade was Noblers da iſt. Wie viel mehr noch in eine Dame, die ſchwarze, lange Locken trägt!

Sie war damals 30 oder 34 Jahre alt. Schwerlich älter und ganz gewiß nicht jünger, das Haar ausgenommen, das ſchöner war, als bei einer Achtzehnjährigen.

Auch das Auge will ich ausnehmen, denn dieſes blickte ſo ſüß, ſo ſchmachtend, ſo girrend, daß eine Schauſpielerin von 20 Jahren nicht jugendlicher blicken kann. Auch das Lachen war jünger als dreißig. Dieſes war vielleicht kaum 12 Jahre alt, denn es klang ſchallend und laut wie bei einem Knaben, bei dem das Zwerchfell ſich noch nicht in der gehörigen Grenzlinie befindet. Der Körper aber war ganz gewiß dreißig, denn er war ſo mager, ſo dürr, ſo zuſammengeſchmort, daß man wohl ſah, hier müſſe einſt Fülle geweſen ſeyn, die nun nicht mehr zu ſehen war. Doch was am meiſten alt an ihr war, das war die Sprache. Ein Profeſſor kann ſehr altklug thun, beſonders wenn er nicht viel weiß. Aber kluger, als meine geiſtreiche Dame, konnte er unmöglich ſprechen, und noch unmöglicher — ausſehen.

Was ſie für ein Geſicht machte, wenn ſie etwas ſagte! Der Oberförſter machte dann allemal auch ein Geſicht, und der böswillige Vicar meinte immer, ein ſehr dummes. Ich will nicht entſcheiden, aber ſo viel weiß ich, daß er ſtets das Maul aufſperrte und die Ausſprüche der Mademoiſelle Geiſtreichheit für Orakelſprüche erklärte.

Mit beſagter Dame kam ich recht oft zuſammen, in Einklang aber ſelten oder nie. Das war ein Glück, denn nun fand ſie mich zwar widerwärtig, aber intereſſant. Damals alſo legte ich den Grundſtein zu meiner Intereſſantheit.

Wir ſtritten ſo oft zuſammen, daß es eigentlich ein immerwährender Krieg war; denn eine Verſöhnung kam nicht zu Stande, weil ſie nicht jünger war, als ſie war. Das war zwar nicht in der Ordnung, nämlich das Streiten, und jetzt würde ich's in keinem Fall mehr thun; aber lieber Gott! im zwanzigſten Jahre! Wo man glaubt,

den Verſtand mit Löffeln getroffen zu haben! Wo man ſich für das wichtigſte Exemplar der Menſchheit auf der Welt hält! Damals wußte ich noch nicht, daß man erſtens mit einem alten Frauenzimmer nicht ſtreiten ſoll, blos weil es alt iſt; daß man zweitens mit einem heirathsluſtigen Frauenzimmer nicht ſtreiten ſoll, weil jeder Streit einmal aufhört und dann ein anderes Verhältniß an die Stelle tritt; daß man drittens mit keinem ſchönen Frauenzimmer ſtreiten ſoll, weil ein ſchönes Frauenzimmer ſich immer für geſcheut hält und auch das Recht dazu hat, ſo lange ſie ſchön iſt; daß man endlich viertens und letztens mit gar keinem Frauenzimmer ſtreiten ſoll, weil — es ein Unſinn iſt. Du lieber Gott, die Männer werden ja nicht einmal mit einander fertig, wie viel weniger die Männer mit den Weibern!

Ich ſtritt alſo, und die geiſtreiche Dame war meines Streites immer ſo gewiß, daß ſie ſich in Geſellſchaft ſtets an mich wandte, blos um ſtreiten zu können und zu glänzen.

Einsmals war Geſellſchaft bei des Oberförſters; eine recht ordentliche Geſellſchaft. Er, der Oberförſter, ſie, die Oberförſterin, dann die Geiſtreiche, einige Förſtbeamte mit ſchönen grünen Fracken, ich und eine dritte ſie. Dieſe dritte ſie intereſſirte mich ſehr. Ich glaubte damals ſogar, ich ſey ſterblich verliebt, habe aber nachher gefunden, daß entweder die Liebe nicht lange bei mir anhält, oder daß ich überhaupt nicht verliebt war. Laſſen wir das, und kommen wir auf die dritte ſie zurück. Sie war ein junges Mädchen, an dem Alles jung war, ſogar der Körper, was mir ſehr lieb war, denn ich dachte damals, wenn ich in ein Mädchen verliebt war, augenblicklich an's Heirathen und beim Heirathen iſt die Seele Nebenſache, ausgenommen was der Kaufmann Seele heißt. Da nun die dritte

lie jung war und ſchön war und nicht ſpröde that, ſondern zuthunlich, wie ein wohlerzogenes Pfarrerstöchterchen, ſo ſprachen wir viel mit einander, ja ſogar ſehr viel und zum Theil leiſe.

Das letztere that ich deßwegen, damit die Leute meinen ſollten, ich ſtehe bereits in einem Verhältniß mit dem lieben Kind, während meine leiſeſten Fragen vielleicht blos den Kaffee betrafen. Dieſes Mittel iſt ſehr probat und ich empfehle es Jedermann, denn glauben erſt die Leute, daß ein Verhältniß ſtattfinde, ſo ſagen ſie es auch; und man erfährt ſomit von Fremden, daß man verliebt ſey, und ſchämt ſich, wenn man's noch nicht iſt und holt die Sache alſobald ein.

Die Geiſtreiche mußte doch ein Auge auf mich gehabt haben, denn ſie ſah mich alle Augenblicke an, wenn ich wieder mit der dritten ſprach. Sie konnte es offenbar nicht leiden. Aber nun that ich's um ſo lieber. Es iſt doch ein angenehmes Gefühl, wenn man Jemand ärgern kann. Chriſtlich ſoll das Gefühl nicht ſeyn; ich glaub's auch; allein es iſt doch religiös, denn es iſt muhamedaniſch.

„„Sie ſind ja heute außerordentlich artig,““ ſprach die Geiſtreiche zu mir. „„Sie haben mir heute noch nicht einmal widerſprochen.““

„Ich werde mir dieß ganz abgewöhnen,“ erwiederte ich, und ſprach wieder leiſe mit der dritten.

„„Die Männer werden doch immer fader,““ meinte die Geiſtreiche und ſah mich an. Der Oberförſter ſagte „ja“ und hatte Recht.

„„Ich glaube nicht, daß in neueſter Zeit ein guter Schriftſteller erſtehen kann,““ meinte die Geiſtreiche weiter. „„Das Menſchengeſchlecht wird immer wihärmer und wortreicher. Es iſt kein Geiſt und keine Kraft mehr vorhanden.““

„Das Geiſtreichſeyn kommt jetzt an die Frauenzimmer,“ ſagte ich und wollte einmal galant ſeyn; die Geiſtreiche aber meinte, ich ſey wieder einmal unartig.

„Welches iſt denn eigentlich Ihr Lieblingsſchriftſteller?“ fragte ich jetzt die Geiſtreiche, die mir keine Ruhe mehr ließ, da ich einmal mit ihr angebunden hatte.

„„Jean Paul,““ erwiederte ſie. „„Es geht nichts über den Jean Paul.““

„Da haben Sie Recht,“ ſagte ich, „es geht nichts über den Jean Paul.“

„„Dieſer Witz, dieſer Humor, dieſe Gemüthlichkeit!““ rief ſie aus. „„Nein, es geht gar nichts über den Jean Paul.““

„„Dieſer Saft, dieſe Kraft, dieſes Wehmüthige und dieſes Lachenerregende!““ ſprach ſie begeiſtert weiter. „„Es iſt, als ob Einem Wermuth in einem Zuckerhute gereicht würde.““

„Ja,“ ſagte ich, „Wermuth in einem Zuckerhute,“ und erinnerte mich dabei, daß ich ſelbſt dieſe Ausdrücke vor einigen Wochen in einem Urtheil über dieſen Schriftſteller gebraucht hatte.

„„Jeder Buchſtabe iſt da eine Ducate werth;““ fuhr die Geiſtreiche fort. „„Ich möchte nicht, daß nur eine Silbe anders wäre, als ſie iſt.““

„Jede Silbe muß ſo ſeyn, wie ſie iſt,“ ſprach ich. „Doch etwas genirt mich beim Leſen des Jean Paul. Ich verſtehe ihn nicht ganz.“

„„Was?““ lachte die Geiſtreiche. „„Sie verſtehen ihn nicht? — Ja allerdings,““ fuhr ſie ernſthafter fort, „„es gehört ein Studium dazu; man braucht Geiſt und Zeit, bis man es vermag, in ſeinen Geiſt einzudringen.““

Und dabei ſtrich ſie die Locken zurück und ſah äußerſt geiſtreich aus.

„Nicht blos das,“ meinte ich, „ſondern auch die vielen Anſpielungen auf unbekannte Dinge. — Nehmen Sie nur ſeine vielen Gleichniſſe aus der Natur! Man muß ja Chemie und Phyſik ſtudirt haben, um Alles zu verſtehen. Und dann das viele Engliſche, Italieniſche, Franzöſiſche, Spaniſche, das vorkommt! Nun, Sie verſtehen ohne Zweifel alle dieſe Sprachen.“ — Ich wußte aber recht wohl, daß ſie nicht einmal orthographiſch deutſch ſchreiben konnte, ob ich gleich noch kein Liebesbriefchen von ihr in Händen hatte.

„„Nein,““ ſagte ſie, und wurde Etwas ſtark roth. „„Sie wiſſen wohl, daß ich weder engliſch, noch italieniſch kann, aber — den Jean Paul verſtehe ich doch,““ ſetzte ſie ärgerlich hinzu, indem ſie mit dem Fuße ſtampfte.

„Welches iſt denn Ihr Liebling von ſeinen Schriften?“ fuhr ich kaltblütig fort. „Etwa die Flegeljahre?“

„„Dieſe habe ich nicht geleſen,““ erwiederte die Geiſtreiche.

„Oder Titan?“ meinte ich.

„„Den hab ich auch nicht geleſen,““ ſprach die Geiſtreiche mit bedeutendem Kopfnicken.

„Oder die Reiſe in's Bad?“ fragte ich wieder.

„„Die habe ich auch nicht geleſen,““ fuhr ſie jetzt auf; „„aber wie komme ich auch dazu, Ihnen auf Ihre Fragen überhaupt nur zu antworten?““

„Nur noch Eine Frage,“ bat ich trocken, „was haben Sie denn überhaupt von Jean Paul geleſen?“

Nun wurde ſie ganz wüthend, aber es kam deßwegen doch heraus, daß Sie Nichts geleſen hatte, als einen — Auszug aus der Levana, ein Bändchen von 124 Seiten.

„Nun glaub' ich es gerne, daß der Jean Paul Ihr Lieblingsſchriftſteller iſt;“ meinte ich zum Schluſſe.

Es war auch in der That ein Schluß, nämlich ein Schluß von unſerer Freundſchaft. Der Oberförſter ſogar begriff, daß ſeine ſchöne Nachbarin ſich dießmal vergaloppirt habe und die Forſtbeamten kicherten ſo laut, daß der Ofen zitterte. Dieſen Scandal verzieh ſie mir nie und wir waren von da an geſchworne Feinde.

„„Nur das ärgert mich;““ ſagte ſie beim Fortgehen, „„daß ich mich überhaupt über Sie ärgern konnte.““

Nun hatte ich's. Seitdem habe ich kein Frauenzimmer mehr geärgert; wenigſtens kein Geiſtreiches. — Aber warum unterbrach ſie mich auch in meiner Unterhaltung mit der dritten Sie.

Inhalt.

	Seite
Meines Vetters Abenteuer in Baden-Baden	1
Die gebildete Naturfreundin	24
Der Jungfernspiegel	31
Die Neujahrsnacht in einer großen Stadt	50
Der Ehninger Congreß	65
Wo soll man sparen?	78
Die Nachbarin gegenüber	91
Ein Dichter für Leute vom Theater	97
Sonst und Jetzt	103
Er ist Herr im Hause	112
Eine Hinrichtung	123
Ein Neuigkeiten-Schnapper	128
Der Frohnänger	133
Die Musik-Kopf-Takt-Nickerin	143
Warum ist Schwabenland ein Beckenland?	152
Meine Vielgeliebte und das Wörtlein „zu"	159
Vom Glöcklingerthor bis zum Donauthor	162
Ein sentimentaler Spaziergang zu Zwei im schönen Monat Mai	167
Wie kann es ein Recensent allen Schauspielern recht machen?	172
Wer ist Schuld daran	178
Nichts als Madame und Fräulein	181
Ja's Bad! Ja's Bad!	185
Eine Mägdeunterbringungscommissionärin	189
Auch ein Denkmalsvorschlag	193
Eine geistreiche Dame	198

Höchſt nützliches Werk für die Gebildeten aller Stände.

In der **Grieſinger**'ſchen Verlags- und Antiquariats-Buchhandlung in **Stuttgart** iſt zu haben:

Gynäologie

oder

das Geſchlechtsleben in ſeinem ganzen Umfange;

enthaltend:

Zeichen und Werth der verletzten und unverletzten Jungfrauſchaft nach Nationalbegriffen, Phyſiologie und Moral; über Liebe und Anmuth, Schönheit und häusliches Glück; über phyſiſche Liebe, Naturzweck, Sittlichkeit, Einfluß und Leitung des Geſchlechtsgenuſſes; über Myſterien, Verirrungen und Curioſitäten mancher Art; über das Band der Ehe, Empfängniß und Schwangerſchaft; über Unvermögen, Unfruchtbarkeit, Krankheiten und deren Behandlung u. ſ. w.

Ein

umfaſſendes Handbuch zum Wohle der Staatenbürger.

Vierte, vollſtändige und wohlfeilſte Auflage.

Sechszehn Theile in acht Bänden.

Preis broſch. fl. 7. oder 4 Thlr.

☞ Während die früheren Auflagen dieſes wahrhaft guten Werkes **den bedeutenden Preis von fl. 20. koſteten**, iſt es uns durch ökonomiſche Einrichtung des Satzes möglich geworden, dieſe hübſche, abermals neue Auflage zu dem ungemein billigen Preiſe von **nur fl. 7. für das ganze große Werk** herzuſtellen, wobei allerdings nur die Gewißheit uns leiten konnte, daß bei ſolch' erleichterter Anſchaffung eine außergewöhnliche Theilnahme nicht ausbleiben könne. — Für Diejenigen nun, welche dieſes, in ſeinem Fache als klaſſiſch anerkannte Buch nicht kennen ſollten (da ſeit Erſcheinen der letzten Auflage eine Reihe von Jahren verfloſſen), ſtehe hier die Bemerkung, daß es mehr enthält, als ſein Titel beſagt und als die hier verzeichneten Haupt-Rubriken nachweiſen; denn es auch nur auszugsweiſe gegebenes Inhalts-Verzeichniß würde den Raum eines vollen Bogens überſchreiten. Es iſt kein lockeres, ſondern ein in Wahrheit **gutes** Buch, „mit Liebe und Eifer geſchrieben zum und für das Wohl der Staatenbewohner."

Erster Band. Motto: — — Doch ist glücklicher die geglückte Rose, als die am unvermählten Stocke, vollend in einsamer Glückseligkeit, von Niemand genossen, einsam welket und blüht und — hinstirbt. Shakespeare. — I. Zeichen und Werth der verletzten und unverletzten Jungfrauschaft, nach physiologischen, moralischen und Nationalbegriffen. II. Ueber Jungfrauschaft, Beischlaf, Ehe, Liebe und Anmuth. — **Zweiter Band:** III. Der Geschlechtsgenuß nach Gesetzen bestimmt, aus religiösem Aberglauben verabscheut und durch Sittenlosigkeit entartet bei alten und neuen Völkern. IV. Das Band der Ehe aus dem Archiv der Natur und des Bürgerstandes, erster Theil. — **Dritter Band:** V. Das Band der Ehe, zweiter Theil. VI. Naturzweck, Sittlichkeit, Einfluß und Leitung des Geschlechtstriebes. — **Vierter Band:** VII. Anmuth und Schönheit aus den Mysterien der Natur und Kunst, für ledige und verheirathete Frauenzimmer. VIII. Die Feier der Liebe. — **Fünfter Band:** IX. Die Begattung und Zeugung organischer Wesen nach der Stufenleiter der belebten Natur. X. Nachträge über die physische Liebe, Empfängniß und Schwangerschaft, besonders aber, wie man durch weise Behandlung des Geschlechtstriebes, von seinem Erwachen bis zu seinem Verschwinden, an Leib und Seele gesund bleiben kann. — **Sechster Band:** XI. Von der Pflege, Nahrung, Uebung und Bewahrung des Geistes und des Körpers, und von den mancherlei Einflüssen auf beide. XII. Nachträge über schwächliche Ehestandsfähigkeit, männliches Unvermögen und weibliche Unfruchtbarkeit, nebst Anzeige der zuverlässigsten Heilmittel, und einer Sammlung merkwürdiger Fälle aus Ehegerichtsakten. — **Siebenter Band:** XIII. Die Kunst mit Weibern glücklich zu seyn. XIV. Die Kunst, mit Männern glücklich zu seyn. — **Achter Band:** XV. Aphorismen aus dem Gebiete der Liebe und Ehe. XVI. Der Hausarzt bei den Krankheiten der Geschlechtstheile und in weiterer Ausdehnung.

Zu gefälligen Bestellungen auf dieses Werk empfiehlt sich:

Die **Griesinger'sche** Verlags- und Antiquariats-**Buchhandlung** in **Stuttgart.**

Briefe und Gelder erwarten wir franco.

Humoriſtiſche Bilder

aus

Schwaben

von

Carl Theodor Griesinger.

Stuttgart.

Verlag der Griesinger'ſchen Verlags- u Antiquariatshandlung.

1844.

Carl Theodor Griesinger's

sämmtliche

belletristische Schriften.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag der Griesinger'schen Verlags- u. Antiquariatshandlung.
1844.

Der Verkündiger.

Der Verkündiger iſt ein Blatt, das alle Wochen vier Mal erſcheint.

Der Verkündiger heißt ſich ein Unterhaltungsblatt; nicht deßwegen, weil er die Leſer unterhält, ſondern deßwegen, weil die Leſer ihn unterhalten ſollen. Man könnte ihn auch Erhaltungsblatt nennen, denn es iſt ein Wunder, daß er ſich ſo lange erhält. Am liebſten vergleiche ich ihn mit einer ungeſchmälzten Waſſerſuppe, die man zu ſalzen vergeſſen hat.

Im Verkündiger ſteht Verſchiedenes zu leſen. Zu Anfang allemal eine Geſchichte, d. h. eine Erzählung, die irgendwo abgeſchrieben wird. Der Verkündiger zeigt in dieſer Beziehung das beſondere Talent, immer die langweiligſten Erzählungen herausfinden zu können. Keine üble Speculation wäre es, wenn er ſeine eigene Lebensbeſchreibung herausgeben würde. Er könnte da zuerſt ſprechen von ſeiner Geburt, die vermittelſt eines ſehr kunſtreichen Accouchements von Statten gieng. Der Accoucheur war ein Charlatan. Er erklärte, für alle ſeine Mühe, das Kind zur Welt zu bringen, gar Nichts, d. h. keine baare Belohnung zu wollen. Jedermann dürfe das Neugeborne umſonſt ſehen und leſen, denn dafür, daß man jährlich

für diese Vergünstigung 3 fl. bezahlt, hat der Leser das Recht, 90 Zeilen gratis einrücken zu lassen. Diese 90 Zeilen würden anderswo, die Zeile zu 2 Kreuzern gerechnet, gerade auch 3 fl. ausmachen; folglich sey der Verkündiger ein Blatt, das den geringsten Preis habe, weil es gewissermaßen nichts koste. So argumentirt der Verkündiger. In der That hat das Blatt auch bisher bewiesen, daß es preislos ist. Im zweiten Theile der Selbstbiographie müßten die verschiedenen Lebensmomente des Verkündigers auseinandergesetzt werden. Dieß wäre eine sehr merkwürdige Abhandlung, denn Niemand ahnte bis jetzt, daß der Verkündiger auch Leben habe. Die Art und Weise, wie er sein Leben fristet, ist physiologisch sehr interessant; denn sie ist ein Beweis, daß man auch leben kann ohne Speise und Trank. Jener Bauer brachte es bei seinem Esel blos auf 10 Tage. Der Verkündiger hat es bereits auf eben so viele, oder noch mehr Monate gebracht. Der dritte Theil enthielte die Todesanzeige. Diese wäre das Interessanteste. Denn der Verkündiger stirbt in jedem Fall an Entkräftung im Kindesalter. Manche Leute können nichts Gescheudteres thun, als gleich nach der Geburt zu sterben. Der Tod des Verkündigers wäre der gescheudteste Streich, den er in seinem Leben begehen würde. Bei der Leichenfeier blieben Aller Augen trocken; aus lauter Freundschaft, denn der Verstorbene liebte sein Leben lang die Trockenheit; die einzigen Erben wären die Lumpensammler, mit denen er von jeher viel zu thun gehabt hatte.

Nächst den Erzählungen bringt der Verkündiger Unglücksfälle. Man sollte kaum glauben, daß so viel Unglück in der Welt geschieht. Wahrscheinlich thut's der Satan dem Verkündiger zu Gefallen. Sonst hat aber dieser nichts Satanisches an sich. Zwar ist ihm nichts lieber, als wenn

ein Menſch ein ſchreckliches Ende nimmt, und er ſcheint ordentlich darauf auszugehen, die Leute umzubringen, nämlich durch ſeine langen und breiten Berichte; allein alle Todesfälle der Art zeigten keine Spur von äußerer Verletzung, ſie waren meiſt die Folge von Indigeſtionen, die ſich die Leſer durch einen Blick in den Verkündiger zugezogen hatten. Der Verkündiger iſt ein langſamer Scharfrichter. Wir empfehlen ihm in der Art zu referiren die Münchner Landbötin, die z. B. von Helfer Brehms Hinrichtung ganz einfach ſagen würde: „Helfer Brehm — Kopf ab;“ und wie ſchön lieſt ſich nicht die Phraſe: „Lord Canning — Caput!“

Nun folgen die „Licht- und Schattenſeiten des menſchlichen Herzens.“ Dieſe Rubrik liebt der Verkündiger ſehr, beſonders die Schattenſeiten, wie man täglich an ihm ſelbſt ſehen kann. Der Verkündiger iſt eigentlich blos Schatten. Licht findet man gar keines. In dieſer Beziehung ſteht er im geraden Gegenſatz mit Peter Schlemihl, dem der böſe Feind ſeinen Schatten geſtohlen hat. Ihm, nämlich dem Verkündiger hat er ſein Blut und Fleiſch geſtohlen und ließ ihm Nichts als Schatten und etwelche Knochen im Hirn. Allein es iſt immer etwas Lobenswerthes, den Menſchen Moral zu predigen und zu erzählen, wie dieſer tugendhaft geweſen, jener aber ſündhaft. An dieſer Rubrik habe ich immer ein beſonderes Wohlgefallen gefunden, wenn ich kein Geld hatte. Leute, die dem Himmel näher ſtehen, als ich, z. B. alte Weiber, die nicht wiſſen, wenn ihr letztes Stündlein naht, lieben ſolche Erzählungen ungemein. Die Beiſpiele des Guten haben deßhalb auch zu ihrer Zeit ſehr viel Glück gemacht. Es war damals die Zeit, wo die Sucht nach Tugend en haut war; gegenwärtig iſt es die Sucht nach Frömmigkeit. Beiſpiele der Frömmigkeit konnte

man eine Menge aufstellen, besonders in Württemberg, wo dieses Metier sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. Ich selbst kenne viele Leute, die sich gar nicht geniren würden, fromm zu werden, wenn man ihnen was Ordentliches böte. Ob's der Verkündiger umsonst thut, weiß ich nicht.

Ich könnte noch viele Rubriken des Verkündigers anführen, z. B. „Bunterlei," „Süddeutsche Dorfzeitung," „Einheimisches," „Briefkasten u. s. w." Den Namen Bunterlei hat, so viel ich weiß, Sapphir erfunden, und Sapphir, der schon seit 15 Jahren unaufhörlich Witze macht, weßwegen diese auch oft graue Haare haben, bringt unter jenem Titel viel Komisches. Der Verkündiger begnügt sich mit dem Titel und läßt das Witzige bei Seite. Zwar wenn man einen Hund dressiren kann, aufzuwarten, und ein Frauenzimmer, Thränen zu vergießen, so sehe ich nicht ein, warum der Verkündiger nicht auch Witze machen könnte? Allein seine Constitution verträgt's nicht; er hält's nicht aus. Nur mit den ehrsamen alten Anekdoten des Abbé Mozin und Meidinger, wie diese in den bekannten französischen Grammatiken zu lesen sind, macht er eine Ausnahme. Diese haben wir alle im Verkündiger wieder zu lesen bekommen. Die Dorfzeitung ist in ganz Deutschland bekannt, nämlich die Hildburghauser. Der köstliche Humor, mit dem sie die langweiligsten politischen Verhandlungen zu würzen weiß, ist unnachahmlich. Wie aber der Verkündiger dazu kommt, eine Rubrik in seinem Blatte „süddeutsche Dorfzeitung" zu überschreiben, begreife ich nicht; denn Humor ist ein Wort, das in seiner Sprache nicht vorkommt, so wenig wie im Hebräischen das Wort Ehrgefühl. Diese süddeutsche Dorfzeitung bringt entweder einen alten schlechten Witz oder fördert einen Liebesbrief zu Tag, den der Verkündiger für originell hält. Diese Mei-

nung ist in der That sehr originell und das einzig Originelle an seinen originellen Liebesbriefen. Im Uebrigen sind sie blos ein Beweis, daß es noch immer Leute gibt, die nicht correct schreiben können; allein es kostete weniger Mühe, jene Briefe zu corrigiren, als eine Correction des Verkündigers. Eine besondere Freude gewährt es diesem, wenn er die Hildburghauser mit „unsere liebe Schwester" anreden kann. Die liebe Schwester weiß aber gar nicht, daß sie in Stuttgart so nahe Verwandte besitzt. Es giebt oft Verwandte, an denen man sich schämen muß. Die Rubrik „Einheimisches" ist sehr weitläufig angelegt, wie das in Württemberg nicht anders seyn kann. Giebt's doch bei uns zu Lande vier Kreisregierungen und das ganze Königreich ist keine 370 Quadratmeilen groß! So meint man auch an den breiten Worten, der Verkündiger wüßte eine Menge Sachen aus dem Vaterlande zu berichten; sieht man's aber recht an, so steht nichts darin, wenigstens nichts Neues. Seine meisten Nachrichten über Stuttgart sind auswärtigen Blättern entnommen. Eine Novität muß vorher die Reise nach Carlsruhe machen, dann kommt sie vermittelst der Carlsruher Zeitung an den Verkündiger. Es geht ihm wie den Tuttlinger Rasiermessern; diese werden von Tuttlingen nach England gesandt, von dort kommen sie wieder zu uns und nun gelten sie Etwas. Doch eine Art von Neuigkeiten hat der Verkündiger immer sogleich, die Theaterneuigkeiten. Diese sind seine Hauptliebhaberei, absonderlich seit er selbst Theaterrecensionen schreibt. Letztere schreibt er, gerade wie er denkt, oder vielmehr nicht so, denn sonst dürfte er gar keine schreiben; aber er schreibt sie, wie man's von ihm haben will. Der Verkündiger hat dem Redacteur eines andern Blattes einmal vorgeworfen, daß er keinen Mantel besitze; diesen Vor-

wurf kann man dem Verkündiger nicht machen, denn er muß einen Mantel haben, da er ihn ſtets nach dem Winde hängt. Wer gerade am Ruder iſt, dem huldigt er. Fürſt Talleyrand diente den Männern der Revolution, er diente dem Kaiſer, er diente den Bourbonen, er diente dem Louis Philipp. Der Verkündiger war einſt Seidelmannianer. Gegenwärtig kennt er blos Ein Lied, das geht nach der Melodie: Eduard und Kunigunde. Für ſeine Schauſpielerclienten ſcheint er ſich ein eigenes Phraſenbuch eingerichtet zu haben und ſo bald ſie ſpielen, nimmt er eine beſtimmte Doſis heraus, ſchüttelt ſie unter einander und die Kritik iſt fertig. Die andern Schauſpieler ſind Alle Nebenſache; oft thut er, als wären ſie gar nicht da, wahrſcheinlich aus Unpartheilichkeit. Auf ſeine Theaterkritiken thut ſich der Verkündiger ſehr viel zu gut, und hierin unterſcheidet er ſich weſentlich von den übrigen Menſchen; denn dieſe finden nichts Gutes daran. Durch etwas Anderes aber zeichnet ſich der Verkündiger in der That aus, nämlich durch ſeinen Briefkaſten. Dieſer enthält den Straßenkehricht aller Stadtklatſchereien. In einer Caffeevisite, woran lauter alte Weiber Theil nehmen, geht's arg her, aber im Briefkaſten des Verkündigers geht's noch weit ärger her. Unter der Maske der Anonymität werden die größten Gemeinheiten zu Tage gefördert. Niemand wird genannt, aber die Leute werden ſo bezeichnet, daß man mit Fingern auf ſie deutet. Da wird z. B. erzählt, wie ein gewiſſer verheiratheter Mann in der H.gaſſe eine alte Jungfer beſuche, die unter dem Namen der Schweſter ihre und des Ehemanns Tochter bei ſich habe; dort iſt ein verliebtes Pärchen auf der Straße geſtört worden und man trägt nach, wer's geweſen ſey; nun kommt ein Schneider zur Sprache, der zu viel Tuch anrechnete; jetzt ein Ehemann,

dem Horner aufgeſetzt wurden; dann eine geheime Privatgeſchichte und zuletzt Verachtigungen aller Art. Sollte ein ſolches Blatt nicht geleſen werden? Im Gegentheil, die Waſchweiber ſind alle darauf abonnirt. Pasquille machen immer rührendes Glück.

Sonſt freilich wird der Verkündiger nicht viel geleſen. Allein er giebt ſich alle Mühe, bekannt zu werden, und Abonnenten zu gewinnen. Es fehlt ihm hiezu nur Eines: die Lockſpeiſe; denn er ſelbſt iſt keine Lockſpeiſe, um daran anzubeiſſen. Ein gutes Blatt wird immer von ſelbſt bekannt, und wenn's auch längere Zeit dauern ſollte, bis die Leute dahinter kommen, daß etwas Gutes in dem Blatte ſey. Ein ſolches Blatt zu verbreiten, iſt keine Kunſt, aber ein ſchlechtes Blatt zu verbreiten, das iſt eine Kunſt. Doch warum ſollte dieß nicht auch möglich ſeyn? Giebt es ja doch ſogar Leute, die es ſo weit gebracht haben, ſich vernünftig zu ſtellen! Nach meiner Anſicht der höchſte Triumph der Verſtellungskunſt. Warum ſollte ein Blatt nicht auch ſimuliren können, es ſey ein Unterhaltungsblatt und die Leute müſſen's deßwegen leſen? Der Verkündiger wird dieſe Kunſt in jeglicher Hinſicht zu vervollkommnen ſuchen. Er ſchlug in Verfolgung dieſes Zwecks bereits zwei Wege ein; einmal verfertigte er Empfehlungsbriefe für ſich ſelbſt und das andere Mal fing er Händel an.

Um Händel iſt es, wie viele Leute meinen, eine wunderſchöne Sache. Allein es gehört etwas dazu, um ſie auszufechten. „Göttliche Grobheit," ſo ruft ein begeiſterter Händel- und Grobheitsfreund aus, „wer dich ganz ſein eigen zu nennen das Recht hat, der hat den Schlüſſel der Weisheit gefunden, und Niemand iſt, der dir, dem Gemiſch von Witz, Derbheit und Malicioſität, zu widerſtehen vermochte." Die Griechen kannten die Göttin der Grob-

heit noch nicht, und dieß iſt ein deutlicher Beweis, daß ſie in der Cultur noch weit zurück waren. Gegenwärtig iſt ein gebildeter Mann, d. h. ein gebildeter Schriftſteller, ohne die Gabe der Grobheit kein gebildeter Mann. Das erſte Bedürfniß für einen Journaliſten iſt Grobheit; das macht ihn gefürchtet, das macht ihn bekannt, das macht ihn zum Schriftſteller. Sey einmal irgendwo ein berühmter Name, ein Mann von Gewicht in der literariſchen und geiſtigen Welt, er führt ihn an in ſeinem Blatte, er macht eine ſatyriſche Bemerkung dazu, der Mann muß antworten, oder antworten Andere für ihn, der Journaliſt antwortet wieder und am Ende ſtellt das Publikum beide auf Eine Stufe. Hat nun nicht dieſer Journaliſt unendlich gewonnen, wenn er auch vielleicht in den Augen jenes berühmten Mannes nicht hoch ſteht? Alſo dachte der Verkündiger und wollte bekannt werden und griff Jedermann an und ſtritt ſich mit den Leuten herum, wenn ſie's der Mühe werth fanden, ihm zu antworten. Allein gar Wenige fanden es der Mühe werth, und die es thaten, waren entweder ſatyriſch und dann verſtand er ſie nicht, oder ſie donnerten ihn nieder, daß er ob dem harten Schlag alsbald alle Beſinnung verlor. Der Verkündiger nahm ſich bei dieſen Streitigkeiten aus, wie ein klaffendes Hündlein. So ein Vieh iſt biſſig und anbellig, aber hat keine Stärke und keine Zähne. Ein keifendes altes Weib hätte auch mit dem Verkündiger in dieſer Hinſicht verglichen werden können, denn der Verkündiger mußte immer das letzte Wort haben. Es iſt ein trauriges Loos, ein altes Weib zu ſeyn; allein ein altes Weib hat immer noch das Schöne an ſich, daß ſie doch einmal in ihrem Leben jung war; dieſe Erinnerung verwiſcht ſich nie; der Verkündiger aber war von Geburt an ein altes Weib und dieſes Loos iſt in

der That ſehr traurig. Er wurde bald zum Geſpotte der Welt, da man merkte, daß ihm die Zähne fehlen. Leider hat ſich auch noch kein Erfinder gefunden, der im Stande wäre, falſche Weisheitszähne einzuſetzen.

Eine andere Weiſe, ſich bekannt zu machen, waren die Empfehlungsſchreiben des Verkündigers. Es giebt nichts Empfehlenderes, als wenn man ſich ſelbſt empfiehlt, nämlich durch irgend einen Vorzug. Der Verkündiger empfahl auch ſeine Vorzüglichkeit, und es fehlte zu dieſer Nichts, als gerade die Vorzüglichkeit. Er ſagte zum Beiſpiel, er ſey eines der geleſenſten Blätter in Stuttgart, und Mancher glaubte es und wunderte ſich nur darüber, daß er ihn noch nie zu Geſicht bekommen habe. Oder er ſchrieb aufs Land hinaus, kein Blatt ſey empfehlenswerther, als der Verkündiger, ſo wie z. B. der Bettler dem Reiſenden, den er um eine Gabe anſpricht, verweint, Niemand ſey bemitleidens- und eines Geſchenks werther, als er. In dieſer Art, ſich zu empfehlen, hat der Verkündiger eine beſondere Force. Manchmal ging er auch in ein Wirthshaus und verlangte einen halben Schoppen Wein. Für dieſe Ausgabe wollte er die Zeitungen leſen. Man brachte ſie ihm und der Verkündiger war leider nicht darunter. „Wo iſt denn der Verkündiger?“ fragte er. „Der Verkündiger!“ antwortete der Wirth, „was iſt denn das für ein Menſch!“ Unſer Herrgott hat bekanntlich verſchiedene Geſchöpfe erſchaffen, und darunter recht traurige, z. B. den Bandwurm, die Wanzen und die Flohe. Wem will man zumuthen, ſie alle zu kennen? Der Wirth kannte alſo den Verkündiger auch nicht; er beſtritt ſogar deſſen Exiſtenz; allein dieſer, der ſich ſelbſt fühlte, erklärte dem Wirth, daß man ihn kennen müſſe, wenn man nicht erſchrecklich unwiſſend ſeyn wolle; der Wirth erſchrack vor ſeiner Unwiſ-

ſenheit und hielt ſich den Verkündiger ein Vierteljahr lang. Oftmals ſchickte ſich der Verkündiger den Leuten ſelbſt in's Haus, ohne lang an die Thüre zu pochen, ob man auch „herein“ ſage. Dieſe Manier hat er den reiſenden Kaufleuten abgelernt, welche alle eine beſondere Gabe, ſich den Leuten aufzudringen, beſitzen. Sie gehen ſo lange nicht fort, bis man ihnen einige Waaren abgekauft hat. Und wenn man ihnen noch ſo derb begegnet, wenn man ſie noch ſo oft abweiſt, ſie gehen zur Vorderthüre hinaus und kommen zur Hinterthüre wieder herein. Der Verkündiger läßt ſich eben ſo wenig abſchrecken. Er beſitzt darin einen Muth, der dem Commis-Voyageur einer Weinhandlung Ehre machen würde. So iſt's dem Verkündiger immer noch möglich, zu erſcheinen. Das iſt ihm ganz einerlei, ob er geleſen wird, wenn man ihn nur kauft.

Der Verkündiger iſt in ſich ſelbſt verliebt, wie eine alte Jungfer, die nicht an den Mann kommen kann. Er konnte allenfalls ohne Cenſur erſcheinen, da an ihm Nichts oder Alles geſtrichen werden muß. Ueber einen guten Gedanken, den ihm ein Anderer lieh, freut er ſich ſo ſehr, als ein ſechzehnjähriges Mädchen über den erſten Ball, den ſie mitmachte. Wenn ein neuer Abonnent kommt, ſo iſt in ſeinem Bureau größerer Jubel, als im Himmel über einen bekehrten Sünder; dieſe Freude kommt aber bekanntlich nicht alle Tage vor.

Was hier über den Verkündiger geſagt iſt, findet ſeine Anwendung auf eine Menge anderer Blätter, die nicht beſſer ſind, als der Verkündiger; denn dieſer beſitzt nicht einmal die Auszeichnung, allein ſchlecht zu ſeyn.

Agnes Schebeſt in Stuttgart.

Wer im Jahr 1837 in Stuttgart war, und Agnes Schebeſt nicht gehört hatte, der war in Rom geweſen und hatte den Papſt nicht geſehen. Zwar iſt die Bühne, auf der Agnes Schebeſt auftrat, nicht ſo groß und berühmt, als die, auf welcher der Papſt ſpielt, allein der Papſt iſt ein alter Schauſpieler, der ſchon längſt etwas aus der Mode iſt, und Agnes Schebeſt iſt eine junge Sängerin und in der More.

Wie alt eigentlich Agnes Schebeſt iſt, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit ſagen. Es iſt dies bei allen Frauenzimmern eine kitzliche Sache, abſonderlich aber bei ſolchen, die von der Jugend leben, unter welche Claſſe neben einigen Andern auch die Damen vom Theater gehören. Die Illuſion ſoll leben! Ich bin feſt überzeugt, daß ich ſchon manches Mädchen nicht geküßt hätte, wenn ich nicht geglaubt haben würde, ſie ſey erſt 18 Jahre alt, und wenn's nicht Nacht geweſen wäre, wo man bekanntlich die Krähenfüße um die Augen und den verrätheriſchen Zug vom obern Backenknochen bis an den Kinnbacken nicht recht bemerken kann. Eine Schauſpielerin muß auf der Bühne immer ſo ausſehen, daß man ſich in ſie wenigſtens möglicherweiſe verlieben kann. Eigentlich gehört hiezu nicht viel. Ein Rittmeiſter, der vor ſeiner Schwadron herreitet, macht bei den Damen immer Furore. Das macht der luſtige Aufzug, die freie Männlichkeit, die hier veranſchaulicht wird. Dann kommen noch verſchiedene andere Dinge, als da ſind: das klingende Spiel der voranziehenden Muſik, der klirrende Säbel, der Schnurrbart und die Sporen, dieſes Alles vereinigt — und die Liebe iſt fertig. Eine

Schauſpielerin hat nicht viel weniger für ſich: erſtens die Beleuchtung, zweitens die Entfernung vom Publikum, und drittens den Flitterſtaat, der um ſie herumhängt. Da glänzt Alles und iſt herrlich anzuſchauen, daß man glaubt, den Himmel offen zu ſehen. Und wie ſchmeichelhaft iſt nicht der Gedanke: ſie, die jetzt durch ihren Geſang, durch ihr Spiel das ganze Publikum entzückt, der Alle Beifall klatſchen, ſie iſt allein dein! obgleich das „allein," unter uns geſagt, ſelten genug vorkommt! Die Hand, deren Zartheit durch die weißen Glacéhandſchuhe noch zarter erſcheint, haſt du ſchon gedrückt! den Mund, deſſen liebliche Stimme ſich jetzt vernehmen läßt, — du haſt ihn ſchon geküßt! Ich nehme mein Wort wieder zurück, eine Schauſpielerin müſſe auf der Bühne ſo ausſehen, daß man ſich in ſie verlieben könne; ich glaube, es giebt gar keine Schauſpielerin, in die ſich nicht ſchon ein Dutzend Gaffer verliebt hätten, und wäre ſie auch außer der Bühne ſo häßlich, wie meine ſelige „ſchwarze Baſe," die mich enterbte, weil ich ihr den ſchlimmen Namen aufgetrieben habe.

Allein Agnes Schebeſt iſt in der That ein ſchönes Frauenzimmer. Ich meine hier nicht jene zarte Schönheit, mit dem feinen Teint und den anmuthigen Zügen, die man in der Nähe betrachten muß, um alle ihre Herrlichkeit bewundern zu können. Solche Schönheiten ſind ſehr rar; denn es iſt eine geſchichtliche Thatſache, daß die meiſten Frauenzimmer, je ſchärfer man ſie betrachtet und je näher man ſie kennen lernt, um ſo mehr von ihrer Anmuth und Schönheit verlieren. Dieſe Regel haben ſich beſonders Verliebte und Bräutigame zu merken. Wollen ſie ihre Liebe nicht erkalten laſſen, ſo bleiben ſie der Geliebten immer hübſch ein Paar Schritte vom Leibe. Ueber dieſen Punkt ließe ſich noch Verſchiedenes ſagen, wie z. B., daß

die Ehen die friedlichſten und einigſten ſind, wo ein Theil in St Petersburg und der andere in Paris lebt, was mit der Schönheit des weiblichen Geſchlechts aus der Ferne ſehr genau zuſammenhängt; allein ich komme auf Fräulein Schebeſt zurück, und ſpreche von ihrer Schönheit. Fräulein Agnes Schebeſt hat einen hohen Wuchs, eine kräftige Taille, ſtrenge Züge, rothe Wangen, einen braunen Teint, ſtarke Augenbraunen, ſchwarze Haare, eine faſt griechiſche Naſe, aber kein griechiſches Kinn. Ihre Schönheit iſt mehr männlicher Natur. Darum gefällt ſie auch in männlichen Rollen immer außerordentlich, wozu ihre vollen geraden Beine nicht eben das Geringſte beitragen. Als Romeo ſieht ſie einem jungen, kecken, leichtſinnigen Pagen außerordentlich ähnlich, und es iſt kein Wunder, wenn Männlich und Weiblich von dieſer dreiſten Jünglingsfigur angezogen wird. Was die weiblichen Rollen anbelangt, ſo entſprechen nur großartige, ſtrenge Charactere ihrer Perſönlichkeit, wie denn auch die Rolle der Norma am meiſten in dieſer Hinſicht für ſie paßt. Ich hatte das Glück, die gefeierte Sängerin manchmal auch außer dem Theater zu ſehen, und nicht blos zu ſehen, ſondern ſogar zu ſprechen. Da ich, wie alle Menſchen, eine Portion Eigenliebe beſitze, ſo will ich dieſes Glück nicht dem Umſtande zuſchreiben, daß ich zufällig Theaterkritiken ſchrieb. Auch frägt ein Schauſpieler oder eine Sängerin bekanntlich ganz und gar Nichts nach dergleichen Leuten, wie man ſinnlich ſelbſt von ihnen hören kann. Allein es war einmal ſo: ich durfte ſie beſuchen. Sie ſah in der That nicht übel aus zu Hauſe, und wenn ſie ſo in ihrem Beſuchszimmer auf dem Sopha ſaß, gegenüber von den vielen Lorbeerkränzen und andern Präſenten, die ihr der Kunſtſinn an den Orten, wo ſie gaſtirt hatte, als Zeichen ſchwacher Huldigung verehrt hatte, und die

vermöge ihrer Maſſe eine ganze Wand einnahmen, und gleichſam eine Staffelei ihrer dramatiſchen Kunſtgemälde bildeten, wenn ſie dieſen gegenüber ſaß, mit beſcheidenem Sinn das Auge nicht von ihnen abwendend, ſo kam ſie mir immer wie eine Prieſterin vor, die in ihrem Allerheiligſten ſitzt. Der Abgeordnete von Rotteck hatte in einem Glasſchranke alle ihre Pokale aufgeſtellt, die ihm, als dem feurigen Verfechter der Freiheit und Oeffentlichkeit, von verſchiedenen Seiten der zum Präſente übermacht wurden; dieſer Glasſchrank fehlt der Fräulein Schebeſt noch, aber er müßte ſehr groß ſeyn, um alle Lorbeerkränze darin zu bergen, der vielen Gedichte, mit denen ſie überſchüttet wurde, gar nicht zu gedenken. Ein anderer Menſch würde durch den täglichen und ſtündlichen Anblick ſo vieler verkörperter Bravorufe nothwendig zu etwas geſteigertem Selbſtgefühle, anderwärts auch Stolz genannt, gebracht werden, allein bei Fräulein Schebeſt hatte es den Anſchein, als wäre dem nicht ſo; denn ſie ſaß ſo beſcheiden da, in ſolch' einfachem Gewand, und äußerte ſich in ſolch' moderirten Redensarten, daß man in der That hätte glauben ſollen, ſie wiſſe Nichts von jenem Ruhme. Allein gerade durch dieſen Gegenſatz, ihre Einfachheit auf dem Sopha und die Triumphſpolien auf der Staffelei gegenüber trat ihr Ruhm um ſo mehr hervor. Aus dieſem Grunde und weil ich mir einbildete, es gäbe keine Sängerin, die nicht ſuche berühmt zu werden, und keine berühmte Sängerin, die ſich ihres Ruhms nicht freue, kam ich auf den Gedanken, Fräulein Agneſe Schebeſt werde ſich auch gerne bewundern laſſen. Wo kann man eine Sängerin aber beſſer bewundern, als auf der Bühne?

Auf der Bühne nahm ſich Fräulein Agneſe Schebeſt nicht ſchmucklos aus, ſondern wie eine hehre Frau, faſt wie

eine Königin, und sonderbarer Weise erschien sie mir so weit mehr in ihrer Natürlichkeit, als zu Hause in der Einfachheit der Lilie. Es giebt Frauenzimmer, die man sich durchaus nicht als Lilien denken kann, so wenig als man zu Allen sagen mag: „Vergißmeinnicht." Ueberdieß gehört Fräulein Schebest aller Wahrscheinlichkeit nach in die Classe der Sonnenblumen. Viele Kritiker bezeichneten sie nur schlechtweg als einen Stern erster Größe; allein es giebt auch große Planeten oder Wandelsterne. Unter diese ist Fräulein Schebest nicht zu rechnen, denn sie ist in jedem Fall ein Fixstern, eine Sonne, die andere Sängerinnen als Planeten um sich herum tanzen läßt.

Die Kritik beschäftigte sich sehr viel mit Fräulein Schebest, so viel, daß wollte man Alles sammeln, was über sie und wegen ihr geschrieben worden ist, ein Foliobaud nicht hinreichen würde. Ich will diesen Literaturband nicht vermehren, und dieß ist der Grund, warum ich über die Sängerin nichts Neues sage. Machen wir einmal einen Extract aus dem bereits Gegebenen. Ich hoffe, daß meinen Lesern diese Mixtur nicht schlimmer bekommen wird, als manche andere, die ihnen der Arzt schon verschrieb.

Die Aeußerungen über sie waren zum Theil sehr allgemein: man nannte sie eine „gefeierte Künstlerin," eine „Künstlerin ersten Rangs," eine der „seltensten und achtungswerthesten Bühnenerscheinungen." Specieller sind schon folgende Phrasen: „Agnes Schebest vermag, durch ein tiefes Studium der plastischen Mimik geleitet, uns aus jeder Stellung ein großartiges, gerundetes, wie aus Einem Guß geformtes Bild vorzuführen;" oder: „ein zu dramatischem Gesang ganz besonders sich eignender Mezzosopran, durch fleißiges Studium, durch die besten Vorbilder gepflegt und vervollkommnet, vereinigt mit der seltensten Gabe der hoch-

ſen plaſtiſchen Mimik, mit der großartigſten dramatiſchen Individualiſirung;“ oder: „die geſchätzte Künſtlerin mit der metallreichſten, edelſten und ſeelenvollſten Stimme, mit der ungezwungenſten, regelrechteſten Tonbildung, läßt ſich von den todten Regeln durchaus nicht die Gränzen beſtimmen, in wie weit ſich der erhabene Flug ihrer ſchöpferiſchen Phantaſie entfalten dürfte, vielmehr erreicht ſie in dem Gebiete eigener Poeſie auf den Schwingen der bewunderungswürdigſten Genialität den höchſten Gipfel der Darſtellung.“ Noch ſpecieller ſind die Urtheile über die einzelnen Rollen. So heißt es z. B. von ihr als Desdemona, „ſie weiß mit vollkommenſter Meiſterſchaft die geiſtreichſte Fülle der Momente einer claſſiſchen Einheit unterzuordnen;“ als Sextus: „jede einzelne Bewegung und Stellung hätte verdient, durch den Maler feſtgehalten zu werden; — läßt als Sängerin wie als Schauſpielerin Alles weit hinter ſich, was man bisher gewohnt war; — hat einen Wohllaut und Vollklang der Stimme, eine Schönheit und Genialität des Anſchlags, neben welchem aller ſonſt noch hörbare Geſang als matt erſcheinen müßte;“ als Norma: „eine Uebung, vermöge welcher ſie über ihre Stimme, Geſtalt u. ſ. w. unbeſchränkt gebietet, ihre Stimme ſich durch die kühnſten und verwickeltſten Paſſagen leicht und ſicher wie Mignon im Eiertanze hindurch bewegt, die Geſtalt aber jene Attitüden uns zu ſehen giebt, welche der Phantaſie ſich unauslöſchlich mit dem Werthe der Ideale einprägen.“ — Kann man mehr ſagen? Freilich gab es auch Stimmen dagegen. Alles Große hat ſeine Neider. Gab es ja doch ſogar ſolche, die Napoleon für kein Genie erklärten! So ſchüttelten ſie z. B. im Orcheſter oft die Köpfe, wenn der Ton nicht ganz feſtgehalten wurde, wenn in den niedern Tönen keine Kraft lag, wenn die höheren

Töne allzusehr Mark und Bein durchdrangen, und so schreiend und gellend wurden, daß einem Hören und Sehen verging. Andere giengen noch weiter. Sie schlugen vorzügliche muſikaliſche Werke nach, und fanden: „bei einer groſsen Sängerin muß man kein Anſetzen und Abbrechen bemerken; alle Töne müſſen ſich zur reinſten Harmonie verſchlingen; ſie muß mit Ruhe ſingen, man darf nicht hören, daß ſie ſich anſtrengt und kaum darf man es bemerken, daß ſie Athem ſchöpft; ſie ſoll immer gleiche Stärke und Schönheit in ihren Tönen haben, welche ſie auch anſchlägt.“ Sie fragten nun: iſt dieß Alles bei Fräulein Schebeſt der Fall? Sie hörten, daß Fräulein Schebeſt viel tremulirte, und ſie fragten: iſt dieß der Beweis einer Ueberfülle an Kraft oder ein Beweis von Schwäche? Sie fragten noch weiter, z. B. nach der kryſtall'nen Klarheit, nach dem ſüßen Reiz und Schmelz, womit ſchon manche Italienerin dem kälteren Engländer das Herz im Fluge entwendete. Zu der That, es giebt Fragen, durch die man in Verlegenheit kommt, abſonderlich wenn man darauf antworten ſoll. Ich ziehe es daher vor, das Antworten bleiben zu laſſen. Ueberhaupt, was will ich denn? Eine Theaterkritik ſchreiben? O nein. Alſo was geht es mich an, ob die Einen „Ja“ riefen und die Andern „Nein?“ Ob man da ſagte: „ein dramatiſches Talent achtet keine Parthie für gering,“ und dort: „auch das Honorar dafür nicht?“ Nur das führe ich an, daß im Anfang kein Menſch es wagen durfte, etwas gegen Fräulein Schebeſt zu ſagen, und noch am Ende ein Kritiker meinte, die Künſtlerin habe als luſtige Schuſterin die Grenzlinie zwiſchen der niedern und höhern Komik mit keuſchem Maße eingehalten, und — in dieſer Rolle beſtand der Humor der Schuſtersfrau darin, Knochen abzunagen in Gegenwart von

Menſchen, vor denen ſie Reſpect und Devotion haben mußte! Man war einmal für Fräulein Schebeſt eingenommen, der Enthuſiasmus war da.

Wenn Einer einmal als witzig bekannt iſt, ſo gilt auch ſein Naſenſchneuzen für witzig, und hätte Fräulein Schebeſt auf dem Theater einen Bocksſprung gemacht, ſo würden es ihre Verehrer für ſittige Weiblichkeit erklärt haben. Man warf den Stuttgartern ſchon oft und viel vor, daß ſie ſehr lau ſeyen; in ihren Adern fließe das Blut der Schnecken und ſie könnten durch keinen Sturm zur Leidenſchaftlichkeit hingeriſſen werden. Viele fremde Künſtler, die hier gaſtirten, tröſteten ſich ſchon mit dieſer Lauheitsmeinung, wenn ihnen kein Beifall wurde. Es thut mir leid, ihnen dieſen Troſt rauben zu müſſen, und ſie mögen ſich nun andere Gründe ſuchen, warum kein Bravo bei ihrem Gaſtſpiel erſcholl und keine Hand gerührt wurde. Es giebt ja der Gründe genug, z. B. Chikane, Vorurtheil, Partheilichkeit u. ſ. w., — die beſten Auswege, wenn man, wie jeder Künſtler, von ſeiner Kunſt durchdrungen iſt. Das Stuttgarter Publikum iſt aber durchaus nicht lau, und ich meine hiebei nicht blos die Weiber, die zum Theil ſehr feurig ſind, ſondern hauptſächlich die Männer. Sie waren ſammt und ſonders ob eines Frauenzimmers närriſch geworden. Freilich war es immer noch eine temperirte Narrheit, wie ſie ſich für ein gemäßigtes Clima ſchickt. Man gieng z. B. nicht ſo weit', Fräulein Agneſe Schebeſt zu vergöttern, was ſchon deßwegen nicht angegangen wäre, weil in Stuttgart, einige Hegelianer und Straußianer ausgenommen, kein Heide zu treffen iſt; aber man brachte ihr unter ſtrömendem Regen eine Nachtmuſik, ohne für länger abgekühlt zu werden, als bis man die Kleider gewechſelt und den Schnupfen wieder los hatte. Man ſtürmte

nicht in Maſſe auf die Bühne und hinter die Couliſſen, und trug die Künſtlerin auf den Händen nach Hauſe, denn das Erſtere koſtete 3 fl. 15 kr Strafe, und was das Letztere betrifft, ſo iſt es in Stuttgart nicht Mode, die Frauenzimmer auf den Händen zu tragen; allein man warf Kränze auf die Bühne und Blumenſträuße, die man um theures Geld von den Kunſtgärtnern aus den Treibhäuſern kommen ließ, um das natürliche Spiel der Angebeteten zu lohnen. Man errichtete ihr keine Ehrenſäule und opferte ihr Weihrauch in goldenen Opferſchalen, aber man ließ ihr ſauber geſchriebene Sonnette zukommen und druckte ſie ab in den Blättern, die ſie umſonſt aufnahmen. In München freilich trieben ſie es weiter, denn München iſt eine italieniſche Kunſttreibhausſtadt, und in Italien ſind bekanntlich die Enthuſiaſten zu Haus. Dort ſchlug man ſich faſt auf den Straßen herum, und Schebeſtianer und Haſſeltianer ſtanden ſich gegenüber, wie Montecchi und Capuleti. Im Theater war oft ein ſo furchtbarer Lärm, ein Miſchmaſch von Pfeifen und Klatſchen, von Ziſchen und Bravorufen, daß kein Menſch ſein eigen Wort mehr hörte und Jeder ruhig ſchworen konnte, er habe von Fräulein Schebeſt während dieſer Zeit keinen falſchen Ton vernommen. Dieß Alles kam bei uns nicht vor, dagegen kam es auch nicht vor, daß ein Redacteur und Theaterkritiker beſchuldigt wurde, von der anſpruchsloſen Künſtlerin für ſeine Kunſtbewunderung einen neuen Rock und neue Hoſen bekommen zu haben! Es kam ferner nicht vor, daß Jemand als Claqueur und Claqueurbezahler belangt wurde! Es kam nicht vor, daß Schmähbriefe von der Gallerie herabgeworfen wurden, und es kam endlich nicht vor, daß Einer auf die barſche Anfrage: „Schebeſtianer oder Haſſeltianer?“ die naive Antwort geben mußte: „ich bin der Hofmuſikus

S . . . . ., aber Sie sind ein Rindvieh!“ Diese Antwort ist freilich etwas mehr, als naiv, und schickt sich höchstens für einen bierbeheerten Baiern. Wie viel feiner, für ein Weinland passender benahm sich dagegen ein Stuttgarter, der einen vom Theater nach Hause Gehenden, welcher sich in Ersterem durch unmenschliches Bravorufen und donnerndes Klatschen ausgezeichnet hatte, mit den zarten Worten anredete: „Mein Herr, Sie haben was verloren; so wenig es auch ist, so ist's doch Ihr Verstand!“ — Die Stuttgarter waren also nicht Alle exaltirt, und völlig außer sich habe ich nur Wenige gesehen, muß aber zu ihrer Entschuldigung gestehen, daß diese auch sonst nicht recht bei sich waren. Dennoch war der Enthusiasmus groß, denn Fräulein Schebest ward in jeder Vorstellung und nach jeder Vorstellung gerufen. Diese Kehlenfertigkeit im Hervorrufen verlor sich sogar dann nicht, als Fräulein Agnese so liebreich-bescheiden war, ihre Schwester Nina, eine Anfängerin, die noch keinen Ton rein intonirt und kein Lied richtig absingt, allemal, wenn sie gerufen wurde, mitherauszubringen und an ihrem Triumphe Theil nehmen zu lassen. Man begnügte sich damit, späterhin „Agnes Schebest,“ statt einfach „Schebest“ zu rufen. Am Ende nahmen aber die Rufer in Etwas ab. Sie wurden des Schreiens müde. Selbst Ares soll am Ende seiner Tage nicht mehr wie 10,000 Krieger geschrieen haben.

Eine Künstlerin, die im Theater so hoch venerirt wurde, mußte nothwendig auch außer dem Theater hochverehrt seyn. Glücklich der, welcher mit der Journalistik sich beschäftigte, oder gar Theaterkritiken schrieb! Er bekam eine Visitenkarte von der Gefeierten, er ward bei ihr eingeführt! Um eine Visitenkarte hätten viele Leute viel gegeben, nur um sie an den Spiegel zu stecken und von Besuchern lesen

zu laſſen! Man hätte können einen vortheilhaften Handel damit treiben. Allein Fräulein Schebeſt war ſparſam mit ihren Karten. Dennoch hatte ſie ſtets Beſuche, Beſuche von Kunſtverehrern. Manche glauben, daß von einigen nicht blos die Kunſt in ihr verehrt worden ſey; allein da man von keinen Duellen der verſchiedenen Verehrer unter ſich hörte, ſo bin ich geneigt, das Gegentheil zu glauben. Ein Verehrer, der ſich der Verehrten halber nicht ſchlägt oder ſchießt, verſteht ſeinen Vortheil nur halb; denn bekanntlich ſind die Frauenzimmer denen am holdeſten, die ſich ihnen zu lieb todtgeſchoſſen haben. Nur Egoiſten ziehen es vor, am Leben zu bleiben und weniger geliebt zu werden; die Stuttgarter bleiben aber alle gern am Leben. Ueberhaupt giebt es in Stuttgart eine beſondere Art von Verehrung, die Verehrung aus der Ferne. Ein Franzoſe, der ein Mädchen liebt, wird nicht ruhen, als bis er ſie geſprochen, ihr eine Erklärung gemacht hat; ein Stuttgarter iſt viel beſcheidener; er ſieht ſie und hat am Sehen genug; er ſucht ſie auf, wo er kann, aber er ſpricht ſie nicht an, und wenn ſie ihn auch noch ſo ſehr anſpricht. Er iſt viel zu beſonnen; darum beſinnt er ſich eine Ewigkeit, was er wohl zu ihr ſagen ſollte, und bis er zu einem Reſultat kommt, iſt die Gelegenheit vorbei. Wenn Fräulein Schebeſt in den Wagen ſtieg, um in's Theater zu fahren, ſo durfte ſie gewiß ſeyn, eine Maſſe Neugieriger auf der Straße verſammelt zu ſehen, die alle mit geſpannter Neugierde auf ſie warteten; aber keiner war ſo verwegen, ihr in's Gefährt zu helfen. Wenn Fräulein Schebeſt in der Fremdenloge ſaß, um einem Luſtſpiel oder Trauerſpiel beizuwohnen, ſo flüſterte Alles auf dem Parterre, „da oben ſitzt ſie," und alle Köpfe und alle Lorgnetten waren auf die Fremdenloge gerichtet; wer ſich aber unterſtanden hätte,

ihr in der Loge einen Beſuch abzuſtatten, hätte für einen Ausbund von Tollkühnheit gegolten. Wenn Fräulein Schebeſt im Saale des Wilhelmsbades in Cannſtadt ſaß mit einigen Bekannten, ſo war alsbald der ganze Saal gefüllt; Alles lief um ihren Tiſch herum, wie die Katze um den heißen Brei, oder man poſirte ſich an einen Pfeiler und betrachtete ſie unverwandten Blick's, wie ein fremdes Thier in einer Menagerie. In dieſer Verehrung aus der Ferne liegt offenbar viel Poeſie und es iſt pure Verläumdung, wenn man es als Blödigkeit betrachten wollte.

Deſſenungeachtet fehlte es der Fräulein Schebeſt nicht an oſtenſibeln Beweiſen von Verehrung. Denn es gab Leute, die ihr zu Liebe ſogar Soiréen und Geſellſchaften gaben. In Berlin wird man lachen, wenn man das lieſt, allein Berlin iſt nicht Stuttgart, und was dort etwas Gewöhnliches iſt, das iſt hier etwas ſehr Ungewöhnliches. Ich ſpreche hier nicht von ſchlechtem Wein, aufſchneideriſchen Geſichtern, Butterſchnitten und elenden Droſchken, die in Berlin auch etwas ſehr gewöhnliches ſind, ſondern ich ſpreche von Soiréen. In Stuttgart giebt es nämlich viele Häuſer, in denen viele Leute wohnen, aber wenig Leute, die ein Haus machen. Man kann dieſe an den Fingern abzählen, und braucht deßwegen doch nicht die Finger beider Hände zu zählen. Um Geſellſchaft geben zu können, muß man einen Salon haben und bei uns ſind die Häuſer ohne Salons gebaut. Zwar ohne Geſellſchaftszimmer kann keine gebildete Dame mehr auskommen. In dieſem ſtehen die ſchönſten Möbel, hängen die prächtigſten Vorhänge und liegen die prächtigſten Teppiche; allein alle Beſuche werden im gewöhnlichen Wohnzimmer empfangen und das Geſellſchaftszimmer wird das ganze Jahr hindurch nicht geheizt. Dieſes ſteht blos zur Schau da, zum Beweis, daß man es hat,

wie manchmal auf einer Wirthstafel eine gebratene Gans, die nicht angeschnitten wird, oder im Arbeitszimmer eines großen Herrn ein Glasschrank mit schön eingebundenen Büchern, in welche er nie hineinsieht. Dennoch gab man dem Fräulein Schebeſt Soirées. Ich will nicht sagen, wer es that, nicht einmal ob Juden oder Christen, ich will auch nicht fragen, warum es geschah, ob es gleich Leute giebt, die meinen, es thue Niemand etwas umsonſt, absonderlich aber kein Abkömmling der Söhne Jacobs, der ersten Seelenverkäufer der Welt: es geht mich auch Nichts an, ob jene Leute es gerne hatten, wenn man von ihnen in der Stadt sagte, sie hätten gestern der Schebeſt zu Ehren Gesellschaft gegeben und Dieſer und Jener sey dazu eingeladen gewesen und es sey wahrhaft nobel zugegangen, so nobel als bei Rothschild in Frankfurt; — ich bleibe allein bei der Thatsache: man gab Fräulein Schebeſt Soirées. Doch das war nicht der einzige Beweis der öffentlichen Verehrung. Karlsruhe hatte der Sängerin ein silbernes Stirnband verehrt; Stuttgart konnte nicht zurückbleiben. Man stritt sich lange, in was das Präsent beſtehen sollte. Sollte es ein Diadem seyn, oder sollte man sie lieber ganz in Gold faſſen? Wenn's ohne Geld gegangen wäre, so hätte man's gleich gethan. Ein Schebeſt-Denkmal-Comité hatte sich bald gebildet und es fehlte nicht an allerhand Vorschlägen. Eigentlich fehlte es an gar Nichts, als an Geld. Bewunderer hatte Fräulein Schebeſt genug, allein die Bewunderer sind oft wie die Freunde. Je lauter sie schreien, um so weniger kann man sich auf sie verlaſſen. Einmal wurde einem Manne ein Denkmal errichtet, und man machte zur Bedingung, daß Niemand über einen Pfennig beitragen dürfe, und dennoch giengen bald die hunderttauſende von Gulden ein, die man nöthig hatte. Das war ein Volksdenkmal. Es sind seit-

der noch viele Denkmäler errichtet worden, denn unsere Zeit ist die Zeit der Eisenbahnen und der Denkmale, aber man mußte immer bitten und betteln oder wenigstens öffentliche Aufrufe ergehen lassen, bis die Leute sich geneigt zeigten, zu geben. Die Leute steuerten nur bei, weil sie sich geschämt hätten, ihren Namen nicht auch auf der Liste zu finden, oder weil sie sich geschmeichelt fühlten, sich auch unter den Mitstiftern aufgeführt zu lesen. Es hat mit dieser Sache ganz dieselbe Bewandtniß, als mit den milden Gaben, die man sich in den Zeitungen erbittet. Man muß Schand- und Ehrenhalber auch etwas thun. Daher kommt es, daß so mancher christliche Jude und jüdische Christ, von welchen beiden mir, beiläufig gesagt, der Erstere lieber ist als der Letztere, ein Namhaftes beiträgt, denn die Leute schwatzen dann von seiner Freigebigkeit und die Firma seines Hauses befestigt sich dadurch. Hätten die Schebest-Freunde einen öffentlichen Aufruf ergehen lassen, so wäre bald die erforderliche Summe dagewesen; allein sie wollten die schöne Sängerin überraschen. In der That wird diese sehr überrascht seyn, wenn sie erfährt, wie man die Kosten zu dem Armband, das ihr übersandt wurde, zusammenbrachte. Es gieng dabei ungefähr zu, wie bei den Contributionen zu den Waisenhäusern. Die Waisenknaben gehen in den Häusern herum, wo man weiß, daß Leute wohnen, die etwas geben können, und die Schebest-Freunde giengen auch in den Häusern herum. Ich glaube, man merkte sich die, welche ihr einmal Beifall geklatscht, welche sie einmal gelobt hatten. Diese durften gewiß seyn, nicht verschont zu werden. Ich weiß es nicht, ob es derer nicht so viel waren, als man sich Anfangs dachte, oder ob Manche nur Beifall klatschen, nicht aber auch Beifall spenden wollten und deßwegen die Schebest-Denkmal-Beiträge-Erbitter mit langer Nase

nach Hause schicken, nur das weiß ich, daß das nöthige Geld nicht einging. Die Unternehmer mußten sich selbst noch einmal bestenern, um die Kosten zu decken. Doch die Liebe traget Alles, warum nicht die Kosten zu einem Liebespräsent? — Fräulein Agnes Schebest erhielt ein kostbares Armband von ihren Verehrern zu Stuttgart. Wenn man einmal zufällig in einigen Jahrzehnten noch von dieser Sängerin sprechen sollte, so wird man blos diese Thatsache anführen, die Nebenumstände übergeht man.

Allein ich komme nun zu dem schlagendsten Beweise, wie sehr in Fräulein Schebest die Kunst und in der Kunst Fräulein Schebest verehrt wurde. Was soll alles Beifallklatschen im Theater? Was beweist ein goldenes Armband? Was gelten hochtrabende Kritiken? Deßwegen hätten die Stuttgarter im Allgemeinen doch theilnahmlos seyn können. In die Privatcirkel, in die Familienkreise muß man sich schleichen, um an der Quelle zu erfahren, wie man über Einen denkt. Man glaubt vielleicht im Auslande, die Stuttgarter seyen Leute, die wenig von Kunst verstünden und darum auch nicht darüber sprächen. Allein wer weiß es nicht, daß man ganz wohl über Kunst sprechen kann, ohne etwas davon zu verstehen? Meine lieben Landsleute sprechen außerordentlich viel von Kunst, wenigstens vom Theater. Ich kenne interessante Jünglinge, die ein Mädchen von gar nichts Anderem zu unterhalten wissen, als vom Theater, und eine jede gebildete Dame muß mit allen Theaternovitäten besser bekannt seyn, als mit den Localitäten des Gemüsemarktes. Man sprach außerordentlich viel von Fräulein Schebest. In allen Cafevisiten, in allen Abendunterhaltungen zwischen Mann und Frau, ja sogar in vielen tête-à-tete zwischen Liebenden sprach man von Fräulein Schebest. Man sprach für und gegen sie; das Letztere

hauptſächlich, wenn die Freundin einer Theaterſängerin oder eine Hofmuſicusfrau mit in der Geſellſchaft war. Ich könnte außerordentliche Fälle anführen. Denn die meiſten Männer und darunter ſogar Ehemänner, hielten's mit der ſchönen Agnes. Zwiſtigkeiten in Maſſe entſtanden; Brautleute giengen aus einander; Ehen wurden uneinig, und wenn die Gerichtshöfe nicht erklärt hätten, daß eine Sängerin kein Scheidungsgrund ſey, ſo lange ſich's blos um ihren Geſang handle, ſo wäre es wahrſcheinlich auch zu Eheſcheidungen gekommen. Ich will den nachſichtigen Leſer nicht länger ermüden, allein einen Fall muß ich doch anführen. Ein junger Mann liebte ein noch jüngeres Mädchen; das iſt etwas ſehr Natürliches. Es fragte ſich nun, ob die Eltern des Mädchens den jungen Mann auch liebten und das iſt nicht immer natürlich. Die Eltern verſprachen, die Sache in Ueberlegung zu ziehen. In Stuttgart kann man Nichts allein in Ueberlegung ziehen. Zu einer ordentlichen Ueberlegung gehören immer ein Paar Dutzend Verwandte. Dieſe zuſammenzubringen hält nicht ſchwer; denn die ſchwäbiſchen Verwandtſchaften ſind bekannt. Es giebt Städte und Städtchen in Württemberg, wo Alles Vetter und Baſe iſt. Die Verwandten wurden zum Caffee eingeladen. In einer Caſſeviſite kommt man eher auf Alles, als auf die Hauptſache. Dieſe wird immer erſt an der Thürſchwelle abgehandelt, wie in einem Frauenzimmerbriefe im Poſtſcriptum. Nachdem man alſo die neueſten Stadtgeſchichten beſprochen und ein halb Dutzend Taſſen Caffee geleert hatte, kam man auf die Liebesbewerbung.

„Was meinſt du, Schweſter?“ fragte der Hausherr die alte Kriegsräthin.

„Was meinſt du, beſte Reviſorin?“ fragte die Hausfrau ihr Geſchwiſterkind.

„Was hat er denn?“ fragte eine Frau Secretairin, ein Geſchwiſterkindskind der Familie.

„Iſt er nicht ein Vetter von dem Banquier Benedict?“ meinte eine Decanswittwe, die nach Stuttgart gezogen war, um ihre Tochter und ihren Verſtand an den Mann zu bringen.

„Ach! wo denken Sie hin?“ antwortete eine junge Aſſeſſorin mit wohlweiſer Miene, „der Benedict iſt ja ein Jude.“

„Ja ſo,“ ſagte beſchämt die gelehrte Frau. „Man ſieht's aber auch den Leuten gar nicht mehr an, was ſie für eine Religion haben.“

Man ſieht, daß man in einer ſchwäbiſchen Caffeeviſite nicht blos fragt, ſondern hie und da auch antwortet. Das Geſpräch war nun im Gange und drehte ſich um Verwandtſchaften. In dieſem Punkte finden die Schwaben kein Ende.

„Will ihn denn das Mädchen?“ fragte endlich eine junge Kaufmannsfrau, welche ihr Mann des Geldes wegen genommen hatte.

„Wo wird er ſich denn ſetzen?“ wollte ſeufzend ein junges Mädchen von etlichen und dreißig Jahren wiſſen.

„Ich denke auf den Stuhl,“ meinte ein alter Canzleidirector trocken.

„Nun, da hat ſich Ihr Fräulein Tochter auch nicht hingeſetzt; denn die iſt daneben geſeſſen,“ war die ſpitzige Replique.

„Ein Narr iſt er eben nicht,“ meinte ein dürrer Canzliſt, der ſchon 11 Körbe bekommen hatte, „Ihre Tochter bekommt einmal ihre 30,000 fl., da konnte ſie wohl eine andere Parthie treffen.“

„Wie ſieht's denn mit ſeiner Aufführung?“ fragte eine

ſüße Jungfrau von 60 Jahren. „Ich meine, ich hätte ſchon einiges von ihm gehört. Ach ja! Jetzt fällt mir's ein; iſt's nicht der, welcher mit der Feldenſtein eine Bekanntſchaft hatte?"

„Eine Bekanntſchaft mit der Feldenſtein?" rief jetzt Alles zuſammen, und ein großer Theil faltete die Hände. — Die Unterhal ung wich jetzt abermals von ihrem eigentlichen Gegenſtande ab und man beſprach ſich über die Feldenſtein und ihre Liebſchaften. Endlich fand man, daß der junge Mann in dieſem Punkte unſchuldig war.

„Aber viel Geld braucht er doch," hieß es jetzt auf einer Seite. ‚Ich habe ihn erſt geſtern nach Cannſtadt fahren ſehen."

„Und ich letzten Samſtag," rief eine zweite Stimme.

„Und heute vor 8 Tagen iſt er ſpazieren geritten," ſchrie eine Dritte. — Zum drittenmal kamen Allotria an die Tagesordnung, und man peroirte über den Aufwand der jetzigen jungen Herren. Dieſes Thema war zu reichhaltig, als daß man es ſobald verlaſſen konnte. Es wurde ſpät und endlich kamen die Zeitungen auf den andern Tag. Jedermann griff begierig darnach.

„Laß doch ſehen, was über die Schebeſt darin ſteht?" ſagte der Hausherr.

„A propos, wißt ihr auch, wer den letzten Artikel geſchrieben hat, worin ſie ſo arg mitgenommen worden iſt?" fragte wichtig thuend ein junger Collegialaſſeſſor, der ſich auf Nichts mehr einbildete, als auf ſeine Theaterbekanntſchaften.

„Nun und wer denn?" rief es von allen Seiten.

„Wer? Nun, der junge Herr Brautwerber?"

Es war ein unglückſeliges Wort. Der Hausherr war ein leidenſchaftlicher Verehrer der Schebeſt. Brauche ich

noch den Erfolg zu nennen? Der junge Herr bekam einen Korb in beſter Form und was das Schlimmſte iſt, er wurde den wahren Grund deſſelben nie erfahren, wenn er nicht dieſe Bilder, löſe. Zwar ſo viel hatte die Sache gerade nicht auf ſich. Der junge Mann bekam bald darauf eine andere Frau, und das junge Mädchen einen andern Mann, und ſie leben wahrſcheinlich eben ſo glücklich, als wenn ſie einander geheirathet hätten, allein — iſt dieſe Geſchichte nicht ein Beweis, wie tief die Anweſenheit der Sängerin Agnes Schebeſt in's Leben griff? Ein Glück war's, daß ſie nicht länger bei uns weilte, es wären ſonſt vielleicht noch ärgere Revolutionen entſtanden; vielleicht war es auch gut für die Sängerin, denn je größer der Enthuſiasmus, um ſo bälder verraucht er, wie man tagtäglich an Liebespaaren bemerken kann, die ſich anfangs vor Liebe freſſen wollen und die es nachher im Eheſtande oft reut, daß ſie es nicht gethan haben.

Fräulein Agnes Schebeſt ſchied von uns, wahrſcheinlich um nie mehr wiederzukehren. Aber ſie erließ in den Zeitungen eine Dankadreſſe an ihre Stuttgarter Verehrer. Es war ein ein herzzerbrechender Nachruf; nur der herzloſe Sappho konnte darüber ſpotten. Andere waren ſo gerührt, daß ſie vor lauter Rührung, wie beim Uebermaß des Schmerzes, lachen mußten.

Der Repetent.

Kein Menſch, wenn er nicht gerade ein Württemberger iſt, — und das ſind zufällig nicht die meiſten Menſchen, weiß, was ein Repetent iſt.

Der Repetent iſt ein ſehr wichtiger Mann und das Repetententhum iſt eine hohe Charge. Man iſt Repetent in Stuttgart oder im Stift zu Tübingen, oder an einem der vier niederen Klöſter.

Einer muß der Letzte ſeyn. Das läßt ſich aus Naturgeſetzen beweiſen. Aus demſelben Grunde muß auch Einer der Erſte ſeyn. Es giebt ſogar Gründe, aus welchen klar erhellt, daß ſechſe die ſechs Erſten ſeyn müſſen, obgleich wiederum nicht geläugnet werden kann, daß mancher ohne einen Grund unter dieſe ſechſe gehört. In den Schulen herrſcht bekanntlich die Sitte von Alters her, die Buben zu lociren. Das Wiſſen wird in Rubriken eingetheilt und je nachdem einer in dieſem oder jenem Fache nicht mehr Judicium gezeigt oder auswendig gelernt hat, als der Andere, ſo kommt er über ihn hinauf, es müßte denn ſeyn, daß er der Sohn eines Prälaten oder Decans oder Pädagogarchen und Schulinſpectors, oder hohen Beamten oder reichen und freigebigen Privatmannes wäre, was ohnehin zum Hinaufkommen berechtigt. Tübingen iſt bekanntlich auch eine Schule. Man nennt's zwar eine hohe Schule, und eine hohe Schule iſt ſonſt daſſelbe, was eine Univerſität, allein in Tübingen verſteht man unter einer hohen Schule nichts als eine hohe Schule, wobei auf Schule der Nachdruck liegt. Man könnte auch ein höheres Gymnaſium ſagen. Ich laſſe mich auf den Streit, wie es künftig mit den hohen Schulen gehalten werden ſoll, nicht ein; ich glaube ſogar, daß Studenten Menſchen ſind, wie andere Leute auch, und daß ſie unter demſelben Geſetze ſtehen ſollten, wie Jedermann; allein um die academiſche Freiheit iſt es deßwegen doch etwas Schönes. Ohne dieſe Freiheit betreibt Einer ſein Studium handwerksmäßig und erlernt z. B. die Theologie, wie der Schneider die Kunſt, Kleider zu

machen. Dieſer Umſtand machte es mir begreiflich, warum einſt ein Theologus, als er zweimal durch das Examen gefallen war, den Decan der Facultät fragen konnte, ob er nicht lieber das „Metier“ aufgeben ſollte? Uebrigens bringen es derzeit die Studenten am weiteſten, die ihre Wiſſenſchaft als Metier betreiben.

Im Stifte zu Tübingen ſitzt das Schülermäßige dieſer hohen Schule am allermeiſten. Die Herren Stiftler werden locirt, wie die Schulerbuben, und alle Jahre kommt ein Magiſterzettel heraus, worauf die künftigen Seelſorger der Ordnung nach daſtehen, und der Magiſterzettel macht die Runde durch das ganze Land, und jeder Vater ſucht begierig, in welcher Claſſe, d. h. der Wievielte ſein Sprößling ſey. Welches Glück, unter den ſechs Erſten zu ſeyn, denn die ſechs Erſten werden Repetenten.

Ein Repetent verhält ſich zu einem Profeſſor, wie ein Schulproviſor zu einem Schullehrer. Alle Schulproviſoren werden am Ende auch noch Schullehrer, aber nicht alle Repetenten werden Profeſſoren; das iſt der einzige Unterſchied.

Ein Repetent muß erſtaunlich viel wiſſen. Die alten Sprachen, abſonderlich die hebräiſche, müſſen ihm ſo geläufig ſeyn, wie einem vornehmen armen Schlucker der Umgang mit den Juden. In der Theologie muß er alle Kirchenväter auswendig wiſſen; mit den Herren Schleiermacher, Hegel und Strauß darf er aber nicht näher bekannt ſeyn, als etwa ein Prälat mit einer Schauſpielerin. Er hat von ihnen gehört, er hat ſie geleſen, aber nur um einzuſehen, daß ihnen nicht zu trauen und zu glauben iſt. Auf ähnliche Manier ſtudierte einmal ein Tübinger Profeſſor die zehen Bücher Caſanova ein ganzes Jahr lang, um nachher mit gutem Gewiſſen ſagen zu können, daß das

obscöne Buch auf dem Museum nicht öffentlich aufliegen und zum Lesen ausgeliehen werden könne. Die Orthodoxie ist ein unerläßliches Merkmal für einen Repetenten. Ein Häretiker, und wenn er auch nicht mehr nach Häresie röche, als manchmal eine Krebssuppe im Wirthshaus nach Krebsen, gelangt nie zu dieser Würde. Die symbolischen Bücher sollen nicht umsonst geschrieben seyn, und wenn die württembergischen Theologen nicht auf sie schwören würden, wer sollte sonst auf sie schwören? Fremde Sprachen werden nicht gerade verlangt, und es giebt Repetenten, die sogar nicht einmal ordentlich deutsch können. Die Kirchenväter und die symbolischen Bücher sind ja lateinisch geschrieben! Die philosophischen Wissenschaften sind dem Repetenten blos Hülfswissenschaften, und es ist gar nicht so selten, daß die Lebensweisheit ihm gar nicht zu Hülfe kommt. Nulla regula sine exceptione, sagte ein gelehrter Tübinger Professor, als er einstens von einem Herrn Collegen in erhitztem Zustande nach Hause gieng und des Herrn Collegen Magd, die Regel hieß, ihm die Stiege hinableuchtete. So giebt es auch unter den Repetenten Ausnahmen, und hie und da philosophische Köpfe. Allein in Württemberg dürfen sie auf nichts hoffen, da braucht man keine denkende, sondern anders denkende Köpfe; oder sind etwa die Herren Schlegel, Pfaff, Hegel, Strauß und Andere in Württemberg angestellt? —

Ein Theologe, d. h. ein Stiftler, der Repetent werden will, muß nothwendig täglich sechzehn Stunden arbeiten, was für ein fünfjähriges Studium 29,200 Stunden ausmacht, die Schalttage nicht mitgerechnet. Damit ist aber nicht gesagt, daß Jeder, der so viel und so lang arbeitet, auch Repetent wird. Denn es giebt Leute, die sich in's Dumme arbeiten, wenn sie es nicht schon vorher sind. In's

Geſcheidte hat ſich noch keiner hineingearbeitet, was man hie und da auch noch einem Repetenten anmerkt.

Iſt ein Stiftler würdig befunden worden, ſo wird er zuerſt Repetent am niederen Kloſter. Es iſt dieß ſchon eine hohe Stufe, aber nur die Stufe zu etwas Höherem. Ich ſage nichts von ſeiner Beſoldung, die immerhin für einen württembergiſchen Theologen doch genug iſt. Denn er bekommt neben freier Koſt und freiem Logis ſeine zwei bis dreihundert Gulden. Ich ſage auch nichts von dem Anſehen, in dem er ſteht, abſonderlich bei den ledigen Frauenzimmern, denen ein Repetent ſo viel iſt, als für einen hungrigen Hund eine Bratwurſt, auch wenn ſie nicht gebraten iſt. Beiläufig geſagt, kommt ein Repetent nur alle hundert Jahre einmal vom niederen Kloſter weg, ohne eine Braut zu haben. Doch von allem dem ſpreche ich nicht, ſondern blos von den Leiſtungen eines Repetenten. Bekanntlich haben alle Schulen ihre Schulmeiſter, lateiniſche Schulmeiſter heißt man Präceptoren, wenn's aber noch höher hinauf geht, ſo kommt's an den Titel Profeſſoren. An jedem niederen Kloſter ſind zwei Profeſſoren und ein Ephorus; dieſe drei haben das Vorrecht; ſie unterrichten die jungen Seminariſten, lauter angehende Pfarrer und fromme Gelehrte, in Allem, für was ſie gerade beſonderes Intereſſe haben, manchmal auch in dem, welchem ſie gewachſen ſind, obwohl auch hier Ausnahmen vorkommen. In allem andern haben die Repetenten zu unterrichten, und wenn z. B. kein Profeſſor franzöſiſch kann, ſo haben die Repetenten dieſes Collegium zu leiten, ſie mögen wollen oder nicht. Auf das Können wird durchaus keine Rückſicht genommen, denn ein Repetent kann als ſolcher Alles.

Ein Repetent hat eine ſchwierige Stellung, denn er ſteht mitten inne, wie der Eſel zwiſchen den beiden Heu-

bündeln. Hält er's mit den Professoren und thut vornehm und streng, so können ihn die Seminaristen nicht leiden; und sieht er diesen manches nach, so halten sie ihn für ihren Kameraden, und er ist bei den Professoren in der Brühe, und zwar in keiner süßen. Doch diese Prüfungszeit dauert nicht bis an den jüngsten Tag: der Repetent rückt vor, er wird Repetent am Stifte zu Tübingen.

Das Repetenten-Collegium in Tübingen erinnert an das Institut der zwölf Apostel, denn es sind ihrer immer zehn oder zwölfe. Ich will damit keine Injurie begehen, denn ich glaube nicht, daß Einer darunter ein Judas ist und in keinem Falle hat Einer von ihnen den Beutel. Man kann das Repetentencollegium am besten zur Essenszeit kennen lernen.

Im großen Speisesaale des Stiftes zu Tübingen steht oben an ein Tisch. Da sitzen die Repetenten. Nur Einer sitzt nicht dabei, das ist der, welcher die Woche hat. Dieser rennt im Saale auf und ab, und sieht zu, wie die Stiftler essen, und ob alles in gehöriger Ordnung mit Löffel, Gabel und Messer geschieht. Die Andern lassen es sich wohl schmecken, denn sie bekommen Repetentenessen, d. h. Zugehör zum Rindfleisch, vom Salat das Gelbe und zum Gemüse ein Carbonätlein. Nicht selten wird ihnen ein Markbein zu Theil, und der Repetentenwein ist ebenfalls besser, als der Stiftswein. So sehen die Repetenten nicht ein, warum die Stiftler sich manchmal über die schlechte Kost beklagen. — Die Herren Repetenten haben aber nicht blos zu essen, ihnen liegt auch die Beschäftigung der jungen Studenten im Stifte ob. Jeder hat zwei Zimmer zur Aufsicht; zwischen diesen beiden liegt sein Wohnzimmer und daraus, ob der Repetent die Thüre zu diesen zwei Zimmer offen hat oder nicht, sieht man, ob der Repetent streng

iſt oder nicht. Die Repetenten haben die Leri zu halten, die Aufſätze zu corrigiren und am Ende eines Halbjahrs über Fleiß oder Unfleiß der Zöglinge zu berichten. Alle Jahre wird lecirt. Die Leri ſind eine Art Repetitorium; die ganze Theologie wird darin durchgepeitſcht, und als Grundlage dient Stern's Handbuch der Dogmatik, welches die Stifter gratis erhalten, damit ſie eine um ſo uneigennützigere Freude an der Orthodoxie bekommen. Wer ein bischen Kopf und Gedächtniß hat, lernt in den allwöchentlichen Locis gerade ſo viel, als er nöthig hat, um einmal im Examen durchzukommen. Und was will man weiter? Der Schulerbube lernt, um keine Schläge zu empfangen, und der Theologe ſtudiert, um nicht durchzufallen. Was das Lociren iſt, das weiß Jeder, der einmal von ſeinem Vater Prügel bekommen hat, weil er in der Schule um ein Paar hinunter gekommen iſt. Im Stifte zu Tübingen bekommt man keine Prügel mehr, denn das Holz iſt dort oft ſo rar, daß man im Winter keinen warmen Finger bekommt. Manchmal thut ein Repetent ein Uebriges; er lieſt ein Collegium. Es iſt dieß eine Erwerbsquelle, und ein Jeder thut's, der auf ein Profeſſorat aſpirirt. Sein Auditorium iſt groß oder klein, je nachdem er bei den Seminariſten beliebt iſt oder nicht. Freilich iſt's eine ſchwierige Sache, beliebt zu ſeyn. Denn gar oft iſt ein Repetent mit dieſem oder jenem, der nun unter ſeiner Obhut ſteht, noch auf der Univerſität geweſen oder duzt ihn gar. Wie kann er aber als Repetent noch à la camarade mit ihm umgehen? Das hieße faſt eben ſo viel verlangt, als wenn ein ſo eben zum Officier vorgerückter Unterofficier noch mit ſeinem frühern Feldwebel als guter Freund ſprechen ſollte! Es iſt daher ein Haupterforderniß eines künftigen Repetenten, daß er blos mit ſolchen ſchmollirt, die einſt

auch Repetenten werden können, nämlich mit den sechs Ersten einer jeden Promotion. Eine treffliche Weise, sich bei den Stiftlern beliebt zu machen, ist die, wenn der Repetent seinen Stubenleuten Geld leiht. Wer käme nicht manchmal in Geldverlegenheit? Der Credit ist für einen soliden Kaufmann mehr werth, als das baare Vermögen; und in dieser Hinsicht sind Studenten oft die solidesten Kaufleute. Der Repetent nun leiht Geld her bis nach der Vacanz und die Freundschaft der Seminaristen ist gewonnen. Die Repetenten schlafen und wohnen im Stift, sie sind in dieser Hinsicht blos Stiftler in einer höhern Potenz. Um zehn Uhr Abends müssen sie zu Hause seyn, aber sie haben einen besondern Eingang, den sogenannten Repetentengang, und der argusäugige Aufwärter am Thore sieht's nicht, wenn Einer oder der Andere mit wankendem Schritte das extraordinaire Pförtchen passirt. Der größte Stolz des Repetentencollegiums beruht darauf, daß es sich selbst erzeugt, so wie etwa der Senat der alten Römer. Niemand hat das Recht, einen Repetenten einzusetzen, als diese selbst, und das Collegium kommt daher nicht selten in Conflict mit dem Studienrath, die Streitigkeiten mit den drei Stiftsinspectoren nicht einmal in Anschlag gebracht. Der katholische Priester ist Vermittler zwischen Gott und den Menschen, das Repetentencollegium aber vermittelt zwischen Studienrath und Seminaristen. Allein da der Priester vor Gott nichts gilt, nämlich sogar oft weniger, als der Mensch, so muß auch der Repetent vor dem Studienrath die Segel streichen. Und wie sollte er nicht? Sitzen doch im Studienrathe gar oft Herren, die zugleich im Consistorium eine Stimme haben und einstens darüber beschließen, ob dem Herrn Repetenten diese oder jene Helferstelle zu übergeben sey oder nicht.

Der Repetent bleibt höchstens drei Jahre in Tübingen, dann kommt er nach Stuttgart. Hier hat er weder Aufsätze zu corrigiren, noch Collegia zu lesen, noch Loci zu halten. Hier hat er nichts zu thun, als zu predigen. Er ist der stehende Aushelfer des Stiftspredigers und Schloßkaplans. Warum man ihn auch da noch Repetent heißt, kann Niemand angeben, es müßte denn deßwegen seyn, weil auf der Kanzel immer dasselbe Thema repetirt zu werden pflegt. Die Frauenzimmer hören ihn sehr gerne, wenn sie ihn zugleich sehen können; denn ein junger Prediger hört sich viel besser an, als ein alter. Die Männer hören ihn auch gerne, denn er predigt schnell und kurz. In Stuttgart sind immer zwei Repetenten, und man erkennt sie daran, daß sie unzertrennlich von einander sind. Mit Nichttheologen umzugehen hat etwas Gefährliches für sie. Auch scheuen sie sich vor den Vergnügungsörtern, wohin andere junge Leute wallfahrten. Ueberhaupt haben die Geistlichen in Stuttgart eine Art Heiligenschein. Nie sieht man einen im Theater; nur manchmal wagt's ein Repetent, aber dann sitzt er still und verlegen in einer Ecke und erschrickt, wenn ihn Jemand anredet. Man könnte es höhern Ortes erfahren!

Ein Haupterforderniß für einen Repetenten ist, daß er auf Reisen geht. Vom Staate bekommt er so viel Geld, daß er zu Fuß nach Berlin wandern, dort bei schmaler Kost den Professor Neander hören und dann wieder nach Hause reisen kann. Aber wenn er einmal in Berlin war, so ist er ein gemachter Mann. Man hört's ihm gleich an; denn die Sprache verräth ihn. Ich habe immer vor den Juden am meisten Respekt gehabt, die sich nicht schämten zu sagen: „ich bin ein Jude." Ein Repetent aber, der in Berlin war, wird nie sagen, daß er ein Schwabe sey.

Er liſpelt gar fein und zümpferlich, und nur hie und da ſieht der alte Adam hervor. Es hört ſich gar poſſierlich an, wenn der feine Herr mitten aus den berliniſch-deutſchen Redensarten in die ſchwäbiſche Mundart herabfällt. Leuten, die ihn vorher kannten, als er noch ſprach, wie ihm der Schnabel gewachſen war, paſſirte es ſchon, den berliniſirten Herrn für einen Narren zu halten; allein — ein engliſirter Mecklenburger gilt auch mehr, als ein gewöhnlicher mit langem Schweife. Uebrigens hat der Repetent in Berlin gar vieles kennen gelernt, Menſchen und Sitten zwar blutwenig, um ſo mehr aber Hörſäle und Paſtoren. Alle Morgen beſuchte er fleißig die Collegien und eben ſo fleißig arbeitete er Mittags für ſich zu Hauſe. Abends aber ſetzte er ſich mit einigen Freunden in's Bierhaus, las den ſchwäbiſchen Merkur, plauderte über das Vaterland, und meinte, es ſey zu Hauſe doch Alles viel beſſer, als in der Fremde unter den Preußen.

Der Repetent hat bei Jedermann einen Stein im Brett, abſonderlich bei ſeinen Eltern. Kein katholiſcher Bauer kann vor Seiner Hochwürden, dem Herrn Pfarrer, größeren Reſpect haben, als eine Mutter vor ihrem Herrn Sohn, dem Repetenten, kein Menſch aber hat vor ihm mehr Reſpect, als er ſelbſt. Uebrigens iſt er auch mehr als andere Menſchen, und ſogar mehr, als andere Theologen; denn erſtens weiß er mehr, zweitens war er höher locirt, und drittens wird er in jedem Fall einmal Decan, während die Andern nur ſchlichte Landpfarrer werden. Er hat deßhalb etwas Herablaſſendes in ſeinen Manieren, um das ihn mancher Baron beneiden dürfte.

Er ſieht meiſtens etwas abgelebt aus, und unter zehn tragen neune eine Brille. Er hat ſo viel gearbeitet, daß ihm das Fleiſch von den Beinen fiel, und die Augen ſo

matt wurden, wie Fenſterſcheiben, die alle Jahr einmal gereinigt werden. Eine weiße Halsbinde iſt ihm unerläßlich; eine ſchwarze iſt zu profan.

Der Liederkranz.

Poeſie und Tonkunſt ſind ſehr nahe mit einander verwandt. Wo in einem Lande gute Dichter erzeugt werden, da leben auch treffliche Componiſten. Wo wäre ein Land, das reicher an beiden wäre, als Schwabenland? Nur die Rheingegenden können in dieſer Hinſicht mit uns wetteifern, und die Donauländer ſind die Dritten im Bunde. Wo der Himmel in tiefem Blau ſich aufthut, wo der luſtige Weinſtock blüht, da ſchließen ſich die Herzen auf, und aus innerſter Bruſt heraus ertönen Lieder, wie ſie der kalte Norden nicht kennt. Ich verachte die Norddeutſchen nicht, im Gegentheil ich achte ſie ſehr hoch, denn ſie haben mehr Verſtand, als wir Schwaben, ſie ſind ſpitziger und geläufiger mit der Zunge, und die Satyre iſt bei ihnen zu Hauſe. Aber die Schwaben haben Gemüthlichkeit und Humor, ſie haben Naivetät und ein fröhliches Herz im Leibe, und wenn auch der Preuße den Schwaben ausſticht in der Geſellſchaft, ihn vielleicht ſogar lächerlich macht, ſo hat man dieſen, wird einmal ſein innerer Werth erkannt, doch viel lieber, und traut ihm mehr, denn er iſt ein Menſch, der mit Leib und Seele dein iſt, iſt er einmal dein Freund geworden.

Geſungen wird in der ganzen Welt, China etwa ausgenommen, wo ich wenigſtens noch niemals habe ſingen hören. Es gibt aber Länder, wo das ganze Volk ſingt, und ein ſolches Land iſt Schwabenland. An andern Orten

geſchieht's nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, daß einmal eine Geſellſchaft ſich zuſammenthut, um dem Gotte des Liedes ein Paar Stunden zu opfern; im Schwabenland aber giebt's gar keine Gelegenheit, die nicht auch Gelegenheit zum Singen gäbe. Unter den vornehmeren Ständen, in Geſellſchaften von ſogenannten Gebildeten hält man es zwar für etwas unſchicklich, ſogleich auch mit einem Liede hervorzutreten; aber laß nur die Herzen erſt wärmer werden, laß den Wein wirken, und der Volkscharakter kann ſich nicht verläugnen, und alte Herren mit verſchiedenen Orden im Knopfloch und ergrauten Schnurrbärten auf den Lippen öffnen einen faſt vermoderten Schrank des Gedächtniſſes, und alte Trink- und Liebeslieder aus längſt verſchwundenen Jugendzeiten werden hervorgeſucht, und nachher geſteht man, nie fröhlicher geweſen zu ſeyn. Unter der Jugend iſt der Geſang ohnehin zu Hauſe. Studenten können keinen Abend zuſammenſitzen, ohne die Hälfte der Zeit zu kräftigen Liedern zu verwenden; die andere Hälfte wird vertrunken, und was noch übrig iſt, gehört ernſteren Geſprächen an. Der Bauernburſche kommt Abends ermüdet von der Arbeit im Felde zurück. Du meinſt, er werde froh ſein, ſein Lager ſuchen zu können; aber du irrſt dich. Zu Dutzenden durchziehen ſie die Straßen und ihre ſchwermüthig-ſinnigen Weiſen ertönen noch bis ſpät in die Nacht hinein. Wohl mögen manchmal die Stimmen nicht ganz rein ſeyn, wohl mag nicht ſelten der Geſang in Geſchrei ausarten, aber ſchon oft und viel habe ich Fremde geſehen, die lange, lange im Fenſter ihres Wirthshauſes lagen, um den anziehenden Tönen zu lauſchen, und nicht eher ſich entſchließen konnten, das Haupt zur Ruhe zu legen, als bis auch der letzte Jodler verſtummt war. In neueſter Zeit hat man viel dafür gethan, den Volksgeſang zu ver-

edeln, und in Schulen und in Kirchenmuſik geſchieht ſehr viel. Doch ſoll eine Bildung im Volke Wurzel faſſen, ſo muß ſie vom Volke ſelbſt ausgehen. Von oben herunter, wenn die Regierung befiehlt, ſieht's mehr einem Zwang ähnlich und man hat kein rechtes Herz dafür. Die Liederkränze ſind es, welche den Volksgeſang veredeln werden; denn die Liederkränze ſind freiwillige Inſtitute.

In den Rheingauen iſt es für jeden jungen Mann Geſetz, ein Inſtrument zu verſtehen, wenn ſeine Stimme ihm nicht erlaubt, unter die Sänger ſich einreihen zu laſſen. Nur dadurch iſt es in jenen Gegenden möglich geworden, ſolch' große Muſikfeſte zu feiern, wie alle Jahre geſchieht; denn die meiſten Mitglieder jener Feſte ſind Dilettanten. Im Schwabenland iſt man noch nicht ſo weit gekommen, aber der Anfang iſt gemacht, und der Anfang ſind die Liederkränze.

Jedes Landſtädtchen hat ſeinen Liederkranz, ſo gut als ſeinen Stadtſchultheißen und Kirchenthurm, und es giebt Leute, die den erſteren noch viel höher ſetzen, als den letztern, obgleich dieſer meiſtens ziemlich hoch iſt. Der Liederkranz beſteht aus den jungen und alten Schuldienern des Bezirks, und hat demnach immer ſchon eine ziemliche Anzahl von Mitgliedern gewiß. Dann kommen aber noch viele andere hinzu, angehende Kaufleute, angehende Apotheker, angehende Gelehrte. Je größer die Städte ſind, um ſo größer iſt die Liederkranzgeſellſchaft. In den größern Städten ſind die Liederkränzler noch durch eine beſondere Zuthat zur Theilnahme ermuntert, denn hier ſind auch weibliche Mitglieder da. In Stuttgart beſteht die Geſellſchaft aus mehreren hundert Mitgliedern, und die ſchönſten Mädchen der Stadt verſchmähen es nicht, ſich in dieſelbe aufnehmen zu laſſen. Allein es ſind nicht blos ſingende

Mitglieder da, auch horende befinden sich darunter, und dieser sind oft weit mehr, als der singenden. Jedermann rechnet es sich zur Ehre, dem Liederkranze anzugehören, Jedermann will an seinen Vergnügungen, an dem Genusse, den er gewährt, Theil nehmen.

Solche Vereine bestehen schon lange in Deutschland; denn Deutschland ist das Vaterland des Liedes. Wer denkt nicht an die Meister- und Minnesängergesellschaften? Wer nicht an die mehrfachen Vereine für die Musik und Dichtkunst? Freilich unterscheiden sich diese etwas von unsern Liederkränzen. Denn es waren nur Männer in der Gesellschaft, weil die Frauen der Gegenstand waren, den man besang. Auch trug man meist blos Gedichte vor, die Dieser oder Jener des Vereins fabricirt und ein Anderer componirt hatte. Jetzt kommt's etwas seltener zum Dichten und Componiren und wenn der Frauen Lob ertönt, so singen die Mädchen frisch weg mit, denn sie wollen ja alle auch einmal Frauen werden. Interessant ist's aber immer, von einem solchen alten Männerverein zu hören, wie z. B. einer schon im Jahr 1643 zu Greifenberg in Hinterpommern erstand. Er war zusammengesetzt aus sechszehn Mitgliedern des gebildeten Standes, aus Bürgerlichen und Adelichen, Geistlichen und Weltlichen. Von dieser „klingenden und singenden" Gesellschaft ist ein Liederwerk in vier Foliobänden zu Altstettin in den Jahren 1673—1675 herausgegeben worden, das aus verschiedenen Gründen jetzt nicht mehr gelesen wird, worunter außer dem vierbändigen Folio der hauptsächlichste der ist, daß das Werk höchstens noch in Bibliotheken existirt. Der Titel ist äußerst anziehend; denn er heißt: „Greifenbergische Psalter- und Harfenlust wider allerlei Unlust, welche unter Gottes mächtigem Schutze und Churfürstlich-Brandenbur-

giſchen Gnadenſchatten von der daſelbſt Gott ſingenden Geſellſchaft in vertraulichen Zuſammenkünften durch zweier Geſellſchaften Johann Mullers geiſtliche Lieder und Thomas Hoppen neue Melodeyen zu ſonderbaren Gemüthsergötzungen ordentlich angeſtellt wird und bewährt erfunden worden iſt." Der Dichter war Landrath und Bürgermeiſter zu Greifenberg und der Componiſt ſtarb als Paſtor und Conſiſtorialrath. Die jetzigen Liederkränze ſind von dieſer Geſellſchaft in Hinſicht auf die Einrichtung und Form nicht gar zu ſehr verſchieden, nur der Zweck iſt ein anderer geworden. Jene Geſellſchaft ſang „Gott," die Liederkränze aber ſingen von Wein und Liebe. Damals war das Heilige und Fromme an der Tagesordnung, jetzt iſt das Lebensfrohe zum Prinzip geworden. Doch das liegt blos im Zeitgeiſt und in den Schmauſereien. Wären dieſe beiden Dinge nicht, ſo hätten ſich die Pietiſten längſt der der Sache bemächtigt und man ſänge zwar nicht „Gott," welcher den Pietiſten Nebenſache iſt, wohl aber den Sohn Gottes, die hauptſächlichſte Perſon aus der heiligen Dreieinigkeit im Pietiſtenkatechismus, in welchem die Lehre vom Geiſt gar nicht aufgenommen ſeyn ſoll. Uebrigens ſangen die Liederkränze auch in der neuern Zeit nicht immer von Wein und Liebe, ſondern ſie ſangen von Krieg und Freiheit und Vaterland und das war in den famöſen Jahrgängen, da man noch von einer Befreiung des deutſchen Vaterlands ſprach, und gegen den franzöſiſchen Gewaltherrſcher doctrinirte. Noch jetzt kennt man einige dieſer Lieder, und ſie klingen gar herrlich und kräftig, aber die Ironie hängt ihnen an, wie dem Satan der Pferdefuß. In alten Zeiten, da man ſich noch lebhaft erinnerte, wie erſt durch das Chriſtenthum die Harmonie auch im Geſang eingeführt worden ſey, war es am Platze, von Heiligen zu ſingen, in den

heiligen Kriegen war's Recht, von Freiheit und Kampf für's Vaterland zu muſiciren, in der neueſten Zeit weiß man aber davon wenig mehr. Man ſetzt ſich des Abends zuſammen, trinkt Wein und Bier, ißt auch etwas Weniges dazu, und von was kann man alſo ſingen, als vom fröhlichen Leben? Wie ſollte ein Liederkranz geſtimmt ſeyn, eine Choralmelodie anzuſtimmen, wenn er weiß, daß in wenigen Stunden nach dem Geſang der Ball beginnen wird? Die alten Griechen nahmen bei ihren Schmauſereien die Zither zur Hand, um durch ſie ihre Sologeſänge zu unterſtützen; gegenwärtig ſingt Alles zuſammen, und die Griechen hätten's wahrſcheinlich auch gethan, wenn ſie etwas von einem vierſtimmigen Geſang gewußt hätten. Und doch — ſind die Liederkränze durch dieſe ihre Weltlichkeit verwerflich geworden? Iſt nicht dadurch erſt ihr Geſang volksthümlich geworden, und hat Eingang gewonnen zu den Herzen Aller? Wird ja auch jetzt noch das Heilige nicht ganz auf die Seite geworfen, ſondern bei allen feierlichen Gelegenheiten, wo größere Liederkränze gefeiert werden, geſchieht dem Choral noch ſeine Ehre, und mit langſamfeierlichem Geſang wird das Feſt eröffnet und geſchloſſen!

Jeder Liederkranz hat ſeinen Muſikdirector. Dieſe Würde iſt theils lebenslänglich, theils nur auf eine gewiſſe Zeit ertheilt, je nachdem in einem Städtchen die Stadträthe auf lebenslang, oder nur auf zwei Jahre erwählt werden, d. h. je nachdem man ariſtokratiſch oder demokratiſch geſinnt iſt. Der Greifenberger Verein hatte auch einen Director und zwar einen Theologen und Prediger. Namens Benedictus Liſicenus. Gegenwärtig ſind's meiſt Schullehrer, welche bekanntlich alle Pfarrer überflüſſig machen wollen. Kommt aber gar ein Unterlehrer, ehemals Schulprovisor genannt, zu dieſer Ehre, ſo weiß er ſich nicht mehr zu

ſaſſen. In groſsern Städten übernehmen dieſe Würde meiſt anerkannte Muſikleḥrer. Allein der Director iſt nicht unumſchränkter Monarch. Er hat ſeine Kammer zur Seite, und dieſe heiſst der Ausſchuſs. Der Ausſchuſs hat zu berathen, wer aufgenommen werden ſoll, der Ausſchuſs macht die Geſetze, die ſodann von der verſammelten Menge genehmigt werden. So ſtrenge iſt man mit der Aufnahme nicht. Soll man blos ſolche aufnehmen, die, wie in Leipzig geſchieht, durch Dichtung, Compoſition oder Singkunſt ſich auszeichnen? Das kann wohl in Leipzig geſchehen, wo viele Buchhändler leben, und wo es alſo auch viele Dichter und Componiſten giebt. In Schwabenland aber iſt man nicht ſo ſtrenge. Bezahle dein Eintrittsgeld und deine monatliche Gebühr und du biſt Mitglied! Denn Beiträge muſs man haben, wie könnte man ſonſt das Geld auftreiben zur Anſchaffung der nöthigen Liederbüchlein und zur Ausſchmückung des Saales bei feierlichen Gelegenheiten?

Die Liederkränze verſammeln ſich oft. Wie oft, das geht mich nichts an. Haben aber die Mitglieder wieder etwas Neues einſtudirt, wiſſen ſie wieder andere Melodieen zu ſingen, als vor 14 Tagen, ſo verſammeln ſie ſich öffentlich. Es iſt nicht jene engherzige Abgeſchloſſenheit, wornach blos ſingende und klingende Mitglieder zuhören dürfen, für die Anderen aber Thüren und Fenſter geſchloſſen ſind. Im Wirthshaus verſammelt man ſich, wo Jedermann Zutritt hat, und noch beſſer in öffentlichen Gärten, an freien Plätzen unter Linden und Pappeln, wenn's die Jahreszeit erlaubt, und man ſitzt und trinkt und ſchwatzt und ſingt, und liebäugelt und ſingt und ſingt und trinkt. Denn das Trinken iſt doch immer das Ende vom Liede. Allein das iſt nur etwas Gewöhnliches. Es giebt auch außergewöhnliche Fälle.

Jeder größere Liederkranz hat sein Stiftungsfest. Es muß immer schon etwas Wichtiges seyn, von dem man den Stiftungstag weiß, denn es giebt ja bekanntlich viele Menschen, die sogar ihren Geburtstag nicht kennen, geschweige ihren Stiftungstag. Der Stiftungstag eines Liederkranzes aber wird genau aufgemerkt. Die schönsten Gesänge werden auf diesen Tag einstudirt, wo möglich sogar einige frisch componirt. Gedichte laufen in Menge ein, auch Festreden werden dem Ausschuß zur Prüfung vorgelegt. Endlich kommt der Tag, — es ist Jammerschade, daß er nur einmal im Jahre vorkommen kann und noch mehr Schade wäre es, wenn ein Liederkranz gerade an einem Schalttage gestiftet worden wäre! — Der größte Saal des Städtchens ist festlich eingerichtet, Kronleuchter brennen, Blumenguirlanden sind an den Wänden herum angebracht, die ganze Honoratiorenschaft ist gegenwärtig, eine Menge Fremder hat sich eingefunden, besondere Festordner gehen geschäftig umher. Endlich beginnt der Tanz, aber nicht der eigentliche, sondern vor der Hand nur der Gesang, dann kommts an die vorzulesenden Gedichte, dann an die Festrede und zuletzt wieder an den Gesang. Der Schluß ist aber doch das Schönste, denn nun folgt ein wirklicher Ball. Auf solch' einem Liederkranzfeste geht's gewöhnlich heiterer, familiärer und gemüthlicher zu als auf dem nobelsten bal paré, den ich zu Stuttgart gesehen. — Ein weit größeres Fest aber, als die Stiftungsfeste, sind die gemeinschaftlichen Liederfeste. Man hat immer ein großes Leben in den Zeitungen, wenn wieder am Rhein ein großes Liederfest gefeiert wird. Die schwäbischen Liederfeste sind wohl nicht immer so groß und nicht so stark besucht, aber sie verdienen es nicht weniger, genannt zu werden, als jene Feste zu Heidelberg, Cöln und Düsseldorf. Aus der Ferne von

funfzehn und noch mehr Stunden ſtrömen die Liederkränzler herbei an den beſtimmten Zuſammenkunftsort. Die Nächſten kommen zu Fuß in größeren Geſellſchaften, die Entfernten machen auch wohl manchmal eine Turnfahrt, meiſtens aber fahren ſie auf ſchon mit Laubwerk geſchmückten Geſellſchaftswagen. Viele hundert Sänger und Zuſchauer ſind bald auf dem Platze. Man ſammelt ſich, die Fahnen voraus zieht man in die feſtlich geſchmückte Kirche. Ein herrlicher Choral ertönt, der Geiſtliche hält eine Rede, dann abermals ein Choral, und nun hinaus in's Freie. Auf großem Raum ſind Tiſche und Bänke aufgeſchlagen. Hier lagert man ſich. Tauſende von Zuſchauern ſind inzwiſchen herbeigeſtrömt, um den Liedern zu lauſchen, die theils von Allen zuſammen, theils von den einzelnen Kränzen in wetteifernder Luſt abgeſungen werden. Das ganze Städtchen rechnet es ſich zum Stolze, daß gerade hier das gemeinſame Feſt gefeiert werde, und Behörden und Bürger wetteifern, den lieben Gäſten Alles zum herrlichſten und beſten zu machen. Aecht ſchwäbiſcher Humor beſeelt die Anweſenden und wenn auch ein kleiner Regenſchauer das Sitzen im Freien entleidet, man iſt in den Häuſern nur um ſo vergnügter. Was die Wirthshäuſer nicht bergen können, das nehmen die Bürger gaſtfrei auf. Auch hier ſchließt ein Ball die Luſtbarkeit. Mit fröhlicher Erinnerung in der Taſche, — ſonſt iſt ſie leer geworden — kehrt der Liederkränzler nach Hauſe und mit neuem Eifer geht der Lehrer an den Singunterricht. Kann er es hören, daß ſeine Schüler ſchreien und mit falſchen Tönen die Melodie verderben? Er, ein hauptſächliches Mitglied des Liederkranzes? Sein Stolz iſt, wenn in ſeiner Kirche der ſchönſte vierſtimmige Geſang ertönt, und in wenigen Jahren werden die Bauerbuben auf den Straßen ganz anders

jodeln und jubiliren als jetzt. Jene krähenden Stimmen, die immer einen halben Tact zu spät kommen, hört man in den Kirchen jetzt schon selten mehr.

Die Liederkränze heißen an manchen Orten auch Liedertafeln. Das letztere klingt vornehmer. Sie haben ihre eigenen Statuten und ihre eigene Fahne mit dem städtischen Wappen. Diese ist ein Geschenk des schönen Theils der Mitglieder. Je kostbarer, desto mehr Ehre! Nicht selten besitzt ein Liederkranz auch einen eigenen Pocal, auf dem die Namen der Stifter eingegraben sind, der aber nur bei feierlichen Gelegenheiten die Runde macht.

Die Zeitung.

Das gesegnete Schwabenland hat verschiedene Zeitungen. Da ist der deutsche Courier, ein sehr schönes Blatt, denn es hat das schönste Papier und ist gar sorgfältig gedruckt. Correspondenten hat der deutsche Courier die schwere Menge, absonderlich aus Paris, dem Louis Philipp zu lieb, und aus Frankfurt, den Juden und andern Christen zu Gefallen; denn der Redacteur heißt Dr. Carl Weil und hat die Ehre, selbst ein Jude zu seyn. Gegenwärtig führt er Juden, vom hohen Bundestag verboten zu werden, denn er hatte die Kühnheit, in der Hannoverischen Verfassungsfrage etwas liberal zu seyn, um sich mehr Abonnenten zu verschaffen. Der deutsche Courier besitzt nebenbei auch ein Feuilleton, worin allerlei nette Miscellen und Geschichtchen zur Ergötzlichkeit des Publikums aus andern Blättern heraus verzeichnet sind, und wenn Agnes Schebest kommt, so giebt's sogar Originalartikel, welche

ſämmtlich zur Agnes-Schebeſt-Literatur gehören. Allein was ſoll uns Schwaben der deutſche Courier? Das iſt nicht die Zeitung, das iſt blos der deutſche Courier, denn er verfolgt eine beſtimmte Tendenz und räſonnirt zu viel nach der Weiſe des Journal des Débats, welche Weiſe ihm jährlich viel Geld einträgt, und iſt viel zu vornehm für das Volk und die Leute auf dem Lande.

Da iſt die Augsburger allgemeine Zeitung, ein ſehr großartiges Journal, ſie hat jedes Mal eine Beilage und eine noch größere außerordentliche Beilage, zwei Bogen ganz eng voll gedruckt, und es kommen eine Menge Nachrichten darin, Kriegsnachrichten, Friedensnachrichten, Choleranachrichten, Reiſenachrichten, Handelsnachrichten, Kunſtnachrichten, Königliche Befindungsnachrichten, Büchernachrichten, Revolutionsnachrichten, Witterungsbeobachtungsnachrichten, Himmelsnachrichten und noch eine Menge von Nachrichten anderer Art, und Alles iſt ſo fein geſchrieben, daß es ſogar in Oeſterreich geleſen werden darf. Allein was ſoll uns die Augsburger Allgemeine? Das iſt nicht die „Zeitung," das iſt nur die Augsburger Allgemeine, und koſtet viel zu viel Geld, und enthält nicht einmal einen Auszug aus dem Württembergiſchen Regierungsblatt alle Wochen zweimal, und wer wird einem Menſchen, der ſein tägliches Geſchäft hat, zumuthen, daß er all' den Quark leſen ſolle?

Da iſt ferner der Württembergiſche Beobachter, der früher der Hochwächter hieß, als er noch ſcharfe Augen hatte und ohne Brille das ganze Land überſah; der wird freilich in etwas geleſen, denn die Beamten und Schultheißen auf dem Lande müſſen ihn halten, weil ſie nie wiſſen, ob nicht über ſie darin losgezogen iſt, und die Bauern leſen ihn, weil ſie eine Freude daran haben, wenn

ein grober Waldſchütz darin tüchtig abgekanzelt oder einem boſſärtigen Decan ein Text geleſen wird, über den er ſelbſt keine Predigt halten würde; denn der Beobachter beobachtet gar Manches, und wenn ein Bezirksbeamter über die Schnur haut, ſo dreht der Beobachter den Stiel um und ſchlägt zu, daß es oft tiefe Wunden giebt und er die Kurkoſten bezahlen muß mit ſechs oder mehrwöchigem unfreiwilligem Aufenthalt auf dem Asperg. Allein trotz dem, der Beobachter iſt nicht die „Zeitung;“ denn obgleich in der „kleinen Kronik“ Alles referirt und bespöttelt wird, was nicht in den Kram des Redacteurs paßt, ſo verſtehen doch gar Viele die biſſigen Anſpielungen nicht und nehmen für Ernſt, was Satyre war. Der Cenſor natürlich verſteht's immer. Der Beobachter iſt und bleibt der Beobachter.

Da iſt denn endlich auch noch der Württembergiſche Landbote, ein mixtum compositum, der in einer Nummer über zehnerlei zugleich ſpricht, hier politiſche Nachrichten in Form und Tendenz der Dorfzeitung, nun „eine Liebesgeſchichte,“ jetzt eine Correſpondenz aus Ulm oder Heilbronn, was die Leute dort treiben, dann „eine Theaterkritik“ endlich „ein Gedicht“ und zuletzt gar noch „ein Räthſel.“ Dieſes Blatt hat ſeine Tendenz und ſeinen Redacteur ſo oft gewechſelt, daß nicht viel mehr daraus zu machen iſt. Ein Frauenzimmer, das ſchon zehn Liebhaber gehabt hat, kommt ſelten mehr an den Mann, und noch ſeltener an einen ordentlichen. Der württembergiſche Landbote iſt für alle die intereſſant, die gerne Neuigkeiten hören und Neuigkeiten beſprechen, die „Zeitung“ aber iſt er nicht.

Ich könnte noch verſchiedene Blätter anführen, die zwar nicht in Württemberg, aber doch in Schwaben herauskommen, z. B. die Carlsruher Zeitung, die Freiburger Zeitung, die Augsburger Abendzeitung,

die alle auch beſtehen und ihre Abonnenten haben und in einem gewiſſen Kreiſe geleſen werden, allein, ſie heißen zwar Zeitung, die „Zeitung“ aber ſind ſie nicht.

Was iſt nun aber in Schwaben die „Zeitung?“ Die Zeitung, das iſt der „ſchwäbiſche Merkur.“

Wenn der Poſtbote in's Pfarrhaus kommt, ſo frägt die Frau Pfarrerin: „hat er die Zeitung“? Denn den ſchwäbiſchen Merkur kennt ſie nicht. Wenn der Schultheiß ſeinen Bauern im Wirthshaus erzählt, wie's in Spanien derzeit türkiſch zugehe und wie der türkiſche Sultan dagegen immer mehr chriſtlich geſinnt werde, ſo ſagt er blos: „ich hab's in der Zeitung geleſen.“ Denn der ſchwäbiſche Merkur iſt die einzige Zeitung, die er kennt. Wenn ein ſolides Mädchen einen Dienſt ſucht bei einem ſoliden Herrn, wenn ein Wirth eine Ballanzeige machen will, wenn Jemand etwas zu verkaufen oder zu kaufen hat, — es giebt kein beſſeres Mittel, als man läßt's in die Zeitung, d. h. in den ſchwäbiſchen Merkur einrücken. Die Zeitung alſo in Württemberg, das iſt der ſchwäbiſche Merkur und wenn ein Fremder nach Württemberg und in ein Wirthshaus kommt, ſo rathe ich ihm, falls er politiſche Neuigkeiten wiſſen will, nicht nach dem ſchwäbiſchen Merkur zu verlangen, denn in dieſem Falle verſteht man ihn nicht; verlangt er aber nach der Zeitung, ſo liegt im Augenblick der ſchwäbiſche Merkur vor ihm.

Der ſchwäbiſche Merkur enthält alles, was ein guter Württemberger zu wiſſen braucht. Alle Tage ſteht ganz Württemberg darin, neben dem, was vom Auslande noch hinein kommt, und von dem ſteht gerade genug da, nämlich gerade ſoviel, als den Herren in Frankfurt Recht iſt. Einmal, ein Paar Wochen lang, ſtand auch mehr darin, und es darf der böswillige Leſer es nicht als Satyre aufnehmen,

wenn ich ihm sage, daß es nahe daran war, dem Merkur für immer das Handwerk zu legen, allein Gott läßt keinen Unschuldigen untergehen und wer zum Tode im Wasser bestimmt ist, wird nicht gehängt. Der Merkurfreunde waren mehr, als der Antimerkurianer, und die „Zeitung" besteht noch, und wird nicht verboten. Nunmehr aber kann man Alles verantworten, das darin steht, und es ist vielleicht seit Jahren nicht vorgekommen, daß der Censor ein Wort gestrichen hat. Schlicht und einfach ist Alles erzählt, und wenn der Kaiser von Rußland nach Woßnesensk reist, oder ein Anderer die fallende Sucht bekömmt, sagt's der Merkur eben so ruhig, als wenn die Pariser eine Revolution angefangen haben. So machten's die alten Chroniken und das Alte ist immer das Beste, das sagen alle Regierungen. Was braucht man auch in Politicis lange Details, oder gar Belege dafür und vollends Raisonnements und Vergleichungen mit dem, was sich früher in der Welt begeben hat? Das kann sich der gelehrte Leser Alles selbst machen und der schwäbische Merkur ist nicht deßwegen da, um eine Meinung zu haben und dieselbe andern Leuten aufzwingen zu wollen.

Allein das Ausland und die politischen Artikel sind nicht die Hauptsache, das Ausland ist zwar gar groß gegen das Inland, hauptsächlich wenn das Inland so klein ist, als Württemberg; allein das Inland hat für den Württemberger doch mehr Interesse, weil er selbst ein Stück vom Inland ist. Darum werden die Politica auch englisirt, d. h. so kurz abgeschnitten, als ein englischer Pferdsschweif. Es giebt sogar Leute, die den politischen Theil des Merkurs gar nicht gelesen; und in jedem Fall muß dieser von hinten herein lesen werden. Zuerst kommen die Annoncen, deren Zahl Legion ist, dann die Berichte aus den kleinen schwä-

bischen Städten, die nur deßwegen aus keinen großen datirt sind, weil's in Schwaben keine große giebt, und zu guter Lezt erst die Politica. Das Wichtigste sind die Annoncen. Schon der Belehrung wegen; denn wer diese nur ein Vierteljahr lang gelesen hat, der hat alsbald die ganze Geographie vom Schwabenlande im Kopf und die Geschichte dazu. Da zeigt einer aus Biberach, im Oberland, an, daß bei ihm neue Kinderspielwaren angekommen seyen; dort sucht ein reicher Herr aus Ulm eine junge Gouvernante für seine Kinder; aus Herrenberg wird angezeigt, daß die Schafraude allda herrsche und daß man einen jungen Arzt gegen Wartgeld anzustellen gedenke; ein Jude macht bekannt, daß er das Schloß Mozingen mit allen Gütern und Rechten an sich gekauft habe, und gleich darunter steht ein alter Edelmann, der Geld gegen sechs Procent aufnehmen möchte; ein Anderer zeigt an, daß er seinen Bedienten aus dem Hause gejagt habe, und daß seine Frau niedergekommen sey; bei Kaufmann Sick sind gewässerte Stockfische zu haben und Herr Dr. Vollmer macht bekannt, daß er seine Wohnung verändert habe; Herr Oberjustizrath Hummel giebt Nachricht von seiner vollzogenen Ehe und das Kloster Zwiefalten von dem Stand der daselbst befindlichen Irren; in Freudenstadt sucht eine Chirurgenwittwe einen Gehülfen, um mit ihm das Geschäft fortzutreiben und in Schnaith sind alte Fässer wohlfeil zu haben; das Oberamtsgericht Saulgau erklärt, daß Herr Kaufmann Finkh banquerott gemacht habe, und Herr Kaufmann Finkh erklärt, daß er in Vaihingen sich neu etablirt; aus Ludwigsburg, der großen Garnisonsstadt, erfährt man als Wunder, daß ein Bürgersmädchen mit Zwillingen niedergekommen sey, die beide große Anlage zu Schnurrbärten auf der obern Lippe trugen, und aus Kornthal, dem Dorfe der Frömmigkeit

und des Pietismus, daß die Diebſtähle überhand nehmen. Iſt dieß nicht intereſſant? Man lieſt wohl auch Aehnliches in andern Zeitungen, aber ſo vielerlei, wie im Merkur, ſo viel und vielerei gewiß nicht. Der Merkur iſt ein wahres Familiengeſchichtshandbuch für das ganze Land. Der Pfarrer lieſt ihn! Auf einmal ruft er ſeiner Frau: „Ei ſieh nur liebe Marie, da hat der Kaufmann Dieterle in Ergenbrechtsweiler ſeine Zahlungen eingeſtellt, weißt Du, der lezthin in der Poſt den Champagner hat kommen laſſen! Ei der Tauſend, und die Marie von Kirchheim wandert nach Baiern aus, wer mag wohl die heirathen? Und potz Wetter, der Kameralverwalter Schenber iſt heuer im Wildbad, der hat's auch nöthig, ſo groß zu thun! — Der Kukuk auch, Rechnungsraths Heberlens haben einen Buben bekommen, nun entgeht dem Fritz auch eine Erbſchaft! Und, Gott im Himmel, der Pfarrer Weiſſer iſt geſtorben, weißt Du, von dem ich Dir ſo viel erzählt, er war früher ſo leichtſinnig und iſt dann unter die Frommen gegangen und hat den guten Dienſt bekommen! Ich will doch gleich nachſehen, wie viel er trägt; vielleicht melde ich mich darum!" Und ſo geht's fort, und geht ſo alle Tage, ſeit der Merkur beſteht, und wird noch lange ſo fortgehen. Marktanzeigen, Bücheranzeigen, Diebſtähle, Raubmorde, Erwiderungen, Verſchollenheitserklärungen, Mundtodterklärungen, Deſertionen, Fahndungen, Viehmarktsreſultate, Verlobnißbekanntmachungen, Miethanträge, Taufanzeigen, Verkaufsanträge, Vicariatsgeſuche, Heirathsanträge, Falliſements, Geldgeſuche, offene Stellen, Auswanderungen, Edictaladungen, Auctionen, Alles kommt bunt unter einander gemiſcht, ohne Ordnung und Richtſchnur, wie die Menſchen auf einem Jahrmarkt. — Was will man mehr? Iſt's nun ein Wunder, wenn jeder Württemberger und jeder Schwabe ſeinen Merkur liebt und ehrt

und hochhält? Mehr noch, als der Neapolitaner ſeinen heiligen Januarius? Iſt doch der Merkur ſein Freund von Jugend auf! Als kleiner Bube mußte er oft genug auf die Poſt ſpringen, um dem Vater die Zeitung zu holen, und nie war er der väterlichen Güte gewiſſer, als wenn er den Auftrag ſchnell ausrichtete. Er wuchs heran, und der Merkur mit ihm, und ſie wurden Beide faſt unzertrennliche Freunde, denn ſie ſahen und ſprachen einander täglich. Wo gäbe es auch einen treueren Freund? Alle Tage zeigt er ihm daſſelbe Geſicht, alle Tage iſt er gleich gefällig. Bietet er ihm doch mehr, als wenn er ſich alle Tage aus allen vier Kreiſen des Königreichs, deren keiner ſo groß iſt, als ein franzöſiſches Departement, ein Dutzend Berichte ſchicken ließe, und er koſtet ihn faſt gar nichts, denn er lieſt ihn mit drei oder vier Andern in Geſellſchaft. Darum ſchimpft nicht, wenn der Herr vom Hauſe ſeine Freude hat am Merkur, und ſich bequemer auf den Sopha ſetzt und eine neue Pfeife ſtopft, ſobald die „Zeitung“ kommt; ſchimpft nicht, wenn die Frau andächtig den Strickſtrumpf fallen läßt, und mit Bedacht ſich orientirt in der, große Geſchichten und Stoff zu Caffeegeſprächen liefernden „Zeitung;“ wenn der gelehrte Arbeiter auf dem Collegium des Kirchenraths oder Steuercataſters ſeine Rechnungen und Reviſionen bei Seite legt, und im Merkur nachſieht, ob nicht ein anderer Collegialarbeiter geſtorben iſt und ihm zum Avancement Platz gemacht hat; wenn das ſchöne Fräulein eine Pauſe eintreten läßt im Ordnen ihres Anzugs, um zu leſen, ob nicht eine Freundin geheirathet, oder ob nicht ein neuer Heirathsantrag zu finden ſey; wenn die Dienſtmagd auf der Straße ſich hinſtellt und in der Zeitung, auf welche die Herrſchaft mit Schmerzen wartet, blättert und am Ende ſo klug iſt, wie zuvor; wenn der Schwabe im Ausland

die Augsburger und Leipziger Allgemeine auf die Seite legt, um in seiner Zeitung zu sehen, wie's im geliebten Vaterlande steht; schimpft nicht, denn euch ergienge es gerade eben so, wenn ihr Württemberger wäret, und wenn ihr wieder in's Heimathland kämet, so wäre es euer Erstes, in „die Zeitung" einrücken zu lassen, die Zeile für einen Groschen, daß ihr wieder eingerückt seyet, wodurch man viele Briefe, viel Porto und viele Visitenkarten erspart.

Der schwäbische Merkur erscheint alle Tage, die Festtage ausgenommen, einen Bogen stark mit einer Beilage von einem halben bis einem ganzen Bogen, alles voll Annoncen, drei Seiten Politisches abgerechnet, das zum Theil gar nicht zu rechnen ist. Mit dem neuen Jahr hat er sich zwar ein ganz klein wenig geändert, allein das Herz ist das alte geblieben. Die Schwaben schimpfen zwar genug auf die neue Mode, die er angenommen, denn ihnen ist das Alte das Liebste, weil es das Bequemste ist, allein diese neue Mode trägt viel Geld ein, weil sie viele Ausgaben erspart, und nach und nach gewöhnt man sich auch das neue Kleid an; denn ohne den Merkur kann der Württemberger nicht leben und sterben.

Der schwäbische Merkur wirft jährlich mehr als 30,000 Gulden reinen Gewinn ab. Ich wollte, ich wäre der schwäbische Merkur.

Die große Welt in einer kleinen Oberamtsſtadt.

In Frankreich glaubt man, die große Welt ſey nur in Paris zu ſehen, in Württemberg nur in Stuttgart. Aber man irrt ſich. In Frankreich hat jede Departementalſtadt eine große Welt und in Württemberg jede Oberamtsſtadt. Die große Welt einer franzöſiſchen Departementalſtadt verhält ſich zur großen Welt in Paris, wie die große Welt einer württembergiſchen Oberamtsſtadt zur großen Welt in Stuttgart. Davon ſpreche ich nicht, daß die Pariſer den Stuttgartern gar keine große Welt zutrauen werden. Die Pariſer ſind ſehr eitel, und glauben auſſer Paris gebe es gar nichts Ordentliches. Stuttgart iſt aber unſtreitig etwas Ordentliches und ſogar etwas ſehr Ordentliches, denn die Ordnung wird daſelbſt nicht auf ſo dumme Weiſe geſtört, wie zu Paris gewöhnlich in den Monaten Juli und Juli.

Stuttgart hat alſo eine große Welt. Dieß geht ſchon daraus hervor, daß es eine Reſidenz iſt, und zwar eine Königliche, was man nicht von allen Reſidenzen Deutſchlands ſagen kann, obgleich es hier ſelbſt mehr Reſidenzen geben ſoll, als in irgend einem andern Lande der Welt. Wo ein König iſt, da ſind Miniſter, Departements-Chefs, Geheimeräthe, Staatsräthe, Oberſthofmeiſter, Hofmarſchälle, Oberſtſtallmeiſter, Generäle, Präſidenten, Geheime Hofräthe und andere Hofleute die Menge. Von Altadeligen, die ſich des Hofs wegen in der Reſidenz aufhalten, ſpreche ich gar nicht, denn es iſt natürlich, daß Leute, die nicht Gelegenheit haben, ſelbſt Hof zu halten, ſich doch wenigſtens bei Hofe den Hof machen laſſen wollen. Nicht ſelten aber ſind ſie gezwungen, ſelbſt vorher zu hofiren, nämlich um ein Amt, um ſich nachher hofiren laſſen zu können.

Dieſe Leute zuſammen mit ihren Pallaſten, Einkünften, Aſſembleen, Uniformen, Kutſchen, Kutſchern, Portiers, Vorreitern u. ſ. w. bilden die große Welt. Ich könnte viel davon erzählen, und es würde vielleicht an den Tag kommen, daß dieſe große Welt doch eigentlich ſehr klein, wenigſtens kleinlich iſt. „Allein," fragt mich meine ſchöne Leſerin, „wenn ſchon in Stuttgart keine großartige große Welt iſt, wie wollen Sie in eine kleine Oberamtsſtadt eine große Welt hineinbringen?"

„Ich bringe ſie nicht hinein," iſt meine Antwort, „ſie iſt ſchon drin."

Zur vornehmen Welt in einer kleinen Oberamtsſtadt gehört der Oberamtmann, der Oberamtsrichter, der Decan, der Oberamtsarzt, der Kameralverwalter und der Oberförſter, wenn einer da iſt. Dieſe Sechſe ſind gleichſam die Repräſentanten der verſchiedenen Miniſterien und zugleich die Träger der Gedanken der ganzen Bezirkseinwohnerſchaft. Auf ihnen ruht das Gewicht eines Oberamts. Um aber die ſchwere Laſt beſſer tragen zu können — was ihnen unmöglich iſt, ob ſie gleich meiſtens auf beiden Achſeln tragen, ſind ihnen Gehülfen angewieſen, die als Anhängſel zur großen Welt mitlaufen dürfen. So hat der Decan ſeinen Helfer, mehrmal ſogar einen Unterhelfer und Oberhelfer zugleich. Dieſer muß die Gottesdienſte geringerer Art verſehen, als Predigten am Sonntag Nachmittage, wo es ohnehin nicht recht voll zu ſeyn pflegt, Wochenpredigten, Kinderlehren, Betſtunden und dergleichen Kleinigkeiten. Der Oberamtmann hat ſeinen Actuar, der Kameralverwalter ſeinen Buchhalter, der Oberamtsrichter wieder ſeinen Actuar, der Oberförſter ſeinen Aſſiſtenten und der Oberamtsarzt ſeinen praktiſchen Arzt. Von Letzterm iſt die Unterſtützung allein unangenehm. Aus lauter Menſchenliebe

möchte er allein alle Kranken zur Behandlung bekommen. Beſonders alle Reichen, die der Behandlung und Bearbeitung auch mehr werth ſind, als das andere Geſindel. Das ſind die Beſtandtheile der großen Welt, d. h. der großen Welt im engern Sinne, denn es giebt noch mehr Honoratioren in einer Oberamtsſtadt, z. B. Apotheker, Kaufleute und was in's Fach ſchlägt, Stadtſchultheißen und Stadträthe, Gerichtsnotare, Advokaten, Oberamtswundarzt, Oberamtspfleger u. ſ. w. Allein alle dieſe gehören nie zum Ausſchuß, ſie werden immer blos geduldet. Sie haben Sitz, aber nicht Sitz und Stimme, nicht einmal eine berathende, außer manchmal der Advocat des Orts, wenn er mit des Oberamtsrichters Tochter verſprochen iſt, oder der Apotheker, wenn er den Oberamtsarzt umſonſt im Hauſe wohnen läßt und ſich am Neujahr zu betragen weiß, oder der Stadtſchultheiß, wenn er im Sinne hat, bald zu reſigniren und dem Oberamtsactuar Platz zu machen, oder der Gerichtsnotar, wenn er den Titel „Canzleirath" führt, oder der Oberamtspfleger, wenn er mit der Verwilligung der Diäten von Seiten der Amtscorporation keine Umſtände macht, oder der Oberamtswundarzt, wenn er auch bei Beinbrüchen die innere Hülfe des Oberamtsarztes herbeiruft, oder endlich auch der Kaufmann, der nicht ſo eigenſinnig iſt, ohne das „dankbar bezahlt" auf dem Conto keine Verabreichung der Waaren geſtatten zu wollen.

An der Spitze der großen Welt ſteht unſtreitig der Oberförſter, wenn nämlich Einer im Landſtädtchen iſt; denn ſo ſehr man auch in Württemberg die Beamten liebt und abſonderlich die vielen, ſo mangelt es doch hie und da an gehörigem Wald, um einen Baron in einer hohen und einträglichen Charge unterbringen zu können. Wenn's aber einmal der Fall iſt, ſo darf man dem Oberförſter den er-

ſten Rang nicht abſtreiten. Nicht etwa weil er am meiſten zu ſagen hätte oder gar am meiſten gelernt haben müßte, ſondern weil er Baron, oder doch wenigſtens ein perſönlich Geadelter iſt. Er bewohnt immer das größte Haus, ein altes Schloß oder eingegangenes Kloſter, wohin auch ſeine Mannhaftigkeit zuerſt gehört, da nicht ſelten Geiſter drin umgehen, die eher vor Hirſchgeweihen und Doppelflinten Reſpect haben, als vor Actenſtößen. Ueberdieß hält er Pferde, natürlich nicht auf ſeine Koſten, da er vom Staate ſeine Rationen bezieht, aber er hat doch Pferde, und Pferde wollen auf dem Lande und ſogar in einem Landſtädtchen ſehr viel ſagen. Außer ihm bringt's Niemand ſo weit, als der Oberamtmann und etwa der Oberamtsarzt, aber der Oberamtmann hält ſich Equipage, um Diäten auf wohlfeilere Weiſe machen zu können, und der Oberamtsarzt, um deſto mehr Kranken auf dem Lande ſeinen Beſuch zu machen. Mit ihnen kann man nicht Kutſchen fahren! Dieſen letzten Punkt wiſſen beſonders die Frauenzimmer zu ſchätzen und die Frau Decanin hält ſich nicht für beleidigt, wenn die Frau Oberförſterin auf einen dreimaligen Beſuch kaum einmal zu ihr kommt, während bei der gleichſtehenden, ebenfalls Equipagenloſen Oberamtsrichterin ſtreng abgerechnet wird.

Die Frauenzimmer haben überhaupt in der großen Welt eines Landſtädtchens ein ſtrenges Wort mitzuſprechen. Sie ſind es, welche der großen Welt des Oberamtsſtädtchens den Anſtrich der großen Welt in der Hauptſtadt zu geben wiſſen. Man darf ſicher ſeyn, daß, was in der großen Welt der Reſidenz Mode *geworden iſt*, höchſtens ein halb Jahr ſpäter in der großen Welt der Oberamtsſtadt Mode *wird*. Ich ſpreche hier nicht blos von Kleidern, denn Kleidermoden verbreiten ſich ſchnell, beſonders

ſeit alle Schneider und Schuhmacher auf ihrem Schilde ihr Handwerk auch in franzöſiſcher Sprache ankündigen, ein Manoever, das ihnen mehr Kunden bringt, als ihre Kunſtfertigkeit. Ich ſpreche vielmehr im Allgemeinen. Es gehört z. B. in der Reſidenz zum guten Tone, einen ſchlüpfrigen Roman Balzacs geleſen zu haben; flugs wird dieſes Buch in dem Leſezirkel der Oberamtsſtadt angeſchafft. Dieſer Leſezirkel heißt natürlich Muſeum, um ihm einen beſſern Anſtrich zu geben. Ich mag mich nicht mit allen den Einzelnheiten befaſſen, die in dem Landſtädtchen nachgeahmt werden; ich will vielmehr den Leſer in die große Welt des Landſtädtchens ſelbſt einführen. Wir lernen ſie am beſten kennen Abends im Wirthshauſe, oder Sonntags bei Ausflügen, oder auch Winters auf Caſino's und Bällen.

Die Abende, welche ich im Wirthshauſe mitten in der großen Welt eines Oberamtsſtädtchens zugebracht habe, rechne ich zu den ausgezeichnet langweiligſten meines Lebens. Blos Herren ſind hier verſammelt und wie geſagt, die Elite der vornehmen Welt. Das Zimmer, in dem man zuſammen kommt, iſt nicht das gewöhnliche Wirthſchaftszimmer. Wie könnte es ſich für einen ſo hohen Staatsbeamten, als der Oberförſter oder Oberamtmann iſt, ſchicken, mit Bürgersleuten an einem Tiſche zu ſitzen, oder auch nur dieſelbe Stube mit ihnen zu theilen? Das wäre offenbare Herabwürdigung, man würde ſich gemein machen. Alles was nicht zur vornehmen Welt gehört, iſt demgemäß durchaus ausgeſchloſſen, und wenn es herauskommt, daß ein Vicar oder Actuar, oder ein junger Mediciner mit gewiſſen Menſchen ſchon geneipt hat, ſo wird er zum erſten Mal freundſchaftlich verwarnt, das zweite Mal mit Verachtung bedroht und das dritte Mal in der That der Ehre der Mitgliedſchaft der großen Welt nicht mehr für würdig erachtet.

— Man verſammelt ſich zur beſtimmten Zeit, immer um ſieben Uhr. Jeder hat ſeinen beſtimmten Platz; der Oberförſter oben am Tiſch, rechts und links der Oberamtmann und Oberamtsrichter, dann der Decan, wenn er nicht aus Frömmigkeit es vorzieht, den Wein zu Haus zu trinken, der Cameralverwalter u. ſ. w. u. ſ. w., Alles in der ſchönſten Ordnung. Dieſe Ordnung, nämlich die Rangordnung, wird ſo ſtreng gehandhabt, daß wenn ein vornehmes Mitglied an einem Abend verhindert iſt, zur Geſellſchaft zu kommen, ſein Platz leer bleibt. Der leere Stuhl iſt übrigens nicht ſelten ein eben ſo unterhaltendes Geſellſchaftsmitglied, als wenn der Inhaber darauf ſäße. Eine wahre Revolution würde es hervorbringen, wenn es ein Fremder wagen würde, auf den Platz des Oberamtsrichters, oder eines Andern der hohen Elite zu ſitzen. Ich ſelbſt habe dieſe Revolution einmal erlebt, und die Erinnerung daran wird meinem Gedächtniſſe nie entſchwinden. Nie werde ich der Geſichter vergeſſen, die da geſchnitten wurden! Der Fremde ſetzte ſich oben an den Tiſch; denn der Herr Oberförſter war noch nicht da, und dieſer Platz alſo leer, die andern Mitglieder der großen Welt fanden ſich nach und nach ein, ſie ſetzten ſich an ihre Plätze; aber erſtaunt ſahen ſie alle den obern Platz nicht von dem gewöhnlichen Präſidenten beſetzt. Kein lautes Wort wurde geſprochen; aber leiſe fragte jeder ſeinen Nachbar, wer iſt der dort oben? Es war eine Art von Starrkampf wegen der unerhörten Frechheit des Fremden über Alle gekommen. Nur der Fremde ſchien unbekümmert und richtete manchmal unbedeutende Fragen an den nebenſitzenden Oberamtmann und Oberamtsrichter, allein dieſe waren ſo ſcheu, daß ſie nur einſilbig oder gar nicht antworteten. Jedermann war geſpannt auf den Eintritt des Oberförſters.

Endlich kam er. Er hieng seinen Hut an den ihm bestimmten Nagel, er stellte seinen Stock in die ihm bestimmte Ecke und nun gieng er auf den ihm bestimmten Platz zu. Was war das? Sein Platz besetzt? Er konnte es offenbar gar nicht begreifen, wie das möglich sey, denn er sah unbegreiflich dumm aus. Lange stand er sprachlos und starrte den Eindringling an. Ein Flüstern entstand, das bald in Murren überzugehen drohte. Der Oberamtmann bot dem Oberförster seinen Platz an, allein dieser wies das Anerbieten ab. Er gieng mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, mächtige Rauchwolken aus seiner Meerschaumpfeife stoßend. Er erwartete natürlich, der Fremde werde aufstehen und seinen höhern Rang anerkennen. Doch dieser saß noch immer ruhig. Schon bereitete sich der Oberförster auf eine Anrede vor, denn solche Frechheit konnte unmöglich ungestraft bleiben; da kam der Wirth, den man holen ließ, um Auskunft über den Fremden zu geben. „Ein Regierungsrath!“ Ja! das ist etwas Anderes. Die Freude über den vornehmen Besuch verklärte alle Gesichter. Jedermann stand ehrfurchtsvoll auf und auf's Feierlichste wurde nun der freche Thronsesselräuber begrüßt. Er blieb natürlich auf seinem Platze, allein der Oberamtsrichter rückte um einen Stuhl weiter hinab und so fort Alle unter ihm, damit der Oberförster doch wenigstens zur Rechten des Regierungsrathes sitzen konnte. So ward der böse Umstand ausgeglichen, und man sieht daraus, wie sehr die große Welt eines Oberamtsstädtchens einen Fremden zu schätzen weiß, wenn es anders ein Regierungsrath ist! Ein gewöhnlicher Reisender wäre ohne Zweifel genöthigt worden, Zimmer und Sessel zu verlassen. Doch nicht alle Abende kommen Regierungsräthe im Wirthshause eines Oberamtsstädtchens an und wir sitzen nun für heute in dem Zirkel

der großen Welt, wie er gewöhnlich zuſammengeſetzt iſt. Es ſind Alle da, kein Glied der Unterhaltung fehlt. Jetzt wird hoffentlich dieſe ſelbſt losgehen! Sie geht auch los, aber der Leſer und Zuſchauer merkt's nicht, und das iſt eben das Feine daran. Es wird übrigens geraucht, getrunken und geſprochen, d. h. ſehr viel geraucht, mittelmäßig viel getrunken und ausnehmend wenig geſprochen. Das Hauptgeſpräch dreht ſich um Tagesneuigkeiten, wie überall; der Oberamtsarzt erzählt von einigen rettungslos Kranken, denen er glücklich das Leben gerettet; der Oberförſter von Wilddieben, die er im Begriff ſey, einzufangen u. ſ. w. Sobald dieſes Thema erſchöpft iſt, was ſehr bald geſchieht, geht man auf die Politik über. In Politicis ſind die Herren der großen Welt ſehr ſtark, denn ſie leſen alle den ſchwäbiſchen Merkur, in Ermanglung einer andern, noch officielleren Zeitung. Die Herren Oberbeamten ſind nämlich Alle — Ausnahmen finden nur alle Schaltjahre ſtatt — ausnehmend royaliſtiſch geſinnt. Sie lieben den König, und wie billig auch ſeine Miniſter über alle Maßen. Nicht etwa des alten Sprichworts wegen: „weß Brod ich eß, deß Lied ich ſing,“ denn die Herren ſind ſelbſtſtändige Leute; ſondern aus Hinneigung des Herzens, aus reiner Ueberzeugung u. ſ. w. Nur der Oberamtsrichter iſt manchmal ſtörriſch und thut ſich etwas darauf zu gut, daß die Gerichte der Verfaſſung nach unabhängig ſind. Unten am Tiſch, wo der Vicar, der jüngere Doctor und der Advocat des Städtchens ſitzen, die früher der Burſchenſchaft angehörten und noch nicht lange die Univerſität verlaſſen haben, möchte ſich gar gerne einiger Oppoſitionsgeiſt regen, allein die politiſchen Anſichten ſtehen einmal feſt, der untere Tiſch muß ſchweigen, wenn der obere das Wort hat, und wer weiß, ob nicht ein vorſchnelles

Wörtlein gar bald zur Kunde des Conſiſtoriums und der Miniſterien gelangen könnte! Die jüngern Mitglieder der großen Welt ſind daher meiſt ganz ſtille, aber ſie rauchen um ſo ſtärker und trinken deſto mehr. Ueberdieß iſt's bald neun Uhr, und dann verlaſſen die Matadore der Geſellſchaft das Wirthshaus, um ſich zur lieben Ehehälfte nach Hauſe zu begeben. Dann haben die Untern freien Spielraum und die jugendlichen Gemüther dehnen ſich aus und nicht ſelten werden jetzt die vornehmen Herren, die ſo eben fortgegangen, Gegenſtand des Geſpöttes. — Manchen lieben Abend bin auch ich ſo dageſeſſen und habe für einen halben Gulden vertrunken und für keine 2 Kreuzer Vernünftiges gehört. Das Intereſſanteſte war mir immer, wenn der Oberamtsrichter zum Abſchied mich auf den andern Tag zu einer Parthie l'Hombre einlud. In die Länge hätte ich's jedoch nicht ausgehalten, und noch iſt es mir unbegreiflich, wie die Herren Oberförſter, Oberamtleute, Oberamtsrichter, u. ſ. w. ganze Jahre in ſolchen Abendgeſellſchaften zubringen können, da ſie doch ſonſt zum größten Theil als Männer von Kopf und Kenntniſſen bekannt ſind. — Doch ich verſetze meine Leſer auf einen andern Schauplatz, wo er die große Welt eines Oberamtsſtädtchens von einer andern Seite kennen lernen ſoll.

Es iſt Sonntag, dazu noch ein ſchöner Sonntag, d. h. warmes Wetter und Sonnenſchein. Was beginnt die große Welt eines Oberamtsſtädtchens an einem ſolchen Sonntag? Wenn ich in Stuttgart wäre, ſo wüßte ich wohl, was ich thäte. Ich gienge Morgens nach Cannſtadt an den Sauerbrunnen, um 11 — 12 Uhr in der Königsſtraße ſpazieren und Mittags hörte ich Herrn Kübner, den Münchnerſtrauß, oder führe ich auf's Land, oder beſuchte ich die Silberburg oder ſonſt einen Garten, wo Muſik zu hören und gutes

Bier zu trinken iſt. Allein was iſt auf dem Lande anzufangen? Mein lieber Herr, oder auch mein liebes Fräulein — meine liebe Frau kann ich Gott ſey Dank! derzeit noch nicht ſagen: Sie irren ſich. Auf dem Lande giebt's eben ſo viele Beluſtigungen. Meinen Sie, ein Landſtädtchen hätte nicht auch ſeine Biergärten, ja ſogar ſeinen Strauß? In der That, es iſt auffallend, wie weit die Cultur vorwärts geſchritten iſt. Nicht blos Bier- und Beluſtigungsgärten giebt es, ſondern ſogar dieſelben Namen führen ſie, wie in Stuttgart, dem württembergiſchen Paris. Glauben Sie, die Stuttgarter hätten allein eine Silberburg, einen Actiengarten? Gott behüte. Jedes Landſtädtchen hat etwas dergleichen, oder ſogar eine „Bellevue," ein „Monrepos," eine „Burg" u. ſ. w. Dahin geht man, wenn anders keine andere Parthie im Werke iſt. Freilich muß man auch andern Leuten, als der Elite der Geſellſchaft, den Zutritt geſtatten, denn die Wirthe meinen, eines Bauern Batzen ſeyen ſoviel werth, als eines gnädigen Herrn Kreuzer, allein man ſetzt ſich hübſch abſeits an beſondere Tiſche und hört der Muſik zu. „Muſik?" Allerdings. Freilich nicht alle Sonntage, denn es kommt nicht immer eine Bande durch das Städtchen, die zur Wegzehrung einige Stücke ſpielt, auch iſt die Bürgergardenmuſik nicht ſtets aufgelegt, aber wenn ſie einmal ſich hören läßt, ſo thut ſie's gratis und das iſt auch etwas werth. Es werden die neueſten Straußiſchen Walzer geblaſen und wie werden ſie geblaſen? Der Dirigent iſt in jedem Fall damit zufrieden, und ſo ſehr, daß er ſich ſelbſt für einen zweiten Strauß oder doch Lanner hält. Die große Welt meint zwar, ſchon Beſſeres gehört zu haben, allein die Bürgermuſik bläst ja ihr, der großen Welt, zu Gefallen, und eine ſolche Ehre muß hoch geſchätzt werden. — Noch öfter macht die große Welt Sonn-

tags einen Ausflug auf's Land. Es iſt ein kleines Bad in der Nähe, oder doch ein hübſch gelegenes Jagerhaus, ein Dorf mit einem intereſſanten Wirthshaus, oder etwas Aehnliches. Alſo dahin wird gewallfahrtet. „Zu Fuße?“ Allerdings, denn nur die Oberförſterin, Oberamtmännin, Oberamtsärztin nebſt Familie, haben, wie wir wiſſen, Equipage. Ein reicherer Kaufmann iſt vielleicht ſo luxurios, vom Poſthalter eine Chaiſe zu miethen, allein der Luxus wird nicht von Allen gutgeheißen; alſo gehen wir auch zu Fuß mit der Mehrzahl. An einem beſtimmten Orte ſammelt man ſich. Es iſt eine ſchöne, auserwählte Geſellſchaft, denn Alles, was nicht zur „großen Welt“ gehört, iſt ausgeſchloſſen. Zuerſt geht der Trupp in einem Haufen, allein bald trennt man ſich Paarweiſe. Jetzt kann man beobachten, wer ſich lieb hat. Sehen Sie jene Frau? Ein junger Mann geht ihr zur Seite; es iſt nicht ihr Mann; ihr Mann ſieht auch nicht gut dazu; allein die Frau gehört der großen Welt an, und in der großen Welt ſind dergleichen Dinge ſchon erlaubt. Sie hören zwar hie und da einige Redensarten fallen, die nicht gerade dem Cicisbeat das Wort ſprechen, allein was kümmert jene Frau das Gerede? In der Reſidenz geht's gerade eben ſo zu und — man muß nicht ſo kleinſtädtiſch denken. Ich will Sie nicht weiter in dieſes Eheſtandsgeheimniß einweihen, es könnten ſonſt leicht Dinge zur Sprache kommen, die nicht für Jedermanns Ohren paſſen, allein tröſten Sie ſich, nicht alle Ehefrauen der „großen Welt eines Landſtädtchens“ haben Cicisbeen; nicht etwa deßwegen, weil ſie keine haben wollten, oder weil ſie ſich um die Eiferſucht ihrer Ehemänner viel bekümmerten; nein, blos deßwegen, weil es an jungen unverheiratheten Männern mangelt, die ihren Vortheil zu benützen verſtehen. Aber ſehen Sie, der Ehemann jener

Frau weiß sich zu trösten, er geht dort Arm in Arm mit der Schwester der Oberamtsrichterin, die zwar nicht jung genug ist, um den Oberamtsgerichtsaktuar zu fesseln, aber immerhin noch schön genug, um sich von einem Ehemann die Cour machen zu lassen. Ja! man kommt weit in der großen Welt! Wer ist denn aber dort jenes Pärchen? Ach, das ist der Oberamtsaktuar mit der Oberamtmannstochter. Wahrhaftig, das muß eine treue Liebe seyn! Doch bemerkten Sie jenen Blick, der auf den ledigen Helfer fiel? Ich wette, sie zöge den Helfer, der sogleich heirathen kann, vor. Und hier, das reiche Apothekerstöchterlein! Machen Sie sich nur immerhin an sie, Herr Vicarius! Sie haben es sehr nöthig, einmal eine reiche Frau zu bekommen, denn Sie haben Schulden, und Ihr künftiger Pfarrdienst wird mager genug ausfallen! Machen Sie nur, daß Sie in keine Gegend kommen, wo Militair in Garnison liegt, denn das liebe Kind hat schon während seiner Academiezeit in der Residenz das Auge auf einen Cavallerielieutenant geworfen, und auch jetzt würde es auf Ihre liebseligen Worte nicht hören, wenn Einer vom Militair in der Nähe wäre. Ach! das ist freilich ein großer Fehler, daß in einer kleinen Oberamtsstadt keine Garnison liegt! — Jetzt ist man im Wirthshaus angekommen. Der Wirth wurde vorher von der Ankunft der hohen Gäste benachrichtigt, man erwartet daher auch eine große Aufwartung. Die Tische werden in's Freie gestellt und Kuchen werden aufgetragen. Jetzt ist man königlich vergnügt, denn man ist ganz unter sich. Höchstens darf der Pfarrer des Orts an dem Vergnügen Theil nehmen, denn seinem Stande gemäß wird er auch noch zur „großen Welt" gerechnet. — Dieselbe Ordnung wird beim Nachhausegehen befolgt, nur daß eine oder die andere ältere Frau von der Oberförsterin oder

Oberamtmännin eingeladen wird, in ihrem Wagen mitzufahren. Ueber die Speisen beklagt man sich gewaltig, auch war der Wirth nicht aufmerksam genug gewesen. Die große Welt verlangt nämlich Vieles und Gutes, der Wirth aber soll Wenig verlangen. Sie sehen, daß die „große Welt eines Landstädtchens" gute Grundsätze hat. Ich will Ihnen das noch deutlicher zeigen, indem ich Ihnen diese Welt in ihren Wintervergnügungen vorzustellen die Ehre habe.

Die große Welt in der Residenz hat Winters Concerte, Theater, Soiréen, Hof- und andere Bälle und was dergleichen mehr ist. Auf einem Landstädtchen ist man freilich übler daran. Ehemals begnügte man sich hier mit einer Caffevisite alle sechs Wochen. Man trank dabei seine fünf oder sechs Schälchen, räsonnirte wacker, und patschte den ganzen Nachmittag so viel, daß man viele Wochen lang von den erhaltenen Neuigkeiten zehren konnte. Jetzt sind die Caffevisiten lächerlich geworden und in jedem Fall gemein, da jede Bauersfrau im Stande ist, eine solche zu geben. Wenn aber etwa eine Frau der großen Welt noch eine Caffevisite giebt, so ist der Caffee das Geringste dabei, die Torten und die feinen „süßen" Weine sind die Hauptsache. Wenn das Backwerk nicht wenigstens ein Paar Louisd'or kostet, so ist die Hausfrau unglücklich. Und — die Oberamtmännin muß es doch der Cameralverwalterin und die Oberförsterin der Oberamtmännin zuvorthun! Wenn nicht die Nachfolgende immer die Vorhergehende an Ueberfluß und Verschwendung übertrafe, so möchte sie sich nicht mehr sehen lassen; denn die Visite wird nicht der Unterhaltung wegen gegeben, sondern deßwegen, daß man von der Visite spreche. Es geht dabei der Hauswirthin, wie den Juden, wenn sie Almosen spenden! Allein die Caffevisiten sind aus der Mode, dagegen aber die thé-

dansants in die Mode gekommen. Tanzen iſt die Loſung der gegenwärtigen großen Welt in den Landſtädtchen. Es ſind daher verſchiedene Veranſtaltungen getroffen, um recht oft dieſes Loſungswort geben zu können. Man hält Caſinos ab, oder Damenunterhaltungen, oder auch kurzweg Bälle. Bei allen dieſen Benennungen kommt es auf Eines heraus, auf's Tanzen. Nur ein Umſtand macht Schwierigkeiten; wie Tänzer genug bekommen? Tänzerinnen? Ei da mangelt es nicht. Da ſind erſtens die Jungfrauen oder Fräulein, was ſehr oft zweierlei iſt; zweitens die Frauen, die noch mehr darnach geizen, betanzt zu werden, als die Mädchen, und drittens die angehenden Fräulein, die Backfiſchlein, wie man ſie gewöhnlich nennt, die aber um's Leben gerne ſchon Fräulein ſeyn möchten, und daher ſtets bereit ſind, ſich gerade ſoviel Jahre mehr zuzulegen, als die Frauen und älteren Fräulein ſich abziehen laſſen wollen. Ueberdieß kommen noch die Pfarrerstöchterlein von der Gegend dazu, die an einem Ballabende nicht verabſäumen, ſich in der Oberamtsſtadt einzufinden. Ich frage daher noch einmal, woher für alle die weiblichen Mitglieder der großen Welt Tänzer bekommen? Junge Leute ſind nicht genug da, ob man gleich an einem ſolchen Abend den Begriff der großen Welt in etwas erweitert und ſogar Apothekergehülfen und Kaufmannsgehülfen, d. h. Schubladendiener und Ladenſchwengel für courfähig erklärt. Die verheiratheten vornehmen Herren, als Oberamtsrichter, Oberförſter u. ſ. w. ſind zu bequem, um mehr als einen Tanz zu wagen und überdieß, wie langweilig wäre es, mit ſeinem eigenen Eheherrn einen Abend durchwalzen zu müſſen! Der Begriff der „großen Welt“ wird daher abermals ausgedehnt und Jedermann zugelaſſen, der ein ordentliches Ausſehen hat, d. h. einen neumodiſchen ſchwar-

zen Frack, und ſeine Entrée bezahlt. Freilich kommt man da oft in ſchwierige Lagen. Man tanzt manchmal mit Leuten, die man den Tag darauf über die Achſel anſieht, oder bei deren Anblick man gar thut, als hätte man die Perſon in ſeinem Leben nicht geſehen. Allein in Verlegenheit kommt man doch immer etwas. So erinnere ich mich eines Balles, auf dem ein ſchönes Fräulein mit einem ſchönen Jüngling tanzte. Das Fräulein war eines armen Landedelmanns Tochter, aber es war ſchön und ſtolz. Der Jüngling tanzte ſehr gut, nur ſah er ein Bischen dumm aus. Er ſchien dem Fräulein zu behagen. Endlich öffnete er den Mund. „Morgen wird Ihre Frau Mutter die Seife bekommen," ſagte er. „Was für eine Seife?" fragte das Fräulein beſtürzt. „Die Sie bei meinem Vater beſtellt haben," war die Antwort. „Sie kennen mich wohl nicht," ſetzte der Galante hinzu, „ich kam erſt vorige Woche von Wien zurück." Allein das Fräulein hörte dieſe Worte nicht mehr. Alles Blut war ihm in's Geſicht geſtiegen; es floh beſtürzt in die Arme ſeiner Mutter. Das war aber nicht vernünftig; denn nun ſprach Jedermann von der Geſchichte, und ſonſt — hätte der Seifenſiederſsjüngling auch noch mit andern getanzt, es hätten ſich ſeiner Viele geſchämt, und es wäre alſo auf ein Individuum nur wenig Scham gekommen. — Ein anderes Geſchichtchen ähnlicher Art iſt noch intereſſanter. Es war in einem Oberamtsſtädtchen in der Nähe von Stuttgart. Es war Ball, ich glaube ein Königsball, d. h. ein Ball an des Königs Geburtstag, der wie billig im ganzen Lande gefeiert wird. Die ganze große Welt des Landſtädtchens war auf den Beinen. Ein Mädchen darunter war die Schönſte. Sie war auch die vornehmſte. Der Ball beginnt. „Sollte er nicht kommen?" flüſtert ſie leiſe, den Kopf der Thüre zu-

gewandt. „Aber ſiehe, da iſt er.“ Ein ſchlanker junger Mann, im feinſten ſchwarzen Fracke, nähert ſich zierlich, wird freundlich begrüßt und eröffnet mit der Schönen den Ball. Die Tochter ſtellt den Jüngling ſpäter den vornehmen Eltern vor. Sie hat ihn in Cannſtadt im Badgarten kennen gelernt und dort oft mit ihm getanzt. Die Mutter weiß ſchon davon und lächelt fein. Seine goldenen Ringe, ſeine weiße Wäſche, das Feine an ſeinen Kleidern und in ſeinem Benehmen beweiſen, daß er etwas Rechtes ſeyn muß, ob er ſich gleich nur ſchlechtweg L. L. heißt. Die Eltern ſind daher ſehr freundlich und die jungen Leutchen ſehr glücklich. Das ſchöne Kind wird allgemein beneidet. Den ganzen Abend ſprechen alle jungen Mädchen von nichts, als daß die und die Braut ſey, und die Eltern der „die und die“ thun ſo geheimnißvoll, daß Jedermann daran glaubt. Der junge Mann bleibt über Nacht. Den andern Tag iſt er von den Eltern ſeiner Geliebten zum Eſſen eingeladen. Der andere Tag und die Eſſenszeit kommen heran. Man hat große Vorbereitungen gemacht. Der Jüngling iſt in ſchönſter Gala. Ehe man jedoch zu Tiſche ſitzt, wird allerlei gefragt. „Aber Sie haben mir noch nicht geſagt“, fragte z. B. der Herr des Hauſes, „wer Sie eigentlich ſind?“ — „Mein Name iſt L. L.“ iſt die Antwort. — „Wohl, aber was Sie treiben?“ — „Oh! ich habe eine ſehr gute Anſtellung.“ — „Wirklich, das freut mich, freut mich herzlich.“ — „Darf ich fragen wo?“ — „In Stuttgart.“ — „Und bleibend?“ — „Bleibend.“ — „Aber bei wem? einen Staatsdienſt? oder bei Privaten?“ — „Ich lebe gerne unabhängig, und werde daher nicht in Staatsdienſte treten.“ — „Alſo bei wem?“ — „Auf dem Bureau des Herrn Stammbach.“ — „Stammbach? Wer iſt der Stammbach? Ein Banquier?“ —

„Nein, er iſt der erſte Kleiderfabrikant in Stuttgart. Dieſe Kleider, die ich anhabe, habe ich alle ſelbſt gemacht.“ — „Ein Schneider?“ rief der enttauſchte Vater ſich an einem Tiſche haltend. „Ein Schneider?“ rief die Tochter in Ohnmacht fallend. „Ein Schneider!“ rief die Mutter, den Kehrwiſch ergreifend. Der ſchöne Jüngling ward mit Schimpf und Schande zum Hauſe hinausgejagt und das flotte Mittageſſen unterblieb für dießmal. Das ſchöne Mädchen aber ließ ſich lange nicht mehr unter den Menſchen ſehen, denn — ein Schneider! Es war zum Erbarmen. — Sie ſehen, daß man in kleinen Landſtädtchen etwas auf ſeine Ehre hält, wenn man anders zur großen Welt gehört.

Dieß iſt ſo ungefähr das Leben und Treiben der großen Welt in einer kleinen Oberamtsſtadt Württembergs, wenigſtens ſeinen äußern Umriſſen nach. Es wird aber dabei vorausgeſetzt, daß die große Welt unter ſich einig ſey. Denn das iſt nicht immer der Fall. Manchmal ſoll es ſogar vorkommen, daß ſo viel Familien, ſo viel Partheien herrſchen. Doch in die Länge kann dieſer Zuſtand der Zerſplitterung nicht dauern. Man kann nicht ewig blos mit ſich ſelbſt umgehen, und mit Leuten *unter* ſeinem Stande? — Nein, das geht nicht, da müßte man kein Mitglied der großen Welt ſeyn. So iſt alſo die große Welt bald *gezwungen*, einig zu ſeyn, und wie groß dieſe Einigkeit iſt, ſieht man daraus, daß Oberförſter, Oberamtsrichter, Oberamtmann und Cameralverwalter ſich bald duzen. Der Decan und der Oberamtsarzt ſind von dieſem zu ausgeſchloſſen.

Der Algierer.

Ich war noch nie in Algier, aber deßwegen glaube ich doch, daß es geborne Algierer giebt; giebt's ja doch auch geborne Stuttgarter und geborne Krähwinkliaaner, was gar oft auf eines herauskommt. Der Algierer, von dem ich spreche, iſt aber kein geborener Algierer, nicht einmal ein acclimatiſirter. Man konnte ihn eben ſo gut „Fremdenlegionsmann" nennen, denn es iſt kein anderer, als Einer, der ſich in der Fremdenlegion anwerben ließ, um Afrika zu erobern, d. h. eine Portion davon. Es giebt Fremdenlegionsmänner aus Polen, aus Italien und aus Deutſchland. Ich ſpreche von dieſen letztern und vorzüglich von denen, welche aus Schwaben auszogen, um den dritten Welttheil zu einer Provinz Frankreichs zu machen.

Der Algierer war früher auch Etwas, ehe er Algierer wurde. Viel aber war er in keinem Fall, ſonſt wäre er kein Algierer geworden. Er war Student, Schreiber oder Soldat. Im letztern Fall brauchte er nur den Rock zu wechſeln und rothe Hoſen anzuziehen. Im Vaterlande aber gieng's ihm ſchlecht, d. h. das Vaterland wußte ſein Talent nicht gehörig zu ſchätzen. Er ſtudierte z. B., und das Geld langte nicht und Niemand wollte ihm mehr borgen auf den künftigen Profeſſor hin; oder er war Gehülfe in einer Schreibſtube, und kein Menſch wollte ihn zum Kameralverwalter oder Oberamtmann machen; oder endlich er war Soldat, und das Officiersexamen war ihm zu zu ſchwer, oder das Avancement zu unwahrſcheinlich. Darum verließ er das Vaterland; in wenigen Jahren ſollte dieſes erkennen, was es für einen Mann in ihm verloren habe. Manchmal war er auch zur Flucht genöthigt; denn

es gab einſt eine Krankheit in Deutſchland, für welche man den beſondern Namen Demagogie erfand. An dieſer Krankheit litten beſonders viele junge Leute, und hauptſächlich academiſche Bürger. Man erkannte die Krankheit an gewiſſen redensartlichen Symptomen, wie z. B. die Patienten die Worte: „Freiheit, Gleichheit, Einheit Deutſchlands, freie Preſſe u. dgl.“ ſtets im Munde führten. Das Sonderbarſte an dieſer Krankheit war das, daß die Patienten nicht ſich ſelbſt, ſondern die Aerzte für krank hielten. Sie ſelbſt nämlich meinten, eine ganz regelrechte Geiſtesgeſundheit zu genießen. Die Aerzte appellirten an die Regierungen, welche bekanntlich immer am gerechteſten und geſcheudteſten zu entſcheiden wiſſen. Dieſe erklärten die Krankheit als beſtehend und verwieſen die Patienten in ein allgemeines Demagogenkrankenhaus, das im Heſſiſchen „Hardenberg,“ in Preußen „Spandau oder Koppenik,“ in Württemberg aber „Asberg“ betitelt iſt. Manche der Patienten hielten eine veränderte Luftcur für angemeſſener, und wandten ſich deßhalb in die Schweiz, die meiſten aber nach Frankreich, und vor ein Paar Jahren wimmelte es in Straßburg von ſolchen demagogiſchen Patienten. Viele durften zwar auf dieſen Namen keinen Anſpruch machen, es waren ſogar Leute darunter, die ganz anderer Urſachen halber den elterlichen Herd verlaſſen hatten, allein der Name „politiſch Verfolgter“ hatte einen gar zu ſchönen Klang, als daß man ihn hätte verwerfen können. Verliebten ſich doch viele Franzöſinnen — von deutſchen Jungfrauen will ich gar nicht ſprechen — förmlich in dieſen Namen, wie manchmal dieſe oder jene in eine Schmarre im Geſicht. Ein Duell macht den dümmſten Kerl intereſſant, und Einer, der ſonſt nichts Anziehendes hat, kann nichts beſſeres thun, als ſich mit dem Federmeſſer einen

Schnitt über die Wange beibringen. Dann noch etwas Blässe der Wangen — und der Mann ist fertig. Ein Demagoge ist aber fast noch interessanter, als ein Schmarrenmann; denn jener leidet für das allgemeine Beste, er hat Heimath und Vaterland verlassen, um in fremder Erde sein müdes Haupt sinken zu lassen. Gelingt es einem politischen Flüchtling, sich einen melancholischen Blick anzuschaffen, so sind immer ein Dutzend Frauenherzen parat, ihm den Verlust der Heimath zu ersetzen, und hätte er auch diese blos Schulden halber verlassen.

Was nun anfangen in der Fremde? Was anders, als Soldat zu werden? Der Soldat allein ist der freie Mann, singt Schiller, und da Schiller ein Deutscher war, so hatten die deutschen Flüchtlinge ganz Recht, wenn sie ihm nachsangen. Sie treten daher in die Fremdenlegion; „fort," hieß es, „in ferne Zonen, und als Generale kehren wir einst wieder." Manche nehmen sich zwar vor, Feldmarschälle zu werden, allein die Meisten begnügen sich schon mit dem Generalstitel, was immer eine große Bescheidenheit beweist. War ja doch General Allard vom einfachen Lieutenant zum Generalissimus eines indischen Fürsten avancirt, warum sollten sie weniger hoffen, da sie offenbar eben so viel Talent besaßen, als jener Lieutenant! Ueberdieß waren ja bekanntlich in den Zeiten des französischen Kaiserreichs Viele vom Gemeinen zu einem Herzoge vorgerückt. „Was werden die Unsrigen für Augen machen," dachten sie, „wenn wir einst mit Lorbeeren geschmückt wiederkehren?" Denn bis dorthin muß natürlich eine große Veränderung der Dinge eingetreten seyn, und der Eintritt in's Vaterland würde sodann als ein Volksfreudenfest gefeiert werden.

Es ist ein dummes Ding um die Träume, besonders

um die, welche nicht in Erfüllung gehen; die Träume unſerer Demagogen aber giengen nicht in Erfüllung. Die Muhamedaner nehmen ſieben Himmel an; gäbe es aber auch ein Paar Dutzend, die Fremdenlegionsmänner wären dennoch aus Allen heruntergefallen. Ich bin weit entfernt, die Schickſale dieſer Flüchtlinge erzählen zu wollen; es könnte faſt dieſer einzige Umriß zu einem ganzen Buche werden; und warum ſollte ich auch ihnen einen Erwerbszweig rauben, der zwar ſchon oft genug ausgebeutet wurde, an dem aber immer noch einige Blätter grünen, die von dieſem oder jenem Buchhändler als Blüthe oder Frucht gekauft werden? Mögen alſo ſie ihr Leben in Frankreich und Afrika ſelbſt beſchreiben: Poeſie wird nicht viel hineinzubringen ſeyn. Wer könnte auch mit dem ſchweren Tſchaco auf dem Kopfe, dem Bajonnete in der Hand und den zerriſſenen Schuhen an den wunden Füßen noch poetiſch ſeyn? Bald erſchien ihnen das Leben ſo trocken, als das Commißbrod, das ſie zu eſſen bekamen, und das Bivouacquiren und das zu Felde ziehen, wurde ſo proſaiſch, als ein poetiſcher Gedanke von Fanny Tarnow. Keiner dachte mehr daran, General zu werden, er dachte nur an die warmen Betten im deutſchen Vaterlande; Keiner wollte als Held wiederkehren, er wäre froh geweſen, als Gemeiner den Abſchied zu bekommen. Nur Eines behagte ihnen, der ſüße ſpaniſche Wein, der um wenige Sols im Ueberfluß zu bekommen war; gar Vieles aber behagte ihnen nicht, und deſſen, was ihnen nicht behagte, war weit mehr, als deſſen, was ihnen behagte.

Doch die Zeit der Prüfung iſt bald vorbei, und wer in der dreijährigen Dienſtzeit nicht von den Beduinen niedergemetzelt wurde, wen nicht das Fieber hingerafft hatte, der durfte nun heimkehren in die liebe Heimath.

Der Algierer kehrt wieder! Wie mogen ſich die theuren Eltern freuen und das treue Mädchen, das vor drei Jahren ſo viele Thränen vergoß! Aber das treue Mädchen hielt den Geliebten langſt für todt oder verſchollen und hatte ſich mit einem andern getröſtet und die lieben Eltern erſchracken, denn ſie glaubten, den theuren Sohn für immer los zu ſeyn und nun ſollte er ihnen noch einmal theuer zu ſtehen kommen! Wohl täuſchte ſich alſo der Algierer, aber er weiß ſich zu faſſen, er hat die Menſchen und die Welt kennen gelernt. Die Erfahrungen, die er geſammelt, ſind allein einen dreijährigen Feldzug gegen die Beduinen werth. Allein er hat noch mehr gelernt, er ſpricht das Franzöſiſche in allen Nüancen, hauptſächlich aber im Gaskoniſchen Dialecte. Dieſe Eigenheit kann er lange nicht ablegen. Wie ſollte er auch? Man fragt ihn zutzenmal das Nämliche, man will Neuigkeiten hören, muß es ihn da nicht langweilen, zutzenmal die nackte Wahrheit zu wiederholen? Mit den warmen Speiſen des Vaterlandes iſt die Phantaſie wieder erwacht, und er weiß dem Erlebten ein üppiges Gewand anzuziehen. Macht ja doch auch der Maler aus einem Nichts ſagenden Geſicht oft einen geiſtreichen Kopf, und man nimmt's ihm nicht übel, am wenigſten die Abcouterſeiten, warum ſollte der Algierer nicht auch mit Redensarten nachhelfen dürfen? Es iſt eine wahre Freude, ihm zuzuhören. Ueberall, bei allen wichtigen Attaquen war er, überall war er vorn an, mit eigener Hand tödtete er 100 Feinde und nur er war's, der die Eroberung Afrika's bewirkte. Freilich hat er oft keine Wunden aufzuweiſen, denn er lag gerade im Spital, während dieſe oder jene Schlacht ſtattfand, oder er war als Secretar bei einem Officier angeſtellt, und konnte alſo mit Muße zuſehen, wie die Andern ſich fortſchießen ließen,

was offenbar viel geſcheuter war, als wenn er ſich ſelbſt hatte todtſchießen laſſen; allein deßwegen war er doch überall dabei. Man mag ihn fragen, nach was man will, er kann über Alles Auskunft geben. Alle renommirten Perſonen, Freund oder Feind, kennt er perſönlich, und wenig fehlt, ſo erklärt er, mit Abd-el-Kader Brüderſchaft getrunken zu haben, oder mit General Damremont todtgeſchoſſen worden zu ſeyn, eine Erklärung, die immer noch glaubwürdiger iſt, als die jenes Reiſenden, der mit den Dardanellen zu Mittag geſpeist zu haben behauptete. Manchmal ſchreibt der Algierer auch ein Buch, worin er von jenem Lande der Wunder erzählt und von ſeinen eigenen noch wunderbareren Schickſalen; geht der erſte Band, ſo ſchreibt er auch den zweiten, und der Stoff geht ihm ſo wenig aus, als dem Capitain Marryat das Waſſer zu ſeinen Seeromanen. Jedermann ſchreibt ja gegenwärtig ſeine Memoiren, und dieſe ſind oft ſo wenig aus dem Gedächtniß, wenigſtens aus dem eigenen, geſchöpft, als der sillery-mousseux aus der Champagne! Der Algierer hat übrigens ein Recht zu ſchreiben, denn erſtens kauft ihm der Buchhändler das Manuſcript gerne ab und zweitens iſt er oft ſchon in Algier Schriftſteller geworden, nämlich durch Correſpondenzen in eine deutſche oder franzöſiſche Zeitung.

Dieſe Eigenheiten abgerechnet, iſt der Algierer ein ganzer Mann. Zwar Pfarrer wird er nun wohl nicht mehr werden, wenn er auch Theologie ſtudirt hatte, aber die Welt ſteht ihm offen, und er weiß, daß man mit Nichtsthun ſich nicht durch die Welt bringt. Iſt auch die einſt Geliebte untreu geworden, er vergießt darob keine Thräne: empfangen ihn auch die Verwandten mit ſcheuem ausweichendem Blicke, er braucht ihre Unterſtützung nicht. Kein

Menſch aber lernt das Sprüchlein beſſer auswendig: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich.“

Selten wurde der Algierer auch Griechenländer oder gar Espagnole. Die Meiſten waren mit ihren Erfahrungen in den rothen Hoſen zufrieden, und wollten nicht von Neuem mit der blauen Uniform der Deutſchen in Griechenland beginnen. Noch Wenigere aber dachten daran, die Spanier vom Abſolutismus zu befreien; denn der Friede iſt ihnen nun mehr werth, als eine ganze Nation Freiheit im Proſpectus. Und das Vaterland, das einſt für Nichts geachtete Vaterland, nahm die Flüchtigen gerne wieder auf in ſeinen mütterlichen Schooß.

Der Algierer hat eine etwas braune Geſichtsfarbe und geht meiſt ſehr gerade. Die heiße afrikaniſche Sonne und das Exercitium haben ihre Wirkung nicht verfehlt.

Eine Stuttgarter Redoute.

Es giebt nichts verfehlteres, als wenn man einem Kinde einen falſchen Namen giebt. So habe ich einmal einen Hausknecht gekannt, der hieß Moritz, und war ſo grob, wie ein eichener Baumſtamm; ein Bettelvogt hieß Cröſus und war ſo arm, wie eine Kirchenmaus; eine ſchiefe Küchenmagd hieß Amadea, und ſie hatte rothe Haare und kleine Schweinsäuglein und einen Mund, daß man den Heerd mit ſammt den eiſernen Häfen hätte hineinſchieben können. Der Name muß mit dem Charakter übereinſtimmen; denn wenn ein Menſch nicht für ſeinen Namen paßt, ſo paßt auch der Name nicht für ihn, und daher kommt es, daß man gezwungen iſt, hie und da einen Namen zu

verlegern. So ließ ein begeiſterter Vater einmal ſein Söhnlein Guſtav Adolph taufen, denn er vermeinte, einen teutſchen Helden aus ihm zu erziehen, aber das Büblein blieb ein Büblein, auch noch im ſpätern Alter, und war immer etwas zur Langenweile und Dummheit geneigt und ſaß gerne hinter dem Ofen, und ſo hieß man den Namensvetter des großen Schweden „Stafalphelchen.“ Am deutlichſten ſieht man die Wahrheit unſerer Namenstheorie an dem Worte Johannes. Wird der Burſche, der dieſen Namen erhält, ein Burſche wie ein Hausknecht, ſo heißt man ihn Johann; wird's ein langer Kerl mit Schlendriansbewegungen, an dem die ungeſchlachten Gliedermaßen herumſchlottern, wie wenn ſie geſtohlen wären, ſo heißt er Johannes, mit dem Tone auf der erſten Sylbe; wird's aber ein Lockenkopf mit etwas ſchwärmeriſchen Augen und Raphaeliſchen Zügen, ſo ſagt man Johannes, mit dem Ton auf der mittlern Sylbe; wird's endlich ein kräftiger, biederer, entſchloſſener Mann, der lieber gleich mit dem Schwerte dreinſchlüge, als mit Redensarten ſich auszuhelfen, ſo kann man ihm unmöglich anders rufen, als Hanns. Es gab einſt eine ſchöne Zeit in Deutſchland, da ſchwärmte man für Tugend und Freiheit, und jedermänniglich war außerordentlich altdeutſch, und jede Mutter die einmal für die Vaterlandsvertheidiger von Anno 1814 und 1815 Charpie gezupft hatte, glaubte ihr Töchterchen Thusnelde heißen zu müſſen. Die Mutter verband gewiſſe Ideen mit dieſem Namen, und erzog ihr Tochterchen in dieſen Ideen, und man durfte überzeugt ſeyn, das ſchöne Kind werde, einmal zur Jungfrau herangewachſen, einer Fouquéſchen lichtbraunen Schönheit ſo ähnlich geſehen haben, wie ein Ei dem andern. Wurde aber zufällig das Märchen ſo undeutſcher Natur, daß es lieber ſchlüpfrige franzöſiſche Romane las,

als alte Ritter- und Kochbücher, ſo konnte man ihm nicht mehr Thusnelde, ſondern höchſtens Nelchen rufen. In dem Worte Nannette liegt etwas Herzliches und Gutmüthiges, nebſt einer bedeutenden Parthie Einfachheit; eine Chriſtiane iſt ſchon von viel maſſiverem, breiterem Stoff, und eine Chriſtel verräth nothwendig eine bauernmäßige Conſtitution, ein Kammermädchen aber muß durchaus Nannette gerufen werden. Man darf ſogar darauf ſchwören, daß jedes Mädchen, das man Nannette oder Liſette heißt, es mag in Verhältniſſen leben, in welchen es will, etwas Kammerzofenmäßiges an ſich hat. So iſt es auch ganz ſicher, daß eine Marie ein ganz anderes Genre iſt, als eine Maria, und zwiſchen Katharina, Kätty, Käthchen und Katel iſt ein himmelweiter Unterſchied. Ein Vater, der ſeinen Sohn Felix taufen läßt, muß entweder ſehr viel Geld haben oder gar keines, im letztern Fall iſt's ein Mann, der die Ironie liebt, denn dann ſpottet er über ſein eigenes Unglück. Das Letztere ſcheint auch der Fall geweſen zu ſeyn, da man behauptete, Stuttgart beſitze einen Carneval.

Der Stuttgarter Carneval beſteht aus drei Redouten, oder Maskenbällen. Er nimmt ſich aus, wie ein geiſtreicher Mann ohne Geiſt, oder auch, wie ein conſtitutioneller Staat ohne conſtitutionelle Freiheit, eine Sache, die nicht ſo ſelten iſt, als man glauben könnte.

Früher wurden die Stuttgarter Maskenbälle im Königl. Redoutenhauſe abgehalten, aber es gieng gar zu bunt dort zu und man verlegte ſie in's Theater. Gegen das Letztere läßt ſich nichts einwenden. Das Parterre wird von Stühlen und Bänken geleert, um acht Schuhe in die Höhe geſchraubt und mit der Bühne in eine Ebene vereinigt. Die Ausſtattung iſt in der That elegant, und läßt

wenig zu wünſchen übrig, allein ſo oft ich auch ſchon die Sache mit angeſehen habe, ſo kam es mir doch immer ſo vor, als ſähe ich eine ſchöne Frau, der weiter nichts fehlte, als das Herz und die Seele. Die Seele eines Maskenballs iſt der Humor; der Humor aber iſt in Stuttgart ſo rar, wie in Krähwinkel der Verſtand, oder in der Wüſte Sahara, wovon ich jedoch nicht aus Erfahrung ſprechen kann, das Waſſer.

Der erſte Maskenball in Stuttgart iſt ſehr langweilig und ſehr leer, der zweite Maskenball in Stuttgart iſt ſehr langweilig und ſehr voll, der dritte Maskenball in Stuttgart iſt ſehr langweilig und weder ſehr voll, noch ſehr leer. Die Leere des erſten Maskenballes brachte einige geſcheute Leute ſchon auf den Gedanken, lieber ſogleich mit dem zweiten Maskenballe anzufangen, aber die Sache wurde dadurch um nichts beſſer. Jene Leere hat einen innern Grund. Sie kommt daher, daß alle Stuttgarter glauben, es ſey unnöthig, ſich zum Vergnügen vorzudrängen. Sie gleichen in dieſer Hinſicht einer ſproden Dame, welche die Anſicht hat, die Männer ſollen ſie aufſuchen, nicht ſie die Männer. Damen ſolcher Art bleiben aber nicht ſelten ſitzen. Das Land iſt noch nicht entdeckt geworden, wo einem die Tauben gebraten in den Mund fliegen, und das Vergnügen ſucht nicht uns auf, ſondern wir müſſen das Vergnügen aufſuchen, wollen wir deſſelben habhaft werden. Daß die zweite Redoute ſehr voll iſt, kommt daher, daß ſich Niemand nachſagen laſſen will, auf keiner Redoute geweſen zu ſeyn. Auch die ſprödeſte Dame, wenn ſie einmal den Dreißigen ſich nähert, thut ſich um nach einem Geliebten. Wie konnte ſie ſterben und von ſich ſagen laſſen, ſie habe nie aus der Liebe Becher gekoſtet? Hat ſie es aber einmal mit Einem verſucht, ſo probirt ſie es auch das

zweite Mal mit einem zweiten. Daher kommt es, daß die dritte Redoute immer mittelmäßig bevölkert iſt. Es iſt weder eine Schande hinzugehen, noch eine Nothwendigkeit, wegzubleiben. Wer den einen Tag viel Wein getrunken hat, trinkt den andern Tag auch wieder, das iſt die Grundlage der Homöopathie.

Das minder oder mehr Vollſeyn der Stuttgarter Maskenballe iſt jedoch nur ein formeller Unterſchied. Der Sache nach ſind alle dieſe Redouten ganz gleich. Die Herren erſcheinen meiſt in ſchwarzen Fräcken und Dominos. Wäre es nicht Geſetz, ſie würden beide weglaſſen, und es iſt wohl möglich, daß es unterhaltender zugienge, wenn man in Stiefeln und Sporen und mit der Tabakspfeife im Munde erſcheinen dürfte. Die Damen ſind feſtlich geſchmückt, wie zu einem ordentlichen Balle. Weiße Kleidung mit Blumen im Haar, — gar oft der einzige Flor an ihnen. Masken ſind ſehr rar. Nicht als ob man in Stuttgart keine haben könnte. Im Gegentheil, die Herren haben alle Masken, auch diejenigen, welche keine bedürften, weil ihr Geſicht ſelbſt Maske genug wäre; allein ſie haben ſie der Bequemlichkeit halber auf den Hut gebeftet, und gar oft vertritt eine gewöhnliche Karte dieſelbe Stelle. Völlige Maskenanzüge aber — koſten Geld, und das Geld iſt ſehr rar, und wenn man's auch hat, ſo ſpart man's und denkt, „darum kann ich mir ein Theaterabonnement auf einen Monat kaufen, und bin vierzehnmal vergnügt, ſtatt hier nur einmal.“ Wagt's jedoch dieſer oder jener, ſo iſt's faſt immer eine geborgte Maske, ein ſchlechtes, abgenutztes Koſtüme, das ſchon hundertmal den Tanz mitgemacht, aber deßwegen doch noch nicht gelernt hatte, wie man die Füße heben muß. Man ſieht alſo einige Capuziner, die jedoch von einer Schiller'ſchen Capuzinade ſo wenig haben, als

Dr. Morwell von einem geiſtreichen Schriftſteller; man ſieht einige Nonnen, die aber in ihren weißen Verhüllungen ſo wenig unſchuldige Bewegungen machen, als eine Ballettänzerin oder Bewohnerin des Bohnenviertels, was in Stuttgart eben ſo viel heißen will, als in Frankfurt die Brunnen- oder kleine Galgengaſſe. Fledermäuſe ſind auch nicht ſelten; ein ſolches fliegendes Gewand iſt wohlfeiler, als ein Ballkleid, und ein unförmlicher Wuchs nimmt ſich darunter ſo gut aus, als die Geſtalt einer Nymphe. Bajazzos giebt es wenigſtens drei oder vier; allein wenn ſie das bunte Gewand nicht anhätten, ſo wüßte kein Menſch, daß ſie witzige Spaßmacher vorſtellen. Nun kommen ein paar Griechinnen, oder Polinnen, ein Jude, der ſchwäbiſch ſpricht, eine Dame in altdeutſcher Tracht mit Reifrock und Thurmhaube, ein Schornſteinfeger, der auch ſonſt ungewaſchen genug ausſieht, zwei Zigeunerinnen, drei Bauernburſche, an deren Bauerntum kein Menſch zweifelt, ein Gärtnermädchen und einige Andere, aus denen man nicht klug wird, ob ſie modernſirte Polizeidiener oder alte Ritter vorſtellen ſollen. Manchmal begnügt ſich auch Einer, nur ſeinen Schlafrock anzuziehen, um alsbald ſich für einen Türken zu halten, und eine Dame wirft ihr Morgenhabit um ſich und giebt ſich für eine Phantaſiemaske aus. Das iſt Alles.

Es wäre an dieſem Wenigen genug. Allein wie geriren ſich dieſe Masken? Wie ein Bajazzo, der zum erſten Mal einen Schnurrbart angeheftet hat, und Späße machen ſoll. Am Beſten weiß noch der Türke die muſelmänniſche Schweigſamkeit zu repräſentiren. Ich glaube, die meiſten Masken haben ſo viel Ehrgefühl in ſich, ſich ihrer Masken zu ſchämen. Wenigſtens thun ſie ſo ſehr verſchämt und die jungen Nonnen ſind ſo ſittſam, daß ſie davon laufen,

wenn man ſie anredet; die Zigeunerinnen müſſen gerade ſo viel wahrzuſagen, wie ein verdorbenes Wetterglas das Wetter richtig anzeigt. Man kann ſich nichts Luſtigeres denken, als dieſe Masken; ſie ſprechen keine ſechs Worte und durchrennen in ewiger Rundung den Saal ohne Stillſtand und Ausruhen. Diogenes ſuchte am hellen Tage mit der Laterne Menſchen, dieſe Masken ſuchen Witz und finden keinen. Es iſt ſchon ſehr viel, wenn ſie es leiden, daß du ſie mit „Du“ anredeſt und einen ausgezeichneten Humor verräth es, wenn eine Maske dich an Dinge erinnert, die dir einmal dummerweiſe paſſirt ſind. Intrigue iſt eine Sache, die man auf einem Stuttgarter Maskenball nur dem Namen nach kennt; aber der Name ſchon iſt verpönt und die Sache ſelbſt kommt ſo wenig in der Wirklichkeit vor, als Glückſeligkeit im Eheſtande.

Was thun aber die Zuſchauer? Die Meiſten ſitzen auf den Gallerien und machen ihrem Namen Ehre, denn ſie ſchauen zu von Abends ſieben Uhr bis Morgens 4 Uhr. Wie das möglich iſt, kann ich nicht begreifen, und doch iſt's ſo, und die Gallerien ſind immer gedrückt voll, und die Leute werden nicht müde, ihre Augen auf den Parterreſaal herablaufen zu laſſen, als ob ſie noch nie Menſchen in Ballkleidern geſehen hätten, die um einander herumſtehen und gehen, wie die Katze um den heißen Brei. Das nächſtemal dürften jedoch Viele ſich abſchrecken laſſen, denn bei der letzten Redoute ſollen einige Zuſchauer vor Langeweile auf dem Platze geblieben ſeyn. Die Zuſchauer im Ballſaale ſelbſt, d. h. die nicht maskirt Anweſenden ſind etwas beſſer daran; ſie haben doch wenigſtens den Ball in der Nähe. Allein was hilft's ihnen? Tanzen können ſie ja doch nicht, erſtens, weil kein Platz da iſt, und zweitens, weil's gar zu unnobel wäre. Bedenke man doch!

Es könnte ſich ja ereignen, daß eine Stadtrathstochter mit einem gemeinem Bürgerſohn zuſammenträfe, oder gar noch eine vornehmere Dame mit ihrem Seifenſieder! — Es wird daher nur ſehr wenig getanzt, und immer nur von Solchen, von denen jeder Herr, wenn er ihnen die Hand drückt, gewiß ſeyn darf, den Druck erwiedert zu fühlen. Ein Hauptvergnügen für die Zuſchauer iſt aber, nachzuforſchen, wer unter dieſer oder jener Kleidung verborgen ſteckt; und weiß es Einer oder Eine, wie ein Lauffeuer durchrennt's den Saal: denn Jeder und Jede ſagt's der Andern im Vertrauen. Die Stuttgarter ſind dafür bekannt, die beſten Zungen in der Welt zu haben, wie man denn auch durch ſonderbare Schickſalsfügung hier ſehr guten Ochſenmaulſalat ißt. Erfährt man nun alſo, daß jene Griechin oder dieſe Polin eigentlich nichts anderes ſey, als eine Balletänzerin, oder ein Kind, das vom Vergnügen lebt, und du wagſt es noch, mit der Maske zu ſprechen, — pfui über dich Buben, du wirſt verſchrieen in der ganzen Stadt und kein gutes Haar bleibt an dir. Man ſollte glauben, die Stuttgarter hätten alle zum Tugendbund geſchworen, und der weiland Burſchenſchaft angehört, die die Keuſchheit zu ihrem Prinzip machte; denn du darfſt viel eher ein klein bischen ſtehlen, ſogar ein wenig betrügen, als einem Mädchen einen Kuß geben. Natürlich! der erſte Kuß iſt nicht der letzte; aber wer einmal einen ſchlechten Streich gemacht hat, muß nicht nothwendig auch einen zweiten begehen, beſonders wenn er durch den erſten ſo viel gewann, um davon ſein ganzes Leben hindurch zehren zu können. Nichts iſt intereſſanter, als die Beobachtung der Menſchen, und darauf verlegen ſich die Stuttgarter beſonders; man kann daher mit keiner Frau, mit keinem Mädchen ſprechen, ohne entweder HeirathS- oder andere Abſichten zu haben.

Geht einer innerhalb einer Woche zweimal mit der nämlichen über die Straße, ſo iſt er nothwendig mit ihr verſprochen. Man kann ſich daher denken, wie ſehr ſich das ſchöne Geſchlecht in Acht zu nehmen hat, ſogar auf einem Maskenball, auf dem keine Maskenfreiheit herrſcht. Was kann alſo ein ordentlicher Menſch auf einer Stuttgarter Redoute anfangen? Das Beſte iſt, du ſetzeſt dich hin, läſſeſt die Leute im bunten Gewirr an dir vorüberziehen, und haſt auf dieſe Manier den beſten Ueberblick. Vielleicht giebt es der Zufall, daß unter denen, die neben dich zu ſitzen kommen, Jemand iſt, an den du die gewöhnlichen Unterhaltungs-Eingangs-Phraſen „es iſt heute recht voll.“ „Regnet es noch immer?“ „Wiſſen Sie nicht, wie viel Uhr es iſt?“ „Waren Sie auch auf der erſten Redoute?“ u. ſ. w. anbringen kannſt, oder vielleicht will es gar der Zufall, daß du eine Schleife oder ein Bouquet findeſt, das irgend einer Dame unfreiwillig abhanden gekommen iſt, und du haſt Stoff genug zum Nachdenken und Gelegenheit zu einer intereſſanten Bekanntſchaft. Haſt du genug geſehen, ſo gehſt du in's Büffet, wenn's noch Platz giebt, und trinkſt theuren Wein, oder noch theureren Punſch und du kneipſt dich feſt, bis der Hahn zum dritten oder vierten Mal kräht, d. h. bis man den Saal räumen muß von Polizeiwegen und du gehſt nach Haus und erzählſt den andern Tag Wunderdinge von den Annehmlichkeiten einer Stuttgarter Redoute.

Einmal glaubte ich, die Stuttgarter ſeyen ſich inconſequent geworden. Ich ſaß auf einem Stuhl, betrachtete mir das Gewühl und trank Eßlinger Champagner, der mich daran erinnerte, daß der Zucker noch nicht theuer genug ſey. Plötzlich theilten ſich die Maſſen und ein Polichinelle drängte ſich durch, und ſeine Schellen tönten, wie

lauter concret gewordene Witze, und seine Pritsche hieb links und rechts und kein Streich gieng verloren, wie mein Präceptor zu sagen pflegte, wenn er mich prügelte, und schallendes Gelächter begleitete jeden seiner Sprünge. Darauf kamen zwei Mönche, feist wie gemästete Ochsen und lüsternen Auges, wie Boccaccios Helden, und nun folgte es sich Zug auf Zug, alles untereinander, wie in einem Puppenkasten: Ritter in stählerner Rüstung von Steifleinwand, Bajaderen in durchsichtigem, vom Parfüe verbotenem Habit, Engländer mit langen weißen Röcken, Griechen, Türken, Soldaten, Ceremonienmeister, Nonnen, Bajazzos, Hexen, Faune, Hercules mit der Keule, ein paar modernisirte junge Venus, der Mufti von Constantinopel Arm in Arm mit einem Cardinal in rothen Strümpfen und gleich dahinten der Teufel mit Bocksbörnern und um ihn herum tanzende Najaden. Es war ein göttlicher Maskenzug und ein Lärm, daß man hätte toll werden mögen, wenn man's nicht schon vorher war. Ein Bänkelsänger schrie eine Mordthat ab, und ein verlumpter Franzose begleitete sein Geschrei mit einer Drehorgel. Eine falsche Catalani trat auf, und sang in Fistelstönen, daß einem Hören und Sehen vergieng. Auf einmal ritt Gott Bacchus auf einem Fasse herein, das wie ein Bierfaß aussah; ein mächtiger Stiefel gieng als Herold vor ihm her, und seine Trabanten waren betrunkene Spießbürger, Mephistopheles mit Faust schwebte aus den Lüften hernieder und das siamesische Zwillingspaar tanzte einen Entrechat. Der Herzog von Coburg zeigte sich mit einer Krone von ächtem Koburger-Sechser-Silber, und er bot einem Manne, der wie ein geaderter Jude aussah, aus einer neuen Coburger Einmaleinsdose eine Prise, und alles Volk drängte sich um die Beiden, und man errichtete ein hohes Gerüst, zwei

Ballen in die Höhe und einen quer über und es geſchah ein Schuß, und — ich erwachte. Ich war vom Stuhle gefallen. An dem ganzen Traume war kein Wort wahr, als daß eine gut angezogene Strohgeſtalt im Saale ſtand, mit einer Tiare von Coburger Sechſern, und mehreren andern Auszeichnungen, die alsbald als polizeiwidrig aus dem Saale geſchafft wurde, und noch jetzt als Reliquie Stuttgarter Humors aufbewahrt werden ſoll. Da mein Traum ſelbſt höchſt polizeiwidrig war, ſo machte ich mich aus dem Staube, d. h. nach Hauſe. Jedem Fremden aber rathe ich, die Sache ſich ſelbſt einmal anzuſchauen, das zweite Mal wird er nicht mehr neugierig ſeyn.

Doch meint man vielleicht, in ganz Schwaben herrſche ein ſolcher Carnevalston? Da müßte ja wahrhaftig der Gott der Narrheit ein Pietiſt geworden ſeyn, ſo wie es ſchon viele Narren wurden. Aber man gehe hinauf in das württembergiſche Oberland, in die Gegenden, wo noch die Maria angebetet wird und die Heiligen, man gehe in's katholiſche Oberndorf oder Rottweil, und alles iſt verändert. Der Proteſtantismus iſt eine Religion des Verſtandes, und ſelten kann ich ein proteſtantiſches Mädchen anſehen, ohne an eine moraliſche Vorleſung zu denken; dagegen welche Glut, welche Lebensluſt, welcher Schönheitsſinn, welche Liebe, mitunter auch welche Sinnlichkeit und Falſchheit herrſchen in einem katholiſchen Auge! Wenn ich der liebe Herrgott wäre, ſo erſchüfe ich alle Mädchen in der Welt katholiſch. Ob ich die Männer ſammt und ſonders zu Proteſtanten oder zu Muhammedanern machte, darüber bin ich noch ungewiß; ich kann mich jedoch beſinnen, denn es ſteht wahrſcheinlich noch eine geraume Zeit an, bis ich jene Würde erlange. Unter den Katholiken gewinnt das Leben erſt Leben. Beten und Sündigen gehört ſo noth-

wendig zuſammen, als Beichte und Abſolution. Ein proteſtantiſches Mädchen kann nie mit ſolcher Luſt, mit ſolcher Hingebung, mit ſolcher Wegwerfung aller gewöhnlichen Rückſichten, mit ſolcher Innigkeit ſündigen, als ein katholiſches. Die Katholikin hat ja ihren Schutzheiligen, ſie hat eine Magdalena, die Büßerin, ſie hat die Mutter Gottes ſelbſt; ihnen kann ſie ihr Herz öffnen und ohne zu erröthen Alles bekennen, was ſie gethan hat. Von ihnen darf ſie auch Vergebung hoffen, denn Maria und Magdalena waren ja auch Weiber. Unſern Herrgott aber denkt man ſich als Mann und gegen einen ſolchen iſt ſchon mehr Zurückhaltung nöthig. Wer noch nie in katholiſchen Ländern war, hat das Leben auch noch nicht genoſſen.

Der Carneval in einem katholiſchen Landſtädtchen von 2000 Einwohner iſt tauſendmal mehr, als der Carneval in der Reſidenzſtadt Stuttgart, die im nächſten Jahr 40.000 Einwohner zählen wird. Hier begreift man gar nicht, was ein Carneval iſt, dort freut ihm Alles Weihrauch, wie der Göttin der Liebe, welche an dieſem Inſtitute großen Antheil nimmt.

Der Carneval in einem katholiſchen Landſtädtchen, eigentlich Faſtnacht, oder in ſchwäbiſcher Mundart „Faaßnet“ betitelt, iſt in drei kurze Tage zuſammengezwängt. Aber dieſe drei Tage ſind unſterblich in den Jahrbüchern der Tollheit. Von ihnen kann man das ganze Jahr hindurch zehren, und das ganze Jahr hindurch freut man ſich auf ſie mehr, als die Juliocorrten auf die Feſte der großen Woche. Vom Aſchermittwoch an ſammelt man auf dieſe drei Tage. Thue irgend etwas, was nicht Recht iſt, mache irgend einen dummen Streich, ſey irgend einmal übel weggekommen, — du darfſt gewiß ſeyn, in der Faſtnachtszeit mußt du es hören. Dieſe Maske ruft dir's links

in's Ohr und jene rechts, und das Gelächter der Umſtehenden belohnt ſie für ihren Witz, und wenn du nicht mitlachſt, oder gar vollends den Gekränkten ſpielſt, ſo darfſt du ſicher ſeyn, auch lange noch nach der Faſtnacht der Geſoppte zu bleiben. Die Faſtnacht beginnt am Sonntag Abend und hört auf am Mittwoch in der Frühe. Es ſind zwei Tage und drei Nächte, aber die Nächte ſind auch in Tag verwandelt. Wer könnte ſchlafen dieſe Zeit über? In allen Wirthshäuſern, überall, „wo unſer Herrgott den Arm herausſtreckt," iſt Muſik, überall wird getanzt, überall wird getollt. Alle Straßen ſind belebt, alle öffentlichen Plätze ſind mit Menſchen angefüllt, nur in Privathäuſern iſt's ſtill und wie ausgeſtorben, denn die ganze Einwohnerſchaft hat ſich auf die Beine gemacht, und das Städtchen ſieht einem einzigen Schauſpielhauſe ähnlich, wo jedoch mehr Acteurs ſind, als Zuſchauer. Die Narrenkleider kommen immer mehr ab in der Welt, je mehr die Narren zunehmen. In unſern katholiſchen Landſtädtchen aber ſind Narrenkleider und Narrheit en haut. Morgens in der Früh' ſchon erklingen die Schellen und die Peitſche knallt. In alle Häuſer, in alle Schlafſtuben wird einmarſchirt, denn die Narren haben Narrenfreiheit. Und wer weiß, wer in dem Narrenwamſe ſteckt? Iſt doch der Oberamtsrichter in dieſen Tagen nicht höher geſtellt, als der Schuhflicker, und der Oberförſter trinkt oft mit den Wilddieben an einem Tiſche! Kein Regiment gilt mehr, als das der Narrheit; die Gerichtsſtuben ſind geſchloſſen und die Canzleien leer. Alles iſt erlaubt, die tollſten Scherze, die ausgelaſſenſten Anſpielungen finden Beifall und werden nicht denuncirt. Die Polizei muß ſich verſtecken, will ſie nicht ſelbſt zum Narren gehalten werden, wie ihr ſchon oft paſſirte. Alle Menſchen ſind Brüder geworden, denn neben einander tanzen und

ſpringen der Herr und der Diener, der Patron und der Günſtling. Die lächerlichſten Aufzüge finden ſtatt. Herren von Adel und hohe Honoratioren ſtellen eine Kunſtreiterbande vor, und der Hanswurſt auf ſeinem kleinen Gaule hat nicht nöthig, ſich erſt betrunken zu ſtellen. Nichts von Ziererei! Nichts von Verſchämtheit! An einem Tage zur Faſtnachtszeit kommt man oftmals in der Liebe weiter, als ſonſt in einem ganzen Jahre. Maskenfreiheit! Kußfreiheit! Preßfreiheit! Es iſt etwas Schönes um die Freiheit, abſonderlich um die Preßfreiheit. — Das Geld iſt vielleicht das ganze Jahr hindurch rar geweſen, zur Faſtenzeit fließt's in Fülle, und alte verroſtete Kronenthaler kommen wieder an's lange nicht geſehene Tageslicht. Wer wird an die Zukunft denken, wo die Gegenwart winkt? Und wenn man auch Morgen nichts mehr zu eſſen hätte, dem Gott Carneval muß ſein Opfer dargebracht werden. Die Juden, — ich verſtehe darunter keine chriſtlichen Juden, wohl aber ſehr oft jüdiſche Chriſten — machen um dieſe Zeit gute Geſchäfte, beſonders im Ankauf von Pretioſen und Betten. Was hilft ein Federnbett, was hilft ein goldenes Ringelein, wenn man den Faſching nicht mitmachen könnte? Fort mit dem Ring, fort mit dem Bett, und getanzt und gejubelt, denn einmal nur blühen die Roſen, wenn's nämlich keine Monatroſen ſind. Wohl laſſen ſich die trockenen Proteſtanten aus in ſchönen moraliſchen Redensarten über den Leichtſinn der luſtigen Oberländer; aber — geht einmal hin und ſchauet, alsbald ergreift auch euch der Schwindel und ihr thuet desgleichen, ja oft noch mehr, denn Renegaten ſind ſtets zelotiſcher, als geborene Muhammedaner! Bei euch freilich dürft ihr einen ſolchen Gedanken nicht laut werden laſſen. Was würde der gute Ruf dazu ſagen? Eure Verwandten, eure Freunde würden euch abkanzeln,

troß einem armen Sünder; aber hier — unter wildfremden Menſchen — keine Seele nimmt euch etwas übel, kein Menſch macht das Kreuz vor euch, weil ihr es ſelbſt nicht zu machen verſteht, ihr ſeyd willkommen als Brüder, und bald ſo bekannt, als wäret ihr da aufgewachſen. Nur Eins müßt ihr unterlaſſen; ihr dürft die Liederlichkeit der Carnevalsluſtigen nicht Liederlichkeit nennen, ſonſt werdet ihr gedenkt, wenigſtens in effigie. wie's mir ſelbſt einmal blühte, und zwar zu Rottweil am Neckar im Königreich Württemberg.

Das ſind Carnevalsfreuden, die dieſen Namen verdienen, und iſt man auch am Aſchermittwoch ſo matt, daß man kein Glied mehr rühren kann, und fallen einem auch die müden Augenlieder vom Schlafe zu — man hat doch einmal gelebt. Wer's noch nie mit angeſehen hat, kann ſich dergleichen nicht denken.

Der perſönlich Geadelte.

Der Adel iſt eine ſchöne Erfindung, und das Wörtchen „von" vor dem Namen wirkt ſüßer als zwei Zuckerhüte. Das Schönſte daran iſt, daß nicht Jedermann von Adel iſt. Platina wäre z. B. nicht ſo theuer, wenn's nicht ſelten wäre; und es gab eine Zeit, da man mit Stolz Platinauhren trug, ob ſie gleich häßlicher ausſahen, als ſilberne, blos weil's Platina hieß.

In Württemberg kommt auf etwa 200 Menſchen ein Adelicher. An andern Orten iſt dieſe Race nicht ſo ſelten, ſo wie man z. B. in Poſen und Ungarn jede hundert Schritte auf ein „Herrn von" ſtößt. In Rußland und Spanien iſt der Adel ohnehin zu Hauſe, und in einigen Städten ſo ſehr, daß man damit pflaſtern könnte, ohne

deßwegen einige Straßen eingehen laſſen zu müſſen. Warum es in Württemberg weniger Adel giebt, weiß ich nicht. Die Armuth iſt nicht Schuld; denn es giebt ſehr arme Adeliche, ſo daß ſie oft nichts Eigenes auf dem Leibe haben, als den Baron oder Grafen. Allein dem mag ſeyn, wie ihm wolle, ein Adelicher iſt doch ein ganz anderer Menſch, als der Bürgerliche. Der Reſpect für ihn liegt uns an, wie die Furcht vor Geſpenſtern, welche der Schwabe auch ſelten los wird. Aber ſoll denn dieſes „von" den Bürgerlichen nie zu Theil werden? Den Adel zu kaufen koſtet Geld, viel Geld, ſehr viel Geld. Und würden nicht die andern Bürgerlichen ſcheel auf ihn ſehen, wenn er's thäte, wie die Juden auf einen Abtrünnigen? Der Adeliche ſelbſt aber hielte ihn doch für einen Renegaten. In ſolch' großer Noth dachte man auf ein Auskunftsmittel und der Perſonenadel wurde erfunden. Von wem dieſe Erfindung ausgieng, habe ich bis jetzt nicht erfahren können. Sobald es aber einmal heraus iſt, werden die Decorirten und die Decorirtſeynwollenden, deren es noch weit mehr giebt, als der erſtern, ihm ein Denkmal ſetzen laſſen in Geſtalt eines lateiniſchen „V," das umgekehrt einer Narrenkappe nicht unähnlich ſieht.

In Württemberg giebt's einen Militärverdienſtorden und einen Civilverdienſtorden; den Einen trägt man an einem blauen Bandelchen, den Andern an einem rothen. Das iſt der hauptſächlichſte Unterſchied. Wer einen dieſer Orden erhält, der iſt perſönlich geadelt, er iſt Ritter geworden.

Es iſt ein altes ſchönes Sprichwort: „Dem Verdienſte ſeine Kronen." Dieſe Idee liegt den Statuten des Civil- und Militärverdienſtordens zu Grunde. Die natürlichſte Folgerung iſt alſo, daß wer dieſen Orden bekommt, nothwendig Verdienſte haben muß. So bekommt z. B. jeder Hauptmann den Militärverdienſtorden, ſobald er Haupt-

mann iſt, und von ihm an bis zum ersten Militärbeamten hinauf, d. h. bis zum Generallieutenant, giebt es demnach keinen Officier, der nicht „von“ wäre. Ausländer ſind daher ſchon oft getäuſcht worden; denn ſie hielten die Württembergiſche Regierung für ſo altadelich geſinnt, daß nur der beim Militär vorrücken könne, der die Ahnenprobe beſtanden habe. Allein jene Officiere ſind zum groſsten Theil bürgerlicher Abkunft und nur durch ihre Hauptmannswürde zu Rittern geſchlagen. Läge etwa darin ein Unrecht? Wäre es kein Verdienſt, ſo alt geworden zu ſeyn, um den „Hauptmann“ zu erleben? Denn wahrhaftig eine gute Geſundheit muſs man haben und ein ziemliches Alter erleben, will man ſoweit kommen; denn in Friedenszeiten geht das Vorrücken dem Alter nach, wenn nicht aus beſondern Gründen eine Ausnahme gemacht wird. In Kriegszeiten war's freilich anders, da erhielten den Orden auch Lieutenants und Regimentsärzte, Leute, die ſich ausgezeichnet hatten in Schlachten oder Spitälern, zu welch' Letzterem oft mehr Muth gehört, als zum Erſtern. Manche Leute wollen behaupten, der Orden im Felde verdient, ſey mehr werth, als der natürliche Hauptmannsorden, wie man ihn jetzt nennen konnte, allein jeder Lieutenant, der den Zug nach Rußland mitgemacht hatte und ſo vernünftig war, nicht in der Bereſina zu ertrinken, bekam den Orden ebenfalls, zur Belohnung des Verdienſtes, nicht erfroren zu ſeyn.

Der Civilverdienſtorden wird alten Staatsdienern zu Theil, meiſt Oberamtleuten, die ihrem Bezirk würdig vorſtanden, gute polizeiliche Aufſicht führten, beſonders auf Unterdrückung aller Demagogie ein gutes Augenmerk hatten, und bei Deputirtenwahlen zum Heil des Staats und der Regierung wirkten; alten Cameralverwaltern, welche die Steuern immer richtig eintrieben und bei öffentlichen

Pachtungen und Verkäufen auf ordentliche, dem Staat und der Regierung holde Bürger Rückſicht nahmen; Zollbeamten, die nie ein Haar breit von ihrer Regel gewichen, und alle Defraudanten ſo lange feſthielten, bis ſie auch den letzten Heller der Strafe bezahlt hatten; Unterſuchungsrichtern, die keine aufrühreriſche Schrift unbeachtet ließen und den fatalen Verfaſſer mit ſeinen Helfershelfern zu den nöthigen Geſtändniſſen brachten; Mitgliedern der Abgeordnetenkammer, die nie den Grundſätzen wahren Volksglücks und den Vorſchlägen der Miniſter zuwider waren; Schriftſtellern, welche die fehlerhafte Richtung des Liberalismus an ſich ſelbſt und Andern zu verbeſſern wußten; manchmal auch alten Pfarrern, beſonders Decanen, die ihr fünfzigjähriges Dienſtjubiläum feierten, und durch dieſes „von“ ſchon hienieden die Seligkeit des Himmels verſchmeckten, von welcher ſie ihren Schafen ſo viele Jahre hindurch gepredigt hatten. Regierungsräthe, Staatsräthe, Oberappellationsräthe, Oberjuſtizräthe und ſo weiter hinauf bis zum Miniſter, haben ohnehin Anſpruch auf den Civilverdienſtorden. Sie haben vielleicht Jahre lang auf dieſen Schmuck gewartet, und die Ertheilung des rothen Bändchens macht ſie glücklicher, als manchen Familienvater die Geburt eines Sprößlings, beſonders, wenn er ſchon vorher deren mehrere hatte. Doch giebt's auch welche, die den Orden nur tragen, wenn's nöthig iſt, bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. beim Kirchgang an des Königs Geburtstag, die aber ſonſt nie das „von“ unter ihren Namen ſchreiben, weil ſie ſtolz ſind auf ihr Bürgerthum, wie Mirabeau auf ſeine Jakobiner-Mütze, und ſich eben ſo wenig Ritter heißen laſſen wollen, als ſie die vielleicht angetragene Erhebung in den wirklichen ſich forterbenden Adelsſtand annahmen. Das Bewußtſeyn, trotz der bürgerlichen

Abkunft Miniſter und vielleicht unentbehrlicher Miniſter geworden zu ſeyn, iſt ihnen mehr werth, als der Zuruf „Herr Baron.“

Am angemeſſenſten iſt die Ertheilung des Civilverdienſtordens an Hofräthe und Commerzienräthe. Kein reicher Kaufmann, kein Banquier, wenn er es einmal zu etwas gebracht hat und ſich ein Anſehen geben will, kann leben ohne den Titel Commerzienrath. Denn einen Titel muß man doch haben, wenn man ein Haus machen will. Allein dieſer Titel iſt blos der Uebergang zu etwas Höherem. Ein Hof- oder Commerzienrath ruht nicht, bis er die Ritterwürde erlangt hat. Dieſe Räthe haben unſtreitig ein großes Verdienſt um den Staat. Sie haben Geld, und es giebt kein größeres Verdienſt als das, Geld zu haben. Die größte Dummheit iſt, kein Geld zu haben, obwohl das den geſcheudteſten Leuten hie und da paſſirt, woraus klar erhellt, daß auch die geſcheudteſten Leute dumme Streiche machen. Ich kannte aber einen Hofrath, der war ſehr geſcheudt und hatte große Verdienſte um den Staat, denn er hatte ſehr viel Geld. Den Hofrathstitel hatte er längſt; nun hoffte er auch das Kreuzlein. Wenn ſich's nur durch ein kleines Präſent an dieſen oder jenen Miniſter hätte einleiten laſſen! Lange hoffte er vergebens; endlich ward ſein Sehnen erfüllt. Der Tag, an dem er den Civilverdienſtorden empfieng, war ein großer Feſttag für ſein ganzes Haus. Er wunderte ſich nur, daß nicht die ganze Stadt oder wenigſtens die Nachbarn ebenfalls illuminirten. Den andern Morgen ließ er wie gewöhnlich ſeinen Kutſcher herauf kommen. Der Herr ſaß im Schlafrock, bequem auf dem Sopha, als Johann hereintrat. „Iſt nichts Neues vorgekommen?“ fragte der neue Ritter. „Nicht, daß ich wüßte,“ antwortete der Kutſcher trocken.

„Ich frage, ob nichts Neues vorgekommen iſt,“ rief wieder der Hausherr. „Die Pferde ſind geſund und freſſen, Herr Hofrath,“ erwiderte ruhig Johann. „Eſel,“ ſchrie der decorirte Herr, indem er den armen unwiſſenden Pferdebändiger am Rockkragen ergriff. „Da ſieh' her, ich bin jetzt gnädiger Herr!“ Der gute Mann hatte ſein Ordensband an den Schlafrock geheftet. Am Frack trug er's ohnehin und am Rocke ebenfalls, oft an beiden zuſammen, nämlich wenn er den Rock über den Frack anzog.

Der perſönlich Geadelte iſt ſtolzer auf ſein „von,“ als der geborene Ritter. Was man erwerben hat, iſt mehr werth, als was man von Geburt an zu haben gewöhnt iſt. Noch ſtolzer, als er aber, iſt ſeine Gattin. Zwar geht ſie dieſer Verdienſtadel nichts an, da er blos der Perſon des Empfängers angehört, aber ich habe ſchon Briefe geleſen und zwar an die vertrauteſten Freundinnen und als Unterſchrift ſtand da: Deine getreue Agnes, Ritterin des Civilverdienſtordens. Sollte ein Bedienter ſich einfallen laſſen, die edle Ritterin nicht „gnädige Frau“ zu tituliren, — er wäre am längſten im Hauſe geweſen. Wer wohl daranwerden will, muß die Töchter „gnädige Fräulein“ und die Söhne „Herren von“ nennen. Der größte Schmerz beim Tode des Vaters iſt der, daß nun die adeliche Freude ein Ende hat. Kein Menſch denkt nun mehr daran, die Kinder mit „von“ zu tituliren, da es ihnen nie gebührt hatte.

Der perſönliche Adel iſt außer Württemberg auch noch in Sachſen, Baiern, Dänemark und wohl auch anderswo zu Hauſe. Ob ich wegen dieſer Skizze den Orden bekomme, iſt mir derzeit noch unbekannt.

Der Württemberger am Pfingſtmontag.

Der Pfingſtmontag wird überall in Ehren gehalten, doch nirgends mehr als in Württemberg. Der Badenſer arbeitet am Pfingſtmontag, der Württemberger würde aber lieber den Charfreitag über ſchaffen, ehe er am Pfingſtmontag ſich etwas aufbürden ließe. Der Oſtermontag iſt auch ein heiliger Tag, denn man feiert da das Auferſtehungsfeſt des Frühlings, aber der Pfingſtmontag iſt doch noch heiliger, denn an dieſem Tage wird der Frühling erſt begriffen, da geht ein neuer Geiſt in dem Menſchen auf, der Geiſt der Luſt und der Freude, daß er es vermag, die herrliche Frühlingsſonne in ſein Herz aufzunehmen und verachtungsvoll niederzublicken auf die Thorheit einiger engherzigen Seelen, die da glauben, unſer Herrgott hätte die Erde nur zu einem Jammerthal geſchaffen, damit der Menſch in demſelben ſein Fleiſch kreuzige und bei Faſten und Kaſteiung auf das wohlſchmeckende Manna des Himmelreichs warte.

Am Pfingſtmontag zu Hauſe zu bleiben, wäre für den Württemberger gerade ſoviel, als bei ſchönem Wetter mit geſundem Leibe und am hellen Tage in's Bett zu liegen. Es geht nicht. Nicht einmal in die Kirche kann man gehen, obgleich ſie der Pfarrer, der ſchon weiß, wie viel Uhr es geſchlagen hat, immer um ein Paar Stunden früher als gewöhnlich läßt. In die Kirche geht an dieſem Tage nur, wer drein muß, d. h. die alten Weiber, die Ortsvorſteher, die Schulkinder und der Meßner. Aber wohin denn, wenn man nicht in die Kirche geht? In's Wirthshaus? Gott behüte. Die Wirthshäuſer werden von den Einheimiſchen an dieſem Tage nicht beſucht; ſondern auswärts geht's,

fort über Berg und Thal. Der Städter geht auf's Land, der Dorfbewohner geht in die Stadt. Das iſt eine alte Geſchichte, und klüglich ſo eingerichtet, damit Stadt- und Dorfbewohner einander ſo ſelten als möglich ſehen und deßhalb in Sitten und Gewohnheiten ſo verſchieden als möglich bleiben möchten.

Eigentlich iſt der Pfingſtmontag nicht für die alten Leute, ſondern für die Jugend erſchaffen worden. Der ältere Bürger der Stadt nimmt ſeine ſonntäglich geputzte Ehehälfte unter den Arm, und geht ſteifen Schrittes und ledernen Herzens den Fußweg dem nächſten Dorfe zu, und er freut ſich, daß er nicht iſt, wie dieſer dummen Bauern Einer, und ſpricht von der Predigt, dem Kriege in Spanien und von Faden und Seide, wenn er ein Schneider iſt. Im Wirthshaus des Dorfes thut er ſich gütlich, d. h. er trinkt wohlfeilen Wein und möchte ihn gerne noch wohlfeiler haben, und ißt Kuchen dazu in bedeutender Quantität und zankt dabei über die Qualität die Achſeln und dann geht er bei Zeiten nach Haus und ſtreckt die magern Glieder, wie ſich's für einen ehrlichen Spießbürger geziemt. Der ältere Bauer aber wird am Pfingſtmontag Naturfreund. Mit ſeinem Nachbar geht er hinaus auf's Feld und beſieht ſich ſeine Aecker, und er freut ſich, wenn die Früchte gut ſtehen, und er gedenkt der Ernte und der Freigebigkeit der Natur, und er dankt dem gütigen Schöpfer und hofft auf beſſere Fruchtpreiſe. Was thut aber die löbliche Jugend, die Buben und Mädchen, wie man ſie heißt bis zur Verheirathung? Sie gehen zum Tanz. Zu ganz Württemberg wird am Pfingſtmontag getanzt, und der Reſidenzler geht dem Bauernburſchen mit gutem Beiſpiele voran.

Schon die ganze Woche vor dem Pfingſtmontag her

iſt der ſchwäbiſche Merkur voller Annoncen über Muſiken und Tanzlocale, die aller Orten angeprieſen werden. Die ganze Umgegend Stuttgarts ſcheint in einen Ballſaal umgewandelt. Von Häslach, von Gablenberg, von Gaisburg, von Berg, von Cannſtadt, von Unter- und Obertürkheim, von Zuffenhauſen, von der Solitüde, von Waiblingen, überall her wird angezeigt, daß am Pfingſtmontag gutes Getränke und Muſik um weniges Geld zu haben ſey. Wer ſollte ſich abhalten laſſen? Alles iſt auf den Beinen, und nicht einmal immer auf ſeinen eigenen; denn alle Gäule, die ihren Mann zu tragen wiſſen, ſind requirirt. Eine ganze Woche vorher ſchon iſt keine Chaiſe mehr zu haben, denn am Pfingſtmontag fährt fort, wer nur einmal im Jahre zu fahren im Stande iſt, und die armen Fiakergäule von Stuttgart nach Cannſtadt müſſen den Weg ſo oft zurücklegen, daß ſie von nun an denſelben blind finden können, was auch nicht ſelten der Fall iſt. Solche Bälle auf den benachbarten Ortſchaften haben eine eigene Schattirung. Man ſieht eine Menge geputzter Herren und Damen, aber in den feiertäglichen Kleidern ſtecken lauter Leute, die ſonſt mit dem Beſen oder Pfriemen nicht unbekannt zu ſeyn pflegen. Ein Geſelle, der ſeinen Schatz nicht zum Tanze führte an dieſem Tage, hätte ihn für immer verloren. Oft ſieht man auch Herren andern Schlags unter der Handwerksburſchen-Geſellſchaft, Herren mit feinen Glacehandſchuhen, Sporen an den Stiefeln und der Reitpeitſche in der Hand; aber ſie ſind nicht da, des Tanzes wegen, ſondern ſie gedenken im Trüben zu fiſchen. Eine Magd im Putz iſt ihr Sinnen und Trachten, und man ſieht ſie mit Dirnen vertraulich ſchäckern, deren Gruß den andern Tag in der Stadt ſie mit Schrecken erfüllen wurde. — So der Reſidenzler; der Bauernburſche geht

aber auch zum Tanze. Er hat nicht weit zu gehen, denn der Tanz iſt in der Oberamtsſtadt. Zwei Geiger und ein Clarinettiſt! Friſch auf, wie die Burſche ſich ſchwingen, und die Mädels ſich drehen! Der Wein fließt in Strömen, denn wenn man einmal toll ſeyn will, muß man es recht ſeyn. Nichts von Berechnung, wieviel auf den andern Tag noch übrig bleibt! Den andern Tag wird wieder gearbeitet und man braucht kein Geld. „Mir einen Tanz!“ ruft ein ſchweißtriefender Burſche in Lederhoſen und Hemdärmeln, denn den Rock oder das Wamms hat er weggeworfen, weil's ihm zu heiß wird, dagegen brennt die kurze Holzpfeife im Mund und die ſchwere Sammtpelzmütze ſitzt verwegen auf dem Kopfe. Er wirft der Muſik ein Paar Vierundzwanziger zu und ſtolz führt er den Reigen an. Der Boden zittert von ſeinen Sprüngen und weithin ſchallen ſeine gellenden „Juchheis.“ Früh am Mittag beginnt das Vergnügen, aber ſpät erſt in der Nacht hört es auf, denn an dieſem Tage hat der Pfarrer kein Wort dareinzuſprechen und die Polizei iſt ſo ſtill, als exiſtire ſie nicht. Wohl bleibt's oft nicht beim bloßen Tanze, ſondern gar oft kommt's zu Streit und Händeln und ein anderer Tanz geht los, der Tanz mit den Stuhlfüßen, der ſtatt der Schweißtropfen blutige Köpfe erzeugt. Wagt's einmal ihr Schuſter- und Schneidergeſellen des Städtchens auf den Tanzboden zu kommen, wo die Bauernburſche ihren Pfingſtmontag feiern, wagt's mit ihren Mädchen ohne ihre beſondere Erlaubniß tanzen zu wollen, oder wagt's ihr Bauernburſche von jenem Dorfe, mit denen die Burſche von dieſem in uralter Fehde ſtehen, wagt's in ihren Tanz auch einmiſchen zu wollen, Hei! wie die Scene ſich ändert, wie mit einem Ruck den eichenen Stühlen die Füße abgeknickt werden, wie derb nun die Schläge fallen, überall

hin, wo's trifft, bis eine Parthie den Kampfplatz räumt, und der andern das Schlachtfeld überläßt! Von Glück iſt noch zu ſagen, wenn die Meſſer nicht gezogen werden; denn ein Oberländer Bauernburſche vergißt ſein Meſſer ſo wenig und weiß es ſo gut zu führen, als der Italiener ſeinen Dolch. Aber auch ohne Meſſerſtiche geht's oft blutig genug zu, und mehr als Einer wird ſchwer verwundet vom Platze getragen und wird vielleicht zeitlebens keinen Tanzboden mehr betreten. Wohl ſucht man auf alle Art ſolchen Raufhändeln zu ſteuern und die Regierung hat ſchwere Strafen darauf geſetzt, faſt ſo ſchwere als auf Tumult und Revolution, bekanntlich das Schlimmſte, was ein Staatsbürger zu gegenwärtiger demagogiſchen Zeit beginnen kann, wohl hat die chriſtliche Geiſtlichkeit ſchon oft und viel ſich darüber beklagt, daß die Tanzvergnügungen nichts anderes ſeyn, als Feſte vom Satan erfunden, und die Landſtädtchen an Feiertagen und Sonntagen nichts anderes, als die Cloake der Dorfer umher, worin dieſe ihren Ueberfluß an Rohheit und Tollheit niederlegen; aber ſo lange den kräftigen Burſchen noch wildes Blut in den Adern fließt, ſo lang ihr aus den ſtarken Naturen keine moraliſch-pietiſtiſche Treibhauspflanze macht, ſo lange wird die Kraft des Volkes noch manchmal in Rohheit ausarten. Laßt ſie nur ſich balgen, ihre blutigen Köpfe bringen ſie ſchon zur Beſinnung. Iſt's denn an andern Orten anders, wo der Bauer ſo wenig demoraliſirt iſt, als bei uns? Arbeitshaus und Gefängniß ſchrecken nicht ab, denn wer denkt an die Folgen, wenn die Leidenſchaft glüht? Die meiſte Wirkung hätte es noch, wenn ein luſtiger Bezirksbeamter einmal ausſchriebe, daß alle die, welche ſich heute zu Luſt und Vergnügen prügeln, den andern Tag zur Strafe ſich wiederum prügeln müßten!

Was thut nun aber der gebildete Württemberger, der Honoratior am Pfingſtmontage! Ihm iſt an dieſem Tage ein beſonderes Vergnügen zugeſagt. Wohl tanzt auch er, denn aller Orten ſind im Merkur und in den Localblättern Honoratioren-Bälle angezeigt und die Beamten- und Kaufmannstöchterleins freuen ſich unendlich auf dieſen Tag. Aber jedes ordentliche Landſtädtchen hat jetzt ſein Caſino, und alle Jahre ſein halbes Dutzend Bälle extra, alſo iſt das Tanzen an dieſem Tage nicht die Hauptſache. Ein groſſeres Feſt feiert der gebildete Württemberger an dieſem Tage, denn am Pfingſtmontag wird die Nebelhöhle beleuchtet.

Wer kennt nicht Wilhelm Hauff, den ſchwäbiſchen Walter Scott? Wer hat nicht ſeinen Lichtenſtein geleſen? Wer weiß nicht, daß der böſe ritterliche Ulrich in der Nebelhöhle lange verborgen hauste und nur durch den treuen Ritter von Lichtenſtein dort erhalten wurde?

Die Nebelhöhle iſt eine ſehr groſſe Tropfſteinhöhle; die herrlichſten Tropfſteinbildungen ſind darin zu erſchauen. Einen groſſartigen Eindruck macht es, wenn man die Höhle in kleiner Geſellſchaft mit Fackeln beſucht, einen blendenden Eindruck aber macht es, wenn die ganze Höhle förmlich beleuchtet iſt.

Es iſt ein altes Herkommen, am Pfingſtmontag wird die Nebelhöhle illuminirt. Jedermann im Lande weiß es und zum Ueberfluß macht man's noch in allen Zeitungen bekannt. Oberhalb der Höhle, auf dem Rücken des Berges, in deſſen Mitte ſie liegt, iſt ein groſſer freier Raum im Walde. Es ſind keine Tiſche und Bänke da, nur wenige Zelte für die Wirthe aus der Umgegend, aber der Boden iſt dicht mit Gras bewachſen und die Bäume des Waldes gewähren herrlichen Schatten. Hier iſt der Sam-

melplatz. Morgens in aller Früh kommen die Wanderer von Nah und Fern. Von allen Seiten der ſieht man Equipagen anfahren, Reiter in Uniformen und ohne Uniformen, nicht ſelten mehrere vierſpännige Wagen, auf die die Honoratiorenſchaft eines ganzen Städtchens gepackt iſt. Jeder Ort Württembergs ſtellt beinahe ſeinen Repräſentanten, die Studentenſchaft Tübingens ſcheint gänzlich ausgewandert zu ſeyn, in den nächſten Ortſchaften konnte man keine Seele zu Hauſe treffen. Eine Menge alter Bekannter ſchütteln ſich treulich die Hände, eine Menge neuer Bekanntſchaften werden gemacht. Luſtig iſt's, die Leute alle, die im Graſe lagernd den Morgenimbiß einnehmen, ſich zu betrachten: da einige gepuzte Damen, ſie ſind in ihrem Gefährte ſitzen geblieben, dort ein Paar Bauerndirnen aus dem kräftigen Steinlachthale; da Studenten mit Jakobiner-Mützchen, dort geſetzte Herren mit goldbeknopften Bambusſtöcken; da Bauern in Zwilchkitteln, dort Künſtler mit langen fliegenden Haaren. Es iſt ein buntes Gemengſel; aber unter den Tauſenden, die hier verſammelt ſind, iſt auch nicht Ein trauriges Geſicht. Aus Einem Glaſe trinkt eine ganze Geſellſchaft, denn ſie hat nicht mehr Gläſer auftreiben können; der Schinken wandert in der Runde herum, und Jeder ſchneidet ſich, ſo dick oder dünn er's vermag. Die Wirthe in ihren Marketenderzelten können nicht genug auftreiben, dennoch aber leidet Niemand Mangel, denn wer zu Wagen gekommen iſt, hat Vorräthe mitgebracht, und brüderlich theilt er auch mit Unbekannten. Endlich ſtürmt's in die Höhle hinab. „Achtundvierzig Kreuzer Entrée für die Beleuchtung.“ Ein herrlicher Anblick! Wo es möglich war, iſt eine Lampe an der Wand angebracht und die weiten Räume, deren Ende du nicht erblicken kannſt, funkeln wie mit lauter Edelſteinen. Sind

auch Tausende von Menschen in der Höhle, dennoch verschwinden sie fast in dem großartigen Gewölbe; denn hier hat sich die Natur eine Kirche gebaut, die von keiner durch Menschenhände gemachten übertroffen wird. Sonderbar hallt das Summen der vielen Menschen von den Ecken wieder. Endlich hat man genug gestaunt, kühne Kletterer sind sogar, zum großen Verdruß ihrer weißen Hosen, bis in die Ulrichshöhle gelangt. Aber nun „hinaus, hinaus in's Freie." Es hält schwierig hinauszukommen, denn immer noch kommen frische Truppen an. Aber endlich ist man oben. „Fort auf den Lichtenstein."

Der Lichtenstein ist nur eine halbe Stunde von der Nebelhöhle entfernt. Es ist ein kleines Jägerhäuschen auf schroffem Felsen erbaut. Der Felsen steht ringsum frei, ringsum nur mit Luft umgeben. Zum Lande führt eine schmale Brücke. Ein Förster bewohnt das Häuschen, aber an dem heiligen Tage ist der Förster zum Wirthe geworden.

Eine wundervolle Aussicht lohnt den Weg von der Nebelhöhle hieher. Weithin sieht man über die Alpgebirge und unter sich hat man ein tiefes, tiefes Thal, von jener Schönheit, die an die Schweizerthäler erinnert. Wer aber zum Fenster des Jägerhäuschens hinausschaut, der nehme sich wohl in Acht, daß der Schwindel ihn nicht erfasse. Denn viele hundert Schuh tief geht der Felsen senkrecht hinab, und die Tiefe scheint unabsehbar. Doch die Aussicht ist nicht die Hauptsache, die Hauptsache ist die Gesellschaft. Wiederum lagert man sich im Freien, denn die wenigen Zimmer des Häuschens haben nicht Raum. Abermals löscht man den Durst, stillt man den Hunger. Verschiedene Gruppen bilden sich. Da herrscht Lust und fröhliches Lachen; dort constituiren sich ein Paar Dutzend als Sängergesellschaft und viele lauschen vergnügt ihren Di-

lettantenkehlen, hier wird über die Ereigniſſe des Tags geſprochen, Politik kommt an die Tagesordnung und ein Redner, begeiſtert von Wein und Sonnenhitze, hält einen Vortrag über Fürſtenthum und Demagogie. An Muſik und Bettlern fehlt's auch nicht. Lange bivouacquirt man da; endlich aber ermahnt die ſich neigende Sonne an den Heimweg. Nur ein Philiſter geht nach ſolch' einem Tag nach Hauſe. Iſt ja doch Ball in Unterhauſen, Ball in Pfullingen, Ball in Reutlingen! An dieſem Tage dürfte der Wirth einen Saal haben, ſo groß als das Ulmer Münſter, er würde doch voll! Er dürfte ein Wirthshaus haben, hundertmal größer als der Weidenbuſch in Frankfurt, es würde doch an Zimmern gebrechen! Alles, der ganze Raum der Wirthshäuſer iſt gedrängt voll. Nicht allen iſt es vergönnt, ein Schlafgemach zu finden. Wer denkt aber auch an's Schlafen? „Friſch auf und getrunken!" Und getrunken wird, bis der helle Tag erwacht, und dann ſetzt man ſich zu Pferde oder wirft ſich in die Chaiſe und fährt nach Hauſe.

Um die Nebelhöhle beſuchen zu können, muß Mancher eine ganze Woche opfern, denn die Höhle liegt am Anfange der Alp, nur wenige Stunden von Tübingen, und von Ulm oder Heilbronn iſt's weit dahin; aber gerne opfert man Zeit und Geld, denn man trifft ja Freunde und freudige Geſellſchaft. Gutes Wetter iſt ohnehin immer beſtellt.

Ein Genuß beim Beſuch der Nebelhöhle fällt nun bald weg. Das Jägerhäuschen auf dem Lichtenſtein wird in ein alterthümliches Schlößchen verwandelt werden, und ein Graf von Württemberg daſſelbe als Luſtſchloß bewohnen*. Die Zeiten der alten Lichtenſteiner kehren wieder!

* Anmerkung. Iſt bereits geſchehen!

Der Contrathierquäler.

Die Thierfreundſchaft oder die Freundſchaft gegen Thiere iſt ſchon ſehr alt. Es gab eine Zeit, da war ſie beſonders den Damen eigen, nunmehr hat ſie ſich auch der Männer bemächtigt.

Noch ſind keine fünfzig Jahre verfloſſen, da ſchrieb Göthe ſeinen Werther. Sigwart, eine Kloſtergeſchichte, exiſtirte ſchon oder kam ſogleich darauf, denn auf ein Paar Jahre mehr oder minder kann ich mich vor lauter Rührung nicht entſinnen. Der empfindſamen Reiſen wurden viele gemacht ohne Sterne'ſchen Humor. In jenen Zeiten waren die Thränen an der Tagesordnung, man weinte ſie Eimerweiſe. Eine gebildete Dame konnte nur mit rothen Augen in Geſellſchaft kommen, und der Bediente mußte ſieben Schnupftücher nachtragen, die alleſammt nachher durch kein Waſſer mehr gezogen werden durften. Die Empfindſamkeit war ſo hoch geſtiegen, daß man gar nichts mehr empfand, als lauter Empfindſamkeit. Man ſang nichts als Klaglieder und mancher kaltblütige Ehemann ſang mit und zwar die Klagelieder Jeremiä. Die Leiden der Philomele wurden allgemein gefühlt, und manches zarte Dämchen gurgelte eben ſo zarte Liebesſchmerzen, auch wenn es kaum eine Anlage von einer Nachtigallenſtimme hatte. Alle Frauenzimmer hatte ein großer Weltſchmerz ergriffen und ſie wußten ſich nicht zu faſſen, woher auch jetzt noch zum Theil ihre geringe Faſſungskraft kommen ſoll. Ueber den Hintritt eines bocksbeinigen Staars, der in ſeinem Leben nichts von Gefühl gezeigt hatte, konnte eine dicke Waſchfrau in Thränen zerfließen und ein Tritt auf den Drudenfuß einer Katze brachte eine ſüße alte Jung-

frau in Verzweiflung. In jenen Zeiten geſchah es, daß einmal eine thierſchmerzliche Dame dem Bedienten befahl, eine Mücke, die ſie durch ihr Sumſen genirte, zu fangen und in's Freie zu tragen. Der Bediente kehrte aber alsbald mit der Mücke zurück, denn es regnete und man konnte ſie doch einem ſolchen Uebel nicht anvertrauen. Es war eine ſehr rührende Zeit.

Dieſe Zeit iſt nicht mehr; die Empfindſamkeit und Sentimentalität iſt aus der Damen Herz entflohen, wie ein Kanarienvogel aus dem Käfige, in den er nicht gehörte. Ich ſelbſt kann bezeugen, daß in manchem Weibe oft nur zu wenig Sentiments wohnen. Dagegen hat ſich jener Geiſt des Mitleids, der eigentlich gar kein Geiſt iſt, der Männer bemächtigt. Die Männer ſind nun Thierfreunde und Centralthierquäler geworden. Es giebt ein Land, wo, wenn die Weiber in die Wochen kommen, die Männer das Kindbett halten, ſich mit warmen Decken einbannen und kräftige Speiſen eſſen, gegen welch' letztern Punkt ſich nicht gar viel einwenden läßt. Warum ſollen nun die Männer nicht auch einmal empfindſam ſeyn dürfen? Das Herz will auch ſeine Rechte haben, und Leute, die ſonſt gerade nicht viel Herz beſitzen, wollen wenigſtens ein Herz gegen Thiere zeigen.

Von der Thierquälerei ſpricht man ſchon lange aller Orten viel, nirgends aber mehr, als im Schwabenland; am allermeiſten aber in Stuttgart. Es giebt Männer, die es gerne bei den Worten bewenden laſſen, aber davon ſind die Stuttgarter weit entfernt. Die Geſchichte ſoll von ihnen ſprechen; denn die Schwabenſtreiche ſind noch nicht bekannt genug! In Stuttgart hat ſich ein Verein gegen Thierquälerei gebildet. Viele Männer ſind alsbald demſelben beigetreten, lauter Thierfreunde, unter welche immer

zuvörderſt die gehören, die aus verſchiedenen Gründen keine Pferde und Equipage halten. Anführer derſelben und Gründer des Vereins iſt ein Geiſtlicher, man nennt ihn Oberhelfer, und darum iſt er auch mit Recht oberſter Abhelfer der Thierquälerei. Der Verein fand allenthalben Anklang, in ganz Württemberg bildeten ſich Unterthiervereine, die alle in Correſpondenz traten mit dem Muttervereine. Kein Städtchen iſt in Württemberg, das nicht ſeine paar Contrathierquäler zählte, und beſonders theilnehmend zeigten ſich dabei Präceptoren und gemeinere Schulmeiſter, d. h. ſolche, die den Buben ſtatt dem Lateiniſchen blos das Deutſche einprügeln. Gewiß zählt der Verein ſchon über tauſend Mitglieder.

In der That ſcheint kein Ort in ganz Schwaben geeigneter, einen ſolchen Verein in's Leben zu rufen, als gerade Stuttgart, Tübingen etwa ausgenommen. Dort wohnen auſſer den Profeſſoren, Studenten und Philiſtern, auch die Studenten-Gäule, und mit welchen Körpern dieſe herumlaufen, wie dieſe ſpringen müſſen bei magerer Koſt und ſchlechten Wegen, das weiß nur der liebe Gott, der Student und der Pferdephiliſter. In Stuttgart reſidiren die Fiakersgäule. Sieh' ſie einmal an, lieber Leſer, ſieh' wie abgemagert ſie ſind, ſieh' ihre lahmen Füße und wunden Rücken, betrachte ihre Augen, die ſchon vom Tode gebrochen zu ſeyn ſcheinen, bedenke den Weg von Stuttgart nach Cannſtadt und lies etwa noch obendrein die Silhouette: „Der Stuttgarter Fiacre," gewiß du wirſt nicht mehr ſtaunen, daß hier ein Verein gegen Thierquälerei entſtand. Ich ſchweige von den andern gequälten Thieren, den Karrengäulen, Holzſpältern u. ſ. w.; denn du haſt ſchon am Obigen genug. Der Menſch müßte kein Herz im Leibe haben, der bei ſolchem Anblicke nicht von Mitleid

bewegt würde. Die Thiere ſind doch auch zum Theil vierfüßig, wie wir Menſchen, alſo — abhelfen muß man der Noth.

Man hat zwar auswärts ſchon vielfach über dieſen Verein geſpöttelt, ja man gieng ſoweit, verſchiedenen Mitgliedern dieſes Vereins unlautere Abſichten vorzuwerfen. Als ob ſo etwas bei einer hochherzigen Geſellſchaft, wie der Contrathierquäler-Verein iſt, möglich wäre! Zwar kann man Beiſpiele erzählen, wie verſchiedene Leute ihre Thiere gar hoch hielten, gegenüber dem Menſchen. Und beſonders merkwürdig iſt eines von einem deutſchen Fürſten, dem Herzog von Zweibrücken, das meines Wiſſens noch nie gedruckt wurde. Dieſer hielt ſeine Leibgarde auf dem Karlsberg über dem Städtchen Homburg. Kein Soldat durfte ohne Urlaub vom Herrn ſich in das Städtchen herunter verfügen, ungeachtet die Leute den größten Mangel litten und wörtlich genommen am Hungertuche nagten. Poſten von Feldjägern waren Tag und Nacht ausgeſtellt, mit dem Befehl, Jeden niederzuſchießen, der keinen Urlaubspaß bei ſich hätte. Dagegen hielt er über tauſend Hunde, die in Compagnien eingetheilt waren. Je zwanzig Stücke ſtanden unter Verpflegung eines Jägers. Jeder Hund bekam täglich ein Pfund Fleiſch und drei Pfund Brod. Alle waren mit Namen in ein Buch eingeſchrieben und in Zimmern verwahrt. Jeden Morgen mußte Rapport über ihr Befinden gemacht werden. Wenn eine Hündin warf, ſo erhielt ſie eine roßhaarene Matratze. Die Jungen wurden wieder mit Namen eingeſchrieben, und der unachtſame Einſchreiber ſtrenger beſtraft, als ein Pfarrer, wenn er im Taufbuch etwas vergißt. Fehlte ein Jägerburſche in der verordneten Behandlung ſeiner Hunde, ſo wurden ihm die Haare abgeſchnitten und er kam auf unbeſtimmte Zeit nach

Zweibrücken unter die Galleeren, unter denen mancher verreckte blieb und, vermengt mit Verbrechern, Jahre und Tage ſchmachten mußte. Derartige Beiſpiele gieht's noch viele, und man darf ſich nur an die alten Zeiten erinnern, wo die Jagdhunde beſſer gehalten wurden, als die Bauern. Allein das ſind lauter vergangene Zeiten, und dieſe Leute geboren nicht zum Stuttgarter Contrathierquälerverein. Doch man weiß auch Beiſpiele aus neuerer Zeit. Man erzählt ſich von jenen empfindſamen Damen, am Ende des letzten Jahrhunderts gar ſonderbare Dinge, und wahr iſt, daß der Ehegemahl vor lauter ſüßen Redensarten der Dame ſeines Herzens es oft nicht aushalten konnte, daß die Kinder oft mehr Schläge bekamen, als der Kanarienvogel gliedlos wurde, daß die Kammerkatze nur zu oft mit rothgeweinten Augen umherging, während die Naturakatzen auf ſeidenen Kiſſen lagen, daß der Bediente über Zeit mußte, wenn man es zu ſchlecht fand, um einen Hund hinauszujagen. Ja auch in ganz neueſter Zeit ſind Thierfreunde nicht ſelten freundlicher gegen Thiere, als gegen die Menſchen. Wer wußte nicht, daß der Ochſe, wenn er Abends vom Felde heimkehrt, behaglich an ſeiner Krippe freſſen darf, während der Knecht noch lange arbeiten muß, bei ſchmaler Koſt und noch ſchmalerem Trunk, nicht ſelten dazu noch ausgeſcholten wird und mit Schmerzen auf den Untergang der Sonne wartet? denn der Ochſe muß feiſt werden und Ruhe haben, damit der Metzger ihn kauft, der Knecht aber wird nicht verkauft, und iſt nur um ſo flinker, je weniger Fleiſch er auf dem Leibe liegen hat. Man will ſogar wiſſen, daß viele Lehrer dem Contrathierquälerweſen nur darum hold ſeyen, weil ſie ihre Schüler nicht für Thiere zu halten gezwungen ſind, wenn ſich auch noch ſo viele Eſel darunter befinden. Denn ſo dürfen ſie

ihre Buben tun wie der abprügeln, ohne den Contrathierquälergeſetzen Hohn zu ſprechen. Allein von alle dem iſt bei unſerem Verein keine Rede. Er geht ganz einfach von dem Grundſatze aus: das Thier iſt von dem lieben Gott, wie alle anderen Geſchöpfe, zum Wohlſeyn erſchaffen. Wohl mag der Menſch die Thiere zu ſeinem Dienſte benützen, aber mißbrauchen darf er ſie nicht, mehr nicht erwarten, als ſie leiſten können, denn Barmherzigkeit iſt ſeine erſte Pflicht und die chriſtliche Liebe erſtreckt ſich nicht blos auf Chriſten, ſondern auch auf Ketzer, Juden, Türken und Thiere. Wahrhaftig ein großes Herz haben die Contrathierquäler, und man darf Großes von ihnen erwarten; denn die Menſchenfreundlichkeit wird nun auch allgemein werden, das Prügelſyſtem wird aufhören, alle Menſchen werden Brüder und Schweſtern und von einander brüderlich und ſchweſterlich behandelt. Der Contrathierquälerverein hat das tauſendjährige Reich erſt möglich gemacht, und alle Demagogen werden ihm beitreten, denn der erſte Grundſatz iſt: Gleichheit der Rechte.

Allein wie iſt es möglich, die Contrathierquäleriſchen Geſetze in's Leben zu rufen? Der Verein hat ſich hierüber nicht näher ausgeſprochen, ſondern überläßt das der Regierung, was offenbar das Geſcheidteſte und in jedem Fall auch das Bequemſte iſt. Worin werden dieſe Geſetze beſtehen? Es iſt offenbar zu viel verlangt, daß der Müllerknecht die ſchweren Mehlſäcke auch fernerhin noch trage; denn ſchon Mancher iſt unter der ſchweren Laſt erlegen oder hat ſich doch einen böſen Leibſchaden dabei geholt. Alſo ſoll ihn der Eſel tragen. Allein iſt das dem Eſel nicht unbequem? Das ſieht man ja ſchon aus dem Eigenſinn, ſo daß er ſich nur mit Gewalt vorwärts treiben läßt; würde er reden können, ſo würde er es ſagen, daß die

ſchweren Mehlſäcke für ſeine Conſtitution nicht paſſen. Was ſoll nun geſchehen? Keine ſchweren Säcke mehr machen? Dagegen beſchwert ſich der Müller und es wäre nicht menſchenfreundlich, den Müller in offenbaren Schaden zu bringen. Ich ſetze weiter den Fall, — und der Fall kam vor, — ein reicher, beſonders auch creditreicher Kaufmann — erfährt in London, daß ſein großes Seidenwaarenlager nebſt andern ähnlichen in New-York abgebrannt ſey. In Lyon weiß man noch nichts davon. Alſo auf und vorwärts! Der Poſtillon empfängt doppelte Trinkgelder, und — es geben zwar möglicherweiſe einige Pferde darauf oder werden verſprengt, allein der Kaufmann kommt 24 Stunden vor der Schreckensbotſchaft des Brands von New-York in Lyon an; er macht große Seideneinkäufe zu den alten wohlfeilen Preiſen und ſein Vermögen iſt zum Theil gerettet, denn einen Tag ſpäter hat die Seide um den dritten Theil aufgeſchlagen. Wie nun, wenn der Poſtillon ein Thierfreund geweſen wäre und nicht ſchnell hätte fahren wollen! Der Kaufmann wäre offenbar ein Lump geworden, ſeine Familie wäre vielleicht in's tiefſte Elend gekommen, allein einige Pferde hätten vielleicht weniger ſchnell ſchnaufen dürfen, und wären ein halb Jahr länger am Leben geblieben! Dergleichen Beiſpiele ließen ſich noch viele anführen, und man weiß in der That nicht, wie ſich die Sache in's Werk ſetzen läßt. Vielleicht wird den Pfarrern zum Geſetze gemacht, alle Jahre, wie gegen die Giftpflanzen, auch gegen die Thierquälerei zu predigen? Allein der Spruch: „der Gerechte erbarmet ſich ſeines Viehes,“ iſt ſehr alt und darüber predigen kann und wird man ohne Verein. Vielleicht möchte aber der Verein, daß der Staat alle gequälten Thiere aufkaufe und ſpringen ließe oder aber, wenn das erſte nicht geht, in Ruhe ernähre? Der Gedanke

iſt nicht übel, und die Thiere würden alle für eine ſolche Motion ſtimmen, allein es möchten doch etwas große Ställe nöthig ſeyn. Oder vielleicht hat der Verein im Sinne, gleich den Mäßigkeitsvereinen zu verfahren? Will er alle Thierquäler in den Verein herbeiziehen? Der Gedanke iſt ebenfalls ſehr cosmopolitiſch, allein werden ſich alle Viehhalter, Pferdehändiger, Kutſcher, Viehhirten, Poſtillons, Fiacres u. ſ. w. ſobald überreden laſſen? Wer in der That eine Freude an der Unmäßigkeit hat, tritt in keinen Mäßigkeitsverein ein, und wer ſein Vieh plagen will, der will nichts von der Contrathierquälerei. Allgemeine Geſetze wird der Staat wohl geben können, die Polizei wird auch eine Aufſicht führen über augenſcheinliche Schinderei, allein wird nicht durch zu allgemeine Geſetze dem Polizeidiener und ſeinem Amtmann zu viel Willkür eingeräumt? Kleine Diebe hängt man und die großen läßt man laufen. Der Karrenbauer, welcher ſeinen Hitzeolterer, der nicht mehr anziehen will, ein bischen derb abprügelt, käme in's Loch, während der vornehme Graf, der ſeinen edeln Engländer in toller Wuth zu Tode reitet, frei ausgienge. Kann aber die Polizei Geſetze geben, die in's Nädere gehen? Es iſt z. B. höchſt wahrſcheinlich, daß es den Schweinen, wenigſtens ihrem ungebührlichen Geſchrei nach, wehe thut, an den Füßen angebunden, geführt zu werden. Sollen nun die Metzgerknechte genöthigt werden, dieſelben zu tragen? Oder ſoll man wegen eines einzigen Schweines einen Wagen miethen? Es iſt ferner, da wir gerade an den Schweinen ſind, ſo wollen wir mit ihnen fortfahren, nicht unwahrſcheinlich, daß die Schweine beim Geſtochenwerden ſehr große Schmerzen empfinden, wenigſtens ſcheint ihr erbärmliches Geſchrei nicht von Vergnügen herzurühren: ſollen nun die Metzger gezwungen werden, ſie auf den Kopf zu

ſchlagen und dem Leben mit einem Streich ein Ende zu machen? Der liebe Leſer iſt gewiß auch gerne Blutwürſte, und von den Blutwürſten wäre ſodann keine Rede mehr. Es iſt ferner ſo ziemlich gewiß, daß die Hunde die Dreſſur ſehr ungern ſehen, und ihnen beſonders die ſchmale Koſt und die verſchiedenen Prügel äußerſt unangenehm ſind, allein ſoll man künftig die Jagd ohne Hühnerhunde betreiben und die Schafe hüten ohne Schäferhunde? Sollen künftig die Reiter die Sporen abſchaffen und die Fuhrleute die Peitſche? Ich ſage nichts vom Caſtriren der Hengſte und Ochſen, denn das iſt offenbar eine durchaus unthierfreundliche Handlung, allein ſoll man denn künftig kein Ochſenfleiſch mehr eſſen und hat man auch bedacht, wie gefährlich es wäre, mit lauter Stuten und Hengſten zu pflügen? — Man ſieht, daß ſo ein jedes Ding ſein Wenn und Aber hat, ſo auch beſonders ein Geſetzbuch zu Gunſten der Thiere. Doch der Contrathierquälerverein wird für Alles ſorgen, denn er zieht weiſe und gelehrte Männer in ſeine Mitte.

Der Contrathierquäler hat beſonders zwei Worte liebgewonnen: Menſchenliebe und Thierliebe. Hat er's aber erſt in der Menſchenliebe weit gebracht, ſo wird ſich die Thierliebe ſchon von ſelbſt einſtellen. Wer die Menſchen menſchlich behandelt, wird gegen Thiere nicht unmenſchlich ſeyn. Ein Contrathierquäler reitet nicht viel und fährt nicht viel, ſondern bedient ſich meiſt der eigenen Füße. Zum Katzenhalten iſt er beſonders geneigt. Singvögel hält er gar keine.

Eine Garniſonsſtadt.

Eine Garniſonsſtadt iſt eine Stadt, worin eine Garniſon liegt. In einer Garniſonsſtadt liegt mehr Garniſon, als in der andern, das macht aber nichts zur Sache, denn eine Garniſonsſtadt bleibt ſich immer gleich.

Man hat lange Zeit geglaubt, daß es vier Elemente gebe; die neueren Phyſiologen haben den alten Glauben über den Haufen geworfen, nebſt vielem Andern. Wenn aber auch das nicht wäre, ſo würde ich dennoch behaupten, daß es in einer Garniſonsſtadt nur zwei Elemente gebe, nämlich das Militär und die Civiliſten. Militärperſonen und Civiliſten ſind vielleicht mit einander aufgewachſen, ſie ſind mit einander in eine Schule gegangen, ſie haben mit einander die tollſten Streiche ausgeführt und die ſchönſten Stunden genoſſen, aber jene ſind zum Militär gegangen und dieſe ſind im Civilſtand geblieben und — die Trennung iſt ausgeſprochen.

Warum eigentlich die beiden einander gegenüber ſtehen, als faſt heterogene Weſen, iſt ſchwer zu ſagen. Man ſagt, Offiziere und Civildiener ſeyen beide Staatsdiener und müßten alſo eher ſtreng verbunden, als ſtreng getrennt ſeyn, allein eben darin liegt vielleicht der Grund der Trennung. Die Militärperſonen in Württemberg — und anderwärts iſt's nicht viel anders — dienen nicht ſowohl dem Staate, ſondern ſie dienen dem Könige, als dem Herrn des Staates. Der König iſt oberſter Kriegsherr, er iſt insbeſondere der erſte Commandant der ganzen Armee, von ihm hängt Krieg und Frieden ab, von ihm, was eben ſo viel werth iſt, das Avancement. Für Militärperſonen iſt alſo der König der Staat. Bei Civiliſten iſt die Sache

umgekehrt, ſie dienen dem Könige, inſofern ſie dem Staate dienen. Der König iſt nicht ihr unmittelbarer Vorgeſetzter, ſondern ihr mittelbarer. Es giebt zwar unter den Civiliſten eine Menge Torys, wie man den Gegenſatz der Volkspartheie zu benennen pflegt, aber ſie ſind nur Torys, in ſoweit ſie miniſteriell geſinnt ſind, die Militärs aber ſind Torys, inſofern ſie ariſtokratiſch geſinnt ſind. Gäb's einen Krieg zwiſchen Conſtitution und König, wozu es bei gegenwärtigen Umſtänden aber keineswegs den Anſchein hat, ſo ſtünden zwar vielleicht nicht allzuviele Civiliſten auf Seiten der Conſtitution, vom Militär aber noch weniger oder gar keine. Mag dem nun ſeyn, wie ihm wolle, die Trennung zwiſchen Militärperſonen und Civiliſten iſt faktiſch. Sie ſpricht ſich auf verſchiedene Weiſe aus, am deutlichſten aber in geſellſchaftlicher Beziehung.

Die Schwaben ſind alle ſehr geſellſchaftlich. Sie gehen alle Abende in's Wirthshaus, weßwegen auch Manche das ganze Jahr über gern Winter hätten, weil man um jene Jahreszeit am früheſten in's Wirthshaus gehen kann. Sommers haben ſie ihre Biergärten, und Sommers und Winters ihre Caſino's und Muſeen. In einer Garniſonsſtadt aber giebt's immer zwei Caſino's und wenn's langt auch zwei Muſeen, in jedem Fall aber mehrere Abendgeſellſchaften. Denn dieſes Caſino wird nur von Militärs beſucht und jenes nur von Civiliſten, dieſes Wirthshaus iſt die Herberge der Soldaten und jenes die der Menſchen ohne zweierlei Tuch. Die Garniſon iſt ein Staat im Staate. Sie theilt eine Stadt in zwei Theile. Aber nur Wenige ſind's, die es mit der Garniſon halten, und dieſe Wenige ſind keine Anderen, als die Adeligen und die adelig ſeyn Wollenden. Allein wozu hätte auch eine Garniſon den Bürger nöthig? Sie iſt ſich ſelbſt genug. Wie auf der

Universität der Student den Herrn spielt und den Philister als seinen Knecht betrachtet, der von ihm lebt, so in der Garnison der Soldat. Muß sich nicht der Wirth gratuliren, der dem die Soldaten einkehren, und wenn ihm auch kein Gewinn mehr in's Haus gienge!

In einer Garnisonsstadt giebt's immer viel Adelige, sogar merkwürdig viel Adelige. Erstens sind die Offiziere alle von Adel, wenigstens Alle „Herren von," oder wenigstens lassen sie sich alle gerne so heißen. Zweitens haben die Offiziere viele Verwandte und diese sind alle auch von Adel. Ich möchte den sehen, der eines Hauptmanns Bruder nicht mit „Herr von" anredete? Ist doch der Hauptmann „von", warum soll's nicht auch der Bruder seyn? Wohl zu beachten ist dabei, daß dieser Bruder nur bei den Offizieren und Soldaten das „von" bekommt, allein er geht ja auch nur mit diesen um. Drittens und letztens aber ziehen sich in der That manche adelige Familien in eine Garnisonsstadt. Sie haben vielleicht kein Schloß auf ihren weitläuftigen Gütern, manchmal auch diese nicht, aber eine Pensen vom Staate, weil der Herr vom Hause einmal Forstmeister oder etwas dergleichen war, oder ist das Schloß sehr zerfallen, oder mögen sie nicht auf dem Lande leben, so ziehen sie denn in eine Garnisonsstadt. Warum nicht in die Residenz? Sie sind ja heffahig. O ja! Aber das Einkommen langt nicht, und in der Garnisonsstadt können sie immerhin noch ein Haus machen, so gut als es die Offiziere selbst machen und sind angesehene Leute. In einer Garnisonsstadt ist daher wohl viel Adel, aber kein hoher Adel.

Am schlimmsten ist man in einer Garnisonsstadt daran, bei einem Balle und beim Heirathen. Ein Ball und ein Ehebündniß haben viele Aehnlichkeit mit einander. Denn

nicht nur werden viele derartige Bündniſſe auf einem Balle geſchloſſen, nicht nur tanzt man auf den meiſten Hochzeiten, ſondern wie auf einen Ball den andern Tag der körperliche Katzenjammer folgt, ſo auf eine Hochzeit der moraliſche, wenn auch nicht ſogleich den andern Tag. Immer iſt's freilich nicht der Fall. Man darf ſich bei einem Ball nur nicht überleben, man darf bei einem Ehebündniß nur nicht zu viel erwarten, ſo iſt man nachher friſch und geſund. — In einer Garniſonsſtadt giebt's immer verſchiedene Bälle: Offiziersbälle und Civiliſtenbälle. Auf den letzteren fehlt's an Tänzern und auf den erſtern an Tänzerinnen. Die Männer ſind bei uns gar ſonderbare Camerade. Sie hegen noch immer den Eigenſinn, eine Frau für ſich haben zu wollen. Auch haben ſie meiſt ſchon geleſen, daß man das ſchöne Geſchlecht auch das ſchwache Geſchlecht nennt, und nun wollen ſie ihre Frauen nicht der Verſuchung ausſetzen. Was iſt eine Tugend, die nie verſucht wurde? Tugend in keinem Fall, höchſtens Unſchuld. Aber auf dieſe moraliſche Höhe der Betrachtung ſchwingen ſich die Ehemänner nicht hinauf, und eine unſchuldige Frau iſt ihnen lieber, als eine tugendhafte. Mit den Töchtern halten ſie es eben ſo. Und doch wie gerne ſehen die Mädchen und Frauen die ſchönen Offiziere! Eine knapp anliegende Uniform, glänzende Waffen, — ſoll ſolches die Sinnlichkeit nicht reizen? Und wie gerne tanzen ſie mit den Offizieren! denn die Offiziere tanzen ſo gut, ſie umſchlingen ſo zart und ſo voll und die Civilien, die Herren Aktuare, Commiſſäre, Aſſeſſoren und wie ſie alle heißen mögen, wie tölpiſch, ungelenk und — unkeck ſind ſie nicht! Aber es bleibt dabei: auf die Offiziersbälle kommen blos Offiziersfrauen und Töchter, und adelige Damen und Fräuleins. Auf die Civiliſtenbälle aber kommen keine guten

Tänzer. — Noch ſchlimmer ſtehen die Sachen beim Heirathen. Wen ſoll man heirathen? Einen Offizier? Von Herzen gerne. Aber die Offiziere ſind manchmal ſo leichtſinnig, und wenn ſie auch das Heirathen verſprechen, ſo halten ſie es nicht immer. Ach! es gehört ſo viel Geld dazu, um eines Offiziers Frau werden zu können! Wie oft aber wäre das Geld da, und nur die Väter ſind ſo hartherzig, und wollen die Einwilligung nicht geben! Sonderbar! Warum traut kein civiliſtiſcher Vater einem Officier? Ich kenne einige der letztern, es ſind äußerſt wackere Kameraden, Männer voll Geiſt und Kenntniſſen, Leute, denen man nicht das Geringſte anhaben kann, aber ſie ſind Offiziere und der Vater giebt ſeine Einwilligung nicht. Wäre der Liebhaber ein ſimpler Pfarrer, oder auch nur ein Abſchreiber mit dem Titel Secretär, mit Freuden ſagte der Vater ja, aber bei einem Offiziere nicht. Es iſt nicht der etwaigen Feldzüge wegen, an Krieg denkt gegenwärtig Niemand, als höchſtens ein Demagog, oder ein Regimentszögling, der nicht avanciren kann, nein, es iſt blos der Epauletten wegen, eine Art Epauletten- und Schärpenſcheu, ſo wie Weintrinker die Waſſerſcheu haben.

Hat's aber der Offizier ſchlimm bei Heirathsprojecten, ſo hat's der Civiliſt in einer Garniſonsſtadt noch ſchlimmer. Jenem verſagen die Eltern die Einwilligung, dieſem die Tochter. Sie hat einen Militär geſehen, der klirrende Säbel, die klingenden Sporen ſtecken ihr im Kopfe, wie kann ſie da den armen Civildiener in ſeinem ſchwarzen Fracke und ſchwarzen Hoſen noch anſehen? Er iſt viel zu einfach, zu unintereſſant. Ja wenn er wenigſtens noch eine Pikeſche trüge und wenigſtens Sonntags ſtatt zu Pferde ſäße, aber ſo — die Aeußerlichkeit fehlt ihm, und die Aeußerlichkeit iſt auch eine Hauptſache. Nur erſt, wenn

das Mädchen ſchon etwelche Liebſchaften mit dem doppelten Tuche gehabt hat, wenn ſie älter wird und an die alte Jungfernſchaft denkt, dann erſt wäre ſie bereit, ihre Hand abzugeben; allein leider! die Zeiten der Blüthe ſind vorbei, und die ausgeſtreckte Hand wird nicht ſelten nicht mehr ergriffen. So kommt's, daß es in einer Garniſonsſtadt mehr Junggeſellen und alte Jungfern giebt, als an einem gewöhnlichen Orte.

Nirgends iſt die Sicherheit größer, als in einer Garniſonsſtadt. Zwar geſtohlen wird da auch, und nicht ſelten auch noch andere Dinge, als blos Herzen. Allein die Garniſon wendet alles an, um Räuber und Diebe fern zu halten. Jede Dienſtmagd z. B., wenn ſie an den Brunnen geht, um Waſſer zu holen, darf ſicher ſeyn, rechts und links von einem Soldaten nach Hauſe escortirt zu werden, bei einem Spaziergang in's Freie hat ſie eine noch größere Eskorte, denn in einer Garniſonsſtadt werden ſogar die Dienſtmägde zur Rarität.

Niemand lebt in einer Garniſonsſtadt ungerner, als ein Referendär, Aktuar oder ſo etwas dergleichen. Er iſt iſolirt, er wird ſogar überſehen, und das kann er nicht ertragen, darum wendet er ſich ſo bald als möglich in eine andere Gegend.

Die Hauptgarniſonsſtadt in Württemberg iſt Ludwigsburg, die Todtenreſidenz Württembergs; denn nirgends ſind die Straßen breiter und die Häuſer entvölkerter. Man kann zwei Stunden lang umhergehen, ohne Jemand anders zu begegnen, als einem Soldaten. In Stuttgart bildet die Garniſon einen untergeordneten Theil und verſchwindet unter der Maſſe. Ihr Zuſammenhalten erſcheint wie jede andere Coterie. In Heilbronn laſſen ſich es die Herren Militärs wohl ſeyn bei den reichen Kaufleuten, denn

in Heilbronn muß Alles nach kaufmänniſcher Pfeife tanzen. In Eßlingen ſpielen die Herren Cavalleriſten die Herren, und in Ulm fraternisiren Bürger und Militärs. In Ulm hat der Rangunterſchied ſein Grab gefunden, und die Garniſon ihr Garniſonsmäßiges. Ulm iſt die freieſte Stadt in Württemberg.

Das Ständehaus.

Württemberg iſt ein conſtitutioneller Staat, denn es hat eine Conſtitution, die gedruckt iſt, und eine Ständekammer, die regelmäßig alle drei Jahre zuſammen kommt. Württemberg iſt aber auch ein muſterhafter Staat, denn es hat ſich England und Frankreich zum Muſter genommen und die Ständekammer iſt in eine Deputirten- und Pairskammer getheilt. In England heißt man's Unterhaus und Oberhaus, allein da man bei uns befürchtete, es möchte manchmal bei dem Unterhaus im obern Hauſe oder umgekehrt nicht ganz richtig ſeyn, ſo ſagt man kurzweg, erſte Kammer und zweite Kammer.

Geht man in Stuttgart eine etwas enge Straße, Canzleiſtraße genannt, herab, ſo ſieht man links gegenüber von einer großen Steinmaſſe, welche die Sonderbarkeit hat, ſich Bazar zu nennen, weil ſie eine Halle nebſt ungefähr 12 Fuß dicken Säulen beſitzt, die kein Licht in die dahinter befindlichen Laden fallen laſſen, — ein großes Gebäude mit drei Eingängen. Das Gebäude ſieht nicht viel gleich, egar etwas finſter und öde und rauchig, ſo ungefähr, wie manche Conſtitution in conſtitutionellen Staaten, die ich nicht nennen mag. Auch iſt der eine, neue Theil an den

andern alten, gleichſam nur hingeflickt worden; denn unſere Conſtitution beſteht erſt ſeit zwei Decennien und iſt an die altwürttembergiſche Verfaſſung hingekommen, wie ein moderner Rock an einen kräftigen Handwerksmann am Sonntag. Der Eingang in das neue Gebäude iſt großartig, ſo großartig, als die Verſprechungen in der Verfaſſung. Man geht zwiſchen einer Reihe Säulen hindurch, die, ich glaube, in ioniſcher Ordnung aufgeſtellt ſind. Dieſen Eingang benutzen hauptſächlich die Miniſter, als Säulenträger des Reichs. Der Eingang am andern Ende, in's alte Haus, das urſprüngliche Landſchaftsgebäude, iſt auch nicht klein, aber altväteriſch wie ein alter Großvaterſeſſel. Ueber dem gerundeten Portale iſt ein Wappen in den Stein gehauen. Dabinein gehen die Pairs, die Großvaterſtühle im Ameublement der Staatsverfaſſung. Der mittlere Eingang ſieht etwas gering aus, ein klein wenig commun: durch ihn paſſiren daher auch die „Gemeinen," d. h. die gewöhnlichen Abgeordneten, und neben ihnen das übrige Publikum, das zum Zuſchauen und Zuhören gekommen iſt.

Der Saal der Abgeordnetenkammer iſt in Form eines Hufeiſens erbaut, und hat deßhalb nur zwei Ecken und nur Eine geradlinigte Seite. Viele Ecken würden die Kammer zu ſchroff machen, und ſo darf ſie der Regierung doch nicht gegenüber ſtehen. Uebrigens wenn der Saal auch fünf Ecken hätte, die Herren Abgeordneten würden es doch dahin bringen, fünf gerade ſeyn zu laſſen. Die Anordnung der Sitze im Saal iſt ſehr zweckmäßig. Sie ſind rings im Halbzirkel amphitheatraliſch, drei Reihen übereinander aufgeſchlagen. Jeder Abgeordnete hat ſein beſonderes Schreibpult, auf dem er die nöthigen Bücher und die und da auch die Reden auflegt, die er nach der Geſchäftsordnung auswendig hält, oder gar extemporirt,

wobei ihm natürlich seine Augen sehr zu Hülfe kommen müssen. Unter sich hat er zwei Luftlöcher, die ihm Wärme zubringen, denn es ist Luftheizung eingeführt. Uebrigens ist die Hitze nie allzugroß, wahrscheinlich weil's meistens weder warm noch kalt zugeht. Die Sitze sind gepolstert, doch hat sich noch Keiner wegen zu lange Sitzenbleibens die Hämorrhoiden zugezogen. Gegenüber von diesem Halbmonde stehen hinter einander, parallel mit der einzigen geradlinigten Seite des Saals, 3 Tische. Der erste ist gar klein, aber hochwichtig; denn daran sitzt der Geschwindschreiber. Dieser ist der geplagteste Mann in der Kammer; nicht etwa deßwegen, weil er auf Alles hören muß, was gesprochen wird, was aber schon eine Plage ist, auch nicht weil er Alles schreiben muß, was gesprochen wird, denn dafür hat er seine Chiffern und es ist also nicht nöthig, die Reden dem Sinne nach wiederzugeben, was ihm oft sehr schwer, wenn nicht unmöglich werden möchte; deßwegen aber bedaure ich ihn, weil er es Niemand recht machen kann, absonderlich nicht denen, die am langsamsten und — verworrensten sprechen. Nach dem Geschwindschreiber kommt ein großer langer Tisch. Dieser ist für die Minister, oder in Ermangelung derselben für die Departementschefs bestimmt, nebst dero Helfershelfern, d. h. den Regierungsräthen, Staatsräthen, Oberappellationsräthen, Kriegsräthen u. s. w., die den Ministern als Regierungscommissäre beigegeben sind. Ein Minister kann unmöglich Alles wissen und noch weniger ein Departementschef, denn ein solcher verhält sich zum Minister wie 3000 fl. Besoldung zu 10,000 fl. Darum hat jeder Minister seinen Succurs. Uebrigens ist der Tisch meistens nicht vollständig besetzt, da blos der Departementschef gegenwärtig zu seyn pflegt, den die Tagesordnung gerade angeht. Hinter dem Ministertisch

ſteht ein noch längerer Tiſch. Dieſer beſteht eigentlich aus drei Abtheilungen, aus dem runden Tiſch des Präſidenten in der Mitte und aus den Secretärstiſchen auf beiden Seiten. Der Präſidententiſch iſt wahrſcheinlich deßwegen rund, weil ein Präſident auch abgerundet und abgeſchliffen ſeyn ſoll. Bei einer runden Tafel iſt es vom Centrum aus überall hin gleich weit; der Präſident iſt das Centrum, er ſoll dem Demagogen eben ſo gern das Wort gönnen, als dem Abſolutiſten, er darf ſich auf keine Seite neigen. An den Secretärstiſchen ſitzen unfreiwillige Freiwillige; denn die Secretäre werden aus der Kammer gewählt und müſſen das Amt Schand- und Ehrenhalber annehmen, und doch trägt daſſelbe nichts ein und macht viel zu ſchaffen! Kein Wunder, daß Jeder ſich ſo gut als möglich zu entſchuldigen ſucht, dieſer mit ſeinem Alter, jener mit Krankheit, ein anderer mit überhäuften Geſchäften.

Das Schönſte und Modernſte in dem großen Saal iſt unſtreitig der grüne Teppich, mit dem der Fußboden belegt iſt. Die Abgeordneten ſchreiten darauf ſo leiſe und ſanft einher, ſie treten ſo ſtill auf, daß man ihre Fußtritte oft gar nicht hört. Ein Bild mancher Volksvertretung gegenüber von der Regierung!

Der Anblick der Abgeordnetenkammer, wenn die Mitglieder alle verſammelt ſind, gewährt ein etwas ſonderbares Schauſpiel. Ich habe die franzöſiſche Deputirtenkammer noch nicht geſehen und auch noch nie einer Parlamentsſitzung in London beigewohnt. Hätte ich das, ich würde vielleicht die Sache noch ſonderbarer finden; denn hört — in Paris — ſitzen die Abgeordneten, wie ſie wollen, nach ihren Meinungsſchattirungen, und hier — in London — ſogar noch dazu in ihren gewöhnlichen Kleidern, die Pute auf dem Kopfe, die Sporen an den Stiefeln,

die Reitpeitsche in der Hand. Würtemberg aber ist ein deutsches Land und erfordert mehr Gravität, und Burschikosität ist nur auf den Universitäten an der Tagesordnung. Der alte deutsche Curialstyl ist hinlänglich bekannt, warum sollte in einer Volkskammer ein anderer Styl herrschen? Die Herren Abgeordneten sitzen also der Rangordnung und dem Alter nach; rechts vom Präsidenten die ritterschaftlichen Abgeordneten in ihren blauen Uniformröcken, links die Abgeordneten der guten Städte, und gerade gegenüber die Herren Prälaten von protestantischer Seite und neben dem Bischofe die Ersten der katholischen Kirche. Die Prälaten, der katholische Bischof mit seinem Domkapitular und ersten Decane erscheinen in ihrer Amtstracht, d. h. im Kirchenrocke. Allein ein Unbekannter würde glauben, die ganze Kammer sey aus Prälaten zusammengesetzt, denn die übrigen Abgeordneten haben alle dieselbe Uniform, und zwar ein seidenes Mäntelchen, wie es die protestantischen Pfarrer — nur von gröberem Zeuge — auf den Kanzeln zu tragen pflegen. Die Leichenmäntel unserer Oberländerbauern sind auch nicht unähnlich. Warum das so ist, habe ich nie ermitteln können, vielleicht deswegen, weil die Geistlichen den Grundsatz kennen: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; vielleicht auch, um Alles, was gesagt und beantragt wird, mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken. Diese Mäntelchen sind alle nach Einem Schnitte, und es ist nur Schade, daß die Regierung sie nicht gratis liefert; so könnte sie dieselben vollends ganz nach ihrem Sinne zuschneiden lassen.

Die Abgeordnetenkammer besteht aus lauter Volksvertretern. Wahrscheinlich sitzen deswegen auch die Abgeordneten der hohen Ritterschaft darum! und noch wahrscheinlicher aus demselben Grunde — die Herren Prälaten und

der katholiſche Biſchof mit ſeinem Gefolge! Nicht minder wahrſcheinlich auch der Canzler der Univerſität! Alles blos der Volksvertretung wegen! Lauter Deputirte, vom Volke Abgeordnete! Zwar die Prälaten, die katholiſchen vornehmſten Prieſter und der Canzler ſitzen in der Kammer von Amtswegen, und lebenslänglich, und ſind deßwegen in andern Staaten zu den Pairs geſchlagen; allein in Württemberg muß man doch auch etwas Apartes haben, ung die Regierung, welche die Prälaten und die Kanzler ernennt, hat ganz Recht, wenn ſie eine ganz ſichere, zum Voraus ſchon ſichere Stütze in der Kammer haben will! Uebrigens iſt die Anzahl dieſer Pairs in der zweiten Kammer nicht allzugroß. Es ſind ihrer nur zehne! Der ritterſchaftlichen Abgeordneten ſind es auch nicht allzu viele, nur dreizehn! So bleiben immer noch für das Volk, alſo für eine Zahl von 1,500,000 Köpfen — gegen ſiebenzig Abgeordnete! Ein hübſches Verhältniß! Doch der Abgeordneten ſind immerhin genug, wenn nur jedes Oberamt ſeine Pflicht thut. Jedes Oberamt, anderswo vernünftiger Bezirksamt genannt, hat nämlich ſeinen Abgeordneten zu ſtellen und jede gute Stadt noch extra Einen. Wie Württemberg zu ſeinen guten Städten kam, weiß man nicht recht; doch läßt es ſich erklären. Denn als Württemberg ein Königreich wurde, da wurde auch die Einrichtung königlich. Die Civilliſte wurde königlich, das Land wurde in königliche Provinzen oder Kreiſe getheilt, die großern Städte wurden königlich — gute Städte! Und doch iſt man gerade in großern Städten den Königen oft am wenigſten gut! Allein Napoleon hatte in ſeinem Kaiſerreiche ähnliche Einrichtungen getroffen, warum ſollte ein König von Württemberg nicht auch daſſelbe anordnen dürfen? Vielleicht ſoll der Umſtand, daß beſondere Städte für ſich allein

einen Deputirten zu ſchicken haben, an die alten guten Zeiten erinnern, wo wir noch keine Verfaſſung, aber auch noch keine zwei Kammern hatten? An die Zeiten, wo jede ordentliche Stadt durch ihren Vorſtand vertreten und repräſentirt wurde, wo zwar jedweder Rittergutsbeſitzer das Recht hatte, perſönlich bei dem Landtage zu erſcheinen, wo aber die Landſtände eine ſolche Kraft zeigten, daß ſie ſogar einen Fürſten, welcher ſich das Wohl des Staates nicht angelegen ſeyn ließ, abſetzten, wie dieß z. B. Eberhard, dem Jungern, einem Herzog von Württemberg, paſſirte? — Früher verſtand es ſich alſo von ſelbſt, wer zum Landſtand gehöre. Jetzt werden die Landſtände gewählt, d. h. nicht die Pairs, denn dieſe werden zu Landſtanden geboren; auch nicht alle Abgeordneten, denn bei den Prälaten u. ſ. w. verſteht ſich die Abgeordneten-Würde von ſelbſt, aber die Abgeordneten der Oberämter und der guten Städte werden gewählt. Es iſt in der That erſtaunlich, welchen freien Spielraum man dem Volke läßt! Faſt ſollte man glauben, die Bauern ſeyen emancipirt worden! Und doch — beſehen wir einmal die Abgeordnetenwahlen etwas genauer.

Steuern hat jedes Land, wenn auch nur indirecte, Grundſteuer aber hat nicht jedes Land. Württemberg hat das Glück, Grundſteuer zu beſitzen. Auf dieſes Grundſteuerſyſtem iſt das ganze Repräſentationsſyſtem gebaut. Wer zahlt die meiſten Abgaben? Der Bauer und Grundeigenthumsbeſitzer. Wer muß alſo repräſentirt, weſſen Rechte müſſen am meiſten gewahrt werden? Die des Grundbeſitzers. Nur der Grund und Boden giebt eine Neigung zum Beharrlichen; nur der Grundbeſitzer wird nicht ewig auf Neuerungen dringen, ſondern feſthalten am beſtehenden guten Rechte. Wer hat alſo den Abgeordneten zu wählen? Derjenige, welcher Grund und Boden beſitzt.

Freilich giebt's auch noch andere Rechte zu wahren, als die des Grund und Bodens, freilich sollte man glauben, andere Leute, wie reiche Kaufleute, die mehr Abgaben bezahlen, als die Besitzer eines kleinen Guts, reiche Privaten, die von ihren Zinsen leben und Capitalisten bezahlen u. s. w., sollten auch ein Wörtchen mitzusprechen haben. Allein man glaubt gar vieles, und — so ist es einmal. In England ist das Ding bis vor Kurzem noch viel schlimmer gewesen, und in Frankreich ist's jetzt noch schlimmer und doch ist das Unterhaus und die Deputirtenkammer berühmt genug geworden! Besehen ja bei uns die Wähler nur zu zwei Dritteln aus den höchstbesteuerten Grundeigenthümern, und das letzte Drittel wird von der übrigen Bewohnerschaft frei ernannt! Und wenn auch das nicht wäre, liegt nicht genug Freiheit schon darin, daß man zum Abgeordneten wählen kann, wen man will, wenn's nur ein Staatsbürger ist, und er über dreißig Jahr alt? Rittergutsbesitzer dürfen auch noch jünger seyn, weil diese vor den Jahren zu Verstand kommen. Wird nun das Volk seine Wahlfreiheit nicht auf's Beste benutzen, besonders da völlige Wahlfreiheit in der Verfassung steht, so ungefähr, wie manchmal Sonnenschein oder Regen im Kalender? Wird es nicht blos solche wählen, die ihm conveniren? Solche, von denen es hofft, daß durch sie seine Rechte am besten gewahrt werden? Man sollte glauben, die meisten Abgeordneten bestünden aus Grundeigenthümern, denn von diesen hofft der Grundbesitzer selbst doch am meisten, beschützt zu werden. Treffen ja Nutzen und Schaden in diesem Fall den Gewählten eben so gut, als den Wähler! In der That sitzen auch viele Männer der Art in der Kammer, als z. B. Gutsbesitzen und Ortsvorsteher überhaupt, zu welchen bekanntlich, früher wenigstens, immer die reichsten und

also auch ehrbarsten und angesehensten Bauern gewählt wurden. Allein auffallen konnte es doch, daß fast noch mehr Beamte und besonders Juristen auf den Abgeordnetenbänken sitzen. Hat das Volk etwa so außerordentlich viel Vertrauen zu den Advokaten? Oder liebt es seine Beamten so gar sehr, daß es glaubt, nur durch solche seine Rechte wahren lassen zu können? Gewiß haben wir Württemberger Advokaten, vor denen man allen Respekt haben muß, Advokaten, die sogar nicht immer die Prozesse am liebsten haben, die am meisten Geld eintragen, sondern auch manchmal Männer, die gar keine Sache vertheidigen, wenn sie nicht ihre Gerechtigkeit vor dem Gesetz, oder der Vernunft, was sehr oft zweierlei ist, zum Voraus erkannt haben. Und von den Beamten kann ohnehin Niemand sagen, daß sie nicht die vorzüglichsten unter den Staatsbürgern seyen. Sonst würde sie ja die Regierung nicht zu Beamten ernennen! Ueberdieß wer kennt den ganzen Staatshaushalt besser, wer ist mehr mit allen Verhältnissen des Staats vertraut, wer ist tiefer in den ganzen Geschäftsgang des Regierungsschiffes eingeweiht, als gerade die Beamten? Ist es also nicht ein großer Vortheil für das Land, wenn so viel Beamte, als möglich, gewählt werden? Die Regierung scheint dieß auch einzusehen, und in ihrer mütterlichen Besorgniß um das Wohl des Landes wirkt sie daher so sehr als möglich darauf hin, eine Masse von Beamten in die Kammer zu bringen. Die Sache kostet oft viel Mühe, denn die dummen Bauern sehen es nicht ein, oder wollen es nicht einsehen, wie die Minister blos aus Liebe zu ihnen, diesen oder jenen Kameralverwalter, diesen oder jenen Regierungsrath, diesen oder jenen Oberamtsrichter oder gar Oberjustizrath in die Wahl bringen, und widersetzen sich oft aus Leibeskräften; aber die Bauern kommen deßwegen

doch zu ihrem Kameralverwalter, Regierungsrath und Oberamtsrichter, denn die Regierung hat eine große Macht in Händen. Wer ist es denn, der die Wahlen ausschreibt? Der Oberamtmann, d. h. der Bezirksbeamte, die oberste Polizeibehörde für vielleicht zwanzig Ortschaften. Wer ist es, der die Wahlen leitet? Der Oberamtmann. Wer hat am meisten Einfluß auf seine Bauern? Der Schultheiß, anderswo Bürgermeister genannt. Wer hat am meisten Einfluß auf den Schultheiß? Der Oberamtmann. Ein „Ja" ist eben so leicht gesagt, als ein „Nein", warum sollen also die Schultheißen nicht Ja sagen zu dem ihnen vom Oberamt vorgeschlagenen Candidaten, besonders wenn sie sicher seyn dürfen, dadurch einen Stein im Brett bei dem hochwichtigen und gewaltigen Oberamtmann zu erhalten? Dennoch erzählt man sich oft gar wunderſame Dinge von den Abgeordnetenwahlen. Früher war es gestattet, irgend einen Candidaten öffentlich zu empfehlen. Da gab es denn in Württemberg eine Partei, welche man die freisinnige nannte, und diese empfahl lauter freisinnige Candidaten. Viele Leute ließen sich durch derlei Machinationen täuschen. Allein man kam hinter die Schliche und fand, daß jene freisinnigen Männer nichts anderes seyen, als lauter Demagogen, welche bekanntlich darauf ausgehen, den Staat zu stürzen und eine Republik auf dessen Trümmern zu errichten. Ein gräßlicher Gedanke! Ist es da zu verwundern, wenn die Regierung alles thut, um solchen Plänen entgegen zu wirken? Man erfand ein sehr heilsames Institut, welches man Censur benannte, und dieses Institut wacht von nun an über alle staatsgefährlichen Ideen. Zu Gedanken zu räsonniren ist Jedermann erlaubt, aber öffentlich und laut zu denken, ist wieder eine andere Sache. Jene Zeit der Demagogie war es, welche die Advokaten

in die Kammer brachte. Denn die Advokaten, wenn ſie nämlich eine gute Praxis haben, ſind lauter geborene Demagogen. Wie das kommt, weiß ich nicht. Etwa daher, daß ſie völlig unabhängig ſind? Oder daher, daß ſie durch ihre Prozeſſe mit allen Mängeln des Staatshaushalts vertraut werden? Dieſes iſt nicht möglich und zwar nicht etwa deßwegen, wie man mir böswilligerweiſe unterſchieben könnte, weil der Staatshaushalt zu viele Mängel beſitzt, als daß man ſie alle kennen lernen könnte, ſondern deßwegen, weil er gar keine Mängel hat. Das letztere iſt meine Privatanſicht. Um jene Zeit war es auch, daß verſchiedene Beamte Advokatengrundſätze äußerten. Das Gift der Freiſinnigkeit war tief eingedrungen, aber, Gott ſey Dank! die Regierung beſitzt ein Mittel gegen das Weitergreifen, ein ſehr wirkſames Mittel. Man verweigerte jenen Beamten den Urlaub. Wer will beſtreiten, daß die Regierung nicht das Recht, ja ſogar die Pflicht dazu hat? Alle jene Beamten mit den Contraminiſtergedanken waren zu wichtig in ihrem Geſchäftskreis, als daß man ſie hätte auf längere Zeit entbehren können. Sie — einen Stellvertreter, einen Amtsverweſer ſtellen? So geſchickt, als ſie, war der Amtsverweſer gewiß nicht. Nein, man konnte ſie nicht entbehren. Die andern Beamten mit guten Grundſätzen ſtellten freilich auch Amtsverweſer, aber ſie fanden lauter ſolche, die ihre Stelle vollkommen ausfüllten, ſo ſehr, daß man ſie gar nicht vermißte. Sollte man ihnen den Urlaub auch verweigern? Freilich gingen etwelche jener Contragutegrundſätzeinhaber ſo weit, ihre Stellen niederzulegen. Da ſah man erſt, wie rückſichtslos derlei Leute ſeyen. Oder wäre das nicht rückſichtslos, auf keine Beſoldung gar keine Rückſicht zu nehmen? Eine Beſoldung iſt ein ſchönes Ding, und eine Beſoldung vom Staate ein

ſehr ſchönes Ding; denn man kann dieſelbe nie nehmen, wenn man nicht ein ſchlechter Kerl wird, und ſie vermehrt ſich ſogar von Jahr zu Jahr, wenn man nämlich vorrückt, und wird am Ende zur Penſion, in welcher Form ſie am angenehmſten ſeyn ſoll. Viele Beamte ließen ſich vielleicht gerne von Haus aus penſioniren, und ich ſehe nicht ein, warum man dieſem gerechten Anſinnen nicht entſpricht, da der Staat gar oft dabei nichts verlieren würde. Gewöhnliche Menſchen können es daher gar nicht begreifen, wie man eine Beſoldung wegwerfen kann, und was den gewöhnlichen Menſchen unbegreiflich iſt, das iſt bekanntlich nichts anderes, denn Dummheit. Freilich giengen einige dieſer Beſoldungsaufgeber ſicherer. Denn ſie ließen ſich von Privaten, die ihre Geſinnung theilten, den ganzen Betrag derſelben zuſichern, und die Privaten ſicherten wieder dieſe Zuſicherung durch Subſcriptionen. Allein wer kennt nicht das Unſichere einer Subſcription? Kann nicht dieſer oder jener der Mitunterſchriebenen ſterben? Kann es ihn nicht reuen? Kann er nicht in andere Vermögensumſtände kommen! Ein ſolches Beſoldungsäquivalent iſt auf Sand gebaut, alſo wiederum reine Dummheit. Doch jene Zeiten ſind vorbei. Künftighin wird man wählen, ſo wie es die Regierung haben will. Man ſprach zwar ſchon viel von Beeinträchtigung der Wahlfreiheit, aber man hatte keinen rechten Begriff von Wahlfreiheit. Als ob das Freiheit wäre, wenn man die Wahl hat zwiſchen dieſem und jenem! Wahre Freiheit iſt nichts Anderes, als Entſcheidung für's Gute, folglich bei Abgeordnetenwahlen Entſcheidung für die von der Regierung vorgeſchlagenen Candidaten. Was beklagt man ſich alſo über Anweſenheit von Gensd'armen bei jenen Wahlen? Gensd'armen giebt's gar keine mehr, ſondern blos Sicherheitswächter, und für die Sicherheit des

Durchgehens ihres Wahlvorschlags muß doch die Regierung wachen! Was beklagt man sich, daß Regierungsbeamte ihre Untergeordneten kommen lassen und ihnen diesen oder jenen anempfehlen? Der Geistliche auf der Kanzel predigt ja auch alle Jahre ein Paar mal über den Text: Laßt euch nicht vom Satan blenden! Was beklagt man sich, daß gewisse Verwalter des Staatseinkommens diesem oder jenem Pächter schon erklärt haben sollen, es werde für seinen Pacht gut seyn, wenn er diesem oder jenem seine Stimme gebe? Ist es doch anerkannt, daß Kameralverwalter nur Denen öffentliche Bauten, Lieferungen u. s. w. anvertrauen, auf welche die Regierung das meiste Vertrauen setzen kann! Was beklagt man sich, daß ein Oberamtmann seinen Sohn oder sonstigen nahen Verwandten empfiehlt! Der Oberamtmann wird am besten wissen, ob der Sohn in die Kammer taugt oder nicht! Was beklagt man sich darüber, daß ein Regierungscandidat sich öffentlich in den Zeitungen empfehlen darf, und der andere, der Demagoge nämlich, nicht! So sind dem Oppositionsmanne doch wenigstens die Einrückungskosten erspart! Was beklagt man sich, wenn ein Bezirksbeamter von Diesem oder Jenem erklärt, er sey nicht wählbar, weil er in eine Untersuchung verflochten sey? Der Oppositionsmann soll froh seyn, wenn er wirklich nicht in eine Untersuchung verwickelt ist! Was beklagt man sich überhaupt? Klagen führen zu Nichts. Am besten ist's, man überläßt alles der väterlichen Sorge der Minister, dann ist das Land gut berathen, und die Herren Candidaten haben nicht mehr nöthig, bei den Wählern herumzureisen, um sie über ihre Ansichten aufzuklären. Dabei wird viel unnöthiges Geld ausgegeben und Leute, die sich für die Oppositionsmänner interessiren, machen sich gar oft dadurch bei der Regierung

verdächtig oder kommen am Ende gar, wenn sie sich etwa vergessen sollten, auf den Asberg! Das goldene Zeitalter wird bald erscheinen, bis jetzt ist aber noch nicht Alles Gold, was glänzt!

Bei so bewandten Umständen muß die Württembergische Deputirtenkammer aus verschiedenartigen Mitgliedern zusammengesetzt seyn. Nehmen wir z. B. die letzte Kammer, so finden wir darin (außer Prälaten, ritterschaftlichen Abgeordneten u. s. w.) zwei Regierungsdirectoren, drei Obertribunalräthe, drei Oberamtsrichter, einen Objustizrath, drei Regierungsräthe, zwei Finanzräthe, einen Kameralverwalter, einen Gerichtsnotar, einen Stiftungsverwalter, einen Acciser, sieben Amtspfleger, einen Stiftungspfleger, zwei Verwaltungsactuare, einen Forstrath, einen Oberkirchenrath, drei Professoren, zwölf Stadt- und andere Schultheißen, drei Kaufleute und Fabrikanten, neun Rechtsconsulenten, drei Gutsbesitzer, zwei Gastwirthe, einen Doctor der Medicin, einen Barinhaber, einen Dichter und einen Recensenten. Kein Wunder, wenn die allerverschiedensten Ansichten ihre Vertheidiger finden. Sitzen ja doch nicht selten Männer neben einander, die nicht blos Antipoden sind, sondern sich auch noch gegenseitig tagtäglich vor den Kopf stoßen! Daß es Aristocraten und Democraten, Absolutisten und Republikaner unter ihnen giebt, das ist wohl natürlich; ich wollte sehen, wer in diesen schlimmen Zeiten hundert Menschen zusammenbrächte, die in dieser Beziehung nicht verschiedener Meinung wären! Allein noch viel wichtigere Dinge kommen hier zur Sprache. Hier findet die Sonntagsfeier so gut ihren Vertheidiger, als die Volksluftbarkeit, der Jesuitismus so gut, als der Protestantismus, das Wasser so gut, als der Wein oder der Weinbau, das Kirchengut so gut, als die Abgabenfreiheit, die

Censur so gut als die Preßfreiheit, die wilden Thiere so gut, als die Wilderer, der Zehenten so gut, als die Zehentfreiheit, der Nachdruck so gut, als das Schriftstellereigenthum, Alles findet hier seinen Vertheidiger, sogar die Judenemanzipation! Aber haben die Stände nicht auch schon unendlich viel geleistet? Wenn man den einzelnen Sitzungen beiwohnt, wenn man die gelehrten und ungelehrten Herren sich oft stundenlang über Dinge streiten hört, die sie, wenigstens zum Theil, gewiß nicht verstehen, wenn oft ganze Sitzungen über einen Punkt im Etat, der 500 fl. beträgt, hingehen, so daß, wenn auch die Ersparniß durchgeht, doch nichts erspart ist, weil die Herren Abgeordneten alle Tage mehr als 500 fl. kosten, wenn man gegenwärtig seyn muß, wie die Kammer nach dreimaliger, oft viermaliger Berathung über einen Gegenstand, nachdem sie einmal Stand gehalten und die Vernunftmäßigkeit ihrer Ansicht bewiesen hatte, — dennoch am Ende so gefällig ist, der Regierung nachzugeben, sobald diese nur selbst im Ernste Nachgiebigkeit fordert, wenn man das Alles sieht und hört, so konnte man glauben, die Abgeordnetenkammer sey zu nicht vielem nütze. Ja es hat sogar schon solche thörichte Menschen gegeben, die da glaubten, die Herren sitzen blos bei einander, um dem Lande Geld abzuzwacken, denn jeder Abgeordnete erhält täglich einen Dukaten Belohnung für seine harte Mühe und noch überdieß Reisekosten-Entschädigung, damit er gratis wieder nach Haus abfahren kann! Denn bekämen wir wohl Leute für die Kammer, wenn man ihnen keine Besoldung gäbe? Wo sind die Reichen und Unabhängigen, die auf ihre Kosten das Wohl des Landes berathen wollten, blos der Ehre wegen? Das mag in England und Frankreich gehen, in Deutschland und absonderlich in Württemberg geht das

nicht. Aber glaubt man alſo, es ließe ſich auch ohne Abgeordnetenkammer regieren? O ja, und dazu noch viel bequemer, denn man müßte ſich dann nicht einmal geniren. Aber gerade in dem „ſich geniren“ liegt die Achtung vor der öffentlichen Meinung. Mag auch die Cenſur noch ſo ſcharf ſeyn, alles kann ſie doch nicht ſtreichen! Und kehren die Abgeordneten nicht nach Hauſe und werden ſie nicht ſprechen von dem, was vorgegangen iſt? Gewiß, die Verantwortlichkeit der Miniſter liegt nicht ſowohl in der Möglichkeit, ſie in Anklagezuſtand zu verſetzen, als vielmehr in der Angſt vor der öffentlichen Meinung! Die Abgeordnetenkammer aber iſt es, wo die öffentliche Meinung am öffentlichſten ausgeſprochen werden kann. In ihr, das weiß das Volk, hat man ein Forum der Gerechtigkeit, vor welchem, wenn nirgends ſonſt, Recht zu erhalten iſt! Und wäre auch die Kammer kein Forum der Gerechtigkeit, ſo iſt's genug, daß man dies nur glaubt. Iſt's ja doch allgemein in der Welt anerkannt, daß nicht immer der als fromm gilt, der fromm iſt, ſondern der, welcher für fromm gehalten wird! Aber haben denn die Landſtände in der That noch ſo wenig genützt, als man gewöhnlich glaubt? Wer war es denn, der die Staatsausgaben beſchränkte, daß Fürſten und Miniſter nicht mehr allgewaltig damit ſchalten konnen, wie ſie wollen? Wer war es, der den Nepotismus abſchaffte, ſo weit es nämlich thunlich, ſchicklich und möglich? Denn einen kleinen Spielraum muß man immer laſſen, ſonſt konnte ja manches Söhnlein, das zu nicht viel anderem taugt, nicht einmal z. B. Attaché bei einer Geſandtſchaft werden, obgleich wir lauter vortreffliche Attachés haben. Bekanntlich hat ja auch der allerchriſtlichſte, frömmſte und moraliſchſte aller Herrſcher, Seine Heiligkeit der Papſt, immer einige Lieblingsſöhnlein zu ver-

sorgen, die andern gar nicht gerechnet! Wer war es, der den Militäraufwand reduzirte, der früher in's Unendliche gieng? Sonderbarer Weise scheint allen Fürsten eine gewisse Vorliebe für das Soldatenwesen angeboren zu seyn. Ich kann mir dieß nicht anders erklären, denn als einen Zug eines kindlichen Gemüthes, weßwegen wahrscheinlich auch, so bald ein Fürst den andern besucht — wobei ich jedoch den Fürsten von Hechingen ausnehme — alsbald Manövres angeordnet werden. Gerade aber der Militäraufwand war immer ein äußerst kitzlicher Punkt. Denn er hat einen mächtigen Fürsprecher, und derselbige heißt der deutsche Bund. „Württemberg muß 20,000 Mann Contingent stellen.“ Krieg giebt's zwar vor der Hand keinen; allein man muß gerüstet seyn, absonderlich wenn einmal ein Staat ein Königreich ist. Bei kleinern Fürstenthümern liegt freilich wenig oder nichts daran, denn solche werden in Kriegszeiten gar nicht in Anschlag gebracht. Allein Württemberg ist ein Königreich, und damit ist genug gesagt. Was jedoch den Militäraufwand betrifft, so getraue ich mir, die Behauptung rechtfertigen zu können, daß man unsere Militärität — trotz dem oftmaligen Garnisonswechsel, trotz den unverhältnißmäßig vielen Offizieren, (man muß doch den vielen Adeligen und Offizierssöhnen ein Unterkommen verschaffen), und trotz den 20,000 Mann, die wir in 14 Tagen, wenn's seyn muß, bei einander haben, in Hinsicht auf Wohlfeilheit und vortreffliche Einrichtung allen andern Staaten zum Muster aufstellen könnte. — Wer war es, der die Civilliste kürzte und beschränkte? Wer war es, der die Domänen für Staatsgüter erklärte? Wohl mag es bequem für einen Fürsten seyn, nur in die Tasche zu langen, und wär's auch die Tasche seiner Unterthanen, und Geld herauszuziehen, so viel er gerade bedarf,

allein noch bequemer iſt es für den Unterthan, wenn er ſich dieſes nicht gefallen laſſen muß. Wer war es, der die Feudallaſten aufhob und den Bauern mit ſeinen wenigen Ackerſtücken gegen den Grundherrn begünſtigte und ſchützte? Jetzt iſt der kleine Grundeigenthümer ſo frei auf ſeinem geringen Territorium, als der Rittergutsbeſitzer auf ſeiner Domäne. — Wer war es, der dem Lande feſte und gute Geſetze gab, daß man doch endlich einmal wußte, woran man ſey, und nicht das Eine mal im römiſchen Recht und dann im altdeutſchen, und dann anderswo ſich orientiren mußte und am Ende doch nicht wußte, was Rechtens ſey? — Wer war es, der die Rechtspflege überhaupt erſt in Gang brachte und die Richter als unabhängig vom Staate und der Staatsregierung ſtellte? — Wer war es, der die Laſten der Steuern ſo viel möglich zu vermindern ſuchte und noch zu vermindern ſucht? — Wer iſt es, der auf jeglicher Zuſammenkunft auf Preßfreiheit dringt und Oeffentlichkeit im Gerichtsverfahren? — Wer thut das Alles, — die Landſtände thun's und haben's gethan, die Landſtände ſind nicht überflüſſig.

Es mag wohl ſeyn, daß noch viele Dinge zu wünſchen übrig bleiben, daß noch gar Manches nicht erfüllt iſt, was längſt erfüllt ſeyn ſollte, aber iſt es nicht genug, daß die Stände immer und immer wieder dieſelben Fragen aufwerfen? Ein Wörtlein ſteht in der Verfaſſung, auf das viele Stücke zu halten ſind; das Wörtlein heißt: „Steuerverweigerung." Kann man die Regierung nicht zu allem zwingen, wenn man das Recht hat, ſeine Steuern zu verweigern? Denn Geld muß die Regierung haben. Aber das Wörtlein iſt durch andere Wörtleins beſchränkt, die eben ſo gewichtig ſind, wenn ſie auch nicht in der Verfaſſung ſtehen. Denn der Bundestag hat erklärt, daß die

Verweigerung der zum Staatshaushalt nöthigen Steuern dem öffentlichen Aufruhr gleich zu achten ſey, ſobald man durch dieſes Mittel anderweitige Wünſche und Anträge durchſetzen wolle. Es müßte ſich doch ſonderbar ausnehmen, wenn z. B. einmal die Württembergiſchen Stände die Steuern verweigerten und ſodann die Baiern, Badenſer und Heſſen zuſammengetrommelt würden, um die Steuern allhier zu erheben! Doch unſere Zeit iſt keine Zeit der Executionen und lieber ernennt man Schiedsgerichte, welche den Streit zwiſchen den Ständen und der Regierung friedlich ſchlichten.

Beſehen wir uns aber einmal unſere Herren Abgeordneten etwas näher. Mein verehrter Herr Leſer wird daher ſo gut ſeyn und mir folgen. Die Leſerin bleibe hübſch zu Hauſe, denn Politika paſſen nicht zum Strümpfeſtricken, d. h. mit andern Worten, Frauenzimmer dürfen die Abgeordnetenkammer nicht betreten. Es kann durchaus nicht ſeyn, denn in der Kammer ſitzen noch manche junge Abgeordnete, und auch noch einige ältere ſcheinen noch warmes Blut zu haben. Ueberdieß ſoll's auf den Gallerien immer ſtill zugehen. Zu allerletzt aber, wie wäre es den Journaliſten möglich, ein Referat über eine Sitzung zu liefern, wenn ein hübſches Märchengeſicht über ihre Schultern ſähe? Zwar vielleicht gerade den Journaliſten wäre eine ſolche Unterhaltung am meiſten zu gönnen, um nicht einzuſchlafen, und die Gallerien würden überhaupt viel frequenter beſucht werden und nicht ſo verlaſſen und öde auf die verſammelte Kammer hinabſehen, wie eine leere Speiſekammer auf einen Hungrigen. — Allein kommen Sie, mein verehrteſter Leſer, wir können uns nicht länger aufhalten und die Herren Abgeordneten mögen ſehen, wie ſie ihre

Galanterielosigkeit, ihre — den Weibern politischen Verstand absprechende Männerbestigkeit entschuldigen können.

Wir treten durch die mittlere Thüre des Ständehauses, wo die gewöhnlichen Leute aus- und eingehen, in den Hof des Gebäudes ein. Bücken Sie sich, damit Sie ihren Kopf nicht an die Waschseile stoßen, die hier aufgespannt sind, denn wenn die Abgeordneten so sehr auf Sparsamkeit im Staatshaushalte dringen, so muß doch der Hof des Ständehauses mit gutem Beispiel vorangehen und Sie dürfen nicht denken, daß die Leute, welche hier ihre Wäsche aufhängen dieß umsonst thun dürfen. Mehr Rechts, wenn ich bitten darf; man sieht vor lauter Wäsche nicht, wo einem die Nase steht, um ihr nachgeben zu können. Jetzt sind wir an der Wendeltreppe. Haben Sie ihre Charte noch? Ohne Charte läßt Sie der Portier nicht ein. Machen Sie hübsch Ihr Compliment vor ihm, denn der Mann ist wichtiger, als Sie glauben; er wird einmal noch Oberamtsdiener, oder gar Oberamtsgerichtsdiener und wer weiß bei gegenwärtigen Zeitumständen, wo das Prügelsystem noch nicht abgeschafft ist, ob Sie nicht einmal später seine nähere Bekanntschaft machen. Ihren Hut und Stock müssen Sie hier außen abgeben. Der Portier wird schon darüber wachen, wenn nichts gestohlen wird, während er gerade in eigener Person der Sitzung beiwohnt, denn er ist ein gebildeter Mann, und will auch etwas profitiren von den gelehrten Redensarten, die in der Kammer fallen; überdem hat er hie und da auf den Gallerien zu erscheinen, um Friede und Ordnung zu erhalten, wie Sie aus seiner Amtsmiene und dem Friedensscepter entnehmen können, das er in Gestalt eines mächtigen spanischen Rohres mit silbernem Knopfe in der Hand trägt. Nun treten Sie ein. Sie erstaunen? Die Gallerie kommt Ihnen etwas klein vor?

Sehen Sie, das kann nicht anders seyn. Die Oeffentlichkeit darf nie zu groß werden. Zu viel Zuhörer? Es geht nicht. Die Leute sollen zu Hause bleiben und arbeiten. Uebrigens versichere ich Sie, diese kleinen Gallerien sind oft noch zu groß; denn ich habe schon Sitzungen angewohnt, wo außer mir und dem Thürsteher keine Seele zu sehen war. Der Baumeister, welcher das Ständehaus aufführte, scheint auf diese Art von Theilnahme geschlossen zu haben, unstreitig ein guter Menschenkenner! Sie fragen, warum die Verschläge da seyen? Das muß auch seyn. Die Abtheilung links gehört dem Personale der auswärtigen Angelegenheiten, den fremden Gesandten, ihren Attachés u. s. w. Die Abtheilung rechts ist für die Untergebenen der andern Ministerien, also für Staatsdiener aller Art bestimmt. Sie werden doch nicht wollen, daß diese Herren sich unter den übrigen Pöbel mischen? Lieber giengen sie gar nicht in die Kammer, als daß sie an einem Orte der Verhandlung zuhören möchten, wo Schuster und Handwerker aller Art stehen. Uebrigens kann ich Sie versichern, daß sie dennoch selten genug erscheinen, außer zwischen zehn und elf Uhr, um welche Zeit sie ihren Collegien am besten entwischen können, und in jedem Fall sitzt dort der Berichterstatter des schwäbischen Merkurs. Doch da heute die Gallerien außergewöhnlich gefüllt sind, so wollen wir sehen, ob wir nicht auf den Journalistenbänken noch ein wenig Platz finden. Sie erstaunen wiederum? Diese ärmliche Bank eine Journalistenbank? Aha! ich merke, Sie waren schon in Paris und in London, und können es nicht begreifen, wie die Journalisten bei uns so stiefmütterlich behandelt seyn sollen? Aber Sie müssen bedenken, ein deutscher und sogar ein württembergischer Journalist ist ein ganz anderes Ding, als ein Journalist in Frankreich. Dort

ſind derartige Leute angeſehen und ſogar ſehr angeſehen, denn ſie üben einen großen Einfluß auf das Publikum aus. Bei uns iſt eine Zeitung ſchon ſehr verbreitet, wenn ſie nur tauſend oder zwölfhundert Abnehmer zählt. Einfluß und Beſoldung ſind daher in hohem Grade geringer. Das Publikum ſchätzt ſolche Leute nicht hoch, denn ſie betreiben ja keine Brodwiſſenſchaft. Dieß können Sie ſchon daraus abnehmen, daß ſogar Schriftſteller, die jährlich mehrere Tauſende verdienen, immerhin noch nicht dieſelbe Achtung genießen, als ein Secretär mit achthundert Gulden fixer Beſoldung. Die Württemberger lieben das Fixe, und wenn ſie einmal feſtſitzen, ſo ſtehen ſie nicht ſo bald wieder auf, beſonders wenn ſie gerade im Wirthshaus ſitzen. Zeigt ein Journaliſt vollends Geiſt und Kenntniſſe, ſo achtet man ihn nur um ſo geringer. Er hätte ja können Pfarrer oder Oberamtmann oder etwas dergleichen werden! Es iſt daher als ein großer Fortſchritt in der Württembergiſchen Denkweiſe zu betrachten, daß den Journaliſten überhaupt eine eigene Bank angewieſen iſt; denn noch vor ſechs Jahren war dieß nicht der Fall, und man ließ ſie dafür ſorgen, wie ſie die Notamina zu ihren Kammerberichten ſich merken wollten.

Nun ſehen Sie ſich einmal um, ich werde nicht ermangeln, Ihnen die vornehmſten Mitglieder der Kammer namhaft zu machen. Haben Sie Ihre Liſte zur Hand? Sie müſſen geſtehen, es iſt doch bequem, alle Mitglieder numerirt nach ihrer Ordnung auf einem lithographirten Blatte vor ſich zu haben. Man kann ſich ſo eher zurecht finden. Noch hat die Sitzung nicht begonnen. Die Herren gehen noch ab und zu, oder ſtehen gruppenweiſe beiſammen. Sehen Sie, wie freudig es jenen Abgeordneten dort durchzuckt? Es iſt ein Miniſter, der ihn ſo eben begrüßt hat.

Aha! der Präſident ſchellt. Die Herren Abgeordneten ſuchen ihre Plätze. Die Sitzung beginnt. Noch haben Sie nicht nöthig, beſonders aufzupaſſen. Es werden vorerſt nur die Protokolle berichtigt. Sie können ſich denken, daß der Geſchwindſchreiber nicht alle Worte genau aufſchreiben kann, und wenn er's auch gethan hat, ſo iſt eine Berichtigung doch nöthig, denn die Herren Abgeordneten finden oft erſt, wenn ihre Reden gedruckt ſind, die Mängel derſelben, und Sie werden doch nicht verlangen, daß dieſelben nicht verbeſſert werden ſollen? Alles auf der Welt muß einen Sinn haben. Der Unſinn ward nur deßwegen erfunden, damit Dinge, die ſonſt ohne Sinn ſind, wenigſtens jenen Sinn, nämlich den Unſinn beſitzen.

Was iſt denn das? Wer tritt da herein? Die Herren Abgeordneten ſtehen alle ehrfurchtsvoll grüßend auf? Richtig! Es iſt der Departementschef von Schlayer. Er gehört eigentlich nicht in dieſe Sitzung, denn das Strafgeſetzbuch wird berathen, und damit hat die Polizei nichts zu ſchaffen, da ſie am liebſten nicht nach Geſetzen ſtraft. Allein er wird ein Geheimerathsreſcript zu verleſen haben. Betrachten Sie ſich den Mann näher, es iſt wohl der Mühe werth. Nehmen Sie immer Ihr Fernglas zur Hand. Sie werden ihn doch nicht durchſchauen. Ihnen fällt die Nachläſſigkeit auf, mit der er ſich im Stuhle zurücklehnt! Gerade ſo iſt er auch in der Debatte. Es iſt Schade, daß Sie ihn nicht als Redner ſehen und hören können! Da ſitzt er jetzt ſo gleichgültig, ſo unbekümmert, als ob ihn alles das nichts angienge, was um ihn herum verhandelt wird. Das eine Bein hat er über das andere geſchlagen, die Arme ſind nicht ſelten gekreuzt über der Bruſt. Ein Kammermitglied reſcribirt gewaltig, allein die Sache muß nicht wichtig ſeyn, oder iſt das Kammermitglied nicht wichtig.

Der Departementschef verändert keine Miene, er macht aber auch keine Miene zu ſprechen. Ein anderes Kammermitglied ſpricht, es ſpricht vielleicht für den Miniſtertiſch, aber es ſcheint nicht gut zu ſprechen; der Departementschef zuckt unmerklich mit der Oberlippe, aber er ſpricht nichts. Wiederum ſpricht ein anderes Kammermitglied; aber wie urplötzlich iſt der Departementschef verändert! Er dreht den Kopf nach der Seite hin, er lauſcht begierig, die geſpannten Züge ſagen, daß ihm kein Wort entgangen iſt; jetzt hat das Mitglied wohl eine wunde Stelle berührt, urplötzlich erhebt ſich der Miniſter; er kann es kaum erwarten, bis das Mitglied geendet. Nun erhebt ſich der Departementschef. Was iſt es wohl, das dieſe lautloſe Stille im Saale hervorruft? Iſt es der Reſpect vor dem Miniſter? O nein, es iſt die Achtung, die der Geiſt des Miniſters erzwingt. Wohl iſt der Vortrag fließend, aber es iſt nicht das ſanfte Murmeln des Baches, der zwiſchen üppigen Wieſen dahin rieſelt; wohl iſt die Rede kräftig und mannhaft, aber es iſt der Strom, der zwiſchen Felſen gezwängt ſtürmiſch über dieſelben ſich Bahn bricht. Der Redner ſpricht nicht in Bildern, er ſpricht nicht in gewaltigen Tönen, die dem Waſſerfalle gleichen; ſeine Rede iſt ſchneidend und ſcharf, wie ein zweiſchneidiges Meſſer, die einzige Würze ſind die Sarcasmen, die tiefer verwunden, als offener Gegenſatz. Der Redner vor ihm glaubte wohl, alles erſchöpft zu haben, aber wie ein Schiff, das dem Steuerruder gehorchend vor dem Winde dreht, hat der gewandte Miniſter bereits der Sache eine andere Wendung gegeben, und dieſe erſcheint in einem ganz andern Lichte, als wenige Minuten zuvor. Unermüdlich verfolgt der Redner ſeinen Vortheil. Wohl mag auch der frühere Redner ſich wieder erheben, wohl mögen ihm viele als

Beiſtand nachfolgen, der Departementschef iſt ihnen allen gewachſen, ſtets ruft er neue Hülfsquellen hervor und der Quell ſeiner Gründe iſt unverſiegbar. Man mag ihm vorwerfen, daß er nicht als Hofmann ſpreche, daß er nicht jene gewandten, einnehmenden Manieren habe, nicht jene Rundung im Vortrag, die einer Rede Intereſſe geben kann, wenn ſie auch an ſich ohne Intereſſe iſt; man mag ihm vorwerfen, daß er vielleicht mit ſophiſtiſchen Gründen in's Feld rücke und für eine Sache ſtreite, die nicht ſeine Ueberzeugung ſey, aber ſeine Dialectik iſt unbezwinglich, ſeine ſcharfe Logik zergliedert bis in's Innerſte; nie verläßt er den Kampfplatz als Beſiegter. Ich wollte, Sie könnten ihn ſehen bei einer Budgetberathung, wenn er für ſeine eigene Sache ſpricht. Die Debatte mag ſechs Stunden lang dauern, die Hälfte dieſer Zeit ſpricht er, und nie ſagt er etwas, das nicht ſchlagend wäre. Ich wollte, Sie könnten ihn ſehen, wenn er einen ſeiner Collegen, der ein bischen auf's Eis geführt iſt, wieder in's Fahrwaſſer bringt. Sie würden ſich vielleicht wundern, wie er ſo lange ſtill ſitzen kann, wie es ihn ſogar zu freuen ſcheint, daß der Herr Miniſter neben ihm ſo tief in die Batſche gerathen iſt, aber — ein Moment und das Schiff iſt wieder flott. Nie verläßt ihn ſein ungeheueres Gedächtniß, in welches alle Branchen des Staatshaushalts eingepreßt ſind, immer weiß er das rechte Wort zu finden, ſey es geradeaus, ſey es durch Schlangenwindungen — er kommt an's Ziel. Lieben würden Sie den Herrn Departementschef von Schlayer nicht als Redner, Ihr Hochgefühl würde nicht erwachen, nie würde es Ihnen zu Muthe ſeyn, als mochten Sie dem Sieger um den Hals fallen, wie dieß manchmal bei begeiſterten Zuhörern der Fall iſt. Sie würden ſogar vielleicht mit den Andern Mitleid haben, die des gewaltigen

Redners Blitz zu Boden geſchlagen; ein gewiſſes Mitgefühl würde Sie ergreifen, für die, welche Herr v. Schlayer nicht der Mühe werth erachtete, mit einer längeren Rede zu widerlegen, für die er es genug hielt, wenn er ſie mit zwei Worten vernichtete; aber Ihr Verſtand würde nicht umhin können, den Mann zu bewundern, der allein mehr leiſtete, als alle ſeine Collegen zuſammen; der allein der ganzen Kammer die Stirne zu bieten im Stande war; und — wenn Sie ihn dann ſehen, wie er ſtolz im Bewußtſeyn ſeiner Kraft die Augen auf dem Halbkreis vor ihm haften läßt, um den Eindruck ſeiner Worte zu beobachten, wahrhaftig Sie würden nicht glauben, daß der ſchmale magere Mann, der jetzt ſo ruhig auf ſeinen Seſſel zurücklehnt, ſolche Lebhaftigkeit, ſolche Energie entwickeln konnte. Würden Sie aber vollends ſeine Bildungsgeſchichte kennen, wie er, eines gewöhnlichen Bäckers Sohn in Tübingen, nur durch eigenes Studium und den eigenen Geiſt zu der hohen Stellung ſich emporſchwang, auf der er ſich jetzt befindet, ſo würden Sie glauben, in die Zeiten der franzöſiſchen Revolution ſich verſetzt zu ſehen, wo gemeine Soldaten zu Marſchällen und Herzogen avancirten und württembergiſche Magiſter franzöſiſche Pairs wurden. Als Privatmann iſt Herr von Schlayer äußerſt ſchlicht und einfach, im Umgang geſprächig, geiſtreich, nichts weniger als abſtoßend, ſogar gegen Damen galant. Nie ſtrebte er nach dem Miniſtertitel, der Departementschef und das Portefeuille genügte ihm. Was braucht ein kleines Land wie Württemberg Miniſter? Er iſt unendlich thätig und von früh Morgens bis ſpät Abends an der Arbeit. Die Arbeit iſt ſein Vergnügen. Sein Departement kennt er von innen und auſſen. Nichts läßt er durch Andere verſehen; er thut Alles ſelbſt.

Da wir nun gerade an den Ministern sind, so betrachten Sie einmal jene zwei dicken, runden, kurzen, gedrungenen Gestalten. Sie sehen gerade aus, wie wohlgenährte Bürger, und die Ehrlichkeit steht ihnen auf dem Gesichte geschrieben, der Eine ist der Departementschef der Justiz, der andere der der Finanzen. Sie müssen gestehen, wo die Justiz und die Finanzen in solchen Händen sind, da darf der Staatsbürger ruhig schlafen! Wäre ich ein Herrscher und mein Finanz- oder Justizminister wären eingefallene Figuren mit etwas hohlen Augen und blassen, abgemagerten Wangen, mit lauerndem Blick und schmalen Bäuchen, — ich würde ihnen nicht trauen. Diese Gesichter aber — sie sind zu offen, zu rund, zu fleischig, zu rothbackig, als daß nicht ein gut Gewissen unter dem Uniformsfrack schliefe, auch sie sind beide Bürgerminister, der Eine eines Handwerkers Sohn aus Lauffen am Neckar, der Andere eines Pfarrers Sprößling. Parlamentsredner sind sie keine, ja der Eine derselben ist es so wenig, daß er sich nicht selten vergißt und in große Heftigkeit geräth, wenn man ihm widerspricht, aber woher kommt dieß? Blos allein von dem Bewußtseyn, durchaus ehrliche Absichten zu verfolgen. Der Finanzminister und der Justizminister sagen beide geradezu, was sie denken, sie tragen das Herz auf der Zunge. Haben sie einmal ihre Ueberzeugung ausgesprochen, so darf man auch überzeugt seyn, daß es ihre Ueberzeugung ist; geben sie ihre Motive an, so sind es immer die wirklichen Triebfedern, nach denen sie handeln; denn sie machen keine Winkelzüge und haben etwa andere, tiefliegendere Gründe und Zwecke, die sie auf Umwegen zu erreichen streben. Die Sprache, die sie reden, ist keine hochtrabende, sie hat keine Floskeln und Blumen, sie ist vielleicht für einen Redner zu schlicht und einfach, vielleicht

ſogar zu kurz angebunden, allein Sie werden immer bemerken, dieſe Herren mit ihrem bürgerlichen Tone kommen eben ſo weit, als ein Anderer mit den ſpitzfindigſten Beweiſen. Warum? Man traut ihnen, man weiß, daß ſie es ehrlich und gut meinen. Sehen Sie dagegen jenen Herrn. Er ſitzt gerade neben dem Departementschef der Juſtiz, den ich Ihnen faſt zu nennen vergeſſen hätte — er heißt von Schwab, und der Finanzminiſter heißt von Herdegen; — er ſticht ſonderbar von ihm ab, denn er iſt mager, ſogar ſehr mager, Geſicht und Naſe ſind ſpitzig, die Hautfarbe etwas vergelbt, das kleine, bewegliche Auge etwas ſtechend, Füße und Kopf in ewiger Bewegung. Sie haben wohl ſchon von ihm gehört von den Unterſuchungsgeſchichten in Mainz und Frankfurt her. Ich kann Sie verſichern, daß er kein Demagoge iſt, daß er aber die Demagogie ſchon von der Ferne riecht, wie der Arzt eine Epidemie oder der Jagdhund ſeine Beute. Der Herr ſpricht viel, ſehr viel, er dreht und wendet ſich auf alle Art, ſo daß oft die wunderſamſten Figuren herauskommen, nur nie eine geradlinigte. Seine Stimme iſt ein bischen dünn, auch ſpitzig kann man ſie nennen, oft ſtechend, wie eine engliſche Nähnadel. Sarcaſtiſch iſt deßwegen der Mann doch nicht, nur ſo, was man im ſchwäbiſchen „bißig“ nennt. Scharfſinn hat er genug, und für alles, was er ſagt, weiß er Gründe anzuführen. An Gründen fehlt's ihm ſo wenig, daß er ſogar, wie die böſe Welt verſichert, nicht ſelten als Grund gebraucht, was er erſt kurz zuvor beſtritten hat. Denn er beweiſt ſtets ad hominem. Ich möchte nicht unter ſeine Hände fallen, wenn ich einmal aus Dummheit einen Fehler begangen hätte, er würde mir meine verbrecheriſche Abſicht beweiſen, ſo daß ich am Ende ſelbſt daran glauben müßte. Der Mann ſpricht faſt ſo viel, als der De-

partementschef von Schlayer, nur mit dem Unterschied, daß er nicht so durchlangt, wie dieser. Seine Beweise, scheint es, sind nicht schlagend genug, denn er sucht Alles zu beweisen; nur Schritt vor Schritt weicht er zurück, und kein Feldherr kann eine verlorene Stadt besser vertheidigen, als er ein strenges Gesetz; hinter jedem Hause, das ihn nur einigermaßen schützt, faßt er wieder Posto und ladet sein Gewehr von neuem; giebt der Feind eine Blöße, weicht er etwas zurück, alsobald rückt jener wieder vor und sucht sich seiner frühern Position zu bemächtigen. Kein Feldherr kann aber auch stolzer seyn auf einen Sieg, als der Obertribunalrath von Prieser*, denn von diesem spreche ich, auf eine gut durchgefochtene Streitfrage; rund herum in der Versammlung läßt er dann seine Augen spazierengehen und beobachtet, welchen Eindruck seine Worte gemacht haben. Ueberhaupt sucht er auf den Gesichtern zu lesen, auf welche Streitkräfte er rechnen kann, und spricht Einer oder der Andere der Abgeordneten nach seinem Sinne, so nickt er zustimmend mit dem Kopfe. Nicht selten aber schüttelt er auch das schmale Haupt, zum Zeichen seiner Mißbilligung. Herr von Prieser besitzt unstreitig tiefe, juridische Kenntnisse, sonst hätte man ihn auch nicht bei Berathung des Strafgesetzes zum Regierungscommissär ernennt, sein Wissen ist ihm stets präsent, und er braucht nicht erst in den verschiedenen Büchern nachzuschlagen, um seine Aussagen als wahr zu belegen; mehr werth aber, als alles dieß, ist seine Ausdauer. Er ist so ausdauernd, daß er auch das Bein noch vertheidigt, wenn schon längst alles Fleisch daran abgenagt ist — Noch sind zwei Minister zu nennen übrig; es sind dieß die Minister des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten. Der Eine ist Baron und der Andere

* Anmerkung. Jetzt Minister der Justiz.

Graf, und beide ſind nicht blos Departementschefs. Baron von Hügel iſt auf dem Schlachtfelde ergraut. Wenigſtens mag er ſeine grauen Haare und ſeine zerrüttete Geſundheit den Feldzügen verdanken. Ich verſtehe nichts vom Kriegführen, aber allgemein ſagt man, Baron von Hügel ſey ein guter General. Mit den Soldaten wenigſtens meint er's gut, und wenn es auf ihn ankäme, der Militär-Etat wäre ſtärker, als er iſt. In die Kammer kommt er nie, auſſer wenn es nöthig iſt, d. h. wenn ſein Budget berathen wird. Wenn er aber kommt, ſo kommt er mit Orden beladen. Redner iſt er auch keiner, dazu iſt ſeine heiſere Stimme nicht geſchaffen, aber er hat zwei große Stützen, an zwei Worten, die er gar oft anführt, nämlich den Worten: „Bundestag“ und „Kriegsherr.“ Will alles nichts mehr helfen, ſo beruft er ſich auf dieſe. Noch ſeltener erſcheint der Graf von Beroldingen. Er iſt ein vornehmer Mann und was faſt eben ſo viel ſagen will, wo nicht mehr, ein ſehr reicher Mann. Man ſieht's ihm an, daß er ein Cavalier iſt. Sprache und Manieren ſind ganz fein. Einmal nur hörte ich ihn ſprechen. Er ſchien Anfangs etwas verlegen, faſt wie erſchrocken, denn vor ihm ſaßen Männer, vor deren Geiſt er alle Achtung hatte, mit deren Denkweiſe er ſich aber nicht auf eine Stufe ſtellen konnte. Doch mit den Worten wuchs der Muth. War die Rede anfangs oft abgebrochen, nach der Fortſetzung ſuchend, ſo ward ſie nun fließend und klar. Der Styl war rein, der Ausdruck ſanft, die Miene des Redners gewinnend. Graf von Beroldingen würde ſich gewiß zum Parlamentsredner ausbilden, wenn er nicht — einen Stellvertreter hätte, den Staatsrath von Hartmann.

Doch wir haben uns lange genug am Miniſtertiſch aufgehalten. Die Protokolle ſind berichtigt, die verſchiedenen Eingaben an die Kammer vorgeleſen, und die Noten der

ersten Kammer an die zweite zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Aha! der Präsident setzt sich, nun beginnt die Sitzung. Denn Sie müssen wissen, der Präsident ist bei uns der höflichste Mann von der Welt. Sie sehen, daß er nicht mehr jung ist, daß ihn das lange Stehen vielleicht sauer ankommt, aber er setzt sich nicht, bis er die Sitzung eröffnet und bis die Berathung des Gegenstandes begonnen hat, den er auf die Tagesordnung setzte.

Wer ist es, der sich dort zuerst erhebt, um als Sprecher aufzutreten? Sehen Sie den Mann mit den blonden Haaren, die nur noch spärlich sein Haupt bedecken, sehen Sie die hohe, breite Stirne, die kühn hervorspringende Nase, die großen, klaren, blauen Augen, das kräftige Kinn, das von Entschlossenheit und Muth zeugt? Schnell nehmen Sie Ihren lithographirten Plan zur Hand. Richtig, da haben wir ihn, es ist Nr. 23, der Abgeordnete **Uhland**. Diese Nummer hat es mir klar gemacht, wie wenig das Nummeriren werth ist, denn der Abgeordnete Uhland ist als der Erste in der ganzen Kammer anerkannt. Sie kennen ihn als Dichter. Sie sind vielleicht auch unter denen, die da behaupten, sein Platz sey nicht hier, da er kein Volksredner sey. Als wäre das etwas Heterogenes: ein Volksrichter und ein Volksredner! Giengen ja doch schon Einige so weit, dem Dichter Uhland alle Kraft der Rede, sogar allen Witz abzusprechen, und auszusagen, er sey der trockenste Deputirte auf Gottes Erdboden. Ich will nicht sagen, ich will es sogar nicht glauben, daß diese Leute geradezu auf Verläumdung ausgiengen, aber dann ist es unmöglich, daß sie ihn je gehört haben. Warum ist denn Alles so still? Warum drehen die Minister alle ihre Köpfe nach der Seite, wo Uhland sitzt? Warum beugen sich auch die Zuhörer auf den Gallerien tiefer hinab und man hört

keinen Laut in der ganzen Verſammlung? Geſchieht das wohl deßwegen, weil ein unbedeutender Mann ſpricht, ein Mann, der in der Kammer gar nicht an ſeinem Platze iſt, alſo gar nicht in die Kammer gehört? Einſt gab es eine Zeit, da wollte Jedermann den Kaiſer Napoleon verkleinern, man ſprach ihm Herz, Religion, Geiſt, ſogar das Feldherrntalent ab. Was war aber der beſte Beweis für die Haltloſigkeit dieſer Lügen? Die Anhänglichkeit der Franzoſen. Noch giebt es Viele unter ihnen, die keinen andern Ruf kennen, als den: „es lebe der Kaiſer;“ noch giebt es Viele, die heute ihr Blut und Leben für ihn zu verſpritzen geneigt wären, ſo wie es Tauſende und aber Tauſende gethan haben; und — an dieſem Manne ſollte nicht viel, unendlich viel geweſen ſeyn? Ich ſetze nichts weiter hinzu, aber wenn einſt von unſerem Zeitalter in der Geſchichte geſprochen wird, ſo wird man ſagen, es geſchah zu den Zeiten Napoleons, denn Napoleon war der Held unſerer Zeit. Die Nutzanwendung mögen meine Leſer ſich ſelbſt machen. — Uhland iſt kein Redner wie Cicero, er macht nicht viele Worte, er zertheilt das, was er will, nicht in hundert Körnchen und bringt in jedem Satze Eines an; er iſt ein Mann wie Tacitus, kurz und kräftig, in wenigen Sylben Alles zuſammenfaſſend, und mit zwei Worten ſo viel ſagend, als ein Anderer mit zweihundert Redensarten. Er hat nicht die Gabe, ſich fließend auszudrücken, er ſcheint ſogar beim Beginn der Rede zu ſtottern, aber laſſen Sie einmal vom Miniſtertiſch eine Meinung ausgeben, die ſeine Grundſätze angreift, laſſen Sie einmal von dieſem oder Jenem eine Behauptung aufſtellen, die dem Princip der Freiheit entgegenſtrebt; — ſehen Sie! wie ſich jetzt ſeine Wangen röthen, die Zunge bekommt Leben, und es rauſcht wie im Walde, wenn der Sturm

die Bäume bewegt, denn der Abgeordnete Uhland vertheidigt die Rechte des Landes! In solchen Augenblicken muß man ihn hören, und auch der Zuhörer, der etwa entgegengesetzter Ansicht wäre, wird hingerissen, der andere aber, der gleichen Sinnes ist, — in dessen Busen entzündet sich das Feuer der Begeisterung und er möchte laut, laut ausrufen, wie ihm Uhland aus der Seele gesprochen! Nur selten aber ist die Zunge Uhlands also gelöst. Gewöhnlich sitzt er still und stumm; denn er liebt es nicht, viele Worte zu machen, und Unnöthiges zu sprechen. Wenn aber seine Freunde in der Noth sind, oder wenn sie auf falsche Fährte zu gerathen scheinen, wenn der Knäuel so schief gewickelt ist, daß es unmöglich scheint, ihn zu entwirren — dann erhebt sich Uhland. Klar und deutlich setzt er den Thatbestand auseinander, klar und deutlich giebt er die Motive an, die dafür und dagegen sprechen. So ist seine Abstimmung stets das Losungswort für alle die, welche man zur Opposition zählt, die Andern aber beugen sich dem Geiste, der aus solchem Munde spricht. Der Abgeordnete Uhland mit seinem oft derben Witze, mit seinen oft herben Brocken, die den Ministern schwer zu verbeißen sind, mit seinen schlagenden Bildern, die, wie man zu sagen pflegt, den Nagel auf den Kopf treffen, wird wohl dießmal zum letztenmal in der Kammer sitzen. Ein innerer Grimm verzehrt ihn, wenn er es täglich mit ansehen muß, wie auch der beste, ehrlichste Vorschlag an dem Starrsinn der Majorität scheitert, oder wie ein nur mit vieler Mühe zusammengebrachter Beschluß auf ein bloßes Ansinnen der Minister hin wieder aufgegeben wird. Er wird sich nicht mehr zum Deputirten wählen lassen.

Ist Uhland der Anführer und Leiter der Opposition oder der liberalen Abgeordneten, so ist Pfizer ihr Ober-

priester. Wer auf die Gallerien kommt, um eine Sitzung der Abgeordneten mit anzuhören, der fragt zuerst nach Uhland, dann aber nach Pfizer. Schlagen Sie Ihr Register nach. „Nr. 24. Pfizer.“ Sehen Sie ihn? Hart neben Uhland hat er seinen Sitz, denn wie dieser Abgeordneter der guten Stadt Stuttgart ist, so ist's jener von der guten Stadt Tübingen. Sie müssen ihn stehen sehen, unsern Pfizer, Sie müssen ihn reden hören! Wenn er sitzt, über seinen Pult gebeugt, etwas zusammengekauert, kann man ihn nicht ermessen! Aber siehe da, er steht auf, eine große, lange, schlanke Gestalt, ein jugendlich, frisches Aussehen, und doch in dem Gesichte ein melancholischer Zug! Nie gab es einen reinern, lauterern Menschen in der Kammer, als es Paul Pfizer ist; nie wird an dem Privatleben eines politisch-merkwürdigen Mannes auch der tiefste Feind so wenig zu mäkeln finden, als an dem Paul Pfizers; nie fühlt Einer das, was er öffentlich als seine Ueberzeugung ausspricht, mehr in seinem Innersten wiederklingen, als wiederum Paul Pfizer. Steht er so da, in aufrecht erhabener Stellung mit dem schwarzen Abgeordneten-Mantel angethan, so kommt er mir immer vor, wie der Heiligen Einer, und wahrhaftig, er ist auch heiliger, als mancher Priester vor dem Altare oder auf der Kanzel, denn auch in der Politik giebt es Heilige, Männer, in deren Brust keine Falschheit ist, die für ihre Ueberzeugung Blut und Leben einzusetzen bereit sind, wie einst die Märtyrer für ihre Religion. — Nie kann ein Redner auf der Kanzel aufmerksamere Zuhörer finden, als der Abgeordnete Pfizer in der Kammer sie findet; nie kann eine Predigt mehr Eindruck machen, als seine Reden es thun. Der Abgeordnete Pfizer tritt leise und stille auf, aber es ist nicht das Schleichende und Heimtückische der falschen Propheten, es ist die

Bescheidenheit selbst, die in ihm zur Wahrheit geworden ist. Seine Rede fährt nicht dahin, wie der Herr im Sturme, sie sucht nicht hinter hochtrabenden Worten das Nichts ihres Inhaltes zu verbergen; Paul Pfizer spricht sanft und klar und bestimmt und einfach, und so wohlthuend ist der Klang dieser melodischen Stimme, daß man den tiefen Stachel, der den Worten inwohnt, kaum zu fühlen glaubt; dennoch hat nie ein Volksredner die geistigen Interessen der Menschheit kräftiger vertheidigt, als es Pfizer thut; nie hat ein Abgeordneter mit mehr Gewandtheit und Geist die Sache der Freiheit aufgefaßt, als Paul Pfizer. Allein eine gewisse Trauer hat sich seines ganzen Wesens bemächtigt, es ist die Trauer einer Mutter, die alle ihre Kinder dem Untergange geweiht sieht und dennoch alle Kraft anwendet, das herbe Schicksal zu verwandeln. Keine Thränen entstürzen den Augen der Mutter, denn sie hat gelernt zu resigniren; auch keine ohnmächtigen Wuthausbrüche erfolgen, die die Sache noch schlimmer machten, als sie schon ist; aber eine gewisse Bitterkeit herrscht im Tone, die sich nie verwischen läßt; diese Bitterkeit trifft die besonders stark, die deßwegen da sind, die Rechte des Volks aufrecht zu erhalten, und darum legen die Herren Minister auch dem geringsten seiner Worte mehr Wichtigkeit bei, als den heftigsten drohenden gewisser anderer Redner; eine einzige bittere Anspielung ist für sie eine schwerer zu verschluckende Pille, als die drohendsten Vorwürfe von einer andern Seite her, doch mögen sie auch gegen ihn auftreten, die Herren Minister, mögen sie auch heftig gegen ihn vociriren, mögen sie ihm vorwerfen, daß er gegen den heiligen Bundestag sündige, — eine Sünde in der deutschen Politik so stark verpönt, als eine Sünde gegen den heiligen Geist in der Theologie — Paul Pfizer wird nie wankend werden;

mit unermüdlichem Eifer verfolgt er seinen Zweck, mit einer heiligen Ruhe läßt er die Angriffe über sich ergehen, und sogar die Zurechtweisungen vom Präsidententische her, wo alle Vorwürfe gegen die Regierung als ungerecht und unparlamentarisch erscheinen, erträgt er mit Gelassenheit, denn er kann nicht noch mehr gekränkt werden, als er es schon wurde. Betrachtet man ihn doch bei allen Regierungen Deutschlands als den ersten und heftigsten Revolutionär! Ihn, der nach seiner innigsten Ueberzeugung nie etwas anders wollte, als was in der Constitution seines Vaterlandes versprochen war! Wenn ich ihn betrachte, so denke ich immer unwillkührlich an Dr. Strauß, den großen Christenthumsfeind, wie ihn die Pietisten und Orthodoxen betiteln. Auch Strauß ist ein verketzerter Mann, man sollte ihn für einen Buschklepper halten, der mit struppigtem Bart und wilder Miene auf Alles sein tödtliches Geschoß anlegt, das nicht ächter, christlicher Glaube aussieht, und doch ist es ihm um nichts zu thun, als um die Wahrheit! und doch ist sein Gesicht so ruhig und sanft und seine Miene so Apostel-Johannesähnlich, daß kein Mensch, der ihn einmal gesehen, den wilden Glaubenstödter mehr in ihm finden wird! Der Abgeordnete Pfizer ist mit wenigen Andern der Einzige, der im Juristenexamen die erste Classe davongetragen; er ist der geschicktesten Rechtsgelehrten einer, aber nur eine Seite sucht er öffentlich auszubeuten, es ist das Staatsrecht. Durch seinen Fleiß, durch seine Geschicklichkeit, durch seine Unbescholtenheit, durch seinen Geist, noch ganz jung, zu einer der ersten Staatsstellen berufen, ist er freiwillig von der Leiter zurückgetreten, die zur Gewalt führt, um seinen Grundsätzen nichts zu vergeben. Er lebt einfach und zurückgezogen, so anspruchslos und bescheiden im Umgange, wie in seinen Bedürfnissen, der Abgott

der Liberalen Württembergs, ohne je nach dieser Ehre gestrebt zu haben. Auch ihn wird die nächste Kammer nicht mehr unter ihren Mitgliedern zählen! —

Haben Sie nun die Güte und schauen Sie gerade unter sich. Suchen Sie Nro. 45. Jetzt dreht sich der Mann, nach dem Sie fahnden. Es ist der Abgeordnete Schott. Wenn sich das württembergische Volk je ein Ideal von einem Volksvertreter entwerfen will, so schwebt ihm das Bild des Abgeordneten von Neuenbürg vor Augen. Er ist ausser dem Abgeordneten Uhland — der Einzige, dem seine Wähler, als Zeichen ihrer Verehrung, einen silbernen Becher verehrt haben. Der Abgeordnete Schott ist dem Herbste des Lebens näher, als dem Frühlinge. Seine Haare spielen bereits in's Graue und bedecken nur noch spärlich den vieldenkenden Kopf und die breite, befurchte Stirne. Das edle, blasse Gesicht trägt viele Spuren nächtlicher Studien, tiefen Nachdenkens und heftigen Kampfes. Nie gab es einen Rechtsgelehrten in Württemberg, der mit allen Gängen des Rechtswegs, mit allen Vorder- und Hinterthüren der Jurisprudenz, mit dem Wissen eines Advokaten besser ausgestattet gewesen wäre, als der Oberjustizprokurator Schott. Nie gab es aber auch einen Advokaten, der so wenig zu Advokatenschlichen seine Zuflucht nähme, der so sehr nur die gerechte Sache zu vertheidigen übernimmt, als eben dieser „erste Advokat Württembergs." Von allen Seiten, im Inland, wie im Ausland, wendet man sich an ihn, und wenn er eine Sache nur übernommen hat, so hält man sie schon für gewonnen. Nie war aber auch ein Rechtsgelehrter gebildeter, als dieser, nie einer mit den lebenden und todten Sprachen vertrauter, als der Procurator Schott, und so sehr hat er sich in die alten Geschichten der Römer vertieft, daß man versucht

wird, ihn selbst für einen der wiedererstandenen alten Volkstribunen zu halten, die wie einst die Gracchen, Gut und Blut für die Freiheit ihrer Mitbürger gegenüber den Patriciern und Senatoren, den Aristokraten und Tories der altrömischen Republik, in die Schanze schlugen. „Freiheit der Griechen" war einst sein Losungswort; „Freiheit der Polen," war sein zweites, aber wie dieses Zweite nie zur Parole wurde, welche die Herrscher Europas anerkannten, so ist auch sein drittes Losungswort: „Freiheit des Vaterlandes" nach seiner Meinung längst, als ein bloßes Wort, verlassen worden. „Freiheit der Presse," ruft er jetzt noch bei jeder Gelegenheit, „Oeffentlichkeit des Gerichts," ertönt es von seinen Lippen, sobald die Umstände erlauben, diesen Text zu berühren. Aber der Ruf ist nicht der fröhliche, frische Ton, der aus voller Brust hervordringt, wie das Halloh des Jägers, der gewiß ist, das Wild zu erlegen. Der Ton ist matt und traurig, wie der eines Mannes, den das Pflichtgefühl treibt, auf dem einmal betretenen Wege vorzudringen, ob er wohl weiß, daß er das Ziel nie erlangen wird. Denn er betrachtet die Sache der Freiheit in Württemberg als verloren. Hören Sie ihn einmal sprechen, Sie werden wohl in seiner Rede die Bitterkeit wieder finden, die Sie auch an dem Abgeordneten Pfizer bemerken; aber sie ist nicht so herb, als dort, sondern sie erscheint wie umschleiert von einem Trauermantel; der Trauermantel aber ist nichts Anderes, als das Gefühl der Wehmuth, das ihn nie verläßt, der Wehmuth über die zu Grabe getragene Freiheit. Sein Auge ist trocken, und doch ist der Schmerz in seinem Gesichte derselbe, als hätte er so eben sein liebstes Kind begraben. Er ist vielleicht unter der ganzen Opposition in der württembergischen Kammer derjenige, der sich am meisten auf Politik versteht, dem die

Geschichte so präsent ist und der sie mit solchem Erfolg studirt hat, daß er auch die Zukunft aus der Vergangenheit ermessen kann. Darum hält er es auch gar oft für überflüssig, einen Antrag in der Kammer zu machen, da er zum Voraus berechnet hat, wie dieser in seiner Weise von der Majorität goutirt würde. Zu was der vergebliche Kampf, der nur den Ingrimm und Schmerz in der besiegten Parthei befestigen muß, während er die Siegenden erst zum Bewußtseyn ihrer Macht bringt! Der Abgeordnete Schott ist vielleicht der unabhängigste Mann in Württemberg; nie excentrisch, daher er es sich auch schon gefallen lassen mußte, daß ihn feurige Köpfe unter seinen Freunden sogar einen Aristocraten hießen; nie nachgiebig aus Gefälligkeit, oder eines Andern Meinung halber, immer seinen Weg verfolgend, den Weg des Rechts, den Weg der Freiheit! Sein Vortrag ist ruhig und gehaltvoll, in seiner Abstimmung aber unterläßt er — wenigstens bei wichtigen Anlässen, selten, seine traurige Ueberzeugung von dem Untergange der Constitution auszusprechen; denn sein Ideal einer trefflichen Regierung ist kein republikanischer, sondern ein constitutioneller Staat.

Ah! Gehorsamer Diener! Sie hören nicht mehr auf mich, sondern auf den Redner da unten mehr links? Er hat den seidenen Deputirtenmantel abgeworfen, um desto ungehinderter mit den Armen agiren zu können; ungestüm dringen ihm die Worte aus dem Munde hervor, das Auge leuchtet feurig, und der Körper ist vorgebeugt, wie der eines Kämpfers, der seinen Feind erwartet. Nehmen Sie immerhin Ihr Namensverzeichniß zur Hand. Nro. 76, der Abgeordnete Römer! der heftige Schwiegersohn des Abgeordneten Schott! Sie haben wohl auch schon im Auslande von diesem Manne reden gehört, denn eine einzige

wackere That macht mehr von sich sprechen, als ein langes Leben im langweiligen Einerlei und wenn man auch nie dabei seine Pflicht verletzte. Es war zur Zeit des vergeblichen Landtags. Der Abgeordnete Römer war damals Kriegsrath, und hochangesehen bei dem Kriegsministerium, denn wie Wenige war er seinem Amte gewachsen und kein Geschäftsandrang war ihm zu stark. Da wählten ihn die Geißlinger zum Deputirten, und der Volksdeputirte sprach für das Volk, sprach nach seiner innersten Ueberzeugung. Als hochgestellter Beamter kannte er gar Manches, wovon Andere keine Kenntnisse hatten. Man wunderte sich nicht, daß er das alles wußte, denn Jedermann hielt ihn für einen Mann von Geist, aber man wunderte sich, daß er das Alles sagte, daß er alle die Mängel aufdeckte, von denen er Kenntniß hatte. Konnte er nicht — schweigen und Oberkriegsrath werden? Mußte er aber vollends gar auf die Seite der Opposition treten, sich zur „äußersten Linken" schlagen, und der Regierung sich entgegenstemmen bei allen wichtigen Anlässen? Er, ein Beamter? „Der Mann versteht seinen Vortheil nicht," sagten die Leute, „er ist toll geworden," sagten Andere; aber der Mann war nicht toll geworden, und wollte seinen Vortheil nicht verstehen. Er gehorchte der Stimme, die in ihm für das Recht sprach; er gehorchte der innersten Ueberzeugung, unbekümmert um alle äußeren Rücksichten. „Muß gan oder brechen," war sein Wahlspruch. Und siehe, als der vergebliche Landtag aufgelost wurde, und man neue Wahlen ausschrieb, da ward auch der Kriegsrath Römer wieder erwählt, aber die Regierung verweigerte ihm den Urlaub. Sollte sie einem ihrer Beamten erlauben, auf dem Landtage zu erscheinen, blos um ihre Schwächen aufzudecken? „Muß gan oder brechen," sprach wiederum der Kriegsrath, und er gab seine

Entlassung ein, und zog den Kriegsrathsrock aus und die Advokaten-Uniform an. Als Kriegsrath hatte er eine schöne Besoldung, er durfte baldige Beförderung erwarten. „Wer wird so thöricht seyn, und einer Ansicht halber seine Aussichten aufgeben?“ sprachen Viele. Der Abgeordnete Romer aber hielt diese Ansicht für seine Ueberzeugung, und für seine Ueberzeugung war er Mann genug, seine Aussichten zu opfern. Damals sprach man viel von dieser Handlung und mancher ehrliche Mann lobte den Kriegsrath Romer ob seiner Consequenz und meinte, diese That sey so gut eine Heldenthat, als wenn ein Soldat im Felde sein Leben nicht schone. Nun aber hat man die Sache längst vergessen und kein Mensch spricht mehr davon. Ist ja doch jetzt der ehemalige Kriegsrath ein geachteter und gesuchter Advokat geworden und hat ein so gutes Einkommen, als ehemals, und ist unabhängig dabei, was noch mehr werth ist! Wie viel Mühe es ihn aber gekostet haben mag, vom Kriegsrath sich in den Advokaten umzuwandeln, daran denkt Niemand. — Der Abgeordnete Romer ist einer der feurigsten Redner in der Kammer, und ein entschiedener Gegner aller Aristocraten. — Nie ruhig, ist er immer im Sattel, wie vor Zeiten ein kühner Ritter, der für die Unschuld seine Lanze einlegte. Materielle und geistige Freiheit des Volks ist das Ziel, auf das er hinstrebt, und jede volksthümliche Idee findet in ihm einen stets schlagfertigen Kämpen. Ein Republikaner des alten Roms konnte nicht mehr Energie und Feuer entwickeln, als er! Sein Muth ist unerschütterlich und ohne Unterlaß strebt er vorwärts. Noch ist er jung, noch rollt das Blut der vollen Manneskraft durch seine Adern, seine Hoffnungen hat er noch nicht begraben, wie sein Schwiegervater, und wenn er und seine Partei auch so eben eine Niederlage erlitten haben, als-

bald ſieht er wieder friſch gewaffnet und mit neuen Kräften auf dem Platze. Ob er je hofft, alle ſeine Pläne realiſirt zu ſehen, mochte ich faſt bezweifeln, denn ich glaube kaum, daß er ſich zufrieden geben würde mit einem conſtitutionellen Staate. Man hält ihn für einen der Anführer unter der Parthei der Republikaner, wenn es je bei uns eine ſolche Parthei giebt, und in der That ſcheut er ſich auch nicht, dieſes Wort friſchweg auszuſprechen, während Andere, die ſich auch liberal dünken, vor einem „Freiſtaat" zurückbeben! Auch führt er die meiſten Demagogenprozeſſe. Man hat ihm ſchon vorgeworfen, er handle nicht alſo aus innerſter Ueberzeugung, und die Bitterkeit, die der Miniſtertiſch oft genug von ihm koſten müſſe, ſey eine Folge ſeines verlorenen Amtes. Wahrhaftig, ein unedleres und unwahreres Motiv hätte man ihm nicht unterlegen können. Wohl beleuchtet er klar, was die Herren Miniſter gerne verdecken möchten, wohl ſtellt er in ſeiner Nacktheit hin, was dieſe zu bemänteln ſuchen, wohl iſt ſeine Rede ein ſchneidend Wort, oft ſo ſcharf und ätzend wie Scheidewaſſer, aber ſein Character iſt offen, und die Ueberzeugung von dem, was er ſagt, ſteht dem Manne auf dem Geſichte geſchrieben. Der Abgeordnete Romer kennt keine Rückſichten; die Ehre iſt ſeine einzige Rückſicht. Für dieſe kämpft er nicht blos mit dem Munde, ſondern er iſt jeden Augenblick bereit, auch mit den Waffen in der Hand ſie zu vertheidigen. Er iſt der ritterlichſte unter den bürgerlichen Abgeordneten, und trägt er auch keine Sporen an den Stiefeln, ſo achten ihn doch ſelbſt die adeligen Abgeordneten nichts deſto weniger. Noch iſt ſeine Rede nicht fließend genug, noch hat er nicht die parlamentariſche Ruhe erlangt, die den ächten Volksredner auszeichnet, und ſeine Worte dringen noch ſchonungslos, wie ſpitzige Pfeile in das Fleiſch

des Staatskörpers, aber bereits hat er jene Sicherheit erlangt, die sich durch nichts außer Fassung bringen läßt; bereits ist er der Einzige, der aus dem Stegreif eine Rede zu halten vermag, vor deren Dialectik und Logik auch der Scharfsinn eines Schlayer das Haupt beugt; bereits glänzt sein Name als der Ersten einer, sowohl auf der Deputirtenbank, als auch im Gerichtssaal.

Sehen Sie jetzt gerade aus. In der Prälatenbank werden Sie einen Mann bemerken, der sich durch Gesichtsbildung, wie durch sein sonstiges Aeußeres ganz von den andern gelehrten Herren neben ihm auszeichnet. Es ist ein hoher Mann mit einem ächten Römergesichte. Seine Haltung ist gerade und fest, trotz den vielen Jahren, die auf ihm lasten. Sein Auge blickt frei und scharf, und seine Brust ist breit und hochgewölbt. Sie bemerken nichts von der Wohlbeleibtheit, die ein behagliches Leben mit einem jovialen Sinn bei ältern Personen bewirkt. Die ehrwürdige Gestalt, die Sie mit Ehrfurcht betrachten, ist die des Prälaten von Pahl*, eines der sechs Generalsuperintendenten. Als Schriftsteller ist der Mann nicht unbekannt, und besonders ist es seine Geschichte von Württemberg, die ihn berühmt machte. Eine freie Denkungsart spricht sich in derselben aus, eine Gesinnung, die ohne Scheu vor den Machthabern dieser Welt die Grundsätze an den Tag legt, welche einem wahren Liberalen inwohnen. Einst gab es eine Zeit, da kein Mensch in Württemberg es fast wagte, dem Volk und den Volksrechten das Wort zu reden, Pahl wagte es. Aber in so würdigem Ton that er es, auf solch' gehaltvolle Weise, mit so wenig Partheigeist und Zelotenhaß, daß er nicht blos von den Seinigen, sondern auch von der Gegenpartei als Mann von Geist und Character hoch-

* Anmerkung. Ist jetzt gestorben.

geachtet wurde. Dieſer Achtung hat er ſeine Prälatur zu danken; nicht ſeinen Verbindungen, nicht dem Einfluſſe einer angeſehenen Familie, nicht den Huldigungen, die er dem Regentenhauſe darbrachte, denn von allem dem war bei ihm nichts zu finden. Sein Vortrag hat von dem Predigerton nichts, als das Erhabene im Flug der Gedanken. Das Schleppende, Moraliſirende, Kanzelſchreieriſche, das ein Prediger ſo ſelten abzulegen im Stande iſt, findet man bei ihm nicht. Die Erhabenheit der Idee, die Kraft im Ausdruck, die Begeiſterung des Vortrags iſt es, die ihm die Aufmerkſamkeit der ganzen Verſammlung zuſichern, ſobald er einmal als Redner auftritt. Wohl geſchieht dieß ſelten, und ſeltener, als man es erwarten könnte, denn der Prälat von Pahl hat gar manche Rückſichten zu beobachten, welche der Pfarrer und Decan Pahl nicht beobachtete. Einſt war er kühn im Ausdruck, feurig wie ein edles Roß, das keine Hinderniſſe ſcheut und ohne Anſtrengung über Gräben und Gehege hinwegſetzt; jetzt iſt ſein Lauf etwas gemäßigter; er ſchaut um ſich, ob ſich die Hinderniſſe nicht umgehen laſſen, ſtatt ſie raſch zu überſpringen; nicht ſelten meint er ſogar, warten zu müſſen, bis die Zeit und günſtigere Verhältniſſe die Gräben ausfülle und ebene. Es ſcheint dem Prälaten von Pahl ergangen zu ſeyn, wie vielen Republikanern in Frankreich. Vorem wünſchten dieſe nichts ſehnlicher, als die blutrothe Fahne der Freiheit aufzupflanzen, aber nicht lange hernach milderte ſich die grelle Farbe durch das Weiß der Lilie von Bourbon. So iſt der greiſe Prälat ein Freund der Conſtitution geworden, aber nicht derjenigen, die eine republikaniſche Grundlage hat; denn er zeigt ſich gemäßigt in Rede und That. Das Vermittlungsſyſtem iſt an der Tagesordnung, warum ſollte man auch nicht zwiſchen Volk und Regierung vermitteln können, ſtatt einen unheilbaren Bruch herbeizuführen, in

dem die eine oder andere Parthei untergeben müßte? Wohl erwarteten Viele Größeres von ihm; seine Erwartungen selbst schienen nicht selten getäuscht werden zu seyn; denn wer hätte nicht ganz andere Resultate gehofft, der die Zeiten von 1814 und 1815 als kräftiger Mann erlebte? Allein wenn auch der alte Prälat nicht mehr alles das unterzeichnet, was er in jüngeren Jahren gedacht und gesprochen, so ist der ehrwürdige Greis deßwegen doch nicht sich selbst ungetreu geworden; er hat die Fahne nicht verlassen, zu der er einst geschworen; es ist noch derselbe Geist, aber in eine mildere, sanftmüthigere Form gegossen. Deßwegen ist jedoch die Form nicht von Wachs, das vor einem gnädigen Sonnenblick schmilzt und sich modeln und drechseln läßt nach Gutdunken. Ob die Veränderung in dem Prälaten Pahl durch das Alter herbeigeführt wurde? — ich glaube es kaum; denn sein Gang ist so ungebeugt und so hochaufgerichtet schreitet er einher, daß man fast glaubt, einen Jüngling vor sich zu sehen. Einmal, noch vor Kurzem, zeigte sich diese Jugendlichkeit in all ihrer Frische. Es war im Jahr 1833 bei der Frage der Preßfreiheit. So kühn, so frei, so unabhängig, so kräftig sprach er damals, daß man glaubte, die alten Zeiten seyen wiedergekehrt. Oft, wenn ich ihn so ansehe, deucht es mir, es stehe eine Ruine vor mir von längst verschollenem Zeitalter her. Sein Ruf: „es lebe die Freiheit" müßte ungefähr so klingen, wie der Ruf eines alten französischen Marschalls: „es lebe der Kaiser." — Noch niemals hat der Prälat von Pahl seinen Herrn verläugnet und Niemand spricht anders von ihm, als mit Ehrfurcht.

Eine etwas andere Bewandtniß hat es mit dem Bischofe von Rottenburg, des Herrn v. Kellers Gnaden. Seine Eminenz ist ein Greis von mehr als 70 Jahren.

Wie es dazu kam, daß er zum Bischofe gewählt wurde, ist eine zu lange Geschichte. Genug sey es zu sagen, daß der Herr von Keller lange in Rom war, und dem päpstlichen Stuhl noch sehr ergeben ist. Es sind nicht die Rechte der katholischen Kirche allein, die er zu vertheidigen hat, es sind auch die Rechte der römisch-katholischen Kirche und unter diesen besonders die des Bischofs und damit auch des Papstes. In Württemberg ist der Bischof kein so unumschränkter Herr in kirchlichen Angelegenheiten, wie in Spanien oder Italien, sondern man hat ihm einen Riegel vorgeschoben, der ihn nicht zum Hause hinauslässt. Der Kirchenrath ist es eigentlich, welcher die katholische Kirche im Lande regiert, und zwischen dem Bischofe und dem Kirchenrathe herrscht daher ewige Fehde. Wer kann es nun dem alten, gebeugten, oft und schwer gekränkten Manne übel nehmen, wenn er der Regierung so sehr als möglich zu Willen ist? Wäre auch diese vollends gegen ihn, so wäre es um sein Ansehen gänzlich geschehen. In gewisser Hinsicht aber ist doch die Stellung des Bischofs von Rottenburg in der Kammer eine interessante. Er will es mit Niemand verderben. Sagt er wie immer „Nein" zu den Anträgen der Oppositon, so thut er es stets mit Höflichkeit und unter Worten der Entschuldigung. Ihm ist nichts unangenehmer, als daß die Leute nicht einig sind. „Ein Hirte und Eine Heerde!" Kein Mensch kann gutmüthiger und nachgiebiger seyn, und wenn es hier am Platze wäre, einige Züge aus seinem Privatleben anzuführen, so könnte es uns an Belegen in jeder Hinsicht nicht fehlen. In der Kammer aber hat ihm diese Nachgiebigkeit, diese unendliche Gutmüthigkeit den Vorwurf der Charakterlosigkeit zugezogen. Allein da müßte ja die Regierung auch Mangel an Character zeigen, denn Herr von Keller stimmt stets

mit ihr überein! Ausgenommen natürlich, was die Rechte der Kirche anbelangt! Sonderbar! Der Mann läßt Jedermann Gerechtigkeit widerfahren, und doch will man ihm keine widerfahren laſſen! Er ſchätzt den Abgeordneten Pfizer ſehr hoch, er iſt durchdrungen von Hochachtung gegen den Abgeordneten Uhland, Niemand kann den Scharfſinn Römers mehr bewundern, allein höhere Gründe beſtimmen ihn, dießmal nicht ihrer Anſicht ſeyn zu können. Man hat dem greiſen Mann ſchon vorgeworfen, ſeine Kenntniſſe ſeyen nicht allzuweit her, allein Kenntniſſe hat er in jedem Falle, vielleicht auch gelehrte Kenntniſſe, jedoch zum Volksredner ſcheint er nicht geboren zu ſeyn. Ich bin jedoch weit entfernt, ihm als Prediger zu nahe treten zu wollen, denn ſein Vortrag iſt ſo voll Pathos, ſo ſalbungsvoll, ſo durchduftet von mundausfüllenden Redensarten, daß ihm in dieſer Hinſicht kein Vorwurf zu machen iſt. Auf den Gallerien freut man ſich allemal, wenn der Herr Biſchof einen Vortrag hält; in der Kammer iſt jedoch nicht dieſelbe Theilnahme zu bemerken, und ſo ernſt, ſo unendlich ernſt es auch dem Redner mit dem ſeyn mag, was er ſagt, die Herren Abgeordneten ſind ſo reſpectswidrig, während ſeines Vortrags mit einander zu ſchwatzen oder zu lachen. Der Biſchof iſt ein kurzer, nicht allzu dicker Mann, mit wenigen grauen Haaren; er trägt ſtets einen Frack und das ſchwere Biſchofskreuz an einer eben ſo ſchweren Kette über der Bruſt. Wenn Höflichkeit — auch gegen den Geringſten — Popularität wäre, ſo müßte der Biſchof von Rottenburg der populärſte Mann unter der Sonne ſeyn.

Ganz anders weiß für dieſelbe Sache der Freiherr von Hornſtein in die Schranken zu treten. Sehen Sie einmal links hin, in der zweitvorderſten Bank, Nro. 6, lehnt ſich ein Mann in der Kleidung der ritterſchaftlichen

Abgeordneten nachläſſig in der Bank zurück, die Füße ſind gekreuzt wie die Arme; Sie konnten glauben, der Mann ſchlafe, oder habe lange Weile und denke an dieß, oder das. Aber ſeine Augen, die unter den buſchigten Brauen beweglich in der Runde herumſchießen, zeigen zu deutlich, daß der Mann wacht und aufmerkſam genug iſt, um Alles zu hören, was geſprochen wird. Herr von Hornſtein hat zweierlei Dinge, für die er in die Schranken tritt, einmal für die Rechte ſeines Standes, denn er iſt als Edelmann geboren und von ſeinen angeſtammten Rechten wird er auch nicht ein Jota vergeben, wenn er nicht dazu gezwungen wird; aber auch gegen die Gewalt proteſtirt er, als gegen Gewaltthätigkeit, und es iſt ihm dabei ganz gleichgültig, von wem dieſe — von ihm benannte Gewaltthätigkeit ausgeht, von den Männern des Volks oder von der Regierung; gegen beide ſtreitet er gleich unabhängig. Man kann daher den Abgeordneten von Hornſtein ſchon deßwegen weder zur miniſteriellen noch zur Oppoſitionspartei rechnen; noch mehr aber wegen des andern Grundſatzes, den er auf Tod und Leben verficht. Dieſer andere Grundſatz iſt, wie man ſagt, etwas ſtark ultramontaniſtiſcher Natur, ja man will es für gewiß behaupten, daß der Ritter von Hornſtein zu der Geſellſchaft Jeſu gehöre; in der That iſt er einer der eifrigſten Vertheidiger der Rechte der katholiſchen Kirche; ihre Unabhängigkeit geht ihm über alles, und in dieſer Hinſicht hat er ſo wenig Ultramontaniſtiſches an ſich, daß er mit ſeinen Grundſätzen nicht nur nicht hinter dem Berge hält, ſondern auch kühner als irgend Einer dem Miniſterium und dem Publikum gegenübertritt. Das Publikum huldigt ſolchen Grundſätzen nicht mehr, und würde ein Anderer, als der Freiherr von Hornſtein dieſe Sache vertheidigen, ſo würde man ſich mit Lachen und Spotten abwenden;

aber die Conſequenz, mit welcher der edle Freiherr zu Werke geht, der Verſtand, mit dem er Alles vorbringt, der Geiſt, mit dem er ſeine Reden würzt, die Unerſchrockenheit, mit der er einer ganzen Welt gegenüber zu treten ſich nicht ſcheut — das iſt es, was ihm die Achtung des Publikums, die Achtung aller andern Abgeordneten, auch der von der entgegengeſetzten Parthei in hohem Maße zugezogen hat. Der Ritter von Hornſtein iſt ein Mann von ausgebreiteten Verbindungen, aber dieſe könnten nicht verbreiteter ſeyn, als es ſeine Geſchäfts- und Menſchenkenntniß iſt. Seine Bildung iſt keine gewöhnliche, denn er verbindet alle Höflichkeit und Artigkeit eines adelig erzogenen Mannes mit der wiſſenſchaftlichen Tiefe eines Gelehrten. Ein Hauptmittel, wodurch er ſich die Menſchen zu gewinnen verſteht, iſt ſeine Beſcheidenheit, denn ſo hartnäckig er auf dem beharrt, was er einmal zu ſeiner Ueberzeugung gemacht hat, ſo offen geſteht er, von dieſer oder jener Sache, die nicht ſeines Amtes iſt, nichts zu wiſſen. Freiherr von Hornſtein iſt einer der ausgezeichnetſten Redner in der Kammer und erinnert in ſeiner nicht ſelten etwas derben Sprache oft an Ludwig Uhland. Als Menſch gehört er unter diejenigen, die ſo hoch ſtehen, daß man ſie nie überſehen kann, die man aber nur bekämpfen, nie haſſen kann. Der edle Abgeordnete iſt in ſeinen beſten Jahren und eine ſo hohe Meinung hat man höhern Orts von ſeinen ſtaatswirthſchaftlichen Kenntniſſen, daß nicht viel gefehlt hätte, ſo wäre er einmal zum Miniſter der Finanzen ernannt worden. Nunmehr bekleidet er kein Staatsamt.

Ich könnte Ihnen noch eine Menge von unſern Abgeordneten näher ſkizziren, allein zu was das? Die Leute ſind theils nicht wichtig genug, um ein Langes und Breites über ſie zu ſchwatzen, theils haben ſie es nicht gern, wenn man

ihnen etwas „nachſagt," und lauter Gutes kann doch auch nicht an Jedermann ſeyn, theils aber auch ſind ſie mit ein Paar Worten ſchon bezeichnet genug. Da iſt z. B. der Kanzler von Wächter; er ſitzt rechts neben dem Abgeordneten Uhland, mit dem er jedoch ſo wenig gemein hat, als ein freier Diſtelfink mit einer ewig geſchäftigen Ameiſe. Einſt ſaß an dieſem Platze der Kanzler von Autenrieth, der berühmte Mediciner und minder berühmte Witzbold der Kammer. Ich weiß nicht wer, ſoll ihn einmal ſcherzhafterweiſe den Oberbaldiererminiſter von Kalfacterle geheißen haben. Er war eine treue Stütze der Regierung, die ihn zum Kanzler gemacht hatte und auch den Herrn von Wächter hat die Regierung zum Kanzler gemacht. Ich glaube, nichts weiter hinzuſetzen zu müſſen. Intereſſant iſt allein die Anwendung, die der Kanzler von Wächter von ſeiner ungeheuern Maſſe von Kenntniſſen, die ſammt und ſonders auf ſeinem aus Mangel an friſcher Luft vergelbten Angeſichte und in ſeinen von vielen Nachtſtudien erloſchenen Augen zu leſen ſind — macht. Er befolgt nämlich ſtets daſſelbe Manövre, er vermittelt. Mag die Oppoſition ihr Recht noch ſo klar dargethan haben, ſo kann man doch der Regierung nicht geradezu Unrecht geben, der Kanzler von Wächter macht einen Mittelvorſchlag, und der Streit iſt geſchlichtet, darin liegt der Grund, warum die Anträge des tief gelehrten Herrn faſt alle durchgehen, denn ſie ſprechen ſtets die Meinung der Majeſtät aus, und der Herr Kanzler ſcheint ſich öfters daran zu ergötzen, wie dieſe „Mehrzahl" in der größten Verlegenheit iſt, bis er mit ſeinem Mittelring hervortritt, das aber natürlich gar oft einem Baſtard und Zwitter ähnlicher iſt, als einem ehelich und ehrlich geborenen Kinde. Uebrigens weiß der Herr Kanzler auch zu überreden, und nie habe ich einen längern Vortrag

gehört, der wenigen ermüdet. So geläufig und fast elegant ist seine Ausdrucksweise, so fließend ist seine Sprache, so logisch ist sein Vortrag geordnet, so schnell folgen sich Gedanken auf Gedanken, daß man sich oft nur wundert, wie es dem gelehrten Mann möglich ist, diese Kenntnisse, diesen Wortreichthum auf einmal und fast ohne Vorbereitung gleichsam aus dem Aermel zu schütteln. Allein so viele Vorzüge die Reden des Herrn von Wächter in dieser Hinsicht haben, um so weniger in anderer: denn von Kraft und Nachdruck ist keine Rede. Herr von Wächter war schon vor 10 Jahren Professor der Rechtsgelehrsamkeit in Tübingen; er erhielt einen Ruf nach Leipzig; er wollte unter gewissen, nicht gar hoch gespannten Bedingungen im Vaterlande bleiben; man ließ ihn ziehen; nun erst galt der Prophet etwas in seinem Vaterlande; man bestellte ihn zum Kanzler der Universität und sein Ausspruch, wenn er einen Rechtsfall betrifft, gilt mehr, als der eines ganzen Collegiums. — Da ist links von dem gelehrten Herrn der Decan von Münch, der älteste, katholische Decan, ein kleines, mageres Herrlein, mit engbrüstiger, leiser Stimme, mit einem Gesicht, das aussieht, wie Stillings Stilleben und mit Augen, die den ganzen Tag von nichts träumen, als von der Sonntagsfeier, aber ein sanftmüthiger Character, wie selten einer, voll Gutmüthigkeit, Redlichkeit und Religiosität. — Weiter links sitzt der Domdecan von Jaumann, ein wohlbeleibter Herr mit scharfer Brille über den kleinen, listigen, blinzelnden Augen, mit etwas feistem Gesicht und gerundetem Bauche, was beides keinerlei Anzeige von starker Liebhaberei zum Fasten und Kasteien des Körpers giebt; mit spärlichen Haaren, die sorgfältig nach vornen gestrichen sind, um die Glatze zu verdecken. Man sieht dem Mann den katholischen Geistlichen schon von weitem

an, allein es liegt solch' ein geistreicher Ausdruck in seinem Gesichte, so viel Gewandtheit zeigt seine Sprache, daß der Schwabe sein Wesen nur mit den Worten „Abgeschlagenheit" bezeichnen kann. „Er ist ein durchtriebener Geselle," würde vielleicht mancher sagen, wenn es ihm der Respect vor Seiner Hochwürden erlaubte. Der hochwürdige Herr ist offenbar ein Lebemann, aber er vergiebt seiner geistlichen Würde durchaus nichts. Ueber seine constitutionellen Gesinnungen ist er mit sich selbst, allem Anschein nach, ganz einig; auch stimmt der Ministertisch ganz damit überein. Sein Ehrgeiz geht nicht dahin, als Volksredner zu glänzen, wohl aber eine Stütze des Katholicismus zu seyn, den er einstens nach dem Ableben des jetzigen Bischofs zu repräsentiren berufen seyn dürfte. — Immer weiter links sitzen die Herren Prälaten von protestantischer Religion, unter ihnen — außer dem bereits skizzirten Prälaten von Pahl — Prälat von Flatt, ausgezeichnet durch seine tiefe Gelehrsamkeit und noch mehr durch die Rechtlichkeit seiner Gesinnungen und die Wärme, mit der er sich bei jeder Gelegenheit seiner Geistlichen und Schulmeister annimmt; leider jedoch verbieten ihm seine in der That übermäßigen Geschäfte, immer zur rechten Zeit in der Kammer zu erscheinen. — Der Prälat von Märklin ward früher zu der Opposition gerechnet, und sobald es ein constitutionelles Recht anbelangt, so kann es Niemanden geben, der mit mehr Beharrlichkeit oder besser Heißgradigkeit darauf bestehen würde. — Es ist Schade, daß er kein Rechtsgelehrter wurde. — Noch mehr Schade ist's, daß der Freiherr von Welden nicht mehr in der Kammer sitzt. Hitzig, wie einst der ritterliche Heißsporn, scheute er keinen Kampf mit dem Ministerium, dem er einen tiefen unauslöschlichen Haß geschworen zu haben schien. Seine Beweglichkeit, sein-

ewige Unruhe, war so hervorstechend, daß man glauben mußte, es fließe Quecksilber in seinen Adern, und wenn er rasch und schnell gesattelt von seinem Sitze aufsprang, so konnte seine rothe Maltheserritter-Uniform nicht röther leuchten, als seine erhitzten Wangen. Sein Grundsatz war, durchaus der Regierung zu opponiren, und in consequenter Verfolgung dieses Grundsatzes vergaß er sich so weit, daß er genöthigt war, freiwillig auf seinen Sitz in der Kammer zu verzichten. Nunmehr ist der einzige „Freund der liberalen Parthei" der Graf Degenfeld, ein ritterlich — schöner Mann, kurz in Rede, aber kräftig, und oft sogar heftig in der Ausdrucksweise. Was er spricht, wäre er im Augenblicke bereit, mit der Spitze des Degens zu verfechten. Immer stimmt er mit der Opposition, es müßte denn seyn, diese stimmte für Aufhebung irgend eines jener alten Rechte des Adels, die nur durch die Verjährung von Jahrhunderten zu Rechten geworden sind.

Beginnen wir die zweite Reihe der Abgeordneten zu mustern, so ist der Erste der Abgeordnete Klett, ein Advokat durch und durch. Er ist radical von Kopf bis zu Fuß, obwohl jetzt die Interessen der Stadt, die er vertritt (Heilbronn), für jetzt ein gemäßigteres Auftreten von ihm verlangen. Aber wer in Württemberg erinnerte sich nicht jener famösen Fragen, die er auf dem „vergeblichen Landtag" an den Kriegsminister stellte? So kalt und bissig waren jene Fragen, aber so viel Wahrheit lag darin, daß sie beinahe zu einer Lebensfrage für den Kriegsminister geworden wären! — Jetzt erblicken wir einige alte, verwitterte Häupter, mit weißen Haaren, von ehrwürdigem Aussehen. Es sind die ältesten Glieder der hohen Versammlung. Obenan sitzt der Oberjustizrath von Zeller, ein Mann voll guten Willens, aber leider mit dem Unglück

behaftet, daß Niemand ſeine Rede mit anhören will. Für das Publikum iſt ſein Auftreten immer ſehr ergötzlich, denn er ficht mächtig mit den Armen, und ſpricht ſich immer heftiger, ſo wie ein raſches Pferd, einmal angeſpornt, immer hitziger wird. Er geht ſtets vom Praktiſchen aus und ſeine Reden ſind daher auch oft mit praktiſchen Sprüchleins gewürzt, die oft als eine faſt zu derbe Speiſe nicht einmal würdig befunden werden, in den Landtagsprotokollen eine Stelle einzunehmen. Sind es aber keine ſchönen Redensarten, wenn der greiſe Herr von Zeller ſagt: „wo der Haas rammelt, da muß er Haare laſſen,“ oder „Menſchenfleiſch iſt derzeit wohlfeiler, als Kalbfleiſch?“ — Die eigentliche alte Garde beſteht aber nur noch aus den Abgeordneten Löbert und Schneckenburger. Keiner von beiden iſt mehr weit von ſiebenzig entfernt, aber dennoch halten ſie noch mit jugendlicher Kraft an dem, was ſie für Recht erkannten, und kein Oppoſitionsmann kann ſein „Nein“ muthiger und conſequenter ausſprechen, als jener alte Doctor der Medicin, der Abgeordnete für das Oberamt Tuttlingen. Die alte Garde iſt ſehr gelichtet, aber es macht einen guten Eindruck, wenn Männer, die ſchon mit einem Fuß im Grabe ſtehen, noch feſt auf der Seite des Liberalismus halten, während man auf den alten Gentleman Burdett, trotz ſeiner grauen Haare, nur mit Verachtung hinblickt. Die alte Garde ergiebt ſich nicht, ſie ſtirbt in ihrem Glauben. Der nächſte Landtag wird keinen von ihnen mehr bringen. — Nun ſehen Sie einen dreiſchultrigten Mann, von einer ſo derben Geſtalt, daß ein kleiner Kopf auf dem Rumpfe ſich ausnehmen würde, wie ein Sperling auf einem Dache; zum Glück aber entſpricht hier der Kopf dem Rumpfe; ich habe noch wenige kräftigere Köpfe geſehen. Die Stimme erdröhnt im tiefen

Baß; die Sprache iſt derb, wegwerfend, kurz. Der Mann iſt ſich ſeiner Würde bewußt; denn er iſt Director einer Regierung und Vicepräſident in der Kammer. Da er Director einer Regierung iſt, ſo iſt es ganz natürlich, daß ſeine Anſichten ganz mit der Regierung übereinſtimmen. Uebrigens kann man wenig von ihm ſagen, da er nur ſelten als Redner auftritt. Thut er es aber einmal, ſo geſchieht es auf ſolche Weiſe, daß Jedermann ſchon aus ſeinen Zügen abnehmen kann, er habe Recht. Der Herr Vicepräſident kann daher nie eines beſſern belehrt werden. — Doch wir verlaſſen dieſe ſeriöſe Erſcheinung und erblicken einen ſpaßhaften Mann, mit kleinen lebhaften Augen, einer außerordentlichen Beweglichkeit in der Handhabung der Körperglieder, und einem Geſichte, das Nachdenken und Humor ausdrückt. Es iſt der Abgeordnete von Mosthaf, nicht minder Regierungsdirector, als der Herr von Rummel, und auch kein minderer Freund der Regierung. Aber ſeine Weiſe, wie er die Anſichten der Regierung vertheidigt, iſt originell; denn es geſchieht dieß in einer Redeweiſe, die oft an das Judenthum erinnert. Wie er dazu gekommen iſt, weiß ich nicht, aber ſchon ſeine Sprache hat etwas Jüdelndes, noch mehr aber die Conſtruktion ſeiner Sätze. Das Publikum weiß immer zum Voraus, daß, wenn der Abgeordnete von Mosthaf ſich erhebt, etwas Ergötzliches kommt. Zudem drückt er ſich auf die verſtändlichſte Weiſe von der Welt aus. Bei der Berathung eines Geſetzes iſt er daher ganz der Mann auf dem Platze, denn alsbald wendet er das Geſetz an, und ſo vielerlei Beiſpiele, ſo ſprechende Anwendungen kommen zum Vorſchein, daß nicht ſelten einem Andern dadurch erſt die Sache klar wird. Der Abgeordnete von Mosthaf ſpricht ſehr viel. Es iſt möglich, daß er ſich ſelbſt gerne hört; denn alle An-

genblicke ſpringt der kleine Mann mit der Lebhaftigkeit eines jungen auf, um das Wort zu bekommen. Seine Rede wird bald heftig; einmal im Anlauf, kommt er immer mehr in's Rennen hinein. Manchmal ſcheinen jedoch Steine im Wege zu liegen, denn der Redner räuſpert ſich mitten in der heftigſten Kraftäuſſerung, oder er huſtet, oder jener widerliche Laut, der wie „Eh" klingt und den ſich gewiſſe Redner gar ſehr angewöhnt haben, beſonders wenn ſie keine ſind, läßt ſich hören. Dieſes „Eh" kommt jedoch bei ihm lange nicht ſo oft vor, als bei andern. Einmal nahm ich mir die Mühe, einem Mitgliede, einem gewaltigen Bürgerariſtokraten und hohen Redner nach ſeiner Meinung, dieſe „Eh's nachzuzählen, und es kamen nicht minder, als 27 heraus in Einer Rede. Sie — „Eh" — glauben nicht — „Eh" — wie — „Eh" — unangenehm es iſt — „Eh" — eine — „Eh" — ſolche Rede — „Eh" — mit anhören zu müſſen — „Eh" —.

Dieß ſind ſo ungefähr die merkwürdigſten Glieder unſerer Abgeordnetenkammer; oder ſoll ich Ihnen noch ein Weites und Breites erzählen von dem Abgeordneten von Gmelin, dem Mann mit dem breiten Munde und dem bleichen ungeſunden Geſichte, der überall noch Ausweze kennt und aufſpürt, wenn die Regierungscommiſſäre ſchon ſelbſt nicht mehr wiſſen, wie ſie ſich helfen ſollen? Von dem Abgeordneten von Hufnagel, dem Juriſten vom Kopf bis zum Fuß, weßwegen er auch Obertribunalrath geworden iſt, einem zähen Redner, der auch dem Herrn Canzler die Stange zu halten ſich nicht fürchtet? — Von dem ſtrengen Richtergeſicht des Abgeordneten von Propſt, dem kalten Vertheidiger der Todesſtrafe, der noch royaliſtiſcher denkt, als der König ſelbſt und ein Morell für einen Maler abgeben könnte, der einen Fanatiker abzeich-

nen wollte? Von dem rechnungskundigen Bäckermeiſter Pfleiderer aus Waiblingen, der die Buchhändler-Preiſe nach der Brodtaxe ſtipuliren möchte und dem Finanzminiſter ein größerer Dorn im Auge iſt, als der ehrliche Hume dem Lordſchatzmeiſter in England? — Von dem eleganten Profeſſor Schmid, der den Predigerton nie ablegt, aber in ſeiner „Kanzelberedtſamkeit“ dem Miniſterium härtere Dinge ſagt, als man von einem Königl. Diener und Lehrer der Jugend in Gegenwart der Herren Prälaten erwarten ſollte? — Von dem gewaltigen Ortsvorſteher von Zwergern, einem Patricier durch und durch, der die Miniſter gerne zwänge, eben ſo ſtreng das conſtitutionelle Recht zu handhaben, als er ſelbſt in ſeinem Ravensburg Ordnung handhabt? — Von dem Phantaſie- und Phraſenreichen Walz, dem Bürgerariſtokraten und perſonificirten bürgerlichen Kaſtengeiſt, der von einer Republik träumt, aber zu offen und ehrlich iſt, um einer revolutionären Propaganda anzugehören, dem erklärten Freunde des Schulſtandes, der, was er einmal erfaßt, mit Begeiſterung ergreift und für Freiheit im nordamerikaniſchen Sinne eben ſo erglüht, wie für die keuſchen Anforderungen der weiland deutſchen Burſchenſchaft? — Von dem Damenfreunde Dörtenbach, der nichts ſehnlicher wünſchte, als die Zulaſſung des ſchönen Geſchlechts auf den Gallerien, und nie die Straße verläßt, auf welcher Uhland und Pfizer dem Ziel entgegeneilen? — Von dem Verſtandesmann Marſchel, der mit eiſernem Willen und ſchneidender Kälte das beſtehende Recht entziffert? — Von dem weitläuftigen Wieſt, dem breiten Wortſchwallsmann, der mit gleicher Gründlichkeit den „Mäuſefraß“ des Schreiberſtandes und das überflüſſige Wild der Jagdberechtigten zu erlegen ſucht, deſſen Reden aber ſo lang ſind, daß man beim Beginne derſelben zum

Frühſtücke geben kann und nach eingenommener Mahlzeit immer noch zeitig genug kommt, um den Schluß mit anzuhören? — Von dem großen Kritiker Menzel, der witzig und biſſig genug iſt, um ſich aller ſeiner Feinde zu entledigen, dem nachdrücklichen Nachdrucksfeinde, dem energiſchen Judenemancipationsvertheidiger, dem kühnen Oppoſitionsmitgliede auf der äußerſten Linken? — Von dem humoriſtiſchen Pflanz, dem katholiſchen Pfarrer, den ſogar der Papſt fürchtet; dem aufgeklärten Manne, der bald mit gemüthlicher Laune, bald mit ſatyriſcher Lauge gegen Alles zu Felde zieht, was die Fortſchritte des Zeitgeiſtes hemmen konnte? — Von dem bleichen Advokaten Duvernoy, der mit eiſernem Fleiße und klarer Auffaſſungsgabe vor Andern begabt iſt; der in ſanfter, geläufiger Sprache den Feudalrechten die wankenden Stützen raubt, auf denen dieſe ſich noch zu erhalten ſtreben?

Aus dem Bisherigen werden Sie klar erſehen, daß in unſerer Abgeordnetenkammer Alles und Jedes ſeinen Vertheidiger hat, der Abſolutismus ſo gut, wie der Republikanismus; der Jeſuitismus ſo gut, wie die Aufklärung; der Adel ſo gut, als das Volk; die Sonntagsfeier ſo gut, als der Tanzboden; die Preßfreiheit ſo gut, als der Preßzwang; das Kirchengut ſo gut, als die Gütergemeinſchaft; die Abgabenverminderung ſo gut, als die Steuererhöhung; der Witz ſo gut, als die Langeweile. Dieſe Letzten behaupten oft Tage lang das Schlachtfeld. Allein die Debatte ſcheint ſich ihrem Ende zu nähern, die beſten Redner haben geſprochen, auf den Geſichtern malt ſich Ermüdung und — richtig, es iſt gegen 1 Uhr, der Hunger zeigt ſich. „Abſtimmen“ ruft hier eine Stimme. Es iſt die des Abgeordneten Vollſtetter. Noch will ſich Einer erheben, aber es geht nicht mehr, man hört ihn nicht mehr mit Auf-

merkſamkeit, man unterbricht ihn, denn wir haben in unſerer Abgeordnetenkammer ſo gut Unterbrechungen, als in der franzöſiſchen Deputirtenkammer. Sie ſind ſehr verſchiedener Art.

Die gewöhnlichſten Unterbrechungen, wie ſie von den Journaliſten angegeben werden, ſind folgende: „Ja!“ „Nein!“ „Ah!“ „Oh!“ „Natürlich!“ „Man lacht!“ „Beifall!“ „Murmeln!“ „Aufmerkſamkeit!“ „So!“ „Sonſt gar nichts!“ „Tiefer Eindruck!“ und dergleichen Redensarten. Es giebt Abgeordnete, deren ganze parlamentariſche Beredtſamkeit ſich auf ſolche Unterbrechungen beſchränkt, und in der That bringen ſie oft dadurch größere Wirkungen hervor, als Andere durch die herrlichſten Reden. Ich habe einmal von dem Abgeordneten Römer, der jedoch, wie man ſchon geſehen haben wird, nicht unter dieſe Art von Parlamentsrednern zu rechnen iſt, ein „So“ gehört, das von erſtaunlicher Wirkung war. Es war dieß ein ſo langgedehntes „So,“ es lag ſo viel Biſſiges darin, ſo viel Verachtungsvolles, daß der Herr, welcher eben einem ſtrengen Geſetze das Wort ſprach und Gründe brauchte, die der Abgeordnete Römer der Widerlegung nicht werth hielt, daß, ſage ich, nicht nur der Herr Redner in Verlegenheit kam, ſondern die ganze Kammer mit dem „So“ des Abgeordneten Römer ſympathiſirte. Erhebt ſich ein Abgeordneter, von dem man gewohnt iſt, längſt Geſagtes wieder hören zu müſſen, der Stundenlang perorirt und doch zu keinem vernünftigen Reſultate kommt, mit einem Wort ein unbeliebter Redner, ſo mehren ſich die Unterbrechungen außerordentlich, überall ſtecken die Herren Deputirten die Köpfe zuſammen und unterhalten ſich halblaut, der Präſident ſchellt, aber dieß Zeichen hilft nur auf ein paar Minuten, bald wird das Murmeln wieder allgemein, und es

iſt kaum für die zunächſt Sitzenden möglich, ein zuſammenhängendes Wort zu vernehmen. Dieſes Murmeln hat eine doppelte Folge. Entweder iſt der Redner ein Neuling und ein bischen ſchüchtern und hat vielleicht auch eine ſchwache Lunge und muß alſo verſtummen, in dieſem Fall ſetzt er ſich beſchamt nieder und nimmt ſich vor, ſo bald keine Rede mehr zu halten; oder aber weiß der Redner ſchon, daß ihm dieſes Unheil zuſtoßen wird und iſt deßhalb darauf präparirt; in dieſem Falle nimmt er ſich zuſammen, er entwickelt alle Kraft ſeiner Stimme und erhebt dieſe zu einem donnerähnlichen Geſchrei, welche auch das andauernde Murmeln übertönt; dann bleibt er Sieger, und die überſchrieenen Abgeordneten müſſen ſich in Geduld fügen. Nichts deſto weniger ſind dieſe Murmler oder Murrer ſehr wichtige Perſonen, und ſie ſelbſt halten ſich ſo ſehr dafür, daß, als einſtens einem Abgeordneten bei ſeiner Nachhauſekunft vom Landtag von ſeinen Wählern der Vorwurf gemacht wurde, er habe ſich gar nie vernehmen laſſen und man habe ſeinen Namen nie unter denen geleſen, die die Rechte des Volks vertheidigten, — dieſer ſtolz erwiederte: „Habt ihr nicht in den Zeitungen geleſen, daß bei dieſer und jener Frage ein Murren in der Kammer entſtand? Unter dieſen Murrenden war ich der Stärkſten einer.“ Am wirkſamſten ſind dieſe Unterbrechungen, wenn ſie vom Präſidententiſche ausgehen. Der Präſident ſoll durchaus unpartheiſch ſeyn, ihm liegt es daher ob, allen Rednern auf gleiche Weiſe zum Wort zu verhelfen, ohne ſeiner Privatanſicht Luft laſſen zu dürfen, ich bin auch weit entfernt, dem Präſidenten unſerer Kammer vorzuwerfen, er thue das nicht, aber in gewiſſen Dingen läßt der Präſident durchaus nicht mit ſich ſpaſſen. Es ſey z. B. von der Wahlfreiheit die Rede, und ein Abgeordneter nehme davon Veranlaſſung, über

die Censur herzufallen, oder es sey von dem Kriegsbudget die Rede und ein Redner bringe die Sprache auf den Bundestag, — alsbald ist der Präsident bei der Hand, um solche Abschweifungen zu hemmen und zu erklären, die Besprechung der Censur und des hohen Bundestags stehe nicht auf der Tagesordnung. Der Präsident scheint die Ansicht zu haben, alle Einreden, welche die Minister persönlich geniren könnten, seyen Abschweifungen. Gewöhnlich entsteht über eine solche Unterbrechung ein großer Sturm, die Opposition, an ihrer Spitze Uhland und Römer, und nicht selten auch Freiherr von Hornstein, der die Rechte der Kammer auf alle Weise wahrt, wo er sie angegriffen wähnt, erhebt sich in Masse, der Präsident wird ordentlich bestürmt, besonders wenn, was nicht selten der Fall ist, die Unterbrechungen des Präsidenten die Form einer Zurechtweisung annehmen. Der Sturm legt sich dann meistens mit der Erklärung des Präsidiums, daß es durchaus dem Rechte der freien Rede nicht zu nahe treten wolle, daß es aber geglaubt habe u. s. w. Allein um die Rede dessen, der unterbrochen wurde, ist es meistens geschehen. Er ist aus dem Concert gekommen, der Zorn hat sich seiner bemeistert, und das ganze mühsame Gebäude seiner Beredtsamkeit liegt über dem Haufen. Nur kaltblütige Naturen, wie Römer und Duvernoy, behalten ihre Fassung bei, sie lassen den Sturm ruhig vorübergehen und fahren mit der unerschrockensten Miene von der Welt da fort, wo sie stehen geblieben waren. Ja sogar Männer wie Uhland, Römer, Menzel, Pfizer, d. h. Männer von Witz und Geistesgegenwart benützen die Unterbrechung oft zu ihrem Vortheil. Sie ändern plötzlich den Standpunkt, wie Napoleon in der Hitze des Gefechts oft den Schlachtenplan, der Improvisation ist freies Feld geworden, mit neuem kräftigen Impuls fahren

ſie fort, und das Ziel rü mit beſſerem Erfolge erreicht, als wenn man ſie hätte ihre Rede ruhig beenden laſſen.

Doch der Ruf Vollſtetters zur Abſtimmung iſt durchgedrungen. Die Mehrzahl der Kammermitglieder iſt zu Unterbrechern geworden, der Präſident erhebt ſich, um die Debatte zu reaſumiren, und hierin zeigt der Freiherr von Gaisberg, der Präſident der Abgeordnetenkammer, eine beſondere Geſchicklichkeit. Wer nur einmal einer längern Berathung beigewohnt hat, wird wiſſen, wie ſchwierig es iſt, dem Gedankengang zu folgen, die Zuſammenfaſſung wird um ſo ſchwieriger, je mehr Anträge geſtellt wurden. Da iſt dann zuerſt der Antrag der Regierung, dann der Commiſſionsantrag, dann ein vermittelnder Antrag der Regierungspartei in der Kammer, dann ein Amendement eines Liberalen, und endlich noch zwei oder drei Sousamendement. Worüber ſoll man zuerſt abſtimmen? Der Präſident ſucht, es Allen Recht zu machen, und wie es unter ſolchen Umſtänden geht, nicht ſelten macht er es Keinem Recht. Ja, ſo klar auch die Reaſumtion des Präſidenten erſcheint oder erſcheinen ſollte, ſo kommt es doch oft dahin, daß man gar nicht weiß, wie ſich aus dem Labyrinthe herausbelfen. Viele Abgeordneten erheben ſich und geben ihren Rath, aber dadurch wird die Sache nur immer verworrener. Oftmals entſteht überdem ein ſolcher Sturm, daß kaum eine Viertelſtunde hinreicht, ihn wieder zu beſchwichtigen. Das gewöhnliche Reſultat iſt dann, daß man darüber abſtimmt, worüber man abſtimmen ſolle. Endlich aber iſt man zur Hauptabſtimmung vorgeſchritten. Nun paſſen Sie auf, mein Herr, dieß iſt ein kritiſcher Zeitpunkt.

In andern Deputirtenkammern geht die Abſtimmung ſehr ſchnell vor ſich. Entweder geſchieht's durch Kugelung,

oder durch Stimmenaufruf; in beiden Fällen aber ſagt Jeder blos Ja oder Nein. Bei uns iſt das ganz anders, denn bei uns ſtimmt man motivirt ab. Wenn Sie nicht in Württemberg waren, ſo wiſſen Sie wahrſcheinlich gar nicht, was eine motivirte Abſtimmung heißen ſoll. In andern Orten debattirt man über einen Gegenſtand, um dieſen von allen Seiten zu beleuchten. Jeder Abgeordnete, der glaubt, der Sache einen neuen Geſichtspunkt abgewonnen zu haben, Jeder, der glaubt, einen Grund dafür oder dagegen zu wiſſen, Jeder, der überhaupt gerne ſeine Meinung äußern möchte, — erhebt ſich, oder beſteigt die Rednerbühne und ſpricht ſich aus während der Debatte. So weiß man denn auch von den Meiſten, warum ſie Ja oder Nein ſagen. Bei uns Württembergern aber iſt man noch viel genauer. Denn bei uns unterfängt ſich Keiner, in der Abſtimmung ſein Votum abzugeben, ohne zugleich die Gründe auseinander zu ſetzen, warum er ſo und nicht anders ſtimmt. Die motivirte Abſtimmung hat ſehr viel Bequemes an ſich, erſtens weil man gewiß iſt, nicht unterbrochen zu werden, zweitens weil man nicht mehr widerlegt werden kann, drittens weil man ſeine Rede ſitzend abhält und ſie alſo ganz bequem ablaſen kann, was für ſolche, die nicht extemporiſiren können, von unberechenbarem Vortheile iſt, und endlich viertens, weil dann die Rede ohne Verſtümmelung in's Protokoll kommt, denn man übergiebt die geſchriebene Rede dem Geſchwindſchreiber. Auf dieſe Manier kann Mancher für einen guten Redner gelten, von dem man ſonſt gar nichts wüßte. Wäre das kein Grund, motivirt abzuſtimmen? Man lieſt ſeinen Namen gar zu gerne gedruckt. Die motivirten Abſtimmungen ſind daher meiſtens ſehr weitläufiger Natur, und noch öfter oder eigentlich immer Wiederholungen deſſen, was in der De-

hatte geſagt wurde. Am meiſten Motive wiſſen ſtets die anzugeben, die ſich nie in die Debatte miſchen. Andere faſſen das, was ſie während der Berathung weitläuftig auseinander geſetzt haben, wieder kurz zuſammen; wieder Andere benützen das Recht der motivirten Abſtimmung zu Sarcasmen, Wortſpielen oder witzigen Ausfällen auf die Herren Miniſter; noch Andere ſagen gar nichts, als: „gerade ſo wie der Abgeordnete Uhland," oder „ganz wie der Herr Canzler," oder „aus Gründen des Herrn von Mosthaf." Von dieſen ſind Einige ſchon ſo daran gewohnt, auf die Fahne dieſes oder jenes Wortführers zu ſchwören, daß in frühern Zeiten einmal der Fall vorgekommen ſeyn ſoll, daß ein Mitglied ſich auf das Votum eines andern berief, ohne daß dieſes nur überhaupt in der Kammer anweſend geweſen wäre. Solcherlei Abſtimmungen erregen immer das meiſte Gelächter. Nur ganz wenige Abgeordnete ſind ganz ſtumm, und ſprechen nie ein Wort. Man thut aber ſehr Unrecht, dieſes den Herren vorzuwerfen und zu behaupten, ſie wären nur in der Kammer, um ihren Ducaten täglich zu verdienen, nicht aber um des Volkes Wohl zu berathen; im Gegentheil dieſe nützen dem Volke — in materieller Hinſicht — nicht wenig, denn ſie halten die Debatte nicht auf.

Endlich iſt die Abſtimmung vorbei. Der Präſident erhebt ſich abermals, er verkündigt der Kammer das Reſultat. Nunmehr iſt es faſt zwei Uhr geworden; die Suppe muß kalt ſeyn; alle Abgeordneten ſtehen auf; der Präſident beſtimmt die Stunde der nächſten Sitzung und die Tagesordnung; drei tiefe Bücklinge; die Sitzung iſt geſchloſſen.

Ich würde Sie nun gerne auch in den Sitzungsſaal der erſten Kammer führen, allein — es ſind keine Gallerien

da, ſo viel ich weiß und mit einem Wort, es wird kein Laie zugelaſſen. Die Herren Pairs thun bei uns ſehr geheimnißvoll mit ihrer Weisheit, oft ſo ſehr, daß man gar nichts von derſelben erfährt. In neueſter Zeit aber haben ſie auch einen Geſchwindſchreiber acquirirt, denn ſie fangen an, ihre Reden auch für wichtig zu halten. Sie ſitzen nicht ſo oft beiſammen, als die Herren Abgeordneten, da ſie viel ſchneller fertig werden, denn es ſind lauter entſchloſſene Männer. Auch iſt nie ihre ganze Anzahl perſönlich anweſend, da ſie ſich durch Andere vertreten laſſen können. Die Mitglieder ſind entweder Prinzen des Königlichen Hauſes oder Häupter der ſtandesherrlichen, fürſtlichen und gräflichen Familien, oder erblich Ernannte oder auch auf Lebenszeit Ernannte. Der Letztern ſind es zehn. Ein Pairsſchub iſt noch nie nothwendig geworden. Präſident iſt derzeit Fürſt von Hohenlohe-Langenburg.

Die Stände werden alle ſechs Jahre friſch gewählt; alle drei Jahre werden ſie nothwendig einberufen, um die nöthigen Steuern zu bewilligen. Außerordentliche Landtäge finden ſelten, etwa bei Geſetzesberathungen u. ſ. w. ſtatt. Es beſteht ein engerer und weiterer Ausſchuß. Der engere iſt ſtets zu Stuttgart anweſend und beſorgt die Geſchäfte im Namen der Ständeverſammlung; der weitere Ausſchuß kommt nur in außerordentlichen Fällen zuſammen. Die Ausſchußmitglieder haben jährlich 1800 fl. Beſoldung, der Präſident 4000 fl.

Der Wurſtball.

Es giebt verſchiedene Bälle, ſo wie es auch verſchiedene Tänze giebt. Gewöhnliche Bälle, Bälle mit Trompetermuſik, bal paré, Maskenbälle, Kirchweihbälle, Hochzeitsbälle, Königl. Geburtstagsbälle und ſogar Kinderbälle. Dieſe letztern ſind ungefähr daſſelbe, was im Ballet die Kinderballete, und bekanntlich bleiben viele Ballete ſtets auf der Stufe der Kindheit ſtehen. Von einem Wurſtball aber hört man nirgends etwas, als im Schwabenlande.

Auf allen Bällen wird gegeſſen und getrunken, die Hauptſache aber iſt das Tanzen; auf einem Wurſtballe wird blos gegeſſen und getrunken; getanzt wird aber gar nicht. Zwar giebt's auch auf den andern Bällen Leute, die nicht tanzen, aber es ſind dieß entweder alte Matronen, die ihren Töchtern zu lieb gekommen ſind, oder Frauen, die auf der Reige der dreißiger Jahre ſtehen und nur ſich anſtellen, als ließe die Decenz oder die Eiferſucht ihrer Männer ſie zu dieſem „Mann und Weib verſchmelzenden“ Vergnügen nicht zu, oder alte Herren, denen ein Glas Wein lieber iſt, als zehn volle Arme, oder auch junge Herren, die ſich rar machen wollen, ſich mit ihren Operngucken breit in die Mitte des Saals ſtellen, die Damen zu muſtern, und in ihrer Nachläßigkeit franzöſiſche Rouës oder engliſche Dandys nachahmen. Nicht ſelten giebt es aber auch andere junge Herren, die gar nichts thun, als tanzen, die ausſehen, als wären ſie gemiethet, um in ewigem ſich Drehen die Zeit zu vergeuden, und kaum ſo viel Muße gewinnen oder auch ſo viel Geld aus der Taſche herausbringen, um ein Glas Zuckerwaſſer hinunterzuſchlürfen. Auf einem Wurſtball iſt aber die Sache ganz anders. Alt

und Jung, Weib und Mann, Tochter und Sohn, Alles kommt dorthin, aber Niemand tanzt. In der That ein sonderbarer Ball!

Die Wurstbälle sind eigentlich gar nichts anders, als Wirthshausmetzelsuppen. Was aber eine Metzelsuppe ist, weiß Jedermann, nur die Leute nicht, die nicht metzgen. Die gemetzgeten Personen, d. h. die lieben Schweine, wissen auch nichts davon.

Eine Metzelsuppe ist eine uralte deutsche und absonderlich schwäbische Einrichtung. Sie ist fast so alt, als die Schweine, und diese sind bekanntlich mit dem Menschen zugleich erschaffen worden, weswegen sie auch eine ganz ähnliche Organisation, wie die Menschen, haben. Es ließe sich an diese Aehnlichkeit noch manche physische und psychische Betrachtung knüpfen, allein wir sind an den Wurstballen.

Im südlichen Frankreich hat Jedermann seinen Wein im Keller, im Schwabenland besitzt jeder Landmann sein Schwein. Kalber, Ochsen, Schafe und dergleichen Ungeziefer zu metzgen, das ist Sache der Metzger, solche Waare bezieht man auf dem Lande gewöhnlich von der Stadt, denn auf dem Dorfe kann sich kein Metzger mit derartigen Artikeln durchbringen. Die Schweine aber metzget der Bauer selbst. Ohne Schweinefleisch kann man nicht leben. Winters ißt man alle Tage Schweinefleisch und Sommers wieder alle Tage. Der Bauer ernährt mehrere Schweine, und sein Stolz ist, diese so schwer und fett als möglich zu machen, aber der geringste Taglöhner mästet wenigstens sein Säulein, denn er muß doch etwas haben zu seinem Sauerkraut, seinen Spätzlen, seinen Kartoffeln. Nichts ist ja leichter zu erhalten, als ein Schwein! — Wenn ein Reisender im Anfang des Winters durch ein schwäbisches Dorf kommt,

ſo hört er den ganzen Tag ein klägliches Geſchrei: ſeine Ohren thun ihm weh, denn dieſe Töne haben keinen angenehmen Klang; es iſt das Geſchrei der Säue, die gemetzget werden. An einem ſolchen Metzeltage iſt ein großes Leben in den Bauernhäuſern. Mann, Frau, Kinder, Mägde, Knechte nehmen an dem Feſte Theil und haben alle Hände voll zu thun. Der König des Feſtes aber iſt der Metzger. Er führt an dieſem Tage eine unumſchränkte Herrſchaft; dieſem befiehlt er, Fleiſch zu hacken, jenem das Blut zu rühren, eine andere muß Speck ſchneiden, wieder eine andere das Feuer unter dem Keſſel ſchüren, eine dritte die Würſte in den Rauch hängen u. ſ. w. Nächſt dem Metzger ſpielt der Keſſel die Hauptrolle. Dieſer iſt von ungeheurem Umfang und birgt in ſeinen weiten Räumen faſt die ganze gemetzgete und in Stücken geſchnittene Sau. Der Keſſel iſt das Heiligthum, auf welches Aller Augen mit geſpannter Erwartung gehefftet ſind. Endlich iſt das Werk vollbracht, die Fleiſchſtücke hängen im Rauche, die Würſte ſind fertig, nun ſammelt ſich Alles zur Metzelſuppe, d. h. zum großen Abendſchmauſe. Dieſer beſteht in Nichts anderem, als in der fetten Brühe, ſo dem Keſſel entnommen und mit Brod zerſetzt wird, in Sauerkraut, in Schweinefleiſch und in Würſten, als da ſind: Bratwürſte, Leberwürſte, Knackwürſte und Blutwürſte. Herrſchaft und Geſinde ſitzen an Einem Tiſch, der Bierkrug macht oftmals die Runde und von Fleiſch wird eine ſolche Maſſe verzehrt, daß man glaubt, das gute Schwein müßte jetzt ſchon darauf gehen.

Aber ein ſolcher Metzelſuppentag iſt ein Tag der Freigebigkeit. Die alte Gaſtfreundſchaft der Deutſchen iſt noch nicht ausgeſtorben; an einem Metzelſuppentag florirt ſie noch in ihrer ehemaligen Größe. Oder werden nicht die Verwandten und Freunde alle zu der Metzelſuppe eingela-

den! Fühlt ſich der Bauer nicht glücklich, wenn alle Eingeladene kommen und es ſich herrlich ſchmecken laſſen? Bekommen nicht die Armen im Dorfe alle ihren Theil von der Brühe aus dem großen Wurſtkeſſel, und nicht ſelten wird noch ein Stückchen Fleiſch zugeſellt, damit ſie ſich auch gütlich thun können? Iſt es nicht der erſte Gedanke des fröhlichen Hausherrn, daß er ſeinem Herrn Pfarrer und Beichtiger, nicht ſelten auch ſeinem Herrn Schulmeiſter und Schultheißen und andern vornehmen Leuten im Dorfe ihre Portion ſchickt? Und wahrhaftig das Stück Schweinefleiſch, das ihnen zugeſendet wird, iſt nicht das Schlechteſte, und das halbe Dutzend Würſte iſt nicht aus den kürzeſten zuſammengeleſen!

So wird's mit den Metzelſuppen gehalten, aber ein Wurſtball iſt denn doch noch etwas ganz anderes. Ein Wurſtball iſt eine Metzelſuppe im Großen, eine öffentliche Metzelſuppe, eine Metzelſuppe, die nur von einem Wirthe gehalten werden kann.

Ein Wurſtball wird ſtets in den Zeitungen, d. h. im Intelligenzblatte des Orts annoncirt. Ein Freund ruft's dem andern zu: „Heute iſt im Lamm Wurſtball.“ An dieſem großen Tag wird in wenig Häuſern ordentlich zu Mittag gekocht; in noch wenigern wird ordentlich gegeſſen. Jedermann will den Appetit ſparen auf den Wurſtball. Der Schreiber geht heute bälder vom Amtszimmer, der Schulmeiſter läßt ſeine Buben um eine halbe Stunde früher ſpringen, worüber ſich dieſe faſt noch mehr freuen, als er ſelbſt, der Kaufmann ſchließt ſeine Bude vor der ſonſt anberaumten Zeit. Man muß ja den Wurſtball beſuchen!

Es iſt nur Schade, daß der Wirth nicht mehr Zimmer hat. Sie wurden alle beſetzt. Eine Maſſe von Burgern und Burgersſohnen, eine Maſſe von gutgenährten Frauen

und lieblichen Märchen hat ſich eingefunden; denn der Hausherr nimmt ſeine ganze Familie mit ſich. Alle Tiſche ſind mit Speiſen überladen; es iſt ein ungeheurer Aufwand von Sauerkraut, Schweinefleiſch und Würſten vorhanden, und lieblich ſteigt der qualmartig aufſteigende Wurſtdampf die Naſen. Der Drang iſt unwiderſtehlich. Man muß eſſen und immer wieder eſſen. Alles wohlfeil, der Wirth kann unmöglich einen Profit daran haben; wenn er nur wieder erlöst, was ihn die Sau und das Metzgern gekoſtet. Der Wirth thut das alles gleichſam zum Spaß, zum allgemeinen Beſten, wie die Buchhändler in ihren Bücherannoncen! Aber warum werden denn immer neue Faßchen Bier aufgepfianzt? Warum iſt denn ein ewiges Klopfen an den Gläſern und Krügleins? Die Leute müſſen einen immenſen Durſt beſitzen. Wohl iſt die Sau faſt ganz in Würſte verwandelt worden, aber in die Würſte iſt eine Ingredienz hineingekommen, die unwiderſtehlich zum Trinken reizt. Pfeffer und Salz iſt nicht geſchont worden, ſo wenig, daß man glauben ſollte, man könnte dieſe Gewürze umſonſt haben. Ein Stück Bratwurſt erfordert zehn Schluck Bier! Die Wirkung iſt unausbleiblich! Schon um 8 Uhr Abends wird in zehnerlei Sprachen geſprochen. Jeder hat das Wort, Jeder äußert ſeine Meinung, denn Jeder hat allein Recht, und damit man ihn höre, erhebt er ſeine Stimme immer gewaltiger, und ein Getöſe herrſcht, daß man am Ende nicht mehr weiß, ob man ſelbſt oder ein anderer geſprochen! Nun noch ein Imbiß! Noch ein Paar Würſte, noch ein Stück Fleiſch, noch eine Portion Sauerkraut! Noch einen kräftigen Schluck Bier, und die Frauen begeben ſich nach Hauſe, denn ſie müſſen doch auch für die kleinen Kinder und das Geſinde ſorgen. Für die Männer giebt's kein Ziel. Jetzt geht's erſt an's Trinken. Die Pfeifen

heraus, neue Faßchen Bier in die Stuben! Der Qualm iſt bald unerträglich.

Wer einen ſchlechten Magen hat, oder nicht gut auf der Lunge iſt, dem rathe ich an einem Wurſtballtage nicht in einem Wirthshauſe der Art einzukehren. Denn etwas anderes als Schweinefleiſch zu begehren, würde an dieſem Tage für Wahnſinn angeſehen. Rindfleiſch und Gemüſe oder gar Mehlſpeiſen ſind verpönt. Vom Schlafengehen iſt auch keine Rede, denn bis 12 Uhr zehren die Wurſtballbrüder, und ſind fröhlicher bei ihren Würſten und ihrem Bier, als ein Herzog bei Auſtern und Portwein, eine Nahrungsart, die ich jedoch auch nicht verachte. Spät in der Nacht wanken die Zecher nach Hauſe; aber ihr abgehärteter Magen führt keine Beſchwerde. Wohin biſt du gekommen, Bildung des 19ten Jahrhunderts?

Woher der Name Wurſtball kommt, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß die Würſte Tänzer und Muſikanten zugleich ſind. Man wird geſtehen müſſen: die Wurſtballmelodien ſind einzig in ihrer Art.

Der Morgen nach einem Wurſtballe verſammelt alle Zecher vom Abend im alten Locale. Ein Stückchen Wurſt iſt noch übrig geblieben, und ein Trunk friſchen Biers thut dem Magen gut. — Die Wurſtbälle ſind einzig und allein im Württembergiſchen Oberlande zu Haus.

Ein Sonntagmorgen in Cannſtadt.

Es kann nicht Jedermann weltberühmt ſeyn; dieß iſt der Troſt für viele Schriftſteller; für die Cannſtadter iſt dieß aber kein Troſt. Seinem Alter nach ſollte Cannſtadt

weltbekannt ſeyn. Denn die alten Römer hatten dort ein Standlager und mancher Tribun mag von der Sauerwaſſerquelle gekoſtet haben, wie jetzt die württembergiſchen Lieutenants. Leider aber nimmt die Frequenz Cannſtatts alle Jahre mehr ab, ſtatt immer mehr zuzunehmen. Der Grund davon liegt in Stuttgart, das kaum eine Stunde entfernt iſt, weßwegen man auch von den Stuttgartern in Cannſtadt ſagt, „ſie ſeyen nicht weit her!“

Die Berühmtheit Cannſtatts liegt nämlich einzig in ſeinen Badeanſtalten, und die Berühmtheit der Badeanſtalten in dem Sauerbrunnen. Das Cannſtadter Sauerwaſſer wird weit und breit verſandt, ſo gut als das Pillnaer Bitterwaſſer. Ich ſpreche nicht von den Wirkungen des Waſſers, dieſe müſſen bedeutend ſeyn, denn von nah und fern kommen die Gäſte. Eigentlich krank ſind dieſe ſelten, wenigſtens ſieht man es ihnen nicht an; aber krank müſſen ſie doch ſeyn, denn Cannſtatt iſt kein Vergnügungsbad. „Wie?“ ruft hier ein Cannſtadter, „Cannſtatt kein Vergnügungsbad? Liegt es nicht in der ſchönſten Gegend der Welt, die ſchon Ulrich von Hutten das Paradies Deutſchlands genannt hat? Giebt es nicht herrliche Spaziergänge und noch herrlichere Ausflüge nach den benachbarten Städtchen und Dörfern im Neckarthale? Iſt nicht die große Reſidenzſtadt Stuttgart in der Nähe, mit all ihren Schönheiten, ihrer Pracht, ihren Vergnügungen, ihren Kirchen, ihrem Theater, ihren Gärten, ihren Muſiken, ihren Wirthshäuſern, ihren Menſchen?“ Alles ganz richtig, antworte ich, aber gerade die Nähe Stuttgarts wirkt umgekehrt. In einem kleinen Bade ſind die Curgäſte für ſich abgeſchloſſen, ſie bilden eine eigene Welt, einen eigenen Staat. Die Abgeſchloſſenheit gegen außen hin, der Mangel an ſonſtiger Geſellſchaft nöthigt ſie, um ſo enger ſelbſt zuſammenzuhal-

ten. Darum wird ein Badkönig ernannt aus der Mitte der Gäste, gewöhnlich ein Mann, der das Geld nicht zu schonen braucht und mit dem Terrain und den Gewohnheiten der Gesellschaft von lange her vertraut ist. Dieser König in einem Freistaate herrscht nach constitutionellen Prinzipien. Er hat einen großen Rath, das sind die Damen der Gesellschaft, und einen engern Ausschuß, das sind die schönsten Damen und die Lebenslustigsten unter den Herren. Der Badekönig beschließt, was den Tag über angefangen werden soll. Aus seinem Munde fließen die energischten Befehle, denen Jedermann alsbald zu gehorchen hat. Er sagt an, wohin es heute Mittag geht, ob gefahren, oder gegangen wird. Niemand darf sich ausschließen. So ist es natürlich, daß Jedermann zufrieden ist und sich das ganze Jahr über freut auf das Wiedertreffen in „Teinach, Wildbad, Jartfeld, Bell, Niedernau u. s. w." Ganz anders ist das in Cannstatt. Denn erstens sind hier selbst viele Honoratioren und zweitens findet man deren noch mehr in Stuttgart. So halten die Badegäste nicht zusammen, und gemeinsame Partheien giebt es gar nie. Nur höchst selten vereinigen sich zehn oder zwölf, heute dahin oder dorthin zu fahren. „Aber wenn Cannstatt kein kleines Bad seyn kann, so soll's ein großes seyn?" Recht schön gesagt, aber leider unmöglich. Kennen Sie Baden-Baden? Dieß ist ein großes Bad, das großartigste, das ich kenne. Warum aber ist es dieß? Nicht allein wegen seiner herrlichen Umgebungen, nicht allein seiner warmen Quellen wegen. Die ersten haben wir in Cannstadt auch, und die letztern in Wildbad. Nein deßwegen ist es ein großes Bad, weil man ungenirt dort lebt. Wenn man sein Geld zum Vergnügen verzehren will, so will man es nach Gutdünken verzehren. In Baden-Baden können Sie es, wie Sie wollen.

Kein Menſch fragt nach Ihrem Thun und Treiben; kein Menſch bekümmert ſich um Sie; kein Menſch tritt Ihnen in den Weg. Die Regierung thut Alles, daß Sie glauben ſollen, Herr im Hauſe zu ſeyn. Eben dieſe Ungemüthheit macht die wahre Bildung aus. Wenn Sie ſich nobel benehmen, ſo ſind Sie in der Elite der Geſellſchaft zugelaſſen, denn die Elite der Geſellſchaft beſteht aus lauter ungenirten Menſchen. Die Ungemüthheit unterſcheidet ſich von der Gemeinheit, wie ein Rebziemer von einem Ochſenviertel. Die Gemeinheit ſchließt ſich von der gebildeten Geſellſchaft von ſelbſt aus. In Cannſtadt iſt aber das anders; denn dort wird Ungemüthheit als Gemeinheit betrachtet. Das iſt die Folge, wenn man den Krähwinklern zu nahe kommt. Die Krähwinkelei iſt aber in Stuttgart zu Hauſe. Oder wäre das nicht krähwinkeliſch, daß Sie gar nichts thun können, ohne daß die ganze Welt es weiß, ja ſogar ſchon vorher weiß, ehe Sie es thun? Die Stuttgarter ſind offenbar Philantropen; ſie bekümmern ſich gar nichts um ſich ſelbſt, wohl aber ſehr viel um andere Leute. Der alte Herr Minos in der ſeit neuerer Zeit abgeſchafften Unterwelt iſt nichts gegen die Stuttgarter Sittenrichter, oder vielmehr Sittenrichterinnen. Sie können nicht ſpazieren gehen und noch viel weniger ſpazieren reiten oder fahren, Sie können nicht tanzen, Sie können nicht ſpielen, Sie können nicht küſſen, Sie können nicht ſingen, ohne daß die Leute ihren Senf darüber anſtechen. Die Stuttgarter ſind die ſaure Brühe und Sie ſchwimmen als Bratwurſt darin herum. „Wer iſt der Menſch,“ fragt man, „der alſo dick thut? Hat er auch Geld? Hat er einen Titel?“ Es hilft Sie nichts, daß Sie verſuchen, Ihren Gang fortzuwandeln, ohne ſich um Jemanden zu bekümmern. Man tritt Ihnen in den Weg, man ſtellt Sie, Sie können nicht

ausweichen, das ABC der Untersuchung beginnt. Dieser Krähwinkelgeist hat sich nach Cannstadt verpflanzt, und wenn Sie gar zu Ihrem Vergnügen nach Stuttgart wollen, so umkreist er Sie, wie die Raben einen Galgen. Und was bietet Ihnen Stuttgart? Im Sommer ist die Bühne geschlossen, nur die Kirchen und die Biergärten sind offen. Aber sind Sie etwa in's Bad gekommen, um zu beten und in einem Garten Bier zu trinken? Ich will mich nicht weiter verbreiten, ob ich gleich über diesen Text eine Controverspredigt halten könnte, länger als die Haussische gegen Clauren! Nur das sage ich, so lange Cannstadt kein Theater bekömmt, so lange das Spiel nicht erlaubt ist, so lange die Polizei als oberste Moralitätsbehörde Ihren Herzensangelegenheiten mit mehr als catonischer Strenge in den Weg tritt, so lange wird Cannstadt kein großartiges Bad werden, sondern ein Zwitterding seyn zwischen einem Fürstenthum und Kaiserreich, dem man den Namen Königreich gegeben ohne den nöthigen Umfang und die nöthige Unterthanenschaft.

In keinem Bad geht's daher für gewöhnlich langweiliger zu, als in Cannstadt. Da kommen die Leute Morgens an den Sauerbrunnen, trinken ein Paar Gläser Wasser, gehen dann nach Hause, baden, blasen Trübsal bis zum Mittagessen, speisen dann im Wilhelmsbade oder im Frosnerischen Hause, schlürfen im Garten eine Tasse Caffee, spielen hierauf grande patience bis an den Abend, essen für sich zu Nacht und legen sich ermüdet von des Tages Hitze in's Bett, um den andern Tag dasselbe Geschäft wieder vorzunehmen. Fremde giebt es wohl, sogar zur Genüge, aber ein Jeder ist isolirt und Bekanntschaften anzuknüpfen, ist sehr schwer. Nur seit wenigen Jahren hat ein berühmter Schriftsteller einiges Leben in die Gesellschaft

gebracht. Ich nenne ihn nicht, aber wer einige Zeit in Stuttgart gelebt hat und im Sommer in Cannstadt, wo er sodann seine Residenz aufschlägt, dem wird er nicht entgangen seyn. Dieser versammelt alle Abende einen kleinen Kreis von jungen Schriftstellern, Künstlern und Privaten um sich, die in geselliger Unterhaltung oft bis in die tiefe Nacht hinein sich vergnügen. Es ist dieß ein gemüthlicher froher Kreis, und manche Stunde habe ich in demselben auf der Terrasse vor dem Wilhelmsbade glücklich zugebracht. Auch rathe ich allen Fremden, die eine geistreiche, fließende, nicht selten witzige Unterhaltung lieben, sich diesem Kreise zu nähern; denn Jedermann hat Zutritt, und die schöne Frau jenes Schriftstellers weiß den Damen die Abende eben so angenehm zu verkürzen, als er selbst den Herren.

Doch ich will nicht abschweifen. Es ist Sonntagmorgen.

An einem Sonntagmorgen, in den Monaten Juli und August begebe man sich in Stuttgart in aller Frühe an den Platz, wo die Fiacres stehen, die von Cannstadt nach Stuttgart hin- und herfahren. Es ist zwischen 5 und 6 Uhr. Der Himmel hat ein blaues Kleid angezogen, die Menschen aber, die hier an dem Waisenhausplatze zusammenströmen, ein weißes. Was giebt es denn? Wo ist denn Hochzeit? Umsonst werden sich die Herren und Damen doch nicht geputzt haben? Ganz und gar nicht, es ist heute Sonntag und man muß nach Cannstadt. Ein Frack ist ein nothwendiges Uebel; ohne einen Frack hat man in keiner modern gebildeten Gesellschaft Zutritt, und es ist Jammerschade, daß die Damen nicht auch Fracks tragen. Aber noch nothwendiger als ein Frack ist die Anwesenheit in Cannstadt an einem Sommer-Sonntagmorgen. Wer nicht dahin geht, hat weder Geschmack, noch Bildung. Eine große Menge von Herren und Damen hat sich schon zu Fuß auf den

Weg gemacht. Es iſt ſo gar ſchon Wetter und eine Fußpartie unendlich angenehm und das Fahren mit Unkoſten verknüpft. Eine andere Partie iſt ſchon zu Wagen abgegangen oder gar zu Pferde; denn es giebt außer den Doctoren der Medicin und den Geſandten auswärtiger Mächte auch noch andere Leute, die Equipagen halten und Reitpferde. Man thut's nicht der Bequemlichkeit halber, denn es iſt viel bequemer, kein Geld für Pferde und Wagen auszugeben, aber es iſt ein ſüßes Wort, von ſeiner Equipage ſprechen und ſeinem Bedienten rufen zu können! Und wo könnte man mit ſeinem vierfüßigen Eigenthum mehr glänzen, als in Cannſtadt an einem Sonntagmorgen? Allein die Leute, die ſich auf dem Fiacresplatz verſammeln, ſind zu arm, um eigene Pferde halten zu können und zu träge, um zu Fuße gehen zu wollen. Sie ſind vielleicht eine halbe Stunde zu ſpät aufgeſtanden, weil ſie nicht früh genug in's Bett kamen, und bei einzelnen Herren ſcheinen die matten Augen und das Halbroth, das ſich an der Naſe hinzieht, den Grund hievon deutlich anzugeben, oder ſie ſind corpulent und das Gehen macht ihnen zu viel Beſchwerde, oder ſie haben andere Gründe. Kurz und gut, ſie wollen fahren. „Was koſtet's?" Zwölf Kreuzer iſt die Taxe. Man ſieht, in Stuttgart iſt's möglich, um geringes Geld groß zu thun. Die Fiacres, wohl 40 an der Zahl an einem ſolchen Tage, reichen kaum aus, die Sauerwaſſerliebhaber alle zu faſſen. Die Chaiſen werden vollgepropft bis zum Brechen; ſogar auf den Bock zum Kutſcher hinaus ſetzt ſich mancher elegante Herr, das Uncomfortable nicht ſcheuend, um nur zur rechten Zeit anzukommen. Im Fluge geht's vorwärts, denn die Herren Fiacres müſſen noch einmal zurück, um eine neue Ladung noch ſpäter Aufgeſtandener

aufzunehmen. In Cannſtadt ſieht man ſich nicht um. Das Ziel iſt nahe, es iſt die Sulzerrainquelle.

Alle größeren Bäder haben einen Converſationsſaal. Wo konnten ſich ſonſt die Badgäſte ſammeln? Wo hatte man eine Unterkunft, wenn's ſchlecht Wetter iſt? Der Converſationsſaal iſt das gemeinſame Viſitenzimmer. Da nun jede anſtändige Familie ein Viſitenzimmer hat, das man gelegentlich den Gäſten zeigt, um zu beweiſen, daß man auch ſchöne Sopha, Vorhänge u. ſ. w. beſitze, warum ſollte dieß dem Bade Cannſtadt fehlen? Koſtbar iſt der Converſationsſaal Cannſtadts gerade nicht, allein die reichhaltigen Quellen, die vor und hinter ihm herausſprudeln, und in wohlgeformten Baſſins ſich ſammeln, geben demſelben einen romantiſchen Anſtrich. Hier iſt der Sammelplatz der ſchönen und vornehmen Welt Stuttgarter, Cannſtadter, Badgäſte — Alle in bunter Maſſe untereinander gemiſcht. Wer eigentlich Badgaſt iſt, kann man nicht unterſcheiden; und dieſer Punkt iſt es eben, worauf die Stuttgarter es abgeſehen haben. Ja kann nicht natürlich, daß bei der jetzigen Badereiſewuth kein Menſch mehr mit Ehren beſtehen kann, der nicht alle Jahre in ein Bad geht? Eine Badereiſe iſt jetzt ſo nothwendig, als ehemals eine Frau. Leider aber hat nicht Jedermann Geld und abſonderlich nicht genug Geld, um in die Ferne ziehen zu können. Was thut er nun, er geht am Sonntagmorgen nach Cannſtadt. Wer kann's ihm da anſehen, daß er nicht Badgaſt iſt? Der Fremde, der da iſt, bekommt Reſpect vor ihm, denn er weiß über Alles genaue Auskunft zu geben, und iſt mit allen Localitäten vertraut. Natürlich, denn er kommt ja alle Sonntage nach Stuttgart iſt nur eine Stunde entfernt! Der Fremde aber wundert ſich, und denkt: „der muß ſchon lange im Bad ſeyn, oder oft herkommen, daß er mit Allem ſo vertraut iſt.“ Welcher Ge-

nuß für den Stuttgarter, ſich für angeſehen, für reich gehalten zu wiſſen! Um die innere Quelle herum ſtehen immer mehrere hundert Perſonen. Die Quelle wird förmlich belagert. Die Gläſer gehen von Hand zu Hand. Jedermann will trinken, denn als Sauerwaſſertrinker erſcheint er erſt als Curgaſt. Das Waſſer kommt etwas lau aus dem Rohr und ſchmeckt nicht allzuangenehm, aber man zwingt ſich zum Trinken, ohne den Mund zu verziehen. Ich habe Leute gekannt, die es auf 20 Gläſer gebracht haben, ohne krank geweſen zu ſeyn. Ob ſie es durch dieſe Waſſermagenüberſchwemmung nicht geworden ſind, kann ich nicht ſagen. Nächſt dem Waſſertrinken iſt ein Hauptforderniß das „Spazierengehen.“ Jeder Badort hat ſeine Anlagen, und wären es auch nur welche en miniature. Zu dem letztern Genre gehören auch die Anlagen in Cannſtadt; in fünf Minuten iſt der ganze Raum durchlaufen; allein wenn ein Frauenzimmer keinen Toilettenſpiegel von ſechs Fuß Länge haben kann, ſo hält es ſich wenigſtens ihren miroir de poche; alſo ſeyen wir mit den Cannſtadter Anlagen zufrieden! Nach dem Waſſertrinken verordnen die Aerzte eine kurze Promenade. Es iſt dieß wegen der Verdauung. Würde man nun den Stuttgarter für einen Curgaſt halten, wenn er nicht auch herumgienge und ſeine weißen Hoſen zur Schau trüge? In der That, ein Fremder, der an einem Sonntagmorgen an die Cannſtadter Quelle kommt, würde ſich außerordentlich wundern. „Wie?“ würde er ſagen, „dieſes Cannſtadt, von dem ich bis jetzt ſo wenig gehört habe, iſt ſo außerordentlich beſucht? Es müſſen ja gegen 2000 Badegäſte ſeyn, und ſo viel hat oft Wiesbaden nicht aufzuweiſen?“ Aber der Fremde hat ſich geirrt, denn es ſind nur etliche hundert Badegäſte und die Andern ſind Cannſtadt-Sonntagmorgenliebhaber aus Stutt-

gart. Allein der Fremde würde noch mehr ſtaunen, wenn er von der Quelle hinweg ſich in den Garten des Wilhelmsbades begäbe. Wir wollen's verſuchen, ihn zum Staunen zu bringen!

Es iſt zwiſchen 7 und 8 Uhr. Schon über eine Stunde dauerte das Treiben um die Quelle herum. Jetzt iſt's Zeit, in den Bargarten zu gehen. Die Muſik wird beginnen. — Von dem Converſationshauſe führt eine gerade Allee nach Cannſtadt. Es ſind nur ungefähr 10 Minuten, aber der ganze Weg, ſo lang und ſo breit er iſt, ſcheint nur Ein Zug zu ſeyn. Acht Perſonen hoch zieht man hin, hart aneinander gedrängt, eine große Kette von Menſchen, die an einen Ort hin wallfahrten. Das Ziel der luſtigen Fahrt iſt das erſte Haus in Cannſtadt; das erſte Haus aber iſt das Wilhelmsbad. Eine Maſſe von Gefährten iſt vor dem Haus aufgepflanzt, aber Trompetermuſik erſchallt im Garten; der Drang iſt unwiderſtehlich; man muß ſich alſo durch die Gefährte durchdrängen. Endlich iſt man im Aſyle, im erſehnten Bargarten angelangt. „Sechs Kreuzer Entrée, meine Herren und Damen!“ Die Muſiker wollen auch leben, und der Profit des Badinhabers iſt nicht ſo groß, daß er dieſe Herren aus ſeinem Beutel bezahlen könnte. „Sechs Kreuzer Entrée! Jedermann hat Zutritt!“ Aber der Bürgersmann, der Schneider und der Schuhmacher bleiben weg; denn um ſechs Kreuzer muß man oft einen halben Tag lang arbeiten. Wie könnten ſonſt die Honoratioren Platz finden, wenn die untern Volksklaſſen auch in den Garten kämen? So hat Alles ſeinen Nutzen, auch das Entréegeld im Garten des Wilhelmsbads zu Cannſtadt. Aber du mein Gott! Wir haben uns verſpätet; es iſt ſchon 8 Uhr vorbei, wie können wir noch Platz finden! Der Garten iſt nicht klein, es iſt ſogar

ziemlich groß; es haben vielleicht mehrere hundert Tische darin Platz; aber wo noch mehr Tische hernehmen? und wenn's auch Tische gäbe, wie zu einem Sitze kommen? Es ist nichts unangenehmer, als stehen zu müssen, wenn Andere sitzen; nur Eines ist unangenehmer, das Sitzenbleiben müssen, das letztere aber blos für Frauenzimmer. Doch der Wirth des Wilhelmsbades ist ein gefälliger Mann, er scheut Rath, wo die Gäste glauben, guter Rath sey theuer. In dieser Hinsicht haben sie auch nicht so ganz unrecht; denn wenn sie sich von dem gefälligen Wirthe lange Rath ertheilen lassen, so kommt's immer ein bischen theuer heraus. Aber richtig, wir erhalten Stühle und einen Tisch; bald dampft der Caffee vor uns, und wir lassen es uns herrlich schmecken. Man glaubt gar nicht, wie angenehm der Caffee ist, wenn man vorher ein Paar Gläser Wasser in den nüchternen Magen gegossen hat. Das Wasser ist unendlich naß, ich wenigstens kenne nichts Nasseres; der Caffee erwärmt wieder, die blassen Wangen röthen sich, die Farbe der Gesundheit und des Wohlbehagens kehrt zurück. Nun haben wir Zeit uns umzuschauen. Welch' ein buntes Gewimmel! Man glaubt in der That, an den frequentesten Badort verschlagen worden zu seyn, man vergißt, daß man nur in Cannstadt ist. Tausend und noch mehr gepuzte Damen, alle in Weiß, alle in der Farbe der Unschuld, wenn auch nicht der Jugend! Bekanntlich ist die Jugend nicht mehr allein unschuldig, seit es alte Jungfern giebt; oft ist die Jugend auch gar nicht unschuldig. Tausend und noch mehr Herren im schwarzen Gallakleide! so galant, als wollten sie eben zum Cotillon ansetzen! Und wie alles durcheinander wogt! Da ein Bekannter, dort eine Base! Hunderte begrüßen sich, als hätten sie sich schon Jahre lang nicht mehr gesehen, und doch war's erst gestern,

daß sie sich trennten! Aber in keinem Lande giebt's mehr Vettern und Basen und in keinem Lande grüßt man höflicher, außer daß die Frauenzimmer bei uns die Hüte nicht auch abnehmen, eine Formel, die auch den Männern unangenehm ist. Nur zwei Umstände erinnern daran, daß alle Großartigkeit des Badelebens nur ein sonntäglicher Schein ist, erstens das, daß alle Gesichter fast einen Schnitt haben, nämlich den schwäbischen, und zweitens, daß die Marktbuden fehlen. In Baden-Baden glaubt man auf einer Messe zu seyn, wenn man die Promenade besucht. Auf keiner Messe wenigstens können die Marktbuden reichhaltiger ausgestattet seyn, und man hat noch zudem den Vortheil, alles doppelt so theuer einkaufen zu können. Allein im Wilhelms-Badgarten ist außer den Menschen, die Caffee trinken und Cigarren rauchen, nichts vorhanden. Höchstens sieht man einige Kirschen- oder Obstweiber und einige Bäckerslehrlinge, die Milchbrode feil bieten. Wäre alle Tage so großes Leben in Cannstadt, gewiß hätten sich Speculanten eingefunden, die ihre Waaren ausstellten, so gut als in Carlsbad! — Doch es ist zwischen 9 und 10 Uhr. Der Caffee ist getrunken, die Fiacres fahren fort. Ei! wie sich die Leute abermals drängen! Glücklich wer einen Platz erhascht, denn jetzt will Jedermann fahren! Der Staub ist zu groß, die Hitze zu stark. In einer halben Stunde ist der Garten verwaist und verlassen: nur einzelne wenige Herren haben sich noch gruppirt, sie bleiben hier zum Mittagessen; die Badgäste selbst haben sich auf ihre Zimmer zurückgezogen; kein Mensch würde glauben, daß noch vor wenigen Minuten der Garten so belebt gewesen sey. Sic transit gloria mundi!

Außer dem Wilhelmsbadgarten existirt noch der Frösner'sche Badgarten. Er ist großer und schöner. Eine eigene

Quelle ſprudelt in ihm hervor, und zum Vergnügen der Gäſte ſind viele Einrichtungen getroffen, als par exemple eine Rutſchpartie, eine Gauliſche und dergleichen, was ſich für Leute eignet, die ſich einmal wieder à l'enfant erluſtiren wollen; aber der Garten iſt meiſt leer, wenigſtens von fremden Beſuchern. Warum? Es iſt ſo Mode, und gegen den Strom kann Niemand ſchwimmen.

Eine Woche lang bleibt Cannſtadt leer. Höchſtens laſſen ſich alle Morgen ein Paar Dutzend Stuttgarter ſehen, die ihrer Geſundheit halber die Sauerwaſſerverſchluckungsmethode anfangen. Allein es wird wieder Sonntag, die Fiacres machen wieder gute Geſchäfte und der Wilhelmsbadwirth verſchleißt ſeine Paar tauſend Taſſen Caffee! Iſt einmal ein Sommer-Sonntagmorgen trub, kalt oder regneriſch, ſo trauert ganz Stuttgart, denn man kann ja nicht an den Sauerbrunnen. Die Badgäſte zu Cannſtadt aber ſehen dann ein, daß dieſes Bad auch am Sonntag kein — Baden-Baden iſt.

Der altwürttembergiſche Magiſter.

Die Zeiten werden immer ſchlimmer. Man ſieht's den württembergiſchen Theologen nicht einmal mehr an, daß ſie Theologen ſind.

Als Studenten, da trieben ſie es faſt ärger, als die Studioſen der Medicin und der Jurisprudenz. Sie wollen genießen, da es noch Zeit iſt, denn es wird eine Zeit kommen, wo ſie nicht mehr genießen können, außer — heimlich. Darum ſieht man die zukünftigen Candidaten der heiligen Gottesgelehrſamkeit überall. Sie gehen auf den Zechboden,

ſie geben auf den Tanzboden, ſie geben zu allen Commercen. Sie ſind ganz wie die Andern, denn ſie kleiden ſich wie die Andern, ſie kutſchiren wie die Andern, ſie trinken wie die Andern, ſie haben Sporen an den Stiefeln, wie die Andern. Ja ſogar die Stifter, d. h. die Bewohner des theologiſchen Seminars haben ein neues Gewand angezogen, ein helles farbiges Gewand und gehen nicht mehr blos in der Trauerfarbe. Im Uebrigen machen ſie mit, was ſie können, und im Trinken iſt ihre Fertigkeit außerordentlich hoch geſtiegen; denn die beſten Säufer der Univerſität fand man immer im Stifte zu Tübingen. Nach der Studienzeit kommen die Herren Theologen auf's Vicariat; wenn's hoch geht, nimmt einer eine Hofmeiſterſtelle an; nach ein Paar Jahren jedoch, welche ſich übrigens nicht ſelten bis zur Zahl 8 oder 10 ausdehnen, wird er Pfarrer. Allein als Vicar, Hofmeiſter oder Pfarrer, lebt er als Weltmann und ſogar gekleidet wie ein Weltmann. Ja, an gewiſſen Orten, freilich ſelten genug, nehmen's ihm die Leute nicht einmal mehr übel, wenn er alles mitmacht, was die Beamten und Honoratioren auch thun. Anderwärts verfällt er in den Gegenſatz und wird Pietiſt und ſondert ſich ab von den gewöhnlichen Menſchen, weil er ſonſt nichts Ungewöhnliches an ſich hat, und wird ein Quaſiheiliger.

Früher freilich ſah es bei uns ganz anders aus, das war die Zeit, wo die vaterländiſchen Theologen durchweg noch Schwarzrocke oder auf gut Schwäbiſch Schwarzkittel hießen.

In alten Zeiten, d. h. ehe der moderne Zeitgeiſt ſich kund that, war die Kleidung des württembergiſchen Theologen durchaus ſchwarz, ſo gründlich ſchwarz, daß ſich dieſe Farbe oft bis auf das Weißzeug ausdehnte. Er trug lange Hoſen, ſeidene Strümpfe, einen Chapeau-bas-Hut, ein

Mäntelchen über dem Rock, zwei weiße Zipfelchen am Halseinch, Ueberschläge genannt, Schuhe mit silbernen Schnallen und keinen Bart. Glacehandschuhe trug er auch keine, nicht deßwegen, weil es damals überhaupt noch keine Glacehandschuhe gab, sondern weil er es überhaupt nicht gewohnt war, Handschuhe zu tragen. Wenn man ihn von Weitem sah, so sagte Jedermann: „das ist ein Württembergischer Theologe.“ Als Student war er abgesondert von den andern Studenten; die Inwohner des evangelischen Seminars bildeten eine Corporation in der Corporation, und die Stiftler hielten enger zusammen, als die Stadtburschen, obgleich auch diese, wenn's gegen den gemeinschaftlichen Feind, die Schwarzrode gieng, sich nicht schlecht stutzen ließen. Die Stiftler von ehemals hatten den Geist und die Wissenschaft. Jetzt haben sie freilich auch noch einen Geist und zwar einen sehr hohen, aber man könnte diesen Geist eben so gut Aufgeblasenheit nennen. Damals giengen aus dem Stifte große Männer hervor, große Gelehrte in allen philologischen, philosophischen, mathematischen und theologischen Wissenschaften, und auf jeder Universität Deutschlands und Rußlands war ein Württembergischer Professor, der früher Württembergischer Magister gewesen war.

Das Magistriren war eine sehr schöne Sache. Eigentlich bestand es aus Nichts, als aus einem großen Bogen Papier, worauf mit gigantischen Lettern gedruckt stand, daß der Inhaber creirt sey zum Magister liberarium artium und zum Doctor philosophiae; und zwar Alles wegen seiner immensen Kenntnisse. Jetzt will Jedermann nur noch Doctor heißen, und der Magister mit sammt seiner Gelehrsamkeit hinter dasselbe. Dieses Papier kostet jetzt einundfünfzig Gulden 3 Kreuzer, und es kann's Jedermann

erwerben, der einen philoſophiſchen Aufſatz liefert und das Geld ſchickt. Manchmal iſt auch blos das Geld nöthig. Früher konnte es Niemand werden, als der Theologe oder vielmehr der Stiftler, dieſer aber mußte es werden. Das Papier war jedoch mehr werth, als ein Profeſſorsdiplom. Es war ein Empfehlungsſchreiben in alle Welt.

Der altwürttembergiſche Magiſter wußte ſehr viel; er kannte alle alten Sprachen von Grund aus, das Lateiniſche oft beſſer, als das Deutſche, er verſtand Geſchichte und Mathematik und für den Magiſter Matheſeos erfand er eine Menge neue Beweiſe; mit allen philoſophiſchen Syſtemen war er bekannt, und die Lehre des Pythagoras bis auf Leibnig und den groben Kant wußte er ſo gut auswendig, als die der Kirchenväter und die Namen der Papſte. Kurz, die Wiſſenſchaften, die in ſein Fach ſchlugen, waren ihm ſo geläufig, als jetzt einer gebildeten Dame die Romane von Walter Scott oder Bulwer. Der altwürttembergiſche Magiſter war daher ſehr angeſehen und noch mehr geſucht. Im Inlande freilich weniger, denn da gab es der Magiſter genug, ja ſo überflüſſig viel, daß dieſelben oft funfzehn und noch mehr Jahre zuwarten mußten, ehe ſie eine Pfarre bekamen. Deſto mehr aber fahndete man nach ihnen im Ausland. Die Gelehrteſten verließen daher alle ihr Vaterland, und wäre es auch nur auf ein paar Jahre geweſen. An Plätzen fehlte es nie; denn wo eine Familie ihren Sohn gelehrt erziehen laſſen wollte, wo ein adeliger Herr etwas auf ſeine Kinder verwenden konnte, da mußte ein württembergiſcher Magiſter der Hofmeiſter ſeyn. Dieſes Wort verdient einen neuen Paragraphen.

Der altwürttembergiſche Hofmeiſter war ein merkwürdiges Stück Mobel; allein es gehörte nicht zum gemeinen Hausrath, ſo wenig es auch von auſſen gleich ſah. Jetzt

freilich iſt der Herr Hofmeiſter ein fein gebildeter Herr, er trägt eine Brille und einen modernen Frack; er weiß ſich gefällig auszudrücken, und bewegt ſich leicht, ſogar oft ungezwungen in der beſten Geſellſchaft; allein ſeine Kenntniſſe ſind eben ſo leicht, und ſein Wiſſen zeigt ſich als eben ſo oberflächlich, als der Firniß auf einem tannenen Tiſch, der dadurch in ſeinem Leben nie zu einem eichenen wird. Damals aber, damals war der Hofmeiſter ein ganz anderer Mann. Freilich gieng er von den Sitten nicht ab, die er ſich in den Klöſtern angewöhnt hatte, freilich kleidete er ſich ſchwarz und immer ſchwarz, und ſeine Kleidungsſtücke hatten den alterthümlichen Styl von ſeines Großvaters Zeiten her; freilich blieb er ſtets ſteif im Umgang und in der höhern Geſellſchaft hölzern; allein war er denn zur Unterhaltung da? Lehren wollte er, denn des Hofmeiſters Sache iſt das Unterrichten. Darum arbeitete er auch von Morgens bis in die Nacht hinein, und ſein Zögling mußte mitarbeiten vom Morgen bis in die Nacht, und der junge Eleve — nicht ſelten bezeichnend genug Seelöwe genannt* — lernte etwas und die Eltern waren glücklich und prieſen den edigten Magiſter und verlangten keine zierlichen Complimente von ihm. War aber das das Einzige, was der Magiſter that? Da kennt man den Fleiß des jungen Mannes ſchlecht. Oft, wenn alles längſt ſchlief, oder ſich rauſchenden Vergnügungen

* Der Ausdruck verdankt ſeinen Urſprung folgender Anekdote. Ein Hofmeiſter mit ſeinen vier Zöglingen fuhr in Stuttgart ein. Es war Nacht, der Wagen wurde unter dem Thore angehalten, und der Herr ſollte über ſich und ſeine Begleiter Auskunft geben. „Profeſſor N.N. mit vier Eleven.“ Der wachhabende Unteroffizier ſchrieb in's Nachtbuch: „Profeſſor N.N. mit vier Seelöwen.“ Den andern Tag wurde beim Durchgehen des Nachtbuchs die Sache ruchbar, Jedermann wollte die Seelöwen ſehen, aber es waren vier Knäblein. Seither heißen die Eleven „Seelöwen.“

überließ, da wachte der Magiſter noch und arbeitete. Er arbeitete zu ſeinem Vergnügen, zu ſeiner eigenen Ausbildung. Was wären ohne ihn ſo viele Gelehrte geweſen? Für ſie ſchrieb er ganze Abhandlungen in ſeinem einſamen Zimmer, das er mit Tabaksqualm ſchwängerte, ſo daß man glauben ſollte, es könne kein guter Gedanke darin aufkommen. Aber die Herren Gelehrten waren froh daran, und ließen das Manuſkript drucken unter ihrem Namen; dem Magiſter aber gaben ſie geringen Lohn; die Ehre und das Honorar war ihr Eigenthum. Aber ſollte der Magiſter etwa aus ſeiner Anonymität heraustreten? Sollte er ſeinen Namen vor das Buch ſetzen? Dazu war er zu beſcheiden; er glaubte gar nicht, daß die Sache nur ſo viel werth ſey und hätte mögen ſeinen Namen nicht verunehren durch eine unreife Arbeit. Dazu war er zu linkiſch; denn er hätte gar nicht gewußt, wie er es nur anfangen müſſe, um ſelbſt einen Verleger zu gewinnen. Und warum auch? Des Geldes wegen? Konnte er nicht mit dem Wenigen, das er bekam, zufrieden ſeyn? Hatte er ja doch wenig Bedürfniſſe! Den Rock vertauſchte er nur alle drei Jahre mit einem neuen; ſeine alte Pfeife mit der ſchwarzen Kruſte war ihm lieber, als eine Havannacigarre; und lieber ſaß er mit wenigen vertrauten Freunden in vertrautem Geſpräche bei einem guten Glaſe Landwein in der dunklen getäfelten Stube der alten Winkelkneipe, als im erſten Hôtel bei den ſilbernen Gabeln und kleinen Gläsleins in großer und vornehmer Geſellſchaft. Die vornehmen Herrſchaften, deren Kinder er unterrichtete, kamen freilich manchmal etwas in Verlegenheit mit ihm. Man konnte ihn nicht wohl produciren, allein was that's? Es wußte es ja Jedermann, „es iſt ein württembergiſcher Magiſter“ und hatte Reſpect vor ihm und ſeiner Gelehrſamkeit. Freilich junge, elegante

Zanken ſuchten ihn oft zu necken, und ſich auf ſeine Koſten über ſeine ſteifen Manieren luſtig zu machen; aber wartet nur, ihr zierlichen Laffen mit eurem zuſammengeſtoppelten, präparirten Witze, glaubt ihr, der Magiſter laſſe euch reden, weil er euch nicht zu antworten wiſſe? Eben dachte er an das alte Sprichwort: „Laſſet die Narren ſchwatzen;“ doch bringt ihn nicht in Zorn, denn ſeinem Witze möchte der eurige nicht ſtandhalten und vor ſeiner Gelehrſamkeit möchte euer hohler Kopf verſtummen. Der Magiſter weiß wohl, daß der Geduldige, wenn er ſich endlich mit Kraft zur Wehre ſetzt, ſtets die Lacher auf ſeiner Seite hat! Noch ſchlimmer als die Laffen waren die Mädchen auf ihn zu ſprechen; denn nie holte ſich ein württembergiſcher Magiſter eine Braut im Auslande. Ob das der Mädchen oder des Magiſters Schuld war? – Die Mädchen wenigſtens erklärten, er ſey ihnen viel zu hölzern! Weil er keine äußere Bildung hatte, glaubten ſie, es mangle ihm an Geiſt! Oh hättet ihr gewußt, wie er über euch dachte, über eure Putzſucht, eure Nichtsthunſucht, eure Gefallſucht, eure Gelehrthunſucht, eure Vergnügungsſucht, eure der Freundin den Geliebten Abſpenſtigmachungsſucht, eure Coquettirſucht, eure Männerſucht, eure Aufmerkſamkeitserweiſungsſucht, eure Puritätsſucht, eure die Augenfrommaufſchlagungsſucht, eure Equipagenſucht, eure der andern Nichtszugönnungsſucht, kurz über die allgemeine, große Sucht, die eurem Geſchlechte anklebt, hättet ihr gewußt, was er über dieſen Punkt ſagte, gewußt, was er hierüber ſchrieb, ja hättet ihr gewußt, daß er den ſchlimmen Artikel verfaßt hatte, in dem euch ſo bös mitgeſpielt wurde, wahrhaftig ihr hättet nicht mehr über ihn gekichert, ihr hättet ſeine ungelenken Verbeugungen nicht verlacht, ihr hättet ihn gefürchtet. Und wollte er etwas von euch, daß ihr euch

immer mit ihm beſchäftiget? Brauchte er euch? Da irrt ihr euch ſehr, meine nun wahrſcheinlich ſehr veralteten oder gar verſtorbenen Schönen! Der altwürttembergiſche Magiſter hatte ſchon eine Braut, ehe er nur zu euch kam, und wahrſcheinlich eine mit ſchöneren Zügen und kräftigerem Wuchs, als euch eure Spiegel ein Bild zeigten, denn die Schwabenmädchen ſind bekannt ob ihrer Schönheit. Konnte man es alſo dem alten Magiſter übel nehmen, daß er auch einmal eine Zeit hatte, wo er Feuer fieng, und ſein Vaterland nicht verließ, ohne eine Geliebte, die ſeiner harrte, darin zurückzulaſſen? Freilich harren mußte ſie lange Zeit, und ſie ward oft vor lauter Warten eine alte Jungfer, allein deſſen war ſie gewiß, daß der Magiſter ſie nicht verließ, der Anſtellung des Magiſters war ſie gewiß, und dieſe zwei Gewißheiten gehen einer heirathsluſtigen Jungfrau über alles. Darum wartete ſie gerne beim Vater Pfarrer oder Apotheker zu Hauſe, wenn ihr auch die Zeit hie und da etwas lange wurde; denn der Herr Bräutigam ſchrieb nicht alle 8 Tage, und kaum alle Jahre kam ein kleines Präſentchen von ihm, als Zeichen, daß er der Liebe im Vaterlande noch gedenke. Mehr aber verlangte die Braut auch nicht, denn ſie war ein einfaches Mädchen, zu einfachem Hausweſen erzogen, nicht zu einem Prachtexemplar von einer Dame.

Noch giebt es viele Rudera von altwürttembergiſchen Magiſtern, und ich freue mich immer, wenn ich einen aus der alten Schule ſehe. Ein einziges Stück von einer Bildſäule des Alterthums iſt oft mehr werth, als eine ganze neumodiſche Gemäldeſammlung! Und wie ſozial, wie fröhlich die alten Knaben ſind, wenn ſie mir von ihrer Vergangenheit erzählen! Wahrhaftig aus der Unterhaltung dieſer „Trümmer einer vergangenen Zeit“ kann man mehr

lernen, als aus den sogenannten geistreichen Gesprächen neuerer hochgebildeter Herren! Die „Rudera," die ich kenne, sind alte Pfarrer mit grauen Haaren und dicken Bäuchen, aber es giebt auch noch Andere, denn es existirten Magister, die es sogar weiter brachten, als zum berühmten Professor. Gab's doch Einen, der als Pair von Frankreich starb! Allein die heutige Welt wirft den alten Magistern vor, sie hätten nicht in die Welt gepaßt, und ich will der heutigen Welt nicht widersprechen. Die jetzigen Theologen passen freilich für die Welt, aber so manches in der Welt paßt nicht für sie; absonderlich nicht die armen Pfarrersbesoldungen.

Der Jungens- und Mädchensmarkt.

Der Sklavenhandel ist in ganz Europa abgeschafft und sogar in der Türkei will er nicht mehr recht gehen. Zwar in Portugal macht man in diesem Artikel noch gute Geschäfte und zu den 30 Millionen, welche bereits, aus dem schwarzfärbenden Afrika entführt wurden, kommen alle Jahre noch etliche Tausende; aber die englischen Schiffe halten gute Wache und die Herren Schiffslieutenants, die gar zu gerne Schiffscapitäne heißen und nebenbei die Prisengelder nicht verachten, sind den Sklavenhandlern ein scharfer Dorn im Auge. Also, wie gesagt, mit dem Sklavenhandel ist's aus.

Sonderbar! Wenn die Sklaverei noch nicht officiell gesetzwidrig geworden wäre, so könnte es keinen größern Gegner derselben geben, als z. B. mich, allein jetzt! — ich mochte gar zu gerne einmal einen Sklavenmarkt sehen.

Nach Algier iſt's nicht mehr ſo weit, wie früher; denn Algier iſt jetzt franzöſiſch geworden, und wir Württemberger ſind beinahe Nachbarn von Frankreich. Allein die Franzoſen lieben zwar die Weiber, aber nicht die theuer erkauften. Darum hat in Algier der Sklavenmarkt aufgehört. Die Franzoſen machen's gerade wie wir; ſie lieben es mehr, die Weiber mit Etwas, als um Etwas zu bekommen. Es iſt deßwegen, daß man doch Etwas gewiß hat. Aber in Conſtantinopel! Allerdings; hier iſt noch was zu machen. Es muß ein wundervoller Anblick ſeyn, eine Gallerie von Circaſſierinnen, Georgierinnen, Negreſſinnen und anderer dergleichen unſchuldigen Damen! Wenn der berühmte Handelsjude Herz nach Stuttgart kömmt und anzeigt, daß er eine Auswahl ſchöner Wagen- und Reitpferde mitgebracht habe, da rennen die Pferdeluſtigen Herren in den württembergiſchen Hof und feilſchen und kaufen um theure Preiſe, trotz dem, daß ſie auch die Hälfte des geforderten Geldes abgehandelt. Alſo werden auch die Türken rennen, wenn ein Sklavenhändler mit einer Parthie vollblütiger Odalisken angekommen iſt. In der Türkei ſind die Weiber noch etwas werth, denn man verkauft oft eine ſchöne Sklavin um 2000 und noch mehr Gulden, während in England geſetzlich, ſo viel ich weiß, ein Weib nicht höher als um 2 Louisd'or verkauft werden darf. In Deutſchland iſt ſogar dieſer Preis ungeſetzlich. „Einen Sklavenmarkt muß ich ſehen;“ ſagte ich zu mir ſelbſt, und machte mich auf den Weg. „Wohin?“ — Nach Conſtantinopel. „Schlagen Sie den Fußweg über Ravensburg ein, ſo werden Sie bald wieder zurückſeyn.“

In der That, ich war bald wieder zurück, denn ich ſah in Ravensburg einen Sklavenmarkt en miniature.

Es war eigentlich kein Sklavenmarkt, ſondern Ver-

dingungsmarkt; ein Sklavenmarkt, wo die Sklaverei in einer bestimmten Zeit aufhört. Die Sache kam mir vor, wie eine absolute Monarchie, die man plötzlich mit einer Constitution versehen hat, oder wie ein Frauenzimmer, dem man, um es nicht nackt sehen zu lassen, Tricothosen von Fleischfarbe angezogen.

Stellen Sie sich vor, meine schönen Leserinnen, es sey Frühling, gerade um die Zeit, wo verliebte Seelen Veilchen sammeln und sich beeilen, Hochzeit zu machen, weil nun bald die große Fastenzeit herannaht, in der keine Ehen geschlossen werden können, außer, versteht sich, gegen Dispens; denn um Geld läßt sich alles machen. In diesem Monat Mai nun, in welchem die Winterkleider aus- und die Sommerkleider angezogen werden, bemerkt man im Oberlande des Königreichs Württemberg eine sonderbare Art von Zugvögel. Es sind keine Schwalben, auch keine Störche, denn diese, besonders die letztern, werden Ihnen gar wohl bekannt seyn, da ich voraussetze, daß ein Mann das Glück hat, Sie zu besitzen. Es sind zweibeinige Thierchen ohne Federn, nach platonischer Definition. In der That sind sie so sehr ohne Federn, daß auch der geschickteste Leutereller an ihnen nichts mehr zu rupfen finden würde. Nicht einmal mit ihren Kleidern ist etwas mehr anzufangen, denn die männlichen unter denselben tragen weiße Leinwandhöslein und ditto Jäcklein, die so dünn sind, daß der Wind durchspielt; eine Kleidung, die in Fetern nicht ganz ungeschickt ist, weil dann auch die Sonnenstrahlen Platz haben. Die weiblichen Wesen tragen kurze Röcklein von farbiger Leinwand und ebenfalls Jäcklein, die von denen des andern Geschlechts nicht sehr viel verschieden sind. Von Schuhen oder Strümpfen ist gar keine Rede, nicht etwa deßwegen, weil die Leutchen nicht wüßten, was die neueste

Mode ſey, und deßwegen lieber vor der Hand gar keine Fußbekleidung trügen, um nicht etwa eine unnöthige Ausgabe gemacht zu haben, ſondern allein deßwegen, weil ſie nicht wußten, woher das Geld zu Schuhen und Strümpfen zu nehmen ſey, ohne zu ſtehlen. Aus demſelben Grunde tragen ſie auch keine Kopfbedeckung, und daraus erklärt ſich leicht, warum man unter ihnen ſehr viele barte Köpfe antrifft. Uebrigens wiſſen dieſe Leutchen noch von verſchiedenen andern Dingen nichts, ohne welche wir civiliſirte Stuttgarter gar nicht leben zu können glauben. Da trifft man keine Weſten, keine Handſchuhe, keine Unterkleider, keine Mäntel, keine Schirme, keine Ringe, keine Armbänder, keine Ohrenringe, keine Krägen, keine Cravatten, keine Chemiſetten, keine Gürtel, keine Schnürleiber, keine Corſetten, keine Hauben, keine Spitzen, keine Manſchetten oder dergleichen nothwendige Anzugsmobel mehr; ja ſogar nicht einmal Ueberſchube, blos weil ſie, wie ſchon geſagt, gar keine Schube haben. Weniger als ſie, kannte ſelbſt Diogenes ſeligen Angedenkens — wenn es nämlich wahr iſt, daß Heiden auch ſelig werden können — nicht brauchen. Was ſie haben, tragen ſie bei ſich und haben deßwegen doch keine Bundel nöthig, denn mit dem Hemdewechſeln nehmen ſie es nicht genau, weil ſie höchſtens eines beſitzen. Dieſe Art von Zugvogeln reist nicht paarweiſe oder zu Dutzenden, ſondern es ſind ihrer immer mehrere Hunderte, oft gegen Tauſend auf einmal beiſammen. Was das Alter anbelangt, ſo ſind ſie allerdings ſehr verſchieden; allein die Meiſten ſtehen zwiſchen 8 und 16 Jahren mitten inne. Voran jedoch geht ein kräftiger Mann mit breitrandigem Hute, einen mächtigen Knotenſtock in der Hand. Er ſcheint eine Art von Leithammel zu ſeyn, dem die ganze Heerde unbedingt folgt. Oft ſind es auch ihrer Zwei, die den Zug

anführen und eben so Viele beschließen denselben. Bei den Schwalben bemerkt man dieselbe Ordnung, und die voranfliegende ist sicher vor allen andern durch Alter und Kraft ausgezeichnet.

„Weber, ihr Jungen und Mädchen?" Meine schönen Leserinnen werden nämlich schon lange bemerkt haben, daß ich nicht von Vögeln, sondern von jungen Menschen spreche, deren Heimath uns bis jetzt noch nicht bekannt ist. Allein es ist nicht gut, wenn man nach Allem fragt. Man bekommt oft Antworten, die einem alle weiteren Fragen entleiden. Am schwierigsten ist die Frage nach der Heimath eines Menschen, denn man will da wissen, ob einer weit her sey oder nicht; und da die meisten Menschen nicht weit her sind, so macht man ihnen mit der Frage nach ihrer Heimath eine Grobheit. Die armen Kinder mit ihren nackten Füßen und bloßen Köpfen sind auch nicht weit her, sondern aus dem benachbarten Vorarlberg, aus Tyrol, aus der Schweiz.

Ein Hauptgrund, warum ich kein Optimist bin, ist der, daß unser Herrgott es zuläßt, daß eine Frau mehr Kinder gebährt, als ihr Mann ernähren kann. Dies ist der alleinige Grund aller Armuth und folglich auch des meisten Elends auf dieser Welt. Die vorarlbergischen Weiber sind fruchtbarer, als ihr Land. Manche Familie zählt 15 und noch mehr Köpfe, darunter 13 eigene, eheliche Kinder. Wäre Napoleon noch am Brette, so könnte sich Oesterreich über diese Fruchtbarkeit freuen, allein wir haben Friede und leiden eher an Allem Mangel, als an Menschen. Zudem werden die Menschen gegenwärtig so alt, daß es eine wahre Trübsal ist. Daß die Schwiegereltern noch leben, darüber darf sich gegenwärtig kein Eidam beklagen. Er muß vielmehr froh seyn, wenn nur die Großeltern schon

in die Grube gefliegen ſind. Ja manchmal leben ſogar die Urgroßeltern noch und Gott weiß, wie alt man wird, bis man die Mitgift bekömmt, auf die man ſich beim Heirathen Hoffnung machte. Auch das hohe Alter würde ich abſchaffen.

Wohin nun ihr Kinder von 8 – 16 Jahren? Kaum ſeyd ihr ſo weit herangewachſen, daß ihr auf eigenen Füßen ſtehen könnet, kaum habt ihr ordentlich vorarlbergiſch ſprechen gelernt, ſo jagt man euch fort aus dem Vaterhauſe; hinaus müßt ihr, in die weite Welt, um euer Brod ſelbſt zu verdienen. Im Schwabenlande ſind die Eltern doch nicht ſo grauſam. Zwar kommt es oft vor, daß eine arme Mutter ihre armen Buben des Morgens fortſchickt auf den Bettel und ſie mit einer beſtimmten Portion Prügel beehrt, wenn ſie nicht die beſtimmte Portion Geld und Lebensmittel von ihrer Bettelwanderſchaft beimbringen, allein der Bube hat doch den Vortheil, daß er Alles, was die beſtimmte Ration überſteigt, ſelbſt eſſen und Abends im Elternhauſe im eigenen Pfuhl ſchlafen darf. Er iſt nur Einen Tag lang verlaſſen und lernt bei dieſer Gelegenheit eine Menge Dinge, wovon ordentlich erzogene Menſchen Nichts wiſſen, z. B. Verſchmitztheit, Lügenbeutelei, ein bischen Stehlen, Menſchenkenntniß und dergleichen Dinge mehr. Euch aber, ihr Jungen und Mädchen von Vorarlberg und dem angränzenden Schweizer- und Tyrolerlande, ſchickt man fort, wie im Frühjahr die Schafe. Ein ganzes Halbjahr ſehen dieſe den winterlichen Stall nicht mehr und das gratis gereichte Futter; ſie müſſen vielmehr nun ſelbſt ſuchen, oft mit der Schnauze den Schnee wegſchaufeln, um das darunter verborgene Gras zu bekommen, und Eigenthümer und Hirte nehmen keine Rückſicht darauf, ob ſie ſich die Naſe verkälten oder nicht. So

giebt es auch euch, ihr armen Kindlein; es mag ſchneien oder regnen, es mag Koth und Trübſal auf den Straßen liegen oder Maienſtaub, ihr werdet hinausgetrieben ſchaarenweiſe und habt nicht einmal das Vergnügen, eure Eltern die Strapazen theilen zu ſehen; ſondern auf hundert Jungen und Mädchen iſt kaum Ein Führer zu rechnen, den ihr vielleicht kaum kennet und der ſich ſo wenig um euer Wohlſeyn kümmert, als der Schäfer um die kalte Naſe ſeiner Schafe.

Wohin aber, ihr Jungen und Mädchen, denen die Armuth aus dem magern Aleidchen hervorſieht? — Nach Waldſee, nach Saulgau, nach Ravensburg, nach Leutkirch.

Im württembergiſchen Oberlande iſt noch Reichthum zu finden. Da ſind Bauern, die ſich nicht geringer ſchätzen, als die größten Edelleute des Unterlandes. Hier ſind die Güter noch nicht ſo zerſplittert, daß auf einen Ortsbürger oft kaum ein Gütchen kommt, das man in eine ordentliche Rocktaſche ſtecken konnte, wie das in Mittelwürttemberg manchmal der Fall iſt. Hier giebt es noch Hofbeſitzer mit größerem Grundeigenthum, als im Unterlande Rittergutsbeſitzer aufzuweiſen haben. Der Hof mit ſeinen Gütern iſt unbetheilbar; der Erſtgeborene erbt ihn. Allerdings iſt es unangenehm, der Zweitgeborene zu ſeyn, allein um ſo angenehmer iſt, vor dem zweiten Bruder geboren zu werden. Und worüber beklagen ſich denn die jüngern Brüder? Worüber die Schweſtern? Wenn ſie heirathen wollen, ſo bekommen ſie ihre Ausſteuer und der älteſte Bruder iſt gezwungen, ihnen ein Gewiſſes zu geben. Würde der Hof getheilt, ſo hätten ſie allerdings mehr, als ſie nun bekommen, allein wären nur drei Generationen vorüber, ſo hätte Keiner mehr viel, ſondern das ganze ſchöne Beſitzthum wäre zerſplittert und verſchleudert. So aber haben ſie

immer wieder eine Zufluchtsſtätte, und wenn es ihnen ſchlecht geht in der Welt, wenn ſie die Mitgift verloren und es nun ſcheint, ſie haben nichts mehr zu beißen und zu nagen, — eine Heimath iſt da, der Hof des älteſten Bruders und mit Freuden oder auch nicht mit Freuden, aber dem Geſetz gemäß, nimmt er ſie auf an ſeinen Tiſch, und iſt gehalten, ſie zu ernähren und zu kleiden. — Es iſt eine wahre Freude, einen Oberländer Hofbeſitzer zu ſehen. Der Mann ſieht ſo friſch und derb aus, als könnte keine Krankheit und kein Gram an ihn kommen. Alle ſeine Hausbewohner, ſeine Verwandte, ſeine Knechte und Mägde verehren ihn, als den Patriarchen, von dem ſie leben. Seine Scheunen ſind gefüllt mit Korn, in ſeinen Ställen wiehern ſechs und noch mehr Pferde und daß an ſonſtigem Viehſtand auch kein Mangel iſt, läßt ſich denken. Alle Wochen aber fährt ein ſchwergeladener Wagen, mit 4 rüſtigen Roſſen beſpannt auf den Fruchtmarkt von Waldſee, Saulgau, Ravensburg oder Leutkirch, und ſtatt der Frucht bringt der Bauer einen ſchweren Geldſack nach Hauſe. Nur eines könnte ihn im Frühling und Sommer geniren, der Mangel an Leuten zur Beſorgung ſeines Feld- und Güterweſens. Aber dafür ſind die Vorarlberger da mit ihren überflüſſigen Kindskorfen.

Es iſt Markttag. Eine Maſſe von gefüllten Fruchtſäcken ſteht im und am Kornhaus aufgelagert. Bäcker und Kornhändler ſtehen herum und feilſchen mit den Bauern. Das Wochenblatt circulirt von Hand zu Hand, denn alles ſind die Preiſe vom letzten Markttag gedruckt zu leſen. Wer ſind denn nun aber die vielen Buben und Mädchen mit ihren verfrornen Naſen und rothangelaufenen Füßen, die ihrer wohl 200 und mehr — auf dem Marktplatze aufgeſtellt ſind? Iſt denn heute Buben- und Mädchenſchau?

Gott behüte! Das sind die vorarlbergischen, Tyroler- und Schweizerkindsköpfe, die allhier zum Pachte ausgestellt sind. Die Cultur ist bekanntlich in neuester Zeit sehr weit vorgeschritten; in jeder Straße einer grossern oder kleinern Stadt sieht man grosse Glaskästen, hinter welchen die neuesten Waaren dem Publikum zur Schau ausgestellt sind. Eine Putzmacherin stellt ihre Hauben und Krägen aus, ein Buchhandler die neuesten Verlagswerke, ein Schneider einen neumodisch angezogenen Strohmann, der mit allen Elegants concurriren konnte, ein Hutmacher Filze und Filzhüte mit oder ohne Kopf, ein Schuhmacher nieliche Tanzschuhe, die jedes Frauenzimmer über ihren eigenen Fuß erröthen machen, ein Kürschner Pelze und Pelzkappen, nach denen manche rothe Nase mit Begierde hinschaut, ein Messerfabrikant Rasirmesser, mit denen man den Riesen Goliath rasiren konnte, ein Conditor gezuckerte Trauben und Knackwürste, die in manch' zahnlosem Munde Wasser ziehen, ein Modewaarenhändler die neuesten Façons von Shawls und andern Tüchern, die nichts kosten als Geld, und wobei man eine Portion guter Worte drein giebt. Ich könnte noch eine Masse solchen Glaskasteninhalts mittheilen, allein — die armen Jungen und Mädchen konnten einstweilen erfrieren, denn der einzige Unterschied zwischen ihnen und den Waaren der Händler ist der, daß sie nicht hinter Glas und Rahmen stehen, sondern unter freiem Himmel, in kalter Märzenluft. Was sollen denn die armen Jungen und Mädchen? Sollen sie verkauft werden? O nein, nur verpachtet. Kaufen würde sie Niemand; man müßte sie ja für immer unterhalten. Man sieht, daß Sklaven in dieser Hinsicht vor ihnen etwas voraus haben.

Jetzt nahen die Pachter, lauter stämmige Hofbauern,

gegen die ſich die armen Kinder verhalten, wie kräftige Eichbäume zu dürrem Reiſach.

„Was koſtet das magere Büblein da?“ fragt Einer den ältern Begleiter der Kinder, der den Pacht für Alle abzuſchließen hat.

„Sechs Gulden,“ iſt die Antwort.

„Seyd Ihr bei Troſt? der Bube iſt ja nicht einmal hoch genug, um einem Kalb in die Augen ſehen zu können.“

„Ich brauche zwei Mädchen und drei Buben,“ ruft ein Anderer, der ſich ſeine Zahl ſchon ausgeleſen hat. „Dreißig Gulden für alle fünfe.“

„„Sagt ſechsunddreißig und ihr ſollt ſie haben.““

„Gut, ſechsunddreißig, aber dann bekomme ich den Kleinen dort drein.“

„„Dieß Mädchen koſtet zwölf Gulden; ſie iſt ſchon 16 Jahr alt und ſo geſchickt als Eine.““

„Zwölf Gulden? da könnte man ja eine Magd darum miethen? Und dieſe ſchafft das ganze Jahr!“

„Nimm ſie, Vater,“ ſagt der flämmige Sohn, dem das Mädchen gefällt.

„Meinetwegen,“ repleirt der Bauer und zahlt.

In weniger als in einer Stunde ſind alle Jungen und Mädchen verpachtet. Die Jungen von 8 und 9 Jahren zu drei bis vier Gulden; die ältern, kräftigern von 14—16 Jahren zu zehn bis zwölf Gulden. Um dieſes Geld müſſen nun die Jungen und Mädchen dienen, vom Frühjahr bis zum Herbſte, vom März bis zu Martini. Aber nicht ſie bekommen das Geld, ſondern der Begleiter ſtreicht es ein und bringt's den armen Eltern zu Haus im Vorarlberg, die ſich dafür ein Stückchen Feld kaufen oder Schulden abbezahlen, in die ſie die Ernährung der Kinder den Winter über geſtürzt hat. Die Bauern nehmen ihre Gepachteten

zu ſich, laden ſie auf die leeren Fruchtwagen, und fahren luſtig mit ihnen nach Hauſe auf den Erelhof.

Was ſollen nun aber die Jungen und Mädchen auf dem Hofe? — Ihr Mädchen und Knaben in Städten müßt wohl ſo fragen und die Antwort möchte euch ſchwer fallen. Ihr ſeyd zu Hauſe bei den lieben Eltern oder in der Koſt bei einem Lehrherrn; ihr habt Nichts zu thun, als in die Schule zu gehen und ein bischen Leſen und Schreiben u. dgl. zu lernen. In den Freiſtunden ſpringt ihr auf der Gaſſe herum, oder näht und ſtrickt ein bischen und bekommt nur Schläge, wenn ihr euer Penſum nicht gelernt habt oder Rock und Hoſen zu ſehr beſchmutzet. Von dem Allen — die Schläge abgerechnet, iſt bei unſern Pachtkindern keine Rede. Sie gehen nicht in die Schule, ſie lernen nicht leſen und ſchreiben. Das ſind für ſie böhmiſche Dorfer, die ſie oft in ihrem ganzen Leben nicht kennen lernen. Mit Büchern und Schreibmaterialien iſt daher im Vorarlbergiſchen wenig zu machen, die Leute dort ſind froh, wenn ſie zu eſſen haben, das Denken kommt dann von ſelbſt. — Aber was thun nun die armen Kinder? — Sie arbeiten.

Auf einem Bauernhof iſt mehr zu thun, als man ſich in der Stadt träumen läßt. Die Städter ſind zwar grundgeſcheidte und grundgelehrte Menſchen; ſie wiſſen über Alles zu ſprechen, über Alles zu urtheilen, die Landwirthſchaft iſt oft ihr abſonderliches Studium, aber den Roggen können ſie nicht vom Hafer unterſcheiden. Practica est multiplex; wer Etwas erlernen will, muß Etwas erlebt haben. Die armen Buben und Mädchen wiſſen in wenigen Monaten mehr, als ihr euch träumen laßt in euren dick- und finſterfenſtigen Schulſtuben, ſie lernen die Landwirthſchaft aus dem Fundamente, denn ſie wachſen mit dem friſchgebornen

Füllen auf und wenn nun erſt der Keim der Frucht dem Boden entſprießt, wiſſen ſie ſchon, ob es Wintergerſte oder Sommergerſte iſt, eine Unterſcheidung, die mir immer als die ſchwierigſte erſchienen iſt. Ich will meine Leſer mit der Aufzählung der verſchiedenen Zweige der Landwirthſchaft verſchonen, denn wenn es Damen giebt, die ſchon bei dem Geruch einer Cigarre Nervenkrämpfe bekommen, ſo würden ſie unfehlbar in Ohnmacht fallen, wollte ich erſt von den Ställen und ihren Düften ſprechen. Nur das bemerke ich, zu arbeiten haben die gepachteten Kinder genug, denn die Mägdlein werden als Kindshüterinnen und die Jungen als Hirten- und Troßbuben angeſtellt.

So gar ſchlimm ſteht's jedoch nicht um ſie. Zwar der Oberknecht iſt oft unwirſch und giebt dem treibenden Jungen ein Paar Ohrfeigen, ohne daß dieſer weiß, warum. Vielleicht blos, weil der Handgaul einen Schritt zu weit rechts gemacht hat. Die Viehmagd iſt ebenfalls oft unwirſch und ſucht einen Gegenſtand, an dem ſie ihren Zorn auslaſſe und die kleine Unterſtallmagd, die den Tag über Kindsmagd war, darf um Püffe nicht beſorgt ſeyn. Allein Schläge werden im Oberland nicht ſo gar hoch angeſchlagen und die großen Buben prügeln ſich oft zum Spaße ſo derb, daß Einer oder der Andere auf dem Platze bleibt. Nun, gedeihen die armen Kinder nicht, daß es eine wahre Freude iſt? Den ganzen Tag auf dem Felde bei ſtrenger Arbeit, das macht Appetit und das Sauerkraut mit Speck, Kartoffeln und Knodeln ſchmeckt beſſer, als einem vielſüßenden Staatsmann eine Truffelpaſtete. An Quantität läßt's der Hofbauer nicht fehlen. Da wird nicht abgemeſſen, auf den Einzelnen ein Portionchen, daß ein Spatz daran Hunger ſterben konnte; des Hofbauern Wahlſpruch iſt, „zu arbeiten genug, zu eſſen genug.“ Ja der Hofbauer thut noch

mehr, er läßt die gepachteten Jungen und Mädchen auf seine Kosten kleiden, er giebt ihnen Schuhe und Strümpfe und ein neues Camisol und einen wollenen Rock, ihre Blöße zu decken. Ist das nicht ein generöser Hofbauer?

Der Sommer ist bald vorüber, der Herbst ebenfalls; Martini, der große Wanderungstag erscheint. Die Jungen und Mädchen sammeln sich zu Hauf, denn nun ist die Dienstzeit für dieses Jahr vorüber und in die Heimath geht's, in die langersehnte! Oft ist sie aber auch nicht ersehnt, denn auf dem Hofe hatte man zu leben, in der Heimath aber muß man darben. Manche Thräne fließt beim Abschied, denn nicht selten hat das jugendliche Herz ein anderes gefunden, von dem es sich gar nicht mehr trennen mochte. Aber — der Winter ist ja bald vorüber und man kehrt zurück von dem unfruchtbaren, armen Vorarlberg und stellt sich wieder auf den Markt von Ravensburg, Leutkirch u. s. w. auf, und vielleicht trifft's das Glück, daß derselbe Hofbauer wieder kömmt, um seine alten, d. h. frühern, Jungen und Mädchen von neuem zu pachten.

Der geneigte Leser wird das Leben dieser Jungen und Mädchen sehr prosaisch finden. Acht Jahre lang über acht Monate sich jährlich zu verpachten, zu arbeiten, zu essen und zu essen und zu arbeiten, dann zu Hause zu darben und wiederum auf dem Markt zu stehen, daß man von neuem pachten lasse, — darin liegt allerdings wenig Poesie. Damit jedoch die günstige Leserin auch etwas Romantisches apart habe, will ich ihr eine Geschichte erzählen, die zwar gar einfach und simpel ist, aus dem einfachen Grunde, weil Wahrheit ihr zu Grunde liegt, die aber dennoch einen grausetichen — wie meine romantische Nachbarin Aaron Liebmanns Tochter sich auszudrücken pflegt, — Anstrich hat, da sie in einer Zeit spielt, wo Oberschwaben noch nicht so

ſehr von „Sicherheitswächtern“ überſchwemmt war, ſondern auch noch die und da eine kleine Raub- und Mordthat ſich ereignen konnte, ohne daß man deßwegen glaubte, in der Barbarei zu leben.

Meine Leſer werden gebeten, ſich in Gedanken auf einen großen Bauernhof zu verſetzen. Der Hof ſieht gerade ſo aus, wie die andern Bauernhöfe in der Nähe. Man findet die gehörige Anzahl von Stallgebäuden, von Scheunen, von Schopfen u. ſ. w., das Wohnhaus hat für 6—8 Familien Platz, neben demſelben iſt ein großer Garten angelegt, worin wenigſtens Salat wächst, im Hofraum jagen ſich Buben herum oder ſpielen mit jungen Hunden, während der eigentliche Hofhund gemächlich ſeine alten Glieder vor ſeinem Häuschen in der Sonne dehnt; Knechte und Mägde eilen durcheinander, oft ſchäckernd mit einander, oft ernſten Antlitzes; je nachdem der Hofbauer ſich blicken läßt oder nicht. Mit dieſem letztern finde ich mich veranlaßt, den Leſer genauer bekannt zu machen. Es iſt ein Mann von mittlerem Alter, im Anfang der 40er Jahre. Seine ſcharlachrothe mit großen ſilbernen Knöpfen beſetzte Weſte hat ſchon einen ziemlichen Bauch zu bedecken, auf den ein wohlgenährtes, rothbackiges, friſches Geſicht wohlgefällig hinabſieht. Weil Werktag iſt, hat er ſeinen langen feinen Sammtrock nicht an, um den ihn mancher Stutzer beneiden dürfte. Die weißen Strümpfe zeigen ein kräftiges Bein und die weite Bruſt ein kräftiges Herz. Seine Ehegeſponſin, die Frau Hofbäuerin, ſieht im weſentlichen ihrem Manne gleich; ſie iſt ebenfalls wohlgenährt und reich angezogen, aber wenn in des Mannes Geſicht Derbheit, vielleicht ſogar ein bischen Rohheit vorherrſchte, ſo war doch der Stempel der Gutmüthigkeit und Offenheit demſelben nicht minder aufgedruckt. Der Frau Geſicht war feiner,

aber Stolz stand darin geschrieben und vielleicht lag in den Winkeln um den Mund auch eine gewisse Anlage zum Geizigseyn, welche mit dem Geldstolz gewöhnlich Hand in Hand geht. Dieses Ehepaar hat verschiedene Kinder, Mädchen und Buben, allein wir bekümmern uns um sie alle nicht, sondern nur um den Erstgebornen; denn dieser war der Kronprinz und erbte einstmalen den Hof; die andern bekamen nur eine Aussteuer und geringe Apanage. Der Erstgeborne war ein Jüngling von höchstens 20 Jahren. Um seinen Wuchs hätte ein Pariser Schneider tausend Complimente und ein englischer Dandy eben so viel Guineen gegeben und sein frisches, frohliches Gesicht wurde durch zwei so freundliche Augen beleuchtet, daß eine Stadtdame sich gerne doppelt so viele Ferngläser anschaffen würde, als sie schon hat, um nur in solche Augen sehen zu dürfen. Daß dieser kräftige Bursche mit dem ächtdeutschehrlichen Herzen in der Brust, der Held unserer Geschichte ist, versteht sich von selbst. Wir müssen uns nun aber auch nach der Heldin umsehen.

Es mochte etwa acht Jahre vor dem Beginn dieser wahrhaften und sehr romantischen Geschichte seyn, da fuhr unser Hofbauer einmal im Frühling in die Stadt, um sich seine Quantität Jungens und Mädchens zu miethen. Schon war er fast Handels einig geworden, da machte ihm der „Seelenverkaufende" Vorarlberger, mit dem er unterhandelte, zur Bedingung, ein kleines, etwa 7—8jahriges Mädchen mit in den Kauf zu nehmen. Der Bauer besah sich das Kind, es war todesblaß und zitterte vor Frost; aber in den tiefblauen Augen lag eine Anziehungskraft, welcher der Bauer nicht widerstehen konnte. Nachdem er den Seelenverkäufer derb abgekanzelt hatte, daß er so kleine, unnütze und halbgestandene Waare, die man höchstens zum

gefüttert werden anwenden könne, auf den Markt bringe, nahm er das Kind zu ſich auf ſein eigenes Fuhrwerk, um es ſo beſſer vor Kälte bewahren zu können. Allein trotz dem, daß der Bauer den Mantel ganz um das arme Mädchen herumſchlug, wollte dieſes nicht erwarmen, ſondern ſchnatterte heftig mit den Zähnen. Wäre der Hofbauer ein Mediciner ſtatt eines Hofbauern geweſen, ſo hätte er gleich gewußt, woran er ſey, ſo aber merkte er's erſt, als er zu Hauſe angekommen war, daß er ein todtkrankes Kind mitgebracht habe. Die Frau Hofbäuerin zog ein finſteres Geſicht, ließ ſich ſogar zu etwelchen Scheltworten verleiten, allein der Hofbauer legte ihr ſeine breite Hand ſanft vor den Mund, ſo daß ſie unmöglich noch ein Wort hervorbringen konnte und wäre der Mund auch zehnmal größer geweſen. Das Kind wurde in's Bett gelegt und — das hitzigſte Fieber von der Welt brach bei demſelben aus. Es iſt dieß noch die minder proſaiſch'ſte Krankheit, die ich wählen konnte, denn im hitzigen Fieber ſchwatzt man bekanntlich alle möglichen Tollheiten durcheinander. Dieß geſchah denn auch von Seiten des Kindes und der etwa 12jährige Erſtgeborne des Hofbauern hatte ſeine größte Freude an dem confuſen Zeug, das die Kranke vorbrachte. Er brachte deßhalb auch einen großen Theil des Tages an ihrem Bette zu, und die Eltern hatten Nichts dagegen, da ſie nicht daran dachten, daß dadurch Gefahr für den Knaben erwachſen könnte. Wäre ein Arzt in's Haus gekommen, ſo hätte dieſer wahrſcheinlich ſeinen Mund aufgethan, denn einem Arzte iſt nichts lieber, als wenn er eine Krankheit ſo gefährlich als möglich ſchildern kann; allein — man konnte doch die Menſchenfreundlichkeit nicht ſo weit treiben, daß man für ein gepachtetes Mädchen einen Doctor aus der Stadt herbeiholte! Doch es war auch unnöthig; die ſorg-

fältige Pflege, das warme Bett und die Natur wirkten zusammen und in wenigen Wochen genas das Kind. Doch — o weh! Nun ward der 12jährige Knabe krank. Dasselbe Fieber, welches das Mädchen verzehrt hatte, verzehrte auch ihn. Meine Leser werden gleich von Anfang an gemerkt haben, daß ich das Mädchen nur deßwegen krank werden ließ, um den Knaben krank werden lassen zu können. Ex abrupto mochte ich's nicht thun, es wäre zu sehr aufgefallen. Bei dem Mädchen aber war die Krankheit, die ich wählte, ganz natürlich, denn wenn man barfuß und auch sonst schlecht genug bedeckt von Vorarlberg bis nach Ravensburg durch Schnee und Regenwasser wandelt, so darf man froh seyn, wenn man mit einem bloßen Schnupfen davon kommt. Also der Erstgeborne war krank, gefährlich krank. Sie können sich denken, welche Sensation dieß auf dem Hofe machte! Bereits sahen sich Einige der Knechte und Mägde, als die Großwürdenträger des Reichs, nach dem Zweitgebornen um, während Andere im Sturmschritt nach der Stadt jagten, um beide dort befindliche Aerzte herbeizuschaffen. Das Erste, was diese thaten, war, daß sie die Eltern des Knaben tüchtig ausschimpften, weil diese denselben zu einer Fieberkranken gelassen hatten. Auch unterließen sie dabei nicht, darauf aufmerksam zu machen, wie nothwendig ihre Hülfe sey. Zum Zweiten erklärten sie sodann, daß kein Mensch um den Kranken seyn dürfe, der nicht selbst krank werden wolle. Natürlich erschrack Jedermann innigst sehr; das kleine Mädchen aber setzte sich ruhig an's Krankenbett; denn wie vorher der Knabe bei ihm ausgeharrt, so wollte es nun auch beim Knaben ausharren. Diese freundschaftliche Aufopferung, deren nur kindliche Herzen fähig sind, fand allgemeinen Beifall, denn die Andern wurden dadurch wenigstens vor aller näbern

Berührung mit dem Fieberkranken bewahrt, weil das Mädchen ihm die nöthigen Arzneien verabreichen konnte. Für dieses selbst war das Krankenbette des Erstgebornen eine Freistätte, eine Art Asyl, denn wenn der Bube gestorben wäre, so kann man sich denken, wie's der Urheberin seiner Krankheit ergangen wäre. Wollten doch jetzt schon einige dienstbeflissene Knechte ihren zukünftigen Herrn an dem Kinde rächen, um so ihre Ergebenheit zu beweisen! Zum guten Glück starb der Knabe nicht, obgleich seine Genesung sich sehr lange hinauszog. Ich weiß nicht, war hieran der Umstand schuld, daß überhaupt Aerzte zu seiner Beihülfe herbeigerufen wurden, oder daß der Aerzte zwei waren, die natürlich unmöglich mit sich einig werden konnten, oder auch, daß der Hofbauer viel Geld besaß und jeder Gang besonders bezahlt werden mußte: nur so viel weiß ich, daß das gute kleine Mädchen getreulich fast den ganzen Sommer an dem Krankenbette des Knaben ausharrte, daß dieser von Niemand Anderem seine Arzneien nehmen wollte und daß endlich der Hofbauer dem Kinde einen neuen Anzug machen ließ, als er seinen Erstgebornen außer Gefahr sah.

Meine Leser werden einsehen, daß durch dieses Krankenlager die beiden Kinder in sehr enge Berührung mit einander kommen mußten, und dadurch nothwendig eine Freundschaft entsprang, die mehr besagen wollte, als gewöhnliche Schulcameradschaften. Als daher der Knabe wieder ganz gesund worden war, wollte er sich von seiner Krankenpflegerin durchaus nicht trennen, und ob nun diese gleich zu kleinen Geschäften, als z. B. Holztragen u. s. w. verwendet wurde, damit sie ihr täglich Brod verriene, so wußte er es doch dahin zu bringen, daß sie einen großen Theil des Tages mit ihm spielen durfte. Man weiß aus Erfahrung, daß die meisten jugendlichen Liebschaften aus

Necken und Spielen entstehen, und ein 16jähriges Mädchen, das nach einem Jüngling von 20 Jahren mit einem Tuche oder sonst etwas wirft, dann aber sich schnell auf die Flucht begiebt, macht damit die eclatanteste Liebeserklärung vor der Welt, denn sie will von dem Geworfenen verfolgt und — geküßt seyn. So weit kam es natürlich jetzt schon bei unserm Erstgebornen und dem gepachteten Mädchen noch nicht; allein sie waren so viel beisammen und suchten sich stets so auffallend auf, daß die Küchenmagd, welche es mit dem Oberknecht hielt, diesem manchmal lächelnd einen verstohlenen Blick zuwarf, wenn der Erstgeborne wieder mit dem Mädchen spielte. Auch hieß man die beiden Kinder nur die Unzertrennlichen und das Mädchen genoß fast mehr Achtung und Liebe von Seiten der Untergebenen des Hofbauern, als seine nachgebornen Kinder.

So weit waren wir. Wir konnten nun den Hofbauer eine großartige Handlung der Menschenfreundlichkeit begehen lassen, so daß er etwa das verlassene Kind ganz zu sich nähme oder gar adoptirte. Das Mädchen ließen wir sodann sich in aller Schönheit und Fülle entwickeln, der Liebe des Erbhofgutsherrn immer würdiger werden und dann am Ende gäben wir es ihm zur treuliebenden Gattin u. s. w. Meine Leser haben vielleicht etwas der Art erwartet, allein so weit sind wir noch nicht. Der Wahrheit gemäß müssen wir vielmehr bezeugen, daß zwar der Hofherr dem Mädchen gar Nichts abgehen, ja sogar viel mehr zugehen ließ, als andern Kindern, die in ähnlichem Verhältniß zu ihm standen, allein das war auch Alles. Denn ob er gleich seinen Spaß mit dem Kinde hatte und sich freute, daß dasselbe so schnell aufblühte und seinem braven Erstgebornen die Zeit vertreiben half, so — blieb das Mädchen deßwegen doch ein gepachtetes Vorarlberger Kind und

als der Herbſt herbeikam, muſte es mit den Uebrigen wandern. Ich will meinen Leſern die Thränen erſparen und ſage daher vom Abſchied gar Nichts. Nur das kann ich nicht verhehlen, daß der Erſtgeborne ſeine Mutter ſo lange bat, bis ſie dem Mädchen ein Schauſtück um den Hals hängte, zum ewigen Angedenken an ihren Aufenthalt auf dem Hofe.

Nunmehr können wir uns Zeit laſſen, denn bis wir unſere Geſchichte wieder beginnen, müſſen acht Jahre vorüber ſeyn. Ein gewandter Schriftſteller, abſonderlich ein nach Bogen bezahlter, würde ſich dieſen Intervall zu Nutzen machen und allerhand Reflexionen über die Zeit, die Trennung, die Sehnſucht, die Widernatürlichkeit des Schickſals, das Herzen trennt, die für einander geſchaffen ſcheinen, die Hoffnung des Wiederſehens und dergleichen mehr hieher placiren; allein, erſchrecken Sie nicht, mein Fräulein, wir ſind ein eben ſo abgeſagter Feind von aller Reflexion und Ueberlegung, daß wir im Stande ſind, zu beweiſen, ein Paar Dutzend unüberlegter Streiche mehr gemacht zu haben, als andere Leute unſeres Alters. Nur ſo viel können wir nicht verſchweigen, daß der Erſtgeborne, welchem wir endlich einen Namen geben wollen, da er ſchon ſeit ſeiner Taufe einen führte, nämlich den: Martin, recht oft noch an ſeine Gefährtin dachte; allein ſo ſtark auch das Gedächtniß oft iſt, abſonderlich bei einem Genie und bei Menſchen, die wenig Judicium haben, ſo waren doch die einzelnen Züge in ſeiner Erinnerung verſchwommen und das hübſche Kind erſchien ihm mehr als ein Traumgeſicht, denn als eine wirkliche Perſon mit Redensarten im Munde. Ob das Mädchen an den Martin dachte, iſt uns unmöglich, mit Gewißheit zu behaupten, denn wir wiſſen gar nichts von ihr, ihm hätten wir eigentlich ſagen ſollen, während dieſer

acht Jahre. Wahrscheinlich hatte sie alle Jahre die gewöhnliche Wanderung der Jungen und Mädchen Vorarlbergs mitgemacht, aber der Zufall oder die Fügung des Himmels — der Leser kann wählen — hatte es gewollt, daß sie immer in andere Gegenden verschlagen, von andern Bauern gemiethet wurde. Wir nehmen dieses an, weil das Kind, des Nachfolgenden halber, unmöglich gestorben seyn konnte, was wir ohnedieß nicht zugeben wurden, weil wir sonst eine andere Heldin aufzutreiben genöthigt wären, und Heldinnen sind seit den Zeiten der Amazonen und der Fouqué'schen Romane selten.

Wir nehmen uns nun die Freiheit, unsern Leser in aller Geschwindigkeit auf den Marktplatz von Ravensburg zu versetzen. Wie's dort aussieht, kann er aus dem Einleitungscapitel entnehmen, denn es ist im Monat März und an einem Fruchtmarkttage. Die einzigen Personen, die wir kennen, sind der Hofbauer und sein Martin, denn des Knechts, der den vierspännigen Fruchtwagen hereingeführt, Bekanntschaft haben wir noch nicht gemacht. Wir können übrigens sogleich bemerken, daß es ein gutmüthiger, nicht allzugescheidter, aber auch nicht allzudummer Mensch war, ein Mensch, der des Sonntags sein Bier trank und seine Pfeife rauchte, mit seinen Cameraden jobelte und sich prügelte, Werktags mit seinen Rossen um die Wette arbeitete u. s. w., d. h. ein Mensch, wie es im Oberland und andern Orts Tausende giebt. Der Hofbauer war sehr vergnügt, denn die Fruchtpreise waren in Etwas gestiegen. So hatte er sich denn bereits in einem nahen Wirthshaus einen guten Trunk geben lassen und schritt nun mit seinem Martin dem Orte zu, wo die „Jungen und Mädchen" aus Vorarlberg, Tyrol und der Schweiz aufgestellt waren. Schnell wurden einige „Einkäufe" gemacht und schon wollten sich

Vater und Sohn fortbegeben, als der Letztere plötzlich wie festgebannt stillstand.

„Vater!“ rief er, „das ist ja der Mutter ihr Schaustück!“

Der Vater meinte, seinen Erstgebornen hätte die Tarantel gestochen, als er ihn mit stierem Blicke ein Mädchen anschauen sah, das unter den zu Pachtenden stund.

„Bua,“ sagte der verwunderte Vater, „du schaust so wie 'na gestochener Bock!“

Der Sohn ließ sich aber nicht abwendig machen, und trat sogar noch um einige Schritte näher, um den Gegenstand seiner Blicke noch besser in's Auge fassen zu können.

Daß wir hier einen oder vielmehr eine alte Bekannte treffen, wird der Leser längst gemerkt haben. Allein auch wir hatten Schwierigkeit, das Mädchen wieder zu erkennen, denn aus dem blassen 8jährigen Kinde war eine 16jährige Jungfrau geworden, die einem der älteren Madonnabilder nicht unähnlich sah. Katholisch-fromm-sinnliche Augen, einen matten Teint, schwarze üppige Haare — was wollte man weiter? Woran sie der junge Martin wieder erkannte, haben wir schon angedeutet, nämlich an dem geänderten Ducaten, den die Hofbäuerin ihr einst als Schaustück um den Nacken gehängt hatte. Frauenzimmer sollten immer ein solches Schaustück an sich tragen, damit man sich wieder erkennt, wenn man etwa ein Paar Dutzend Jahre von einander war. Denn Schaustücke verändern sich nie, höchstens bekommen sie mit der Länge der Zeit etwas rothe Backen, nämlich die Silberschaustücke, was einen Beweis von anhaltender Gesundheit giebt.

Die gute Agathe, denn so heißt unsere wiedergefundene Freundin, war eigentlich schon halb und halb verpachtet; allein da unser Hofbauer vermöge seiner Rechtschaffenheit,

d. h. seines Reichthums, ein ziemliches Ansehen in der Gegend hatte, so war es ihm leicht, jeden Andern vom Pacht zurückzudrängen, und somit war das Mädchen abermals auf 8 Monate gewonnen. Ich will die Freude des jungen Bauernsohns nicht beschreiben, denn sie war etwas baurisch und meine Leserinnen könnten derlei Ausbrüche nicht ertragen, sind auch wahrscheinlich nicht gewohnt, daß man eine excentrische Freude an ihnen habe; allein so viel muß ich doch bemerken, daß die Freude des Mädchens nicht geringer war. Sie ward deßwegen, — unsre feinen Damen thun's aus Schicklichkeitsgefühl, unsre Heldin, weil sie nicht anders konnte — bald roth, bald blaß und kam in immer ärgere Verlegenheit, je mehr sie den alten Spielkameraden betrachtete.

Ist meinen Lesern noch nie etwas ähnliches begegnet? Ich kann mich noch aus meiner Jugendzeit erinnern, daß ich als Bursche von 15 Jahren viel in ein Haus kam, in dem unter andern Leuten auch ein kleines Mädchen existirte, mit dem ich mir oft den Spaß machte, es auf den Arm zu nehmen, zu fangen, zu küssen und was dergleichen Kindereien mehr sind. Ich war in diesem Hause sehr gut bekannt, auch noch mit andern Leuten, als dem Kinde. Nachher aber schlugen mich die Verhältnisse weit weg, in fremde Gegenden. Es mochten vielleicht 10 oder noch mehr Jahre seyn, da kam ich durch Zufall in die alte Heimath. „Du mußt dir doch die kleine Anna wieder besehen," sagte ich zu mir selbst. Wohl dachte ich, daß das Kind gewachsen seyn müsse während der Zeit meiner Abwesenheit, aber wer schätzt die Vergangenheit in ihrer ganzen Extension? Daß ich 10 Jahre weggewesen war, daran dachte ich nicht, denn die 10 Jahre schienen mir nur wie ein Traum. Ich suchte das wohlbekannte Haus auf; ohne eines Führers zu

berufen, fand ich Eingang; auf der Flur begegnete mir ein unbekanntes Fräulein, dem ich ein steifes Compliment machte. „Diese Cousine, oder wer sie seyn mag, habe ich früher auch nicht gesehen," sagte ich zu mir selbst. Ich klopfe an, — die alten Möbel noch, auch die alte Hausfrau noch, und nicht einmal viel älter geworden. Frauen von einer gewissen Gesichtsbildung conserviren sich bis ins 40ste Jahr sehr gut, nur darf diese Gesichtsbildung nicht piquant, sondern sie muß gewöhnlich, d. h. gleichgültig seyn. — Man erkennt mich nicht auf den Augenblick, ich muß sogar meinen Namen nennen, aber nun ist man um so freundlicher. Jetzt ist der erste Begrüßungsrausch verflogen, und kältere Fragen machen sich los. — „Haben Sie Anna schon gesehen," fragt man mich. — „Nein," erwiedere ich. — Nun wird die Anna gerufen und wer erscheint? Eine hochgewachsene, schöne Jungfrau, die Cousine von der Hausflur her. „Das wäre Anna?" rief ich laut. „Dieses blühende schöne Fräulein wäre mein Annchen, das ich so oft auf den Armen herumgetragen habe?" — Es passirte mir schon damals selten mehr, daß ich in Verlegenheit kam, allein angenehm war es mir doch, daß die Mutter, die sehr viel Erfahrung hatte und wohl wußte, in welchen Augenblicken man zwei Menschen allein lassen müsse, den kritischen Zeitpunkt errathen und sich stille zurückgezogen hatte. So ward es mir leichter, mich mit dem Mädchen zu verständigen. Nach einer Viertelstunde schon waren wir im besten Zuge begriffen, uns Jugenderinnerungen in's Gedächtniß zurückzurufen. Nur Eines genirte uns in den ersten Tagen; es passirte nämlich hie und da dem Einen oder dem Andern, ihr aus Unvorsichtigkeit und mir aus Absicht, das alte Wörtlein „Du," das früher, vor einem Decennium, unter uns gebräuchlich gewesen, wieder hervorzusuchen.

Vor der Mutter paſſirte mir's freilich nie, um ſo öfter aber, wenn wir allein waren; ihr aber paſſirte es manchmal auch vor der Mutter und dann ward ſie allemal blutroth, denn die Mutter, die wohl wußte, wohin das „Du" manchmal führt, war ſtreng in dieſem Punkte. Die Mutter hatte auch ganz recht, denn da die ſchöne Anna einmal gerne „Du" ſagte, ſo hielt ich es für's gerathenſte, das „Sie" wenigſtens unter vier Augen ganz abzuſchaffen, und ſo fieng ich denn eine Liebſchaft an, zwar nicht meine erſte, aber doch ihre erſte. Die Geſchichte dieſer Liebſchaft will ich dem Leſer ein anderes Mal erzählen; vor der Hand habe ich obige Geſchichte nur deßwegen hieher geſetzt, damit der geneigte Leſer merke, wie aus einer Kinderbekanntſchaft ſpäterhin, wenn man ſich nach 8 oder 10 Jahren wieder ſieht, erſtens manche Verlegenheit und zweitens eine Liebſchaft wenigſtens entſpringen kann.

Um kurz zu ſeyn, ſage ich, daß dieſe beiden Möglichkeiten auch bei dem Martin und ſeiner Agathe zu zwei Wirklichkeiten wurden.

Agathe ward zwar im Hauſe des Hofbauern nur als Magd behandelt, allein man kann ſich auch in eine Magd verlieben, wie viele Beiſpiele aus den Taufregiſtern beweiſen. Dieſe Liebe iſt ſogar viel intenſiver, als jene Andere, denn ſie macht ſich von ſelbſt und in aller Geſchwindigkeit. Bei einer Liebſchaft unter Standesgleichen braucht man immer einige Wochen oder gar Monate. Zuerſt ſieht man ſich; dann gefällt man ſich; dann ſagt man ſich, daß man ſich gefällt; dann ſagt man's ſich noch ein Paar Mal; dann macht man kleine Anſpielungen auf's Heirathen; dann verſteht man dieſe Anſpielungen mit Erröthen, dann wagt man ein Liebesgeſtändniß, das zweimal abgewieſen wird; dann nimmt man's zum dritten Male an; dann

bekommt man Erlaubniß, um die Geliebte zu werben; dann ſtellen die Eltern Erkundigungen an; dann erfolgt die Eröffnung des „Ja;" dann wird eine beſtimmte Zeit für die Brautſchaft anberaumt und endlich, wenn die Ausſteuer fertig, heirathet man ſich. Eine ſolche Liebesbewerbung iſt offenbar ſehr langweilig; Martin umgieng ſie daher völlig. Er ſagte „Du" zu ihr: ſie ſagte „Du" zu ihm, denn das „Sie" iſt auf dem Lande nicht gebräuchlich und das „Ihr" wird nur gegen ältere Perſonen angewandt. Von Liebeserklärung, von Eheanträgen war keine Rede, aber die beiden Leutchen küßten ſich, wenn ſie wollten, d. h. wenn ſie ſich allein ſahen. Sie dachten nicht über ihre Liebe nach, weder über den Anfang, noch das Ende, aber ſie liebten ſich und damit bollab.

So weit wären wir nun. Manche unſerer Leſerinnen wird vielleicht wünſchen, daß jetzt alsbald Hochzeit gemacht werde, denn weß das Herz voll iſt, deß gehet der Mund über; allein wir können weder ihr, noch der armen Agathe ſo ſchnell zu einem Manne verhelfen. Bedenken Sie doch, Martin war der Sohn, d. h. der erſtgeborne Sohn eines reichen Hofinhabers, was immer beſſer und honoratiorenmäßiger klingt, als Hofbauern, und Agathe war Nichts als eine geachtete Dienerin. Hofbauern haben ſo gut ihren Stolz als Commerzienräthe und über den Commerzienrathsſtolz geht bekanntlich gar Nichts, als das Geld, nämlich das des Commerzienrathes. Der Hofbauer hielt eine Liebſchaft ſeines Erſtgebornen mit einer „Geachteten" gar nicht für möglich, die Hofbauerin hielt wohl eine Liebſchaft für möglich, aber keine Heirath; und ſo ließ man denn die Sachen gehen, wie ſie giengen. Die Knechte und Mägde murmelten zwar Manches und dachten noch mehr, beſonders die Mägde, obgleich ſonſt das Denken nicht ge-

rade Sache der Magde ist; allein mochten sie sich auch das Schlimmste in die Ohren raunen, unser Liebespaar hörte es nicht, und die Leserin, die's hört, weil ich's ihr sage, wird schon wissen, warum die Magde Schlimmes dachten. Frauenzimmer ziehen immer über die am ärgsten los, an deren Stelle sie selbst gerne wären. Unsere Liebenden hätten also ganz ruhig können fortlieben, wenn nur Eine Person nicht gewesen wäre. Bei jeder ordentlichen Liebschaft, d. h. in jedem ordentlichen Roman, ja sogar in Romanen, an denen nichts Ordentliches ist, muß eine Person vorkommen, die störend in's Ganze tritt. Diese Person, welche gewissermaßen das Schicksal repräsentirt, muß die Liebschaft gegen ihren Willen zum Ziele führen, sey's nun zum guten oder zum schlimmen. Weichherzigen Leserinnen versichern wir zum Voraus, daß der Ausgang erwünscht seyn wird; sie brauchen also weder Thränen zu vergießen, noch in Ohnmacht zu fallen, wenn sich auch das Schrecklichste ereignet; denn wir, d. h. ich, der Verfasser — Schriftsteller, besonders Zeitungsredacteure haben wie regierende Häupter das Vorrecht, von sich immer in der Mehrzahl zu sprechen — huldigen dem moralischen Grundsatze, am Ende immer die Tugend und Unschuld, was sehr oft zweierlei, bei Frauenzimmern aber meistens einerlei ist, triumphiren zu lassen.

Die Schicksalsperson, von der wir sprechen, war Niemand anders, als eine Bauerntochter. Vornehme Leser mögen es uns nicht verargen, daß wir ihnen lauter unclassische Personen vorführen, allein erstens sind Bauerntochter auch Menschen, ob ihnen gleich oft nicht so viel Menschliches passirt, als vornehmen Fräuleins, die viel Romane lesen und bei Nacht von Rittern träumen, und zweitens konnten wir doch keine Gräfin sich in den Martin

verlieben laſſen. Das wäre ja eine reine Mesalliance der Herzen geweſen. Die Schickſalsperſon war aber in der That in unſern Martin verliebt, d. h. ſie wollte ihn heirathen. Für dieſe ehrlichen Abſichten ſind wir unſerer Schickſalsperſon ſehr verbunden, denn wir kennen auch Leute, die verliebt ſind, aber nicht heirathen wollen, ſo wie es auch Andere giebt, die heirathen wollen, aber nicht verliebt ſind.

Betrachten wir einmal unſere Schickſalsperſon näher. Sie hat rothe Haare, nicht jene goldfarbenen, welche man mit dem Ausdruck „unverſchämt blond" bezeichnet, und welche bei den alten Deutſchen einheimiſch, eben deßwegen aber auch bei den Römerinnen, die an allem Kräftigen eine Freude hatten, ſehr beliebt und Mode waren; ſondern jene fuchsrothen, wo man immer verſucht iſt, zu fragen: was koſtet der Balg; Haare, die alle Augenblicke in Brand aufzugehen drohten; Haare, die einem Jeglichen, der ſich mit denſelben befaßt, den Namen eines „Gezeichneten" erwerben werden. Mit ſolchen Haaren iſt gewöhnlich eine ſehr weiße Haut und ein ſehr ſchwarzes Herz verbunden. Beide beſaß unſere Bauerntochter und Schickſalsperſon, dazu noch eine Maſſe Sommerflecken, im Schwabenlande Roßmucken genannt, eine kurze aufgeſtülpte Naſe, die ſie bei ſchlechtem Wetter immer verſtecken mußte, damit es nicht hineinregnete, aufgeworfene Lippen, mit etwelchen haarbewachſenen Warzen beſetzt, tiefliegende Augen, die nicht minder ſcheel ſahen, als die des bibliſchen Sohnes, und der Farbe nach einer Katze geſtohlen zu ſeyn ſchienen, endlich buſchige, rothe Augenbraunen, aber einen ſehr üppigen Körper. Dieſe letztere Eigenſchaft, keine der ſchlimmſten an einem weiblichen Menſchen, hat der Teufel den Rothhaarigen — denn dieſe geben offenbar aus der Hölle

hervor* — offenbar nur gegeben, damit ie „uns damit locken und verführen" und wie es weiter heißt. Der geneigte Leser wird zugeben, daß wir eine hübsche Schicksalsperson ausgewählt haben. Allein nur immer der Wahrheit getreu, iſt unſer Sprichwort und wir konnten einige ganz ähnliche Originale ſtellen.

Unſere rothhaarige Schickſalsperſon war reich; denn ihr Vater war nicht minder ein Bauer und Hofgutsbeſitzer, als der Vater unſeres Helden. Dieſer Reichthum war ihr Unglück. Wäre ſie arm geweſen, ſo hätte es nur eines Spiegels bedurft, um ſie von jeglichem Gedanken an Held Martin zu befreien, obgleich die Frauenzimmer ſelten durch den Spiegel von einem Gedanken befreit werden. Allein ſie war reich und ſah durch die Brille des Hochmuths. Ich möchte einen Menſchen kennen, der nicht liebenswürdig würde, ſobald er Geld hat! Wird man ja doch ſogar rechtſchaffen dadurch! Wenigſtens ſagen die ſchwäbiſchen Bauern von jeglichem Manne, der Aecker und Wieſen und keine Schulden hat, „es iſt ein rechtſchaffener Mann." Frauenzimmer, die Geld haben, werden nicht blos liebenswürdig, ſondern heirathswürdig, welches letztere Wort bei allen Mädchen weit erfreulicher klingt, als das erſtere. Man darf es daher auch keinem Mädchen, das reich iſt, übel nehmen, wenn es ſich für ein Ideal von Schönheit hält. Wie könnte an ihm etwas Häßliches ſeyn, da man ihm nur Schönes ſagt! Für häßlich hält ſich ohnehin kein Weib,

* Anmerkung. Einmalige rothhaarige Leſer bitten wir, durchaus keinen Anſtoß an dem hier Geſagten zu nehmen, denn ie machen erſtens zum Voraus eine Ausnahme und zweitens könnte man die Sache auch umgekehrt machen und ſagen: die Rothhaarigen ſeien allerdings aus der Hölle hervor, aber von allen Schlacken gereinigt, während die Blonden und Schwarzen erſt gereinigt werden müßten.

ſo wenig, als ein Mann für dumm, eine Gegenüberſtellung, die zwar nicht ganz paßt, denn das Einſehen, daß man dumm iſt, iſt der Anfang des Verſtandes, das Einſehen, daß man häßlich iſt, iſt aber nicht der Anfang der Schönheit, wenigſtens nicht der körperlichen, ſonſt würden ſich alle häßlichen Frauenzimmer auf dieſe Einſicht legen, um dadurch eine Ausſicht zu bekommen, nämlich auf einen Mann.

Unſere rothhaarige Schönheit alſo ſah nach dem Helden Martin, als nach ihrem künftigen Ehegefponſen. Sie hatte um ſo eher das Recht dazu, als die Sache unter den beiderſeitigen Eltern gewiſſermaßen ſchon abgemacht war. „Wer viel hat, dem wird viel gegeben,“ ſteht, ſo viel ich weiß, in der heiligen Schrift; das deuten viele Leute ſo: „Wer Geld hat, muß wieder nach Geld heirathen.“ Dieſer Grundſatz gilt nicht blos bei Kaufleuten, Juden u. ſ. w., ſondern auch bei Bauern, bei dieſen ſogar ſo ſehr, daß jegliche Ehe nur nach dem Quantum Aecker und Wieſen, das die beiden Theile mitbringen, ausgerechnet wird. Wehe einem Burſchen, der ein Mädchen liebt, das zufälligerweiſe ein Paar Morgen weniger Ausſteuer bekommt, als er! Zur Frau bekommt er ſie ohnedies nicht und er darf froh ſeyn, wenn man ihn nicht für förmlich verrückt hält, weil er an eine ſolche Mésalliance gedacht. Die Heirath eines ſchmucken Burſchen mit einem Muſter von Häßlichkeit wird aber als keine Mésalliance betrachtet, und doch ſollte man ſolche Ehen von Polizeiwegen verbieten, damit keine ſchlechte Race entſtehe. Ganz Häßliche ſollten nur unter ſich heirathen dürfen, damit das Häßliche auch einmal als eine poſitive Thatſache feſtgepflanzt würde. So lange das nicht geſchieht, ſo lange hält man die Häßlichkeit nur für das Nicht — ſchöne. Die Polizei würde alſo durch ihr

Heirathsgebote -- nach meinem Vorſchlag — zugleich eine philoſophiſche Frage löſen.

Doch zu der Zeit, von der wir ſprechen, dachte die Polizei noch nicht an die Philoſophie, ſo wenig, als die Philoſophen an die Polizei, was in neueſter Zeit manchmal nöthig iſt, beſonders wenn von gewiſſen Seiten aus die Polizeimacht und die Zuchthausgerichte gegen gewiſſe philoſophiſche Anſichten zu Hülfe gerufen werden. Unſere rothhaarige Schönheit konnte alſo von keinem Polizeicommiſſär dafür geſtraft oder abgeſtraft werden, daß ſie den ſchmucken Martin heirathen wollte. Dieſer ſelbſt ſchien noch vor wenigen Wochen nichts dagegen zu haben, denn er dachte in ſeiner Unſchuld: Weib iſt Weib und Geld iſt Geld. Viele Leute heirathen, weil es einmal ſo Brauch iſt. Sie nehmen ſich nicht die Mühe, vorher darüber nachzudenken, damit ſie dieß nachher um ſo öfter thun können, wozu es ſelten an Stoff mangelt. Hätte man die arme Agathe nicht in's Haus bekommen, ſo wäre der Handel mit der Rothhaarigen wahrſcheinlich richtig geworden und eben ſo wahrſcheinlich hätte ſich Martin ſein Lebenlang weder beſonders glücklich, noch beſonders unglücklich gefühlt, ſondern wäre ſtumpfſinnig und gleichgültig von einem Tag zum andern übergegangen.

Frauenzimmer ſind ſcharfſichtig, auch ohne rothe Haare zu haben. Rothhaarige aber trauen ohnehin Niemand, weil ihnen ſelbſt nicht zu trauen iſt. Unſere Scheelſehende merkte alſo ſogleich, wo die Sache hinaus wollte, und eben ſo ſchnell war ſie mit ihrem Plane fertig.

Meine ſchöne Leſerin glaubt nun vielleicht, ſie, nämlich die Rothhaarige, werde als eine Furie der Eiferſucht auf Agathe losgeſtürzt ſeyn und ihr die Augen ausgekratzt haben? Gott behüte! Gott hat die Schlangen nicht umſonſt

erſchaffen. Ob deßwegen, damit manches Weib ſich dieſelben oder wenigſtens eine derſelben, nämlich die giftigſte, zum Muſter und Vorbild nehme, weiß ich nicht; aber ſo viel weiß ich, daß manches Weib dieß thut. Auch unſere Rothhaarige war eine Schlangennaturliebhaberin. Sie wand, beg und ſchlängelte ſich daher auf allerlei Weiſe. Der armen Agathe zeigte ſie nur die ſchimmernde Seite, ein glattes freundliches Geſicht, das ein gewiſſes Lächeln um den Mund ſtereotyp hatte. Wenn ich ein ſolches Lächeln ſehe, ſo weiß ich ſchon, was für Redensarten aus dem Munde kommen, aber ich denke auch gleich, der Menſch hat was im Schilde und meint's nicht ehrlich. Arme Agathe, daß du nicht auch ſo dächteſt! — Dieſe aber traute, denn ſie war ſelbſt treu, wie Gold. Wie hätte ſie wähnen können in ihrem unſchuldigen Herzen, es gebe Menſchen, die auf dieſer Seite glatt und ſchlüpfrig, auf der andern aber biſſig und rauh ausſehen könnten! Einen, der auf dem rechten Backen lacht und auf dem linken weint, habe ich noch nicht geſehen, aber Menſchen, in's Geſicht freundlich, hinterrücks bösartig, habe ich ſchon überflüſſig genug geſehen. Solcherlei Menſchen ſind faſt mehr als polizeiwidrig. Sie ſollten förmlich ab- oder auch aus der Welt geſchafft werden, und auf das „Wie" käme es mir dabei nicht an. Ein Paar Lumpen mehr oder weniger, was ſchadet's? — Die arme Agathe wußte nicht, woher es kam, daß nach und nach alle andern dienſtbaren Geiſter des Hofbauern ſie mit ſcheelen Blicken anſahen, ihr aus dem Wege giengen oder die Augen wegwandten, wenn ſie ihr begegneten, um dann hinter ihrem Rücken eine Lache aufzuſchlagen. Sie wußte nicht, woher es kam, daß die Hofbäuerin ſeit einiger Zeit immer murriſch war, warum ſie derſelben weder in Küche noch Stall etwas recht machen konnte, warum ſie

so oft von derselben gescholten, ja sogar mehr als gescholten wurde, wenn ihr das Unglück passirte, in Gedanken bei ihrem Geliebten zu seyn und einen Milchhafen fallen zu lassen. Sie wußte nicht, daß der alte Hofbauer einmal mit seinem Erstgebornen eine ernsthafte Unterredung hatte, worin er ihm rundweg erklärte, „heirathen könne er das Mädchen nicht, und den schlechten werde er hoffentlich an demselben auch nicht machen wollen." Sie wußte das Alles nicht, so wenig, als warum die rothhaarige Schönheit so zuckersüß-freundlich mit ihr thue; aber sie fühlte das Drückende ihrer Lage und oftmals sah eine sternhelle Nacht ihre Thränen fließen. Ein Mann hätte sich in einer solchen Lage leicht geholfen; denn Männer greifen immer durch. Er hätte die Fesseln zerbrochen, sich geschüttelt, daß der Staub von den Füßen und die Sorgen von der Stirne gefallen wären, und — auf und davon, ein fröhliches Liedchen gepfiffen, in die weite Welt hinein, die einem muthigen Herzen von mehr als vier Seiten offen steht. Ein Mann, der sich in Fesseln beugt, um darin zu verkümmern, ist kein Mann; ein Weib aber, das den Wahlspruch hätte: „muß gehen oder brechen," wäre kein Weib; denn ein Weib muß sich schmiegen und ducken; also verlangt es das Gesetz der Natur. Agathe war ein Naturkind und schmiegte sich in's Unvermeidliche, wie sie meinte. Ihr einziger Trost war Martin und wenn sie eine Stunde mit ihm zubringen konnte, so war sie wieder auf viele Tage getröstet und stark genug, alle Widerwärtigkeiten zu tragen. Freilich wurden diese Stunden auch immer seltener, denn der arme Martin mußte sich vor den allumherspähenden Blicken der andern Dirnen, die alle von der Rothhaarigen besoldet zu seyn schienen, in Acht nehmen, um nicht durch abermalige Aufhetzereien es ganz mit dieser zu verderben. Wenn nun

die arme Agathe ſo ganz allein war mit ihren Gedanken — mit den Händen konnte ſie deßwegen ihre gewöhnliche Arbeit doch verrichten — ſo wollte ihr oft das Herz ſchier brechen, und als ſie durch Zufall einſt gar davon flüſtern hörte, daß man ſie nicht für unverdächtig halte, an den Diebſtählen Theil genommen zu haben, die in ſelbiger Zeit gerade häufig in der Gegend vorzukommen pflegten, da glaubte ſie, in der Verzweiflung ſich in's Waſſer ſtürzen zu müſſen. Allein außerdem, daß kein's in der Nähe war, wußte ſie Martin zu tröſten, indem ja allbekannt war, daß jene Diebſtähle von einer Bande böſer Burſche begangen wurden, deren es damals ſo viele gab, als jetzt, nur mit dem Unterſchied, daß die Polizei weniger wachſam war, als jetzt, wo auf 20 Bürger immer auch ein Sicherheitswächter kommt.

So ſtanden die Verhältniſſe bis in den Sommer hinein. Bereits waren die Früchte zum Theil eingeheimſt, aber — Martini war noch weit entfernt. Agathe wußte nicht, ſollte ſie ſich auf dieſes Martini freuen oder Angſt davor haben. Martini gab ihr die Freiheit wieder, aber wo war je ein verliebtes Weib, das auch die drückendſten Feſſeln nicht gerne getragen hätte, um ihrer Liebe willen.

Ganz anders dachte die Rothhaarige. „Sie muß fort, und mit Schimpf und Schande fort, ſonſt wird er nie der Meinige.“ Alſo ſprach es im einſamſten Winkel ihres Herzens, dort, wo ſonſt die Gebete hervorzugehen pflegen. Aber es giebt Menſchen, bei denen zehn ſchlimme Gedanken ein Nachtgebet vertreten. Wo böſer Wille iſt, da hat auch der Teufel ſein Spiel und er weiß den Zufall dem böſen Willen alſo in die Hände zu ſpielen, daß dieſer immer eine ſchlechte That daraus machen kann. Die Wahrheit dieſes Satzes werden wir zugleich einſehen.

Es war in einer schönen Augustnacht. Agathe war noch wach, denn sie dachte an ihren Martin. Er hatte ihr versprochen, heute Abend noch nach Hause zu kommen und war von seiner Fahrt in die Stadt noch noch nicht zurück! Sie stand vom schlechten Bette auf, um durch den Dachladen nach dem Himmel und seinen Sternen zu schauen. „Heute kommt er nicht mehr!“ murmelte sie leise vor sich hin. „Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren ist!“ Plötzlich glaubte sie im Garten Geräusch zu hören. Es war, wie wenn Jemand gehustet hätte. „Vielleicht ist er's!“ dachte sie. „Kann er nicht zu Fuß gekommen seyn? Er hat vielleicht den Knecht nachfahren lassen! Es hustet wieder. Gewiß er ist's, er will mich sprechen!“ Also folgerte Agathe Schluß auf Schluß, und ehe ein Paar Minuten verstrichen waren, hatte sie bereits ein Röcklein übergeworfen und schlüpfte leise zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter und in den Garten. Aber hier war Niemand. Kein Gegenhusten ließ sich mehr hören, ob sie gleich das Zeichen gab. Plötzlich aber gab der Hofhund Laut. Er bellte anhaltend und heftig. „Was mag's geben?“ dachte das Mädchen; denn daß der Hund ihretwegen nicht laut gebe, das wußte sie wohl; er kannte sie ja!

Zufälligerweise konnte der Hofbauer in selbiger Nacht auch nicht gut schlafen. Es gieng ihm schon längere Zeit so, denn da alle seine Schulden abbezahlt waren, so arbeitete er wenig und trank und aß um so mehr, so daß sein Magen oft rebellisch wurde. Wie er sich nun so unruhig im Bette herumwälzte, hörte er den Hund bellen. Er sprang aus dem Bett und an's Fenster. Daß der Hund einen besondern Anlaß haben müßte und daß er nur wegen fremden Besuchs Laut gäbe, das wußte er so gut, als Agathe,

denn wenn man auf dem Lande lebt, so lernt man die Natur des Hausviehes spielend kennen.

„Holla, Karteuche," rief der Hofbauer; „allons, faß an!"

Agathe hatte Todesangst, der Hund möchte sie entdecken. Allein der Hund kannte seine Pflichten besser, als daß er ein unschuldiges verliebtes Mädchen in Verlegenheit gebracht hätte, und sprang immer um die Scheune herum. Hier war gerade Streh aufgehäuft. Plötzlich glaubte der Hofbauer, etwas in dem Streh knistern zu hören, und wie ein Blitz fuhr Feuer aus dem Streh auf. Der Hund bellte wie wüthend.

„Feuer! Feuerjo!" rief der Hofbauer, und sprang, wie er war, in den Hof hinab. Die Hofbäuerin erwachte ob dem Lärm, sah die Flamme und wäre fast in Ohnmacht gefallen, wenn der Gedanke an die Möglichkeit des Verlustes all' ihrer Habe ihr Zeit dazu gelassen hätte. Weiber fallen nur zur rechten Zeit in Ohnmacht, nämlich dann, wenn's keinen Schaden, aber Nutzen bringen kann. Sie ergriff daher eine Schelle und brachte in einem Nu das ganze Haus in Allarm. Knechte und Mägde rannten durch einander. Der Schopfbrunnen wurde auf das kräftigste in Anspruch genommen. Zum Glück lag der Haufen Streh vor der geschlossenen Scheunenthüre und somit ward man des Feuers Meister, ehe noch die Thüre durchgebrannt und die Scheune mit ihrem reichen Inhalt in Brand gerathen war. Kam es so weit, so war der ganze Hof unrettbar ein Raub der Flammen, so aber hatte der Hofbauer außer dem Schrecken nur einen geringen Schaden. In einer halben Stunde war alles vorbei, und nun erst hatte man Gelegenheit, sich selbst zu betrachten. In der Angst nämlich waren Einige zu den benachbarten Hofbauern um

Hülfe gesprungen und so waren auch diese mit ihrem Gesinde in's Feld gerückt; natürlich nicht im tüchtigsten Aufzuge, denn es galt Schnelligkeit und keinen sonntäglichen Anzug, der nur Brandflecken bekommen hätte. Ein Maler hätte hier eine schöne Gelegenheit zu Skizzen gehabt, denn Männer und Weiber waren nur halbgekleidet und zum Theil von der Arbeit des Löschens im Schweiß gebadet.

Wer hat das Feuer angezündet? war nun die Frage. Von selbst konnte das Feuer nicht angegangen seyn, aber — eine sonstige Ursache anzugeben war Niemand im Stande. Da flüsterte eine Magd der Rothhaarigen leise zu; denn die Rothhaarige war natürlich auch beigesprungen mit ihrem Vater und seinen Leuten, und plötzlich trat diese aus dem Haufen der Verzagten hervor und verkündete mit lauter Stimme, daß Agathe die Brandstifterin sey.

Eine solche schwere Anklage brachte natürlich Stille in die ganze Gesellschaft und der Hofbauer sah bald die Rothhaarige, bald Agathen an. Allein jene ließ sich nicht irre machen.

„Vor einer halben Stunde," erklärte sie, „ist Agathe leise aufgestanden, hat sich die Treppe heruntergeschlichen und gleich darauf hat's gebrannt. Marie hat Alles gesehen."

Der Hofbauer vertrat natürlich die Stelle eines obersten Richters. Er rief Marie, eine seiner Dienstmägde vor, und dieselbe bestätigte Alles. Hatte sie doch in der That gehört, wie Agathe sich aus ihrer Kammer entfernte, und das war genug!

Agathe ward nun vor das peinliche Gericht gezogen; aber sie blieb stumm. Sprach ihr bleiches Gesicht von ihrer Unschuld oder von ihrer Schuld? Wer konnte es sagen, da sie es selbst nicht wollte? Sie selbst aber wollte

nicht, will . . . . Hätte ſie etwa ihren Geliebten nennen, ſich und ihn dem Gelächter und dem Hohne Preis geben ſollen? Und überdieß, wer hätte ihr geglaubt? Aller Anſchein war gegen ſie, und ſie – ſchwieg, ohne zu läugnen; denn Alles zu läugnen vermochte ſie nicht.

Da gerieth der Hofbauer in Wuth; und alsbald glaubten die Umſtehenden berechtigt zu ſeyn, noch ärger zu wüthen, als er ſelbſt. Ich will die Schimpfworte nicht nacherzählen, mit denen das arme Mädchen überhäuft wurde; ich will's auch nicht ſagen, von welcher Art die andern Mißhandlungen waren, mit denen ſie überſchüttet wurde; es ſey genug zu wiſſen, daß ehe zehn Minuten vergiengen, Agathe nicht mehr im Bereiche des Hofgutes war. Mit Schimpf und Schande ward ſie fortgejagt und die Hunde ihr zur Begleitung nachgeſchickt. Doch dieſe hatten ſie liebgewonnen und thaten ihr kein Leids an.

Agathe rannte, ſo ſchnell ſie ihre Füße zu tragen vermochten. Es gieng über Stock und Stein, ohne Weg und Steg, dem nahen Walde zu. Dieſer ſollte ihre Schande und ihre Blöße decken, denn ſie war, wie geſagt, halb entkleidet und durch die Hülfe, die ſie beim Löſchen geleiſtet, waren auch die wenigen Kleidungsſtücke, die ſie umgeworfen, in Bruchſtücke umgewandelt.

Sie mochte wohl eine Stunde und noch mehr vorwärts gerannt ſeyn, da fiel ſie im dichten Gebüſche nieder. Sie konnte nicht mehr weiter; eine tödtliche Ermattung befiel ſie, und aller Beſinnung los, nahm ſie der Schlaf in ſeine Arme auf. Wohl war es nicht der geſunde Schlaf, der nach vollbrachter Arbeit von Neuem Stärke und Muth verleiht, es war der Schlaf der Verzweiflung, von dem ſie hoffte, nie mehr zu erwachen.

Wie lange ſie ſo gelegen, vermochte ſie auch nachher

nicht anzugeben. Allein als sie von ihrer todtähnlichen Betäubung erwachte, da war es bereits heller Tag um sie her. Sie besann sich lange, wo sie war, bis endlich die Wirklichkeit des Geschehenen wie eine schwere Last von Neuem auf sie niederfiel. Wohin sollte sie sich wenden? Wer würde ihre Unschuld retten? Außer ihr war es licht, doch in ihrer Seele war's tiefdunkel, wie im Grab.

Da hörte sie plötzlich Geräusch. Sie bewegte sich nicht. Waren es welche, die ihr nachsetzten? Unwillkürlich kroch sie noch tiefer in's Gebüsch. Aber das Geräusch kam nicht näher. Bald hörte sie Stimmen, vielleicht kaum hundert Schritte von ihr. Sie wagte nicht zu athmen.

„Jockele," sagte Einer, „mach ein Feuer an. Es ist schon spät und wenn man nichts im Leibe hat, kann's mit der Arbeit nicht vorwärts gehen."

Bald knisterte mitten im Walde ein Feuer. Agathe merkte nun wohl, daß die Leute, die hier in des Waldes Mitte sich lagerten, nicht auf sie lauerten und wagte es, den Kopf zu erheben und das Gesträuch von sich zurückzubiegen, um nach dem Schauplatz des Gespräches hinsehen zu können.

Um ein mächtiges Feuer herum lagerten sechs oder acht Gesellen, schwarzen struppigten Bartes mit Pelzmützen, obgleich es Sommer war, und schweren Stiefeln. Es wurden Kartoffeln gebraten und rohes Fleisch an einem hölzernen Bratspieße über die Gluth gehalten. Beides wurde, kaum halb fertig, mit Lust verzehrt und dabei machte ein großer Krug, der wohl nicht mit Wasser gefüllt war, die Runde. Die Bursche sprachen ein Kauderwälsch, von dem sie kein Wort verstand.

„Ei was!" sagte endlich Einer, „laßt uns sprechen, wie uns der Schnabel gewachsen ist, es hört uns ja Nie-

mand. Jockle, du hast zwar deine Sache schlecht gemacht, aber wenn du heute Nacht besser daran bist, so soll's dir verziehen seyn."

„Was kann ich dafür," erwiederte der Angeredete, „daß der Hofbauer zu bald erwachte und das Feuer gelöscht wurde, ehe die Scheune brannte?"

„Es ist schon gut," meinte ein Anderer, „daß man auf einen Andern Verdacht geworfen hat. So sind wir heute Nacht um so ungestörter. Ich möchte doch wissen, was aus der Dirne geworden ist, die sie als Mordbrennerin fortgejagt haben. Es soll ein schmuckes Mädel gewesen seyn, und dauert mich."

„Peter," sprach des Ersten Stimme wieder, „werd' nicht kopfhängerisch. Was liegt an dem Mädel. Wir wollen den Plan für heute Nacht noch einmal besprechen."

Der Plan war klug genug angelegt. Dießmal sollte ein benachbarter Hof angezündet werden, und wenn's dort lichterloh brannte, so wollten die Bursche unseres Hofbauern Besitzung heimsuchen. Sie schloßen mit Recht, daß der ganze Hof leer seyn werde, weil Alle dem Nachbarn zu Hülfe eilen würden. So konnten sie mit leichter Mühe ihren Raub bewerkstelligen. Den Hofhunden sollte Fleisch vorgeworfen werden, damit sie keinen Lärm machten und wer sich etwa widersetzte, der würde niedergestoßen, denn die Kerls waren mit guten Messern versehen.

Agathe schauderte, als sie diesen Plan mit kalten Worten auseinandersetzen hörte. Helfen mußte sie, aber wie? Konnte sie sich entfernen, ohne Geräusch zu machen? Und würde man sie dann nicht unfehlbar entdeckt haben? An die Sicherheit ihrer Person zwar dachte sie nicht, aber wären dann die Hofleute benachrichtigt worden?

Zum Glück ließen die Burſche den Krug häufig kreiſen und die Wirkung zeigte ſich bald.

„Laßt uns Ein's ſchlafen", ſagte der Erſte wieder, offenbar der Anführer der Bande. „Chriſtele, du haſt die Wache. Um 8 Uhr weckſt du uns. Um Mitternacht muß Alles gethan ſeyn."

Bald ſchliefen Alle. Nur Chriſtele wachte. Allein ſo ſehr ſich dieſer auch mit dem herzſtärkenden Kruge zuſprach, ſo konnte er ſich doch nicht lange aufrecht erhalten.

„Glaubt ihr," murmelte er leiſe, „der Chriſtele werde wachen, wenn ihr ſchlaft? Preſſt die Mahlzeit, es kommt ja doch Niemand dieher. Der Wald iſt ſicher." — Kaum geſagt, legte er ſich ebenfalls in's Moos und bald zeugte ſein tiefer Athemzug, daß auch er dem Schlummergotte anheimgefallen ſey.

Jetzt wagte es Agathe, leiſe ſich fortzubewegen. Alle Augenblicke hielt ſie ſtill, ob keiner der Räuber erwacht ſey. Endlich war ſie weit genug entfernt, um aufzuſtehen, ohne erblickt werden zu können. Vorſichtig bei jedem Schritte ſich umſchauend, erreichte ſie das Ende des Waldes. Es war ſchon gegen Abend und die Sonne im Begriff, unterzugehen. Welchen Weg ſollte ſie einſchlagen, um zu dem Hofe zu kommen? Sie wußte ſich nicht zurecht zu finden, allein auf's Gerathewohl vorwärts ſpringend, hoffte ſie dennoch zu rechter Zeit noch als Warnerin eintreffen zu können.

Wir wenden uns nun auf den Bauernhof zurück. Hier war zwar Alles zur gewöhnlichen Ordnung zurückgekehrt; die Knechte beſtellten das Feld und die Mägde den Stall und die Küche. Allein dennoch war in den Gemüthern eine ſolche Aufregung, daß ſie ſich auch äußerlich nicht ganz verbergen konnte. Die Rothhaarige lag der Hofbauerin beſtändig in den Ohren, der Hofbauer aber wollte ſie nicht

anhören. Er dachte doch dann und wann, er könnte zu vertrauig gewesen seyn. Das hätte ihn nun zwar wenig gekümmert, allein sein Sohn! — Es giebt Väter, die durchaus Herr im Hause sind, denen ihre Kinder in Allem gehorchen müssen, allein wenn sie einem 20jährigen Sohne und dazu noch dem Erstgebornen so geradezu, aber hinter dem Rücken, durch den Sinn gefahren sind, so kratzen sie sich doch hinter den Ohren. So gieng's auch dem Hofbauern, und es war ihm ordentlich Angst, bis sein Martin aus der Stadt angelangt wäre und alles erfahren hätte. Zum Trost für ihn hatte er am Morgen durch einen Nachbar erfahren, daß Martin erst am Abend dieses Tags zurückkehren würde, weil seine Geschäfte sich verzogert hätten. Auch unter den Knechten und Mägden gab es sonderbare Gesichter. Zwar die Mägde waren fast durchaus gegen Agathe, die Meisten gonnten ihr ihr Unglück, weil sie es verdient hätte, und die Andern zuckten bedauernd mit den Achseln. Die Knechte aber meinten, Agathe sey kein schlechtes Mädchen gewesen und wenn erst Martin zurückkäme, so werde das Donnerwetter schon losgehen.

So war es Abend geworden und somit auch Feierabend. Die Dienstleute des Hofbauern saßen im Hofe auf Bänken und sprachen gegen ihre Gewohnheit leise, denn der Hofbauer hatte es sonst hören können und sie sprachen ja von Agathe und dem Feuer von gestern Nacht. Da kam plötzlich Agathe selbst angerannt. Athemlos wäre sie fast im Hofe niedergesunken, wenn nicht der Oberknecht ihr Hülfe leistend beigesprungen wäre. Die Knechte meinten, das Mädchen müsse wahnsinnig geworden seyn, da sie auf den Hof zurückkehrte. Sie aber erholte sich bald und verlangte den Hofherrn zu sprechen. Lange sprach sie mit ihm und leise, und immer aufmerksamer hörte der Bauer

ihr zu. Die Pfeife gieng ihm aus und er vergaß, sie wieder anzuzünden.

„Gott soll mich strafen," brach er endlich los, „wenn das Alles wahr ist, so bist du das ehrlichste Mädchen von der Welt und nicht mit Geld zu bezahlen. Wenn's eintrifft, so kannst du verlangen, was du willst, und ich will ein schlechter Mann seyn, so ich dir's nicht erfülle."

Es war keine Zeit zu verlieren. Im Augenblick wurde ein Knecht mit der Nachricht an den betreffenden Nachbar gesandt und ihm aufgetragen, was zu thun sey. Die übrigen wurden mit Prügeln und Dreschflegeln bewaffnet und der Hofbauer selbst lud sein Gewehr, und lieh dem Oberknecht seinen alten Reiterſäbel. Die Mägde ergriffen Feuerzangen, Schüreisen und Kochlöffel. So gerüstet erwartete man den Feind, doch nicht ohne Herzklopfen, obgleich die Oberländer Bauern das Herz auf dem rechten Flecke haben. Zum Glück kam noch, ehe es losgieng, Succurs. Martin war nämlich heimgekehrt und nicht wenig erstaunt, als er den ganzen Hof wie im Belagerungszustande und sich selbst fast als Kriegsgefangenen behandelt sah, bis man ihn erkannte. Mit wenig Worten war ihm wenigstens der Hauptheil der Sache aufgeklärt, nämlich die Gäste, die man heute Nacht zu erwarten habe.

Ungefähr um 11 Uhr loderte auf dem Nachbarhofe ein Feuer auf. Das war das Zeichen. Denn der Hofbauer hatte die List gebraucht, die Räuber durch ihr eigenes Zeichen irre zu führen und dem Nachbarbauern kam es auf ein Paar Büschel Stroh nicht an, um eine Bande schlimmer Gesellen fangen zu helfen.

„Jetzt auf eure Posten," sagte der Hofbauer leise. „Keiner darf sich rühren, bis die Kerls alle angerückt sind.

Dann über ſie her und niedergeworfen und wenn ſie ſich wehren, zugeſchlagen, wo's hingeht."

Dieſe derbe Anrede verfehlte ihre Wirkung durchaus nicht. Mit Sehnſucht warteten die Knechte, um ihre Stärke und ihren Eifer an den Tag legen zu können. Endlich um 12 Uhr ſchlich ſich's leiſe zum Garten herein. Eine Leiter ward an's Haus gelegt und Einer ſtieg hinauf, das Fenſter zu öffnen. Droben aber harrte der Hofbauer. Ein Schuß! — Der Räuber ſtürzte getroffen herab. Die Unentſtiehenden wankten ſich zur Flucht, aber es war vergebliche Mühe. Die Knechte hatten den Platz umſtellt. Nach kurzem Kampfe wurden die Räuber niedergeworfen und gebunden. Jetzt rückten auch die Mägde mit ihren Feuerzangen und Ofengabeln heran und wenig fehlte, ſo hätten die Knechte ſelbſt geglaubt, nicht ſie, ſondern die Mägde ſeyen es geweſen, die den Feind gefangen hätten, ſo ſehr mußten dieſelben mit Redensarten um ſich zu werfen.

Nun war großer Jubel. Agathe ward angeſtaunt, wie ein Weſen höherer Art. Der Hofbauer aber lief eine Zeitlang auf und ab, wie über einen ſchweren Gedanken brütend. Endlich ſchien's in ihm zum Entſchluſſe gekommen zu ſeyn.

„Sie hat mir mein Hab und Gut und am Ende auch noch mein Leben gerettet," ſprach er zu ſich ſelbſt, „und ich habe ihr Schande und Schmach angethan. So will's wieder gut machen."

Man ſieht, der Hofbauer war kein vernünftiger Herr, der da meint, man könne Alles mit Geld abfinden und auch die ſchönſte That mit einem Beutel voll Dukaten abtodnen.

Alſobald ließ er einen Eimer Wein aus dem Keller hervorholen und hieß Knechte und Mägde fröhlich ſeyn,

welche es ſich auch nicht zweimal ſagen ließen; dem Sohn aber rief er auf die Stube.

„Martin,“ begann der Vater, ſich dicht vor den aufgeſchloſſenen Burſchen hinſtellend, „wie ſteht's mit Agathe?“

„Vater . . .“ der Sohn ſtotterte.

„Nichts da, keine Flauſen,“ fuhr der Alte weiter fort. „Du kommſt heimlich mit ihr zuſammen. Willſt du's gut machen?“

„Ob ich will?“ meinte Martin. „Wenn Ihr Nichts dagegen habt!“

„Alſo du willſt ſie heirathen?“ ſchrie wie zornig der Vater; aber es war nicht böſe gemeint, denn im Augenblick rief er dem Mädchen und führte ſie ſeinem Sohn zu. „Da haſt du ſie,“ ſetzte er hinzu, „ſie iſt es wohl werth.“

Beinahe wäre ihm eine Thräne in's Auge gekommen, und er retirirte daher noch bei Zeiten, um ſeiner Frau das Geſchehene zu eröffnen. Daß dieſe ihm durch Schelten und Zanken bald die Wehmuth aus dem Herzen treiben würde, wußte er wohl.

Meine Leſer haben wahrſcheinlich ein ſolches Ende erwartet. Sie möchten nun wohl auch gerne wiſſen, was aus den Räubern geworden ſey, ſowie, wie ſich die Rothhaarige bei der Affaire geberdet habe; allein wir überlaſſen es dem Scharfſinne und der Phantaſie derſelben, mit dem ganzen Perſonale anzufangen, was ihnen beliebt.

Die Heirath wurde wirklich vollzogen, ſo ſehr auch die Hofbäuerin proteſtirte. Denn wenn der Hofbauer ſich einmal etwas in den Kopf geſetzt hatte, ſo gieng er nicht mehr davon ab. Auch ſoll es ihn nie gereut haben, daß er ſo gehandelt.

Glauben Sie nun, meine ſchöne Leſerin, daß der

„Jungen- und Mädchenmarkt“ Stoff zu einer romantiſchen Geſchichte geben kann?

Der Herbſt und der Wartberg.

Will Einer den Herbſt und das Herbſtleben genießen, ſo gehe er an den Rhein! — das iſt die gewöhnliche Antwort, die man Fremden giebt, welche gerne einmal das Vergnügen der Weinleſe mitmachen möchten. Als ob in Württemberg nicht auch Trauben geſchnitten und Wein gekeltert würde! Ich geſtehe es zu, der Rheinwein iſt beſſer, als der Neckarwein und wenn man mir ſelbſt die Wahl ließe zwiſchen Johannisberger und Schalksberger, ich wüßte wohl, nach welcher Flaſche ich griffe. Allein nicht aller Rheinwein iſt Johannisberger, und ich habe ſchon Männer gekannt, die ein beſcheidenes Veilchen von einem Mädchen einer aufgeblühten Roſe vorzogen. Die beſcheidene, ſtille Anmuth feſſelt länger, als die treffende, niederſchmetternde Schönheit. Württemberger Wein iſt wohlfeil, und man kann lange bei ihm aushalten, bis das der Geiſt der Schwachheit über Einen kommt, daß man nicht mehr weiß, ob man Waſſer trinkt, das in Wein verwandelt iſt, oder Wein, der in Waſſer umgeſchaffen wurde. Und — wenn man ſtarken Wein will, — haben wir nicht eine Weinverbeſſerungsanſtalt, die die edelſten Rheinweintrauben bei uns eingeführt hat und dazu Burgunder- und Champagner-Reben von der edelſten Sorte? Und iſt nicht der Wein bereits ſo verbeſſert und veredelt worden, daß Fremde oft glauben, ächten Sillery-Mouſſe zu trinken, während es nur Eßlinger oder Heilbronner Fabrikat iſt? Haben wir nicht

Clevner und Traminer, an die kein Bordeaux und Deidesheimer hinaufreicht? Wird nicht Württemberger Wein über's Meer verführt, in's ferne Amerika und die demokratischen Kaufleute daselbst trinken ihn lieber, als die französischen Weine, ob er gleich theurer kommt, als diese? Bei Gott! Württemberg ist ein Weinland, das sich mit jedem Andern messen darf.

Aber, sagt ihr, wenn wir in den Herbst wollen, so sind wir nicht deßwegen da, um Wein zu trinken, sondern um mit den Menschen fröhlich zu seyn. — Als ob man in Württemberg nicht fröhlich seyn könnte! Freilich sprechen wir Schwaben nicht so viel von uns, als die Herren und Frauenzimmer Ausländer; wir sagen nicht, wenn wir einen Witz gemacht haben, „da haben Sie einen Witz" und wenn wir einmal komisches Zeug gesprochen haben, so rufen wir nicht aus, „wir sind doch die humoristischsten Leute von der Welt!" Aber glauben Sie, deßwegen sey Aufgeweckheit, Lustigkeit, Narrheit, Gemüthlichkeit, Offenheit, Witz und Satyre weniger bei uns zu Hause, als an andern Orten, wo man Wein pflanzt und Wein trinkt? der Mensch ist überall, wie der Boden, auf dem er steht, wie die Gewächse, die auf diesem Boden aufwachsen. Verpflanzt einen Mohren nach Europa, er wird nicht sogleich weiß gewaschen werden, das weiß ich aus Erfahrung, ob ich gleich kein Mohr bin, aber verpflanzt eine Eiche auf einen Berggipfel, auf dem keine Forchen mehr aufrecht stehen können, die Eiche wird verkümmern und zu Grunde gehen. Nur nichts Contrares und Naturwidriges! Ein phantasieloses Weib, das einen Dichter heirathet, wird dadurch nicht zur Dichterin und ihr mögt noch so viel Hopfen pflanzen im Württembergischen Unterlande, ihr mögt Bier brauen, daß man Ströme damit füllen könnte, Württemberg bleibt

deßwegen doch ein Weinland und ſeine Bewohner können den Charakter der Weintrinker nicht verläugnen.

Gott ſoll mich bewahren, etwas gegen die Biertrinker zu ſagen, denn der liebe Gott läßt ſeine Sonne ſcheinen über Gute und Böſe, über Geſcheidte und Dumme und das bairiſche Land gehört ſo gut zum deutſchen Bunde, als die Gegend vom Neckar, von der Moſel und vom Rhein; allein wer von Jugend auf Bier getrunken, der bekommt einen dicken Bauch und ſchlaffe Geſichtszüge und ſchläfrige, etwas fiere Augen. Sein Puls verhält ſich zu dem des Weintrinkers, wie 60 zu 100, und wenn Einer einmal in einer Bierſtube einen Witz gemacht hat, ſo wird er alſobald unter die „Sterne" verſetzt. Saphir ſoll aus demſelben Grunde in München Furore gemacht haben — Ihr aber, die Ihr die Schwaben für dumm und ſchläfrig erachtet, kommt einmal zu uns zur Zeit des Herbſtes, der Weinleſe.

Es iſt im October. Der Himmel iſt hell und klar, die Sonne hat den Nebel überwunden. Wir reiſen nach Heilbronn, denn Heilbronn iſt die Hauptſtadt des Weingau's im Lande Schwaben und der Wartberg der Gipfel davon. Ich weiß kein Land, wo die Fröhlichkeit der Weinleſe alſo auf Einen Punkt concentrirt wäre, wie hier. Sonſt will jedes Dorf, will jede Stadt die erſte ſeyn. Am Rhein genießt man überall den Herbſt auf gleiche Weiſe und kein Ort iſt als der zu benennen, in dem man nur geweſen ſeyn darf, um Alles genoſſen zu haben. Wohl bietet auch in Württemberg jeder Weinort ſein Vergnügen, und in jedem Landſtädtchen, an deſſen Hügeln Reben wachſen, werden Herbſte gefeiert, wird getanzt und gejubelt, werden Feuerwerke losgelaſſen. Aber Heilbronn! — Im Herbſte

geht nichts über Hallbronn, und in Heidbronn nichts über den Wartberg! Wir reisen nach Heidbronn.

Was verwundert Sie denn so sehr? Warum schauen Sie so sonderbaren Blickes um sich? Nicht wahr, die Landstraßen sind breit, aber nicht breit genug, um den Gefährten und Wagen allen auszuweichen? Da ein leichtes Char à banc, mit schnellem Roße bespannt, ein wohlgenährter Oberländer sitzt darauf mit rother Weste, an der jeder Knopf eine halbe Krone Werth ist; da ein Bernerwägelchen mit zwei muthigen Schimmeln; zwei Gäubauern haben den schmalen Sitz eingenommen mit dreieckigem Filzhute und die schwere Geldgurte um den Leib zeugt nicht von Armuth; nun eine Droschke, der Herr mit der halbfranzösirten Dame an der Seite kommt vom Schwarzwald. Sein Mantel ist vom feinsten Tuche, aber unter dem Mantel stecken Lederhosen und in den Lederhosen ein Geldsack. Dazwischen hinein ein Paar Fußganger, Bauern mit breiträndrigen Hüten und einer schweren Geldkatze über den Schultern; flinke Bursche mit goldbequasteten Sammtkappen; Mädchen und Weiber an der Seite von ältern Männern, mit rothen Bündeln, die so schwer niederhangen, als wären in ein großes Schnupftuch etliche hundert Gulden eingepackt! In der That, es ist so. Sie alle ziehen in's Unterland, denn sie wollen Wein kaufen, und das gute Geld, das aus den verkauften Ochsen und Kornsäcken gesammelt wurde, das wandert nun in die magern Wohnungen der armen Weingärtner. Sehen Sie die schweren vier- und sechsspännigen Wagen? Die Pferde schreiten so stolz einher, als führten sie die Aussteuer einer Königin; die Fuhrleute knallen, als gienge es zum Reigen und auf den Hüten prangen Büsche von bunten Bändern, als wären Rekruten ausgehoben worden. Was führen die Wagen,

die mit Weinlaub verziert ſind? Neuen Wein. Was bedeutet das Geknall, das Halloh? Es bedeutet, daß wir im Herbſte leben und der Wein gerathen iſt. Auf den Bergen dort drüben, wo die vielen Pfähle eingerammelt ſind, da ſehen Sie Menſchen wie Ameiſen ſich bewegen, Mägdlein in weißen Hemdärmeln, Burſche mit Butten auf dem Rücken; dazwiſchen hinein erknallt eine großmächtige Pritſche und eine Retſche trillert ihre ſchrillen Töne; jetzt ein Piſtolenſchuß, noch einer, zwei, drei, vier, das ganze Thal hallt wieder, — was bedeutet das Alles? Das bedeutet, daß die Trauben geſchnitten werden, und der Mann mit der Pritſche iſt der Weinbergſchütze und die andern ſind Winzer und Winzerinnen. Wir kommen durch ein Dorf, ein Städtchen. Nur Schritt für Schritt geht es vorwärts, denn Wagen ſteht gedrängt an Wagen und das Menſchengewühl iſt ſo außerordentlich, daß man alle Augenblicke glaubt, den Einen oder den Andern zu überfahren. Auf einem großen, freien Platze vor einem ſcheunenartigen Gebäude iſt es am Aergſten. Viele Hunderte ſind hier verſammelt und ſieben um mächtige, aber offene Fäſſer herum, und ein Geſchrei iſt, daß man ſein eigen Wort nicht hört, und doch iſt keiner unbeſchäftigt und was die größte Unordnung ſcheint, iſt die größte Ordnung, denn mitten im Gewühle fördert jeder, was ſeines Amtes iſt. Ein Mann fällt Ihnen hauptſächlich auf, er ſitzt an einem Tiſche und hat eine Menge gefüllter Schoppengläſer vor ſich und bald verſucht er von dieſem, bald von jenem und immer verſucht er von Neuem und ſchnalzt dabei mit der Zunge vor Wohlbehagen, und die Schoppen werden immer leerer und immer neue Schoppen werden herbeigebracht. Was bedeutet das Alles? Das bedeutet, daß wir an einer Kelter angekommen ſind, wo ſich Verkäufer und Käufer

sammeln und der große Schoppenverſucher dort iſt kein anderer, als der größten und verſuchteſten Weinkäufer Einer.

Endlich ſind wir in Heilbronn angelangt; wir müſſen uns ſputen, ein Unterkommen zu finden, denn wir ſind nicht die Einzigen, die des Vergnügens halber, um den Herbſt zu genießen, nach Heilbronn gekommen ſind. Und nehmen Sie dazu die vielen Weinhändler, die Wirthe, die Weinkäufer, die Privaten, die Wein kaufen, ſo kann es Sie nicht wundern, daß alle Wirthshäuſer beſetzt ſind.

„Aber, mein Herr," ſagen Sie, „ich ſehe an dieſem Heilbronn nichts Beſonderes. Es iſt wahr, es iſt eine recht hübſche Stadt, ſie hat auch ſchöne Häuſer, viele Fabriken und Maſchinen, etwa 10,000 Einwohner, eine bedeckte Brücke, ein Rathhaus mit einer merkwürdigen Uhr, einen alten Thurm, worin einſt der eiſenhändige Götz gefangen ſaß, ein ziemlich ſchlechtes Pflaſter, mehrere Wirthshäuſer und enorm viele Kneipen u. dgl. Dinge mehr. Aber das Alles habe ich auch anderswo ſchon geſehen. Oder ſind wir etwa hieher gereiſt, um die Winzer und Winzerinnen ſingen zu hören, wenn ſie Abends von der Weinleſe heimkehren? Wenn der Wein nicht beſſer wird, als dieſer Geſang iſt, ſo weiß ich wahrhaftig nicht, ob wir ihn werden trinken können." – „Halt!" rufe ich jetzt, „nicht voreilig geurtheilt! Ich werde Ihnen etwas zeigen, das Sie für alle Müde entſchädigen ſoll. Etwas, das Sie noch nie geſehen haben, ich zeige Ihnen den Wartberg."

Heilbronn hat zwar auch ſeine Privatherbſte, d. h. Herbſte, die Privaten geben, und dieſe ſind nobel genug, nämlich die Herbſte und die Privaten, denn es werden dazu immerhin 50 und noch mehr Perſonen geladen und auf Koſten des Weinbergsherrn mit Eſſen und Trinken verſehen, und es wird geſchoſſen und gelärmet und Feuer-

werke abgebrannt, ganze und halbe Schwärmerkasten, Raketen und Feuerkugeln, Frösche und romanische Lichtlein und dergleichen Dinge mehr; auch wird nachher ein bischen getanzt und Hände gedrückt oder ein anderes Spiel getrieben zu Nutz und Frommen der jungen Menschheit. Diese Herbste, wo man trinkt und jubiliert von Mittag bis in die sinkende Nacht hinein, wo man in schönen Kleidern ausgeht und in halbverbrannten nach Hause kommt, wo man des Lichts so überflüssig hat, daß man um Mitternacht mit brennenden Fackeln in die Stadt hineinzieht und doch die Straßen nicht sieht, wo man „Juchhe" schreit und glaubt, man singe ein schönes romantisches Lied, wo man nicht abgeneigt ist, den Himmel für eine große Baßgeige anzusehen und die Straßenlaternen für Sonne und Mond, — diese Herbste, sage ich, fallen sehr splendid aus, denn sie kosten dem Gastgeber oft mehrere hundert Gulden; aber dafür war er auch als ein Ehrenmann berühmt und man lebt seine Gastfreundschaft auf viele Stunden hin und oft sogar in weiter Ferne, denn es schmuggeln sich manchmal Leute in einen solchen Herbst ein, die gar nicht geladen sind, blos weil sie von der Lustigkeit eines solchen Herbstabends gehört hatten und zu Hause auch sagen wollten, wie es in Heilbronn am Ende des Monats October zugehe. Mir fällt dabei eine schöne Geschichte dieser Art ein, die am besten zeigen wird, wie die reichen Heilbronner Fabrikherren und ihre Gesellschaften denken.

Es war an einem Herbstnachmittage, da fuhr zum Klein-er Thor ein Student herein, der einen Commilitonen besuchen wollte, welcher sich die Vacanz über in Heilbronn aufhielt. Er eilte ins Haus seines Freundes, aber ach! das Nest war leer. Der junge Mann war in einem Herbste, dem schönsten, der dieses Jahr gefeiert wurde,

denn der reiche Fabrikherr gab ihm. „Was anfangen?“ ſagte der nun allein ſtehende Muſenſohn. „Allein in's Wirthshaus ſitzen? Das geht nicht. Kann ich nicht noch nachträglich mich einladen laſſen?“ frug er weiter, aber zu ſeinem Leidweſen erwiederte man ihm, daß das nicht gehe. „Und es ſoll doch gehen!“ rief jetzt der luſtige Burſche. „Wo iſt der Garten gelegen, in dem der Herbſt gefeiert wird?“ Man beſchrieb ihm Ort und Gelegenheit, ſo daß er nicht fehl gehen konnte. Sogleich machte er ſich auf den Weg. Es war nicht weit von der Stadt. In dem Weinberge ſtand ein ſchönes großes Gartenhaus und auf der Terraſſe war oben eine ſchöne Geſellſchaft ſchmucker Herren und Damen verſammelt, die ſich mit Schießen vergnügten, als unſer Held eintrat. Er hatte den Hut tief in das Geſicht gedrückt, das lange Haar zurückgeſtrichen, den grauen Rock aufgebißt und die Schöße auf beiden Seiten mit Stecknadeln zurückgeheftet, ſo daß es ausſah, als trüge er einen Frack aus dem vorigen Jahrhundert. Die Beinkleider wurden in die kurzen Stiefel eingeſchlagen, ein Fuß beſtändig gebogen, wodurch der Andere als zu kurz erſchien. Alſo aufgeputzt und hinkend trat er, ſich auf einen Knotenſtock ſtützend, unter die vornehme Geſellſchaft. „Ein reiſender Declamateur wünſcht einige Stücke vortragen zu dürfen!“ bat er mit verſtellter Stimme. „Wir wollen Nichts hören,“ war die Antwort, „hinaus mit ihm!“ — Doch der Hausherr trat dazwiſchen. „An dieſem Tage,“ ſagte er, „ſoll Niemand unbefriedigt aus meinem Garten gehen. Laſſen wir den armen Schlucker Eins declamiren und dann für ihn einſammeln!“ Des Hausherrn Wort entſchied. Wohl hatte der anweſende Freund den unerwartet angekommenen Genoſſen erkannt, aber ein Wink verſtändigte ihn. Der Declamator ſtellte ſich jetzt in Poſitur.

Die Geſellſchaft bildete einen Halbkreis um ihn. „Ich bin keiner von jenen Declamators nicht,“ begann jetzt der verbrannte Studioſus, „welche herumwandeln des ſchnöden Gewinnſtes willen und nicht von wegen der Kunſt. Ich bin zwar blos nichts weiter als ein Declamatör, allein nichts deſtoweniger nicht declamire ich mit Auswahl und Exception, alſo daß ich nur vortrage, was ich verſtehe und ſo gleichſam der Dichter in mir und durch meinen Vortrag erſt zum Verſtandenis und Verſtandenwerden kommt. Der Dichter aber, den ich vor Allen hochſchätze und venerire, iſt Schillehr (Nachruck auf der letzten Silbe). Es treiben mich dazu verſchiedene Gründe, und zwar hauptſächlich der, daß erſt vor Kurzem bei Cotta eine neue Taſchenausgabe auf Velinpapier erſchienen iſt, welche ſogar den Nachdruck noch an Schönheit, Druckfehlern und Wohlfeilheit übertrifft und zu vielen Tauſenden verbreitet wurde; wovon wie billig nächſt dem Publikum der Verleger den meiſten Nutzen hat. Aus dieſem Grunde erachte ich, daß Schillehr ein deutſcher Nationaldichter iſt. Ich erlaube mir nicht, auf die Schönheiten dieſes Nationaldichters aufmerkſam zu machen, ſie werden aber zu allermeiſt empfunden werden, wenn ich das ſchönſte Lied Schillehrs vorzutragen die Ehre habe: Hecter und Andromabſch (ſchreibe: Andromache; der Declamator ſprach aber die zwei letzten Silben franzöſiſch aus). Zur Verſtändigung des Publikums ſchicke ich voraus, daß Hecter, deſſen Heldenthum unſern tapferſten Hunden einen Namen erworben hat, der franzöſiſche Generaliſſimus iſt, der ſich von ſeiner Gemahlin Andromabſch trennen will, um die Ruſſen, welche Paris belagern, in die Flucht zu ſchlagen. Spricht, wie ſich's von ſelbſten verſteht, zuerſt die Madame.“ Der Declamator war bis jetzt, auf ſeinen Stock geſtützt, hin und her gehüpft, und hatte das

Obige mit gehörigem Pathos vorgetragen. Jetzt stellte er sich jedoch auf einen Fuß, den anscheinend längern vorgestreckt, den Knotenstock nahm er in den Arm, wie wenn er ein Wickelkindchen geschwungen wollte und den Hut stellte er auf den Boden. Mit süßelnder, feiner Stimme, den Kopf auf die linke Seite geworfen, wie eine zärtliche Mutter, die auf ihren Erstgebornen niederschaut, begann er: „Will sich Hector ewig von mir scheiden u. s. w." Jetzt hatte Andromache oder Andromahsch, wie er sie nannte, ausgeredet und die Reihe kam an Hector. Wie der Blitz nahm der Declamator den Hut auf, drückte ihn in die Stirne, nahm den Knotenstock in die Rechte, und mit wüthenden Geberden rief er: „Spricht nun der General selbsten." Ein donnerähnliches Geräusch gieng aus seinem Munde, als er die Worte: „Theures Weib u. s. w." declamirte. Achilles und Ares, der doch bekanntlich für 10,000 Krieger schrie, konnten nicht ärger gebrüllt haben, als unser Declamator in der Rolle des Hectors. Ein Sturm von Applaus und Gelächter belohnte ihn, als er geendet hatte. So hatte man noch nie declamiren gehört. Einer der Anwesenden ließ einen Teller herumgeben und der Hausherr warf zuerst eine Krone hinein. Die Summe, die fiel, und die man dem reisenden Künstler einhändigen wollte, war nicht unbedeutend. Doch jetzt verwandelte sich die Scene. Mit höflicher Verbeugung wandte sich der Declamator an die Gesellschaft, indem er seinen Frack wieder in einen Rock verwandelte und auf deren Füßen, wie ein anderer wohlgewachsener Mensch stand. „Meine Herren und Damen!" sagte er höflich, „ich bin der Studiosus N. N. Mein Freund hier war nicht zu Hause; ich wäre gerne in diese Gesellschaft eingeführt gewesen; ein anderes Mittel gab es nicht und so habe ich mich denn selbst eingeführt; ich bitte

um die einzige Gefälligkeit, da bleiben zu dürfen.“ Abermals Beifall, abermals Gelächter! Der junge Mann ward als alter Bekannter bewillkommt und so herzlich aufgenommen, als wäre er der intimſte Freund des Hauſes. Das eingeſammelte Geld aber ſchenkte man einem vorübergehenden Bettler, der nicht wußte, wie er auf einmal zu einem ſo großen Schatze kam.

Dergleichen Geſchichten könnte ich noch manche erzählen, doch dieſe ſchon mag hinreichen, um einen Begriff davon zu geben, wie leutſelig die Heilbronner ſind, und wie luſtig es in ihren Herbſten zugeht. Doch ſolche Genüſſe konnte man auch auf dem Schwarzwalde in einem Erdbirnenherbſte haben; es muß etwas Anderes ſeyn, das Heilbronn im Herbſte auszeichnet. Dieſes Andere iſt der Wartberg.

Der Wartberg iſt das non plus ultra der Heilbronner: denn über den Wartberg geht gar nichts, einen ziemlich ſchlechten Fußweg ausgenommen. Der Wartberg iſt das Paradies, wornach Jeder ſtrebt; er iſt ſo hoch angeſehen, als bei einem liebeſiechen Jüngling das Ehebett; wenn ein Heilbronner oder Einer der Gegend hoch ſchworen will, ſo ſchwört er beim Wartberg, wie die Juden und Portugieſen bei ihrem Barte, und wenn ſich Einer den Himmel ſehr ſchön vormalen will, ſo denkt er ſich einen verklärten Wartberg. Es giebt nur Ein Heilbronn, ſagt der geborne Heilbronner, und es giebt nur einen Wartberg, ſagt die geborne Heilbronnerin. Die Wiener ſind auf ihren Prater nicht ſtolzer, als die Heilbronner auf ihren Wartberg, er vertritt ihnen die Stelle des Octoberfeſtes, von dem die Münchner meinen, es gäbe Nichts darüber und die Stelle des Cannſtatter Volksfeſtes, von dem die Stuttgarter viel Redens machen.“

Eigentlich sieht er nicht so viel gleich, dieser Wartberg; ja wenn man blos vom Aeußern ausgeht, so würde mancher andere Berg ihm den Rang ablaufen, denn er ist gar nicht sehr hoch. Das Wirthshaus, das oben steht, ist ziemlich klein und hat nur wenige Gemache, einen Saal und ein Paar Nebenzimmer. Die Anlagen sind einfach; man hat es fast ganz der Natur überlassen, sie anzuordnen. Auch der alte Romerthurm, von dem der Wartberg seinen Namen hat, ist nichts so außerordentlich Sehenswerthes, denn dergleichen Thürme trifft man viel in dieser Gegend. Aber für Alles wird man belohnt und entschadigt durch die schöne Aussicht. Wenn der Teufel einen gewöhnlichen Menschen, z. B. mich, auf die Zinnen des Wartthurms auf den Wartberg führen und ihm versprechen würde, daß all' das herrliche Land, das man vom Wartberg aus sieht, sein gehöre, so glaube ich kaum, daß dieser Mensch widerstehen konnte. Rechts und links sieht man weit hin in das wunderliebliche Neckarthal, mit seinen saftigen Triften, seinen Rebenhügeln, seinen alten Burgen, seinen freundlichen Dörfern. Vor sich hat man eine weite Ebene, nur hie und da von Berghügeln unterbrochen und in der Ferne ist der Horizont von hohen Gebirgen umkränzt. Die Welt ist im Allgemeinen sehr schön, so pflegte ich sonst zu sagen, hier aber muß man sagen, die Welt ist auch im Speciellen sehr schön. Es nimmt mich gar nicht Wunder, daß viele Heilbronner den Wartberg so lieb gewonnen haben, daß sie ihn alle Tage, Sommers wie Winters, bei schlimmem Wetter, wie bei gutem heimsuchen. Das ist eben das wahrhaft Reizende an einer Gegend, wie an einem Weibe, wenn sie einem nie entleidet, sondern alle Tage wieder neu erscheint. Doch die Aussicht ist es nicht, welche im Herbste ganze Caravanen von Menschen auf den Wartberg

fahrt, denn ich kenne recht viele, die gar nie bei Tage auf den Wartberg gehen, und doch 14 Tage lang im Herbste alle Tage, d. h. Abends, das Wirthshaus oben besuchen und erst Nachts spät wieder nach Hause kehren. Thun sie das etwa des Spaziergangs wegen, um das Vergnügen zu haben, eine halbe Stunde lang einen steilen Berg hinanzusteigen und sich, oben angekommen, von einem Winde anrauschen zu lassen, der auch einem Gesunden die Lungensucht anblasen konnte, wenn er sich nicht schnell in die warmen Stuben des Wirthshauses verfügte? Oder thun sie es, um Nachts um 12 Uhr im Mondenschein nach Hause wandern zu können und mit den Zähnen zu klappern vor Kälte? Ich will dir's nicht auseinandersetzen, lieber Leser, warum die Leute alle auf den Wartberg gehen, sondern ich will dich selbst hinaufführen, damit du durch eigene Anschauung dich überzeugest, was an dem Wartberg sey. Also nimm schnell meinen Arm, man wird dir's nicht übel deuten, und dich weder für eine verführte Frau noch für meine Braut halten, denn es ist ja Herbst und im Herbste nehmen's die Heilbronner nicht so genau.

Wir sind vor dem Neckarsulmer Thor und wenden uns links. Aber „ach du mein Gott! wir wissen ja keinen Weg und der Himmel ist so schwarz umhangen, als hätte er Haidtrauer angelegt und die Glocke hat schon fünf geschlagen, also will es bald Nacht werden.“ So seufzt die Dame an meinem Arme, aber ich weiß sie zu trösten, denn obwohl wir keinen Weg wissen, so werden wir doch sicher an's Ziel gelangen, denn wir brauchen nur der Nase nach zu gehen. Hören Sie die vielen schwatzenden Stimmen vor uns? Hören Sie das Gelächter hinter uns? Sehen Sie die flinken Gestalten, die an uns vorüberschnellen, im Sturmschritte vorwärts eilend? Das sind lauter Leute,

die auf den Wartberg gehen, und wenn Sie eben am Berg ſtehen würden und ein gutes Geſicht, d. h. Auge hätten und es zufällig heller Tag wäre, ſo würden Sie meinen, einen fortlaufenden Zug Menſchen zu erblicken, ſo wie etwa bei Leichenbegängniſſen, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe Menſchen alle einem Freudenfeſte entgegeneilen. Hören Sie die Freudenſchüſſe in der Ferne? Werden Sie nicht ſtolz, es geſchieht nicht Ihretwegen, um Ihre Ankunft zu feiern, ſondern die Leute ſchießen, um ſich ſelbſt eine Freude zu machen. Hören Sie das Hallob, weil dort eine Rakete im ſtolzen Siegeslaufe dem Himmel entgegenfliegt und mit Gekraſſel in einen Regen von Schwärmern ſich endigt? Sehen Sie, das geſchieht alles auf dem Wartberg oder auf dem Wege dahin, ſomit können wir die Richtung nie verfehlen. Ich erinnere mich auch blos Einmal von der geraden Richtung abgekommen zu ſeyn, obgleich ich ſonſt ſchon oft krumme Pfade wandelte, und damals war nicht der Weg ſchuld, ſondern mein ſchlechtes Geſicht, das mich einen Schatten für einen Engel halten ließ, ſo daß ich mich plötzlich auf einen Kirchhof verſetzt ſah. Solcher ſchleichenden Schatten ſah man heuer viele, und ſie hatten ſich ſchon aufgeputzt und ihren Flitter umgehängt, und lauerten an den Straßenecken, um den Sohn ihres Herzens zu erwiſchen und mit ihm zu koſen und wäre es auch hinter den Kirchhofmauern. Aber ſeit die Schultheißenämter loblich und die Polizeien wohlweislich geworden ſind, iſt ſo etwas nicht mehr zu befürchten, und an Ihrem Arm, noch lieber aber in Ihrem Arm, wenn Sie nämlich, wie ich ſo höflich bin, vorauszuſetzen, jung und hubſch ſind, würde ich aller geputzten und ungeputzten Damen lachen, vor denen die Sprüche des weiſen Salomo in verſchiedenen Capiteln warnen. — Hängen Sie ſich nur immerhin feſter an; es geht

stark bergan und wir sind noch lange nicht oben. Das ist eben das Unangenehme an dem Wege zum Himmelreich, daß er besonders Anfangs so schmal und steil ist und sogar verschiedene Dornen blicken läßt. Würde er gleich von vorn herein zum Entzücken führen, so stünde kein Mensch an, ihn zu betreten. Doch was Sie betrifft, so will ich auch den holperigsten Weg nicht scheuen, wenn ich nur hoffen darf, späterhin den Himmel offen zu sehen. Wir sind zur Stelle, jetzt sehen Sie sich um. Eben steigt der Mond auf und zeigt Ihnen die ganze weite Landschaft in einen Silbergasschleier und der Fluß dort, Neckar genannt, schlängelt sich durch das leichte Gewebe, wie die Milchstraße durch das Sternenheer. Wahrhaftig ein Anblick, der zur Dichtkunst begeistern konnte, wenn anders in einem Menschen Anlage zu dieser Kunst vorhanden ist. Doch das Leben ruft und wir können uns keinen Träumereien hingeben; die Musik erschallt, treten wir in das hellerleuchtete Haus. — Was ist das? Sie sind geblendet! So viel Glanz hätten Sie nicht erwartet! Nehmen Sie sich zusammen, denn tausend Augen blicken auf uns, und wenn Sie verwirrt erscheinen, so hält man Sie für eine Landpomeranze, die noch nie etwas Großes gesehen. Ueberdieß ist nicht Alles Gold, was glänzt, und wenn die zwei Kronleuchter in der Mitte des Saals nicht wären, so würden Sie glauben, in einem ganz gewöhnlichen Saale zu stehen. Freilich ist der Anblick im Anfang großartig. Ringsum in gedoppelter Reihe eine Muße von Damen, herrlich aufgeputzt mit strahlenden Augen im Kopfe, mit strahlenden Ketten um den Hals, mit strahlenden Perlen in den Haaren, mit strahlenden Ringen an den Fingern, und dazu noch die vielen Kerzen, die sich zwanzigfach in den Hohlspiegeln an den Wänden brechen! Und vor den Damen und hinter ihnen

die dichte Schaar der sprech- und schaulustigen Männer mit ihren Lorgnetten, Brillen und Fernglasern! Suchen wir uns einen Platz; es wird zwar Mühe kosten, durch die Menschenmasse sich durchzudrängen, auch machen Sie sich immer auf einige unsanfte Ellenbogenerinnerungen, auf einige Hühneraugentritte u. dgl. gefaßt; allein dort in der Ecke sehe ich noch ein Plätzchen, von dem wir ganz ruhig das Gewühl überschauen können. — Gott sey Dank, wir sitzen. Eine flinke Kellnerin bringt Kuchen und Wein. Wir können uns von den Strapazen erholen. — Wenn Sie mit mir sprechen wollen, so müssen Sie laut sprechen, denn es ist ein solches Getöse im Saal, daß man fast sein eigenes Wort nicht versteht. Jedermann spricht, jedermann will gehört seyn; also nur die Lunge angestrengt, belauschen wird uns Niemand, weil Niemand etwas hört, wenn man's ihm nicht in's Ohr schreit. Lassen wir einmal die Menschenmasse Revue passiren. Aus Höflichkeit machen wir uns zuerst an die Damen. Sehen Sie, die links vor uns, der lange Reihen hübscher Gesichter, mit den Paar alten Duennas in der Mitte, scheinen mir Heilbronnerinnen zu seyn. Nicht daß sie einen besondern Schnitt im Gesicht oder an den Kleidern hätten, allein sie sind etwas einfacher angezogen, gleichsam als ob sie zu Hause wären, denn den Wartberg betrachten sie als ihre zweite Heimath. Ihre Stirnen sind zwar hell und klar und aus jedem ihrer Gesichtszüge spricht Lust und Freude, aber sie schauen so unbefangen darein, als ob ihnen das Alles nichts Neues wäre, denn sie kommen ja alle Jahre auf den Wartberg und im Herbste fast alle Tage. Die weiter oben scheinen mir vom Lande zu seyn, vielleicht Pfarrers- und Beamtentochter. Sehen Sie ihre verlegenen Gesichter? Sie möchten gerne in Jubel ausbrechen und wagen es doch nicht, denn

die Mutter ſitzt bei ihnen und beobachtet alle Mienen und warnt mit einem Augenwimper, daß das Decorum beobachtet werde. Sie haben offenbar ihren Sonntagsſtaat an, denn ſie ſchauen oft an ſich nieder und die Nachbarin hilft der Andern, dieß oder jenes wieder in Ordnung zu bringen, wenn es ſich in Etwas verſchoben hat. Weiter fort ſehen Sie einige nicht minder geputzte Damen; dieſe ſind offenbar aus Sontheim oder Freudenthal oder ſonſt einem Zudringneſte; denn wenn der griechiſche Schnitt der Naſen und das lanzkinnigte Profil dieß nicht von ſelbſt ſagten, ſo müßten es die vielen Ringe, die goldenen Ketten und Armſpangen, das gezierte Halsumdrehen, das laute Flüſtern, das Suchende in den weit geſchlitzten Gazellenaugen und verſchiedene andere Nebenumſtände beweiſen. Die noch weiter rechts müſſen Fremde ſeyn, reiſende Engländerinnen oder doch durchpaſſirende Deutſche. Sie haben zwar keine Reiſekleider an, aber doch Etwas dergleichen. Es iſt nicht der Putz der Damen vom Lande und nicht der bequeme Anzug der ſich zu Hauſe fühlenden Hausbrunnerinnen, ſondern etwas, das dazwiſchen liegt. Auch ſprechen ſie wenig, ſondern ſehen ſich aufmerkſam um, offenbar um zu beobachten, nicht um beobachtet zu werden. Was die Herren anbelangt, ſo können wir dieſe mit ihnen fertig werden. Zum Glück beginnt ſo eben eine Galoppade und wir können ſie jetzt füglich in tanzende und nichttanzende eintheilen. Die Tanzenden ſind lauter junge Leute, denn wenn ein älterer ſich zu einem Tanze verſteht, ſo iſt es allerhöchſtens zu einem ehrlichen deutſchen Walzer. Die Galoppade iſt der neuern Jugend eigen, welche überhaupt ſchneller lebt, als man früher gewohnt war. Die Tanzenden ſind entweder Studenten von Heidelberg oder Tübingen. Sie erkennen ſie an dem freien Anſehen, an der Unbefangenheit

ihrer Bewegungen und hauptsächlich daran, daß sie, sobald der Tanz ein Ende hat, wieder zu ihren langen Pfeifen und Bierkrügen rennen, die ihnen offenbar eben so lieb sind, als die saubern Frauenzimmer und rauchgarnirten Galerien waren. Oder es sind Vicare und Pfarrer aus der Umgegend, die sich Bräute oder Frauen suchen: Sie erkennen sie an dem Ungelenken in der Haltung, an dem Verlegenen in der Unterhaltung, an der Beengtheit, mit der sie ihre Damen umfassen. Oder endlich sind es junge Kaufleute und Ladendiener. Die Anzahl von diesen ist die größte; aber auch sie sind nicht minder leicht zu erkennen, denn sie sind am schönsten geputzt, tanzen am besten, lachen zu allem, was sie sagen und machen ungeheuer geschminkte Gesichter, wenn sie ihre Tanzerin gefragt haben, ob es ihr nicht zu heiß sey? Die übrigen Herren werfe ich alle in Eine Masse; es sind Leute, die die Bequemlichkeit und die Tafelfreuden allem Andern vorziehen. Aber der Tanz ist aus, gehen wir einmal durch den Saal, um uns alles in der Nähe zu besehen. — Wie? Du da? Bist vom Odenwald herabgekommen, um einmal den Wartberg wieder zu sehen? Und Sie? Haben Sie es auch gewagt? Oder vielleicht Frau und Kind mitgebracht? Wahrhaftig, ich sehe immer mehr Bekannte, lauter Leute, die ich schon Jahre lang nicht gesehen habe, alte Universitätsfreunde, Jugendgenossen und ehemalige Spielcameraden. Ich erkenne sie oft kaum mehr, so sehr haben sie sich in der Länge der Zeit, da wir uns nicht mehr sahen, verändert. In der That, man muß auf den Wartberg gehen, wenn man alte Freunde, die in der Welt umher zerstreut liegen, wieder treffen will. Auch meine schöne Freundin, die Leserin dieser Bilder, welche ich bekanntlich mit mir genommen habe, nicke da und dorthin bekannten Gesichtern zu, auch sie hat

viele Freundinnen aus entfernten Gegenden gefunden. Aber was iſt das? Da küßt ſie ja mit Leib und Seele! Das iſt das ſchöne Mädchen, das ich vor einem Jahre hier geſehen und nicht geſprochen habe und deſſen Namen und Herkunft ich vergeblich auszukundſchaften verſuchte, weil es mir plötzlich aus den Augen verſchwunden war. Das muß ich bedauern! Verzeihen Sie einen Augenblick, meine ſchöne Leſerin! Aber was Teufel! wo ſind Sie denn? Sie waren ja ſo eben noch an meinem Arm! Richtig, da ſteht meine Begleiterin, und dort und ſieht Niemis, d. h. ſie hört und ſieht mich nicht, wohl aber einen jungen Mann, der ſich ihr genähert und ſie vertraulich bei der Hand gefaßt hat. Alſo auch eine alte Bekanntſchaft? Eine Liebſchaft von früher her? Ein zufälliges Zuſammentreffen oder ein ſich-beſtellt-haben? Mir iſt's ganz gleich, ich verſichere Sie, betrachten Sie meinetwegen den jungen Mann, auf dem Wartberg ſind ſchon mehr Ehen geſchloſſen worden, als in der großen Stadtkirche zu Heilbronn und das will viel ſagen; aber der Wartberg iſt dafür bekannt, daß ſich alte Menſchen zu Menſchen finden und die Herzen ſich einander nahen, weil man gezwungen iſt, des engen Raums halber eng neben einander zu ſitzen. Ich will mich daher auch nicht genieren, ſondern meine ſchöne Unbekannte geradezu begrüßen und mit ihr ſprechen, als wäre es eine alte Bekannte. Auf dem Wartberg geht ſo etwas ſchon an, und man iſt da in ein Paar Stunden vertrauter, als anderswo in einem ganzen Jahre. Es geht Alles in den Herbſt! — Meine ſchöne Leſerin, oder vielmehr gegenwärtige Begleiterin und ich haben uns endlich wieder zuſammengefunden, wir ſitzen wieder in unſerer Ecke, aber an unſerm Tiſch ſitzen noch viele Andere, Leute, von denen ich nicht mehr weiß, ob wir ſie vorher kannten oder nicht, ſitz

aber waren ſie unſere beſten Freunde geworden und wir ſtießen zuſammen an, ließen die Freunde hoch leben und den Wartberg und die Muſik ſchien einen Tuſch zu blaſen, denn ſie rief ſo eben zum Cotillon und draußen vor dem Saal blitzte es plötzlich hell auf und knallte heftig zur Beſtätigung unſeres Toaſtes, denn einige Herren machten ſich das Vergnügen, ein Feuerwerk loszubrennen auf der Terraſſe. — Endlich ſchlug es 12 Uhr; eigentlich hätte ich ſagen ſollen, ſchon ſchlug es 12 Uhr, denn wir hatten es vor lauter Luſtigkeit gar nicht gemerkt, daß es ſchon ſo ſpät war und wir bereits ſieben Stunden ausgehalten hatten; aber jetzt ſchickte ſich die ganze Geſellſchaft an, nach Hauſe zu gehen. Fackeln heraus! Muſik voran! So zogen wir den ſteilen Weg hinab, mit hüpfenden Schritten und turmelndem Kopfe. Es muß einen herrlichen Anblick gewährt haben, der lange Zug mit den brennenden Fackeln und der rauſchenden Muſik an der Spitze! Dazwiſchen hinein knallten Piſtolenſchüſſe, um die Sache noch romantiſcher zu machen. Doch ich ſchweige, denn ich bin jetzt zu Hauſe, d. h. im Wirthshauſe, wo ich ſehr gerne zu Hauſe bin, und liege im Bette; ehe ich aber einſchlafe, laſſe ich den Wartberg mit ſeinen ſchönen Frauenbildern, mit den vielen Bekannten, die ich getroffen und die ich gewonnen, vor meiner Seele vorüberziehen und ich richte die Frage an dich, mein Leſer: „ſiehſt du ein, warum der Heilbronner ſagt, es giebt nur Einen Wartberg?“ Hier haſt du Alles beiſammen? Muſik, Herbſt, Tanz, Gelage, Fremde, Freunde, Schönheiten; eine ganze Welt mit allen ihren Freuden iſt vor dir aufgethan, und was du ſonſt in einem ganzen Jahre an den verſchiedenſten Orten und zu verſchiedenen Malen nur in einzelnen Portionen genießen kannſt, das findeſt du hier in Einen Rahmen zuſammengedrängt, ein göttliches

(Gemälde) Wirſt du jetzt mit mir ausrufen, es lebe der Wartberg?! —

Vierzehn Tage lang dauern die Freuden des Wartbergs. Vierzehn Tage lang wird alle Mittage und Abende da oben muſicirt, jubilirt und getanzt, und der Wirth hat in dieſer kurzen Zeit eine beſſere Einnahme, als ein Anderer das ganze Jahr hindurch. Die Heilbronner laſſen es ſich nicht nehmen, alle Abende oben zu erſcheinen und auch die Heilbronnerinnen kommen wenigſtens je um den andern Tag. Die Fremden aber, d. h. die Bewohner der Umgegend auf 15 Stunden im Umkreis kommen wenigſtens Einmal die Woche, wenn ſie nämlich nicht allzuweit haben, oder bleiben ſie gleich mehrere Tage, ſo wie ich es auch ſchon oft und vielmals gemacht habe. Uebrigens iſt nicht jeden Abend daſſelbe Leben auf dem Berge oben; denn wenn es am Donnerſtag beſonders von Fremden gedrückt voll iſt, ſo bieten dagegen die Montage, Dienſtage, Mittwoche, Freitage und Samſtage ein ſtilleres Bild. Der ſich hin- und herbewegenden Perſonen ſind theils weniger, theils wird das Leben nicht ſo im Sturme genoſſen. Man ſitzt mehr im Familienzirkel und die Damen ſtricken oder nähen, die jüngern aber warten mit Schmerzen, bis die Glocke 6 Uhr ſchlagt, denn um dieſe Stunde werden die Comptoirs geſchloſſen und die Herren Kaufmannsdiener rücken als beliebte Tänzerſchaar an. An dieſen Tagen geht man auch wohl ſchon vor 12 Uhr nach Hauſe. Ganz anders verhält es ſich dagegen mit dem Sonntage; denn der Wartberg ſoll nicht blos ein Feſtplatz ſeyn für Honoratioren, obgleich dieſes Wort um dieſe Jahreszeit eine bedeutende Ausdehnung erleidet, und hübſch angezogene Putzmacherinnen ſo gut zu den höhern Ständen gerechnet werden, als des Obriſten und Generals Töchterlein, ſondern

auch für die niedern Stände, d. h. für Knechte und Mägde, für Studentmädchen und Handwerksgesellen. Am Sonntag sind die ehrsamen Geister los.

Die alten Romer hatten ein Fest, da wurden die Herren Knechte und die Knechte Herren; es war das Fest der umgekehrten Welt. So arg geht es bei uns nicht zu und nicht einmal im Herbste zu Heilbronn, aber die Knechte und Mägde werden wenigstens ihres Dienstes entlassen am Sonntage, und der Herr vom Hause muß nun manchen Dienst selbst verseben, den er sonst dem Bedienten aufgetragen hatte und die gnadige Frau oder das gnadige Fräulein muß an diesem Tage selbst in der Küche stehen. Im Herbste muß man immer etwas freisinniger Natur seyn, es ist ja nur Einmal im Jahr Herbst! Eine Magd aber würde sich unglücklich fühlen, wenn sie Sonntags nicht auf dem Wartberg ware; sie würde meinen, man deute den andern Tag mit Fingern auf sie, weil sie es nicht einmal so weit gebracht, daß ihr Geliebter sie zum Tanz führe auf den Wartberg. Ein Sonntag auf dem Wartberg oder der Knechts- und Magdetag bietet daher ein ganz absonderliches Schauspiel dar. Schon sogleich nach dem Mittagessen sind die Zimmer des Wirthshauses dicht gefüllt. Die Herrschaften gehen diesmal aussen, im Freien, und lassen sich hier Caffee und Backwerk schmecken. Nur einige kühne Herren wagen es, dann und wann in den Saal zu dringen und sich das tolle Treiben hier in der Nähe zu beschauen. Hier geht es aber auch in der That toll genug zu. Es ist ein Gedränge, daß kaum eine Maus, viel weniger ein Mensch, sich durchdrangen zu können scheint. Wer einen Schritt vorwärts kommen will, muß zwanzig Menschen auf den Fuß treten und vierzig mit Rippenstoßen beseitigen. Er selbst kommt auch, wenn er seinen Rock oder

wenigſtens ſeine Rockſchoße riskirt. Allein trotz dem Gedränge wird dennoch getanzt. Die Muſik iſt allerdings nicht ſehr einladend; die Herren Fiedler und Clarinettiſten haben ſchon mehrere Nächte hindurch ſich hören laſſen und nun ſtrengen ſie ſich nicht allzuſehr an; wenn's nur thut und einen Takt giebt! Der Raum, auf dem ſich die einzelnen Paare bewegen, iſt kaum doppelt ſo groß, als ein ordentlicher Suppenteller, aber man kann ſich auf einem ſolchen Raum ſchon in der Runde herumdrehen. Und wie wird getanzt! Man hat für dieſes „Wie" ein Stichwort, „daß die Haare davon fliegen," damit iſt genug geſagt. Allein während des Mittags geht's immer noch ordentlich genug zu. Es paſſirt weiter kein Unglück, als daß einigen Mädchen im Gedränge die Röcke bald vom Leibe geriſſen werden, und daß einige Handwerksgeſellen einen halben Frack nach Hauſe bringen, ſtatt eines ganzen. Das iſt Alles, denn ſolche Kleinigkeiten, als zertretene oder wenigſtens ſtark getretene Füße u. ſ. w. werden gar nicht in Anſchlag gebracht. Gegen Abend leert ſich auf einmal der Saal, jedoch nur auf eine Stunde; die dienſtbaren Geiſter ſind beimgeflogen, um die Pferde in die Schwemme zu reiten oder Waſſer in die Küche zu holen. Nun ſind die Bauerbuben mit ihren Mädchen Herren des Platzes; denn auch von den Bauern der Umgegend von Heilbronn wird der Wartberg venerirt und frequentirt. Von den beimgegangenen Knechten und Mägden kehrt jedoch ein Theil zurück. Jetzt geht das Donnerwetter los. Es wird nicht mehr getanzt, es wird geſprungen; es wird nicht mehr geſprochen, es wird geſchrieen; es wird nicht mehr geſungen, es wird gebalkert; es wird nicht mehr getrunken, es wird geſoffen. Des Weines wird eine ſolche Quantität conſumirt, daß man ein ganzes Dorf eine Woche lang damit

betrunken machen konnte, denn alles seit Monaten Erſparte wird auf Einmal durch die Gurgel gejagt. Die Mädchen müſſen Beſcheid leiſten, und wenn ſie ſchon in einem Zuſtande wären, wo ſie nicht mehr unterſcheiden könnten, ob ſie Jungfrauen ſeyen oder Frauen. Von der Muſik werden nur noch einzelne ſchrille Töne vernommen, denn die tollen Burſche klatſchen mit den Händen, daß eine Bravourſängerin verſprechen würde, zehn Jahre lang nicht heiſer zu werden, wenn man ihr nur Einmal alſo Beifall klatſche; Einzelne machen Sätze und trappen, daß der Boden zittert; Andere ſchnalzen mit der Zunge, wieder Andere ſchreien und toben. Es iſt ein Höllenlärm! Jetzt purzelt ein Paar zu Boden, aber die raſch nachwalzenden können ſich nicht halten, denn auch ſie ſind ſchlecht auf den Füßen; ſie ſtürzen über das gefallene Paar und im Augenblicke liegt ein ganzes Dutzend zu Boden. Das bringt aber im Geringſten keine Störung in's Hauptvergnügen; ſondern im Gegentheil an andern Tiſchen fahren Einige ganz ruhig fort zu ſchreien und zu johlen. Mit den Füßen wird dazu geſtampft und Einer ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Gläſer alle zuſammenſtürzen, und zufälligerweiſe fließt aller Wein, ſo darinnen befindlich geweſen, dem Schatze eines Anweſenden in die Schürze und der beleidigte Burſche erhebt alſobald einen Stuhl und ſchlägt damit den Fauſtſchläger über den Kopf; doch dieſer iſt auch nicht faul, er tritt einen Stuhl zuſammen, ergreift einen der Füße und bearbeitet ſeinen Gegner; alſobald wird der Kampf allgemein; ein Raufhandel entſteht, wie ſelten ein ſchönerer geſehen wurde; die Kellnermädchen ſpringen, um die Spiegel und Fenſter zu retten, aber alle Stühle, Gläſer und Bouteillen werden im Nu zuſammengeſchlagen und mit dem Wein vermiſcht ſich das Blut der Beſchädigten. Am Ende

aber verſöhnt man ſich und geht beruhigt nach Hauſe, denn der Kampf hat den Taumel verbannt und die Meiſten ſind wieder nüchtern geworden.

Sie ſehen, daß der Wartberg verſchiedene Nüancen von Vergnügungen darbietet. Dafür ſteht er aber auch einzig da. Denn ſo nahe auch die Weibertreu iſt, ſo romantiſch ihre Ruinen erſcheinen, ſo wenig konnte ſie es je dahin bringen, dem Wartberg den Rang ſtreitig zu machen. Nur Einmal im Herbſte, einen einzigen Nachmittag lang, iſt dort oben Feſt und Gelage. Man campirt im Freien; ein Wirth ſchenkt Wein, man ſingt und exluſirt ſich auf alle Weiſe; Abends wird auf Koſten der Geſellſchaft ein kleines Feuerwerk losgebrannt und man zieht mit Muſik und Fackeln nach Weinsberg hinab, um im Wirthshauſe das Feſt weiter zu treiben und zu beendigen. Allein dieſes Feſt iſt ſchon mehr ein gemachtes und veranſtaltetes, während auf dem Wartberg ſich Alles ganz natürlich giebt. Der Wartberg bleibt der Volksfeſtort für die Heilbronner und die ganze Umgegend. Ueber die Abentheuer, die er dort erlebt, abſonderlich bei den Nachhauſeführungen, könnte Einer, der alle Jahre und über die ganze Feſtzeit hinkommt, ein ganzes Buch ſchreiben, und vielleicht thue ich's einmal und betitle es voraus: „Wartbergfahrten."

Ein alter Eheſtandscandidat.

Wenn man in einer gewiſſen Stadt vor einiger Zeit um drei viertel auf Ein Uhr zum Mittageſſen gieng, ſo war man ſicher, einem Mann zu begegnen, der mit heftigen

Schritten sich fortbewegte und in vieler Hinsicht vor andern Menschenkindern sich auszeichnete. Er war klein von Statur und mehr Bauch als Körper; seine kurzen magern Beine bedeckten kurze blaue Hosen und lange hohe Stiefel, wie man sie vor fünfzig Jahren getragen; der Bauch, welcher sich bis an den Hals ausdehnte, war in einen langen Ueberrock gehüllt, den der Schneider sehr schlecht gemacht haben mußte, denn die Taille machte sich darin, wie die eines runden Faßes; auf dem dicken Kopf saß ein großer Hut, der in Hinsicht auf seinen Umfang für einen Riesen gepaßt hätte; das Fleisch des Gesichtes war sehr roth anzusehen, und das ganze Gesicht bestand eigentlich aus lauter Fleisch, wie's ja oft Menschen giebt, die das im Gesicht tragen, was bei andern Menschen sich hinten befindet; den magern Scheitel bedeckten spärliche graue Haare, und die dicke Nase war mit Rubinen besetzt; unter den buschigten Brauen saßen zwei kleine Aeugelein, die sich in dem Gesichte ausnahmen, wie zwei Irrlichter in einem weiten Sumpfe, man konnte von ihnen kein anderes Merkmal angeben, als daß sie an der Stelle saßen, wo gewöhnlich die Augen sind. So war unser Held beschaffen. Eigentlich hieß er Herr von Stier, die Leute aber nannten ihn gewöhnlich Ober-Ober. Das „Ober-Ober" und das „von" hatten beide in derselbigen Ursache ihren Grund. Denn der gute Mann war einmal Oberregierungsrath oder Oberappellationsrath oder Oberjustizrath oder etwas dergleichen gewesen. Er war es geworden, wie man manchmal Etwas wird, wovon man keinen vernünftigen Grund anzugeben weiß. Allein es giebt keinen Menschen, der ein vornehmes Amt bekleidet, und nicht auch Verdienste hätte; und diese Verdienste waren es, die ihm ein Kreuzlein eintrugen. Nun konnte er es aber um sein Leben nicht leiden, wenn

Jemand beim Nennen ſeines Titels, das „Ober“ wegließ. An dem „Ober“ hieng er, wie ein Soldat an ſeiner Medaille, oder ein alter Schulmeiſter an ſeinem Baculus. Darum nannte man ihn „Ober-Ober,“ mit welcher Satyre wir aber durchaus nicht übereinſtimmen, denn es giebt ja bekanntlich gar viele Leute, an denen gar nichts iſt, als ihr Titel, und dieſe müſſen daher über dieſen wachen, wie ein beraubtunſinniges Mädchen über ihre Unſchuld. Eben daher kommt es auch, daß an ſo vielen Menſchen gar nichts iſt, weil's viele Menſchen giebt, die nicht einmal einen Titel haben.

Es war ein ſehr drolliger Mann, dieſer Ober-Ober, abſonderlich Mittag um drei Viertel auf Ein Uhr. Denn da gieng er zum Mittageſſen. Die kleinen, kurzen Füßlein bewegten ſich ſo behende, als gälte es einen Wettlauf, und Nichts konnte ihn mehr ärgern, als wenn ihn Jemand um dieſe Zeit auf der Straße ſtellte und ein Geſpräch mit ihm anknüpfte. Nur ein junger Liebhaber, der zu einem Rendezvous eilt, konnte über einen ſolchen Aufenthalt einen größeren Zorn bekommen. Ach! es iſt auch Etwas ſo ſchönes um das Mittageſſen, abſonderlich wenn man Hunger hat, und das Eſſen gut iſt. Und der Ober-Ober hatte immer Hunger, und aß immer gut. Er aß aber auch ſehr gerne viel, darum konnte er nirgends anders eſſen, als im Wirthshauſe, wo es auf ein Paar Pfund Fleiſch mehr oder weniger nicht ankommt. Was kann auch einem Gaſtwirth mehr Freude machen, als wenn es ſeinen Gäſten tüchtig ſchmeckt? Ich kenne zwar Einige, die nicht dieſer Meinung ſind, ſolche, die ihren Gäſten die Biſſen im Munde nachzählen, und denen alle Male ein Stich durch's Herz geht, ſobald Einer an der Tafel ſich zweimal vom Nämlichen geben läßt. Unſerem Helden gieng's wie dieſen Gaſtwirthen.

Er wurde immer böse, wenn Einer neben ihm viel aß. Entweder dachte er, es entgehe ihm dadurch Etwas, oder wahrscheinlicher war es Ehrgeiz, weil er es sich von keinem zuvorthun lassen wollte. Es gieng ihm, wie meiner schwarzen Base, einer bösen alten Jungfer und armen Waise in den Fünfzigen. So bald sie hörte, daß wieder ein Mädchen heirathete, so wurden ihre Augen feucht, wahrscheinlich aus Mitleid über das Unglück, dem dieses arme Kind in die Arme rannte; so bald eine Wittfrau den zweiten Mann nahm, ließ sie ihren Thränen freien Lauf; wie konnte auch die Frau so thöricht seyn, Etwas zu wollen, was sie selbst gänzlich verschmähte! Wenn aber vollends eine ihrer Jugendgespielinnen dem Grundsatz, ledig zu bleiben, ungetreu wurde, da weinte sie nicht mehr; ihr Auge war dann voll Wehmuth gen Himmel gerichtet, als wenn es sagen wollte: „Herr geh' nicht mit ihr in's Gericht." Unser Held war aber generos und wollte sich nicht nachsagen lassen, daß er zu viel esse und zu wenig bezahle; darum aß er viel und bezahlte die Hälfte mehr, als die andern Gäste. So hatte er ein Recht, auch die Hälfte mehr zu essen, und man konnte nicht sagen, daß er seinem Rechte etwas vergab. Es war eine stille Uebereinkunft, und man sagte, sie habe ihn viele Ueberwindung gekostet. Welcher Mensch wäre auch gerne generos, wenn er es nicht seyn muß? Das Generosseyn ist meist so freiwillig, als die Sprünge und Späße des Bajazzo, wenn der Maestro hinter ihm steht mit der Hundspeitsche, und das Publikum lachen will.

Ich aß zwei Male mit ihm in Gesellschaft; das erste Mal wurden wir die besten Freunde und das zweite Mal Todfeinde. Es kam aber alles von meiner Höflichkeit her. Ich kannte ihn noch nicht, den guten Mann, und da ich neben ihm saß, so präsentirte ich ihm von den Schüsseln,

deren Inhalt ich koſten wollte, immer zuerſt und mit jeder Präſentation ward der dankende Blick freundlicher. Wär's ein Mädchen geweſen, es hätte eine Liebſchaft gegeben. Als ich ihm vom Nachtiſche drei Mal offerirte, da hätte er mich beinahe umarmt. Man ſieht, er hatte ein Herz, und war ſehr zärtlicher Natur. Mit jeder Portion, die er durch meine Galanterie hinunterzuwürgen veranlaßt war, zerfloß er zuſehends mehr vor Rührung. Es war wie wenn Butter am Feuer vergeht. Wahrſcheinlich hatte ſein Herz vom vielen Eſſen eine erdentliche Portion Speck angeſetzt. Das zweite Mal, als ich ihn wieder traf, gieng's ganz anders, faſt ſehr ſchlimm. Ich hatte eine Freude, ihn wieder zu ſehen, ich wollte ihn näher kennen lernen, und unterhielt mich angelegentlich mit ihm. Der dicke Herr war genöthigt, mich anzuhören und mir zu antworten. Ach! da gieng manche Speiſe vorüber, und er konnte ſich nur einmal damit verſehen, manche gieng vorüber, von der er gar Nichts bekam! Das verzieh er mir niemals. Im Zorne ſtand er ſogar auf, ohne den Nachtiſch abzuwarten. Der gute Mann eilte wahrſcheinlich in ein anderes Wirthshaus, um das Verſäumte einzubringen. Alſo eine doppelte Ausgabe und am Ende doch nicht ſatt! Nachher habe ich ihn nicht oft mehr geſehen. Wie es mit ſeinen Familienverhältniſſen ausſah, habe ich nie recht erfahren können. Man wußte nur ſo viel, daß er ledig ſey, und dieß wußte man ſchon von lange her. Wahrſcheinlich hatte er auch Eltern gehabt, denn obwohl bei vielen Menſchen die Eltern ſehr unnütz ſind, wie z. B. bei jungen, reichen Mädchen, ſo ſehe ich doch nicht ein, warum er keine Eltern gehabt haben ſollte. Derzeit war er ledig und ſchon ſehr lange ledig. Das Ledigſeyn machte ihm ſehr viel zu ſchaffen. Ach! er war ſo ungerne ledig! Zum

Ledigſeyn gehört ein gewiſſer Humor, und wer mit Genuß ledig ſeyn will, der muß ſeine Lebetage die Burſchenjahre im Kopfe haben. Ein Junggeſelle muß Student bleiben, mit freiem Herzen und leichtem Sinn die Welt anſchauen, oder er wird ein widerwärtiger, griesgrämiger, alles bekrittelnder Kleinigkeitskrämer, der mehr Launen und Eigenheiten hat, als ſechs Weiber zuſammen. Nichts iſt erbärmlicher, als eine Frau wollen und keine bekommen; aber heirathen können, und nicht heirathen wollen, darin liegt eine Art Entſagung, und jede Entſagung hat etwas Nobles, und wäre es auch eine Entſagung vom Unglück. Vor ſolch' einem freiwilligen Junggeſellen habe ich immer viel Reſpect gehabt, und Einen habe ich gekannt, der mir lieber war, als ein Dutzend verheiratheter Männer.

Es war ein alter fideler Kumpan, immer aufgelegt zu Scherzen, ſtets heiter, voll gutmüthiger Laune, der Liebling der Geſellſchaften. Die Weiber mochten ihn eben ſo ſehr, als die Männer, mit jenen ſpielte und ſchwatzte er, mit dieſen ſpielte und trank er. Ueberall fehlte es, wo er nicht dabei war, und ſah man ihn des Abends manchmal unter den jungen Männern des Städtchens, wahrhaftig man hätte geglaubt, er wäre der Jüngling und ſie Greiſe. Wie oft freute er ſich, daß ihn Niemand zanke, wenn er ſpät nach Hauſe gehe, und Niemand mit ihm hetere, wenn er ſein Geld verpuße! Es war ein närriſcher Kauz. Beſonders eigen waren ſeine Anſichten über die Weiber. Dieſe ſtanden nach ſeiner Meinung eine Stufe tiefer, als die übrigen Menſchen. Wein und Weiber ſtellte er gleich hoch, und von beiden meinte er, ſie ſuchen ſich ſtets zu individualiſiren, weil ſie eigentlich noch ein genus ſeyen und kein Individuum, deßwegen conſumirte er von beiden ſehr viel.

Wenn ich ihn ſah, da dachte ich immer an die vergangenen Tage zu Tübingen und Heidelberg.

Unſer Freund Ober-Ober war freilich nicht von der Art; vielleicht um einer Kleinigkeit wegen, weil er keinen Humor hatte. Es kann auch nicht Jedermann Humor haben, haben ja doch nicht einmal alle Komiker Humor, und was noch mehr iſt, giebt es ſogar Kritiker, die da meinen, der Humor gehöre nicht nothwendig zu einem Komiker! Das weiß ich gewiß, daß zu einer ſolchen Kritik weder Humor noch Verſtand gehört, ſo wenig als zu einem Hauſe eine Gartenmauer, aber ich brauche mich nicht zu ereifern, unſer Held war kein Komiker, ſondern blos eine komiſche Figur. Er brauchte alſo keinen Humor, nicht einmal viel Verſtand. Es wäre auch ein Unglück geweſen, denn er hatte in der That nicht viel, aber immerhin genug, um eine hohe Staatsſtelle zu bekommen und nachher wegen Mangels an Brauchbarkeit penſionirt zu werden. Was iſt auch natürlicher, als daß man Einen vorher anſtellen muß, ehe man ihn penſioniren kann? Und was iſt wiederum natürlicher, als daß man Einen penſionirt, wenn man ihn nicht brauchen kann? Die Brauchbarkeit zeigt ſich erſt, wenn man angeſtellt iſt. Examina entſcheiden durchaus nicht. Kenne ich doch Einen, der im Examen das Zeugniß erhielt: „hinlänglich mit Annäherung an unbrauchbar,“ und er iſt jetzt der brauchbarſte Pfarrer im Lande und ſo beliebt bei den Bauern, daß ſie ſtundenweiſe ihm zulaufen und der Verdacht der Demagogie und der Wetterbrungungsſucht iſt nie auf ihn gefallen! Und er hat es weit gebracht, denn er hat ein gutes Einkommen, und braucht gar Nichts zu denken und nicht einmal etwas Altes, denn das ſchreibt er blos ab und lernt's auswendig.

Unſer Held hatte ein gutes Einkommen und wollte

heirathen. Nächſt dem Eſſen lag ihm Nichts ſo ſehr am Herzen, als das Heirathen. Das Eſſen und die Ehe ſind zwei ſchöne Begriffe. Mancher hat ſchon begriffen, daß man ſich veredlichen muß, um zum Eſſen zu kommen. Ja ſogar nur des lieben Brods halber — die andern Speiſen gar nicht zu rechnen — haben ſich ſchon Viele verliebt. Selten aber iſt unter dieſen Einer geweſen, der liebenswürdig geweſen wäre zum Freſſen. Warum es unſerm Freunde ſo lange nicht glücken wollte, iſt faſt wunderbar; denn es iſt bekannt, daß es ſehr viele Mädchen giebt, und noch mehr bekannt iſt's, daß alle dieſe Mädchen heirathen wollen. Der Heirathsſinn iſt der ſechste Sinn bei den Frauenzimmern, und es beſitzt ihn Jede, auch die, welche ſonſt nicht viel Sinn hat. Unſer Freund mußte alſo Unglück in der Liebe haben. Sonſt war er nicht gerade unglücklich. Denn er hatte ſogar in der Frankfurter Lotterie gewonnen, was bekanntlich ſehr ſelten iſt. Ueber dieſes Unglück ärgerte er ſich ſehr, obgleich er im Uebrigen ſich nicht viel ärgerte. Leute mit einem Schmerbauch ärgern ſich ſelten, und der erſte Grundſatz beim Viehmäſten iſt der, daß man das liebe Vieh ſo ſehr als möglich in guter Laune erhalten muß. Nächſt dem obigen ärgerte ihn nur noch Eins, nämlich das, daß er nicht Miniſter geworden war. Das Alter hätte er gehabt, und wenn's nach dem Geſetz der Anciennetät gegangen wäre, ſo müßte er's geworden ſeyn. Um die Anciennetät iſt es eine ſchöne Sache, abſonderlich wenn man gewiß iſt, alt zu werden, und keine hohen Verwandten und Vettern beſitzt. Ich wüßte nur einen Fall, in welchem ich gegen das Geſetz der Anciennetät wäre, nämlich wenn ich bereits eine Miniſterſtelle bekleidete und ſechs Söhne zu verſorgen hätte. Unſer Freund hatte alſo ganz Recht, wenn er ſich ärgerte, aber darin hatte er Un-

recht, daß er ſich immer ärgerte, ſo bald man die Sache auf's Tapet brachte. Wenn einer ſeiner Nebenſitzer gewiß ſeyn wollte, ſatt zu werden, ſo durfte er nur dieſen Punkt berühren und Herr Ober-Ober aß vor Zorn nichts mehr, und überließ dem Andern die Speiſen, die er ſonſt ſelbſt verſchlungen hätte.

Allein unſer Freund wollte heirathen, und die ganze Stadt wußte es, daß er heirathen wollte. Man kannte ihn ja in der ganzen Stadt. Es giebt Städte, in denen man Jedermann kennt. Ich meine damit nicht etwa blos einen Zeitungsſchreiber, denn einen ſolchen kennt freilich Jedermann. Hält man ihn ja doch faſt allgemein für ein wildes Thier, dem man aus dem Wege geht, wie einem tollen Hunde, damit er Einen nicht beiße! Nein es giebt Städte, wo die Menſchenkenntniß außerordentlich verbreitet iſt. In Stuttgart kann Niemand die Naſe putzen, ohne daß die Leute ſich am andern Ende der Straße ſchon zuflüſterten, ob er ein friſch gewaſchenes Sacktuch dazu gebraucht, oder nicht. Herrn Ober-Ober mußte man alſo kennen. Die Sache hatte in jedem Falle das Gute, daß er nicht erſt in der Zeitung es zu annonciren brauchte, er wolle heirathen. Die Leute könnten ſich alle Jahre viele Ankündigungsgebühren erſparen, wenn ſie ihre Angelegenheiten nur einem oder zwei Freunden unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertrauten. Als nun die Heirathsabſichten des dicken Ober-Ober bekannt wurden, da war allgemeine Freude. Die jungen Mädchen kicherten, die alten Jungfern kicherten, die Wittfrauen kicherten. Aber Alle kicherten auf eine andere Weiſe. Die jungen Mädchen kicherten, weil ihnen der Himmel noch voller Baßgeigen hieng, die reichen Mädchen kicherten, weil ſie eine andere Partidie in petto hatten, die alten Jungfern kicherten, um

einen Seufzer damit zu verdecken, und die Wittfrauen hätten eigentlich gar nicht kichern dürfen, denn unser Heiratscandidat hatte geschworen, keine Wittfrau zu heirathen. Er war durchaus für die Unschuld, und eine Wittfrau ist bekanntlich nicht mehr unschuldig. Die Jungfräulichkeit war eine Lieblingsidee von ihm, und der einzige Fehler bei solchen Ideen ist der, daß sie selten realisirt werden. Mir geht Nichts über die Sicherheit, und bei einer Wittfrau ist man sicher, keine Jungfrau zu finden, bei einer Jungfrau ist man aber nicht sicher, keine Frau zu finden.

Herr Ober-Ober kannte ein Haus und in diesem Hause einen Familienvater, der ein Dutzend Kinder hatte. Seine Frau war sehr fleißig, das Einkommen war gering, und der Mann blieb viel zu Hause und trank Wasser, weil's nicht zum Weine im Wirthshause langte. Bei so bewandten Umständen bleibt der Kindersegen nie aus. Herr Ober-Ober sah sich um, wählte sich eines der Mädchen aus und betete es alsbald an. Das war ganz in der Ordnung, denn er wollte heirathen, und ich habe noch keinen Liebesbrief gesehen, in welchem die Braut nicht mit „Angebetete" angeredet wurde. In der Ehe fällt das Anbeten weg, und man betet blos noch, wie z. B. die siebente Bitte: „Herr erlöse uns vom Uebel."

Herr von Stier war außerordentlich verliebt. Er hatte es seiner Geliebten zwar noch nicht gesagt, denn er wußte nicht recht, wie er es angreifen sollte. Ein junger Mann, der zum ersten Male liebt, ist immer sehr schüchtern. Herr von Stier war zwar nicht jung, aber sehr schüchtern. Dennoch konnte sie es wohl merken, daß er sie liebe. Sah er nicht aus, wie ein schmachtender Adonis, wenn er sie ansah, den Adonis abgerechnet! Ein Unglück war es für ihn, daß er nicht öfter in Frauenzimmergesellschaft gekommen war.

Wie leicht wäre es ihm da geweſen, die Unterhaltung zu führen! So aber konnte er von Nichts ſprechen als vom Theater und Wetter. Das Theater und das Wetter ſind keine ſo heterogene Begriffe, als man gewöhnlich glaubt. Kommt es nicht oft vor, daß das Wetter in das Theater ſchlägt, und wie oft wünſcht man ſich im Theater, daß das Wetter darein ſchlagen möchte! Auch iſt ſchlechtes Wetter immer noch beſſer, als gar kein Wetter, und ein ſchlechtes Theater angenehmer, als gar kein Theater. Man ſieht, es laſſen ſich an dieſe zwei Begriffe viele intereſſante Bemerkungen knüpfen. Trotz allem dem ließ es ſich unſer Held auf alle mögliche Art merken, daß er verliebt ſey. Zwar kaufte er ihr keine Präſente, nicht einmal ein Theaterbillet, denn das hätte können auffallen und überdieß war er kein Freund von unnöthigen Ausgaben. Aber er machte verliebte Augen, wie ein Kaninchen, wenn es lacht, und rieb ſeine Hände vor Freude, wenn er ſie ſah.

Es war an einem Maiabend, da hatte er ſie wieder geſehen. Sie war ſo ſchön, ſie war ſo leutſelig, ſie war ſo muthwillig. Sie hatte ihm ſogar mit einer Ohrfeige gedroht, und das iſt der größte Beweis, daß man geliebt iſt. Zudem war's, wie geſagt, ein Maiabend, und bis er nach Hauſe kam, war's eine Mainacht, und er legte ſich zu Bette und konnte nicht ſchlafen, und er machte ſich allerhand Gedanken, wie ja bekannt iſt, daß Leute, die eigentlich ſehr gedankenarm ſind, doch immer ſehr verſchiedene Gedanken haben. Er ſtand alſo auf, und ſchrieb einen Heirathsantrag. Der Brief war ſehr ſchön ſtiliſirt, und es thut mir herzlich leid, keine Abſchrift davon hier beifügen zu können. Da ihn aber Herr von Stier ſelbſt abgeſchrieben hatte, nämlich aus einem Lehrbuche, wie man am beſten eine Frau bekommen könne, ſo können meine verehrten

Leſer es dort nachleſen, und obgleich das ſchöne Werk verſchiedene Auflagen erlebt hat, ſo iſt es doch ſehr wohlfeil, und Eheleute, die durch daſſelbe zuſammengeführt worden ſind, verſchenken es ſogar. Es geht dieſem Buche, wie einem meiner Bekannten, einem großen Kuppelkünſtler, der aber keinem Ehepaar, das er zuſammengekuppelt, mehr vor die Augen treten darf. — Der Brief gieng ab. Der Familienvater las ihn und gab ihn ſeiner Frau; ſeine Frau las ihn und gab ihn ihrer Tochter; die Tochter las ihn und wollte berſten vor Lachen; ſie tanzte in der Stube herum wie närriſch und wußte ſich nur erſt zu faſſen, nachdem ſie vor Müdigkeit faſt umgeſunken war.

„Nun, was lachſt Du denn?“ fragte die Mutter.

„Aber, liebe Mutter, warum ſollte ich denn nicht lachen?“ antwortete die Tochter. „Herr von Stier konnte ja mein Großvater ſeyn.“

„Deſto beſſer,“ meinte die Mutter, „ſo iſt er auch geſcheidter, als Du.“

Es ward nun viel hin- und hergeredet zwiſchen Mutter und Tochter. Die Mutter ſprach von dem Einkommen des alten Herrn und von der guten Verſorgung, die Tochter von ſeinen weißen Haaren und langen Stiefeln. Allein, wie geſagt, das Mädchen war arm, es hatte viel Geſchwiſter, der Herr von Stier war alt, ſogar recht alt, zu lange konnte er's nicht mehr treiben, was ſoll man da machen? Das ſchöne Kind überſah die weißen Haare und dachte an die gute Verſorgung. Aber die langen Stiefel überſah es nicht. Es ſagte: „Ja“ zu Allem, zur Verlobung und zur Hochzeit, aber zu den langen Stiefeln ſagte es nicht Ja. Frauenzimmer können an einem Manne Alles überſehen; ſie können ſich hinwegſetzen über ſeine Jahre, ſeine Dummheit, ſein Nichtswiſſen, ſein Nichtsſeyn, ſeine Liederlichkeit,

ja sogar über seine Häßlichkeit, nur über seinen Anzug nicht. Ist er schmutzig, oder großvatermäßig gekleidet, so darf er versichert seyn, keine Eroberung zu machen. Nie hätte sich unser schönes Kind überreden lassen, mit einem Manne vor den Altar zu treten, der kurze Hosen trug und lange Stiefel! Vor Zeiten freilich, da dachte man am Hochzeitsmorgen noch ein Bischen an die Pflichten, die man im Begriffe sey, zu übernehmen; gegenwärtig wäre das kindisch geacht. Am Hochzeitsmorgen hat man jetzt nichts Wichtigeres zu thun, als sich hochzeitlich anzuziehen, und sich im Spiegel zu mustern, ob Alles gut sitzt. Das zweite Wichtige ist sodann, daß man mit Anstand zum Altare tritt, mit Anstand „Ja" sagt, mit Anstand die Hände in einander legt, und mit Anstand knieend den Segen erhält. Ein Fehler hierin gegen die noble Sitte könnte eine Braut zeitlebens unglücklich machen.

Der Vater der zukünftigen Frau von Stier machte sich auf den Weg, seinem Schwiegersohn in Hoffnung, die freudige Botschaft zu bringen. Dieser lag noch im Bett, als Ersterer ankam, er hatte gerade etwas das Zipperlein und konnte sich nicht recht rühren, allein die Freude über sein Glück animirte ihn dergestalt, daß er mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette sprang. Zwar die Klausel, die kurzen Hosen und langen Stiefeln ab-, und lange Hosen und kurze Stiefel anlegen zu müssen, machte ihn etwas stutzen; jedoch was thut man nicht einer Frau zu lieb? Nur einen Augenblick überlegte er, wie viel diese neue Montirung kosten möge, und dann beschloß er, sogleich den Schneider kommen zu lassen.

Der Hochzeitstag war bestimmt. Braut und Bräutigam waren überglücklich. Die Braut hatte ein weißes Atlaskleid und ein goldenes Kreuz mit Brillanten zum

Geſchenk bekommen. Das tröſtete ſie. Der Bräutigam ſollte heute zum erſten Male lange Hoſen tragen. Das tröſtete ſie wieder.

Es war ein ſchöner Morgen, ſo ein ſonnenheller friſcher Maimorgen, an dem der Frühling allemal ſein Vermählungsfeſt mit dem Sommer feiert. An dieſem Morgen aber ſollte ſich der Frühling mit dem Winter vermählen. Die junge Braut wartete ſchon längſt im ſchönſten Putze des Bräutigams. Die wenigen Gäſte waren ſchon verſammelt, welche die Neuvermählichenden in die Kirche geleiten ſollten; die gemiethete Staatscareſſe ſtand bereits angeſpannt; nur der Bräutigam fehlte noch. Um 10 Uhr ſollte die Copulation ſeyn, und es war ſchon halb 11 Uhr, es ſchlug drei Viertel auf 11 Uhr und noch war er nicht da. Schon wollte ſich einer der anweſenden Herren auf den Weg machen, um den Bräutigam an ſeine Pflicht zu mahnen, denn es wäre ja leicht möglich geweſen, daß er den Hochzeitstag vergeſſen hätte; da erſcholl plötzlich großer Lärm auf der Straße. Alles eilte an's Fenſter, und wer war es? Herr von Stier, und hinter ihm drein eine Maſſe junger Buben, die mit ihrem tollen Gelächter einen Lärm verführten, als wäre der Teufel los, oder wie man in Schwaben ſagt, eine Kuh fliegend geworden. Ach! es war ein unglückſeliger Tag für unſern Helden, wie überhaupt Hochzeitstage ſelten zu den glücklichſten gerechnet werden, wenigſtens ſpäterhin nicht. Morgens wollte er ſeine langen Hoſen anziehen. Es war zum erſten Mal in ſeinem Leben. Ein Mädchen, das den erſten Kuß giebt, benimmt ſich faſt wie Eines, das den hundertſten giebt. Allein bei unſerm Stier war das was anders. Stiere ſind gewohnt, daß man ihnen wenigſtens einmal das Fell über die Ohren ziehe, aber daß man ihnen Hoſen anziehe, iſt etwas, das

ihnen nie vorkommt. Herr von Stier benahm ſich daher faſt ſo ungeſchickt als ein Ochſe. Er wollte zuerſt, wie er's von ſeinen kurzen Hoſen her gewohnt war, ſitzend mit beiden Beinen zugleich hineinfahren, allein es gieng nicht, und er fiel mächtig zu Boden. Seine heftig blutende Naſe konnte kaum mit Eau de Cologne zum Schweigen gebracht werden.

Endlich gelang das Hoſenanziehungs-Kunſtſtück. Allein es war gerade dazumal Mode, ſchlank zu ſeyn, und Herr von Stier hatte einen ſehr dicken Bauch. Darum waren die Hoſen zu eng. Herr von Stier fühlte ſich ſehr unbequem. Ich hätte auch nicht mögen in ſeinen Hoſen ſtecken. Zu guter Letzt brach noch ein Knopf, den nähte er ſich ſelbſt hin. So kam's, daß die beſtimmte Stunde ſchlug, ehe er noch zur Thüre hinaus war. Allein das Unglück verfolgte ihn. Sonſt gieng er immer mit einem Stock. Der Stock war ſo eng mit ihm verbunden, daß man ſogar ſagen konnte, der Stock ſey mit ihm gegangen. Heute hatte er keinen Stock, denn zu einem Frack hat man keinen Stock. Allein gerade heute mußte der Unſern einen Hund herbeiführen. Der Hund war zufällig ein biſſiger Hund; der Hund fuhr ihm gegen die Beine. Herr von Stier bückte ſich, um einen Stein aufzuheben. Allein das hätte er ſollen bleiben laſſen. Das Sichbücken iſt eine Sache, die man füglich abſchaffen konnte, abſonderlich wenn man zu enge Hoſen hat, die gerne platzen. Meine Leſer werden nun ſchon wiſſen, was dem armen Herrn von Stier begegnete, und zudem riß ihm der Hund noch ein Loch in die Hoſen. Unſer Held lief, was er konnte, allein er vermehrte nur ſein Unglück. Der Hund bellte, die Gaſſenbuben ſprangen herbei. Die Braut wollte anfangs ohnmächtig werden, als ſie dieſen Aufzug ſah, allein ſie beſann

ſich eines Beſſern und flüchtete ſich ins Nebenzimmer. Was wollte man machen? Die Hoſen wären allenfalls noch in der Geſchwindigkeit zu flicken geweſen, aber der Scandal! — Die Braut war durchaus nicht zu bewegen, das Nebenzimmer zu verlaſſen. Aus der Hochzeit wurde Nichts, und Herr von Stier trug wieder kurze Hoſen, wie zuvor.

Ich weiß nicht, wie es einem zu Muthe iſt, der einen Korb bekommen hat; denn ich habe noch nie einen bekommen. Es giebt nur ein untrügliches Mittel dagegen, nämlich das, nie zu freien. Unſer Held kannte aber dieſes Mittel nicht. Hätte er nur wenigſtens ſo gethan, als wollte er nicht heirathen, ſo wäre er doch intereſſant erſchienen. Ein Frauenzimmer, das einen anerkannten Hageſtolzen zum Manne bekommt, glaubt als Heldin ſeinen Ehrſtandshaß überwunden zu haben, und ſie thut ſich Etwas auf ihre Eroberung zu gut. Sobald aber der Mann erklärt, heirathen zu wollen, ſo verſchwindet der Nimbus des Siegs; eine Andere hätte ihn ja auch bekommen können. Kein Wunder, wenn Herr von Stier auch fürderhin verſchiedenes Unglück hatte. Nirgends wollte es ihm glücken. Bei Vielen konnte er nicht einmal bis zum „Anhalten“ kommen, und er mußte ſchon früher Halt machen, weil ein Anderer ſie ihm vor der Naſe wegſchnappte. Andere preiſten ihn mit einem Nein ab, wenn er ihnen Herz und Hand anbot. Er konnte dieſe ewigen „Nein“ gar nicht begreifen, denn er war doch ſehr liebenswürdig, wie er vermeinte. Einmal war es eine Waiſe, der er ſich zum Ehegeſpons antrug. Das war einer ſeiner vernünftigſten Gedanken. Denn es giebt nichts Liebenswürdigeres, als eine arme Waiſe, die viel Geld hat; und wenn eine Waiſe kein Geld hat, an wen ſoll ſie ſich lieber anſchließen, als an einen

Mann! Da iſt dann kein Schwiegervater, der noch zwanzig Jahre lang den Kruchhuſten herumſchleift, während der Tochtermann glaubte, er würde es keine ſechs Monate mehr treiben! Da iſt keine liebenswürdige Schwiegermutter, die der neue Sohn als theure Mitgift mit in's Haus bekommt, die das Heft des Herrſcherſtabs nicht aus den Händen legen will und ewigen Unfrieden ſtiftet zwiſchen dem Tochtermann und der Tochter! Dennoch, auch die Waiſe ſchlug ihn aus. Die Sache zerſchlug ſich wegen einer Kleinigkeit. Es war des Teſtaments halber. Die Waiſe wollte, daß er ihr Alles vermache, der Ehecandidat aber wollte das Vermögen ſeiner Nachkommenſchaft überweiſen. Wie doch die Leute ſo thöricht ſeyn können, ſich wegen einer ſolchen Kleinigkeit, als kleine Kinder ſind, mit einander zu entzweien! — Herr von Stier gab nun ſogar ſeinen Grundſatz, keine Wittfrau zu heirathen, auf, nur um zu einem Weibe zu gelangen. Das war ſehr löblich von ihm. Die bequemſten Grundſätze ſind immer die, welche ausſehen wie ein Paar Stiefel, die nicht nach dem Fuße gemacht ſind. Man kann ſie wechſeln, ohne ſich wehe zu thun. Allein auch dieſes Manövre glückte nicht. Einmal war es jedoch ſchon nahe daran, daß der gute Mann ſein Glück gemacht hätte, wie man ſich gewöhnlich ausdrückt. Ob es jedoch ein Glück geweſen wäre, weiß ich wahrhaftig nicht. Das gute Kind, das ſich ihm bald und bald zugeſagt hatte, war ſehr unglücklich. Sie hatte wenig, und ihr Geliebter, ein Maler, hatte gar Nichts. Folglich konnten ſie ſich nicht heirathen. Sie härmten ſich beide ein wenig ab, weinten viel und guter Rath war theuer. Es iſt das eine Geſchichte, die ſich gar oft wiederholt, und kein Hahn kräht darnach, wenn Eines oder das Andere einen verzweifelten Schritt thut. Und verzweifelt war der Schritt, den das

Märchen thun wollte. Herr von Stier war ihr zuwider bis in den Tod, aber sie entschloß sich, ihn zu betrathen. Wie lange konnte er auch noch leben! Dann hatte sie Geld und dann .... der geneigte Leser mag sich das Uebrige denken. Allein giebt es ein drückenderes Gefühl, als den Gegenstand seiner Liebe in den Armen eines Andern zu wissen? Der Maler ward wüthend, und in der Wuth conterfeite er den alten Stier ab, wie er leibte und lebte. Ja, das war sein dicker Bauch, das sein Vollmondsgesicht, das seine kleinen, mageren Beinlein, das seine dicke rothe Nase, das sein kurzer Frack, dessen Schoße sich wie zwei Storchenschnäbel ausnahmen! Es war die Carricatur eines schönen Mannes! Und das Porträt ward vervielfältigt und wie ein Lauffeuer gieng's in der Stadt herum, und Jedermann lachte, und Jedermann war begierig, das Bild zu kaufen, und ein industriöser Conditor bildete Figurlein darnach von Zucker und verkaufte davon viele Hundert, und ein industriöser Pfeifenhändler ließ die Figur auf Porcellainköpfe malen, und er machte eine noch bessere Speculation, denn Jedermann rauchte nun nur noch aus Stierpfeifenköpfen. Dem Maler war's gelungen, er hatte seinen Nebenbuhler lächerlich gemacht; dieser konnte sich Wochen lang nicht mehr auf der Straße sehen lassen, und aus der Hochzeit ward nichts. Aber noch Etwas war dem Maler dadurch gelungen, er hatte sich bekannt gemacht als guter Carricaturenzeichner, und ein Buchhändler ward aufmerksam auf ihn, und gewann ihn für sich, und der Maler fand auf einmal Brod und Unterkommen. Sein Glück war gemacht, er konnte sein armes Mädchen betrathen. So that Herr von Stier unbewußt Gutes. Das meiste Gute, das auf der Welt geschieht, hat keine bessere Quelle.

Von all' den Fällen, in denen Herr von Stier ver-

gebens freite, will ich hier nur noch einen erzählen. Dießmal war die Geliebte eine Pfarrerstochter. Mit den Eltern war er in ſo weit einig, wenn ihn das Mädchen wolle. Aber konnte er denken, daß dieſe ihn ausſchlagen würde? Kam ſie ja doch durch dieſe Ehe in die Stadt! Und auf dem Lande ſehnt man ſich nach Nichts mehr, als nach der Stadt. Der gute Herr von Stier hatte ſich nur in Einem verrechnet; er hatte nicht bedacht, daß die, um welche er freite, eine Pfarrerstochter war. Eine ordentliche Pfarrerstochter iſt aber ſtets ſchon im ſechszehnten Jahre verliebt, und dieſe war ſchon achtzehn Jahre alt. Woher es kommt, daß Pfarrerstöchter ſo bald ſchon verliebt ſind, habe ich bis jetzt noch nicht ergründen können. Naturforſcher meinen, es ſey dieß die Folge von dem vielen Kartoffeleſſen, weil dieſe in einem Pfarrhauſe das ſtetige Abendeſſen ſind und Kartoffeln eine caſtigirende Kraft beſitzen. Poeten ſagen, es ſey die Folge der Landluft und des reinen Himmels, welche beide ein Sehnen nach einem gleichgeſtimmten Herzen hervorrufen. Da aber Phyſiologen behaupten, die Sache komme daher, daß die Mutter der Tochter oft erzähle, wie ſie neun volle Jahre lang mit ihrem jetzigen Manne Bekanntſchaft gehabt habe, ſo habe ich nie recht auf den wahren Grund kommen können. Die Thatſache bleibt jedoch nichts deſto weniger feſtgeſtellt. Je weniger die Mädchen Männer ſehen, um ſo mehr ſind ſie für den einzigen Ordentlichen eingenommen, der ihnen vor's Geſicht kommt. Die Vielheit zerſtört die Einheit, das iſt eine alte Wahrheit. Darum ſind die Frauen in einem türkiſchen Harem auf den Einzigen, dem ſie angehören, wie verſeſſen, und darum haben Frauen, die oft in's Theater oder an andere Orte hinkommen, an ihrem Einen Gemahl nicht genug. Unſere Pfarrerstochter war alſo ver-

liebt und wie natürlich in einen angehenden Pfarrer, d. h. einen benachbarten Vicar. Ueber dieses Capitel ließe sich ein ganzes Buch schreiben; wir wollen aber unsere Leser vorderhand damit verschonen. Das Mädchen war sehr einfach erzogen, und wußte daher noch nicht, daß man einen Andern lieben und einen Andern heirathen könne, gerade um den Ersten oder auch noch einen Andern zu lieben. Sie meinte also, sie müsse ihren Geliebten heirathen. Da nun überdieß die württembergischen Vicare, vermöge ihrer Erziehung in den Klöstern, bekanntlich eine Masse von Welterfahrung besitzen, so dachte er gerade auch so. Es war eine unglückselige Uebereinstimmung für unsern Ober-Ober. Doch eine Parthie hatte er für sich, die Eltern. Es giebt nichts Angenehmeres für eine Pfarrersfamilie, als ein Haus in der Residenz zu besitzen, in dem man sein Absteigequartier nehmen kann, wenn man einmal des Jahres dahin kommt. Das Wirthshaus kostet gar so viel. Die schöne Pfarrerstochter wußte sich also gar nicht anders zu helfen, als daß sie schnell an eine gute Freundin, die sich gerade in der Residenz aufhielt, schrieb, um sich nähere Details auszubitten. Diese gute Freundin war zwar auch nur eine Pfarrerstochter, allein sie befand sich eben jetzt auf der Universität, d. h. sie lernte kochen, nähen, Kleider machen und wie man sich in zwei Stunden anziehen könne, während sie vorher nur eine Viertelstunde dazu gebraucht hatte. Ueberdieß sammelte sie sich dort Menschenkenntniß; d. h. sie kam in viele Klatschgesellschaften und wußte alle Stadtneuigkeiten auswendig. Unsere Pfarrerstochter erfuhr daher in kürzester Bälde Alles, was sie wissen wollte. Armer Ober-Ober!

Es war an einem schönen Herbstvormittag, da war großes Leben im Pfarrhause. Man hatte den Tag vorher

Kalb- und Rindfleisch aus dem benachbarten Städtchen kommen laſſen. Ochſenfleiſch gab's dort auch keines, weil bekanntlich die großen Ochſen ſich immer nach den Reſidenzen hinziehen. Das ganze Haus war friſch gefegt und der Seyha ausgeklopft worden. Die Tochter ſtand in der Küche und backte Kuchen. Die Küchenſchürze ſtand ihr allerliebſt, und es war kein Wunder, wenn Einer Appetit nach dem Kuchen bekam. Um 10 Uhr kam Herr Ober-Ober angefahren, zum erſten Beſuche. Er hatte ſeinen braunen Frack angezogen und ſah roth aus, wie ein geſottener Krebs. Die Bewegung im Wagen und die friſche Herbſtluft hatten einen löwenmäßigen Appetit in ihm erregt. Der Pfarrer erwartete ihn unter der Hausthüre, die Pfarrerin an der Stiege und die Tochter an der Kuchenſchwelle. Das Letztere war eine gute Vorbedeutung für ihn. Man wartete mit Wein und Brod auf; allein unſer Held ſchlug Alles aus. Er wollte für keinen Trinker gelten, und den Appetit auf das Mittageſſen aufſparen. In der Reſidenz machte er es immer ſo und kam am wohlfeilſten dabei weg. Der Morgen vergieng ſehr langſam und langweilig, denn ſeine Heißerſehnte war in der Küche und nur dann und wann ſichtbar, wenn ſie den Tiſch deckte. Endlich war es Zeit. Die Suppe kam; Herr Ober-Ober ließ ſich den Teller recht voll geben; er war ja ein Schwabe und dieſe heißen auch „Suppenſchwaben"; er verſuchte ſchnell, denn ihn hungerte, wie einen Wahrwolf, der vierzehn Tage lang Nichts zu ſich genommen; allein — die Suppe war verſalzen. Wenn ein Mädchen die Suppe verſalzt, ſo iſt ſicher, daß ſie verliebt iſt, was konnte ihm alſo angenehmer ſeyn? Doch unſer Held liebte das Salz nicht, das Attiſche eben ſo wenig, als das Salzburger. Die Suppe ſchmeckte ihm nicht. Nun dachte er, ſich am Rindfleiſch ſchadlos zu hal-

ten. Vom Fleiſche war er ein beſonderer Freund, das ſah man an dem vielen Fleiſche, das er auf ſich liegen hatte. Das Fleiſch war für ihn, was das Weizenkorn für die Gänſe und die Ulmerbrode für magere Frauenzimmer. Er ſtopfte ſich damit. — Allein — ein neues Unglück; dieſes Rindfleiſch war ſehr mager und ſehr zähe. Der Metzger hatte wahrſcheinlich kein gutes, und in der Geſchwindigkeit eine Kuh mit einem angehenden Ochſen verwechſelt. Er würgte ein Stückchen hinunter, mehr konnte er nicht. Brauchte er doch zu dieſem einzigen Stückchen mehr Zeit, als ſonſt zu einem ganzen Lendenbraten! Wie freute er ſich nun auf das Gemüſe! Denn zum Gemüſe kommt ja auch wieder Fleiſch, dachte er. Allein — ein neues Malheur; man hatte kein Hammelfleiſch bekommen können, und ſeine Stelle verſahen nun gebackene Weckenſchnitten. O, ihr armen gebackenen Weckenſchnitten! Ihr ſättiget meinen Freund nicht. Er war etwas Solideres gewöhnt und ſo geht's gar oft mit der Solidität, man kommt nicht damit durch. Doch es kam ja noch Braten und Salat, es war noch nicht Alles verloren. Der Braten kam, ein herrlicher, delikater Kalbsbraten, dem Anſehen nach; allein es ſehen viele Leute delikat aus und ſind's nicht, und wer Unglück hat, bricht den Finger im Reisbrei ab. Dieſe beiden Grundwahrheiten fand Herr von Stier heute auf's Glänzendſte beſtätigt. Der Kalbsbraten war total verbrannt. Wer kann verbrannten Braten eſſen? Der alte Pfarrer machte ein böſes Geſicht, die Mutter ſchmälte, die Tochter entſchuldigte ſich. Allein weder das böſe Geſicht, noch das Zanken, noch die Entſchuldigungen halfen ſeinem Magen etwas; denn es war dem guten Ober-Oder nicht um ſich ſelbſt, es war ihm nur um ſeinen Magen! Und nun kam Nichts mehr, als etwelche Äpfel und einige Nüſſe!

und von dieſen war noch die Mehrzahl ſo taub, als meine ſelige Großmutter! Das war zu viel, oder vielmehr zu wenig. Er ſtand hungrig auf, hungrig vom Mittageſſen, ohne die Ausſicht, ſich anderswo ſatt eſſen zu können. So etwas ertrug er nicht. Es dauerte keine halbe Stunde, ſo waren die Pferde angeſpannt, und er fuhr zurück nach der Stadt. Der Pfarrherr und ſeine Ehehälfte machten zwar große Augen, — ſo viel Aufwand um Nichts; allein die Tochter lachte im Stillen und freute ſich des gelungenen Plans. Noch an demſelbigen Abend giengen zwei Briefe von ihr ab, einer an den geliebten Vicar und der andere an die Freundin in der Stadt; der Leſer aber denkt mit mir: es geht Nichts über Weiberliſt. Ueber dieſen Text hätte ſchon Adam können eine lange Predigt halten, wenn es damals Kanzeln gegeben hätte. Nachher aber iſt dieß ſo oft geſchehen, daß es überflüſſig wäre, hierüber etwas Weiteres zu bemerken. Die bitterſte Erfahrung in dieſem Punkte machte noch vor Kurzem der Verfaſſer der Schrift: Die Frau, wie ſie ſeyn ſoll. Er hatte ſeine eigene Frau als Muſter genommen, und noch war nicht die zweite Auflage erſchienen, ſo war er getrennt von ſeiner Frau. Das Buch hat nachher noch verſchiedene Auflagen erlebt, der Verfaſſer hat aber ſich ſelbſt keine zweite Auflage von einer Frau gewünſcht. Was übrigens unſere Pfarrerstochter betrifft, ſo ſind wir ſo glücklich, dem Leſer melden zu können, daß ſie ſpäter den Vicar, als er Pfarrer war, heirathete. Die Ehe war ſo glücklich, als dergleichen Verbindungen es gewöhnlich ſind. Herr Ober-Ober aber war immer noch ledig.

Menſchen, die ſich lächerlich gemacht und in den Mund der großen Welt gebracht haben, ſchließen ſich entweder zu Hauſe ein, weil ſie ſich ſchämen, vor den Leuten zu er-

ſcheinen; oder ſie treten nur um ſo öfter, um ſo gewichtiger, um ſo auffallender in die Oeffentlichkeit ein, um durch das Impoſante ihrer Gegenwart, d. h. durch ihre Unverſchämtheit, alle Geſpräche über ſie zu unterdrücken, oder ſie thun, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und leben wie gewöhnlich. Das Letztere iſt das Geſcheidteſte. Und das that auch unſer Held. Nicht gerade deßwegen, weil es das Geſcheidteſte war, denn deßwegen that er überhaupt nichts, ſondern deßwegen, weil er gar nicht einmal wußte, daß er ſich lächerlich gemacht hatte. Hatte er ja dieß ſchon ſo lange gethan, daß Einem das Lachen darüber hätte vergehen können. So aß er denn wie gewöhnlich, d. h. viel, und ward dabei immer fetter und fetter, und immer älter und älter. Es kamen andere Leute in die Mode, und nach einem Jahre oder zweien dachte man ſelten mehr an die Heirathsgeſchichten des Herrn von Stier. Sogar die Pfeifenköpfe mit ſeinem Porträt wurden nach und nach an den Nagel gehängt; denn man konnte ein ſo ſchlechtes Gemälde doch nicht an allen Orten ſehen laſſen. Nur einmal ward man wieder lebhaft an ihn erinnert. Es geſchah in Folge eines Heirathsantrags im ſchwäbiſchen Merkur. Derſelbige war ſo ſinnig abgefaßt, als bei derlei Affairen nur immer geſchehen kann. Es war darin die Rede von zarter Gefühlsbeſcheidenheit, Verſchmelzung in ein Doppelweſen, Ergießung inniger Eheſtandsfamiliarität, lieblicher Anforderung von Schonheit, Zartgefühl und hochſinnigem Ideenaustauſch und dergleichen myſtiſch-mondſüchtigen Redensarten mehr. Viele Leute meinten, die Annonce rühre vom Herrn von Stier her; allein ſie war ſehr lang und koſtete über neun Gulden Einrückungsgebühr; und ſo behauptete ich keck, Herr von Stier ſey nicht der Verfaſſer. In der That zeigte es ſich auch ſpäter, daß ein alter Schreiber-

geſelle, der ſeinen Verſtand längſt verrechnet hatte, die Anzeige hatte einrücken laſſen. Von Herrn von Stier ſprach man alſo immer weniger, man dachte ſogar wenig an ihn, ſo wenig er ſelbſt dachte, und das war ſehr wenig. Was iſt da weiter daran? Spricht man ja doch auch wenig mehr von der Julirevolution in Frankreich, und ich werde noch die Zeit erleben, wo es verboten iſt, daran zu denken.

Plötzlich las man in der Zeitung die Annonce: „Verwandten und Bekannten zeigen wir hiemit unſere geſtern vollzogene eheliche Verbindung an, und empfehlen uns ihrem ferneren Wohlwollen. v. Stier, Caroline v. Stier geb. Stirb-Greis.“ Herr von Stier verheirathet? Der Ober-Ober verheirathet? In der That, es war ſo. Ich weiß wohl, daß es poetiſcher geweſen wäre, Herrn von Stier ledig abſterben zu laſſen, aber ich kann der Geſchichte nicht vorgreifen, die Wahrheit bleibt ewig Wahrheit. — Das Gerücht erſcholl in alle Lande; in keiner Geſellſchaft ſprach man von etwas Anderem, alle alten Jungfrauen wurden wüthend; das ganze weibliche Perſonal ſchrie Zeter-Mordio; aber es half Alles nichts; Herr von Stier war verheirathet. Nun hattet ihr das Nachſehen, ihr Schonen, die ihr im Stillen doch ſeiner geachtet! O, ihr niedrigen Seelen, dachte ich in meinem Innern, könnt ihr denn einer Andern nicht einmal ein Glück gönnen, das faſt wie ein Unglück klingt? Aber ſo iſt es. Es giebt kein weibliches Weſen, das einer Andern einen Mann oder Liebhaber gönnt, es mag dieſer auch noch ſo häßlich, noch ſo dumm, noch ſo alt, noch ſo widerwärtig ſeyn. Wie es gekommen, daß Herr von Stier in den Eheſtand treten konnte, — ich weiß es nicht. Schön war ſie freilich nicht, jung auch nicht, reich auch nicht, von guter Familie auch nicht, beſonders gebildet auch nicht, und ſo gab's noch ver-

ſchiedene „auch nicht,“ aber dumm war ſie gar nicht. Den geſcheidten Gedanken, Herrn von Stier geheirathet zu haben, vergab ihr ihre beſte Freundin niemals. Jetzt ſchien dieſe Partie nicht mehr ſo verwerflich. Beneidete man ſie doch darum! — Von dem Verlauf der Ehe kann ich nicht viel erzählen. Das junge Ehepaar hielt ſich ſtets zu Hauſe. Man hatte geweiſſagt, Herr Ober-Ober würde bald mehr Horner bekommen, als ein Vierundzwanzigender. Man hatte falſch geweiſſagt. Die zärtliche Gattin begnügte ſich damit, ihren Mann zu füttern. Auf Todfütterung iſt keine Strafe geſetzt. Und dennoch, Herr Ober-Ober wurde immer kraftloſer und kraftloſer. Die Eheſtandsgeſchichten ſind gewöhnlich trauriger Natur. Dieſe war aber ſehr trauriger Natur. Es ſtand ein halbes Jahr an, da läuteten die Glocken zuſammen, der Stadtzinkeniſt blies ſeine traurigſte Melodie vom Thurme, und vor der Wohnung des Herrn von Stier ſtanden mehrere Wagen, darunter auch der Leichenwagen. Herr von Stier war ſanft an Entkräftung geſtorben. Er war nur 71 Jahr alt. Seine Frau wollte ſich nicht tröſten laſſen, und weinte viele Thränen. Sie that es gerne. Er hatte ihr all' ſein Vermögen vermacht. Thränen ſind das beſte Auskunftsmittel für Frauen. Ich kenne welche, die weinen können, ſo bald man es verlangt. Wenn ihnen ihr Schooshündchen geſtohlen wird, wenn ſie an einer Andern ein ſchönes Halstuch ſehen, wenn ihr Mann ſtirbt, wenn die Suppe zu warm iſt, daß ſie ſich den Mund verbrennen, ſo weinen ſie, und es ſind immer dieſelbigen Thränen.

Der Tod des armen Herrn von Stier machte den Leuten mehr zu ſchaffen, als ſein Leben. Ach! hätten die jungen Mädchen das gewußt, daß er ſobald ſterben würde! Die arme Wittwe ließ ſich lange nicht unter den Leuten

ſehen. Wäre ſie jetzt ſchon in Frauenzimmer-Geſellſchaft gegangen, — ſie wäre geſteinigt worden. Nur das allein ſohnte ſie wieder mit der Menſchheit aus, ſie ließ ihm einen ſchönen Trauerſtein ſetzen.

Seit dieſer Zeit heirathen in Stuttgart die alten Junggeſellen nicht mehr.

Das politiſche Erziehungsſyſtem eines Mitglieds der chineſiſchen Abgeordnetenkammer.

N. N. Vater: Komm her, mein Sohn, ich will einmal nachſehen, ob du in der Politik die gehörigen Fortſchritte gemacht haſt.

N. N. Sohn: Ja, mein Vater.

N. N. Vater: Du weißt doch noch, was ich dir ſtets für Grundſätze gepredigt habe?

N. N. Sohn: Ja, mein Vater. Der erſte Grundſatz iſt: „Unabhängigkeit von der Regierung.“

N. N. Vater: Wie? Was? Woher haſt du dieſen Grundſatz?

N. N. Sohn: Von Ihnen, mein Vater.

N. N. Vater: Ja wohl, aber ich habe ſtets hinzugeſetzt, „wenn nicht das Vaterland und alſo auch die Regierung unſere Dienſte verlangt.“

N. N. Sohn: Wie, Sie wollen, lieber Vater.

N. N. Vater: Welches hältſt du für die beſte Regierungsform, mein Sohn?

N. N. Sohn: Nach der Republik die conſtitutionelle Monarchie. Das Volk ſoll ſich ſelbſt regieren. Alle Geſetze ſollen von ihm und ſeinen Stellvertretern ausgehen

und der Fürſt handhabt die Geſetze und bringt ſie zur Ausführung. Die Volksſouveränität . . .

N. N. Vater: Willſt du ſtill ſeyn, du kleiner Spitzbube? Wo bringſt du die Ausdrücke her? Allerdings iſt die conſtitutionelle Monarchie die beſte, allein man darf nie vergeſſen, daß eine Ständekammer dem väterlichen Sinn des Regenten die Hände nicht binden ſoll. Es iſt etwas ſo Schönes darum, Vater ſeines Volks zu ſeyn, ſollten wir nicht durch unſere Nachgiebigkeit dazu beitragen, daß der Fürſt es ſeyn kann?

N. N. Sohn: Allein, mein Vater, ich meine doch . . .

N. N. Vater: Was meinſt du? Schweig, du haſt gar nichts zu meinen; ich bin dein Vater.

N. N. Sohn: Gut, mein Vater, ich ſchweige ſchon.

N. N. Vater: Was hältſt du von der Oeffentlichkeit der Gerichte?

N. N. Sohn: Die Oeffentlichkeit iſt die Grundlage aller und jeder guten Regierung. Nur eine Gewaltherrſchaft braucht Verheimlichung ihrer Handlungen. Die alten Deutſchen hielten unter freiem Himmel Gericht, und die alten Deutſchen waren hundertmal mehr werth, als die jungen. Wo keine Oeffentlichkeit iſt, da iſt auch kein Recht, und dem Mißtrauen iſt aller Raum gelaſſen. Volksverſammlungen . . . .

N. N. Vater: Um Gotteswillen, halte ein. Die Junge läuft dir mit dem Verſtande davon. Ich ſage dir: die Oeffentlichkeit iſt nicht in alle Wege von Nutzen, verſtehſt du mich?

N. N. Sohn: Ja, mein Vater.

N. N. Vater: Die öffentlichen Volksverſammlungen waren von jeher der Anlaß zu Revolten und Revolutionen. Sie brachten in die ruhigen Herzen Gedanken, die ſich bald

entzündeten und, zur Flamme geworden, ganze Reiche umstürzten. Ich verdamme die öffentlichen Volksversammlungen. Verstehst du mich, mein Sohn?

R. R. Sohn: Sehr wohl, mein Vater.

R. R. Vater: Auch die Oeffentlichkeit der Gerichte ist nicht immer anzuwenden. Es giebt Prozesse, die ... man muß Rücksichten nehmen; die Familienehre .... Und was unsere Gerichtsbeisitzer betrifft, so ist das Institut ein sehr ehrenwerthes und wohl geeignet, die Oeffentlichkeit des Gerichts zu ersetzen.

R. R. Sohn: Sie haben mir aber vor einem Jahre erst noch gesagt, daß die Scabinen ....

R. R. Vater: Was habe ich dir gesagt, du Schlingel? Willst du meine Worte auslegen? Ich sage dir, ich bin für die bestehende Ordnung der Dinge?

R. R. Sohn: Wohl mein Vater.

R. R. Vater: Was hältst du von der Censur?

R. R. Sohn: Die Censur ist die schmählichste Erfindung eines Pfaffen; sie ist die Unterdrückung des Geistes, der Hebel aller Dummheit und Sünde und die Verdammniß für alles Wahre und Gute. Die Preßfreiheit allein ist die Quelle des Lichts, und wo diese nicht herrscht, da ....

R. R. Vater: Gott steh' mir bei, mein Sohn ist ein Demagog geworden. O, was werde ich für Früchte ernten von meiner väterlichen Erziehung! Nichts als Trübsal und Herzeleid.

R. R. Sohn: Aber Sie haben ja selbst früher ...

R. R. Vater: Mache mich nicht unglücklich, Verworfener! Ich habe nie gegen die Censur mich erklärt, im Gegentheil, so schön auch das Wort „Preßfreiheit" sich ausnimmt, so heilsam ist dagegen das Wort „Censur." Wie viel Unheil wird dadurch vermieden! Wie viel Schlech-

tigkeit und Malicioſität! Wie würde es von Religionsſpöttern und Regierungsangreifern wimmeln; wenn die Cenſur nicht wäre. Die Gottloſigkeit der Welt iſt ohnehin ſchon groß genug, und wenn man vollends Alles drucken dürfte, was man will, ſo hätte der Teufel gewonnenes Spiel. Ich bin für die Cenſur.

N. N. Sohn: Sehr wohl, mein Vater.

N. N. Vater: Was hältſt du von dem Rechte, die Steuern zu verweigern?

N. N. Sohn: Es iſt das einzige Recht, das den Bürger vor Tyrannei ſichert; das einzige Recht, das die Verfaſſung eines Landes garantirt. O! Es iſt ein hohes Recht, und im Nothfall mit Gut und Blut zu vertheidigen, und ließe auch der Fürſt ſeine Dragoner anſprengen . . . .

N. N. Vater: Halt ein, Barbar! Du bringſt mich um! O! meine grauen Haare! Mein Sohn ein Jakobiner! Das iſt der letzte Nagel zu meinem Sarg. Unſeliger, wer hat dir dieſe Lehren gegeben?

N. N. Sohn: Sie ſelbſt, mein Vater.

N. N. Vater: Was? Ich?

N. N. Sohn: Ja, Sie ſelbſt, noch vor einem Jahre....

N. N. Vater: Hebe dich weg von mir, Satanas! Willſt du deinen Vater ſo früh in die Grube fahren laſſen? Ich hätte dir ſolche Lehren gegeben? Ich, der Freund des Miniſters! Ich, der ich erſt geſtern noch in dieſem Dekret einen Beweis der allerhöchſten Gnade erhalten habe! Ich, der ich durch meine Loyalität den Orden der Treue mir verdiente! Mein Sohn! mein Sohn! was habe ich für eine Schlange an dir erzogen!

N. N. Sohn: Aber, mein Vater, ſo ärgern Sie ſich doch nicht. Ich will ja Alles thun, was Sie wollen.

N. N. Vater: Willſt du? Das iſt ſchon von dir.

Nun gut. Dein politiſches Glaubensbekenntniß heißt alſo: Gemäßigte Conſtitution und Aufrechterhaltung des Beſtehenden.

R. R. Sohn: Sehr wohl, mein Vater. Nur noch Eins: wenn ſich das Syſtem zufällig wieder ändern würde, ſo ſagen Sie mir's doch gleich, damit ich mich darnach richte.

Solennitäten bei der Einführung der neuen Verfaſſung in China.

Der Kaiſer von China hatte ſeinem Volke eine Verfaſſung verſprochen. Er war kein Mann wie der höchſtſelige König von Spanien, der ſiebenundzwanzig Mal ſein Königlich Ehrenwort gab und ſiebenundzwanzig Mal nicht hielt, ſondern er war ein Mann, der etwas auf ſein Wort hielt und daher auch ſeine Verfaſſungseide nicht brechen wollte. Zwar war die neue Verfaſſung nicht die beſte, vielleicht ſogar die ſchlechteſte, die es geben konnte, aber der Name „Verfaſſung" ſtand doch einmal auf dem Papier, und die Leute meinten, wenn nur der Name da ſey, die Sache werde ſich ſchon von ſelbſt einfinden. Der Kaiſer von China war ſomit auf ſein hohes Werk ſehr ſtolz, und ſein erſter Miniſter ſah ſehr übel dazu, wenn man an dieſem Grundſtein der chineſiſchen Freiheit etwas zu tadeln finden konnte.

Nun ſollte die neue Verfaſſung eingeführt werden. Fröhliche und großartige Ereigniſſe ſind immer auf eine fröhliche und großartige Art zu feiern. So ſollte es auch mit der neuen Verfaſſung geſchehen. Zwar Verfaſſungen wie die von 1812 in Spanien werden vom „Volke" ge-

feiert und dann brauchts keine besondern Verrichtungen; aber das wußte der Kaiser von China wohl, daß seine Verfassung keine für's Volk sey, sondern nur für ihn selbst, nämlich damit er und seine Familie nebst seinen Regierungsgenossen, den Ministern und sonstigen Helfershelfern in eine „gute Verfassung" kämen. Das Volk konnte diesen Tag also auch nicht feiern, d. h. es hätte wohl gekonnt, wenn's gewollt hätte, aber es wollte durchaus nicht, sondern protestirte sogar gegen diese Verfassung, und ließ ein Gemurmel hören, als spräche es einen Fluch aus. Das störte aber den großmächtigen Kaiser von China durchaus nicht. Der Tag der Einweihung der neuen Verfassung sollte deßwegen doch gefeiert werden.

Es ward ein großer Verfassungsfestzug angeordnet.

In den Festzügen zeigt sich der Geist der Sache, für die der Festzug gehalten wird. Aus der Theilnahme kann man die Seele erkennen, welche dem Werke, das geehrt werden soll, innwohnt. Aus dem Verfassungsfestzuge des Kaiserthums China kann man deßhalb auch erkennen, welch' freier Geist, welch' geistige Freiheit in der „Verfassung" enthalten seyn müsse.

Der Verfassungsfestzug begann. Voran hundert Mann berittene Gensd'armen, dann kamen dreißig Polizeisoldaten in voller Amtstracht mit kurzen Säbeln und langen Staben, womit sie auf das neugierige Volk einhieben.

Nun folgten zwei Compagnien Infanteristen, mit Unter- und Obergewehr und doppelten Patronen versehen. Darauf zwei Compagnien Reiter mit blanken Säbeln. Jetzt ein Häuflein Gensd'armen zu Fuß. Ihnen folgte eine Compagnie Artillerie mit vier Kanonen und brennenden Lunten. Nun kam der Stadtkommandant und dicht hinter

ihm die „Verfaſſung“ in einer eiſernen Kiſte mit ſieben Schloſſern verwahrt und von neun Ketten umſchloſſen. Acht Polizeidiener trugen die Verfaſſung. Nun kamen abermals zwei Compagnien Artilleriſten. Darauf die Tambours des geſammten Armeekorps, um alle Stimmen, beſonders die der Proteſtirenden, zu übertäuben

Dicht hinter den Trommeln folgte die Geiſtlichkeit China's in ihrer Amtstracht und auf ſie kam die geſammte Hofdienerſchaft. Jetzt ſchritt mit bedächtigem Schritte der Miniſter einher und neben ihm die Gerichtsdiener mit dem Schwerte der Gerechtigkeit. Nun kam abermals eine Schwadron Huſaren und gleich nach ihnen zweitauſend Steuereintreiber und Executionskommiſſäre. Darauf die Spione der Regierung, eine ſchöne Zahl und ſonſtige bewährte Männer, die der „Verfaſſung“ freiwillig folgen mochten. Den Schluß machten Gensd'armen, Soldaten und Polizeidiener.

So ward die große Verfaſſung im Kaiſerthum China eingeſetzt. Der Jubel des Volks und die allgemeine Herzenserhebung über dieſe neue Wohlthat des geliebten Kaiſers von China ward durch dieſe Verfaſſung auf's Neue klar, und Niemand gab es, der je behauptet hätte, es widerſpreche dieſer Verfaſſungsſetzung dem Geiſte der „neuen Verfaſſung.“

Inhalt.

	Seite
Der Verlobte	1
Agnes Schön in Stuttgart	11
Der Reporter	29
Der Liederkranz	39
Die Zeitung	48
Die große Welt in einer kleinen Oberamtsstadt	57
Der Algierer	74
Eine Stuttgarter Redoute	89
Der personlich Geadelte	94
Der Württemberger am Pfingstmontag	100
Der Contrabiercrawaller	109
Eine Garnisonsstadt	114
Das Standehaus	124
Der Wurfball	139
Ein Sonntagsmorgen in Cannstadt	195
Der altwürttembergische Magister	206
Der Jungens- und Mädchensmarkt	214
Der Herbst und der Wartberg	259
Ein alter Ehestandscandidat	283
Das politische Erziehungssystem eines Mitglieds der Chinesischen Abgeordnetenkammer	300
Solennitäten bei der Einführung der neuen Verfassung in China	313

Carl Theodor Griesinger's

sämmtliche

belletristische Schriften.

Vierter Band.

Stuttgart.

Verlag der Griesinger'schen Verlags- u. Antiquariatshandlung.

1844.

Die

letzten Zeiten

der

Grävenitz.

Hiſtoriſche Novelle

aus

dem Ende der Regierungsjahre des Herzogs

Eberhard Ludwig von Württemberg.

Von

Carl Theodor Grieſinger.

Stuttgart.

Verlag der Grieſinger'ſchen Verlags- u Antiquariatshandlung.

1844.

[illegible]A
[illegible]
[illegible]ACENSIS.

I.

Ihr, ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt;
Auch manchen Mann, auch manchen Held.
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Schiller.

Die schönste Gegend von Unterschwaben ist das Neckarthal, und zur Zeit des Frühlings und des Herbstes glaubt man dort durch einen neuen Garten Eden zu wandern. Eine Reise den Neckar entlang hält daher Mancher für eben so herrlich, als eine Rheinreise, besonders zur Zeit, wenn die Trauben gelesen und der neue Most gekeltert wird. Ueberall Lust und Leben! Ueberall fröhliche Gesichter, besonders wenn der Wein nicht mißrathen ist! Ueberall Gesang und Juchheschreien! Ueberall freundliche Dörfer und gastliche Wirthshäuser! So kam es, daß schon vor vielen Jahren die Straße von Franken nach Schwaben eine der belebtesten war, und da der Handel von Norddeutschland seinen Zug meist über Frankfurt und Heilbronn nach Ulm nahm, so hatte man schon in alten Zeiten viel auf gute Chausseen gesehen und noch mehr auf gute Wirthshäuser.

Einer der schönsten Punkte auf diesem Wege ist das Städtchen Lauffen. — Nicht daß an diesem selbst viel wäre: eben so wenig, als an dem Dorfe gleichen Namens,

von dem es nur durch die Neckarbrücke getrennt iſt; allein es gewährt einen wunderbar herrlichen Anblick, wenn man inmitten auf der langen ſteinernen Brücke ſteht und ſich nun plötzlich umſieht. Den Neckar abwärts hat man dicht vor ſich zur Rechten eine kleine Inſel, die als Kegel weit aus dem dem Fluſſe emporragt. Die Inſel erſcheint, wie ein lachender grüner Garten, und inmitten deſſelben erhebt ſich ein alterthümliches Gebäude mit einem noch viel älteren Thurme, dem einzigen Reſte des Schloſſes, das einſt hier geſtanden hatte. Links von der Inſel, an dem andern Ufer des Neckars, liegt das Dörfchen Lauffen, und gerade aus vor ſich erblickt man die herrliche Kirche, ein großes, maſſives Gebäude in altgothiſcher Form, aus Quadern von rothem Sandſteine erbaut, und ſo heilig und großartig kühn ſchaut die Kirche von ihrem ſteilen Felſenvorſprung in den Fluß hart unter ihr hinab, daß die kleine Kapelle der heiligen Regiswindis, ein uralt Kirchlein, wohl aus dem achten Jahrhunderte, mit dem der Volksglaube allerhand ſchöne Sagen in Verbindung ſetzt, in ihrem alterthümlichen Grau faſt wie ein greiſes Zwergleim ſich ausnimmt neben einem Rieſen, der in ſeiner Kraft dem Himmel trotzen zu können vermeint. Den Neckar hinauf, rechts und links von dem luſtigen blühenden Thale, ſieht man die Spitzen mehrerer Dörfer mit ihren Kirchthürmen hervorragen, und als letzter Ruhepunkt des Auges ſchaut von der Höhe herab das Dorf Kaltenweſten mit ſeinem luſtigen freundlichen Jägerſchloßchen. Rechts vom Neckar liegt das Städtchen Lauffen, ein altes, bucklichtes Neſt, ſo eng und ſteil gebaut, daß man ſich faſt verwundert, wie man nur in ſolch' herrliche Umgebung ein ſo häßliches Bauweſen hineinſtellen mochte.

Doch das Alles war dem Wirth zum goldenen Hirſch

in Lauffen ganz einerlei. Es freute ihn nur, daß die Leute alle gerne bei ihm einkehrten und ſich ſeinen Wein und das Eſſen bei ihm gar ſehr ſchmecken ließen. Mehr werth, als der Ruf der ſchönen Gegend, war ihm der Ruf ſeines Hauſes, und hätten nicht Reiſende, die er alle Tage in Menge zu ſehen bekam, ſo gar viel Lobenswerthes von der herrlichen Lage des Ortes geſprochen, er hätte ſelbſt kein Wort davon gewußt.

Beſonders lebhaft gieng es im Herbſte des Jahres 1729 zu. Kein Tag vergieng, ohne daß Fremde zu Fuß und zu Pferde den Gaſthof gefüllt und alle Zimmer beſetzt hätten, und der dicke ehrliche Mann hatte alle Hände voll zu thun, um Jedermann zu befriedigen und die gehörige Ordnung zu handhaben. Eines Tags beſonders, im Monate September deſſelbigen Jahrs, ſchien es gar nicht aufhören zu wollen mit neuen Ankömmlingen. Schon am Morgen war ein Zug von Handelsleuten angelangt, welche ihr Weg nach Ulm hier durchführte, und die es vorzogen, in einem gaſtlichen württembergiſchen Städtchen Mittag zu machen, ſtatt in der nahen, aber theuren Reichsſtadt Heilbronn. An gewöhnlichen Wirthshausgäſten vom Städtchen und den nahen Dorfern, an Fußreiſenden, Fuhrleuten, Handelsjuden und dergleichen fehlte es ohnehin nicht. Mittags fuhr eine große vierſpännige Chaiſe an, wie ſie ſeit längerer Zeit unter vornehmen Herrſchaften eingeführt waren. Die Chaiſe enthielt zwei Damen mit einiger weiblicher Dienerſchaft; ſie mußten wohl von hohem Stande ſeyn, da mehrere beritten: Bediente den Wagen geleiteten; auch wäre es ihnen wahrſcheinlich nicht eingefallen, hier zu übernachten, wenn nicht ein kleiner Schaden, den das Gefährt genommen, ſie zu einem unfreiwilligen Aufenthalte genöthigt hätte.

Eben wollte der Wirth die Thore zum Haus und Hof ſchließen laſſen, denn es war ſchon gegen Abend, und zu jener Zeit pflegte man noch frühe aufzuſtehen, und ſich bald in's Bette zu machen, ſo daß nach der Aveglocke für gewöhnlich nicht mehr viele Gäſte zu erwarten waren; da kam noch eine neue Geſellſchaft an. Es waren drei Herren in Reiterſtiefeln und Kollern. Das Schwert an der Seite, der Schnurrbart auf den Lippen und die Feder auf dem Hute zeigten deutlich genug, daß es Edelleute ſeyen. Jeder hatte ſeinen berittenen Diener bei ſich. Der Wirth hatte nicht ſobald die neuen Ankommlinge bemerkt, ſo ſtand er auch ſchon unter der Hausthüre.

„Lorenz, Jakob! he, ihr Schlingel! wo ſteckt ihr ſchon wieder?“ rief er, „hört ihr denn nicht, daß Fremde gekommen ſind?“ Und raſch ſtieg er nun die wenigen Stufen in den Hofraum hinab, zog in aller Devotion ſein Käppchen, und machte ſeinen ehrerbietigen Kratzfuß. Denn in jenen Zeiten hatte der Bauer und Bürger noch hohen Reſpekt vor den Edelleuten, die er als aus ganz anderem Teige geknetet betrachtete, denn er ſelbſt war.

„Etwas ſpät, meine Herrſchaften!“ ſprach der höfliche Wirth, „etwas ſpät. Zu ſchon viel Geſellſchaft da; Alles beſetzt; müſſen vorlieb nehmen.“

„Ei, Du alter Kauz,“ rief lachend der Jüngſte von der Geſellſchaft, ein ſchöner Mann mit blondem Krauskopf und freien, fröhlichen Zügen. „Meinſt Du, wir ſeyen deßwegen den reichsſtädtiſchen Spießbürgern durchgegangen, um von Dir nur ſo kurz abgefpeist zu werden? Aber ich glaube wahrhaftig,“ fuhr er mit komiſchem Pathos fort, „der Menſch da kennt mich nicht mehr, ſonſt ſpräche er gewiß aus anderem Tone.“

Der Wirth beſah ſich den luſtigen Herrn etwas genauer; er ſchien ſich jedoch nicht recht beſinnen zu können.

„Wie?“ rief der Jüngling, noch munterer werdend, „den kleinen Eduard kennſt Du nicht mehr? Und ich habe Dir doch genug Scheiben eingeworfen, wenn der Herr Präceptor uns einmal erlaubte, ein Bischen im Freien auszuſchnaufen!“

Jetzt ſchien dem Gaſtwirth ein Licht aufzugehen, und ſein ohnehin freundliches Geſicht wurde noch viel freundlicher und legte ſich in tauſend kleine Fältchen. „Was? Junker Eduard?“ rief er. „Nun, das heiß' ich einmal gewachſen! Ja wahrhaftig, Herr Eduard, Euer Gnaden, Herr Baron v. Witzleben wollte ich ſagen; ja, ja, Euer Gnaden ſind ſo groß geworden, ſo ſtark, ſo ſchön; ich hätte Euer Gnaden wahrhaftig nicht mehr erkannt.“

„Nun, Du ehrlicher Burſche,“ ſagte der wieder Erkannte, und reichte dem Wirthe zum Willkomm die Hand, die dieſer kräftig ſchüttelte, „nun, müſſen wir jetzt noch nur ſo vorlieb nehmen?“

„Das beſte Zimmer,“ erwiederte eifrig der Wirth, „was Küche und Keller vermogen. Euer Gnaden Vater waren ein ſehr braver Mann; ſteht in gutem Andenken. Lieschen! Lieschen!“ rief er jetzt in die Hausthüre hinein, „komm' doch heraus, es ſind alte Bekannte da.“

„Laßt das nur,“ ſagte Einer der andern beiden Edelleute, ebenfalls ein junger, aber blaſſer Mann mit ſchwarzen Haaren und etwas melancholiſchen Zügen. Er mochte wohl kaum ein Paar Jahre mehr zählen, als der v. Witzleben. „Wir brauchen nur das Nothigſte, das wird ſich ſchon Alles finden.“

Der Dritte der Edelleute, ein Mann von ältern Jahren, mit rauhem Bart und ſonneverbranntem Geſichte,

hatte bis jetzt kein Wort geſprochen, ſondern mit ſeinem Pferde ſich zu ſchaffen gemacht. Jetzt wandte auch er ſich gegen den Wirth, doch dieſer ſchien nicht ſo freundlich erſtaunt, als er ihn erkannte, denn früher bei dem jungen Witzleben.

„Euer Gnaden hier?“ rief er faſt erſchrocken, „der Herr v. Wellendorf hier? Man ſagte ja, Euer Gnaden ſeyen des Landes verbannt? — Aber was geht das mich an? Sehe ich doch lauter Bekannte und edle Herren! Doch denke ich,“ ſetzte er nachdenklich hinzu, „die Herren träten beſſer nicht in die Wirthsſtube, ſondern nähmen gleich ein eigenes Zimmer.“ Bei dieſen Worten wandte er ſich an den älteren Herrn, den er als Herrn von Wellendorf angeredet hatte, und ſprach leiſe: „Die Frau Gräfin v. Würden, wie man ſie jetzt nennt, haben uns einen neuen Oberamtmann gegeben, und Seine Geſtrengen thun der Frau Gräfin viel zu lieb und führen ein ſtrenges Regiment.“

„Brav, mein guter, ehrlicher Wirth!“ ſagte der Angeredete mit ſo freundlicher Stimme, als nur möglich, „Du biſt noch immer der Alte. Mag's mit dem beſondern Zimmer ſein Bewenden haben; doch ſey nur ruhig und ohne Sorgen, der alte Wellendorf hat wieder Erlaubniß erhalten, im Lande zu wohnen, ob ſie ihm gleich ſein Schloßchen Liebenau noch immer vorenthalten. Ich hätte aber wahrhaftig nicht geglaubt, daß die Leute mich Alle noch kennen.“

„Wie?“ ſcherzte der v. Witzleben, „Euer bärbeißiges Geſicht ſollte Einer vergeſſen, der es auch nur einmal geſehen hat?“

„Gerade, wie der Herr Vater,“ ſagte der Wirth, „immer luſtig, immer ſcherzhaft. Herr v. Wellendorf,“

fuhr er zu dieſem gewendet fort, „es freut mich herzlich, daß Euer Gnaden wieder im Lande wohnen wollen. Es iſt doch am ſchönſten in Württemberg.“

„Schön?“ erwiederte der v. Wellendorf rauh, „ſchön ſoll's ſeyn, wo man Einem ſein Hab und Gut ſtiehlt, weil er einmal ein ſchlechtes Weibsbild keine ehrliche Frau genannt hat? Nun, wegen der Schönheit bin ich eben nicht wieder in's Land gekommen.“

„Wollen Euer Gnaden nicht in's Haus treten?“ ermahnte jetzt ängſtlich der Wirth. „Es giebt derzeit gar feine Ohren, und im verſchloſſenen Zimmer ſpricht ſich's weit bequemer.“

Die Reiſenden folgten dem ehrlichen Wirthe in den zweiten Stock. Ein großes Zimmer ward ihnen angewieſen. Lieschen, des Wirthes flinkes Töchterlein, erſchien und bald dampfte ein kräftiges, ſchmackhaftes Nachteſſen vor ihnen, und der dickrothe „Lauer,“ aus des Wirthes eigenen Weinbergen, der beſte Wein weit und breit, mundete den von der Reiſe Ermüdeten vortrefflich.

II.

Inwendig war er jämmerlich, nichtsnutzig,
Jedoch von Auſſen voller Würdigkeit;
Von der Courage ſprach er lang und breit,
Und that ſogar recht trutzig und recht ſtutzig.
H. Heine.

In der Wirthsſtube im erſten Stock gieng's etwas bunt zu. Es war ein großes, nicht allzu hohes Zimmer mit ſechs oder acht Fenſtern gegen den Neckar hinaus, der gerade unter demſelben dahinſtrömte. Für einen Freund

ſchöner Ausſichten konnte es keine angenehmere Wirthsſtube geben, als dieſe; allein die Gäſte, die da waren, ſchienen nicht gar viel äſthetiſchen Geſchmack zu haben und ſich um die Natur blutwenig zu bekümmern.

Nicht weit vom Ofen, der lang in die Stube hereinragte, wie das bei den alten deutſchen Oefen noch immer der Fall iſt, und auch jetzt noch in vielen ſchwäbiſchen Bauernhäuſern geſehen werden kann, ſaßen ein Paar Juden in abgeſchabenen Röcken. Die weißen Schnappſäcke hatten ſie hart neben ſich auf die Bank gelegt, damit ſie immer ein wachſames Auge auf ſie haben könnten und Niemand das mühſam Erworbene ſtehle. Wenn ſie ſprachen, ſo geſchah es ganz leiſe und murmelnd; jedoch ſchienen ſie meiſt nur auf die Worte der übrigen Gäſte zu hören, ſey es aus Furchtſamkeit, um nicht die Aufmerkſamkeit Anderer zu erregen, ſey es aus natürlichem Inſtinkt, zu horchen und aufzupaſſen. Nicht weit von ihnen, ganz in der Ofenecke, ſaß ein alter Geſelle mit ſtruppigtem Haare und einem großen Pflaſter über dem einen Auge. Er hatte den Kopf auf die Hand geſtützt und ſaß ganz ſtille. Jedermann hätte geglaubt, er ſchliefe, wenn nicht manchmal ein Griff nach dem großen Kruge, aus dem er ſich, wie es ſchien, Manches zu Gute that, das Gegentheil bewieſen hätte. An einigen andern Tiſchen ſaßen Bürger von Lauffen, Fuhrleute und dergleichen Leute, wie es ſchien gewöhnliche Gäſte für den Abend. Auch ihre Unterhaltung, wenn's nicht Eſſen und Trinken betraf, ward nicht allzu laut geführt, und drehte ſich nur um unſchuldige Neuigkeiten.

Ganz anders gieng es dagegen an zwei andern Tiſchen zu. Den Einen davon hatten, wie es ſchien, lauter Dienſtleute adelicher Herrſchaften beſetzt, und auch die Reitknechte und Diener der drei Fremden, die vor Kurzem erſt ange-

kommen waren, befanden ſich darunter. An dem andern hatten ſich Herren in halb-ſtädtiſcher, halb-franzöſiſcher Kleidung aufgepflanzt, ſo wie ſich damals die niedern Angeſtellten und Beamten trugen. Wahrſcheinlich waren ſie auch aus der Stadt, wenigſtens gaben ſie ſich ein gar breites Anſehen, und der Wirth begegnete ihnen, wenn nicht freundlich, doch wenigſtens höflich aus Furchtſamkeit; denn ein Schreiber vor hundert Jahren machte mehr Anſprüche und ward mehr venerirt, als jetzt der Vorſitzer eines Gerichtshofes. An beiden Tiſchen gieng's ordentlich laut her, und beſonders ward des Weines nicht geſpart.

„Noch einen Krug!“ rief Einer der Dienſtleute, ein junger, hübſcher Burſche, der ſich ſeines geſunden Ausſehens bewußt zu ſeyn ſchien. „Wir müſſen doch unſere Wiederkehr in's Heimathland auch zu feiern wiſſen. Aber Du ſollſt ihn mir nicht bringen, alte Wetterhere,“ ſchrie er die halb-taube und halb-blinde Dienſtmagd an. „Oder iſt das ſchöne Lieschen zu ſtolz, einem luſtigen Burſchen, wie mir, einen Wein zu bringen?“

„Und vollends einem alten Bekannten?“ rief herbeiſpringend das hübſche Wirthstöchterlein, das ſo eben in's Zimmer getreten war. „Wo denkt Ihr hin?“ — Raſch erfüllte ſie ſein Begehr.

„Nun, es iſt freilich ſchon etwas lange her,“ fuhr der junge Burſche fort. „Mögen es doch ſo ein zehn oder zwölf Jährchen ſeyn, daß mich die gnädigen Herren mit ſich genommen haben, wie ſie aus dem Lande zogen oder ziehen mußten. Gar oft bin ich auch als Bube nicht herübergekommen von Liebenau, wenn's nicht gerade war, um meinem jungen gnädigen Herrn, der damals in der Schule hier war, etwas von der gnädigen Frau Mutter zu überbringen. Und damals war das ſchöne Lieschen noch

ein kleiner Kieck-in-die-Welt von ſechs oder acht Jährchen. Aber," ſetzte er galant hinzu, „es iſt recht groß und noch viel ſchöner geworden, und nicht umſonſt ſind von jeher die Heilbrunnerinnen auf die Lauffener Mädchen neidiſch geweſen."

„Man merkt es doch gleich, wenn Einer auf Reiſen geweſen iſt," meinte das geſchmeichelte Lieschen.

„Auf Reiſen?" rief Georg, denn ſo hieß der junge Burſche des v. Witzleben, „auf Reiſen? und was für! Die halbe Welt haben wir geſehen, mein Herr und ich, ſo jung wir auch ſind. Aber ſchönere Mädels giebt's nirgends, als im Schwabenlande." Mit dieſen Worten zog er das verſchämte Mädchen näher zu ſich hin.

„Die Jungfer thut ja ſchon recht vertraut," rief's jetzt giftig vom anderen Tiſche herüber. — „Man ſollte meinen, es ſey ein Hochzeitpärchen."

„Mit Ihm wenigſtens," rief erröthend das Mädchen, „werde ich in meinem Leben nie Hochzeit machen, Herr Schreiber!" Raſch entzog ſie ſich dem Arme des jungen Georg, und eilte ihren Geſchäften nach.

Doch der raſche Burſche war über die Unterbrechung vom andern Tiſche her etwas böſe. — „Herr!" rief er dem Manne zu, den Lieschen den Schreiber genannt hatte, „was geht Ihn das an, was ich thue? Ich glaube, Ihn juckt Sein Fell; da könnt' ich Ihm kratzen!"

Der Schreiber zuckte hämiſch mit den Lippen, aber ſchwieg ganz ſtille. Er mochte wohl fertiger mit der Zunge als mit den Fäuſten ſeyn.

„Hei!" rief jetzt ein anderer Burſche dem unwirſchen Georg zu. „Du biſt ein luſtiger Kumpan und haſt das Herz auf dem rechten Fleck. Komm' her, ſtoß' mit mir an; ich bin Dienſtknecht bei dem Herrn Grafen v. Werden-

heim, wie die Andern da," fuhr er fort, auf die übrigen Dienſtleute am Tiſche deutend, „wir geleiten die junge Gräfin, und morgen ſind wir wieder in Stuttgart."

„Glück auf die Reiſe," erwiederte Georg, anſtoßend. „Da werden wir wohl morgen eine Zeitlang zuſammenreiſen, wenn nicht ganz."

„Nach Stuttgart?" erſcholl wieder die Stimme vom andern Tiſche, aber dießmal gar höflich und aufmerkſam; „Eure Herrſchaften ſcheinen von hohem Stande und nobler Decidenz zu ſeyn, und ſie wollen nach Stuttgart? Wißt Ihr denn nicht, daß der Durchlauchtigſte Herr Herzog ſeine Residence zu Ludwigsburg haben?"

„Der Herzog iſt zu Ludwigsburg, die Herzogin aber iſt zu Stuttgart," war die kurze Antwort.

„Die wahre Herzogin herrſcht zu Ludwigsburg," rief plötzlich eine Stimme von der Thüre her, die ſo eben mit Gewalt aufgeriſſen worden war. „Die wahre Herzogin, die Herzogin en fait, iſt die Frau Gräfin von Würden, Excellence. Wer wagt es hier, anders zu ſprechen?"

Neugierig und erſtaunt wandten ſich alle Blicke nach der Thüre. Doch der neue Ankömmling, denn ein ſolcher war es, ließ ſich nicht irre machen. „Wo iſt der Wirth?" rief er mit barſcher Stimme; „iſt das auch Ordnung und Sitte? Da reite ich hier ein und frage nach dem beſten Gaſthof und man weiſt mich hierher. Ein ſchöner Gaſthof, wo weder ein Hausknecht da iſt, Einem das Pferd abzunehmen, noch ein Kellner, Einen höflich zu empfangen! Da ſchreie und rufe ich ſchon eine gute Viertelſtunde unten und kein Menſch hört mich. Und wißt Ihr, wen Ihr ſo behandelt? Wißt Ihr, wer ich bin? Aufgepaßt, Herr Wirth! Mein Name iſt Edler von Stutenheim und die Stutenheims und die Gravenitz'ſchen ſind von jeher nahe

verwandt geweſen. Habt Ihr nun Reſpekt? So geht und trollt Euch; laßt mein Pferd in den Stall führen, das ich einſtweilen unten angebunden habe, mir ſelbſt aber gebt ein beſonderes Zimmer, denn ich will bedient ſeyn, wie es ſich für Leute meines Ranges und meiner Estime ſchickt."

Der Wirth trat auf den Edlen von Stutenheim, als welchen der eben Angekommene ſich ſelbſt angekündigt hatte, zu, ihn nach Wirths Art ein bischen muſternd.

Der Fremde mochte ein Mann Anfangs der dreißiger Jahre, vielleicht auch noch jünger ſeyn. Aber ſein Geſicht zeigte Spuren, wornach er ſchon viel gelebt haben mußte. Er war nicht gerade häßlich zu nennen, aber ein Zug von Aufgeblaſenheit um das Kinn herum machte einen äußerſt widerlichen Eindruck. Die Kleidung entſprach den hochtrabenden Worten nicht ſo ganz; denn ſie war nicht bloß einfach, ſondern faſt ärmlich zu nennen; auch ſchien ſie ſchon längere Zeit Dienſte zu leiſten und der Inhaber mochte wohl ſeine Gründe haben, warum er nicht öfter abwechſelte. Dieſe Bemerkungen, die der gewandte Wirth in der Geſchwindigkeit einer Minute machte, ſchienen eben nicht geeignet, ihm eine vortheilhafte Meinung von ſeinem neuen Gaſte beizubringen.

„Ihr führt hohe Redensarten," ſprach er, ſich immer weniger von dem Herrn von Stutenheim verſprechend, je näher er ihn betrachtete. „Allen Reſpect vor Euch und den Grävenitz'ſchen, aber ein beſonderes Zimmer könnt Ihr nicht haben. Iſt ſchon Alles beſetzt; doch ſeyd nur ruhig, Ihr ſollt doch zufrieden ſeyn."

„Und wer hat die Zimmer beſetzt?" rief der Fremde, ſich ſtolz aufrichtend. „Wer müßte dem Couſin des Fräu-

leins von Grävenitz, der Frau Gräfin von Würben, Excellenz, wollte ich ſagen, nicht weichen?"

„Der Kerl ſpricht ſo grob, wie ein liefländiſcher Ochs," raunte Georg ſeinem Nachbar zu; „der meint wohl am Ende gar, mein Herr ſey weniger werth, als er."

„Es muß ein ſchöner Schlucker ſeyn," antwortete dieſer, „er hat nicht einmal einen Diener bei ſich und ſein Collet ſcheint ſo alt zu ſeyn, wie meiner Großmutter Kinderhaube."

„Die größten Lumpen ſind immer die größten Großthuer," gab Georg zur Gegenrede. „Schämt ſich nicht einmal, ein Verwandter der Grävenitz zu ſeyn, ſondern thut gar noch dreit damit!"

Inzwiſchen hatte ſich der Schreiber dem Herrn von Stutenheim genähert. „Wäre es Euer Edeln nicht gefällig," ſagte er höflich und einſchmeichelnd, „einſtweilen an unſerm Tiſche Platz zu nehmen, bis der Wirth Eure Stube beſorgt hat? Die Ehre, einen Herrn Verwandten der erlauchtigſten und illuſtren Frau Gräfin von Würben zu ſehen, iſt gar zu groß." Dabei machte er immer tiefere Bücklinge, als ſtände er vor der Gräfin ſelbſt. Der Edle von Stutenheim mochte ſich durch dieſe Devotion geſchmeichelt fühlen; denn er ließ ſich herab, den Stuhl, der ihm dargeboten wurde, anzunehmen. Bald ſtand Wein und Fleiſch vor ihm und er ließ ſich's ſo gut ſchmecken, als hätte er ſeit drei Tagen Nichts über die Lippen gebracht.

„Das iſt gewiß ſo ein ausgehungerter Preuße oder Mecklenburger, der zu uns kommt, um ſich einmal wieder ſatt zu eſſen, und dann nachher zum Dank recht wacker über die dummen Schwaben zu ſchimpfen," flüſterte Georg laut genug, um von ſeiner nächſten Umgebung gehört zu werden. Gelächter folgte der ſpitzigen Rede, und die

Dienſtknechte nahmen davon Veranlaſſung zu manch' anderem und derberem Witzſpiele über den hungrigen, vornehmen Fremden und ſein wohl wahrſcheinlich eben ſo ausgehungertes Pferd.

Inzwiſchen hatte ſich der von Stutenheim ſatt gegeſſen und manchen Becher Wein hinabgeſchlürft. Bald hatte ſich zwiſchen ihm und ſeinen Tiſchgenoſſen ein Geſpräch angeknüpft, das nach und nach immer lebhafter zu werden begann.

„Wie ich ſage," rief jetzt der von Stutenheim, indem er ſich eine gar wichtige Miene zu geben wußte, „ich habe Briefſchaften erhalten, manu propria geſchriebene Briefe; die Ehe wird aufgelöst, für null und nichtig declarirt, und Frau von Würben, Excellence, wird Herzogin. Es gebührt ihr von Gott und Rechtswegen, denn ſie iſt eigentlich ſchon im Stillen mit dem Herzoge getraut und heimlich copulirt. Auf das Wohl der neuen Mariage! Hoch lebe die neue Herzogin." Dabei erhob er ſein Glas.

„Die Durchlauchtigſte lebe hoch!" ſchrie der Schreiber mit den Andern am Tiſche anſtoßend, und leerte ſeinen Becher auf Einen Zug.

Vom Ofen her erſcholl ein heiſeres Gelächter.

„Wer wagt hier zu lachen?" rief der von Stutenheim, und ließ ſeine vom Weine erhitzten Augen ſtolz im ganzen Zimmer umherrollen. „Noch einmal trinke ich auf das Wohl der ſublimen Frau Gräfin von Würten, der künftigen Herzogin von Württemberg, und wer nicht mittrinkt, der iſt ein Verräther. Thut mir Alle Beſcheid."

Doch Niemand regte ſich außer dem Schreiber und ſeinen Tiſchgenoſſen. Die Bürger am dritten Tiſche erhoben ſich ſtille, um ſich aus dem Zimmer zu begeben.

„Halt," rief der Edelmann, den der Wein und der Lärm immer mehr aufregten; „kein Menſch darf hinaus."

„Ich laſſe Jedermann arretiren," ſetzte der faſt trunkene Schreiber hinzu, „wenn er nicht auf die Geſundheit trinkt."

Da erhob ſich der Geſelle mit dem Pflaſter über dem einen Auge in der Ofenecke. „Wer will Jemand Gewalt anthun, auf eine Geſundheit zu trinken?" rief er, ſich hoch aufrichtend. „Die Juden da ſollen's thun, denn für ſie ſchickt es ſich am beſten, ſo wie für die Schreiber und Hofſchranzen. Aber kein ehrlicher Mann ſoll dazu gezwungen werden. Juden," ſchrie er dieſen zu, indem er näher auf ſie zutrat, „thut dem gnädigen Herrn dort Beſcheid. Trinkt auf die Geſundheit der ſchönen Gräfin; ſie ſoll zwar nicht mehr ſehr ſchön ſeyn, aber es thut Nichts, ein Jude ſchwört auf Alles. Friſch! laſſet eure Freundin und Gönnerin leben!"

„Ja, Ja," rief Georg luſtig, „die Juden ſollen trinken. Wie heißt doch das ſchöne Lied:

Die Juden und die Grävenitz,
Die kennen einander gut;
Der Jud', der ſchröpft die Bauern recht,
Die Grävenitz ſchröp't den Jud'."

Mit dröhnender Stimme ward der Refrain von den übrigen Dienſtknechten wiederholt. Die ganze Stube war nun wie in Aufruhr begriffen, und viele der friedlichern Anweſenden wären gerne dem Tumulte entwichen, ehe es, wie vorauszuſehen war, zu wirklichen Thätlichkeiten kam; aber der von Stutenheim ſtellte ſich unter die Thüre und zog ſein Schwert. Nur den Schreiber ließ er heimlich entſchlüpfen, nachdem ihm dieſer einige Worte in die Ohren geraunt.

„Es ſind Verräther in der Stube," ſchrie er, „Ver-

räther an der conſecrirten Perſon der Frau Gräfin von Würden, kein Menſch darf ſich entfernen."

„Was?" rief jetzt Einer der edelmännischen Dienſtleute; „wir ſollen uns alle von einem Mecklenburger Zugvogel buteln laſſen, von einem hergelaufenen Lumpen, der keinen guten Faden auf dem Leibe trägt, und nur zu uns kommt, weil er zu Hause Nichts zu beißen und zu nagen hat?"

Alsbald ſchloſſen ſich ihm mehrere Andere an, und ſie giengen friſch auf den von Stutenheim, der nur wenige Helfershelfer hatte, los. Doch in dieſem Augenblicke war die Thüre aufgeriſſen, und eine Anzahl Bewaffneter, den Succurs holenden Schreiber an der Spitze, drang herein.

Der Lärm war nun auf's höchſte geſtiegen.

„Wo iſt der Geſelle mit dem Pflaſter auf dem Auge," rief der Schreiber, durch ſeine bewaffnete Mannſchaft ermuthigt; „derſelbe, der die Juden trinken hieß?"

Dieſer aber ſtand in der Reihe der Edelknechte.

„Kein Menſch," rief Georg, „ſoll ihm Etwas anhaben: er ſteht unter unſerer Obhut." — Und die Knechte ſchloſſen einen dichten Knäul.

„Vorwärts, Marſch," kommandirte der Schreiber, „friſch drauf los, der Burſche iſt ein Landesverräther: niedergeſtoßen, wer ſich widerſetzt."

Die ſtädtiſche Policei mit ihren Hellebarden ſchien etwas unentſchloſſen. Doch als ſich der von Stutenheim an ihre Spitze ſtellte, bekam ſie friſchen Muth, und ſie begann langſam vorzurücken.

Der Burſche mit dem Pflaſter hatte ſich aber inzwiſchen an's Fenſter gemacht und daſſelbe aufgeriſſen.

„Hei," rief er höhniſch lachend, „ſo fangt mich doch, Ihr ſchuftigen Spieße; es iſt was Hübſches an mir zu verdienen; ſo fangt doch den buſchigten Peter, wenn's

gefällig iſt!“ Und im Nu war er durch's Fenſter verſchwunden.

„Ihm nach, ihm nach,“ ſchrie der Schreiber aus Leibeskräften. „Ein Preis von tauſend Gulden iſt auf ſeinen Kopf geſetzt. Ihm nach!“

Allein die Sache gieng nicht ſo geſchwind; es dauerte mehrere Minuten, bis ſich einige der bewaffneten Mannſchaft langſam hiezu entſchloſſen hatten, und auch dieſe kehrten nach kurzer Zeit unverrichteter Dinge wieder zurück, indem ſie es wahrſcheinlich für nicht gerathen hielten, in dunkler Nacht Jemanden zu verfolgen, der wohl leicht ſeine Spießgeſellen verborgen haben konnte.

„Die Burſchen hier,“ tobte der Schreiber, dem auf dieſe Art eine reiche Beute entgangen war, „haben es mit ihm gehabt; ſie haben ihn mit Abſicht entwiſchen laſſen; ſie ſind alle Verräther, ſo gut, wie er.“ Und leiſe raunte er dem von Stutenheim in's Ohr: „da könnt Ihr Euch auf einmal den Dank der Gräfin erwerben, wir wollen ſie Alle verhaften.“

„Alle,“ rief dieſer, „recht ſo, Alle, Herrſchaften und Dienſtleute, denn wie der Diener, ſo der Herr; ſie ſind Alle Verräther an der Gräfin von Würben, Excellence. Wer ſind die Herrſchaften?“

Der Wirth wurde herbeigerufen, aber er war nirgends zu finden.

„Wer meine Herrſchaft iſt, wollt Ihr wiſſen,“ rief kühn Einer der Edelknechte. „Meint Ihr, der Name dürfe nicht offen genannt werden? Ich denke, an der Gräfin von Werdenheim iſt mehr Ehre zu gewinnen, als an manch' anderer Gräfin.“

„Das iſt die Tochter des Grafen Haushofmeiſters der

Herzogin zu Stuttgart," raunte wieder der Schreiber dem v. Stutenheim zu.

„Gut," rief dieſer, „ſie iſt mit im Complotte, ſie muß verhaftet werden." Alsbald wurden einige Mann Wache abgeſandt, um den Befehl zu vollſtrecken.

„Wer ſind die andern Edelleute?" rief nun der edle Kämpe mit immer trunkenerer Stimme. „Auch ſie müſſen daran glauben."

„Hier ſtehen ſie zu Befehl," antwortete der Ritter v. Wigleben, indem er mit ſeinen Begleitern zur Thüre hereintrat.

„Hurrah! Mein gnädiger Herr!" ſchrie jetzt Georg freudig auf. „Sollen wir drein ſchlagen, gnädiger Herr? Sollen wir ſie alle zum Fenſter hinaus werfen?"

„Ruhe, Ruhe," ſprach der blaſſe Edelmann mit dem melancholiſchen Blick; und zu dem v. Stutenheim gewandt, fragte er: „wer hat nach uns gefragt?"

„Ich," rief dieſer unverſchämt, indem er ſeinen Namen nannte.

„Und was wollt Ihr von uns?" fragte der blaſſe Edelmann weiter, indem er den ärmlich gekleideten v. Stutenheim mit kaltem Blicke muſterte. Der v. Stutenheim ſtockte. Er hatte es in der Unverſchämtheit noch nicht ſo weit gebracht, um nicht vor dem Blicke eines in der Wirklichkeit Vornehmen in Verlegenheit zu kommen.

„Eure Diener," rief der Schreiber hinter ſeinen Trabanten, wohin er ſich geflüchtet hatte, hervor, „haben einen Verräther entwiſchen laſſen, und haben wohl gemeinſchaftliche Sache mit ihm."

„Ein Diener thut Nichts gegen ſeines Herrn Befehl," ſetzte der v. Stutenheim hinzu, der jetzt ſeinen Muth wie-

der gefunden hatte. „Sind die Diener Verräther, ſind's die Herren auch.“

„Ich bin ein Unterthan des Königs von Preußen,“ erwiederte der Edelmann kalt und ernſt; „mein Name iſt Graf v. Trautmannsdorf. Iſt vielleicht Jemand geneigt, in mir den König von Preußen zu beſchimpfen?“

Inzwiſchen hatte des Wirths Töchterlein, die ängſtlich und leiſe eingetreten war, dem Georg einige Worte in's Ohr geflüſtert, die dieſer ſchnell wieder ſeinem Herrn mittheilte. Im Augenblick entfernte ſich der v. Witzleben mit ſeinem Diener und wenige Secunden ſpäter hörte man einen kurzen Wortwechſel draußen und einige ſchwere Fälle, wie wenn ein Paar die Treppe herabgeworfen worden wäre. Erhitzt trat der v. Witzleben wieder ein.

„Sind wir denn in eine Räuberhöhle gerathen?“ rief er ungeſtüm. „Iſt es in Württemberg Sitte geworden, edle Damen in der Nachtruhe zu ſtören und gar noch durch rohe Stadtſergeanten verhaften laſſen zu wollen? Wer ein ehrlicher Mann iſt, komme hieher.“

„Schlagt die Schurken todt,“ ſchrie der v. Wellendorf, ſein Schwert ziehend. „Zu was das Wortgeplänkel?“

Jetzt wäre es wohl zu einer Schlägerei und vielleicht zu Blutvergießen gekommen, wenn nicht wieder der Graf v. Trautmannsdorf ſich in's Mittel gelegt hätte. „Wer wird ſich mit ſolchem Blute beſudeln?“ ſagte er verächtlich. „Laßt die Burſchen im Frieden ziehen.“

Der v. Stutenheim und der Schreiber fanden es jetzt für's Gerathenſte, ſich leiſe und ſchnell zu entfernen, und bald war das Wirthszimmer von den Hellebarden der ſtädtiſchen Polizei geräumt.

„Ich werde Bericht an Ihre Excellenz, die Frau Gräfin,

machen,“ murmelte der Schreiber dem v. Stutenheim im Abgehen zu.

„Die Gräfin ſoll nächſten Morgen in der Frühe ſchon von Allem Connaissance haben,“ erwiederte der edle Herr, indem er leiſe ſein Pferd aus dem Stalle zog. „Die Gräfin ſoll ihre veritabeln Freunde kennen lernen, und ich werde Eurer nicht vergeſſen.“ — Noch in derſelbigen Nacht ritt er gen Ludwigsburg.

„Das war einmal eine tolle Geſchichte,“ rief vergnügt der v. Wißleben, „ich bin nur begierig, ob die Tolpel von Stadtſoldaten nicht Arm und Bein gebrochen haben bei der ſchnellen Reiſe die Treppe hinab.“

Bald herrſchte Ruhe und Stille im Wirthshauſe zum goldenen Hirſche, als wäre den ganzen Abend kein Wölkchen am Himmel geweſen. Nur in dem Zimmer, das die fremden Damen inne hatten, brannte die ganze Nacht ein Licht, denn die plötzliche, faſt gewaltſame Störung ließ ſie kein Auge mehr ſchließen.

III.

Mein Hahn hält kein Zaun umfaßt,
Ich bin mein Wirth und eigner Gaſt,
Ich bin von Welt und Menſchen fern,
Hab' keinen König, keinen Herrn.
v. Zedlitz.

Der Wirth zum goldenen Hirſch in Lauffen mochte wohl an dergleichen Auftritte gewöhnt ſeyn, denn er war den andern Morgen ſo bald auf dem Platze, als ſonſt, und ſein Geſicht zeigte dieſelbe Heiterkeit, wie immer.

„Die Pferde gefüttert, Hans,“ rief er dem Hausknechte zu; „die gnädigen Herrschaften wollen bald abreisen.“

„Ei, guten Morgen, mein wackerer Wirth,“ begrüßte ihn der lustige v. Witzleben, ihm fröhlich auf die Achseln klopfend. „Auch schon auf den Beinen nach dem gestrigen Tanze? Nun, eine schöne Wirthschaft habt Ihr hier im Lande, das muß ich sagen!“

„St! St!“ sagte der ehrliche Wirth, das Käppchen ehrfurchtsvoll lüftend. „So ist's halt einmal, gnädiger Herr. Aber das Ding leidet das Schnaufen nicht.“

Das ganze Haus war inzwischen wach geworden. Auch die Damen waren schon auf, und gaben es zu, mit den Herren gemeinschaftlich zu frühstücken. Das Frühstück bestand damals noch nicht, wie jetzt, ausschließlich aus Caffee oder Thee; auch derbere Speisen wurden aufgetischt: Wein, Backwerk und kalte Küche. Der Wirth ließ es an Nichts fehlen. Nach damaliger Sitte ward die Unterhaltung meist von den Herrn geführt, und die Damen mußten sich so zurückgezogen halten, als nur immer möglich. Doch schien für heute ein besonderer Umstand die Strenge der Etiquette in Etwas gemildert zu haben; denn sogar die junge Dame nahm das Wort zuweilen, ohne daß die Aeltere, offenbar eine Art von Ehrendame und Hofmeisterin, ihr deßhalb einen bösen Blick zugeworfen hätte.

Die Kleidung des schönen Geschlechts in damaliger Zeit war für dieses nicht von dem größten Vortheile. Die Reifröcke und Schnürbrüste waren noch an der Tagesordnung. Nur auf Reisen machte man sich's bequemer, und wir haben daher Gelegenheit, die Gestalten der beiden Damen etwas näher zu beschreiben. Die ältere der Frauen, welche von der Jüngern immer mit „gnädige Tante“ angeredet wurde, mochte wohl eine Fünfzigerin seyn. Das

Haar zeigte trotz dem Puder bereits etwas von dem Grau, das blos vom Alter erzeugt wird. Ihr Gesicht hatte im Ganzen nicht viel Merkwürdiges, obgleich Gutmüthigkeit und Milde darin lag. Um so anmuthiger erschien dagegen die jüngere Dame. Es war eine hohe Gestalt mit großen blauen Augen. Das volle, blühende Gesicht, welches von Schminke und Schönpflästerchen nur entstellt worden wäre, der kleine, schelmische Mund, die Grübchen in den Wangen und das Stumpfnäschen, das den Schwäbinnen den Ausdruck naiver Herzlichkeit giebt, das lebendige Mienenspiel, die langen, schwarzen Augenwimpern, die das Feuer der Augen milderten und die neckische Fröhlichkeit urplötzlich in sinnige Schwärmen umzuwandeln vermochten, die langen hellbraunen Haare, die in ihrer natürlichen Schönheit prangten, ließen in ihr eines der schönsten Frauenbilder jener Zeit erkennen. Der schwellende Busen, die herrliche, üppig schlanke Gestalt stimmten vollkommen mit dem Uebrigen zusammen, und man wußte nicht, war sie schöner, wenn sie die Augen niederschlug, oder wenn beim Lächeln die weißesten Zähne sich zeigten, und jene Grübchen in Kinn und Wangen erschienen, die mit Recht zu den sieben Schönheiten gerechnet werden.

„Wir können Euch nicht genug danken," sagte Julie v. Werdenheim, sich verbindlich gegen den v. Witzleben neigend; „Euer Ritterdienst hat uns aus einer äußerst unangenehmen Lage befreit."

„Das kommt daher," meinte nicht ohne einigen Vorwurf im Ton die ältere Dame, „wenn Damen allein ohne Cavalier-Begleitung reisen; was hätten wir nun angefangen, wenn sie uns hier verhaftet hätten, so wenig auch ein Grund dazu vorhanden war. Welcher Affront! Allein meine Julie ist immer zu muthig, zu courageuse."

„Und meine gnädige Tante iſt immer zu ängſtlich,“ erwiederte Julie.

„Es ſind nicht immer alſobald hülfebringende Ritter zur Seite,“ ſagte die Tante, „und alle unſere männliche Dienerſchaft hätte uns Nichts geholfen.“

„Ihr nehmet die Sache zu ernſthaft,“ verſicherte der v. Witzleben. „Ich weiß zwar nicht, ob ich mich nicht freuen ſoll, daß die Sache ſo gieng, wie ſie gieng; denn wer weiß, ob ich ſonſt wohl jemals das Glück gehabt hätte, die ſchönen Damen kennen zu lernen; allein ich glaube doch nicht, daß die Burſchen es gewagt haben würden, die Frechheit weiter zu treiben, als ſie es ſchon gethan haben.“

„O, Ihr ſeyd fremd,“ ſagte Julie, „Ihr wißt nicht, was man Alles bei uns thun darf, wenn's die Gräfin v. Würben betrifft.“

„Ich hoffe, Euer Herr Vater wird wegen der Beleidigung, welche man Euch anthun wollte, bei dem Herzog Klage führen,“ warf der Graf v. Trautmannsdorf ein. „Seine Durchlaucht kann doch nicht dulden, daß die Edelſten ſeiner Unterthanen im eigenen Lande mißhandelt werden.“

„Klage führen?“ rief jetzt der meiſt ſchweigſame v. Wellendorf unmuthig; „klagt lieber beim Teufel, als in des Teufels Küche. Der Herzog thut nur, was die Grävenitz will, und wir müſſen noch froh ſeyn, wenn man uns Nichts anhat, weil wir den Gewaltthätigen zu widerſtehen wagten.“

„Die Stellung meines Vaters,“ erwiederte das jüngere Fräulein, „ſein Aufenthalt am Hofe der Herzogin wird wohl jede Klage vergeblich machen.“

„Faſt vergaß ich, Euch zu ſagen,“ fuhr der v. Trautmannsdorf fort, „daß wir Empfehlungsbriefe an Euern Herrn Vater haben.“

„Die ſchöne Comteſſe v. Werdenheim,“ ſetzte der

v. Witzleben eifrig hinzu, „wird ſich unſere Aufwartung gefallen laſſen müſſen.“

„Es wird meinen Herrn Schwager gewiß ſehr freuen,“ erwiederte in Juliens Namen die ältere Dame, „die Herren Cavaliere bei ſich bewillkommnen zu dürfen.“

Der Wirth trat nun herein, um zu melden, daß Alles zur Abfahrt bereit ſey.

„Werdet Ihr uns vielleicht erlauben, ſchöne Gräfin,“ fragte der v. Witzleben, ſein Auge feſt auf Julien ruhen laſſend, „Euern Wagen zu geleiten? Dieſe Augen,“ ſetzte er leiſe für ſich hinzu, „haben eine Anziehungskraft, daß ich mich nach ihnen richten muß, wie die Blumen nach der Sonne.“

„Ihr habt Euch ein Recht auf den Schutz wehrloſer Damen erworben,“ antwortete niedergeſchlagenen Blicks und erröthend Julie.

Die Geſellſchaft brach nun auf, nachdem die ſchöne junge Gräfin des Wirths Töchterlein für ihre Dienſtfertigkeit mit einem Ringe beſchenkt hatte. Lange noch ſchaute der Wirth zum goldenen Hirſch mit abgezogenem Zipfelkäppchen den vornehmen Herrſchaften nach, die ſein Haus mit ihrer Einkehr beehrt hatten; denn ſolche Leute waren nicht alle Tage bei ihm zu treffen. Auch ſein ſchmuckes Töchterlein ſchaute ihnen nach, und faſt ſchien es, als ob ihr liebliches Auge ein bischen getrübt wäre. Doch um ſo friſcher war das Roth ihrer Lippen, denen der raſche Georg vor ſeinem Abſchied noch einen Kuß geraubt hatte. Der lange, trübe Blick galt wohl mehr dem fröhlichen Diener, als den vornehmen Damen im vierſpännigen Wagen.

* * *

Der Weg von Lauffen nach Ludwigsburg iſt einer der unebenſten im Lande Schwaben. Es ſcheint faſt, man habe es früher bei Anlegung der Straßen darauf abgeſehen gehabt, die meiſten Hügel aufzuſuchen, damit die armen Dorfbewohner doch auch durch Vorſpann etwas verdienen möchten. Die Reiſe gieng daher etwas langſam von Statten, jedoch ohne ein Hinderniß. Die Herren ritten ſchweigend oder in leiſem Geſpräche, ſich über die damaligen Verhältniſſe Württembergs unterhaltend, voran. Doch ſchienen dem jungen v. Witzleben dergleichen ernſte Geſpräche nicht ganz zuzuſagen; denn gar oft, abſonderlich wenn wieder ein Berg das Fahren im Schritt nothwendig machte, lenkte er ſein Pferd neben den Reiſewagen der Damen hin und plauderte mit ihnen. Das muntere Gelächter zeigte, daß er ſchon ziemlich bekannt mit ihnen geworden war.

Zwiſchen Bietigheim und Ludwigsburg ſtand damals, ungefähr in der Mitte des Wegs, ein einſames Haus, das von Fuhrleuten und ſonſtigen Reiſenden vielfach beſucht war. Es war ein Wirthshaus, gewöhnlich nur das Weghaus „zur hohen Stange“ genannt, in der Nähe des jetzigen Chauſſeehauſes. Ueber die Bedeutung der „hohen Stange“ habe ich nie etwas Näheres erfahren können, als daß ehemals eine ſolche hier geſtanden hatte, vielleicht zur Richtſchnur für Reiſende. Fuhrleute fanden hier billige Zehrung, und Reiſende, beſonders ſolche, die das Auge der Polizei zu ſcheuen hatten, waren da keinerlei Art von Nachforſchung ausgeſetzt. Das Haus ſtand auf einer Anhöhe und konnte ſchon von der Ferne geſehen werden. So kam es denn, daß unſere Reiſenden, als ſie in die Nähe kamen, alsbald auch einige Männer bemerkten, die in der Nähe deſſelben mitten auf der Straße zu Pferde hielten. Sie waren völlig bewaffnet und nach Art der damaligen

Edelknechte ausgeſtattet. Einer trug eine Feder auf dem breitgekrämpten Hute und ſchien der Anführer zu ſeyn. Unſere Reiſenden ſandten daher einen ihrer Diener voraus, um zu erforſchen, was die Sache bedeuten ſollte; denn das Weghaus war dafür bekannt, daß gar oft Abenteurer aller Art ſich dort aufhielten, und die damalige Zeit war nicht dafür geeignet, den Wegelagerern das Handwerk zu legen. Alsbald kehrte der Diener zurück, und mit ihm einer der Reiter; es war der, welcher ſich durch eine Feder auf dem Hute auszeichnete.

Es war ein ſtarker Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Sein rothbraunes Geſicht ſchien anzudeuten, daß er viel Zeit ſeines Lebens unter freiem Himmel zugebracht habe. Beſonders zeichnete er ſich durch ein ſtruppigtes, ſtarkes Bart- und Haupthaar aus, das ihm wild und ungeordnet in's Geſicht hieng.

„Dich gelüſtet's wohl nach unſerm Hab und Gut," rief der v. Wellendorf, raſch voranſprengend.

„Da würde ich nicht allein zu Euch hergeritten ſeyn," war die trockene Antwort. „Wie wäre es aber, wenn's andere Leute nach Eurem Fleiſch und Bein gelüſtete, Herr Ritter v. Wellendorf?"

„Du kennſt mich?" rief dieſer verwundert.

„Mich ſoll Gott verdammen," flüſterte Georg einem ſeiner Kameraden halblaut zu, „wenn ich den Burſchen nicht ſchon geſehen habe. Ja wahrhaftig! Iſt das nicht der Kerl mit dem großen Pflaſter über dem linken Auge? Derſelbe, der nicht auf die Geſundheit der Gräveniß trinken wollte?"

„Und was wollt Ihr?" fragte jetzt der Graf v. Trautmannsdorf; „macht's kurz und geht Eurer Wege."

„Nun, höflich ſeyd Ihr eben nicht für einen hochge-

bildeten Grafen, abſonderlich nicht gegen Einen, der Euch einen Dienſt erzeigen will," ſagte ruhig und in demſelben trockenen Tone, wie früher, der Mann mit der Feder auf dem Hute. „Was meint Ihr wohl, was Eurer warte, wenn Ihr zu Ludwigsburg einreiten wollt?"

„Der Burſche ſpricht, als ob er mit unſern Verhältniſſen näher bekannt ſey, als mir lieb wäre," ſagte v. Trautmannsdorf zu dem v. Witzleben auf franzöſiſch; denn dieſer Sprache bediente man ſich damals, wie jetzt, gewöhnlich, ſobald man dem Geſinde oder niederen Perſonen nicht verſtändlich ſeyn wollte. Ueberdieß war die Kenntniß dieſer Sprache für jeden Edelmann im deutſchen Reiche ein unerläßliches Bedürfniß, da an den meiſten Höfen blos franzöſiſch geſprochen wurde. Allein der Reiter mit der Feder ſchien dieſer Sprache auch nicht unkundig zu ſeyn.

„Daß ich Euch kenne," ſagte er, den Mund und das rauhe Geſicht etwas zum Lächeln zwingend, „wißt Ihr wohl längſt, und ſo Ihr jeder beſonders noch von mir genannt ſeyn wollt, ſo kann ich damit aufwarten. Doch ich will's kurz machen. Ich bin kein Freund der Grävenitz" — und bei dieſen Worten verzog ſich ſein Geſicht zu einem bittern Lachen — „Ihr ſeyd es wohl auch nicht, wie ich in Lauffen ſchon bemerkt habe; denn wie die Diener ſchwatzen, ſo denken die Herrn. Die Grävenitz iſt wegen des Geſtrigen ein wenig erbittert und möchte Euch gerne auf den Hals; noch mehr aber den Frauen dort, die aus verſchiedenen Gründen nicht gut bei ihr angeſchrieben ſind; darum geleitet die Frauen auf anderem Wege gen Stuttgart, und ſo Ihr je nach Ludwigsburg wollt oder müßt, ſo iſt der Weg von Stuttgart her nicht allzuweit, um heute noch hinzukommen. Wenn Ihr jetzt zum Heilbronner Thor einpaſſirt, ſtehen ſchon Wachen bereit, Euch zu empfangen,

und wie Ihr dann wieder loskommt, mögt Ihr ſehen; kommt Ihr von Stuttgart aus nach Ludwigsburg, ſo werdet Ihr Euch ſchon zu helfen wiſſen.“

Die Edelleute beriethen ſich unter einander, und was der Geſelle ihnen anvertraut hatte, ſchien nicht ſo gar unwahrſcheinlich zu ſeyn. Sein Rath ward gutgeheißen. Der Geſelle mit der Feder erbot ſich zum Führer.

„Wenn Du uns in einen Hinterhalt lockſt, ſo ſteche ich Dich nieder, ſo wahr mir Gott helfe,“ raunte der v. Wellendorf dem Burſchen zu.

„Thut, was Ihr nicht laſſen könnt,“ war die kurz angebundene Antwort.

Die Damen wurden jetzt von dem Vorfall benachrichtigt, und ſchnell gieng's auf Nebenwegen über Heutingsheim nach Cannſtadt, indem man Ludwigsburg rechts liegen ließ. Die Reiſe gieng ganz ſchweigſam von Statten, Der mit der Feder immer voran.

„Du ſcheinſt mit den Nebenwegen hier herum ziemlich gut bekannt zu ſeyn,“ ſagte der v. Witzleben zu ihm, indem er ſein Pferd an ſeine Seite hinlenkte.

„Es iſt nicht allezeit gut und rathſam, auf der breiten Straße zu ziehen,“ war die kurze Gegenrede.

„Woher wußteſt Du, daß uns in Ludwigsburg Gefahr drohe?“ fragte der v. Witzleben weiter.

„Was man ſelbſt gehört und geſehen hat, iſt gleich erfahren,“ antwortete der haarbuſchigte Geſelle.

„Warum leiſteſt Du uns aber dieſen Dienſt?“ wollte jetzt der v. Witzleben wiſſen.

„Und wenn ich's nun aus Freundſchaft thäte?“ erwiederte der Andere.

„Ich will keine Freundſchaft von einem Unbekannten.“

„Ei, wenn's nicht aus Freundſchaft für Euch geſchieht, ſo kann's aus Haß geſchehen gegen Jemand Anders.“

Sie waren jetzt in die Nähe von Cannſtadt gelangt und wieder auf breiter geebneter Straße. Da wandte der Führer plötzlich ſein Pferd und ritt zu der Geſellſchaft hinter ſich zurück.

„Nun ſeyd Ihr ſicher,“ ſagte er, „gehabt Euch wohl, edle Frauen und Herren. Wenn man Euch fragt, wer Euch geführt habe,“ fügte er mit jenem bittern Lächeln hinzu, das ſo oft ſeine Züge entſtellte, „ſo ſagt nur, der buſchigte Peter ſey's geweſen.“

Mit dieſen Worten neigte er ſich tief zum Abſchiedsgruße, jedoch ohne den Hut zu lüpfen, und ſprengte querfeldein, einem nahen Wäldchen zu. Bald war er ihrem Auge entſchwunden.

„An dem Burſchen iſt mehr, als er ſeyn will,“ ſagte der Graf v. Trautmannsdorf, den Kopf ſchüttelnd; „er ritt fort, ohne auch nur eine Belohnung anzunehmen!“

Ohne Gefährde kamen die Reiſenden in Stuttgart an, und noch an demſelbigen Abend ritten die Herren nach Ludwigsburg, ohne daß ihnen etwas Weiteres begegnet wäre.

IV.

Er brachte mich in ein Rieſenſchloß,
Wo ſchwüler Zauberduft und Lichterſchimmer,
Und bunte Menſchenmenge ſich ergoß.

H. Heine.

Ludwigsburg war damals erſt ganz neu erſtanden.

Kaum drei Stunden von Stuttgart entfernt lag in einer weiten Ebene auf der längs dem linken Neckarufer

ſich hinziehenden Höhe, meiſt von dichter Waldung umgeben, ein einem benachbarten Kloſter gehöriger Hof, der Erlachhof genannt. Hier pflegte der kriegeriſche Eberhard Ludwig, ſeit dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts Herzog zu Württemberg, oftmals zu jagen, und er hatte ſich deßhalb mehrere Zimmer einrichten laſſen. Noch im Jahr 1704 ſtand der Hof; allein der Ort gefiel dem Herzoge ſo wohl, daß er ein kleines Jagdſchloß daſelbſt erbauen zu laſſen beſchloß. Das Schloßlein erhielt den Namen Louisbourg und mehrere Anlagen wurden um daſſelbe angelegt. Wenige Jahre ſpäter ſollten Schloß und Anlagen vergrößert werden, und bald entſchloß ſich der Herzog, hier eine neue Stadt anzulegen. Das Schloß ward nun faſt ganz neu aufgeführt, ſo wie es jetzt ſteht, einer der herrlichſten und größten Königspaläſte in Deutſchland, wenn nicht in Europa. Die innere Einrichtung war nicht minder koſtbar als die äußere Ausſtattung. Viele Maler und Bildhauer wurden angeſtellt, um es würdig einzurichten, und der Schmuck der ſchönen Tapeten und großen Wandſpiegel, ſo wie die angekauften Gemälde waren viele Millionen werth. Die Anlagen wurden ringsumher großartig erweitert, und man konnte bald nichts Herrlicheres ſehen, als das neue Schloß des Herzogs Eberhard Ludwig.

Mit der Stadt wollte es Anfangs nicht recht gehen. Als aber der Herzog ſich entſchloß, ſeine Reſidenz nach Ludwigsburg zu verlegen, und dieſe zur dritten Reſidenzſtadt Württembergs zu erheben, da entſtanden die Häuſer wie durch Zauberſchlag. Jede Stadt und jedes Amt des Landes mußte auf Befehl des Herzogs ein Haus dort bauen, und der Herzog verſchenkte dieſelben an ſeine Hofleute und Räthe. Jeder aber, der nach Ludwigsburg zog, um ſich daſelbſt anzubauen und anzuſiedeln, erhielt den Bauplatz

unentgeldlich und noch dazu die nöthigen Baumaterialien. Auch war er mit allen ſeinen Gütern von allen Laſten frei auf zwanzig Jahre. Alle höheren Collegien wurden ohnehin in die neue Reſidenz verlegt, und Jeder, der ein Amt bei Hofe hatte, baute ſich daſelbſt an. So entſtand Ludwigsburg mit ſeinen herrlichen Paläſten, mit ſeinen breiten ſchönen Straßen, mit ſeinen großen freien Plätzen, unſtreitig die ſchönſtgebaute Stadt Württembergs.

Der Hof Eberhard Ludwigs war einer der glänzendſten, wenn nicht der glänzendſte in Deutſchland. An keinem Hofe gab es mehr Hofämter, als an dem zu Ludwigsburg. Es wimmelte von Edelleuten und Abenteurern, die hier ihr Vergnügen, hier ihr Glück ſuchten. Ludwigsburg war die belebteſte Stadt im Lande. — Jetzt freilich ſtehen die Straßen öde und leer, und wenn ein Reiter über das Pflaſter galoppirt oder ein Wagen unter dem Hauſe vorbeifährt, ſo ſpringt Alles an's Fenſter, um doch einmal etwas Abwechſelndes zu ſehen und zu hören. Die paar Soldaten, die ſich in den breiten Straßen auf- und abbewegen, verlieren ſich in denſelben, wie ein paar Blumen in einem Grasgarten. Die Häuſer ſind zum Theil faſt unbewohnt und wo eine ganze Familie Platz hätte, ſieht höchſtens ein langweiliges, einſames Haupt zum Fenſter heraus. Ludwigsburg iſt jetzt eine der verlaſſenſten Städte des Landes und ſieht einem Kirchhofe ähnlicher, als einer blühenden, Gewerb- und Menſchen-reichen Gemeinde. —

Unſere Reiſende, die in einem Gaſthofe abgeſtiegen waren, wurden bald aus dem Schlafe geweckt; denn ſchon am frühen Morgen war ein geſchäftiges Treiben in der Stadt. Wachen zogen auf, Reiter durchflogen die Straßen, Caroſſen raſſelten einher, und die Zahl der Fußgänger, die theils langſam dahinſchlenderten, als ob ſie nicht wüßten,

was mit der Zeit anzufangen wäre, theils ſo eilig ſich fortbewegten, als ob eine Minute Verzug großen Verluſt brächte, war nicht zu zählen. Weiß man ja, wie es in einer Stadt zugeht, die alle ihre Bedürfniſſe des Lebens von außen her beziehen muß! Und Ludwigsburg iſt vielleicht die einzige Stadt in der Welt, die gar kein Territorium, gar keine Markung beſitzt, als die Gärten und breiten Alleen innerhalb ihrer weiten Ringmauern.

„Langweilig ſcheint's eben nicht hier zu ſeyn," meinte der v. Witzleben, indem er das Fenſter öffnete. „Geſchmack ſcheint der Herzog auch zu haben, das muß man geſtehen," ſetzte er hinzu, indem er das gegenüberliegende Schloß, ſelbſt einer kleinen Stadt ähnlich, betrachtete.

„Geſchmack?" ſagte der v. Wellendorf; „ein ſchöner Geſchmack, auf anderer Leute Koſten zu bauen und groß zu thun! An ganz Ludwigsburg iſt nicht Ein Haus, nicht Ein Stein rechtmäßig erworben."

„Ich glaube, Ihr wollt in ein Kloſter gehen," ſagte der v. Witzleben mit gemüthlichem Spotte, „Ihr ſchwatzt ja wie ein Bethruder. Oder geht Euch Euer ſchönes Schloß, das man Euch entriſſen, ſo zu Herzen? Ich dächte, da hätten wir alle drei gleich viel zu klagen."

„Sind wir denn blos deßwegen hier, um unſere verlorenen Güter wieder anzuſprechen?" fragte nun der v. Trautmannsdorf. „Es giebt Dinge, die mehr werth ſind, als Geld und Gut, und die laſſen ſich nicht ſo leicht wieder erſtatten."

„Liebe Freunde," antwortete der v. Witzleben; „Ihr habt Eure Weiſe, laßt mir die meinige. Glaubt Ihr, ich hätte nicht minder Gefühl für das Unglück meines Vaterlandes, als Ihr? Meint Ihr, ich dächte nicht eben ſo über

das Unrecht, das man uns und noch vielen Andern angethan hat, wie Ihr? Aber dem Herzog deute ich's nicht übel, daß er Pracht liebt und Freude. Der Herzog iſt ein alter Kriegsmann, ein tapferer Held, der das Leben im Felde kennen gelernt hat. Soll denn der alte Feldmarſchall wie ein Karthäuſer ſtill liegen in ſeiner Zelle, und Sonne und Mond walten laſſen und an Nichts denken, als wie er wieder ein paar Pfenninge erſpare? Ein Kriegsheld kann nicht wie ein Knicker leben, und ein Fürſt muß fürſtlich reſidiren. Was liegt auch daran, ob jährlich ein paar tauſend Gulden mehr daraufgehen? Dafür hat Württemberg den Ruhm, einen Feldherrn zum Fürſten zu haben, von dem man auch noch ſprechen wird, wenn die andern Fürſten mit ihren Sparhäfen längſt vergeſſen ſind. Wer allein die Schuld hat, das iſt die Grävenitz, und die hat wohl, ſo Gott will, am längſten hier gehauſt."

„Wir müſſen behutſam zu Werke gehen, ſo hat mir mein Königlicher Gönner anbefohlen," ſagte nach einer Pauſe der Graf v. Trautmannsdorf; „ich erwarte ſtündlich die Erlaubniß, dem Herzoge aufwarten zu dürfen."

Es ſchien, ſein Wunſch ſollte bald erfüllt werden; denn kaum hatte er ausgeſprochen, ſo ward ein Herzoglicher Kammerherr gemeldet. Und nicht lange darauf trat ein anderer Kammerherr ein, und der letzte kam von der Gräfin v. Würben.

Die drei Edelleute ſprachen nun noch lange insgeheim mit einander bei verſchloſſenen Thüren, bis die Stunde ſchlug, in der die Audienz ſtattfinden ſollte. Zwei Wagen hielten zu der beſtimmten Zeit vor der Thüre, und in den Einen ſtieg der Graf v. Trautmannsdorf, in den Andern der v. Witzleben. Dieſer hatte ſich in ſeine prächtigſten Kleider geworfen, ſo wie es die Hofetiquette erforderte;

denn auf die letztere hielt die Gräfin v. Würden ſehr viel. Zuvor aber, ehe ſie abfuhren, trugen mehrere Diener bedeckte Körbe in's Schloß, und dieſelben enthielten werthvolle Geſchenke. Sie waren für die Gräfin v. Würden beſtimmt.

V.

Karoſſen raſſeln jetzt heran,
Und Miethlakaien ſpringen von den Thüren.
Ihm — — — — — — — — — —
Gehör bei der Vornehmen zu erbitten.
Schiller.

Es war etliche und zwanzig Jahre vor dem Beginn dieſer Erzählung, da kam ein junges Fräulein nach Stuttgart, die Schweſter eines Hauptmann in herzoglichen Dienſten. Der Hauptmann war ſehr arm, ſeine ganze Familie war ſehr arm, aber er war gewandt und höflich und wußte ſich des Herzogs Gunſt zu erwerben. Da ließ er ſeine ſchöne Schweſter aus Mecklenburg, woſelbſt ſeine Heimath war, nach Württemberg kommen, ob ſie vielleicht in Stuttgart ihr Glück mache.

Sie war ein ſchönes Mädchen; ſie war noch mehr als dieſes; ihr üppiger Wuchs, ihr feuriges Auge war das eines Weibes, und immer hat für lüſterne Männer ein Weib mehr Reiz, als eine ſchüchterne, unſchuldige Jungfrau. Wer das ſchöne Fräulein ſah, begehrte nach ihrem Beſitze. Das Fräulein lebte einige Zeit zurückgezogen und unbeſcholten zu Stuttgart. Da meinten Einige, es ſey an der Zeit, dem Herzoge anderweitige Beſchäftigung zu geben, ehe denn es ihm einfallen würde, Land und Leute ſelbſt regieren zu wollen. Und eine kluge Gräfin borgte

dem armen Fräulein, das kaum hatte, womit in Privatgesellschaften zu erscheinen, — fürnehme Kleider und Preciosen, daß sie bei Hof eingeführt werden konnte. Und der Herzog sah sie und der sinnliche Krieger entbrannte für sie. Das Fräulein aber war spröde und kalt. Gefielen ihr Andere besser, oder war sie tugendhaft und ehrbar? Man wußte es nicht. Doch der Herzog ward immer lüsterner und seine Leidenschaft gehorchte keinem Zügel mehr. Nicht Zeit sparte er, nicht Mühe, nicht Geld. Und für schwere Summen ließ er das arme Fräulein und ihren Bruder in den Reichsgrafenstand erhöhen, und war auch das Fräulein spröde gewesen, — die Gräfin war es nicht mehr. Und er zog gen Urach auf sein schönes Schloß, im Weinmonat 1707, und dort ließ er sich trauen mit der reizenden Gräfin, und ein Befehl ergieng in's ganze Land, daß seine Ehe mit der rechtmäßigen Gemahlin null und nichtig, die Gräfin von Urach aber seine eigentliche Gattin sey. Doch die Freunde der rechtmäßigen Herzogin ruhten nicht und viele Hebel wurden in Bewegung gesetzt und der Kaiser befahl seinem herzoglichen Unterthan, die Gräfin von sich zu thun. Der Herzog gehorchte, er versöhnte sich mit der rechtmäßigen Herzogin, aber die Versöhnung war blos Schein. „Er liebte die Gräfin mehr, als sich selbst," so sind seine eigenen Worte, „und ihre Entfernung schmerzte ihn ärger, als wenn man ihm die Seele aus dem Leibe gerissen hätte." Die Gräfin war in die Schweiz gereist, und der Herzog eilte ihr nach wenigen Wochen nach. An den schönen Ufern des Genfer See's lebten sie zusammen als Treuliebende. Die Kunde davon erscholl alsbald im ganzen Lande Württemberg, und was man befürchtet hatte, ward bald zur Wirklichkeit. Der Herzog kehrte wieder, aber nicht allein; mit ihm kam die einstens verstoßene

Gräfin. Und die ſchöne Gräfin war jetzt wirkliche Gräfin geworden: denn ein Graf hielt ſeinen gräflichen Namen für geringer als 10,000 fl. jährlicher Einkünfte. Und der Käufliche borgte ihr ſeinen Namen vor dem Altar und erhielt dafür neben dem Gelde den Titel eines Landhofmarſchalls von Württemberg. Dafür mußte er verſprechen, im Auslande zu leben und ſeine angetraute Gattin nie zu berühren.

Von nun an reſidirte die Gräfin im Schloſſe des Herzogs, und ward die Herrin des ganzen Landes, und faſt auch die Eigenthümerin alles beweglichen Eigenthums darinnen. Dieſe Frau ward in der Taufe Chriſtiane Wilhelmine v. Grävenitz genannt; nunmehr aber hieß ſie die Gräfin v. Würben; und der Elende, der um Geld ſeinen Namen entwürdigte und jene ſchmachvolle Scheinehe mit des Herzogs Mätreſſe eingieng, hieß Ferdinand Graf v. Würben und Freudenthal.

Die Gräfin ſaß in ihrem Audienzſaal, als der v. Witzleben gemeldet wurde. Sie mochte wohl in der Mitte der vierziger Jahre ſeyn. Schön war ſie nicht mehr zu nennen, aber doch hatte ſie Etwas an ſich, das einen lüſternen Mann anziehen mußte. Ihr Haar war nach der Sitte der damaligen Zeit nach hinten gekämmt und ſtark gepudert, ein Schnürleib preßte ſie zuſammen, aber trotz alles Schnürens zeigte ſich einige etwas in's Ueberflüſſige gehende Fülle des Körpers. Der Reifrock mochte in ſeinen untern Parthien wohl 18 Ellen im Umfang haben und ward mit Fiſchbein auseinandergehalten. Hohe Stelzenſchuhe klapperten an den Füßen. Oben war das Kleid weit ausgeſchnitten, und der größte Theil des vollen Buſens lag faſt offen da, denn der kurze runde Kragen, den ſie trug und den man bezeichnend genug Venez-y-voir nannte, verrieth mehr,

als er verſteckte. Im Einklang mit den zur Schau gelegten Reizen, die nur Sinnliche verlocken mochten, glänzten die Augen in jenem buhleriſchen Feuer, das bei denen, die ſchon viel genoſſen, immer in einer matten Flüſſigkeit zu verſchwimmen droht. Aber ſie waren röthlich geworden durch die viele Schminke, womit die Gräfin täglich ihre Haut zu belegen gewohnt war. Die Finger und Arme waren mit Bändern und Ringen reich geſchmückt. Nachläſſig lehnte ſie auf einem hohen, gepolſterten Stuhle, der einem Thronſeſſel nicht unähnlich ſah, und nur halb erhob ſie ſich, als der v. Witzleben eintrat. Er ward zum Handkuß vorgelaſſen und auch die übrigen Begrüßungsformeln wurden nach der ſtrengſten Etiquette abgemeſſen.

„Ihr ſuchtet eine Audienz bei unſerm allergnädigſten Herzoge?“ begann die Gräfin das Geſpräch, indem ſie den Ritter mit feſtem, faſt zu feſtem Auge betrachtete. „Seine Durchlaucht haben mit mir getheilt und ſo war nur Eurem Freunde dem Grafen v. Trautmannsdorf die Ehre, dem Herzoge aufwarten zu dürfen.“

„Ich fühle mich ſo glücklich,“ erwiederte der v. Witzleben, „Ew. Excellenz meine Ehrerbietung erweiſen zu können, daß ich nach keiner höhern Ehre trachte. Wer ſollte, wenn er Württembergs Boden betritt, nicht wünſchen, Die von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, von deren Macht, Reichthum, Schönheit und Weisheit im Auslande faſt noch mehr die Rede iſt, als im Inlande?“

„Ihr ſeyd ein Württemberger, ſagte man mir,“ antwortete die Gräfin geſchmeichelt; „Eurer feinen Sprache nach, die Ihr redet,“ — die ganze Unterhaltung wurde nämlich nach der damaligen Sitte auf franzöſiſch geführt — „ſollte man meinen, einen Franzoſen vor ſich zu ſehen. — Ihr ſucht Dienſte am herzoglichen Hofe?“ ſetzte ſie nach

einer Weile verbindlich hinzu. „Bei dem Empfehlungsbriefe, den Ihr im Geſichte tragt, kann Euch die Erfüllung Eurer Wünſche nicht ſchwer werden.“ Und dabei blickte ſie ihn mit einem Ausdruck an, der die Erfüllung alsbald nach der Bitte zuſagte.

„Eure Excellenz haben zu viel Gnade für mich,“ ſagte der v. Witzleben ausweichend, „aber wolltet Ihr meinen Begleitern und mir erlauben, an dem fürſtlichſten Hofe von ganz Deutſchland zu leben, ſo würden wir für ſolche Gnade nicht genug danken können.“

„Ihr ſeyd ſtolz, Herr Ritter v. Witzleben,“ meinte nun die Gräfin faſt piquirt. „Ihr wollt wohl den Hof des Herzogs blos durch Eure Gegenwart verſchönern, und dieſür,“ ſetzte ſie faſt ſpöttiſch hinzu, „ſind wir Euch allerdings viel Dank ſchuldig.“ Ihre Gedanken ſchienen nun auf einmal eine andere Richtung zu bekommen und urplötzlich in ſchroffen Ernſt übergehend, fragte ſie den Ritter ſtreng: „man ſagte mir, es ſey Euch und Euren Begleitern einiges Unangenehme auf der Reiſe hierher begegnet? — Ihr ſeyd verwirrt? Doch ich habe mich falſch ausgedrückt; wie konnte ich ſagen Unangenehmes? Einem ächten Ritter, wie Ihr ſeyd, muß es ja die höchſte und freudigſte Pflicht ſeyn, unbeſchützte Fräulein ungefährdet nach Hauſe zu bringen, und“ — ſetzte ſie giftig hinzu, „Männer aus den Händen der Gerechtigkeit zu befreien, die ſich gegen den Herzog und die Regierung vergangen haben.“

Der v. Witzleben war anfangs durch die plötzliche Wendung des Geſprächs etwas in Verlegenheit gekommen, aber bald faßte er ſich. „Man hat Eure Excellenz,“ ſagte er, „von einem Vorfalle unterrichtet, der allerdings noch ein angenehmeres Ende hatte, als ſein Anfang verſprach. Aber Eure Excellenz ſcheinen von einer Seite her benach-

richtigt zu ſeyn, die wohl eine Freude daran hat, auch das Unſchuldigſte zu verdrehen. Vielleicht erlaubt mir die hohe Gräfin, den Hergang der Wahrheit getreu zu erzählen."

Der Ritter erzählte nun und erzählte gut; die Augen der Gräfin ruhten immer aufmerkſamer auf ſeinen Zügen, die durch das Feuer der Rede mehr und mehr belebt wurden; überdem war der Ritter ein ſehr ſchöner Mann. Von der Gräfin v. Werdenheim ſprach er faſt nichts oder wenig. Den Mann mit dem Pflaſter über dem Aug' ſchilderte er als einen ihnen Allen völlig Unbekannten, und den Umſtand, daß ſie auf der Reiſe nach Stuttgart Nebenwege eingeſchlagen hatten, wußte er mit einer Grille ſeiner Gefährten zu entſchuldigen.

„Ihr erzählt gut, Herr Ritter," ſagte die Gräfin, als er zu Ende war. „Eure Reiſen im Auslande müſſen Euch viel Stoff zur Unterhaltung gewähren. Ich wäre wohl begierig, einmal Etwas über Paris zu erfahren und wie es am Hofe des großen Ludwig zugeht."

„Erlauben mir Eure Excellenz, Euch eine Probe von dem neueſten Pariſer Geſchmacke zu Füßen zu legen?" ſprach der v. Witzleben, indem er ſich der Gräfin näherte und ihr knieend ein ſchön gearbeitetes Käſtchen überreichte.

Die Gräfin öffnete begierigen Auges, und ihre Züge erheiterten ſich zuſehends und ihr Blick haftete voll Entzücken auf dem Geſchmeide, das ihr aus dem Käſtchen entgegenblitzte.

„Wir ſind Euch," ſagte ſie mit einem gnädigen, faſt zärtlichen Blick auf den Ritter, „Wir ſind Euch von heute Morgen her ſchon Dank ſchuldig. Ihr überhäuft Uns in der That mit Euren Geſchenken." Und wiederum hafteten ihre Augen auf den in Gold gefaßten Edelſteinen, und ſie ſchien dieſe immer mehr lieb zu gewinnen. „Herr Ritter,"

ſprach ſie nach einer Weile, indem ſie ſich zum Abſchied erhob; „ich hoffe, es möge Euch am Hofe des durchlauchtigſten Herzogs wohlgefallen. Noch heute Abend ſollt Ihr Euch überzeugen, wie werth Eure Gegenwart uns iſt. Herr v. Witzleben, Ihr ſeyd entlaſſen, aber nur um Euch für immer zu behalten. Ich werde Euch ſelbſt dem Herzoge vorſtellen.“

Und wiederum ward ihm die Hand zum Kuſſe gereicht, und er meinte einen kleinen Druck zu verſpüren, über den er faſt erſchrocken wäre. Er eilte durch die Schaaren der Hofbedienten im Vorzimmer, und nicht entgieng ihm die Geſtalt des v. Stutenheim, in der reichen Kleidung eines dienſtthuenden Kammerherrn. Dieſer hatte wohl etwas ganz Anderes erwartet, als ſolche gnädige Entlaſſung.

* * *

Als der Ritter v. Witzleben in ſeine Behauſung trat, kamen ihm ſeine beiden Freunde raſch entgegen.

„Du biſt lange geblieben,“ ſagte v. Trautmannsdorf, „meine Audienz war ein bischen kürzer gefaßt. Aber nun erzähle.“

Der v. Witzleben erzählte, aber ſeine Geſchichte ſchien auf den v. Wellendorf nicht den beſten Eindruck zu machen.

„Noch einmal ſage ich,“ rief er, „zu was ſoll all' das Scherwenzeln führen? Warum nicht geradeaus dem Herzoge Alles erzählt? Warum ihn nicht aufklären über die Babyloniſche, die ihn wahrhaft bebert haben muß mit Zauberkräften und Liebestränken?“

Doch die beiden jüngeren Edelleute ſchenkten ihm kein Gehör; ſie wußten wohl, daß auf offene Art der Herzog nicht zu erobern ſey.

„Aber nun erzähle Du,“ ſagte v. Witzleben zu v. Trautmannsdorf, „wie es Dir beim Herzoge ergangen?“

‚Das läßt ſich mit zwei Worten ſagen,“ war die Antwort; „der Herzog empfieng mich ſehr gnädig; er bezeugte eine große Freude, als ich ihm die Briefe des Königs Friedrich Wilhelm überreichte, aber als ich auf unſere Angelegenheiten zu ſprechen kam, als ich den Namen meines Oheims berührte, da verfinſterte ſich plötzlich ſein Geſicht, und ich ward entlaſſen. Ich verſpreche mir wenig, und wenn's nicht des Königs Wille wäre, ſo ſagte ich, wir wollen aufſitzen und Württemberg ſo bald als möglich hinter uns laſſen.“

* * *

Noch am Abende deſſelbigen Tages kam ein Hofmarſchall in voller Gallauniform in das Gaſthaus, wo die fremden Herren ihr einſtweiliges Quartier hatten, und der hochgeſtellte Hofdiener war voll Ergebenheit und Demuth, und nahm die Edelleute mit ſich und wies ihnen eine andere Wohnung an; denn der Herzog hatte die Gnade gehabt, ihnen eines der Häuſer, die er in Menge in der Stadt als Eigenthum beſaß, zu überlaſſen. Dem v. Witzleben aber ward noch eine andere Gnade zu Theil, es war die Ernennung zum Ritter des St. Hubertus-Ordens.

VI.

Sprich nicht ſo laut, ſprich leiſer doch,
Die Bäume haben Ohren.
Altes Lied.

In den dunkeln Alleen des Schloßgartens zu Ludwigsburg, am äußerſten Theile deſſelben, giengen zwei Männer,

in leisem Gespräche begriffen, auf und ab. Der Eine war noch ein junger Mann. Sein über und über beputztes Haar, das vorn an der Stirne in große Buckeln gelegt war, und hinten in einem langen Haarbeutel sich endete, der rothe, mit Silber gestickte Frack, die kurzen, weißen Casimir-Beinkleider, die weißen, seidenen Strümpfe und die silberbeschnallten Schuhe zeigten zur Genüge, daß es einer der höher gestellten Hofleute war. Wir erkennen in demselben augenblicklich einen alten Bekannten, den Edlen v. Stutenheim.

Der Andere war viel älter; er mochte wohl gegen die sechzig zählen. Er trug eine einfache schwarze Kleidung ohne besondere Auszeichnung; und doch mußte es ein Mann von Bedeutung seyn, denn der Jüngere bewies ihm offenbar große Rücksichten. Sie waren stehen geblieben, und der Aeltere schien aufmerksam über Etwas nachzudenken.

„Du hast nicht Unrecht, Cousin," sagte jetzt der Aeltere. „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie Etwas im Schilde führen. Aber vor allen Dingen müssen wir wissen, was sie vorhaben, wir müssen Gewißheit haben und das Terrain kennen, ehe ich handeln kann."

„Ich verbürge mich für die Wahrheit meiner Aussage," antwortete der Jüngere; — „meine Diener sind treu und schlau, und ich selbst habe sie nicht außer Acht gelassen, seit ich hier bin."

„Sie waren also in Stuttgart!" sprach wieder der Aeltere wie für sich hin, indem er stehen blieb. „Der v. Trautmannsdorf und der v. Wellendorf, alle Beide waren in Stuttgart! Zweimal in Stuttgart, und in dem Hause des Grafen v. Werdenheim! Der Graf ist nicht unser Freund, das ist gewiß. Doch man sollte wissen, ob sie sich der Herzogin haben vorstellen lassen, darauf kommt

Alles an. Was nützt es auch, wenn ich beweiſe, daß ſie bei dem Grafen v. Werdenheim geweſen ſind?"

„Nicht blos der Graf v. Trautmannsdorf und der v. Wellendorf," verſicherte der v. Stutenheim weiter, „auch der Ritter v. Witzleben war in Stuttgart, obgleich der Letztere, ſo viel ich weiß, nur Einmal. Aber ich weiß ganz genau, daß er über zwei Stunden in dem Werdenheimſchen Hauſe verweilte," ſetzte er eifrig hinzu.

„Spricht nicht etwa vielleicht die Eiferſucht aus Dir?" fragte jetzt der Aeltere etwas ſpöttiſch. „Meine Frau Schweſter hat Dir von der reichen Tochter des Grafen v. Werdenheim geſagt: eh bien! ich bin nicht dagegen, wenn Du ſie bekommen kannſt; im Gegentheil, ganz à mon aise; wir müſſen uns mit den vornehmen Familien des Landes näher liiren. Wer weiß, wie lange der Herzog noch lebt? Wir müſſen uns ſicher ſtellen. Aber könnte nicht der v. Witzleben dieſelben Abſichten haben, wie Du?"

„Ihr traut mir nicht, Herr Graf," rief jetzt der v. Stutenheim wie gekränkt; „Ihr mißtraut Eurem eigenen Vetter. Warum hätten ſie denn immer bei Nacht ihre Austritte halten ſollen? Warum kehrten ſie immer zurück, ehe der Tag graute? Um ein Mädchen freit man bei hellem Sonnenſchein und am lichten Tage."

Sie giengen nun wieder ſchweigend eine Zeitlang auf und ab.

„Der v. Witzleben wußte ſich ſchnell in Gunſt zu ſetzen, assürément, ſehr ſchnell!" begann nun wieder der Aeltere. „Ihn und ſeine beiden Begleiter hat der Herzog ſehr gnädig aufgenommen. Meine Schweſter, Ihre Excellenz die Frau Gräfin v. Würben wollte ich ſagen, und bei dieſen Worten zeigte ſich ein böſes Lächeln um den Mund herum, das dem ſonſt nicht unſchönen Manne ein etwas abſchrecken-

des Ausſehen gab, — „haben, wie es ſcheint, ein Auge auf den ſchönen Herrn geworfen. Der v. Witzleben müßte weniger klug ausſehen, hätte er das nicht längſt bemerkt. Freilich hat er auch das beſte Mittel ergriffen; il sait corriger sa fortune; Geſchenken und vollends ſolch' koſtbaren Geſchenken iſt die Gräfin v. Würden noch nie widerſtanden. Und doch benützt er dieſe Gunſt weder für ſich, noch für die beiden Andern! Wollte er eine einträgliche Stelle oder eine hohe Charge, er hätte ſie längſt! — Vraiement, ſie müſſen andere Zwecke haben.“ Dieſe letzteren Worte ſprach er faſt unhörbar wie vor ſich hin, als wäre er im Selbſtgeſpräche begriffen.

„Er benützt die Gunſt nicht?“ rief nun der v. Stutenheim. „Hat er denn nicht ſchon Nutzen genug gezogen? Sind ſie nicht alle drei bei den Hoffeſten immer die erſten Geladenen? Iſt der v. Witzleben nicht Falkenmeiſter geworden und hat er nicht ſchon am erſten Tage den St. Hubertus-Orden bekommen, mit dem ſonſt die Frau Gräfin nur die beſten Freunde oder hochſtehende Perſonen honorirt? Iſt das nicht genug für ſo kurze Zeit, als die Edelleute hier ſind?“

„Ach ſo,“ ſagte jetzt der ältere Herr wieder ſpottend, „ich vergaß, daß Du den Orden noch nicht haſt. Nun warte nur, ein bischen Patience, Du ſollſt ihn bald bekommen. Aber biſt Du nicht eben ſo ſchnell, ja faſt noch ſchneller geſtiegen? Du biſt ja dienſtthuender Kammerherr, und die erſte höhere Stelle, die vakant wird, iſt Dir zugeſagt. Was meinſt Du zum Grand-Chambellan?“

„Ihr vergeßt, wie es ſcheint, gänzlich,“ antwortete der v. Stutenheim mit ſchmeichelndem Tone, „daß ich ein Couſin Sr. Excellenz des Herrn Miniſters v. Grävenitz und ſeiner Schweſter der Frau Gräfin v. Würden bin.

Und," setzte er, einen beleidigten Ton annehmend, hinzu, „habe ich nicht schon wichtige Dienste geleistet? War es nicht ich, der über die fremden Herren, die da auf einmal malgré bongré in's Land hereingefallen sind, zuerst sichere Auskunft geben konnte? Habe ich nicht über den Burschen, den buschigen Peter, wie man ihn hier zu Lande nennt, zuerst Nachricht gegeben?"

„Du hättest besser gethan, Du hättest statt der Nachrichten ihn selber gebracht," war die trockene Antwort; „doch," setzte der alte Herr besänftigend hinzu, „Dein Verdienst soll nicht unbelohnt bleiben. Aber wir müssen behutsam seyn. Die meisten Stellen sind schon mit Ausländern besetzt, und es ist nicht rathsam, neue zu schaffen; die Inländer sind ohnehin schon unzufrieden genug. Das Mécontentement könnte leicht in Obstination ausarten. Wenn wir wieder einen aus unserer Familie schnell avanciren lassen, so geht die Plainte von Neuem los."

Wiederum giengen sie schweigend auf und ab.

„Dürfte ich meine Ansicht aussprechen," unterbrach hierauf der Jüngere das Stillschweigen, „so geht meine Meinung dahin, daß die fremden Edelleute nur so lange warten, bis sie sich ganz fest in der Gunst des Herzogs und Eurer Schwester gesetzt haben; dann werden sie mit ihren Prätentionen schon hervortreten. Die niedern Chargen verschmähen sie, um desto gewisser zu den höhern zu gelangen. Wäre ich Minister und der Bruder der Gräfin v. Würben, so wüßte ich schon, was ich thäte."

„Es geht nicht, c'est impossible!" sagte der ältere Herr nach einigem Nachdenken. „Der Graf v. Trautmannsdorf hat Recommandationsbriefe vom Könige von Preußen mitgebracht, und der Herzog hält auf diesen Friedrich Wilhelm gar große Stücke; er äßimirt ihn ausnehmend.

Wir können für jetzt nichts thun, als sie beobachten. Thue das, lieber Vetter! Habe Dein Ohr überall. Du haſt eine gute Obſervationsgabe. Morgen iſt große Feſtivität und bal masqué bei Hofe. Unter der Maske läßt ſich Manches erforſchen, was man ſonſt verſchwiegen hätte. — Wie hat Dir der Maskenanzug gefallen, den ich Dir ſandte? Die alte Rittertracht wird Dir nicht übel ſtehen. Doch eniin es iſt Zeit, daß wir in's Schloß zurückkehren."

Mit dieſen Worten trennten ſich die Beiden und giengen Jeder vereinzelt dem fürſtlichen Gebäude zu. Hinter dem dichten Gebüſche aber tauchte ein bärtiges Geſicht heraus, und es war das Geſicht des buſchigen Peter, wie man ihn hier nannte, und er ſprach leiſe für ſich hin, wie mit großer Schadenfreude: „Ei, Herr Miniſter v. Gravenitz, ſeit wann hält man denn im Freien Conferenz? Glaubt Ihr denn, die Bäume hätten keine Ohren? Was liegt mir an dem v. Trautmannsdorf und dem v. Witzleben! Meinetwegen können ſie Alle hängen. Aber euch zulieb, meine Herren v. Gravenitz und v. Stutenheim, ſollen ſie nicht ungewarnt bleiben." Mit dieſen Worten ſchwang er ſich über die Einzäunung des Gartens und war bald in der Ferne verſchwunden. Noch an dieſem Abende erfuhr der Ritter v. Witzleben, was der Edle v. Stutenheim für einen Maskenanzug tragen werde.

VII.

Er brachte mich in ein helles Haus,
Wo Harfenklang und Saus und Braus.
Und Fackelglanz und Kerzenſchein;
Ich kam zum Saal, ich trat hinein.

H. Heine.

Das Schloß in Ludwigsburg war feſtlich erleuchtet. Es war großes Hoffeſt und Maskenball.

Das Schloß beſitzt weite, große Säle, und die weiten Räume ſcheinen für Tauſende von Menſchen Platz im Ueberfluß zu haben; doch dießmal waren ſie faſt zu eng, um die Anweſenden alle zu faſſen. — Alle Gänge und Treppen waren mit Blumen geſchmückt und mit Teppichen belegt. Ueberall brannten Kerzen, wo man nur welche anbringen konnte, und die vielen Kronleuchter mit ihren vielen Tauſenden von Lichtern ſchienen Nacht in Tag verwandeln zu wollen. Wenn aber auch das Aeußere der weiten Säle die koſtbarſte Pracht und den ſplendideſten Reichthum athmete, ſo gieng doch Nichts über die Pracht und den Reichthum derer, die ſich darin bewegten.

Eine Menge Abenteurer waren nach und nach an den Hof des Herzogs Eberhard Ludwig gezogen worden. Der Hofämter waren ſo viele, daß auch an dem luſtigen, großartigen Hofe Ludwigs XIV. von Frankreich ihrer nicht mehr ſeyn konnten. Da gab es Oberhofmarſchälle und einfache Hofmarſchälle, Oberſtallmeiſter und einfache Stallmeiſter, Oberjägermeiſter und Forſtjägermeiſter, Parforcejägermeiſter und gewöhnliche Jägermeiſter, Oberfalkenmeiſter und Falkenmeiſter, Ober- und Unter-Kapellmeiſter, Pagenhofmeiſter, Kammerherrn, Hof-, Jago- und Kammer-Junker, Pagen und eine Menge von niedern Hofbedienten. Die Garde war mit einer Menge von Officieren beſetzt,

und die Miniſter, Geheimenräthe, Generale und hohern Officiere waren Alle hoffähig. Dazu lebten noch viele Edelleute, meiſt Ausländer, zu Ludwigsburg, blos um die Annehmlichkeiten, die mit einer freigebigen und prachtliebenden Hofhaltung ſtets verbunden zu ſeyn pflegen, zu genießen. Heute, wie auch ſonſt oftmals, ſchien es, als ob Alles an den Hof gezogen worden wäre, was nur je dazu berechtigt war; denn außer denen, die ihr Amt dazu befähigte, waren alle Adeliche der ganzen Stadt und Umgegend geladen, wie denn das immer zu geſchehen pflegte, wenn die Gräfin v. Würden in ihrem ganzen Glanze auftreten wollte.

Beſondere Säle waren dazu beſtimmt, die Eß- und Trinkluſtigen zu befriedigen, und in reicher und üppiger Auswahl konnte man ſich reichen laſſen, weſſen das Herz gelüſtete. Andere Säle waren zum Tanzen eingerichtet, und die Hofkapelle, erſt neuerlich acquirirt oder doch wenigſtens vervollſtändigt, ſpielte die herrlichſten deutſchen und franzöſiſchen Tänze. Auch zum Spielen ſtanden in beſondern Zimmern Tiſche bereit, und viele der älteren Herren und Damen, denen das Tanzen und die Muſik keine Freude mehr machte, hatten ſich hieher geſellt, um den Wechſelfällen des Glücks ſich zu überlaſſen. Die bei weitem größere Anzahl aber war in die Ballſäle gedrängt. Hier mußte Alles maskirt erſcheinen, — eine Sitte, die man von Frankreich aus erſt ſeit neuerer Zeit nach Deutſchland übergepflanzt hatte; denn am Hofe Ludwigs, des Prachtliebenden, wie man ihn nennen könnte, war dieſe Art von Bällen zuerſt nach italiſcher Sitte eingeführt worden. Die reichſten und bizarrſten Koſtüme waren da zu ſchauen. Alles bewegte ſich in wilder Luſt unter einander, und unter Scherz und Neckereien flüſterte Einer manchmal

dem Andern zu, wenn er glaubte, einen Bekannten unter der Maske herausgefunden zu haben.

Das Feſt hatte ſchon vor mehreren Stunden begonnen, aber noch ſchien Keiner der Theilnehmer ermattet. Immer und immer lockten die rauſchenden Töne der herrlichen Muſik zu neuer Luſt, zu neuem betäubenden Vergnügen. Nur hie und da ſah man einzelne Paare in kleinen Nebenzimmern verſchwinden, um ſich vielleicht bei dieſer Gelegenheit, die nicht alle Tage wiederkehrte, zärtliche Worte zuzuflüſtern, denn an galanten Abenteuern pflegte es an dieſem üppigen Hofe nicht zu fehlen.

An einen Pfeiler gelehnt, in einem der größten Säle, wo das Getümmel am bunteſten war, ſtand faſt einſam unter der Maſſe von Umhertreibenden eine einfache Maske. Sie ſchien dem loſen Treiben beinahe theilnahmeslos zuzuſehen. Viele hatten den Mann in der ſchlichten ſchwarzen Verhüllung ſchon angeredet, doch Keinem war er längere Zeit Rede geſtanden. Auch Frauenmasken in blendendem Schmuck, mit üppig zur Schau gelegten Reizen, waren ſchon hart an ihm vorübergeſtreift, hatten ihn wohl auch geneckt mit ſeiner ſchwermüthigen Einſylbigkeit; Manche hatten ihm herausfordernde Blicke zugeſandt und Worte zugeflüſtert, die einen Andern in Feuer und Flammen verſetzt hätten; — denn die Ueppigkeit am Hofe Eberhard Ludwigs war ſchon faſt zum Sprüchwort geworden; — allein der Mann in der ſchwarzen Maske war bis jetzt von all' der Schönheit ungerührt geblieben. Jetzt ſtanden ihm zwei Frauengeſtalten, einfach verhüllt, wie er ſelbſt, nicht fern. Auch ſie ſchienen an dem tollen Treiben keinen großen Antheil zu nehmen, ſondern ſich mehr mit dem Anſchauen, als mit dem Selbſthandeln zu vergnügen.

„Der ſtarke Mann dort, in der ſchwarzen Ritter-

rüſtung," belehrte die Eine die Andere, indem ſie auf einen beſtimmten Platz hinwies, „iſt der Herzog; und jene hohe Dame, ihm zur Seite, mit dem goldgeſtickten Kleide, das iſt Ihre Excellenz die Frau Gräfin v. Würben. Ich kenne ſie am Schmucke. Wollen wir nicht näher hinzutreten, gnädiges Fräulein?"

„Nicht doch," antwortete eine zarte, weiche Stimme, „wir wollen lieber von der Ferne zuſchauen."

Der Mann in der ſchwarzen Verhüllung ſchien jetzt plötzlich wie von einem Zauber bewegt zu ſeyn.

„Iſt das ihre Stimme?" fragte er ſich ſelbſt halblaut. „Wie wäre das möglich? Wie käme ſie hierher? Und doch iſt ſie es; dieſe ſchmelzenden Töne können Niemanden ſonſt angehören, ich würde ſie unter Tauſenden heraus erkennen."

Raſch näherte er ſich den beiden Geſtalten.

„Du biſt wohl hier näher bekannt, als ich," ſagte er zu der, deren Stimme ihm ſo bekannt erſchienen war. „Ich möchte Dich über Einiges um nähere Auskunft bitten, ſchöne Maske."

„Du irrſt Dich, Maske," war die Antwort, „ich bin hier vielleicht noch weniger bekannt, als Du." Und damit drängte ſie ſich ſchüchtern näher an ihre Begleiterin, die den Cicerone zu machen ſchien, wie um dieſe von dem Orte hinwegzuziehen. Doch eben drang ein neuer Schwarm toller Masken, die ſich vielleicht zum dritten Male oder noch öfter umgekleidet hatten, in den Saal, und trennte ſie von ihrer Geſellſchafterin. Der Mann in der ſchwarzen Verhüllung ſtand hart an ihrer Seite.

„Iſt es möglich?" flüſterte er ihr in's Ohr, alle Blödigkeit auf einmal abwerfend. „Du hier, Iſabelle?"

„Mein Gott!" rief die Angeredete, „dieſe Stimme,

— Max, mein Max!“ Und mit dieſen Worten ſchien ſie im Begriffe, ihm um den Hals zu fallen. Doch ſchnell beſann ſie ſich eines Andern und beſchämt ſagte ſie: „ich habe wohl die Ehre, mit dem Herrn Grafen v. Trautmannsdorf zu ſprechen?“

„Du biſt es,“ rief entzückt der Graf, denn er war es, „meine Iſabelle iſt hier!“ Und raſch ergriff er eine ihrer Hände und drückte ſie an ſeine Lippen. „Doch wie magſt Du nur ſo ſprechen,“ fuhr er betreten fort, „bin ich Dir vielleicht fremd geworden? Biſt du nicht mehr die alte Bella, die ich in Straßburg kennen lernte? Muß ich Dir vielleicht einen andern Namen geben? Den Namen — eines Gatten?“ Er ließ ihre Hand fahren, und ſchaute ihr tief in die Augen, wie um ihr Innerſtes zu erforſchen.

„Nein, nein,“ erwiederte Iſabella heftig, „nie einen andern Namen. Aber ach! mein Max,“ fügte ſie mit traurigem Tone hinzu, „die Zeiten ſind ſeither ganz anders geworden; ich habe Dich lange, lange nicht mehr geſehen, und es hat ſich wohl in der langen Zeit Manches verändert.“

„Alles meinetwegen,“ rief jetzt der Graf faſt laut, „wenn nur Dein Herz das alte geblieben iſt. Ich habe Dir ſo Vieles zu ſagen, meine Bella, ſo unendlich Vieles zu ſagen, und ſo unendlich Vieles möchte ich von Dir erfragen. Wußte ich doch, ſeit wir uns in Straßburg zum letzten Mal geſehen, kein Wort mehr von Dir zu erfahren, und alle meine Nachforſchungen waren vergeblich. Doch komm', man konnte uns hier beobachten, uns belauern; ſchon richten Viele ihre Blicke hierher. Laß uns in den Schloßgarten gehen, da können wir ungeſtört plaudern.“

Und ohne Widerrede ließ ſich Iſabella von ihm führen, denn es war ja der wiedergefundene Geliebte, und wer wird dem wahrhaft Geliebten mißtrauen? — und die

Begleiterin, die ihr Fräulein ſo plötzlich verloren hatte, ſuchte lange vergebens, bis ſie endlich, nach faſt einer Stunde vergeblichen Forſchens, ſie in einem der Säle wiederfand.

Ganz anders als ſein Freund, der Graf v. Trautmannsdorf, unterhielt ſich der v. Witzleben. Der v. Bellendorf war zu Hauſe geblieben. Ihn gelüſtete nicht nach den Narrheiten einer Ballnacht; ein Kampf im freien Felde, Mann gegen Mann, wäre ihm lieber geweſen, als hundert Contretänze mit den ſchönſten Frauen der Welt.

Der v. Witzleben war der Ausgelaſſenſten Einer. Mit Dieſem ſchwatzte er, mit Jenem lachte er; bald trat er hinaus in einen der Bankettſäle und löſchte ſich den brennenden Durſt mit ausländiſchem Weine, bald trat er an einen der Spieltiſche, ſetzte einige Goldſtücke und gieng lachend von dannen, wenn ſie von den gierigen Händen des Spielhalters eingerafft wurden; bald miſchte er ſich auch unter die Tanzenden und flog raſch mit der nächſten Beſten in der Runde herum.

„Eigentlich iſt es doch eine Tollheit, dieſes Leben und Treiben,“ ſagte er, nach einigen Stunden immerwährenden Umherrennens, zu ſich ſelbſt; „doch es giebt ja ein altes Sprüchwort, „mit den Wölfen muß man heulen;“ wer trauern will, ſoll trauern, wenn er nicht mehr luſtig ſeyn kann. Und wenn ich mich mit den luſtigen Dämlein da herum, die wohl alle gerne Frau v. Witzleben hießen, erluſtire, wen kümmert's denn etwa? Doch — nun Julie wird mir's nicht übel deuten; ſie wird mitlachen, wenn ich ihr die Schwänke alle erzähle. Und dann — weiß ich denn auch gewiß, ob Julie nur überhaupt Antheil an mir nimmt?“

Faſt wäre er ob ſeinem Selbſtgeſpräch traurig gewor-

den, doch eben begann ein neuer Walzer, und raſch ergriff er eine Tänzerin am Arme und riß ſie mit ſich fort in's Getümmel.

„Ihr tanzt ja ganz raſend luſtig," ſagte eine Stimme zu ihm, als er ſeine Tänzerin an ihren Platz zurückgeführt hatte, „man ſollte meinen, der Herr Ritter v. Witzleben ſey nie ſo vergnügt geweſen, als heute Abend!"

„Wer ſagt Euch denn das Gegentheil, Herr Ritter mit ungeöffnetem Viſir?" antwortete der v. Witzleben; „ſagt mir doch viel lieber, was verſchafft mir die unendliche Ehre, Euch immer an meinen Ferſen hängen zu ſehen? Ihr habt mich ja den ganzen Abend nicht aus den Augen gelaſſen, und müßt unſtreitig ein gewaltiger Freund von mir ſeyn, da Ihr mich kennt und doch bei mir ausharrt?"

„Was werden wohl zwei ſchöne blaue Augen dazu ſagen, wenn ſie von dem tollen Treiben des Ritters v. Witzleben hören?" fragte die Rittermaske weiter, ohne ſich um das, was der v. Witzleben geſagt hatte, zu bekümmern.

„Was meint Ihr damit?" ſagte der v. Witzleben, plötzlich ernſt werdend.

„Nun," war die Antwort, „glaubt Ihr denn, es ſey in der Stadt unbekannt geblieben, wen der edle Ritter v. Witzleben bei Nacht und Nebel in Stuttgart heimſuche? Freilich verdient es auch Lohn, wenn man das Glück gehabt hat, eine Dame nach Hauſe eskortiren zu dürfen!"

„Was meint Ihr für einen Lohn?" fragte der junge v. Witzleben kalt und ſchneidend.

„Une nuit dans les bras de mon amie," trillerte der Angeredete ſtatt der Antwort. Es war dieß der Refrain eines in den damaligen frivolen Zeiten unter den Vornehmen beliebten Liedes, das jedoch zu ſtarke Anſpielungen

enthält, als daß wir es wagen möchten, auch nur Einen Vers hierher zu ſetzen.

Dem v. Witzleben flieg alles Blut in's Geſicht. Er zog die Maske, welche ſich ſo zudringlich mit ihm unterhielt, in einen Fenſtervorſprung und flüſterte ihr leiſe einige Worte in's Ohr. Dieſe nickte bejahend, und alſobald entfernten ſich beide auf verſchiedenen Wegen und durch verſchiedene Thüren, um ſich im Schloßgarten wieder zu finden.

„Hier iſt Raum genug," ſagte der v. Witzleben, als ſie auf einem freiern Platze zuſammentrafen; „und der Mond ſcheint auch hell genug. Friſch, Edler v. Stutenheim, das Schwert gezogen, ich will doch ſehen, ob es ſo ſpitz iſt, als Eure mecklenburgiſche Zunge."

„Ihr kennt mich?" fragte der v. Stutenheim — denn er war es wirklich, — verwundert. „Doch Ihr ſeyd ungeduldig und ich werde Euch willfahren."

Raſch kreuzten ſich die Degen, und die Muſik im Schloſſe ſpielte eben eine luſtige Weiſe zu dem blutigen Tanze.

Der Edle v. Stutenheim wußte den Degen gut zu führen, und er hätte vielleicht die faſt unüberlegt ſchnelle Ausforderung nicht angenommen, wenn er nicht geglaubt hätte, ſeinen Gegner von ſeiner Ueberlegenheit auf's Kräftigſte zu überzeugen. Allein bald ſah er ein, daß er entweder ſich überſchätzt oder ſeinen Feind zu gering geachtet habe, denn dieſer übertraf ihn bei Weitem an Kraft, wie an Gewandtheit. Der v. Stutenheim ſuchte daher dem Kampf ſo ſchnell als möglich ein Ende zu machen.

„Ich bin verwundet," rief er plötzlich, indem er ſeinen Degen ſinken ließ; und in der That rannen ihm einige Blutstropfen über die Stirne herab. In demſelben Augenblicke hörte man verſchiedene Stimmen und ſah Lichter und

Fackeln ſich im Garten hin- und herbewegen. Man hatte das ſcharfe Aufeinanderprallen der Degen gehört.

„Gut, Herr v. Stutenheim," ſagte der v. Witzleben, „es mag damit für heute genügen; aber merkt's Euch wohl, ſo Ihr noch einmal wagt, den Namen des Fräuleins v. Werdenheim unehrerbietig zu nennen, ſo möchtet Ihr leicht mein Schwert ein Bischen ſchärfer zu koſten bekommen. Doch ich glaube, man iſt aufmerkſam geworden; kommt ſchnell durch dieſe Allee; der Herzog hält zu ſtreng auf ſeinen Burgfrieden, als daß man uns hier treffen dürfte."

Sie eilten dem Schloſſe wieder zu, nachdem der v. Stutenheim die unbedeutende Wunde mit einem Tuche verbunden hatte. Im Saale konnte bei dem Gewimmel ihre Abweſenheit nicht aufgefallen ſeyn. Raſch miſchte ſich der v. Witzleben wieder unter die dichteſten Haufen.

Der Zufall wollte es, daß er gerade dem Herzoge gegenüber zu ſtehen kam, der an der derben, etwas corpulenten Geſtalt, ſo wie an der Ehrerbietung, welche ihm die Umſtehenden erwieſen, leicht zu erkennen war. Ueberdem trug er ſein großes goldenes Kreuz mit rubinrothem Schmelzwerk, das Zeichen des St. Hubertusordens, das er der Gräfin v. Würden zu lieb nie abzulegen pflegte, auch über der Maske. Der Herzog ſchien ganz berauſcht zu ſeyn von der Freude dieſes Abends; ſo oft iſt es ja blos ein Rauſch, was wir Vergnügen nennen, und die lärmende Betäubung muß von Außen her das erſetzen, was nicht von innen herausquillt, weil das Herz keine Freude mehr hat. Die Gräfin kam die ganze Nacht hindurch nicht von des Herzogs Seite und doch ſchienen ihre Augen überall zu ſeyn. Ob er Recht oder Unrecht hatte — dem v. Witzleben ſchien es, als hafteten ſie manchmal wie Kohlenfeuer auf ihm, und er meinte faſt nothgedrungen, in ihnen etwas

zu leſen, was wie eine Herausforderung oder auch wie eine Uebergabe auf Gnade und Ungnade ausſah. Doch was kümmerten ihn der Gräfin Augen? Jetzt ſtand er an einer der Thüren und hatte eben einem Zug Masken nachgeſchaut, die ſich in den Gängen verloren, denn es war ſchon frühe am Morgen; da drückte ihm eine vorübergehende Dame Etwas in die Hand mit bedeutſamem Winke, und er glaubte in derſelben eine Edeldame der Gräfin zu erkennen, und wie er ſich umſchaute, begegnete er wieder den röthlich glühenden Augen der Gräfin, die ſich eben mit dem Herzoge entfernte. Hinter ihm aber ſtand der v. Stutenheim und Auge und Ohr waren aufmerkſam, wie das eines Luchſes.

Das Feſt war zu Ende.

VIII.

Sey mir gegrüßt, du große
Geheimnißvolle Stadt,
Die — in ihrem Schooße
Mein Liebchen umſchloſſen hat.
Sagt an, ihr Thürm und Thore,
Wo iſt die Liebſte mein?
Euch hab' ich ſie anvertraut,
Ihr ſollt mir Bürge ſeyn.

H. Heine.

Den andern Morgen lag ein großer Theil von Ludwigsburgs Bewohnern noch in tiefem Schlummer, — die vergeudete Nachtruhe im ſpäten Morgenſchlafe hereinzubringen ſuchend, — als der v. Witzleben ſchon zu Pferde ſaß und zum Marbacher Thor hinauslenkte. Das einfache Jagdkleid, das er umgeworfen hatte, und das Gewehr zur

Seite ſchienen anzudeuten, daß er ſich die Glut, die ihm die durchſchwärmte Nacht auf die Wangen jagte, auf weidmänniſche Art vertreiben wolle. Denn ſo ſtreng auch die Geſetze damals waren, die dem Nichtberechtigten das Jagen erſchwerten, ſo hatte er, als Jägermeiſter, die Erlaubniß, überall in den herzoglichen Forſten zu ſchießen, was ihn gelüſtete. Allein nicht Weidmannsluſt hatte den jungen Mann ſo bald hinausgetrieben, daß er nur einige Stunden dem Schlafe opferte; denn kaum eine halbe Stunde von Ludwigsburg entfernt lenkte er rechts ein und eilte auf Nebenwegen Stuttgart zu.

„Du ſollſt mich nicht umſonſt gewarnt haben, Du wunderlicher buſchiger Peter,“ ſprach er, „und Du Taugenichts v. Stutenheim ſollſt dießmal umſonſt umherſpähen; für heute wenigſtens habe ich die Herrn Aufpaſſer getäuſcht.“

Es war noch früh am Morgen, als er in Stuttgart einritt und in der goldenen Sonne ſein Abſteigquartier nahm.

Wer Stuttgart jetzt ſieht, der ſollte nicht glauben, daß es vor hundert Jahren derſelbe Ort geweſen ſey. Nunmehr iſt's eine reiche, blühende, ſchöne Stadt mit faſt 40,000 Einwohnern; damals zählte es deren kaum 6000. Zu welchem Thor man jetzt auch hereinfahren mag, man betritt immer große breite Straßen, mit Häuſern auf beiden Seiten, die oft Palläſten ähnlicher ſehen, als gewöhnlichen Privatwohnungen. Dieß und die vielen großen freien Plätze geben dem Ganzen ein ſo helles und freundliches Ausſehen, daß Ausländer, die einige Zeit da gelebt haben, glauben, ſich nicht mehr von der ſchönen Stadt trennen zu können. Damals aber waren die Gaſſen eng und traurig, und die Häuſer, die an den Giebeln ſich faſt berührten, ſo daß ein Nachbar dem Andern über die Straße hinüber die Hand reichen konnte, ſchauten ſo trübſelig darein, daß man

hätte meinen können, es wohne hier kein einziges friſches Herz, wie ſolche nur in freier Luft und auf Bergen zu gedeihen gewohnt ſind. Denn damals war von Stuttgart faſt Nichts vorhanden, als die Altſtatt oder mittlere Stadt und die nächſten Umgebungen des Marktes. Wie aber hier die Bauart iſt, kann Jeder ermeſſen, der je ein Winkelweſen in einer alten Reichsſtadt bewunderte. Trotz aller Verſchönerungen, trotz alles Koſtenaufwands iſt die Altſtatt auch jetzt noch nicht freundlicher geworden! Rings um die eigentliche Stadt lief damals eine große, ſtarke Mauer, und außerhalb dieſer, in den Vorſtädten, wohnten nur wenige, geringere Leute. Die herrliche Königsſtraße war noch ein tiefer, breiter Graben, der an der Stadtmauer hingezogen war, und darum iſt auch jetzt noch der Name „großer Graben" im Munde des Volks gangbarer, als die neuere Benennung „Königsſtraße." Auch der kleine Graben, die jetzige Eberhardsſtraße, beſtand noch. Außerhalb der Stadt prangen jetzt in weiter Umgebung die herrlichſten Gärten, die fröhlichſten Landhäuſer, die ſchönſten Anlagen, und das ſchönſte von Allem iſt der große wunderherrlich angelegte Königliche Schloßgarten, der Jedermann zu freiem Genuſſe eröffnet iſt. Aber Alles dieß iſt eine Schöpfung der neuern Zeit, ſo wie auch alle Verſchönerungen der Stadt ſelbſt erſt mit dem Bau des neuen Schloſſes begonnen haben. Nur unſere Nachkommen werden ermeſſen können und es dankbar anerkennen, wie außerordentlich viel in der neueſten Zeit geſchehen iſt, ſo wie auch wir dankbar und vergnügt den Herzog lobpreiſen, der die ſumpfigten Wieſen gegen Cannſtatt zu in ein duftendes, ſchattiges Eden zu verwandeln wußte.

Auf dem Marktplatze zu Stuttgart ſteht jetzt noch ein großes Haus, das durch ſeine Bauart an frühere Zeiten

erinnert. Denn ſo ſehr auch der jetzige Eigenthümer es zu moderniſiren ſuchte, ſo zeigen doch die Erker und ſpitzigen Thürmchen zur Genüge, welchem Zeitalter dieſes Gebäude angehöre. Dorthin lenkte der junge Mann, nachdem er ſein Pferd der Fürſorge des Wirths überlaſſen hatte, ſeine Schritte. Es war das Haus des Grafen v. Werdenheim.

In einem der Erker, die auf den Marktplatz hinausgehen, ſaß Julie v. Werdenheim. Ein einfaches weißes Morgengewand umfloß züchtig die ſchönen Glieder, wie die Wellen die „meerumfloſſene Venus.“ Ein Tiſchchen mit einer weiblichen Arbeit ſtand vor ihr, aber die Hand, ſonſt wohl recht geübt im Fertigen ſolcher Stickereien, wie ſie gerade eine vor ſich hatte, diente für jetzt nur dazu, den ſchönſten Mädchenkopf in der erſten Reſidenz des Landes zu ſtützen. Julie ſchien über Etwas nachzudenken, das wohl fähig war, ſie ganz dem gewöhnlichen Leben zu entrücken und in ſüße Träume zu verſetzen. Wäre Julie zu jetziger Zeit auf die Welt gekommen, ſo hätte ſie in dem Garten des Hauſes geſeſſen. Denn wo iſt es angenehmer, ſich den Spielereien der Phantaſie zu überlaſſen, als in einer duftenden Laube, abgeſondert, ungeſtört von der übrigen Welt? Jetzt hat faſt jedes Haus – wenigſtens in den neueren Theilen der Stadt — ſeinen Garten. Wer dieſe Einrichtung nicht kennt, der kennt noch manchen Genuß nicht, der weiß nicht, wie überraſchend es iſt, plötzlich durch wenige Schritte von einer ſteinernen Ausſicht auf Straßen und Häuſer und Häuſer und Straßen und ein klein bischen Himmel, der noch überdieß nicht immer blau iſt, in eine andere Welt ſich verſetzt zu ſehen. Hier unter Blumen und Bäumen, in fröhlicher, freier Natur, beim Zwitſchern der Vögel, beim Sonnenſcheine, hier athmet das gepreßte Gemüth wieder auf; es iſt eine andere Luft,

die man einathmet, es iſt ein anderer Himmel, der zu uns niederſchaut, und ein Garten hinter dem Hauſe inmitten einer großen Stadt iſt deßwegen nichts Anderes, als ein ſchönes Gedicht inmitten eines trockenen Buches.

Zu der Zeit, von der wir reden, mußte man ſich dieſes Vergnügen verſagen; denn die Häuſer waren eng auf einander gebaut und kaum ein kleiner Hofraum zwiſchen denſelben. Aber dennoch zeigte ſich auch bei manchen Mädchen der Sinn für Blumen und Blüthen, der ſo gut zum weiblichen Charakter gehört, als Züchtigkeit und Reinheit der Seele ihm inwohnen ſoll. Julie hatte ihr Zimmer faſt in einen Garten verwandelt. Künſtlich gezogen und gewartet, blühten hier Veilchen und Nelken, und mitten unter den Roſen ſaß ſie, als die ſchönſte derſelben.

Noch immer träumte das Mädchen, als der v. Witzleben ſchon in ihrem Zimmer ſtand; denn er war dem Diener, der ihn anmelden wollte, vorausgeeilt. Lange betrachtete ſie der junge Mann. Er wagte es nicht, ſie zu ſtören. Glaubte er doch einen eigenen ſchönen Traum zu verjagen, wenn er ſie jetzt in's wirkliche Leben zurückrief! Nun ſchlug ſie die Augen auf, und er ſah zum erſten Male dieſe ſchönen Augen — nicht lächelnd. Es giebt Geſichter, die nur zur Munterkeit geſchaffen ſcheinen, Geſichter, in denen man ſtets gewohnt iſt, die Grübchen im Kinn, die Grübchen in den Wangen zu ſchauen, Geſichter, in denen ſolche muthwillige Augen ſitzen, daß man glaubt, der Hauch der Traurigkeit könne ſie nie verſchleiern, und gar ſonderbar ergreift es Einen, wenn man ein ſolches Geſicht trübſinnig ſieht, wenn um einen ſolchen Mund, der ſonſt immer ſchalkhaft gelächelt, die Göttin der Schwermuth ſich gelagert hat, wenn über ſolche Augen die lange Wimper ſich ſenkt, wie die Trauerweide über den tiefen See.

Hohe Röthe überzog Juliens Wangen, als ſie des jungen Ritters gewahr wurde; doch ſie vermochte nur ſtumm ſeinen Gruß zu erwiedern.

„Wird mir Fräulein v. Werdenheim verzeihen," fragte der v. Witzleben ſanft, indem auch auf ihn ein Theil der Verlegenheit der jungen Gräfin übergegangen zu ſeyn ſchien, „daß ich es wagte, ſie in ihren Träumen zu ſtören?"

„Mein Vater," ſagte ſie, „iſt ausgeritten und wird wohl erſt gegen Abend zurückkehren. Darf ich Euch zu meiner Tante führen? Sie wird ſich freuen, des ſeltenen Gaſtes einmal wieder anſichtig zu werden."

„Nur die Tante wird ſich freuen?" fragte der junge Mann, indem er die Hand des Fräuleins ergriff und ſie an ſeine Lippen drückte. Sein Auge ſprach mehr als ſein Mund; ſie entzog ihm die Hand nicht. „Zürnt mir Fräulein Julie," fuhr er fort, „wenn ich ihr ſage, daß ich nicht ihres Vaters wegen hieher gekommen bin? Das Glück iſt mir günſtig geweſen, ich treffe Euch allein. Iſt Euch mein Anblick ſo verhaßt, daß Ihr die Gunſt des Zufalls vernichten wollt?"

Sie war verwirrt und vermochte keine Sylbe zu antworten.

„Es iſt nun das dritte Mal," fuhr der junge Mann, immer wärmer werdend, fort, „daß ich Euch ſehe und ſpreche. Und doch iſt mir's ſo, als ob ich Euch ſchon ſeit vielen Jahren kennen würde. Ich habe ſchon viele ſchöne Frauen geſehen, und doch iſt mir's noch nie ſo zu Muthe geweſen, als in Eurer Gegenwart. O ſteht nicht auf, ſchöne Julie! Es iſt eine Stunde, die vielleicht für mich nie wiederkehrt," ſprach er, und der Ton ſeiner Stimme war ſo bittend, ſo kindlich, ſo ſchmerzlichfreundlich, daß ſie dem Zauber nicht zu widerſtehen vermochte. „Wenn ich

ſonſt in Geſellſchaft von Männern oder Frauen bin," fuhr er fort, — „ſo heißt man mich nur den luſtigen Witzleben, und man hört mir gerne zu, und bittet mich immer, zu erzählen und meine Fröhlichkeiten auszukramen. Doch wenn ich Euch ſehe, ſo bin ich ein ganz Anderer; es wäre mir um alle Welt nicht möglich, dann etwas Luſtiges zu ſagen, und doch bin ich ſo glücklich, ſo heiter in meinem Innern, wie ſonſt nie. Ich möchte nur immer ſo daſitzen, und Euch in die lieben Augen ſchauen."

Und er drückte ihre Hand, und ſchaute ſie lange und innig an; und ſie ſchlug die Augen nieder, und ihre Hand zitterte zwiſchen den ſeinigen.

„Ich ſehe Euch oft im Traume," hub er wieder an, als ſie noch immer ſchwieg; „oft ſtandet Ihr ſchon vor mir inmitten der größten Geſellſchaft, und meine Freunde necken mich, wie der luſtige v. Witzleben ſo plötzlich ein Träumer geworden ſey; aber dieſe Träume ſind mir lieber, als alle Wirklichkeit und die Scherze meiner Genoſſen; und all' das Tollen und Narren um mich herum kommt mir dann oft ſo matt und fade vor, daß es mich ordentlich anekelt, und dann möchte ich immer gleich einſam und alleine ſeyn, um ungeſtört meinen Träumen nachhängen zu können."

Lange ſaßen ſie nun ſchweigend. Ein Blumenſtrauß ſtand in einem Glaſe vor der Gräfin. Sie nahm eine Roſe und ſpielte mit derſelben; ſie nahm ein Vergißmeinnicht, und der v. Witzleben erhielt es, und in ihrem Auge glänzte eine Thräne, als ſie's ihm gab. Und er wagte es, ſeinen Arm um ſie zu ſchlingen und — ihre Lippen fanden ſich zum erſten Kuſſe der Liebe. Brauchte es ein weiteres Geſtändniß?

Ein Diener trat herein und meldete den Prediger Oſiander. Die Liebenden waren der Wirklichkeit wiedergegeben.

XI.

In dem Schloß zu Alfolea,
Da verschollen Luſt und Klingen,
Herrn und Damen ſind verſchwunden
Und erloſchen ſind die Lichter.
Alte Romanze.

Gieng's an dem Hofe des Herzogs Eberhard Ludwig in Ludwigsburg toll und lärmend genug zu, ſo war dagegen das Hoflager der Herzogin in Stuttgart um ſo ſtiller und lautloſer.

Die Herzogin reſidirte nämlich noch immer zu Stuttgart. Lange genug, als Eberhard Ludwig noch in dieſer Stadt ſeinen Hof hielt, hatte man in die Herzogin gedrungen, ſich aus dem Schloſſe auf eines ihrer Landhäuſer zurückzuziehen. Aber der gerechte Stolz der Fürſtin — ſie war eine geborne Prinzeſſin von Baden — war erwacht, und ſie wich nicht. Da erſt drang die Gräfin v. Würben darauf, daß der Herzog ſich nach Ludwigsburg überſiedeln ſolle, denn ſie wollte im Schloſſe bei ihm und mit ihm wohnen. Nur ſo dünkte es ihr möglich, ihn ungeſchmälert allein zu beherrſchen. Haben nicht ſchon Männer von hohem Geiſte Alles daran geſetzt, um mit der Königsmacht auch den Königsnamen zu verbinden? Warum ſollte alſo ein Weib nicht wünſchen, auch im Glanze der Herrſcherin aufzutreten, da ſie deren Gewalt längſt hatte? Darum genügte es der Gräfin v. Würben nicht, als man in den Fürſtenbau, welcher ihr zur Wohnung eingerichtet und übergeben war, vom Schloſſe aus einen bedeckten Gang herüberbaute, und ſomit dieſe beiden Gebäude durch eine Brücke gleichſam verband, ſo daß der Herzog ſeine Geliebte beſuchen konnte, ohne deßhalb das Thor ſeines Schloſſes verlaſſen zu müſſen.

Das alte Schloß in Stuttgart, — zum Unterſchied von dem neuen, das erſt ungefähr 40 Jahre nach der Zeit, in der dieſe Geſchichte ſpielt, erbaut wurde, — iſt ein großes ſtattliches Gebäude. Seine mächtigen Quadern, ſeine runden, feſten Thürme, ſeine Zinnen und Thürmchen, ſeine Schießſcharten und engen Schneckengänge, die Altanen und vielerlei Zierrathen, die überall in Stein gehauen angebracht ſind, erinnern lebhaft an längſt vergangene Zeiten, wo die Fürſten und Herrſcher noch hinter feſten Mauern zu wohnen pflegten, und weniger auf die äußere Zierlichkeit und Pracht ihrer Wohnungen, als auf deren Feſtigkeit und Stärke ſtolz waren. Doch iſt es nicht ſo alt, als es auf den erſten Blick ſich dem Auge darbietet; denn erſt unter Herzog Chriſtoph ward es im ſechszehnten Jahrhundert neu gebaut. Jetzt iſt Manches daran verändert, obgleich es noch immer das Anſehen einer ſtolzen Ritterburg hat, der man einen neuen Zuſchnitt zu geben verſuchte; denn es ſind einzelne Anbäue dazu gekommen, die ein Bischen angeflickt ausſehen, und Gräben und Zugbrücken ſind für immer verſchwunden. Doch die größte Veränderung gieng im Innern vor. Denn die prachtvollen Ritterſäle ſind nicht mehr, die ganze Einrichtung iſt eine andere, und die großen weiten Räume ſind in eine Menge kleiner Wohnungen für die Diener des Hofes verwandelt.

In den Zeiten, von denen wir ſprechen, ſtand das Schloß noch in ſeiner alten Pracht, feſt genug, um eine lange Belagerung auszuhalten, weitläufig genug, um auch die großartigſte Hofhaltung darin zu führen. Doch jetzt war Alles ſtill und wie ausgeſtorben; denn die Herzogin hatte nur wenige Diener um ſich, und weder luſtige Tanzweiſen, noch geräuſchvolle Vorbereitungen zur Jagd ſcheuchten

die Eulen von den Thürmen, auf denen ſie ihr Quartier aufgeſchlagen hatten.

Der Prediger Oſiander und der v. Witzleben giengen dem Schloſſe zu. Die Fallbrücke ward niedergelaſſen, und unangerufen, ungehindert ſchritten ſie die breite Treppe hinauf, die außer den beiden Wendeltreppen in den vordern Ecken zu den obern Gemächern hinaufführt. Dieſe breite Treppe iſt wohl die einzige, die ſo eingerichtet iſt, daß man zu Pferde und zu Wagen hinauf- und herabkommen kann. So brauchten die württembergiſchen Herzoge nur aus den Gemächern, die ſie bewohnten, herauszutreten, um ſich ſogleich in das Gefährt oder auf das Pferd zu werfen, das ihrer harrte, und Herzog Eberhard Ludwig, ein trefflicher Reiter, war ſelbſt nicht ſelten im Galopp die Treppe herabgejagt, um ſich ein Lächeln der Grävenitz zu erwerben, die unten bereits zu Pferde hielt, den Herzog auf die Jagd zu begleiten. Jetzt wird die Treppe nur noch von Fußgängern benützt.

Ohne Ceremonie wurden die Beiden von der Herzogin vorgelaſſen. Sie ſaß in einem großen Erkerzimmer, auf der Seite gegen Cannſtadt zu, wo jetzt das neue Schloß ſteht und die königlichen Anlagen ſich hinziehen. Es war eine ſchöne, hohe Frau, der man es kaum anſah, daß ſie wohl ſchon vierzig Jahre hinter ſich hatte. Doch hatte der Gram ihr edles Geſicht in Etwas gebleicht und den Glanz der Augen ein wenig getrübt. Nur zwei Edeldamen waren bei ihr; ſie ſchienen mehr ihre Geſellſchafterinnen zu ſeyn, als ihre Dienerinnen.

„Willkommen, frommer Herr!“ rief die hohe Frau dem Prediger zu. „Wen bringt Ihr uns in unſere Einſamkeit?“ — Es that dem v. Witzleben ordentlich wohl, auch einmal an einem Hofe ſeine Mutterſprache reden zu

hören; denn am Hofe Eberhard Ludwigs schien es, als ob die deutsche Sprache ganz verbannt wäre, und nur französische Zungen gehört werden könnten.

„Es ist der Ritter v. Witzleben, durchlauchtige Frau," sagte der Prediger. „Euer Durchlaucht haben wohl schon von seinem Vater gehört, einem der treuesten Diener des herzoglichen Hauses, als er noch lebte."

„Der Sohn wird dem Vater an Treue Nichts nachgeben," setzte der v. Witzleben hinzu, indem er der Herzogin nach damaliger Sitte kniend die Hand küßte.

„Ich kenne Euch schon näher, als Ihr meint, Herr Ritter," sagte mit sanftem Lächeln die Herzogin. „Ihr habt eine Freundin hier, die mir schon viel von dem schönen, blonden Jüngling erzählte, der sie vor Kurzem gar ritterlich hieher geleitete. Ich heiße Euch doppelt willkommen, auf solche Fürsprache hin."

„Euer Durchlaucht," warf jetzt der Prediger ein, „erlauben vielleicht, daß die beiden Edeldamen sich entfernen. Wir haben Euer Durchlaucht etwas Wichtiges mitzutheilen."

Auf einen Wink der Herzogin entfernten sich die beiden Frauen. Zwischen den Dreien begann nun eine lange, geheime Unterredung, in der hauptsächlich der Prediger Ossander das Wort führte. Er sprach von der langen und großen Unbill, welche die Herzogin erlitten, er sprach von der Pflicht, das Land von einem Weibe zu befreien, das Gott als schwere Prüfung über dasselbe gesandt habe, er sprach von der Gelegenheit, die jetzt geworden sey, diesen Vorsatz ohne viele Gefährde auszuführen, und der v. Witzleben zog ein kleines Zettelchen hervor, und auf den Papierstreifen stand eine Einladung der Gräfin v. Würben auf ihr Schloß Freudenthal. Es war derselbe Zettel, den der junge Edelmann auf dem Maskenball erhalten hatte.

„Was iſt leichter,“ ſagte der Prediger eifrig, „als ſie hier zu überfallen? Sie wähnt ſich ſicher, und um ſo ſicherer können wir uns ihrer bemächtigen. Ihr benachrichtigt durch einen Reitenden Euern Bruder, den Herrn Markgrafen von Baden; der Kaiſer iſt ohnehin für uns; auch dem Herzog kann nur damit gedient ſeyn, die alternde Gräfin von ſich entfernt zu ſehen.“

„Ihr meint es ehrlich, guter Oſiander,“ erwiederte die Herzogin; „aber Euer Oheim war kühner, als ihr. Iſt die Gräfin offen als Landesverderberin aufgetreten, ſo werde ſie auch offen vor aller Welt geſtürzt. Vor Jedermanns Auge lebte ſie mit dem Herzoge, vor Jedermanns Auge werde ſie auch gedemüthigt. Wohl will ich glauben, daß eine geheime Ueberrumpelung, wie Ihr ſie vorſchlagt, eher zum Ziel führen würde, aber wäre mir das eine Genugthuung? Das gute Recht iſt auf unſerer Seite und Gott und meine Freunde werden mir ſchon dazu helfen.“

Wiederum ſprach der Prediger Oſiander und er ſprach lange und eindringlich. Aber die Herzogin blieb bei ihrem Sinne. „Ich will kein Mittel,“ ſagte ſie, „das nicht mit dem ehrlichen deutſchen Charakter übereinſtimmt.“

Tiefe Ehrfurcht erfüllte den v. Witzleben für die Herzogin, und er kniete vor ihr nieder und ſprach: „Hohe Frau! ich habe Euch ſtets gar hoch geachtet und Euer Unglück war tief in mein Herz gegraben; aber ſolch' edle Geſinnung erhebt Euch über alle andere Menſchen. Wer ſollte da nicht mit Freuden ſein Blut und Leben dran ſetzen, daß Euch Euer Recht zukomme?“

Die Herzogin entließ ſie gnädig. — Aber der Prediger Oſiander hatte noch eine lange Unterredung mit dem v. Witzleben, an der auch der Graf v. Wertheim, der inzwiſchen heimgekehrt war, Theil nahm. Sie ſchienen dem

jungen Mann zu Etwas zuzureden, woran er lange nicht wollte. Doch endlich gab er nach.

„Meinetwegen," rief er, „ich will's thun, weil Ihr es haben wollt; ich will ſie ſehen, will ſie ſprechen, will ihren ekelhaften, verpeſteten Athem ertragen; aber auf Eure Verantwortung; denn Ihr werdet ſehen, es führt zu nichts Gutem, ſo ſehr Ihr auch deſſen gewiß zu ſeyn glaubt."

Faſt unmuthig nahm er Abſchied und ritt nachdenklich Ludwigsburg zu. Nicht weit von der Stadt aber begegnete er dem v. Stutenheim, der in gewaltiger Eile nach Stuttgart hinflog. Was dieſer dort wollte? Es kümmerte ihn wenig, denn er hatte zu viel mit ſeinen eigenen Gedanken zu thun.

X.

Welchem von uns Beiden
Wendet ſich ihr Herze zu?
Kein Ergründen ſollt's entſcheiden. —
Schwert heraus, entſcheide du!

H. Heine.

Es war den Vormittag des andern Tages, da gieng der v. Witleben unruhig in ſeinem Zimmer auf und ab. Bald maß er die Stube mit großen Schritten, bald gieng's wieder langſam und bedächtig und manchmal blieb er auch ganz ſtehen, wie es bei Menſchen der Fall iſt, denen Etwas das Gemüth heftig erregt hat. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick in einen Brief, den er ſo eben erhalten zu haben ſchien, und der Brief mochte wohl Angenehmes und Unangenehmes zugleich enthalten; denn jetzt drückte

er ihn zärtlich an seine Lippen und nun murmelte er wieder etwas zwischen den Zähnen, das fast wie ein Fluch klang.

Sein Diener Georg trat ein.

„Hast Du ihn getroffen," rief ihm der v. Witzleben hastig entgegen; „was hat er geantwortet? Wird er kommen? So antworte doch, Du Schlingel! Aber zum Teufel," fuhr er fort, indem er einen Blick auf den ehrlichen Burschen warf und ihn verwundert betrachtete, „was hast Du denn? Du siehst ja so verwirrt aus, als hätte Dich die Tarantel gestochen."

„Gnädiger Herr!" stotterte Georg, „der Herr v. Stutenheim wird im Augenblicke hier seyn. Er schien verwundert ob Eurer Bitte, und meinte, es schicke sich besser für ihn, Euch zu besuchen, als daß Ihr ihm aufwartet. Aber . . . ." Hier schwieg er verlegen.

„Gut, gut!" rief der v. Witzleben und sein Auge leuchtete. „Doch was soll dein Aber? So sprich doch, was hast Du auf dem Herzen?"

„Gnädiger Herr!" sagte der Diener, „es muß heraus, und wenn Ihr nicht helft, so ist Alles verloren. Ihr wißt, ich habe in der letzten Zeit Euch manchmal um einen halben Tag Urlaub gebeten, und da bin ich denn alle Mal nach Lauffen geritten; denn — Ihr erinnert Euch wohl noch des Wirths Töchterlein? Nun das Mädchen ist mir gut, und wenn mein gnädiger Herr seine Einwilligung gegeben hätte, — aber nun ist Alles aus." Und bei diesen Worten seufzte der ehrliche Diener tief auf.

„Armer Junge!" sagte der v. Witzleben mitleidig; „so ist sie dir untreu geworden?" Georg schüttelte mit dem Kopfe. „Oder ist vielleicht der Vater dagegen? Ei, da

wollen wir ſchon helfen; der luſtige Hirſchwirth ſoll mir ſie nicht abſchlagen, wenn ich für dich den Brautwerber mache.“

„Ach, es iſt nicht das, gnädiger Herr,“ ſeufzte Georg, „es iſt ja etwas viel Aergeres. Das arme Lieschen iſt verſchwunden oder vielmehr ganz gewiß geraubt worden. Aber darf ich Euch nicht den Vater hereinführen? Der kann Euch die Sache auseinanderſetzen, denn ich weiß ſie eigentlich ſelbſt noch nicht ſo genau.“

„Wie? Der ehrliche Hirſchwirth iſt ſelbſt hier?“ rief der v. Witzleben, „nur ſchnell herein mit ihm; der Schrecken hat dir gewiß den Kopf verrückt, und die Sache iſt nicht halb ſo arg, als du dir ſie vorſtellſt.“

Georg entfernte ſich eilends und kehrte im Augenblicke mit unſerm alten Bekannten, dem Hirſchwirth von Lauffen, zurück. Der alte dicke Mann ſchien ſehr angegriffen; dicke Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirne; denn er war zu Pferde von Lauffen nach Ludwigsburg geeilt, und das ungewohnte, ſchnelle Reiten mochte ihm nicht gut behagt haben. Doch ſchien ein Seelenleiden ihn noch tiefer zu drücken, denn ſein Auge war naß, und ſeine Miene drückte tiefen Kummer aus.

„Erzähle, guter Alter!“ ſagte der v. Witzleben und reichte ihm gutmüthig die Hand; „faſſe dich, was iſt's mit deinem Lieschen?“

Der ehrliche Wirth mußte ſich erſt ein Bischen verſchnaufen, denn er war ſo eben erſt angekommen, und hatte dem Georg in der Eile mitgetheilt, was dieſer berichtet hatte. Nunmehr ſetzte er die Sache weitläufig auseinander und er erzählte, was er ſelbſt wußte.

„Du wirſt da eine ſchwere Anklage auf die beiden Herrn,“ ſagte er zu Georg, indem er nachſinnend im Zimmer auf- und abgieng. „Ueberlege wohl, was Du

thuſt; im Ganzen genommen aber erſcheint mir die Sache nicht ſo unwahrſcheinlich. Es iſt mir keiner von Beiden zu gut dazu."

„Gewiß iſt es ſo," verſicherte der Wirth. „Der Schreiber iſt ſchon lange um mein Lieschen herumgeſchwenzelt, und ſeitdem er gar in die beſonderen Dienſte der Gräfin v. Würben gekommen iſt, — Ihr wißt wohl von dem Abende her, da Ihr bei mir einkehrtet, — da war's gar nicht mehr mit ihm auszuhalten, und weil ihn mein Lieschen nicht ausſtehen mochte, ſo drohte er ihr oft, ſie würde ſchon erfahren, was es heiße, einen Günſtling der Frau Gräfin abzuweiſen. Der v. Stutenheim ſey ſein intimer Freund und Beſchützer, und wenn's nicht im Guten geſchehe, ſo könne man wohl auch gezwungen werden. Gewiß, gnädiger Herr, die Beiden haben ſie geraubt, ich wollte die Hoſtie darauf nehmen; denn man wollte den Schreiber ſchon ſeit geſtern Abend in Lauffen bemerkt haben. Herr," ſetzte er in Thränen ausbrechend, hinzu, „es iſt mein einziges Kind, Ihr wißt nicht, wie einem Vater zu Muthe iſt, wenn er ſein einziges Kind verliert!"

„Beruhige dich, Alter," tröſtete der v. Witzleben, „iſt es ſo, wie du ſagſt, ſo ſollen mir die beiden Schurken ſchon Rede ſtehen."

Eben meldete ein Diener den Edlen v. Stutenheim.

„Gerade Recht," ſagte der v. Witzleben, „bleibt Ihr zwei nur da," wandte er ſich an Georg und den Wirth, „Ihr könnt nun ſelbſt hören, wie's ſteht."

Der v. Stutenheim ſchien etwas beſtürzt, als er den Hirſchwirth erblickte; doch verließ ihn ſeine Unverſchämtheit nicht einen Augenblick.

„Ihr kommt wie gerufen, edler Herr von Stutenheim," rief ihm der v. Witzleben entgegen. „Ihr kennt

wohl meinen Freund hier?" ſagte er, das lezte Wort betonend, indem er auf den Wirth hinzeigte. „Wäret Ihr wohl ſo gütig, mir angeben zu wollen, wo Ihr ſein Töchterlein habt?"

„Eine ſonderbare Frage!" antwortete der v. Stutenheim; „ſteht es in meinem Pouvoir, zu wiſſen, wo alle Wirthstochterchen im Lande ſind?"

„Nehmt mir die Frage nicht übel, edler Herr Kammerherr!" ſagte der v. Witzleben wiederum mit ſardoniſchem Lächeln, indem er näher auf den v. Stutenheim zutrat, „aber ich habe meine beſonderen Gründe, ſo zu fragen. So antwortet mir alſo gerade aus, wo habt Ihr oder Euer gar ſehr ehrenwerther Freund, der Schreiber, den Ihr in der Gräfin v. Würben Gunſt verſetzt habt, das Mädchen? Merkt es Euch wohl," fuhr er mit bitterm Ernſt fort, „Ihr kommt nicht aus dieſer Stube, bis Ihr die verlangte Auskunft ertheilt habt."

Er gieng zur Thüre und ſchloß ſie von Innen ab.

„Ihr nehmet ja gewaltigen Antheil an der Dirne, Herr Ritter," ſagte der v. Stutenheim, die verlegene Angſt unter Lachen zu verbergen ſuchend; „könnte ſie nicht mit einem Liebhaber auf und davon ſeyn? Euer Herz ſcheint affligirt zu ſeyn und — weil Ihr ſo ſehr darauf drängt," ſprach er weiter, indem er ſeinen Worten Würde zu geben verſuchte, „ſo möget Ihr es immerhin wiſſen, ſie iſt auf Befehl der Gräfin v. Würben verhaftet worden, denn ſie erlaubte ſich ungünſtige, ja höchſt mepriſante und frevelhafte Aeußerungen über Ihre Excellenz."

„Seit wann verhaftet man denn ein Mädchen deßhalb, und bei Nacht und Nebel?" fragte noch nicht zufrieden geſtellt der v. Witzleben mit ſarcaſtiſchem Tone: „Wär's nicht auch möglich, Ihr oder Euer nobler Genoſſe hättet

das arme Kind für Euch unter jenem Vorwande geſtohlen? Man ſcheint an dieſem Hofe über manche Dinge anders zu denken, als wir ehrlichen Württemberger es ſonſt gewohnt waren; und Ihr, edler Herr v. Stutenheim, ſcheint mir eben nicht der Mann zu ſeyn, der eine kleine oder große Lüge ſcheut, um damit durchzukommen."

„Ihr werdet beleidigend, Herr Ritter," rief nun der v. Stutenheim, indem er ſich in die Bruſt warf. „Ich werde Euch ob der Importunance zu Rede ſtellen laſſen. Ueber das Mädchen mögt Ihr die Gräfin v. Würben befragen, ſie wird Auskunft darüber zu geben wiſſen. Eine weitere Declaration iſt mir nicht möglich." Damit wandte ſich der v. Stutenheim um, und gieng der Thüre zu.

„Haltet noch ein wenig, edler Herr," ſagte der v. Witzleben kalt, aber man hörte es ſeiner Stimme gar wohl an, daß in ſeinem Innern der Zorn kochte. „Noch habe ich mit Euch ein paar Wörtlein zu reden, doch hiezu bedarf es keiner Zeugen. Entfernt Euch," ſagte er zu Georg und dem Wirthe, „doch wartet draußen, bis ich mein Geſchäft mit dem edlen Herrn da abgemacht."

Wiederum ſchloß er die Thüre hinter den Abgehenden, und dem v. Stutenheim ward nicht wohl zu Muthe bei dieſen Vorbereitungen.

„Ihr waret geſtern in Stuttgart?" redete der v. Witzleben ſeinen Halbgefangenen an, indem er hart auf ihn zutrat. „Ihr warbet um die Tochter des Grafen v. Werdenheim?"

„Es ſcheint," erwiederte der v. Stutenheim, indem er ſeine Verlegenheit in einem trotzigen Ton zu verbergen ſuchte, „ich ſoll Euch heute über all' mein Thun und Laſſen Rechenſchaft geben. Was geht es Euch an, wenn ich um die Gräfin v. Werdenheim werbe?"

„Doch etwas," ſagte der v. Witzleben mit verbiſſenem Grimme. „Wie denn, wenn ich ſelbſt auch ein Werber um die Hand der Gräfin wäre?"

„Nun gut," war die Antwort des in die Enge getriebenen Stutenheim, „ſo mögen wir Beide verſuchen, wer mehr Fortüne hat. Die Gräfin wähle und der Verlierende ſey es zufrieden."

„Geſprochen, wie ich es von einem Cavalier erwartete," meinte der v. Witzleben ſpöttiſch. „Wenn nun aber das Fräulein ſich ſchon entſchieden hätte? Wenn es Leute gäbe, die durch Drohungen mit dem Zorn des Herzogs ihr Ziel zu erlangen ſuchten? Wie dann, edler Herr?"

„Ich verſtehe Euch nicht, Herr v. Witzleben!" verſetzte der v. Stutenheim in der größten Verlegenheit. „Meine Conduite . . . ."

„So leſt einmal jenen Brief," ſagte Jener; „ich habe ihn heute Morgen durch einen Reitenden empfangen."

Der v. Stutenheim las und ward bald blaß, bald roth.

„Nun, Herr v. Stutenheim," ſagte der Ritter v. Witzleben, nachdem Jener den Brief geleſen hatte, „iſt das eine Freiwerberei, wie ſie ſich für einen Edelmann geziemt? Ich will kurz ſeyn: wollet Ihr mir Wort und Handſchlag geben, daß Ihr die Gräfin künftig mit Euren Anträgen verſchont?"

„Nie," ſagte der v. Stutenheim entſchloſſen, „die Gräfin v. Würden hat ſie mir zugeſagt."

„Gut," verſetzte der Ritter trocken, „ſo werdet Ihr mir wenigſtens einen kleinen Gang im Freien nicht verſagen? Doch nicht auf die leichte Art, wie letzthin im Schloßgarten. Ihr habt damals von der Dame, die Ihr nun zum Weibe begehrt, auf eine Weiſe geſprochen, die mir

wohl auch noch erlaubt, eine kleine Rechenſchaft an Euch zu fordern; alſo Ihr oder ich; beſtimmt Zeit und Ort."

Der v. Stutenheim war nicht feige, aber er hatte bei dem kurzem Kampfe im Schloßgarten ſeinen Gegner und deſſen Gewandtheit und Kraft wohl kennen gelernt. Doch jetzt blieb ihm kein Ausweg.

„C'est un homme déterminé," ſagte er leiſe für ſich, „il ne faut pas le pousser à bout." „In acht Tagen," fuhr er laut fort, nach kurzem Beſinnen, „am Morgen, im kleinen Gehölze hinter dem Park."

„Ihr ſchiebet die Sache etwas lange hinaus," meinte bitter der v. Witzleben; doch immerhin; allein das ſage ich Euch, v. Stutenheim, ſo Ihr nicht erſcheint, ſo machet Euch auf Dinge gewärtig, die Euch Euern Aufenthalt hier in Etwas entleiden möchten."

So ſchieden ſie. — Der v. Stutenheim aber ſuchte den Schreiber auf und nach kurzer Unterredung ward beſchloſſen, die Gräfin v. Würben von dem in Kenntniß zu ſetzen, was ſie über des Wirthes Töchterlein von Lauffen ausgeſagt. Noch an demſelbigen Tag ward dieſe aus dem Verſteck, in dem ſie gehalten war, nach Schloß Neuffen gebracht bis auf Weiteres. —

XI.

Es zogen drei Reiter die Straße daher,
Ein Vierter kam ihnen da in die Quer;
„Herr Reiter, wendet Euch links geschwind,
Wir Drei, wir sind nach Rechts gesinnt.“
Altes Volkslied.

Vier Stunden von Ludwigsburg liegt am Fuße eines hohen Berges, der Heuchelberg genannt, in einem schönen Thale ein kleines Dörflein. Seine liebliche Lage, sein offenes freundliches Aussehen haben ihm wohl mit Recht den Namen Freudenthal erworben. Das Dörflein ist jetzt von vielen Juden bewohnt. Im Uebrigen aber sieht es öde darinnen aus. Vor einigen Jahrzehenten jedoch gieng's dort so lustig und lärmend zu, als nur irgend je auf einem Lieblingsaufenthalte eines Fürsten. Der erste König von Württemberg, Friedrich I., hatte es zu seinem Lustsitze erhoben, und bedeutende Verschönerungen und Vergrößerungen an Schloß und Anlagen vorgenommen. Allein schon vor hundert Jahren stand das Schloß, wenn gleich geringer an Umfang; schon vor hundert Jahren lustwandelte man in den Anlagen daselbst, wenn diese gleich keinen so großen Umkreis umschlossen, als jetzt. Schloß und Dorf Freudenthal gehörten damals der Gräfin v. Würben.

Auf dem Wege nach Freudenthal, der über Bietigheim auf der Straße gen Erligheim über einen Bergrücken sich hinzieht, ritt ein Herr mit zwei Dienern; doch schien Einer derselben in besonders nahem Verhältniß zu dem Herrn zu stehen, denn er ritt diesem stets zur Seite, und war augenscheinlich im angelegentlichsten Gespräche mit ihm begriffen, während der andere Diener immer in bescheidener Ferne zurückblieb. Plötzlich jedoch sprengte dieser sein Pferd vor

zu den beiden Erſtern hin, und rief dieſen etwas zu, das wichtig genug ſchien, um auch den andern Diener zu bewegen, ebenfalls nun hinter dem Herrn zurückzubleiben. Es war ein einzelner Reiter, der hinter ihnen im ſchnellſten Ritte herbeieilend dieſe Veränderung hervorbrachte. Auch ritten nun die Drei etwas ſchneller zu, wie um von Dem hinter ihnen nicht eingeholt zu werden. Doch dieſer trieb ſein Pferd zu immer größerer Eile und war bald an der Seite der voranreitenden Geſellſchaft.

„Hei,“ rief er, „Herr Ritter, Ihr reitet ja, als wolltet Ihr einem Feinde entfliehen, und doch iſt's Euer beſter Freund, der Euch aufſucht.“

Der Angeredete wandte ſich um und erkannte alsbald den Mann, welcher uns bis jetzt unter dem Namen des buſchigten Peters bekannt iſt. Die Begegnung ſchien ihm eben nicht willkommen zu ſeyn, denn er fuhr den Neuangekommenen etwas hart an.

„Wie magſt Du es wagen, Dich einen Freund eines Edelmanns zu nennen,“ ſagte er, „ſehe ich denn aus, als ob ich mit Vagabunden und Wegelagerern mich abgäbe?“

„Ihr nehmet das Wort etwas ſpitzig auf, geſtrenger Herr,“ erwiederte der buſchigte Peter halb ſpöttiſch. „Freilich iſt auch ein großer Unterſchied zwiſchen uns Beiden, und der arme Mann, der faſt geächtet im Lande ſich herumtreibt, darf's nicht wagen, einen Andern Freund zu nennen, und wenn er ihm auch die beſten Freundſchaftsdienſte ſchon erwieſen hätte.“

„Höre, Du alter Burſche,“ rief jetzt der v. Witzleben, denn er war der Edelmann, indem er ſein Pferd anhielt; „dort geht ein Weg rechts, dieſer hier geht gerade aus. Wähle den Einen und trolle Dich fort. Es mag ſeyn, daß Du mir ein oder zwei Male einen Deiner ſogenannten

Freundſchaftsdienſte erwieſen haſt; ich habe nie darnach verlangt, aber — hier iſt Gold; nimm," und damit warf er ihm eine volle Börſe zu — „es wird genug ſeyn, um Dich eine Zeitlang ehrlich zu ernähren. Doch unterſtehe Dich nie, zu ſagen, daß Du den v. Witzleben Freund genannt, wenn du nicht willſt, daß er Dir die Kehle mit dem Schwerte zuklebe, daß ſie ferner kein Wort mehr hervorbringe."

Da die Diener des v. Witzleben ſahen, wie es leicht zu etwas Ernſtem kommen konnte, ritten ſie raſch voran, und ſtellten ſich ihrem Herrn zur Seite; doch der alte, rauhe Geſelle machte weder Miene abzuziehen, noch das Geld aufzuheben.

„Ihr ſeyd zu Drei," ſagte er gelaſſen, und ſeine Miene nahm faſt einen würdigen Ernſt an; „ich bin Einer. Aber meint Ihr damit den buſchigten Peter zu ängſtigen? Da ſind ein Paar Freunde," fuhr er fort und klopfte auf ein Paar lange Retterpiſtolen im Sattelhalfter, wie man ſie damals auf Reiſen bei ſich zu führen pflegte, „dieſe würden mich ſchon gegen Eure Schwerter ſchützen, wenn's zum Aergſten kommen ſollte. Doch was wollt Ihr von mir? Bin ich denn hergekommen, um Euch etwas zu Leide zu thun? Macht kein ſo drohendes Geſicht, Herr Ritter, und greift nicht nach dem Schwerte, ich will Euch eine Geſchichte erzählen, und Ihr ſollt mich bald ſelbſt willkommen heißen."

Nun blieben ſeine Augen plötzlich auf einem der Diener haften. Es war derſelbe, welcher vorhin an des v. Witzleben Seite geritten war.

„Wie?" rief er jetzt aus, und ſeine Miene nahm wieder den Zug des beißenden Spottes an, der ihn dem v. Witzleben ſo unangenehm machte. „Der Herr Graf v. Trautmannsdorf in eines Dieners Kleidern? Wahr-

haftig, eine drollige Geſchichte? Wenn man das am Hofe des Herzogs Eberhard Ludwig erzählte, er würde ſich daß freuen, daß die allergnädigſte Frau, ſeine erlauchte Mätreſſe, nun auf einmal zwei neue Liebhaber gewonnen hat, ſtatt Eines."

„Burſche, Du wirſt immer unverſchämter," riefen aus Einem Tone, ihre Degen ziehend, die beiden Edelleute, denn der v. Trautmannsdorf war es wirklich. „Fort, oder Du biſt des Todes."

Doch der Geſelle antwortete ruhig: „Beſänftiget Euch, edle Herren! Es war nicht ſo böſe gemeint. Habe ich auch in den Worten gefehlt, ſo habe ich doch in der Sache Recht. Oder reitet Ihr nicht etwa gen Freudenthal, Herr Ritter v. Witzleben, um der Frau Gräfin v. Würben einen Beſuch zu machen? Steckt nur immerhin Eure Degen ein und laſſet uns weiter reiten, es möchte uns ſonſt leicht da Jemand begegnen, dem es gar wunderſam däuchte, wenn wir hier auf der Straße hielten, um ſpitzige Redensarten zu wechſeln. — Droht mir nicht von Neuem, Herr Ritter! Wenn Ihr mir nicht binnen einer Viertelſtunde von freien Stücken erlaubt, bei Euch zu bleiben, ſo gebe ich Euch mein Wort darauf, ich werde mich ohne Geheiß entfernen. Oder meinet Ihr etwa, mein Wort ſey Nichts werth, weil Ihr mich einen Wegelagerer nennt? Da habt Ihr meine Piſtolen, ſchießt mich nieder, wie einen Hund, wenn ich Euch nicht halte, was ich Euch verſprochen."

Die Edelleute ſahen ſich an, und der v. Witzleben brach in ein lautes Gelächter aus. „So reite nur immerhin mit," ſagte er, ſeine alte Laune wieder gewinnend, „behalte Deine Piſtolen, erzähle Deine Mähre, und wir wollen ſehen, was Du Wichtiges weißt."

Sie ritten nun eine gute Strecke in eifrigem Geſpräche begriffen, und der aufdringliche Menſch ſchien doch nichts

ſo Unwichtiges zu erzählen, denn die beiden Edelleute dachten nicht mehr daran, ihn fortzuſchicken.

„Wunderlich kommt es mir bei alle dem vor,“ ſagte endlich, nachdem der buſchigte Peter geendigt hatte, der v. Trautmannsdorf, „wie Du das Alles erfahren haben kannſt?“

„Ei, Herr Graf,“ war die treuherzige Antwort, „es kommt Manchem in dieſen Zeiten Vieles wunderbar vor, denn die Zeiten ſelbſt ſind gar wunderbar und abſonderlich zu nennen. Doch wenn ich weiß, daß die Gräfin v. Würben den Ritter v. Witzleben nach Freudenthal beſtellte, hat ſich's denn da etwas Beſonderes? Iſt es doch nicht das erſte Mal, daß die Gräfin dort verliebte Zuſammenkünfte hält? Oder iſt's vielleicht auffallend, daß ich glaube, der Herr Ritter ſey nicht gar ſehr geſonnen, der Gräfin zu Willen zu ſeyn? Müßte ich ja doch ſonſt wähnen, der Herr Ritter habe keine Augen im Kopfe, und wiſſe eine alte Rohrdommel nicht von einer Nachtigall zu unterſcheiden! Oder dünkt Euch das ſonderbar, daß ich in Erfahrung gebracht, der hergelaufene Mecklenburger v. Stutenheim führe Etwas gegen Euch im Schilde? Iſt's ja doch offenkundig genug, daß der Herr v. Witzleben ihn zum Kampfe gefordert, und ſolch' ein Lump wagt's nicht, im ehrlichen Streite aufzutreten! Zudem um ein Paar Goldgulden kann man derzeit alle Geheimniſſe der Welt erfahren, und am allerbeſten die am Hofe zu Ludwigsburg.“

Der Graf v. Trautmannsdorf ſchien noch nicht ganz befriedigt. „Ich will Dir glauben,“ ſagte er; „aber wenn ſich auch Alles ſo verhält, und in der That, es läßt ſich gut auf dieſe Art erklären, ſo haſt Du uns doch noch nicht geſagt, warum Du Dich gerade um unſer Thun und Treiben ſo angelegentlich bekümmerſt? — Das Gerücht, das

von Dir geht, und Alles, was man von Dir ſagt, ſollte und kann nicht gerade Vertrauen zu Dir erwecken, und doch haſt Du uns ſchon einige Male plötzlich aus der Noth geholfen, ſo daß wir Dir auch jetzt nicht mißtrauen können.“

„Edler Herr!“ erwiederte der rauhe Burſche mit faſt trübem Tone, „ich könnte Euch wohl den Grund ſagen, und Ihr erfahrt ihn vielleicht auch ſpäterhin einmal. Es mag gar wohl ſeyn, daß Ihr nichts Gutes von meiner Perſon erfahren habt, denn man ſpricht von mir im Lande gar vielerlei; doch es iſt nicht immer Alles ſo, wie es ausſieht. Tragt Ihr ja doch ſelbſt gegenwärtig eine Kleidung, unter welcher wohl Niemand einen Grafen vermuthen würde!“

„Wie? was? wieder ein Geheimniß?“ rief luſtig der v. Wißleben; „am Ende gar die Geſchichte von einem verkleideten Prinzen.“

„Es iſt ein gut Ding um ein luſtiges Gemüth,“ ſagte traurig der buſchigte Peter. „Ich wünſche Euch von Herzen, Herr Ritter, Eure Laune möge nie getrübt werden.“ —

Sie waren nun nahe an Freudenthal angelangt.

XII.

Sind das die keuschen,
Die blumenzarten Lippen von Maria?
H. Heine.

Und es begegnete ihm ein Weib in ihrem Schmucke, listig, wild und unbändig; und erwischte ihn und küssete ihn unverschämt, und sprach: ich habe mein Bette schön geschmücket mit bunten Teppichen; ich habe mein Lager mit Myrrhen und Aloe besprenget; komm', laß uns genug buhlen bis an den Morgen, und laß uns der Liebe pflegen, denn der Mann ist nicht zu Hause.

Sprüche Salomonis.

Die Anlagen des Schlosses von Freudenthal waren rings von einer hohen Mauer umschlossen, und kein Neugieriger konnte gewahren, was innen vorgieng. So denke ich mir die Gärten des Serails in Constantinopel, und darum erregt eine hohe, düstere Mauer immer in mir ein heimliches Interesse, zu schauen, was hinter dem Vorhang vorgehe! — Von dem Schlosse her führte ein breiter Gang in die Anlagen, und diese waren von manchen Wegen vielfach durchkreuzt, so daß der Garten dadurch ein lichtes, freundliches Ansehen bekam. Aber auch manch' traulicher Platz war in demselben angebracht, wie dazu geschaffen, ein liebendes Paar in kosendem Gespräche zu bergen. Nur ein einziges Pförtchen war an der Seite gegen den Berg hin in die Mauer gehauen, aber dieser Eingang schien gar wenig benützt zu seyn, wenigstens war es nicht der Eingang, durch welchen es der Dienerschaft erlaubt war, den Garten zu betreten. Hatten ja doch nur Wenige einen Schlüssel zu dem Pförtchen; einen der Herzog Eberhard

Ludwig, einen zweiten die Gräfin v. Würben. Doch für heute Abend ſchienen es der Schlüſſel drei zu ſeyn, oder hatte vielleicht die Gräfin dem v. Witzleben den Ihrigen in jener Ballnacht mit dem Billetchen übermacht? — Die vier Reiter hielten an dem Pförtchen, der v. Witzleben ſchloß auf, und ſie zogen ihre Roſſe hinter ſich drein in den Garten. Der v. Witzleben verſchloß die Thüre wieder von innen und gieng alsbald allein dem Schloſſe zu. Die Andern aber blieben zurück, und Georg und der buſchigte Peter hielten Wache an dem Pförtchen.

„Gebt nur das Zeichen," rief der buſchigte Peter dem Abgehenden nach, „und wir ſind gleich bei der Hand, Euch zu Hülfe."

Dem v. Witzleben war nicht ganz wohl zu Muthe; doch ſein heiterer Sinn, ſein lebhafter Geiſt wußte bald die aufkeimenden Gedanken von Beſorgniß zu zerſtreuen.

„Eine tolle Geſchichte iſt's immer," ſagte er zu ſich ſelbſt, gleichſam um ſich aufzumuntern. „Da trete ich in dieß Schloß hinein, wie ein Dieb in der Nacht, und bin Liebesbote geworden für meinen Freund Max, und ich ſelbſt bin ſo ein Stück von einem unfreiwilligen Liebhaber, oder gar noch etwas Schlimmeres. — Wahrhaftig! wenn's nicht ſeyn müßte und wenn ich's nicht verſprochen hätte, ich würde mich vor mir ſelbſt ſchämen, und noch mehr vor Julien. Als er an dieſen Namen gekommen war, blieb er wie von einer unſichtbaren Macht gehalten ſtehen, und faſt hätte er auf dem Fuße wieder umgekehrt; denn ſo ſehr hat der Name der Geliebten Gewalt über den Mann, daß er auch vor dem kleinſten Schritte zurückbebt, den er nicht glaubt, vor ihr verantworten zu können! „Doch," ſprach er weiter, „was würde man ſagen? Dieß es nicht, ich wäre nur umgekehrt aus Angſt vor den Soldnern, die mir

der Herzog belieben wird, nachzusenden, wenn anders der alte Geselle die Wahrheit gesprochen hat?"

Mit diesen Worten, die ihm der Ehrgeiz, oft stärker noch, als die Liebe, eingab, schritt er rasch vorwärts und eilte eine breite Treppe hinan, die vom Garten in das Schloß führte. Eine alte Dienerin trat ihm entgegen. Sie schien ihn erwartet zu haben.

„Herr Ritter v. Witzleben, ohne Zweifel?" sagte sie, mit tiefer Verbeugung ihn begrüßend.

„Derselbe und kein Anderer," erwiederte dieser rasch: „doch halt, alte Hexe, schöne Jungfrau wollte ich sagen," verbesserte er sich selbst. „Ich muß dem häßlichen Weibsbilde nur schmeicheln," murmelte er für sich hin, „sonst komme ich nicht zum Zwecke, und doch wollte ich, der Teufel holte sie sammt ihrer Herrin; aber solcherlei Gesindel kennt nur einerlei Ueberredungsart." Damit zog er einige Goldstücke aus der Tasche und hielt sie der Alten zwischen den Fingern vor. „Diese Goldstücke sind Dein," sprach er laut weiter, „und ich verdoppele sie Dir, willst Du mir einen Gefallen erweisen"

Die Alte griff hastig nach dem Gelde und nickte stumm mit dem Kopfe.

„Ich weiß," sprach der v. Witzleben, indem er nahe auf die Dienerin hintrat, „daß Fräulein Isabella v. Webern hier im Schlosse wohnt. Bringe ihr dieß Briefchen und Du sollst das Dreifache haben, wenn Du's sogleich thust und ohne Jemanden eine Sylbe davon zu sagen."

Die Dienerin hob verwundert den Kopf. „Woher wißt Ihr, edler Herr . . . .?"

„Frage mich nicht, thue, was ich Dir sage, hier ist Dein Geld und nun führe mich zu der Gräfin v. Würden"

Die graue Dienerin sackte begierig das Geld ein, und

meinte, ſo einem ſchönen Herrn könne man Nichts abſchlagen, und ſie geleitete ihn zu der Herrin, die ſeiner längſt wartete. Dann aber entfernte ſie ſich wieder ſchleichenden Trittes, und betrat einen andern Flügel des Schloſſes und die ſchöne Iſabella erhielt die Zeilen ihres Geliebten, des Grafen v. Trautmannsdorf, und wenige Minuten darauf war ſie ſchon auf dem Wege und auf der Treppe zum Garten. Die Alte aber war der Gräfin vertrauteſte Dienerin, die ſchon ſeit Jahren dieß Schloß bewohnte und gar oft und viel der jungen Ritter Einen zu der Herrin geführt hatte, denn in Freudenthal hielt die Gräfin v. Würben ihre heimlichen Orgien, eine Betrügerin am Herzoge, wie an dem ganzen Lande! Wie die Herrin, ſo die Dienerin.

* * *

In einem kleinen Gemache harrte die Gräfin v. Würben des v. Witzleben. Es gab wohl viel größere und prächtigere Gemächer auf dem Schloſſe; aber wer die Ordnung in dieſem Zimmer getroffen hatte, der mußte ſich wohl darauf verſtehen, was man zum Reize der Sinne braucht. Es herrſchte darin jenes träumeriſche Dunkel, jene wollüſtige Atmoſphäre, welche durch herabgelaſſene Gardinen, durch üppige Divans und durch Räucherwerk der feinſten Gattung hervorgebracht werden. Alle Geräthe waren von der koſtbarſten Art und zeugten von der ſchwerfälligen, mit Vergoldung überladenen Pracht, welche zu den Zeiten des üppigſten Königs von Frankreich, Ludwigs XIV., eingeführt wurde.

Als der v. Witzleben eintrat, lag die Gräfin halb ausgeſtreckt auf einem der ſchwellenden Sopha's, die zu jener Zeit von Paris aus in Deutſchland unter den Reichſten einheimiſch geworden waren. Ihre Kleider hatten ſich halb

verſchoben, und von dem üppigen, übervollen Gliederbau war mehr zu ſchauen, als ſonſt von züchtigen Damen ſelbſt im Schlafe gezeigt wird. Bunte Blumen waren in das Haar geflochten, wie das damals bei vornehmen Frauen Sitte war, wenn ſie ſich im höchſten Putze zeigen wollten. Der Buſen lag faſt ganz entblößt, und unter demſelben in dem Gürtel, der den Leib umſchloß, ſtack eine große Bandſchleife, ein ſogenannter Poſtillon d'amour und inmitten deſſelben ein Blumenſtrauß, den man coq à cheval nannte. Arlequinsbänder von den bunteſten Farben zierten den übrigen Anzug. Das Weib mußte einmal ſchön geweſen ſeyn; noch jetzt konnte ſie den Lüſtling, der keuſche Liebe nicht kannte, zur Sinnlichkeit reizen. Sie hatte die Augen halb geſchloſſen, wie in ſüßer Erwartung; aber die geſpannten Züge des geſchminkten Geſichtes, der ſich immer ſchneller und ſchneller hebende Buſen zeigten deutlich, daß ſie wache.

Der v. Witzleben erſchrack faſt, als er der Gräfin in dieſer Lage anſichtig wurde. Er blieb an der Thüre ſtehen und erwartete ihre Anrede.

„Nur näher, mein Freund,“ ſagte endlich das lüſterne Weib mit dem weichſten, flüſterndſten Tone, der in ihrer Gewalt lag. „Warum denn ſo blöde? Komm, ſetze Dich zu mir.“

Das Blut ſtieg dem v. Witzleben in die Wangen; doch faßte er ſich. Sein Humor erwachte und er begann, die Sache von dem lächerlichen Geſichtspunkte aus zu betrachten.

„Eure Excellenz träumen,“ ſagte er mit faſt ſcherzendem Tone. „Es iſt nicht der Herzog, es iſt nur der Ritter v. Witzleben, der vor Euch ſteht, und Eure Befehle erwartet.“

Und wie vom Schlafe erwachend erhob ſich die Gräfin, und richtete ſich halb auf und ihre Kleider verſchoben ſich noch mehr, und der leichte Schleier, der ihren Buſen noch halb bedeckt hatte, verlor ſich jetzt gänzlich.

„Ah! Siehe da, Herr Ritter v. Witzleben!“ ſagte ſie wie verwundert. „Nun, das iſt eben nicht ſchön, Herr Ritter, Frauen im Schlafe zu überfallen,“ zankte ſie, als ob ſie böſe wäre, und doch leuchteten ihre Augen ſo freundlich und begierig, und ruhten ſo lüſtern auf dem jungen Mann, als wollten ſie an ihm haften bleiben. „Was führt Euch hierher?“ fuhr ſie fort, als der v. Witzleben noch immer ſchwieg. „Ich würde mich in der That glücklich ſchätzen, wenn ich Euch in Etwas dienen könnte, es ſey auch, in was es wolle.“

Die Reihe des Verwunderns war nun an dem v. Witzleben; denn ſo weit er auch ſchon herumgekommen war, ſo war ſeine Seele doch rein geblieben und er kannte die frivole Weiſe der Frauen, wie ſie am franzöſiſchen Hofe eingeführt worden war, noch nicht.

„Edle Frau,“ erwiederte er endlich, „das wollte ich von Euch erfahren, was ich hier thun ſoll. Denn Ihr wißt gar wohl, daß ich von Euch den Beſcheid erhielt, heute hier zu erſcheinen.“

„Euer Herz ſcheint Euch eben nicht zur Folgſamkeit getrieben zu haben,“ ſagte die Gräfin lächelnd. „Doch warum thut Ihr ſo fremd? Iſt es denn Sitte, daß die Geladenen an der Thüre ſtehen bleiben, um uns immer in der Angſt zu laſſen, ob ſie nicht im nächſten Augenblicke entfliehen wollen? Bin ich vielleicht ein ſo furchtbarer Feind, dem ein Mann, wie der Ritter v. Witzleben, nicht gewachſen wäre?“

Und ihre Hand winkte ihm näher, und der Ritter ge-

horchte und er mußte ſich neben ſie ſetzen, hart neben ſie auf das Sopha, und wenn er die Augen aufſchlug, ſo ſah er nothgedrungen die entblößten Schönheiten, die für ihn keine waren, und ihr Athem berührte ihn, wenn er zu ihr ſprach, und es war kein Athem, wie ihn Roſen und Lilien ausathmen.

„Wie gefällt es Euch an unſerem Hofe?“ begann ſie die Unterredung. „Faſt dünkt es mich, wir ſehen Euch nicht ſo oft, als es manchen Damenherzen angenehm ſeyn würde.“

„Meine Privatgeſchäfte, edle Gräfin,“ erwiederte der junge Mann, trotz der Verwirrung, in der er ſich augenſcheinlich befand, einen Doppelſinn in ſeine Worte legend, „mein Amt als Jägermeiſter hält mich manchmal ab, meinen Wünſchen, ſo oft als ich es ſelbſt wünſchte, nachkommen zu können.“

„In der That?“ rief die Gräfin freudig, denn ſie glaubte, die Rede auf ſich beziehen zu müſſen. „Nun da müſſen wir Euch das Amt abnehmen. Wie wäre es, wenn der Herzog Euch zu ſeinem Hofmarſchalle ernennen würde? In dieſer Stellung würden wir vielleicht Gelegenheit haben, den ſchönen Waldfreund, wie Euch meine Hofdamen Eures oftmaligen Ausreitens auf die Jagd halber ſcherzweiſe zu nennen pflegen, öfter am Hofe zu ſehen?“

„Die Gnade Eurer Excellenz iſt ſehr groß,“ ſagte der junge Mann immer verwirrter, „aber ich möchte wohl dieſem Amte nicht recht vorzuſtehen im Stande ſeyn. Meine Jugend . . . .“

„Eure Jugend?“ lachte die Gräfin, „Vous êtes méchant! Iſt das die Galanterie, die Ihr in Frankreich erlernet? Bin ich denn ſo alt, daß nur alte Perſonen um mich ſeyn ſollten?“ Und dabei ſah ſie ihm ſo tief in die

Augen, daß ihm die ſeinigen faſt übergegangen wären. Aber die Wirkung dieſer Worte war nicht die, welche die Gräfin v. Würden erwartet hatte. Es lag ſo viel Spaßhaftes in der Lage des jungen Ritters, daß er augenblicklich ſeine Faſſung wieder erlangte. „Die Eitelkeit dieſes ekelhaften Weibes,“ dachte er, „iſt wahrhaftig noch ſtärker, als ihre Geld- und Prachtſucht.“ — Doch die Gelegenheit reizte ihn und er beſchloß, der liebedürſtenden Frau nicht geradezu durch den Sinn zu fahren.

„Eure Excellenz,“ ſprach er laut und ſchmeichelnd, doch in ſeinen Mundwinkeln lag etwas wie Spott und Ironie, „ſehen ſo ſchön aus, daß in der That ein Maler, der ein Modell der jugendlichen Friſche aufſuchen wollte, nirgends ein ſchöneres zu finden im Stande wäre.“

„Coquin! Schmeichler!“ rief die Gräfin entzückt, und hielt ihm mit der Hand den Mund zu. „Und doch,“ fuhr ſie mit einem Seufzer fort, „ich wollte, Ihr hättet nicht geſchmeichelt! Ach! wie ſehr bedürfte ich eines treuen, eines ächten Freundes!“

„Die Frau Gräfin v. Würden eines Freundes?“ rief wie erſtaunt der Ritter. „Die allgewaltige Gräfin, der das ganze Herzogthum, ſo wie der Herzog ſelbſt huldigt, der Niemand entgegenſteht, über der Niemand ſteht, die über Tauſende von Herzen gebietet, dieſe bedürfte eines Freundes?“

„Und doch iſt es ſo,“ ſprach die Gräfin in jenem trüben Tone, der ſo ſehr dazu geeignet iſt, leicht bewegliche Herzen zu gewinnen. „Sagt ſelbſt, wer meint es denn eigentlich ehrlich mit mir? Alle meine Diener, alle die Höflinge und Beamten, denen ich zu Amt und Ehren geholfen, ſelbſt mein eigener Bruder und meine Schwäger, warum ſind ſie mir zu Willen? Etwa aus einem andern

Grunde, als weil ſie mich brauchen, weil ſie ohne mich Nichts wären? Oder iſt vielleicht der Herzog mein Freund? Ach ja," fuhr ſie mit einem ſo wegwerfenden Tone fort, daß augenblicklich die Theilnahme, die ſchon in dem ehrlichen v. Witzleben aufkeimen wollte, wieder verſchwand, „der Herzog liebt mich, wie man ſagt; aber wenn Ihr wüßtet, wie ſehr ich bei dieſer Liebe leide, wie ſehr mich ſeine Liebkoſungen anwidern, Ihr würdet mich nicht glücklich heißen, Ihr würdet mit mir fühlen, Ihr würdet mich bemitleiden." Und ſo zärtlich war ihr Blick, daß er erröthend die Augen niederſchlug. „Ich habe einen Freund nöthig," fuhr ſie nun immer lebhafter fort, „einen ſtarken, kräftigen Freund, der mir Rath und Troſt zugleich ſey, in deſſen Buſen ich mein geängſtigtes Herz ausſchütten kann, in deſſen Armen ich Alles Böſe, das mir die Menſchen nachſagen und anthun, vergeſſen mochte. Und habe ich dieſen Freund vielleicht gefunden?" wandte ſie ſich ſchmeichelnd an den v. Witzleben und ihr Ton war ſanft und bittend und verlangend zugleich. „Dürfte ich Deinen Blicken, Deinen halben Worten, die ich nur zu gut verſtanden habe, trauen? Ja, Du biſt's," rief ſie entſchloſſen, „Du oder Keiner." Und dabei erfaßte ſie ſeine Hand und drückte ſie an ihren Buſen, und ihre Rechte umſchlang den Ritter in glühender Luſt, und ihr Mund wollte den ſeinigen küſſen. Doch der v. Witzleben fuhr faſt zum Tode erſchreckt auf, denn ſo weit hatte er nicht geglaubt, daß ſie ſich vergeſſen könnte.

„Eure Excellenz," ſagte er verwirrt und entrüſtet, „ein Irrthum . . . ich weiß nicht . . ."

„Was iſt das?" rief die Gräfin, und ihr Auge haftete durchbohrend auf dem Ritter, und ihr Geſicht ward bleich unter der Schminke. „Sprecht, Herr v. Witzleben!

Was wollt Ihr ſagen? Hätte ich etwa umſonſt die Ordnung umgekehrt und als Weib um den Mann geworben? Ha!“ rief ſie, und ihr Auge ſprühte Funken; „zwiſchen uns muß es klar werden. Wenn Ihr mich betrogen habt, mehr als ein Weib je betrogen wurde, wenn Ihr mich nur liſtig auslocktet,“ fuhr ſie immer wüthender fort; „Euch mein Innerſtes anzuvertrauen, nun bei Gott, dann ſollt Ihr ſehen, daß die Grävenitz ſich nicht ungeſtraft mißhandeln läßt.“

Er ſchwieg. Sollte er ihr ſagen, daß er ſie verachte?

„Ihr ſagt kein Wort!“ rief ſie, vor Grimm außer ſich. „Nicht ein Wort habt Ihr zu Eurer Rechtfertigung? Ha! Ha! Ha!“ lachte ſie, aber das Lachen klang ſo hohl und die Züge waren ſo verzerrt, daß der v. Witzleben vor der Furie faſt erbebte. „Ihr meint wohl, es ſey mir Ernſt geweſen? Seht Ihr nicht, daß ich Euch blos düpiren wollte? Eine köſtliche Raillerie! Oder wie? Ihr freut Euch gar wohl, ausſagen zu können, daß Ihr die Grävenitz verſchmäht habt? Freut Euch nicht zu früh,“ rief ſie entſchloſſen, „Ihr ſollt mir nicht entgehen, lebendig kommt Ihr nicht aus dem Schloſſe.“

Raſch und mit feſtem Schritte eilte ſie der Thüre zu. Aber der v. Witzleben war ihr zuvorgekommen; denn aus dem Garten ertönte ein wirrer Lärm, und es klang wie Schwerterklirren und die alte Dienerin ſtürzte todesbleich herein und ſchrie, daß Räuber eingedrungen ſeyen.

„Der Herzog iſt es,“ rief der v. Witzleben, und wie ein Sturmwind flog er in den Garten.

XIII.

Im Zaubergarten wallen
Zwei Buhlen ſtumm und allein;
Es ſingen die Nachtigallen.
Es flimmert der Mondenſchein.
Die Jungfrau ſteht ſtill wie ein Bildniß,
Der Ritter vor ihr kniet.
Da kommt der Riefe der Wildniß,
Die bange Jungfrau flieht

H. Heine.

Während der v. Witzleben in dem prächtigen Gemache der Gräfin v. Würben jene peinliche Stunde verlebte, die wir ſo eben zu beſchreiben verſuchten, hatten ſich im Garten des Schloſſes zwei glücklich Liebende wieder gefunden. Es war der Graf v. Trautmannsdorf und Iſabella v. Webern. Traulich giengen ſie, Arm in Arm verſchlungen, auf und ab, und wurden nicht müde, einander anzuſchauen, nicht müde, einander zu erzählen. Sie hatten ſich ſo lange nicht geſehen, ſo lange nicht geſprochen! Denn was wollte jene kurze Stunde auf dem Maskenball beſagen?

„Erinnerſt Du Dich noch, meine ſüße Bella," ſagte der Graf zu ſeiner Geliebten, „unſeres Lieblingsſpazierganges am Rhein hinauf? Damals war's doch eine ſchöne Zeit. Mein Ohm, der Hofmarſchall v. Forſtner, lebte noch, und ich hatte ja Dich. Damals hätte ich mit keinem Könige der Welt getauſcht."

„Und haſt Du mich jetzt nicht auch wieder?" antwortete die liebliche, weiche Stimme Iſabellens. „Wir konnten in Strasburg auch nicht immer beiſammen ſeyn; die böſe Priorin war ja immer ſo ſtreng; und doch war ſie wieder ſo gut und fromm, daß ich mich faſt ſchäme, wenn ich daran denke, wie oft ich ſie belogen habe, um nur bei Dir ſeyn zu können."

So gedachten ſie in ſüßem Gekoſe der früheren Zeiten, der Zeiten ihrer Jugendliebe. Denn ſie hatten ſich in Strasburg kennen gelernt, und lange Zeit dort mit einander gelebt.

Iſabella v. Webern war mehr, als ein gewöhnliches, ſchönes Mädchen. Ihr ſchlanker, zarter Wuchs, ihre ſchwermüthigen, dunkeln Augen, ihre ſchwarzen Locken, die ungekünſtelt, gegen den damaligen Geſchmack, über Hals und Nacken herabfielen, ihre edle Geſichtsbildung, die faſt an Griechenland oder Arabien erinnerte, hätten einen Morgenländer glauben machen können, es ſtehe eine der Huris vor ihm, die ihn einſt nach ſeinem phantaſtiſchen Glauben im Paradieſe erwarten. Iſabella lebte, ſo lange ſie ſich denken konnte, in Strasburg, und wurde dort in einem Kloſter erzogen. Ihre Eltern hatte ſie nie gekannt. Beide, Vater und Mutter, ſollten längſt geſtorben ſeyn, ſo ſagte man ihr, und nur das wußte ſie, daß eine entfernte Verwandte ſie erziehen laſſe und als Mutter für die Waiſe ſorge. Der Hofmarſchall v. Forſtner hatte damals ſeinen Aufenthalt auch in Strasburg genommen. Seine Güter, die er in Württemberg beſaß, waren eingezogen und ſein Name an den Galgen geſchlagen worden. Der Herzog von Württemberg, der ihm früher verſprochen, ihn nie zu verlaſſen und treu mit ihm auszuhalten, ſo lange es ihm ſelbſt gut gehe, hatte nunmehr einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt; denn der treue Diener und Freund hatte es gewagt, dem Fürſten die Wahrheit zu ſagen, hatte es gewagt, den Character und das Weſen der jetzigen Gräfin v. Würden dem herzoglichen Liebhaber klar auseinander zu ſetzen. Bei dem Hofmarſchalle v. Forſtner lebte der junge Graf v. Trautmannsdorf, ſein Vetter mütterlicher Seits, von Geburt ein Preuße. Dieſen hatte der alternde Hofmarſchall zum Werk-

zeug ſeiner Pläne auserſehen, die er in ſeinem nie müßigen Kopfe herumwarf; denn nie vergaß er ſeines Vaterlandes, nie ſeines verblendeten Freundes, des Fürſten. Den v. Trautmannsdorf unterrichtete er von dem Stande der Dinge in Württemberg, ihn beauftragte er, nach ſeinem Tode zu handeln und den Herzog Eberhard Ludwig aus den Schlingen des Weibes zu retten, das dem Herzoge ſo gut, als dem Lande, eine Verderberin war.

Der alte Forſtner billigte die Liebe des v. Trautmannsdorf zu Iſabellen. Hätte er gewußt, daß die Frau, welche Mutterſtelle an der ſchönen Waiſe vertrat, die Gräfin v. Würben ſey, er hätte lieber ein Verhältniß ſeines Neffen mit der hölliſchen Jungfrau geduldet!

„Aber wie konnteſt Du mich ſo lange ganz ohne Nachricht von Dir laſſen, mein ſüßes Mädchen?“ fragte der Graf, nachdem ſie lange Zeit plaudernd auf- und abgegangen. „Hatteſt Du mich denn ganz vergeſſen?“

„Dich vergeſſen, Dich verlaſſen?“ war der Geliebten Gegenrede. „Eher den Himmel, als Dich;“ und ihr großes, ſchwarzes Auge, das rein und unſchuldig, wie wenn der Himmel ihre Rede beſtätigen ſollte, zum blauen Aether emporblickte, wußte nicht, daß ihr Mund ſo eben eine Todſünde ausgeſprochen hatte. „Wie konnte ich Dich benachrichtigen?“ fuhr ſie fort; „wußte ich ja doch faſt kaum, wo ich ſelbſt war, viel weniger, wo Du ſeyeſt! Sieh', als Dein Oheim ſtarb, und Du fortgiengeſt in die ferne Heimath, da verſprachſt Du mir, in wenigen Wochen wiederzukehren, und wir freuten uns ſchon, daß wir nun einander bald für immer angehören würden; denn Du wollteſt die Einwilligung der Deinigen zu unſerer Verbindung holen. Aber viele Wochen vergiengen und ich blieb ohne Nachricht. Da kam eines Morgens die Priorin in

mein Zimmer, und kündigte mir an, daß ich heute noch das Kloſter verlaſſen würde. Die Verwandte, die bisher als Mutter für mich geſorgt hatte, wolle mich nun, ſo hieß es, ganz zu ſich nehmen. Ich wußte nicht, ſollte ich mich freuen oder trauern, denn das Leben im Kloſter war mir recht öde und traurig erſchienen, ſeit ich Dich nicht mehr hatte. Man führte mich fort, ich wußte ſelbſt nicht wohin. Der Priorin aber übergab ich ein Briefchen an Dich, und bat ſie, Dir Auskunft zu geben, wenn Du zurückkommen ſollteſt. Man hob mich in eine Chaiſe. Die mich abholten, waren mir gänzlich unbekannt. Auf dieſem Schloſſe hier ſtiegen wir aus, und ſeitdem lebe ich da."

„Die gute Priorin!" ſagte der Graf v. Trautmannsdorf, „ſie lebte nicht mehr, als ich nach Straßburg zurückkehrte. Meine Geſchäfte hatten mich länger, als ich geglaubt, zurückgehalten. Dein Briefchen hat ſie wohl mit in's Grab genommen. Von den andern Schweſtern aber konnte mir keine ſagen, wo Du hingekommen ſeyſt. Alle meine Nachforſchungen waren vergebens. Viele traurige Tage verfloſſen ſeitdem, ich gab Dich ſchon für verloren, denn nichts zeigte mir Deine Spur. Doch," ſetzte er freudig hinzu, „ich habe Dich wieder und Alles iſt gut."

Sie ſchwiegen nun eine geraume Zeit, ehe ſie ſich wieder in's ruhige Geſpräch hineinfanden, denn ihre Lippen hatten gar Vieles nachzuholen, ſie hatten ſich gar zu lange nicht mehr geküßt!

„Es iſt doch wunderbar," begann endlich Iſabelle wieder, traulich flüſternd, das Geſpräch, „wie wahrhaftig oft unſere Ahnungen ſind! Ich lebe nun ſchon lange Zeit hier, und ſo gar einſam und abgeſchloſſen von der übrigen Welt, daß ich gar Nichts von dem erführe, was draußen vorgeht, wenn nicht meine Wohlthäterin, jene vornehme Dame, von

der ich Dir ſchon oft geſprochen, manchmal hieher käme; aber auch ſie kommt nur ſelten und oftmals ſehe ich ſie nicht einmal, wenn ſie da iſt. Auch iſt es dann immer nur auf kurze Zeit. Dennoch wünſchte ich mir's nie anders, und nie kam der Gedanke, auch andere Menſchen ſehen zu wollen, in meine Seele. Hatte ich ja genug an meinen Träumen! Aber an jenem Tage, wo ich Dich wiederfand, da litt's mich nicht zu Hauſe. Es war mir, als müßte ich hin in jene große Geſellſchaft, von der mir die Pflegemutter erzählt hatte, und ich bat ſie ſo flehentlich, daß ſie mir's nicht abſchlagen konnte, obgleich ſie meinte, ich paſſe nicht auf einen Ball. Und hatte ich nicht Recht? Habe ich Dich nicht dort wiedergefunden, den ich vielleicht ohne jene Ahnung nie wieder geſehen hätte?" Der Graf drückte ſie zärtlich an ſich.

„Du ſprachſt mir ſo oft von einer Wohlthäterin, einer Pflegemutter," fragte er nach einer Weile, „aber wer ſie iſt, haſt Du mir noch nicht geſagt."

„Es iſt die Beſitzerin dieſes Schloſſes," antwortete unſchuldig die Befragte.

„Wie?" rief der v. Trautmannsdorf erſchrocken, und ließ die Hand der Geliebten fahren, „die Gräfin v. Würben? Es kann nicht ſeyn, es darf nicht ſeyn, Du haſt mir dieſen Namen früher nie genannt."

„Wie konnte ich?" erwiderte Bella ſanft. „Wußte ich ihn ja doch ſelbſt nicht früher, als bis ich hieherkam! Doch was erſchreckt Dich ſo, mein Lieber?"

„Kennſt Du dieſe Frau?" ſagte gelaſſener der Graf, indem er ſich zu faſſen ſuchte. — „Kenntest Du ſie, Du würdeſt nicht ſo von ihr ſprechen. Doch warum Dein unſchuldiges Gemüth betrüben? Warum Dir Deinen Glauben an die Menſchheit rauben? Nur Eines weiß ich, hier

darfſt Du nicht bleiben; ja," fuhr er entſchloſſen fort, „Du mußt mit mir entfliehen. Ich will Alles im Stiche laſſen, Dir zu lieb, weit weg von hier wollen wir, auf mein Schloß, in meine Heimath, dort wollen wir leben, ewig ungeſtört. Willſt Du mit mir, meine Bella?"

Und er umſchlang das liebende, das geliebte Mädchen, und ſie liebte ihn allzuſehr, als daß ſie ſeinen Bitten hätte widerſtehen können. — Was galt ihr mehr auf dieſer Welt, als er? Für ihn hätte ſie Vater und Mutter verlaſſen, für ihn war ſie bereit, Alles zu opfern.

„Komm' jetzt gleich," drängte der Graf. Er meinte, jede Minute Verzug könne ihm die Geliebte auf immer rauben.

„Ohne ſie noch einmal zu ſehen?" fragte vorwurfsvoll Iſabella. „Was hat Dir denn die Frau gethan, daß Du mich zur Undankbarkeit verleiten willſt?"

„Du wirſt das Alles erfahren," erwiederte haſtig der Geliebte, und ohne zu überlegen, eilte er ſchnell mit ihr dem Pförtchen zu. Doch hier änderte ſich plötzlich die Scene.

An der Pforte hielt der bärtige Geſelle, der buſchigte Peter, Wache. Neben ihm Georg. Sie hatten lange gebarrt und nichts vernommen. Doch immer waren ſie auf der Hut und horchten.

„Hier müſſen ſie herein," ſagte Peter, „denn das vordere Thor iſt verſchloſſen. Die Gräfin wollte ſicher ſeyn mit ihrer neuen Buhlſchaft. Gewiß hat *ihm* der Herzog den Schlüſſel zum Pförtchen gegeben, um ſie deſto gewiſſer zu überraſchen. Eigentlich aber weiß ich nicht," fuhr er nachſinnend fort, „warum ich der Sache nicht den Gang laſſe, *ſie* würde ſo zugleich mitverderben, und was liegt mir an dem jungen Mann? Aber nein! kein Unſchuldiger

ſoll mit hineingezogen werden, ſie allein treffe die Rache! Und wenn man den Witzleben auch bei ihr träfe, hat ſie nicht den Herzog ſo in der Gewalt, daß er ſie doch nicht für ſchuldig halten würde? Es muß ein ſüßes Gefühl ſeyn, wenn ſie nur allein, ganz allein für ihren jahrelangen Frevel büßt, ohne auch nur Einen zu haben, der mit ihr unglücklich iſt! Ich hätte ſie oft in meiner Gewalt gehabt," ſprach er grübelnd weiter, „ich hätte ſie tödten können, aber ſie ſoll nicht ſterben, es wäre eine Gnade für ſie, wenn ſie jetzt ſtürbe, ohne das Unglück gekoſtet zu haben; ſie ſoll leben, daß ſie wiſſe, was es heißt, elend zu leben." Mit langen Schritten maß er den Platz, und ſeine Miene hatte ſo etwas Wildes und Teufliſches angenommen, daß Georg ordentlich vor ihm zurückbebte.

Jetzt vernahmen ſie ferne Hufſchläge. Immer näher kamen die Reiter. Es mochten wohl ihrer zehn oder zwölfe ſeyn, ſo viel ſie aus den Tritten der Pferde ermeſſen konnten; denn die Mauer war zu hoch, als daß ſie Jemanden hätten erblicken können. Nun ward vor dem Pförtchen Halt gemacht.

„Abgeſeſſen," kommandirte eine Stimme. — „Laſſet die Pferde nur laufen. Mir nach und die Schwerter gezogen. Wer ſich widerſetzt, den ſtoßet ihr nieder. So iſt es der Befehl des Herzogs."

„Es iſt des Stutenheim Stimme," flüſterte der buſchigte Peter dem Georg zu. „Thue, wie ich Dir's geheißen."

Die Thüre ward von außen aufgeſchloſſen, und ihrer Mehrere drangen zugleich ein. Georg und der buſchigte Peter hatten ſich zu beiden Seiten aufgeſtellt und ihre Piſtolen geſpannt. Zugleich drückten ſie los, und ſie hatten nicht vergeblich gezielt, denn Einer fiel. Nunmehr begann

der Kampf mit den Schwertern, der gewiß sehr ungleich gewesen wäre und wohl bald ein Ende genommen hätte, wenn nicht den beiden Kämpfenden anderweitige Hülfe geworden wäre. Allein der Graf v. Trautmannsdorff eilte herbei und sein Schwert theilte solche Schläge aus, daß er wohl für zwei oder drei seiner Gegner gewachsen war. Da that der buschigte Peter drei gellende Pfiffe auf der hohlen Hand, und plötzlich regte es sich auf der andern Seite der Mauer, und bewaffnete Gestalten sprangen in den Garten und schlugen sich zu der Partei der geringeren Anzahl, so daß diese bald die Mehrzahl war. Jetzt kam auch der v. Witzleben, der das Freie glücklich gewonnen hatte, auf dem Kampfplatze an.

„Hier kommt der Rechte," schrie der Anführer der Gegenpartei, indem er Witzlebens ansichtig wurde. „Auf ihn, ihn müssen wir haben, todt oder lebendig."

„Ha!" rief der v. Witzleben, indem er sich zur Gegenwehr anschickte, denn alsbald ward er von Mehreren zugleich angegriffen. „Ihr, Herr v. Stutenheim? Wollt Ihr Euch so des besprochenen Zweikampfs entledigen? Zurück, ihr Andern! laßt mir den Schuft allein!"

Rasch kreuzten sich die Schwerter, und der Kampf wäre wohl bald entschieden gewesen, allein der v. Stutenheim sah, daß der Seinigen immer weniger wurden. Er zog sich nach der Mauer hin zurück, sich so gut als möglich vor den gewaltigen Streichen seines erbitterten Gegners schützend. Jetzt hatte er das Pförtchen gewonnen; es gelang ihm, eines der Pferde zu fangen; rasch schwang er sich auf, und im Nu war er verschwunden. Die übrigen ihm Untergebenen waren längst entweder entflohen oder lagen schwer verwundet auf dem Wahlplatze.

„Ihm nach!" schrie der v. Witzleben, indem er sich

eines der andern Pferde zu bemächtigen ſuchte. „Er darf nicht lebendig entkommen.“

Doch der buſchigte Peter hielt ihn zurück. „Was wollt Ihr?“ ſagte er. „Ihm nachreiten nach Ludwigsburg, um deſto gewiſſer in's Verderben zu rennen? Seht Euch um, Herr Ritter. Der nächſte Augenblick darf uns nicht mehr hier treffen.“

Raſch ließ er die Pferde herbeiführen.

„Was beſinnt Ihr Euch noch?“ rief Er; „wollt Ihr Euch fangen laſſen, um auf dem Schaffot zu endigen? Doch noch Eines. Ihr wünſchtet wohl, den Herrn v. Weilendorf von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen? Ich verſpreche Euch, er ſoll bei uns ſeyn, ehe morgen der Abend graut.“ Er winkte einem der Leute, die über die Gartenmauer geſtiegen waren, und die Alle ſeinen Befehlen zu gehorchen ſchienen, und ſprach leiſe einige Worte mit ihm. Dieſer entfernte ſich raſch. „Nun fort,“ rief der buſchigte Peter wieder. „Ich weiß einen Ort, da ſollen uns des Herzogs Schergen nicht ſo bald finden.“

Die Edelleute ſetzten ſich zu Pferde und im geſtreckten Rennen gieng's dem Walde zu. Nur Einen der Knechte, die mit dem Stutenheim gekommen waren, führten ſie gefangen mit ſich. Die Uebrigen überließen ſie ihrem Schickſale.

* * *

Eine Viertelſtunde darauf jagte die Gräfin v. Würben im geſchloſſenen Wagen der Reſidenz Ludwigsburg zu. Der Erſte, den ſie dort rufen ließ, war der Edle v. Stutenheim, denn dieſer kam erſt nach ihr an, da er, Verfolgung befürchtend, auf Umwegen heimgeritten war. Lange ſprach ſie mit ihm, dann gieng ſie zum Herzoge und ſchloß ſich mit ihm ein. Sie mußte dieſem ihrem hohen Gönner

wohl viel zu erzählen haben, denn erſt ſpät in der Nacht ward der gähnenden Kammerfrau der Befehl, die Herrin zu entkleiden. Im Schloß aber trug man ſich mit ſonderbaren Gerüchten und ſprach von Mord und Entführung. Am meiſten Glauben fand die Ausſage, daß in Freudenthal ein meuchelmörderiſcher Angriff auf die Gräfin gemacht worden, dem ſie nur mit großer Noth entronnen ſey.

XIV.

O Fürſten, Fürſten, Fürſten! wie ich liebe,
In welche Hände habt Ihr Euch gegeben!
v. Jedlitz.

Den andern Morgen war große Aufregung im Schloſſe zu Ludwigsburg. Man ſagte, die Gräfin habe ſchon in der Frühe das geheime Cabinet verſammelt, und daſſelbe berathe ſich noch immer in geheimer Sitzung. Dem Herzoge aber ward gemeldet, daß eine Deputation von Stuttgart angekommen ſey, die durchaus darauf beharre, Seiner Durchlaucht in allerunterthänigſter Ehrfurcht ihre Aufwartung zu machen.

Die Deputation beſtand aus mehreren Herren geiſtlichen und weltlichen Standes, lauter Männern von hohen Würden und großem Anſehen, wenn auch zum großen Theile bürgerlicher Abkunft. Denn ſchon ſeit längerer Zeit waren in Württemberg viele, beſonders alle theologiſchen Würden in einzelnen Familien faſt erblich geworden. Aus ihnen wurde das Conſiſtorium zuſammengeſetzt und die proteſtantiſchen Prälaten ernannt, aus ihnen wählte man die Pro-

feſſoren an der Univerſität zu Tübingen, denn die Gelehrſamkeit ſchien eben ſo gut vom Vater auf den Sohn fortgeerbt zu werden, als der Adel. Dieſe Familien hatten daher in Württemberg eine eben ſo große Geltung als der Adel ſelbſt, und wie dieſer durch ſeine Güter Einfluß hatte, ſo ſtützten ſich Jene auf das Kirchengut, das abgeſondert von dem Staatseinkommen nicht bloß die Kirche ſelbſt vom weltlichen Einfluſſe unabhängig machte, ſondern auch den höheren Kirchen- und Schuldienern eine Stellung verlieh, in der ſie frei und frank dem Staatsoberhaupte entgegenzutreten vermochten. — Unter den Deputirten befand ſich auch der Graf v. Werdenheim.

Der Herzog empfieng die Deputation in ſeinem Audienzzimmer; doch ſchien er eben nicht in der beſten Laune zu ſeyn und dem Geſuche nur mit Widerwillen zu willfahren. Es war ein ſtattlicher Mann von überaus kräftigem Körperbau, obgleich nicht allzugroß gewachſen. Er mochte jetzt drei- oder vierundfünfzig Jahre zählen. Doch war ſein Haar ſchon etwas gebleicht, wohl eine Folge ſeiner frühern Kriegszüge gegen Ludwigs XIV. Einfälle in Deutſchland. Auch hatte die lange Ruhe ihm ein behagliches Ausſehen gegeben, wie man es ſo oft an Männern trifft, die ſich früher als Helden im Felde auszeichneten und nun im Frieden den Lüſten von Capua ſich hingeben.

„Was iſt Euer Begehr, meine Herren,“ rief er den eintretenden Prälaten und Edelleuten zu. „Macht's kurz; denn Wir haben nicht lange Zeit, Uns mit Kleinigkeiten abzugeben.“

„Durchlauchtigſter Herr,“ begann der Prediger Oſiander, vortretend und ſich ehrfurchtsvoll verbeugend; „es ſind keine Kleinigkeiten, die uns hergetrieben haben. Wir

wünſchten im Namen des Landes und Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin Euer Durchlaucht Einiges vorzutragen."

„Seyd Ihr der Sprecher," ſprach der Herzog unwillig, „ſo kennen Wir den Inhalt deſſen, was Ihr Uns vortragen wollt, ſchon zum Voraus. Euer Name iſt Uns zu wohl in's Gedächtniß geſchrieben, als daß Wir nur im Geringſten über Eure Abſichten im Zweifel ſeyn könnten."

„Mein Name," erwiederte der Prediger gereizt, „hat einen ſo guten Klang, als irgend einer im Lande. Worauf Euer Durchlaucht hinzielen, weiß ich gar wohl. Weil meiner Verwandten Einer, der hochwürdige Prälat Johann, einmal auf das Drängen der Frau Gräfin v. Würben, ſie in's Kirchengebet einzuſchließen, zu antworten wagte: „das geſchehe ſchon, wenn man bitte: „Herr, erlöſe uns vom Uebel," deßwegen iſt Euch mein Name verhaßt. Allein ich ſchäme mich dieſer Rede nicht; ja ich ſelbſt würde ſie wiederholen, begehrte jenes Weib ein Gleiches von mir."

„Wie?" rief der Herzog entrüſtet aufſtehend; „Unſere Unterthanen ſind gekommen, Uns in Unſerem eigenen Schloſſe Beleidigungen zu ſagen? Ihr baut wohl ſehr auf Unſere Huld und Nachgiebigkeit, daß Ihr es wagt, hier ſolche Reden zu führen!" —

„Euer Durchlaucht," nahm jetzt der Graf v. Werdenheim das Wort, „wolle ſich nicht entrüſten. Gott bewahre uns Alle, gegen unſern durchlauchtigſten Herrn Etwas zu denken, geſchweige denn zu ſagen, was Euer Durchlaucht beleidigen könnte. Unſer Anſuchen betrifft einzig und allein die Gräfin v. Würben, und ich wage es, Euer Durchlaucht in aller Unterthänigkeit eine Bittſchrift vorzulegen, welche unſer allergnädigſter Herzog als den Wunſch des Landes anſehen und beherzigen möge."

„Und was enthält diese Bittschrift?“ fragte der Herzog, indem er seinen Zorn zu unterdrücken suchte und sich wieder setzte. „Wir wollen Euch geduldig zuhören.“

„Zuvörderst haben wir,“ fuhr der v. Werdenheim fort, „in aller Unterthänigkeit vorzustellen, wie das ganze Land in großer Noth und Bedrängniß ist. Es ist bei allen Unterthanen Eurer Durchlaucht zusammen nicht mehr so viel Geld zu finden, als sonst wohl unter der Herrschaft Eurer Ahnen in einigen wenigen Dörfern. Alles Geld und Ertragniß des Landes fließt in eine einzige Schublade, in die der Gräfin v. Würben. Euer Durchlaucht kann es nicht unbekannt seyn, welchen ungeheuren Reichthum diese Gräfin nun allbereits gesammelt hat, und wenn wir noch länger solche Unbill ertragen müssen, so wird Nichts übrig bleiben, als Euer Durchlaucht Unterthanen in's Ausland oder an einen andern deutschen Fürsten zu verkaufen, um nur die zum Staatshaushalt nöthigen Gelder auftreiben zu können.“

„Halt! nicht weiter!“ fuhr der Herzog höchst aufgebracht auf. „Das nennt Ihr eine Bittschrift? Wahrhaftig! Ich wüßte kein Land, wo die Unterthanen es wagen dürften, also mit ihrem Herrn und Fürsten zu sprechen!“

„Euer Durchlaucht wollen allergnädigst verzeihen,“ nahm nun einer der Prälaten das Wort; „es ist dieß nur der Eingang zu unserer unterthänigsten Bittschrift. Wir kommen sogleich auf die näheren Punkte derselben, welche freilich insgesammt nichts als Klagepunkte seyn werden.“

„Wenn Meine Unterthanen,“ sagte jetzt der Herzog, indem er sich gewaltsam zurückhielt, „über eine Ungebühr zu klagen haben, so mögen sie sich an die Gerichte und den Geheimenrath wenden. Dort wird ihnen ihr Recht werden.“

„Euer Durchlaucht iſt es vielleicht nicht ſo bekannt, wie uns," erwiederte der Graf v. Werdenheim, unerſchrocken durch des Herzogs Heftigkeit, „daß alle Richterſtellen von den Creaturen der Gräfin v. Würden beſetzt ſind. Euer Durchlaucht ſcheinen nicht zu wiſſen, daß dieſe Stellen alle durch die Gräfin vergeben wurden und daß vielleicht mancher Richter nicht einmal weiß, was Rechtens iſt. Weiß er es aber auch, ſo ſteht zu fürchten, daß er das Unrecht, das gut zahlt, vor dem Rechte, das nichts für ſich hat, als ſeine gute Sache, beſchütze. Denn ein Jeglicher will doch durch ſein Amt wieder Das verdienen, was er für daſſelbe ausgegeben hat. Was aber den Geheimenrath betrifft, ſo kann es Euer Durchlaucht nicht entgangen ſeyn, wie ſowohl in dieſem, als auch in dem geheimen Cabinete, das die Frau Gräfin v. Würden ſelbſt präſidirt, nur ein einziger Landeseingeborner ſitzt. Sind doch ſogar von den ſiebenzehn Expeditionsräthen nicht weniger, als vierzehn, Ausländer, und die drei andern der Gräfin faſt noch dienſtbefliſſener ergeben, als die Ausländer! Wie kann man von ſolchen Gerichten Recht und Gerechtigkeit erwarten?"

Nunmehr konnte ſich der Herzog nicht mehr halten. „Wir haben Euch ruhig angehört," ſagte er; „keiner Meiner Unterthanen ſoll ſagen können, daß er von ſeinem Herzoge nicht gehört worden ſey. Aber," fuhr er fort, und ſein Unwille ſtieg immer gewaltiger in ihm empor, „glaubet Ihr etwa, der Unterthan habe das Recht, ſeinen Fürſten und Herrn zu beſchimpfen? Wir wollen Uns nicht ärgern. Ihr mögt Eure ſogenannte Bittſchrift im Geheimenrathe niederlegen. Aber Ihr ſelbſt werdet gut daran thun, Euch alsbald zu entfernen."

Mit dieſen Worten ſtieg der Herzog von ſeinem Thron-

ſeſſel herunter und mit ſchnellen Schritten verließ er das Gemach.

Beſtürzt ſahen ſich die Deputirten an.

„Mit Eurer Heftigkeit habt Ihr Alles verdorben,“ ſagte trüben Blickes einer der Prälaten zu dem Grafen v. Verdenheim. „Mit Worten und Vorſtellungen iſt nun Nichts mehr auszurichten.“

„So mag denn Gewalt entſcheiden, weil's im Frieden nicht gehen will,“ antwortete entſchloſſen der Graf. „Es bleibt bei der verabredeten Zuſammenkunft.“

Eilig verließ die Deputation Schloß und Stadt Ludwigsburg. Die Herzogin in Stuttgart aber, als ſie das Reſultat erfuhr, war wieder um eine Hoffnung ärmer geworden.

XV.

Ihr werthen lieben Geſellen,
Wir leben in düſterer Zeit,
Der Himmel iſt ſchwarz umzogen,
Mit Dunkel weit und breit.
Und morgend will es noch tagen,
Alles laſtet das Dunkel noch ſchwer;
Die Herzen wollen verzagen,
Denn finſterer wird's als vorher.

v. Zedlitz.

Auf dem Wege von Stuttgart nach Sindelfingen liegt, kaum zwei Stunden von der erſtern Stadt entfernt, hart an der Straße, aber tiefmitten im Walde ein einzelnes Haus, das Wirthshaus zum Schatten genannt. Es iſt ein altes Gebäude, obwohl wahrſcheinlich nicht mehr das-

ſelbe, das vor hundert Jahren dort ſtand. Nicht weit davon iſt nunmehr eine Mühle erbaut, und die Gegend erſcheint überhaupt jetzt belebter. Zu der Zeit aber, von der wir ſprechen, war's ſo ſtill und düſter und einſam an dieſem Orte, daß Mancher ſich fürchtete, den Weg allein zu wandeln; denn von einer Straße war damals noch nicht die Rede.

Auch hatte das Wirthshaus zum Schatten eben keinen guten Klang, denn man erzählte ſich allerlei Geſchichten von Raubthaten und Morden, die in der Nähe deſſelben verübt worden ſeyen, und das Wirthshaus ſollte der Schlupfwinkel der Verbrecher ſeyn. In der That ſieht man um jenen Ort herum jetzt noch viele Steine, in Form eines Kreuzes, in den Boden eingegraben. Die Steine ſind verwittert und mit Moos bewachſen, aber ſie geben ein ewig lebendes Zeugniß von den Thaten, die dort geſchahen, denn ſie bezeichnen die Stelle, wo ein Mord begangen wurde. Kein Wunder, daß die Gegend verrufen war! Oft hörte man bis in die ſpäte Nacht hinein Lärmen und Geſchrei wie von Toll-Luſtigen in der Schenke. Dann mochten wohl die Räuber ihren Erwerb theilen und im Kreiſen der Becher, im Geſang und Jubel ihr Gewiſſen zu übertäuben ſuchen! So viel war gewiß, daß auch die ſogenannten Diener der Gerechtigkeit jenes Wirthshaus ſcheuten; denn auf ſie ſchien man es beſonders abgeſehen zu haben, und ſie befürchteten wohl für ihre Dienſtfertigkeit, mit der ſie den Gerichten dienten, einen Lohn zu empfangen, der ihnen das Häſcheramt für immer entleidet hätte.

Es war am Abend deſſelbigen Tages, an welchem die Deputation ſich in Ludwigsburg eingefunden hatte, da begann in dem Wirthshaus zum Schatten ein geſchäftiges Treiben. Von da und dort kehrten Männer ein, meiſt zu

Fuße, die Büchſe über der Achſel. Rings um das Haus waren Wachen aufgeſtellt, und die Ankommenden mußten das Loſungswort geben, ehe ſie vorbeigelaſſen wurden. Waren das wohl Jäger, die zu einem Jagdzuge zuſammen kamen? Wohl galt es eine Jagd, aber das Ziel derſelben war kein gemeines Wild. Viele Männer in der unſcheinbaren Jäger-Kleidung waren Leute von gutem Stand und hohen Würden, die das Wirthshaus zum Schatten nicht heimſuchten, um allda eine luſtige Nacht zu verbringen. Es galt ein ernſtes Geſchäft, es galt das Wohl des Vaterlandes, und deſſen Befreiung aus dem Druck der Gewaltherrſchaft, in deren Feſſeln und Banden es nun ſchon in die zwanzig Jahre geſeufzt hatte.

In der untern Wirthsſtube gieng's toll und lärmend genug zu. Viele Männer ſaßen da mit von der Sonne gebräunten Geſichtern und verwegenen Mienen. Waren es wohl alte Soldaten, die ihre im Kriege ehrlich erworbene Beute daraufgehen ließen? — Wilde Reden fielen und wilde Lieder erſchollen; und die Becher wurden eben ſo oft geleert, als ſie die derbe Magd, die allein die Aufwartung beſorgte, füllte.

„Wo iſt denn Mutter Magdalena?“ rief einer der wilden Geſellen. „Die alte, taube Hexe läßt ſich ja heute gar nicht ſehen.“

„Sie iſt oben im großen Zimmer bei den fremden Herren,“ antwortete die Magd. „Habt Ihr nicht genug an mir?“

„Uebrig genug, mein Schätzchen,“ ſagte ein Anderer, indem er die Magd an ſich zog. „Komm her, und gieb mir einen Schmatz.“

„Halt da!“ rief ein Dritter; „laß das Mädel, ſie gehört mein, und keiner ſoll in meinem Acker pflügen.“

„Donnerwetter!“ ſchrie der Vorige, mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend. „S'iſt Alles frei, und Du ſollſt mir Nichts wehren.“

Schon ſchien der Streit ausbrechen zu wollen, allein ein Vierter legte ſich darein, ehe noch Dieſer oder Jener der Hadernden das breite Meſſer ziehen konnte, das er im Gürtel ſtecken hatte. „Heute ſoll's keine Händel ſetzen,“ rief er; „Kreuzelement! wißt Ihr nicht mehr, was der Hauptmann geſagt hat? Ruhe müſſen wir halten, bis die da oben mit ihrer Berathung fertig ſind. Gilt's doch dießmal was Anders, als einem fetten Amtmann ein bischen das Fell über die Ohren zu ziehen, oder einen Pächter um ſein zuſammengeſchundenes Gut zu erleichtern! Laſſet nur den Hauptmann machen, der wird's mit den Herrn droben ſchon ausklügeln. Eine Bitſche auf den Tiſch,“ rief er, wohl wiſſend, wie die Gemüther ſeiner Genoſſen am beſten zu beruhigen ſeyen. „Was brauchen wir die Becher ſo oft füllen zu laſſen? Heute iſt ein Tag, wo ſich jedes Würtembergers Herz vor Freude im Leibe umdrehen ſollte. Der buſchigte Peter ſoll leben!“

„Der ſchwarze Fritz hat Recht,“ riefen mehrere Stimmen. „Kein Streit! Der Hauptmann ſoll leben!“

Eine große Bitſche Wein ward nun auf den Tiſch geſetzt, und die wilden Männer ließen nicht ab, immer wieder auf die Geſundheit ihres Hauptmanns zu trinken.

Die Magd hatte jetzt Zeit, auch die übrigen Gäſte im Zimmer zu berückſichtigen, deren es nur wenige, dem Anſcheine nach Bauern aus der Umgegend, waren.

„Ihr habt lange warten müſſen auf Euer Brod und Wein,“ ſagte ſie zu einem, der ganz abgeſondert von den Uebrigen ſich geſetzt hatte, und wie es ſchien, ſo ſehr als möglich alle Aufmerkſamkeit der Andern von ſich ablenken

wollte. „Aber wenn die da sind," fuhr sie fort, auf die trinklustigen Brüder hinweisend, „so hat man nur immer mit ihnen zu thun, um sie zufrieden zu stellen."

„Ach," erwiederte der anscheinende Bauer ängstlich, „ich habe keinen Hunger und Durst mehr, ich bin so müde, daß ich umsinken möchte, und doch muß ich machen, daß ich fortkomme."

„Armer Mann," erwiederte mitleidig die Magd, „fort könnt Ihr nicht; denn es darf Niemand hinaus. Wartet Ihr's versuchen, so würdet Ihr bald sehen, wie's Euch ergienge."

„So könnte ich vielleicht eine Bettstelle finden für diese Nacht," erwiederte der Bauer immer ängstlicher.

„Das kann nicht seyn," sagte die Magd, „Ihr müßt Euch, so gut's geht, im Stalle bei den Pferden bequemen. Doch da fällt mir ein, ich könnte Euch ja hinauflegen neben die große Stube zu dem verwundeten Soldaten, den der buschigte Peter gestern mitgebracht hat. Wartet nur noch ein Weilchen, ich will Euch gleich hinführen."

Die wilden Gesellen riefen nach ihr; sie mußte ihnen die schnell geleerte Bitsche, die wohl an die 15 Maas halten mochte, wieder füllen. Nachdem sie dieß besorgt hatte, führte sie den Bauer eine Stiege hoch hinauf zu dem Kriegsknechte, der bei dem Strauße in Freudenthal gefangen worden war. Die unten bemerkten den Abgang nicht einmal, so eifrig waren sie mit Trinken beschäftigt.

In der oberen Stube, wie sie die Magd genannt hatte, war eine große Versammlung. Es mochten wohl viele hohe Personen darunter seyn, denn Mancher ward Graf oder Ritter betitelt, ja sogar der Prälatentitel fehlte nicht. Auch der Graf v. Trautmannsdorf, der Ritter v. Wellendorf und der Ritter v. Wißleben waren dabei, und der

buſchigte Peter ließ ſeine Stimme laut genug erſchallen. Manch' freies Wort ward allda gehört, denn ein großes Sündenregiſter wurde abgehandelt; das Sündenregiſter aber war das der Grävenitz, genannt Gräfin v. Würben und Freudenthal; darauf ſtand Alles geſchrieben, was ſie dem Lande Württemberg Schlimmes angethan, ſeit ſie in ehebrecheriſcher Liebe zu Stuttgart und Ludwigsburg dominirte. Es war ein großes, ſchweres Regiſter, und die Wagſchale, worein die guten Thaten hätten geworfen werden ſollen, blieb ganz leer. Was ſoll ich die Sünden Alle anführen? Alle hatten in Zweien ihren Grund, und dieſe Zweie waren Herrſchgier und Geldgier. Man wußte nicht, ob dieſe oder jene vorherrſchte. Der Herzog war in den Banden der Gräfin, ſo gut als alle Unterthanen. Seine Befehle wurden nicht geachtet, wenn er je welche ohne Vorwiſſen der Gräfin gab. Seine Ausſchreiben vermoderten oft in den Schubladen eines alten Schreibtiſches, denn man fand nicht für gut, ſie weiter zu befördern, wenn er ſelbſtſtändig handelte. Aemter, Titel und Gnadenbezeugungen waren in den Händen der Gräfin, und Alles mußte ihr dazu dienen, ihren unerſättlichen Ehrgeiz zu befriedigen. Alles war aber auch bei ihr um Geld feil. Alle Dienſte, Staatsdienſte wie Gemeindedienſte, wurden an die Meiſtbietenden verkauft. Des Herzogs Chatoullengelder kamen in ihre Hände, und den Miniſtern gab ſie nur ſo viel, als ſie wollte. Zu des Herzogs Privatkaſſe hatte ſie einen eigenen Schlüſſel. Unendliche Summen mußten ihr die Kaſſen des Kammerguts liefern. Auf Reiſen führte ſie den Beutel. Erpreſſungen aller Art fanden ſtatt, und reiche Leute ſahen ſich immer in ihrem Eigenthume bedroht. — Viele Dörfer und Städte waren ihr Eigenthum, Geſchenke des Herzogs. So die Dörfer Hopfigheim und Gemaringen,

die Herrſchaft Welzheim und der Marktflecken Brenz, das Städtchen Gochsheim u. ſ. w. Ihr Schmuck allein war mehrere Tonnen Goldes werth, und unberechenbare Summen hatte ſie in den Banken von Genf, Venedig und Hamburg ſicher angelegt. Viele Kammergüter mußten verkauft werden, um die Geldgier der Gräfin zu ſättigen, und das Kirchengut ließ ſich manche ſchwere Abgabe gefallen, um nur nicht gänzlich eingezogen zu werden. So war ganz Württemberg nach und nach in die Hände eines Weibes gerathen, das damit ſpielte, wie mit einer Domäne, die der Eigenthümer nach Belieben und Gelüſten zerſtückeln, ausſpänden, verkaufen oder verſchenken kann.

Die Verſammlung aber im Wirthshauſe zum Schatten hatte von Allem dem nichts vergeſſen, darum dauerte auch die Berathung gar lange, vom Abend bis in die ſpäte Nacht, darum gieng es ſo ſtürmiſch und heftig zu, daß man glaubte, zu keinem Entſchluſſe kommen zu können. Denn Jeder der Anweſenden wußte Etwas zu klagen, Jeder ein Stückchen anzuführen; aber es war kein luſtiges Stückchen, das dem Dichter zu einem Schwanke hätte Stoff geben können, es war ein ſchweres Stück von Schlechtigkeit, von dem in jetzigen Zeiten nur eine kleine Portion dem Thäter den Hals koſten würde.

„Edle Genoſſen,“ nahm jetzt ein alter Edelmann das Wort, der oben am langen Tiſche ſaß und gleichſam eine Art von Präſidium führte, „es hat ſich nun faſt ein Jeglicher von uns ausgeſprochen, und der Schandthaten dieſes Weibes ſind ſo viele, daß, wenn auch nur die Hälfte daran wahr wäre, ſie mehr als des Todes ſchuldig befunden werden müßte. Es ſind werthe Freunde hier, die heute Morgen noch mit Andern das letzte Mittel verſuchten, um den Herzog in Güte zur Beſchaffung dieſer Plage des

Landes zu veranlaſſen. Wir haben Alles gethan, was die Pflicht der Unterthanen erheiſcht. Kann und will uns aber der Herzog nicht helfen, ſo helfen wir uns ſelber."

„Der Becher iſt voll," ſagte feierlich einer der anweſenden Prälaten. „Mit dem Maaße, mit dem ſie gemeſſen hat, mit dem werde ihr wieder gemeſſen."

„Sie ſterbe!" rief eine Stimme, und viele Stimmen riefen im Chor: „ſie ſterbe."

„Was hält uns ab," ſprach rauh der Ritter v. Bellendorf, „ſogleich noch in dieſer Nacht gen Ludwigsburg aufzubrechen und ſie im Schloſſe zu überfallen? Will der Herzog für ſie ſtreiten, ſo mag er ihr Schickſal theilen."

„Keine Gewaltthat gegen den Herzog!" nahm jetzt wieder der alte Edelmann das Wort. „Sollen ſich treue Württemberger nachſagen laſſen, daß ſie ſich gegen ihren Herzog empört haben? Und was würde es uns auch helfen? Könnten uns dann die andern Fürſten beiſtehen? Nur mit der Gräfin v. Würden haben wir es zu thun. Der Kaiſer iſt für uns, der Markgraf von Baden hat uns ſeinen Schutz zugeſagt, und hier ſteht der Graf v. Trautmannsdorf, der insgeheim von dem großen Könige der Preußen beauftragt iſt, Allem aufzubieten, um das langjährige Unheil aus Württemberg zu entfernen. Könnten wir der Gräfin auf dieſe oder jene Art habhaft werden, ſo müßte der Herzog nachgeben."

„Iſt denn unter uns Allen kein ehrlicher Mann," rief eine heftige Stimme, „der einmal ein Weiberherz zum Ziele ſeines Schuſſes machen möchte? Eine einzige Kugel könnte dem ganzen Handel ſchnell ein Ende machen."

„Pfui doch!" rief eben ſo heftig der Ritter v. Witzleben; „wer wollte ſich mit Meuchelmord beflecken? Am

hellen Tage wollen wir sie fangen, und sie soll nicht sagen können, daß wir nur mit Hinterlist den Sieg errungen hätten!"

Der buschigte Peter hatte während dieser Unterredung still gesessen und kein Wort gesprochen. Nun stand er auf. „Ihr habt mir erlaubt, edle Herren," sagte er, „in Eurer Gesellschaft hier zu sitzen, weil Ihr wohl wisset, daß ich ein Feind der Grävenitz bin, gleich Euch. So erlaubt mir nun auch, einen Vorschlag zu machen. In wenigen Tagen ist eine große Jagd im Schönbuche. Es hat bis jetzt noch nichts davon öffentlich verlautet, denn die Grävenitz wird einmal wieder ihren Anbeter mit etwas Großartigem überraschen wollen. Aber ich kenne Zeit und Ort des Treibjagens. Wie wäre es, wenn wir Alle, als Bauern verkleidet, uns unter die Treiber einschlichen? Ihr meint vielleicht, wir seyen unserer zu wenig, um da mit Gewalt der Waffen der Gräfin habhaft werden zu können? Aber dafür laßt nur mich sorgen. Für einige Dutzend verschwiegener, tapferer Männer kann ich allein bürgen. Wenn aber auch unsere Zahl die geringere wäre, ist nicht die Gerechtigkeit und die Ueberraschung auf unserer Seite? Und müssen die Bauern bei dem Treibjagen nicht mit uns zusammenstehen, wenn sie sehen, daß es dem gemeinschaftlichen Feinde gilt? Im Schönbuche, mitten in ihrem Vergnügen, wollen wir die Grävenitz fangen."

Dieser Vorschlag ward allgemein gut geheißen und mit Jubel aufgenommen. Schnell wurde der Plan entworfen und in wenigen Minuten war Alles in Richtigkeit. Ehe man sich aber trennte, gaben sich die Männer zusammen, Jeder dem Andern, die Rechte, und schwuren, kein Wort zu sprechen von dem, was geschehen sollte. Wer aber seinen Schwur brechen würde, der solle den Tod des Verräthers sterben. — Stille trennte man sich, und auf

verſchiedenen Wegen eilte Jeder ſeiner Heimath zu, um noch vor Morgen daſelbſt einzutreffen, damit kein Aufpaſſer, deren die Gräfin v. Würden, wie alle Regenten von böſem Gewiſſen, im Lande eine Menge zerſtreut hatte, einen böſen Gedanken faſſe. Nur der v. Trautmannsdorf und die beiden Ritter v. Wellendorf und v. Witzleben blieben zurück, und überließen ſich im Wirthshauſe zum Schatten der Nachtruhe. Der buſchigte Peter aber gab, ehe er ſich niederlegte, den wilden Männern, die unten zu ebener Erde ſich der Luſtbarkeit überlaſſen hatten, verſchiedene Befehle, und auch ſie verließen, auf des Hauptmanns Befehl plötzlich nüchtern geworden, zum größten Theile noch in dieſer Nacht das einſame Wirthshaus, um die Ordres des Hauptmanns zu vollſtrecken.

Und als nun Alles ſtill geworden war, da erhob ſich leiſe und behutſam in ſeiner kleinen Kammer neben der großen Stube, wo die Verſchworenen Rath gehalten hatten, ein Mann, und er horchte aufmerkſam, ob ihn kein fernes Geräuſch mehr treffe, aber Alles war wie ausgeſtorben.

„Mein Glück iſt gemacht,“ ſprach er leiſe. „Es war ein guter Stern, der mich in dem verdammten Walde irre führte. Noch am geſtrigen Abend vermeinte ich in meiner Todesangſt, es werde dieſer Tag mein letzter ſeyn, wenn man mich entdecke; nun aber iſt es nur erſt der Anfang eines neuen Lebens. Doch ich wollte,“ ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „ich wäre aus dem Hauſe und wohlbehalten in Ludwigsburg.“

Er trat an das Lager des verwundeten Söldners, der mit ihm die Kammer getheilt hatte. Niemand hatte an dieſen gedacht, und wenn er auch, meinte man, Etwas gehört haben ſollte, was möchte es ſchaden, da er ja nim-

mermehr entfliehen konnte? denn das Haus war gut verſchloſſen.

„Auf!“ ſprach der Erſtere zu dem Söldner, „die nächſte Viertelſtunde darf uns nicht mehr hier treffen. Erführen ſie, daß wir ſie in dieſer Kammer da belauſcht haben, der Tod wäre uns gewiß.“

„Wir können nicht entfliehen,“ antwortete der Söldner, „das Haus iſt bewacht, und verſuchten wir es, die Thüre zu öffnen, ſo müßte der geringſte Lärm uns ihnen überliefern.“

„Ich habe ein Fenſter bemerkt,“ ſagte wieder der Erſtere, „als mich die Magd heraufführte. Es kann nicht allzuhoch vom Boden entfernt ſeyn, denn das Haus iſt niedrig gebaut. Wir ſchneiden die Decken entzwei und laſſen uns daran hinunter.“

Raſch giengen ſie an's Werk; leiſe wie die Diebe ſchritten ſie aus der Kammer; ohne Geräuſch ward das Fenſter geöffnet; das Glück begünſtigte ihr Unternehmen; bald waren ſie im Freien. Nun gieng's im ſchnellſten Laufe, ſo gut ſie ihre Füße zu tragen vermochten, und nur erſt, als ſie den Wald im Rücken hatten, am Fuße des Berges, auf dem jetzt das herrlichſte Luſtſchloß Württembergs, die wunderſchöne Solitüde, mit ihrer gewaltigen Fernſicht, ſteht, hielten ſie an, um Athem zu ſchöpfen. Aber bald gieng's wieder weiter im raſchen Laufe über Berg und Thal, ohne Weg und Steg, und früh Morgens kamen ſie erſchöpft in Ludwigsburg an.

Wohl fand am Morgen die Magd die Betten zerſchnitten und die Vögel ausgeflogen, aber ſie ſprach kein Wort, denn ſie fürchtete den Zorn des buſchigten Peters. Dieſen aber beſchäftigten viel wichtigere Dinge, als daß er ſich genauer nach dem Gefangenen erkundigt hätte.

XIV.

Und wer denn ſeyd Ihr, pflichtvergeſſene Knechte,
Die Ihr das Herz der Könige bethöret?
Die Könige, die mild ſtets im Gewähren,
Nur dort, wenn ſie auf Eurer Rath gehöret!
Ihr, die, wenn um die angebornen Rechte
Die Menſchheit ſteht, in Aufruhr ſie erklären,
Das Mißtrauen emſig nähren,
Der Fürſten Liebe von den Völkern wenden!
Blickt um Euch her; der Saamen Eurer Thaten,
Iſt aufgegangen, und in vollen Saaten
Wird er des Unheils grauſe Ernte ſpenden!
Blut fließt im Süden, Blut im Oſten! — Sagt,
Es ſey der Völker Schuld, — ſagt's, wenn Ihr's wagt!

v. Zedlitz.

Das geheime Kabinet zu Ludwigsburg verſammelte ſich zu ungewöhnlicher Stunde. Es mußte etwas Wichtiges vorgefallen ſeyn, denn es war ganz vollzählig, und man erwartete ſogar den Herzog drinnen. Das geheime Kabinet beſtand aus fünf Mitgliedern, dem Miniſter v. Gravenitz, dem Geheimenrath v. Gravenitz, ſeinem Sohne, dem Geheimenrath Schütz und dem geheimen Referendär Pfau. Den Vorſitz führte die Gräfin von Würben, und auch dießmal, obgleich der Herzog erwartet wurde und auch wirklich einige Zeit nach Eröffnung der Sitzung eintraf, behielt ſie den Präſidentenſtuhl. War doch Frau v. Maintenon, wie es ſchien, das Muſterbild der Frau Gräfin, auch gegenwärtig, wenn Ludwig XIV. mit ſeinen Miniſtern arbeitete!

Das geheime Kabinet, ein neues durch die Gräfin v. Würben geſchaffenes Inſtitut, war die höchſte Behörde im Lande. In ſeiner Hand war alle Gewalt; denn ihm mußten alle Finanz-, Juſtiz- und Gnadenſachen vorgelegt werden. Der alte Geheimerath wurde dadurch factiſch vernichtet, obgleich er dem Namen nach noch fortbeſtand.

Er hatte nun Nichts mehr zu thun, als über das, was im Kabinet vorkam, ſein unterthänigſtes Gutachten abzuſtatten.

Die Mitglieder des geheimen Kabinets waren gewöhnlich durchaus mit einander im Einklang. Hatten ſie ja ſogar einen Vertrag geſchloſſen, alle Sachen von Wichtigkeit nicht blos vorher zu berathen, ehe man ſie dem Herzoge vorlegte, ſondern auch alle Verantwortlichkeit mit gleichen Schultern zu tragen, alle Vortheile ehrlich zu theilen und ſolche Maßregeln zu nehmen, daß man auch nach des Herzogs Tod gegenſeitig geſichert wäre! Dießmal jedoch ſchienen die verſchiedenen Glieder nicht ganz zuſammenzuſtimmen. Es ward viel hin- und hergeſprochen, und nach einer Stunde hatte man noch kein Endreſultat erlangt.

„Wie?“ rief endlich die Gräfin leidenſchaftlich, „es iſt eine Entrepriſe gegen mein Leben vorhanden; es iſt eine Verſchwörung da, eine wohl deliberirte, gut intendirte und völlig bekennene Verſchworung, und Ihr zaudert, zu dem letzten Mittel zu greifen, das hier allein von Effection ſeyn kann? Habt Ihr vergeſſen, daß ich es war, durch die Ihr zu Ehren und Aemtern gelanget? Habt Ihr vergeſſen, daß Ihr ohne mich eine Nullität ſeyd?“ fuhr ſie ſtolz fort und ließ der aufgereizten Laune immer mehr den Zügel ſchießen; „habt Ihr vergeſſen, was unſere Convention ſagt? daß wir Alle einander in günſtigen wie in widrigen Affären oder Händeln auf das Kräftigſte aſſiſtiren und Einer des Andern Glück oder Unglück als das eigene anſehen wollen? Oder Ihr wißt das Alles und könnt doch noch zaudern?“

„Meiner Frau Schweſter,“ nahm jetzt der ältere v. Grävenitz das Wort, ohne im Mindeſten ſeine ſüß lächelnde Miene zu verändern, „beliebt es ſeit neuerer Zeit gar oft, unſer Souvenir zu ſtärken und uns an Dinge zu

erinnern, die wir nie vergeſſen werden, noch vergeſſen können. Heute beſonders ſcheint ſie nicht mit dem beſten Humor aufgeſtanden zu ſeyn. Allein ich bitte ſie, ſich par complaisance auch daran erinnern zu wollen, daß ihr Bruder es war der ſie zuerſt am Hofe von Württemberg einführte. Doch wir wollen uns nicht ſtreiten. A quel propos? Dießmal aber, meine liebe Schweſter, muß es Dir nebulös vor den Augen ſeyn und Du ſiehſt die Umſtände durch eine trübe Brille. Wir haben die Sache von allen Seiten betrachtet, aber es iſt ja nicht einmal das Factum einer Verſchwörung conſtatirt."

„Gewiß," ſagte der Geheimerath v. Schütz mit einſchmeichelndem Lispeln, „wird ein Jeder von uns gerne ſein Leben für das Eurer Excellenz zu exponiren und einzuſetzen bereit ſeyn. Aber wollten wir jetzt mit der Strenge verfahren, die Euer Excellenz anräth, ſo könnte leicht Schlimmeres daraus entſtehen, als wir auf den erſten Augenblick ermeſſen können. Der Catus könnte ſogar zu ganz böſen Häuſern führen. Bedenkt, Frau Gräfin, es ſind wichtige Namen genannt, die höchſten Perſonen im Lande ſollen an der Conjuration Theil haben, ſo iſt die Ausſage des Schreibers. Sollen wir dieſe Alle verhaften? Auf's Ungewiſſe hin in Priſon und Feſſeln legen? Oder gar, wie die Frau Gräfin will, ohne Weiteres dem Scharfrichter überliefern? Könnte da nicht leicht ein allgemeiner Tumult, ja ſogar eine Revolte entſtehen und alſo das Uebel erſt geweckt werden, das wir unterdrücken wollen?"

„Noch einmal wiederhole ich's," ſagte der Graf v. Grävenitz, „das Factum ſelbſt iſt durchaus unklar. Der Schreiber iſt der Kundſchafter meiner Frau Schweſter; ich ſetze kein Mißtrauen in ſeinen Rapport; aber er behauptet ja ſelbſt, nur in einem Nebenkabinete gelauſcht zu haben. Er

hat keinen der Verſchworenen mit Augen geſehen; wie können wir wiſſen, wer dieſe waren? Er hat Namen nennen gehört; aber könnten nicht auch falſche Namen gebraucht worden ſeyn, um der Entrepriſe und ihren Entrepreneurs, wahrſcheinlich einigen ſchlechten, geringen Subjecten, eine Wichtigkeit zu geben, die ſie nicht verdienen? Wie möchten wohl Prälaten, wie Cavaliere und Herren von Regard ſich in ein einſames, verrufenes Cabaret, wo gewöhnlich nur Räuber hauſen, begeben, um da eine ſo hochwichtige Sache zu berathen, als die von dem Schreiber angegebene iſt? Müſſen wir nicht mit beſonderer Präcaution handeln, da auch der Graf v. Trautmannsdorf, ein preußiſcher Unterthan, dabei ſeyn ſoll? Denn wir wiſſen ja alle wohl, in welchen Liaiſons der Herzog mit dem Könige Wilhelm ſteht, und wie hoch er dieſen äſtimirt und venerirt."

Indem trat der Herzog ein, und ſogleich nahm die Berathung eine andere Wendung. Denn ſo ſehr hatte dieſes Weib den Regenten Württembergs in ſeiner Gewalt, daß er, ſobald er in ihrer Nähe war, ihrem Worte nicht widerſtehen konnte.

„Mein Herzog weiß," ſprach ſie, indem ſie in ihre weichen Worte Demuth, Ehrfurcht und Liebe vereinigt zu legen ſuchte, „daß ich nur erſt kürzlich einem Angriffe auf meinem Schloſſe zu Freudenthal ausgeſetzt war. War es auf mein Leben, oder, noch viel ſchlimmer, auf meine Tugend abgeſehen, — ich wurde nur mit Mühe gerettet. Den Tag darauf war eine Deputation von Prälaten und Rittern da, um Seine Durchlaucht zu bewegen, mich von ſeiner Seite zu entfernen. Man drohte, ihn von dem Genuß des heiligen Abendmahls, wie man auch mir längſt gedroht hat, auszuſchließen, wenn er nicht von mir ließe. Nunmehr, um das Maaß voll zu machen, wird eine Verſchwörung

angezettelt, und ſowohl jener heuchleriſche Bube mit ſeinen Gefährten, die mich auf meinem Schloſſe verderben wollten, als auch die Mitglieder der Deputation ſind dabei. Man ſcheut ſich nicht im Geringſten; es geſchieht Alles faſt unter unſern Augen, und das Ziel aller dieſer Machinationen bin ich, nur ich. O, ich weiß es wohl," fuhr ſie, wie von Schmerz überwältigt, fort, und ihre Miene ward faſt ſchwermüthig und eine Thräne entfiel ihrem Auge, „man ruht nicht, bis mich der Herzog verſtoßen haben wird, meine Feinde laſſen nicht ab, bis ſie in meinem Blute ihren Haß gekühlt haben. Aber ſoll ich ſterben, ſo will ich von meines Herzogs Hand fallen; ſoll ich verſtoßen werden von dem Manne, dem ich meine Jugend und meine Unſchuld, dem ich Alles geopfert habe, ſo ſpreche er ſelbſt das Urtheil aus, das mir ärger wäre, als zehnfacher Tod."

Bei dieſen Worten ſchien ſie der Gram ſo ſehr zu beugen, daß ihr ganzer Körper zitterte, und ihre Bruſt ſich convulſiviſch hob. Nur ihr Auge, das halbgeſchloſſen lauernd den Herzog betrachtete, um zu ſehen, welche Wirkung dieſe Worte hervorbringen würden, zeigte, daß ihr Inneres ganz anders dachte, als ihr Mund ſprach. Der Herzog aber war tief ergriffen.

„Nein, meine Wilhelmine," rief er, ſie in ſeine Arme ſchließend, „man ſoll uns nie trennen. So lange ich athme, ſo lange ich noch ſelbſt Herzog bin in Württemberg, ſo lange ſollſt Du Freude und Leid mit mir theilen."

Die vier Männer ſahen einander bedeutungsvoll an, und auf einen Wink des erſten Miniſters nahm der Geheimerath Schütz, auf den der Herzog insbeſondere Vertrauen ſetzte, da derſelbe ſeinen durchtriebenen Verſtand in Verhandlungen mit dem kaiſerlichen Hofe in Wien längſt bewährt hatte, das Wort, und wagte es, mit geläufigen

Worten dem Herrn die Zweifel vorzutragen, welche die Mitglieder des Kabinets beunruhigten. Auch die Uebrigen stimmten bei, obgleich die Gräfin v. Würben sie mit bösen Augen musterte.

„Man führe den Schreiber und den Knecht herein," herrschte nun Eberhard Ludwig. „Wir wollen die Sache selbst untersuchen."

Und zwei alte Bekannte wurden hereingeführt, denn der Eine war der Soldner, welcher nach dem Kampfe in Freudenthal mit fortgeführt worden war, der Andere aber war der Schreiber aus Lauffen.

Auf den Befehl des Herzogs begann der Schreiber seine Erzählung, die er gar wohl in die Länge zu ziehen wußte, um ihr eine desto größere Wichtigkeit zu geben. Er fieng damit an, wie ihn die gnädige Gräfin für geringe Dienste, so er ihr früher geleistet, und auf die Empfehlung eines vornehmen Freundes hin in ihre eigenen Dienste zu nehmen geruht habe, und nur erst nach langen Umschweifen, die den Herzog, der die Kürze liebte, manch' zornigen Ausruf kosteten, kam er darauf, wie er, in Diensten der Gräfin ausgesandt, mit Gottes Hülfe sich im Walde verirrt habe und durch dieses glückliche Ereigniß hinter den gräßlichen Anschlag gekommen sey, der das geheiligte Leben von Ihrer Excellenz, der Frau Gräfin v. Würben, bedrohe. Der Knecht bestätigte Alles.

„Gut," sagte der Herzog, als die Erzählung endlich zu Ende war. „Ihr mögt jetzt gehen, und so Ihr die Wahrheit gesprochen habt, so soll Euer Lohn nicht ausbleiben."

Wiederum begann die Berathung, und dauerte noch eine geraume Zeit, denn auch jetzt noch wollten die männlichen Mitglieder des Kabinets nicht nachgeben. Außer dem Herzog und der Gräfin waren Alle der Ansicht, daß man

nicht das ganze Land in Aufruhr bringen ſolle auf die Ausſage zweier Zeugen hin, die nicht einmal als ganz glaubwürdig gelten konnten. Der Herzog aber meinte, er ſey Herr im Lande, und ſollten auch alle ſeine Unterthanen ſich gegen ihn verſchwören, ſo würde er doch ſeine Sache mit ſeiner Armee durchzuſetzen wiſſen.

„Ließen ſich nicht,“ ſagte endlich der Geheimerath v. Grävenitz, der jüngſte Sohn des Miniſters, „beide Meinungen vereinigen? Man laſſe die Jagd wirklich vor ſich gehen; Alles ſey ſo, wie gewöhnlich, und wie es die Verſchworenen vermeinen. Aber man laſſe eine Truppe Soldaten ſich in Jägerröcke ſtecken und eine andere Zahl marſchire voraus und verſtecke ſich im Walde. Iſt nun eine Verſchwörung da, ſoll ein Angriff auf das Leben der Gräfin, oder auf unſer Leben geſchehen, denn daß es nicht auf Seine Durchlaucht ſelbſt abgeſehen iſt, das geſtehen unſere Spionen ſelbſt zu, — ſo iſt bewaffnete Macht genug vorhanden, um uns zu defendiren. Dann aber haben wir das Recht auf unſerer Seite, und wer möchte es unter ſolchen Umſtänden dem Herzoge, unſerm durchlauchtigſten Herrn, verargen, wenn er die Schuldigen beſtraft, und ſo rigoros beſtraft, als ſie es verdienen? Wie leicht iſt es auch, daß die Meiſten im Kampfe fallen und wer anders trägt dann die Schuld von ihrem Tode, als ſie ſelbſt?“

Dieſem Vorſchlage ward alsbald Beifall geſchenkt. Noch wurden die nöthigen Maßregeln beſprochen, um ganz ſicher zu gehen, und bald darauf ward die Sitzung des geheimen Kabinets aufgehoben.

XVII.

Wer ein Mann iſt, vertheidige ſein gutes Recht,
Der Feige nur iſt der Tyrannen Knecht.

Alles Lied.

Sie liegen in Gruben und Hecken verſteckt,
Hinter Klippen und alte Mauern gedeckt;
Und die Schlucht iſt beſetzt und die Straß' iſt umſtellt,
Und Einer dort Wacht auf der Höhe hält.

v. Zedlitz.

An dem Tage, an dem die große Jagd im Schönbuche ſtatt finden ſollte, war auf zehn Stunden um Ludwigsburg ein vielfach bewegtes Treiben. Aus allen Dörfern, viele Meilen in die Runde, waren die Bauern aufgeboten worden. Denn damals mußten die Bauern noch Frohndienſte leiſten, von deren Strenge man jetzt in den meiſten Orten Württembergs keine Ahnung mehr hat. Es waren ihrer wohl an die Dreitauſend und noch mehr, die von allen Seiten dem Walde zwiſchen Vaihingen, Böblingen und Sindelfingen zuzogen. Von frühe Morgens an waren viele Jäger damit beſchäftigt, den Haufen die gehörigen Plätze anzuweiſen, damit ſie das Wild geſchickt zuſammentreiben möchten. Die Mannſchaft beſtand aus alten und jungen Leuten; Alle aber waren in weiße Zwilchkittel gekleidet und mit ſchweren Stöcken bewaffnet; denn Gewehre waren den Bauern bei hoher Strafe verboten, und wenn Einer ſich unterſtanden hätte, auch nur mit dem Stocke ein Wild todtzuſchlagen, der hätte der Todesſtrafe gewiß ſeyn können.

Unter den Bauern mochten wohl Viele ſeyn, die früher in Kriegsdienſten geſtanden hatten; denn ſie trugen zum Theil große und ſtarke Schnurrbärte und hie und da zeichnete ſich Einer durch eine geradere und ſtolzere Haltung vor den Andern aus. Das Tragen des Bauernkittels

mochte Manchem auch wohl neu seyn, denn dieser und jeder geberdete sich darin, als ob's ein Rock wäre, der ihm nicht gebühre. Von diesen letztern drängten sich besonders Viele nach der Stelle, wo der Herzog, die Gräfin und die Angestellten am Hofe ihren Platz haben sollten, um das herbeigetriebene Wild zu schießen. Hier wurde ohnedem die Schaar der Bauern dichter als gewöhnlich aufgestellt, damit ja kein Wild, das, durch die Schüsse erschreckt, ausriß, entschlüpfen sollte. Mit ihren Stöcken hatten sie es in den Kreis zurückzutreiben. Diese Stelle war die gefährlichere, denn nicht selten geschah's, daß ein angehetzter Eber die Reihen zu durchbrechen suchte, oder ein Hirsch, auf's Aeußerste getrieben, in hohen Sätzen über die Abtreibenden hinwegsetzte, so daß manche Bauern auf der Jagd schon schwer verwundet, wenn nicht gar getödtet wurden. Die Jäger sahen es daher nicht ungern, daß an diesen Platz sich besonders kräftige Leute hindrängten, die augenscheinlich schon mehr an Gefahren gewöhnt waren, als gewöhnliche Bauern, welche alle Zeit ihres Lebens hinter dem Pfluge zugebracht hatten.

War man nun hier schon von frühe Morgens an thätig und in Arbeit, so herrschte in Ludwigsburg selbst ein noch viel geschäftigeres Treiben. Die ganze Stadt war in Bewegung; denn wer nicht selbst an der Jagd theilnehmen konnte oder durfte, der wollte doch wenigstens die Abfahrt der hohen Herrschaften mit ansehen. Es war solche immer mit großem Gepränge verbunden; heute aber schien der Pracht mehr als je zu seyn.

Schon in der Nacht waren mehrere Compagnien Fußvolk aufgebrochen, von denen man nicht wußte, wohin sie bestimmt seyen. Doch schien ihr Abmarsch mit der heutigen Jagd in Verbindung zu stehen, und die Neugierigen raunten

sich geheimnißvolle Dinge in's Ohr, die zum Theil der Wahrheit näher kamen, als man hätte glauben sollen; denn nicht selten entstehen aus bloßen Muthmaßungen Gerüchte, die eine Sache, die vielleicht ganz geheim betrieben wurde, ziemlich richtig an den Tag legen, und daher mag es auch kommen, daß die Fama von einer Begebenheit gar manchmal schon früher berichtete, ehe die schnellsten Couriere Nachricht geben konnten. Der Jäger schienen es diesmal auch mehr zu seyn, denn sonst, ob man gleich gewohnt war, dieselben immer in großer Anzahl versammelt zu sehen, wenn der Herzog auf die Jagd, sein Lieblingsvergnügen, auszog. Die Jagdgeräthschaften waren äußerst kostbar, und über die Pracht der Pferde, die im Schloßhofe und außerhalb desselben mit Ungeduld ihre Reiter erwarteten, schien Nichts zu gehen.

Endlich fuhr der Wagen des Herzogs vor. Der Herzog liebte es in seinen spätern Jahren, wo ihm das Reiten beschwerlicher wurde, so weit es thunlich war, auf die Jagd zu fahren. Es war ein leichter Jagdwagen, in dem sich der Herzog, ohne andere Gesellschaft oder Begleitung, als die der Gräfin v. Würben, setzte, und doch war der Wagen mit acht herrlichen Rossen bespannt. Der Herzog lenkte das schöne Viergespann von seinem Sitze aus; denn er war nicht nur ein sehr guter Reiter und in allen ritterlichen Uebungen wohl erfahren, sondern er hatte es auch in der Kunst, die Pferde zu lenken, zu einer seltenen Fertigkeit gebracht. Außer diesem besaß er noch zwei solcher Viergespanne, welche Alle nur von Einem Kutscher gelenkt wurden, und die acht Pferde waren so trefflich eingeschult, daß sie vor dem Wagen alle Künste der Reitschule zu machen verstanden. Sobald der Herzog in raschem Trabe durch das Schloßthor lenkte, warfen sich die Edelleute, die

in ſeinen Dienſten waren, die Jägermeiſter und Stallmeiſter, die Kammerherren und Kammerjunker auf's Pferd, und im Fluge gieng's fort, auf der Straße nach Stuttgart, dem Schönbuchwalde zu. Es war ein außerordentlich ſtarkes Gefolge, das dießmal dem herzoglichen Wagentheils folgte, theils vorausgeeilt war; doch bemerkte man nur wenige Damen darunter, während ſonſt immer an ſolchen Jagden gar viele Edelfrauen Theil nahmen. Auch fiel es auf, daß die Jäger mit Schieß- und Seitengewehren außergewöhnlich ſtark bewaffnet waren.

In Vaihingen ward Halt gemacht. Der Herzog und die Gräfin ſtiegen nun ebenfalls auf die bereit gehaltenen Roſſe. Die Ordnung ward feſtgeſetzt und die Cavalcade ſetzte ſich alsbald dem Walde zu in Bewegung.

Nur Wenige waren in das Geheimniß des Tages eingeweiht, und nur dieſe Wenigen wußten es, was der Rapport, den man dem Herzoge von Zeit zu Zeit machte, bedeuten ſollte. Die Andern bezogen es auf die Anordnungen zur Jagd.

„Alles in Ordnung!“ rief der Herzog fröhlich, als er das Nöthige erfahren und befohlen hatte. „Nun mögen es die Schurken wagen, wenn anders ein wahres Wort an der Sache iſt.“

In gegenwärtiger Zeit durchſchneidet eine ſchöne und ſehr frequente Poſtſtraße den faſt zwei Stunden in der Breite haltenden Wald zwiſchen Vaihingen und Böblingen. Damals aber war Alles beinahe undurchdringliche Wildniß, und nur wenige Waldwege dienten dazu, das gefällte Holz in's Freie herauszuführen. Rechts von der jetzigen Straße iſt ein nicht gar zu tiefes Thälchen, das, von einem Bächlein durchfloſſen, ſich gegen Böblingen hin abneigt. Auf der Anhöhe dieſes Thälchens ſtand der Herzog mit

seinem Hofe. Hierher mußte das Wild getrieben werden. Auf dem andern Abhange, für Jedermann unsichtbar, war das Herzogliche Militär aufgestellt, das in der Nacht hierher beordert worden war. Dicht hinter dem Herzog und der Gräfin und zu ihren beiden Seiten standen viele Jäger, scheinbar nur damit beschäftigt, die abgeschossenen Gewehre wieder zu laden und den hohen Herrschaften zu bieten; aber ihre große Anzahl sowohl, als auch die Art ihrer Bewaffnung zeigte, daß sie zu einem ganz andern Zwecke hierher beordert waren.

Das Treiben hatte seinen Anfang genommen. Immer enger und enger ward der Kreis, immer näher und näher kam das Wild. Schon stiebten die Vorläufer des großen Wildes in jähem Laufe herbei; allein die niedere Jagd ward von den hohen Herrschaften zu gering geachtet, um einen Schuß darauf zu thun. Jetzt kam das scheue Reh und bald zeigten sich auch Hirsche und Schweine, und in immer größerer Masse stürzte das scheu gewordene Wild herbei, und suchte sich einen Ausgang. Damals war der Schönbuch, ein herrlicher Eichenwald, noch so voll von Wild aller Art, daß die jetzige Zeit sich keinen Begriff davon machen kann. Die Waidmannslust erwachte unter der solennen Gesellschaft, und als die Gräfin mit dem ersten Schusse auch den übrigen Jagdtheilhabern die Erlaubniß zum Schießen gegeben hatte, hörte man von allen Seiten das Krachen der Flinten. Der Kreis, den die treibenden Bauern geschlossen hatten, ward immer enger und dichter, so daß kein Wild mehr entfliehen konnte. Jetzt war der Herzog etwas auf die Seite geritten, um einen gewaltigen Eber zur Zielscheibe seines Schusses zu machen. Da glaubten die Verschworenen den rechten Zeitpunkt getroffen zu haben, und urplötzlich erscholl der Ruf: „Es lebe

der Herzog, nieder mit der Landesverderberin!" Von vielen Seiten ward der Ruf wiederholt und hallte noch vielstimmiger wieder im Echo des Waldes. Die Gräfin v. Würben erfaßte eine Todesangst und sie spornte ihr Pferd zur Flucht. Schnell aber hatten die Verschworenen einen Kreis um sie und die wenigen Begleiter, die ihr zur Seite waren, geschlossen. Es entstand ein augenblicklicher Wirrwarr, und beinahe wäre es den Verschworenen gelungen, der Gräfin habhaft zu werden. Aber mit schnellem Ueberblick musterte der Herzog die Seinen und nur eines Zeichens bedurfte es, so eilte das Fußvolk, das am Abhang des Berges aufgestellt war, im Sturmschritte herbei. Der Herzog ordnete jetzt die Seinigen zum Angriff.

„Hierher, wer nicht grävenitzisch ist!" rief die rauhe Stimme des buschigten Peter.

„Hierher, wer's gut meint mit Württemberg," rief der Ritter von Wellendorf, und alsbald blitzten die Schwerter, die die verkleideten Bauern unter ihren weißen Kitteln verborgen hatten. Wüthend drang der Haufe auf die Gräfin ein, und obwohl beschlossen worden war, dieselbe lebendig zu fangen, so wäre es um das Leben der v. Würben geschehen gewesen, wenn die Verschwornen Schießgewehre gehabt hätten. Schon war ihr Pferd durch einen Schwerthieb verwundet. Aber die Hülfe war nahe.

Ein großer Theil der Verschwornen stand zwischen dem Herzog mit seinen Jägern, die sich in großer Zahl um ihn versammelt hatten, und den immer näher rückenden Truppen. Den Meisten aber war es nicht möglich gewesen, in der Eile sich dem Haufen derer anzuschließen, der auf die Gräfin v. Würben eindrang. Viele der Vornehmen mochten wohl auch mit Absicht sich ferne halten, um vielleicht

aus dem Gelingen des Plans Vortheil zu ziehen, oder beim Mißlingen zu Zeiten noch sich retten zu können.

„Feuer!“ kommandirte der Herzog.

„Feuer!“ kommandirte der Hauptmann der regelmäßigen Truppen.

Der kleine Haufen der Verschwornen schmolz noch kleiner zusammen. Bald waren sie von allen Seiten eingeschlossen. Sie hatten keine Waffen, als ihr Schwert, aber die Verzweiflung kämpfte mit ihnen.

„Auf die Grävenitz!“ schrie der buschigte Peter, und die Wenigen um ihn drangen unwiderstehlich vorwärts.

„Hab' ich Dich, Schurke!“ schrie der Ritter v. Wißleben, indem er den v. Stutenheim, der in der Nähe des Herzogs hielt, gewahrte. „Du sollst mir nicht entrinnen, feiger Meuchelmörder!“

Er trennte sich von den Andern, um den mecklenburgischen Edelmann anzugreifen. Nur sein Freund, der ritterliche Wellendorf, drang mit ihm vor.

Viele der Verschwornen waren schon gefallen, aber auch Manche der Herzoglichen hatten schwer verwundet die Erde geküßt. Mancher Reiter war vom Pferde gesunken und sein lediges Roß suchte bäumend das Weite.

Die Lage der Angreifenden wurde immer bedenklicher, und schon schien ihrer Aller Untergang gewiß. Aber der buschigte Peter, der in diesem kritischen Augenblick allein das Commando zu führen schien, verlor den Muth und die Besonnenheit nicht.

„Zu Pferd,“ rief er mit so gewaltiger Stimme, daß sie auch das betäubendste Getöse übertönte. „Ergreift die ledigen Pferde! Nur nach den Reitern gehauen!“

Er selbst gab das erste Beispiel.

Rasch schwang er sich auf ein Roß, das er so eben

seines Reiters entledigt hatte. Eben so rasch hatte auch der Graf v. Trautmannsdorf sich auf ein Anderes geworfen, und mehrere Andere folgten ihrem Beispiele.

Aber der Ausgang war nicht mehr lange zweifelhaft. Das tapfere Häuflein, so muthig es auch um sich hieb, erlag der Ueberzahl. Eine Menge Todter und Verwundeter lag umher, und von Vielen zugleich angefallen, konnte Keiner lange widerstehen. Da sah der buschigte Peter, daß Alles verloren sey. „Lebendig sollen sie mich nicht haben," murmelte er ingrimmig. Aber auch jetzt in der größten Gefahr vergaß er der Pflichten eines Anführers nicht.

„Mir nach, wer ein Herz im Leibe hat," schrie er, und sprengte sein Roß gerade ein auf den Kreis vor ihm. Neben ihm drang der Graf v. Trautmannsdorf vor. Beide waren über und über mit Blut bespritzt.

Scheu wich Alles zurück vor dem gewaltigen Anrennen, und in mächtigen Sprüngen setzten die Pferde über das Fußvolk hinweg. Bald waren sie aus dem Kreise hinaus und fort gieng's in tobender Hast. Wohl setzten den Beiden auf Befehl des Herzogs einige Reiter nach, aber sie vermochten Jenen nicht zu folgen. Wie durch ein Wunder gelangten sie mitten zwischen den dicht stehenden Bäumen hindurch, die Körper fast ganz platt gelegt auf die Mähne der Rosse. Bald kehrten die Verfolger von dem vergeblichen Ritte um, denn sie mußten befürchten, Hals und Bein zu brechen bei dem gefährlichen Ritt, oder wie Absalon an den Bäumen hängen zu bleiben.

Viele der Verschworenen lagen todt auf dem Platze, Viele lagen zum Tode verwundet, Andere waren von den Angreifenden erdrückt zu Boden geworfen und gefangen worden; nur Wenige entkamen unter dem Schutze ihrer Verkleidung oder weil sie, durch ein Ungefähr von dem

Ort des Gefechtes entfernt, gar nicht zum Kampfe gekommen waren. Unter den Gefangenen waren auch die v. Witzleben und v. Wellendorf.

So hatte die Jagd ſchnell ein blutiges Ende genommen. Der Herzog und die Gräfin eilten nach Ludwigsburg zurück. Aus den nächſten Dörfern holte man Wägen, und führte darauf die Verwundeten und Gefangenen eben dahin ab.

XVIII.

Da half kein Gerede, da half kein Rath,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonn' kam, da wandert ſie ſich,
Am hellen Galgen fand ſie mich.

H. Heine.

Zu den Zeiten des Herzogs Ulrich war unter den Bauern eine Verbindung entſtanden unter dem Namen der „arme Konrad.“ Es waren lauter arme Geſellen, denen die ſchwere Zeit und der Druck von Oben nichts mehr übrig gelaſſen hatte, als ihr bischen Leben. Darum nannten ſie ſich die Herren von Habenichtshauſen und die Ritter von Geldloſen, und ſie thaten ſich zuſammen, da ſie keinen andern Rath mehr wußten, und fiengen eine Revolution an, die nur mit Mühe und mit großem Aufwand von Menſchenleben gedämpft werden konnte. Das Wort „kein Rath“ aber verwandelte ſich in den Namen „Konrad.“ Faſt ebenſo ergieng's den Bauern zu den Zeiten, in denen unſere Geſchichte ſich bewegt. Sie waren zum Theil ſo herunter gekommen, daß ſie faſt gar nichts mehr ihr Eigenthum nennen konnten, und es bemächtigte ſich ihrer ein

finsterer Humor, wie es ja oftmals zu geschehen pflegt, daß Leute, die in's größte Elend gekommen, von selbst anfangen, über die eigene Lage zu spotten und zu ironisiren.

Als die Jagd im Schönbuche in großer Verwirrung zu Ende gegangen war, kehrten die Bauern um in ihre Heimath. Wären sie mit in's Geheimniß gezogen gewesen, der Sieg wäre dem Herzog und den Seinigen wohl nicht so leicht geworden; denn obwohl der Württemberger mit so großer Liebe an seinem Fürsten hängt, daß er auch nicht von ihm läßt, wenn dieser mit schweren Bedrückungen ihn heimsucht, so war doch Niemand verhaßter im ganzen Lande, als die Gräfin v. Würben.

Eine Parthie solcher zurückkehrenden Bauern hatte sich in der Nähe von Neckarthailfingen, einem Dorfe im Neckarthale zwischen Kirchheim und Tübingen, gelagert. Es war gegen Abend, und da sie die Nacht vorher schon von Hause aufgebrochen waren zum Frohndienst bei der Jagd, und jetzt schon wieder die weite Strecke vom Schönbuche bis hieher zurückgelegt hatten, so waren sie müde und abgeschlagen.

„Wir wollen ein Feuer anmachen," sagte Einer, „und Erdäpfel drin braten. So haben wir doch Etwas zu essen, wenn auch Nichts zu nagen. Das Fleisch muß immer seltener werden; denn ich habe schon lange nicht einmal mehr einen Knochen gesehen, meine eigenen ausgenommen."

„Geschwinde," rief ein Anderer, „sonst nimmt's uns die Grävenitz vor der Nase hinweg. Ich will nicht wissen, wem der Acker da gehört, aber es ist immer besser, wir bekommen's, als die alte Beischläferin."

Die ganze Gesellschaft war mit einverstanden, und in aller Schnelligkeit ward Holz gesammelt, das Einige von

den nahen Obſtbäumen brachen, unbekümmert, ob dieſe von der gewaltſamen Operation zu Grunde gehen mochten oder nicht. Andere gruben aus dem nächſten Acker Kartoffeln aus und das Feuer brannte luſtig und die Bauern ließen ſich die karge Koſt trefflich ſchmecken.

„Ich wollte," ſagte wieder Einer, „die Herren von heute Morgen, die in's Gras beißen mußten, konnten mit uns eſſen. Es würde ihnen beſſer ſchmecken, als der feuchte Boden im Schönbuche."

„Und ich wollte," meinte ein Vierter, „die Grävenitz läge da über dem Feuer; ich würde gerne den Baum dort umhauen, um noch ein bischen nachzuſchüren, damit ſie's warm genug hätte."

„Oho!" lachte ein Fünfter, „haſt Du Luſt, gehangen zu werden? Sie haben jetzt ein neues Wort erfunden und unſer Amtmann heißt's Hochverrath. Früher ſtarben blos Edelleute dran, aber ſeit neuerer Zeit iſt auch mancher andere ehrliche Mann an dem Worte erſtickt."

„Ja, ja," meinte wieder ein Anderer, „wir ſind jetzt vornehm geworden, und der Hochverrath iſt nicht mehr blos das Vorrecht der Adeligen und Herren. Aber gehangen iſt gehangen, und ich ſähe lieber meinen Gutsherrn wegen Hochverraths baumeln, als mich ſelbſt. Doch wißt Ihr was?" fuhr er fort, indem er dem nächſten Baume einen ſchweren dürren Aſt abbrach, „der Aſt da ſoll die Grävenitz ſeyn, und jetzt legen wir ihn über's Feuer, und ſeht nur, wie die Grävenitz brennt!"

„Kein Wunder!" ſagte ein Siebenter, „ſie hat allen unſern Speck auf ſich liegen, und es iſt nur gut, daß ſie uns das Fell noch nicht über die Ohren gezogen hat."

So ſcherzten die Bauern über das Elend des Landes und über ihr eigenes. Da kam ein Reiter über das Feld

dahergeritten. Die Spuren des Rauchs, der vom Feuer aufstieg, schienen ihn herzulocken, denn es führte keine Straße vorbei.

„He, Ihr Bauernlümmel," rief er schon von Weitem, „ich habe mich verirrt. Wohin geht der nächste Weg nach Neuffen?"

Diese derbe oder vielmehr grobe Anrede darf uns nicht in Verwunderung setzen, denn vor hundert Jahren stellte man den Bauer noch nicht gar hoch, und Edelleute und Beamte giengen mit der arbeitenden Klasse oft schlimmer um, als mit ihren Ochsen und Kühen. Der Bauer setzte solcher herabwürdigenden Behandlung meistens eine gewisse Lethargie entgegen, die dem oberflächlichen Beobachter als stumpfe Ergebenheit vorkam. Wer aber den Charakter des Volks besser studirte, sah wohl, daß hinter dieser anscheinenden Gefühllosigkeit und Abgestumpftheit ein tiefer Haß verborgen lag, der nur auf die Gelegenheit wartete, wo er ungestraft hervortreten konnte. So schienen auch die Bauern, deren Zweigespräch ich vorhin meinen Lesern zu kosten gab, die Grobheit des fremden Reiters ganz geduldig hinzunehmen; dennoch erhob sich Keiner, um eine gefällige Antwort und Auskunft zu ertheilen.

„Mag der Herr den Weg selbst suchen," meinte endlich Einer trocken, indem er gemächlich eine Erdbirne zum Munde führte.

„Ich schenke dem," sprach der Reiter weiter, „der mich auf den rechten Weg lenkt oder mich bis an die Festung geleitet, einen Goldgülden. Wer will etwas verdienen?"

„Willst du, Hans?" fragte ein Anderer der Bauern seinen Nachbar. Aber der Ton der Stimme zeigte deutlich, was er für eine Antwort erwarte.

„Was thät ich auch damit?“ erwiederte dieser. „Morgen hätte ihn ja doch der Amtmann, und dann müßte ich noch extra frohnen, weil er gern noch mehr hätte.“

„Wie? Keiner regt sich?“ rief der Reiter entrüstet. „Wißt Ihr, wen Ihr vor Euch habt? Ich reise im Auftrage der gnädigen Gräfin v. Würben, Excellenz. Ich habe,“ fuhr er mit gravitätischer Miene fort, als die Bauern statt aller Antwort sich gegenseitig anfahen und mit den Augen blinzelten, „ich habe wichtige Depeschen bei mir für den Schloßhauptmann von Neuffen. Wollt Ihr jetzt oder nicht? Nun, wenn Ihr nicht im Guten wollt,“ setzte er zornmüthig hinzu, da noch Keiner Miene machte, dem wichtigen Manne behülflich zu seyn, „so sollt Ihr's im Strengen,“ und damit hieb er dem zunächst Sitzenden ein Paar mit der Reitpeitsche über den Rücken.

Aber wie der Blitz waren die Bauern auf und eben so schnell der Reiter vom Pferde herabgezogen.

„Was meint Ihr?“ sagte wieder einer der humoristischen Bursche, „wenn wir den Menschen da für die Grävenitz selbst nähmen? Ich habe schon oft mit dem Geruch vorlieb nehmen müssen, während der Amtmann den Braten fraß. Der da müßte einen hübschen Bratengeruch geben. Wir wollen ihn ein bischen rösten und dann als Schwarzwildpret nach Ludwigsburg senden.“

„Ihr werdet doch nichts mit mir vorhaben,“ sprach jetzt geängstigt der Reiter; „ich bin der Frau Gräfin Schreiber; ich bin wichtiger, als Ihr vielleicht glaubt. Wißt, ich war es, der die Verschwörung herausgebracht hat, und ohne mich wär's mit der Frau Gräfin aus.“

„Der Kerl ist nicht werth, daß wir ihn verbrennen,“ meinte ein Zweiter verächtlich. „Wir wollen dem Teufel nicht in's Handwerk greifen.“

„Er hat absonderlich feine Beine," sagte ein Dritter, „er müßte sich schon ausnehmen, wenn wir ihn ein bischen in der Luft zappeln ließen."

„Kommt," rief ein Vierter, „er soll keine Verschwörung mehr entdecken. Am Ende gäbe er auch uns als Verschwörer an, und wir haben doch die Frau Gräfin so lieb!"

„Lieb zum Fressen," lachte ein Fünfter, und nun zogen sie den armen Schreiber zum nächsten Baume und schnell ward eine Weide zum Seile gedreht.

„Ihr werdet doch nicht?" rief entsetzt der Unglückselige, den heute sein Geschick erreichen sollte. „Bin ich denn unter Räuber gefallen? Nehmet Alles, was ich habe. Ich will Euch noch viel mehr geben, ich verspreche Euch hundert Goldgülden, mein ganzes Vermögen und was ich noch bekommen werde. Ich will Euch gewiß nicht verrathen, ich schwöre es Euch. Nur laßt mich bei'm Leben." Der Erbärmliche zitterte, wie Espenlaub, und die Todesangst trieb ihm die Augen aus dem Kopfe. Doch schon ward er von Einigen in die Höhe gehoben; Andere legten ihm die Weide um den Hals und noch ein Anderer band sie an einem Aste fest. Da ließen ihn die Ersten los und gaben ihm einen Stoß, und er schaukelte am Baume hin und wieder. Er suchte sich mit den Händen festzuhalten, aber die Kraft derselben ließ bald nach und schon ward sein Gesicht blau und immer blauer.

Die Bauern setzten sich ruhig wieder zu ihrer Mahlzeit, ohne sich durch das Geschrei des Erstickenden im Mindesten stören zu lassen. Nur manchmal warfen sie ihm einen Blick zu und die convulsivischen Bewegungen desselben schienen ihnen Freude zu machen.

„Der verfälscht kein Testament mehr," sagte Einer unter rohem Gelächter.

„Ich glaube, er friert," meinte ein Anderer. „Sieh nur, wie er blau wird vor Kälte."

„Wir wollen ihm schon rothe Backen machen," erwiederte ein Dritter, auf den derben Spaß eingehend.

Nun schoben sie einige brennende Späne unter ihn hin, und hätte nicht schon der Strick seinem Leben ein Ende gemacht, so wäre er bald in Rauch und Dampf erstickt. Der Elende hatte den Lohn seiner Verrätherei gefunden.

„Wir wollen doch sehen, was er bei sich hat," meinte wieder Einer, und durchsuchte die Satteltaschen des Pferdes. Er fand Nichts, als einige Papiere. Nur mit Mühe ward Einer unter ihnen gefunden, der nach langem Buchstabiren die Adresse herausbrachte. Es war eine Depesche an den Schloßhauptmann in Neuffen.

„Wollen wir sie verbrennen?" fragte der Bauer die Andern.

„Nein, es könnte sonst leicht nachgefragt werden. Am besten ist's, es läuft Einer heute Nacht noch nach Neuffen und wirft das Päckchen über das Hofthor in die Ringmauer hinein. Da werden sie's schon finden, und der Teufel mag wissen, woher es kommt."

Die Bauern standen nun auf, um ihre Heimath aufzusuchen, so gleichgültig und indolent, als wäre Nichts geschehen, als wäre eben kein Mord begangen worden. Dem Pferde gaben sie einen Schlag, daß es die Weite suchte. Den andern Morgen aber brachte die Schildwache dem Schloßcommandanten von Neuffen ein Packet Briefe, das über die Mauern geworfen worden seyn mußte. In den Briefen stand der Befehl, eiligst mehrere Kerker in

Stand zu ſetzen für wichtige Staatsgefangene, die den andern Tag auf die Feſtung gebracht werden würden.

Wer den Schreiber getödtet, wer das Packet über die Mauer geworfen, hat man nie erfahren. Es wurden auch keine ſonderlichen Nachforſchungen veranſtaltet. Der Eigenthümer des Ackers, auf dem die Bauern die That vollbracht hatten, fand den Leichnam und verſcharrte ihn; er wagte es nicht, der Obrigkeit Anzeige zu machen, um nicht ſelbſt Verdacht auf ſich zu laden.

XIX.

Mir wanken die Knie! o weh, —
O fort von hinnen, geſchwind, geſchwind!
Die Sonne geht nieder ſo blutigroth,
Als läg' mein Liebſter erſchlagen und todt!
v. Zedlitz.

Das Ereigniß im Schönbuchwalde brachte im ganzen Lande Württemberg große Aufregung hervor. Alle, in deren Buſen noch Liebe zum Vaterlande, Liebe zu Recht und Gerechtigkeit, Mitleid für die Unterdrückten wohnte, ſie Alle trauerten für die Unglücklichen, welche in dem Aufſtande gefangen genommen worden waren. Man prieß die glücklich, die im Kampfe gefallen waren, denn die Andern erwartete wohl ein viel ſchrecklicheres Loos. Die Anhänger der Grävenitz dagegen erhoben ihr Haupt noch ſtolzer als zuvor, und der Bedrückungen waren noch mehr, als früher. Nunmehr ſchien erſt die Gräfin v. Würden in ihrer Allgewalt recht befeſtigt zu ſeyn, und allen Widerſtand hielt man jetzt für vergeblich und völlig unnütz. Man ſprach

von Verhaftungen, die aller Orten unter Reichen und Armen, vorzüglich aber unter den Erſteren, vorgenommen wurden. — Man befürchtete für das Leben Aller, die als Vaterlandsfreunde, als Feinde der Landesverderberin bekannt waren. Auf die Beibringung der Entflohenen waren große Belohnungen geſetzt. Zwar ſandte der Adel Württembergs und der geiſtliche Stand abermals eine Deputation an den Herzog; aber dieſer ließ ſie nicht vor, ſondern wies ſie an den geheimen Rath und das geheime Cabinet. Die Deputation bat um Nichts, als um einen ordentlichen Richterſpruch, daß nicht ein gewaltthätiges Urtheil das Leben ihrer Mitbürger gefährde. Dieſer Richterſpruch ward ihnen verſprochen, und man ſchien auch Wort halten zu wollen, denn eine große Unterſuchung ward eingeleitet, eine Unterſuchung, die ſich über das ganze Land verbreitete. Glaubten doch die Anhänger der Grävenitz und dieſe ſelbſt, dießmal das Heft nicht aus der Hand legen zu dürfen, ohne ſich aller Feinde entledigt zu haben! Meinte man doch, jetzt ſey der rechte Zeitpunkt gekommen, alle Unzufriedenen als geheime oder offene Theilnehmer an der unterdrückten Verſchwörung in den Prozeß hereinziehen zu können! Wie aber das Urtheil ausfallen werde, darüber konnte kein Menſch im Zweifel ſeyn; denn das Unterſuchungsgericht war aus Männern zuſammengeſetzt, die Alle der Grävenitz auf Tod und Leben ergeben waren, aus Männern, nicht geſonnen, Recht und nach Recht zu ſprechen, wohl aber nach dem Vortheil, der ihrer harre, wenn ſie der allgewaltigen Gräfin ſich zu Gefallen erwieſen. Darum war die Trauer in ganz Württemberg allgemein.

Von Allen aber, die in der Sache betheiligt waren, gab es zwei Herzen, die eine beſondere Theilnahme bewegte, und dieſe zwei Herzen gehörten zwei ſchönen Mäd-

chen an. Nie iſt ein Weib größer, als in den Tagen des Unglücks. Der Mann verzweifelt, wenn das Weib noch immer hofft. Der Mann glaubt Alles verloren, wenn das Weib, durch des Schickſals Tücke gleichſam männlichen Muths geworden, erſt mit Umſicht zu handeln anfängt.

Nicht lange nach dem Vorfall im Schönbuche ward der Gräfin v. Würben eine vornehme Bittſtellerin gemeldet. Nichts machte dieſer Frau einen größeren Genuß, als von Geburt höher geſtellte Damen, denn ſie ſelbſt war, bittend vor ſich zu ſehen. Wie freute ſie ſich, die zu demüthigen, die ſonſt mit Verachtung auf ſie herabſahen!

Julie v. Werdenheim war die Bittſtellerin. Die wenigen Tage des Kummers hatten das blühende Geſicht gebleicht, und die Augen, die wohl nie ſo viel geweint hatten, als in der letzten Zeit, ſprachen den tiefen Kummer deutlicher aus, als die ſchwarzen Gewande, in welche ſich das Fräulein geworfen hatte. Sie mußte lange harren, ehe es der ſtolzen Günſtlingin gefiel, ſie vorzulaſſen. Endlich wurden die Flügelthüren geöffnet, und Julie v. Werdenheim warf ſich der Gräfin v. Würben zu Füßen.

„Steht auf, mein Fräulein,“ ſagte die Gräfin mit anſcheinender Theilnahme. „Es will ſich nicht ſchicken, daß Ihr ſo vor mir erſcheint.“

„Nein, nein,“ erwiederte dieſe heftig, in einen Thränenſtrom ausbrechend, „laßt mich hier liegen, laßt mich ſo lange knieen, bis Ihr meine Bitte gewährt.“

„Was kann die ſchöne Gräfin v. Werdenheim bitten,“ ſagte die Gräfin v. Würben in ihrem früheren Tone, „das nicht Jedermann gerne erfüllen würde?“

„Ihr wißt es ſchon, um was ich bitte,“ fuhr das ſchöne Mädchen leidenſchaftlich fort; „fordert, was Ihr wollt! Alles, mein ganzes Vermögen fordert, nur gebt

mir Gewißheit, ob er noch lebt! Ihr sagt nicht Nein? Gewiß, er lebt. O schonet sein Leben! Was kann Euch daran liegen, ob ein Mensch weniger oder mehr auf der Welt ist? Seyd diesmal gnädig, nur dies einzige Mal, und nie werde ich Eurer vergessen!"

„Ihr seyd agitirt, mein Fräulein," erwiederte die Gräfin kalt und besonnen. „Eure Passion reißt Euch hin. Setzt Euch ein wenig und erholt Euch. Ich weiß ja noch gar nicht einmal, von wem Ihr sprecht."

„Verzeiht," sprach Julie v. Werdenheim, von dem kalten Tone tief verletzt, doch ohne deßhalb alle Hoffnung aufzugeben oder von ihrem Vorhaben abzulassen; „ich hatte es vergessen. Es ist der Ritter v. Witzleben, für den ich Euch bitte. Ihr seyd ein Weib, auch in Eurem Busen schlägt ein Herz, auch Ihr liebt und habt geliebt, Ihr könnt nicht unerbittlich seyn. Verschont sein Leben. Ich weiß, er hat sich schwer gegen Euch verfehlt; aber ich will Euch dafür dienen, nehmet mich als Opfer an seiner Statt."

„Ah! Jetzt begreife ich!" war wiederum die kalte, höhnische Antwort. „In der That sehr rührend! Ihr erregt meine Compassion. Allein ich kann in dieser Sache nichts thun. C'est impossible! Seine Durchlaucht, der Herr Herzog, hat allein zu decidiren."

Aber noch gab Julie v. Werdenheim die Hoffnung nicht auf. „Sprecht nicht so kalt," sprach sie, „so theilnamlos. Doch Euer Herz weiß wohl Nichts davon. Ihr allein könnt mir helfen, Ihr allein habt die Macht dazu. Es muß etwas Schönes seyn, vergeben zu können, wo man das Recht hätte, streng zu seyn. Uebt Gnade aus, Frau Gräfin, und Tausende werden Euch dafür segnen."

Noch immer lag das Fräulein der Gräfin zu Füßen, und diese betrachtete sie mit höhnischem Blicke. „Ei,"

ſprach ſie ſpöttiſch, „die ſchöne Comteſſe meint wohl, ich ſolle ihr den theuern Ritter als eine gütige Fee wieder zuführen, nachdem er weiter Nichts gethan, als mir nach dem Leben getrachtet? Wahrhaftig! Man erweist mir viel Confiance. Ich ſoll etwa die Schlange, die nach mir geſtochen, noch hätſcheln und in meinem Buſen wärmen? Doch geht zum Herzog," fuhr ſie mit noch höhniſcherem Tone fort, „das Fräulein iſt ſchön, wie leicht kann der Herzog gerührt werden! Männer widerſtehen ſchönen Bittſtellerinnen ſelten."

Jetzt erhob ſich das Fräulein, aber ſie war plötzlich eine Andere geworden. Ihr Geſicht wurde noch bleicher, als zuvor, und in ihren Augen leuchtete ein heiliger Zorn. „Wie meint Ihr das, Frau Gräfin?" ſprach ſie langſam und betonend. „Hätte ich Euch etwa recht verſtanden?"

„Ich könnte Euch auch noch ein anderes Mittel angeben," ſagte die Gräfin in ihrem vorigen Tone weiter. „Der Edle v. Stutenheim hat um Eure Hand geworben; gebt ſie ihm und Euer Geliebter ſoll pardonirt werden."

Julie v. Werdenheim warf einen langen Blick auf die Gräfin, als Dieſe ſo ſprach. „Das war Euer letztes Wort?" fragte ſie endlich mit kaltem Tone. „Gut; es iſt auch recht ſo; ich glaubte, ein Weib vor mir zu ſehen, und fand, was mein Vater mir ſchon vorher geſagt hatte. Lebt wohl, Frau Gräfin, möget Ihr nie in dieſelbe Lage kommen, mit gleichem Erfolge Euch erniedrigen zu müſſen, wie ich gethan."

Stolz gieng ſie der Thüre zu, und mit geradem Schritte verließ ſie das Schloß. Nur erſt, als ſie wieder zu Hauſe angekommen war, da brachen ihr die Kräfte zuſammen. Kaum war die Pflege im elterlichen Hauſe, kaum die Liebe des Vaters und der Verwandten im Stande, ſie wieder

von der ſchweren Krankheit, die ſie befallen, geneſen zu machen. Hätte ſie gewußt, wie ſchwer der v. Wigleben ſich gegen die Gräfin v. Würben verfehlt hatte, hätte ſie gewußt daß das Rachegefühl verſchmähter Liebe aus dem gereizten Weibe ſpreche, ſie hätte nie für den Geliebten gebeten. Nie vergiebt ein Weib einem Mann, daß er ihr eine Andere vorgezogen!

* * *

Iſabelle v. Webern ſaß eines Abends im Garten des Schloſſes zu Freudenthal. Sie war lange nicht dageweſen, denn ſeit ſie erfahren, daß ihr Geliebter, der Graf v. Trautmannsdorf, bei jenem Angriff auf die Gräfin v. Würben mit betheiligt geweſen ſey, hatte ſie keine frohe Stunde mehr gehabt. Wußte ſie doch nicht einmal, was aus dem Geliebten geworden ſey! War er unter den Gefallenen, war er unter den Gefangenen? Niemand vermochte ihr darüber Auskunft zu geben. Einmal nur war die hohe Frau ſeither in Freudenthal geweſen, die ſie ihre Wohlthäterin zu nennen genöthigt war, aber ſie wagte es kaum, auf die ihr ſo wichtige Frage nach dem Schickſal des Grafen hinzudeuten, als ſie es auch ſchon wieder bereute; denn die Gräfin v. Würben gerieth in einen erſchrecklichen Zorn. Sollte ſie es nun gar wagen, ihre Liebe zu geſtehen, da bei der Berührung des Namens ſchon die Wuth der Gräfin v. Würben den höchſten Grad erreichte? — Sie ſaß im Garten und gedachte des Geliebten, den ſie, kaum wieder gefunden, auch ſchon wieder und vielleicht für immer verloren hatte. Es kümmerte ſie nicht, daß es ſchon Abend wurde; die rauhen Lüfte, die bereits von der Alp herwehten, die ſie kaum fühlte, konnten

ſie nicht bewegen, in's Schloß zurückzukehren. War ja doch ihr Herz auch kalt und faſt ſo abgeſtorben, als das Laub, das ſchon anfieng zu vergelben und von den Bäumen zu fallen! Plötzlich glaubte ſie an der Mauer ein Geräuſch zu vernehmen. Ein Mann war heraufgeklettert und ſprang in den Garten. Schon wollte ſie um Hülfe rufen, aber — es war der ehrliche Georg, der Diener des Ritters v Witzleben. Zum erſten Mal ſeit langer Zeit ſtieg ihr das Blut in die Wangen, und es war die Freude, die ſie röthete.

„Biſt du es wirklich, oder iſt's dein Geiſt?“ rief ſie freudig.

Er war es, aber nicht leicht hätte ihn Einer wieder erkannt, denn auch Er war in jenem Kampfe verwundet worden und nur durch ein glückliches Ungefähr entkommen. Mit mehreren Andern im Gebüſche verſteckt, wagte er es erſt am dritten Tage, wieder unter Menſchen zu erſcheinen. Bald aber wuchs ſein Muth und er gedachte ſeines unglücklichen Herrn.

„Bringſt du mir Nachrichten?“ fragte Iſabella haſtig.

„Ach, gnädiges Fräulein!“ antwortete Georg traurig, „ich weiß nicht, iſt es eine Nachricht, die ich Euch bringe, oder iſt es keine. Da warte ich ſchon ſeit drei Abenden und lauſche hinter der Mauer, ob ich Euch nicht erblicke, und immer vergeblich, bis heute. Und nun leſt das und ſagt mir, was ich zu thun habe.“

Iſabelle nahm den ſchmalen Streifen Papier, den ihr Georg bot; es ſtanden aber nur ein Paar franzöſiſche Worte darauf, aus denen das liebende Mädchen nicht klug wurde.

„Der König von Preußen?“ ſagte ſie für ſich hin,

„was soll das bedeuten? Was will man damit von mir? Sage," fuhr sie laut fort, „wie kamst du zu diesem Papier?"

„Es gieng ein Bischen sonderbar zu, gnädiges Fräulein," erwiederte Georg, indem er sich überall lauschend umsah. „Bald nach der unglücklichen Geschichte, von der Ihr wohl wissen werdet, erfuhr ich, daß mein Herr auf die Veste Neuffen gebracht worden sey. Da dachte ich, ob ich ihn nicht sehen oder sprechen könnte. Nun, müßt Ihr wissen, hat der Hirschwirth in Lauffen ein Töchterchen, das haben sie ihm gestohlen und auf den Neuffen gethan, weil sie wider die Grävenitz geläuert haben soll. Der Hirschwirth aber hat Geld, und da ist denn der Schloßhauptmann zu Neuffen mildherzig geworden, und hat das Lieschen aus dem strengen Gewahrsam genommen und sie dient jetzt seiner Frau als Hausmädchen. Ich hatte mich als Bettler in die Festung eingeschlichen, und bat in der Küche um ein wenig Speise. Da erkannte ich das Lieschen sogleich, wenn auch diese mich selbst nicht erkannte. Und als nun die Frau Schloßhauptmännin einmal aus der Küche hinaus war, entdeckte ich mich dem Lieschen. Von ihr erfuhr ich, daß mein Herr mit mehreren Andern wirklich da oben eingesperrt sey. Ich kam jetzt öfter wieder, indem ich that, als ob ich bettelte, aber immer sagte mir Lieschen, daß es nicht möglich sey, den Herrn zu sehen oder zu sprechen, denn er werde gar zu streng bewacht. Einmal aber schickte sie ihm im Brod ein Paar Worte, nur damit er wisse, es seyen Freunde da, und zur Antwort schickte er im Wasserkruge diese Zeilen hier. Ich wollte sie Anfangs nach Stuttgart tragen, weil mein Herr dort gute Bekannte hat, allein ich fürchtete, man könnte mich entdecken, denn die Aufpasserei ist groß im ganzen Lande. Da dachte ich an Euch und jetzt wißt Ihr Alles."

Wiederum ſah Iſabella auf den Streifen Papier, aber es ſtand Nichts darauf, als: Le Roi de Prusse. Plötzlich durchblitzte ſie ein Gedanke.

„Woher kamt Ihr," frug ſie raſch, „als Ihr nach Württemberg zoget?"

„Ei," meinte Georg, „das werden Eure Gnaden wohl wiſſen, daß mein Herr und der Herr Graf v. Trautmannsdorf viele Reiſen mit einander gemacht, zuletzt aber gar hoch angeſehen am Hofe zu Berlin gelebt haben."

„Und ſonſt haſt du keine Nachrichten?" fragte ſie weiter, „keine von meinem Geliebten – von dem Grafen v. Trautmannsdorf wollte ich ſagen?"

Der ehrliche Diener mußte verneinen, denn er wußte Nichts, als die Vermuthung, der Graf werde auch unter den Gefangenen auf Neuffen ſeyn.

Iſabella dachte einige Zeit lang nach. Plötzlich aber ſchien ſie entſchloſſen.

„Wirſt du mich auf einer weiten Reiſe geleiten, ehrlicher Georg," fragte ſie jetzt, „wenn es das Wohl deines Herrn und ſeiner Freunde gilt?"

Der Diener bejahte freudig.

„Würdeſt du mir männliche Kleider und Pferde für dich und mich zu ſchaffen wiſſen, wenn ich dir die Mittel dazu gäbe?"

Wiederum bejahte Georg, denn er ergriff mit Haſt jeden Gedanken zur Rettung ſeines Herrn.

„So warte, bis ich wiederkehre."

Nun eilte ſie mit flüchtigen Schritten in's Schloß und holte Kleinodien und Geld, ſo viel ſie deſſen beſaß, gab es dem Georg und befahl ihm, das Nöthige zu beſorgen.

„Sey verſchwiegen, ehrlicher Georg," ſagte ſie, von ihm Abſchied nehmend; „ſey behutſam. Von jetzt an

werde ich jeden Abend hier im Garten weilen. Sobald du Alles beſorgt, gieb mir ein Zeichen, und ſo Gott will, worden wir ſie Alle retten.“

In freudiger Hoffnung leuchtete ihr Auge, und das kaum noch ſo traurige Mädchen, das wie eine geknickte Blume ausſah, blühte nun wieder zu neuem Leben geſtärkt.

Georg entfernte ſich auf dem nämlichen Wege, auf dem er gekommen war. Niemand hatte ihn bemerkt.

* * *

Wenige Tage nachher zogen zwei Reiſende auf der Heerſtraße dem Rhein entlang. Es ſchien ein junger Edelknabe zu ſeyn, von einem einzigen Diener geleitet. Das Ziel ihrer Reiſe war Berlin.

Im Schloſſe zu Freudenthal fragte die Gräfin v. Bürben vergeblich nach Iſabellen. Vergeblich forſchte man auf allen Seiten; vergeblich ſandte man Kundſchafter aus. Iſabella war plötzlich und ſpurlos verſchwunden.

XX.

Ein Bild vergeſſner Zeiten
Sich aus dem Grab erhebt,
Ich möcht's ein Märchen nennen,
Hätt' ich's nicht ſelbſt erlebt.
Volkslied.

Wir ſind nun genöthigt einen größern Zeitabſchnitt zu überſpringen, und ſeit dem Ereigniß im Schönbuchwalde mochten wohl zehn Monate verfloſſen ſeyn, ehe wir den

Faden unſerer Geſchichte wieder aufnehmen. Doch hatte ſich ſeit dieſer Zeit in Württemberg gar Wenig geändert. Noch immer herrſchte die Gräfin v. Würden im Lande; noch immer ſaßen die Staatsgefangenen auf dem Schloſſe zu Neuffen. Doch war die Unterſuchung, wie man ſagte, ihrem Ende nahe. Eine ſchlimme Wendung hatte dem Proceſſe der Schuldigen ein Verſuch, ſie mit Gewalt zu befreien, gegeben. Allgemein, ob es gleich nicht gelungen war, eines der Angreifenden habhaft zu werden, und ſo dem Complotte auf die Spur zu kommen, — ſagte man ſich, jener Verſuch ſey von dem kühnen, buſchigten Peter ausgegangen; aber er war mißlungen und die Gefangenen hatten keinen Vortheil von demſelben, als eine um ſo ſtrengere Haft. Von dem buſchigten-Peter hörte man ſeit dieſer Zeit Nichts mehr. Er ſchien gänzlich verſchollen und ſeine Bande auseinander geſprengt.

In der Gegend des Städtchens Herrenberg liegt hart am Gebirge ein Dörfchen, Mönchberg genannt. Nur einige hundert Fuß höher beginnt der Schönbuchwald, von dem in dieſen Blättern ſchon oftmals die Rede geweſen iſt. Das Dörflein hat ſeinen Namen von einem ehemaligen Kloſter, das hier geſtanden haben ſoll, und als letzte Spur davon wird noch der Kirchthurm aufgewieſen, der von der kleinen Kirche mehrere Schritte abſeits ſteht. Das Kirchlein ſelbſt iſt neueren Urſprungs. Der ganze Bergabhang iſt jetzt mit Kirſchbäumen beſetzt, die ſich von der Ferne wie ein dichter Wald ausnehmen. Vor hundert Jahren aber war der ganze Berg noch mit Reben bepflanzt, denn nirgends, wo Mönche ſich niedergelaſſen, hatten ſie es verſäumt, des Weinbaues zu pflegen. Mitten in dieſen ehemaligen Weinbergen, die jetzt größtentheils ausgerodet ſind, ſieht man noch, wenn man eine Strecke vom Dorfe

aufwärts ſteigt, die Spuren einer unterirdiſchen Wohnung, die tief in den Berg hineinführte. Jetzt iſt aber ein in der Nähe angelegter Steinbruch ſchon ſo weit ausgebeutet worden, daß die Wohnung bereits zum größten Theil mit eingebrochen iſt. Vor vielen hundert Jahren ſoll dort ein frommer Einſiedler oder Klausner gehaust haben; nachher aber haben nach der Volkssage Räuber und Wilderer den Ort oftmals zu ihrem Schlupfwinkel benutzt. Denn die Höhle, wenn man anders eine von Menſchenhänden gearbeitete, unterirdiſche Wohnung ſo nennen kann, war hinter Buſchwerk verſteckt und an dem ſteilen Abhang nicht leicht zu entdecken.

An einem Sommerabende des Monats Juli im Jahr 1730 trat aus dem Walde oberhalb des Dorfes Mönchberg ein Mann hervor, in welchem wir augenblicklich unſern alten Bekannten, den buſchigten Peter erkennen. Haſtig ſtieg er den Berg herab, und ohne ſich nur einmal umzuſehen, ſchritt er der Höhle zu. Der Eingang war jedoch verſchloſſen.

„Aufgemacht, Herr Graf,“ rief der Ankömmling, indem er drei Mal an die Thüre, das verabredete Zeichen, klopfte.

Die Thüre öffnete ſich von innen, und der alte Kamerad ſchlüpfte durch den niedrigen Eingang. Doch bald erweiterte ſich die Wölbung und die in Alabaſterſtein gehauene Wohnung ſchien geräumiger und ausgedehnter, als man auf den erſten Augenblick gedacht hätte.

„Laßt nur die Thüre auf,“ ſagte der Eingetretene; „es iſt nicht mehr nöthig, daß wir uns einſperren, wie ein Vogel in ſeinem Käfigt. Die Vögel ſind flügge geworden und dürfen an's Ausfliegen gedenken.“

„Ich glaubte ſchon,“ erwiederte trübe der Angeredete,

welcher kein anderer war, als der Graf v. Trautmannsdorf, „es möchte Euch ein Uebles widerfahren seyn, da Ihr drei Tage über die Zeit ausgeblieben seyd. Doch Ihr kommt so fröhlichen Angesichts, daß ich mich fast wundern muß. Was bringt Ihr für Nachrichten? Sind die Wege sicher? Können wir endlich unsere Fahrt antreten?“

„Fröhliche Nachrichten in Menge,“ sagte der alte Geselle, und sein Gesicht, das sonst so trotzig und grimmig darein schaute, schien von der Freude ganz umgewandelt zu seyn. „Fröhliche Nachrichten,“ rief er nochmals, „doch wir können immerhin im Lande bleiben, und haben nicht nöthig, die weite Reise nach Berlin anzutreten. Rathet einmal, wen ich gesehen und gesprochen habe?“

„Wie?“ rief mit neu belebten Zügen der Graf. „Ihr waret bei ihr? Habt Ihr sie gesehen? So sprecht doch, Ihr seht ja, die Ungeduld verzehrt mich.“

„Ich hätte Euch ein besseres Errathungsvermögen zugetraut,“ erwiederte der Buschigte mit gutmüthigem Spotte. „Doch Ihr seyd verliebt, so kann ich Euch Euren Irrthum nicht verargen. Von Eurer Geliebten weiß ich nicht mehr, als vor zwei Monden; doch hängt nur den Kopf nicht, das Mädchen wird sich schon finden. Seht, ich habe Euch lieb gewonnen, fast wie einen Sohn. Da sind wir nun seit zehn Monaten beisammen eingesperrt und Ihr könnt nicht sagen, daß ich nicht väterlich für Euch sorgte. Eure schweren Wunden sind geheilt, und Ihr mögt nun wieder frisch zu Rosse sitzen. Darum nur immer frischen Muth gefaßt!“

„Es ist wahr,“ erwiederte der Graf, „Ihr seyd mir mehr als Vater geworden; Ihr habt mich von zweifachem Tode errettet, denn ohne Euch wäre ich entweder bei jenem unglücklichen Ereigniß gefangen geworden, oder doch an

meinen Wunden darauf gegangen. Doch glaubet nicht, daß Ihr Eure Sorgfalt an einen Undankbaren verschwendet habt."

„Nichts davon!" war die Antwort, „aber jetzt bereitet Euch vor, das Fröhlichste zu hören, was Ihr hören könnt."

„Das Fröhlichste?" fragte ungläubig mit dem Kopfe schüttelnd, der v. Trautmannsdorf; „Ihr wißt, ich bin seit Langem nicht gewohnt, eine gute Botschaft zu vernehmen."

„Nun," meinte der Buschigte trocken, „wäre es etwa auch keine frohe Botschaft, wenn ich Euch sage, Euer König ist im Lande, Friedrich Wilhelm von Preußen ist am Hofe zu Ludwigsburg?"

Die Reihe des fröhlichen Erstaunens war nun an den v. Trautmannsdorf gekommen. „Mein König hier?" rief er, „mein König in Württemberg? Es ist nicht möglich! Ihr täuscht Euch. Oder hätte ihm Jemand Nachricht gegeben von dem unglückseligen Ende unseres hiesigen Auftretens?"

„Wie er hergekommen ist," sagte der Buschigte, „das weiß ich nicht; aber daß er da ist, das weiß ich. Habe ich ihn ja doch selbst gesprochen! Ihr verwundert Euch? Ihr solltet doch endlich einmal glauben, daß dem Peter viele Dinge möglich sind, die man ihm nicht zutraut. Ich habe ihn gesprochen, und darum war ich längere Zeit aus. Ich habe auch von Euch mit ihm gesprochen, und wahrlich, Ihr müßt in gutem Gedächtniß bei ihm stehen; denn er war gewaltig begierig, von Euch zu hören, und Euch zu sehen. In drei Tagen müssen wir beide zu Neuffen auf der Festung erscheinen. Ihr verwundert Euch schon wieder? Ihr möchtet wissen, warum wir gerade nach Neuffen beschieden sind? Darüber kann ich Euch keine genaue Auskunft geben; aber so viel habe ich doch gemerkt: es gehen gar sonderbare Dinge im Lande vor, und ich glaube, wir

werden nächſtens den Hof wieder zu Stuttgart ſehen, wie ehedem, da die Herzogin noch Herzogin war. Doch kommt, ich bin hungrig und durſtig, denn ich habe mich heute ſchon frühe auf den Weg gemacht, um Euch die freudige Botſchaft zu bringen. Unterwegs aber habe ich einen kleinen Braten mitgenommen, der mich leicht den Hals koſten könnte, wenn ein herzoglicher Förſter mich dabei erwiſcht hätte."

Sie ſchritten jetzt dem innern Theile der Höhle zu, und bald brannte ein luſtiges Feuer. Die beiden Männer bereiteten ſich ihr Mahl, das aus lauter Wildpret beſtand, und ließen es ſich trefflich ſchmecken. Denn die Einſiedlerhöhle barg gar Manches, was die frommen Klausner wohl früher ihren Beſuchern nicht gezeigt hatten. Sogar ein kleiner Keller war in der hintern Wand in den Felſen gehauen.

„Immerhin friſch darauf zu!" ſagte der buſchigte Peter, „laßt's Euch ſchmecken, Herr Graf. Eure Gefangenſchaft hat nun ein Ende; denn ſo muß man ja doch faſt den Aufenthalt in meinem Schlupfwinkel hier nennen. Bald ſeyd Ihr wieder in Ehren und Würden, und kein Menſch weiß, daß Ihr zehn Monate lang bei einem Geſellen, wie ich bin, zugebracht habt."

„Wie kannt Ihr nur ſo reden?" erwiederte der v. Trautmannsdorf. „Könnte ich je vergeſſen, was Ihr mir gethan? Nein, ich laſſe Euch nicht mehr. Auch Ihr müßt in die Welt zurückkehren; Ihr müßt bei mir leben, als mein Freund und Wohlthäter, denn nie kann ich Euch genugſam vergelten."

„Und was thäte der buſchigte Peter in des vornehmen Grafen Schloß?" verſetzte faſt bitter der Mann, den wir bisher unter dieſem Namen kennen. „Mein Name iſt

zu bekannt im ganzen Lande, als daß Ihr mit Ehren mit mir an Einem Tische sitzen könntet."

„Ich will offen gegen Euch seyn," sagte der Graf v. Trautmannsdorf. „Als ich Euch das erste Mal sah, da hielt ich Euch für einen gewöhnlichen Räuber und Wegelagerer. Nachher aber meinte ich, Ihr hättet wohl früher ein schweres Verbrechen begangen an irgend einer hohen Person, daß Ihr nun flüchtig seyn müßt. Aber vergeblich fragte ich mich, woher kommt der Haß dieses Mannes gegen die v. Grävenitz? Eure Sprache sagt mir, daß Ihr kein Württemberger seyd. Wäret Ihr das, so könnte ich Euch schon eher begreifen; aber was that dieses Weib dem Ausländer, da sie blos Württembergs Verderberin ist? Mehr seyd Ihr gewiß, als Ihr Euch zu seyn den Anschein gebt, und ich wollte schwören, Ihr habt einmal in ganz andern Verhältnissen gelebt, als jetzt."

Der buschigte Peter lächelte sonderbar vor sich hin. „So Unrecht habt Ihr in manchen Dingen nicht," erwiederte er endlich. „Es wäre wohl möglich, daß Verschiedenes von dem wahr wäre, was Ihr so eben gesagt habt." Und der kräftige Mann ließ den Kopf hängen und schien tief bewegt. Er dachte wohl an vergangene Zeiten.

„Ich habe Niemanden auf der weiten Welt," begann er jetzt wieder, „und in den vielen Monaten, die Ihr bei mir in meiner Zufluchtsstätte haust, seyd Ihr mir mehr geworden, als seit langer, langer Zeit ein anderer Mensch. Vielleicht sehen wir uns in wenigen Tagen zum letzten Male, denn die Sache muß nun eine andere Wendung nehmen und ausgehen, sey's zum Guten oder zum Bösen. Nun denn! so hört mich an, Graf v. Trautmannsdorf. Ich will Euch eine Geschichte erzählen, aus der Manches klar werden kann, worüber Ihr Euch noch wundert."

Der Graf hörte aufmerkſam.

„Im Mecklenburgiſchen," begann der Mann, „lebte ein armer Edelmann; der hatte viele Kinder. Und als die Knaben groß geworden waren, ſchickte er ſie hinaus in die Welt, daß ſie ihr Glück machen ſollten. Ein Sohn kam nach Stuttgart und trat in herzogliche Dienſte; denn der Ruhm des Herzogs war damals noch friſch und jung und ſein Name wohl bekannt unter den Soldaten. Eine Schweſter aber hatte eine Liebſchaft mit einem reichen Kaufmannsſohne. Der Vater des Mädchens billigte die Liebſchaft; denn auf was konnte der arme Edelmann Anſpruch machen? Der junge Kaufmann war doch wenigſtens eines angeſehenen Patriciers Sohn, wenn auch kein eigentlicher Edelmann. Da ſchrieb der Bruder aus Stuttgart, daß es ihm wohl und gut gehe, und er bei Hofe in großen Gunſten ſtehe, und er bat die Schweſter, die Schönſte von den Andern, auf Beſuch zu ihm zu kommen. Die Schweſter gieng. Sie hatte dem Geliebten verſprochen, in wenigen Wochen wiederzukehren. Aber aus den Wochen wurden Monden. Da ſchrieb ſie dem Bräutigam, er ſolle nachkommen; denn es wäre gar leicht möglich, daß er am Hofe des prachtliebenden Herzogs eine hohe Anſtellung erlange. Der junge Kaufmann war ehrgeizig, auch hatte er von jeher eine größere Freude gehabt an ritterlichen Uebungen, denn an dem langen Sitzen hinter dem Schreibtiſch im Comtoir. Er machte alſo einen Theil ſeines großen Vermögens zu baarem Gelde und reiſte nach Stuttgart. Hier fand er Manches, wie er es nicht gerne gefunden hätte; aber die Geliebte wußte ihm ſeine Zweifel auszureden. Er hielt es damals noch für möglich, daß ein Weib auch bei großen Verſuchungen tugendhaft ſeyn könne, wenigſtens aus Liebe. Sie wohnten nicht in Einem Hauſe,

er und die Geliebte; denn dieſe meinte, es könnte ein ſolches Zuſammenſeyn ihrem guten Rufe ſchaden. Da drang der Geliebte endlich auf die letzte Entſcheidung und ſie gab nach. Die Beiden wurden getraut, aber die Verbindung mußte heimlich vor ſich gehen, denn das Mädchen wußte eine Menge Gründe anzuführen, warum eine öffentliche Trauung und ein öffentliches Zuſammenleben gefährlich wäre. Sie geſtand, daß der Herzog ihrer Tugend nachſtelle, und ihr Bruder und ſie ſelbſt ſeyen verloren, meinte ſie, wenn ein Wort von dieſer Verbindung verlaute. Einige Monate nach der Trauung ſtarb der Vater des jungen Kaufmanns. Er mußte zurück in ſeine Heimath, um die große Erbſchaft zu ordnen und anzutreten. Er wollte ſeine junge Frau mitnehmen, aber ſie beſtand auf dem Gegentheil. Sie behauptete, das Kind, das ſie unter dem Herzen trage, erlaube ihr die weite beſchwerliche Reiſe nicht. Der Kaufmann reiſte allein ab, obwohl mit ſchwerem Herzen. Er fand mehr und verwickeltere Geſchäfte vor, als er anfangs geglaubt hatte; ſtatt weniger Wochen koſtete es ihn Monate, bis er Alles in Ordnung zu bringen im Stande war. Die Frau aber ſchrieb ihm oft und viel und zärtlich, und ſie bat ihn, lieber Alles in Gold und Kleinodien zu verwandeln und ſich dann für immer in Stuttgart anzuſiedeln; denn des Herzogs Leidenſchaft ſcheine ſich nun gelegt zu haben und durch des Bruders Gunſt bei Hofe werde es ein Leichtes ſeyn, die Erlaubniß zu Erwerbung eines adeligen Guts zu erlangen. Der junge Kaufmann war verliebt und zudem waren ihm ſchon früher ähnliche Gedanken durch den Kopf gegangen. Er that nach ihrem Willen; aber der Verkauf koſtete ihn wiederum Zeit, und dann kam noch eine lange böſe Krankheit hinzu, in der ihn nur die Briefe der Geliebten zu tröſten vermochten.

So waren denn mehrere Jahre vergangen, als der junge Mann ſich wieder auf den Weg nach Stuttgart machte. Aber da kamen ihm gar ſonderbare Gerüchte zu Ohren, und in denſelben der Name ſeiner Gattin gar oft in Verbindung mit dem Namen des Herzogs. Die Gerüchte waren wohl auch bis in die Heimath des Kaufmanns gedrungen, aber man hatte ſie dem Kranken verſchwiegen. Der junge Mann kam faſt außer ſich, da er ſolche Reden hörte. Er hatte ſeinem Weibe geſchrieben, wann er in Stuttgart eintreffen zu können vermeine. Er glaubte, ſie werde ihm entgegenkommen, ihn empfangen, und wie hatte er ſich auf dieſes Zuſammentreffen gefreut! Je näher er aber der Gränze Württembergs kam, deſto häufiger wiederholten ſich die Gerüchte; ein Theil ſagte, ſie ſey mit dem Herzoge heimlich vermählt; die Andern behaupteten, ſie habe einen ausländiſchen Grafen geheirathet, um mit dem Herzoge leben zu können. Zorn, Eiferſucht und Wuth zerriſſen das Gemüth des jungen Mannes. Doch es ſollte immer noch beſſer kommen." — Hier hielt der Erzähler einen Augenblick inne. Der Schmerz der Erinnerung ſchien ihn zu überwältigen. Doch bald faßte er ſich gewaltſam und fuhr in ſeiner Erzählung fort.

„Der junge Kaufmann führte ſein Gut bei ſich; nur ein geringer Theil ſtand noch bei einzelnen Gläubigern aus. Als er die Gränze Württembergs überſchritt, da forderte man ihm ſeine Papiere ab. Die Papiere waren ganz richtig; die ſie ihm aber abnahmen, fanden ſie nicht richtig; denn es waren Beauftragte von ſeiner theuerſten Gemahlin. Man warf den armen Mann in ein Gefängniß, ein tiefes finſteres Loch; ſein Gold und ſeine Kleinodien nahm man ihm ab. Der Mann ſaß lange, lange im Gefängniß; von keinem Menſchen erfuhr er Etwas; er

hätte mögen wahnſinnig werden. Da erbarmte ſich ſeiner der Gefängnißwärter, der ihm bisher ſeine karge Koſt durch ein kleines Schiebfenſterchen in das Gefängniß gereicht hatte. Der Gefangene verſprach dem Wärter all' ſein übriges Geld, das er noch ausſtehen habe, wenn er ihn freigebe. Beide haben ihr Wort gehalten. Der Gefängnißwärter hatte keine Gefahr dabei, denn die lange Haft und das wilde Haar, das, ſeit der Mann im Gefängniß ſchmachtete, kein Raſiermeſſer geſehen, hatten den Gefangenen unkenntlich gemacht. Die ſchlimme Frau des Kaufmanns aber vermeinte, der Gefangene ſey im Gefängniß geſtorben; denn alſo war ſie berichtet worden. Der Kaufmann iſt nicht in ſein Vaterland zurückgekehrt; ſollte er ſich dort ſeine Schande von den Kindern nachrufen laſſen? Er hat Wurttemberg zu ſeinem Vaterlande gemacht und ſich ein Ziel aufgeſteckt, das ihm unabläſſig vor Augen ſchwebt. Das Ziel iſt Rache. Er fand Freunde, nicht unter den Vornehmen, aber unter denen, die man den Auswurf der Menſchheit zu nennen pflegt; denn er that ſich mit Räubern zuſammen. Wohl verfolgten ſie ihn, wohl waren ſie ihm vielmal hart auf den Ferſen, aber ſeine Geſellen verriethen ihn nicht. Oft war ihm der Augenblick günſtig und er hätte die Elende ermorden können; — er wollte es nicht. Ein ſchneller Tod wäre eine Wohlthat für ſie geweſen. Sie wußte nicht, wer alle ihre Tritte und Schritte belauſche, ſie wußte nicht, wer es ſey, der ihr ſo oft die Plane durchkreuze, der ihr bei Nacht den Schlaf raube und bei Tag vor Todesangſt die Ruhe nicht laſſe. Sie weiß es noch nicht, aber ſie ſoll es erfahren; denn ich glaube, das Ende des Luſtſpiels iſt gekommen."

Hier ſchwieg der Mann mit den buſchigten, wilden Haaren, die ihm beinahe das ganze Geſicht verdeckten.

Die rauhen Züge waren faſt ſchwermüthig geworden, und der Graf v. Trautmannsdorf glaubte eine Thräne in ſeinem Auge zu bemerken. War es eine Thräne der Rührung, war es eine Thräne des Zorns? Wer kann es ſagen! — Der Buſchigte ſtand auf, und gieng in eines der kleinen Gemächer, deren die Höhle mehrere hatte, aber der Gott des Traumes floh ſeine Ruheſtätte, und die müden Augenlieder des ſchwer Gekränkten ſchloſſen ſich nicht zum Schlafe.

Den Grafen v. Trautmannsdorf hatte die kurze Erzählung tief erſchüttert. Doch bald ſcheuchten ſüße Träume, Träume der Freiheit, die Bekümmerniß von ſeiner Stirne.

XXI.

Böſes Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat:
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Chroniden Rath!

Aller Schmerz in Liebe's Weite
Sey verſenkt und feſtgebannt.
Schiller.

Am Hofe zu Ludwigsburg waren in wenigen Tagen große Veränderungen vorgegangen. Schon ſeit längerer Zeit ſtand der Herzog Eberhard Ludwig in enger Verbindung mit dem Könige von Preußen. Es waren nicht blos Gründe politiſcher Natur, welche dieſe Verbindung herbeiführten, obgleich das geſpannte Verhältniß, in dem der Herzog zum Kaiſer von Deutſchland ſtand, viel zu derſelben beigetragen haben mochte; denn der Kaiſer hatte früher

die Entfernung der Grävenitz befohlen und ward noch jetzt stets von den Markgrafen von Baden angegangen, ihrer nahen Verwandtin, der Herzogin von Württemberg, Recht widerfahren zu lassen. Der Hauptgrund jener Freundschaft lag jedoch in der persönlichen Achtung, die die beiden Fürsten einander zollten; denn der Herzog Eberhard Ludwig hatte sich als General und Feldmarschall einen berühmten Namen gemacht, und wer wäre nicht gegen Friedrich Wilhelm, den eigentlichen Gründer der preußischen Macht, von Hochachtung durchdrungen gewesen?

Es war im Sommer des Jahres 1730, da kam der König von Preußen zum Besuch nach Württemberg. In gegenwärtiger Zeit sind solche Besuche immer mit vielen Formlichkeiten verbunden, und viele Wochen vorher ist schon die Stunde bestimmt und in den Zeitungen verkündet, wann der hohe Herr da oder dort eintreffen werde. Damals aber gab es noch Freunde unter den Herrschern und diese besuchten sich gegenseitig als Freunde. So war die plötzliche Ankunft des Königs von Preußen zwar eine unerwartete, aber nur eine um desto erfreulichere. Der Herzog Eberhard Ludwig widmete sich seinem Gaste gänzlich. Oft und viel sah man die beiden Herrscher allein, in vertraulichen Gesprächen beisammen, oft machten sie auch Ausritte oder kleine Jagdpartien mit einander, zu denen nur Wenige aus dem Gefolge der Fürsten zugelassen wurden. Der Einfluß, den der König auf den Herzog ausübte, war gleich in den ersten Tagen Jedermann ersichtlich, und wer es mit Württemberg gut meinte, freute sich darüber, denn von den Rathschlägen eines Friedrich Wilhelm ließ sich nur Gutes erwarten.

Der Gräfin v. Würden entgieng von Allem dem Nichts. Sie gab sich daher alle Mühe, um den hohen Gast, der so

unerwartet in Ludwigsburg eingefallen war, zu ehren und zu vergnügen. Feſtlichkeiten aller Art wurden von ihr angeordnet, und ſie ſuchte ihre freundlichſten Launen hervor, um den einflußreichen Herrſcher für ſich zu gewinnen. Der König aber blieb kalt gegen ſie, wenn auch höflich. Auffallend jedoch war das Betragen des Herzogs ihr gegenüber verändert, obgleich äußerlich der Schein ſeiner Freundſchaft noch immer fortdauerte. Wohl ward ihr das klar, denn des Weibes eiferſüchtiges Auge ſieht ſcharf; wäre ſie aber auch ſelbſt über des Herzogs zunehmende Kälte im Dunkeln geblieben, ſo hätten ihr über das nun ebenfalls veränderte Benehmen des Hofgeſindes die Augen aufgehen müſſen. Denn dieſes, veränderlich wie das Wetter und characterlos wie ein Apriltag, hatte nicht ſo bald eine Aenderung in des Herzogs Geſinnungen gegen die Gräfin wahrgenommen, ſo zog es ſich ebenfalls je mehr und mehr zurück. Es war nicht mehr die alte Devotion und Aufmerkſamkeit, mit der man allen ihren Wünſchen zuvorkam, und der Gehorſam, den man ihren Befehlen leiſtete, ſchien kein freiwilliger mehr zu ſeyn. Sogar die Glieder ihrer Familie, ſogar ihre Brüder, der allgewaltige Miniſter, — ſie wagten ihr nicht ſelten offen zu widerſprechen. Wäre es möglich, dachte die Gräfin, daß der Herzog, der ſo lange in ihren Banden geſchmachtet hatte, nun auf einmal, ohne erheblichen Grund, als das Zureden eines andern Herrſchers, ſich ihr entziehen ſollte? Es iſt nicht möglich, ſagte ihre Eigenliebe; es iſt möglich, ſagte ihr Verſtand. Und es iſt möglich, dachten die Hofleute. Die Gräfin war älter geworden, und was noch mehr iſt, ſie war nicht mehr ſchön. Ihre Launen, die ſie ſo lange her ſtets befriedigt ſah, hatten in Eigenſinn ausgeartet und ihre Eiferſüchteleien, ihre Bizarrerien ſchienen nun Manchem unerträglich,

der sich vor kurzer Zeit noch Alles gefallen ließ, um nur ein Lächeln der allgewaltigen Mätresse zu verdienen.

Gegen das Ende des Monats August ward eine große Fahrt in die obern Gegenden Württembergs beschlossen, und nur erst den Tag zuvor erfuhr man, daß das Ziel derselben die Festung Neuffen sey. Der Gräfin v. Wurben ward sonderbar zu Muthe, als sie dieses vernahm. Nie seit langer Zeit war es dem Herzoge eingefallen, eine Lustreise zu machen, wozu nicht sie den Plan entworfen hatte, und warum nun gerade nach Neuffen? Diese Festung war es ja, wo alle diejenigen gefangen saßen, die es je gewagt hatten, ihrem Interesse zuwider zu handeln; auf der Festung Neuffen saßen ja die in der Verschwörung gegen sie gefangen Genommenen! Es war nun bereits fast ein Jahr, daß der Proceß gegen diese Männer eingeleitet wurde, und noch war kein Endurtheil gefallen. Schon gieng das Gerücht, die vornehmen Herren seyen längst im Gefängniß und Elend umgekommen, und die Gräfin mit ihren nächsten Anhängern hätte wohl gerne gewünscht, daß das Gerücht Wahrheit sagen möchte.

Das Schloß Neuffen, jetzt nur noch eine Ruine, stand auf einem der höchsten Berge Württembergs am Beginn des Alpgebirges. Weithin konnte es gesehen werden, denn es beherrschte die ganze Gegend. Unten am Berge liegt das Städtchen Neuffen und nicht weit davon die Städte Nürtingen und Urach. Auch Kirchheim mit seiner herrlichen Teck konnte man von Neuffen aus erschauen.

Der Weg von Stuttgart nach Neuffen führt durch eine der schönsten Gegenden Schwabens, und die herrlichen Alpthäler mit den üppig grünenden Wiesen, mit den wild dahin stürzenden Bächen, mit den alten Burgen auf den begränzenden Anhöhen, gewähren dem Auge einen wahrhaft

entzückenden Anblick. Eine Wanderung durch jene Gegenden iſt ſo reizend, daß viele Fremde ſie einer Reiſe durch die Schweiz vorziehen; denn es fehlt wohl die Großartigkeit des Eindrucks, nicht aber das, was das Herz und den ſtillbeſcheidenen Sinn anſpricht. Die Ruine der alten Burg Reuffen ſelbſt dient nun verſchiedenen Geſellſchaften zum Zuſammenkunftsorte, und einmal im Jahre an einem Sommerfeiertage wird ſogar dort ein kleines Volksfeſt gefeiert, denn viele Liederkränze vereinigen ſich auf dieſen Tag, um ihre Produktionen auszuführen, und von nahe und ferne kommen die Zuhörer und Zuſchauer herbeigeſtrömt, um ſich im Freien mit Bekannten zu erluſtiren. Nie kann man ein fröhlicheres Bivouac ſehen, als hier zwiſchen halbverfallenen Mauern, und um der Luſtbarkeit die Krone aufzuſetzen, beſchließt man den Tag mit einem luſtigen Balle im Städtchen Reuffen.

Zu der Zeit aber, in welcher ſich unſere Geſchichte zutrug, war das Schloß Reuffen für die Württemberger kein freudiger Zuſammenkunftsort; denn wer dahin kam, wußte wohl, daß er nicht ſobald wieder zurückkehren werde, da Reuffen die Feſtung war, in welcher nur wichtige Gefangene aufbewahrt wurden. Das Volk nannte daher die Burg ſcherzweiſe nur den „Herrenberg," und gieng nur mit ſcheuem Blicke vorüber. Der Edelmann aber trieb beim Anblicke der Feſtung ſein Pferd zu größerer Eile, um bald aus ihrem Bereiche zu kommen.

Den König von Preußen litt es auf der Fahrt bald nicht mehr in der verſchloſſenen Caroſſe. Er ſchwang ſich auf's Pferd und der Herzog ahmte dem Gaſt zu Gefallen das Beiſpiel nach. Friedrich Wilhelm ſchaute ſich fröhlich um, und ſuchte auch ſeinen Freund Eberhard Ludwig zur

Freude zu ſtimmen; dieſer aber war ſtummer und einſylbiger als gewöhnlich.

„Muth gefaßt, mein herzoglicher Bruder!“ rief der König von Preußen; „werft Euch die ſchlimmen Gedanken aus dem Kopfe. Wahrlich, Ihr könntet der glücklichſte Herrſcher ſeyn. Euer Land iſt nicht groß, aber es iſt eines der herrlichſten im deutſchen Reiche; Euer Volk iſt bieder und brav; wie könnten auch unter ſolchem Himmelsſtriche, wo die Natur ihren Segen ſo vielfach geſpendet hat, ſchlimme Menſchen wohnen? Und was will ein Herrſcher weiter? Wahrlich, es wäre Jammer und Schade, wenn das ſchöne Land in andere Hände käme, als die Eurer Nachkommen.“

Der Herzog ſchwieg; aber man ſah es wohl, daß es in ſeinem Innern thätig war, und die Bruſt arbeitete, als ob ſie am Zerſpringen wäre. Der Herzog Eberhard Ludwig hatte Vieles zu überlegen und zu denken, denn ſeit der Ankunft des königlichen Freundes aus Berlin hatte er über viele Dinge Aufſchluß erhalten, deren Möglichkeit er ſich nicht einmal gedacht hatte. Sein Herz und ſein Verſtand wurden gleich ſehr in Anſpruch genommen. War er doch faſt genöthigt, die Perſon, auf die er bisher Alles gehalten hatte, für die Schlechteſte der Schlechten zu halten! Die Gründe der Politik ſprachen ohnehin alle nur gegen ſie. Denn war nicht der einzige Sohn des Erbprinzen vor einigen Jahren ſchon geſtorben und lag nicht dieſer ſelbſt ſo unheilbar am Siechthum darnieder, daß von ſeiner Ehe keine Leibeserben mehr zu erwarten waren? Sollte aber die Herrſchaft Württemberg an eine Seitenlinie übergehen? — Der Herzog hatte daher bereits einen feſten Entſchluß gefaßt, und ſeinem Freunde, dem Könige von Preußen, verſprochen, denſelben alsbald zur Ausfüh-

rung zu bringen. Nur noch Eines, das hatte er sich bedungen, wollte er zuvor abwarten.

„Ihr habt mir versprochen, mein königlicher Bruder," begann er nach einer Weile, die frühere Unterhaltung wieder anknüpfend, „den Beweis gegen die Gräfin zu liefern. Es ist nicht, daß ich Euch keinen Glauben schenkte, allein ich bin mir selbst den Beweis schuldig. Der Glaube, daß sie mir Alles aufopferte, ist es allein noch, der für sie spricht. Betrog sie mich auch in diesem Glauben, so möge Alles nach Eurem Wunsche geschehen."

„Ihr sollt den Beweis haben," erwiederte der König nachdrücklich. „Ihr habt mir völlig freie Hand gelassen in dieser Sache; darum habe ich auch Alles so angeordnet, wie ich es für nöthig erachtete. Es ist gut, daß die Gräfin darauf drang, die Reise mitzumachen; so mag sie nun sogleich erfahren, was ihrer wartet; ich bin sicher, die Ueberraschung wird ihr die Wahrheit abzwingen, denn der Mann, von dem ich Euch sagte, ist wohl jetzt schon in Neuffen. Wenn ich Euch aber überzeugt habe," fuhr der König mit herzlichem Tone fort, „so habe ich Euer Wort, daß Ihr einen Gnadenakt ergehen lassen wollt. Nichts gewinnt Euch Eure Unterthanen besser, als wenn Ihr gegen Staatsverbrecher milde seyd; und Ihr wißt, daß ich dies-mal persönlich betheiligt bin."

„Ihr habt mein Wort," sagte der Herzog gepreßt; „Ihr mögt Euren Schutzbefohlenen die Freiheit immerhin selbst ankündigen, denn ich habe mich in dieser Sache aller meiner Herrscherrechte begeben. Allein nun laßt uns von etwas Anderem reden, denn ich wollte, der heutige Tag wäre vorbei." — Ein schwerer Seufzer bekräftigte die Wahrheit dieser Worte.

Die Reisenden waren bald in der Nähe der Festung

ankommen, und der Anblick des kühnen Baues entriß dem Könige einen freudigen Ausruf des Erstaunens. Kriegerisch begrüßte die Besatzung die hohen Herrschaften, und unter freudigem Zurufe der versammelten Menge sprengten die beiden Fürsten über die schweren Zugbrücken in den Schloßhof.

Die Wagen der Gräfin v. Würben und des Hofgesindes folgten nur langsam nach, denn der Fahrweg auf die Festung ist steil und fast eine halbe Stunde lang. Als die Gräfin in den innern Schloßhof einfuhr, erfaßte sie ein böser Schauer. Sie weissagte sich nichts Gutes von diesem Besuche.

XXII.

Noch lebt der alte Gott!

Als wir einst fochten die Verzweiflungs-Schlacht,
War zwischen Knechtschaft nur die Wahl und Tod;
Nun ist der Freiheit Feiertag erwacht,
Es glüht sein Morgenroth.

v. Zedlitz.

Im Rittersaale des Schlosses Neuffen harrte schon längere Zeit eine große Versammlung des Königs von Preußen und des Herzogs von Württemberg. Die Gräfin v. Würben ward immer unruhiger und besorgter. Fast lautlos stand die ganze Gesellschaft, und nur hie und da wagte es Einer der Hofleute, dem Andern etwas in's Ohr zu flüstern. Es war ein unheimlich Gefühl, das Alle beherrschte, und Manchem schien der große Saal, der so oft den Rittern zu fröhlichem Bankett gedient hatte, einer Gerichtsstube zu gleichen. Wo mochten nur die beiden Herr-

scher verweilen? Die Gräfin sandte einen ihrer Edelknechte, um nach dem Herzog zu sehen, aber vor der Thüre des Saales standen Wachen und der Austritt ward ihm verweigert. Die Gräfin wurde bleich, wie die Wand.

Endlich öffneten sich die Pforten und die beiden Fürsten traten ein; in ihrem Gefolge eine Anzahl Bewaffneter, die, wie es schien, um einige Andere, wahrscheinlich Gefangene, einen Kreis schlossen. Soldaten mit Hellebarden stellten sich am Eingange auf. Des Königs Auge lächelte freudig und stolz, wie wenn ihm etwas Großes, längst Ersehntes gelungen wäre. Rasch nahm er einen der beiden Thronsessel ein, die an dem obern Ende des Saales für die beiden Herrscher bereit gestellt waren. Auf des Herzogs Stirne hatten sich große Furchen gelagert, und sein Gesicht erschien so finster, wie eine stürmische Gewitternacht, sein Auge suchte den Boden. Athemlos harrte Alles des kommenden Augenblicks, der wichtige Dinge zu bringen schien.

„Mein fürstlicher Bruder," begann der König, als der Herzog neben ihm Platz genommen hatte, „der durchlauchtigste Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg hat Uns für heute das Amt des Richters übergeben. Man lasse die Gefangenen vortreten."

Es waren ihrer nicht Wenige, die nun aus dem Kreise der Trabanten heraustraten. Die Ketten waren ihnen abgenommen worden, aber die magern, vergelbten Gesichter konnten die lange schwere Haft nicht verläugnen. Wohl schienen die Meisten derselben den Anwesenden nicht unbekannt zu seyn, denn es entstand ein leises Geflüster; besonders aber auf zwei von ihnen richteten sich Aller Blicke. Der Eine derselben war ein älterer Mann, aber ausgezeichnet durch seine trotzige Haltung; der Andere, viel jünger, schien nicht minder ungebeugt durch das lange Gefäng-

niß, denn sein Auge schaute muthig drein; aber doch waren seine Gesichtszüge sanfter, und auf den jetzt eingefallenen Wangen schien früher manch' fröhliches Lächeln gestanden zu haben.

„Sie sind es," rief plötzlich eine Stimme, und ein Mann drang, die Umstehenden auf die Seite schiebend, aus dem Hintergrunde gegen die Gefangenen vor.

„Laßt mich," rief eine andere Stimme, „ich muß meinen gnädigen Herrn sehen und sollte es mich den Kopf kosten."

Es entstand eine Bewegung im Saale; die Trabanten wollten ihre Pflicht thun und die Vordrängenden zurückhalten; aber schon lagen sich drei Freunde in den Armen und ein treuer Diener ward von seinem Herrn mit einem biedern Handschlag begrüßt. Der Leser wird ihre Namen schon errathen haben; es waren die Ritter v. Wiglеben und v. Wellendorf, der Graf v. Trautmannsdorf und der ehrliche Georg. Mit gemischten Gefühlen betrachtete die Versammlung die Gruppe; gerührt schaute der König auf sie; endlich aber gebot er Ruhe und Stille und der v. Trautmannsdorf und Georg traten in die Reihen zurück.

„Es scheint, Frau Gräfin," sprach der König zu der v. Würben gewandt, „Ihr habt Eure Gefangenen gut aufbewahrt. Die Herren da sehen ja aus, als ob sie Raubvögel gewesen seyen, die man in ein Käfig gesperrt hat. Kennt man denn in Württemberg das Wort „ritterlich Gefängniß" nicht mehr?"

Die Gräfin wollte antworten; aber die Beklemmung, die sich ihrer bemächtigt hatte, erstickte ihr das Wort im Munde.

„Wir haben," fuhr der König weiter fort, ohne auf die Bewegung der Gräfin zu achten, „die Acten der langen Untersuchung durchgesehen und Uns mit Rechtsgelehrten

über den Thatbeſtand näher berathen. Es iſt daraus klar geworden, daß eine Verſchwörung beſtand, zwar nicht gegen das Leben und die Wohlfahrt Unſeres Bruders und Freundes, des Herzogs von Württemberg, wohl aber gegen die Sicherheit der Frau Gräfin v. Würben. Doch bevor Wir ein Urtheil fällen, möchte es nöthig ſeyn, die Frau Gräfin ſelbſt in Gegenwart eines andern Zeugen um einige Dinge näher zu befragen. Tritt vor, unglückſeliger Mann," fuhr er fort, und zur Gräfin gewandt, fragte er ernſt und ſtreng: „Kennt Ihr dieſen?"

Es war ein uns wohl bekannter Mann, aber doch kaum kenntlich, ſo ſehr war er durch Abnahme ſeines ſtruppigten Bartes verändert. Nur um ſo erſichtlicher war es jetzt, wie Elend, Kummer und Leidenſchaft in einem urſprünglich guten und ſchönen Geſichte wüthen können. Trotz allem dem ſchien er der Gräfin gar wohl bekannt, denn ein Schrei der Ueberraſchung entfuhr ihr. Aber ſie ſprach kein Wort.

„So antwortet doch, edle Frau!" inquirirte der König weiter, nicht ohne Bitterkeit in ſeiner Rede. „Ihr werdet doch Euren angetrauten Gatten kennen! Oder hat ihn das Gefängniß, in dem Ihr ihn ſchmachten ließet und wohl verſchmachtet glaubtet, haben ihn die langen Jahre des Elends ſo ſehr verändert, daß Ihr Euch ſeiner nicht mehr erinnert?"

Die Gräfin machte eine gewaltige Anſtrengung. Es ſchien, als wollte es ihr die Bruſt verſprengen. „Es iſt ein Lügner, ein Betrüger," rief ſie endlich, am ganzen Leibe zitternd, und alles Blut drängte ſich nach ihrem Herzen, „man hat es auf mein Verderben abgeſehen; ich habe keinen Gatten, als den Grafen v. Würben."

„Wir haben dieſe Antwort erwartet," fuhr der König

mit kaltem Tone fort. „Wie aber, wenn Wir Euch Beweise vorlegen, gute, schriftliche Beweise? Doch Ihr könntet auch diese als unächt verwerfen, so wollen Wir denn Euch einen lebenden Zeugen stellen, der mehr als alle Papiere sprechen wird. Tritt näher, mein junger Page," sprach der König, sich umwendend, mit ermuthigender Stimme; „scheue Dich nicht. Hast Du so viel gewagt für Deine Freunde, wird Dir auch dieser Gang nicht schwer werden."

Und aus der Reihe derer, die hinter dem Thronsessel des Königs standen, trat ein junger Mensch in Pagenkleidung; aus der Verkleidung aber sah ein liebliches Mädchengesicht hervor.

„Isabella," schrie die Gräfin wie entsetzt und drohte umzusinken.

„Isabella," schrie auch der Graf v. Trautmannsdorf und stürzte auf sie zu, und die Liebenden sanken sich in die Arme und hielten sich fest umfaßt, als wollten sie sich für dieses Leben nicht mehr trennen.

„Ja, es ist Isabella," sprach der König weiter, die Liebenden, die auf Niemanden hörten und sahen, gewähren lassend, „es ist Isabella, die Ihr in Strasburg erziehen ließet und nachher unter dem Namen als Fräulein v. Webern zu Euch nahmet auf Euer Schloß Freudenthal, ohne daß sie bis jetzt mehr von Euch weiß, als daß Ihr eine entfernte Verwandte von ihr seyet! Es ist Isabella, die, um ihren Geliebten zu retten, Alles wagte und weder Ruf noch Gefahren scheute, um, nur von einem ehrlichen Burschen begleitet, an Unsern Hof zu eilen und Uns zur Rettung des Grafen v. Trautmannsdorf und seiner Freunde aufzufordern! Es ist Isabella, die Uns so urplötzlich nach Würt-

temberg führte, und ohne es zu wiſſen und zu wollen, dem Herzog und Uns die Augen über Euch öffnete!"

Da erfaßte es die Gräfin mächtig; alles Blut jagte es ihr die Wangen hinauf und jetzt ward ſie blaß wie eine Leiche. „Die Tochter hat die Mutter verrathen," ſchrie ſie auf mit ſchriller Stimme, und ſo gräßlich und durchdringend war der Schrei, daß auch die Liebenden auseinanderfuhren. Ohnmächtig ſtürzte die Gräfin zuſammen.

Es entſtand eine augenblickliche Verwirrung. Nur der Herzog von Württemberg ſchien kalt und theilnahmlos zu ſeyn. Daß er es nicht war, bewies ſein dunkles, blutrothes Geſicht, und das unheimlich glühende Auge, welches er über die Gräfin hinrollen ließ.

„Ihr habt Recht gehabt," flüſterte er dem König von Preußen zu. „Sie iſt ſo ſchlecht, als Ihr ſie gemalt. Ich gebe Euch volle Freiheit, die Gefangenen zu begnadigen." — Dann lehnte er ſich in ſeinen Thronſeſſel zurück und ſchien für Nichts mehr Auge und Ohr zu haben. Er ſchaute nicht einmal auf, als man die einer Leiche ähnliche Gräfin aus dem Saale trug.

Was ſoll ich den weitern Verlauf ausführlich erzählen? Die Gefangenen wurden freigegeben, und Männer, denen das harte Schickſal eines faſt jahrelangen Gefängniſſes keinen Seufzer, keine laute Klage entlocken konnte, weinten nun Thränen der Freude. Nur wenige Stunden nachher kehrten der König von Preußen und der Herzog von Württemberg zuſammen nach Ludwigsburg zurück, und ſo eindringlich und ſo warm wußte Friedrich Wilhelm ſeinem fürſtlichen Freunde zuzuſprechen, daß dieſer faſt getröſtet in ſeine Reſidenz einfuhr. Nur Eine Unglückliche zählte der Tag, es war die arme Iſabella. Sie glaubte, es ſollte der ſchönſte ihres Lebens ſeyn, und es war der elendeſte

von Allen. Eine arme Waise hatte sie sich bisher geglaubt, aber reich durch den Gedanken, den Geliebten zu retten und bald für immer zu besitzen. Nun fand sie Vater und Mutter wieder; aber welch' eine Mutter, welch' ein Vater! Ihr Kopf ward wirre und ihr Herz drohte still zu stehen, da sie das unmöglich Scheinende zu begreifen begann. Auf Befehl des Herzogs ward sie mit der Gräfin v. Würben in Einen Wagen gebracht. Mit ihr fuhr sie dem Schlosse Freudenthal zu.

XXIII.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen,
Mich hat das unglückselige Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

H. Heine.

Im ganzen Lande Württemberg war großer Jubel. In allen Wirthshäusern ließen die Bauern den König von Preußen hochleben. Es war, als ob plötzlich eine schwere Last von den Herzen hinweggenommen worden wäre, und Jahre langes Leid ward in wenigen Tagen vergessen. Nie war der Herzog Eberhard Ludwig bei seinen treuen Württembergern beliebter, denn jetzt, da er die Gräfin v. Würben für immer von seinem Hofe verbannt zu haben schien. Nur Eines fragte man sich, warum der Herzog ihr das gestohlene Gut nicht abnehme und sie arm, wie sie gekommen, aus dem Lande jage. Aber „es wird schon kommen, mit heiler Haut läßt man sie doch nicht durchschlüpfen," sagte man sich wieder, und tröstete sich damit, daß nun doch wenigstens die Ungerechtigkeit im Lande ein Ende ge-

nommen habe. Die Gräfin v. Würben aber hauste ſtill und einſam auf ihrem Schloſſe Freudenthal; es war ihr zum Jammerthal geworden. Sie, die vor Kurzem noch ſo mächtige und einflußreiche Frau, um die Alles ſich drängte, mehr als um den Herzog ſelbſt, ſie war nun von Allen verlaſſen; denn Niemand wagte es, ſie zu beſuchen, da der Herzog ſich von ihr losgeſagt und ſie verſtoßen hatte.

Es war im Anfang des Monats September, da zog ein Reiter die Straße nach Freudenthal. Kein einziger Bedienter begleitete ihn. Der Reiter ritt langſam und überließ ſeinem Pferde die Zügel. Es ſchien kein Freudenritt zu ſeyn, den er vorhatte; denn der einſame Reiter war der Graf v. Trautmannsdorf. Iſabella hatte ihm nach langen Bitten den Beſuch gewährt, und die Gräfin v. Würben freute ſich deſſen, da ſie jeden Faden ergriff, an dem ſie ſich wieder zum Glücke emporzuwinden hoffen konnte.

Der Graf übergab ſein Pferd einem Diener, als er in Freudenthal angekommen war, und auf ſeine Frage nach Iſabellen ward er in den Schloßgarten gewieſen. Dort ſaß ſie auf der nämlichen Stelle, wo er ſie vor wenigen Monaten geſprochen, wo ſie ihm zugeſagt hatte, mit ihm zu entfliehen. Der Empfang war kein fröhlicher. Thränen ſtanden dem ſchönen Mädchen in den Augen, als ſie ihm die Hand zum Gruße bot.

„Wie ſiehſt Du aus, meine Iſabella!“ ſagte ſchmerzlich bewegt der Graf; „Deine Wangen ſind blaß, Dein Geſicht iſt eingefallen. Du biſt krank, meine Geliebte, was fehlt Dir?“

Wenige Tage hatten hingereicht, den Jugendſchmelz der ſanften Röthe von den Wangen der Jungfrau zu jagen und den Augen den Glanz zu rauben, der ſie einſt zu den ſchönſten in der Welt gemacht hatte.

„Sprich nicht davon, mein theurer Max,“ erwiederte mit trüber Stimme Isabella; „wir können uns nur kurze Zeit sehen, die Mutter ist krank und — es wird die letzte Unterredung seyn, die wir haben werden.“

„Deine Mutter?“ sagte der Graf, und seine Lippen bebten bei diesen Worten. „Es ist nicht möglich, es kann Deine Mutter nicht seyn, wie käme dieß Weib zu einer solchen Tochter?“

„Und doch ist es so,“ sprach Isabella und ein schwerer Seufzer entstieg ihrer Brust. „Sprich nichts Uebles von ihr, denn es ist ja meine Mutter. — Ich habe auch meinen Vater wieder gefunden,“ fuhr das arme Mädchen fort, und hohe Röthe der Beschämung färbte ihre Wangen. „Du kennst ihn; erlaß mir die Scham, mehr davon zu sprechen.“

„Ich kenne ihn,“ erwiederte dumpf der Graf. „Doch,“ rief er schwärmend, „was liegt an Vater und Mutter? Ich liebe Dich und nur Dich. Was frage ich nach den Eltern? Isabella, höre mich. Es steht in der heiligen Schrift: „und das Weib wird Vater und Mutter verlassen und an ihrem Manne hängen.“ Sey mein Weib, folge mir in meine Heimath. Dort kennt Dich Niemand; dort wollen wir in stiller Einsamkeit nur unserem Glücke leben. Du zauderst? Was kettet Dich an Deine Mutter? Nie war sie Dir es in der Wirklichkeit, wenn sie Dich auch geboren hat. Nie wirst Du bei ihr leben können. Folge mir, dem treuesten Freunde; nur mir gehörst Du an.“

Liebend umfaßte er sie, und ein mächtiger Kampf schien sich in Isabellen zu regen. Ihr Busen hob sich schneller und ihr Auge ward heller. Aber bald machte ein Strom von Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft. „Es kann nicht seyn,“ schluchzte sie. „Deine Großmuth verleitet Dich. Dein Herz nur spricht so, nicht Dein Verstand.“

Wieder erhob der Graf seine Stimme, und bot alle Kraft der Ueberredung auf. „Du hast mir versprochen, mir anzugehören; Du darfst Deinen Schwur nicht brechen. Hast Du mich je geliebt, so mußt Du es jetzt beweisen.“

Aber das unglückliche Mädchen ließ sich nicht wankend machen; sie hatte sich selbst gelobt, zu entsagen.

„Mein theuerster Freund!“ sprach sie, „Du machst mir das Herz nur schwerer. Was würden Deine Freunde, was Deine Verwandte sagen? Nie kann die Tochter solcher Eltern Deine Gattin werden. Und dürfte ich auch, wenn Alles dieß nicht wäre? Mein Vater ist nicht mehr hier; ich habe ihn nur einmal gesprochen, den armen Mann. Es ist gut so; denn ich weiß zwar nicht, ob eine Tochter das Recht hat, so Etwas zu sagen, aber es ist mir ein Trost, ihn nicht mehr zu sehen. Doch die Mutter! Sie ist jetzt von Allen verlassen; kein Mensch nimmt sich ihrer an; sie ist zur Verachtung der Welt geworden. Sollte auch die Tochter nun sich von ihr wenden? Es kann nicht seyn, dringe nicht weiter in mich.“

Wiederum entstürzte ihr ein Strom von Thränen und der Geliebte vermochte es nicht, sie zu trösten. Er hatte selbst keinen Trost.

„Wir müssen uns trennen, Max,“ sagte endlich Isabella. „Warum die schmerzliche Stunde verlängern? Es muß ja seyn, wir waren nicht für einander bestimmt.“

Noch einmal versuchte es der Graf, sie zu bereden. Noch einmal bestürmte er sie, und bestürmte sie mit Thränen, und den Thränen eines Mannes ist schwer zu widerstehen! Sie lag so matt in seinen Armen, als wäre die zarte Blume geknickt; aber das Schicksal wollte es nicht anders, sie mußten sich trennen.

„Nur Eines versprich mir, mein Max,“ schluchzte sie,

als sie ihm den Abschiedskuß auf die Lippen drückte. „Wenn Du je meiner gedenkst, denke nicht mit Verachtung von mir" — Und sie riß sich los aus seinen Armen und eilte dem Schlosse zu.

Lange stand noch der Graf auf derselben Stelle. Einen Blick warf er gen Himmel, es war ein Blick des tiefsten Grames, doch die Engel, die über die Gesinnungen der Menschen zu wachen haben, trugen den Vorwurf, der in dem Blicke lag, nicht in das schwarze Buch der Verbrechen ein. — Langsam ritt er zurück nach Ludwigsburg, nur seine Miene war so traurig, als hätte man ihm das Mark des Lebens gestohlen. Matt zum Sterben kam er vor seiner alten Wohnung, die er und seine Gefährten nun wieder bezogen hatten, an, und der ehrliche Georg erschrack im Innersten, als er ihm das Pferd abnahm. Langsam stieg der Graf die Treppen hinan, und seine Glieder wollten ihm fast den Dienst versagen. Hier aber sprang ihm stürmisch sein Freund Witzleben entgegen. Wenige Tage hatten Diesen wieder in den lebensfrohen Menschen verwandelt, der er früher gewesen, und waren auch seine Wangen noch nicht so voll und blühend als vordem, so stand doch auf dem Gesichte Nichts als Heiterkeit und Frohsinn geschrieben, und sein Auge leuchtete wie eine Glückssonne.

„Endlich kommst Du!" rief er jubelnd. „Hast Du denn gar keinen Sinn mehr für Deinen Freund? Da bin ich von Stuttgart hereingeritten, als gälte es Tod und Leben, um Dir die froheste Botschaft zu verkündigen, denn Julie hat sich mir zugesagt, und der Vater seine Einwilligung gegeben. Aber was hast Du denn? Du siehst ja ganz sonderbar aus, und machst ein Gesicht wie ein Leichenbitter?"

„Sey fröhlich und sey glücklich," erwiederte trüb

lächelnd der Graf v. Trautmannsdorf; „nur fordere nicht, daß ich mit Dir lache. Ich komme von Isabellen und habe ihr für immer Lebewohl gesagt.“

Da ward auch der v. Wißleben traurig und die innigste Theilnahme bewegte sein Herz. Nur der Gedanke an seine Julie und die nahe Verbindung mit ihr konnte ihn wieder heiter stimmen.

XXIV.

Rauch ist alles irdische Werden;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stät.
Schiller.

Es stand noch längere Zeit an, ehe die Herrschaft der Gräfin v. Würden völlig gebrochen war. Zurückgezogen und anscheinend von allen Geschäften, allem Einflusse fern, lebte sie auf ihrem Schlosse. Aber heimlich unterhielt sie noch immer Verbindungen am Hofe des Herzogs Eberhard Ludwig. So sehr hatte Gewohnheit diesen Fürsten an sie gefesselt, daß er nicht die Kraft hatte, ihr selbst und mündlich ihre Verstoßung anzukündigen. Aber noch im Herbste des Jahres 1730 trat er eine große Reise nach Berlin an, seinem Freunde, dem Königlichen Friedrich Wilhelm, einen Gegenbesuch zu machen. Er hinterließ der Gräfin den gemessenen Befehl, von nun an und für immer ihn und den Hof zu meiden. Im Sommer 1731 kehrte er von dem langen Besuche zurück, und am 14. Juli, dem schönsten im Jahre, vereinigte er sich wieder mit seiner rechtmäßigen

Gemahlin. Das ganze Land jubelte laut und schickte frohe Dankgebete gen Himmel. Noch aber gab die Gräfin nicht Alles verloren; noch blieben ihr einige treue, wenn auch geheime Freunde, die gleiches Interesse mit ihr vereinigte; noch traute sie auf die lange Gewohnheit, mit der der Herzog an sie gefesselt war. Doch Alles blieb, wie es war, ohne daß eine Aenderung zu ihren Gunsten eintrat. Nun bemächtigte sich ihrer tiefe Schwermuth, und sie griff zu den Mitteln, welchen das Volk schon lange ihren Einfluß auf den Herzog zugeschrieben hatte. Dieser hatte den v. Stutenheim in seine eigenen Dienste genommen; mitleidig wollte er ihn vor der gerechten Rache des Ritters v. Witzleben schützen. An den v. Stutenheim wandte sich die Gräfin, und dieser bestach einen Kammerdiener, ein Tuch mit dem Blute des Herzogs benetzt zu entwenden; — man hatte schon zuvor seltsame Gegenstände im herzoglichen Schlafgemache gefunden; — eine alte Dienerin verrieth die Gräfin; es fand sich der Brief vor, worin sie dem Verräther großen Lohn versprochen hatte. Da erwachte des Herzogs Zorn und der Kammerdiener und der v. Stutenheim mußten froh seyn, in jäher Flucht ihre Rettung zu finden. Ein armer Schlucker hatte Dieser Württemberg bet..ten, und ebenso arm mußte er es wieder verlassen, um in seiner Heimath das elende Leben vollends zu verkümmern. Nur hatte sich zu der Armuth noch die Schande gesellt. In derselbigen Nacht aber, da der v. Stutenheim die württembergische Gränze überschritt, sich und sein Mißgeschick verfluchend, ritt in Freudenthal der Obrist Streithorst mit einem Detachement Husaren ein, und so schnell ward hier die Gräfin überfallen, daß sie kaum noch Zeit hatte, einige gefährliche Papiere zu verbrennen. Ungeachtet alles Flehens, ungeachtet sie sich schwer erkrankt stellte,

ward ſie den 14. des Weinmonats nach der Stadt Urach, deren Namen ſie führte, gebracht. Niemand der Ihrigen durfte ſie begleiten. Dennoch hielt man ſie anfangs in anſtändiger Haft und ſie durfte ſogar in der Stadt Beſuche machen. Aber bald entdeckte man neue Intrigen. Ihr eigener Bruder verrieth den Briefwechſel zwiſchen ihr und einigen ihrer frühern Anhänger, die nicht klug genug geweſen waren, ſich gänzlich von ihr loszuſagen. Ja ſogar in Wien beim Kaiſer hatte ſie klagen laſſen, um in ihre ſogenannten Rechte wieder eingeſetzt zu werden. Da ward ſie nach der Feſtung Hohenurach in engern Gewahrſam gebracht. Wiederum hatte ſie Krankheit vorgeſchützt, und nur mit Gewalt konnte ſie in die Kutſche gehoben werden, welche ſie am 16. des Wonnemonats 1732 auf die Feſtung führte. Hier ward ſie geſchmeidiger und am 19. December deſſelben Jahres ſchloß ſie einen Vergleich mit dem Herzog und Lande ab, der ſodann auch von dem kaiſerlichen Hofe zu Wien im Januar des folgenden Jahres beſtätigt wurde. Sie trat ihre Güter Brenz, Gochsheim, Stetten und Freudenthal ab, behielt aber auf Lebenszeit die Herrſchaft Welzheim, ward mit 200,000 fl. entſchädigt, und hatte noch überdieß alle ihre Schätze in auswärtigen Banken gerettet. Unter ſtarker Bedeckung ward ſie in ſelbigem Jahre nach Heidelberg geführt, wo ſie ſich faſt bis zu ihrem Tode aufhielt. Das Volk in ſeinem Haſſe hätte ſie zerriſſen, hätten nicht des Herzogs Soldaten ihr Leben geſchützt. Des ganzen Landes Verwünſchungen folgten ihr, und noch lange gedachte man ihrer unter keinem andern Namen als dem der Landesverderberin, die den Herzog durch Zaubermittel gefeſſelt gehabt habe; denn kein Landmann zweifelte daran, daß ſie im Bunde mit dem Satan geweſen ſey. Das Unheil, das ſie angerichtet, wucherte lange noch fort;

der Schaden an Geld und Gut war unberechenbar, und immer noch blieben, auch nach ihrem Sturze, ihre Creaturen am Ruder. Auch der Minister v. Grävenitz, ihr Bruder, behielt seine Ehren und Dienste.

Nicht lange überlebte der Herzog Eberhard Ludwig den Sturz der einst so geliebten Gräfin v. Würben. Schon im Anfange des Jahres 1733 erkrankte er schwer, und kaum hatte er sich etwas erholt, da erneuerte sich die Krankheit und er starb am 31. October jenes Jahres, im 57ten Jahre seines Lebens. Sein Sohn und einziger Erbe von gerader Linie war ihm schon im Februar 1731 im Tode vorangegangen. Das Herzogthum Württemberg kam an eine Seitenlinie.

Noch aber blüht das Geschlecht derer v. Witzleben, und die Ehe des ritterlichen Jünglings, von dem diese Capitel handelten, mit Julie, Gräfin v. Werdenheim, war eine der glücklichsten. Bei ihnen lebte als Junggeselle der Ritter v. Wellendorf. Selten versäumten sie es ein Jahrlang, in Lauffen im goldenen Hirsche einzusprechen. Hier dominirte zwar nicht mehr der dicke Wirth als Hausherr, sondern er hatte Wirthschaft und Güter mit der einzigen Tochter, dem hübschen Lieschen, dem braven Georg übergeben; wenn aber der v. Witzleben mit seiner schönen Frau bei ihm anfuhr, so versäumte der alte Mann es nie, selbst an den Kutschenschlag zu kommen und die geehrten Gäste aus dem Wagen zu heben. Nur allein das Schicksal des Grafen v. Trautmannsdorf trübte hie und da das Glück dieser Ehe. Nie vermählte sich dieser, sondern lebte meist einsam auf seinen Gütern. Regelmäßig aber alle Jahre sah man ihn in Strasburg, wo seit dem Jahre 1731 in dem Cistertienserinnen-Kloster eine neue Schwester sich hatte einkleiden lassen. Einmal alle Jahre sprach er sie dort am Gitterfenster. Als er aber einstens wiederkehrte zur gewöhnlichen Zeit, da erschien die bleiche Schwester nicht mehr; sie lag sanft gebettet unter kühler Erde, und das müde Herz Isabellens hatte ausgeschlagen. Ihr Grabhügel war von nun an sein jährlicher Wallfahrtsort.

Von dem buschigten Peter hat man nie mehr Etwas gehört; nur der Gräfin v. Würben erschien er noch manchmal in ihren schweren Träumen.

Ida,

Gräfin von Salmandingen.

Geſchichtliche Novelle

aus dem Ende des 12ten Jahrhunderts.

Von

Carl Theodor Griesinger.

Stuttgart.

Verlag der Griesinger'ſchen Verlags- u. Antiquariatshandlung.

1844.

Carl Theodor Griesinger's

sämmtliche

belletristische Schriften.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag der Griesinger'schen Verlags- u. Antiquariatshandlung.
1844.

I.

Da half kein Gerede, da half kein Rath,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonn' kam, da wandert sie sich,
Am hellen Galgen fand sie mich.

H. Heine.

Wenn jetzt ein Reisender die schwäbische Alp durchwandert, so versäumt er nie, gleichsam zur Einleitung in all' die Schönheiten, welche mein heimathliches Gebirge darbietet, die verschiedenen Kapellen zu besuchen, welche am Eingang der Alp und doch schon auf deren höchster Höhe aus grauem Alterthume Kunde geben. Es sind dieß die Belsener und Salmandinger Kapelle, jene am Fuße des Farrenbergs, diese auf der höchsten Spitze des Kornbühels gelegen. Die Belsener Kapelle, unweit des alten Dorfes Mössingen, hart an dem Dörflein Belsen, von dem sie den Namen trägt, steht auf einer kleinen Anhöhe, von lauter Bäumen umgeben. Man glaubt in einen altdeutschen Eichenhain zu treten, so still und heilig ist der Ort, und die einfache, aus großen weißen Quadersteinen ohne alle Zierrathen und architectonische Kunst erbaute Kapelle kann den Eindruck der Erhabenheit, den der Ort macht, nur erhöhen. Es ist, als ob der Friede Gottes hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen hätte, und auch der rohe[ste] Wanderer, wenn er das einfache, ehrwürdige Kirch-

lein in seiner heiligen Stille betrachtet und dann sein Auge zu den hart daran aufsteigenden hohen Bergen erhebt, kann die Rührung nicht verbergen, die ihn unwillkürlich ergreift. Diese kleine Kapelle ist unstreitig ihren Hauptbestandtheilen nach römischen Ursprungs, und die alte Volkssage, welche das Kirchlein für einen Bals- oder Baalstempel erklärt, stimmt ganz damit überein. Vielleicht mag auch daher der Name Belsen rühren. In jedem Fall aber ist schon von uralten Zeiten her hier christlicher Gottesdienst gehalten worden und noch jetzt dient die Kapelle der kleinen Gemeinde Belsen zum Gotteshause.

Nicht so alt ist die Salmandinger Kapelle; denn sie ist ersichtlich gothischen Ursprungs. Auch erscheint sie viel kleiner als die Belsener Kapelle, aber um so umfangreicher ist die Aussicht, die man von derselben aus genießt. Man hat eine ganze Welt unter sich, denn sie liegt auf einer der höchsten Spitzen der Alpkette. So unscheinbar die Kapelle jetzt aussieht, ob sie gleich kaum noch ein Kirchlein genannt werden kann, da jetzt nie mehr darinnen Gottesdienst gehalten wird, so wichtig war dieselbe doch früher, denn die alten Herren von Salmandingen, ein längst ausgestorbenes Geschlecht, benützten sie als Burgkapelle.

Die Kapelle liegt auf einem runden, zugespitzten Hügel, der sich selbst auf einer der erhabensten Gebirgshohen erhebt. Am Fuße des Hügels, auf einer Ebene, die hier das Alpgebirge bildet, liegt das uralte Dorf Salmandingen, das zwar jetzt noch mit seiner schönen Kirche und seinen schmucken, reinlichen Häusern fröhlich und gastlich genug aussieht, aber einstens einen weit mächtigeren Standpunkt einnahm. Denn ehemals stand am Ende des Dorfs, da wo der Kornbühel sich zu erheben beginnt, eine starke Veste, die wohl schon im 5ten Jahrhundert der Sitz jener

edeln Familie war, die ihren Namen nicht bis auf unsere Zeiten fortzupflanzen vermochte. Schon in der Mitte des 12ten Jahrhunderts war die Familie der ersten Besitzer fast ausgestorben zu nennen, denn der letzte Herr und Graf von Salmandingen hinterließ nur eine einzige Tochter, deren Gemahl einst seinen Namen fortpflanzen sollte. Diese Tochter war nicht nur eine der reichsten Erbinnen, indem eine Menge Dörfer und Burgen ihr unterthänig und vasallenpflichtig war, sondern man rühmte sie auch weit und breit als eine große Schönheit. Kein Wunder, wenn von Nah und Fern Ritter herbeiströmten, der Gräfin Ida den Hof zu machen und um ihre schöne Hand zu werben; kein Wunder, daß gar mancher Edle ihre Farbe zu der seinigen wählte und auf Tournieren und gegen jeden Einzelnen die Gräfin Ida als die schönste Dame Schwabenlands erklärte und mit Schwert und Lanze seine Behauptung zu rechtfertigen strebte. Trotz aller dieser Courtoisie konnte sich aber Keiner rühmen, auch nur ein Zeichen der Gunst von der angebeteten Dame erhalten zu haben, und es hieß daher bald in der ganzen Gegend, Gräfin Ida sey eben so stolz, als schön.

Es war im Jahr 1164 im Monate August, da saßen auf dem Söller des Schlosses Salmandingen zwei Frauen, beide mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Die Eine derselben, die auf einem etwas erhöhteren Schemel saß, mochte wohl 20 Jahre zählen. Ihre Figur war groß und mehr schlank, als üppig zu nennen. Ihr sanft gerötheten Antlitz beschatteten schwarze Locken, welche reich über die schmalen Wangen herabfielen. Ihr Auge blitzte dunkel und die dichten, sich fast berührenden Augenbraunen zeugten von einem entschlossenen Gemüthe. Die Andere mochte etwas jünger seyn. Das sanfte blaue Auge, die rosigen Wangen, das goldgelbe Haar, die blühenden Lippen und der untersetzte üppige Wuchs

zeigten deutlich, daß man eine ächte Schwäbin vor sich habe. Man hatte glauben sollen, dieses Gesicht sey nur an Lachen gewöhnt und in der That konnte kein weibliches Wesen einen angenehmeren Ausdruck haben, wenn beim Lachen die weißen Zähne und die Grübchen in den Wangen sich zeigten, als das edle Fräulein, von dem wir sprechen. Heute aber lagerte keine Freundlichkeit auf dieser klaren Stirne; im Gegentheil waren die Augen niedergeschlagen und schienen nur mit Mühe die hervorbrechenden Thränen zu unterdrücken. Um so emsiger strickte sie fort, um ihren Kummer zu verbergen.

Ganz anders benahm sich die erstere Dame, denn ihr scharfes Auge blickte unaufhörlich in die Ferne und oftmals erhob sie sich rasch, um den Weg, der nach der alten Pfalz Tübingen führt, um so besser überschauen zu können. Man sah ihr die Ungeduld im Gesichte an, wenn sie sich getäuscht wieder niedersetzte.

„Der Bursche scheint in Tübingen übernachten zu wollen," rief sie endlich, ohne ihren Zorn länger bemeistern zu können und gieng mit raschen Schritten auf dem Söller auf und ab. „Habe ich deßwegen meinen gewandtesten Reiter nach Tübingen gesandt, damit ich eine Ewigkeit in der Ungewißheit harren sollte!"

„Aber bedenkt doch, Gräfin Ida," erwiederte mit sanfter Stimme die andere Dame, ihren thränenfeuchten Blick zu der Erzürnten erhebend; „wenn er auch fliegen könnte, so wäre er kaum wieder da, und dann, wie leicht kann er auf dem Wege aufgehalten werden seyn!"

„Gräfin Ida!" rief die Angeredete noch zorniger. „Sage lieber vollends „gnädigste Gräfin!" Wie oft habe ich dir schon gesagt, daß ich deine Freundin bin und Nichts weiter! Und den Christian nimmst du auch einmal wieder

in Schutz! Ich weiß," fuhr sie mit einem boshaften Lächeln fort, „daß dir der Bursche an's Herz gewachsen ist, als wäre es der edelsten Ritter Einer!"

Gekränkt erhob sich die andere Dame, indem hohe Röthe ihr Gesicht färbte, um den Söller zu verlassen.

„Was ist dir denn?" zürnte die Erstere wieder, doch als sie die Röthe auf dem Gesicht ihrer Freundin gewahrte, verwandelten sich plötzlich ihre erhitzten Züge in Theilnahme und Zuneigung. „Bertha," sagte sie sanft; „ich habe dich wieder mit meiner Hitze beleidigt. Verzeihe mir." Sie gab ihr die Hand, welche jene sanft drückte. Eine Thräne fiel darauf. „Arme Bertha," fuhr die Gräfin Ida fort, denn sie war es, „ermuthige dich. Es wird vielleicht Alles noch gut geben. Er kann es nicht wagen, meinem Vasallen ein Leids anzuthun, er wird, er darf es nicht wagen! Nein, bei Gott, wenn ich auch nur ein Weib bin, er soll vor der Gräfin von Salmandingen so gut Achtung bekommen, als wäre ich ein Ritter und trüge einen Harnisch."

„Man sagt, der Pfalzgraf sey ein harter, strenger Mann," wandte Bertha schüchtern ein. „Er wird sich nur von seinem Willen leiten lassen."

„Die heilige Veronica stehe mir bei!" rief jetzt die Gräfin in ihren alten Zorn gerathend. „Jetzt will sie gar noch den Pfalzgrafen vertheidigen, der ihren eigenen Vater gefangen hält und ihm vielleicht schon den Prozeß gemacht hat!"

Ein Glück war's, daß die hart Getadelte eben in die Ferne sah und die heftig ausgestoßenen Worte überhörte, sonst würde die neue Kränkung sie noch schwerer getroffen haben, als die erste. So aber schien sie von einem andern Gegenstande ergriffen zu seyn, denn in weiter Ferne sagte ein Reiter den engen Steig herauf, der zum Schloß Sol-

mandungen führte, und nur einem ungeschwächten Auge war es möglich, den Gegenstand jetzt schon genau zu erkennen.

„Er kommt!“ rief Bertha mit mehr Bewegung, als man ihrem sanften Wesen zugetraut [illegible]. „Er muß eine wichtige Nachricht haben, denn er reitet auf Tod und Leben!“

„Gott sey gelobt!“ sprach mit einem tiefen Athemzuge die Gräfin. „Nun werden wir doch erfahren, woran wir sind.“

Eilig befahl Gräfin Ida einem harrenden Diener, die Zugbrücke niederzulassen, und bei der Eile, die der Reiter zu haben schien, stand es nur wenige Minuten an, so sprengte er in den Schloßhof. Einen Augenblick darauf stand er vor den beiden Frauen.

Es war ein schmucker Jüngling von etwa 24 Jahren. Sein Gesicht glühte von dem scharfen Ritte. Den schönen Zügen nach hätte man ihn für einen der adelichsten Männer gehalten und doch bezeugte die einfache Blechhaube und der lederne Koller, daß es nur einer der Kriegsknechte der Gräfin war.

„Sprich, Christian!“ rief ihm die Gräfin entgegen. „Was bringst du für Nachrichten?“

Der Angeredete schwieg verlegen. Unwillkürlich trafen seine Augen die Dame, welche wir bisher mit dem Namen Bertha bezeichnet haben.

„Ist dir etwa die Zunge vertrocknet?“ fuhr die Gräfin zornig auf. „Oder weißt du meinen Befehlen nicht mehr zu gehorchen?“

„Verzeiht, gnädigste Frau,“ entgegnete der Knecht: „aber was ich zu sagen habe, wünschte ich Euch allein mitzutheilen.“

Bertha erhob ſich.

„Bleibe, Bertha!“ herrſchte die Gräfin. „Und wäre es das Aergſte. Du ſollſt es auf einmal hören. Beſſer den Giftbecher geleert, als eine Woche daran geſchlürft. Nun ſag' deine Mähr' an.

„Ihr wollt es,“ begann der Knecht mit ſcheuem Blicke auf Bertha. „Nun ſo denkt Euch das Aergſte.“

„Er hält ihn ohne Zweifel in ſeinem tiefſten Kerker gefangen?“ fragte mit funkelnden Augen die Gräfin.

„Er hält ihn nicht mehr gefangen,“ fuhr Chriſtian, die Worte ſcharf betonend, fort.

Bertha ward bleich wie der Tod. Sie drohte auf dem Schemel umzuſinken. Der Knecht ſprang ihr bei. Doch gewaltſam faßte ſie ſich. „Nur weiter,“ ſprach ſie, „ich bin gefaßt, das Schlimmſte zu hören.“

„Der Ritter von Moringen iſt nicht mehr unter den Lebenden,“ ergänzte der Knecht ſeine Rede.

Wie ein Blitzſtrahl traf dieſes Wort die Gräfin von Salmandingen. Ihr Auge flammte, ihr Buſen hob ſich ſtürmiſch. Sie achtete nicht der Freundin, welche die Nachricht von ihres Vaters Tod in eine Bildſäule verwandelt zu haben ſchien. Der Knecht mußte Alles erzählen, was er wußte.

Wir können die Geſchichte in wenigen Worten mittheilen. Der Pfalzgraf Hugo von Tübingen hatte drei Ritter gefangen, alle drei angeklagt, das Land durch Rauben und Morden in Unruhe verſetzt zu haben. Zwei derſelben begnadigte er, ob ſie wohl ſchuldiger waren, als der Ritter von Moringen; denn es waren ſeine Vaſallen. Dieſen aber, den Vaſallen der Gräfin von Salmandingen ließ er aufhängen, eine Strafe, die damals über Raubritter nicht ſelten verhängt wurde.

Die Gräfin von Salmanzingen ging mit heftigen Schritten auf und ab. Der Schmerz der unglücklichen Bertha löste sich in Thränen auf.

„Die beiden also hat er losgelassen," sprach die Gräfin heftig zu sich selbst, „und ihn ließ er hängen, weil er mein Vasall war! Gut, Herr Pfalzgraf, Ihr sollt es bereuen! Weine nicht, Bertha!" fuhr sie, zu dieser gewandt, fort, „du sollst Rache haben, blutige, ernste Rache! Nie soll eine Unbill schwerer gebüßt worden seyn."

Ein schneller Entschluß schien ihr durch die Seele zu fahren.

„Du bist müde, Christian," sprach sie, wie beruhigt durch den Rachegedanken. „Geh' hinunter und erquicke dich. Der Hausmeister wird dir Speise und Trank vorsetzen. Aber spute dich, sattle mein bestes Roß, in einer Stunde mußt du wieder auf dem Wege seyn!"

Der Knecht entfernte sich, nicht ohne einen tiefen Blick voll Wehmuth und Mitleid auf Bertha von Morungen geworfen zu haben.

„Was wollt Ihr beginnen?" fragte jetzt Bertha ängstlich, ob der Heftigkeit ihrer Herrin und Freundin das eigene Unglück fast vergessend.

„Frage mich nicht," sagte ernst und entschlossen die Gräfin. „Es ist beschlossen, und kein Mensch soll mich von meinem Vorsatze abwendig machen."

Die beiden Frauen verließen jetzt den Söller; Bertha, um in ihrer Kammer dem Andenken ihres Vaters ihre stillen Thränen zu weihen, die Gräfin aber, um wenige Zeilen auf Pergament zu schreiben.

Diese Zeilen erhielt der Knecht Christian, und in weniger als einer Stunde jagte er mit nicht geringerer Eile

als er vorhin bei ſeiner Ankunft gezeigt, die entgegengeſetzte Straße hin, welche ins ſchwäbiſche Oberland, der Stadt Ravensburg zuführt.

II.

Sie liebte ihn nicht, und er liebte ſie nicht; die beiden aber beſchloſſen, ſich zu heirathen.

Altes Stück

Es war ungefähr acht Tage ſpäter. Der Knecht Chriſtian war von ſeinem Ritte längſt zurückgekehrt.

Wiederum ſaßen Gräfin Ida und ihr Edelfräulein Bertha beiſammen, im einſamen Gemache. Aber ſie ſchienen dießmal ihre Rollen gewechſelt zu haben. Zwar bemerkte man auf Berthas Geſicht immer noch eine gewiſſe Trauer, aber ſie war gedämpft durch einen Zug der Reſignation, wie derſelbe nach herbem Schmerze bei leicht erregbaren Gemüthern ſich einzuſtellen pflegt, wenn ſie einſehen, daß dem Schickſal nicht zu trotzen iſt. Dagegen zeigte ſich bei Ida ein Schmerz ganz anderer Art; es war nicht die Ruhe der Entſagung, nicht das bittere Gefühl, das ſich nach durchgekämpftem Kampfe und überwundenem Leiden einſtellt, ſondern es ſchien ihr das böſe Schickſal in all' ſeiner Tücke vor Augen zu ſchweben. Sie war mitten im Kampfe mit demſelben begriffen.

Unten im Schloßhofe bemerkte man eine auffallende Bewegung; denn obwohl es auch ſonſt nicht ganz ſtill an der Hofhaltung der reichen Gräfin von Salmandingen zuzugehen pflegte, ſo war doch heute ein ganz anderes Leben. Faſt hätte man glauben ſollen, das Hausgeſinde der Gräfin

rüſte ſich zu einem Feſte, wenn nicht das Geſicht der Beherrſcherin des Schloſſes etwas ganz anderes geweiſſagt hätte.

Diener giengen ab und zu.

Jetzt kam Einer, zu melden, daß man bei Ringingen einen Haufen Reiter thalaufwärts ziehen ſehe. Gräfin Ida nickte blos, ohne ein Wort zu ſprechen, aber der Wechſel der Farbe in ihrem Geſichte zeigte deutlich, daß ihr die Nachricht nicht ſo gleichgültig geweſen ſey, als ſie ſich den Anſchein zu geben ſich bemühte.

„Noch iſt es Zeit," ſagte Bertha, nachdem der Diener ſich entfernt hatte; „beſinnt Euch, Gräfin, ehe Ihr das Unwiderrufliche beſchließet!"

„Es iſt beſchloſſen," erwiederte die Gräfin ernſt. „Glaubſt du, die Gräfin von Salmaudingen werde wortbrüchig werden?"

Das Fräulein von Moringen erhob ſich und legte ſanft den Arm um die Achſeln der Gräfin Ida, welche ihr Haupt ſinken ließ.

„Ida, liebe Ida!" ſagte ſie; „du biſt meine Freundin von Jugend auf, nunmehr mein einziger Schutz, da mein Vater nicht mehr iſt." Bei dieſen Worten drohte der Schmerz bei ihr von Neuem auszubrechen; aber ſie faßte ſich ſchnell. „Du willſt wegen meiner dich aufopfern? Sieh! das Geſchehene iſt nicht mehr zu ändern. Aber du? wirſt du auch glücklich ſeyn, wenn du dem Herzoge die Hand reichſt?"

„Habe ich ſie ihm nicht zugeſagt?" war die dumpfe Antwort.

„Noch nicht," fuhr Bertha eifrig fort. „Noch iſt Alles zu ändern. Wegen meiner ſoll kein Krieg entſtehen. Ich überlaſſe dem Vater im Himmel oben die Rache. Der Herzog, ſagt man, werbe blos um dich, deiner Güter halber, nicht deiner ſelbſt willen. — Blicke nicht böſe, du haſt

ja selbst gehört, was Christian sagte, als er von dem Schlosse des Welf zurückkehrte."

„Du bist ein Kind," erwiederte Ida, spöttisch-bitter lächelnd, „glaubst du, man dürfe den Herzog mit denselben Augen betrachten, wie einen gewöhnlichen Ritter? Er hat große Plane im Werke, und bei Gott! ich will ihm beistehen." Sie richtete sich stolz auf bei diesen Worten. „Der Welf," fuhr sie mit Energie fort, „ist kein Schwächling, wie die andern deutschen Grafen und Fürsten, die schon um meine Hand warben. Wohl mag er herb und ungeschliffen sich zeigen, aber um desto männlicher ist sein Herz. Und glaubst du, die Andern hätten etwa blos um meiner selbst willen um mich geworben? Mein reiches Erbtheil war es, das sie anlockte. Wenn ich meines Reichthums wegen einen Gemahl mir erkaufen soll, so soll es der Tapfersten Einer seyn, daß ich mit Stolz mich seine Gattin nennen möge."

„Und der fremde Ritter," warf Bertha leise ein; „derselbe, dessen du so oft gegen mich erwähntest?"

Eine flüchtige Röthe überflog das Gesicht der Gräfin Ida, und sie kam in sichtliche Verlegenheit.

„Nenne mir ihn nicht," sagte sie heftig. „Warum alte Erinnerungen hervorrufen, die doch vergebens sind? Ich habe dir die Geschichte wohl hundertmal erzählt, und doch muß ich sie wieder erzählen," fuhr sie mit fast wehmüthiger Stimme fort. „Es war auf dem Tournier zu Kollu, jetzt wohl zwei Jahre. Ich war damals noch schüchtern und mein Vater lebte noch. Viele Fürsten, Grafen und Ritter waren beisammen, und darunter manch' hoher Herr von großer Schonheit. Doch Einer war es, der die Blicke aller Damen auf sich zog. Ich sehe ihn noch, in seinem glänzenden und doch so einfachen Panzerhemde, wie

er ſo ruhig und fröhlich lächelte, als giengen ihn alle die Blicke gar nichts an. Und als der Tag des Tournieres kam, da trug er keine Schärpe; er mochte wohl keiner Dame die Auszeichnung gönnen. Dennoch war er der erſten Einer und nur ſeiner Großmuth hatte es der Sieger zu verdanken, daß er und nicht der unbekannte Ritter den erſten Dank davon trug. Vielleicht mochte er den Dank aus den Händen, die ihn ſpendeten, nicht empfangen! Unter allen Anweſenden ſah ich nur auf ihn und ich weiß noch gar wohl, wie ſich mein Vater erzürnte, da ich einem Fürſten, der mich anredete, keine Antwort gab, weil ich ſeine Anrede gar nicht gehört hatte und meine Gedanken ganz wo anders waren. Gar zu gerne hätte ich gefragt, wer der Ritter ſey, aber ich ſchämte mich; ich glaubte, Jedermann würde mir's anſehen, warum ich frage. Seither habe ich ihn nicht wieder geſehen, doch nimmermehr werde ich ihn vergeſſen."

Sie ſchwieg, in Erinnerung verſunken. Aber nur wenige Augenblicke beugte ſich ihr Haupt; gleich darauf erhob ſie es wieder ſtolz und ihr Blick zeigte keine Spur mehr von dem Gefühl, das ſo eben noch ihren Buſen beſeelt hatte.

„Es war ein Traum," ſagte ſie, die Locken ſchüttelnd, um die letzte Spur deſſelben zu verwiſchen; „mag es ein ſchöner Traum geweſen ſeyn, nie könnte er verwirklicht werden, wenn ich auch wollte. Denn hat er etwa mich geſehen? oder wenn er mich geſehen, mich beachtet? Er weiß nichts von mir, ich weiß ſeinen Namen nicht; wir ſind einander fremd. Die Wirklichkeit ruft jetzt, und ihr will ich gehorchen."

In dieſem Augenblicke meldete ein Diener, daß die Reiter, von denen ſchon vorhin die Rede geweſen, am Fuße des Kernhübels, auf dem die Veſte von Salmandin-

gen ſtand, angelangt ſeyen und im Augenblick in den Schloßhof eintreten würden

„Es iſt gut," ſagte Gräfin Ida, „laßt die Zugbrücke herunter und empfangt ſie, wie man einen Fürſten empfängt. Du Bertha wirſt den Herzog zu mir auf die Kapelle ſenden, denn dort will ich ihn erwarten."

Raſch entfernte ſie ſich. — Wenige Minuten darauf ertönte das Hüfthorn der Ankommenden. Vom Schloſſe Salmandingen aus wurde ihnen gebührend geantwortet; die Zugbrücke raſſelte nieder, und der Herzog Welf VII. mit einem fürſtlichen Gefolge ritt in den Schloßhof, wo ihn der Hausmeiſter der Gräfin mit ihren vaſallenpflichtigen Edeln empfieng.

Im großen Banquetſaale war für die Neuangekommenen bereits das Nöthige zugerüſtet und die Ritter des Herzogs machten es ſich bald bequem. Der Herzog ſelbſt aber ſchritt der Weiſung des Edelfräuleins von Moringen zufolge der Kapelle zu.

Als die Gräfin von Salmandingen das Zimmer verlaſſen hatte, um, wie ſie geſagt, die Kapelle auf der Spitze des Berges zu beſuchen, war ſie in großerer Aufregung, als ihr Aeußeres vermuthen ließ. Die Wendung ihres Lebensſchickſals lag nun in ihrer Hand. Auf ſie kam es an, ob ſie auf immer dem Herzog Welf angehören oder aber ihrer Neigung folgen wollte. Bald kühlte jedoch der friſche Alpwind ihre glühenden Wangen ab, und je höher ſie ſtieg, um ſo freier ward es ihr ums Herz, um ſo muthiger athmete ſie und um ſo entſchloſſener dachte ſie über ihre Zukunft nach.

Die Kapelle Salmandingen, die noch in demſelben Zuſtand, wie früher, exiſtirt, liegt wohl eine kleine Stunde oberhalb des Dorfes gleichen Namens. Ein enger Fußſteig

führt hinauf, mitten zwischen Gebüsch und Wiesengrund. Die Gräfin hielt nicht an, bis sie oben angelangt war. Um so großartiger war die Aussicht, die sie jetzt genoß.

Die Sonne war fast am Untergehen und beleuchtete nur noch die Berggipfel mit ihrem Golde. Links gegen den Schwarzwald hin erglänzte der Farrenberg, an dessen Fuße die Belsener Kapelle steht, im Abendroth und das tiefe Thal zwischen ihm und dem Kornbühel sah wie ein tiefes offenes Grab aus, an dessen einer Seite der Farrenberg als Sarg stand; weiter hin in weiter Ferne winkten die hohen Gebirge des Schwarzwaldes, hinter denen die Sonne zu verschwinden drohte. Weiter rechts, gerade gegen Westen, eröffnete sich eine weite Ebene, und man übersah das Neckarthal, Tübingen und das gesegnete Land, das der Württemberger das Unterland nennt. Von keiner Spitze der Alpkette hat man eine herrlichere Fernsicht in diese Gegend, als von der Salmandinger Kapelle aus. Wendet sich aber der Blick noch mehr rechts, gegen Süden und Osten hin, so zeigen sich hohe Gebirge, theils nah, theils fern, und das Auge weiß nicht, wo es haften soll, ob auf dem Roßberg, dem Fitzenberg oder dem Hohenzollern. Unter sich aber sieht man fette Wiesenthäler mit üppigen Saatfeldern nur selten vermengt, und dichte Tannenwälder verleihen der lachenden Landschaft jenes Ernste und Düstere, das auf keinem Gemälde, welches wahrhaft ergreifen soll, fehlen darf.

Lange erlabte sich die Gräfin an dem Anblick. Sah sie doch in der ganzen Rundung nur eigenes Gebiet! Sie fühlte sich stolz, daß sie fast all' das, was ihr Auge erblickte, ihr eigen nennen konnte; und ein Gefühl des Trostes zog in ihre Brust ein, den kein Priesterwort ihr verliehen hätte. Gefaßt trat sie in die schmucklose Kapelle.

um vor dem Bilde der heiligen Veronica, das aus Holz roh gezimmert ein Gegenstand der Anbetung ringsum war, ihr Gebet zu verrichten.

Nicht lange mochte sie da gekniet haben, da weckte sie Sporenklirren aus ihrer Andacht. Sie schaute sich um, und ein hoher Ritter in voller Rüstung stand vor ihr am Eingang der Kapelle.

Es war Welf VII., der stolze Sohn des stolzen Welf VI. Ein Bärenfell hieng über seinen Schultern und sein Helmbusch winkte finster über das düstere, obgleich nicht unschöne Gesicht herab. Ein dichter Bart bedeckte die Wangen und Oberlippe, und die Augen funkelten unter buschigen Augenbraunen nicht eben am freundlichsten hervor, ob man gleich wohl sah, daß der Herzog sich zur Freundlichkeit zwang.

„Verzeiht, holde Gräfin," begann er, „ich würde es nicht gewagt haben, Euch in Eurer Andacht zu stören, wäret nicht Ihr selbst es gewesen, die mich hieher beschied."

„So ist es, Herr Herzog," versetzte ernst und bestimmt die Gräfin. „Verbindungen für die Ewigkeit schließen sich am besten an heiligem Orte."

Der Herzog antwortete Nichts. Nach einer Pause fuhr die Gräfin fort: „Ihr habt um meine Hand geworben, ich sage sie Euch zu, unter Einer Bedingung."

„Sprecht, Gräfin," sprach jetzt der Herzog kurz. „Es giebt keine Bedingung, die ich nicht Euch zu lieb erfüllen möchte."

„Ob Ihrs mir zu lieb thut, weiß ich wahrhaftig nicht," meinte die Gräfin, mit einem Lächeln, das sich für diesen Ort fast nicht paßte. „Doch sey es, ich baue auf Euer Herzogliches Wort. Ihr wißt," fuhr sie fort, „wie mich der Pfalzgraf von Tübingen behandelt; Ihr wißt, daß er

einen meiner Vaſallen, trotz meiner dringenden Vorſtellungen, wie einen gemeinen Strauchdieb aufhängen ließ. Ich will Rache haben, blutige Rache für dieſe Beſchämung, und der Mann der Rache ſeyd Ihr."

Ihr Auge blitzte, als ſie die letzten Worte ſprach; doch nicht minder feurig leuchtete das Auge des Herzogs.

„Beim Bart meines Vaters, es gilt," rief der Herzog; „Ihr ſollt Rache haben, vollſtändige Rache. Wäre er auch mein Freund, der Gräfin von Salmandingen zu lieb opferte ich ihn; aber der Pfalzgraf Hugo iſt nicht mein Freund. Er hört auf Pfalzgraf zu ſeyn, oder bin ich nicht mehr Herzog Welf."

„Noch Eins," ſprach die Gräfin, „es muß Alles vollendet ſeyn, ehe ich Euch an den Traualtar folge."

„Es ſey!" verſetzte Welf, und reichte ihr die Hand.

Stillſchweigend verließen ſie die Kapelle; ſtillſchweigend erreichten ſie das Schloß Salmandingen. Freundlicher als je war heute der Herzog Welf. Die Gräfin Ida aber verſchloß ſich in ihre Kammer. Die Ritter des Herzogs banquetirten die ganze Nacht hindurch. Des andern Morgens aber verließ der Herzog mit ſeiner Schaar die Burg, und es war dort wieder ſo ſtill, als zuvor.

III.

Und immer lauter, als ob Felscolosse
Aus ihrem Grund sich hüben, tobt die Schlacht,
Und wuthvoll rennen dort und hier die Rosse,
Die einst Neptunus Roß ans Licht gebracht.
Wild an einander prallen die Geschosse,
Der Krieger Glut wogt allhin angefacht:
Und Lusus Söhn' in Wuth zerhau'n, durchbohren
Brustharnisch, Küraß, Panzerhemd der Mohren.

Camöens

Um die Zeit, von der wir sprechen, stritten zwei große Familien um die Oberherrschaft in Deutschland. Zwei Jahrhunderte lang dauerte dieser Kampf und auch am Ende desselben konnte sich kein Theil rühmen, den andern überwunden zu haben, denn das Haus der Welfen blüht noch in verschiedenen Königsgeschlechtern, und das Haus der Hohenstaufen ist nur seiner männlichen Linie nach von der Erde verschwunden.

Mit fast zauberhafter Schnelligkeit waren die Hohenstaufen von einfachen Rittern zu Kaisern von Deutschland emporgestiegen. Noch in der Mitte des eilften Jahrhunderts schrieben sie sich Freiherrn von Büren, und besaßen nur neben wenigen Gütern ein kleines Schloß in der Nähe von der jetzigen Stadt Lorch, das man heutigen Tags noch sehen kann, und von den Umwohnern nur das Wäscherschlößchen genannt wird. Allein durch seine Gemahlin Hildegard, eine Gräfin von Hohenlohe, erhielt der Letzte, der sich Freiherr von Büren nannte, viele Güter in Schwaben und im Elsaß. Fünf Söhne hatte er; zwei derselben bauten die Veste „Hohenstaufen." Wohl findet man jetzt auch nicht einmal mehr eine Spur von den Trümmern dieser mächtigen Burg, aber der Name Hohenstaufen lebt ewig fort.

Die Burg stand auf der Spitze des Berges gleichen Namens Dieser erhebt sich frei und kühn am östlichen Ende der Alp zwischen den Thälern der Rems und der Filz. Am Ende des eilften Jahrhunderts ward die Burg aufgebaut, und von da schrieben sich die Besitzer Freiherrn von Hohenstaufen. Der Erbauer Friederich (sein Bruder und Miterbauer Conrad starb in der Blüthe der Jahre) war bestimmt, den Ruhm seines Hauses zu gründen. Am Hofe Heinrichs IV., Kaisers von Deutschland, that er sich also hervor durch ritterliche Thaten und noch mehr durch seinen Reichthum an Geist und Verstand, daß er nicht blos die Liebe der Kaiserstochter Agnes, der Abkömmlingin Karls des Großen gewann, sondern auch vom Kaiser zum Herzog von Schwaben erhoben wurde. Von da an war Hohenstaufen ein Fürstensitz geworden. Friederichs Söhne hießen Friederich und Conrad. Der Letztere wurde vom Kaiser zum Herzog in Franken ernannt. Durch Kauf und Kampf mehrten sich ihre Güter in ganz Deutschland. Da starb Kaiser Heinrich V., der Sohn Heinrichs IV., der Oheim der beiden Herzoge von Staufen. Er vermachte seinen Neffen alles Eigenthum, das von seinen Vätern, vier deutschen Kaisern und Königen, erworben worden war. Die Zahl der Schlösser, Städte und Dörfer, der Kleinodien von Gold und Edelgestein, war eines Kaisers würdig. Wohl mußten die Neffen um dieses Erbe kämpfen, aber ihr tapferes Schwert erhielt sich das kostbare Vermächtniß. Nach Kaiser Lothars Tod ward Conrad, Herzog von Staufen, zum König von Deutschland und Italien erwählt. Ihm folgte auf dem Throne sein Neffe, Herzogs Friedrichs Sohn, gleichfalls Friederich geheißen; denn König Conrad hatte den großen Geist Friederich's erkannt und darum übergieng er seinen eigenen noch minderjährigen Sohn Friederich, um den Kai-

ſen, den nachmaligen Kaiſer Rothbart, den deutſchen Ständen zu empfehlen. Wer unter den Deutſchen kennt nicht den Namen: „Kaiſer Friederich, der Erſte, Rothbart oder Barbaroſſa genannt?“ — Lebt er ja noch immer fort im Munde des Volks, und die Sage läßt ihn einſt aus ſeinem Grabe auferſtehen, um ſeinem Volke in Zeiten der höchſten Noth ein Führer zu ſeyn! Große Männer ſterben nicht, ſondern leben ewig fort im Gedächtniß der Menſchen. Seit dem Jahr 1152 herrſchte Kaiſer Barbaroſſa über Deutſchland und Italien.

Um die Zeit alſo, von der wir ſprechen, war das Geſchlecht der Hohenſtaufen in ſeiner höchſten Blüthe. Nur Eine Familie war es, die derſelben Stand zu halten vermochte, die Familie der Welfen.

Uralt iſt dieſes Geſchlecht. Denn ſchon in der Völkerwanderung ſpielten ſeine Stammhäupter eine Rolle, und zu Kaiſer Karls des Großen Zeiten waren die Welfen bereits alſo hoch angeſehen und hochgeſtellt, daß eine Welfin, Judtta mit Namen, dem Sohne Karls, dem nachmaligen Kaiſer Ludwig, dem Frommen, zum Gemahl gegeben wurde. Ihre Güter und Beſitzungen reichten vom Bodenſee bis an die Nordſee. Sachſen und Baiern war ihr Eigenthum. In Oberſchwaben gab es keine reichere Familie, als die der Welfen, und von ihnen ſtammt das alte Ravensburg, da dort die Grafen von Altdorf, wie ſich die Welfen auch ſchrieben, ſchon im Anfang des eilften Jahrhunderts eine überaus feſte und großartige Burg erbaut hatten. Die alte Burg Altdorf ſchenkten ſie den Mönchen von Altenmünſter und alſo entſtand die uralte Abtei Weingarten, der reichſten und wichtigſten Eine in Deutſchland, der Sitz des Erbbegräbniſſes der Welfen. Warum ſie ſich Welfen genannt, darüber erzählt die Volksſage Verſchiedenes, wahrſcheinlich iſt's aber,

daß sie sich an List und Tapferkeit den Wölfen gleich hielten, und von ihnen den Namen sich beilegten. Nur ein solch hohes Geschlecht konnte es wagen, dem mächtigen Kaiserhause der Hohenstaufen zu trotzen.

Zwar war im Anfang des Jahrs 1164 zwischen beiden Geschlechtern Friede. Der Kaiser Barbarossa hatte einen Kriegszug nach Italien gethan, und des alten Welf VI. Sohn begleitete ihn mit seinen Mannen, aber so groß war die Feindschaft und Eifersucht zwischen den beiden Familien, daß auch der geringste Umstand Anlaß zu blutigen Thaten gab. In Schwaben herrschte damals, als Herzog, Friederich von Rothenburg, der Sohn König Conrads, der Vetter des Kaisers Barbarossa, ein tapferer Staufe; allein entweder war er zu schwach, um den Frieden zu erhalten oder war's ihm selbst gelegen, wenn die Welfen zur Fehde aufgereizt wurden, um seinen Haß in ihrem Blute kühlen zu können; — nie war's in Schwaben ganz ruhig.

Pfalzgraf Hugo von Tübingen, denn damals war Tübingen noch nicht zu Württemberg gehörig, sondern bildete eine eigene mächtige Grafschaft, war auf der Partei der Staufen. Allein er war zugleich einiger Lehen wegen der Vasall des Herzogs Welf. Schon längst war der Saame der Zwietracht zwischen dem Herzog und dem Pfalzgrafen gesäet, und als der alte Welf nach Italien gieng, um sich den Besitz seiner dortigen großen Güter zu sichern, und seinen Sohn, Welf VII., von dort zurückberief, und ihn zum Herrn seiner schwäbischen Erbgüter einsetzte, da brauchte es nur eines geringen Zündstoffes, um die Flamme der Zwietracht anzuschüren. Der aufgehangte Ritter von Mehringen war der Zündstoff.

Es war am 6. Sept. des Jahrs 1164, da zog ein mächtiger Kriegshaufe das Neckarthal von Kirchentellins-

furth herauf und lagerte sich auf der weiten Ebene vor der Pfalz Tübingen. Dort ist das Thal so breit, daß auch eine große Armee Platz hätte. In der That waren die hier versammelten Streitkräfte so stark, daß in damaligen Zeiten selten ein stärkeres Heer ins Feld gestellt wurde. Herzog Welf VII. hatte alle seine Vasallen und Verbündete aufgeboten, um den Pfalzgrafen um so gewisser zu demüthigen. Mit ihm waren der Herzog Berthold von Zähringen, die Markgrafen von Baden und von Vohburg, die Grafen von Calw, Böhringen, Pfullendurf, Berg, Ramsperg, Habsburg, Kirchberg, die Bischöfe von Augsburg, Speier und Worms und viele andere Edle und Ritter. Der ganze Kriegshaufen mochte wohl 12,000 Köpfe stark seyn. Auch die Gräfin von Salmandingen hatte ihre Mannen gestellt, und so sehr war sie von Rachegefühl und ritterlichem Geiste beseelt, daß sie selbst mit ins Lager zog, von dem Herzoge und seinen Anhängern mit großen Ehren aufgenommen. Daß Damen von edlem Geblüte mit ihren Gatten ins Feld rückten, war damals nichts Seltenes, so wenig als ein Bischof in Wehr und Waffen. Ja man erzählt in alten Chroniken von vielen Frauen, die sogar die Kreuzzüge mitgemacht und mit leichten Panzerhemden angethan, selbst tapfere Thaten verrichtet hatten. Die Griechen, denen solche Erscheinungen ein Wunder däuchte, nannten eine dieser Damen, eine Frau aus dem edelsten und reichsten Geschlechte Frankens, die Amazonenkönigin, denn sie glaubten nicht anders, als daß die Wunder vom alten Amazonenreich wieder erwacht seyen, als sie die kriegerisch geschmückte Frau stolz zu Pferde sitzen sahen.

Auf dem großen freien Raum zwischen Tübingen und dem Dorfe Derendingen ward das Lager geschlagen, und die ganze Nacht hindurch brannten Feuer, wie es schien,

mehr um die Feinde zu verhöhnen, als zur Vorsicht. Denn im Lager des Welf zweifelte Niemand an einem nahen Siege, und die Ritter banquetirten die ganze Nacht hindurch, sich auf fröhliche und glanzvolle Waffenthaten zutrinkend.

Der Pfalzgraf Hugo war dagegen auch nicht müßig gewesen. Zwar konnte er selbst nur eine kleine Mannschaft zusammenbringen, allein er hatte mächtige Freunde. Sogar der Herzog Friederich von Schwaben, oder wie er sich gewöhnlich nannte, von Rothenburg, war zu ihm gestoßen, und hatte an die 1600 Reiter mitgebracht. Nächst ihm waren die Mächtigsten seiner Verbündeten die Grafen von Zollern und von Rothenberg oder auch Württemberg, wie sich die Freiherrn nach ihrer Erhebung in den Grafenstand gewöhnlich nannten. Allein alle diese zusammen hatten doch nicht mehr als 6000 Mann aufstellen können, so daß die Freude des Siegs im jenseitigen Lager keine unwahrscheinliche schien. Doch konnte der Pfalzgraf, wenn er sich in keine Feldschlacht einließ, auf seinem festen Schlosse einer Belagerung lange Trotz bieten.

Da, wo das jetzige Schloß Hohentübingen steht, stand schon damals eine mächtige Burg, die Pfalz genannt. Der Bergrücken zwischen dem Neckar- und Ammerthale ist hier zweimal fast gänzlich durchschnitten. Der eine Durchschnitt geht nicht tief und die Kunst mußte daher nachhelfen, um durch einen tiefen breiten Graben die Veste von dem daran stoßenden Bergrücken zu trennen; der andere Durchschnitt aber ist so breit und tief, daß derselbe fast nicht höher steht, als die beiden Thäler des Neckars und der Ammer. Auf der höchsten Spitze des also von dem Gebirge getrennten Bergkegels ward die Burg erbaut, welche schon frühe eine kaiserliche Pfalz wurde. Dieselbe war eines der festesten Schlosser im Schwabenlande und trotzte mancher Belage-

rung. Hohe, breite Ringmauern umgaben es, und auf allen vier Seiten war der Abhang so steil, daß kein Feind denselben zu erklettern wagen konnte. Nur gegen die Stadt hin, welche am Abhange des Kegels erbaut war, zeigte sich dieser etwas weniger abhängig, allein hier schützte ein doppeltes Thor und ein tiefer Graben, breit genug, um viele hundert Mann in seiner Tiefe zu begraben.

So sehr baute der Pfalzgraf auf die Festigkeit seiner Burg, daß er nicht einmal die Neckarbrücke, welche Tübingen mit den Dörfern auf der rechten Seite des Flusses verband, abtragen ließ. War doch seines Kriegsvolks so viel, daß dasselbe im Schloße nicht alles Platz hatte, sondern in einem am Fuße der Pfalz aufgeschlagenen Lager campirte! Ueberdieß waren auf dem linken Ufer des Flusses, der hier, im Sommer wenigstens, leicht genug ist, um durchwatet werden zu können, Verschanzungen errichtet, welche der Feind erst zu stürmen hatte, ehe er die Belagerung des Schlosses selbst beginnen konnte.

Die Nacht hindurch war Ruhe und auch am andern Tag, als an einem Sonntage, schien der Friede noch nicht gestört werden zu wollen. Die Genossen des Herzogs Welf waren unter sich selbst uneins, indem ein Theil durchaus auf die Entscheidung einer Schlacht drang, während der andere vorher das Mittel der Unterhandlung nicht unversucht lassen wollte. Die Letzteren drangen durch, und viele Edle und Grafen, den Bischof von Worms an der Spitze, ritten mit einem weißen Friedensfähnlein ins Lager des Pfalzgrafen hinüber, um diesen zum Frieden und zu hinreichender Genugthuung gegen den Herzog Welf zu vermogen.

Allein der Friede sollte nicht zu Stande kommen. Einige Knechte des Herzogs Welf wurden des langen Harrens ungeduldig. Heimlich oder offen — das erzählt die Ge-

ſchichte nicht, — verließen ſie das Lager bei Derendingen und begannen mit denen von Tübingen über den Neckar hinüber Schimpfreden zu wechſeln.

„Kommt herüber, wenn ihr keine feige Burſche ſeyd;“ riefen die Weilſchen auf dem rechten Neckarufer.

Die Tübinger aber mochten ſich nicht ſchelten laſſen, und ſo begann der Kampf. Im Anfang beſchränkte er ſich nur auf Einzelne, aber bald kamen den Weilſchen einige Kameraden zu Hülfe, und auch die Tübinger blieben nicht ohne Succurs. So ward der Streit immer hitziger und allgemeiner, und die Tübinger waren im Begriff, über die Brücke zurückgeworfen zu werden.

Weder im Lager der Weilſchen, noch auf der Pfalz Tübingen ahnte man Etwas von dem begonnenen Kampfe. Die Grafen und Ritter, die nicht bei den Friedensunterhandlungen zugegen waren, vergnügten ſich beim Morgentrunke oder bei ſimpfem Waffenſpiel. Auch auf der Burg Hohen-Tübingen ſehen wir zwei Jünglinge ſich alſo die Zeit vertreiben. Der Eine mochte kaum 20 Jahre zählen und ſchien etwas ſchwächlicher Natur zu ſeyn. Sein ſchwarzes Auge blickte faſt ſchwärmeriſch, und ſein ganzes Weſen ſchien eher zur Schwermuth als zur Fröhlichkeit geſtimmt. Auf ſeiner Oberlippe war erſt ein kleiner Flaumanflug zu bemerken und nur die Gewandtheit, mit der er die Waffen führte, zeigte, daß Kraft in ihm wohne. Der Andere mochte wohl ſechs oder acht Jahre mehr zählen und war in Allem das Widerſpiel des Erſtern. Sein blondes Haar fiel in reichen Locken über ſeinen Nacken; auf den vollen Wangen blühte Geſundheit; ein ſtarker Schnurrbart verdeckte in Etwas den fröhlichen Zug um den Mund, um ſo freundlicher aber lachten die hellen, blauen Augen. Der Körper war robuſt, und indem er die Hiebe ſeines Gegners

parirte, ſchien er mehr nur ſein Spiel zu treiben, als ernſthaft ſich zu wehren. Es waren die Grafen Hugo von Tübingen, der Sohn des Pfalzgrafen, und Emich von Württemberg, der Streitgenoſſe deſſelben.

„Gut geſchlagen, mein junger Freund,“ ſagte der Graf von Württemberg, indem er einen ſicher geführten Hieb des Grafen Hugo abwehrte, ohne jedoch die Blöße, die jener dabei gab, zu benützen. „Wenn du ſo fortmachſt, ſo werde ich dir bald nicht mehr gewachſen ſeyn.“

„Spotte nicht, Emich,“ verſetzte der Andere, „du biſt ja der beſte Kämpfe im Schwabenlande und könnteſt es ſelbſt mit Kaiſer Friederich aufnehmen.“

„Ich wollte, ich könnte es auch ſonſt mit ihm aufnehmen,“ meinte lachend Graf Emich. „Freilich war ſein Großvater auch nur ein Graf und nicht einmal ein ſo reicher als ich, aber es wird nicht Jedermann Kaiſer!“

„Mit dem ewigen Frieden,“ ſchalt Hugo. „Nur im Felde kann man ſich hervorthun. Warum hat mich auch mein Vater nicht mit dem Kaiſer nach Italien ziehen laſſen!“

„Ei!“ verſetzte Emich, „ich dächte, Gelegenheit zum Hervorthun wird bald da ſeyn. Glaubſt du denn, der Friede komme zu Stande? Da müßte dein Vater weniger eigenſinnig und der Welf weniger ſtolz ſeyn.“

Indem näherte ſich der Graf von Württemberg dem Fenſter — das Kampfſpiel hatten ſie bereits aufgegeben — und ward von dem Schauſpiel, das ſich ihm darbot, nicht wenig überraſcht.

„Bei St. Polten!“ rief er, „da ſind ſie ja ſchon hinter einander, und wie es ſcheint, die Unſrigen hart bedrängt. Vorwärts, Hugo! zu Roſſe! Zichſt du im ernſthaften Spiele nur halb ſo gut, als ſo eben gegen mich, ſo haſt du die Ritterſporen wohl verdient.“

In einem Augenblicke war die Beſatzung im Schloſſe in Allarm gebracht. Es wurde zum Angriff geblaſen, und in wenigen Minuten rückte Graf Emich mit ſeinem jungen Freunde und einer beträchtlichen Anzahl Reiter dem Feinde entgegen.

Auch die in Friedensunterhandlungen begriffenen Ritter und Grafen waren jetzt von dem ausgebrochenen Kampfe benachrichtigt und bald geſtaltete ſich der kleine Streit zu einer formlichen Feldſchlacht, ohne daß jedoch die Anführer es vermochten, eine gute Ordnung unter ihre Leute zu bringen. Beſonders war dieß auf Seiten der Welfiſchen der Fall und ihnen zum großen Nachtheil. Ueberdieß hatten die Tübinger das Terrain für ſich.

Von beiden Seiten wurde tapfer geſtritten. Viermal ſtürmten die Welfen die Verſchanzungen am Neckar, aber viermal wurden ſie mit blutigen Köpfen zurückgewieſen. Immer von Neuem trieb ſie der Herzog Welf an, aber auch Pfalzgraf Hugo und ſeine Genoſſen wußten die Ihrigen anzufeuern. Schon begannen die Welfiſchen zu ermatten, und den Zeitpunkt benützend, ſchrie der Graf von Württemberg: „was zaudern wir länger und laſſen uns anfallen, wie Vögel im Käfig? Hinüber über den Neckar! Wir wollen ſie in ihrem Lager ſelbſt aufſuchen!“

Alsbald ſprengte er ſein Roß über das ſteile Ufer ins Waſſer hinab und ſetzte glücklich hinüber. Ihm folgte die ganze Streitmacht der Tübinger.

Nunmehr war die Schlacht bald entſchieden. Auf den Welfiſchen lag der Fluch der Angſt und Betäubung; die Tübinger aber feuerte die Gewißheit des Sieges an. Bereits flohen von welfiſcher Seite einige Haufen und riſſen andere Schaaren mit ſich; die Unordnung ward immer größer. Schon war der Welfen kaum nothdürftig befeſtig-

tes Lager von einer Seite erſtürmt. Nur auf zwei Punkten noch wurde der Kampf hartnäckig fortgeführt. Der eine war offenbar der, wo der Herzog Welf ſelbſt ſtritt. Die vornehmſten und tapferſten ſeiner Ritter hatten ſich um ihn geſammelt. Hieher lenkte Pfalzgraf Hugo die Seinigen, denn er wollte den Welf fangen. Die Edelſten ſtritten hier gegen die Edelſten, und der junge Hugo zeigte ſich der Worte des Grafen von Württemberg und des Kampfes am Morgen nicht unwerth. Der Welf ſtritt tapfer, allein der Haufe der Welfiſchen ſchmolz immer mehr zuſammen und der des Pfalzgrafen wuchs immer mehr, denn viele der Seinigen kehrten bereits von der Verfolgung der Welfiſchen zurück. Da ſah der Herzog Welf, daß der Tag für ihn verloren ſey und wandte ſich zur Flucht. Wohl waren die Verfolger hart hinter ihm her, wohl ſank noch Mancher ſeiner Kampfgenoſſen von dem Schwerte der Tübinger; aber es gelang ihm mit zweien oder dreien ſeiner Ritter, auf ſein feſtes Schloß Achalm ob Reutlingen zu entkommen.

Ganz anders endete der Streit auf dem andern Punkte, von dem wir ſprachen. Es war dieß inmitten des feindlichen Lagers. Hier hatte ein ſtarker Haufe von Kriegsknechten einen dichten Kreis geſchloſſen. Sie vertheidigten zwei Damen, die im Kreiſe eingeſchloſſen waren. Beſonders zeichnete ſich Einer unter ihnen durch ſeinen Muth und ſeine Tapferkeit aus, denn ſo oft auch die Feinde gegen ihn anſtürmten, ſo oft auch ſeine Genoſſen zur Flucht genöthigt waren, immer wußte er das Treffen wieder herzuſtellen.

Jetzt kam der Graf von Württemberg mit ſeinen Reiſigen angeſprengt. Er hatte ſo eben einen der letzten Haufen der Welfiſchen in die Flucht gejagt.

„Ergebt Euch,“ rief der Graf, „die Schlacht iſt für Euch verloren!“

Doch die von der feindlichen Seite ſchloſſen den Kreis nur um ſo dichter.

Jetzt bemerkte der Graf die Damen in der Mitte des Kreiſes, und obwohl er ſie nicht kannte und auch nicht erkennen konnte, da ſie dicht verhüllt waren, ſo beſchloß er doch, ihren Vertheidigern noch einmal zur friedlichen Ergebung zuzuſprechen.

„Halt!“ rief er, „wir ſtreiten nicht wider Frauen. Laßt Eure Waffen fallen und es ſoll Euch kein Leids geſchehen.“

Allein die Feinde trauten entweder nicht, oder waren ſie zu hartnäckig, oder erhielten ſie auch möglicher Weiſe von den Frauen ſelbſt eine andere Weiſung, kurz, ſie ſetzten den Streit fort.

„Glaubt Ihr, wir wüßten nicht, wie wir Frauen zu vertheidigen haben?“ rief derjenige unter ihnen, welchen wir vorhin als den Tapferſten bezeichnet haben, und führte einen ſcharfen Hieb gegen den Grafen von Württemberg.

„Ei, Burſche,“ meinte dieſer, den Hieb mit dem Schilde auffangend, „du ſcheinſt mir beſondere Ehre erweiſen zu wollen. Nun die Ehre ſoll dir zurückerſtattet werden!“

Jetzt war auch hier der Kampf ſogleich entſchieden; denn kaum hatten die Beiden einige Hiebe gewechſelt, ſo traf ein Schlag des Grafen den Andern ſo heftig, daß er betäubt zu Boden ſtürzte. Die Uebrigen ergriffen die Flucht, ohne daß jedoch die Frauen Miene machten, ihnen zu folgen. Ja, Eine ſogar näherte ſich wie mitleidig dem ſo eben gefallenen Kriegsknechte, um zu ſehen, ob er dem Tode ſchon verfallen ſey. Dieſer ſchlug die Augen auf, als das Mädchen ihr Geſicht über ihn gebeugt hatte.

„Er lebt!“ rief das Mädchen freudig, und ſey es nun die Freudenäußerung der Dame, die eine alſo magiſche

Kraft hatte, oder war der Schlag nicht so bedeutend gewesen, der Kriegsknecht erhob sich plötzlich wieder und stand wie frisch und gesund vor dem Grafen.

„Du scheinst einen ziemlichen Puff ertragen zu können," sagte dieser lächelnd, „doch es freut mich, wenns dir nichts gethan hat, denn ich glaube, du bist ein wackerer Bursche, um den es Schade wäre, wenn er keine Schläge mehr austheilen dürfte. Aber was sollen denn die Frauen hier? Seit wann trifft man solche in Kriegslagern?"

„Es sind meine Schwestern, Herr Ritter!" erwiederte der Knecht hastig. „Sie haben mich besucht, denn wir dachten nicht, daß die Schlacht so bald vor sich gehen würde. Ihr erlaubt vielleicht, daß sie bei ihrer Muhme in Tübingen einkehren dürfen, bis Ihr beschließt, was aus ihnen werden soll. Mit mir selbst mögt Ihr anfangen, war Ihr wollt, denn ich bin Euer Gefangener."

„Deine Schwestern?" sagte der Graf den Kopf schüttelnd. „Allein," fuhr er nach kurzem Besinnen fort, „Du gefällst mir mit deiner Dreistigkeit. Es sey so, du magst die Weiber oder Mädchen, was sie seyn mögen, selbst zu deiner Muhme führen und bis auf Weiteres ebenfalls dort bleiben. Doch wage einen Versuch zur Flucht und du wirst sehen, was daraus entsteht. Ihr da," rief er einigen seiner Knechte zu, „begleitet sie, aber thut ihnen nichts zu Leide."

Mit diesen Worten sprengte er, seine Reiter hinter ihm drein, davon und bald war er mit den andern Truppen des Pfalzgrafen wieder vereinigt.

Die Frauen aber und der Kriegsknecht, von des Grafen Reisigen begleitet, kamen ohne Hinderniße in Tübingen an.

IV.

Stecket Euch immerhin in rauhe Kleider und werfet einen Bauernkittel über Euch, Eure edle Gestalt und Euer stolzes Auge wird Euch verrathen.

Shakespeare.

Noch selten war eine Schlacht in kürzerer Zeit und mit weniger Hoffnung auf Sieg gewonnen worden, als die bei Tübingen am Sonntag, den 7. September des Jahres 1164. Nur zwei Stunden, von Morgens 9 Uhr bis eilf Uhr Mittags, hatte der Kampf gedauert, und dennoch war der Sieg so entschieden, daß wohl selten einer von größerer Ausdehnung erfochten wurde; denn der ganze große Kriegshaufen der Welfischen war gänzlich zerstreut; viele Hunderte hatten sich einzeln oder in kleinen Truppen in Hohlen und Wälder geflüchtet, und nur erst nach Tagen kamen sie wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um abermals zu dem Herzog Welf zu stoßen. Dennoch waren die Folgen nicht von der Art, wie man sie in jetziger Zeit erwarten würde. Der Pfalzgraf von Tübingen begnügte sich mit dem Siege und den gemachten Gefangenen, worunter viele edle Herrn und Grafen, von denen er sich ein großes Lösegeld versprach. Er entließ sogar einen Theil seiner Kriegsvölker, da ihm der Herzog Welf zu geschwächt schien, um bald von Neuem feindlich gegen ihn aufzutreten. Ja sogar, er unterließ es, die Veste Achalm anzugreifen, auf welche sich der Welf zurückgezogen hatte, obgleich der Graf von Württemberg auf eine schnelle Ueberrumpelung antrug. Die Freudenfeste in Tübingen wollten dagegen kein Ende nehmen. Alle Kriegsknechte des Pfalzgrafen erhielten Belohnungen und auf der Veste Hohentübingen reihte sich ein Banquet an das andere. Alle seine

Vasallen und Verbundete waren eingeladen, bei ihm zu verweilen, um seine Freude mit ihm zu theilen, und während die Gefangenen in ihren Gefängnissen schmachteten, war in den Sälen oben ihnen Jubel und Tanz. Doch verwilligte der Pfalzgraf den Edlen unter denselben ein ritterlich Gefängniß, und so oft im Schlosse banquetirt wurde, wurden auch sie nicht vergessen.

Wir verfügen uns in den untern Theil der Stadt Tübingen, in ein kleines Häuschen, das unweit des Lustnauer Thores stand.

Tübingen war damals noch klein, aber bereits mit starken Ringmauern umgeben. Der Theil der Stadt, welcher am Abhange des Berges, auf welchem Tubingen steht, gegen den Neckar hin erbaut ist, stand damals noch nicht, und noch jetzt kann man aus den engen, bucklichten Straßen ersehen, welcher Theil zur Altstadt gehört, und welcher erst später erbaut wurde; denn wie überall in alten Städten wurden nach dem Verlauf eines Zeitraums, wenn die Bevölkerung wuchs, Vorstädte angelegt und sodann später zur Altstadt selbst gezogen, so daß es noch jetzt Städte im Schwabenland giebt, welche doppelte und dreifache Thore besitzen, weil die Vorstadte ebenfalls mit Ringmauern umgeben wurden, ohne daß man deßwegen die Ringmauern der Altstadt abbrach.

Das Häuschen, von dem wir sprachen, war nur einen Stock hoch und eng und schmal; dennoch schien es in jener Zeit des Kriegs mehr Leute fassen zu müssen, als man ihm zugetraut hätte. Im untern Raum, der nur aus einer großen Stube bestand, lagen Kriegsknechte, die ihre Anwesenheit den ganzen Tag über und oft bis spät in die Nacht hinein durch Lärmen und Zechen kundthaten. Der Pfalzgraf hatte nämlich sein Kriegsvolk in die Stadt ver-

theilt, um daſſelbe deſto bequemer verpflegen zu können, und die Knechte ließen es ſich im Freundesland ſo wohl ſeyn, als nur je Soldaten in Feindesland thaten. Der obere Raum, der aus zwei Zimmern beſtand, war der Hausbewohnerſchaft gelaſſen worden und hatte für dieſelbe hinreichend Platz, da ſie nur aus einer alten Frau und einer Verwandten derſelben, zugleich ihrer Dienerin, beſtand. In dieſem Augenblicke jedoch mochte die Hausfrau Beſuche bekommen haben, denn das Wohnzimmer war ſtärker als gewöhnlich beſetzt und ſtatt zweier hörte man nun vier Stimmen.

Wir wollen einen Blick in das Zimmer werfen. Es war am andern Morgen nach der Schlacht bei Tübingen. In der Stadt war ſchon die Ordnung ſo ziemlich wiedergekehrt und Jedermann gieng ſeinen gewohnten Geſchäften nach. Der alten Hauswirthin, es war eine noch gut ausſehende Frau von etlichen und fünfzig Jahren, deren Haare ſchon zu bleichen anfiengen, und deren Wohlbeleibtheit man das behagliche, ruhige Leben anſah, welches ſie gewöhnlich führte, mochte jedoch manches ungewohnt vorkommen, denn ſie ſtand auf der Hausflur und zankte ihre Dienerin und Baſe tüchtig aus.

„So mach' doch, Agathe!“ rief ſie zornig; „ſollte man nicht beinahe meinen, du hätteſt Schneckenfüße! das Feuer brennt noch nicht, und von einem Mittageſſen iſt ohnehin keine Rede. Geh' zum Nachbar hinüber und laß dir einen Schinken geben. Sag' nur, ich hätte Gäſte bekommen und würde ihm ein andermal auch wieder aushelfen. Aber daß du dich nicht aufhältſt und mit dem Kriegsvolk herumſchmuſeſt! So ein Kriegsknecht hat's auf alle Mädel abgeſehen, und hält keiner Wort.“

Agathe entfernte ſich ſchweigend, obwohl im Stillen

verwundert, daß ihre sonst so ruhige Verwandte plötzlich also zänkisch geworden sey.

Indem aber trat ein Kriegsknecht aus der untern Stube und gieng die Treppe hinauf. Er mochte wohl die letzten Worte der Alten gehört haben, denn er machte der Frau in lustigem Tone Vorwürfe darüber.

„Wie mögt Ihr nur so ungerecht seyn gegen die Kriegsknechte," lachte er, „da Euer eigener Vetter darunter zu zählen ist?"

„Du gehörst freilich auch dazu," schmollte die Hausfrau, „und bist wahrscheinlich keiner der besten. Bringst mir da ein Paar Frauen ins Haus, die von Gott weiß wo herkommen und so vornehm thun, als wären sie unseres Pfalzgrafen leibhaftige Töchter! Meinst du, ich hätte nicht ohnehin genug zu thun mit der Verköstigung der Kriegsknechte da unten? Soll ich nun auch noch die gehorsame Dienerin von vornehmen Damen machen und für sie kochen und braten, ohne daß sie nur einmal mit meiner Verköstigung zufrieden sind?"

„Ei, liebe Muhme," versetzte der Kriegsknecht befremdet, „so habe ich Euch wahrhaftig noch nicht gesehen. Sollte man doch glauben, Ihr wäret nicht meiner seligen Mutter Schwester, daß Ihr gegen Euren Neffen also grimmig ausfahrt! Doch ich sehe schon, Ihr machet Euch so viel am Herde zu schaffen, daß Ihr im Ernste nicht böse seyn könnt."

„Aber so sag' mir nur, Christian," fuhr die Alte fort, immer mit den Vorbereitungen zum künftigen Mittagessen beschäftigt, „was soll denn die Verkleidung? Warum zeigen sie sich nicht in ihrem eigenen Gewande? Da richtest du mir am Ende beim Pfalzgrafen eine schöne Suppe an, wenn's herauskommt."

„Es kommt aber nicht heraus," versicherte Christian; „und wenn's auch so weit käme, so glaubt nur, Eure Gäste werden schon dafür sorgen, daß Euch kein Leids geschieht. Wenn ich Euch auch nicht sagen darf, wen Ihr beherbergt, so wißt Ihr doch so viel, daß es gar vornehme Damen sind, denen der Pfalzgraf selbst Nichts anhaben kann. Wenn's aber verborgen bleibt, wird einst viel Ehre und noch mehr Dankbarkeit Euer Theil seyn."

„Ach! was Dankbarkeit!" sagte die Alte schon ganz besänftigt, „glaubst du, ich thäte es um des Geldes willen? Sieh, wenn du nicht mein Neffe wärest und wenn die beiden Frauen nicht gar zu schöne und liebe Gesichter hätten, so würde ich keine Stunde länger darein willigen, sie für meine leiblichen Basen auszugeben, da doch meine Schwester nur einen Sohn und zwar keinen der Bravsten hinterlassen hat!"

Bei diesen Worten sah jedoch die Alte den Kriegsknecht so freundlich an, daß er über den Sinn nicht zweifelhaft seyn konnte. Er drückte seiner Muhme einen Kuß auf die welken Lippen und gieng nun der Wohnstube zu. Die Thüre ward ihm sogleich geöffnet, und wir verwundern uns nicht, daß er vor der Einen der darin befindlichen anscheinenden Bürgersmädchen wie vor der Andern sich tief verneigte, denn wir erkennen in denselben Niemand anders, als die Gräfin Ida von Salmandingen und ihre Begleiterin Bertha von Mehringen. Beide beschäftigten sich damit, ihren Anzug in einem kleinen geschliffenen Glase zu mustern, da es ihnen an Spiegeln gebrach.

„Nun wahrhaftig, Bertha," sagte die Gräfin, „du siehst so vergnügt in das Glas hinein, als wärest du dir nie schöner vorgekommen. Glaubst du denn, dein rothes

Unterwamms und dein langer schwarzer Rock stehe dir besser, als mir? Christian mag entscheiden."

„Wie mögt Ihr nur jetzt scherzen?" erwiederte Bertha, hoch erröthend.

„Ist denn jetzt nicht die beste Zeit dazu?" fragte Ida bitter lächelnd. „Müssen wir nicht ein eitel Fastnachtsspiel treiben, um nur dem Pfalzgrafen nicht in die Hände zu fallen? Aber bei der heiligen Veronica! lieber will ich eine wirkliche Bäuerin werden, ehe ich mich ihm ergebe."

Sie schritt heftig im kleinen Zimmer auf und ab, und der Kriegsknecht wagte es nicht, sie zu unterbrechen. Plötzlich schien sie sich jedoch seiner Ankunft zu besinnen.

„Was willst du?" fragte sie schnell. „So sprich doch," fuhr sie fort, sich zu einem lustigen Lachen zwingend, „du bist ja nun unser Vetter oder gar Bruder geworden und hast ein Recht, so vertraulich mit uns umzugehen, als es dir beliebt."

„Ihr kränkt den treuen Burschen," wandte Bertha ein. „Erinnert Euch daran, daß er allein uns rettete, wenn unser Plan gelingt; denn er war der Erfinder desselben."

„Du hast Recht," sagte die Gräfin. „Sey drum nicht böse, ehrlicher Christian. Es soll dir vergolten werden. Aber nun sage, was dir auf dem Herzen liegt; denn ohne Grund wirst du nicht gekommen seyn?"

„Gnädigste Gräfin," versetzte beklommen der Kriegsknecht; „der edle Herr, der uns gefangen und beschützt hat..."

„Ha!" rief Ida, hoch erröthend. „Der Graf von Württemberg! Was verlangt er?"

„Ich fürchte fast, edle Herrin," erwiederte der treue Bursche; „Ihr möchtet Euch in solch' aufgeregtem Zustande verrathen."

Die Gräfin nahm ſich feſt zuſammen, und mit einiger Anſtrengung gelang es ihr, die Beklemmung zu überwinden, welche ſie bei Nennung dieſes Namens empfunden hatte.

„Der edle Graf wird uns wahrſcheinlich heimſuchen wollen,“ verſetzte ſie nun mit anſcheinender Ruhe. „Er mag kommen; er wird in uns nur ehrliche Bürgersmädchen finden, die ihre Muhme in Tübingen beſuchen.“

Kaum hatte die Gräfin dieſe Worte geſprochen, ſo hörte man Sporengeklirr die Treppe herauf, und wenige Sekunden nachher öffnete Muhme Urſula die Thüre, um unter vielen Knickſen den vornehmen Beſuch einzulaſſen.

Graf Emich von Württemberg, denn er war der Neuangekommene, ſah hoch erſtaunt im Zimmer herum. Bald betrachtete er die einfachen Möbel, die aus Nichts als einem ſchweren eichenen Tiſche und Stühlen von demſelben Kaliber beſtanden; bald ſah er die beiden anſcheinenden Bürgersmädchen an; bald haftete ſein Blick wieder auf dem Kriegsknecht, der denſelben jedoch unerſchrocken erwiederte.

Der Gräfin von Salmandingen flieg Zornesröthe auf Wangen und Stirne.

„Es ſcheint, der edle Graf von Württemberg,“ ſagte ſie feſt, „findet dieſes Zimmer und die darin Anweſenden für zu ärmlich, um ſie mit ſeiner Anrede beehren zu wollen. Komm Schweſter,“ fuhr ſie zu Bertha gewendet fort, „wir wollen uns entfernen.“

„Nicht doch,“ erwiederte der Graf, der mit ſich ins Reine gekommen zu ſeyn ſchien, „bleibt, ſchöne Mädchen, ich werde Euch nicht lange zur Laſt fallen.“

Er ſchritt einige Male im Zimmer auf und ab, und blieb nun vor dem Kriegsknecht ſtehen, ihm ſcharf in die Augen ſehend.

„Entweder biſt du ein vollendeter Schurke,“ ſagte er endlich ernſt, „oder der ehrlichſte und treuſte Burſche im Schwabenland. Doch du haſt zu wacker gefochten, als daß ich dir mißtrauen könnte.“

„Nie, edler Herr,“ ſagte dieſer mit Feuer, „nie ſollt Ihr einen treuern Knecht gehabt haben, als mich!“

Abermals trat eine Pauſe ein, und der Graf ſchritt wiederum auf und ab, ohne daß die verlegenen Frauen es wagten, ſeine Gedanken zu unterbrechen. Nun wandte er ſich an ſie.

„Edle Frauen,“ ſagte er, „oder vielmehr,“ fuhr er lächelnd fort, „meine ſchönen Kinder, dieſer Burſche da hat ſich mir zu eigen gegeben, und will von nun an mein treuer Dienſtmann ſeyn, ſo ich Euch, ſeine Schweſtern (hier konnte der Graf abermals ein Lächeln nicht unterdrücken), in meinen beſondern Schutz nehme, und ſo bald der Krieg mit den Welfen ein Ende genommen hat, freigebe. Ein wackerer Kriegsmann iſt in allen Zeiten etwas werth, beſonders aber in letzigen, und ſo habe ich ihm mein Wort als Zuſage gegeben, ob ich ihn gleich zum voraus als Gefangenen behalten könnte. Glaubt nicht, daß ich mein Wort breche. Der Graf von Württemberg wird Euch ſchützen, ſo lange Ihr hier verweilt, und das Letztere wird wohl noch eine Weile dauern, da ein Welf ſich nicht ſo bald zufrieden giebt. Hat der Krieg ein Ende, ſo mögt Ihr hinziehen, wohin es Euch beliebt, und ich habe auch nichts dagegen, wenn die langen wollenen Röcke wieder andern Platz machen, an die ihr wohl mehr gewöhnt ſeyn mochtet. Meine Kriegsmannen, die hier unten ihre einſtweilige Behauſung haben, werden Euch von den Knechten des Pfalzgrafen keine Unbill wiederfahren laſſen. Doch

nun gehabt Euch wohl, schöne Mädchen; ich wünsche Euch baldige Erlösung aus Eurer Gefangenschaft."

Mit diesen Worten verließ er nach leichter Verbeugung das Zimmer, von seinem neuen Knechte gefolgt.

Die beiden Frauen athmeten hoch auf, als seine Tritte verklungen waren.

V.

Den Pfeil, den todesträchtigen
Empfieng sein tapfres Herz,
Sein Rufen zum Allmächtigen
Verschlingt der letzte Schmerz.

Doch was er rief in letzter Noth,
Das halbe Wort: „Ach Allm—"
Das hat gewiß getönt vor Gott
Als wie ein ganzer Psalm.

Ja selbst dem Feinde klang es schön
Das ernste Scheidewort,
Er baute frisch auf diesen Höh'n,
Und hieß Achalm den Ort.

G. Schwab.

Zwei Stunden von Tübingen entfernt erhebt sich hart hinter der Stadt Reutlingen ein Berg, der von der Alp, deren Beginn er ist, nur durch eine Niederung getrennt wird, auf welcher das berühmte Dorf Ehningen erbaut wurde. Durch diese Niederung erscheint der Berg als ein Kegel, der ringsum frei dasteht. Der Berg ist jetzt fast kahl, und außer einer alten Thurmruine auf der höchsten Spitze und einigen Maiereihäusern, die auf seiner Mitte aufgeführt sind, sieht man Nichts als friedliche Schafheerden, die ringsum denselben beweiden. Ehemals aber stand

auf der höchsten Spitze ein festes Schloß, dessen Erbauung schon in das 9te Jahrhundert verlegt wird, von dem man aber jetzt, wie schon gesagt, außer einem halb abgebrochenen Thurme und einigen Grundmauern keine Spuren mehr findet. Alte Urkunden beweisen, daß das Schloß sehr geräumig gewesen seyn muß. Seine Mauern waren auf Felsen gegründet und fast schien es unerstürmbar, da der Feind steile Abhänge zu erklettern hatte, ehe er an seine Gräben und Ringmauern gelangte. Die Aussicht vom höchsten Gipfel ist wunderschön, denn obwohl der Berg keiner der höchsten im Alpgebirge ist, so übersieht man von hier aus dennoch die ganze Alpkette; Hohenstaufen, Neuffen, Teck, der Sattelbogen, der Drackenberg sind dem Auge sichtbar; das schöne Uracher und Pfullinger Thal kann man fast bis an sein Ende verfolgen und von weiter Ferne winkt der Lichtenstein seine Grüße herüber. Unter sich aber hat man die Stadt Reutlingen, in einer weiten Ebene erbaut, rings von Weinbergen bekränzt, und das Neckarthal mit seinen Burgen, von Tübingen an bis weit über Rottenburg aufwärts, ist keine der geringsten Schönheiten, die das Auge ergötzen. Wer die Burg oben erbaut, darüber gehen verschiedene Sagen, so wie über den Grund des Namens derselben. Eine der verbreitetsten ist die, daß der Gründer der Burg, von seinem Bruder, dem Vollender derselben, im Todeskampfe befragt, wie die Burg heißen sollte, nur noch die Worte: „Ach Allm..." stammeln konnte, weßwegen der Bruder derselben den Namen Achalm gegeben haben soll. Die Grafen von Achalm waren einst ein mächtiges Geschlecht, denn sie nannten die ganze Gegend ringsum ihr Eigenthum; allein ihr Geschlecht starb bald aus, und schon am Ende des 11ten Jahrhunderts war ihr Name von der Erde verschwunden. Später kam die Burg

in die Hände derer von Württemberg, im 12ten Jahrhundert aber besaßen sie die Herzoge von Baiern und Sachsen, die Angehörigen des Welfischen Geschlechts. Hierher flüchtete sich der Herzog Welf nach der verlornen Schlacht bei Tübingen. Hier konnte er ohne Furcht seinen Feinden trotzen.

Es war ungefähr 14 Tage nach der Schlacht bei Tübingen, da kam ein Bote an den Pater Bonifacius, den Gewissensrath und Geheimschreiber des Pfalzgrafen von Tübingen, mit der Bitte, einem Kranken in einem nahen Dorfe in seinem letzten Stündlein beizustehen; denn der Pater war hochberühmt in der ganzen Gegend ob seiner Frömmigkeit, so wie er nicht minder von dem Pfalzgrafen seiner Weisheit und Weltkenntniß wegen geschätzt wurde. Jedermann wußte, daß der Pfalzgraf, ohne ihn gehört zu haben, Nichts unternahm, und der Pater konnte ihm um so bessere Dienste leisten, als er durch sein Beichtigeramt mit dem Innersten gar vieler Herren und Frauen nah und fern vertraut war.

Der Pater machte sich sogleich auf den Weg, als er die Botschaft empfangen hatte, ohne daß er das Ende der Mittagstafel, an der man zu Schloß Tübingen gerade saß, abgewartet hätte, obschon sein rothes Gesicht und die angelaufenen, lustig blickenden Augen nicht eben verriethen, daß der fromme Herr ein Feind des Tafelns gewesen wäre.

„Ei, mein Freund," sagte der Pfalzgraf etwas unwillig, als der Pater vom Tische aufstand, denn er mochte des Priesters Gesellschaft nicht gerne entbehren, „das muß ein wichtiger Fall seyn, daß Ihr Euch so schnell entfernt."

„Der Dienst des Herrn geht allem Andern vor," erwiederte der Pater, die Augen senkend und sich bekreuzigend.

„Aber einen vollen Becher auf eine glückliche Reise werdet Ihr mir doch nicht abschlagen?“ meinte der lustige Graf von Württemberg.

„Oder wollt Ihr nicht lieber ein Paar Krüglein unter Eure weite Kutte nehmen, damit Ihr unterwegs Eure Rede zur Salbung vorbereiten könnt?“ spottete der Herzog Friedrich von Schwaben, der ebenfalls noch als Gast auf dem Schlosse verweilte.

„Die Frommigkeit der Hohenstaufen ist bekannt,“ antwortete der Priester mit einem stechenden Blicke auf den Herzog; „doch die Sache des Herrn wird triumphiren gegen alle Spötter. Euer Vetter, der Kaiser, kann Euch ein Stücklein davon erzählen.“

Nach diesen Worten entfernte er sich schnell; denn er fürchtete den Zorn des Herzogs von Schwaben, der nicht nur sich, sondern auch den Kaiser, seinen nahen Verwandten, in diesen Worten beleidigt sehen mußte, da der Kampf der deutschen Kaiser gegen die römische Herrschaft längst begonnen hatte. Der Pfalzgraf wußte jedoch nach der Entfernung des Priesters seine Gäste bald zu beruhigen.

„Laßt den Pfaffen schwatzen,“ sagte er, „die Pfaffen halten alle zusammen. Ist er doch sonst ein lustiger Cumpan und als meinen Geheimschreiber möchte ich ihn nicht entbehren. Auf die Gesundheit des Kaisers, unseres allverehrtesten Herrn! Möge er bald und siegreich aus Italien wiederkehren!“

Die edlen Herrn ließen die vollen Becher zusammen und bald zechten sie wieder so fröhlich, als zuvor.

Der Pater schritt unterdeß auf seinem Wege rüstig vorwärts. Er hatte dem Pförtner hinterlassen, daß er wohl schwerlich vor dem andern Morgen zurückkehren werde, da das Dorf, wohin er verlangt war, ziemlich weit entfernt

lag. Das Anerbieten eines Pferdes hatte er jedoch zurückgewiesen, weil der Priester des Herrn in Allem seinem erhabenen Vorgänger gleichen müsse. Niemand geleitete ihn, als der Bote. Hätten die edlen Herren auf dem Schlosse Tübingen sich Zeit genommen, aus den Fenstern zu schauen, so hätten sie die beiden Fußgänger noch lange mit den Augen verfolgen können, denn der Weg führte dieselben das schöne Steinlachthal hinauf, das von Hohentübingen aus weithin dem Auge sichtbar ist. Plötzlich jedoch giengen die beiden Wanderer von ihrer Richtschnur ab. Ungefähr eine halbe Stunde von Tübingen macht der Weg einen Einschnitt, so daß man auf diesem Punkt vom Schlosse aus nicht mehr erspäht werden kann. Hier wandten sie sich links in den Wald, nachdem sie zuvor sorgfältig umhergeschaut, ob Niemand ihren Gang belausche. Rasch gieng es nun vorwärts den Berg hinauf, und trotz dem, daß der Priester nicht mehr in der Blüthe der Jahre stand, so vermochte doch der Bote ihm kaum zu folgen. Auf einem kleinen freien Raum mitten im Walde grasten zwei Pferde, beide aufgezäumt und vollig ausgerüstet. Rasch ergriff sie der Bote und er sowohl als der Priester schwangen sich auf. So schnell es der schlechte Waldweg erlaubte, eilten sie fürbaß und als sie nach einer halben Stunde das Burgholz, so heißt der Wald, verlassen hatten, gienas im Fluge vorwärts. Bald war Reutlingen erreicht, aber auch hier hielten sie sich nicht auf, sondern nun gieng es den Berg hinauf, der Achalm zu. Ehe die Sonne untergegangen war, hatte der Priester schon die Zugbrücke der Burg hinter sich, und gleich darauf saß er mit dem Herzog Welf zusammen beim vollen Becale.

„Erholt Euch, mein Vater," sagte der Herzog, als sie allein waren, „der ungewohnte Ritt wird Euch heiß

gemacht haben. Doch sagt, wie war es Euch möglich, auf ein Paar Stunden auf meine Burg zu entkommen?"

Der Pater that erst einen tiefen Zug aus der Kanne, ehe er antwortete. Der Wein schien ihm zu munden, denn er schnalzte wohlgefällig mit der Zunge und seine Augen blinzelten den Becher fröhlich an, den ihm der Herzog mit eigener Hand wieder füllte.

„Ihr führt einen guten Keller, Herr Herzog," schmunzelte der Pater, „der Kaiser dürfte sich kaum rühmen, einen bessern Wein an seiner Tafel zu trinken."

Dabei sah er den Herzog mit listigen Blicken an, um die Wirkung dieser Rede zu beobachten. Dem Herzog schienen die Worte gar nicht zu behagen, denn seine Augbraunen zogen sich zusammen und um seinen Mund zeigte sich ein Zug, der sein Gesicht eben nicht verschönerte.

„Der Kaiser?" erwiederte er. „Warum nennt Ihr mir diesen Namen? Der Hohenstaufen und der Welf lassen sich nicht gut neben einander aussprechen. Bei dem heiligen Cyprian, wie wird sich der stolze Rothbart freuen, wenn er hört, wie schlecht es mir bei Tübingen ergangen! Ich hätte nicht geglaubt, daß Ihr mir diese Wunde wieder aufreißen wolltet, denn Ihr tragt die Schuld meiner Niederlage zum mindesten hälftig."

„Wie mögt Ihr mir verwerfen, was das Glück Euch versagte," entgegnete der Pater mit ruhiger Stimme. „Wohl rieth ich Euch zu dem Kampfe, denn es ist meine Pflicht, dem Feinde der Kirche so hart entgegenzutreten, als möglich. Wer hätte sich aber diesen Ausgang gedacht? Ein wohlgerüstetes Heer von 12,000 gegen einen kleinen Haufen von 6000! Mußte da nicht aller Berechnung nach der Sieg auf Eurer Seite seyn? Und hättet Ihr gesiegt, welch unberechenbarer Vortheil wäre Euch daraus geworden!

Das Schwabenherzogthum hätte Euch müssen zufallen, und selbst dem Kaiser mit allen seinen Anhängern wäre es dann nicht mehr möglich gewesen, Euch zu widerstehen."

„Der Satan gefagne dem Pfalzgrafen den Sieg!" rief aufgereizt der Herzog. „Diese Schmach kann ich nimmermehr abwaschen."

„Und doch könnten die Folgen dieser Niederlage," meinte mit listigem Blick der Pater, „Euch noch von größerem Nutzen werden, als der Sieg vielleicht gewesen wäre."

„Mir von Nutzen?" höhnte der Herzog, „ich glaube, Ihr traumt! Ist nicht meine Armee fast vernichtet? Sind nicht meine besten Freunde gefangen? Und wird wohl der herbe Pfalzgraf je sich zur Herausgabe verstehen ohne die härtesten Bedingungen?"

Der Herzog ging heftig auf und ab. Er schlug sich im Ingrimm vor die Stirne; der Pater aber blieb ruhig sitzen, ohne jedoch abzulassen, alle Bewegungen des Herzogs aufmerksam zu verfolgen. Als sich der Herzog wieder Etwas beruhigt hatte, fuhr der Priester fort.

„Ihr habt ganz Recht, hoher Herr," sagte er, „der Pfalzgraf wird sich zu einer gütlichen Herausgabe nicht verstehen, aber gerade darin liegt Euer Vortheil."

Der Herzog ward aufmerksam und setzte sich mit begierigem Blicke zu dem Pater.

„Ich verstehe Euch nicht, heiliger Vater," sagte er; „Ihr müßt Euch deutlicher erklären, und bedenkt wohl, daß der Pfalzgraf des Kaisers treuster Freund, der Herzog von Rothenburg aber des Kaisers nächster Vetter ist."

„Gut! Aber Ihr seyd ein Welfe und auf Eurer Seite ist der heilige Vater in Rom," versetzte der Pater. „Ich habe Nachrichten aus Italien. Es geht dort dem Kaiser nicht Alles nach Wünschen. Ihr habt Euern Vater von

dem Unfalle bei Tübingen benachrichtigt, und gewiß wird er eilen, Euch beizustehen. Dadurch wird dem Kaiser eine Hauptstütze entzogen. Mag es nun sonst gehen, wie es will, dem Rothbart muß an dem Beistande des Hauses Welf gelegen seyn, und glaubt Ihr nicht, daß er, um diesen zu erhalten, auch seinen besten Freund aufopfern würde?"

Lange sann der Herzog nach. Endlich schien er mit seinem Plane im Reinen zu seyn. Er reichte dem Pater die Hand, ohne ein Wort zu sprechen.

Es trat nun eine Pause ein.

„Ihr seyd kein feuriger Liebhaber," fing endlich der Pater das Gespräch wieder an. „Habt Ihr die schöne Gräfin von Salmandingen schon ganz vergessen? Werdet nicht unwirsch, hoher Herr, daß ich Euch abermals an etwas Unangenehmes erinnere, aber ich hoffe auch auf diese Wunde Balsam streuen zu können."

„Sie war ebenfalls Euer Machwerk, diese Verbindung," erwiederte nicht ohne Spott der Herzog. „Aber sie wird wohl nie zu Stande kommen."

„Das kommt nur auf Euch an, hoher Herr," meinte Pater Bonifacius. „Oder wolltet Ihr es verabsäumen, die schönen Dörfer und Schlösser der Gräfin an Euch zu bringen?"

„Spottet nicht, Pater," erwiederte mit bosem Lächeln der Herzog. „Wenn ich auch wollte, wie könnte ich? Alle meine Boten, die ich ausgesandt, konnten mir keine Nachricht von ihr bringen. Noch weiß ich nicht, was nach der Schlacht aus ihr geworden ist. Allein, entweder ist sie gefangen, und dann wird es mir eben so unmöglich seyn, sie zu befreien, als die Andern; oder aber ist sie glücklich entkommen, und dann wird sie mir es nie verzeihen, daß

ich sie nicht besser beschützt habe. Sie ist zu stolz, um mir nach meiner Schmach noch die Hand zu reichen."

„Ihr seht Alles mit zu schwarzen Augen," lächelte der Pater. „Wenn ich Euch nun sagte, daß die Gräfin weder gefangen, noch frei ist? Wenn ich Euch sagte, wo sie ihren Schlupfwinkel aufgefunden? Wenn ich Euch ferner sagte, daß sie in Tübingen in einem Bürgershause als Bürgersmädchen verkleidet mit ihrer ersten Edeldame lebt? Wie dann? Meint Ihr nicht, daß es auch ihr darum zu thun seyn werde, so bald als möglich aus Tübingen zu entkommen? Denn so bald der Pfalzgraf ihren wahren Stand entdeckt, so ist von einer Befreiung keine Rede mehr. Wird sie nun nicht den Erretter aus dieser Lage als einen Erretter aus der höchsten Noth betrachten? Ihr müßt Euch die Braut mit List holen, und daß es Euch gelingt, dafür laßt nur mich sorgen."

Der Herzog war hoch erfreut über diese Nachricht.

„Bei dem heiligen Cyprian," rief er, „Ihr seyd mein wahrer Freund! Ich weiß nicht, soll ich Eure Treue oder Eure List mehr bewundern."

„So lange es alte Weiber giebt, die gerne plaudern, ist es nicht schwer, allem Verborgenen auf die Spur zu kommen," meinte mit verschmitztem Lächeln der Pater.

Noch lange besprachen sich der Herzog und der Pater zusammen. Auch der Graf von Böhringen und andere Ritter, die mit dem Herzog auf die Burg Achalm geflohen waren, wurden zu der Berathung gezogen. Tiefe, weitaussehende Pläne wurden geschmiedet, und der Herzog unterließ nicht, den Becher fleißig kreisen zu lassen. Erst spät in der Nacht suchte Jeder seine Ruhestätte. Ehe aber der Tag graute, war der Pater Bonifacius schon auf. Auch der Herzog ließ sich in seiner Ruhe stören, und reich beschenkt

eilte der Pater, von demselben Knechte geleitet, der ihn hierher gebracht, Tübingen zu. Derselbe Weg wurde wieder eingeschlagen und am Abhange des Burgholzes kehrte der Knecht mit den Pferden zurück, während der Pater dem Schlosse Hohentübingen rüstig zuschritt.

Noch an demselbigen Morgen las er eine Messe für die Seele eines Verstorbenen. Die Leute aber glaubten, der Kranke, zu dem er den Tag zuvor gerufen worden war, sey am Morgen ins andere Leben übergegangen, und der Pater selbst habe die Nacht durch mit ihm gebetet. Jedermann bewunderte deßhalb die Frömmigkeit des ehrwürdigen Priesters.

Wenige Tage nachher hatte Pater Bonifacius eine geheime Conferenz im Hause der alten Ursula, und die geschwätzige gute Frau war hoch entzückt, daß der fromme Mann ihre Schwellen betreten habe. Auch die beiden Bürgersmädchen, die dort wohnten, schienen über den Besuch erfreut zu seyn, und doch ward manchmal ein Zug sichtbar, der fast etwas wie Trauer verrieth, gerade als ob sie von einem Orte scheiden müßten, der ihnen lieb und werth geworden sey.

VI.

Stille, was schlüpft durch die Hecken,
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Schiller

Auf dem Schlosse zu Tübingen ward es nach und nach immer leerer, die meisten Waffengefährten des Pfalzgrafen hatten sich auf ihre Schlösser begeben, jedoch nur um neue Truppen zu werben, mit denen sie auf das erste Aufgebot

des Grafen Hugo bereit seyn wollten. Auch der Graf von Württemberg war auf einige Tage nach seinem Schloß Rothenberg abgegangen, um nach der Wirthschaft zu sehen und sein junges, schönes Weib heimzusuchen; allein es kettete ihn eine innige Freundschaft an den jüngern Hugo, der sich ihm ganz hingab und somit gab er den dringendsten Bitten nach und kehrte, nachdem er das Seinige in Ordnung gebracht, mit einigen Reitern wieder nach Tübingen zurück.

Als er auf Schloß Hohentübingen eintritt, kam ihm der Pfalzgraf schon im Schloßhofe entgegen. Er war, wie es schien, mit Anordnungen beschäftigt, die auf irgend ein kriegerisches Unternehmen oder auch eine kriegerische Festlichkeit schließen ließen, denn er ertheilte verschiedenen Knechten, die mit Armbrüsten und andern Waffen beladen waren, schnelle Befehle.

„Gut, daß Ihr kommt, mein tapferer Waffenbruder," rief er dem Grafen Emich entgegen. „Mein Hugo ist seit Eurer Abwesenheit so trübsinnig geworden, als wäret Ihr ein Mädchen und hättet sein Herz mitgenommen."

Der junge Hugo kam in demselben Augenblicke, um seinen Freund zu begrüßen. Auch andere Ritter beeilten sich, dem Grafen die ritterliche Rechte zu reichen, denn der Graf war bei allen, sowohl wegen seiner Tapferkeit als auch wegen seines stets heitern Sinnes beliebt.

„Aber was habt Ihr denn vor?" fragte endlich der Graf. „Ihr seyd ja alle festlich angethan, als giengs zum Tanze und die Knechte tragen Waffen herbei, als sollte eine Schlacht geliefert werden."

„Erlaubt, Herr Graf," sagte der Pater Benifacius, der mit süßem einschmeichelndem Lächeln vortrat, „es ist nur eine kleine Friedensbelustigung, die ich ersonnen habe, um den jungen Grafen Hugo zu zerstreuen. Auf dem

großen Wörth wollen wir ein Armbruſtſchießen abhalten, woran Edle und Knechte Theil nehmen ſollen. Der Herr Pfalzgraf muß doch ſeinen verehrten Gäſten und Waffenfreunden auch eine kleine Zerſtreuung bereiten, und wenn Ihr mit mir auf 80 Gänge in die Wette ſchießen wollt, ſo glaube ich, nicht als Beſiegter vom Kampfplatze abzutreten, ob Ihr gleich ein in allen Waffenkünſten hochberühmter Ritter ſeyd.“

„Mit der Armbruſt möchtet Ihr mich leicht beſiegen,“ lachte der Graf von Württemberg, „denn ſolches Spiel übte ich ſeit meiner Jugend ſelten mehr; doch wenn Ihr es zu Pferde mit der Lanze oder zu Fuße mit dem Schwerte mit mir verſuchen wollt, ſo ſollt Ihr mich nicht zweimal auffordern.“

Die nöthigen Anordnungen waren zum größten Theil ſchon am Morgen vollendet worden und am Mittag ſtrömte faſt die ganze Beſatzung von Tübingen über die Neckarbrücke hinüber auf die Wieſen des Neckarthales. — Hier ſtand am Wege nach Rottenburg ein kleines Wirthshaus zur „Löwenherberg“ genannt, wo ſehr oft, ſowohl Edle als Knechte, ihr Krüglein zu leeren gewohnt waren. In der Nähe, — man nannte die ganze Breite des Thales nur den großen Wörth, zum Unterſchied des kleinen Wörths, einer Halbinſel, die der ſogenannte kleine oder alte Neckar mit dem eigentlichen Neckarſtrom bildet — waren zwei Armbruſtſchießen angeordnet, Eines für Adelige und das Andere für Knechte. Eine Menge Zuſchauer hatte ſich eingefunden, um dem Spiel zuzuſehen. Kampfrichter waren ernannt, wie bei einem Turniere, und ſelbſt edle Damen verſchmähten es nicht, das Feſt mit ihrer Gegenwart zu beehren. Dieſes hatte große Aehnlichkeit mit unſerem Scheibenſchießen, denn auf eine Weite von 60—70 Gängen war eine Stange aufgerichtet, an der eine Tafel befeſtigt war. Auf

der Tafel hatte man verſchiedene Zeichen eingegraben, welche die Güte des Schuſſes anzeigten; der beſte Schuß war natürlich das Centrum, und ſolch' gute Schützen gab es damals, daß Einzelne, Schuß für Schuß, die Mitte nicht verfehlten. Ja, hie und da ließ ſich ſogar Einer darauf ein, den Bolzen zu treffen, den ein Anderer ſo eben in die Scheibe geſchoſſen hatte. Für die beſten Schützen waren Preiſe ausgeſetzt, die zum Theil wieder aus Armbrüſten, zum größten Theil aber aus Bechern, Trinkhornern und Waffenſtücken beſtanden.

Die Ritter trieben dieſes Spiel nur zur Kurzweil, denn im Kriege und ernſthaften Kampfe ward ſolche Waffe den Knechten zum Gebrauch überlaſſen; weßwegen es auch damals beſondere Armbruſtſchützen gab, welche im Range höher ſtanden, als die gewöhnlichen Kriegsknechte. So war es denn natürlich, daß das Armbruſtſchießen der Edeln bald ein Ende hatte. Dieſe zogen ſich in die Herrenſtube der Herberge zum Löwen zurück, und thaten ſich mit einem guten Trunke gütlich. Die Knechte ſetzten ihr Schießen bis zum ſpäten Abend fort, und auf jeden Schuß folgte Gelächter oder Jubel, je nachdem er gut oder ſchlimm ausgefallen war. Später zündete man Fackeln an und ſchaffte Tiſche herbei, denn der Pfalzgraf bewirthete die ganze Beſatzung auf ſeine Koſten. Der Jubel ſtieg daher immer mehr und mehr, und obwohl es ſchon kalt zu werden begann, dachten die von Wein und Jubel trunkenen Burſche doch an keine Heimkehr.

In der Herrenſtube zur Löwenherberge giengs nicht minder luſtig zu. Beſonders ſchien heute der Pfalzgraf zur Freude aufgelegt, denn er leerte ſeinen Pocal öfter als gewöhnlich und das Geſpräch, das er mit ſeinen Tiſchnachbarn führte, ward immer feuriger.

„Schweigt mir ſtill, Herr Ritter von Weiler,“ rief er einem ſeiner Genoſſen zu; „Ihr habt immer zu großen Reſpekt vor den Welfen gehabt. Habt Ihr ſie geſehen bei Tübingen? Da liefen ſie, was ſie laufen konnten und waren doch Drei gegen Einen!“

„Dafür ſind wir auch Anhänger der Hohenſtaufen,“ meinte ein Anderer. „An den Welfen war nie Tapferkeit und Ehre.“

„Man muß keinen Feind verachten,“ ſagte jetzt ernſt der Graf von Württemberg. „Daß die Welfen aber tapfere Kriegsleute ſind, das, bei Gott, kann keinem ehrlichen Mann einfallen, zu widerſtreiten.“

Beinahe wäre ob dieſen Worten Streit entſtanden, allein ein vierter Ritter lenkte denſelben noch glücklich ab.

„Um ſo mehr Ehre,“ rief er, „die Welfen beſiegt zu haben! Glaubt nur, es wird ſchon wieder zum Streite kommen, dann wollen wir ihnen noch einmal zeigen, daß Eines unſerer Schwerter ſchärfer iſt, als zehn Welfiſche.“

„Mit den Welfen iſt's aus,“ erklärte beſtimmt der Pfalzgraf, „ihre Macht iſt gebrochen. Heimlich hofften ſie auf des Kaiſers Niederlage in Italien, aber der Kaiſer hat den Papſt und die Städte bezwungen. Cremona und Tortona und viele andere Städte ſind zerſtört; jetzt liegt der große Friederich vor Mailand und bald wird auch dieſe Stadt über ſeyn. Laßt nur erſt den Kaiſer wieder nach Deutſchland kommen, dann wird er ſchon ein gewichtig Wörtlein mit allen ſeinen Feinden um uns herum ſprechen. Wer aber unſer Feind iſt, der iſt des Kaiſers Freund nicht.“

Das Geſpräch ward immer hitziger und drehte ſich um die Hauptfragen der damaligen Politik. Da es ſchon ſpät in der Nacht war, ſo hatten ſich bereits mehrere der Anweſenden, beſonders auch der Pater Bonifacius entfernt.

Es schien, als hätte er des Guten fast zu viel gethan, denn sein Schritt war nicht so fest und gerade, als gewöhnlich, und somit ließ ihn der Pfalzgraf ziehen, ob er schon sonst gewohnt war, den Pater am längsten beim Becher aushalten zu sehen.

„Komm, Emich," sagte jetzt der junge Hugo zu dem Grafen von Württemberg; „laß uns noch ein wenig luftwandeln, ehe wir uns aufs Schloß begeben. Der Mond scheint so helle und freundlich und die Sterne liebäugeln so lieblich dazwischen, daß ich mich erentlich in's Freie sehne."

Der Graf von Württemberg sah seinen jungen Gefährten verwundert an und konnte ein Lächeln nicht verbergen.

„Mit dir ist etwas vorgegangen," sagte er endlich, den Kopf schüttelnd, „du sprichst ja wie ein fränkischer Minnesänger."

„Ich werde dir Alles erzählen," flüsterte der junge Hugo hoch erröthend.

Sie standen auf und verließen, von den Andern, die eben im heftigsten Wortstreite begriffen waren, unbemerkt, die Herberge. In der That war es eine wunderschöne Mondnacht. Wie silbern glänzte der Neckar links herüber und die einzelnen Fackeln, welche an den Tischen der Knechte noch hie und da funkelten, nahmen sich gar unheimlich aus gegen die vom Mondlicht matt beleuchteten Häuser der Stadt.

Die beiden Freunde giengen das Neckarthal entlang, und bald hörten sie das Geschrei und den Jubel der Zechenden nur noch in der Ferne.

„Nun, mein junger Freund," begann der Graf Emich das Gespräch, nachdem sie eine Zeitlang schweigend fort-

gewandelt waren; „erzähle nun, was dir widerfahren iſt. Mein luſtiger Kamerad iſt ja in einen Schmerzensritter umgewandelt worden!“

„Ich muß mich ſchämen,“ erwiederte der Jüngling ſtockend; und hätte der Graf von Württemberg ſich umgeſehen, ſo würde er die brennende Schamröthe auf den Wangen deſſelben erblickt haben. „Allein ſeyd Ihr doch der Einzige, dem ich mich anvertrauen kann und mag!“

Hier ſtockte er abermals.

„Es ſcheint, ich muß dir darauf helfen; ſonſt erfahre ich nie, was du ſagen willſt,“ lächelte der Graf von Württemberg. „Meinſt du nicht, ich hab's errathen, wenn ich ſage, du ſeyeſt verliebt? Dein Augenniederſchlagen, dein Zerſtreutſeyn, o, ich kenne das! Iſt es doch kaum vier Jahre, daß ich mein Weib freite! Aber nun ſag' an, wie heißt deine Geliebte? Und wär's des Kaiſers leibliche Schweſter, ſie muß dein eigen werden.“

Der junge Hugo ſchüttelte mit dem Kopfe. „Weh! daß du es errathen,“ ſagte er nach einer Weile, „was ſeit einiger Zeit in mir umgeht; allein mit des Kaiſers Schweſter? Da biſt du im Irrthum. Ich fürchte eher, meine Geliebte möchte zu niedrig für mich ſtehen, und doch iſt es wieder unmöglich, daß ſie die Tochter eines Knechtes iſt.“

Jetzt war die Reihe des Kopfſchüttelns an den Grafen von Württemberg gekommen.

„Das ſcheint eine ſonderbare Liebſchaft zu ſeyn,“ meinte er; „wie heißt denn deine Vielgeliebte, von der du nicht einmal weißt, ob ſie eine Freie oder Leibeigene iſt?“

„Das iſt eben das Geheimniß,“ erwiederte der junge Hugo, „das du mir zu ergründen helfen mußt; denn ſo viel iſt ſicher, ihre jetzige Kleidung iſt eine Verkleidung.“

„Wie sieht sie denn aus?“ fragte Graf Emich, aufmerksamer geworden durch die letzten Worte seines Freundes.

„Das schönste Weib,“ rief begeistert des Pfalzgrafen Sohn, „das ich je gesehen! Die herrlichsten schwarzen Augen! Ein hoher majestätischer Wuchs und eine Stimme, so melodisch, so rund, daß nie eine schönere zum Lautenspiel sang!“

„Du hast sie also singen hören,“ sagte trocken der Graf von Württemberg, dem die poetischen Ausrufungen seines Freundes manches Lächeln abgezwungen hatten: „Hast sie wohl auch gesprochen?“

„Noch nicht,“ entgegnete Hugo; „nur dreimal sah ich sie, aber das erste Mal genügte, um mich um meinen Verstand zu bringen.“

„Das ist schnell gegangen,“ lachte Emich; „sieh, ich habe Deine Angebetete, wenn mich nicht alles täuscht, sogar gesprochen und du wirst mir nicht eben anmerken, daß ich einen meiner Sinne, geschweige alle fünfe auf einmal, verloren hätte.“

Der Leser kann sich das Erstaunen des jungen Hugo denken, als er hörte, daß der Graf von Württemberg seine Geliebte kenne und sogar näher kenne. Allein zur nähern Beschreibung haben wir keine Zeit, so wenig als Hugo selbst Zeit hatte, seine Verwunderung in Worten auszudrücken. Die beiden Freunde waren nämlich während ihres Gesprächs immer weiter das Thal entlang geschritten und nun nicht mehr weit von einer kleinen Kapelle entfernt, die hier mitten auf den Neckarwiesen, ohnweit des Burgholzes, stand. Wie die Kapelle geheißen, erzählt die Sage nicht. Später aber nannte man sie und die Wiesen um sie herum „Wendfeld,“ zum Andenken der Schlacht bei Tübingen, wo die Welfen sich zur Flucht gewendet hatten. Die Kapelle war

einen langen Schatten über die Wiesen hin, aber über diesen Schatten hinaus glaubte der Graf von Württemberg noch einen andern zu entdecken, der ihm nicht hierher zu gehören schien. Der letztere Schatten hatte nämlich ganz die Gestalt eines Pferdekopfes, und bald darauf hörte man auch ein Geräusch, das sich wie das Schnauben Eines oder mehrerer Pferde ausnahm. Graf Emich winkte seinem Freunde Stille zu und beide schritten nun so leise als möglich vorwärts. An der Kapelle standen sie still, um zu lauschen.

„So viel ist gewiß," flüsterte Emich seinem jungen Freunde ins Ohr, „hinter der Kapelle sind Reiter versteckt."

Der Graf hatte nicht falsch gemuthmaßt, wie das Gespräch bewies, das kurz darauf hinter der Kapelle geführt wurde.

„Sie kommen lange nicht," sagte eine Stimme in leisem Tone, der aber bei der Stille der Nacht wohl auf die andere Seite des Kirchleins herüberdrang. „Am Ende ist ihnen ein Unfall begegnet."

„Und der verdammte Mondschein!" fluchte eine andere Stimme. „Hätte der nicht ein ander Mal kommen können, wo er mehr am Platz gewesen wäre, als jetzt. Der Herzog würde uns schön empfangen, wenn's mißlänge."

„Dummheiten," meinte ein Dritter, „es kann nicht mißlingen, der Pfaffe hat ja das Armbrustschießen veranstaltet, daß sie alle besoffen sind. Wären wir unserer Dreihundert, statt Dreien, wir konnten Tübingen im Sturm nehmen."

„Horch, der Thurmwächter stößt ins Horn," flüsterte die erste Stimme wieder, die Töne nachzählend. „Richtig, zwölf Mal! das ist das Zeichen. Nun aufgepaßt; sie können alle Augenblicke hier seyn. Zieh die Liese mehr in den Schatten zurück; man kann nicht vorsichtig genug seyn. Wenn

wir die Frauen richtig entführen, so sind fünfzig Pfund Silber unser."

Das Gespräch ward, obgleich leise, doch ganz sorglos geführt.

„Es sind ihrer Drei," flüsterte Graf Emich. „Sie haben ein Bubenstück vor; wir müssen's vereiteln."

Rasch zog er sein Schwert; Graf Hugo that dasselbe; und ob sie gleich ohne Panzer waren, so stand doch bei beiden der Entschluß im Augenblicke fest, die Bewaffneten hinter der Mauer anzugreifen.

„Geh' du auf der linken Seite herum," sagte Emich; „ich auf der rechten, so werden wir sie überraschen."

„Sie kommen," rief jetzt Einer derer hinter der Kapelle. „Ich höre Geräusch."

Aber es waren nicht diejenigen, die er erwartete. Der Angriff, den die beiden Grafen nun auf die drei wohl bewaffneten Knechte machten, war eben so schnell, als heftig. Doch auch die Gegner waren nicht müssig. Sie zogen muthig vom Leder und wenn nicht der Graf von Württemberg so glücklich gewesen wäre, sogleich den ersten niederzustoßen, so wäre der Kampf vielleicht zweifelhaft gewesen. Als aber die beiden Andern ihren Kameraden fallen sahen, wurden sie von Furcht ergriffen. Schnell fuhren sie nach den Zügeln ihrer Pferde und in einem Augenblicke waren sie gegen den Wald hin entflohen.

„Nun schnell Tübingen zu," rief der Graf von Württemberg. „Vielleicht haben sie einen Hinterhalt und in jedem Fall müssen wir die Flucht der Frauen, von denen sie sprachen, verhindern."

Rasch liefen sie über die Wiesen hin, allein ehe sie noch hundert Schritte gemacht hatten, hörten sie schon ein ver-

worrenes Geſchrei, mit Jauchzen vermiſcht, das von der Neckarbrücke herzukommen ſchien.

Um den Leſer hierüber aufzuklären, müſſen wir um eine Stunde in der Zeit zurückgehen.

Wir befinden uns in der Wohnung der Wittwe Urſula. Dieſe war längſt zu Bette gegangen. Im ganzen Hauſe war's ſtill und in den Straßen wie ausgeſtorben; nur hie und da hörte man die Tritte Einzelner, die von dem Feſtſchießen auf dem Wörth heimkehrten. In dem Zimmer, das die beiden Mädchen, welche Urſula aufgenommen hatte, bewohnten, konnte man dagegen, trotz der feſtgeſchloſſenen Läden, noch Licht bemerken. In der That wachten dieſe, und ihrem völlig geordneten Anzuge nach hatten ſie nicht im Sinne, zur Ruhe zu gehen. Die bürgerliche Kleidung war gänzlich verſchwunden und beide Frauen trugen lange Sammtrocke mit breiten Litzen und ſchön geſtickten Krägen, ſo wie es damals unter vornehmen Damen Sitte war. Sie ſchienen auf Jemanden zu warten, denn Bertha ſtand am Fenſter, um zu lauſchen; die Gräfin aber gieng tiefſinnend auf und nieder.

„Was wird er wohl von uns halten?“ brach endlich Ida das Stillſchweigen, indem ſie ſich vor Bertha hinſtellte. „Wird er uns nicht für wortbrüchig erklären? Lieber wollte ich die Gefangene des Pfalzgrafen werden, ehe ich es ertrüge, daß er Schlimmes von mir denke.“

„Ihr habt ihm ja Euer Wort nicht gegeben, hier zu bleiben,“ erwiederte Bertha. „Jetzt iſt es zu ſpät, zurückzutreten.“

„Nur noch einmal möchte ich ihn ſprechen,“ fuhr die Gräfin fort, wie im Selbſtgeſpräche. „Ich möchte ihm danken für ſein ritterlich Handeln und doch,“ ſeufzte ſie

ſtill vor ſich hin, „es iſt beſſer ſo. Nie ſoll er erfahren, daß die Gräfin von Salmandingen ihn liebt!“

Jetzt ließ ſich ein leiſes Pfeifen vor dem Hauſe hören.

„Es iſt das Zeichen,“ ſagte die Gräfin, „öffne die Thüre.“

Bertha ſtand auf, aber das arme Mädchen zitterte.

„Wenn es der Pater Bonifacius nicht wäre!“ ſagte ſie ängſtlich.

„Du biſt eine Närrin,“ entgegnete Ida entſchloſſen und ergriff die Leuchte. Raſch gieng ſie die Treppe hinab und ſchob den Riegel an der Hausthüre vor. Pater Bonifacius und ein Begleiter, beide in Mönchskutten gehüllt, traten ein.

„Nur ſchnell ans Werk,“ trieb der Prieſter, indem er dem Begleiter, demſelben Knechte, der ihn vor etlichen Tagen auf dem Schloſſe zu einem Kranken geholt hatte, einen kleinen Pack abnahm und daraus zwei weitere Mönchskutten hervorzog. „Der Wächter wird im Augenblicke Zwölfe rufen und um dieſe Zeit ſollten wir ſchon über dem Neckar ſeyn.“

Bald waren auch die Frauen in Mönche verwandelt und leiſe ſtiegen die Vier die Treppe hinab und durch kleine enge Gäßchen dem Neckar zu.

Der Prieſter hatte gut gerechnet. Er wußte wohl, daß nach einem ſolchen Feſte die Wachen nicht allzuſtreng aufhorchen würden. Glücklich kamen ſie am Neckar an. Ein Zeichen mit der Pfeife und ein Schiffer ſtieß vom rechten Ufer mit einem kleinen Nachen ab. So bald er ans linke Ufer gekommen, ſtiegen die Frauen mit ihren Führern ein, und nach wenigen Ruderſtößen waren ſie übergeſetzt und auf den Neckarwieſen.

„Nun ſchnell dem Burgholze zu,“ flüſterte Pater Bonifacius. Allein ſo günſtig auch bis jetzt Alles abgelaufen war, ſo ſchien ſie in dieſem Augenblicke das Glück verlaſſen zu wollen. Ein paar Knechte, die wohl des Guten zu viel

genoſſen hatten und die Neckarbrücke um ein Paar hundert Schritte zu weit unten ſuchten, taumelten ihnen entgegen.

„Purrah, vier Mönchlein,“ rief einer von ihnen, der den Andern voraus war, in Weinlaune. „Mit denen wollen wir ein Tänzlein wagen.“

Er ergriff Einen der vier am Arme und — Bertha von Moringen ſtieß einen Schrei aus.

„Alle Teufel!“ rief der Knecht, „das iſt ein weicher Arm! Und der Schrei dazu! Den Mönch müſſen wir näher unterſuchen.“

„Stich ihn nieder,“ flüſterte der Pater ſeinem Begleiter zu. Dieſer hatte bereits ſeinen Dolch gezogen, und im Augenblick fiel der Knecht zu Boden, ohne einen Laut von ſich zu geben. Aber ſchon waren auch ſeine Kameraden da.

„Betrunkene Schufte,“ ſchrie der Begleiter des Paters. „Geht Eurer Wege und laßt uns ungeſchoren.“

„Das iſt ein ſauberes Mönchlein,“ meinte einer der Neuangekommenen; „flucht wie ein Kornſchütze! Aber ſieh', da iſt ja der Mathes in ſeinem Rauſche umgefallen.“

Er wollte den Gefallenen aufrichten, aber nun merkte er, daß derſelbe verwundet ſeyn müſſe, denn ſeine Hände wurden voll Blut. Im Augenblick verflog der Rauſch.

„Mord!“ ſchrie er aus voller Kehle. „Mathes iſt von einem der Mönche niedergeſtochen! Auf ſie! Nieder mit ihnen!“

Die Vier hatten zwar einen kleinen Vorſprung, und wenn vielleicht der Begleiter des Paters denſelben benützt hätte, ſo wäre er wohl entkommen, allein ritterlicher als der Prieſter, der ſogleich das Weite ſuchte, blieb er bei den beiden Frauen. Bald waren ſie von den Knechten eingeholt und ein Jubelgeſchrei verkündete den Fang.

„Wo iſt der Vierte!“ ſchrie Einer. „Es ſind ihrer vier geweſen, der Vierte muß auch herbei.“

Alsbald begann die Jagd von Neuem. Allein diese war nicht so glücklich, als die vorige. Der Pater hatte schnell besonnen den Ort erreicht, wo der Nachen sich befand, und gerade als seine Verfolger ihm schon auf den Fersen waren, stieß er vom Lande, und setzte auf die andere Seite über.

„Hast du ihn gesehen?" fragte einer der Verfolger den Andern; „ich will des Teufels seyn, wenn der nicht dem Pater Bonifacius so ähnlich sah, wie ein Ei dem Andern."

„Ich hab's auch gemeint," bestätigte die Rede ein Zweiter. „Es war ganz seine große rothe Nase und seine lustigen, grauen Aeugelein."

„Stille!" rief ein Dritter. „Haltet Euer dummes Maul. Was wird der Pater Bonifacius Nachts um zwölf Uhr auf dem Neckar spazieren fahren! Gebet Acht, wenn der Pfalzgraf ein Wort der Art hört, so läßt er Euch ein Paar Decken hoch springen."

Sie kehrten nun zu der Haupttruppe zurück. Diese hatte sich unterdessen bedeutend vergrößert, denn durch den Lärm waren immer mehr der noch auf dem Worth verweilenden Zecher herbeigelockt worden. Auch der Pfalzgraf war schon zugegen, als der Graf von Württemberg und der junge Hugo von der andern Seite her ankamen.

„Was gibts hier?" rief der Pfalzgraf, den der reichlich genossene Wein noch mehr aufgereizt hatte, als er gewöhnlich war.

Man erzählte ihm, was vorgegangen.

„So sperrt sie zusammen ein bis Morgen," war des Pfalzgrafen Bescheid.

„Warum wollt Ihr eine Nacht aufschieben," sagte der gefangene Knecht, den wir schon längst kennen, „was doch Morgen geschehen wird? Sprecht Euer Urtheil, und laßt's sogleich vollziehen."

„Halt,“ rief der Graf von Württemberg, der inzwiſchen immer mehr aufs Klare gekommen war, beſonders als Einer der Knechte ſeine Muthmaßungen laut äußerte; „überlaßt mir die Gefangenen dieſe Nacht; ich bürge mit meinem gräflichen Worte dafür, ſie Morgen aufs Schloß zu liefern.“

„Was kümmern Euch die Gefangenen?“ meinte der Pfalzgraf verwundert; „doch Ihr ſeyd mein Freund und Waffenbruder, da habt Ihr die zwei hier,“ und dabei überwies er dem Grafen die beiden verkleideten Frauen; „dieſen Burſchen aber will ich behalten, denn er will, glaube ich, heute noch gehängt ſeyn. Dein Name?“

Der Gefangene ſchwieg hartnäckig.

„Nun ſo hängt ihn ohne Namen auf!“ entſchied der Pfalzgraf, und alsbald ward der Befehl vollzogen, indem man den nächſten Baum als Galgen benützte.

Nun zog der ganze Trupp nach Tübingen. Der Graf von Württemberg führte ſeine beiden Begleiterinnen, die ſich feſt an ihn anſchloſſen, und von deren Identität er ſich bald überzeugt hatte, in ihre alte Wohnung, und die alte Urſula verwunderte ſich hoch, als die beiden Frauen in Mönchsgewändern ihr in ſo ſpäter Nacht übergeben wurden. Der Knecht Chriſtian aber mußte mit ein Paar Andern die ganze Nacht Wache halten, damit der Graf andern Tags ſein gräflich Wort einlöſen konne.

Noch in derſelbigen Nacht ſuchte der Pfalzgraf ſeinen Geheimſchreiber und vertrauten Rath, den Pater Bonifacius auf, um ihm das Geſchehene mitzutheilen, aber der Pater ſchlief ſo feſt, daß er kaum aus dem Bette zu bringen war.

Die Schildwache, die in derſelbigen Nacht Wache gehalten, und der man nicht verabſäumt hatte, ein Krüglein Wein zuzuſchieben, damit ſie ſich für den Genuß der Andern

auf dem Wörth entschädige, schwur den Tag darauf hoch und theuer, sie hätte nach zwölf Uhr einen Geist mit fliegendem, grauen Mantel über die Zugbrücke, die in dieser Nacht nicht aufgezogen wurde, schweben und im Schlosse verschwinden sehen.

VII.

Machet die Thore weit, daß der König der Ehren einziehe.

Psalm.

Den andern Tag war im Schlosse Hohentübingen ungewöhnlich früh eine ganz absonderliche Bewegung zu vermerken. Der Graf von Württemberg war schon vor Tag in der Stadt unten gewesen und der Pfalzgraf ordnete in seinem Haushalte, als müßte eine Hochzeit Statt finden.

„Ausgeschlafen?“ rief er dem Pater Bonifacius lustig zu, als er desselben ansichtig wurde. „Da bin ich schon seit zwei Stunden thätig, und doch noch nicht zu Ende. So geht's, wenn man keine Hauswirthin mehr hat.“

Während dieser Worte hörte der edle Herr nicht auf, verschiedenen Mägden und Knechten Befehle zu ertheilen, und wo es nöthig schien, selbst nachzuhelfen. Der Priester schaute diesem Treiben verwundert zu.

„Das sind ja die Zimmer Eurer verstorbenen Gemahlin!“ sagte er endlich mit Staunen im Blicke. „Da muß was Absonderliches vorgefallen seyn, daß Ihr diese so urplötzlich wieder in Stand setzen laßt! Vielleicht wollt Ihr Euch gar zum zweitenmale vermählen?“

„Da wäre ich doch ein Bischen zu alt,“ lachte der

Pfalzgraf, „um ſo Knall und Fall eine neue Hauswirthin zu erkieſen. Allein Frauen ſollen hierher kommen; ſo weit habt Ihr's errathen. Was meint ihr wohl, daß wir heute Nacht für einen Fang gemacht haben?“

Der Pater wandte ſich ab, um ſeine Verlegenheit zu verbergen. „Es iſt Alles verrathen,“ murmelte er für ſich hin, „ich muß den Herzog ſchnell benachrichtigen.“

Indem kam der Graf von Württemberg.

„Nun?“ rief ihm der Pfalzgraf entgegen. „Was bringt Ihr für Nachrichten? Habt Ihr fehlgeſchoſſen oder errathen?“

„Es iſt, wie ich vermuthete,“ erwiederte der Graf; „es ſind Frauen von hohem Stande. Aber verwundern will es mich, daß Ihr nicht bereits den Namen wißt, da mir der fromme Herr hier mit denſelben gar wohl bekannt zu ſeyn ſcheint.“

Dabei ſah der Graf den Prieſter mit forſchendem Blicke an. Doch dieſer war bereits auf Alles gefaßt. „Ihr ſprecht in Räthſeln,“ ſagte er mit zu Boden geſchlagenen Augen. „Verſtehe ich doch gar nicht, was das Alles bedeuten ſoll!“

„Ich glaube gar, Ihr haltet meinen Pater da für allwiſſend,“ meinte der Pfalzgraf lächelnd. „So weit iſt es mit ihm noch nicht gekommen, obwohl er ein gar weiſer und gelehrter Herr iſt. Aber Ihr ſeht ja, daß wir beide vor Begierde brennen; ſo rückt heraus mit Eurer Neuigkeit.“

„Es iſt die edle Gräfin Ida von Salmandingen,“ ſprach der Graf von Württemberg mit Nachdruck, „die Verlobte des Herzogs Welf, nebſt ihrer Vertrauten und erſten Ehrendame, dem Fräulein von Moringen, deren Vater Ihr habt aufknüpfen laſſen.“

Die Wirkung, welche dieſe Worte auf den Pfalzgrafen hervorbrachten, war faſt eine elektriſche zu nennen.

„Wie?“ rief er funkelnden Auges; „die reiche, schöne Gräfin von Salmandingen? Die Verlobte des Welf, um deren Hand so viele Ritter und Grafen vergeblich gebuhlt haben? Bei allen Heiligen, das ist mehr als ich geträumt! Ich schwöre, der Herzog Welf wird über die verlorne Schlacht nicht so erbittert seyn, als über diesen Fang. Nun ist Alles gut,“ setzte er vergnügt hinzu, sich vor Freude die Hände reibend, „der Welf soll warten, bis er seine Braut herausbekommt.“

„Vergeßt nicht,“ wandte der Graf von Württemberg ein, „was Ihr mir mit Eurem Worte zugesagt habt.“

„Glaubt Ihr, ich werde meine Zusage nicht halten?“ war des Pfalzgrafen Gegenrede. „Ja, noch mehr will ich thun. Die Gräfin soll hier hausen, als wäre sie auf ihrem eigenen Schlosse. Als meine Hauswirthin will ich sie betrachten und meine Dienerschaft soll sie alle behandeln. Wer weiß, was noch kommt! Die Gräfin ist die reichste Erbin im Lande, und habe ich nicht einen Sohn, der ihr an Werth nicht nachsteht?

Vielerlei Gedanken durchkreuzten sich im Kopfe des Pfalzgrafen und kaum hörte er auf die weiteren Reden des Grafen von Württemberg.

„Ihr sprecht von dem Fräulein von Moringen?“ sagte er endlich einlenkend. „Es ist wahr, sie kann sich über Uns beklagen; aber ich will's wieder gut machen. Kein Wort soll sie ans Vergangene erinnern. Sie soll, wie ihre Herrin hoch geehrt werden.“

Der Pater Bonifacius hatte bis jetzt eifrig beobachtet, ohne ein Wort zu sprechen.

„Wie ist Euch nur dieser herrliche Fang gelungen?“ rief er endlich wie im Innersten erfreut. „Wahrhaftig, ein größeres Leid hätte man dem Welf wohl nicht anthun können. Ei, wie der wüthen wird! Aber erlaubt mir, hoher

Herr," wandte er ſich an den Pfalzgrafen, „daß ich die edle Gräfin begrüße. Sie iſt mir von alten Zeiten her bekannt, da ſie noch faſt ein Kind war und ihr Vater noch lebte. Ich will ſie Euch ſelbſt auf Eure Burg zuführen."

„Mein Vater ſpricht ja ſo höflich, wie ein italieniſcher Courmacher," meinte lächelnd der Pfalzgraf.

„Vielleicht meint er wohl daran zu thun, die edlen Frauen zuvor allein zu ſprechen," ſagte der Graf von Württemberg mit einem Tone und Blick, der dem Vater weiſſagte, der Graf wiſſe oder ahne mehr, als ihm lieb ſeyn konnte.

„Die Gräfin ſoll mit Ehren empfangen werden," entſchied jetzt der Pfalzgraf. „Wir alle, meine edelſten Ritter, wollen ſie abholen, denn die Gräfin ſoll nicht ſagen, daß der Pfalzgraf von Tübingen Ritterſitte auf die Seite geſetzt hätte."

Raſch wurden die Anordnungen zur feierlichen Einholung der Gräfin und ihrer Begleiterin auf das Schloß getroffen, und in wenigen Minuten hielt eine große Cavalcade vor dem kleinen Häuschen am Lußnauer Thore. Der Graf von Württemberg ſtieg vom Pferde, um die Frauen herabzuholen. Hochroth vor innerer Bewegung erſchien die Gräfin von Salmandingen, bleich wie der Tod Bertha von Moringen.

„Wer hätte geglaubt," ſagte der Pfalzgraf, nachdem die erſten Begrüßungen gewechſelt waren, „daß meine gute Stadt Tübingen, daß dieſes kleine Häuschen einen ſolchen Schatz aufbewahrte! Verzeiht daher, ſchöne Gräfin, daß ich bis jetzt alle artige Sitte verſäumt; denn nur meiner Unwiſſenheit um Euer Hierſeyn iſt es zuzuſchreiben, daß Ihr nicht ſchon längſt auf meinem Schloſſe als deſſen Herrin reſidirt."

Die Gräfin nahm diese galante Rede kalt, aber höflich auf.

„Der edle Graf von Württemberg," sagte sie, indem die Röthe ihrer Wangen sich bei diesem Namen verdoppelte, „hat mir seine Zusage gegeben, daß ich auf dem Schlosse Tübingen in allen Ehren werde gehalten werden, bis der Kampf zwischen Euch und den Welfen entschieden ist."

„Nicht so, edle Dame," erwiederte der Pfalzgraf; „als Gast werde ich Euch betrachten, nicht als Gefangene. Mein Sohn sowohl, als ich, werden uns bestreben, allen Euren Wünschen zuvorzukommen, und so Ihr etwas wegen Eures Schlosses Salmantingen zu befehlen habt, so darf hier ein Knecht, um sogleich dahin abzureiten."

Der junge Hugo hatte unterdeß etwas weiter zurückgestanden; jetzt trat er vor, um auch seiner Seits die Gräfin zu begrüßen; allein eine solche Verwirrung hatte sich seiner bemächtigt, daß er kaum einige Worte stammeln konnte.

Es wurden nun zwei Zelter vorgeführt und der junge Hugo hielt der Gräfin Ida den Steigbügel.

„Möchte ich Euer erster Stallmeister seyn!" stammelte er.

Der Pfalzgraf wandte sich nun an die Ehrendame der Gräfin; allein so sehr bebte Bertha von Moringen vor ihm zurück, daß sie fast ob seiner Anrede ohnmächtig umgesunken wäre. Der Knecht Christian, der ihr Pferd hielt, sprang sogleich herbei, und fieng sie in seinen Armen auf. Sein Auge glänzte feurig in diesem Augenblicke.

„Fürchtet Nichts, edles Fräulein," flüsterte er, der Zitternden die Hand drückend. „Wohl bin ich nur ein Diener und gemeiner Kriegsknecht, allein so lange ich ein Schwert trage und einen Speer führe, so lange soll Euch

kein Menſch auf Erden etwas Leides zufügen, und ſtände er auch noch viel höher, als der Pfalzgraf.

Bertha blickte vertrauensvoll auf ihn nieder; ſchien er ihr doch gerade jetzt nicht ein Knecht, ſondern ein Beſchützer zu ſeyn! Eine ſchnelle Röthe überflog ihre Wangen und ohne weitere Hülfe nöthig zu haben, ſchwang ſie ſich auf ihren Zelter.

Der Zug bewegte ſich nun vorwärts, die Gräfin Ida in der Mitte zwiſchen dem Pfalzgrafen und ſeinem Sohne. Bald gelangte man auf das Schloß und der Gräfin wurden ihre Zimmer angewieſen.

„Es ſind dieſelben,“ ſagte der Pfalzgraf, „welche meine Hausfrau ehemals bewohnte. Freilich ſind ſie ſeit dem Tode derſelben ein wenig in Unordnung gerathen und mein Hausweſen kommt Euch vielleicht etwas unwirthlich vor; allein wir wollen uns bald wieder an ein weiblich Regiment gewöhnen.“

Jetzt drängte ſich auch der Pater Bonifacius vor. Er hatte ſchon längſt ſich in das Geſpräch zu mengen verſucht und der Gräfin waren ſeine ängſtlichen Blicke nicht entgangen.

„Sollte Ihr geiſtlichen Troſtes bedürfen,“ bemerkte er, ſich ehrfurchtsvoll verbeugend, „ſo wird der Pater Bonifacius ſtets zu Euren Befehlen bereit ſeyn. Ihr erinnert Euch wohl noch ſeiner von Eurer Kindheit her,“ ſetzte er mit einem leichten Augenwinke hinzu.

„Wie ſollte ich nicht!“ erwiederte die Gräfin. „Ihr habt ja oft genug auf meiner Burg eingekehrt, als mein Vater noch lebte. Auch möchte ich Euch ſogleich mit einer Bitte beläſtigen. Die alte Frau unten in der Stadt, bei der wir die Zeit über gewohnt, hat noch keinen Beweis meiner Dankbarkeit erhalten. Ihr, frommer Herr, werdet

mir wohl den Gang thun, um ihr dieß Wenige zu überbringen. Iſt die Gräfin von Salmandingen einmal wieder frei, ſo ſoll die Gabe verdoppelt werden.“

Sie winkte dem Pater näher und übergab ihm einige Goldſtücke. Er benützte den Augenblick, um ihr leiſe einige Worte zuzuflüſtern. Eben ſo leiſe erwiederte die Gräfin: „Seyd unbeſorgt. Ich verrathe Euch nicht, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr mir ſo fern als möglich bleibt. Ich liebe Verräther nicht, und noch weiß ich nicht, ob Ihr nicht ein doppelt falſches Spiel treibt. Eure Dienſte verlange ich nie mehr.“

So ſchwer auch dieſe Worte den Prieſter verletzten, ſo war er doch ſo ſehr ſeiner Herr, daß ſeine Miene freundlich lachte, als hätte er das Angenehmſte gehört.

„Erlaubt mir, edle Gräfin,“ verſetzte der Pfalzgraf, „daß ich ſelbſt Euer Geſchenk verdopple; die alte Urſula ſoll der Ehre, einen ſo hohen Gaſt einige Tage bewirthet zu haben, ſtets gedenken.“

Der Prieſter empfieng die Gabe des Pfalzgrafen, der ſich vorgenommen zu haben ſchien, den Wünſchen ſeines Gaſtes in Allem zuvorzukommen, und die Thränen der Furcht und Angſt, welche die alte Urſula in ihrer Kammer weinte, da ſie Strafe und Zorn des Pfalzgrafen erwartete, wurden ſchnell in Freudenthränen verwandelt. Dieſelbe Freude ſchien ſich auch des ganzen Schloſſes zu bemeiſtern, denn der Pfalzgraf feierte den Einzug ſeines Gaſtes durch ein großes Bankett, an dem die Gräfin ſelbſt jedoch nicht Theil nahm. Am freudigſten zeigte ſich der junge Graf Hugo.

„Sie iſt es,“ jubelte er ſeinem Freunde Emich zu. „Ich habe mich nicht getäuſcht, als ich in dem Bürgersmädchen eine Edle des Landes vermuthete.“

Lächelnd drückte ihm der Graf von Wirtemberg die Hand, ohne ein Wort zu ſprechen.

VIII.

Vom Sehen kommt das Lieben,
Vom Lieben kommt der Schmerz;
Mit ihm raſtloſes Sehnen,
Mit ihm unzähl'ge Thränen,
In Thränen bricht das Herz.
v. Zedlitz.

Ein Monat war ungefähr ſeit dem Einzuge der Gräfin Ida von Salmandingen und ihrer Freundin verfloſſen, und noch hatte ſich Nichts in ihrer Lage verändert. Die beiden Frauen lebten äuſſerſt zurückgezogen auf ihren Zimmern und erſchienen nur ſelten bei der Tafel des Pfalzgrafen. Niemand wuſte zu ſagen, ob ſie ſich heimiſch fühlten auf Schloſs Tübingen, oder ob die Ausſicht auf die Alpgebirge in ihnen Erinnerungen weckten, die alle Aufmerkſamkeit von Seiten des Pfalzgrafen und ſeines Hausgeſindes nicht verwiſchen konnten. Der Pfalzgraf ſelbſt ſchien ſich wenig mit ſeinen Gefangenen, die er als Gäſte behandelte, zu beſchäftigen; um ſo mehr aber bekümmerte ſich ſein Sohn, der junge Graf Hugo, um die beiden Frauen. Zwar wurde er nicht oft in ihre Geſellſchaft zugelaſſen, obgleich die Gräfin Ida einen Gefallen an ſeinem Lautenſpiel gefunden zu haben ſchien, aber wenn es ihm gelang, der Gräfin einen Wunſch abzulauſchen, ſo durfte ſie ſicher ſeyn, daſs derſelbe im Augenblicke erfüllt war. Manchmal ſah man ihn auch einſam das Ammerthal hinauf luſtwandeln, und dieſes traurige Thal ſchien ganz mit ſeinen Gedanken über-

einzustimmen, denn der junge Hugo blickte schwermüthig, und tiefe Seufzer entstiegen seiner Brust.

„Du bist ein närrischer Mensch," sagte dann oftmals der Graf von Württemberg, der stets nach der Abwesenheit von einigen Tagen wiederkehrte, zu ihm, wenn er ihn in einer solchen Stimmung traf. „Warum sprichst du denn nicht mit ihr? Was hält dich ab, ihr deine Liebe zu gestehen! Du bist eines Pfalzgrafen Sohn, und wenn auch nicht so reich, als der Welf, doch ihm an Geburt nicht nachstehend. Sie sieht dich gerne um sich, das glaubst und sagst du ja selbst, so fasse einmal ein Herz und gestehe der schönen Gräfin deine Liebe; dann haben die Seufzer auf einmal ein Ende."

Doch der junge Graf Hugo schüttelte bei solchen Worten immer den Kopf und seufzte nur noch tiefer.

„Du irrst dich," erwiederte er dem Grafen Emich, „sie sieht mich nicht gerne. Wohl mag sie vielleicht einen Gefallen an meinem Gesang und Lautenspiel finden, aber sie betrachtet mich nur als Spielzeug zu ihrer Unterhaltung. Du glaubst es nicht, wie stolz sie ist. Wage ich es nur einmal, eine Anspielung zu machen, so erhebt sie sich mit Würde, und so kalt und erhaben schaut mich ihr Auge an, daß mir die Rede im Munde erstarrt. Sie liebt mich nicht," fuhr er fort, „aber sie *soll* mich lieben. Bei Gott, sie soll es! Keinen Augenblick verschiebe ich es länger. Sie muß mir Antwort geben und wenn sie nein sagte, wenn sie das könnte! — Nein, es ist unmöglich; es wäre Wahnsinn, als Gefangene meines Vaters, nein zu sagen."

Also sprach oftmals der junge Hugo und nahm sich stets vor, bei der nächsten Zusammenkunft mit der Gräfin von Salmandingen von seiner Herzensangelegenheit zu reden, aber so oft er sich's auch vornahm, so oft war es

auch vergeblich. Ein einziger Blick der Gräfin vernichtete alle ſeine Plane.

So ſtanden die Angelegenheiten auf Schloß Tübingen einen Monat lang immer beim Alten. Plötzlich ſchien jedoch eine Aenderung vorgehen zu wollen. Eines Morgens war in großer Haſt ein Eilbote angelangt und ſeine Nachrichten ſchienen ſehr erheblicher Natur zu ſeyn, denn der Pfalzgraf ſchloß ſich gleich darauf mit ſeinem Geheimſchreiber und Geheimenrath, dem Pater Bonifacius, ein. Die Berathung mußte äußerſt wichtige Dinge betreffen. Sie dauerte mehrere Stunden, und als ſogar ſpäter Geſandte vom Herzog Welf auf Schloß Tübingen eintrifft, nahm ſich der Pfalzgraf nicht Zeit, ſie ſelbſt zu empfangen, ſondern beauftragte ſeinen Sohn und den Grafen von Württemberg mit dieſem Dienſte.

Sonderbare Gerüchte giengen im Schloſſe über den Zweck der Geſandtſchaft herum. Bald hieß es, der Kaiſer ſelbſt ſey im Lande, von ſeinem Zuge nach Italien zurückgekehrt, bald, der alte Welf befinde ſich auch unter den Geſandten. Dieſe wurden unterdeſſen im Banquetſaal des Schloſſes bewirthet und der Graf von Württemberg bemühte ſich, ihnen ſo viel Ehre anzuthun, als ihrem Range gebührte. Den jungen Hugo aber litt es bald nicht mehr im Saale. Er fühlte ſich beengt und geängſtigt.

„Ich muß wiſſen," ſagte er zu ſich ſelbſt, „was dieſe Herren wollen, und wenn es die Gräfin von Salmandingen betrifft, ſo will ich auch ein Wörtlein mitſprechen."

Raſch eilte er dem Geheimzimmer ſeines Vaters zu.

Dieſer war noch immer mit dem Pater Bonifacius eingeſchloſſen; doch ſchien ihre Berathung faſt zu Ende zu ſeyn.

„So ſind wir alſo einig, mein ehrwürdiger Vater

und weiser Freund," sagte der Pfalzgraf zu dem Priester. „Sie mögen uns Bedingungen machen, welche sie wollen, wir geben nicht nach. Die Gefangenen bleiben unser, und wenn auch der Kaiser ihre Freilassung dreimal anbefiehlt. Wegen der Gräfin von Salmandingen aber wollen wir noch insbesondere reden."

Der junge Hugo begehrte jetzt Einlaß.

„Gut, daß du kommst, mein wackerer Sohn," rief ihm der Pfalzgraf entgegen. „Du magst die Herren Gesandten einladen, uns in unserem Audienzsaale zu treffen."

„Vater!" erwiederte der junge Hugo. „Haltet ein, ehe Ihr einen unwiderruflichen Entschluß faßt. Was begehren die Gesandten? Gewiß, es betrifft die Auslieferung der Gefangenen. Was habt Ihr hierüber beschlossen?"

Der alte Pfalzgraf zog die Augenbraunen finster zusammen und war im Begriff, seinem Sohne eine heftige Antwort zu geben; doch der Jüngling kam ihm zuvor.

„Ich weiß," rief er aufgeregt, „es will sich für mich nicht geziemen, Euch also zu fragen. Allein verzeiht; ich habe ein näheres Interesse, als Ihr glauben möchtet. Ich will, ich muß Euch ein Geständniß thun, das mir schon lange auf dem Herzen liegt."

Der Vater winkte ihm zu sprechen.

„Es ist nun vielleicht fünf Wochen," fuhr der junge Hugo erröthend fort, „daß ich die Gräfin Ida von Salmandingen sah. Ich wußte damals noch nicht, daß sie es war, und doch liebte ich sie. Seit vier Wochen ist sie hier im Schlosse, und wenn ich sie vorher verehrte, so bete ich sie jetzt an. Gebt sie mir zum Weibe, mein Vater. Vor allen Dingen aber liefert sie dem schlimmen Welf nicht aus, denn nie würde ich es ertragen, wenn sie ihm angehören sollte."

Der Pfalzgraf lächelte.

„Nun, mein guter Pater Bonifacius," ſagte er, „habe ich es Euch nicht geſagt, wie die Sachen ſtünden? Ihr wolltet mir nicht glauben, aber des Vaters Auge ſieht weiter, als Ihr vermeintet. Gieb dich zufrieden, mein Sohn," fuhr er zu dieſem gewandt fort, ihm die Hand reichend, „die Gefangenen werden nicht ausgeliefert und deine Wünſche ſind nichts weniger, als den meinigen entgegenſtrebend. So Gott will, iſt die Gräfin von Salmandingen in wenigen Wochen dein ehelich Gemahl, und der Pater Bonifacius ſoll Eure Ehe einſegnen."

Der junge Hugo ſchaute hoch auf. Sollten ſeine ſehnlichſten Wünſche ſo ſchnell in Erfüllung gehen? „Wie iſt das, mein Vater?" fragte er erſtaunt und erfreut zugleich. Doch der Pfalzgraf befahl ihm jetzt, die Geſandten in den Audienzſaal zu führen und ſeine Vaſallen alda zu verſammeln.

Der Pfalzgraf ſaß auf einem erhöhten Raum und ſeine erſten Ritter umgaben ihn, als die Geſandten des Herzogs Welf eingeführt wurden. Es waren der Herzog von Zähringen, genannt der ſchwarze Berthold, der Markgraf von Baden, der Graf von Calw und viele andere Ritter und Edle, alle in vollſtändiger Rüſtung.

„Wir haben Euch, Herr Pfalzgraf von Tübingen, unſer Begehr ſchriftlich überreicht," ſprach der Herzog von Zähringen, vortretend. „Wir hoffen, daß Eure Pfalzgräfliche Gnaden uns einen geneigten Beſcheid ertheilen werden. Nur zweierlei wollen wir Euch noch zu bedenken geben. Für's Erſte, daß es des Kaiſers Friedrich ausdrücklicher und eigenhändiger Befehl iſt, alle Gefangenen, ſo Ihr in der Schlacht bei Tübingen gemacht, augenblicklich und ohne irgend einen Vorwand freizugeben; für's

Zweite, daß der alte Herzog Welf nun selbst vom Lande Italien zurückgekehrt ist, um des Kaisers Befehle in Wirksamkeit treten zu lassen. Wir glauben Euch kaum daran erinnern zu müssen, daß der Herzog für sich allein mächtig genug ist, um es mit Euch, und stünden Euch auch doppelt so viel Freunde und Genossen bei, als die sind, auf die Ihr rechnen könnt, aufzunehmen."

„Ihr sprecht eine stolze Sprache für einen Bittsteller, Herr Herzog," erwiederte der Pfalzgraf mit Bitterkeit. „Ich sollte doch meinen, die Schlacht von Tübingen könnte den Welfen noch zu sehr im Gedächtniß seyn, als daß sie uns gegenüber mit ihrer Allgewalt prahlen dürften."

„Wir wollen uns in keine Zänkereien und Wortgefechte einlassen, Herr Pfalzgraf," meinte trocken Herzog Berthold. „Gebt mir und meinen Begleitern gerade und offene Antwort, was Ihr auf des Kaisers Befehl zu thun gesonnen seyd."

„Des Kaisers Befehl?" höhnlachte der Pfalzgraf. „Wer bürgt mir dafür, daß dieser Befehl auch vom Kaiser ausgeht? Werdet nicht unwirsch, Herr Herzog," fuhr er mit milderem Tone fort, als er diesen vor Zorn hoch erröthen sah. „Nie werde ich in Euer Wort einen Zweifel setzen; allein kann dieser Befehl nicht auch unterschoben seyn? Der Herr Herzog von Schwaben, unser edler Verbündeter und nächster Vetter des Kaisers, ist nicht zugegen; sonst würde dieser Zweifel bald gelöst seyn; denn diesem steht es allein zu, des Kaisers Befehle im Schwabenlande auszuführen. Allein wenn auch der Befehl vom Kaiser Friederich, dem wir in allen Stücken unterthan sind, ausgeht, wer bürgt uns dafür, daß nicht der Kaiser hintergangen worden ist? Wir haben uns daher entschlossen,

vorerſt einen Boten an den Kaiſer abzuſenden, ehe wir etwas Weiteres ergehen laſſen können."

„Gut, Herr Pfalzgraf," erwiederte der Wortführer der Geſandten, nun ſeinerſeits erbittert; „wir ſehen klar, wo das hinauswill. Kaum verlohnt es ſich zu fragen, was Ihr uns in Betreff der Gräfin von Salmandingen für einen Beſcheid gebt."

„So es Euch beliebt," ſprach der Pfalzgraf, „ſo mögt Ihr die Gräfin ſelbſt ſehen und Euch überzeugen, daß ſie nicht als Gefangene, ſondern als edle Freundin und verehrter Gaſt auf unſerem Schloſſe gehalten wird. Wie ſollten wir auch anders, da ſie demnächſt geſonnen iſt, in noch nähere Verhältniſſe zu uns zu treten? Das mit dem Herzog Welf, dem Jüngern, eingegangene Verlöbniß wird der heilige Vater in Rom auflöſen, wie wir deſſen ſchon jetzt gewiß ſeyn können, und unſer Geheimerath, der Pater Bonifacius, Euch Weiteres erklären wird, ſo Ihr's verlangt. Die Gräfin Ida von Salmandingen wird meines Sohnes ehelich Gemahl."

„Falſcher Prieſter," murmelte Herzog Berthold zwiſchen den Zähnen, den Pater Bonifacius mit den Augen durchbohrend. „Das iſt Euer letztes Wort, Herr Pfalzgraf?" fuhr er laut fort. „Wohlan denn; ich bin nicht gewohnt, mich mit Redensarten herumzuſchlagen. Soll's nicht Friede ſeyn, ſo ſey es Krieg. Da liegt mein Fehdehandſchuh, und ehe der Kaiſer im Lande ſeyn wird, werdet Ihr erfahren, was es heißt, des Kaiſers Befehlen zu widerſtehen. Der Herzog Welf kündigt Euch von heute an allen Frieden auf, bis Ihr ſelbſt auf den Knieen darum bitten werdet."

Raſch warf er ſeinen Handſchuh hin, aber eben ſo

raſch nahm ihn einer der Vaſallen des Pfalzgrafen auf und überreichte ihn dieſem.

„Es ſey ſo,“ ſagte der Pfalzgraf, „das Schwert entſcheide, und wie ich hoffe, nicht ungünſtiger, als das letzte Mal.“

Die Geſandten entfernten ſich ſchnell, ohne auf des Pfalzgrafen Einladung, das Mittagsmahl oder doch einen Abſchiedstrunk bei ihm einzunehmen, zu achten.

Auch der Graf von Württemberg verabſchiedete ſich noch denſelbigen Tag, denn er wollte ſein Weib auf ſeiner Burg Rothenberg heimſuchen und ſich auf den nahenden Kriegszug rüſten.

„Ihr ſeyd zu raſch geweſen,“ ſagte er abſchiednehmend zu dem Pfalzgrafen. „Iſt es des Kaiſers wirklicher Befehl, ſo wird er Euch den Ungehorſam nicht verzeihen. Der alte Welf wird auch nicht ruhen, bis er Rache genommen hat. Die Welfen können ihre Wolfsnatur nicht verläugnen. Doch mag es gehen, wie es will, zählt auf mich, und ſo Ihr in Noth ſeyd, ſo ſendet mir nur einen Eilboten; er ſoll mich nicht vergebens auffordern.“

Ehe er jedoch das Schloß verließ, ſuchte er noch die beiden Frauen heim, derentwegen ſich hauptſächlich der Krieg von Neuem entzünden ſollte.

„Ihr verlaßt uns?“ rief die Gräfin von Salmandingen ſchmerzlich betroffen. „So ſtehen wir von nun an wieder allein, ohne einen ritterlichen Beſchützer und Rathgeber.“

„Wie mögt Ihr nur ſo ſprechen!“ erwiederte Graf Emich. „Der Pfalzgraf hat Euch bisher ſo gehalten, daß Ihr nicht über ihn klagen könnt, und,“ fuhr er lächelnd fort, „ich weiß Einen auf dem Schloß, der lieber ſein Leben ließe, ehe Euch auch nur ein Haar gekrümmt werden

durfte. Die Liebe iſt ein noch beſſerer Beſchützer, als die Freundſchaft, ſchöne Gräfin, und daß Ihr von Einem auf dem Schloſſe geliebt werdet, habt Ihr wohl ſchon vor mir bemerkt."

Die Gräfin ſprang zornig auf. Hohe Röthe färbte ihr Geſicht. Ihr Buſen hob ſich ſtürmiſch. Sie wollte ſprechen, aber mit Gewalt überwand ſie ſich.

„So Ihr es erlaubt," fuhr der Graf von Württemberg nach einer Pauſe fort; „ſo laſſe ich Euch meinen Knecht Chriſtian zurück. Es iſt ein treuer Burſche und Euch ſo ergeben, wie ſelten ein Dienſtmann ſeinem Herrn. Es iſt wahrhaftig Schade, daß er nicht adelig geboren iſt; denn nie hätte es vielleicht einen wackerern Rittersmann gegeben, als er einer geworden wäre. Ihn ſendet mir, ſo Ihr ein Begehr habt. Der Burſche iſt verſtändig und gewandt; und Ihr dürft Euch auf ihn verlaſſen, wie auf mich ſelbſt."

Er nahm nun Abſchied und bald ſchloßen ſich hinter ihm und ſeinen Reiſigen die Thore der Burg Tübingen. Sein Freund Hugo begleitete ihn eine Strecke weit, und freudig hörte der Jüngling auf des Grafen Rede, denn dieſer hatte die Röthe der Gräfin Ida ganz anders gedeutet, als er ſie hätte deuten ſollen.

IX.

Er hat ihm Augen wie ein Luchs,
Geschmeidigen Rücken, wie ein Fuchs,
Und rechte Geierklauen,
Hat einen Bauch, wie ein Prälat,
Und einen Gang, wie ein Legat,
Demüthig stolz zu schauen.
G. Schwab.

In einem kleinen Zimmer des Schlosses Tübingen saßen zwei Männer im eifrigsten Gespräch begriffen. Der Eine hatte eine einfache Mönchskutte umgeworfen, allein aus der Ergebenheit und Ehrerbietung, die ihm der Andere erwies, war klar zu sehen, daß mehr hinter der Kutte verborgen seyn müsse, als ein gewöhnlicher Mönch. Schwarze Augen funkelten unter dichten Brauen hervor. Das Haar war kurz abgeschoren, aber nur um so auffallender trat deßhalb die gebogene Nase hervor, die in Verbindung mit der gebräunten Gesichtsfarbe, dem schmalen Munde, der hohen Stirne und dem ovalen Gesichte den Südländer deutlich verrieth. Der Andere war der uns wohl bekannte Pater Bonifacius.

„Wie ich dir schon gesagt habe, mein Bruder," sprach der Südländer, „der Kaiser ist auf dem Rückwege begriffen. Mailand ist gefallen, ja es ist gar nicht mehr. Die Städte wehrten sich wacker. Sie hielten aus, bis weder eine Katze, noch ein Hund mehr zu verzehren war. Drei Jahre hielten sie die Belagerung aus, aber am Ende unterlagen sie. Die Stadt ist dem Boden gleich gemacht worden und der Barbarossa ließ einen Pflug darüber gehen und bestreute den Boden mit Salz. Die ganze Lombardei ist dem Kaiser wieder unterthan. Darum hat mich der heilige Vater in Eile nach Deutschland gesandt, um wieder

gut zu machen, was gut zu machen ist. Es ist keine andere Rettung, als die Welfen mit dem Kaiser zu entzweien; denn nur dadurch gewinnen wir Zeit, um uns in Italien zu erholen, und einen neuen Bund gegen den Hohenstaufen zu schließen."

„Ich verstehe dich, hochwürdiger Bruder," erwiederte der Pater Bonifacius, indem er sich anstrengte, in demselbigen geläufigen Latein zu antworten, in dem der Mönch gesprochen hatte. „Der heilige Vater will Krieg in Deutschland, damit der Kaiser abgehalten sey, in Welschland zu wirken."

„Du hast die Sache nicht unrichtig aufgefaßt, Bruder Bonifacius," nahm nun wieder der Andere das Wort. „Der junge Welf ist von dem Pfalzgrafen geschlagen. Der alte Welf war wüthend darüber, und es kostete nicht viel Mühe, ihn zu bewegen, selbst nach Deutschland zu reisen, um die Scharte auszuwetzen. Der Pfalzgraf ist auf Seite der Staufen. Er hat des Kaisers nächsten Verwandten, den Herzog Friederich, zum Beschützer und Freund. Wird der Krieg von beiden Seiten, von dem alten Welf und dem Pfalzgrafen, fortgesetzt, so kann es nicht anders seyn, als der Kaiser nimmt Partei, und auf wessen Seite könnte er sich schlagen, als auf Seiten seines Verwandten, seines Anhängers? So wird der Kaiser genug zu thun bekommen in Deutschland, und nicht im Stande seyn, an die Lombardei und Italien zu denken."

„Vor der Hand wird wenigstens von einem Frieden nicht die Rede seyn," meinte Pater Bonifacius, als Jener inne hielt. „Du weißt, daß der Befehl des Kaisers, die Gefangenen auszuliefern, von dem Pfalzgrafen nicht respectirt wurde, und ich darf mich wohl rühmen, an dem

Entſchluſſe des Pfalzgrafen in dieſer Beziehung keinen geringen Antheil gehabt zu haben.“

„Du haſt gut daran gethan, mein Bruder,“ verſetzte darauf der Fremde, „und es ſoll dir nicht vergeſſen bleiben. Der heilige Vater in Rom, dem die Macht zuſteht, zu binden und zu löſen, hat mir nicht umſonſt befohlen, dich in alle unſere Plane einzuweihen. Die Biſchofsmütze wird dir nicht entgehen, ſobald es uns gelingt, des Kaiſers Herr zu werden, und noch nie ſtanden die Verhältniſſe günſtiger.“

„Vor Allem,“ erwiederte der Pater Bonifacius geſchmeichelt, „wird es darauf ankommen, den Pfalzgrafen ſo lange als möglich zum Widerſtande zu bewegen. Ich weiß, daß er nicht abgeneigt iſt, die Gefangenen alle herauszugeben, unter der Bedingung, daß die Gräfin von Salmandingen ſeinem Sohne die Hand am Altar reiche. Aber der heilige Vater möge mir ſeinen Segen entziehen, wenn ich das nicht zu verhindern wiſſen werde.“

„Gut geſprochen, Bruder Bonifacius,“ ſprach der Fremde, den Pater ſcharf fixirend, „und damit du nie laß werdeſt in deinem Eifer, ſo hänge ich dir in eigener Perſon das Kreuz um, das der heilige Vater mir befohlen, dir zu übergeben.“

Mit dieſen Worten ſchlug er ſeine Kutte auseinander, nahm ein großes goldenes Kreuz, das er an einer goldenen Kette um den Hals hängen hatte, und übergab beides dem Pater. Mit leuchtenden Augen empfieng dieſer das werthvolle Geſchenk, und küßte es, ehe er es ſich ſelbſt umhing.

Der Fremde ſtand jetzt auf.

„Noch Eins,“ ſagte er, „nie komme ein Wort über deine Lippen, daß ein Geſandter des heiligen Vaters dich

heimgeſucht. Für Jedermann muß ich der Mönch Ambroſius vom Kloſter Hirſchau bleiben.“

Der Pater Bonifacius legte den Finger auf den Mund, und die Beiden trennten ſich nun. Mit würdigem Schritte gieng der anſcheinende Mönch Ambroſius durch den Schloßhof und ertheilte der Schildwache, die ihm ihre Ehrerbietung erwies, ſeinen Segen. Bald war er auf dem Wege gegen Reutlingen zu verſchwunden, denn ſein Ziel war die Achalm, das Schloß der Herzoge von Welfen.

Der Pater Bonifacius rieb ſich vergnügt die Hände, als ſein Gaſt, der päpſtliche Legat, das Schloß verlaſſen hatte. Er beſah das goldene Kreuz zu verſchiedenen Malen.

„Dein Glück iſt gemacht, Bonifacius,“ ſagte er zu ſich ſelbſt; „der Papſt kennt dich, und daß er dich noch beſſer kennen lernen ſoll, dafür wirſt du Sorge tragen. Warte nur, ſtolze Gräfin, du ſollſt den verachteten Pater auch kennen lernen! Und Ihr, edle Herrn von Württemberg und Tübingen, Ihr haltet den Pater Bonifacius für einen luſtigen Trinkbruder und für eine gerechte Zielſcheibe Eures Witzes, Ihr ſollt ſchon noch eines andern belehrt werden! Die Biſchofsmütze iſt mir verſprochen, und vom Biſchofe iſt es kein ſo gar großer Sprung bis zum Erzbiſchofe. Will ich doch mein Lebenlang nicht umſonſt gearbeitet haben! Gehen die Staufen unter und ſtehen die Welfen oben, ſo ſoll der Biſchofsſtuhl von Trier einen Vertreter bekommen, der, obwohl nur eines Hirten Sohn von dort, doch dem Fürſtenſtuhle gut anſtehen wird. Allein Eile mit Weile,“ ſetzte er, zu ſich ſelbſt kommend, hinzu: „Niemand ſoll vorderhand merken, daß hinter dem einfachen Pater ein Biſchof verborgen iſt.“

Er nahm die goldene Kette ab und verſchloß ſie in einem Schranke.

„Nun zu dem Pfalzgrafen," ſagte er halblaut: „man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt."

Es waren dieſen Morgen ſchon mehrere Reitende angelangt, wie es ſchien, mit Nachrichten von Wichtigkeit; denn der Pfalzgraf hatte ſein Zimmer nicht verlaſſen und war noch immer eifrigſt beſchäftigt. Einmal hatte er nach dem Pater Bonifacius geſchickt, aber zur Antwort erhalten, daß ſeine Kammer verſchloſſen ſey, denn der Pater war ſo vorſichtig geweſen, ſeine Zuſammenkunft mit dem Legaten nicht in ſeinem gewöhnlichen Zimmer zu halten, ſondern hatte ein Cabinet dazu gewählt, das von Andern nie beſucht wurde, weil es das Bibliothekzimmer genannt wurde, obwohl nur wenige Handſchriften die ganze Bibliothek ausmachten. — Der Pfalzgraf war ob dieſem ungewohnten Verzuge nicht in der beſten Laune, als der Pater zu ihm eintrat.

„Wo ſteckt Ihr denn," rief ihm der Pfalzgraf entgegen. „Ich ließ Euch ja im ganzen Schloſſe ſuchen! Wenn man Einen am nöthigſten hat, ſo hat ihn der Teufel gewiß weit weg. Wahrſcheinlich habt Ihr wieder einer armen Wittwe Troſt einflößen oder eine leichtſinnige Dirne abſolviren müſſen."

Der Pater bekreuzigte ſich, und ſein Geſicht drückte Abſcheu aus.

„Gott vergebe Euch die Sünde, hoher Herr," ſagte er; „wie mögt Ihr ſo Schlimmes von Eurem Diener denken? Ich war mit einem Bruder im Gebete begriffen die ganze Zeit über."

„Mögt Ihr geweſen ſeyn, wo Ihr wollt, meinetwegen beim Satan oder ſeiner Großmutter," rief der Pfalzgraf zornig, „da leſt einmal dieſe Briefe. Der Teufel komme

aus den Buchſtaben. Da ſoll ich mir mein eigenes Unglück noch am Ende ſelbſt zuſammenreimen und vorleſen.“

Der Pater machte ſich ſogleich an's Geſchäft. Er las die Depeſchen laut, und bei jeder neuen Nachricht ſtampfte der Pfalzgraf mit dem Fuße, daß der Boden erdröhnte.

„Schlimme Nachrichten,“ ſagte endlich der Prieſter, den Pfalzgrafen mit einem lauernden Blicke beobachtend.

„Schlimme Nachrichten?“ wüthete der Pfalzgraf. „Das ſagt Ihr nur ſo kalt und ruhig hin, als ob höchſtens ein Haus eingeſtürzt oder ein Dienſtknecht erſoffen wäre? Mein Schloß Kellmünz zerſtört! Der Teufel hole die ganze Beſatzung, die ſich kaum acht Tage hielt. Mein gutes Schloß von Grund aus zerſtört!“

Der Pfalzgraf gieng voll Grimms im Zimmer auf und nieder, indem er manchmal unter heftigen Ausrufungen ſtehen blieb.

„Und jetzt ſteht der alte Welf bereits vor Hildrithhauſen!“ fuhr der Pater Bonifacius in dem vorigen kalten Tone fort.

„Wollt Ihr mich zum Wahnſinn bringen, Pfaffe?“ rief ſchäumend der Pfalzgraf. „Wollt Ihr mir meinen Verluſt tropfenweiſe vormeſſen? Der Teufel hole Euch mit ſammt dem Welfenherzog!“

Der Pater erwiederte keine Sylbe, ſondern ließ dem Pfalzgrafen Zeit, ſich auszutoben. Endlich wurde dieſer ruhiger.

„Der Berthold von Zähringen,“ ſagte er bitter, „hat nicht Unrecht gehabt. Kaum iſt der alte Welf im Lande, ſo zeigt er auch die alten Wolfstatzen, aber ich will ihm eines auf die Tatzen geben. — Hier kann nur von zweierlei die Rede ſeyn,“ fuhr er nach einer Weile, mit überlegterem Tone fort, „entweder Krieg wider Krieg, oder

Frieden um den Preis der Gefangenen. Mit dem Kriege kann's nicht ſo ſchnell gehen, denn der Herzog Friederich iſt in Rothenburg und der Graf von Württemberg auf ſeinem Schloſſe. Meine Vaſallen ſind zerſtreut, und wären ſie es auch nicht, mit ihnen allein kann ich es mit dem alten Welf nicht aufnehmen. Aber Frieden! Die Gefangenen herausgeben? Ohne Gewinn und Vortheil? Nur unter Einer Bedingung kann dieß ſeyn, und ob dieſe Bedingung erfüllt wird, das wollen wir bald ſehen."

Raſch befahl er einem Diener, ſeinen Sohn Hugo zu rufen, und vielleicht eine Stunde blieb er mit dieſem und dem Pater Bonifacius eingeſchloſſen in lauter, heftiger Berathung. Kurz darauf ſah man den Pater den Zimmern zueilen, welche die Gräfin Ida von Salmandingen mit ihrer Ehrendame inne hatte.

X.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat ſich mit dieſer vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den erſten beſten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling iſt übel daran.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie just paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

H. Heine.

Die beiden Frauen ſaßen im Erker ihres Zimmers, als der Prieſter bei ihnen eintrat. Die weibliche Arbeit,

die ſie unter den Händen hatten, ſchien nicht recht von Statten gehen zu wollen, denn trübe Gedanken erfüllten die Gräfin von Salmandingen und ihre Geſellſchafterin. Noch immer war ja in ihrem Schickſale keine Veränderung vorgegangen, noch immer waren ſie Gefangene auf Schloß Tübingen, wenn auch nicht als ſolche behandelt! Der Trotz der Gräfin war etwas herabgeſtimmt, und nicht ſelten vereinigten ſich ihre Thränen mit denen der ſanften Bertha. Nur der von dem Grafen von Württemberg zurückgelaſſene Knecht gewahrte ihnen manchmal eine Aufheiterung, denn er mußte von ſeinem neuen Herrn erzählen. Der Knecht ward auch nicht müde, deſſelben Lob ertönen zu laſſen, denn der Graf hatte den jungen Kriegsknecht ſtets liebreich behandelt und ihn mehr als einen Schildknappen, denn einen Knecht behandelt. Beſuche empfiengen ſie wenig. Der alte Pfalzgraf Hugo war zu viel mit kriegeriſchen Anordnungen beſchäftigt, als daß es ihm Unterhaltung gemacht hätte, jungen Damen zu hofiren. Nur der junge Hugo erſchien öfter, ward aber faſt nie vorgelaſſen, denn die Gräfin von Salmandingen ſchien ihn ſeit ihrem letzten Geſpräche mit dem Grafen von Württemberg aus einem andern Geſichtspunkte zu betrachten, und kein Gefallen mehr an ſeinem Lautenſpiel zu haben. Auch wurde der junge Graf in der letzten Zeit von ſeinem Vater zu ſehr in Anſpruch genommen, als daß er alle Tage ein paar Stunden den Damen hätte widmen können. Der Pater Bonifacius hatte ſich den Frauen ſeit ihrem Eintritt auf das Schloß ſtets ferne gehalten, denn er befürchtete, die Heftigkeit der Gräfin, die ihm ihren Haß, ja ſogar ihre Verachtung deutlich genug an den Tag gelegt hatte, möchte ihn verrathen.

Um ſo mehr waren die Frauen erſtaunt, als der Prieſter

unversehens bei ihnen eintrat. Die Gräfin von Salmandingen trat ihm stolz entgegen, und ihre Züge konnten die Verwunderung über diesen Besuch nicht unterdrücken.

„Ich gebe Euch meinen Segen, edle Damen," sprach der Priester, indem er das Zeichen des Kreuzes machte.

Bertha von Moringen verneigte sich höflich, indem sie selbst das heilige Zeichen wiederholte; doch die Gräfin Ida schien von der Frömmigkeit des Priesters nicht eben erbaut zu seyn, denn ihre Lippen verzogen sich zu einem spöttischen Lächeln.

„Ein guter Gruß von einem so frommen Mann!" sagte sie; „doch sprecht, was führt Euch zu uns. Ich hoffe nicht, daß Ihr vergessen habt, was ich Euch längst zu verstehen gegeben habe; und so Ihr's vergessen hättet, so wiederhole ich's Euch, die Gräfin von Salmandingen liebt keinen Umgang mit Männern, die das unehrliche Handwerk des Verraths treiben, und wären es auch Gesalbte des Herrn."

„Wie aber, wenn die, welche Ihr Verräther nennt, nur Verräther an Euren Feinden wären?" erwiederte der Priester lauernd. „Ich hoffe, die Frau Gräfin Ida," fuhr der Pater Bonifacius fort, „hat es ihrerseits auch nicht vergessen, daß ich, wenn ich den Welfen diene, auch der Gräfin von Salmandingen einen Dienst erweise, und daß, wenn sich diese noch in der Macht des Pfalzgrafen von Tübingen befindet, dieß nicht meine Schuld ist."

„Wohl gesprochen, frommer Mann," erwiederte die Gräfin sarcastisch, „und doch ist es wahrscheinlich im Auftrage des Pfalzgrafen, dem Ihr dienet, um, wie Ihr selbst sagt, ihm zu schaden, daß Ihr zu mir kommt. Denn ich will nicht hoffen," fuhr sie mit Würde fort, „daß der

Pater Bonifacius in ſeinen eigenen Angelegenheiten mein Zimmer zu betreten wagt.“

„Ihr habt's errathen, edle Frau,“ war des Prieſters gemeſſene Gegenrede. „Allein mein Auftrag geht an Euch allein.“

Ein Blick auf Bertha von Moringen vervollſtändigte ſeine Rede; das Fräulein erhob ſich, um das Zimmer zu verlaſſen, aber ihre Freundin und Gebieterin winkte ihr, da zu bleiben.

„Sprecht immerhin, Herr Pater,“ ſprach ſie, „meine Freundin Bertha und ich haben keine Geheimniſſe vor einander, und wenn Ihr Euch Eures Auftrages nicht in ihrer Gegenwart entledigen könnt, ſo laßt ihn lieber ganz unterwegen.“

„Wie Ihr befehlt,“ erwiederte der Prieſter; „aber mein Auftrag iſt von ſo wichtiger Natur, daß ich gerne wünſchte, Ihr möchtet mich ruhig anhören, und wohl bedenken, daß nicht ich es bin, der zu Euch ſpricht, ſondern der Pfalzgraf Hugo von Tübingen.“

Die Gräfin winkte ihm fortzufahren.

„Es kann Euch nicht entgangen ſeyn, hohe Frau,“ ſprach der Pater Bonifacius in langſamen, gewählten Worten, „daß der Sohn des erlauchten Herrn und Pfalzgrafen Hugo von Tübingen, der junge Graf Hugo, Euch mit mehr Dienſtbefliſſenheit ergeben iſt, als die gewöhnliche Courtoiſie gegen edle Frauen erfordert. Ja, es geſchah hauptſächlich auf des jungen Grafen Antrieb, daß Ihr und Eure Gefährtinnen hier im Schloſſe mehr als Herrinnen behandelt werdet, denn als Gefangene, denn der Pfalzgraf ſelbſt iſt ein heftiger Mann, der eher mit dem Schwerte umzugehen weiß, als mit ſanften Worten, wie ſie die Geſellſchaft edler Frauen verlangt. Der junge Graf iſt Euch

mit inniger Liebe zugethan, und nur ſeine Schüchternheit iſt daran Schuld, daß er es Euch nicht ſelbſt ſchon geſtanden hat, wie er nichts ſehnlicher wünſcht, als Euch als ſeine eheliche Hausfrau heimzuführen. Fahret nicht auf, edle Frau," fuhr er fort, als die Gräfin eine heftige Bewegung machte, „ich bin noch nicht zu Ende. Der junge Graf Hugo iſt ein ritterlicher Jüngling, und möchte durch Liebe erwerben, was er vielleicht mit Gewalt erzwingen könnte. Unterbrecht mich nicht, edle Gräfin, Ihr kennt den alten Pfalzgrafen noch nicht, wenn Ihr glaubt, er würde Eurer verſchonen, ſo bald Ihr ſeine Plane durchkreuzt. Ihr ſeyd reich, vielleicht die reichſte Erbin im Herzogthum Schwaben; der Pfalzgraf iſt es nicht minder, und durch die Vereinigung Euerer Beſitzungen mit den ſeinigen dürfte das Haus Tübingen bald das mächtigſte im Lande ſeyn. Doch glaubt nicht, daß der junge Graf auch alſo denke. Er iſt Euch mit reiner Minne zugethan, und wenn Ihr auch das ärmſte adeliche Fräulein wäret, er würde Euch mit derſelben Freude heimführen, denn jetzt, da Ihr der reichſten Eine ſeyd. Im Auftrage der beiden Grafen bin ich hier, um für den jungen Hugo um Eure Hand zu werben."

Hoch erröthend erhob ſich die Gräfin. „Das war es alſo?" erwiederte ſie, indem ihre Augen leuchteten. „Deßwegen ward ich als Freundin des Hauſes behandelt, damit man meine Güter erwerbe? Nun ſo ſaget denen, die Euch geſandt . . ."

„Höret mich, edle Frau," unterbrach der Prieſter die Heftige. „Hört mich ruhig an, denn Niemand kann es beſſer mit Euch meinen, als ich, ob Ihr mich gleich nicht alſo achtet. Eure Heftigkeit könnte Euch größern Schaden zufügen, als Ihr vermeint; denn, glaubt mir, der Pfalz-

graf weiß ſich in ſeinem Zorne nicht zu bemeiſtern, und leicht könnte Euch ein Gefängniß zu Theil werden, ſtatt der Zimmer, die Ihr jetzt bewohnt. Bedenket auch, daß nur Eure Schuld es iſt, wenn der Krieg noch länger fortdauert, und jetzt in ſeiner alten Wuth von Neuem wieder ausbricht. So bald Ihr Euch entſchließt, dem Grafen Hugo Eure Hand zu reichen, ſo bald wird auch der Friede geſchloſſen. Unter dieſer Bedingung will der Pfalzgraf alle andere Gefangenen frei und ledig geben, ohne Löſegeld und Erſatz. Sagt nun ſelbſt, muß ich Euch als ein Bote des Friedens nicht dazu rathen, daß Ihr den jungen Hugo als Ehegemahl erkieſet?"

Die Gräfin hatte der Rede des Prieſters mit immer mehr ſteigender Unruhe zugehört.

„Seyd Ihr nun zu Ende?" rief ſie heftig. „Wahrhaftig, Ihr habt ein ſchönes Geſchäft übernommen; das Kupplerhandwerk ſteht Euch recht gut an. Aber meint Ihr etwa, die Gräfin von Salmandingen laſſe ſich wie eine Waare verhandeln? Ihr könntet Euch bitter täuſchen. Sagt den beiden Grafen Hugo, daß ich nie und nimmermehr dem Sohne des Pfalzgrafen meine Hand reichen werde. Mögen ſie immerhin mit mir beginnen, was in ihrer Gewalt ſteht, mögen ſie mich in's Gefängniß werfen, oder mir ſonſt eine Unbill anthun, mein Entſchluß bleibt feſt und unwandelbar. Ja, ſelbſt wenn ich als freie Edelfrau dem Grafen Hugo meine Hand gereicht hätte, nie würde es jetzt geſchehen, da man meine Gefangenſchaft zu benutzen ſucht, um mich zu zwingen. Aber nun iſt Euer Geſchäft zu Ende. Entfernt Euch."

Erſchöpft ſchwieg ſie. Ihr ganzer Körper zitterte vor heftiger Bewegung. Theilnehmend näherte ſich ihr Bertha von Moringen.

Aber noch immer entfernte ſich der Prieſter nicht. Sein Geſicht, ſeine ganze Haltung war verändert. Hatte er früher in einem unterwürfigen Tone geſprochen, wie wenn, was er ſagte, gegen ſeine eigene Ueberzeugung wäre, und er die Gräfin für Etwas gewinnen wollte, für das er ſelbſt nicht war, ſo ſtand er nun aufrecht und wie freudig verwundert über das Benehmen der Gräfin.

„Ich bewundere Euch, edle Frau," ſagte er bereit, „Ihr habt einen ſolch' hochherzigen Sinn, daß man glauben ſollte, eines Mannes Bruſt ſey Euch zu eigen geworden. Nie war eine Antwort würdiger und mir mehr aus der Seele geſprochen, als die Eurige."

„Ihr ſeyd noch hier, Prieſter?" erwiederte die Gräfin, ſich nach ihm umwendend; „habt Ihr meinen Befehl nicht vernommen? Wie aber," fuhr ſie fort, indem ſie ihn von Kopf bis zu den Füßen betrachtete, „wie mögt Ihr jetzt in ſo veränderter Weiſe ſprechen, da Ihr noch ſo eben für des Pfalzgrafen Sohn Euere Worte vergeudetet!"

„Was ich ſagte," entgegnete der Pater Bonifacius, und ſeine Sprache ſuchte jenen ehrlichen Ton anzunehmen, der die Herzen der Redlichen ſtets gewinnt, „geſchah im Auftrage meines Gebieters. Konntet Ihr glauben, daß meine Ueberzeugung dieſelbe ſey? Oder ſolltet Ihr vergeſſen haben, daß ich auf der Partei der Welfen bin, denen Gott Sieg verleihen möge? Wohl wußte ich, daß die Verlobte des Herzogs Welf keine andere Antwort geben würde, als die ich ſo eben von Euch vernommen."

Mit tief verachtendem Blick betrachtete ihn die Gräfin, und ſo gewandt er auch in der Selbſtüberwindung war, ſo vermochte er doch dieſen Blick nicht zu ertragen.

„Ihr fragt, ob ich vergeſſen habe, wer Ihr ſeyd?" ſprach die Gräfin nach einer kleinen Pauſe mit Nachdruck.

„So wenig habe ich das vergessen, daß ich Euch vielmehr für den schlimmsten Bösewicht halte, welchen die Erde je hervorgebracht. Ihr seyd ein schurkischer Verräther am Pfalzgrafen so gut, als an dem Herzoge Welf. Doch nimmermehr wagt es zu sagen, daß der Herzog mein Verlobter sey. Er war es; aber ein Schwächling, der nicht einmal die Kraft hat, seine Braut aus des Feindes Macht zu befreien, verdient nicht, in Gemeinschaft mit der Gräfin von Salmandingen genannt zu werden."

Der Priester ward bleich vor Zorn, aber er unterdrückte ihn.

„Der Unwille macht Euch ungerecht," sprach er; „ungerecht gegen mich und den Herzog. Oder sollte vielleicht," fuhr er mit bösem Lächeln fort, „ein Anderer Euer stolzes Herz gewonnen haben? Vertraut Euch mir an, und wäre es auch ein Ehegatte, auf den Ihr Euer Auge geworfen, ich habe Macht und Einfluß genug bei dem heiligen Vater in Rom, daß eine Ehe gelöst werden kann, damit eine neue geschlossen werde. Sollte vielleicht der Graf von Würtemberg ...."

„Entweiht diesen Namen nicht," rief jetzt die Gräfin auf's Aeußerste gebracht. „In Euerm Munde wird auch das Heiligste zum Schlechten. Entfernt Euch, unheiliger Mann, der vor keinen Banden Scheu hat! Wagt Ihr es, noch ein einzig Wort zu sagen, so wahr mir Gott helfe, so soll der Pfalzgraf in einem Augenblick erfahren, welche Schlange er an seinem Busen nährt. Ja, was hält mich ab, dieß sogleich zu thun? Bei der heiligen Veronica, Euer Priesteramt soll Euch vor dem Galgen nicht schützen!"

„Weib!" schrie der Priester, vor Wuth erbebend; doch mit übermenschlicher Anstrengung bezwang er sich. „Euer

Wille soll geschehen," fuhr er ruhig fort. „Bereut es nie, einen Freund also mißkannt zu haben."

Rasch erhob er sich, und im Aufstehen, wie unversehens, entfiel seiner Kutte ein Pergamentstreifen, den er nicht zu bemerken schien. „Verderben über sie," murmelte er im Abgehen zwischen den Zähnen. „Aber sie müßte kein Weib seyn, gienge sie nicht in die Falle. Die Schmach, die sie mir angethan, soll ihr dreifach vergolten werden. Doch nun rasch zum Pfalzgrafen, damit sie mir nicht zuvorkomme."

Lange Zeit brauchte die Gräfin, bis sie sich gefaßt hatte. Bertha von Moringen näherte sich ihr mit zärtlichem Blicke, und in den Armen der Freundschaft erholte sich das gepeinigte Herz. Ein Strom von Thränen erleichterte die heftig bewegte Brust und wehmüthig blickte nun das Auge, das kaum noch vor Zorn geblitzt hatte.

„Wie konntest du dich nur von dem bösen Menschen so sehr in Harnisch bringen lassen?" fragte die sanfte Bertha mit liebevollem Blicke. „Du hast ja immer nur mit Verachtung von dem falschen Priester gesprochen, warum hast du ihm nicht deine Verachtung allein, statt deinem Zorne gezeigt?"

„Du weißt es nicht, wie sehr er mich gereizt hat," erwiederte noch in Thränen die Gräfin; „doch dir," fuhr sie nach einem Augenblicke Nachdenkens fort, „dir, meiner einzigen Freundin, warum sollte ich es dir nicht gestehen? Ich liebe ihn, liebe ihn mehr, als alles auf der Welt. Jetzt erst, seit ich ihn näher kennen lernte, jetzt seit ich weiß, wie er nicht blos so tapfer, als schön, nicht blos so ritterlich, als galant, sondern auch so edelmüthig, als nur

ein Ritter der Chriſtenheit iſt, jetzt erſt weiß ich, daß ich nur ihn lieben kann.“

Der Gräfin Wangen glühten, als ſie dieſe Worte geſprochen hatte. Sie verbarg ihr Geſicht an dem Buſen der Freundin.

„Wen meinſt du, liebe Ida?“ fragte Bertha, faſt erſchreckt von der wiederkehrenden Heftigkeit der Gräfin.

„Es iſt derſelbe Ritter, den ich auf dem Tourniere zu Kölln geſehen; es iſt der Graf von Württemberg,“ erwiederte kaum hörbar die Gräfin.

„Um Gott!“ rief nun wirklich erſchreckt das Fräulein von Moringen. „Der Graf iſt ja Gatte und Vater. Nein, es kann nicht ſeyn. Widerrufe, meine Ida. Dieſe Liebe iſt ein Verbrechen vor Gott und den Menſchen.“

Jetzt richtete ſich die Gräfin von Salmandingen hoch auf. Ihr Stolz kehrte wieder.

„Ein Verbrechen?“ ſagte ſie mit feſter Stimme. „Wer kann dem Herzen gebieten? Will ich denn den Grafen beſitzen? Wohl weiß ich, daß eine Andere Rechte auf ihn hat, und nie ſoll der Graf erfahren, daß die arme Ida in Liebe um ihn vergeht. Nie hätte es ein Menſch erfahren ſollen, aber dieſer Prieſter hat mein Geheimniß erſpäht, das ich im tiefſten Grunde des Herzens verborgen wähnte. Begreifſt du nun, warum ich ſo in Zorn gerieth?“

Schweigend umarmten die beiden Frauen einander. Nach einer Pauſe kehrte die Beſonnenheit wieder.

„Es muß anders werden,“ ſagte die Gräfin entſchloſſen. „Wir müſſen fort von hier, wir müſſen entfliehen. Und doch wie iſt dieß möglich? Könnten wir nur den Kaiſer von unſerer Lage benachrichtigen! Er ſoll wiedergekehrt ſeyn von ſeinem italiſchen Zuge, aber wer würde die Botſchaft übernehmen?“

„Könntet Ihr nicht den Chriſtian...?“ erwiederte ſtockend das Fräulein von Moringen, indem ſie leicht erröthete.

„Du haſt Recht;“ entgegnete die Gräfin mit einem ſanften Lächeln. „Der Burſche iſt treu wie Gold, und ſo tapfer, als wäre er ein Edelgeborener. Schade um ihn, ich glaube, ſeine Anhänglichkeit an uns beruht auf Wünſchen, die nie erfüllt werden können.“ — Der Blick, den die Gräfin bei dieſen Worten auf Bertha warf, machte dieſe noch mehr erröthen. Die Gräfin weidete ſich an der Verlegenheit ihrer Freundin. Jetzt fiel ihr Blick auf den Pergamentſtreifen, der dem Pater Bonifacius entfallen war.

„Was iſt das?“ rief ſie, das Blatt ſchnell überfliegend. „Ha! der Rettungsweg iſt gefunden. Wir brauchen nicht ſo weit zu gehen, als wir geglaubt.“

Das Papier enthielt nur wenige Zeilen. „Gnädigſter Herr und Herzog!“ hieß es darin. „Ich werde Eure Befehle in's Werk zu ſetzen ſuchen. Noch heute ſpreche ich mit der edlen Gräfin. Morgen iſt das Feſt der heiligen Genofeva. Die ganze Umgegend wallfahrtet an dieſem Tage auf die Kapelle von Wurmlingen. Gehen die Frauen auf meinen Vorſchlag ein, ſo iſt dort die beſte Gelegenheit, zu entkommen, und der Pfalzgraf wähnt, ſie ſeyen entführt worden.“ Hier endete der Brief, der offenbar nicht vollendet war.

„Ein Fingerzeig Gottes!“ rief Ida freudig. „Es iſt dieß unſtreitig ein Brief des falſchen Bonifacius an den Herzog Welf, und nur deßwegen rückte er nicht mit ſeinem Plane heraus, weil ich erklärte, des Herzogs Verlobte nicht mehr zu ſeyn. Hat er den Plan aufgegeben, ſo vollführen wir ihn allein. Bei der heiligen Veronica, es muß gehen. Wir entfliehen auf das Schloß des Grafen Emich.

Seine Gattin," fuhr sie erröthend fort, „wird uns in ihren Schutz nehmen, bis der Kaiser unser Schicksal entscheidet."

Ohne auf eine Antwort von dem Fräulein von Moringen zu warten, rief sie dem Knechte Christian.

„Kennst du hier herum die Wege und Stege genau?" fragte sie schnell.

„Jeden Fußpfad, gnädigste Gräfin," war die Antwort.

„Gut, du mußt uns führen," fuhr die Gräfin fort, indem sie schnell ihren Plan entwarf. Der Kriegsknecht war mit Freuden zu Allem bereit.

„Gelingt es uns," schloß die Gräfin ihre Rede, „entkommen wir glücklich auf das Schloß des Grafen von Württemberg, so sollst du an mich denken. Ich kenne deine Gedanken, du treuer Bursche, und wenn ich dir für jetzt nicht mehr sage, so darfst du doch so viel wissen, daß schon mancher zum Ritter geschlagen wurde, der weniger tapfer und treu war, als du."

Noch an demselbigen Tage ließ Ira von Salmandingen den Pfalzgrafen von Tübingen wissen, daß sie am folgenden Morgen nach der Kapelle von Wurmlingen wallfahrten wolle, um allda in frommem Gebet zu erfahren, ob sie seinen Wünschen Gehör geben solle oder nicht. Der Pfalzgraf aber lachte bitter, als er diese Nachricht vernahm, und der Pater Bonifacius flüsterte ihm einige Worte zu, die wohl nicht sehr ergötzlicher Natur seyn mochten, denn die Miene des Pfalzgrafen ward noch finsterer, als zuvor. Doch legte er der Wallfahrt der Gräfin und ihrer Freundin kein Hinderniß in den Weg.

XI.

Nach Neuiaar ging Mancher auf Krücken.
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Und Mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

H. Heine.

Auf dem hohen Bergrücken, welcher das Neckarthal von dem Ammerthal scheidet, steht seit uralten Zeiten eine Kapelle, gewöhnlich nur die Wurmlinger Kapelle genannt. Noch jetzt wird dort oben hie und da Gottesdienst gehalten; noch jetzt besuchen dieselbe nicht blos Lustwandelnde, welche sich an der herrlichen Aussicht ergötzen wollen, sondern auch fromme Seelen, die im Gebete für ihre Sünden Vergebung zu erflehen hoffen.

In alten Zeiten war die Kapelle ein heiliger, viel besuchter Wallfahrtsort und man erzählte sich Wunderdinge von den Heilungen, die dort stattgefunden haben sollten. Besonders groß war die Zahl der Wallfahrenden, wenn das Land von Kriegsdrangsalen heimgesucht war, und nicht blos von Tübingen und Rottenburg, von welchen beiden Städten die Kapelle ungefähr gleich weit entfernt ist, sondern auch von der ganzen Umgegend auf die Runde von zehn und noch mehr Stunden fanden sich Leute beiderlei Geschlechts ein. Am lebhaftesten aber war der Zusammenfluß von Menschen am Tage der heiligen Genovefa und im Anfang des Jahrs 1165 schien dieser Tag mehr als je gefeiert werden zu wollen.

Es war ein kalter Januarmorgen. Ringsum war Berg und Thal mit Schnee bedeckt. Dieß hinderte aber die Bewohner der Dörfer umher nicht, sich zahlreich einzufinden. Man hätte glauben sollen, ein berühmter Markt werde da

oben abgehalten, so sehr strömten von allen Seiten Menschen herbei, und noch ehe die Sonne völlig aufgegangen war, lagerten schon viele Tausende auf der kleinen Ebene um die Kapelle herum, oder zogen noch in langen Zügen den Bergrücken herauf. Besonders zahlreich fanden sich die Weiber ein; man sah junge Mädchen in der Blüthe ihrer Jahre und alte Matronen, die kaum an einem Stabe den steilen Berg zu erklimmen vermochten; Mütter führten ihre Kinder an der Hand oder trugen auch noch die Kleinen auf dem Rücken, damit auch sie des Segens theilhaftig würden. Unter den Männern zählte man besonders alte Kameraden, die zum Ackerbau unfähig geworden zu seyn schienen, denn gar Manchem fehlte ein Arm oder ein Fuß, und die gerade Haltung, mit der die Invaliden einherschritten, bewies, daß sie nicht in Friedenszeiten und Privathändeln also verstümmelt worden waren. Das Volk sah mit einer Art von Ehrfurcht auf diese alten Kriegsleute, und nicht selten sammelte sich ein Haufen um einen oder zwei derselben, um auch Etwas von den Reden, die sie führten, aufzufassen. Betrachtete man doch eine Wallfahrt oft mehr als eine fröhliche Zusammenkunft, denn als einen heiligen Gnadenakt, und gar Mancher nahm Theil daran, ohne etwas von dem segenspendenden Priester gesehen oder zu der Heiligen, der zu Ehren der Ort besucht wurde, gebetet zu haben!

Gerade vor dem Eingang zur Kapelle hatte sich ein ziemlicher Haufe gelagert. Man hatte ein Feuer angemacht, um die erstarrten Glieder zu wärmen, und Jedermann harrte des Zeichens zur Frühmesse. Inzwischen horchte aber Alt und Jung eifrig der Erzählung eines alten Burschen, den ein mächtiger Hieb über das Gesicht gezeichnet hatte.

„Ja, Kinder," sagte der Alte, indem er seinen Bart strich, „ich habe den Kaiser wohl hundertmal gesehen; ich bin ihm so nahe gewesen, daß ich seinen großen rothen Bart mit der Hand hätte fassen können. Das ist ein Mann! Ein einziger Ring von seiner Rüstung wiegt mehr, als ganz Welschland zusammen."

„Man sagt," meinte ein junger Bursche, der dem Alten besonders aufmerksam zuhörte, „der Kaiser sey schon im Lande und wolle gleich im Frühjahre eine neue Fahrt nach Welschland unternehmen."

„Möchtest wohl auch dabei seyn, Bube?" erwiederte der Alte. „Hast Recht. Das ist ein anderes Leben, als bei uns außen! Die Welschländer wissen nichts von einem Winter, und so lange ich auch drin war, habe ich doch nie einen Schnee gesehen. Und die Weiber! Na, solche Weiber habe ich mein Lebtage noch nicht gesehen!"

„Erzählt uns Etwas von Euren Fahrten, Vater Jacob," riefen Mehrere, „es ist noch Zeit genug, bis die Frühmette beginnt, und wir möchten gar zu gern Etwas von Welschland hören."

„Wo soll ich denn gleich beginnen?" meinte der gesprächige Alte. „Soll ich von Padua anfangen, wo ein italischer Ritter einen ehrlichen Schwaben in den Sand warf? Nein, das war keine Ehre für unser Land. Oder von den Felsenpässen an der Etsch, wo die Veroneser uns den Ausgang versperrten? Ja, das war ein herrlicher Tag, als der Otto von Wittelsbach von hinten über sie hereinfiel, wie ein Donnerwetter. Da vergieng ihnen der Widerstand, und es lag mit italischen Edelleuten herum, wie wenn man sie gesäet hätte. Aber lieber will ich Euch von der großen Stadt Rom erzählen, die man in Welschland die Kaiserstadt nennt. Da dürft Ihr durch ganz Deutsch-

lands reisen und treffet nichts Aehnliches. Die Stadt aber gehört dem Papste, und in dieser Stadt ist der Rothbart zum Kaiser von Welschland gekrönt worden. Das war ein Tag! Ich sage Euch, ich war selbst in der Kirche, als der heilige Vater dem Kaiser die Krone aufsetzte. Da wär's aber beinahe zu schlimmen Häusern gegangen, denn die Römer sind gar stolze und hitzige Leute und bekümmern sich einen Pfifferling um den Papst. Was meint Ihr, daß sie von unserem Kaiser verlangt haben? Nichts Anderes, als daß er den Papst absetze und ihnen eine weltliche Regierung gebe. Aber der Rothbart hat ihnen geantwortet, wie sich's gebührte. Haben sie uns damals doch mir nichts, dir nichts angegriffen, als wären die Schwaben vogelfrei und nicht auf ihrem eigenen Grund und Boden, denn Rom und ganz Welschland gehört dem Kaiser an; aber sie haben's hart gebüßt; denn über der Tiber drüben wurden sie von uns zusammengehauen, daß es eine Freude war, und seht, die Narbe da habe ich von so einem römischen Schurken, den Gott verdammen möge."

„Ei," rief jetzt ein Anderer der Versammlung, „ich meinte doch, der Kaiser hätte nicht Ursach' gehabt, dem Papste so zu Willen zu seyn, und ihn gar noch vor seinen Römern zu schützen. Der Papst ist dem Kaiser auch noch nie zum Nutzen gewesen."

„Si;" erwiederte der alte Haudegen, „das versteht Ihr nicht."

„Warum sollen wir's nicht verstehen?" war die Antwort. „Das kann ja jedes Kind begreifen. Wo's Streit giebt und Aufruhr gegen den Kaiser, da hat überall der Papst seine Hand im Spiele. Oder meint Ihr wohl, der Pfalzgraf wäre nicht schon lange mit dem Welfen-Herzog ausgesohnt, wenn nicht der Papst dahintersäße?"

„Dabei dauert mich nur die arme Gräfin von Salmandingen," meinte ein Dritter, „die muß allein darunter büßen."

„Still da, ihr Gelbſchnäbel," rief jetzt wieder der Alte. „Was ſchwatzt ihr in den Tag hinein! Das ſind Dinge, die unſer geringer Verſtand nicht zu löſen vermag. Was aber die Gräfin betrifft, ſo weiß ich wirklich nicht, ob ich dem Pfalzgrafen Recht geben ſoll. Zwar ſind wir ſeine Dienſtleute, und dann muß man's ſagen, der Pfalzgraf hält's ehrlich mit dem Kaiſer, der Welf aber iſt ein Windmacher und thut dem Rothbart Nichts zu Gefallen, als was er muß; allein was wahr iſt, iſt wahr, mit der Gräfin ſollt's der Pfalzgraf billig anders halten, als er thut, und wenn er jetzt gerade vor mir ſtünde, ſo würde ich's ihm in's Geſicht ſagen."

„Ja, wenn man etwas dazu thun könnte, daß die Gräfin frei würde," meinte wieder ein Anderer, „da wäre ich auch dabei. Es iſt eine junge, ſchöne Frau, und mit Frauen ſollte ein Ritter, wie der Pfalzgraf, anders umſpringen."

Indem ſah man eine kleine Cavalcade aus dem Walde hervorreiten, der ehemals den ganzen Bergrücken von Tübingen bis faſt nach Rottenburg hinauf bedeckte. Es war die Gräfin von Salmandingen und ihre Freundin Bertha von Moringen mit nur weniger Dienerſchaft. Ein Lebehoch empfieng ſie, als ſie an dem Haufen Wallfahrer vorbeiritt, von dem wir ſo eben geſprochen. Freundlich dankte die Gräfin und die gnädige Herablaſſung gewann ihr noch manches Herz. Der Knecht Chriſtian aber nickte vielen der Anweſenden freundlich zu, als wären es alte gute Cameraden, und eben ſo bekannt ward ihm gedankt.

So eben ertönte das Frühmettglöcklein. Alles ſtrömte

dem Kirchlein zu, das jedoch bei weitem nicht Platz hatte, alle Anweſenden zu faſſen. Die Thüren blieben daher offen ſtehen, damit auch die außen des Segens theilhaftig würden. Die Gräfin und ihre Begleiter ſtiegen von den Pferden und ehrerbietig machte das Volk Platz, um die vornehme Dame und ihr Gefolg einzulaſſen. — Bald war der heilige Akt vorüber, und ehe noch der Prieſter die außerhalb der Kapelle Harrenden mit dem heiligen Waſſer beſprengt hatte, entſtand in der Kapelle ſelbſt ein furchtbares Gedräng, da jedermann zumal den Thüren zueilte. Dieß war der Augenblick, den die Gräfin mit den Ihrigen benutzte. Auf der einen Seite der Kapelle führt unter einem Kreuzbogen hinweg eine ſchmale Treppe in ein paar unterirdiſche Gemächer, die jetzt noch zu ſchauen ſind. Hieher drängte der Knecht Chriſtian ſeine hohe Herrin und ihre Freundin.

„Nun ſchnell hinab," rief er ihnen zu. „Ich habe Eure frühere Verkleidung meiner Muhme geſtohlen, und ich hoffe, der Diebſtahl wird mir nicht hoch angerechnet werden. Kleidet Euch ſchnell um, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir unter der Maſſe von Bauern und Bürgersleuten nicht ungeſtört entkommen ſollten. An dem Pförtlein, das Ihr in dem Gemache finden werdet, erwarte ich Euch."

Schnell entfernte er ſich, um im nahen Walde ſich ſelbſt ebenfalls in einen Bauernburſchen zu verwandeln, und in wenigen Minuten war er, faſt unkenntlich gemacht, wieder zurück. Aber in dieſen wenigen Minuten war Vieles geſchehen, was der ehrliche Burſche nicht vorausgeſehen hatte. Wie konnte er auch ahnen, daß der ganze Plan nur eine von dem Pater Bonifacius gelegte Falle war?

Als er zurückkam, fand er alle Thüren der Kapelle

von Reisigen besetzt; und so gut schienen diese das Terrain zu kennen, daß auch das verborgene Pförtchen, aus dem die Gräfin von Salmandingen sich flüchten sollte, nicht vergessen war. Das Volk umher harrte lautlos der Dinge, die da kommen sollten, und kaum wagte Einer dem Andern einige Worte in's Ohr zu flüstern.

Erstaunt blickte der Dienstknecht der Gräfin um sich.

„Was ist das?" rief er. „Wer wagt es, die Thore dieses heiligen Orts mit Bewaffneten zu besetzen?"

„St! St!" raunte ihm ein Bekannter in's Ohr. „S'ist der Pfalzgraf. Halt dich still, sonst kommt er dir auch noch über's Fell."

In diesem Augenblicke öffnete sich die vordere Thüre der Kapelle und in Begleitung der Gräfin von Salmandingen und des Fräuleins von Moringen erschien der Pfalzgraf. So schnell hatte sie dieser überrascht, daß sie noch nicht einmal Zeit gehabt hatten, sich in die Verkleidung zu werfen. Die Gräfin sah hochrot aus vor Zorn, dem Fräulein aber liefen die Zähren von den Wangen.

„Was warten sie denn so lange?" fragte Einer der Herumstehenden.

„Ich glaube, sie fahnden nach dem Knechte, der sie hergebracht," erwiederte der Andere.

„Das gilt dir," flüsterte der Bekannte von vorhin dem Dienstknechte in's Ohr. „Strecke deinen Hals nicht so lang empor, sonst fassen sie dich, und dann magst du sehen, wie du loskommst."

Doch der Knecht Christian hörte nicht auf diese ermahnenden Worte. Sein Entschluß war gefaßt, so bald er seine Herrin und deren Freundin in den Händen des Pfalzgrafen sah.

„Hätte ich nur mein Schwert," murmelte er zwischen

den Zähnen. „Aber es iſt nicht Zeit, in den Wald zurückzukehren. Was thut's auch! Zwei Fäuſte helfen nicht minder, und wenn ſie auch an einem Grafen ſich vergreifen müßten.“ „Wollen wir es leiden,“ rief er jetzt mit weithinſchallender Stimme, „daß die hohe Gräfin von Salmandingen aus einem heiligen Orte gefangen weggeſchleppt wird? Iſt das nicht eine Tempelentweihung? Wer ein guter Chriſt, wer ein Freund der Unterdrückten iſt, der ſchließe ſich mir an.“

Raſch drängte er ſich aus der Menge hervor und würde ſich wohl unbewaffnet, wie er war, allein auf die Reiſigen des Pfalzgrafen geſtürzt haben, wenn nicht ſeine Freunde unter den Umſtehenden mehr Beſinnung gezeigt hätten.

„Der Burſche iſt wie toll,“ ſagte der Bekannte von vorhin. „Aber wir müſſen ihm beiſtehen, ſonſt wird er vor unſern Augen aufgeſpießt.“

Schnell entſchloſſen ſchloß er ſich an den Knecht Chriſtian an; ihm folgten Mehrere, und im Augenblick war der Haufe anſehnlich genug, um dem Pfalzgrafen mit den Seinigen gewachſen zu ſeyn, wenn dieſe nicht den Vortheil der Bewaffnung gehabt hätten. Denn die einzige Waffe der Angreifenden beſtand aus dicken Knotenſtocken, wie ſie ſie als Wanderſtab zu führen pflegten.

Scheu wichen die Reiſigen vor dem erſten Anprall zurück; ſie öffneten ihre Linien, und dem kühnen Chriſtian gelang es, mit ſeinem Freunde zugleich bis in die Nähe der Damen und des Pfalzgrafen vorzudringen. Dieſer hatte ſein Schwert gezogen und ein mächtiger Hieb drohte dem wackern Dienſtknecht den Kopf zu ſpalten, aber eine geſchickte Wendung machte den Hieb, wenn nicht unſchädlich, doch ungefährlich, denn er ſtreifte nur den Arm. In

seiner Hitze achtete der Knecht der tiefen Fleiſchwunde nicht, obgleich ſein weißes Gewand alsbald mit Blut überſtrömt war; mit Einem Sprunge war er dem Pfalzgrafen ſo nahe auf den Leib gerückt, daß dieſer ſein Schwert nicht mehr gebrauchen konnte. Wohl griff er nach dem Dolche, allein ſchon hatte ihn der tapfere Burſche unterrannt und mit gewaltiger Anſtrengung den durch die Rüſtung noch ſchwereren Ritter emporhebend, warf er ihn querüber auf den Boden. Dieſes Alles war das Werk eines Augenblickes.

„Thu' wie ich!" rief er jetzt ſeinem Nachbar zu; und mit ſchnellem Arm ergriff er die ihm zunächſt ſtehende Bertha von Moringen. Wie ein Blitz war er mit ihr zu den Uebrigen zurückgekehrt, die inzwiſchen mit den Reiſigen ſich in Streit eingelaſſen hatten. Nicht ſo glücklich ergieng es ſeinem Freunde, der mit ihm vorgedrungen war. Der Pfalzgraf, ſo ſchwer er auch gefallen, hatte ſich doch alsbald wieder aufgerafft. Seine Wuth kannte keine Gränzen. Mit Einem Stoße ſeines Schlachtſchwertes durchbohrte er den Burſchen, der ſo eben die Gräfin von Salmandingen erfaßt hatte, um ſie ebenfalls zu retten. Vor dem gewaltigen Stoße wäre dieſe faſt ebenfalls niedergeſunken, aber der Pfalzgraf ergriff ſie mit kräftiger Fauſt, hob ſie auf den Sattelknopf ſeines bereitſtehenden Schlachtroſſes und ſchwang ſich ſelbſt auf. Die Reiſigen folgten ſeinem Beiſpiele und ſchloſſen einen dichten Kreis um ihren Gebieter. Wohl verſuchte es der treue Chriſtian noch einmal vorzudringen, um auch die Gebieterin zu befreien, nachdem er deren Freundin glücklich ihren Widerſachern entriſſen hatte; aber ſeine Bekannte hielten ihn mit Gewalt zurück. Tollkühnheit wäre jetzt ein Angriff geweſen. Um ſo ſicherer aber war Bertha von Moringen geborgen, denn

ſo dicht war der Kreis, den die Wallfahrer um ſie ſchloſſen, daß der Pfalzgraf wohl doppelt ſo viel Leute nöthig gehabt hätte, um bis zu ihr vorzudringen. Er begnügte ſich daher, die Gräfin gefangen zu haben, und ritt in gemeſſener, ſtolzer Haltung ſeiner Burg Tübingen zu.

Wenige Stunden darauf ſchmachtete Ida von Salmandingen in einem der tiefſten Kerker des hohen Schloſſes. Der Pater Bonifacius aber ſah ſchadenfroh darein, daß die Dienerſchaft faſt ob ihm erſchrack und Mehrere ſtreng behaupteten, dem Teufel in's Antlitz geſchaut zu haben. Des Prieſters liſtig entworfener Plan war gelungen.

„Die Biſchofsmütze kann mir nicht entgehen," murmelte er vergnügt; „denn jetzt muß erſt der Krieg recht anfangen. Laßt mich nur machen, ich will ſchon ſchüren, daß der Ofen zu zerſpringen droht. Iſt's doch ein ſüßes Gefühl, Rache zu üben, und — dem Herrn zu dienen!"

XII.

Donna Clara! Donna Clara!
Iſt doch ſüß die Lebensgabe!
Aber unten iſt es grauſig,
In dem dunkeln, kalten Grabe.
H. Heine.

Noch jetzt werden die unterirdiſchen Räume des Schloſſes zu Tübingen vielfach von Fremden beſucht. Selten wohl wird man eine Burg finden, die alſo durchaus auf tiefe Gewölbe geſtützt war, wie Hohentübingen. Eine Viertelſtunde hat man jetzt noch nöthig, um die Keller und

Gewölbgänge alle zu durchwandern, und dennoch ſieht nur noch ein Theil derſelben, da theils durch die Länge der Zeit, theils durch den Willen der Eigenthümer des Schloſſes viele Gewölbe gänzlich verſchüttet ſind. In einem der größern Gewölbe, das faſt wie eine große Halle oder ein hoher Banquetſaal anzuſchauen iſt, befindet ſich jetzt das berühmte Tübingerfaß, welches dem in Heidelberg an Solidität nicht viel nachgiebt. Vierzig Männer haben bequem darin Platz zum banquettiren, und ich erinnere mich noch der Zeit, da luſtige academiſche Bürger dieſes Lokal zum Trinkſaal ſich ausſuchten und einen heißen Sommernachmittag darin unter Geſang und Scherzen in fröhlichem Gelage zubrachten. Das Faß iſt innen ganz mit eingeſchnittenen Namen bedeckt, und ſogar Frauennamen bemerkt man darunter, denn gar manches Fräulein ſcheute die Mühe nicht, durch den etwas engen Eingang in das Faß hineinzuſchlüpfen, um ſagen zu können, ſelbſt auch im Bauche des Tübinger Faſſes eine Zeitlang zugebracht zu haben. Ob das Faß, das aus ſchweren eichenen Blöcken gezimmert iſt, zu der Zeit, in welche unſere Geſchichte fällt, ſchon im Keller von Hohentübingen lag, oder ob es vielleicht ſogar mit mundendem Rheinwein gefüllt war, kann ich in der That nicht angeben, denn meine Urkunden ſchweigen über dieſen Fall. So viel aber weiß ich, daß der tiefe Brunnen, der ſich unweit des großen Faſſes befindet, ſchon gegraben war. Solche Werke hervorzubringen, iſt unſere Zeit nicht mehr fähig; denn wir leben zu ſchnell, als daß wir die Geduld hätten, ein Werk zu beginnen, das vielleicht mehrere Menſchenleben erforderte, ehe es vollendet war. Dieſer Brunnen iſt ſo tief, daß ſeine unterſte Höhlung dem Waſſerſpiegel des Neckars gleich kommt, ſo daß der mehrere hundert Fuß hohe Berg ganz durch-

graben werden mußte, ehe der Brunnen seine ganze Tiefe erreicht hatte. Dadurch gewährte er aber den Vortheil, daß es der Festung nie an Waſſer mangelte. Jetzt hat man auch dieſes Meiſterwerk der Baukunſt verfallen laſſen, und es ſteht nur noch, um alle Beſchauer mit Bewunderung zu erfüllen, nicht aber, um den Bewohnern des Schloſſes Waſſer zuzuführen. Fremde machen ſich oft das Vergnügen, Schwärmer oder ſonſtige Feuerwerke in die tiefe Höhlung hinabzuwerfen. So tief iſt aber dieſelbe, daß die Schwärmer vorher zerknallen, ehe ſie die mit Waſſer gefüllte unterſte Tiefe erreichen, und der Knall der wenigen Pulverkörner tönt ſo ſtark, als ob eine Kanone gelöst worden wäre; man glaubt, die Grundfeſten der Burg erzittern zu fühlen und ein Rauch entſteigt dem Brunnen, als ob er ein feuerſpeiender Berg wäre. Ein anderes größeres Meiſterwerk iſt gänzlich verſchüttet; es war dieß ein unterirdiſcher Gang von der Höhe des Schloſſes bis an den Fuß des Burgholzes, wie der Wald gegen Reutlingen hin heißt. Dieſer Gang war durch den ganzen Berg, auf dem das Schloß ſteht, gegraben und führte tief unter dem Neckar durch. Ein anderer, faſt eben ſo langer unterirdiſcher Gang iſt wenigſtens zum Theil noch erhalten. Dieſer führt gerade aus, auf dem Bergrücken fort, bis in das ſogenannte Schwarzloch, früher ein einſames Waldhaus, ungefähr eine halbe Stunde von Tübingen entfernt, gegen der Wurmlinger Kapelle zu, jetzt ein Maierhof.

Ein Theil dieſer unterirdiſchen Räume war zu Gefängniſſen beſtimmt, und obgleich der Verließe viele waren, ſo ſchienen doch gerade zu der Zeit, von der wir ſprechen, alle gefüllt zu ſeyn, denn die in der Schlacht bei Tübingen

gemachten Gefangenen wurden zum Theil hier aufbewahrt, ſo weit ſie nicht höher gelegene, beſſere Gefängniſſe hatten.

In Eines dieſer Verliese hatte man die Gräfin von Salmandingen gebracht. Hartes Stroh war ihr Lager und das Raſcheln der Ratten ihr Geſellſchafter. Nur einmal ſeit vierundzwanzig Stunden hatte ſie den Gefängnißwärter geſehen, der ihr durch ein Gitter Brod und Waſſer reichte. Aber ſie berührte Keines von Beiden. So tief lag das Verlies, daß die Gräfin nichts von dem unruhigen Treiben oder ihr im Schloßhofe hörte.

Der alte Welf hatte nämlich in der kürzeſten Zeit die größten Fortſchritte gemacht. Das feſte Schloß Hildrizhauſen vermochte eben ſo wenig, als die andern Feſtungen, ſeinem ſtürmiſchen Angriff zu widerſtehen. Auch die feſte Burg Weiler über der Aach, auf welche der Pfalzgraf all' ſeine Hoffnungen ſetzte, erſtürmte der rachedurſtige Welf nach längerem Widerſtande. Dafür ließ er die ganze Beſatzung über die Klinge ſpringen und zerſtörte das Schloß von Grund aus, ſo daß kaum noch die Spuren einiger Ringmauern übrig blieben. Der Dörfer, die er mit Feuer und Schwert heimſuchte, war eine noch viel größere Zahl, und viele, die Widerſtand zu leiſten gewagt hatten, wie das Dorf Gültſtein, mit ſeinem erhöhten, feſten Kirchhofe, wurden dem Erdboden gleich gemacht. Nachdem alſo der wilde Welf ſeinem Rachedurſt Genüge gethan und die Schmach der Schlacht bei Tübingen ausgetilgt zu haben glaubte, zog er der Stadt Ravensburg, ſeinem gewöhnlichen Reſidenzſchloſſe, zu. Allein der Pfalzgraf von Tübingen war nicht müßig geweſen. Denn ob er gleich dem fürchterlichen Treiben des alten Welf von ſeiner feſten Burg Tübingen ruhig zuſehen konnte und mußte, weil ihm noch die gehörigen Streitkräfte mangelten, dem Herzog mit

gewappneter Hand entgegen zu treten, ſo war doch ſein Geiſt und Körper thätig, die nöthige Hülfe zu ſchaffen. Boten über Boten ſandte er an ſeine Vaſallen und Freunde, Boten über Boten an den Herzog Friederich von Schwaben, in Rothenburg, den geſchwornen Feind der Welfen. Doch ſie alle zuſammen wären zu ſchwach geweſen, dem mächtigen Welfenherzog entgegen zu treten; darum zog der Herzog Friederich den Böhmenherzog mit ſeinem wilden Kriegsvolk an ſich, und nun durften ſie hoffen, mit ihrer überlegenen Zahl den alten Welf, trotz ſeiner Tapferkeit, zu erdrücken.

Der Pfalzgraf war voll Eifers, als er dieſe Nachricht erhielt. Alle ſeine Mannen wurden mit Windeseile auf Schloß Tübingen beſchieden. Den nahe liegenden Burgherren, ſeinen Verbündeten, wurde der Ort des Zuſammentreffens beſtimmt. Von dem frühſten Morgen bis in die ſpäte Nacht hinein war er rührig, indem er bald den Uebungen der Truppen, die im weiten Schloßhofe mit den Rekruten vorgenommen wurden, beiwohnte, bald in der Rüſtkammer Befehle ertheilte, bald wieder Boten abfertigte, die ſeine Aufträge an ſeine Verbündeten zu bringen hatten. So ſehr war er beſchäftigt, daß er ſich kaum Zeit zur Mahlzeit nahm. Um ſo weniger war er geneigt, ſeinem Sohne Gehör zu ſchenken, der über die Lage der Gräfin von Salmandingen einiges Nähere zu erfahren wünſchte, und darauf drang, daß ihr ein ritterlich Gefängniß werde.

„Hei!“ rief er zornig. „Als dein Vater noch in deinem Alter war, da dachte er am Vorabende einer Schlacht an kein Weib. Die Gräfin iſt gut aufgehoben. Morgen ziehen wir in's Feld, und bis wir ſiegreich zurückkehren,

da wird der Muth der Starrköpfigen schon gebrochen seyn. Was gilt's, sie schlägt dann deine Hand nicht mehr aus!"

Ein Weiteres konnte der junge Hugo von seinem Vater nicht herausbringen; allein so sehr er auch selbst mit den Vorbereitungen zum morgigten Feldzuge beschäftigt war, so sehr die Sieges- und Thatenlust in ihm erwachte, so konnte doch dieß Alles den Gedanken an die Gräfin nicht verdrängen. Bald hatte ihm der Gefangenwärter anvertraut, in welchem Verließe Gräfin Ida schmachte und ein Goldstück verschaffte ihm sogar die Schlüssel selbst.

Endlich gegen Mitternacht war Stille auf dem Schlosse eingetreten. Die Kriegsknechte lagen auf ihren Matten, um in kurzer Ruhe Stärkung zum morgigen Auszug zu suchen. Auch der Pfalzgraf hatte sich in sein Schlafcabinet begeben. Nur der junge Hugo wachte. Leise öffnete er eine Fallthüre, und auf schmaler Winkeltreppe stieg er in die Tiefe der unterirdischen Räume von Schloß Tübingen hinab. In diesem Theil des Schlosses war der Schlaf nicht allenthalben eingekehrt, und manchen Seufzer, manchen Fluch gegen den Pfalzgrafen hörte der junge Hugo, als er an den vielen Gefängnissen vorbei, dem Verließe der Gräfin zuschritt. Allein er achtete nicht darauf. Bald öffnete einer der Schlüssel von dem Bunde, den ihm der Kerkermeister anvertraut hatte, die schwere Eisenthüre zum Gefängniß der Gräfin. Die Angeln knarrten, daß es in den hohen Hallen wiedertönte, aber aus dem engen Gefängnisse der Gräfin hallte kein Laut wieder.

„Sie schläft wohl," sprach leise der junge Hugo, mit der Leuchte die Gegenstände sich betrachtend.

In einer Ecke lag ein Haufen Stroh aufgeschichtet. Dieß war das Lager der schönen Frau. Hier schlief sie

ruhig und feſt, als läge ſie auf Eiderdunen. Die Müdigkeit hatte über die innere Aufregung die Oberhand gewonnen.

„Ich muß ſie erwecken," ſagte der junge Graf, die Thüre hinter ſich ſchließend. „Es gilt mein, es gilt ihr Glück."

Er beugte ſich über die Schlafende nieder. In demſelben Augenblick jedoch erwachte ſie.

„Wer iſt hier?" rief ſie, ſich ſchnell aufrichtend. „Hat der Pfalzgraf ein neues Bubenſtück vor?"

„Seyd ruhig, edle Frau," beſchwichtigte ſie der junge Ritter. „Es iſt ein Freund, der Euch beſucht, vielleicht Euer einziger Freund. Darum hört mich, denn wir haben keine Zeit zu verſäumen."

Bald hatte ſich die Gräfin von ihrer erſten Verwirrung erholt.

„Wohlan!" ſagte ſie, „was hat der Sohn meines Feindes mir zu eröffnen?"

„Nennt meinen Vater nicht Euern Feind," fuhr der junge Hugo fort. „Er achtet Euch, er ſchätzt Euch hoch. Nur Uebereilung, vielleicht Aufreizung von einer andern Seite her, konnte ihn dazu verleiten, Euch ſo unwürdig zu behandeln. Doch nur auf Euch kommt es an, Euch aus dieſer peinlichen Lage zu befreien. Sprecht Ein Wort, und Ihr ſeyd wie zuvor die Krone dieſes Schloſſes. — Verzeiht, daß ich ſo zu Euch ſpreche, aber konntet Ihr in mein Herz ſehen, Ihr würdet mir noch mehr verzeihen. Ich liebe Euch, liebe Euch ſo innig, wie nie ein Mann ein Weib liebte. Glaubt nicht, daß meine Liebe denſelben Beweggründen den Urſprung verdanke, aus denen mein Vater eine Verbindung zwiſchen uns wünſchte; ich liebe Euch um Eurer ſelbſt willen. Wäre mein Freund, der Graf Emich von Württemberg hier, er würde mir bezeugen, daß ich

für Euch entbrannt war, ehe ich nur wußte, ob Eure damalige Verkleidung Euer natürliches Gewand ſey oder nicht. Nehmt meine Hand an und noch in dieſer Stunde führe ich Euch zu meinem Vater."

Hier hielt der junge Ritter inne, eine Antwort erwartend. Die Gräfin hatte ihr Geſicht abgewandt.

„Ihr habt meine Antwort längſt durch den falſchen Prieſter Bonifacius erhalten," ſagte ſie kalt und beſtimmt. „Eine andere vermag ich Euch nicht zu geben."

„Seyd nicht ſo grauſam," begann mit eindringlicher Rede Hugo auf's Neue. „Schneidet mir nicht mit Einem Male alle Hoffnungen ab. Ich weiß, daß ich eine unpaſſende Zeit, einen unpaſſenden Ort gewählt habe. Ich verwünſche meine Schüchternheit, daß ich Euch nicht längſt mein Herz zu Füßen gelegt, da Ihr noch meiner Mutter Zimmer bewohntet; aber die Nothwendigkeit giebt mir Muth. Bedenkt, hohe Frau, morgen ziehen wir den Welfen entgegen. Nur noch wenige Stunden, und dieſes Schloß wird nur von einer geringen Beſatzung bewacht. Ihr müßtet hier bleiben, in dieſem Kerker! Es kann, es darf nicht ſeyn. Auf meinen Knieen beſchwöre ich Euch, ändert Euren Sinn; laßt mich nicht vergeblich bitten."

Abermals hielt der verliebte Jüngling inne, aber es ward ihm keine Antwort.

„Ihr traut mir nicht," fuhr er immer dringender fort, „Ihr habt ein Recht, Denen von Tübingen zu mißtrauen; aber ich ſchwöre bei Gott und allen Heiligen, daß kein Falſch in meiner Seele iſt. Ihr wollt vielleicht nicht Ja ſagen, weil es den Anſchein haben könnte, als ob Ihr nur nachgegeben hättet, um aus dem Gefängniß befreit zu werden. Wohlan, folgt mir; Ihr ſeyd frei; ohne alle Nebenbedingung frei; nur gebt mir Hoffnung, daß Ihr,

wenn wir glücklich von unſerem Feldzuge heimkehren, meine Hand nicht verſchmähen werdet. Es iſt möglich, daß ich im Kampfe falle, und Gott möge es alſo fügen, wenn Euch das ein Troſt wäre. Was ſchadet es Euch dann, daß Ihr mir Hoffnung gegeben habt?"

So flehentlich bat der Jüngling, ſo ſehr ſtrömte ſein ſonſt unberedter Mund von Liebesworten über, daß der Gräfin Starrſinn gebrochen wurde.

„Laßt ab, mein ritterlicher Freund!" ſprach ſie mit bewegter Stimme. „Ihr begehrt Unmögliches von mir. Mag Euer Vater mit mir beſchließen, was er will, meine Hand kann ich Euch nicht reichen."

„So liebt Ihr einen Andern," rief jetzt der junge Graf, heftig aufſpringend. „Es iſt nicht anders möglich, wie könnte ſonſt ein Weib in Eurer Lage unerbittlich ſeyn? Sagt an, wer iſt es, der mir Euer Herz geſtohlen? Wer hat ſich zwiſchen Euch und mich gedrängt? Er ſoll die Spitze meines Schwertes zu koſten bekommen."

Der Jüngling ließ ſeinem Schmerze die Zügel ſchießen, und faſt erſchrack die Gräfin ob ſeiner Heftigkeit. Doch bald löste ſich ſein Zorn in Wehmuth auf.

„Der ſchönſte Traum meines Lebens iſt ausgeträumt," ſagte er mit bebender Stimme. „Ihr habt mit Einem Male alle meine Hoffnungen vernichtet. Doch Ihr ſollt mich beſſer kennen lernen."

Der junge Mann kämpfte mit einem heftigen Entſchluſſe; allein bald ſiegte ſein beſſeres Ich.

„Kommt, folgt mir," ſagte er, „Ihr ſollt frei ſeyn, ohne irgend eine Bedingung. Hier dürft Ihr nimmermehr verbleiben. Ich habe einen treuen Diener. Er ſoll Euch am Schwarzloche erwarten. Ich ſelbſt führe Euch durch den unterirdiſchen Gang. In einer halben Stunde können

wir dort seyn, und zu sehr ist mein Vater mit dem Kriegszuge beschäftigt, als daß Eurer Reise Hindernisse in den Weg treten könnten. Erfährt er bei unserer Rückkehr Eure Flucht, so möge sein Zorn mich immerhin treffen. Was liegt mir fürderhand an Allem, da ich Euch nicht besitzen werde. Doch beeilt Euch. Ehe der Tag graut, muß ich wieder zurück seyn, denn in weniger als zwei Stunden sitzen wir zu Pferde, den alten Welf aufzusuchen."

„Wahrhaftig, Ihr seyd ein edler Jüngling," erwiederte jetzt die Gräfin gerührt. „Dennoch kann ich Euch nicht folgen; aber glaubt nicht, daß es geschehe, weil ich Euer Anerbieten gering achte. Ich achte Euch vielmehr höher, denn irgend einen Andern meiner Freunde. Möchte Euch einstens eine Gattin so glücklich machen, als Ihr es verdient! Aber Euer Vater hat mich eingekerkert, Euer Vater möge mich auch meines Kerkers entledigen. Die Gräfin von Salmandingen ist zu stolz, als daß sie der Flucht ihre Freiheit verdanken möchte. Laßt mich nur hier in diesem Verließe. Vielleicht habe ich es als eine gerechte Strafe für meine thörigten Wünsche und Begierden zu betrachten. Geht mit Gott; ich werde für Euer Heil in der Schlacht beten. Doch eine Bitte habe ich, seht Ihr den Grafen von Württemberg, so erzählt ihm, wie es um mich steht."

Dem Grafen Hugo fuhr es wie ein Blitz durch die Seele. Er zuckte zusammen, als hätte ihn eine Schlange gestochen, aber auch diese Schwäche überwand er.

„Du, Freund Emich, also bist der Glückliche!" seufzte er vor sich hin. „Arme Ida, so bist du nicht glücklicher, als ich."

Noch einmal versuchte er es, die Gräfin auf andere Gedanken zu bringen, aber alle seine Bitten und Vorstel-

lungen waren vergeblich. Auch dieſer Lohn ſollte ſeiner uneigennützigen Liebe verſagt bleiben. Wie er gekommen, ging er. Die Gräfin blieb in ihrem Gefängniſſe.

Wohl dachte ſie ein paar Stunden ſpäter: „jetzt ſind ſie in den Kampf gezogen," aber ſie hörte nichts von dem Lärm, den die Kriegsleute bei ihrem Abzuge verurſachten.

Schweigſam ritt der junge Hugo neben ſeinem Vater.

XIII.

Oft ſchon wollt ich kühn es wagen,
Meine Lieb' ihr zu bekennen,
Wunſch und Sehnen ihr zu nennen,
Aber immer ſtumm und ferne
Hielt mich unbekanntes Zagen!
Worte würden ſie erſchrecken,
Und doch möcht' ich, daß ſie's wüßte!
Ihren Zorn fürcht' ich zu wecken,
Daß ich hört es büßen müßte!
Nun ſo ſprechet denn ihr Augen,
Mit den demuthsvollſten Blicken;
Scheue Liebe auszudrücken,
Stumme Wünſch' und furchtſam Zagen,
Sollt ihr ja am beſten taugen.

v. Zedlitz.

Das Feſt der Wallfahrt zur heiligen Genovefa war durch den Pfalzgrafen von Tübingen auf eine gewaltſame Weiſe geſtört worden, und wenn ſonſt erſt am ſpäten Abend die letzten Haufen der Wallfahrer von der heiligen Kapelle abzogen, ſo war jetzt ſchon am Mittage Niemand mehr auf Wurmlingen zu ſehen. Die Leute hatten ſich zerſtreut, wie ſie gekommen waren, nicht ohne ihre derben

und oft bitteren Bemerkungen über den Pfalzgrafen gemacht zu haben.

Besonders heftig äußerte sich der junge Bursche, dessen wir vorhin erwähnten. Er war es auch hauptsächlich gewesen, der den Angriff auf des Pfalzgrafen Reisige begonnen und sich nachher zum Beschützer des wackern Christian und des glücklich geretteten Fräuleins von Moringen aufgeworfen hatte.

„Da ist doch unser Graf, der Württemberger, ein ganz anderer Mann," rief er unmuthig und stolz zugleich. „Mag auch der Tübinger Graf mehr Land und Leute haben, unser Herr Emich ist doch mehr werth, als sechs solche Pfalzgrafen zusammen. Potz Velten und Sigrist, da ist was Rechtes dran, ein Paar Frauen gefangen zu nehmen."

Der Knecht Christian drückte seinem neuen jungen Freunde freundschaftlich die Hand. Freunde thaten ihm Noth, denn er wußte in der That nicht, was jetzt zu beginnen, da ihm wahrscheinlich der Pfalzgraf von allen Seiten nachsetzen ließ. Der alte Invalide merkte seine Verlegenheit.

„Laßt nur die Leute sich erst etwas verlaufen," raunte er ihm ins Ohr, „daß wir keine Aufpasser auf der Seite haben! Der alte Jacob wird euch schon durchhelfen, dir und dem schönen Fräulein da. Ich bin nicht umsonst in Welschland gewesen. Eine Kriegslist hilft oft mehr, als eine tapfere That. „Ho, Ihr Leute!" rief er laut, „was meint Ihr, wenn wir im Anker zu Entringen ein bischen vor Anker lägen? Ein guter Schluck auf die Geschichte da kann Nichts schaden!"

Diese Rede fand vielfachen Beifall. Viele Männer und Weiber schloßen sich dem Häuflein an und man zog dem alten Dorfe Entringen zu, das kaum anderthalb Stunden von Wurmlingen entfernt liegt. Die Mehrzahl jedoch

führte ein anderer Weg zur Heimath, und ſo war der Trupp nicht allzugroß, immerhin aber noch ſtark genug, um einen etwaigen Angriff von Seiten des Pfalzgrafen oder ſeiner Reiter zurückzuweiſen. Der alte Kriegskamerad machte den Heerführer, und der junge Burſche diente ihm zum Adjutanten.

Bald gelangte der Zug nach Eutringen, einem in der damaligen Zeit bedeutenden Orte, der Herrſchaft der Grafen von Zollern gehörig. Das Wirthshaus zum goldenen Anker war nicht geräumig genug, um die Ankommenden alle zu faſſen. Der dienſtbefliſſene Chriſtian, der bisher das Fräulein von Moringen unterſtützt hatte, beeilte ſich, demſelben ein Unterkommen zu verſchaffen, damit die edle Dame ſich etwas von dem gehabten Schrecken und der Anſtrengung erhole. Die Wallfahrer zerſtreuten ſich zum großen Theil im Dorfe; die aber im Wirthshauſe Aufnahme gefunden hatten, ließen ſich Eſſen und Trinken wohl ſchmecken. Der alte Kriegskamerad fand daher bald Gelegenheit, einen Kriegsrath, wie er ſich ausdrückte, um ſich zu verſammeln. Er beſtand aus Niemand anderm, als ihm ſelbſt, dem jungen Burſchen und dem Knechte Chriſtian.

„Du biſt ein wackerer Burſche, Jörgen," ſagte er, „dafür ſind wir aber auch beide aus Einem Orte und gehören dem Grafen vom Rothenberge an. Ich werde ſelbſt zum Grafen Emich gehen und ihn bitten, daß er dich mitnimmt, wenn er mit dem großen Kaiſer wieder nach Welſchland zieht. Der hohe Herr iſt nicht hoffärtig, ſondern ſpricht gerne mit uns gemeinen Leuten, beſonders mit alten Kriegsknechten; da wird er mir meine Bitte nicht abſchlagen, und du wirſt Dinge erleben, von denen du dir jetzt nichts träumen läßt. Aber vor allen Dingen thut es

Noth, daß wir das edle Fräulein an einen sichern Ort geleiten. Was meint Ihr? Mein Haus in Untertürkheim ist zwar nur klein und unansehnlich, aber meine alte Barbara ist ein gutes Weib, wir wollen ihr unser eigen Kämmerlein abtreten, bis anderwärts Rath geschafft wird, und so lange wird sich die edle Dame wohl begnügen. Ist's doch immerhin besser frei seyn in einem kleinen Stübchen, als im Gefängniß auf der Burg des Pfalzgrafen, und bei uns ist sie so sicher, als in Abrahams Schooße!"

„Gut gesprochen, alter Jacob," meinte mit fröhlichem Muthe der junge Jörgen, „und wenn deine alte Barbara ein schiefes Gesicht macht, so hat meine alte Großmutter Platz genug in ihrem Hause. Doch wie wollen wir das Fräulein den weiten Weg nach Türkheim bringen? Zu Fuß kann sie einmal nicht gehen, und ein Reitpferd wäre schwer aufzutreiben. Ich habe da unten im Schopfe einen Holzschlitten bemerkt und ein Pferd wird uns der Ankerwirth schon auf ein paar Tage lehnen. Ich bring's ihm dann ehrlich wieder zurück."

Dieser kluge Einfall zog dem muthigen Jörgen die Lobsprüche des Veteranen zu, und ehe es noch völlig Abend wurde, war die Sache schon in Richtigkeit. Bertha von Moringen willigte in Alles. War sie doch noch immer nicht fähig, ihre Lage klar zu überdenken und einen eigenen Entschluß zu fassen!

Den Schlitten bedeckte man dicht mit Stroh, und noch überdieß schaffte der ehrliche Wirth alle wollenen Decken herbei, die er auftreiben konnte, um das edle Fräulein so gut als möglich vor Kälte zu schützen. Als es Nacht geworden war, setzte sich der Zug in Bewegung, und so still waren die Anstalten getroffen worden, daß, außer nur Wenigen, Niemand Etwas ahnte. Der junge Jörgen,

welcher mit der Localität genau bekannt ſchien, machte den Führer, indem er meiſt vorausgieng, der Knecht Chriſtian lenkte das Pferd und der alte Jacob hatte ſich auch auf den Schlitten gemacht, da ſein Alter es ihm nicht mehr erlaubte, eine ganze Nacht hindurch im Schnee zu waten. Der Weg führte durch dunklen Wald. Niemand begegnete den ſtill Dahinziehenden. Am Morgen hatten ſie den „Schönbuch," wie der Wald heißt, im Rücken, und noch vor dem Mittagsglöcklein trafen ſie wohlbehalten in Untertürkheim, einem kleinen Dorfe, das dem Grafen von Württemberg gehörte, ein.

Bertha von Moringen hatte auf dem ganzen Wege kein Wort geſprochen, und mochte ſie nun geſchlafen haben oder nicht, ihre Begleiter hüteten ſich wohl, ihre Ruhe zu ſtören. Die alte Barbara war zwar hoch erſtaunt, ihren Mann, den ſie vor ein Paar Tagen nicht erwartete, ſo bald und in ſolcher Geſellſchaft wieder zu ſehen, aber nichts deſtoweniger zeigte ſie nicht nur kein mürriſches Geſicht, ſondern war ſogleich bereit, der edlen Dame, welche ihr ins Haus geführt worden war, ein Lager zu bereiten. Eine warme Suppe belebte die erſtarrten Glieder des Fräuleins, und bald lag daſſelbe dem Schlafe in den Armen, deſſen es ſehr benöthigt war. Auch die drei Männer erquickten ſich mit Speiſe und Trank und ſuchten ſodann ihre Lagerſtätte. In wenigen Stunden jedoch waren ſie wieder auf den Beinen, um Erkundigungen einzuziehen.

Hoch oben auf dem „rothen Berge," wie er, dem Ausſehen der Erde nach, genannt wurde, ſtand das Stammſchloß der Grafen von Württemberg. Der Berg iſt ringsum durch mehr oder weniger tiefe Thäler von der Gebirgskette getrennt, welche das rechte Neckarufer begrenzt. Eine wunderherrliche Ausſicht eröffnet ſich auf der Spitze des Berges

dem trunkenen Auge, wunderherrlich nicht sowohl der Fernsicht wegen, obgleich auch diese nicht gering ist, als vielmehr wegen des üppigen Neckarthales mit seinen kleinen Nebenthälern, wegen der vielen Städte und Dörfer, wegen der Wiesen und Felder und Bäume, die die ganze Umgegend als einen herrlichen Garten erscheinen lassen, so trefflich ausgestattet mit Allem, was das Herz begehrt und das Auge entzückt, als ehedem das Paradies seyn mochte. Schon damals waren die Waldungen, die einst das Neckarthal und seine Höhen beschatteten, gelichtet, schon damals grünte der Rebstock an den Bergen ringsumher, schon damals war die ganze Gegend von Flecken und Städtchen wie besäet, schon damals nannte sie Jedermann die schönste und fruchtbarste im Schwabenlande. Jetzt freilich ist das Schone noch schöner geworden, jetzt freilich meint man in einen wundersamen Garten zu schauen, wo alle Früchte zu Hause sind und die Menschen glücklich leben, als in einem Eden, aber die Mauern der Burg Rothenberg, und diese selbst — sie sind verschwunden; das alte Stammschloß der Württemberger schaut nicht mehr ernst und hehr ins tiefe Thal herab, wie ein Riese am Eingang in einen Zaubergarten. Nun ist eine kleine Kapelle in griechischem Styl da zu sehen, wo einst eine feste Burg stand, und wo früher freie geharnischte Ritter das schnaubende Roß tummelten, da singen jetzt bezahlte Priester ihre fremden Litaneien.

Schon in frühen Zeiten stand das Schloß Rothenberg, später Württemberg genannt. Aber die Herren desselben hausten nicht immer hier, sondern meistens in Beutelsbach auf dem Kappelberge im Remsthale, einem andern Schlosse, das ihnen ebenfalls zugehörte, und nicht weit vom rothen Berge entfernt war. Auch jetzt war's auf Schloß Würt-

temberg ſtill. Der Graf Emich war dem Pfalzgrafen von Tübingen zu Hülfe gezogen, und von ſeinen Mannen waren nur ſo viel zurückgeblieben, als zur Beſatzung der Burg durchaus nöthig ſeyn mochten. Die Gräfin aber lebte gegenwärtig auf dem Schloſſe Beutelsbach.

Dieß war es, was die Begleiter des Fräuleins von Moringen erfuhren, und dieſe Nachrichten waren nicht geeignet, ſie mit Freude zu erfüllen, denn der Knecht Chriſtian hatte nun einen weiten Weg vor ſich, um den Grafen Emich zu finden, den er von Allem unterrichten wollte.

Es war ſchon Abend geworden, da ließ Bertha den Dienſtknecht rufen, der ſie den Klauen des Pfalzgrafen entriſſen hatte. Sie ſaß auf einem Altvaterſtuhl, noch blaß von den Drangſalen, die ſie betroffen. Als jedoch der ehrliche Chriſtian eintrat, färbte hohe Röthe ihre Wangen. Die alte Barbara verließ das kleine Zimmer.

Bertha von Moringen war augenſcheinlich in Verlegenheit, wie ſie das Geſpräch beginnen ſolle.

„Ihr habt mich rufen laſſen, edles Fräulein," ſagte der Dienſtknecht, ſeinerſeits nicht minder verlegen, indem er an der Thüre ſtehen blieb.

„Ich wollte dir...." erwiederte nach einer Pauſe die ſchöne Jungfrau, abermals bei dieſen Worten ins Stocken gerathend. „Ich wollte Euch," fuhr ſie mit noch höherem Erröthen fort, „meinen Dank abſtatten. Ihr habt mehr für mich gethan, als je ein Ritter für ſeine Dame. Doch weiß ich nicht, ob ich es Euch danken ſoll, da Ihr Eure Herrin, die edle Gräfin von Salmandingen, im Stiche gelaſſen."

Unmuthig erhob der ritterliche Dienſtknecht ſein blühendes Haupt. „Ihr ſeyd ungerecht, edles Fräulein," ſagte er, „wie konnte ich Euch und die Gräfin zugleich retten?

Wäre mein Kamerade so glücklich gewesen, als ich, so würde ich diesen Vorwurf nicht erhalten haben."

„Verzeiht, ich wollte Euch nicht kränken," entgegnete sie, „und doch, sagt selbst, was wollen wir beginnen, da die Gräfin wahrscheinlich gefangen sitzt? Wäre ich an ihrer Stelle, sie würde schon Mittel finden, mich aus dem Kerker zu erlösen. Ich aber, ein schwaches Mägdlein, wie wird mir so etwas möglich seyn."

Thränen traten dem schönen Mädchen in die Augen. Mit brennenden Blicken betrachtete sie der Dienstknecht.

„Bei Gott!" rief er begeistert aus; „Ihr seyd werth, daß alle Ritter der Christenheit Eure Farbe trügen; denn Ihr liebt die Freundin mehr, denn Euch selbst. Könnte ich, ein armer Dienstknecht, für Euch sterben, ein solcher Tod wäre mir zehnfach willkommner, als ein freudenloses Leben fern von Euch. Nie sollte es über meine Lippen kommen, wie sehr ich Euch verehre, wie ich Euch mehr ergeben bin, als je ein Mann einem Weibe; ich wollte sie verschließen in meiner Brust, diese meine Liebe; nie solltet Ihr ein Wort davon erfahren, daß ein Knecht es gewagt, seine Augen bis zu Euch zu erheben, doch jetzt — es ist zu spät. Nur einmal vergönnt mir, Eure Hand zu küssen, und dann laßt mich dem Grafen Emich zueilen, damit ich ihm die Mähr von der Gefangenschaft der Gräfin erzähle, und vielleicht im Kriege gegen den Welfen mein Leben lasse."

Der Knecht sank vor dem Edelfräulein auf die Kniee, und sie verweigerte ihm ihre Hand nicht, die er mit Küssen bedeckte, und sie löste ein goldenes Kettlein mit einem Geschmeide, so um ihren Hals hing, und schlang das Kettlein um seinen Hals, und als sie sich niederbückte zu ihm, da fanden sich ihre Lippen zu einem langen Kusse, und beide

gedachten nicht mehr der Erde und der irdiſchen Verhältniſſe, welche ſie für immer zu trennen ſchienen.

Da weckte ſie ein Geräuſch an der Thüre, verwirrt erhob ſich der Dienſtknecht. Die kurze Seligkeit war entflohen, und das Leben mit ſeinen kalten Vorſchriften begann wieder. Die alte Barbara trat ein.

„Noch heute Nacht reiſe ich dem edlen Grafen von Württemberg nach," ſprach der Knecht, „der hochherzige Herr wird ſich der unglücklichen Gefangenen annehmen, und ſo ſeine Macht nicht ausreicht, dem Pfalzgrafen zu trotzen, ſo iſt ja der Kaiſer nahe, wie eine Kunde meldet, und der Graf iſt hochgeehrt bei ſeiner geheiligten Majeſtät."

Mit einer tiefen Verbeugung verließ er das Zimmer, die ſchöne Bertha ihren Träumen überlaſſend. Kaum eine halbe Stunde darauf entfernte er ſich, um ſeine Wanderſchaft anzutreten, nachdem ihn noch die alten Eheleute mit allem Nöthigen gehörig verſehen hatten.

„Geh mit Gott!" ſagte der alte Kriegsmann, von ihm Abſchied nehmend. „Und triffſt du den Grafen, unſern Herrn, ſo ſage ihm, wie ſehr wir ihm ergeben ſind. Gibt's eine Fehde gegen den Pfalzgrafen für die ſchöne Gräfin von Salmandingen, ſo hole ich mein altes Schwert noch einmal hervor, und der wackere Jörgen wird in dieſem Streite ſeine erſte Lanze brechen, wie die Ritter zu ſagen pflegen. Das Fräulein iſt inzwiſchen wohlgeborgen, bis die hohe Gräfin im Stande iſt, ſie abholen zu laſſen."

Der Knecht nahm gerührt Abſchied. Das Geleite des jungen Jörgen lehnte er ab. Er mochte gerne allein ſeyn mit ſeinem Herzen. Muthig ſchritt er in die Nacht hinein, dem ſchwäbiſchen Oberlande zu, denn dorthin war das Kriegsheer des Pfalzgrafen gezogen.

XIV.

Wenn Ihr sie nicht freiwillig herausgebt, so werde ich sie mit meinem Schwerte holen: aber dann nehmt Euch in Acht, daß mein Schwert nicht mit Euren Gebeinen nähere Bekanntschaft macht.

Altes Stück.

Noch jetzt erzählt das Landvolk sich von einer großen Schlacht, die im Januar des Jahrs 1165 bei dem Dorfe Geißenbronn, in der Nähe der Stadt Ravensburg, geschlagen wurde. Nachdem der alte, trotzige Welf das Gebiet des Pfalzgrafen von Tübingen mit siegreicher Hand durchzogen, viele Städte und Dörfer geplündert, viele Schlösser der Erde gleich gemacht, viel Gut und eine Menge Gefangener erbeutet hatte, zog er siegestrunken seinem Stammschlosse zu. Bei Geißenbronn ward ein Lager geschlagen, aber Niemand dachte an die Möglichkeit eines Ueberfalls. So sicher war der alte Welf, daß sogar die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln verabsäumt wurden. Die Schildwachen saßen entweder bei ihren Kameraden am Wachtfeuer, sich mit Spielen und Trinken vergnügend, oder lagen sie in ihre Mäntel gewickelt in tiefem Schlafe. Aber der Feind war nahe und wartete nur die erste Nachtwache ab, um seinen Angriff zu beginnen.

Der Pfalzgraf von Tübingen hatte mit Hülfe des Herzogs Friedrich von Rottenburg ein großes Heer um sich versammelt. Der Böhmen waren allein so viel, als der Welf Kriegsknechte zählte, und dann kamen noch die Mannen des Herzogs Friederich, der Grafen von Zollern und Württemberg nebst vielen Andern. Aber die Böhmen waren ein zügelloses Volk, und obwohl tapfer, dennoch, da sie keine Mannszucht hielten, einem geregelten Kriegshaufen

nicht gewachſen. Der Pfalzgraf wagte es daher nicht, an hellem Tage den kriegserfahrenen und tapfern Welfenherzog anzugreifen. Als aber die Nacht hereinbrach, da hörten die im Lager des Welf wohl ein fernes Geräuſch, wie von den Tritten vieler Bewaffneten, wie von den Hufen ſchwerer Roſſe, aber ſie konnten ſich die Urſache nicht erklären. Doch bald ſollten ſie den Grund erfahren, denn noch war es nicht Mitternacht, da ſchlugen mächtige Töne an ihr Ohr, und die Töne waren ein Gemiſch von Schwerterklang und Kriegsgeſchrei. Der geringe Graben, welcher um das Lager gezogen worden war, wurde von den Angreifenden mit leichter Mühe überſprungen, die Böhmen ſtießen ein wildes Geſchrei aus, und bald beleuchteten helle Flammen den Kampfplatz, denn das Dorf Geißenbronn ward von den Mannen des Pfalzgrafen an allen vier Enden auf Einmal angezündet.

Nur kurze Zeit dauerte der Streit. Wohl ſprang der alte Welf mit jugendlichem Feuer in den Sattel; wohl that er Alles, was ein Feldherr zu leiſten hat; wohl drang er ſelbſt, von ſeinen tapferſten Rittern umgeben, gegen die Pfalzgräflichen vor; aber die Seinigen waren verwirrt, und keine Ermahnungen, keine Scheltworte vermochten Ordnung unter den Haufen zu bringen. Einzelne Schaaren fochten mit verzweifeltem Muthe, aber all' ihre Tapferkeit vermochte Nichts gegen den ſtürmiſchen Andrang der Böhmen. Die Verwirrung nahm immer mehr überhand. Einzelne Fliehende riſſen ganze Schaaren mit ſich fort; in wenigen Viertelſtunden war der ganze Sieg entſchieden, der alte Herzog Welf ſprengte ohnmächtig vor Wuth ſeinem feſten Schloſſe Ravensburg zu. Die Schlacht bei Geißenbronn ſchien ſeine Macht für immer gebrochen zu haben, und mehr noch, als am Tag bei Tübingen, ein

halbes Jahr zuvor, jubilirte der Pfalzgraf mit seinen Genossen.

Die Beute war größer, als man erwartet hatte, aber die Böhmen bemächtigten sich derselben. Alle Kriegszucht hatte bei diesen, nach gewonnenem Siege, aufgehört. Sie zerstreuten sich im ganzen Lande umher, und Freund und Feind ward auf gleiche Weise gebrandschatzt. Der Pfalzgraf aber zog mit den Seinigen, begleitet von den Grafen von Hohenzollern und Württemberg, nach Tübingen zurück. Auch der Herzog von Schwaben, der junge Friederich von Rottenburg, schlug die Bitte nicht ab, einige Tage als Gast auf dem Schlosse des Pfalzgrafen zuzubringen.

„Ein Banquet will ich feiern," rief der Pfalzgraf stolz, „wie noch nie eines auf Schloß Tübingen gefeiert worden ist. Meine Freunde will ich bewirthen, als wäre meine Burg eine Kaiserburg, alle meine Unterthanen sollen an meiner Freude Theil nehmen, und so Einer meiner edeln Verbündeten einen Wunsch hat, den der alte Hugo zu erfüllen im Stande ist, beim heiligen Sebastian, es soll geschehen, und müßte ich ein Schloß darüber verkaufen."

In der That schien auch der Pfalzgraf mit dem Versprechen großer Festlichkeiten Wort halten zu wollen. Gleich den Tag nach seinem Einzuge in Tübingen wurden die Vorbereitungen dazu getroffen. Viele Köche waren in Bewegung, und der dienstleistenden Mägde Zahl war in der That unzählig. Die Jäger des Pfalzgrafen wurden ausgesandt, um die erforderliche Anzahl Wildpret herbeizuschaffen, Fische lieferte der Neckar und die benachbarten Seen im Ueberfluß. Für das Volk wurden ganze Ochsen geschlachtet und gebraten, denn der Pfalzgraf bewirthete nicht blos seine Gäste im Schlosse, sondern auch seine

Unterthanen in Stadt und nächſten Umgebung. — Endlich erſchien der Tag des Feſtes.

Oben an, am großen eichenen Tiſche des Banquetſaales, ſaß der Herzog Friederich von Schwaben, ihm zur Rechten der Graf von Hohenzollern, zur Linken war ein Stuhl für den Grafen von Württemberg geſetzt. Unten am Tiſche ſaß der Pfalzgraf ſelbſt. Er hatte als Wirth den unterſten Platz eingenommen. Der Saal war mit grünem Reiſach aus den nahen Tannenwäldern und mit luſtigen Blumen aller Art, die künſtlich gepflegt waren, geſchmückt. Der Tiſch brach faſt unter der Menge der Speiſen. Flinke Diener waren bereit, die großen Becale und großen Kannen des herrlichſten Weins wieder zu füllen, ſo bald ſie leer waren. Außer dem Saale waren die Hallen und mehrere andere Zimmer nicht minder feſtlich geziert, obwohl nicht ſo koſtbar. Hier wurden die Schildträger und Dienſtmannen geſpeist. Auch der Hofraum war nicht leer, und von fernher aus der tiefer liegenden Stadt herauf tönte ſchon um die Mittagsſtunde manch kräftiges Juchhegeſchrei herauf, denn dort wurde das Volk mit Bier und Ochſenfleiſch bewirthet.

Ungefähr eine Stunde mochte das Banquet gedauert haben; ſchon waren verſchiedene Toaſte ausgebracht worden; ſchon ſchlug manches Herz höher und luſtiger, als zuvor, denn des Getränkes wurde nicht geſchont; noch immer aber war der Stuhl des Grafen von Württemberg leer. So oft auch nach ihm geſandt worden war, immer kamen die Diener mit der Entſchuldigung zurück, daß der edle Herr am Krankenlager des jungen Grafen Hugo, der in der Schlacht bei Geiſenbronn verwundet worden war, weile, und erſt ſpäter, aber immer noch zeitig genug, erſcheinen werde. Den Rittern an der Tafel wollte es faſt

bedünken, als ob dieſe Weigerung, am Banquet Theil zu nehmen, einen übeln Eindruck auf den Pfalzgrafen hervorbrächte, denn er kniff die Lippen zuſammen, wie vor Zorn, und die leiſe geflüſterten Worte des Pater Bonifacius, der ihm zur Seite ſaß, ſchienen ſeinen Zorn nicht zu verringern. Auch der Herzog Friederich von Schwaben, ein ſchöner Jüngling, war minder fröhlich, als er ſich ſonſt bei Gelagen zu zeigen pflegte. Faſt hätte man glauben ſollen, es laſte ein Gefühl der Bangigkeit auf ihnen, das ſich in der nächſten Zeit löſen müſſe. Vergeblich ließ der Pfalzgraf die Muſiker eine Fanfare blaſen und brachte einen neuen Toaſt aus. Die Ritter leerten ihre Becher auf einen Zug, aber die Geſichter wurden drum nicht freundlicher.

„Bei St. Pölten," rief endlich der Pfalzgraf ungeduldig, „es ſcheint, unſer edler Freund und Waffenbruder, der Graf von Württemberg, halte unſer Gelag für zu gering, als daß er daran Theil nehmen ſollte. Junker Gimpert," wandte er ſich an einen der Anweſenden, „thut mir doch den Gefallen und ladet den edlen Herrn noch einmal. Folgt er aber dieſer vierten Einladung nicht, beim heiligen Andreas, was ſollen wir uns drum ſcheren? Können wir nicht guter Dinge ſeyn, auch ohne die glatte Zunge des Grafen? Friſch auf, ihr Muſikanten, ein luſtig Stücklein, und ihr Burſche, thut eure Schuldigkeit und füllt die leeren Becher. Wir ſitzen ja zuſammen, als feierten wir ein Todtenmahl und nicht den Sieg über den Welf und ſeine Genoſſen!"

Der Junker Gimpert erhob ſich. Doch in demſelben Augenblick wurden die Flügelthüren aufgeriſſen und der Graf von Württemberg trat ein. Aber er war nicht allein, ſondern ein längerer Zug folgte ihm und darunter eine dicht verſchleierte Frauengeſtalt. Der Graf und die meiſten

ſeines Gefolges waren vom Kopf bis zum Fuße gerüſtet, als gälte es einen Kampf zu beſtehen, und nicht an einem Banquette Theil zu nehmen.

Der Pfalzgraf erhob ſich erſtaunt, doch zwang er ſich zur Höflichkeit.

„Ihr habt lange auf Euch warten laſſen, edler Freund,“ ſagte er verbindlich, „und ſo ſehr vermißten wir Euch, daß allenthalben die Luſtigkeit nicht recht ausbrechen wollte, weil Euer Ehrenplatz leer war.“

Der Graf von Württemberg kehrte ſich nicht an dieſe Rede, er trat bis über die Mitte des Saales vor, und wandte ſich an den Herzog Friederich.

„Edler Herzog,“ begann er, „was gebühret einem Ritter, der die Ritterlichkeit verletzt hat, und was hat ein Ritter zu thun, der ſein Wort gab, eine Bitte zu erfüllen, ſie möge beſtehen, worin ſie wolle, wenn er nur die Macht habe, dieſelbe zu verwirklichen?“

Tiefe Stille herrſchte im Saale, als der Graf alſo ſprach; geſpannt ruhten alle Blicke auf dem Herzog. Der Pfalzgraf ward bleich, als ſähe er zuvor, was kommen ſollte.

„Sprecht deutlicher, Herr Graf,“ erwiederte der Herzog, ſich erhebend. „So Einer von uns ſein Wort zum Pfande gab, ſo muß er es löſen, und hier habt Ihr mein eigen fürſtlich Wort darauf, daß ich ihn dazu zwingen werde, und müßte es mich Gut und Blut koſten. Daß aber Einer unter uns ſey, der unritterlich gehandelt hätte, vor ſolchem Vorwurf möge uns Gott bewahren.“

„So wende ich mich an Euch, Herr Pfalzgraf,“ fuhr der Graf von Württemberg fort, „und gemahne Euch an Euer Wort, das Ihr auf dem Schlachtfelde von Geißenbronn gegeben habt.“

„Ihr habt eine sonderbare Weise hiezu gewählt," entgegnete der Pfalzgraf bitter; „aber sey dem, wie ihm wolle, Eure Bitte ist Euch gewährt, so ich im Stande bin, derselben zu willfahren."

„Es wäre gut für Euch, wenn Euer Thun und Lassen keinen andern Vorwurf verdiente," sprach weiter der Graf von Württemberg, und der Ernst in seinen Zügen verkündete nichts Gutes. „Doch ehe ich weiter mit Euch rechte, will ich Euch meine Bitte nennen: gebt die Gräfin von Salmandingen frei."

Noch bleicher, als zuvor, ward der Pfalzgraf, aber es war der Zorn, der ihn erbleichen machte.

„Also darauf ist es abgesehen!" rief er aus. „Darum dieser feierliche Aufzug! Nie und nimmermehr. Die Gräfin ist meine Gefangene, und nur wenn sie das Lösegeld stellt, das ich ihr bestimme, soll sie von Schloß Tübingen loskommen."

In diesem Augenblicke trat schnell ein Jüngling aus dem Kreise der Anhänger des Grafen von Württemberg hervor. Er trug den Arm in einer Schlinge und um seinen Kopf war ein Tuch gebunden; sein Gesicht war bleich, als wäre er eben von einer Krankheit erstanden. Es war der junge Graf Hugo, des Pfalzgrafen Sohn.

„Laßt auch mich dieselbe Bitte wiederholen, mein Vater," rief er, dem Pfalzgrafen zu Füßen fallend. „Auch ich flehe Euch an, macht Euer Unrecht wieder gut und gebt die Gräfin frei."

Der Pfalzgraf ward immer wüthender. Er stieß den Sohn mit dem Fuße zurück. „Meine eigene Brut hat sich gegen mich verschworen," schrie er, „aber glaubt Ihr, der alte Hugo sey ein gutherziger Thor, der sich von einem

Fußfall und ein Paar hochtrabenden Worten einſchüchtern laſſe? Was die Gräfin verſchuldet, mag ſie büßen."

Es war ſchon zu weit gekommen, als daß der Auftritt friedlich gelöst werden zu können ſchien. Ein Tumult entſtand, und ſchon griffen der Ritter Mehrere nach ihren Schwertern. Doch weit vor drängte ſich jetzt der Graf von Württemberg, und ſo gewaltig ertönten ſeine Worte, daß der Lärm bald über ihm verſtummte.

„Ihr habt Euer Wort gebrochen, Herr Pfalzgraf," rief er, „und könnt fortan an keiner ritterlichen Tafel mehr ſitzen, bis Ihr es wieder zu Ehren gebracht. Als ich Euch bat, die Gräfin freizulaſſen, da verſuchte ich das Letzte, denn Ihr waret bis jetzt mein Waffenbruder, und wo wäre Einer, der nicht ſagen müßte, daß ich Euch treu und redlich beigeſtanden gegen Eure Feinde? Nun aber ſage ich mich los von aller Gemeinſchaft mit Euch, und hier liegt mein Handſchuh, als Zeichen, daß ich Euch zum Kampfe fordere auf Leben und Tod von heute an über acht Tagen, wobei Ihr den Ort ſelbſt beſtimmen mögt. Doch glaubt nicht, daß deßwegen die edle Gräfin noch länger in Euren Gefängniſſen ſchmachten werde. Schande über Euch, daß Ihr je die ritterliche Pflicht gegen Frauen alſo mit Füßen treten konntet! Jetzt iſt ſie frei. Sehet, hier ſteht ſie; Euer eigener Sohn war es, der in Gemeinſchaft mit mir den Kerkermeiſter zwang, die Thüren des Verließes zu öffnen. Ruft nicht Euern Dienſtknechten und laßt Euer Schwert in der Scheide. Unſerer ſind genug, um Gewalt wider Gewalt zu üben."

Alsbald ſchloſſen die Anhänger des Grafen einen Kreis um die Gräfin, welche wir in dem verſchleierten Frauensbilde erkennen. Aber der Pfalzgraf war auf's Aeußerſte gebracht. In ohnmächtiger Wuth zog er ſein Schwert und

seinem Beispiel folgten Viele seiner Genossen. Ohne ein Wort zu sprechen, denn dessen war er nicht fähig, stürzte er auf den Grafen von Württemberg zu und führte einen gewaltigen Stoß gegen seine Brust. Der Stoß prallte an dem Harnische ab. Dennoch wäre es unstreitig zu Blutvergießen gekommen, denn auch der Graf von Württemberg hatte sein Schwert gezogen, wenn nicht der Herzog von Schwaben, der ritterliche Friederich, sich zwischen die Streitenden geworfen hätte.

„Pfui über Euch!“ rief er. „Hält man also den Burgfrieden auf dem Schlosse zu Tübingen? Euer Schwert in die Scheide, Herr Pfalzgraf, ich befehle es Euch, ich der Herzog von Schwaben; und Ihr, Graf von Württemberg, gebt Euch zufrieden. Euch und Euerem edlen Schützling soll Recht werden, so wahr ich Friederich heiße und ein Hohenstaufen bin.“

Also königlich war das Aussehen des Herzogs in diesem Augenblick, und so sehr verkündeten Miene und Worte den Herrscher, daß die beiden Kämpfenden unwillkürlich gehorchten. Der Pfalzgraf gewann es durch eine heftige Anstrengung über sich, seiner Wuth Meister zu werden. Es trat eine augenblickliche Stille ein.

„Ihr habt mich wortbrüchig genannt, Graf Emich von Württemberg,“ sprach der Pfalzgraf ernst. „Ihr werdet mir Rede dafür stehen. Ich nehme Eure Aufforderung an, und jeder Ort ist mir gleichgültig. Doch damit Ihr seht, daß ein Graf von Tübingen sein Wort nie bricht, nehmt die Gräfin hin, ich gebe sie frei, ohne Lösegeld.“

Mit diesen Worten wandte er sich um und verließ den Saal. Ihm folgte der Pater Bonifacius auf den Fersen.

Das Fest war auf gewaltsame Weise gestört worden. Die Geladenen fanden ihres Bleibens nicht mehr. Bald

war der Saal geleert und die Meiſten zogen noch an demſelbigen Tage in ihre Heimath ab. Der Graf von Würtemberg aber geleitete die Gräfin von Salmandingen. Ihr Ziel war Ulm, allwo der Kaiſer, wie es hieß, einen Reichstag halten wollte; denn der Kaiſer ſollte ihr Recht ſprechen für die Unbill, ſo ihr der Pfalzgraf angethan.

Dieſer ſaß an demſelbigen Tage noch lange mit ſeinem Geheimſchreiber und erſten Rathe, dem Pater Bonifacius, zuſammen. Nichts Gutes mochte da ausgebrütet worden ſeyn, denn der Pfalzgraf zauderte lange, ehe er in das Begehr und den Vorſchlag des pfiffigen Prieſters einwilligte. Endlich aber ſiegte der Zorn und der Durſt nach Rache. Kurze Zeit darauf ward ein Reiſiger abgefertigt, der dem wilden Böhmerfürſten eine geheime Botſchaft zu überbringen hatte. Dem Boten ward Eile und Verſchwiegenheit auf's Gewiſſen gebunden.

XV.

Sie ſoben und ſchoren die ganze Nacht,
Bis daß das Geld war durchgebracht.
Lied von St. Hubertus Bart.
Ein Deutſcher vergißt die Treue nie.
Alte Reich.

In einem Dorfe unweit der Stadt Balingen hatte ſich ein Trupp böhmiſcher Reiter einquartirt. Schon mehrere Tage hauſten ſie hier, das ganze Dorf ausplündernd. Die Einwohnerſchaft hatte ſich zur Wehre geſetzt, aber um ſo ſchlimmer war es ihr ergangen. Die wilden Böhmen waren nun nicht mehr blos mit Beute zufrieden, ſondern

Weib und Kind betrachteten sie als ihr Eigenthum. Uebrigens schonten sie Fremde eben so wenig, als Einheimische, und einige Durchreisende, ob sie sich gleich für Dienstleute und Unterthanen des Pfalzgrafen von Tübingen und anderer mit ihrem Herzog verbündeten Herren ausgaben, wurden von ihnen auf gleiche Weise ausgeplündert und mißhandelt, wie die Bewohner des Dorfes. Mehrere nahmen sie sogar gefangen, um sie nach und nach wie zum Spasse und zu ihrer Unterhaltung dem Tode zu weihen. Nur allein den Wirth des Dorfes hielten sie in Ehren, nicht blos deßwegen, weil er ihnen dienstwillig war und sie im Wirthshause ihre wüsten Zechgelage feierten, sondern hauptsächlich, weil der Wirth, der in seinen jungen Jahren weit herumgekommen war, ihre Sprache kannte und ihnen so gleichsam zum Dolmetscher diente.

Eines Abends gieng es besonders toll in der großen Wirthsstube zu. Es waren ein Paar Reiter angesprengt, die dem Anführer des Corps wahrscheinlich lustige Nachrichten übermacht hatten, denn die Böhmen zechten drauf los, als wäre dieß der letzte Tag, den sie lustig seyn dürften. Der Wirth mußte ein ganzes Faß in die Stube heraufschaffen lassen; die wilden Kameraden setzten sich in der Runde herum, und jeder füllte sich vom Inhalte des Fasses seinen Becher, so oft er wollte. Das Getränke that bald seine Wirkung, und die Kriegsknechte sprachen wirr durcheinander von dem, was sie schon vollbracht und zu vollbringen im Sinne hätten. Der Anführer hatte sich mitten unter sie gelagert, und die Befehle, die er kurz zuvor erhalten, blieben seinen Untergebenen nicht mehr lange verborgen. Wilder Jubel erscholl, als sie von einem neuen Unternehmen hörten, das ihnen neue Beute zuführen würde.

„Aber was ſollen wir mit den Gefangenen anfangen?“ rief endlich Einer. „Wir können ſie doch nicht mitnehmen.“

„Man könnte ſie an die Schweife binden und ſo mitſpringen laſſen,“ meinte ein Anderer.

„Nein,“ erwiederte ein Dritter, „wir laſſen ſie durch die Steigbügel laufen, bis ſie umſinken. So haben wir doch auch noch einen Spaß von ihren Sprüngen.“

Dieſer Vorſchlag fand allgemeinen Beifall, und auch der Anführer hatte nichts dagegen einzuwenden. Allein ehe die Böhmen zur Ausführung ihres grauſamen Vorhabens ſchreiten konnten, trat der Wirth, der auf ihre Reden aufmerkſam gelauſcht und einen beſonderen Antheil daran genommen hatte, unter ſie.

„Mit Verlaub,“ rief er, „Ihr habt da einen Vorſchlag, der Euch mehr ſchaden als nützen würde, was habt Ihr davon, daß Ihr ein Paar arme Burſche mit Euren Steigbügelriemen zu Tode ſchlagt? Da wüßte ich Euch einen beſſern Rath. Ihr habt einen weiten Ritt vor, ſo viel ich vernommen habe, und dennoch wollt Ihr bald an Ort und Stelle ſeyn. Wie leicht könntet Ihr da fehlreiten? Nun, ſo nehmt die Burſche denn lieber lebendig mit, daß ſie Euch den Weg zeigen. Nachher könnt Ihr ja mit ihnen immer noch anfangen, was Ihr wollt.“

„Beim heiligen Nepomuk!“ entgegnete der Anführer; „Ihr ſeyd ein kluger Mann und meint es ehrlich mit uns. Dafür ſollt Ihr uns auch noch ein neues Faß heraufbringen, und wäre es Euer letztes. Doch Ihr ſollt's nicht umſonſt thun, da habt Ihr ein goldenes Kettlein, das ich einem Eurer vornehmen Landsleute abgenommen habe. Tragt's zum Andenken an mich, denn wir werden uns in dieſem Leben wohl nicht mehr ſehen. Aber noch Eins;

bringt den armen Burſchen, die dort im Nebengelaſſe geknebelt liegen, auch einen Schluck und ein Stückchen Brod, damit ſie den Ritt morgen aushalten können."

Der Wirth vollzog dieſe Befehle pünktlich und dienſtwillig. In wenigen Augenblicken war ein neues Faß heraufgeſchafft und die trinkluſtigen Böhmen machten ſich ſo eifrig darüber her, daß ſie bald ihrer Sinne nicht mehr mächtig waren. Auch die Gefangenen wurden redlich bedacht, und beſonders die Wachen, denen ſie anvertraut waren. Lange vor der Mitternachtsſtunde lag Alles im tiefſten Schlafe; nur allein der Wirth wachte. Vorſichtig lauſchte er, ob Keiner der fremden böſen Gäſte mehr wache, dann ſchlich er ſich in eine finſtere Kammer, wo mehrere Geſtalten auf Stroh gebettet umherlagen. Auch dieſe ſchliefen alle feſt, nur Ein Mann erhob leiſe den Kopf, als der Wirth eintrat. Auf einen Wink von dieſem ſtand er eben ſo leiſe auf und folgte demſelben in ein kleines Zimmer im Hinterhauſe, das der Wirth ſorgfältig hinter ſich verſchloß.

„Du haſt meinen Wink wohl beachtet," ſagte der Wirth. „Es iſt gut ſo; ſie haben nichts bemerkt, doch nun höre, was ich dir ſagen will."

„Zuvörderſt laß mich dir danken," ſprach der Andere mit Wärme; „du biſt mein Lebensretter; ohne dich hätten mich die wilden Böhmen längſt aufgehängt. Sage, wie kann ich dir das vergelten."

„St!" meinte der Wirth. „Glaubſt du denn, die Burſche ſeyen ſo dickohrigt, daß man in den Tag hinein ſchreien dürfe, ohne daß ſie aufwachen? Sprich kein Wort mehr und höre mir zu. Dein Herr iſt der Graf von Würtemberg, wie du mir ſelbſt ſagteſt, und du warſt im Begriffe, zu ihm zu eilen, als dich die Böhmen auffaßten.

In den paar Tagen, daß du hier gefangen liegſt, muß aber Vieles vorgegangen ſeyn, von dem du nichts weißt. So viel ich aus dem Kauderwelſch der Geſellen annehmen konnte, hat der edle Graf mit dem Pfalzgrafen Händel bekommen, und ihm eine Gefangene, die Gräfin von Salmandingen, abgeführt. Mit dieſer will er nun gen Ulm reiten zum Kaiſer. Dem Pfalzgrafen ſcheint aber dieß nicht angenehm zu ſeyn, und darum hat er dem Böhmenherzog geſchrieben, er ſolle dem Grafen die Beute wieder abjagen. Heute Mittag ſind alſo ein Paar Reiter hier angelangt, die dem Corps, das hier haust, Befehl zum Aufbruch brachten. Morgen in aller Früh ſitzen ſie auf und reiten nach Geißlingen; denn dort muß der Graf mit ſeiner Begleiterin durch, um nach Ulm zu gelangen. Erwiſchen ſie ihn, ſo iſt's um den Grafen geſchehen, und wie die wilden Burſchen mit der Gräfin umgehen werden, davon haben wir hier genug Beiſpiele erlebt."

Der Angeredete, welcher kein Anderer, als der Dienſtknecht Chriſtian war, hatte aufmerkſam zugehört. „Ich muß ſie retten," rief er ſtürmiſch aus, als der Wirth geendigt hatte. „Schaffe mir ein Pferd, und der Graf von Württemberg ſoll Nachricht von mir haben, ehe die Böhmen an ihn können. Doch was wird aus dir werden, wenn die wilden Geſellen meine Flucht merken?"

„Dafür laß nur mich ſorgen," erwiederte kaltblütig der wackere Wirth. „Sie haben die Köpfe ſo voll, daß ſie auch morgen noch nicht ganz helle ſehen werden; zur Noth mache ich ihnen weiß, ſie hätten nie mehr als ſieben Gefangene gehabt. Wenn's aber auch weiter käme, ſo kann ich immerhin für den edlen Grafen Emich ein Paar Püffe aushalten."

„Du kennſt den Grafen?" fragte Chriſtian verwundert.

„Nicht gerade," meinte der Wirth, „aber seinen Vater habe ich gekannt, und hat mir derselbe einmal im Böhmenlande auf einem Kriegszuge das Leben gerettet, so werde ich's auch dem Sohne erhalten, wenn's in meiner Gewalt liegt. Aber nun schnell zu Pferde und zugeritten, als ob Feuer hinter dir wäre."

Die Beiden giengen jetzt leise in den Stall, wo viele Pferde angebunden standen. Christian wählte sich das kräftigste heraus. Einem der Böhmen, der im Stalle schlief, nahm er Säbel und Spieß. So bewaffnet schwang er sich auf und ritt mit Windeseile in die Nacht hinein. Der Wirth horchte lange, bis die Hufschläge nicht mehr hörbar waren. Niemand war ob dem Geräusch erwacht. Dann schlich er sich leise in seine Kammer und schlief so fest, daß die Böhmen, als sie früh Morgens erwachten und noch einen Morgentrunk begehrten, ehe sie abritten, ihn kaum erwecken konnten. Die Wache im Stalle, die so fest geschlafen hatte, daß sie sich ihre Waffen und ein Pferd hatte stehlen lassen, ließ der Anführer der Böhmen aufknüpfen. Auf den Wirth fiel kein Verdacht.

XVI.

Und wären wir nur noch zwoen,
Der Fahnenträger und ich:
Schmach dem, der, weil er lebte,
Aus diesem Kampfe wich.
v. Zedlitz.

Auf der Straße, die von Geißlingen nach Ulm führt, seit uralten Zeiten die Heerstraße vom Rhein nach dem

Welſchlande, wie Italien gewöhnlich von den Deutſchen benannt wird, ritten mehrere Reiter in ritterlicher Tracht. In beſcheidener Entfernung folgten ihnen verſchiedene Diener und Kriegsknechte. Einer der Ritter ward von den Uebrigen beſonders ausgezeichnet, ob er gleich nur eine einfache Rüſtung trug. Er ritt ein kraftvolles Pferd, das auf ſeine Laſt ſtolz zu ſeyn ſchien, aber von ſeinem Reiter wie ſpielend gebändigt wurde. Der Helm hieng an dem Sattelknopfe und man erblickte ein blühendes Geſicht, das jedoch, wahrſcheinlich unter einer glühenderen Sonne, von ſeiner urſprünglichen Weiße und Zartheit viel verloren hatte. Das Haupthaar hieng ihm in langen blonden Locken den Nacken hinab und vermiſchte ſich mit dem großen röthlichen Barte, der dem kräftigen Geſichte beſonders wohl anſtand. Die Augen waren blau, aber ſo muthig blitzten ſie, daß Keiner den Blick lange ertragen konnte. Mit dieſem Allem war der Körperbau in völligem Einklang, denn der Ritter ſchien beſonders kräftig gebaut und überragte an Geſtalt die gewöhnlichen Menſchen.

Die Reiter waren jetzt auf der Hochebene angelangt, welche die ſchwäbiſche Alp auf der linken Donauſeite bildet. Man hat hier eine weite Fernſicht bis tief in die Schweiz hinein, und rechts und links liegt das obere Schwabenland wie eine weite Ebene vor dem Auge. Der Ritter, den die Andern offenbar als ihren Anführer behandelten, hielt hier einen Augenblick ſtille, um ſein klares, ſcharfes Auge in der Runde herumzuſenden.

„Es iſt doch ſchon im Schwabenlande," ſagte er mit frohlicher Miene; „faſt ſchöner als im Welſchlande, trotz ſeiner Orangenwälder und ſeines ewigen Frühlings. Wie die Luft hier ſo friſch weht, daß es Einem ganz leicht ums

Herz wird! Ich wollte, ich dürfte nicht mehr nach Welſchland ziehen."

„Und doch, hoher Herr," erwiederte ein Ritter aus ſeinem Gefolge, ein überaus breitſchulteriger Herr mit einem ſonnegebräunten, trotzigen Geſichte, „habt Ihr einen neuen Zug gegen die falſchen Lombarden beſchloſſen! Bleibt lieber in Deutſchland und laßt das trügeriſche Welſchland fahren."

„Ei, mein tapferer Otto," ſprach jetzt wieder der Ritter von vorhin. „Ich dächte, es hätte dir unter den römiſchen Frauen gut genug gefallen. Doch laſſen wir den Scherz. Noch ein Zug und ganz Italien gehorcht dem deutſchen Scepter. Haben einſt die Römer uns Deutſchen Geſetze gegeben, ſo ſollen ſie bei Gott nun auch von uns Geſetze erhalten. Wenn nur die unſeligen Fehden in Deutſchland erſt ein Ende hätten! Die Deutſchen ſind das erſte Volk der Erde, und doch — wären ſie mehr einig, ſo konnte ihnen der ganze Erdball zuſammen nicht widerſtehen. Aber es ſoll Einigkeit herrſchen. Ich werde es dahin bringen' und ſollte es mich mein Leben koſten."

Der Ritter hatte ein Thema berührt, das ihn ernſt zu ſtimmen ſchien, denn die heitere Miene war nachdenklich geworden, und auf der offenen, hohen Stirne ſammelten ſich einige Runzeln.

„Alle Teufel!" rief jetzt der andere Ritter, dem der Erſtere den Namen Otto gegeben hatte. „Da reitet ja Einer über das Schneefeld daher, als wäre ſein Gaul mit ihm durchgegangen! Der arme Burſche muß in den Graben ſtürzen, wenn er nicht ein ganz gewandter Reiter iſt."

Die Blicke aller Anweſenden wandten ſich der Gegend zu, welche der Ritter bezeichnete. Nur ein geübtes ſcharfes Auge vermochte jedoch den einzelnen Gegenſtand zu

unterſcheiden, der ſich in fliegender Eile dem Orte näherte, wo die Ritter ſtille hielten.

„Ein guter Sprung,“ ſprach der Ritter mit dem röthlichen Barte, „der Burſche iſt wie zuſammengewachſen mit ſeinem Roſſe! Er ſcheint uns bemerkt zu haben; warten wir einmal, was er will.“

Der einzelne Reiter kam immer näher. Er führte ſein Pferd mit einer ſolchen Gewandtheit, daß die Ritter unwillkürlich in einen Ausruf des Beifalls ausbrachen. Jetzt konnte man ihn bereits genau unterſcheiden.

„Das iſt ein böhmiſch Röslein,“ rief einer der Ritter, „oder ich will nimmer von meinen Sünden erlöst werden. Hallo, Herr Böhme, nur hierher, wir müſſen doch auch erfahren, wo der ſchnelle Ritt hingehen ſoll.“

Der Reiter hielt ſein ſchweißtriefendes Pferd an und grüßte die Anweſenden ehrfurchtsvoll.

„Es iſt kein Böhme,“ ſagte er, „ſondern ein ehrlicher Schwabe, ein Dienſtknecht des edlen Grafen von Württemberg.“

„Ein wackerer Herr, der Graf von Württemberg,“ ſprach der Ritter mit dem röthlichen Barte.

„Wenn Ihr ihn kennt, edler Herr,“ erwiederte der Dienſtknecht, in dem wir unſern alten Bekannten Chriſtian wieder erkennen, eifrig, „ſo werdet Ihr ihm auch beiſtehen, da er in größter Gefahr iſt.“ — Der Knecht erzählte in gefügelten Worten ſeine Mähre, und der Inhalt derſelben ſchien auf Alle einen tiefen Eindruck zu machen. „Ich habe mich verirrt,“ ſo ſchloß er ſeine Erzählung, „und nach Allem, was ich erfahren habe, möchte leicht meine Warnung an meinen Herrn zu ſpät kommen. Gewiß iſt es ein Fingerzeig der heiligen Jungfrau, daß ich Euch hier treffe, denn ſo Ihr deutſche Ritter ſeyd, ſo werdet Ihr

meinem Herrn beistehen, daß er nicht böhmischer Hinterlist unterliege."

„Sey gutes Muths," erwiederte der blonde Ritter ernst; „deinem Herrn soll kein Leid widerfahren, wenn es in meiner Macht liegt. Du bist ein treuer Knecht, und deine Treue will ich dir nicht vergessen, denn bei meinem Barte, wenn man solche Stückchen hört, wie von dem Pfalzgrafen Hugo, so möchte man glauben, die deutsche Treue und Ehrlichkeit sey ganz ausgestorben. Aber auch ihm soll sein Recht widerfahren."

Der Ritter mit dem rothlichen Barte befahl, alsobald umzulenken, und die ganze Gesellschaft ritt nun den Weg zurück, den sie so eben hergekommen war. Doch war es vorhin im langsamen Schritte vorwärts gegangen, so eilten sie jetzt im schnellsten Trotte rückwärts. Der Dienstknecht Christian hatte ein frisches Roß und ein deutsches Schwert bekommen.

„Behalte es mir zum Andenken," sagte der Ritter mit dem langen blonden Haar; „und führst du die Waffe so gut, als du kühn zu seyn scheinst, so werde ich dich mir von deinem Herrn als Knecht erbitten. Der Tausch soll dich nicht gereuen."

Von Geißlingen aus führt eine lange, steile Steige bis auf die höchste Alphöhe, denn das Städtchen Geißlingen selbst liegt tief unten in einem engen Thale, das von einem kleinen Flüßchen bewässert wird. Die Straße führt durch eine tiefe Schlucht und war damals noch auf beiden Seiten von dunklem Walde umgeben. Oben an der Steige ließen die Reiter ihre Pferde ausschnaufen.

„Ich möchte wohl wissen," sagte der Ritter, welcher den Zug anführte, „ob sie den Hinterhalt hier oben gelegt haben oder unten im Thale. Wir müssen vorsichtig

zuſammenhalten. Otto von Wittelsbach," fuhr er fort, ſich an den Breitſchulterigen wendend, „führe die Nachhut; ich ſelbſt will die Vorhut anführen."

„So Ihr mir erlaubt, edler Herr," wandte der Knecht Chriſtian ein, „ein Wort zu ſagen, ſo möchte ich faſt behaupten, der Angriff werde im Thale unten ſtattfinden. Die Straße führt dort über eine kleine Brücke, und rechts im Walde iſt Raum für wohl hundert Reiter, um ſich zu verbergen. Kommt dann noch ein Trupp hintendrein von Geißlingen her, ſo können die in der Mitte nimmer entfliehen. Es bleibt ihnen kein Ausweg, als ſich vorwärts oder rückwärts durchzuſchlagen. Sicherlich warten die Böhmen mit ihrem Angriff, bis der Graf von Württemberg dieſen Punkt erreicht hat."

„Bei meinem Barte," ſagte der Ritter mit dem röthlichen Barte, „du haſt nicht Unrecht. Der Graf von Württemberg muß eine gute Schule haben, denn ich glaube, man könnte dir ſo gut ein Fähnlein anvertrauen, als einem bewährten Rittersmanne. Alſo vorwärts meine Freunde; aber nehmt Euch in Acht, daß auf der ſteilen Steige kein Pferd zuſammenſtürzt."

In dieſem Augenblicke hörte man unten im Thale ein wildes Geſchrei, und bald darauf lautes Schwertergeklirr.

„Sie ſind's, die Böhmen ſind's," rief der Knecht Chriſtian, und ſprengte in raſender Eile den Berg hinab.

„Bei meinem Barte," rief der Ritter mit dem blonden Haupthaare, „der Burſche iſt toll, aber nicht mit Gold aufzuwiegen. Doch ſoll er uns nicht zu Schanden machen. Mir nach! Mögen auch ein paar Pferde zuſammenſtürzen; hier gilt es der Ehre des deutſchen Namens."

Mit dieſen Worten ſprengte der Ritter ſein ſchweres Schlachtroß an, und ſo ſteil auch die Steige war, ſo

gehorchte es doch dem gewandten Führer, und im jähen Galopp gieng es in die tiefe Schlucht hinab. Die Uebrigen folgten.

Unten an der Brücke hielt der Graf von Württemberg mit seinen wenigen Begleitern. Ohne etwas Arges zu denken, war er überfallen worden. Aber schnell besonnen wich er bis an den Berg zurück, so daß die Feinde nur von vorn den Angriff beginnen konnten. Die Gräfin von Salmandingen ward auf allen drei Seiten von ihren Beschützern umgeben. In die Länge hätte jedoch der Graf den ungleichen Kampf nicht aushalten können, so tapfer auch er und seine Dienstknechte das Schwert führten, denn die Zahl der Feinde war zu groß, und schien mit jedem Augenblicke zu wachsen. So viel ihrer auch durch die Hiebe der Württemberger zum Kampfe untüchtig gemacht wurden, alsobald waren sie durch neue ersetzt, und bereits begann die Kraft der Angegriffenen zu weichen. Doch jetzt sprengte der Dienstknecht Christian heran; ihm nach der blonde Ritter mit seinem Gefolge. Die Macht der Böhmen mußte sich theilen, um den neuen Feind abzuwehren. Der Kampf ward nun immer ernsthafter. Die Böhmen waren zwar an Zahl immer noch überlegen, aber an Kraft und Tapferkeit hatten die Andern die Oberhand. Nur das nützte den Erstern, daß der Trupp Reiter, welcher dem Grafen von Württemberg zu Hülfe kam, nicht in Schlachtordnung anrückte, denn einem solchen Anprall wären sie nicht widerstanden. Um so leichter aber war es ihnen, die einzelnen Ritter und Dienstmannen zu bekämpfen. Die Schwaben hatten daher alle ihre Kraft und Gewandtheit aufzubieten, um die zahlreichen Feinde abzuwehren, denn der Einzelne ward immer von Mehreren zugleich angegriffen. Einen besonders harten Stand hatte der blonde Ritter mit dem

röthlichen Barte. Ihn hatte ſich der Anführer der Böhmen, unterſtützt von Vielen der Seinigen, zum Zielpunkt auserſehen. Gelang es dem Ritter zwar auch, die Schwerthiebe von ſich ſelbſt abzulenken, ſo war doch ſein Roß nicht auf gleiche Weiſe geſchützt. Bereits blutete es aus mehreren Wunden, und nur die Gewandtheit des Reiters hielt es noch aufrecht. Jetzt bekam es aber einen tiefen Lanzenſtoß, und Roß und Reiter ſtürzten zuſammen. Die Böhmen drängten ſich über ihn. Es wäre wohl um den Ritter geſchehen geweſen, wenn nicht der Dienſtknecht Chriſtian den Fall erſehen hätte. Mit einem kräftigen Ruck entledigte er ſich ſeiner Angreifer und war im Nu auf der Brücke, wo der Ritter niedergeſtürzt war. Ein Schwerthieb entfernte den zwiſchen ihm und dem Ritter haltenden Böhmen. Ein zweiter Schwerthieb brachte ihn an die Seite des Bedrängten. Doch noch war der tapfere Dienſtknecht nicht im Stande, dem Ritter aufzuhelfen, denn der Anführer der Böhmen ſprengte wüthend auf ihn ein. Der Dienſtknecht holte tief aus, und das Pferd des tollen Böhmen rannte ſich bis an's Heft in das Schwert des Knechtes. Hoch auf bäumte es ſich und ſtürzte dann rücklings mit ſeinem Reiter über die Brücke hinab. Dieſer Fall entſchied das Schickſal des Tages. Die Böhmen ſahen ihren Anführer fallen und aller Muth verließ ſie. In jäher Flucht ritten ſie Geiſslingen zu, und ſo flüchtig waren ihre Pferde, daß, obwohl von mehreren Reiſigen verfolgt, doch Keiner mehr erreicht wurde. Gar Viele aber lagen erſchlagen auf dem Kampfplatze. Auch von den Schwaben waren Einige geblieben.

Der blonde Ritter mit dem röthlichen Barte hatte ſich ſchnell wieder aufgerafft, aber der Helm war ihm entfallen. Hoch erſtaunte der Graf von Württemberg, als er des

Mannes ansichtig wurde. Er sprang vom Pferde und eilte auf den Ritter zu. „Mein Herr und Kaiser!“ rief er, ein Knie beugend, „Ihr selbst waret es, der mich rettete? Wie mochtet Ihr Euer theures Leben also in Gefahr geben ob Eines Eurer Vasallen!“

„Steh' auf, Graf Emich,“ sprach der Kaiser, denn er war es, mit freundlicher Miene; „hat doch der Geringste meiner Unterthanen meinen Schutz anzusprechen, warum nicht vielmehr du, den ich eher meinen Freund nenne? Wie, auch Ihr, schöne Gräfin, wollt mir zu Füßen fallen? Kennt man denn den Rothbart von so unheimlicher Seite aus, daß Ihr dergleichen versuchet? Reicht mir lieber Eure schöne Hand, denn ich habe viel an Euch gut zu machen, wie ich gehört habe. Ist doch der Kaiser verantwortlich für jede Unbill, die Einer seiner Unterthanen einem Andern anthut! Versucht es nicht, mir zu danken; nicht mir seyd Ihr Eure Rettung schuldig, sondern dem Burschen da, der sich einen Dienstknecht des Grafen von Württemberg nennt! Aber wo ist denn der tapfere Geselle!“

„Hier liegt er zu Euren Füßen, mein allergnädigster Kaiser,“ versetzte der Dienstknecht, vor dem Kaiser Friederich zu Boden fallend; „verzeiht mir, denn ich wußte nicht, daß es der Kaiser war, zu dem ich sprach, und den ich um Hülfe anflehte für meinen Dienstherrn.“

„Verzeihen soll ich dir, du närrischer Bursche?“ sprach der Kaiser Friederich, eine Thräne im Auge zerdrückend. „Etwa dafür, daß du mir das Leben gerettet? Denn ohne deinen tapfern Beistand wäre es um den Rothbart geschehen gewesen. Du bist ein wackerer Kamerad, und was ich dir im Herritte versprochen, das halte ich dir; Otto,“ winkte er dem Ritter von Wittelsbach zu, „nimm ihn unter deinen besondern Schutz; du hast tapfere Leute gern

und weißt ſie zu ſchätzen, wenn es auch blos Dienſtknechte ſind. In Ulm wollen wir weiter von der Sache reden. Jetzt aber zu Roſſe. In wenigen Stunden müſſen wir in Ulm ſeyn. Die Böhmen ſollen an mich denken, und wenn in acht Tagen noch Einer im Schwabenlande zu ſehen iſt, ſo ſollen mich die Welſchländer nicht mehr Barbaroſſa nennen."

Der Kaiſer beſtieg ein anderes Pferd, und ſchnell ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Ein Diener ward nach Geißlingen geſandt, damit die Einwohner die auf dem Schlachtfelde Gebliebenen zur Erde beſtatteten. Die Gräfin von Salmandingen ritt an der Seite des Kaiſers Rothbart. Wichtig mußte der Inhalt ihres Geſpräches ſeyn, denn der Kaiſer ſtrich ſich oftmals ſeinen langen Bart und kniff die Lippen zuſammen, als wollte er einen Fluch unterdrücken. Am Ende ſchien auch von dem Dienſtknechte Chriſtian die Rede zu ſeyn, denn der Kaiſer ſah ſich ein Paar Mal nach ihm um, und nachher ward der Knecht an die Seite deſſelben berufen, damit er erzähle, wie es ihm und dem Fräulein Bertha von Moringen ſeit dem Wallfahrtstage auf Wurmlingen ergangen ſey.

XVII.

Die ihr suchet, trägt den Schleier
Ist des Himmels Braut
Gestern war des Tages Feier.
Der sie Gott getraut.

Schiller.

In dem Kriege der beiden Brüder Friederich und Conrad von Hohenstaufen mit dem deutschen Könige Lothar von Sachsen im Anfang des 12ten Jahrhunderts war Ulm gänzlich zerstört worden. Schon drei Jahre vorher, im Jahr 1125, hatte Herzog Heinrich von Baiern, der Welfe, der es mit Lothar hielt, die Stadt sehr mitgenommen und die Vorstädte verbrannt; der König Lothar aber wüthete noch weit mehr. Denn als ihm die Ulmer, treu dem Schwure, welchen sie den Hohenstaufen geleistet, auf seine Aufforderung, die Stadt zu übergeben, erwiederten, daß sie nicht sächsisch seyen, sondern dem Herzogthum Schwaben und dem deutschen Reiche angehörten, da stürmte er die Stadt, plünderte und brannte sie nieder, bis auf die Kirchen. Viele Bürger Ulms wurden damals niedergemacht, denn sie leisteten heldenmüthigen Widerstand. Doch die Hohenstaufen trugen ihre Schuld an die Ulmer ab. Schon als Herzog Conrad von Schwaben zum deutschen Könige erwählt wurde, im Jahr 1138, begann der Wiederaufbau der Stadt. Der hohenstaufische König unterstützte die Ulmer mit Geldsummen und Materialien. Er ertheilte ihnen viele Privilegien, welche den Uebergang bildeten zur nachherigen freien Reichsstadt. Ein großer Theil des Grund und Bodens, welcher zum Kammergute der Hohenstaufen gehörte, ward den Ulmern abgetreten und derselbe wurde theils zur Erweiterung der Stadt, theils zur Bildung eines

Grundeigenthums der Gemeinde verwendet. Diese Vortheile bewogen eine Menge von Menschen, theils Umwohner, theils Adeliche und Bürger anderer Städte, sich mit den Ulmern zu verbinden. Man zog einen Graben von 6400 Schritten, und dieser bezeichnete die neue Stadtanlage. Alle Vorstädte des früheren Ulms waren nun mit in die Mauer der neuen Stadt eingeschlossen. So wurden die drei Thore der alten Stadt, das Heerdbrucker-, Göggginger- und St. Leonhards-Thor viel weiter, als früher, hinausgerückt, und bald stand Ulm großartiger und schöner da, als zuvor.

Ein Hauptvortheil für die Ulmer war es, daß die Hohenstaufen meist ihre Residenz in der Stadt aufgeschlagen hatten; denn sie besaßen daselbst ein großartiges Schloß, gewöhnlich Palatium genannt, mit vielen großen Gütern. So hielt sich schon König Conrad in den Jahren 1143, 1146, und besonders im Jahr 1150 in Ulm auf, um welche Zeit er fast ein halbes Jahr lang daselbst residirte. Auch Kaiser Friederich I., der Rothbart genannt, zog sein Palatium in Ulm allen andern Residenzen vor, und wir treffen ihn daselbst im Jahr 1152 und 1156. In den Jahren 1157 und 1158 wurde Ulm sogar zum Sammelplatz des Heeres, das der große Kaiser nach Italien gegen die widerspenstigen, lombardischen Städte führte. Nicht minder hielt er in den Jahren 1162 und 1164 in Ulm Hof. So sehen wir ihn auch wieder im Anfang des Jahres 1165 nach Ulm ziehen, und keine unwichtigen Angelegenheiten waren es, mit denen er sich diesmal daselbst beschäftigte. Diesmal galt es, Deutschland von den schlimmen Gästen zu befreien, die auf Veranlassung Hugo's von Tübingen Schwabenland verheerten; es galt, die Fehde zwischen den Welfen und den Tübingern, in welche eine Menge deutscher Fürsten

und Grafen verwickelt waren, beizulegen, und die Reichsfürsten zu einem neuen italischen Zuge zu gewinnen, da die Lombarden und die übrigen italischen Städtebewohner trotz der kräftigen Lehren, die sie bereits empfangen, sich immer von Neuem aufreizen ließen und eine neue Demüthigung verlangten. Der Kaiser hatte daher auf den Anfang des März einen großen Reichstag nach Ulm ausgeschrieben, und war Tag und Nacht beschäftigt, seine großen Plane in's Werk zu setzen.

Trotz dem fand der hohe Herr auch zu andern Dingen Zeit, und so herablassend war er, daß er sogar dem geringsten Bürger Rede stand. Seine Freunde, wie er die Ulmer nannte, sollten ihn zu jeder Stunde sprechen können: er selbst gieng oft, wie zur Erholung von den anstrengenden Staatsgeschäften, in den Straßen herum, ganz einfach gekleidet und nur von dem Grafen von Dillingen, den er zum Reichsvogte der Stadt Ulm ernannt hatte, oder einem andern seiner höheren Diener begleitet. Häufig besichtigte er die Neubauten und die Festungsarbeiten der Stadt, an welchen hier und da noch Etwas verbessert wurde, damit es einem Feinde nicht abermals so leicht werde, Ulm zu erobern. Sogar die Klöster waren von seinen Besuchen nicht ausgeschlossen, ob er gleich kein Freund derselben zu nennen war. Besonders gern schien er in die Stiftung der „Schwestern von Beuren" zu wandern, welche erst kurz zuvor, als bettelgraue Nonnen, in Ulm eingezogen waren, und unfern des Predigerklosters ein einfach Haus bewohnten. Böse Zungen hätten gar mancherlei schließen können, wenn sie das schöne Frauensbild gesehen hätten, mit dem der Kaiser dort gar oft verkehrte; allein die trübe Miene, mit welcher der hohe, sonst so fröhliche Herr stets die Stiftung verließ, bewies hinlänglich, daß es kein

Liebesabenteuer war, welches ihn zu den Schwestern von Beuren führte. Nur einmal verließ er in der That frohlichen Gesichts das Haus, und sein Begleiter, der Graf von Dillingen, konnte sich noch oft lange, nachdem sie schon auf der Straße waren, des Lachens nicht erwehren.

„Wahrhaftig, mein wackerer Reichsvogt," sagte der Kaiser scherzend, „da wäre man fast versucht, die Zeiten der Jugend zurückzurufen. Das Mädchen wurde so blutroth, als ich sie auf ihren geheimsten Gedanken ertappte, daß man ordentlich gewünscht hätte, der Liebhaber zu seyn. Aber," fuhr er fort, indem er zur Seite blickte, „da steht ja der Rechte, und der Bursche hätte, glaube ich, Muth genug, auch seinem Kaiser gegenüber zu treten, wenn ihm dieser in seine Rechte eingriffe. Nur näher, mein Freund," rief er einem jungen Manne zu, der ehrerbietig grüßend unter einer Hausthüre stand, und in dem wir unsern Freund Christian wieder erkennen. „Graf Otto wird dich hoffentlich gut halten? Oder hast du ein Anliegen an Uns?"

„Mein allergnädigster Herr und Kaiser," erwiederte der Knecht, indem er näher hinzutrat; „wohl hätte ich eine Bitte, wenn anders Eure Hoheit mir dieselbe vorzutragen erlaubte. Man sagt, Ihr zoget wieder in's Welschland hinab, um die Römer und Mailänder zu demüthigen. Da könntet Ihr mich wohl mitziehen lassen, damit ich unter Eurer Fahne mir vielleicht einen rühmlichen Tod erwürbe; denn im Vaterlande zu leben vermag ich nicht länger."

„Und was ist es, das dir deine Heimath so gar sehr entleidet?" fragte verwundert der Kaiser.

Doch der Knecht schüttelte den Kopf und errothete tief.

„Ein Geheimniß?" fuhr der Kaiser fort. „Fast glaube ich dasselbe zu errathen, denn ich habe so eben zwei Augen

gesehen, die gar freundlich glänzten, als von einem gewissen Jemand die Rede war. Doch glaube nicht, daß ich dir deine Bitte verweigere. Ist nur erst der Reichstag glücklich vorüber, und bestehst du dann noch auf deinem Sinn, so soll dich der Graf von Wittelsbach unter mein eigen Gefolge einschreiben, daß du in Gefahr und Sieg zu meiner Seite stehst. Wer einem Kaiser das Leben gerettet, ist auch werth an seiner Seite zu fechten."

Freundlich nickend gieng der Kaiser mit seinem Begleiter weiter.

„Es ist doch ein thöricht Ding um das menschliche Herz," sagte er nach einer Pause zu dem Grafen von Dillingen. „Da liebt ein Dienstknecht eine Freiin und will in der Schlacht sterben, weil er das Fräulein nicht bekommen zu können glaubt, und eine Gräfin will Nonne werden, weil der, welchen sie liebt, bereits an eine Andere vergeben ist. Ich wollte, ich könnte die Gräfin von Salmandingen so leicht zufrieden stellen, als mir's vielleicht mit meinem jungen Lebensretter gelingen wird."

Indem begegneten ihnen einige andere Herren vom Adel, und das Gespräch wandte sich auf allgemeinere Gegenstände.

Nach und nach füllte sich Ulm immer mehr mit fremden, hohen Gästen, welche der von dem Kaiser ausgeschriebene Reichstag herbeizog. Da war der alte Herzog Welf mit seinem Sohne, der Herzog Heinrich von Sachsen und Baiern, welchen man insgemein nur den Löwen nannte, und diese drei durften sich einer besonders schmeichelhaften

Aufnahme von Seiten des Kaisers rühmen. Gerade das Gegentheil war bei dem Pfalzgrafen von Tübingen der Fall, der mit seinem Sohne ebenfalls vorgeladen war. Der Kaiser ließ ihn gar nicht vor sich, und so sehr sich auch der Pfalzgraf auf seine vielen früher geleisteten Dienste berief, wodurch er sich als einen der treuesten Anhänger des hohenstaufischen Hauses bewiesen hatte, so sah der Kaiser nur zu wohl ein, daß er diesen Anhänger zum Opfer bringen müßte, wollte er anders das Haus der Welfen versöhnen. Zwar gab der Pfalzgraf sogleich auf die Aufforderung des Kaisers hin alle Gefangenen frei, die noch von der Schlacht bei Tübingen her auf der Veste Hohentübingen eingekerkert waren, und die Grafen von Hohenzollern und Andere baten für ihn, aber der Kaiser war unerbittlich. Hatte doch der Pfalzgraf nicht nur früheren Befehlen des Kaisers, die Gefangenen loszugeben, nicht gehorcht, sondern sogar gegen die Gräfin von Salmandingen allen Gesetzen der Ritterlichkeit zuwider gehandelt! Der Herzog Friederich von Schwaben und Rothenburg erhielt dagegen volle Verzeihung, denn, sobald er von der Ankunft des Kaisers gehört, hatte er es sich angelegen seyn lassen, die wilden Böhmen aus Schwabenland zu entfernen. Diese verschwanden, wie sie gekommen; mehr jedoch, als die Drohungen des Schwabenherzogs schien sie die Anwesenheit des Kaisers im Lande zum Abritt zu bewegen; denn einen so gewaltigen Respekt flößte schon der Name des Rothbarts ein, daß er durch die Furcht vor ihm fast eben so viel ausrichtete, als durch die Spitze seines scharfen Schwertes.

Endlich kam der siebente März heran. Ulm war jetzt so voll von Fremden, daß Viele in der Stadt selbst keine Herberge mehr fanden, sondern in den nahe gelegenen

Dorfern untergebracht werden mußten. An diesem Tage aber zogen die fremden Herren alle mit ihrem Gefolge in der Stadt ein. Es war ein großartiger Anblick, als die vielen Herren in kriegerischer Tracht dem kaiserlichen Palatium zuzogen, denn die Bischöfe trugen damals nicht minder, als die weltlichen Herren, unter ihrer Ordenskleidung einen Harnisch, da sie so gut mit in die Schlacht zogen, wie die Grafen und Ritter.

Der weite Hofraum des Palatiums war zu dieser Feierlichkeit eigens hergerichtet worden, denn kein Saal hätte Raum gehabt, um die vielen Gäste zu fassen. Im Hofe standen auf drei Seiten hohe Gallerieen, worauf die Fürsten und Grafen des Reichs Platz nahmen. Die mittlere Gallerie war erhöhter, als die zwei andern, denn hier saß der Kaiser selbst, von den höchsten Würdeträgern umgeben, zu seiner Rechten der alte Welf, zu seiner Linken der Graf von Dillingen, als des Kaisers höchster Beamter in Ulm. Neben diesen beiden eine lange Reihe von Bischofen und weltlichen Herren, so die Bischöfe von Constanz, von Augsburg, von Speier, Worms und andern Städten, die Herzoge von Zähringen, von Teck, die Grafen von Württemberg, von Baden, von Pfullendorf, von Kirchberg und viele Andere. Für die edlen Frauen von Ulm und der Umgegend waren im Palatium selbst besondere Gemächer angewiesen, damit sie dem Schauspiel mit Muse zusehen könnten, und von jeher waren die Ulmer Frauen durch ihre Schönheit berühmt, so daß auch jetzt mancher Ritter oster seinen Blick nach den Fenstern des Schlosses hinauffandte, als der Ernst der Verhandlungen in der Reichsversammlung erlaubte.

Diese Verhandlungen waren zuerst allgemeiner Natur und bezogen sich auf die deutschen Zustände überhaupt.

Besonders wurden die Verhältnisse der römischen Kirche zum deutschen Reiche in Betracht gezogen, und so sehr übte die Hoheit des Kaisers ihren Einfluß, daß alle seine Vorschläge augenblicklich angenommen wurden. Ein neuer Zug nach Italien ward beschlossen, und die Reichsfürsten gaben demselben ihre Zustimmung. Viele erboten sich sogar, mehr Gewaffnete zu stellen, als sie zuvor in den Privatunterhandlungen mit dem Kaiser versprochen hatten. Nachdem nunmehr die Hauptsache verhandelt war, wurde der Pfalzgraf von Tübingen vorgefordert. Drei Trompetenstöße verkündeten seine Anwesenheit. Er erschien völlig gewaffnet mit den Auszeichnungen eines Pfalzgrafen; aber sein Haupt war gebeugt. Allein stand er in der Mitte des Hofes und lautlose Stille herrschte in der weiten Versammlung, als der Reichsvogt von Ulm, der Graf von Dillingen, vom Kaiser aufgefordert, dem Pfalzgrafen das Urtheil vorlas, das derselbe über ihn gefällt hatte. Schwer war die Anklage gegen den Grafen, aber hart auch das Urtheil.

„Nur aus besonderer Gnade," hieß es am Ende, „und aus Fürbitten der edlen Gräfin von Salmandingen, die Ihr so schwer beleidigt habt, wollen wir Euch das Amt eines Pfalzgrafen von Tübingen nicht entziehen, sondern vielmehr an Euern Sohn übertragen, den wir mit demselben belehnen werden. Euch aber, Herr Graf Hugo, lassen wir die Wahl zwischen zwei Dingen, entweder das Reich zu meiden auf ewige Zeiten, oder aber Euch der Gnade des Herzogs Welf zu übergeben, ohne Zurückhaltung und Bedingung. Also lautet unser unabänderlicher Entschluß."

Der Pfalzgraf, obwohl er, wie sich vermuthen läßt, das Urtheil zum Voraus gewußt hatte, ward weiß wie die Wand. Er schlug den Blick zu Boden und blieb lange

unbeweglich. Endlich ſchüttelte er ſich, als müßte er einen Gang thun, der zum Tode führe. Langſamen, aber feſten Schrittes gieng er auf die Stelle zu, wo der Herzog Welf ſaß, zweimal warf er ſich vor dem Welf zu Boden, aber der Welf blieb ruhig und kalt. Endlich, als der Pfalzgraf ſich zum dritten Male niedergeworfen hatte, erhob ſich der alte Welf und hob ihn auf, doch ohne ein Wort zu ſprechen. Er übergab den Grafen einigen Rittern aus ſeinem Gefolge, und als Gefangener war der Sieger von Tübingen abgeführt. Als beſondere Gnade ward ihm jedoch auf ſein ritterlich Wort hin, nach drei Tagen wieder in Ulm vor dem Herzoge zu erſcheinen, die Erlaubniß, nach Tübingen zu eilen, und ſeine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Ein freudiger Blitz leuchtete aus den Augen des Pfalzgrafen, als er dieſe Botſchaft vernahm. „Der Mönch ſoll mir büßen,“ murmelte er giftig. „Ihm habe ich dies Alles zu danken. Aber er ſoll ſterben, ſo wahr ich ein Chriſt bin und bliebe ich auch zeitlebens ein Gefangener des Welfen oder ein Gebannter des Papſtes.“

Als die Streitigkeiten im Schwabenlande auf dieſe Art gelöſt, und die Welfen in ihrer Rache zufrieden geſtellt waren, glaubte Jedermann, die Verſammlung ſey nun zu Ende. Aber wiederum ertönten drei Trompetenſtöße, und aller Augen wandten ſich neugierig nach dem Eingang in den Hof, der von Bewaffneten dicht beſetzt war, damit keine Unberufenen ſich eindrängten. Die Thore öffneten ſich, und herein trat ein langer Zug Nonnen, die ſich ſofort ebenfalls in der Mitte des Hofes aufſtellten. Es waren die Schweſtern von Beuren, alle in grauen Gewändern und dicht in ihre Schleier gehüllt. Eine von ihnen trat vor und überreichte, ſich tief verbeugend, dem Kaiſer ein Pergament, der es ſofort dem Grafen von Dillingen

übergab, damit dieſer daſſelbe, als Reichsvogt in Ulm, vorlese.

„Vermächtniß der Gräfin von Salmandingen," begann der Graf von Dillingen.

„Halt," rief der junge Welf. „Die Gräfin von Salmandingen lebt, und ehe der Brief zu Ende geleſen wird, habe ich eine Bitte an meinen allergnädigſten Kaiſer zu ſtellen. Die Gräfin Ida iſt mir verlobt durch ihr eigenes Wort, und Niemand auf der Welt ſoll mir meine Braut entreißen."

„Sie iſt nicht mehr Eure Braut," erwiederte der Kaiſer, ſich würdevoll erhebend; „ſie iſt nun die Braut des Himmels. Durch ihren Eintritt in die Sammlung der Schweſtern von Beuren haben ſich alle ihre früheren Verſprechungen aufgelöst. Warum die hohe Gräfin zu Unſerem größten Leidweſen dieſen Schritt gethan, iſt Uns, aber nur Uns bekannt, und wir haben geſchworen, dieß Geheimniß zu bewahren. Da nun aber die Verleſung des Vermächtnißbriefes geſtört worden iſt, ſo machen wir Euch mit dem Hauptinhalt deſſelben bekannt. Alle ihre Habe, ſo weit ſie nicht der Sammlung der Schweſtern von Beuren bereits übergeben iſt, vermacht die Gräfin an ihre liebe Freundin, die Gräfin von Württemberg. Ihre Güter, als einer reichsunmittelbaren Herrin, fallen an das Reich zurück, und Wir belehnen damit zum Theil den Grafen Emich von Württemberg, der ſich um Uns, wie um die Gräfin hoch verdient gemacht hat, zum Theil aber den jungen Herzog Welf, der ſo eben geſprochen. Noch heute ſollen ihnen Beiden die Urkunden ausgefertigt werden. Das Schloß Salmandingen aber ſoll, auf beſonderes Bitten der Gräfin, und womit Wir ganz übereinſtimmen, einen neuen Herrn bekommen, der fortan den Namen deſſelben tragen wird."

Auf einen Wink des Kaisers führte der Graf von Württemberg einen jungen Mann in den Kreis, dessen Namen wir wohl nicht zu nennen brauchen, um ihn unsern Lesern kenntlich zu machen. Die ganze Versammlung schaute verwundert auf den schönen Kriegsknecht, der sich schüchtern dem Thronsessel des Kaisers näherte.

„Knie nieder als Knecht," sagte der Kaiser, sein Schwert ziehend, „und stehe auf als Freier."

Mit diesen Worten gab er ihm drei leichte Schläge mit dem Schwerte, und der Graf von Württemberg reichte ihm lächelnd die Hand, sie ihm freudig schüttelnd. Drauf erhob sich der Kaiser, steckte sein Schwert in die Scheide, und indem er es mit sammt dem Gehänge losmachte, umgürtete er den jungen Mann eigenhändig damit.

„Ich trug es in drei Schlachten," sprach der hohe Herr weiter, „trage es du fortan mit Ehren. Nunmehr," fuhr er mit lauter Stimme fort, heiße du Christian von Salmandingen, nach dem Namen deiner neuen Burg, mit der wir dich nach dem Willen der Gräfin Ida belehnen. Möge dein Geschlecht so lange blühen, als das der Edelsten unter uns! Wir selbst haben aber auch noch eine Schuld an dich abzutragen; darum erwarten wir dich in einer Stunde in Unserem Palaste."

Der neue Ritter wußte nicht, wie ihm geschehen war; nie hat er sich später mehr erinnern können, wie die Versammlung aufgelöst wurde. Es war wirr in seinem Kopfe geworden, denn ein Freudentaumel hatte ihn ergriffen. Kaum konnte er sich nachher noch darauf besinnen, daß, als er eine Stunde später dem Bescheid gemäß, den er erhalten, im kaiserlichen Schlosse erschien, ihm der Kaiser eine vollständige Ritterrüstung und ein herrliches Schlachtroß schenkte, zum Andenken an die Brücke bei Geißlingen.

Abends aber war ein großer Ball auf dem Rathhause in Ulm. Den Ball hatten die Bürger der Stadt veranstaltet, und die Edelsten der in Ulm Anwesenden dazu geladen. Auch der Kaiser war da, und als er den jungen Ritter von Salmandingen mit dem Fräulein Bertha von Moringen tanzen sah, da fragte er ihn heimlich, ob er vielleicht noch mit ihm nach Italien zu ziehen gedenke, um einen ehrenvollen Tod in der Schlacht zu suchen. Die schöne Bertha aber hatte die Worte gehört, und erschrack sichtlich, daß ihr ihr Tänzer so bald entrissen werden sollte. Doch läßt sich vermuthen, daß der junge Ritter es an Trostgründen nicht habe mangeln lassen, denn man sah auf dem ganzen Balle kein glücklicheres Paar, als wenn der junge Ritter von Salmandingen mit Bertha von Moringen tanzte, was selbigen Abend noch oft vorgekommen seyn soll.

XVIII

Ende gut, Alles gut.
Das ist der Hauptton.
Shakespeare.

Sonderbarer Weise geben uns die alten Urkunden, aus denen wir obige Thatsachen geschöpft haben, keine weiteren Nachrichten über den Verlauf der Geschichte des nun zum Ritter geschlagenen Knechtes Christian. Sogar darüber schweigen sie, ob seine stille Liebe zu Bertha von Moringen nach seiner Erhebung in den Freiherrnstand zum Geständniß gekommen sey. Doch läßt sich das Letztere vermuthen, ja fast mit Gewißheit behaupten, da spätere Nachrichten von einem Ritter von Salmandingen sprechen, dessen Ehefrau Bertha geheißen habe. Auch finden wir diesen Ritter in Gemeinschaft mit dem Grafen Emich von Württemberg in dem Gefolge des Kaisers, als er im Jahr 1180 von seinem neuen Italer Zuge heimkehrte und abermals in Ulm einen Reichstag hielt, um über Heinrich, den Löwen, zu richten. So scheint also der tapfere Christian sein Wort, mit dem Kaiser nach Italien zu ziehen, wenigstens später gelöst zu haben. Auch muß der neue Ritter sich auch nachher noch durch Tapferkeit ausgezeichnet haben, denn wir finden seiner bei der letzten Waffenthat des großen Kaisers Barbarossa, bei seiner Heerfahrt nach dem gelobten Lande, erwähnt, und bei der Schlacht von Iconium war ihm eine bedeutende Truppenanzahl anvertraut. Indessen theilte er offenbar das Unglück des großen

Kaisers nicht, denn, nachdem dieser bei Seleucia den Heldentod gefunden, kehrte jener mit den übrigen Kreuzfahrern in seine Heimath zurück, ohne etwas Anderes ausgerichtet, als unsterblichen Ruhm geärntet zu haben. Auch viel später finden wir noch seiner erwähnt, und der nicht minder große Friederich II. scheint den alten Herrn von Salmandingen eben so hoch geschätzt zu haben, als einstens sein Großvater den jungen Ritter. Das Geschlecht derer von Salmandingen blühte noch lange Zeit, und noch im Anfange des 16ten Jahrhunderts finden wir Ritter dieses Namens. Doch mit diesem Jahrhundert hatte es auch sein Ende erreicht, und nur die Kapelle auf dem Berge oben erinnert noch an den alten berühmten Namen.

Weit genauere Nachrichten sind wir im Stande über die andern in unserer Geschichte vorkommenden Personen zu geben. Graf Emich von Württemberg war noch lange thätig, seine Herrschaft zu vermehren, und wie sehr ihm und seinen Nachkommen dieß gelang, davon giebt den besten Beweis der Umstand, daß Württemberg aus dem unscheinbaren Grafenstande nunmehr bis zum Range eines Königreichs sich emporgeschwungen hat. Minder glücklich erzieng es dem Hause Tübingen.

Der alte Pfalzgraf Hugo benützte die kurze Frist, die ihm der Herzog Welf gewährt hatte, um eilends nach Tübingen zu reiten. Alle seine Gedanken flossen in Einem Brennpunkte zusammen: Rache an dem Priester Bonifacius

„Ich habe alle Warnungen bei Seite geworfen," sprach er ingrimmig; „ich habe nur ihm vertraut. Er war es, der mir anrieth, die Gefangenen nicht herauszugeben; er war es, der mir das Mittel an die Hand gab, mich von der Gräfin von Salmandingen zu befreien; er ist Schuld

an Allem, denn er ſtand im Solde des Welfen. Jetzt durchſchaue ich den ganzen Plan; aber ſo wahr mir Gott einſt gnädig ſeyn wolle in meiner letzten Stunde, ſo gewiß will ich keine Gnade üben gegen ihn. Ich mag ihn treffen, wo ich will, und hätte er ſich hinter den Altar geflüchtet, er muß ſterben. Meine eigene Hand ſoll ihm den Dolch ins meineidige Herz drücken.“

Alſo wüthete der Pfalzgraf, aber vergebens; denn der Pater Bonifacius hatte die Rückkehr des Pfalzgrafen nicht abgewartet. Schon längſt war er, wie man zu ſagen pflegt, über alle Berge. Man konnte die Sache aber auch wörtlich nehmen, denn der getreue Diener des Papſtes war in der That nach Italien entflohen, um dort die Erfüllung der ihm gemachten Verſprechungen zu betreiben. Ob er jedoch je einen Biſchofshut erlangt, können wir nicht angeben, denn der Name des Paters war von nun an verſchollen.

Seinem ritterlichen Worte gemäß ſtellte ſich der Pfalzgraf nach dreien Tagen vor dem alten Welf, und dieſer führte ihn auf ſein feſtes Schloß Neuenburg in Graubünden, wo er den alten Krieger lange gefangen hielt. So ward der Grundſtein zum Unglück der Grafen von Tübingen gelegt; denn der junge Hugo mußte einer Menge ſeiner Unterthanen die Erlaubniß, um weniges Geld ſich loszukaufen, geben, um ſich nur in ſeiner Würde behaupten zu können. So kam das Haus der Grafen von Tübingen immer mehr herab. Eine Beſitzung nach der andern ward verpfändet und verkauft, und nach weniger als drei Jahrhunderten befand ſich das Haus Württemberg im Beſitz faſt aller Schlöſſer der Grafen von Tübingen, Tübingen ſelbſt nicht ausgenommen.

Den jungen Herzog in Schwaben, Friederich von Rotenburg, ſo wie den jungen Herzog Welf ereilte ein früher Tod. Beide ſtarben in der Blüthe ihrer Jahre vor Rom, wohin ſie dem Kaiſer Rothbart gefolgt waren, an derſelben Seuche, welche den größten Theil des deutſchen Kriegsvolkes damals aufrieb, und den Kaiſer nöthigte, unverrichteter Dinge nach Schwaben zurückzukehren.

Nur der alte Welf lebte noch lange zum Schaden ſeines Hauſes, denn er vermachte den größten Theil ſeiner Beſitzungen dem Hauſe der Hohenſtaufen, da der Kaiſer mit ſeinem Gelde weniger geizte, als der löwenherzige Heinrich, der nächſte Verwandte des Welfenherzogs.

Von der Gräfin Ida von Salmandingen ſchweigt die Geſchichte ſeit ihrem Uebertritt ins Kloſter der Schweſtern von Beuren. Ob ſie dieſen Schritt nie bereut habe, können wir nicht angeben; doch können wir dieß von einem Gemüthe kaum glauben, das ſo hochherzig war, daß es lieber der Welt und all ihren Freuden Valet ſagte, als leben wollte ohne Gegenliebe.

Carl Theodor Griesinger's

sämmtliche

belletristische Schriften.

Sechster Band.

Stuttgart.

Verlag der Griesinger'schen Verlags- u. Antiquariatshandlung.

1841.

Cagliostriana.

Novellette

aus Herzog Friedrichs von Württemberg Zeiten.

Friederich von Zollern.

Geſchichtliche Novelle

aus dem 15ten Jahrhundert.

Von

Carl Theodor Griesinger.

Stuttgart.

Verlag der Griesinger'schen Verlags- u. Antiquariatshandlung.

1844.

Cagliostriana.

Historische Novellette.

I.

Es war im Januar des Jahres 1606.

Zunächst dem Marktplatze von Stuttgart ſtand ein kleines Häuschen. In der niedrigen, getäfelten Stube, die matt von einer Lampe erleuchtet war, ſaßen zwei Frauensperſonen. Die Eine mochte wohl fünfzig und noch mehr Jahre zählen, denn ihre Wangen waren eingefallen, und auf der Stirne und um den Mund mit den farbloſen Lippen hatten ſich reichliche Runzeln gelagert. Die Andere zählte jedoch kaum zwanzig. Es war ein friſches Geſicht, dem man die fröhliche Unſchuld in den leuchtenden Augen anſah, ſo wie man es häufig in Schwaben trifft. Die Frauen ſaßen ſtille und arbeiteten emſig darauf los; nur manchmal erhob ſich die Jüngere, um nach dem Feuer im Ofen und der dampfenden Suppe, die in der Bratkachel warm erhalten wurde, zu ſehen, denn der Winter war gar kalt, und draußen ſtürmte und ſchneite es, daß Einem ganz wohl war im heimlichen warmen Stübchen. Und nie verſäumte ſie es, am Fenſter vorbeizugehen, und einen halben Blick hinauszuwerfen, als erwartete ſie Jemanden da zu ſehen.

„Wo er nur heute ſo lange bleiben mag," ſeufzte ſie leiſe vor ſich hin.

„Höre, Margarethe, es iſt ſchon ſpät," ſagte jetzt die Alte, „Du kannſt immerhin den Tiſch decken und das Nachteſſen bereiten; denn Martin kommt wohl heute nicht mehr, und wenn er kommt, ei ſo mag er haben, was übrig bleibt."

„Aber, liebe Frau Muhme, meinet Ihr nicht, wir sollten noch ein Weilchen warten," antwortete die Kleine, „Martin kann ja abgehalten worden seyn im Dienste."

Die Alte war stille, und man hörte eine geraume Zeit nichts mehr als den Wind draußen und das Knurren der Spindeln, die die Beiden fleißig drehten.

Jetzt hörte man schnelle Fußtritte. Die Thüre ward schnell geoffnet, und ein Mann in der Tracht der Söldner von damals stand vor den beiden Frauen. Sein Koller war ganz weiß von den Schneeflocken, die der Wind darauf geweht, und von seinem glühenden Gesichte herab träufelte das Wasser. Die Jüngere der beiden Frauen aber hatte nicht Zeit gehabt, darauf zu achten, denn sie lag längst in seinen Armen und küßte ihm Wangen und Mund.

„Wie magst Du nur auch so thöricht seyn, Margarethe," rief jetzt die Alte. „Siehst Du denn nicht, daß er vom Schnee ganz durchnäßt ist, und daß Du Dir Deine Kleidung beschmutzest? Pfui doch, was sind doch die jetzigen jungen Leute für närrische Kunden! Kennen sich schon seit Jahren, und thun noch so kindisch, als hätten sie sich eben erst gefunden! Hurtig, Margarethe, das Essen wäre fast kalt geworden ob dem trägen Martin, und jetzt wird er Hunger haben, und vom Küssen wird man nicht satt."

Der junge Mann schob jetzt die liebkosende Margarethe sanft von sich, hieng seine Soldatenmütze an den Nagel, schüttelte sich das Wasser aus den braunen Locken und den Schnee vom Kollet, gab der Alten freundlich die Hand und setzte sich an den Tisch, den Margarethe einstweilen mit reinlichem weißen Tuche bedeckt hatte. Das junge Mädchen war jetzt eben so geschäftig im Essenauftragen als vorhin im Küssen.

„Wo biſt Du denn ſo lange geweſen, Martin?“ fragte Margarethe, als die frugale Mahlzeit beendigt war, und der Ton war noch vorwurfsvoller, als der Inhalt der Frage.

„Nun, wo wird er geweſen ſeyn?“ erwiederte die Alte, dem jungen Söldner die Haare aus der Stirne zurückſtreichelnd, „im Dienſte des Herzogs; da brauchſt Du nicht lange zu fragen. Wer andern Herren dient, iſt nicht ſein eigener Herr, und faſt kommt mir's vor, als ob's immer ärger wäre, je höher man ſteigt; als Gemeiner, da hatte der Martin viel mehr freie Zeit, denn jetzt, da er doch Waibel iſt.“

„Diesmal, Mutter, könntet Ihr Euch doch irren,“ ſagte Martin lächelnd; „diesmal war ich in eigenen Dienſten. Wißt Ihr denn nicht,“ fuhr er ernſthaft fort, „was es heute gegeben hat?“

„Nun und was denn?“ fragten Beide zu gleicher Zeit. Der Martin aber winkte wie geheimnißvoll mit dem Finger.

„Ach, der Herzog wird auf der Jagd geweſen ſeyn, und wieder einen Wilddieb erſtochen haben,“ meinte die Alte.

„Und Du warſt vielleicht auch dabei, im Schönbuch, bei dem Förſter, der die ſchöne Tochter hat, von der Du mir ſchon erzähltеſt,“ ſchmollte Margarethe.

„Nichts davon,“ antwortete Martin; „etwas ganz Anderes. Es iſt Einer wiedergekommen.“ Dieſe letzten Worte ſprach er nicht, ohne ſcheu um ſich zu ſehen. Der Frauen Neugierde war nun auf's Höchſte erregt, und ſie ließen nicht nach, bis ſie Alles wußten, was Martin wußte. Das Geſpräch war bald im Gange, und die Frauen ſchienen vor dem Einen, wie ihn Martin ſo eben genannt, aus Furcht ſeinen Namen laut auszuſprechen, eben ſo großen Reſpekt zu haben als der junge Soldat.

„So viel iſt gewiß," ſagte Martin, „Gold machen kann er. Umſonſt giebt ihm der Herzog nicht das viele Geld, umſonſt hat er ihn nicht im Wälſchland reiſen laſſen, und hielt ihn wie einen Fürſten; umſonſt hat er ihm nicht das neue Haus neben dem Luſthauſe eingeräumt und im Luſthauſe ſelbſt eine eigene Werkſtätte. Was aber in dem Hauſe des Meiſters ſelbſt zugeht, das kann Niemand ſagen; das jedoch iſt ſicher, daß er dort mit Geiſtern Zwiegeſpräche hält, die ihm unterthan ſind."

„Ja, wenn uns der ein Bischen Gold machte!" ſeufzte Margarethe; „da wäre uns bald geholfen." Und dabei überzog hohe Röthe ihr Geſicht.

Der junge Soldat machte eine ſehr ernſthafte Miene, zog raſch die rothen Gardinen am Fenſter noch feſter zuſammen, damit kein fremder Lauſcher ſeine Neugierde befriedigen könne, und ſchob ſeinen Seſſel dicht zwiſchen die beiden Frauen hinein. „Hört," ſagte er, „ich will euch ein Geheimniß anvertrauen, aber Ihr müßt ſchweigen, wie das Grab. Der Herzog wird Ihm, Ihr wißt ſchon, wen ich meine, eine eigene Wache geben, ſo hoch ehrt er ihn. Sehr, da will ich ſuchen, daß ich mit dazu commandirt werde. Unſres Hauptmanns Fürſprache hat mich zum Waibel gemacht, und nun ſoll ſie mir nur noch diesmal nützen. Mit Ihm will ich bald bekannt ſeyn, und da müßt's doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich's nicht ſo einfädeln könnte, daß ich Etwas von dem Geheimniß erführe. Und dann muß er mir Gold geben, weil ich das Geheimniß auch weiß, und wir löſen das Gütchen der Margarethe wieder aus, und ſind glücklich auf immer."

Eine lange Pauſe entſtand. Margarethe ſchmiegte ſich enger an den Geliebten; die alte Mutter aber ſchüttelte mit dem Kopfe und meinte: „Ehrlich währt am längſten.

Wer Gold machen kann, der hat's in jedem Fall mit dem Teufel zu thun, und eine Sünde iſt's, auch nur das Geheimniß davon zu beſitzen."

Es ward nun noch Verſchiedenes geſprochen; die Rede drehte ſich aber meiſt um den alten Text. Denn der Martin und die Margarethe waren ein junges Liebespärchen, das gar zu gerne geheirathet hätte. Das kleine Gut aber, das Margarethe von ihren Eltern geerbt, war tief verſchuldet und in der Gläubiger Händen. Die alte Reichenbacher aber, die ihr Pathenkind zu ſich genommen, hatte ſelbſt gar Nichts oder blutwenig, ſo daß ſich die Frauen durch Spinnen das Leben friſteten, der Sohn aber als des Herzogs Soldner ſein Brod verdiente.

Es war ſchon ſpät geworden, und der Nachtwachter hatte zehn Mal in's Horn geſtoßen, da erhob ſich Martin und ſagte gute Nacht. Die Frauen meinten, es riefe ihn der Dienſt. Noch ein Händedruck der Mutter, noch ein Kuß der Geliebten, und die Hausthüre ſchlug hinter ihm zu. Die beiden Frauen legten ſich zu Bette. Der Soldat aber ſchritt rüſtig in die Nacht hinein; denn weder Dienſt noch Schlaf riefen ihn in ſein Quartier.

II.

Wer eigentlich der von Muhlenfels ſey, von dem Martin im erſten Kapitel ſo geheimnißvoll geſprochen, wußte Niemand zu ſagen. Nicht einmal ſein Alter wußte Einer genau anzugeben. Dieſem erſchien er wie ein Jüngling, ſo friſch war ſein Ausſehen, ſo kräftig ſeine Geſtalt, ſo raſch ſeine Muskelbewegungen; Jener hielt ihn für einen Greis, ſo ernſt war ſein Aeußeres, ſo gemeſſen ſein Betra-

gen, ſo ehrwürdig ſein Angeſicht. Kaiſer Rudolph hatte ihm den Adelsbrief gegeben, weil er die Kunſt ihn lehrte, ſchuldfrei zu machen. Ueberall war er geweſen; in allen Landen erſcholl ſein Name. Der Herzog Friedrich von Würtemberg hielt ſolche Namen gar hoch, und keiner war ihm mehr werth, als der Stand der Alchymiſten. Der von Rubenfels verſtand aber, wie allgemein bekannt, die Goldmacherkunſt, wie kein Anderer, und darum zog ihn Friedrich an ſeinen Hof, damit er ihm Gold mache, deſſen er viel bedurfte. Und der Herzog verſchwendete viel Geld an ihn, und ließ ihn reiſen in ferne Lande, nach Italien, nach Frankreich und nach Spanien, wo die Mauren gelebt mit ihren geheimen Wiſſenſchaften, damit er ſich die nöthigen Mittel ſammle zur Auflöſung des großen Geheimniſſes. Heute war er wiedergekehrt von der großen Reiſe, und alles Volk lief zuſammen, denn von Reiſigen begleitet führte er einen großen Wagen mit, der gleichſam wie ein mächtiger Kaſten erſchien auf einem Rädergeſtell, denn er war ringsum verſchloſſen, und Niemand konnte erfahren, was darin verborgen war. Das Volk aber munkelte von Zwergen und Geiſtern, die er ſich eingeſperrt halte, damit ſie ihm alle Geheimniſſe der Natur verriethen. Er hatte bei ſeiner Ankunft ſeine alte Wohnung wieder bezogen, neben dem Luſthauſe; es ſchien aber nicht, als ob er es anders machen wollte denn zuvor, denn Alles war feſt verſchloſſen und verwahrt; durch kein Fenſter konnte man ſehen, was innen vorgieng; hier herrſchte ewige Nacht, und wenn nicht oft der Lärmen innen bewieſen, daß das Haus bewohnt ſey, man hätte glauben müſſen, es ſey eine verlaſſene Wohnung.

Der junge Soldat eilte durch die engen Gaſſen, die das helle klare Mondlicht kaum ſo viel erleuchtete, daß man

die Häuſer von einander unterſcheiden konnte. Unwillkürlich zog es ihn hin zu dem Luſtſchloſſe, zu dem Gebäude, wo der Hofalchymiſt wohnte. Hatte er nicht als Junge vor Jahren ſchon ſo oft dieſes Haus bewacht mit Argusaugen, als müßte daraus ſein künftiges Lebensglück hervorgehen! Lag nicht damals ein geheimnißvoller Zauber für ihn in dem Rauche, der allnächtlich dem Luſtſchloſſe entſtieg, weil der Herzog mit dem Goldmacher arbeitete! Schien ihm nicht damals der Alchymiſt ein höheres Weſen zu ſeyn, das erhaben über die menſchlichen Bedürfniſſe des Eſſens, Trinkens, Schlafens gleichſam nur als verkörperter Geiſt die Erde bewohne! Er holte die alten Träume wieder aus dem Gedächtniß hervor, wo ſie ſo lange geſchlummert hatten, er wollte einmal wieder träumen und glücklich ſeyn. Alles rings umher war ſtill und todt, nur der Nachtwächter ſchlich noch in ſeinem Schaafspelz umher; kein Lichtchen brannte mehr, die ganze Stadt war wie eine Stadt der Todten. Sollte wohl im Hauſe des Goldmachers auch Alles ſchlummern! Hatte er ja doch ſonſt die Nacht zum Tage gemacht! Aber Alles war feſt verſchloſſen und kein Lichtſchimmer drang durch die Fenſter. Und dennoch ſchien es ihm, als hörte er innen manchmal Stimmen, als giengen Thüren auf und zu. Aber alsbald war's immer wieder ſtill, wie im Grabe. Nur im Luſthauſe mußte noch Leben ſeyn; denn der Rauch ſtieg ſtolz und gerade hinauf aus dem Schornſtein dem bleichen Mond entgegen.

„Ei," dachte der junge Krieger, „hat alſo die Arbeit ſchon wieder begonnen? Gleich am erſten Tage der Ankunft? Wer da dabei ſeyn dürfte! Wer da mitgewinnen dürfte! Iſt mir's doch nicht des ſchnöden Goldes wegen! ich möchte ja nur ſo viel, daß ich die Margarethe heirathen könnte!"

Leiſe gieng er um das Luſtſchloß herum, ob nicht

Etwas zu erfahren ſey, aber das Laboratorium war in einem Gewölbe des innern Schloſſes angelegt, und kein Fenſter, kein Luftloch führte nach Außen. Martin ſetzte ſich auf einen Stein und überließ ſich ſeinen Träumereien. Bald wäre er eingeſchlafen, wenn ihn nicht plötzlich ein Geräuſch geweckt hätte. Es war ihm, wie wenn man eine Thüre öffnete, die ſich ſchwer in den Angeln dreht, und in der That öffnete ſich auch eine kleine Thüre des Luſtſchloſſes, welche man im Mondſchein kaum bemerkt hätte, und ein Mann trat heraus, tief in einen Mantel gehüllt, und er ſchloß die Thüre wieder hinter ſich.

„Den Teufel auch,“ dachte Martin, „das iſt ja des Herzogs Geheimthüre, durch die Niemand paſſiren darf, als er ſelbſt.“

Und raſch ſtand er auf, und näherte ſich der Geſtalt. Er wußte nicht, ſollte er ſie anreden oder nicht. Oder ſollte er ſie gar aufhalten, wie einen Dieb in der Nacht? Aber könnte es nicht vielleicht der Herzog ſelbſt ſeyn? — Die Geſtalt im Mantel gieng raſch auf das Haus des Alchymiſten zu, pfiff leiſe dreimal wie eine Rohrdommel, und ein Fenſter öffnete ſich und eine ſanfte Stimme ſprach: „Mein Federico! biſt Du es! mein Federico!“ Und ſchnell ward die Thüre geöffnet und ſchloß ſich eben ſo ſchnell wieder hinter dem im Mantel. Weiter ward nichts mehr gehört.

„Sollte es wohl der Goldmacher geweſen ſeyn,“ ſagte Martin leiſe vor ſich hin, „dem vielleicht der Herzog den Geheimſchlüſſel gegeben?“ Denn als Söldner des Herzogs war ihm, der ſo oft die Wache im Luſtſchloſſe gehabt, gar wohl bekannt, daß dieſe Thüre allein für den gnädigſten Herrn da ſey. Aber jetzt richtete er ſein Auge auf das Luſtſchloß und der Rauch ſtieg immer noch luſtig empor.

der Goldmacher konnte es also wohl nicht gewesen seyn, denn der arbeitete noch im Laboratorium.

Noch lange wartete Martin, aber Nichts ließ sich hören und sehen. Doch jetzt schlug es 12 Uhr, und er mußte die Wachen ablosen lassen. Schnell eilte er von dannen.

III.

Etwa zwei Monate später stand Martin im Vorsaale des Hauses des von Mühlenfels. Der Herzog hatte dem Letzteren eine eigene Schutzwache gegeben, und den Martin Reichenbacher, seinen Waibel, zum Anführer derselben bestellt. Einer Schutzwache bedurfte der von Mühlenfels auch gar wohl, denn das Goldmachen kostete gar viel Geld, und das viele Geld mußte das Land zahlen. War ja sogar der Martin übel angesehen, weil er ihn beschützen sollte als Ehrenwache! Aber Martin achtete dessen nicht. Der Mann, für den er wachen sollte, stand ja wie ein Freund zum Herzog, ja mehr noch, wie ein Vater! Und mußte er nicht selbst zur größten Ehrfurcht gezwungen werden, wenn er die ernsten edlen Züge des Goldmachers betrachtete, wenn er seine Gespräche mit anhörte, die wie lauter Weisheit klangen, die aus der andern Welt kommt? Martin verehrte den Alchymisten wie ein höheres Wesen, und sein größter Wunsch war, in eines der Geheimnisse eingeweiht zu werden, von denen der Goldmacher sprach, als wären sie nur eine Kleinigkeit.

Martin hatte schon lange im Vorsaal gewartet. Er sollte den von Mühlenfels auf sein Schloß Neidlingen begleiten, das ihm der Herzog geschenkt hatte. Aber der Alchymist ließ sich nicht sehen, und die bestimmte Zeit war längst um. Jetzt vermeinte er, in einem entfernten Zimmer Stimmen zu hören. Es war, als ob zwei Personen

in Streit mit einander waren. Die Stimmen wurden zuletzt immer lauter, und man konnte deutlich vernehmen, von was die Rede war.

„Und ich trete ſie nicht ab," rief die eine Stimme, „und wenn der Teufel ſelbſt gegen mich wäre."

„Und wenn nun der Herzog es verlangte?" antwortete gedämpfter die zweite Stimme, welche Martin ſogleich, trotz des zornigen Tons, den er ſonſt nie gehört, für die des Alchymiſten erkannte.

„Der Herzog?" lachte der Andere laut auf; „ja freilich iſts der Herzog; meint ihr denn, ich wüßte nicht, wem ihr ſie verkuppeln wollt? Freilich, die edle Goldmacherkunſt kann nicht allein feſſeln, es müſſen auch ſüßere Bande da ſeyn, damit man den hohen Herrn ganz in der Gewalt habe! Und da wolltet ihr alſo, mein ehrwürdiger Herr, da wolltet ihr wohl gerne dem Herzog es beibringen, wie ich und mein Freund ganz überflüſſig im Herzogthume! Man konnte da zwei Fliegen auf einmal ſchlagen! Nicht übel erdacht! Wie wär's nun aber, wenn ich dem Herzog das Stückchen erzählte mit den 6000 Ducaten deſſen von Stein! Wenn ich ein Paar Mährlein auftiſchte von dem Treiben deſſen von Mühlenfels, und wie er ſeines Herrn Geld verthan im Ausland! Meint ihr, die ſchöne Giulietta werde euch da ſchützen vor des Herzogs Zorn? Und wem gehört denn dieſe Giulietta?" fuhr er mit immer ſteigendem Zorne fort; „Euch etwa? Ja freilich! ſie iſt ja eure Freundin und Schweſter! Warum nicht lieber Gattin, oder Tochter? Mir gehört ſie, mir hat ſie gehört im italiſchen Lande, und noch weiß ich nicht, wie ihr zu ihr gelangt ſeyet: aber das weiß ich, mein ſoll ſie ſeyn fortan, und mit mir ziehen in's ſchöne Ungarland, wenn wir einſt wieder heimwärts lenken." Erſchöpft hielt er inne.

„Ihr rat't, edler Ritter," antwortete der Alchymiſt mit faſt erſtickter Stimme. „Würdet ihr mit dem Herzog ſprechen, er würde euch keinen Glauben beimeſſen. Und wer will denn euch," lenkte er plötzlich ein, „wer will denn euch die Giulietta rauben? Wenn ihr einmal in die Heimath zieht, ihr ſollt ſie haben, ſobald ſie ſelbſt will. Aber bis dahin, iſt ſie nicht ſicherer unter meinem Dache, als anderswo, wo ſie den Blicken der Menſchen bloßgeſtellt wäre?"

„Genug," unterbrach ihn der Erſtere, „laßt die Worte; ihr wißt, ich kenne euch. Allein es ſey ſo, wie ihr ſagt. Fangt mit dem Herzog an, was ihr wollt, zieht ihm das Gold aus den Taſchen und den Herrſcherſtab aus den Händen, aber Giulietta ſey mein, und nicht des Herzogs. Habt ihr mich verſtanden? Und nun gehabt euch wohl, Edler von Mühlenfels," ſetzte er ſpöttiſch hinzu, „und bedenkt, daß ich verſchiedene Dinge erzählen kann, und daß mein Freund Michael auch hier lebt, der zwar kein Gold macht, aber doch weiß, was es damit für eine Bewandtniß hat."

Raſch ward die Thüre aufgeriſſen und an Martin vorbei ſchritt ſtolz der Ritter Proſh, ein edler Ungar, der in Begleitung des Michael Sandigovius, Secretärs des Kaiſer Sigismund, eines Mannes von hoher Weisheit und ſeltenen Kenntniſſen, abſonderlich in der Medicin und Chemie, am Hofe des Herzogs Friedrich ſich aufhielt.

Es ſtand nicht lange an, ſo trat der von Mühlenfels heraus. Sein Geſicht verrieth auch nicht die geringſte Spur der Leidenſchaften, die ſo eben in ihm geſtürmt. Es war dieſelbe Glätte, derſelbe Ernſt, dieſelbe Ruhe, daſſelbe forſchende Auge, wie ſonſt.

„Du haſt lange gewartet, mein Sohn," ſprach er den Martin an. „Es iſt jetzt nicht mehr an der Zeit, wir wollen den Ritt auf Morgen verſchieben. Geh', mein Sohn!"

Martin wandte sich zur Thüre, doch der Alchymist rief ihn sogleich zurück.

„Höre, mein Sohn," sprach er und sein Auge ruhte wie eingewurzelt auf ihm. „Du möchtest gern eingeweiht werden in die Geheimnisse der edlen Kunst, deren Meister ich mich nenne. Die erste Regel, welche die alten Philosophen ihren Schülern gaben, war die: zu schweigen. Fünf Jahre mußten des Pythagoras Schüler schweigen, ehe sie die erste Stufe errangen. Kannst Du schweigen, mein Sohn? — Antworte mir nicht; ich weiß, was Du sagen willst. Was Du auch hören wirst, was Du auch gehört hast," fuhr er mit erhobener Stimme fort, und sein Auge nahm dabei einen so grauenvollen Blick an, daß Martin fast bestürzt zurückwich, „lerne schweigen." Und mit diesen Worten nahm der Meister einen kleinen Ring vom Finger, und überreichte ihn dem Martin. „Ich weiß," fuhr er sanft fort, „Du liebst ein Mädchen, gieb ihr den Ring, es ist ein Sprüchlein drein gegraben, und so lange ihr das Sprüchlein im Sinne bleibt, so lange bleibt sie Dir treu, und wär's zum Tode."

Martin gieng, und er wußte nicht, sollte er den Alchymisten mehr verehren oder mehr lieben. Jetzt, meinte er, sey die Bahn gebrochen und nun würden ihm die Geheimnisse nicht mehr lange verborgen bleiben. Die Geliebte aber freute sich über das Ringlein, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen. Die alte Mutter jedoch schüttelte den Kopf und meinte: ehrlich währt am längsten.

IV.

Wiederum war es ein Paar Monate später. Der von Muhlenfels hatte die höchste Stufe der Macht erreicht, die

er erreichen konnte. Unter den Leuten ließ er ſich wenig ſehen. Ganze Nächte hindurch arbeitete er im Luſtſchloſſe mit dem Herzog; und über das ganze Weſen und Treiben war ein dichter Schleier des Geheimniſſes gezogen, den nicht einmal die am Hofe zu lichten vermochten. Das Volk aber, wenn es den Rauch aus dem Schornſteine des Laboratoriums aufſteigen ſah, ſagte: „der Herzog und ſein Goldmacher ſind wieder beiſammen.“ Des Herzogs Goldmacher aber war bald mehr denn der Herzog ſelbſt, denn er beherrſchte dieſen und den ganzen Hof von ſeinem Laboratorium aus. —

Im Schloſſe Neidlingen gieng's hoch her. Der edle Michael Santigovius mit ſeinem Freunde, dem Ritter von Proſh und ſeinem übrigen Gefolge wurde dort von dem von Mühlenfels bewirthet. Der Schmaus dauerte bis an den Abend, und viele Becher des edelſten Rebenſaftes wurden auf das Wohl des Herzogs und des freigebigen Gaſtgebers geleert. Gegen Abend hatte ſich dieſer auf ſein Zimmer im obern Stockwerke zurückgezogen; die unten im Banketſaale aber zechten fröhlich fort und ließen ſich durch die kaum bemerkte Abweſenheit des Hausherrn nicht ſtören. Die gellenden Halloh und jubelnden Trinkſprüche der faſt trunkenen Zecher tonten bis oben hinauf; doch der von Mühlenfels bekümmerte ſich wenig darum. Mit großen Schritten gieng er im Zimmer auf und ab, und nur manchmal zuckte es wie ein Blitzſtrahl der Freude über ſein ſtrenges Geſicht, wenn er die unten neu aufjubeln hörte.

„Zecht nur und jubelt nur,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „ihr kennt mir nicht mehr entrinnen. Ihr oder ich! Der Herzog iſt mein, die Herzogin iſt mein, der Landhofmeiſter iſt mein, — ſollte ich das Eiſen wegwerfen, während es gerade warm iſt! Noch iſt die Zeit nicht gekommen. Was ich mühſam

gefät, will ich arndten. Frei will ich herrſchen, ohne Angſt vor Verrath. Der Michael und der von Proſh müſſen dran, ſo oder ſo." — Er rief einen Diener.

„Hole den Reichenbacher, aber ſtille, ohne Aufſehen."

In wenigen Minuten ſtand Martin vor dem Alchymiſten, dieſer aber ſaß im Lehnſtuhl, wie vertieft in Gedanken, und ſeine Züge waren faſt väterlich-mild.

„Martin," begann er, „ich habe Dich lange geprüft, und würdig befunden, daß Du eingeweiht werdeſt in das Geheimniß der edlen Kunſt, welche Thoren die ſchwarze nennen. Ich will Dich zu meinem Schüler annehmen und Du ſollſt mein Erbe ſeyn. Ich werde mit dem Herzog ſprechen, unſerm allergnädigſten Herrn, meinem größten Schüler, und er wird mir die Bitte nicht abſchlagen. Doch nicht mein Diener, mein Sohn ſollſt Du ſeyn. Willſt Du mir jetzt noch einen Dienſt erweiſen?"

Martin war ganz hingeriſſen von der Güte des Goldmachers, und wollte zu ſeinen Füßen ſinken, doch dieſer ſchloß ihn liebend in ſeine Arme.

„Zum letzten Male ſollſt Du heute Deine Pflicht thun als Soldner des Herzogs und meine Schutzwache. Hier iſt ein Befehl des Herzogs," und damit zog er ein Pergament aus dem Buſen, „ſieh hier des Herzogs Namenszug und Petſchaft; die ungariſchen Herren mit ihrem ganzen Gefolge müſſen verhaftet werden, und zwar zur Stunde, ſo iſt es der Wille des Herzogs, unſers gnädigſten Herrn."

Martin ſtaunte. Der Michael Sendigovius war bisher hochgeehrt am Hofe des Herzogs und ein Freund des von Mühlenfels. Und wie er dieſem ins Antlitz ſah, ſo ſchien es ihm, als ob auch dem Alchymiſten der ſtrenge Befehl unerwartet und hart däuchte, denn ſeine Züge waren faſt ſchmerzlich und im Auge glänzte eine Thräne. —

Die unten im Saale lärmten noch vor Freude und Trinkluſt. Sie hatten ihre Schwerter an die Pfoſten in den Säulen aufgehängt, und dachten nicht an Ueberfall. Nur der von Proſh hatte das ſeinige nicht abgeſchnallt. Martin drang mit den ihm untergebenen Söldnern in den Saal; ein wirrer Lärm entſtand, aber bald waren die wehrloſen, halbtrunkenen Zecher übermannt. Doch der von Proſh wehrte ſich wie ein Raſender. Zwei Söldner ſchlug er nieder, und bald hatte er ſich einen Ausgang erzwungen. Er eilte in den Stall und das nächſte Pferd beſteigend, ſprengte er von dannen. Nun erſt, als die Uebrigen ſchon gebunden in's Gefängniß des Schloſſes gebracht waren, merkte man, daß er entkommen ſey.

Als Martin dem von Mühlenfels Bericht abſtattete, überzog große Freude ſein Antlitz, doch als er erfuhr, wie der von Proſh entkommen, war die Freude urplötzlich in Ernſt und Zorn verwandelt. Bald faßte er ſich und ſetzte ſich hin und ſchrieb. Den Brief übergab er dem Martin. „Es iſt ein Schreiben an den Herzog," ſagte er, „nimm das beſte Roß aus meinem Stalle; zwei Reiſige mögen Dich geleiten; reite was Mann und Roß vermögen. Frage nach Giulietta, und übergieb ihr das Schreiben. Der Herzog bekommt's ſo bälder, denn um dieſe Zeit läßt man Dich nimmer ein im Schloſſe. Eile und ſpute Dich."

In wenigen Minuten ſaß Martin zu Roß und ſprengte der Reſidenz zu.

Und als es tief Nacht geworden war, da trat eine Geſtalt in das Gefängniß des gebundenen Ungarn und ſeines Gefolges; und die Geſtalt war die des von Mühlenfels. Und er ſprach lange angelegentlich mit dem edlen Michael, und erzählte ihm von Georg Hanauer, und Heinrich Reuſchler, und Peter Montanus, und wie ſie der Her-

zog habe gefangen genommen und auf der Folter gezwungen, ihm ihre Geheimniſſe alle zu offenbaren und dann an den eiſernen Galgen gehängt auf der Galgenſteige bei Stuttgart. Und er zeigte ihm eine Eiſenſtange, die ſchlecht in der Mauer befeſtigt war, und dann ſprach er kein Wort mehr. Am Morgen aber, als die Hüter in das Gefängniß traten, da war das Gefängniß leer und die Vögel ausgeflogen. Nur das durchbrochene Eiſengitter zeigte, wie ſie entkommen.

Der von Mühlenfels freute ſich doppelt. Sein Nebenbuhler war entfernt, und hatte alle ſeine koſtbaren Habſeligkeiten zurückgelaſſen.

V.

Martin Reichenbacher und ſeine Begleiter ritten, ſo ſchnell die Pferde es aushalten konnten; aber der Weg war weit und vor Mitternacht konnten ſie Stuttgart nicht erreichen. Es war eine ſternhelle Juninacht. Kein Laut ließ ſich hören; die ganze Natur war in tiefes Schweigen begraben. Nur einmal ſchien es ihnen, als hörten ſie Hufſchlag vor ſich, und ein ander Mal kam es ihnen ſo vor, als ob ein Reiter ſich vor ihnen hinter das Gebüſch am Wege verborgen hätte, bis ſie vorübergezogen; aber ſie hatten Eile, und konnten ſich nicht aufhalten.

Martin machte ſich allerhand Gedanken beim ſchnellen Ritte. Er dachte an ſeine Geliebte, die holde Margarethe, und freute ſich, daß die Zeit bald kommen würde, wo es ihm vergönnt wäre, ſie als ſeine Ehefrau heimzuführen; er dachte an ſeinen Gönner, den Goldmacher, und deſſen ſchnelle Sinnesänderung, daß er den verhaften ließ, der bisher ſein inniger Freund zu ſeyn geſchienen; er dachte

auch an Giulietta, der er den Brief des Alchymiſten übergeben ſollte.

„Wer iſt denn dieſe Giulietta?“ ſprach er zu ſich ſelbſt; „das iſt wohl auch eines der Geheimniſſe, die das Haus des Goldmachers verbirgt, und von denen die Leute ſo Mancherlei munkeln. Das iſt wohl dieſelbe, die dem Manne im Mantel zurief: Federico, mein Federico; dieſelbe, über welche der von Proſch mit dem von Mühlenfels in ſo harten Streit gerathen war.“

Es war wohl nahe an Mitternacht, als ſie in Stuttgart einritten. Wiederum war's ſo ſtille, wie in jener Nacht, vor einem halben Jahre, als er von ſeiner Mutter Haus weg die Wohnung des Alchymiſten umſchlichen hatte. War er doch ſeither um nicht viel ſeinem Ziele näher gekommen! Kein Licht war mehr an den Fenſtern, und nur hie und da brannte im einſamen Dachſtübchen eine düſtere Lampe, die wohl keinem Glücklichen leuchtete. Die Glücklichen ſchlafen ja ſo bald! Er ritt an ſeiner Mutter Haus vorüber, wo ſeine Liebſte wohnte. Die ſchlief wohl ſchon lange, und träumte von ihm. Mußte ſie ſich ja doch wirklich ſo oft mit den Träumen begnügen, da ihm ſeine Dienſtverhältniſſe manchen Tag nicht Zeit ließen, ſie zu beſuchen! — Er und ſeine Begleiter ritten ihre Pferde zum Stalle und nun machte er ſich ſchnell auf zur Wohnung des Alchymiſten. Alles war dunkel und ſtille. Er klopfte, — keine Antwort; er rief leiſe, — keine Antwort. Schon wollte er, nach langem vergeblichen Harren, ſich wieder entfernen, da fiel ihm ein, ſich des Mittels zu bedienen, das der im Mantel gebraucht hatte. Er pfiff leiſe dreimal wie eine Rohrdrommel, und ſiehe da, ein Fenſter öffnete ſich, und mit zärtlicher Stimme rief's von oben herab: „Biſt Du es, mein Federico?“ und alsbald ward die Thüre eröffnet, und

eine zarte, weiche Hand griff nach der ſeinigen, und führte ihn die Treppen hinauf. Es gieng durch verſchiedene Gänge und Zimmer; plötzlich aber ſtrahlte ihm helles Licht entgegen, daß er wie geblendet die Augen niederſchlug; der Führerin aber, denn eine ſolche war's, entfuhr ein lauter Schrei des Schreckens.

„Wer biſt Du?“ ſchrie ſie, „wie wagſt Du es, hier einzudringen? Nenne Dich, oder ich rufe die Diener.“

Der junge Mann war jetzt faſt eben ſo ſehr erſchrocken, als die Fragſtellerin. Er wußte ſich nicht ſchnell in Worte zu faſſen und übergab ihr ſtatt aller Antwort das Schreiben des Alchymiſten an den Herzog. Mochte ſie nun glauben, es ſey an ſie gerichtet, oder mochte ſie andere Gründe haben, — ſie erbrach es raſch, und war bald im Leſen ſo vertieft, daß ſie den Zuſchauer ganz vergeſſen zu haben ſchien. Martin wagte es nun, ſich ein wenig umzuſchauen. Er ſtand in einem hohen Gemache, das wohl in der Mitte des Hauſes lag, denn Fenſter konnte er keine bemerken; oder waren ſie hinter den ſeidenen Gardinen verſteckt, mit denen das ganze Zimmer behangen war. Der Boden war mit Teppichen dicht belegt, die Möbel zeugten von einer Pracht, wie ſie nur Fürſten ſonſt eigen, ein ſilberner Kronleuchter verbreitete hellen Glanz, die Luft war mit balſamiſchen Gerüchen geſchwängert, an den Wänden herum waren breite weiche Divans angebracht, wie man ſie damals nur im Morgenlande kannte. Ein Tiſch ſtand an einer Seite, mit Fleiſchwerk aller Art und herrlichen Früchten bedeckt; der Inhalt der kryſtallenen Flaſchen daneben mochte wohl auch nicht zu verachten ſeyn. Martin glaubte ſich in einen Feenpallaſt verſetzt. Jetzt wagte er es auch, ſeinen Blick auf ſie zu richten, die mit ihm allein das Zimmer theilte. Es war eine Jungfrau von wohl kaum mehr

als 20 Jahren, eine herrliche, üppig-ſchlanke Geſtalt; die Haare fielen ihr in natürlichen, ſchwarzen Locken koſend auf Bruſt und Schulter, welche beide ein leichtes Tuch nur halb bedeckte; der Leib war in keinen Reifrock eingeſchnürt, ein faſt durchſichtiges Seidengewand umſchloß ihn in üppigen Falten, und daſſelbe war nur durch einen Gürtel um die Hüften zuſammengehalten; die ganze Kleidung verdeckte die reizenden Glieder weniger, als ſie begierig machte, nach neuen Reizen zu forſchen; den Vorderarm umſchloſſen reiche Armbänder, an den Fingern blitzten Ringe; das Geſicht war etwas zur Seite gewandt, ſo daß er es nicht genau betrachten konnte, doch meinte er, nie etwas Schöneres geſehen zu haben.

„Das iſt wohl eine der Feen des himmliſchen Geiſterreiches, von denen die Mutter erzählt," dachte er, und ſchloß die Augen ob all der blendenden Pracht.

Die Schöne hatte geleſen und legte das Blatt bei Seite. Sie betrachtete nun ihrerſeits den kräftigen, kaum zum Manne gewordenen Jüngling. Es war nicht der ſanfte, ſchüchterne Liebesblick, mit dem Margarethe ſo oft zu ihm aufſah; ihr ſchwarz blitzendes Auge ruhte ſo lange auf ihm, daß ihm all' ſein Blut zu Geſichte ſtieg, und ihr Auge leuchtete nicht mehr zornig und die Miene war nicht mehr erſchreckt.

„Es iſt gut," ſagte die ſchöne Giulietta mit weicher Stimme, und warf ſich auf den Divan, wie um ſich das Geleſene noch einmal zu überdenken. Martin wußte nicht, ſollte er ſich entfernen oder bleiben. Jetzt winkte ſie ihm, und er mußte ſich an ihre Seite niederlaſſen.

„Alſo Ihr ſeyd's," ſagte ſie mit blitzendem Auge, „der die Ungariſchen Herren gefangen nahm?" Und ſie erhob ſich raſch, und ihr Geſichs glühte, wie vor inniger Freude, und ſie ſchritten mit haſtigen Schritten im Zimmer auf und

ab. Doch bald ward sie wieder ruhig, und sie rückte den Tisch näher zum Divan und setzte sich wieder an Martin's Seite.

„Ihr seyd wohl müde vom scharfen Ritte?“ sprach Giulietta mit schmeichelndem Tone, „Euer Gesicht glüht, kommt, erquickt Euch.“ Und sie sprach ihm zu, von den herrlichen Speisen zu kosten, und sie credenzte ihm von dem Wein aus den krystallnen Flaschen, und der Wein that ihm wohl nach der Anstrengung, und es war süßer spanischer Wein. Und immer traulicher ward das Gespräch, und immer dichter rückte sie ihm zur Seite, und die Atmosphäre, die er einathmete, und der süße Wein und die zauberische Nähe wirkten wie betäubend auf seine Sinne, und Wünsche stiegen in seinem Innern auf, die er vorher nie gekannt. Und ihre Hand ruhte in der seinen, und sie drückte sie zärtlich, und sein Arm umschlang ihre schlanke Hüfte, und das üppige Weib umfing ihn mit vollem Arme und heiße Küsse brannten auf seinen Lippen, die er eben so heiß zurückgab. Da schreckte sie plötzlicher Lärm aus ihrem Taumel auf. Es pochte an die Hausthüre, daß die Fenster klirrten, und eine Zofe sprang mit bangem Geschrei herein. Jetzt eilte es klirrenden Schrittes die Treppe herauf, aber eben so rasch folgten die Tritte mehrerer Männer; die Thüre ward aufgerissen und der von Prosh stand da; doch fast mit ihm waren andere Männer eingedrungen; Schwerter wurden gezogen, und scharfe Hiebe fielen; es war ein grausam wirrer Lärm und ein Kampf auf Leben und Tod schien zu beginnen. Auch Martin hatte sein Schwert gezogen und war mitten drinnen. Er wußte nicht, wem es galt und was es galt, aber er hieb wacker um sich, um so bald als möglich dem Gewühle zu entrinnen. Jetzt glaubte er den Herzog zu erkennen, aberplötzlich ward die Schnur, an der der Kronleuch-

ter hieng, abgehauen, praſſelnd ſtürzte er nieder und die Lichter erlöſchten. Völlige Dunkelheit herrſchte; die Stimme Herzogs Friedrich ertönte; mehrere Männer faßten den jungen Krieger; man führte ihn in's Gefängniß.

Noch in derſelbigen Nacht ſaßen einige Reiterabtheilungen der herzoglichen Söldner auf und jagten zum Thore hinaus, Schloß Reidlingen zu.

VI.

Es war den andern Tag gegen 11 Uhr, da führte man den Martin Reichenbacher vor den Herzog. Der hohe Herr ſaß im Lehnſtuhle, und hatte eine Menge Papiere vor ſich liegen, in denen er herumwühlte. Ihm gegenüber ſaß ſein Kanzler Enzlin, der die lauernden Augen nie von ihm abwandte.

„Es iſt ſo," rief jetzt der Herzog, „es kann nicht anders ſeyn, die Beweiſe liegen klar vor Augen."

„Es iſt nicht anders, gnädigſter Herr," ſetzte der Kanzler bejahend hinzu.

„Wo warſt Du geſtern?" fuhr jetzt der Herzog den jungen Krieger an; „erzähle Alles, Wort für Wort, und der Wahrheit getreu, oder morgen hängſt Du, verſtehſt Du mich?"

Martin erzählte, und ward nicht ſelten von den heftigen Ausrufungen des Herzogs unterbrochen.

„Und was thateſt Du im Hauſe des Schuſtes, des von Mühlenfels?" fragte der Herzog weiter.

Martin erzählte wieder, und erzählte der Wahrheit getreu, und ward faſt roth in der Erinnerung.

„Und das Pergament hier," rief jetzt der Herzog, indem er den Befehl in der Hand hielt, nach welchem Martin die edlen Ungarn verhaftete: „erkennſt Du es als daſſelbe, welches Dir der von Mühlenfels als meinen Befehl übermachte?"

Martin bejahte.

„Und das Pergament hier, iſt das der Brief, den Du der Dirne, der Giulietta, überbrachteſt?“

Martin bejahte wieder, denn er erkannte es gar wohl.

„Alſo wiederum richtig,“ ſchrie jetzt der Herzog, vor Wuth ſchäumend. „Ha, warte, Du Betrüger, Du Schuft! — Fort mit ihm, und den Mühlenfels herein!“

Der Alchymiſt ward hereingeführt, aber er trug nicht mehr den langen weiten Talar, der ihm ſo ehrwürdig ſtand, er war in Ketten und Banden, und es ſchien, man habe ihm nicht Zeit gelaſſen, ſich anzukleiden, ſo unordentlich hiengen ſeine Gewande um ihn. Nur das Geſicht war das alte, voll Ernſt und Würde, voll Stolz und Hoheit.

Martin ward in's Gefängniß zurückgebracht.

In der Stadt gieng ein unheimlich Gerücht herum, und die Leute flüſterten ſich leiſe Worte zu von einer Verſchwörung gegen den Herzog, in welche ſogar die vornehmſten Perſonen des Hofes verwickelt ſeyen.

VII.

Drei Tage ſpäter, am 30. Juni 1606, gieng der Herzog mit großen Schritten im Saale ſeines Schloſſes auf und ab. Er war ſtill und verſchloſſen. Kein Menſch durfte ihm nahen, und nicht einmal der alte, vertraute Diener wagte es, ein Mägdlein zu melden, das ſeit geſtern mit faſt nicht abzuwehrendem Ungeſtüm den Herzog zu ſprechen begehrte. Das Mägdlein ward hinausgewieſen, und man hörte ihr Jammern wohl im Saale; doch der Herzog hörte es nicht; er hatte andere Gedanken.

An dieſem Tage war ganz Stuttgart in großer Bewegung. Alt und Jung, Männlich und Weiblich war auf

den Seinen. Alles ſtrömte hinaus, der Galgenſteige zu, wo hoch oben der große eiſerne Galgen ſtand, an den Georg Hanauer, Heinrich Reuſchler und Peter Montanus aufgehängt worden waren. Die Straßen und Anhöhen waren alle dicht voll beſetzt mit neugierigen Menſchen. An dieſem Tag ward der von Mühlenfels an den Galgen gehängt.

Giulietta und der von Proſh waren in jener Nacht im Gedränge und in der Dunkelheit entkommen, und man hat nie wieder von ihnen gehört. Den von Mühlenfels aber überraſchten des Herzogs Diener noch im Bette. Der Landhofmeiſter mußte innerhalb acht Tagen das Herzogthum verlaſſen; die Herzogin ſah man lange nicht mehr öffentlich. Mit einem Federſtrich hatte ſich der Herzog auf Jahre Ruhe geſchafft. Doch der von Mühlenfels betrog noch im Tode die Menge. Seine Miene war ſo heilig und ſein Gang, als er zum Galgen hinanſtieg, ſo gerade und ſtolz, daß das Volk vermeinte, einen Märtyrer zu ſchauen. Noch lange ſprach man von dem Goldmacher, den der Herzog habe hängen laſſen, nachdem er ihm ſeine Geheimniſſe entlockt.

Am Abende deſſelbigen Tages waren alle Wirthshäuſer voll, und überall ſprach man nur von dem Meiſter Mühlenfels, dem Goldmacher und ſeinem ſchmählichen Ende. Die alte Mutter Reichenbacher aber und ihre Pathe, die Margarethe, ſaßen einſam im ſtillen Stübchen. Wohl ſtand auch jetzt die Kunkel vor ihnen, aber die Spindel wollte ſich nicht drehen, und die alte Mutter weinte gar bittere Thränen und wollte ſich's doch nicht merken laſſen vor der ſchluchzenden Margarethe.

„O, warum haben ſie mich auch nicht vor den Herzog gelaſſen!“ klagte das Mädchen; „er hätte gewiß mein Flehen erhört.“

Die Mutter aber weinte und ſprach kein Wort.

„Mutter, Mutter!“ rief jetzt die verzweifelnde Margarethe, „wenn er nicht wiederkehrt, wenn er auch von dem grausamen Herzog verurtheilt wird, dann laufe ich nach Berg und springe in den Neckar.“

Doch die Mutter hatte die Hände andächtig gefaltet und betete stille.

Und wie sie so trauerten und weinten, da öffnete sich leise die Thüre, und hereintrat der junge Martin zwar etwas bleich von der dreitägigen Haft, aber voll Freude und Jubel im Antlitz. Mit einem Schrei sprang Margarethe auf und hieng am Halse des Geliebten. Lange dauerte die frohe Umarmung. Liebt man ja doch das doppelt, was man schon verloren gegeben! Die Mutter konnte kaum zu Worten kommen, um endlich auch den Sohn zu herzen. Endlich, als die Gemüther ruhiger geworden waren, kam's zum Erzählen, und der Sohn verschwieg Nichts: der Geliebte aber Eines. Zuletzt aber, als Mutter und Braut erfuhren, daß der Herzog so gnädig gewesen sey, dem Martin die Freiheit wieder zu geben, weil er ja kein Mitschuldiger gewesen sey, ja daß er ihm sogar 100 Goldgülden geschenkt und ihn zum Vogte in Neidlingen, das er wieder an sich gezogen, ernannt habe, weil durch ihn erst eigentlich Alles an den Tag gekommen war, nämlich durch das Schreiben, das er der Giulietta überbracht, da fiel Margarethe dem Geliebten noch einmal um den Hals, und ihr Jubel kannte keine Grenzen, und sie hätte bald den Betrüger von Mühlenfels gesegnet, daß er ihrem Martin also durch seine Schlechtigkeit zum Glücke verholfen. Die Mutter aber faltete wiederum die Hände und sprach: ehrlich währt am längsten.

Die Hochzeit des Martin mit der Margarethe richtete der Herzog selbst aus.

Friedrich von Zollern.

Geſchichtliche Novelle.

I.

Der Feind flieht, der Sieg ist unser,
Ihr seid um ein Königreich reicher, Herr!
Shakespeare.

Das erste Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts war für Deutschland keine Zeit des Friedens. Nicht daß ein Krieg mit einem auswärtigen Staate seine kriegerische Jugend in Anspruch genommen hätte; sondern vielmehr innere Zwistigkeiten verzehrten seine besten Kräfte. Ich spreche hier nicht von den religiösen Streitigkeiten, welche bereits anfiengen, zu gähren, und durch das Concil von Constanz weit entfernt waren, gedämpft zu werden, obgleich Huß verbrannt wurde und durch die Absetzung der drei Gegenpäpste der Friede in der Kirche hergestellt zu seyn schien; ich spreche vielmehr von den weltlichen Händeln im Reiche, von der Zwietracht der Städte und Bürger mit den Fürsten und Edlen des Landes, von den Kämpfen dieser unter einander selbst, von der Auflehnung der Lehnspflichtigen gegen ihre Lehnsherren. Das Oberhaupt des Reichs, zu schwach, um sich selbst gegen die ersten Würdeträger Deutschlands in Ansehen erhalten zu können, war um so weniger fähig, die Fehden in den einzelnen Theilen der verschiedenen Provinzen zu schlichten oder gar zu unterdrücken. Dieser Wirrwarr war besonders in Süddeutschland zu Hause; hier

herrschte um diese Zeit eine ewige Fehde und kaum war Einer dieser kleinen Kriege beendigt, so war auch schon wieder ein anderer entstanden, so daß die Schwerter nie in die Scheide gesteckt wurden. Allein gerade diese immerwährende Wirren gaben einzelnen Mächtigeren Gelegenheit, ihre Herrschaft immer mehr festzusetzen und ihren Länderbesitz auf Kosten der Schwächeren zu vermehren. Unter denen, welche die Zeitumstände gut zu benützen wußten, stand das Haus Württemberg obenan. Durch Käufe in Friedenszeiten und durch die Spitze ihres guten Schwertes im Kriege hatten die württembergischen Herren ihre angestammten Erbgüter so vermehrt, ihrem Namen eine solche Achtung verschafft, daß Eberhard, der Greiner, nahe daran war, zum Kaiser gewählt zu werden, und obwohl selbst nur Grafen, so waren doch viele andere Grafen und Barone, ja sogar Herzoge ihnen lehens- und dienstpflichtig. Ihre Macht war bereits so sehr gewachsen, daß sie nicht blos die vereinigten Streitkräfte der gewaltigen Reichsstädte nicht fürchteten, sondern selbst Reichsfürsten und dem Kaiser offen Trotz zu bieten wagten. Mit dem Jahre 1419 schien jedoch der Stern des Hauses Württemberg erbleichen zu wollen. Eberhard IV. war in noch jugendlichem Alter gestorben. Eine Seuche, die von dem menschenüberfüllten Constanz ausgieng, raffte ihn hinweg. Er hinterließ zwei junge Knäblein und als Vormünderin eine Wittwe, welche sich bald mit allen seinen frühern Räthen und Anhängern zu entzweien wußte. Henriette, Gräfin von Mömpelgard, hatte dem Hause Württemberg diese Grafschaft als Heirathgut mitgebracht; denn sie war die einzige Erbin des Grafen Heinrich von Mömpelgard, der in der Schlacht bei Nicopolis gegen den Türkensultan Bajazet fiel. Allein Henriette von Mömpelgard und Württemberg hatte ein stolzes, herrsch-

ſüchtiges Gemüth. Sie konnte es nicht ertragen, daß Männer, die ſie ſich lehnspflichtig wußte, ihr, der Vormünderin ihrer beiden jungen Söhne, mit andern Meinungen entgegen zu treten wagten, als ſie ſelbſt ausgeſprochen hatte. So überwarfen ſich, kurz nach dem Tode Eberhard's, faſt alle ihre Räthe mit ihr, und bald kam es zum offenen Kampfe. Die Edelleute wähnten, nun, da ein Weib die Zügel der Herrſchaft führe, ſey der rechte Zeitpunkt gekommen, die Feſſeln der Lehnsherrſchaft, ihnen früher durch die Tapferkeit der Grafen von Württemberg übergeworfen, mit einem Male abzuſchütteln. Die erſten, die dies verſuchten, waren die Freiherren von Geroldseck. Mit ihnen ſtritten viele Ritter und Grafen, in der Hoffnung, durch Erringung der Unabhängigkeit für die von Geroldseck auch die eigene zu erkämpfen. Aber die Gräfin Henriette beſaß ein männlich kräftiges Gemüth. Sie bot alle ihre Dienſtmannen auf, verband ſich mit mehreren Reichsſtädten, die immer bereit waren, ihr Schwert aus der Scheide zu ziehen, wo es galt, einen Adelichen zu demüthigen, und nach kurzer Friſt waren die ſtolzen Freiherren ſo weit gebracht, daß ſie daran denken mußten, den Frieden mit Verluſt eines Theils ihrer Herrſchaften zu erkaufen. Um dieſe Zeit beginnt unſere Geſchichte.

Wir bitten unſere Leſer, ſich nach Nürtingen, einem kleinen ſchwäbiſchen Städtchen am Neckar, zu verſetzen; das Städtchen gehörte den Grafen von Württemberg und es ſtand ehemals ein ſtattliches Schloß darin, das den württembergiſchen Gräfinnen meiſt zum Wittwenſitz diente. In der That konnte man ſich für Jemand, der in ländlicher Zurückgezogenheit ſein Leben dahinbringen wollte, keinen angenehmeren Aufenthalt denken. Das Städtchen ſelbſt, an einen Hügel gebaut, gewährte mit ſeinen engen Straßen

wenig Reiz, aber das Schloß ſtand auf der Spitze des Hügels, von dem man das ganze Flußthal überſchauen konnte. Wer nur ein Mal in Schwabenland geweſen iſt, und ſich das Neckarthal, welches ganz Württemberg durchzieht, mit ſeinen freundlichen Dörfern auf beiden Seiten, mit den vielen alten Burgen, die ſich da und dort auf einer Bergesſpitze erheben, mit ſeinen grünen Weinhügeln und ſaftigen Wieſen — betrachtet hat, wird mit mir übereinſtimmen, daß man ſelten eine ſchönere, das Auge gefälliger anſprechende Gegend finden kann. Das Schloß, von dem ich ſpreche, obwohl keine eigentlich feſte Burg, war dennoch mit Mauern und einem Laufgraben umgeben. Von letzterem führte eine Brücke in den Schloßgarten, der nur auf drei Seiten ummauert, gegen den Neckar hin bis an die Geſtade des klaren Fluſſes ſich ausdehnend, offen ſtand. Hier bildete der Fluß das Vertheidigungsmittel.

Im Frühjahre des Jahres 1420 gieng's in Nürtingen lebhafter als je zu. Die Gräfin Henriette von Württemberg hatte ſeit mehreren Wochen ſchon ihren Wohnſitz von Stuttgart aus dahin verlegt; denn hier war ſie dem Schauplatze des Kampfes ihrer Truppen mit denen von Geroldseck näher. Vor kurzer Zeit noch war ſie ſelbſt im Lager vor Sulz, einem Städtchen auf dem Schwarzwalde, das die Hauptmacht der genannten Dynaſten bildete und über welchem ſich die ſtolze Burg Geroldseck erhob, geweſen, aber jetzt hatten ſich die Ihrigen faſt des ganzen Städtchens bis auf die Burg bemächtigt; bereits waren Unterhandlungen eingeleitet und jeden Tag wartete man auf den Friedensabſchluß, der für die Gräfin nur günſtig ausfallen konnte. An einem Tage beſonders war der Bewegung mehr im Schloſſe, als gewöhnlich. Schon früh Morgens waren Boten angelangt, die offenbar wichtige Nachrichten überbracht haben

mußten, denn die Gräfin war mit ihrem Geheimſchreiber den ganzen Vormittag beſchäftigt und faſt noch mehr Reiter wurden ausgeſandt, als angelangt waren. Die Botſchaften ſchienen freundlicher Natur zu ſeyn, denn Alles im Schloſſe machte ein fröhliches Geſicht.

Endlich war der Abend herangekommen und man bemerkte im Schloßgarten viele Herren- und Frauengeſtalten luſtwandeln. Vor Allen zeichnete ſich eine hohe Frau aus, von der die Uebrigen immer ein Paar Schritte entfernt ſtanden. Sie mochte wohl die erſten dreißig Jahre ihres Lebens ſchon zurückgelegt haben; vielleicht kamen auch die tiefeingegrabenen Züge von den Sorgen her, die ſich manchmal wie Schatten auf ihrer Stirne lagerten; aber in dem Geſichte lag ſo viel Anmuth und Hoheit, die Formen der hohen, ſchlanken Geſtalt waren ſo ebenmäßig, daß man die Frau leicht die Schönſte ihrer Umgebung genannt hätte, wenn nicht in dem Zuge zwiſchen den finſtern Augenbraunen und in dem Zucken der Muskeln um den Mund etwas gelegen wäre, das faſt zurückſchreckte. Die hohe, gebieteriſche Frau gieng bald mit ſchnellen Schritten auf und nieder, nur hier und da an ihre Umgebung raſche Fragen richtend, bald blieb ſie wieder auf einer kleinen Anhöhe ſtehen, von wo aus man einer weiten Ausſicht das Thal hinauf, die Straße gegen Tübingen hin, genoß.

Etwas entfernt von dieſer Gruppe luſtwandelte ein Pärchen, das ſich offenbar um das Treiben der Uebrigen wenig kümmerte. Es war ein junger ſchlanker Mann, in einem engſchließenden Leibrocke. Die reichen Schlitzen des Sammetrockes, die goldenen Sporen an den Stiefeln und die Feder auf dem Baret bewieſen, daß es ein Ritter ſeyn mußte. Ein zarter, blonder Bart zierte die Oberlippe und zeugte von der Jugend des Mannes, die ſich überdieß aus

dem blühenden, offenen Geſichte kund gab. Die Dame an ſeiner Seite war nicht minder ſchön zu nennen. Sanfte, blaue Augen, ein zartes Roth auf den lächelnden Wangen und Lippen wie die aufbrechende Roſenknospe machten jenen Eindruck auf den Beſchauer, der zwar nicht ſo unplötzlich wirkt, wie der feurige Blick einer Italienerin, aber um ſo länger und dauernder feſſelt. Die Beiden, die nur für einander Augen zu haben ſchienen, waren entweder ſo in ihr Geſpräch vertieft, oder für den in der That herrlichen Frühlingsabend begeiſtert, daß ſie den Ruf der oben beſchriebenen Frau ganz überhörten. Dieſe mochte aber wohl an ſchnellen Gehorſam gewöhnt ſeyn, denn der Ruf „Adalbertha" wiederholte ſich ſchnell und mit ſo lauter, gebietender Stimme, daß das ſchöne Mädchen am Arme des jungen Ritters faſt erſchrocken auffuhr. Schnell eilte ſie zu ihrer Gebieterin, denn dieß war jene Frau wirklich, da wir in ihr die Gräfin Henriette von Württemberg erkennen.

„Wahrhaftig," rief die Gräfin etwas erhitzt, „das ſchwatzt und liebäugelt und ſeufzt, als wäre Niemand auf der Welt. Schade iſt's, daß die Sonne noch ſcheint und der Mond nicht am Himmel iſt, ſonſt hättet Ihr können eure ſchwimmenden Augen in den Sternen herumſchweifen laſſen und ein mondſüchtiges Liedchen aus Treulieb abſingen!"

Die Angeredete war beſtürzt und vermochte im Augenblicke nicht zu antworten. Allein ihr Begleiter kam ihr zu Hülfe.

„Verzeiht, edle Gräfin," ſagte er ehrfurchtsvoll ſich nähernd; „aber Eure bisherige Huld und Nachſicht...."

„Aha! der Herr Ritter iſt auch ſchon bei der Hand," ſagte die Gräfin ſchon heiterer, indem ſie dem jungen Manne, der ein Knie vor ihr beugte, aufzuſtehen winkte.

„Steht nur auf," fuhr ſie fort, „es hat Nichts zu ſagen. Aber was braucht Ihr auch Liebeleien zu treiben, wenn Wir in Haft und Unruhe ſind. Stände es Euch nicht beſſer an, auf einen der Thürme des Schloſſes zu ſteigen, und zu ſchauen, ob die Abgeſandten noch nicht zurückkommen? Der Tag ſollte Euch wichtiger ſeyn, als daß Ihr ihn mit ſüßen Plaudereien hinbrächtet!"

Der Ritter erhob ſich, um dem Befehle zu gehorchen. Allein ſo ſehr auch die Gräfin ſchnellen Gehorſam heiſchte, ſo ſchien es doch manchmal, als ob Widerſpruch ihr beſonderes Element wäre. Schnell eines Anderen beſonnen, rief ſie daher den Ritter zurück.

„Hans von Freiberg mag gehen," ſagte ſie und winkte einem der Umſtehenden; „er hat gute Augen, die nicht von der Liebe verblendet ſind; er wird den Wöllwarth ſchon von weitem erkennen. Ihr, Stauffeneck, mögt immerhin bleiben. Oder drängt es Euch in der That ſo ſehr, den Wöllwarth ankommen zu ſehen? Seyd Ihr Eurer Kriegsgefangenſchaft ſo müde, daß Ihr den Augenblick nicht erwarten könnt, wo der unterzeichnete Friede Euch die Freiheit ankündigt?"

„Gnädigſte Frau," erwiederte der junge Mann mit bittender Miene; „wie mögt Ihr mich verkennen? Nie werde ich Eure Güte vergeſſen, mit der Ihr den Gefangenen behandeltet; nie in meinem Leben werde ich aufhören, Eure hohe Geſinnung zu bewundern, und mögen auch Eure Feinde von Euch ſagen, was ſie wollen, nie verflog mir ein Monat ſchneller, als der, den ich hier im Schloſſe zubrachte, obſchon der Aufenthalt ein unfreiwilliger war; nie werde ich wieder eben ſo glückliche Zeiten erleben; und wenn Ihr auch heute mit meinen Vettern Frieden ſchließt,

ſtets doch bleibe ich Euer Gefangener, denn Ihr habt mich durch andere Waffen beſiegt, als durch das Schwert.“

Dieſe letzten Worte ſprach der Ritter von Stauffeneck mit einem Feuer und Ausdrucke, daß der wahre Sinn nicht verborgen geblieben wäre, wenn auch der Blick, den er dabei auf Adalbertha warf, nicht ohnehin Alles erklärt hätte.

Die Gräfin ſah bald ihn, bald das junge Mädchen an; endlich brach ſie in ein lautes Lachen aus. „So bedanke Dich doch, Adalbertha,“ ſagte ſie, „mache wenigſtens eine Verbeugung, denn das iſt die vollſtändigſte Liebeserklärung, die ich in meinem Leben gehört habe. Ach! ſo thu' doch nicht ſo verſchämt und werde nicht roth, wie die Wolken beim Sonnenuntergange! Ich will ſchon ein gutes Wörtlein für Dich einlegen bei Deinem griesgrämigen Oheim, dem alten Wollwarth, unſerem hochweiſen Rathe und ſehr tapfern Feldhauptmann. Aber,“ fuhr ſie, ſchnell auf etwas Anderes überſpringend, fort, „ſagt doch einmal an, Herr Ritter von Stauffeneck, wo habt Ihr die Galanterie erlernt, mit der Ihr uns und unſere Hoffräuleins überhäuft? Bei denen von Geroldseck gewiß nicht, und noch weniger bei Eurem ſehr tapfern und ſehr groben Vetter von Zollern.“

„Erlaubt, Herrin,“ erwiederte Stauffeneck, „Ihr ſeyd zu ſtrenge gegen Eure Feinde. Wohl weiß ich, daß die von Geroldseck ſich hart gegen Euch verfehlt haben, aber meinen Vetter, den Grafen Friederich von Hohenzollern, werdet Ihr gewiß anders beurtheilen. Ihn ſchätzte nicht blos Euer verſtorbener Gemahl hoch, ſondern auch deſſen Vorfahr ſetzte ihn den Tapferſten gleich. Nie gab es einen Ritter, ſo ſiegreich im Felde, wie galant im Frieden, einen Ritter, deſſen Ebenbild zu werden mein ſehnlichſtes Beſtreben iſt.“

„Der Oettinger galant?“ lachte die Gräfin. „Im Feldlager lernt ſich wohl die Galanterie! Und ich glaube, Euer Herr Vetter hat von keinem Jahr ſeines Lebens nicht wenigſtens die Hälfte im Felde gelegen.“

Dieß ſchien jedoch ein Thema, das keine angenehmen Erinnerungen in der Gräfin hervorbrachte, denn ihre Wangen rötheten ſich und zwiſchen den Augenbraunen zeigte ſich jener Zug, der eben nicht von Gleichmüthigkeit der Seele zeugte. „Sagt mir einmal, Herr Anwalt Eures Vetters,“ fuhr ſie, immer heftiger werdend, fort; „war das auch Eine von ſeinen Galanterien, daß er mir gleich nach meines Gemahls Tod die Lehensherrſchaft aufkündete, und ſich dem rohen Walther von Geroldseck beigeſellte? Meinte er wohl, weil ich ein Weib ſey, dürfte er mir trotzen? Wahrhaftig, das Beiſpiel des trotzigen Walther konnte ihm zeigen, daß er ganz ein Anderer werden muß, wenn er nicht unſern Zorn noch ſchwerer reizen will.“

Die Gräfin hätte in ihrer zornigen Stimmung wohl noch härtere Worte ausgeſtoßen, wenn nicht in dieſem Augenblick Hans von Freiberg gemeldet hätte, daß man einen Trupp Reiter das Thal herab jagen ſehe.

„Sie ſind's,“ rief die Gräfin, der kleinen Anhöhe zueilend, von der man eine weitere Ausſicht genoß. Bald ſah man auch eine Staubwolke aufſteigen, und Harniſche glänzten in der Sonne.

„Der Wöllwarth reitet ſchnell,“ rief die Gräfin wieder, und ihre Augen ſtrahlten vor Freude. „Er muß günſtige Nachrichten bringen; ſie haben den Frieden unterzeichnet.“

Wenige Minuten nachher ritten die Reiſigen im Schloßhofe ein, und nur von einem Begleiter gefolgt, trat der Freiherr von Wöllwarth in den Garten. Es war ein ſchon ältlicher Mann, mit rauhen, faſt harten Zügen, das Ge-

ſicht von der Sonne gebräunt. Er war ganz in Stahl und Eiſen und die ſchon etwas verwitterte Rüſtung zeigte manche Buckeln, die nur im heißen Kampfe geſchlagen worden ſeyn konnten. Sein Begleiter, ein junger, kräftiger Mann, mit ſtolzem Geſichte, war weniger kriegeriſch angethan, denn er trug nur ein leichtes Panzerhemd und darüber einen kurzen ſammtnen Rock, der reich mit Gold verbrämt war.

„Willkommen, mein tapferer Feldhauptmann," rief die Gräfin von Württemberg dem ältern Ritter entgegen; „Willkommen, denn Ihr bringt mir willkommene Botſchaft, ſo mich anders mein Auge nicht trügt."

Der Ritter von Wöllwarth machte eine ſteife Verbeugung und überreichte ihr ein Pergament, das mit vielen Siegeln verſehen war. Die Gräfin von Württemberg überflog es ſchnell.

„Sie haben unterſchrieben," ſagte ſie mit dem Lächeln, das befriedigter Stolz giebt.

„Eure Herrſchaft iſt um eine halbe Baronie reicher," erwiederte der von Wöllwarth kurz. — In der That war der Friede, welchen die Ritter von Geroldseck abzuſchließen gezwungen waren, hart genug; faſt die Hälfte ihrer Dörfer und Beſitzungen kam dadurch in die Hände der Gräfin von Württemberg, und noch überdieß mußten ſie geloben, von nun an der Gräfin treue Unterthanen und Vaſallen zu ſeyn. Dieſe hatte daher auch Urſache, hoch vergnügt zu ſeyn, denn obwohl ſie, aber nur durch Aufwendung all' ihrer Streitkräfte und durch Unterſtützung der benachbarten Reichsſtädte, die ebenfalls von denen von Geroldseck beeinträchtigt worden waren, dieſe Freiherrn überwunden hatte, ſo blieben denſelben doch noch ſo viele Freunde unter den Grafen und Rittern Schwabenlands, daß ſie kaum hoffen durfte, einen für ſie ſo günſtigen Frieden ſo bald

abgeſchloſſen zu ſehen. Die Gräfin las das Pergament zum zweiten und dritten Male, und immer freudiger belebten ſich ihre Züge, immer ſtolzer leuchteten ihre Augen. Doch plötzlich ſchien ſie in den Unterſchriften der feindlichen Partie Etwas zu vermiſſen, und ihre kaum noch heiteren Züge verfinſterten ſich plötzlich.

„Wie," rief ſie, „der Graf von Zollern hat nicht unterſchrieben! Will Graf Friedrich vielleicht allein fortfahren, uns zu trotzen, da doch die von Geroldseck ſich unterworfen haben? Sprecht, iſt der Oettinger nicht in den Frieden mit eingeſchloſſen?"

„So iſt es, Frau Gräfin," erwiederte der von Wöllwarth rauh; „mit Euch hätte er wohl Friede geſchloſſen, aber die Ulmer und Rottweiler, denen er früher manche Waare abgenommen, verlangten zu viel Entſchädigung. Da lachte er ihnen ins Geſicht und ritt mit den Seinigen nach Zollern; die Herren Spießbürger könnten ſich ihre Entſchädigung ſelbſt holen, wenn ſie Luſt darnach bezeugten, meinte er. An Euch," ſetzte der Ritter hinzu, ſich gegen den jungen Stauffeneck hinwendend, „hat mir der Oettinger auch einen Auftrag gegeben. Der Friede von Sulz entläßt Euch Eurer Kriegsgefangenſchaft, und nun ſollt Ihr Euch ſputen, um nach dem Zollern zu kommen, wenn Ihr die Spießbürger klopfen helfen wollt. Und wahrhaftig, Ihr dürft morgen tapfer zureiten, wollt Ihr noch früher ankommen, als die Reichsſtädter, denn dieſe ſind mit ihrem Heere ſchon gegen die Burg aufgebrochen."

Die Gräfin hörte aufmerkſam zu, und am Ende der Rede vermochte ſie es über ſich, ihren Zorn über den Nichtbeitritt des Grafen von Zollern zu bemeiſtern.

„So mag ſich der Oettinger mit den Reichsſtädtern herumbalgen," ſagte ſie, „und Ihr, Herr Ritter von

Stauffeneck, eilt ihm bald nach, denn er wird Eures tapfern Armes wohl bedürfen; ich entlasse Euch von heute an Eurer Kriegsgefangenschaft dem Vertrage gemäß. Doch Euch, mein edler Wollwarth, wie soll ich Euch danken? Ihr habt mir gute Dienste geleistet. Nehmt einstweilen als Zeichen meiner Dankbarkeit diese Kette. Es ist ein kostbares Amulet daran, das mir, als ich noch ein Kind war, der Bischof von Rheims zum Geschenke machte."

Mit diesen Worten hängte sie die goldene Kette, die sie bisher selbst getragen, dem von Wöllwarth um den Hals. Dieser machte eine ungeschickte Bewegung, um vor seiner Gebieterin das Knie zu beugen; doch sie ließ ihn nicht gewähren.

„Laßt das," sprach sie lächelnd, indem sie ihm die Hand reichte, die der alte kräftige Mann, statt sie an den Mund zu führen, derb drückte. Die Gräfin zog sie deßhalb schnell zurück, indem ein Anflug von Spott und Schmerz zugleich in ihrem Gesichte sich zeigte.

„Wahrhaftig," sagte sie etwas gereizt, „Ihr drückt mich, als ob ich von Stahl und Eisen wäre! Wollet doch bedenken, daß es nicht mein seliger Gemahl oder gar der tolle Greiner ist, der Euch die Hand bot. Doch," fuhr sie schnell besänftigt fort, als der von Wöllwarth sich entschuldigen wollte, „wen habt Ihr Uns da mitgebracht? Ein stattlicher junger Mann," setzte sie freundlich werbend hinzu, indem ihre Augen auf dem Begleiter Wöllwarths hafteten. „Stauffeneck und er scheinen sich, ihren Grüßen nach, zu kennen; gewiß Einer unserer ehemaligen Feinde?"

„Es ist der Sohn des Freiherrn Walter von Geroldseck," sagte der alte Wöllwarth, „er wünscht an Eurer Gnaden Hof sich diejenige Bildung und Galanterie zu erwerben, die sonst nirgends so sehr zu Hause ist, als hier."

„Wahrhaftig," lachte die Gräfin; „Ihr werdet ja selbst galant! Wenn ich's nicht mit eigenen Ohren hörte, so würde ich's nicht glauben. Ihr seyd willkommen, Ritter von Geroldseck," wandte sie sich an den jungen Mann; „hoffentlich werdet Ihr wieder gut machen, was Euer Vater an mir verbrochen. Doch jetzt, meine Herren und Damen, kommt, wir wollen ins Schloß zurück. Der heutige Abend soll mit einem Bankett gefeiert werden, das so herrlich ausfallen soll, als wäre ein Mann gegenwärtig Herr von Württemberg. Im Trinken mögt dann Ihr meine Stelle vertreten," sagte sie lachend dem von Wollwarth in's Ohr.

Die Gesellschaft brach auf, und jetzt erst nahm sich der alte, rauhe Ohm die Mühe, seinem Bäschen Adalbertha von Riedern den Willkomm zu geben.

II.

Als ich zur Fahne fortgemußt,
Hat sie so herzlich mich geküßt:
Mit Bändern meinen Hut geschmücket,
Und weinend mich an's Herz gedrücket.
W. Hauff.

Das Bankett hatte bis tief in die Nacht hinein gedauert, und so lag am andern Morgen noch Alles in tiefem Schlafe, als Walther von Stauffeneck schon längst mit dem Zusammenpacken seiner wenigen Habseligkeiten fertig war. Damals brauchte ein Ritter wenig; ein Roß, ein Schwert, eine Rüstung und etwa noch ein Prunkkleid für die Tage des Friedens, das war Alles. Walther hatte so eben seinem Diener befohlen, die Pferde zu satteln, und nun schritt er zur schwersten Pflicht, zum Abschiednehmen. Langsam

gieng er die Stufen hinauf, die zu den Gemächern der Gräfin von Württemberg führten, und alle Augenblicke hielt er stille und horchte; aber nur den Wiederhall seiner Sporen hörte er.

„Diese verdammte Stille," murmelte er endlich. „Warum darf ich nicht geradezu in ihr Zimmer treten und von ihr Abschied nehmen, wie von ihrer Herrin? So muß ich am Ende scheiden, ohne sie noch ein Mal gesprochen zu haben, ohne daß ich weiß, ob sie mir wohl will. Hätte ich doch gestern mehr Muth gehabt und sie geradezu gefragt; aber — und wer kann mir sagen, wenn und ob ich sie je wiedersehen werde?"

Er war auf dem Boden angelangt, den die Gräfin bewohnte; eine Zofe trat ihm entgegen: „Ihr werdet erwartet, Herr Ritter," flüsterte sie mit einem pfiffigen Lächeln, und öffnete eine Thüre.

Eine Frauengestalt saß an einem Tischchen, auf dem eine Stickarbeit lag; doch schien diese müßig dazuliegen, denn die Dame hatte den Kopf in die Hand gestützt, und ergab sich süßen Träumereien, so daß sie den Eintritt des jungen Ritters gänzlich überhörte. Dieser näherte sich einige Schritte, da drehte sie den Kopf. „Adalbertha!" rief er erstaunt.

Eine hohe Röthe übergoß des schönen Mädchens Stirn und Wangen. Offenbar war ihr der Besuch ein unerwarteter.

„Herr Ritter," sagte sie verwirrt und ohne aufzusehen; „ich weiß nicht, ... Ihr seyd wohl irrgegangen, oder man hat Euch falsch gewiesen."

„Verzeiht, holde Jungfrau," erwiederte Walther von Stauffeneck. „Ich glaubte in das Vorzimmer der Frau Gräfin zu treten; aber ich segne den Augenblick, der mich

den falſchen Weg führte. Mein ſehnlichſter Wunſch iſt erfüllt, denn der Gedanke, Euch noch ein Mal zu ſehen, bevor ich ſcheide, erfüllte meine ganze Seele."

Er näherte ſich ihr ehrfurchtsvoll, aber die Sitte jener Zeit erlaubte einer unbeſcholtenen Jungfrau nicht, einen Ritter allein zu empfangen. Adalbertha ward daher immer verlegener.

„Ihr wollt zur gnädigſten Frau Gräfin," ſagte ſie befangen und ängſtlich; „ich werde Euch melden. Verzieht nur im Gange einen Augenblick."

Sie wollte ſich entfernen, aber der junge Ritter ergriff ihre Hand und zog die ſich Sträubende ſanft auf ihren Sitz zurück. „Ihr wollt Euch mir entziehen," ſprach er bittend; „nur eine Viertelſtunde vergönnt mir." Er ſetzte ſich auf einen Schemel zu ihren Füßen. „Wer weiß," fuhr er fort, „wenn ich Euch wiederſehe. Mein Vetter Zollern iſt in Fehde mit den Reichsſtädtern, ich muß zu ihm, muß mit ihm ſein altes Schloß vertheidigen. Wer ſagt uns aber, wenn der Krieg ein Ende hat? Vielleicht ſehe ich Euch nie wieder; ſoll ich ſcheiden, ohne daß ich Euch ſagte, wie ſehr ich Euch werthſchätze, wie ſehr ich Euch achte, wie mein ganzes Denken und Trachten nur nach Euch geht?"

Adalbertha wagte kaum zu athmen; ſie erwiederte keine Silbe; aber das Wogen ihres Buſens verrieth deutlich, daß keines ſeiner Worte verloren gieng.

„Ihr ſchlagt die Augen nieder?" fuhr der junge Ritter fort. „Zürnt Ihr mir, daß ich Euch verehre, daß ich Euch liebe? Zürnt lieber Euren ſchönen Augen, Euren ſchönen Zügen, denen kein Mann widerſtehen kann. Ich kam hieher als ein Kriegsgefangener; die Uebermacht hatte mich überwältigt. Ihr ſpendetet dem Verwundeten Balſam;

Ihr halft mir wieder zur Gesundheit. Wendet mir nicht ein, daß Ihr es im Namen Eurer Gräfin gethan habt; ich schrieb es blos Euch zu. Lange war ich begierig, Euch zu sehen; denn ich betrachtete Euch als meinen Friedensengel: aber so schön als Ihr in der Wirklichkeit seyd, so schön hatten Euch meine Träume nicht gemalt. Ich sah Euch und liebte Euch. Die Tage vergiengen mir, wie Stunden, und die Wochen wie Tage; ich hoffte, der Friede werde nie unterzeichnet werden, denn ich war glücklich in meiner Gefangenschaft. Nun bin ich frei, und in der Freiheit soll ich unglücklich seyn? Oder erlaubt Ihr mir, Eure Farben zu tragen? Erlaubt Ihr mir, wenn der Zollern seine Feinde besiegt hat, um Euch bei Eurem Ohm zu werben, daß ich Euch heimführe als mein ehelich Gemahl?"

In dem Augenblicke ertönte ein feines silbernes Glöckchen. „Die Gräfin ruft," sagte Adalbertha, „Ihr müßt Euch entfernen."

„Ohne ein Zeichen Eurer Huld?" klagte Walther.

Da gieng das Mädchen an einen verborgenen Schrank und holte eine Schärpe heraus in blau und Silber gestickt.

„Ich wollte sie Euch senden," sagte sie, und noch höhere Röthe färbte ihr zartes Gesicht, „Ihr hättet nicht erfahren sollen, von wem sie kam. Gedenkt an mich, wenn ihr sie im Kampfe tragt."

Walther von Stauffeneck kniete nieder, als sie ihm die Schärpe umhängte. Er drückte ihre Hand an seine Lippen und vielleicht wäre es ihm vergönnt worden, auch noch kühner zu werden, aber man hörte gehen, eine Thüre ward heftig zugeworfen, und im Nu war Adalbertha entflohen. Der Ritter hatte kaum noch Zeit, sich zu erheben, da trat die Gräfin ein.

„Was soll das, Adalbertha?" rief sie zornig. „Wie

oft muß ich läuten? Aber wie? Ihr da, mein junger Herr? Wahrhaftig," lachte sie laut auf, „ich hätte Euch beinahe mit einem meiner Hoffräuleins verwechselt!"

„Frau Gräfin!" sagte der von Stauffeneck, „ich wollte mir die Erlaubniß auswirken, von Euch Abschied zu nehmen. So eben war ich im Begriff...."

„Meiner Geliebten eine Liebeserklärung zu machen," ergänzte die Gräfin noch immer lachend. „Ich weiß schon, wie's um Euch steht, oder glaubt Ihr, ich sey vor lauter Regierungsgeschäften blind geworden? Laßt die Worte," fuhr sie ernsthafter fort; „ich erlasse Euch den Abschied und den Dank, den Ihr mir wahrscheinlich sagen wollt: aber sagt Eurem trotzigen Vetter, dem Oettinger, daß er kein schwaches Weib in mir sehen soll. Will er Frieden, so soll er ihn haben, wenn er darum bittet; fährt er fort in seinem Trotze, so könnten leicht die Reichsstädter eine Verstärkung bekommen, der er nicht zu widerstehen vermag, so fest auch sein Schloß Zollern ist. Und nun gehabt Euch wohl, und erinnert Euch noch manchmal Eures unfreiwilligen Aufenthaltes zu Schloß Nürtingen."

Mit diesen Worten entfernte sie sich, ohne den Ritter weiter antworten zu lassen. Dieser eilte rasch die Stufen hinab, um noch in Bälde Hohenzollern zu erreichen, denn bereits wieherte sein Roß im Schloßhofe. Nur kurzen Abschied nahm er von dem alten Wollwarth und seinem frühern Kampfgefährten, dem jungen Geroldseck.

„Grüßt mir den tapfern Oettinger," sagte der derbe Wollwarth, ihm kräftig die Rechte schüttelnd. „Er soll die Spießbürger nur fein tüchtig abklopfen nach seiner Gewohnheit. Ich mag's den Krämerseelen wohl gonnen. Euch brauch' ich kein Glück zu wünschen, denn ich vergesse den Tag nicht, da Ihr unser Gefangener wurdet; es kostete

manchem unserer Kriegsknechte das Leben, ehe Ihr Euch ergabt. Nur noch zehn solche Gesellen, wie Ihr seyd, und die Reichsstädter werden den Zollern bald in Ruhe lassen."

Der junge Geroldseck begleitete seinen frühern Waffengefährten in den Schloßhof. Auch er gab Grüße auf an den tapfern Grafen von Zollern. „Ich wollte, ich könnte mit Dir ziehen," sagte er, „statt hier am Hofe der Gräfin zu faullenzen. Doch wir haben ein Mal Friede geschlossen und des Vaters Willen muß ich erfüllen. Lustig genug soll's am Hofe der Württembergerin hergehen, und vielleicht lade ich Dich bald zu meiner Hochzeitsfeier, wenn Alles so geht, wie der Vater und der Wollwarth sich's ausgedacht haben."

Erst, als er die Mauern des Städtchens Nürtingen längst hinter sich hatte, dachte der junge Stauffeneck über den Sinn dieser Worte nach, und fast hätte ihn die wahrscheinliche Deutung derselben zum Umkehren bewogen; aber anderen Gedanken mußte er Raum geben, denn er ritt dem Schloß seines Vetters zu, und dieses war von Feinden umlagert.

III.

Siehst Du —
Wie arge Wächter rings beiseits,
Die Alpenberge dort, die grauen,
Gelagert unter'm Himmelszelt?
Wie Harnische im Abendschimmer
Die breiten Felsenwände hier,
Die Burgen dort und Schlösserträmmer
Auf ihrer Stirn wie Helmeszier.

W. Zimmermann

Hört man in gegenwärtiger Zeit von den Alpen sprechen, so versteht Niemand etwas Anderes darunter, als das berühmte Schweizergebirge mit seinen wunderschönen

Thälern, mit ſeinen von ewigem Eiſe bedeckten weithin glänzenden Gipfeln. Die württembergiſche oder ſchwäbiſche Alp iſt außer in Süddeutſchland wenig bekannt; und doch bietet dieſes Gebirge vielleicht nicht weniger Schönheiten dar, wenn dieſe auch nicht ſo großartig ſind, als jene der Namensſchweſter in der Schweiz. Nirgends weilt das Auge mit innigerem Behagen als auf den von unzähligen kleinen Flüßchen durchſchnittenen engen Thälern, mit ihrem ſaftig glänzenden Grün. Auf der Spitze der Berge ſieht man noch vielfältig Ruinen von alten Schlöſſern und Burgen, die einſt von ihrer Höhe herab die ganze Umgegend beherrſchten, und wenn man an einem freundlichen Sommerabend eines der engen Thäler durchwandert, in dem vielleicht gerade die Heerden mit ihren ſanft klingenden Glocken vom Hirten nach Hauſe getrieben werden, wo rechts und links hohe ſteile Felſenmaſſen ſich emporthürmen und nur zerſtreut leichte Hütten an den Gebirgswänden wie in der Luft ſchwebend herabwinken, ſo hat man eine Landſchaft vor ſich, die keiner im berühmten Schweizerlande nachgeben dürfte.

An dem weſtlichen Ende der ſchwäbiſchen Alp erhebt ſich in weiter Ebene ein hoher Bergkegel, der von drei Seiten frei, nur gegen Süden hin durch einen niedrigern Gebirgsrücken mit dem Theile des Alpgebirgs zuſammenhängt, auf dem einſt die alten Burgen Hohenurach und Hohenneuffen ſtanden. Der Berg, von dem wir ſprechen, iſt ſchon von weiter Ferne ſichtbar, und komme man von der obern Bodenſee- oder Rheingegend herab, oder ziehe man die Straße vom Unterlande über Tübingen oder Rottenburg herauf, immer hat man, auf die Ferne von vielen Stunden, eine alte Feſte im Geſicht, deren gewaltige Um-

rüſſe dem Auge imponiren. Es iſt dieß die alte Burg Hohenzollern, das Stammſchloß der Könige von Preuſſen.

Die Burg iſt auf einem ſenkrechten Kalkfelſen erbaut, und bildet ein länglichtes Viereck, an dem nur Eine Seite gegen Südoſt offen ſteht. Noch ſtehen außer dem großartig gebauten Schloſſe einige andere Gebäude, ein Zeughaus, einige Mühlen, mit ſeltenem Mechanismus und die alte kleine, unanſehnliche Burgkapelle. Das Schloß ſelbſt ſieht etwas zerfallen aus, obgleich ſein Alter nicht ſowohl, als der Mangel an guter Erhaltung dieſe Baufälligkeit herbeigeführt haben mag, denn die Zeit, wo das jetzige Schloß erbaut wurde, iſt nur um etwa drei Jahrhunderte von der unſrigen entfernt. Die Schloßkapelle allein rührt noch von uralter Zeit her, vielleicht aus dem 10ten Jahrhunderte. In der Zeit, von der wir ſprechen, ſtand noch die frühere, die alte Burg, der Sage nach von einem italieniſchen Grafen, aus der uralten römiſchen Familie Colonna, erbaut. Ihm, der immer zu den deutſchen Kaiſern gehalten und von der Gegenpartie in ſeinem Vaterlande gedrückt nach Deutſchland gezogen ſey, ſoll Kaiſer Heinrich III. ums Jahr 1040 dieſen Berg und einige Reichszölle als Lehen übertragen haben. Daher der Name Zollern. Wie dem aber auch ſey, ſchon im Jahr 1300 ſtand die Burg in all' ihrer Herrlichkeit und das Geſchlecht der Grafen von Zollern war hochangeſehen im Schwaben- und im Auslande, und eine Menge von Dörfern und Städten gehorchte ihrer Oberherrlichkeit. Damals waren die Schloßgebäude nicht, wie jetzt nur von Einer niedrigen, bereits zerfallenden Mauer umgeben, ſondern terraſſenförmig erhoben ſich gegen hohe, breite Mauern über einander, und neun mit ſtarkem Eiſen beſchlagene Thore mußte der Feind bezwingen, ehe er in den innern Schloßhof gelangte. Aber auch hier hatte er noch

nicht gewonnen Spiel, denn nun erſt war die Hauptfeſtung, die Burg ſelbſt, zu erobern, und dieſe von mächtigen Steinen erbaut, ringsum, bis auf die eine Seite, wo ſie auf hohen ſenkrechten Felſen in's Thal herabſchaute, von einem tiefen Graben geſchützt, ſchien unüberwindlich. Wenn der Mundvorrath nicht ausgieng, ſo konnten ſich die Grafen von Zollern, nach damaliger Weiſe, Krieg und Belagerungen zu führen, auch mit einer kleinen Beſatzung gegen ein unverhältnißmäßig größeres Heer halten.

Walther von Stauffeneck und ſein Diener waren den ganzen Tag ſcharf zugeritten, allein obwohl die Entfernung von Nürtingen nach Hohenzollern nur etwa ſechs Stunden betragen mochte, ſo war es doch ſchon Abend geworden, ehe ſie das Städtchen Hechingen, das am Fuße des Zollern liegt, erreichten. Oefters waren ſie gezwungen geweſen, Umwege zu machen, beſonders je mehr ſie ſich dem Zollern näherten, denn ſchon zogen die Reichsſtädter ihre Truppen um die Feſtung zuſammen, die ſie vielleicht zu überraſchen und im Sturm zu nehmen vermeinten, und mehr als einmal war es dem Ritter kaum gelungen, ihren kleinen Streifkorps zu entkommen. Doch die Schnelle ſeines guten Roſſes, und, wo es Noth that, auch die Schärfe ſeines Schwertes, halfen ihm durch; denn die reichsſtädtiſchen Truppen beſtanden aus lauter Fußvolk. Jetzt hielt er vor dem Thore, das von der Straße von Tübingen her in das Städtchen führt, aber obgleich die Sonne noch nicht untergegangen war, ſo hatte man das Thor doch ſchon geſchloſſen. Einige Bürger mit langen Spießen ſtanden Wache. Sie hatten ihre alten ledernen Koller aus dem Staub der Kiſten, wo ſie bisher aufbewahrt geweſen ſeyn mochten, herausgeſucht und ſich kriegeriſch angethan. Ueberhaupt ſchien große Bewegung in dem kleinen Städtchen zu herrſchen.

„Macht auf," rief der junge Stauffeneck. „Oeffnet im Namen des Grafen Friedrich, Eures Lehnsherrn."

Ein kleines Gatter wurde zurückgeschoben und der Ritter mußte sich verschiedenen neugierigen Augen zur Musterung unterwerfen. „Im Namen des Grafen Friedrich? sagt Ihr!" ertönte eine Stimme. „Wer beweist uns aber, ob Ihr nicht zu den Rottweilern oder Ulmern gehört? Wir müssen Verhaltungsbefehle von einem hohen Magistrate einholen, ehe wir Euch öffnen."

„Halt!" rief jetzt ein Anderer, der eine Art von Kommando zu führen schien; „ich kenne ihn; es ist der Ritter von Stauffeneck, der Vetter des Herrn Grafen. Macht nur immerhin auf, ich will's verantworten."

Das Thor wurde nun geöffnet und der von Stauffeneck ritt schnell die steile Straße, die in den obern Theil des bergigten Städtchens führt, hinan. Ueberall herrschte die größte Aufregung. Die Weiber standen auf den Gassen vor ihren Häusern und besprachen sich eifrig; die Männer eilten alle dem Marktplatze zu, die meisten bewaffnet, so wie es in der Eile gehen mochte. Als der von Stauffeneck hier ankam, fand er vor dem Rathhause eine Menge Menschen versammelt, aber vergebens bestrebten sich einige Männer, wie es schien Rathsherren, Ruhe und Ordnung zu schaffen. Nur mit Mühe gelang es dem jungen Ritter, durch das Gedränge sich Bahn zu brechen, um zu einer Truppe zu gelangen, wo, wie es schien, die vornehmeren und wichtigern Bewohner des Städtchens sich gesammelt hatten. Hier erfuhr er endlich, was die ganze Bürgerschaft so sehr in Allarm bringe; der Feind stand bereits vor dem Thore, das nach Rottenburg zuführt und begehrte Einlaß. Die Angst hatte seine Zahl vielleicht verzehnfacht und man glaubte, die ganze Truppenmacht der Reichsstädte hätte

ſich dort bereits geſammelt. Die Meinungen der Bürger waren getheilt; die Einen wollten die Stadt alſobald übergeben, um ſo am beſten vor allem Schaden geſichert zu ſeyn, die Andern, freilich die geringere Zahl, ſprachen von Widerſtand und Unnachgiebigkeit. Der Bürgermeiſter war in großer Verlegenheit, denn er mochte es mit dem Grafen, ſeinem Lehnsherrn, nicht verderben und doch ſchien es unmöglich, dem Feinde Troß zu bieten. Der Ritter kam ihm daher ſehr gelegen, und nachdem er ſich mit ihm in wenigen Worten verſtändigt hatte, wandte er alle ſeine Auctorität an, um den jungen Stauffeneck zum Sprechen kommen zu laſſen. Endlich war die Ruhe ſo weit hergeſtellt, daß man des Ritters Stimme vernehmen konnte.

„Ihr irrt Euch, Männer von Hechingen," rief dieſer, „wenn Ihr glaubt, die ganze Mannſchaft der Reichsſtädter ſey vor Euren Thoren. Es iſt nur ein Streifkorps, dem Ihr leicht zu widerſtehen vermögt. Aber vielleicht in wenigen Stunden ſchon rückt wieder ein anderes Korps an und am Ende müßt Ihr der Uebermacht weichen, denn Eure Mauern ſind nicht feſt genug. Darum thut, was die Nothwendigkeit erheiſcht. Flüchtet Eure beſten Güter auf den Zollern. Ich ſelbſt und die Tapferſten unter Euch wollen die Habe geleiten, daß kein Reichsſtädter ſich daran wagen ſoll, wenn er nicht die Schärfe unſeres Schwertes koſten will. In wenigen Wochen vielleicht iſt der Feind zerſtreut und der Friede wieder hergeſtellt, dann mögt Ihr das Eurige wieder in Empfang nehmen."

„Der Vorſchlag iſt gut," riefen viele Stimmen.

„Hurtig an's Werk," riefen andere; „in einer Stunde müſſen wir auf dem Zollern ſeyn."

In der That wurde der Vorſchlag des Ritters von Stauffeneck ſchnell zur Ausführung gebracht. Wohl ſchüt-

telten Einige die Köpfe, und meinten, in den Kellern würden ihre Habseligkeiten eben ſo gut aufbewahrt ſeyn, als auf der Burg Zollern, oder ſetzten auch mißtrauiſch hinzu, der Graf Friedrich würde mit ihrem Gute nicht minder herriſch umſpringen, als die Reichsſtädter, und es vielleicht gar als ſein Eigenthum betrachten und behandeln. Andere aber eilten nach Hauſe und beluden ſich mit dem Beſten, was ſie in der Eile vorfinden konnten. Freilich war deſſen nicht wenig, und bei manchen Dingen konnte man nicht begreifen, was damit auf dem Schloſſe angefangen werden ſollte. Der von Stauffeneck war daher ſchon entſchloſſen, Beſchränkungen eintreten zu laſſen, als ihm ein langer Burſche, der etwas verwildert drein ſah, zuvorkam.

„Ei, Ihr Narren,“ ſchrie dieſer, als er einige über und über bepackten Bürger anſichtig wurde, die ſich dem obern Thore zu bewegten, und kaum im Stande waren, ihre Laſt zu tragen; „was habt Ihr Euch denn da aufgelaſtet, wie die Müllereſel? Meint Ihr, das Zeug alles den Berg hinauf ſchleppen zu können? Da ſieht man doch gleich, daß keiner von Euch noch etwas mitgemacht hat. Was? ſollen wir uns da oben von Kleidern und Betten laden, oder gar Tiſche und Käſten freſſen, wie Ihr hier welche auf dem Buckel habt? Dummköpfe, die Ihr ſeyd! Fort mit dem Plunder und die Kühe und Kälber aus den Ställen! Die werden wir wohl brauchen können, wenn ſie uns ein paar Monate oder gar noch länger einſchließen und wenn wir das Geziefer hier laſſen, ſo mäſten ſich blos der Ulmer und Rottweiler dran!“

„Der lange Gideon hat Recht!“ riefen viele Stimmen lachend durcheinander. „Wir wollen unſer Vieh ſelbſt eſſen. Die Reichsſtädter mögen ſuchen, wo ſie was zu beißen finden. Sie haben ja Geld zum Kaufen.“

So ward dieſer Vorſchlag kaum gemacht, als er auch ſchon ausgeführt wurde und es ſtand keine halbe Stunde an, ſo bewegte ſich ſchon ein langer Zug gegen den Zollern hin. Der von Stauffeneck mit einigen der beherztesten Männer des Städtchens bildete die Nachhut und die Reichsſtädter wagten es nicht, angreifend zu Werke zu gehen.

Die Zinnen der hohen Burg erglänzten im Abendſonnenſcheine, als der Zug die ſteile Steige, die zum Schloſſe hinaufführt, hinanſtieg. Nie war dem jungen Stauffeneck die Feſte großartiger erſchienen, und er dachte ſich die Zeit noch fern, da dieſe gewaltigen Thürme dem Sturme ſchwacher Menſchen weichen müßten.

„Der Herr Graf da oben wird ſich freuen, wenn wir ihm ein ſolches Nachteſſen bringen," ſagte einer der Bewaffneten zu dem von Stauffeneck, in welchem dieſer alsbald den Mann erkannte, der zur Ausfuhr des überflüſſigen Viehes auf die Feſte Zollern gerathen hatte.

„Wahrhaftig," ſagte der Ritter, „da haſt Du einen klugen Gedanken gehabt und der Graf wird Dir's danken."

„Er!" meinte der Bürger lachend, „glaubt Ihr, es ſey mir blos um den Herrn Grafen zu thun? Ich habe ſelbſt auch gerne etwas Kräftiges unter den Zähnen und wenn uns der Graf nicht fortſchickt, ſo ſind meine Kameraden mit mir entſchloſſen, auf der Feſte zu bleiben und ihm ehrlich in der Vertheidigung beizuſtehen."

„Kräftige Arme werden dem Grafen willkommen ſeyn und du ſcheinſt das Herz auf dem rechten Fleck zu haben," erwiederte der von Stauffeneck.

„Hab' auch ſchon tüchtig drein geſchlagen," meinte der lange Gideon, ſeinen ſchweren Stock ſchwingend, „und wäre mir nicht bei Haigerloch ſo ein verdammter Spieß in den linken Arm gefahren, daß ich faſt ein Jahr dran

kuriren mußte, ſo hätte ich wohl nicht unter den Spießbürgern zu Hechingen die letzte Zeit verträumt. Bei Sulz müſſen ſie hübſche Beute gemacht haben. Doch es iſt noch nicht aller Tage Abend.“

Der Ritter erwiederte nichts hierauf, denn der Zug war jetzt am erſten Thore angelangt. Der bekannten Stimme des von Stauffeneck öffnete es ſich ſchnell. Von nun an gieng der Weg noch ſteiler als bisher, aber auffallenderweiſe war keines der übrigen Thore verſchloſſen, und an dem erſten ſchon die Wache ſo gering, daß ſie leicht überwältigt werden konnte. Auch im Schloßhofe bemerkte man keine Vertheidigungs-Anſtalten, im Gegentheil ſchien es, als ob der Graf von Zollern mit Jedermann im tiefſten Frieden begriffen wäre. Aus dem Banketſaale erſcholl lauter Lärm, wie wenn man ein hohes Feſtgelage feierte.

Bald waren die mitgebrachten Güter, die lebenden wie die todten, untergebracht; auch für die begleitende Mannſchaft wurde geſorgt, und nun erſt begab ſich der junge Ritter in den Trinkſaal, ſeinen Vetter, den Grafen von Zollern, zu grüßen. Zuvor aber ordnete er in des Grafen Namen das Schließen der Thore an und ſtellte überall Wachen aus.

IV.

Der tapfre Hohenzollern Graf
Er dient dem Württemberger brav,
Er dient ihm redlich früh und ſpat
In Jagd und Feld, im Feld und Rath,
Doch als verſtirbt Herr Eberhard,
Die Wittw' im Lande Meiſter ward,
Da ſattelt er ſein Roß und ſpricht:
„Fahrt wohl, dem Weibe dien' ich nicht.“
Sein Knappe ſprach: „Herr, das iſt ſchlimm,
Verwahret Euch vor Frauengrimm;“
Er aber lachte troßiglich:
„Es wird kein Weib verſchlingen mich.“

G. Schwab.

Der Saal, in den der Ritter von Stauffeneck trat, war ein hohes alterthümliches Gemach, mit gewölbter Decke, ſo wie man gegenwärtig feuerfeſte Wohnungen baut. Die Nischen an den ſchmalen Fenſtern waren ſo tief, daß man wohl auf eine Dicke der Mauern von zwölf Fuß rechnen durfte. Zierrathen waren außer dem Getäfel der Wand, das aber die Zeit braun gefärbt hatte, und außer einigen Wappenſchildern und Harniſchen keine zu bemerken. In Mitte des Saales ſtanden drei ſchwere eichene Tiſche, einer, der kleinſte, der Länge nach von oben herab, und die zwei andern quer über, gleichſam zu den Füßen des kleinen Tiſches. Die Tiſche waren alle dicht beſetzt und zwar ſowohl mit Speiſen und Getränke, als auch mit Leuten, die ſich beides wohl ſchmecken ließen.

Als der von Stauffeneck eintrat, entſtand einige Bewegung unter den Männern an den größeren Tiſchen. Die meiſten ſtanden ehrfurchtsvoll auf, um den jungen Ritter zu grüßen. Offenbar gehörten ſie dem Kriegerſtande an, wie ihre ledernen Hoſen und Koller und die eiſernen Schienen um die Gelenke an den Tag legten. Ihr Aufſtehen

verurſachte daher einigen Lärm, der von den Männern am kleinern Tiſche nicht unbemerkt bleiben konnte, obgleich dieſe etwas entfernt ſaßen und die an den Wänden befeſtigten Fackeln keine allzugroße Helle verbreiteten.

„Was giebt's, Ihr Burſche?“ rief eine kräftige Stimme vom obern Ende des kleinen Tiſches. „Ich glaube gar, Ihr wollt ſchon aufbrechen und der Uhlbacher ſchmeckt Euch nicht mehr. Doch wie? Iſt das nicht mein junger Vetter Stauffeneck? Willkommen auf Burg Zollern!“

Der Mann, der dieſe Worte ſprach, hatte bis jetzt zuoberſt des Tiſches in einem großen Lehnſtuhl geſeſſen, einen mächtigen Humpen vor ſich. Jetzt erhob er ſich, und man konnte um ſo deutlicher ſeine athletiſche Geſtalt unterſcheiden. Es war ein Mann von ungefähr etlichen und dreißig Jahren; dunkle Augen blitzten unter den buſchigen Brauen hervor und ein ſchwarzer Bart, der wohl nie geſchoren ſeyn mochte, verhüllte faſt ſeine kühnen Züge. In langen Locken floß ſein Haar über die Scheitel herab und eine ſchmale Halskrauße ließ einen Hals und Nacken ſehen, von deren Muskelkraft man auf die Stärke der übrigen Glieder ſchließen konnte. Uebrigens war er nicht kriegeriſch angethan, ſondern ein weites Kleid umwallte ihn, als hätte er ſich's recht bequem gemacht.

Walther von Stauffeneck eilte ſchnell auf ihn zu, ihm die Rechte reichend, welche dieſer ſo kräftig ſchüttelte, daß ein minder ſtarker Mann, als der junge Ritter, laut aufgeſchrieen hätte.

„Noch einmal herzlich willkommen!“ rief der Graf von Zollern fröhlich, denn er war es. „So hat alſo mein alter Freund Wöllwarth doch Wort gehalten? Ich glaubte ſchon, der böſe Zankteufel, die Mömpelgardern, würde Dich nicht fortlaſſen. Aber wir hätten ihr's ſchon einge-

tränkt! Schon Morgen würde ſie unſern Abſagebrief erhalten haben, und wir hätten Dich mit Gewalt geholt, wär's nicht im Frieden gegangen. Mein flinker Rath Tritſchler hier hatte den Brief ſchon aufgeſetzt und in Ermanglung eines ſchreibkundigen Pfaffen war das Schreiben ſchon genug abgefaßt. Heda! Einen Stuhl und noch mehr Wein; mach Dir's bequem, Walther. Die kurze Haft bei der Mömpelgarderin mag ſchlimm genug geweſen ſeyn, um einmal einen guten Schluck von Röthen zu haben."

Der junge Ritter ſetzte ſich zur Rechten des Grafen, und die Luſt der Zechenden ſchien jetzt erſt recht erwachen zu wollen. Beſonders lebhaft ſchaute der von Tritſchler, ein ältlicher Mann mit tief eingegrabenen Zügen und einer rothen Hahnenfeder auf dem Baret, von dem Feuer der Trinkfröhlichkeit erhitzt. Die Uebrigen am Tiſche waren meiſt junge Edelleute, Verwandte des Grafen oder Lehensträger von ihm.

„Du ſcheinſt einige unſerer Geſellen zu vermiſſen?" ſagte der Graf von Zollern, die herumſchweifenden Blicke des von Stauffeneck bemerkend, „vielleicht unſern Bruder Eitelfritz? Laß' mir den aus dem Spiel! Er hält's mit dem Weiberregimente und wird wohl ſchon Frieden geſchloſſen haben mit der allergnädigſten Gräfin von Württemberg, die ſich unſere Oberlehensherrin zu nennen beliebt."

„Hat ſich ausgenannt," lachte hohnisch der von Tritſchler. „Wird froh ſeyn müſſen, wenn ſie nicht bald Vaſallin des Grafen von Zollern und Oettingen iſt."

„Gut geſprochen, mein kluger Rath," ſagte glühend der Graf von Zollern. „Meint nicht das tolle Weib, wir ſollten ihr dienſtbar ſeyn, wie nur ein Ritter ſeinem Lehensherrn dienſtbar ſeyn kann? Ha! der Oettinger ſollte

einem Weibe dienen? Fluch über den Gedanken! Verderben der Mömpelgarderin und ihrer Brut!"

Alsbald erklang das ganze Gemach, denn alle Anwesenden thaten auf diesen Trinkſpruch Bescheid; nur Walther von Stauffeneck ließ seinen Pokal unberührt.

„Was soll das? rief zornig Graf Friedrich. „Hat sich etwa mein Vetter von Stauffeneck mit der Mömpelgarderin verschworen? Bei Gott, sie wäre schlimm genug, die besten Freunde gegen einander zu hetzen, daß sie sich durch Zank selbst verzehren, wie sie ihren eigenen Mann, den Grafen Eberhard, zu Tode brachte."

„Die Frau Gräfin hat ein paar schöne Augen," höhnte der von Tritschler, „wer weiß, ob die nicht ihre Dienste gethan haben. Auch erzählt man sich gar allerlei von schönen und verführerischen Jungfrauen an ihrem Hofe, denen kein Mann widerstehen könne; am allerwenigsten ein so vollblütiger junger Herr, als der Herr Ritter von Stauffeneck."

Jetzt erhob sich der von Stauffeneck, indem eine hohe Röthe seine Wangen färbte. „Bin ich etwa," rief er so laut, daß augenblicklich alle Andern schwiegen, „deßwegen in die Burg meines Vetters, des Grafen Friedrich von Zollern, eingeritten, um mir von seinen Dienstpflichtigen Hohn sprechen zu lassen? Der Herr Graf weiß es recht wohl, und ich habe es ihm oft genug bewiesen, hoffe es es auch noch fürderhin beweisen zu können, daß ich stets bereit bin, mein Leben für ihn einzusetzen. Sollte es aber Einer wagen, und wäre es auch des Grafen vertrautester Freund und geheimster Rathgeber, sollte er es wagen, über mich oder über Andere, die mir freundlich sind, Verläumdungen auszusprechen, bei Gott, der soll meines Schwertes Schneide zu kosten bekommen, bis ihm der Appetit zu

dergleichen Dingen vergangen wäre. Ihr aber, Herr Graf, denkt nicht so niedrig von der Gräfin von Württemberg, wenn sie gleich nur ein Weib ist. Sie mag auch ein launisches, zank- und händelsüchtiges Weib seyn, aber sie weiß, was Ritterpflicht heißt, und wenn je ein Weib zum Herrschen geboren war, so ist sie es."

Verwunderungsvoll hörte der Graf von Zollern diese kräftig gesprochenen Worte. Eine tiefe Röthe schien einen wild ausbrechenden Zorn zu weissagen; doch bald faßte er sich und der Zorn machte einem spöttischen Lächeln Platz. „Gott steh' uns bei," sagte er endlich kaltblütig. „Der Bursche ist wirklich verliebt; unsere ärgste Feindin wird am Ende noch unsere Verwandtin!"

„Spottet immerhin," erwiederte Walther, „aber glaubt ja nicht, daß die Gräfin unedel von Euch denke. Sie hat mich ritterlich gehalten, ja fast noch mehr, aber sie that es nicht mir, sondern Euch zu lieb, weil sie Euch hochhält, als den ersten Ritter in der jetzigen Christenheit. Ihr habt Feinde genug zu besiegen; gebt nicht falschen Einflüsterungen Gehör, sie möchten Euch in noch ärgere Händel, als Ihr schon habt, verwickeln, und diese könnten leicht weiter führen, als die Fehde mit den Spießbürgern. Ihr wißt ja selbst, wie es denen von Gerolseck ergangen ist, die doch auch auf ihr Schwert trotzen konnten. Und diesen standet Ihr bei! Euch aber, — ist auch nur ein Einziger von Ihnen und ihren Verbündeten da, um Euch gegen die Reichsstädter, die bereits in starken Haufen heranziehen, zu unterstützen? Doch wir brauchen sie nicht. Um die Ulmer und Rottweiler zu klopfen, sind wir selbst noch stark genug."

„Es ist Schade, daß Du kein Pfaffe geworden bist, Vetter," sagte der Graf lächelnd, dem von Stauffeneck die Hand reichend. „Du hättest einen guten Sittenprediger

abgegeben, und die chriſtliche Kirche hätte in gegenwärtigen ſchlimmen Zeiten ſolcher Männer wohl von Nöthen. Aber es iſt doch beſſer ſo, denn wir ſind ſtarker Arme bedürftig, um uns unſerer Haut zu wehren. Ich rede nicht von den Spießbürgern, die ihr Müthlein an mir kühlen wollen," fuhr er ernſter fort, „dieſe werden wohl bald wieder abziehen, und wären ihrer auch doppelt ſo viel, als die hungrigen Krämer ins Feld ſtellen. Aber dieſe Gräfin Henriette — glaubſt Du, daß ſie es mir je vergeſſen werde, daß ich ihr den Lehensdienſt aufgeſagt? Sie wartet nur, bis ſie mich für geſchwächt genug hält, um dann leichtes Spiel zu haben. Doch Dir zu lieb wollen wir jetzt Friede mit ihr halten, und zwar ſo lange, als ſie ihn ſelbſt hält."

Der Streit hatte die Fröhlichkeit verſcheucht, und es drohte jetzt ſo ſtill im Saale zu werden, als wäre er ein Bethaus geweſen. Der Graf von Zollern bemerkte den unangenehmen Eindruck ſogleich.

„Wie, Ihr luſtigen Geſellen?" rief er mit ſchallender Stimme; „ſeyd Ihr ob dem dummen Streite eingeſchlafen? Könnte man doch faſt meinen, Ihr ſeyd ſo eben zur Beichte gegangen, und doch habe ich ſeit dem tollen Concil von Coſtnitz meinen Burgpfaffen fortgejagt! Die Fackeln ſind abgebrannt, ſteckt friſche auf. Die Spießbürger mit ihren Söldnern ſollen ſehen, wie echte Rittersleute ſich vor einem ſolchen Feinde fürchten!"

Sogleich eilten einige Diener, den Befehl zu vollſtrecken, aber in demſelben Augenblicke verbreitete ſich eine ſolche Helle im Saale, daß die Fackeln unnütz waren. Alles eilte an die Burgfenſter. Hier zeigte es ſich bald, was als die Urſache der ſonderbaren Helle anzuſehen ſey; ein großes Feuer brannte in der Ebene; der ganze Horizont ward davon erleuchtet und die Wolken ſahen ſo blutigroth

aus, als wie bei der ſchönſten Abendröthe; das Feuer war ſo ſtark, daß es kaum eine halbe Stunde entfernt ſchien.

„Bei Gott, die Schurken haben Hechingen angezündet,“ rief Graf Friedrich mit dem Fuße ſtampfend.

Er hatte ſich getäuſcht, es war ein entfernteres Dörfchen, das dem Grafen von Zollern angehörte. Die Flammen ſchlugen immer heller auf. Lange und trübe ſchaute Friedrich von Zollern in das Feuer, das ſeine Habe verzehrte.

„Da ſieht man die Krämerſeelen,“ ſagte leiſe einer der jungen Edelleute zu einem andern; „ſie beginnen mit Sengen und Brennen.“

„Sollten wir's ihnen nicht entgelten?“ war die eben ſo leiſe Antwort; aber ſo ſtille war's in dieſem Augenblick in dem erſt noch ſo lärmenvollen Saale geworden, daß dem Grafen Friedrich dieſe Worte nicht entgiengen. Wie ein Blitz war die trübe Wolke aus ſeinem Geſichte verſchwunden. Dem Gedanken folgte eben ſo raſch der Entſchluß.

„Wir wollen's entgelten,“ rief er kurz und entſchieden.

„Wer folgt mir? Raſch zu Pferde. Ehe eine Stunde vergeht, muß der rothe Hahn in ein rottweiliſches Dorf geflogen ſeyn.“

Schnell tummelten ſich die Ritter und Knechte.

„Aber es iſt ſchon ſpät,“ meinte der von Triſchler, „und der Feind könnte einen Ueberfall wagen.“

„Oder Ihr möchtet von der kühlen Abendluft den Schnupfen bekommen,“ ergänzte der Graf von Zollern. „Darum bleibt nur immerhin hier, und mit Euch mein Vetter von Stauffeneck, die Burg zu beſchirmen. Du wirſt müde ſeyn, Walther, von Deinem Ritte von Nürtingen her,“ ſetzte er, ſich umwendend, hinzu.

Allein der von Stauffeneck war ſchon in den Hof hin-

ausgereilt und ernete die Schaar der Reiter, welche den Zug mitmachen ſollten. Als der Graf gewaffnet heraustrat, ſaßen ſchon alle zu Pferde.

„Ich nahm eines von Euren Roſſen,“ ſagte Walther zum Grafen, „das meinige iſt zu müde.“

„Du ſollſt's von nun an behalten,“ erwiederte dieſer freudig, „nie könnte ich's einem treueren Freunde geben.“

Leiſe wurden die Thore aufgeſchloſſen und die Reiterſchaar ſprengte bald in der Ebene gegen Balingen und Rottweil hin. Noch war es nicht Mitternacht, da loderte in jener Gegend ein hohes Feuer auf, und ward immer mächtiger und größer, bis es den ganzen Horizont rothgefärbt hatte. Es war ein großes Dorf, der reichsfreien Stadt Rottweil angehörig, das in dieſer Nacht verbrannte. Wohl hatten ſich die Einwohner zur Wehre geſetzt gegen die Brandſtifter; aber was wollten die Wehrloſen gegen die bewaffnete Schaar? So rächte ſich der Ritter in damaligen Zeiten und Niemand hieß ein ſolches Verfahren unritterlich. — Ehe der Morgen graute, war Graf Friedrich mit den Seinen auf Burg Zollern zurückgekehrt.

V.

Ein einz'ger Mann zur Flucht ſich wendt',
Da nahm's mit dem Sieg ein ſchmählich End.
Altes Lied.

Schon faſt zwei Monate dauerte die Belagerung der Feſte Hohenzollern, aber die Belagerer waren nicht einen Schritt weiter gekommen. Am Fuße des Berges war ihr Lager aufgeſchlagen, ein weites Feld von linnenen Zelten.

In Mitte desselben erhob sich auf einem kleinen Hügel ein größeres Zelt, wahrscheinlich die Heerberge der Anführer; denn vor demselben waren zwei hohe Standarten aufgepflanzt, die Fahne mit den Wappen der beiden Reichsstädte Rottweil und Ulm. Rings um das Lager war ein Graben gezogen worden, der mit Pallisaden versehen war; vielfache Wachen beurkundeten die Wachsamkeit der Reichsstädter, vielleicht aber verstärkte auch Furcht diese Wachsamkeit, denn der Graf von Zollern war seiner Seits auch nicht schläfrig, und oft wurden die Spießbürger mit ihren Söldnern aus dem Schlummer erweckt, weil der Graf einen Ueberfall gewagt hatte. Dieser schien sich übrigens sonst um die Belagerung gar wenig zu kümmern. Allnächtlich erglänzten die Fenster der hohen Burg von hellem Fackelscheine, und man hörte oft unten in der Stille der Nacht das Jubeln der Zechenden, gleichsam zum Hohn der Belagerer, die nicht eben Ueberfluß an Lebensmitteln zu besitzen schienen. Schon verzweifelten die Rottweiler und Ulmer an dem Gelingen ihres Plans, den Grafen für seine frühere Raubzüge und Plackereien aller Art zu züchtigen, denn Friedrich von Zollern trieb es ärger als zuvor; gar manche Zufuhr, die sie erhalten sollten, ward von des Grafen kühnen Gesellen abgeschnitten, und auf viele Stunden Wegs war kein Waarenzug, der nach Rottweil oder Ulm gieng, sicher; denn die Reichsstädter waren zu schwach, um den ganzen Berg einzuschließen und ließen dem beutelustigen Oettinger und seinen tapfern Gesellen der Wege genug offen, um, ohne das Lager der Belagerer zu berühren, ihre Züge zu bewerkstelligen und das ganze Land umher zu brandschatzen. Einen Sturm auf die Feste zu wagen, schien bei den großen Streitkräften der Belagerten unausführbar, und

so sicher fühlte sich der Graf Friedrich, daß er immer nur das äußerste Thor geschlossen hielt.

Eines Sonntag Morgens jedoch war auf dem Schlosse Zollern schon in der Frühe die ganze Besatzung auf den Beinen. Der ganze Schloßhof war mit Reitern und Gewappneten angefüllt. Es schien eine größere Unternehmung im Werke zu seyn, und die Rosse der Anführer warteten nur noch ihrer Reiter, um sogleich zum Kampfe auszurücken. Es stand nicht lange an, so erschien Graf Friedrich, der Oettinger, in völligem Harnisch, ihm zur Seite der von Stauffeneck und von Tritschler.

„Da drüben in Belsen läuten sie schon zusammen," sagte der Graf, „und unsere frommen Krämerseelen da unten werden auch nicht säumen, ihr Ave zu beten. Nun, wir wollen ihnen ein schönes Marie dazu singen. Was meint Ihr, Tritschler," fuhr er gegen diesen gewandt mit höhnischer Miene fort, „Ihr habts ja immer mit den Pfaffen gehalten, wird's wohl keine Sünde seyn, am heiligen Sonntage das Lager seiner Feinde zu erstürmen? Sollte es mir nicht vielleicht mehr frommen, wieder einen Pfaffen einzuthun, und in der Kapelle vor dem Crucifix zu liegen und den lieben Herrgott walten zu lassen, der mir die Ulmer und Rottweiler schon von selbst klopfen wird, wenns ihm so lieb ist?"

Der von Tritschler erwiederte keine Silbe; der von Stauffeneck aber flüsterte dem Grafen einige leise Worte ins Ohr.

„Ich wollte Dir nicht wehe thun," fuhr nach einer Pause der Graf mit veränderter Stimme fort; „du bist ein treu und ehrlich Gemüth. Aber Du kennst sie nicht, diese Pfaffen, diese heimtückische, elende Brut, dieses Schlangengezüchter mit der glatten Zunge und dem giftigen Stachel. Glaubst

Du, die Reichsstädter lägen heute da unten vor meiner Burg, wenn sie nicht wären? Hätte ich dem Abte von Rottenmünster nicht sein Recht angethan, hätte ich meinen Burgpfaffen, den niederträchtigen Spion und Verräther, nicht mit Schand und Schimpf davongejagt, glaube mir, ich könnte gegenwärtig mein Haupt so ruhig niederlegen, als mein Bruder, der Eitelfritz. Aber noch scheint die Sonne über Burg Zollern und wenn alle Pfaffen der Welt gegen sie anrennten, sollen sich ihnen die Thore nicht öffnen, sondern sie mögen sich die Köpfe an den Mauern blutig stoßen. Heda, Ihr Leute," fuhr er kräftig und wie neu ermuthigt fort, „frisch in die Sättel und daß mir keiner heimkehrt, ohne einen Reichsstädter am Schwanz seines Rosses angebunden zu haben. Für jeden gefangenen Spießbürger gebe ich ein Faß Wein preis und wer mir eine Fahne erobert, dem soll jede Bitte gewährt seyn, die er an mich thut."

Nun wandte er sich an seine zunächst stehenden Begleiter. „Haltet genau die Zeit ein," sprach er mit leiserer Stimme. „Ihr, mein kluger Tritschler, da Ihr darauf besteht, einen Haufen anzuführen, zieht mit den Eurigen an der linken Seite hin, ich gehe gerade aus, und Du, mein tapferer Vetter, überfällst sie von der Rechten. Der Tritschler beginnt den Angriff, und haben sie erst ihre Streitkräfte gegen ihn gewandt, dann frisch drauf los, das Lager ist unser. Wir wollen sie schon zwingen, ein Mal ihre tolle Belagerung aufzugeben, und geht's heute nicht, so zünden wir ihnen ihr Rottweil und Ulm vor der Nase an. Gedenkt des Feldgeschrei's: Zollern und Oettingen."

Die Ritter setzten sich zu Rosse und vor dem Thore schlugen die drei Haufen verschiedene Wege ein.

Im Lager herrschte die größte Ruhe und die Reichs-

städter mochten sich wohl auf einen so frühen Besuch nicht gefaßt haben. Plötzlich aber ertönte es von der linken Seite her wie Hufschlag, und mit einem Male ward ein Trupp Reiter sichtbar, den bisher ein Wäldchen versteckt hatte. Es war der von Tritschler mit seiner Schaar. Im Nu war das Lager auf den Beinen, aber bereits begann auch der Angriff. „Zollern und Oettingen," rief's auf der einen Seite, „Ulm und Rottweil" auf der andern. Die Anführer sammelten in der Eile ihre Schaaren und führten sie gegen den Feind, dessen geringe Anzahl bald entdeckt war. Der Angriff des von Tritschler wurde daher auch glücklich abgeschlagen, aber bereits war ein anderer kräftigerer Feind auf dem Kampfplatze erschienen, denn unvorhergesehen brach der Oettinger mit seiner auserlesenen Schaar von der Mitte herein und wie im Sturm warf er Alles vor sich nieder. Der Kampf ward nun allgemein; die Pallisaden, hinter denen sich die Reichsstädter sicher glaubten, wurden niedergetreten, als wären es leichte Zaunstecken und man griff bereits zu den Schwertern, da die Lanzen und Speere in der Nähe nicht mehr zu gebrauchen waren. Gerade zur rechten Zeit langte jetzt auch der von Stauffeneck auf dem Kampfplatze an. Mit einem kühnen Satze sprengte er über den Graben und die Pallisaden, denn sein Ziel waren die Standarten der Reichsstäder.

„Victoria!" rief Graf Friedrich, als er das rasche Vordringen seines Vetters bemerkte, „das Lager ist unser, die Spießbürger fliehen."

„Victoria!" rief der von Stauffeneck, indem er mit kräftiger Linken eine der reichsstädtischen Fahnen ergriff, während er mit der Rechten ihren Träger mit einem Schlage zu Boden warf.

Bereits schien das Geschick des Tages entschieden. Die

Reichsſtädter zogen ſich fechtend zurück und mußten, ſo tapfer auch ihre Anführer alle Pflichten als Soldaten und Hauptleute erfüllten, immer mehr Raum geben.

„Ich will mir das beſte Stückfaß verdienen," ſchrie der lange Gideon, der ſich immer dicht zur Seite des von Stauffeneck gehalten und ſchon manchen Feind zu Boden geſchlagen hatte, indem er mit gewaltigem Sprunge einen der tapferſten Führer überritt und ſeinen Nebenmann, als wäre es ein leichter Spielball, zu ſich aufs Pferd zog und als ein Felleiſen quer überlegte. Aber plötzlich wurde den Zollernſchen der Sieg, der ſchon gewiß ſchien, aus den Händen geriſſen. Mochte es Feigheit ſeyn, oder Folge einer Wunde, der von Tritſchler wandte ſich plötzlich zur Flucht und machte dadurch den bedrängten Reichsſtädtern Luft.

„Rette ſich, wer kann!" ſchrie er und jagte in tödtlicher Angſt der Burg Zollern zu. Die Seinigen ſtutzten und die Reichsſtädter, den Augenblick benützend, drangen neu ermuthigt vor. Eine allgemeine Verwirrung entſtand auf dem linken Flügel und ihrer Seits riefen nun die Reichsſtädter „Victoria!"

Doch der Graf von Zollern verlor weder den Muth, noch die Beſonnenheit. Schnell ſammelte er die Seinen wie in einen Knäul und drang nun unaufhaltſam in die Hauptmacht der Reichsſtädter dem von Stauffeneck entgegen, um ſich mit dieſem zu vereinigen.

„Die Fahnen ſind unſer," ſchrie er. „Vorwärts, das Lager iſt erobert."

So ſtürmiſch war der Andrang, ſo kräftig unterſtützten den Oettinger ſeine Krieger, daß der Feind wie Spreu auseinanderſtiebte. Wo des Oettingers Schwert hintraf, ſank ein Reichsſtädter zu Boden; wo ſeine Schaar einhieb, entſtand eine tiefe Lücke. Aber es war die höchſte Zeit.

Die Reichsstädter hatten sich längst von ihrem ersten Schreck erholt und ihre überlegenen Massen gesammelt. Der von Stauffeneck hatte daher mit seinem kleinen Häufchen einen harten Stand, denn er war bereits von Feinden ganz umringt, und es entstand nun ein Kampf auf Leben und Tod um die erbeuteten Fahnen. Der junge Ritter focht wie ein Löwe, aber auch er erkannte, daß nur in der Vereinigung mit dem Grafen von Zollern Rettung zu finden sey gegen die feindliche Uebermacht.

„Zollern und Oettingen!“ schrie er, daß es laut den Schlachtlärm übertönte. „Mir nach, dem Oettinger zu Hülfe!“

Bestürzt wichen die Belagerer zurück und in wenigen Augenblicken waren die beiden Fähnlein des Grafen von Zollern und seines tapfern Vetters vereinigt. Aber es war nur ein kleines Häuflein gegen die Schaar der Reichsstädter.

„Wir müssen uns zurückziehen,“ sagte der Graf von Zollern zu dem von Stauffeneck, der nun ihm hart an der Seite kämpfte. „Es sind ihrer so viele, daß sie uns erdrücken könnten.“

Das kleine Häuflein zog sich eng zusammen; aber obwohl die Feinde mit viermal größerer Macht vordrangen, obwohl die Meisten der Zollern'schen verwundet und ihre Rüstungen mit Staub und Blut bedeckt waren, so geschah doch der Rückzug so langsam und in solcher Ordnung, daß er eher einem Siegeszuge, denn einer Flucht glich. Jeder neue Angriff der Reichsstädter ward mit Hohngeschrei zurückgeschlagen, und weder die eroberten Fahnen wurden wieder verloren, noch einer der vielen Gefangenen, die in der Mitte des Häufleins wehrlos eingeschlossen, mit fortgerissen wurden. Wohl waren dem Zollern die Reichsstädter stets hart auf den Fersen und jeder Schritt der Burg

Zollern zu mußte mit Blut erkauft werden, aber bald hatten die Verfolger das Terrain gegen ſich, denn es gieng immer ſteiler aufwärts, je weiter man ſich vom eigentlichen Kampfplatze entfernte, ſo daß die reichsſtädtiſchen Führer, fürchtend, es möchte ſich der Hohenzollerngraf plötzlich wieder zum Angriff wenden, von ſelbſt ihren Truppen Halt geboten. Ungeſtört wurde nun der Rückzug vollbracht, aber auf der Mitte des Weges kam ihnen der von Tritſchler entgegen, mit ihm der Reſt der Beſatzung.

„Ihr ſeyd gerettet," rief er ſchon von weitem. „Gelobt ſey die Jungfrau Maria! Aber ich hätte Euch herausgehauen, und wären der Feinde auch zehnmal mehr geweſen."

Der Graf von Zollern ſchaute ihn mit einem ſonderbaren Lächeln an; es war ein Lächeln, das faſt an Verachtung grenzte.

„In der That?" ſagte er. „Es kommt uns faſt ſo vor, als wäret Ihr der rechte Mann in der Noth. Was meint Ihr," ſetzte er leiſer, aber mit einem nichts Gutes weiſſagenden Blicke hinzu; „was meint Ihr, wenn ich Euch als Feigling dort an die hübſche Eiche aufhängen ließe? Ihr verdientet nichts weniger wegen Eurer ſchnellen Flucht."

Der von Tritſchler ward bleich wie die Wand. „Ihr werdet doch nicht...." ſagte er bebend. „Euer treuſter Freund...."

„Seyd ohne Furcht," fuhr der Graf nach einer Pauſe fort, ſich an der Angſt des Ritters weidend. „ich habe nie viel auf Euren Muth und Eure Tapferkeit gehalten. Ihr könnt mit der Feder umgehen und habt eine gute Zunge, aber das Herz eines echten Ritters habt Ihr nicht im Leibe. Der geringſte meiner Knechte gäbe einen beſſern Anführer,

als Ihr einer seyd. Kommt mir nie mehr mit dem Ansinnen, mit in den Kampf ziehen zu wollen."

Der von Tritschler wagte es nicht, ein Wort zu erwiedern, aber seine Augen blickten giftig zur Erde, und in seinen Mienen war deutlich zu lesen: „ich will mich rächen." Die Knechte sogar schienen ihm seiner zu spotten.

Der Zug war auf dem Schlosse angelangt. Kaum gönnte sich der Graf von Zollern Zeit, die Rüstung abzulegen, so wurden die Gefangenen zum Verhöre geführt. Dieses schien nicht sehr ergötzlicher Art zu seyn, denn des Grafen Gesicht war ernst und streng. Auch der von Stauffeneck schien heftig bewegt, nur der von Tritschler blickte fast schadenfroh. Jetzt wurden die Gefangenen entfernt und lange herrschte tiefe Stille im Saale.

Der Graf von Zollern gieng schweigsam auf und nieder.

„Habe ich es Dir nicht gesagt," rief er endlich, vor dem von Stauffeneck stehend bleibend, „die Gräfin Henriette ist ein Weib, wie alle Andern? Ein falsches, heimtückisches Weib, das Dir hinterrücks den Dolch einzudrücken sucht, während sie Dir von vorn das Kinn streichelt? Eine schwache, banditenartige Regentin, die nicht weiß, was Ritterſitte heischt und deutsche Biederkeit befiehlt? Oder wäre das etwa ein Zeichen ihrer Ritterlichkeit und Biederkeit, daß sie insgeheim den Spießbürgern Truppen zusendet, ohne mit mir in offener Fehde zu stehen? Doch wie konnte Ich auch je von der Mömpelgarderin etwas Besseres erwarten!"

Lange gieng er wieder auf und ab, mit schnellen Schritten das Gemach messend. Endlich aber schien er zu einem Entschlusse gekommen zu seyn.

„So muß es seyn," sprach er. „Ich will's ihr eintränken. „Jetzt seyd Ihr an Eurem Platze, Ihr tapferer Krieger," wandte er sich an den von Tritschler. „Euer

wackeres Mundstück wird mir nun bessere Dienste thun, als es Euer Schwert vermag. Die schlimme Händelsucherin soll ihren Mann finden."

Lange besprach er sich mit dem von Tritschler, und dieser wußte so sehr dem Grafen zu Gefallen zu reden, daß alle Einreden des von Stauffeneck nichts fruchteten.

„Du hast die Gefangenen selbst gesehen und gehört;" war das Einzige, was er erwiederte. „Unter neununddreißig sind es siebzehn württembergische Unterthanen und zum Theil Leibeigene der Gräfin. An die sechshundert stehen dort im Lager der Reichsstädter gegen mich, und ihre Zahl mehrt sich sicherlich mit jedem Tage. Sprich mir nicht von Uebereilung und Bedachtsamkeit. Ich will's so haben und wäre auch der tapfere Eberhard zehnmal mein Freund und Lehnsherr gewesen. Er war ein Mann," setzte er stolz hinzu. „Mit ihm in Leben und Tod. Sie aber ist ein Weib, ein feiges, heimtückisches Weib. Aber sie soll erfahren, daß der Oettinger vor keinem Weibe die Waffen streckt, und wäre dieselbe auch die Herrin von halb Deutschland."

Erst spät in der Nacht trennte man sich, und der von Stauffeneck machte sich manch trübseliges Bild von der Zukunft. Der bevorstehende Kampf mit der Gräfin von Württemberg trennte ihn wohl auf immer von der Geliebten.

VI.

Kein feiges Weib, wie Du geglaubt,
Es traf Dein Hohn ein Fürstenhaupt.
G. Schwab.

Zwei Tage nachher herrschte in dem Hofe zu Stuttgart eine mehr als gewöhnliche Bewegung. Es waren Gesandte der beiden freien Reichsstädte Ulm und Rottweil angelangt.

Stuttgart war damals noch sehr klein, nur die jetzige Altstadt stand, und kaum 5000 Einwohner lebten darin. Die Stadt war nicht sehr befestigt, obgleich hohe Ringmauern dieselbe umzogen, denn die Grafen von Württemberg residirten nur zu Friedenszeiten darin. Brach ein Krieg aus, der ihre eigenen Stammlande bedrohte, so zogen sie sich auf eine ihrer festen Burgen zurück, die im Lande zerstreut umher lagen. Noch stand damals die Feste Rothenberg, die Stammburg derer von Württemberg, kaum zwei Stunden von Stuttgart gelegen, auf demselben Berge, auf dem sich jetzt eine griechische Kapelle erhebt, erbaut zu Ehren der verstorbenen Gemahlin des jetzigen Königs von Württemberg. In Stuttgart selbst erhob sich zwar auch ein Schloß, aber es war nur von Holz erbaut, und erst hundert Jahre nach der Zeit, in der diese Geschichte spielt, machte dasselbe dem stolzen Gebäude Platz, das uns jetzt unter dem Namen „das alte Schloß" bekannt ist.

Die Gesandten von Ulm und Rottweil begehrten Hülfe von der Gräfin Henriette von Württemberg gegen den Grafen von Zollern. „Haben wir Euch beigestanden gegen die von Gerolseck," sprachen sie, „so steht jetzt auch uns bei gegen den von Zollern." Die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß ihre Streitkräfte nicht auslangten gegen den tapfern Ritter, dessen einziger Arm schon mächtiger war, als Dutzende ihrer bezahlten Söldner.

Lange berieth sich die Gräfin mit ihren Räthen, und zum ersten Mal vielleicht ließ sie sich bestimmen, einen ihrem eigenen Willen und ihrer persönlichen Neigung entgegenlaufenden Beschluß zu billigen.

„Laßt Euch nicht von der Leidenschaft, von Eurem Haß gegen den Oettinger hinreißen, hohe Frau," hatte ihr der alte, rauhe Wöllwarth gesagt. „Die Ulmer und Rottweiler

ſind ſchon begünſtigt genug von Euch, daß Ihr ihnen erlaubtet, unter Euren Dienſtmannen Kriegsleute zu werden. Noch mehr zu thun, wäre weder klug noch Eurer würdig. Die Fürſten und Edlen müſſen zuſammenhalten, ſo wie die Reichsſtädter und Spießbürger unter ſich vereinigt ſtehen. Jetzt verſprechen Euch die Ulmer und Rottweiler gute Dinge, weil ſie Eurer bedürftig ſind. Aber laſſet ein Mal den Zollern beſiegt ſeyn, gebt Acht, wie bald ſie wieder gegen Euch ſelbſt auftreten, ſo bald es ihr Vortheil erheiſcht. Es ſind Krämer und Krämerſeelen. Ulm allein wäre reich genug, um 3000 Söldner in's Feld zu ſtellen, allein es ſpart ſein Geld, weil es meint, mit Andrer Hülfe auch zum Zwecke zu kommen."

So bekamen die Geſandten einen ſchlimmen Beſcheid, und wollten ſich ſchon aufmachen, den Ihrigen die abſchlägige Antwort zu verkünden. Aber an demſelbigen Morgen ritt der von Tritſchler, als Abgeſandter des Grafen von Zollern, in Stuttgart ein und begehrte ſein Anliegen vorbringen zu dürfen.

Im hohen Audienzſaale des Schloſſes waren die Räthe der Gräfin verſammelt; die Gräfin Henriette ſaß auf einem Thronſeſſel, die Grafenkrone auf dem Haupte, ein prächtiges, golddurchwirktes Schleppkleid floß an ihrem ſchlanken Leibe bis auf den Boden hinab; nie war ihr Geſicht ſtolzer, als an dieſem Tage, denn ſie glaubte, der trotzige Oettinger habe ſich gedemüthigt und bitte ſie um Hülfe gegen die Reichsſtädter.

„Wohlan," ſprach ſie, als der von Tritſchler eingeführt wurde, „ſo beginnt Eure Mähr. Iſt der Zollern endlich zu Kreuze gekrochen? Will er Uns als ſeine Lehnsherrin erkennen, auf daß wir dem Vaſallen die gebührende Unterſtützung nicht verſagen?"

„Mit Nichten, Frau Gräfin," erwiederte der von Tritschler mit höhnischer Geberde. „Nie war Graf Friedrich von Zollern und Oettingen anderwärtiger Hülfe weniger benöthigt, als in diesem Augenblicke. Ich bin vielmehr abgesandt, Euch, die Gräfin von Württemberg und Mömpelgard, ob Einigem, was vorgefallen, zur Rechenschaft zu ziehen."

Der von Tritschler sprach diese Worte mit jenem kalten, verachtenden Ausdruck, der mehr beleidigt, als die herbsten Reden. Auch verfehlte er seinen Endzweck nicht.

„Zur Rechenschaft zu ziehen?" rief die Gräfin, indem hohe Röthe ihre Wangen bis zum Busen hinab färbte. „Uns, seine Lehnsherrin will der Vasall zur Rechenschaft ziehen? Doch," fuhr sie fort, indem sie plötzlich von der größten Heftigkeit zu einer sanften Sprache übergieng, „macht nur weiter, Herr Abgesandter, wir sind schon darauf gefaßt, noch andere Dinge zu hören."

„Es kann Euch nicht unbekannt seyn, Frau Gräfin," sprach der von Tritschler weiter, „daß der Graf von Oettingen und Zollern mit Jedermann gegenwärtig in Frieden lebt, außer mit den freien Reichsstädten Rottweil und Ulm. Auch mit Euch, Frau Gräfin, ist er in keiner Fehde begriffen. Dennoch finden sich in dem Heere der Reichsstädter, das gegenwärtig vor Zollern liegt, viele Angehörige der Grafschaft Württemberg; ja als der Graf von Zollern vor zwei Tage beinahe das Lager der Städtischen erstürmt hatte, machten wir etwelche Gefangene, die noch leben und ausdrücklich aussagen, nicht ohne Euren Willen in Sold der Städter getreten zu seyn. Nunmehr sendet mich der Graf, Euch zur Rede zu stellen, wie Ihr gegen allen Brauch und aller Sitte entgegen, es wagen könntet, den Reichs-

ſtädtern gegen den Grafen Hülfe zu ſenden, ohne ihm gekündigt zu haben."

Die Gräfin war bald roth, bald bleich; aber nach einiger Ueberwindung gelang es ihr, einen ruhigen Ton zur Antwort zu finden.

„Wir kennen die ſtolze Sprache des Grafen Friedrich," ſagte ſie; „allein wir fragen nun Euch hinwiederum, iſt es Euch etwa unbekannt, daß der Graf, unſer Vaſall, uns die Lehnsherrſchaft gekündigt hat, und daß wir deßwegen das Recht haben, denſelben zu bekämpfen, wann und wo wir wollen?"

„Der Graf von Zollern," erwiederte der von Tritſchler noch höhniſcher als zuvor, „hat mich nicht beauftragt, hierauf zu antworten, ſondern er begehrt nur einfache Antwort, ob Ihr geſtändig ſeyd, den Städtern heimliche Hülfe geſandt zu haben."

„Und wenn wir ſolches gethan?" ſagte die Gräfin, und ihre Stimme zitterte vor Spannung; „wenn wir den Städtern erlaubt haben, unter unſern Dienſtmannen zu werben, was iſt des Grafen Begehr und Antwort weiter?"

„Dann," war des Abgeſandten Gegenrede, „läßt Euch der Graf von Zollern und Oettingen durch mich Folgendes entbieten. Doch ich bitte wohl, nicht zu vermeinen, die Worte, die ich jetzt zu ſprechen gezwungen bin, kämen aus meinem Munde. Es will mich hart ankommen," meinte er wie bedauernd, „die Redensarten zu wiederholen, aber es ſind des Grafen eigene Worte. Der Graf von Zollern, genannt der Oettinger," fuhr er jetzt mit erhabener Stimme fort, „ſagt Euch auf, für immer und ewig, er erklärt Euch für ein heimtückiſch hinterliſtig Weib, dem kein Ritter mit Ehren dienſtbar ſeyn könne, da Ihr mit heimlichen Waffen kämpft; er nennt Euch eine Widerſacherin und Widerbelle-

rin, die man mit Gewalt vom Regimente entfernen sollte, weil kein zanksüchtig, eitel Weib auf dem Stuhle sitzen soll, der für Männer bestimmt ist. Er ruft Schmach und Schande über alle die, welche einer ...."

Bis hierher hatte der Abgesandte des Grafen von Zollern seine Rede ohne Unterbrechung geführt, wenn gleich die Räthe und Vasallen der Gräfin von Württemberg mit immer steigenderem Zorn zuhörten. Als sich aber die Schmähworte häuften, und im Munde des von Tritschler noch gehässiger und giftiger sich gestalteten, als wenn sie der Graf von Zollern selbst gesprochen hätte, da ließ sich der allgemeine Unwille nicht noch länger bewältigen. Es entstand ein solch schrecklicher Tumult, daß man die letzten Worte des Abgesandten unmöglich mehr vernehmen konnte. Die Edelleute im Saale waren heftig aufgesprungen und mehrere stürzten mit gezogenen Schwertern auf den von Tritschler los. Bleich und todesgewärtig wich dieser zurück.

„Nieder mit dem Schurken!" ertönte es im Saale. „Werft den Hund zum Fenster hinaus!"

Der bis zum Letzten geängstigte Mann bewegte die bleichen Lippen, aber man vernahm in dem Lärm keine Silbe.

„Sprich nicht weiter," rief der alte Wöllwarth, indem er mit gezogenem Schwerte sich an ihn drängte, ihn zugleich bedrohend und vor den übrigen Rittern beschützend. „Keine Silbe mehr, oder Du bist ein Kind des Todes."

Auch der junge von Geroldseck, der nun schon längere Zeit am Hofe der Gräfin von Württemberg verweilte und seines einnehmenden, obwohl stolzen Wesens halber von dieser hoch in Ehren gehalten wurde, hatte sein Schwert gezogen.

„Glaubt ihm nicht," schrie er den Lärm fast überläu-

bend; „es iſt unmöglich! der Oettinger führt keine ſolche Reden, der Tritſchler hat ſie ſchnöde erfunden.“

Dennoch wollte ſich der Tumult nicht legen. Immer heftiger wurden die Stimmen, welche die gewaltſame Entfernung des Zollernſchen Geſandten wollten und wohl wäre es möglich geweſen, daß dem von Tritſchler nun ein Leides geſchehen wäre, obgleich er ein Abgeſandter und als ſolcher heilig zu halten war, wenn nicht die Gräfin von Württemberg ſich in demſelben Augenblicke voll Stolz und Hoheit erhoben und ihren Rittern und Vaſallen Stillſchweigen zugewunken hätte.

„Haltet ein,“ rief ſie und ihre helle Stimme übertönte den Larm. „Steckt Eure Schwerter in die Scheide, Ihr Ritter. Bedenkt, daß es nur ein Geſandter des Grafen, nicht dieſer ſelbſt iſt, der ſo eben geſprochen hat. Gebt Ruhe, ſage ich,“ fuhr ſie heftiger fort, als noch immer nicht alle Schwerter in die Scheide zurückgekehrt waren und der Larm ſich nicht alſobald legen wollte. „Ich befehle es, ich die Herrin von Württemberg und Mömpelgard. — Dir aber,“ ſprach ſie nun nach einer Pauſe zu dem von Tritſchler gewendet, nachdem in der That plötzlich eine Todtenſtille eingetreten war — und ihr Auge leuchtete bei den hochherzigen Worten. „Dir, Du ſchnöder Bote eines noch ſchnöderen Herrn, Dir ſage ich zur Antwort an den Grafen von Zollern und Oettingen: Er, der mich in Dir ſo hart beſchimpft hat, Er ſoll dieß heimtückiſch und hinterliſtig Weib, Er ſoll die Gräfin von Württemberg kennen lernen. In offenem Kampfe wird ſie ihm entgegentreten und nicht nur ihn, ſondern auch ſeine Feſte Hohenzollern, alle ſeine Dörfer und Habe ſoll dieſes verachtete Weib verſchlingen, denn er ſoll erfahren, daß er nicht ein feiges Weib, ſondern ſeine Fürſtin beſchimpft hat.“

Raſch erhob ſie ſich und verließ mit ſtolzen Schritten das Gemach, von ihren Edeldamen und Schleppträgern gefolgt. Dem von Wöllwarth aber gab ſie zuvor noch den Auftrag, für die Sicherheit des Zollernſchen Abgeſandten zu wachen.

Noch an demſelben Abend flogen Boten über Boten im Lande umher, die Lehensträger der Gräfin von Würtemberg zur neuen Fehde aufbietend, denn dieſe war feſt entſchloſſen, den Reichsſtädtern mit einer ſtarken Mannſchaft beizuſtehen. Der von Tritſchler aber erbat ſich eine geheime Audienz, da er Wichtiges zu eröffnen habe.

VII.

Und er verrieth ſeinen Herrn und Heiland um 30 Silberlinge.
Heil. Schrift.

Es war ſchon ſpät in der Nacht deſſelbigen Tages, und noch immer lag Adalbertha von Riedern unter dem Fenſter, mit ſinnendem Blick in die mondbeleuchtete Gegend hineinſchauend. Sie gedachte wohl des fernen Geliebten und der verlorenen Hoffnung, ihn je zu beſitzen; denn wie hätte der Ohm, der erſte Rath der Gräfin, in eine Verbindung mit ihm, dem Anhänger des von Zollern, mit dem jetzt die Fehde beginnen ſollte, willigen können? Manche Thräne rann über ihre Wangen, ohne daß ſie ſich die Mühe genommen, ſie zu trocknen.

Sah ſie ja Niemand, als der verſchwiegene Mond! Vielerlei Entwürfe giengen durch ihre Seele; ſie wollte dem theuren Ritter zu wiſſen thun, daß er ſich losſagen ſolle von dem böſen Grafen Friedrich; aber wie konnte ſie dieß

verlangen, da der Graf nun in gedoppelter Gefahr war? Wäre es nicht eine Feigheit des Geliebten geweſen, jetzt in den Zeiten des ernſten Kampfes, von ſeinem Verwandten zu laſſen? Sie wollte der Gräfin zu Füßen ſinken, daß ſie wenigſtens den von Stauffeneck von der Fehde ausſchließe, die alsbald beginnen ſollte; aber wie wäre das möglich geweſen, ohne Stauffeneck's Einwilligung? Würde ſie nicht die Gräfin ob ihres kindiſchen Verlangens nur verletzt haben? Sie wußte nicht, was ſie wollte; nur das ſtand in ihrer Seele feſt, nie einem Andern anzugehören, als dem von Stauffeneck. Mochte der Ohm auch noch ſo ſehr in ſie dringen, nie ſollte der von Geroldseck ihre Hand erlangen, denn darauf hin gieng, wie Ihr jetzt ſchon deutlich geworden war, das Beſtreben des alten Ritters von Wöllwarth.

Es mochte wohl Mitternacht ſeyn, aber noch immer ſenkte ſich kein Schlaf über ihre vom Weinen rothen Augenlieder. „Wo mag nur die Gräfin ſo lange weilen?“ dachte ſie, denn der Gräfin von Württemberg Schlafgemach ſtieß hart an das ihrige, und dieſe war immer noch nicht zur Ruhe gegangen. „Sie werden wohl Kriegsrath halten,“ fuhr ſie in ihrem Selbſtgeſpräche fort; „und die Gräfin läßt es ſich nicht nehmen, auch hier als Herrin und Regentin zu handeln.“

Plötzlich hörte ſie Geräuſch. Die Thüre des Nebengemaches ward leiſe geöffnet und ſie unterſchied alsbald den leichten Tritt der Gräfin von einem andern, der ſeiner Schwere nach einem Manne angehören mußte.

„Wer betritt noch in ſo ſpäter Nacht das Zimmer der Gräfin?“ fragte ſie verwundert. — Jetzt vernahm ſie die Stimme der Gräfin, aber ſie rief keine ihrer Kammerfrauen, ſie zu entkleiden; es war ein ernſteres Geſchäft, das die Gräfin vorhatte.

„Ihr müßt ein wichtig Geheimniß haben," ſagte Henriette von Württemberg, „daß Ihr auf eine ſo geheime Unterredung dringt. Doch ich habe Euch nachgegeben. Hier belauſcht uns kein Ohr; meine Kammerfrauen warten im Vorzimmer, und nebenan ſchläft eines meiner Edelfräulein, das wohl ſchon lange nicht mehr wach ſeyn wird. Nun ſprecht, Herr Ritter, aber macht es kurz, denn es will ſich nicht geziemen, daß Ihr lange an dieſem Orte verweilet."

„Ihr ſeyd gewiß, daß uns Niemand belauſcht?" ſprach eine tiefe Mannsſtimme in gedämpftem Tone, „wohlan ſo mögt Ihr erfahren, was mich dieſe Unterredung verlangen ließ. Ich bin des Grafen von Zollern Freund nicht. Aus dieſem mögt Ihr folgern, was ich Euch zu ſagen habe."

„Und dennoch ſchien es heute Mittag," erwiederte die Gräfin bitter, „als wärel Ihr ſein beſter Freund! Wie hättet Ihr uns ſonſt ſolche Worte berichten mögen, als Ihr gethan?"

„Ich that es als Abgeſandter des Grafen," ſagte wieder die tiefe Stimme des Mannes, „ich mußte es thun, ſo ſchwer es mir auch fiel. Aber ich weiß auch das einzige Mittel, wie Ihr Euch rächen könnt. Ohne mich könntet Ihr Jahre lang vor der hohen Bergfeſte liegen, und kämet dennoch nicht zum Ziele. Ich zeige Euch den Weg, ſo Ihr Euch mit mir verbünden wollt."

„Wer bürgt mir aber für Eure Wahrhaftigkeit?" frugte die Gräfin nach einigem Beſinnen. „Soll ich Euch trauen, Euch, den mein Feind als Abgeſandter geſchickt hat? Euch, dem vertrauteſten Rathe des Grafen von Zollern? Bei Gott, ſo Ihr mir Fallſtricke legen wollt, Ihr ſollt es mit dem Leben büßen."

„Ihr mögt mich den ſchmählichſten Tod ſterben laſſen," antwortete der Mann in dem frühern leiſen Tone, „ſo ich

Euch betrüge. Aber wißt, ich haſſe den Grafen, ich will mich rächen. Hat er es nicht gewagt," fuhr er heftiger und lauter fort, „mich einen Feigen zu nennen? Hat er mich nicht beſchimpft vor der ganzen Beſatzung? Mußt' ich es nicht mitanhören, wie ein junger Fant, der von Stauffeneck, mir vorgezogen und als ein Held geprieſen wurde, während ich die Schmach der Verachtung in Aller Augen leſen konnte? Bei der heiligen Jungfrau, der Zollern und ſein Vetter, der Stauffeneck, ſollen es büßen, ich liefere ſie in Eure Hände. — Hört mich an," ſprach er nach kurzer Weile weiter, „ich bin der Vertraute des Grafen. So gering er mir auch mitſpielte, er denkt nicht daran, daß ich ihn verrathen konnte; ſo habe ich die Mittel in Händen, ſein Verderben zu beſchleunigen." — Hier ward die Stimme ſo flüſternd, daß es dem Fräulein unmöglich war, auch nur ein Wort weiter zu verſtehen. Lange noch dauerte die Unterredung, aber worin ſie beſtanden, welche Mittel der Verräther an die Hand gegeben, was er als Lohn gefordert, ſie wußte es nicht zu ſagen, denn ſeine Worte waren ſo leiſe, daß kein Schall durch die dicken Wände drang. Endlich ſchien die Verhandlung geendigt, denn ſie hörte wieder laute Worte und laute Tritte.

„Es ſey ſo," ſprach die Gräfin von Württemberg vernehmlich. „Ihr ſollt haben, was Ihr verlangt, aber erinnert Euch wohl, ſo Ihr den Verräther an mir ſpielt, wie an dem Grafen, ſo dürft Ihr für Euern Tod nicht ſorgen. Es bleibt bei dem verabredeten Zeichen. Mit Allem, was Ihr begehrt, mit jeglichem Mittel will ich Euch unterſtützen. Ihr ſollt Euch über mich nicht zu beklagen haben, denn jetzt der Oettinger Alles gegen mich, ſo ſetze ich nicht Mineres daran, ihn zu demüthigen. Und wenn Ihr es dahin bringt, wenn Ihr mir die Möglichkeit verſchafft, ihn leben-

dig in meine Hände zu bekommen, so soll Euer Lohn groß seyn, größer als Ihr selbst zu fordern wagtet. Doch nochmal wiederhole ich's, treibt Ihr Euer Spiel auch mit mir," fuhr sie, heftig und scharf die Worte betonend, fort, „bei dem heiligen Kreuze schwöre ich's, ich selbst verrathe Euch dem Oettinger, und er mag dann Gericht über Euch halten. Jetzt spuret Euch; Ihr müßt noch diese Nacht mein Schloß und meine Residenz verlassen, damit Eure verspätete Ankunft beim Grafen keinen Argwohn errege. Ich habe deshalb Befehl gegeben, Euch die Thore zu öffnen. In wenigen Tagen gehe ich selbst in's Lager ab, und Ihr sollt dann das Weitere von mir erfahren. Doch noch einmal und zum letzten Mal, werdet Ihr auch an mir zum Verräther, Euch wäre besser, Ihr wäret nie geboren."

Die Thüre ward jetzt geöffnet und schleichenden Trittes entfernte sich der Fremde. Bald hörte man die Zugbrücke fallen und ein Reiter sprengte über dieselbe. — Die Gräfin rief ihren Kammerfrauen, sie zu entkleiden. Auch Adalbertha suchte ihre Schlafstätte, aber kein Schlummer schloß ihr die Augen. Das Bild des Geliebten stand ihr vor der Seele; ihn beschloß sie zu warnen, zu retten, es koste, was es wolle. Erst in der Frühe des Morgens konnte sie mit ihrem Entschlusse in's Reine kommen und nun ward dem geängstigten Gemüthe Ruhe und ein sanfter Schlaf stärkte sie zu dem kommenden Tagwerke.

VIII.

Er liebte und ſie liebte;
Er liebte ſie, ſie aber liebte einen Andern.
Altes Stück.

Den andern Tag war ſchon in der Frühe ein reges Leben im Schloſſe zu Stuttgart. Ritter und Knechte eilten durcheinander, Wagen wurden gepackt, Pferde wieherten im Schloßhofe, denn die Gräfin von Württemberg verlegte abermals ihren Hofhalt, und gieng ſelbſt in's Lager von Hohenzollern ab. Schon ehe die Sonne aufgegangen, war ſie mit verſchiedenen Geſchäften fertig geworden, denn ſie pflegte Alles ſo raſch als möglich abzumachen. Indeſſen ſchien ſie auch an dieſem geſchäftigen Morgen doch nicht blos Regierungs-Angelegenheiten zugänglich, denn ſo eben verließ ſie ihre erſte Edeldame, das Fräulein Adalbertha von Riedern. Adalbertha war bleich, und ihre Augen ſchienen von Thränen geröthet. „Sie will nicht," ſagte das Mädchen halblaut, „gut; er ſoll dennoch gerettet werden."

Adalbertha trat in ihr Zimmer, wo die Kammerzofe bereits mit Einpacken beſchäftigt war.

„Laß das, gute Anne," ſagte ſie, „ich bleibe hier; die Gräfin hat es ſo beſchloſſen; aber," fuhr ſie nach einigem Nachdenken fort und erröthete bei den Worten, „Du kennſt den Diener des Ritters von Gerolseck. Rufe ihn, oder gehe vielmehr und beauftrage ihn, ſeinen Herrn zu mir zu ſchicken, ehe er ins Lager abreitet. Sage ihm, es ſey durchaus nothwendig, daß ich ihn ſpreche."

Das Mädchen ſah ihre Herrin groß an. „Ihr habt dem Ritter vor noch nicht acht Tagen verboten, Euch zu beläſtigen," ſagte ſie endlich. „Doch Euer Ohm wird ſich

freuen, wenn Ihr Euch alſo verändert. Der arme Staufeneck!“ ſetzte ſie faſt leiſe, doch laut genug hinzu, daß es die Herrin nicht überhören ſollte.

„Thue, was ich Dich geheißen,“ ſprach dieſe ſchnell, „und bekümmere Dich nicht weiter.“ — Adalbertha gieng dem Fenſter zu, um die Verlegenheit zu verbergen, die auf ihrem Geſichte geſchrieben ſtand, denn die Dienerin hatte einen Namen genannt, mit dem ſie ſich jetzt mehr beſchäftigte, als je; kaum aber hatte dieſe ſich entfernt, ſo nahm ſie aus einem Schranke ein kleines Schmuckkäſtchen hervor, das unter andern Koſtbarkeiten auch eine kleine goldene Kapſel ohne beſondere Auszeichnung enthielt. Sie drückte an einer Feder und ein Bild ward ſichtbar, das die Züge der Beſchauerin wiedergab.

„Ob er mich wohl in dieſem lächelnden Angeſichte wieder erkennen mag!“ ſagte Adalbertha ſinnend. — Darauf nahm ſie ein Stückchen Pergament und ſchrieb mühſam einige wenige Worte darauf.

„Er wird, er muß mich verſtehen,“ ſagte ſie jetzt faſt ermuthigt, als ſie den ſchmalen Pergamentſtreifen in die Kapſel einſchloß und das Bild wieder zurückſpringen ließ. „Nur ſo iſt es mir möglich, ihn zu retten. Gott verzeihe mir, wenn ich etwas Unrechtes gethan, und gegen die Sitte verſtoße. Meine Mutter würde mich gewiß nicht verdammen.“

Kaum war dieſes Geſchäft beendigt, ſo trat der von Geroldseck bei ihr ein. Der junge Ritter war bereits von Kopf bis zu Fuß gewappnet. Beide erröthteten, als ſie ſich allein gegenüber ſahen.

„Ihr wollt auch mit ausziehen gegen den Ritter von ... gegen den Grafen von Zollern, wollte ich ſagen,“ begann Adalbertha mit niedergeſchlagenen Augen das Geſpräch.

„Ich glaubte, der Graf ſey Euer Waffenfreund und Ihr würdet eher für ihn kämpfen, als gegen ihn.“

„Eure Vorwürfe ſind ungerecht!“ erwiederte der junge Ritter gekränkt. „Mein Vater und meine Vettern haben Frieden geſchloſſen mit der Gräfin von Württemberg; wir ſind ihre Vaſallen und Lehnsträger, wie früher; ich muß der Gräfin Dienſte leiſten. Und — wie mögt Ihr nur unwirſch ſeyn, daß ich gegen den Grafen ausreite, der in der Gräfin Henriette Euer ganzes Geſchlecht beleidigt hat?“

„Verzeiht!“ ſagte ſchüchtern Adalbertha, „ich that Euch Unrecht, aber ich wollte Euch nicht beleidigen; ich möchte Euch vielmehr um einen Ritterdienſt bitten, ſo Ihr mir ihn erzeigen wollt.“

„Sprecht,“ rief der von Geroldseck feurig, „Ihr wißt, daß ich bereit bin, Leib und Leben für Euch zu laſſen.“

Er bog ein Knie vor der ſchönen Jungfrau und ſuchte ihre Hand zu faſſen.

„Nicht doch!“ ſagte jetzt beängſtigt die junge Edeldame. „Steht auf. Ich bitte Euch, ſteht auf. Ihr täuſchet Euch in mir, wenn Ihr glaubet .... Nicht für mich wollte ich Euch bitten. . . .“

Der junge Ritter erhob ſich befremdet und trat einige Schritte zurück.

Eine hohere Röthe noch, als zuvor, bedeckte die Wangen Adalberthas, doch fuhr ſie, als ſie das beſcheidene Zurücktreten des von Geroldseck gewahrte, beruhigter fort:

„Ihr habt einen Freund auf Burg Zollern. Ich ſpreche nicht von dem Grafen von Zollern, deſſen Feind Ihr jetzt ſeyd, ich ſpreche von einem Andern, von dem jungen Ritter, den Ihr in Nürtingen noch getroffen habt, Eurem Waffenbruder, dem Ritter von . . .“

Der Name wollte nicht über ihre Lippen.

„Ihr ſprecht von dem Ritter von Staufeneck,“ ſagte faſt heftig der junge Edelmann, indem ſeine Augen funkelten.

„Ja, von ihm will ich ſprechen,“ ſagte wie erleichtert die junge Dame, als ſie nicht gezwungen war, den Namen ſelbſt auszuſprechen. „Er hat mir oft von Euch erzählt; er rühmte Eure Tapferkeit, Eure Freundſchaft gegen ihn. Er liebt Euch, wie einen Bruder, konntet Ihr ihn weniger lieben? Oh! Rettet ihn,“ fuhr ſie heftiger fort und faſt drohten die lang zurückgehaltenen Thränen aus den Augen zu brechen, „Rettet ihn jetzt, da es noch Zeit iſt. Er iſt in großer Gefahr, in größerer, als Ihr Euch denken könnt. Fragt mich nicht, ich darf es Euch nicht ſagen, aber nie war eine Gefahr größer; es hängt Leben und Tod daran. Sprecht, wollt Ihr ihn retten? Oder wollt Ihr ihn dem Verderben Preis geben?“ — „Nein, nein, das könnt Ihr nicht,“ fuhr ſie immer aufgeregter fort, und war nahe daran, dem Ritter in ihrer Angſt zu Füßen zu ſtürzen, da dieſer noch immer nichts erwiederte. „So wißt denn, daß ich ihn liebe, daß wenn er verloren iſt, auch ich nicht mehr leben werde. Nehmt mein Geheimniß, ſtreut es in alle Winde, gebt mich der Schande und dem öffentlichen Spotte Preis, nur rettet ihn, wenn Ihr ein Menſch ſeyd.“

Sie war nun in der That dem Ritter zu Füßen geſunken, und dieſer wußte nicht, wie er das bis zum Zerſpringen aufgeregte Herz der edlen Jungfrau beruhigen ſollte. Er hob ſie ſanft auf und trug ſie auf einen Stuhl, damit ſie ſich etwas erhole. Lange ſtand er ſinnend vor ihr, das Auge halb traurig, halb mitleidig auf ſie gerichtet. Endlich hatte ſie ſich gefaßt.

„Was habt Ihr beſchloſſen?“ fragte ſie leiſe.

„Daß ich für Euch ſterben will, ſo Ihr es begehrt,“ erwiederte feurig der von Gerolseck. „Höret auch mich

an, edle Jungfrau. Ich kam hieher an die Hofhaltung der Gräfin von Württemberg nicht blos um ſeine Sitten zu lernen und des Vergnügens halber. Noch einen anderen Zweck hatte mein Vater und Euer Ohm. Ihr kennt ihn vielleicht. Nie hätte es ein Gebot meines Vaters gegeben, das ich gerner erfüllt hätte. Ich ſah Euch, und — mußte Euch lieben. Wer vermöchte Euch zu ſehen und nicht zu lieben?" Sein Auge ruhte glühend auf ihr und ſie machte eine erſchrockene Bewegung.

„Seyd ohne Sorgen," fuhr der Ritter fort, ſich ſchnell ermannend, „es iſt vorbei. Glaubt Ihr, ein Geroldseck denke niedrig genug, einem Freunde die Geliebte zu entreißen? Glaubt Ihr," ſetzte er faſt ſtolz hinzu, „ein Geroldseck könnte ein Weib begehren, das einem Andern in Liebe zugethan? Der von Stauffeneck iſt mein Freund, und wenn wir einander auch jetzt feindlich gegenüber ſtehen müſſen, der Geroldseck hält deßwegen doch ſeine Freundſchaft. Sagt mir," frug er jetzt ſchnell und abgebrochen, „wie ſoll ich Euch dieſe Freundſchaft beweiſen?"

Mit immer ſteigenderer Freude hatte Adalbertha dieſem Ausbruch des jungen Ritters zugehört und mit neuen Hoffnungsblüthen auf den Wangen reichte ſie ihm die goldene Kapſel.

„Gebt ſie ihm," ſagte ſie, „Ihr begegnet ihm vielleicht bald auf dem Schlachtfelde. Gebt ſie ihm, ehe es zu ſpät iſt. Dieß wird ihn retten."

„Mein Wort zum Pfande!" entgegnete der junge Ritter, indem er das Kleinod unter ſeinem Bruſtharniſch verwahrte. „Der Ritter von Stauffeneck ſoll die Liebesgabe empfangen und müßte ich ihm zu Liebe an die Thore von Zollern pochen. Sollte ich aber im Kampfe fallen, ehe ich mein Wort zu erfüllen vermocht, ſo wird man das Geſchmeide unverſehrt

und uneröffnet, wie Ihr es mir gegeben, auf meiner Bruſt finden. Lebt wohl, vielleicht auf immer.“

Dankbar und gerührt reichte Ihm Adalbertha die Hand, die er ſtumm drückte, als wäre es die Hand ein.s Freundes. Beide ſprachen kein Wort weiter, denn Adalberthas Augen ſtanden voll Thränen und er wandte ſich ſchnell zur Thüre, um nicht ebenfalls weicher zu werden, als dem Manne geziemt. Raſch eilte er in den Schloßhof hinab, denn bereits wurde das Zeichen zum Aufbruche gegeben. So eben hatte ſich die Gräfin in den Sattel geſchwungen, und ein Trupp Reiter harrte längſt des Abritts gewärtig.

„Ein wackrer Ritter!“ rief ſie dem von Geroldseck entgegen. „Ihr ſchreitet ja ſo langſam einher, als wolltet Ihr ein Todtenfeſt begehen?“

„Wacht auf, junger Freund,“ ſprach der von Wollwarth, der ſich eben an die Spitze des Zugs ſetzte, und dem jungen Geroldseck in ſeine Nähe winkte. „Laßt Euch den Abſchied nicht ſo ſchwer werden. Will's Gott, ſind wir in wenigen Wochen wieder hier, und dann ſoll Hochzeit ſeyn. Alſo munter, mein Junge!“

Der von Geroldseck ſprach kein Wort, ſondern ſchüttelte ungläubig mit dem Kopfe. Schnell beſtieg er ſein Roß, und wenige Minuten nachher eilte der ganze Trupp auf der Straße gegen Hechingen hin. Lange ſchaute Adalbertha der Cavalcade nach. „Wird er den Brief noch zeitig genug erhalten?“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt. Dann betete ſie leiſe für das Wohl des Geliebten.

IX.

Und frohen Muthes bleibt der Held,
Es mangelt ihm nicht Speis und Geld;
Er ſchmauſt und zecht ein ganzes Jahr:
Zum Abzug blaſt der Feinde Schaar
Da naht es ſchwarz, wie neues Heer;
Zweitauſend ſind es, oder mehr.
Der Knappe ſpricht: „Gnad' uns o Chriſt,
Die Württembergſche Fahn' es iſt!"

G. Schwab.

Der Gräfin von Württemberg war es in der Eile nicht möglich geweſen, ein ſo großes Heer zuſammen zu ziehen, als ſie wohl gewünſcht hätte. Viele ihrer Vaſallen ließen ſie im Stiche, da ſie es nicht mit dem tapfern Grafen von Zollern verderben mochten, oder ſtellten doch weniger Reiſige in's Feld, als die Gräfin verlangt hatte und verlangen konnte. Die Lage der Burg Hohenzollern war daher nach mehreren Wochen trotz der Verſtärkung, welche den Belagerern durch die Ankunft ihres neuen Verbündeten geworden war, noch faſt dieſelbe, wie vor der Kriegserklärung der Gräfin von Mömpelgard und der tapfere Oettinger ſpottete ſeiner Feinde tagtäglich durch die laute Luſtbarkeit, die auf ſeiner Veſte herrſchte. In der That waren die Belagerer noch keinen Schritt weiter gekommen. Wohl hatten ſie es verſucht, die Burg zu untergraben, aber immer waren die Arbeiter durch einen kühnen Ausfall der Belagerten vertrieben und die angefangenen Werke wieder zerſtört worden; denn der Oettinger hatte ein ſcharfes Auge und ſo ſorglos er ſchien, ſo ſehr kannte er die Pflichten eines Heerführers und Commandanten und wußte ſie beſſer, als Einer, zu erfüllen. Die Gräfin Henriette war daher von Tag zu Tag unwilliger, da ihr die Sache viel zu langſam gieng. Sie hatte endlich trotz der Gegenreden des

von Wollwarth, der seinen Gegner besser zu schätzen wußte, einen allgemeinen Sturm befohlen, allein so eifrig auch die Reichsstädter sich zeigten, so sehr auch an diesem Tage der alte Wöllwarth den Namen eines umsichtigen Führers und tapfern Soldaten bewährte, so wurde der Sturm dennoch mit leichter Mühe abgeschlagen, und endete so sehr zum Vortheile des Grafen Friedrich, daß, hätte er mehr Streitkräfte gehabt, um den Feind zu verfolgen, unstreitig das ganze Lager erstürmt worden wäre; in solcher Unordnung flohen die Reichsstädter und die Söldner der Gräfin. Von nun an machten die Belagerten, durch ihren Sieg noch kühner gemacht, fast jeden Tag einen Ausfall, und nicht selten glückte es ihnen, durch versteckte Angriffe von Neuem Proviant in die Feste zu schaffen und diese wieder auf lange vor Mangel zu schützen. Dennoch schien es kaum möglich, daß der Graf sich gegen zehn Mal größere Streitkräfte in die Länge halten würde, und die Belagerer waren so sehr davon überzeugt, daß ungefähr drei Wochen nach der Ankunft der Württemberger ein Herold in das Schloß Zollern abgesandt wurde, um dieses zur Uebergabe aufzufordern. Auch zeugte die Hast, mit der die Gräfin von Württemberg die Absendung dieses Herolds betrieb, von der Wichtigkeit, die sie derselben beilegte und sie entließ den Boten des Friedens nur, nachdem sie ihn noch zuvor insgeheim gesprochen und ihm ihre Aufträge ertheilt hatte.

Es war etwa um Mittag, als der Herold mit seiner weißen Fahne vor den äußersten Thoren der Burg anlangte und Einlaß begehrte.

„Die Spießbürger und ihre Verbündete, die friedfertige Dame scheinen unsere Lage für sehr verzweifelt zu halten," sagte der Graf von Zollern zu seinen Vertrauten, als ihm die Ankunft des Herolds gemeldet wurde. „Am Ende mei-

nen ſie, wir werden froh ſeyn, wenn ſie uns nur am Leben laſſen. Oder ſollten ſie etwa dahinter gekommen ſeyn, daß es mit unſerem Mundbedarf nicht ſo glänzend ſteht, als ich gerne wünſchte? Doch ich will ihnen eine Naſe drehen, ſo lange als der Kirchthurm von Hechingen. Glauben ſie jetzt, wir litten Mangel an Allem, ſo ſollen ſie in ein Paar Stunden vom Gegentheile überzeugt ſeyn."

Schnell ertheilte der Graf ſeine Befehle, und ehe noch der Herold zu den Thoren eingelaſſen war, hatte man ſie ſchon ausgeführt. Im großen Schloßhofe wurden Stühle und Bänke aufgeſtellt, an denen die ganze Beſatzung, gegen 400 Mann, Platz finden konnte. Die Tiſche brachen faſt von der Menge des Fleiſches, das in weiten Schüſſeln dampfte und in einem Augenblicke ſaß die ganze wehrbare Mannſchaft zu Tiſche, oben an der Graf Friedrich von Zollern und Oettingen.

„Was bringſt Du uns Herold?" rief der Graf dieſem entgegen, ohne vom Mittageſſen aufzuſtehen. „Haben die närriſchen Leute da unten endlich eingeſehen, daß ſie Narren ſind? Bieten ſie uns Frieden an? Nun wohlan, wir wollen ihnen keine zu harten Bedingungen auflegen."

Der Herold war offenbar in großer Verlegenheit. Er hatte geglaubt, die Belagerten in der größten Noth anzutreffen, und nun ſaßen dieſe fröhlich und guter Dinge bei vollen Schüſſeln und Bechern. Wie hätte er vor ihnen von Uebergabe der Feſte aus Mangel und Noth ſprechen können?

„Du ſchau'ſt verwundert um Dich?" ſprach der Graf weiter, ſich an dem unſchlüſſigen Geſichte des Herolds weidend. „Du glaubteſt wohl ausgehungerte Geſichter zu treffen? Da müßtet Ihr Euch beſſer auf's Kriegsführen verſtehen und keine Schürze euer Anführer ſeyn! So lange nur geizige Reichsſtädter und ein armſelig Weib vor un-

ferer Feſte liegt, wird der Oettinger nie Mangel leiden. Doch — ich will Euch nicht beleidigen. Macht Platz für den Herold, es iſt ihm wohl ſchon lange nicht mehr ſo gut gegangen; kommt, ſetzt Euch, laßt's Euch wohl ſchmecken. Nach der Mahlzeit könnt Ihr Euren Auftrag beſſer ausrichten, als mit leerem Magen."

Den Herold hatte der Spott des Grafen wieder zu ſich ſelbſt gebracht.

„Es will mir nicht geziemen," erwiederte er mit lauter Stimme, „daß ich mit den Feinden meiner Herrin aus Einem Becher trinke und von Einer Schüſſel eſſe. Doch vernehmt, was ich Euch zu ſagen habe. Die Gräfin Henriette von Württemberg und Mömpelgard, ſo wie auch ihre Verbündeten, die freien Städte des Reichs, Rottweil und Ulm, in Betracht Eurer bedrängten Lage und harten Noth, entbieten Euch Frieden und folgendes ſind die Bedingungen, unter denen ſie ihn Euch gnädig belaſſen wollen. Zuvörderſt ſollt Ihr, Graf von Zollern und Oettingen ſchwören, von nun an der Gräfin von Württemberg ein getreuer Unterthan und Vaſall zu ſeyn; zum zweiten ſollt ihr an beſagte Gräfin und ihre Verbündeten, die Städte Rottweil und Ulm, 1000 Mark Silbers bezahlen und bis ſolche gelöst, Eure Burg Zollern, ſo wie Eure übrigen Städte, Dörfer und Beſitzungen zum Pfande geben; zum dritten . . . ."

Weiter konnte der arme Herold nicht durchdringen, ſo ſehr er auch ſeine Stimme anſtrengte. Schon im Anfange ſeiner Rede, als er von der Noth der Belagerten ſprach, war er von einem ſchallenden Gelächter der Zechenden unterbrochen worden, ſpäter aber, als er gar von Uebergabe der Burg ſprach, entſtand ein lautes Murren; Viele derer, die an den Tiſchen ſaßen, ſprangen auf und auf den

Herold zu, und wenn nicht der Graf Friedrich ſich ſelbſt zum Schutze deſſelben aufgeworfen hätte, ſo wäre es ihm wohl übel ergangen.

„Ruhig,“ rief der Graf; „ſetzt euch nieder, meine Freunde. Keiner wage es, den Boten des Friedens zu berühren. Dir aber, unglückſeliger Mann, ſage ich, kehre heim ins Lager des Weibes, das Dich geſandt, und ſo ſie noch einmal es wagt, einen Herold mit alſo ſchmählichen Bedingungen mir zu ſenden, bei der heiligen Jungfrau, er ſoll hangen. Ihr, Ritter von Tritſchler, mögt den Herold bis zur äuſſerſten Pforte ſicher geleiten, damit er nicht ſage, wir hatten das Recht verletzt.“

Der von Tritſchler gehorchte, und kaum waren die Zwei durch das Burgthor verſchwunden, ſo entfernte ſich auch Graf Friedrich.

„Bringt den Leuten noch mehr Wein,“ befahl er, „der heutige Tag ſoll, in Freude begonnen, auch in Freude geendet werden.“

Lange nach ſchallte ihm das Lebehoch ſeiner zechenden Dienſtmannen, die ſich nun über den Herold luſtig machten.

Ohne ein Wort zu wechſeln, ſchritt der von Tritſchler mit dem Herold weiter. Er that, als ſey ihm der gewordene Auftrag faſt läſtig und ſchaute verachtungsvoll auf den armen Mann nieder, der auch ſeinerſeits mit keiner Miene eine nähere Bekanntſchaft mit dem Ritter verrieth. Dennoch mußte eine ſolche beſtehen, denn kaum hatten ſie das dritte Thor paſſirt, ſo wandte ſich der von Tritſchler mit ganz veränderter Miene an den Mann neben ihm.

„Jetzt ſind wir vor Spähern ſicher,“ ſagte er haſtig. „Was gab Dir Deine Herrin für einen Auftrag an mich?“

„Ich ſoll Euch dieſes Band als Zeichen bringen,“ er-

wiederte der Herold, indem er eine Schleife aus dem Busen zog. „Das Uebrige werdet ihr schon daraus ersehen.“

Schnell ergriff der Ritter das Band und verbarg es seinerseits sorgfältig.

„Sage deiner Herrin,“ flüsterte er leise, als sie gerade einer Wache nahe kamen, „sie dürfe auf mich zählen. Einer der beiden Anschläge muß gelingen, oder der Graf müßte ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen haben.“

Jetzt waren sie an's äußerste Thor, das stark bemannt war, gekommen. Auf des von Tritschlers Befehl öffnete es sich dem Herold. „Gehe hin,“ rief nun der Ritter höhnisch zum Abschied mit lauter Stimme: „Gehe hin, unseliger Bote, und verkündige denen, die Dich gesandt, daß eher des Himmels Einsturz zu vermuthen, als daß wir nur eine Haar-Breite einem Weibe und einigen Spießbürgern weichen werden.“

Das Thor rasselte hinter dem Herolde zu, und zufrieden eilte der von Tritschler nach der Feste zurück.

X.

Befreit euch von dem Schutte, sonst wird er an Euch selbst wieder zum Verräther.

Shakespeare.

Er war am Mittage vor „Allenseelen,“ als der Graf von Zollern und Oettingen mit seinen Vertrautesten auf der höchsten Zinne seiner Burg stand und das Lager seiner Feinde unter sich genau beobachtete. Unter den Rittern befand sich auch ein gemeiner Knecht, der demüthig und gebeugt hinter ihnen stand, aber mit nicht minderer Aufmerksamkeit in's tiefe Thal hinabspähte. Lange Zeit konnte man nichts besonders bemerken, außer daß vor einem der

größeren Zelte, auf dem die württembergische Fahne wehte, mehrere Rosse gesattelt standen. Endlich öffnete sich dieses und man sah die Gräfin von Württemberg mit einem größern Gefolge hervortreten. Alle waren festlich geschmückt und bestiegen die harrenden Rosse. Ein größerer Troß hängte sich dem Zuge an und man sah deutlich, daß es die Vornehmsten des Belagerungsheers waren, die sich hier zu einem besondern Zwecke vereinigt hatten. Dieser konnte aber unmöglich ein kriegerischer seyn, da das ganze Belagerungsheer unthätig blieb und die gemeinen Söldner nur der Neugierde halber in Haufen gaffend umherstanden. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung und trabte in der Richtung gegen Balingen und Rottweil hin. Wohl eine halbe Stunde lang war er dem Auge sichtbar, bis er sich hinter einem Bergvorsprung verlor. Nun erst ließ auch die Aufmerksamkeit derer auf Burg Zollern nach und mit zufriedenem Gesichte kehrte sich der Graf von Zollern gegen seine Umgebung. Da ward er des Knechtes ersichtlich, der ihn mit listigen Blicken beobachtete. Verächtlich wandte sich der Graf ab.

„Gebt dem Burschen zehn Goldgülden," sagte er zu seinem geheimen Rath, dem von Tritschler, „seine Nachricht ist wohl hundert werth. Oder ist Dir der Lohn zu gering?" fragte er den Knecht, wie gleichgültig weiter.

„Gnädigster Herr," erwiederte dieser demuthig," ich habe mein Leben auf's Spiel gesetzt, um Euch die Botschaft von dem Ritt Eurer Feinde nach Rottweil zu überbringen. Wollt Ihr mich mit zehn Goldgülden abspeisen, da Ihr wohl wißt, daß die Reichsstädter, denen ich entlaufen, mich tödten, wenn sie meiner habhaft werden?"

„Und daran thun sie wahrhaftig Recht," sagte kalt der Graf. „Ein Ueberläufer ist nicht mehr werth. Aber

Du ſollſt deinen Willen haben. Gebt ihm zehn Goldgulden weiter, aber für jeden Gulden ſoll er zehn Streiche erhalten, ſo wie es ein Verräther und Ueberläufer verdient.“ „Ihr, Tritſchler, ſeyd mir Bürge dafür, daß kein Streich fehlt und wenn der Schuft auch darauf gienge.“

Erſchrocken ſank der Knecht in die Knice, aber ohne ihn eines Blicks oder Worts weiter zu würdigen, flieg der Graf den Thurm herab, von ſeinen Rittern gefolgt. — Der von Tritſchler blieb zurück, um die Befehle ſeines Gebieters auszuführen.

„Ihr werdet mich doch nicht mishandeln laſſen,“ rief in Todesangſt der Knecht, indem er den Ritter am Arme faßte. „Ihr könnt das nicht, Ihr dürft es nicht. Gebt mir mein Geld und laßt mich ungefährdet von dannen. So antwortet doch,“ fuhr er nach einer Pauſe noch ängſtlicher fort, als der von Tritſchler hartnäckig ſchien. „Wolltet Ihr wirklich mich ſchlagen laſſen, für jeden Gulden zehn Streiche? Wolltet Ihr das, ſo wißt Ihr wohl, daß ich ein Kind des Todes bin, aber Ihr könnt es nicht wollen; denn Eure Schuld iſt es ja, daß ich da bin; Ihr habt es ja ſo angezettelt, daß ich bei Nacht und Nebel auf die Burg Zollern kam, als ob ich den Reichsſtädtern entfliehen wäre. Ihr habt es ſo abgekartet und Ihr müßt mich retten. Ihr könnt es, wenn Ihr wollt, denn Euch bin ich ja allein anvertraut und kein Menſch wird ſich um mich bekümmern, wenn Ihr mich freilaßt.“

So ſprach der Knecht in geflügelten Worten, denn der Todesangſt machte ihn beben; aber der von Tritſchler ſtand hohnlächelnd vor ihm und ſprach kein Wort. Da erfaßte den Knecht plötzlich ein ſchrecklicher Gedanke.

„Ja Ihr wollt es,“ ſchrie er, „Ihr wollt mich tödten, damit ich ſchweige. Aber noch lebe ich und der Graf ſoll

Alles erfahren, er ſoll erfahren, welche Schlange er an ſeinem Buſen nährt, erfahren, wie Ihr ein Teufel in Menſchengeſtalt ſeyd.“

Raſch erhob er ſich und wollte die Wendeltreppe hinabſpringen; aber der von Tritſchler vertrat ihm den Weg.

„Alſo verrathen willſt Du mich an den Grafen?“ ſprach er in verbiſſenem Tone. „Nun ſo gehe hin und verrathe mich!“ Dabei hatte er unvermerkt ſeinen Dolch gezogen, und ſtieß ihn dem Knecht tief ins Herz. Lautlos ſtürzte dieſer nieder, und mit einem einzigen Fußtritt ſtürzte der von Tritſchler den todten Körper über die hohe Zinne hinab, daß dieſer ſich an den Felſen zerſchmetterte und die einzelnen Stücke des Leibes ſich überſchlagend wie Kugeln den ſteilen Berg hinabrollten. Kaltblütig wiſchte er den Dolch ab und gieng die Wendeltreppe hinab, als ob Nichts vorgefallen wäre.

Nie frug der Graf von Zollern nach dem Schickſal des Ueberläufers, denn andere und wichtigere Gedanken durchkreuzten ſeinen Kopf. — Durch den Ueberläufer hatten die Belagerten erfahren, daß die Gräfin von Württemberg mit den vornehmſten Heerführern und Rittern von dem hohen Rath der Reichsſtadt Rottweil geladen waren, das Allerheiligenfeſt daſelbſt zu begehen, und die Einladung angenommen haben. Von den Belagerten ſchien Nichts befürchtet werden zu müſſen, da dieſe genug zu thun hatten, die in letzterer Zeit ſtark beſchädigten Feſtungswerke auszubeſſern; auch waren die Belagerer fromm genug, den höchſten Feſttag nicht nur ſelbſt heilig zu halten, ſondern auch dieſelbe Scheu vor den Heiligen dem Oettinger und ſeinen Genoſſen zuzutrauen. So zog denn wirklich die Gräfin nach Rottweil, wo ihr der hohe Rath und die Bürgerſchaft eine feſtliche Aufnahme bereitet hatten. Wahrſcheinlich bewegten

noch andere Hoffnungen und Pläne ihre Bruſt, als ſie offen darlegte, und gerade von dieſem Ritt nach Rottweil gedachte ſie wohl die Erfüllung ihrer ſehnlichſten Wünſche erwarten zu können. In der That gieng auch der Graf von Zollern in die Falle, die ihm ſein hinterliſtiger Feind hier legte, ohne Arg ein, und wir treffen ihn noch am Abend dieſes Tages mit ſeinen Rittern in größter Thätigkeit, ſeine Leute auf einen ſo eben beſchloſſenen Zug zu muſtern und auszurüſten. Die Pferde wurden in den Stand geſetzt, die Waffen geputzt und friſch geſchliffen, die Tapferſten unter den Dienſtknechten ausgewählt.

„Jetzt gilt's die Entſcheidung," ſagte der Graf freudigen und ſtolzen Blickes. „Die Gräfin und ihre ebenbürtigen Helfershelfer ziehen nach Rottweil zum luſtigen Tanze, und denken wohl nicht, daß der Oettinger ſo kühn ſeyn könnte, das Wild in ſeinem Lager aufzuſuchen. Sie meinen, ich dürfe und könne es nicht wagen, ſie in Rottweil ſelbſt anzugreifen und aufzuheben, denn ſie verlaſſen ſich auf ihre feſten Mauern und Ueberzahl; aber ſie kennen den Oettinger nicht. Was ſind hundert Spießbürger gegen zehn meiner tapfern Geſellen? Oder meinen ſie, ich fürchte mich vor dem hohen Feſttage und mein Schwert werde vor einer Proceſſion zurückbeben? Und wenn der Prieſter gerade das Hochamt hielte und die Württembergerin auf den Knieen vor dem Allerheiligſten läge, ich ergreife ſie und führe ſie als Gefangene mit mir."

Nur wenige Stunden wurden der nächtlichen Ruhe gewidmet. Mitten in der Nacht brach der Zug auf. Ein undurchdringlicher Nebel bedeckte Berg und Thal, und erleichterte es der Beſatzung, ohne von den Schildwachen des feindlichen Lagers bemerkt zu werden, das letzte Thor der Burg zu paſſiren und den Fuß des Berges zu erreichen,

wo die Straße nach Balingen und Rottweil vorbeizieht. Zum Ueberfluß hatte man den Pferden die Hufeisen verbunden und jeder Reiter führte ſein Roß hinter ſich. Bald war man auf der Straße angelangt, und nun gieng's ſo raſch als möglich vorwärts, denn man hatte einen weiten Weg vor ſich, und der Graf hatte beſchloſſen, den Rottweilern noch vor dem Mittageſſen einen Beſuch abzuſtatten.

„Ich will ihnen die Suppe verſalzen," verſetzte er lächelnd, und ſeine heitere Stimmung theilte ſich alsbald auch ſeinem ganzen Corps mit.

Unter Scherzen gelangte man noch früh am Morgen bis auf eine Stunde vor Rottweil, ohne auf irgend ein Hinderniß geſtoßen zu ſeyn. Hier trennte ſich der Haufen und ritt verſchiedenen Himmelsgegenden zu; denn der Graf wollte, um deſto ungehinderter in die Stadt einpaſſiren zu können, daß die Seinigen zu gleicher Zeit in kleinen Häuflein zu allen vier Thoren der Stadt einreiten und dieſe beſetzen ſollten.

XI.

Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſeyn.
Schiller

Am Zuſammenfluſſe des Neckars und der kleinen Prim, wohl mehr als 2000 Fuß über dem Meere, erhebt ſich die zwar nicht ſehr große, aber uralte Stadt Rottweil, die einſt von ihrem hohen Standpunkt über dem linken Neckarufer die ganze Gegend beherrſchte. Noch jetzt gewährt die Stadt mit ihren vielen Thürmen und feſten Mauern einen

imposanten Anblick, aber die tiefen Gräben, die sich um die Ringmauern herumzogen, sind zum Theil ausgefüllt und in Gärten verwandelt; die festen Thore sind gebrochen, die Wälle abgetragen. Zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, war dagegen Rottweil besser befestigt, als je, und glänzte unter den schwäbischen Reichsstädten, als eine der reichsten und tapfersten. Die eigentliche Stadt, durch zwei lange und breite, sich durchkreuzende Straßen in vier Theile getheilt, war mit vier Thoren und auf drei Seiten mit doppelter Ringmauer und Graben versehen. Die vierte Seite gegen den Neckar hin war durch zwei Vorstädte, die Anverstadt und das sogenannte Angstdorf geschützt, welche selbst wieder mit Gräben und Mauern umgeben und zum Theil durch das hier steile, fast senkrecht abfallende Neckarufer geschützt waren. Die Einwohnerzahl der Stadt mit den Vorstädten betrug fast zehntausend Köpfe und die Bürger waren alle wohl bewehrt und in den Waffen geübt. So schien es fast unmöglich, daß ein Feind der festen Stadt etwas anhaben konnte, wenn er nicht mit einem Heere anrückte, wie damals von geringeren Fürsten, als dem Kaiser, fast nicht aufzubringen war. In der Fehde mit den Grafen von Zollern, die nun schon mehrere Monate dauerte, hatte es daher der hohe Rath von Rottweil nicht für nöthig befunden, besondere Vorsichtsmaßregeln zu treffen, da man wohl wußte, wie der tapfere Graf genug zu thun habe, die Feinde von seiner Burg abzuhalten, und, wenn er auch einen Ueberfall wagen würde, dennoch nicht stark genug sey, um es mit einer Stadt, deren wehrbare Mannschaft an die zweitausend betrug, aufzunehmen. Ja, ein solcher Ueberfall erschien so tollkühn, daß er fast an eine Unmöglichkeit gränzte. So giengen denn die Ge-

ſchäfte in der freien Reichsſtadt ihren gewöhnlichen Gang, ohne alle Unterbrechung, als ob der tiefſte Friede herrſchte.

Am Tage „Allerheiligen“ des Jahrs 1420 aber war eine beſondere Rührigkeit in den Straßen, wie in den Häuſern zu bemerken. Den Abend zuvor war die Gräfin von Württemberg, begleitet von ihren vornehmſten Räthen und Heerführern, in die Stadt eingeritten, und ein hoher Magiſtrat, den Bürgermeiſter an der Spitze, hatte die Herrin am Hochbruckthore empfangen, ihr auch mit ihrem Gefolge im erſten Gaſthauſe der Stadt „zum Kreuz“ ein prachtvoll Logis eingerichtet. Die Gräfin war nur auf beſondere Einladung in der Stadt Rottweil erſchienen, und die Stadt hatte daher alle Anordnungen getroffen, um auf der großen Herrenſtube „ein Banquett und Tanz“ auszurichten, damit der vornehmen und mächtigen Bundesgenoſſin die ihr gebührenden Ehren erwieſen werden. So waren denn natürlich der Geſchäfte viele zu beſorgen und die Boten des hohen Rathes flogen in der Stadt umher. Noch mehrere waren die Neugierigen, die ſich auf dem Marktplatze vor dem Kreuz verſammelten, um die ſchöne Frau zu ſehen, die derzeit über Württemberg herrſchte, und überdieß bot der hohe Feſttag Jedermann Gelegenheit, müßig zu gehen und ſich in ſeinen Feiergewanden zu zeigen.

Dennoch ſchien es, als ob noch tiefere Gründe als die bloße Anweſenheit der Gräfin von Württemberg den hohen Rath der freien Stadt in Bewegung ſetzten. Denn der Kriegsrath, der nur in unruhigen Zeiten und bei bedenklichen Fällen ſich verſammelte, hielt ſchon Morgens früh eine geheime und langandauernde Sitzung, und als Ergebniß derſelben konnte man es betrachten, daß die Wachen an den Thoren verdoppelt und die Zunftmeiſter benachrichtigt wurden, ihre waffenfähige Mannſchaft ins Geheim bereit zu halten. Die

Bürgerschaft war über diese geheimen Anordnungen und Vorsichtsmaßregeln natürlich um so gespannter, als nichts Näheres unter das große Publikum drang, und die Zahl der Neugierigen auf den Straßen nahm daher von Stunde zu Stunde zu.

Endlich verkündete der neunte Glockenschlag und das Geläute aller Glocken den Beginn des Hochamtes. Die Herzogin von Württemberg verließ unter dem Geleite des Bürgermeisters ihr Gasthaus, und alsbald schlossen sich ihr eine Menge vom Adel und Bürgerstande an. Hiedurch erhielt die Aufmerksamkeit der Menge eine andere Richtung, indem die Meisten, nachdem sie den langen Zug der Adelichen und Herren, der sich vom Kreuze aus in die heilige Kreuzkirche in Bewegung setzte, sich betrachtet hatten, sich selbst in die Kirche begaben. Dennoch, trotz der Feierlichkeit des Amtes, trotz der vielen Fremden, die in der reich ausgeschmückten Kirche sich befanden, schien die Aufmerksamkeit vieler Anwesenden auf ganz andere Dinge gerichtet zu seyn, als man hätte glauben sollen. Man bemerkte manche flüsternde Gruppen, und der Bürgermeister, als Vorsteher des außerordentlichen Kriegsrathes, erhielt sogar hie und da Botschaften von außen herein, die er sogleich seinen Nebensitzern mittheilte. Endlich war das Hochamt seiner Beendigung nahe und der Segen des Priesters schien die beengende Stimmung eines Theils der Anwesenden heben zu wollen, als auf einmal mehrere Bürger in Wehr und Waffen zu den Kirchthüren hereinstürzten und zu gleicher Zeit ein durchdringendes Geschrei auf den Straßen entstand.

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ schrieen Einzelne. „Der Zollern ist in der Stadt! die Thore sind von den Feinden besetzt,“ ertönte es von andern Seiten.

Die Verwirrung, die hiedurch in einem Momente in

der Kirche entſtand, war wahrhaft außerordentlich zu nennen. Alles drängte ſich zu den Thüren. Es galt kein Anſehen der Perſon mehr. Aber die Thüren waren zu klein, um die Menge auf einmal paſſiren zu laſſen, und vor dem Hauptportale erſchien in demſelben Augenblick, als das erſte Geſchrei ertönte, ein Trupp völlig geharniſchter Reiter, die daſſelbe ſogleich beſetzten. Gleich darauf wurden auch die kleineren Thorchen von Feinden beſetzt und ein Ritter in völligem Harniſch ſprengte in die Mitte der Kirche und gebot einigen ſeiner Leute, die ihm auf dem Fuße folgten, die Gräfin von Württemberg zu faſſen. Der Befehl war nicht ſo bald gegeben, als auch ſchon zu ſeiner Vollziehung geſchritten wurde; allein die Gräfin hatte ſich bereits einem der kleinen Portale zu geflüchtet und befand ſich in Mitte eines Trupps von Männern und Frauen, die ſich wie ein Knäul in eine Ecke gedrückt hatten, und weder vorwärts noch rückwärts konnten. Die Kriegsknechte ſchauten ſich wie fragend nach ihrem Befehlshaber um, ob ſie auf den wehrloſen Haufen einhauen ſollten.

„Auseinander, Ihr Leute," ſchrie dieſer, und ſeine gewaltige Stimme übertönte den furchtbaren Lärm und das todesängſtliche Aufſchreien der Weiber; „Auseinander, ſage ich, es ſoll Euch kein Leids geſchehen. Gebt das freche Weib dort, das ſich Gräfin von Württemberg nennt, heraus und ihr könnt alle ungefährdet nach Hauſe gehen."

Mit dieſen Worten ſetzte er ſeinem edlen Roſſe die Sporen in die Seite, daß es mit gewaltigem Sprunge mitten in den Haufen hineinſetzte, rechts und links Weiber, Männer und Kinder niederwerfend. Nun flog der dicke Haufen wie Spreu auseinander und die Gräfin von Württemberg ſtand verlaſſen, nur von einigen Edeldamen umgeben, die vor Schrecken in die Kniee geſunken waren.

Schon faßte der hohe Ritter nach ihr, als urplötzlich sein Pferd mit Gewalt zurückgerissen wurde. Der Priester, dessen heiliges Amt auf so freche Weise gestört worden war, hatte sich im Augenblick, wo es ihm möglich war, den Haufen zu durchbrechen, auf den Ritter geworfen, und stand nun drohend und zürnend vor diesem.

„Ich habe Dich erkannt, Du Dieb und Räuber und Mörder," schrie er, indem seine Augen Blitze schossen und seine Lippen vor Wuth bebten; „ich habe Dich erkannt, ehrvergessener Graf von Zollern. Du hast den Tempel des Herrn geschändet, Du hast den heiligen Leib mit Füßen getreten, darum seyst Du verflucht von nun an bis in Ewigkeit. Ich stoße Dich aus kraft meines Amts zu binden und zu lösen, ich stoße Dich aus aus der christlichen Gemeinde. Den Vögeln in der Luft gebe ich Dein Haupt preiß und den Würmern der Erde Deinen Leib. Dein Leben ist verfallen, und wer Dich findet, mag Dich als einen Verstoßenen richten. Ich verfluche Dich, Graf von Zollern und Oettingen und übergebe Deine Seele dem Satan."

So laut und durchdringend klang die Stimme des Priesters, so erschütternd war ihr Ton, daß auch der Graf von Zollern fast zurückbebte. Doch im Augenblick war er wieder gefaßt.

„Laß' mein Roß los, elender Pfaffe," rief er dem Priester zu, der noch immer mit kräftigen Händen den Zügel des Pferdes hielt. „Laß fahren, oder bei Gott, ich thue etwas, was mich nachher gereuen könnte."

Doch der Priester strengte sich nur noch gewaltiger an.

„Herbei, ihr Christen," schrie er, „stoßt ihn nieder, der weniger werth ist, denn ein Jude oder Heide. Ich ertheile jedem Absolution auf sein ganzes Leben, der den Tempelräuber zu Boden wirft."

Die Lage des Grafen von Zollern wurde immer peinlicher; bereits griffen mehrere Hände nach ihm, und schon hatte ihn der Priester selbst mit kräftiger Faust gepackt und suchte ihn vom Pferde zu ziehen. Noch einmal schrie der Graf ihm zu, ihn loszulassen, aber noch einmal war ein Fluch die Antwort; da zückte der Graf sein Schwert und der Priester sank in seinem Blute zu Boden. Der Stoß hatte seine Brust durchbohrt. Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens entfuhr der ganzen Gemeinde. Eine solche That, ein Mord an einem geweihten Priester an heiligem Orte, konnte nie mehr gesühnt werden. Tiefes Entsetzen lähmte alle Hände und der Graf fand dadurch Raum, sich gegen das Hauptportal durchzuschlagen und mit den Seinigen wieder zu vereinigen. In der That war es auch hiezu die höchste Zeit.

Der Bürgermeister der Stadt mit dem Kriegsrathe hatte sich gleich im ersten Augenblicke durch ein Hinterpförtchen aus der Kirche begeben und alsobald die Sturmglocke zu läuten befohlen. Der Schultheiß entfaltete das Panner der Stadt und in wenigen Minuten waren die Zunftmeister mit ihren Gesellen und fast sämmtliche waffenfähige Mannschaft auf dem Platze vor der Herrenstube versammelt. Die Vorkehrungen, die schon des Morgens getroffen worden waren, erleichterten alle Bewegungen der Reichsstädter und alle Befehle ihrer Anführer.

„Der Fuchs ist in die Falle gegangen," sagte der Bürgermeister, als Präsident des Kriegsrathes, „und unsere Sache ist nun, die Falle fest zuzuhalten, damit der Kamerad uns nicht mehr entwische."

Vier starke Abtheilungen von bewaffneten Bürgern wurden augenblicklich nach den vier Thoren abgesandt, um diese dem Feinde wieder zu entreißen, ein Manövre, das

gar nicht schwer auszuführen schien, da der Graf von Zollern nur ganz wenige Mannschaft an den Thoren zurücklassen konnte, um seinen Haufen, mit dem er die Gefangennehmung der Gräfin von Württemberg beschlossen hatte, nicht allzusehr zu schwächen. Ja man hätte fast glauben mögen, die Reichsstädter haben dem Grafen und seiner Schaar mit aller Absicht die Thore überlassen, damit dieselbe um so sicherer in die Mitte der Stadt vorrücke und so von der Masse der Bürgerschaft erdrückt werde. Die Kriegsmannschaft der Reichsstadt rückte gegen die heilige Kreuzkirche vor, die, nicht weit vom Marktplatze gelegen, nun der Schauplatz eines eben so ruhmvollen als außerordentlichen Kampfes von beiden Seiten wurde. Der Graf von Zollern hatte wohl sechzig Reisige an dem Hauptportale der Kirche zurückgelassen, die nicht nur jeden Austritt aus derselben verwehrten, sondern auch Jedwedem den Eingang versperrten. Der Reichsstädter aber waren es wohl mehr als zehnmal so viel, und sie begannen das Gefecht damit, daß sie die kleinen Thörchen der Kirche entsetzten und die noch in der Kirche eingeschlossene Masse, zuerst aber die Gräfin von Württemberg, aus ihrer Haft befreiten. Nun erst griffen sie die Mannschaft an dem Hauptportale an, indem zugleich kleinere Abtheilungen durch die kleinen Portale in die Kirche eingedrungen waren und den Angriff von dieser Seite aus unterstützten. So waren die Reisigen des Grafen von Zollern ringsum eingeschlossen und der Graf sah alsobald, daß hier nur Ein Ausweg bleibe, nämlich der, sich durchzuschlagen. Alsbald sammelte er die Seinigen in einen dichten Knäuel und drang nun mit aller Gewalt auf den Feind, um diesen zu durchbrechen. Zwar widerstanden die Reichsstädter tapfer, und setzten besonders dem Grafen selbst, der auf seinem hohen Rosse vor seinen

Genossen sich auszeichnete, hart zu, wie ihn denn auch die Scharfschützen mit ihren Pfeilen von den Häusern aus fast zum alleinigen Ziele ihrer Wurfgeschoße machten, aber der Stoß war so gewaltig, so eng geschlossen drang der kleine Haufen auf den zehnmal überlegenen Feind ein, daß die dichte Reihe desselben sich öffnete und der Graf über die Leichen der Gefallenen hinweg sich einen Weg nach dem Authore zu bahnen konnte. Vor diesem stand jedoch abermals eine reichsstädtische Truppe, gegen welche sich die wenigen Zollernschen Mannen, welche dieses Thor noch besetzt hatten, kaum mehr zu halten vermochten. Ein Jubelgeschrei ertönte, als der Graf mit seinem Trupp zu ihrer Befreiung herbeistürmte. In wenigen Minuten waren hier die Reichsstädter auseinander gesprengt und das Thor in den Händen des Grafen von Zollern. Nun hatten dieser einen festen Anhaltspunkt erobert, von dem aus er die Angriffe des überlegenen Feindes leichter, als im freien Felde abwehren konnte, aber noch hatte er kein gewonnen Spiel, denn die Auvorstadt selbst, in welche man durch dieses Thor gelangte, war ebenfalls stark befestigt und die Reisstädter hatten sich bereits in dieselbe geworfen, indem ihnen der Weg durch die übrigen wieder eroberten Thore freistand. Der Kampf wurde nun immer hartnäckiger. Von allen Seiten her rückten die Reichsstädter vor, und in jeder Minute wuchs ihre Anzahl. Aber der Graf von Zollern verlor weder den Muth noch die Besonnenheit. Ueberall war er stets der Vorderste in den Reihen. Wo sein Schwert hintraf, kam ein Feind blutend zu Boden. Sein Schild war von Pfeilen wie gespickt, aber er schüttelte sie ab, als wären es Flaumfedern. Doch in die Länge ließ sich der ungleiche Kampf nicht aushalten. Die Kriegsknechte des Grafen wurden immer matter, und so sehr sie auch dieser anfeuerte,

ſo übermenſchlich ſie ſich auch anſtrengten, ſo mußte doch die Natur endlich ihre Rechte geltend machen.

„Ich wollte ein ganzes Jahr keinen Wein mehr trinken, hätte ich jetzt einen Schluck Waſſer," ſagte einer der Knechte.

„Du biſt ein ewiger Saufaus," erwiederte ein Anderer.

„Trink deinen Schweiß," meinte ein Dritter, dem auch jetzt noch der Scherz nicht ausging.

„Ich wärs gern zufrieden," ſagte ein Vierter, „wenn nur die Spießbürger mit mir verhungerten und verdurſteten, aber die loſen ſich einander im Mittageſſen ab."

So munterten ſich die Kriegsknechte des Grafen gegenſeitig auf, und wohl noch nie hatte ſich eine kleine Schaar gegen eine vielleicht jetzt zwanzigmal größere muthiger und ausdauernder gewehrt.

„Gideon," ſagte jetzt der Graf zu einem der neben ihm Kämpfenden, der ſich ſtets beſonders auszeichnete und den wir ſchon lange kennen. „Gideon, ich glaube, es friert die armen Spießbürger, während wir verbrennen möchten. Wenn wir ihnen nur ein kleines Feuer anrichten könnten, daß ſie die Hände daran wärmten."

Schnell begriff der tapfere Knecht den Befehl, und in weniger als einer Viertelſtunde hatte er mit Hülfe einiger Kameraden das nächſt ſtehende Haus in der Anvorſtadt in Brand geſteckt. Ein heftiger Wind vergrößerte das Feuer, ſo daß ſich dieſes im Augenblick auf die ganze Vorſtadt erſtreckte. Wohl wußte der Graf, daß hiedurch die Aufmerkſamkeit und Thätigkeit ſeiner Feinde ſich theilen mußte und ſchnell benützte er die Bewegung, die nun unter den Reichsſtädtern entſtand.

„Jetzt muß es uns gelingen," ſagte der kühne Führer, indem er ſeine Befehle ertheilte. „An ihren Waaren und

Hausgeräthen liegt ihnen mehr, als an mir und an Ruhm und Ehre."

In der That eilten auch eine Menge der Reichsstädter vom Kampfplatze weg ihren Wohnungen zu, um zu retten, was zu retten war. So bekam der Graf Luft, und es gelang ihm, mit den Seinigen mitten in die brennende Vorstadt vorzudringen. Die Verwirrung wurde nun furchtbar. Es war ein Gedränge, daß man Freund und Feind kaum noch von einander unterscheiden konnte. Da stürzten brennende Häuser zusammen und bedeckten die in Mitten des Brandes Kämpfenden. Dort warfen sich Einige in die Gluth, um zu rauben und zu plündern, während Andere von obern Stockwerken herab die Geräthschaften ihren eigenen Freunden auf die Köpfe warfen. Die Hitze war bald nicht mehr zum Aushalten, besonders als auch noch durch den heftigen Sturmwind die zwei[illegible]stadt, „Augsdorf" genannt, und von der Auvorstadt [illegible] durch ein Thor getrennt, in Brand gerieth. Keine Macht auf Erden hätte nun die reichsstädtischen Truppen vermocht, noch ferner die Thore der Vorstadt besetzt zu halten. Ein Jeder war nur für sich selbst bedacht und keine Befehle der Zunftmeister oder des Schultheißen und Bürgermeisters wurden mehr vernommen. Auch der Graf von Zollern konnte seine Leute nicht mehr alle zusammenhalten, aber er hatte ihnen einen Ort genannt, der für jeden Einzelnen der Sammelpunkt seyn sollte. So hatte er alle Pflichten eines Führers und Ritters zugleich erfüllt, und nur nachdem der Kampf gänzlich beendet, setzte auch er sich in Bewegung, das Schlachtfeld zu verlassen. Mit seiner kleinen Umgebung sprengte er mitten durch die brennenden Gassen dem Thore zu, als von einem der brennenden Häuser ein furchtbarer Schrei ertönte. Es war ein großes Gebäude, das eben einzu-

ſtürzen drohte, und der Schrei kam von einem weiblichen Weſen her, das an einem der oberſten Fenſter ſtand und offenbar verloren ſchien.

„Es iſt Adalberthas Stimme,“ ſchrie entſetzt der von Stauffeneck, der ſich den ganzen Tag an der Seite des Grafen gehalten und ſo tapfer gekämpft hatte, als Einer, und warf ſich im Nu vom Roſſe und in das brennende Haus.

„Ihm nach, er iſt verloren,“ ſchrie der Graf von Zollern und flog vom Roſſe; aber eine Wunde, die er im Kampfe erhalten und bisher nicht beachtet hatte, brachte ihn in demſelben Augenblick zu Falle. Sogleich ſtürzten ſich einige Reichsſtädter, die ſeine Stimme erkannt hatten, auf ihn, aber eben ſo ſchnell deckten ihn die wenigen Reiſigen, die noch ſeine Umgebung bildeten. Zu gleicher Zeit erſchien der von Stauffeneck mit dem geretteten Mädchen aus dem brennenden Hauſe, das gleich darauf in ſich ſelbſt zuſammenſtürzte. Schnell überſah er die gefahrvolle Lage, übergab die Jungfrau einem Zunächſtſtehenden, und im nächſten Augenblicke ſaß er wieder zu Roſſe, auf die Reichsſtädter einhauend. So ward es möglich, auch den Grafen wieder in den Sattel zu heben, und nach kurzer Anſtrengung erreichte das Häuflein das Thor und befand ſich im Freien.

Trotz ihrer Ohnmacht hatte Adalbertha ihren Retter erkannt.

XII.

Die Falſchheit herrſcht, die Hinterliſt
Bei dem feigen Menſchengeſchlechte;
Der dem Tod ins Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein iſt der freie Mann.

Es war nur wenige Tage nach dem Ueberfall in Rottweil, der ſo unglücklich und glücklich zugleich für den Grafen von Zollern geendigt hatte, da meldete das Schmettern der Trompete abermals einen Herold. Doch war derſelbe dießmal nicht ohne anſehnliches Gefolge; auch begehrte er nicht ein Zwiegeſpräch mit dem Grafen von Zollern ſelbſt, ſondern mit ſeinem getreuen Freunde, dem Ritter von Stauffeneck.

Der von Tritſchler befand ſich eben bei dem Grafen, als der dienſtthuende Wachoffizier die Botſchaft meldete.

„Die Herren unten ſind doch nicht ſo gut von unſerer Lage unterrichtet," ſagte der Graf, „als ich glaubte, ſonſt verlangten ſie nicht nach dem Stauffeneck. Oder ſollte es eine Kriegsliſt ſeyn?"

„Gewiß haben ſie ihn aufgefangen," erwiederte der von Tritſchler, „oder," ſetzte er langſam und lauernd hinzu, „iſt er zu ihnen übergegangen und ſie wollen uns nun durch dieſe Botſchaft täuſchen."

Der Graf ſchaute ſeinen geheimen Rath lange an, ohne ein Wort zu ſprechen; der von Tritſchler aber konnte den Blick nicht aushalten, ſondern ſchlug die Augen zu Boden.

„Sprecht mir nicht mehr alſo," ſagte endlich der Oettinger kalt und ruhig; „es möchte ſonſt leicht der Argwohn auf Euch ſelbſt zurückfallen. Der Stauffeneck iſt kein Verräther, und böte man ihm auch einen Platz im Himmel

dafür. Doch wir wollen sehen, was die Botschaft bedeutet. Geht dem Herold entgegen, aber hütet Euch wohl, mit Miene oder Wort zu verrathen, daß unser Freund nicht in den Mauern der Burg Zollern weilt."

Der von Trütschler gehorchte stillschweigend, und ebenfalls mit einem ansehnlichen Gefolge gieng er zur äußersten Ringmauer, wo der Herold hielt. Es war dieß derselbe, der schon einmal als Botschafter der Belagerer die Burg betreten hatte. Doch schien er diesmal nur eine untergeordnete Rolle zu spielen, denn alsobald trat ein von Kopf bis zu Fuß gewanzerter Rittersmann vor, der jedoch das Visier hinaufgezogen hatte. Es war der Ritter von Geroldseck.

„Was begehrt Ihr, Herr Ritter?" fragte der von Trütschler, der den Geroldseck augenblicklich erkannte. Aber auch umgekehrt war diesem der von Trütschler wohl bekannt.

„Nicht an Euch habe ich eine Botschaft," erwiederte er kurz; „und ich dächte, der Herold hätte den Namen dessen genannt, den ich zu sprechen suche."

„Er hat es," sprach der von Trütschler freundlich und zuvorkommend, „und nur der Umstand, daß mein Freund und Waffenbruder, der Ritter von Stauffeneck, einer kleinen Wunde halber genöthigt ist, die vier Pfähle zu hüten, hielt ihn ab, Euch selbst entgegenzukommen. Aber sprecht ohne Rückhalt. Hat doch der Stauffeneck mir in treuer Freundschaft noch Wichtigeres anvertraut, als Eure Botschaft besagen mag!"

Der von Geroldseck besann sich eine Weile. „Ich habe mein Ritterwort zum Pfand gegeben, dem Stauffeneck das mir anvertraute Gut selbst zu überbringen," sagte er endlich, „könnt Ihr mir einen Beweis geben, daß er Euch als seinen Stellvertreter gesandt?"

„Ich gebe Euch das Wort eines Chriſten und Ritters,“ erwiederte der von Tritſchler faſt mit Würde. „Ich dächte, wen der Graf von Oettingen und Zollern ſeinen Vertrauten nennt, wen der Ritter von Stauffeneck an ſeiner Statt ſandte, dem könntet Ihr ohne Weiteres vertrauen.“

Der von Geroldseck zog aus ſeinem Bruſtharniſch eine kleine Kapſel hervor und übergab ſie dem von Tritſchler.

„Nehmt ſie,“ ſagte er, „und Euer Wort darauf, daß Ihr ſonder Gefährte überliefert, was ich Euch anvertraut. Habe ich doch ſchon viele Tage her den Stauffeneck auf dem Schlachtfeld geſucht und nicht finden können, um ſelbſt die Botſchaft, und wär's auch auf der Spitze meines Schwertes, überbringen zu können, aber nun weiß ich, warum ich ihn nicht traf!“

Mit dieſen Worten nahm er Abſchied und wandte ſich mit ſeinem Gefolge den Berg hinab. Auch der v. Tritſchler kehrte in die Ringmauer zurück, doch nicht ohne daß einige ſeiner Begleiter bemerkt hätten, wie er mit dem Herold einige Blicke gewechſelt, die faſt auf nähere Bekanntſchaft ſchließen ließen. Das aber hatten ſie nicht bemerkt, wie der Herold beim Umdrehen ein Steinchen oder dem Aehnliches aufhob, das der von Tritſchler hatte fallen laſſen. — Letzterer ließ ſein Gefolge vorausgehen und betrachtete die überkommene Kapſel von allen Seiten. Endlich fand er den Drücker und in die Augen ſprang ihm das Bild einer ſchönen Jungfrau, in der er augenblicklich Adalbertha von Riedern erkannte. Mehr aber feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit der kleine Pergamentſtreifen, der unterhalb der Kapſeldecke verborgen war. Es ſtand nichts darauf, als die Worte: „des Grafen Abgeſandter iſt ſein Verräther.“

„Ha! das gilt mir,“ ſagte er hochaufathmend.

Schnell ſah er ſich um, ob ihn nicht Jemand bemerkte,

und ſchnell den Streifen zuſammenwickelnd verſchluckte er ihn.

„Nun ſucht ihn und findet ihn,“ ſprach er abermals boſe lächelnd zu ſich ſelbſt. „Aber das Verderben ſoll über euch ſelbſt hereinbrechen, da ihr mich zu verderben glaubtet.“

Haſtig eilte er zu dem Grafen von Zollern, haſtig übergab er ihm die Kapſel, die er wieder ſorgfältig geſchloſſen hatte.

Abermals ward dieſelbe geöffnet, und auch der Graf von Zollern erkannte das Fräulein.

Lange ſchaute der Graf auf das ſchöne Bild. „So ſteht's um Dich, mein Junge,“ ſagte er endlich mit einem ſchwermüthigen Lächeln. „Armer Burſche, du wirſt ſie nie erhalten, die Hand der Freundin meiner ärgſten Feindin.“

Der von Tritſchler ſprach kein Wort.

Am Abende deſſelbigen Tages war es auf der Veſte Zollern bälder als gewöhnlich ſtille geworden. Die Kriegsknechte, ermüdet von den Kämpfen der vergangenen Tage und dem langen und vielen Wachen, hatten ſich ſchon bald auf ihr Lager geworfen.

Auch die Wachen, die ausgeſtellt waren, ſchienen ſchläfrig zu ſeyn, und hätten wohl lieber auf ihrem Lager geträumt, ſtatt dem eben aufgehenden Monde ins bleiche Antlitz zu ſchauen. Nur der Graf von Zollern war wie immer munter und machte noch ſpät, nur von dem von Tritſchler begleitet, die Runde.

„Ihr habt Unrecht,“ ſagte der Graf, als ſie im äußerſten Kreiſe der letzten Ringmauern herumwandelten, um zu ſehen, ob alle Wachen auf ihren Poſten ſeyen; „der Markgraf von Baden wird mir ſeine Hülfe nicht verſagen, wenn auch die von Geroldseck und Sulz ehrvergeſſen genug wären, mich jetzt zu verlaſſen, da ich in der Noth bin.“

„Wie wollt Ihr aber," erwiederte der von Tritschler, „das lange Ausbleiben des Ritters von Stauffeneck damit zusammenräumen? Ich weiß, Ihr seyd sein besonderer Gönner und mein treuer Rath ist in Euern Augen nichts, als Scheelsucht und Mißtrauen. Und doch, sollte Euch — der heutige Tag nicht eines andern belehrt haben?"

„Was ist es weiter," erwiederte der Graf, „als eine Liebesbotschaft? Der Junge hat das Mädchen liebgewonnen während seiner Gefangenschaft, und da sie ihn viele Wochen nicht gesehen, so schickt sie ihm sein Bild, daß er sie nicht vergesse. Wir haben schon solcher Narrheiten mehr erlebt," setzte er lächelnd hinzu.

„Und das bedenkt Ihr nicht," warf der von Tritschler ein, „daß ohne Wissen und Willen der Gräfin von Württemberg keine Botschaft an uns gelangen kann? Das bedenkt Ihr nicht, daß der junge Gerolseck die Sache für wichtig genug hielt, selbst das — Liebespfand, wie Ihr es nennt, zu überbringen? Das bedenkt Ihr nicht, daß Adalbertha von Riedern die vertrauteste Dame am Hofe der Württembergerin ist? Ja jetzt glaube ich auch nicht mehr, daß sie den Stauffeneck aufgefangen haben, aber in Verbindung steht er mit ihnen, in geheimer verrätherischer Verbindung, und das Gemälde sollte der stille Mahner seyn an das, was er insgeheim versprochen."

Die Hitze des Gesprächs hatte den von Tritschler vielleicht weiter geführt, als er anfangs wollte. Der Graf von Zollern sah ihn lange und fast durchdringend an. „Man sagt," murmelte er endlich wie für sich, „daß nur der Schlechte Schlechtes vom Andern vermuthet." Doch schnell schüttelte er den Gedanken ab, ehe er festere Wurzel faßte. „Lästert mir den Stauffeneck nicht," sagte er nach einer Pause laut und ruhig, aber in ernstem Tone: „der Junge ist

mehr werth, als hundert meiner Vasallen. Auch möchte ich, „fuhr er faſt ſpöttiſch fort, „Euch nicht rathen, einen derartigen Gedanken in ſeiner Gegenwart laut werden zu laſſen. Es könnte Euch ſonſt übel bekommen, denn," lachte er, „das Fechten iſt gerade nicht Eure ſtärkſte Seite. Doch halt!" rief er, plötzlich durch ein Geräuſch aufmerkſam gemacht, „hört Ihr nichts?"

Der von Tritſchler verneinte, aber der Graf lauſchte aufmerkſam.

„Bei Gott," ſagte er leiſe, den von Tritſchler zum Stillſchen nöthigend; „ich höre etwas." Seine Augen ſuchten den ganzen Kreis vor ihm zu durchdringen. Jetzt fanden ſie einen Haltpunkt. „Sehr Ihr?" fuhr er eben ſo leiſe, doch heftig fort. „Dort im Schatten, an dem linken Ausfallpförtlein? Bei der heiligen Jungfrau, es ſind Gewappnete, die die Mauern überſteigen! Wer da?" rief er laut, und näherte ſich raſch dem Punkte, ſein Schwert ziehend.

„Mein Gott, Herr Graf," bat der von Tritſchler, „es ſind ihrer Viele und Ihr ſeyd nicht gewappnet." Aber der von Zollern hörte ihn nicht, obgleich er nur ſein Schwert umgürtet hatte. „Mir nach!" rief er noch lauter, und wie der Blitz ſtand ſeine hohe Geſtalt unter den Männern, die ſo eben die äußerſte Ringmauer überſtiegen hatten. Ein Ruck, die Leiter war umgeworfen und den Eingeſtiegenen alle Hoffnung zum Rückzug über die Mauer abgeſchnitten. Es waren ihrer zehn oder zwölfe, und augenſcheinlich hatte ſie der plötzliche Ueberfall in die größte Verwirrung gebracht. Doch bald ſahen ſie, daß nur ein einzelner Mann ihnen gegenüber ſtand, denn der von Tritſchler war feige entflohen.

„Es iſt der Graf ſelbſt," flüſterte einer von ihnen,

und alsbald drangen alle auf ihn ein. Der ungleiche Kampf wäre wohl bald zu Ende gekommen, wenn sich nicht der Graf an die Mauer gelehnt und so den Rücken frei gemacht hätte. Auch war er als einer der tapfersten und stärksten Ritter seiner Zeit bekannt, und hätte er seine Rüstung gehabt, so mochten auch ein Dutzend solcher Gesellen weiter ihm keine Angst gemacht haben. Aber auch jetzt neigte sich der Streit keineswegs zum Vortheil der Angreifenden; denn so groß ihre Ueberzahl war, so war es ihnen eben deßwegen unmöglich, alle zumal gegen den tapfern Ritter zu kämpfen, und dieser wußte sich mit einer solchen Gewandtheit, mit einer solchen Stärke zu vertheidigen, daß in einigen Sekunden mehrere der Angreifenden tödtlich getroffen auf dem Boden lagen. Der Graf selbst war unverwundet.

„Ergebt euch, feige Schurken," rief er jetzt, seinen Vortheil wahrnehmend, denn so eben trat der Mond hinter einer Wolke hervor und beleuchtete den Kampfplatz.

„Wir sind des Todes," rief einer der Angreifenden, welcher der Anführer zu seyn schien, „so wir ihn nicht zu Falle bringen. Stecht nach der Brust, er ist ohne Harnisch."

„Ha, Elender!" schrie Graf Friedrich, an der Stimme den Herold erkennend. „Hast Du Dir den Eingang in meine Veste so gut gemerkt, daß Du mir noch einen zweiten Besuch zudachtest? Du wenigstens sollst mir nicht entkommen."

Er führte einen tödtlichen Stoß nach ihm, und schwer getroffen sank derselbe zu Boden. Mit dem Falle ihres Anführers sahen die Uebrigen ihre Sache für verloren an, und streckten die Waffen. Es waren ihrer aber nur Wenige, denn die Hälfte lag sterbend auf dem Rasen.

„Gnade! Gnade!" flehte der Herold. Schenkt mir

das Leben, und ich will Euch ein schrecklich Geheimniß anvertrauen."

„Du willst noch unterhandeln, Schurke," rief der Graf wüthend. „Bindet ihn," herrschte er den Andern zu.

Doch der Feige warf sich dem Grafen zu Füßen und umfaßte seine Kniee. „Ihr habt einen Verräther in Eurer Veste," rief er verzweifelt mit geflügelten Worten. „Ein furchtbarer Eid bindet meine Zunge, aber es ist Einer, der Euch nahe steht, vielleicht am nächsten von Allen. Heute Morgen gab er mir das Zeichen, daß wir heute Nacht eindringen sollten. Er wollte nicht ferne seyn, sich von uns überwältigen lassen, daß wir ihm die Schlüssel abnähmen und die Thore öffneten für die Belagerer. Ich weiß nicht, ist er an uns, wie an Euch, zum Verräther geworden, oder hat ihn ein Zufall verhindert, sein Vorhaben auszuführen. Aber nun ich Euch Alles gesagt, so schenkt mir das Leben." Noch immer kniete der Elende vor dem Grafen, als sich in schnellen Schritten Bewaffnete nahten. Die Wachen, die den Tumult des Kampfes gehört, hatten Lärm gemacht, und auch der von Tritschler, da er die ganze Besatzung auf den Beinen fand, trieb zur Eile, den Grafen von Zollern zu retten. Fast ohne Athem, den Nachrückenden weit voraus eilend, kam er auf dem Kampfplatz an.

„Gott sey gedankt, Ihr lebt," rief er, wie hoch entzückt, als er den Grafen erblickte. „Ich fürchtete schon das Aergste."

„Eure Schuld wenigstens ist es nicht, wenn ich nicht unter den Todten bin," erwiederte der Graf kalt.

„Ich eilte, Euch Hülfe zu bringen," versicherte eifrig der von Tritschler, doch der Graf gab ihm keine Antwort.

„Wer hatte die Wache an diesem Pförtchen," fragte er strenge.

Der Name des Söldners wurde genannt, und ſogleich dieſer ſelbſt vorgerufen. Der Burſche zitterte. Er ſah den von Tritſchler an, aber ſprach kein Wort.

„Hängt ihn an den nächſten Baum auf,“ herrſchte der Graf weiter, und der von Tritſchler wagte wieder freier zu blicken, als dem Befehl alſobald Folge geleiſtet wurde.

„Die Schlüſſel zum Pförtchen!“ befahl wiederum der Graf. „Schafft die Leichen hier hinaus, daß ſie die Ihrigen holen können, und dem feigen Geſellen da gebt einen Tritt und jagt die Andern hintendrein, ſie ſind des Strickes nicht werth, ſonſt hätten ſie nicht, ein Dutzend ſtark, einen Einzelnen um Gnade gefleht.“

„Wie?“ rief jetzt der von Tritſchler. „Ihr wollet den Meuchelmördern das Leben ſchenken? Das ſey ferne. Euer Leben war in Gefahr und für dieſe Frevelthat ſollen ſie büßen.“

„Hei,“ rief faſt laut einer der Knechte, der einer der erſten auf dem Platze angelangt war; „dem geſtrengen Herrn Ritter wäre wohl mit dem Tode der Burſchen da gedient? Die Todten freilich ſchwatzen nichts aus.“

„Was ſoll das?“ herrſchte der Graf von Zollern, der die Worte nur halb vernommen. „Laſſet die Elenden laufen, daß ſie der Mömpelgarderin erzählen, wie der Oettinger ſeine Feinde behandelt, wenn ſie zu Verrath ihre Zuflucht nehmen.“

„Wie Ihr befehlt, gnädigſter Herr,“ erwiederte der Kriegsknecht, während die Befehle des Grafen vollzogen und die Söldner der Gräfin Henriette mit Schmach zum Thore hinausgeſtoßen wurden; „aber ich meine nur,“ flüſterte er leiſe, „wenn alle Verräther geſtäubt werden ſollen, ſo müßte man weiter oben anfangen.“

Der Graf ſchien nicht weiter darauf zu hören; bald

war die Ruhe wieder hergeſtellt, und auf dem Schloſſe Zollern hörte man die übrige Nacht hindurch nichts mehr, als den ſchweren Tritt der auf- und abgehenden Wachen und ihren Zuruf zur Stunde der Ablöſung. Doch blieb auch ſonſt noch manches Auge wach, denn die Söldner ſprachen manch' ſchweres Wort über den von Tritſchler, dem Niemand auf der Burg mehr wohl wollte. Aber Alle waren einig im Lobe der Tapferkeit und des Edelmuthes des Grafen Friedrich, ihres Herrn und Befehlshabers, und nie war die Begeiſterung für ihn größer, als eben jetzt. Er ſelbſt hatte ſich in ſein innerſtes Gemach zurückgezogen, aber nicht um der Ruhe zu pflegen, denn bis an den frühen Morgen gieng er bald ſchneller, bald wieder langſamer auf und ab und ſchien Vielerlei zu überlegen.

„Nein," ſprach er endlich halblaut, „es kann nicht ſeyn, es iſt elende Verläumdung. Ich habe ihn wie meinen Bruder gehalten, er iſt mit mir groß gezogen, er iſt der Erſte in meinem Rath, es kann nicht ſeyn, es iſt kein Verräther. Wie konnte ich auch dem Gerede eines elenden Feiglings trauen? Fort mit den ſchlimmen Gedanken, ſie kommen von der Hölle; will ich nicht zu Grunde gehen, muß Einigkeit in meiner Feſte herrſchen."

Er öffnete das Fenſter. Die friſche Luft kühlte ſeine erhitzten Wangen, und bald war wieder Heiterkeit in ſein Gemüth eingezogen.

XIII.

Im Unglück lernt man seine Freunde kennen.
Alter Spruch.

Es war einige Tage ſpäter, als ſich dem Schloſſe Zollern von der öſtlichen Seite her ein einſamer Reiter näherte. Dieſe Seite war von dem Belagerungsheer mehr außer Acht gelaſſen worden, denn kein Weg führte von da auf die Burg, und ſo ſchroff erhoben ſich hier Felſen über Felſen, daß es überflüſſig ſchien, den Zugang zu bewachen, den Niemand weder herab- noch hinaufzukommen wagen konnte. Dennoch brauchte der Reiter die größte Vorſicht; er ſah ſich bald rechts, bald links um, und horchte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, doch kein Geräuſch ließ ſich vernehmen, als das der Waldvögel, die durch den ungewohnten Gaſt aufgeſcheucht wurden. Die Gegend war ringsum unwirthſam, eine Haide von einzelnen Bäumen beſetzt. Auch führte kein eigentlicher Weg durch das hoch aufgeſchoſſene Gras und nur aus beſondern Kennzeichen ſchien der Reiter die Richtung zu folgern, die er zu nehmen hatte. Je mehr er ſich jedoch der Burg näherte, um ſo düſterer wurde der Wald, und beſonders glich eine Stelle einer undurchdringlichen Wildniß, aber gerade dieſe Stelle, ungefähr drei Viertelſtunden von der Burg entfernt, war das Ziel des Reiters. Hohe Bäume erhoben ſich hier, durch dichtes Gebüſch in einander verkettet. Es ſchien kaum möglich, durchzukommen, und nie hatte wohl eines Menſchen Fuß hier gewandelt, wenigſtens zeigten ſich keine Spuren in dem weichen Moose. Der Landmann floh dieſe Stelle, als einen gar böſen Ort, denn man erzählte ſich von ihm ſchlimme Geſchichten. Von uralten Zeiten her ſollte es hier nicht geheuer ſeyn, und Schäfer, die zufällig

bis in die Nähe gekommen waren, oder verirrte Wanderer wollten oftmals Stimmen in der Tiefe vernommen haben, oder trat ihnen plötzlich ein Mann in den Weg, der aus der Erde hervorgekommen zu seyn schien. Ja sogar gespenstige Reiter sollten der Tiefe schon entstiegen seyn, lauter untrügliche Zeichen, daß hier die Seelen früherer Abgeschiedenen verweilten, die auf der Erde zu ewiger Unruhe verbannt waren, da sie der Himmel nicht aufgenommen hatte.

Der Reiter bog das Gebüsch sorgfältig auseinander, nachdem er sich überzeugt hatte, daß hier kein Mensch in der Nähe verweile. Er war abgestiegen und zog sein sträubendes Pferd hinter sich her. Der Gang war schwierig, denn nicht selten lagen hohe Felsstücke im Wege, deren Ueberzug von grauem Moose bewies, daß sie schon von uralten Zeiten her unberührt hier lagen. Je weiter der Reiter kam, um so mehr häuften sich die Felsblöcke, und nach wenigen Minuten hatte er eine Stelle erreicht, wo es unmöglich schien, weiter zu kommen, und doch war offenbar dieser Platz schon öfter betreten worden, denn das Moos erschien zerdrückt und in eine weite Ritze, welche zwei mächtige Steine bildeten, führte eine Art von Fußsteig, zwar eng und schmal, aber doch genug, daß auch ein Pferd durchkommen konnte. Vielleicht mochte es der Eingang zu einer Höhle seyn, in der wilde Thiere ihre Lagerstätte aufschlugen? Der Reiter führte sein Pferd hinein. Bald erweiterte sich der Gang und es zeigte sich jetzt deutlich, daß derselbe nicht durch die Natur, sondern durch Menschenhände gebildet war. Der Reiter kam nun an eine eiserne Thüre, die das weitere Vordringen verhinderte. Er klopfte dreimal laut mit dem Knopfe seines Schwertes, daß es dumpf wiederhallte in dem engen Felsengange.

„Wer da?“ erſcholl von innen eine Stimme.

„Ein Freund von Zollern,“ erwiederte der Reiter.

„So gebt das Zeichen,“ hieß es von innen wieder heraus.

„Keine Weiber, keine Pfaffen,“ ſprach der Gefragte, indem er abermals dreimal mit dem Schwertknopfe anpochte.

Jetzt hörte man von innen das Thor aufſchließen und bald knarrte es in ſeinen Angeln, deren ſchriller Ton zeigte, daß ſie nicht oft in Bewegung geſetzt wurden. Ein Mann erſchien von Kopf bis zu Fuße gewappnet, und wäre der Reiter kein Freund geweſen, ſo möchte es ihm auch ſchwer geworden ſeyn, mit Gewalt vorzudringen.

„Ihr ſeyd es, Herr Ritter?“ ſprach der Mann, der hier Wache zu halten ſchien.

„Ihr kommt zur gelegenen Zeit, man hatte Euch auf der Burg ſchon für verloren gegeben.“

Der Ritter, in dem wir den von Stauffeneck erkennen, zog raſch ſein Pferd in den Gang, und half der Wache das Thor wiederum verſchließen. Nun wurden Fackeln, die man immer für ſolche Fälle in Bereitſchaft hielt, angezündet, und bei ihrem Schein ward es dem Ritter leicht, ſeinen Weg zu verfolgen. Es war ein langer, ſchmaler Gang, der bald ſteil in die Höhe führte und den durch den Berg zu graben nur der Ausdauer und dem Muthe früherer Zeiten möglich war; denn vor Alters hatte jede feſte Burg einen ſolchen unterirdiſchen Ausweg, durch den man ſich in der höchſten Noth vor den eindringenden Feinden retten konnte. — Der von Stauffeneck brauchte wohl eine Stunde, ehe er auf der Höhe des Berges angelangt war. Hier war abermals eine eiſerne Thüre angebracht, und erſt als auch dieſe geöffnet war, gelangte der Ritter zwar nicht ins Freie, aber doch in ein weites Gewölbe unter der Burg, von wo aus ein breiter Gang in den Schloßhof führte.

Sogleich eilte er zum Grafen von Zollern und dieſer berief alsbald einen Kriegsrath, um die Botſchaft des von Stauffeneck zu vernehmen.

„Dein Geſicht verkündet uns nichts Gutes,“ ſagte der Graf, als die Ritter verſammelt waren, „doch ſprich frei heraus. Du kannſt nichts Schlimmeres ſagen, als wir erwarten.“

„Ich bringe Euch keine Hülfe,“ erwiederte der von Stauffeneck. „Ihr ſeyd auf Euch ſelbſt verlaſſen, in dieſen wenigen Worten habt Ihr den ganzen Inhalt meiner Botſchaft.“

„Wohl habe ich mich immer auf mich ſelbſt verlaſſen,“ ſprach der von Zollern ſtolz, „und mein eigen Schwert war immer meine beſte Hülfe, doch ich kann es kaum glauben, daß alle meine Freunde ſich von mir losgeſagt. Sag' an, wie ſteht es mit denen von Geroldseck?“

„Ihr könnt Euch die Antwort ſelbſt geben,“ verſetzte der von Stauffeneck, „wenn ich Euch ſage, daß der Erbe des Grafen Otto ſich im Lager da unten befindet, und um die Hand der Nichte des von Wollmarth wirbt.“

„Die Elenden,“ murmelte der Graf von Zollern. „Als ihre Burg belagert wurde, da ſandten ſie Botſchaft über Botſchaft, und ich war der Erſte, der ihnen beiſtand; aber — es kommt der Tag der Vergeltung.“

„Ich habe eine Ausforderung an ſie ergehen laſſen,“ fuhr der von Stauffeneck fort, „mit mir zu kämpfen auf Leben und Tod, Einer nach dem Andern, aber ſie beeilten ſich nicht, meiner Ausforderung nachzukommen.“

„Brav, mein junger Vetter,“ ſagte der von Zollern, „doch weiter, wie ergieng Dir's bei den Uebrigen?“

„Ich ritt zu dem von Helfenſtein,“ erzählte der von Stauffeneck weiter, „aber der arme Graf Friedrich iſt ſelbſt

hart bedrängt, und kann ſich der Ulmer, die auch ſeine Feſte belagern, kaum erwehren. Der Kraft von Hohenlohe liegt in Fehde mit dem Grafen Heinrich von Löwenſtein. Gebhard von Rechberg aber meinte, Ihr ſolltet Euch nur ſelbſt aus der Patſche helfen, denn Ihr ſeyd mit Gewalt hineingerathen. Da ſah ich, daß in der Nähe nichts zu machen war, und ritt nach Baden.

„Und auch dort hat man Dich abgewieſen?“ fragte mit brennenden Wangen Graf Friedrich.

„Mit Nichten,“ erwiederte der junge Ritter, „der edle Herr von Baden wäre lieber gleich aufgeſeſſen, Euch Beiſtand zu leiſten, aber es fehlt ihm am Nöthigſten, am Gelde. Doch läßt er Euch ſchön grüßen und hofft, Ihr werdet eine Zuflucht auf ſeinem feſten Schloſſe nicht verſchmähen. Eure Burg Zollern würde ſich ſchon noch einige Zeit halten und inzwiſchen könntet Ihr mit ihm zuſammen Truppen anwerben, um den Württembergern und Reichsfiſtern mit gleicher Anzahl auf den Hals zu kommen. Vor allen Dingen aber ſey Geld nöthig, und da werdet Ihr Euch wohl entſchließen müſſen, Eure Burg und Beſitzungen auf eine Zeitlang zu verpfänden.“

Der von Stauffeneck hatte geendet und eine geraume Zeit herrſchte lautloſe Stille im Saale, denn Zornesröthe flammte auf den Wangen des Grafen. Er gieng einigemal mit heftigen Schritten auf und ab, und ſchien mit ſich ſelbſt zu ſprechen.

Der von Trifchler brach zuerſt das Stillſchweigen. „Es iſt ein ſchmachvoller Vorſchlag, den der Graf von Baden macht,“ ſagte er wie entrüſtet. „Wie? Ihr Eure Beſitzungen verpfänden? Lieber wehren wir uns bis auf den letzten Mann!“

Der Graf von Zollern ſtand nicht vor ihm hin und

betrachtete ihn lange prüfend. „Wäret Ihr der von Stauffeneck," ſagte er endlich, „ſo würde mich eine ſolche Rede nicht gewundert haben, doch von Euch?..." wiederum gieng er einigemale auf und ab.

Nunmehr ſagten auch die übrigen Ritter ihre Meinung, und beinahe alle ſtimmten darin überein, daß man ſich auf der Burg halten müſſe, bis von Auswärts Hülfe käme.

„Wer wird uns aber beiſtehen?" fragte jetzt der von Tritſchler. „Nur ein erfahrener Ritter kann dieſen Beiſtand bewirken. Einen ſolchen ſende der Graf als ſeinen Geſandten nach Baden und zu ſeinen andern Freunden, er ſelbſt aber vertheidige die Burg ſeiner Väter bis auf den letzten Mann."

„Und der erfahrene Mann wäret Ihr?" fragte der Graf von Zollern mit bitterem Lächeln. „Da könnten wir vielleicht etwas zu lange auf Hülfe warten müſſen. Doch," fuhr er ernſt fort, „ich habe meinen Entſchluß gefaßt. Ich ſelbſt will die Hülfe des Grafen von Baden nachſuchen. Ich will doch ſehen, ob er dem Oettinger ſeinen Arm verweigert, wenn er ſelbſt vor ihm ſteht! Und müßte ich auch Alles, was ich habe, verpfänden, ich will's thun, denn die Mömpelgarderin ſoll's nicht bekommen. Den Stauffeneck laſſe ich hier zurück mit der ganzen Beſatzung. Es ſind ihrer zwar nur noch Wenige, aber um ſo beſſer wird der Mundvorrath ausreichen, und wären es ihrer auch nur noch Hundert, ſie können ſich gegen die Württembergerin halten und wäre es auch ein Jahr lang. Ich ſelbſt brauche nur ein halb Dutzend tapferer Gefährten, und unter ihnen ſey mein kluger Rath Tritſchler, der mir wenigſtens mit der Feder aushelfen wird, wenn auch ſein Schwert ſtecken bleibt," ſetzte er faſt fröhlich hinzu. „Meine Sache," ſo ſchloß er ſeine Rede, „iſt die Sache jeden guten Ritters,

und bald hoffe ich mit Hülfe des Badenſers ſo ſtark zu ſeyn, um in offenem Kampfe den Belagerern die Stirne bieten zu können."

Unabänderlich blieb der Graf auf dieſem Entſchluße, ja, als ihm ſogar der von Stauffeneck auf ſein Gemach folgte und ihn beſchwor, dem Tritſchler nicht zu trauen und wenigſtens ihn als treuen Begleiter mitzunehmen, ließ er ſich von ſeinem Vorhaben nicht abbringen.

„Den Tritſchler laß' mir in Ruhe," ſagte er treuherzig, „er gleicht Dir nicht an Ehrlichkeit und Tapferkeit, aber als Geheimerrath und Schreiber weiß ich keinen beſſern, und ſorge nicht, daß er mir zu nahe tritt, ich bab' ihn ja ſtets unter beſonderer Aufſicht. Doch faſt hätte ich's vergeſſen," verſetzte er am Ende lächelnd, „ich bab' einen kleinen Gruß für Dich. Gieb' Acht, wie ſchnell ich Deine jetzige Niedergeſchlagenheit verwandeln kann."

Damit übergab er ihm das Bild der edlen Adalbertha von Riedern. Eine hohe Rothe überzog das Geſicht des Ritters von Stauffeneck; doch vergebens fragte er, woher das Bild komme, oder warum es ihm zugeſchickt werden ſey. Der Graf wußte ihm keine weitere Auskunft zu geben.

Bis ſpät in die Nacht dauerten die Vorbereitungen, und als endlich Alles angeordnet war, konnte der von Stauffeneck vor innerer Aufregung doch nicht alſobald Ruhe finden. Noch lange ſchaute er in die ſternenhelle Nacht hinaus, und in buntem Traume zogen die Geſtalten des Grafen Friedrich, Adalbertha's und des jungen Gerolbeck in ſeiner Seele vorüber. Nur der von Tritſchler ſchien die Ruheloſigkeit mit ihm zu theilen, denn auch in ſeinem Zimmer brannte noch Licht, und ſo hell waren die Strahlen deſſelben, daß die ganze Wand des Schloſſes davon beleuchtet ward. Plötzlich flammte auch im Lager eine Leuchte

auf und verſchwand alsbald wieder, als der von Trifchler die ſeinige gelöſcht hatte. Eine Weile darauf öffnete ſich ein Fenſter auf der Seite, wo der von Trifchler ſeine Stätte hatte, und es fiel Etwas zur Erde, wie ein ſchwerer Stein. Auch ſchien ſich unten an der Schloßmauer eine menſchliche Geſtalt zu bewegen. Die Wache rief an, doch keine Antwort erfolgte. Auch der von Staufeneck bemerkte nichts mehr. Sein Kopf war zu voll, als daß er weiter darüber nachgedacht hätte. Erſt nach Mitternacht fand er den Schlaf.

XIV.

Wir verſetzen uns nun ins Lager der verbündeten Württemberger, Rottweiler und Ulmer.

Es war in derſelbigen Nacht, da der Graf von Zollern beſchloſſen hatte, mit nur wenigen Begleitern ſich ſelbſt nach Schloß Baden zu begeben, um mit des Badenfers Hülfe ſeine Stammburg zu entſetzen. In derſelbigen Nacht fanden wir in dem Zelte der Gräfin von Württemberg den Kriegsrath verſammelt. Alle ſahen geſpannt nach der Feſte Hohenzollern hinauf; Alle erwarteten offenbar eine Botſchaft von daher.

„Die Fackel brennt ſchon über eine halbe Stunde,“ rief die Gräfin von Württemberg ungeduldig, „und noch immer iſt der feige Geſelle nicht zurück.“

„Wenn er nur von den Wachen nicht bemerkt wurde,“ meinte ein anderes Mitglied des Kriegsrathes. „Es wäre

Schade, wenn der Anſchlag des edlen Herrn von Triſchlers abermals vereitelt würde."

„Des edlen Herrn von Triſchlers!" rief der alte Böllwarth. „Des Teufels will ich ſeyn, wenn Einer meines Namens alſo edel handelte, wie dieſer Herr von Triſchler, ich zerſchläge ihm ſein Wappen an ſeinem eigenen Schädel. Ich wollte, gnädigſte Frau," fuhr er zur Gräfin von Württemberg gewendet fort, „wir griffen den Zollern Stirn gegen Stirne an, und ſollte es auch einem hundert Ritter das Leben koſten, aber die Verräthereien des Triſchlers führen ſicherlich zu keinem guten Ende."

Die Gräfin nahm ſich keine Zeit, ihrem tapfern Feldherrn und Geheimenrathe zu antworten, denn ſo eben war der ſehnlich erwartete Bote hereingeeilt.

„Endlich!" rief die Gräfin und griff haſtig nach dem Pergamentſtreifen, der um einen ſchweren Stein gewickelt, ihr überreicht wurde. Schnell überflog ſie das Papier und immer mehr erheiterten ſich ihre geſpannten Züge.

„Ha!" rief ſie endlich, „das iſt mehr, als ich erwartet hätte. Endlich iſt der Tag der Rache gekommen." Mit dieſen Worten übergab ſie das Pergament einem der Umſtehenden, um es der ganzen Verſammlung vorzuleſen. Lauter Jubel erſcholl, als der Inhalt bekannt ward; nur allein der alte Wollwarth und der junge Ritter von Gerolseck ſchüttelten die Köpfe.

„Ich wollte, hohe Herrin," ſprach der junge Gerolseck, „die morgige Nacht wäre vorüber eher es wäre mir verſönnt, einige Tage auf Urlaub heimzureiten, denn es will mir nicht zu Kopfe, daß der tapfere Graf von Zollern alſo ſchmählich durch Verrath ſoll umkommen."

„Und wer ſagt Euch denn," erwiederte die Gräfin, „daß er umkommen ſoll? Gottes Blut, kein Leid ſoll ihm

geſchehen, ſo es möglich iſt. Gebunden und lebendigen Leibes will ich ihn haben, damit er faßfällig erkenne, wie ein Weib ſeine Herrin iſt. Doch," fuhr ſie gefaßter fort, „ich weiß, Ihr möchtet nicht gerne unter denen ſeyn, die an ſeiner Ueberwältigung Theil nehmen ſollen, da Ihr einſt ſein Freund waret; beruhigt Euch, weder ich, noch Ihr, noch mein Geheimerath und Feldhauptmann werden dabei ſeyn. Die Ulmer und Rottweiler laſſen ſich das Vergnügen nicht nehmen, Ihren alten Widerſacher ſelbſt zu fangen und wir Uebrigen bilden blos die Zuſchauer."

Nach kurzer Berathung gieng der Kriegsrath auseinander und ruhig gieng der folgende Tag vorüber. In der Nacht darauf aber zog in aller Stille ein ſtarker Trupp Wohlbewaffneter in weitem Umwege um den Berg Hohenzollern herum und lagerte ſich auf deſſen linken Seite, da wo der unterirdiſche Gang ſich ausmündete. Ein zweiter Trupp ſtellte ſich weiter rechts, und ein dritter weiter links auf, ſo daß unmöglich irgend Jemand, der von dieſer Seite aus Burg Zollern entkommen wollte, ihnen entwiſchen konnte. Die Gräfin von Württemberg aber ſtellte ſich, nur von dem alten Wöllwarth und dem jungen Geroldseck nebſt einigen wenigen Dienern geleitet, auf einer Anhöhe auf, von wo aus man Alles überſehen konnte.

Es war tiefe Nacht, da ſtieg der Graf Friedrich von Zollern und Oettingen nur von Wenigen begleitet, in die tiefen Gewölbe der Burg hinab.

„Daß ich Euch begleiten dürfte," ſagte leiſe der von Stauffeneck zu ihm, „mir ahnet Schlimmes."

„Du wirſt die Burg meiner Väter vertheidigen," erwiederte der Graf von Zollern. „Ich könnte ſie keinem

beſſern Hirten anvertrauen. In wenigen Wochen gedenke ich Dich wieder zu ſehen. Aber die Pferde werden nun unten angelangt ſeyn, wir müſſen uns ſputen. In einer Viertelſtunde macht ihr den Ausfall. Die Mömpelgarderin wird nicht vermuthen, daß, während Ihr das Lager angreift, und ſie aus dem Morgenſchlummer weckt, ihr ſchlimmſter Feind bereits entkommen iſt. Doch ſie ſoll meine Hand in wenigen Tagen zu fühlen bekommen."

Tief gerührt nahm der junge Stauffeneck Abſchied und ſtieg auf eine Felſenſpitze hinaus, um zu ſpähen, ob der Graf ſicher aus dem Gange herauskomme. Nur Ein Knecht begleitete ihn. Tiefe Stille herrſchte. Die Dunkelheit ließ Nichts erkennen, als die allernächſten Umgebungen. Lange ſchaute der junge Stauffeneck den ſteilen Abhang hinab, und ſchon wollte ſich ſein Herz dem fröhlichen Gedanken hingeben, daß Alles geglückt ſey, da ſtieß ihn der Kriegsknecht, der mit ihm gekommen, leiſe an.

„Höret Ihr Nichts?" ſagte er. „Wenn man nur einen Augenblick Licht hätte, ſo wollte ich gleich wiſſen, ob mein Ohr recht gehört."

„Stille," ſagte der junge Ritter: „der Graf wird mit ſeinen Begleitern aus dem Gange herausgekommen ſeyn. Das iſt Alles."

„Wollte Gott, es wäre ſo," meinte wieder der Kriegsknecht; „aber ich traue dem Triſchler nicht über den Weg."

Jetzt war's wieder eine Zeitlang ſtille, und ſchon wollte ſich der junge Stauffeneck in die Feſte zurückbegeben, da erſchallte auf einmal ein furchtbarer Lärm das Thal herauf. In demſelben Augenblicke zerriß der Mond das Gewolke, und man konnte Alles wie bei Tage erkennen.

Ein Schrei des Entſetzens entfuhr dem von Stauffeneck

und seinem Begleiter, und ohne ein Wort zu sprechen rannten beide so schnell sie laufen konnten, der Burg zu.

„Verrath! Verrath!“ rief der Knecht; „der Graf ist von den Feinden überfallen.“

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ schrie der junge Stauffeneck, und in wenigen Minuten war die ganze Besatzung auf und bewehrt. Der Kriegsknecht, der mit dem von Stauffeneck gewesen war, und in dem wir unsern alten Bekannten, den langen Gideon wieder erkennen, hatte in einem Augenblicke eine Schaar um sich gesammelt und stürmte schon zu den Thoren hinaus. Fast in derselben Minute folgte der von Stauffeneck mit der übrigen Besatzung, indem kaum einige Mannschaft zur Bewachung des Schlosses zurückblieb. Im wüthendsten Galopp gieng es die steile Schlossteige hinab.

Der von Stauffeneck jagte der Stelle zu, wo der unterirdische Gang sich ausmündete. Eben war er um eine Ecke gebogen, von wo aus man die Gegend fast übersehen konnte, da sprengte ein Reiter mit verhängtem Zügel ihm entgegen. Es war der von Trischler.

„Wo ist der Graf?“ schrie ihm der von Stauffeneck von weitem entgegen.

Der von Trischler gab keine Antwort, sondern suchte in wüthender Eile an ihm vorüberzukommen.

„Wirst Du mir Rede stehen, Schurke?“ schrie wiederum der von Stauffeneck, sein Pferd mit einem gewaltigen Satze an die Seite des fliehenden Ritters drängend.

„Ihr seyd's?“ rief dieser jetzt wie verwundert. „Fliehet, es ist die höchste Zeit, der Graf ist gefangen; die meisten mit ihm; und nur durch ein Wunder gelang es mir, zu entkommen; ein Schurke muß Alles verrathen haben.“

„Wißt Ihr, wer der Schurke ist?“ erwiederte der von

Stauffeneck mit so bitterem Lachen, daß der von Tritschler bleich zurückbebte. „Du bist's. Oder wolltest Du nicht eben jetzt zur Gräfin reiten, den Lohn Deines Bubenstückes einzuernten? Doch Du sollst einen Lohn haben, aber einen andern, als Du erwartetest."

Schnell ergriff er die Zügel des Pferdes, das der von Tritschler ritt und gab diesem mit seinem Schwertknopfe einen so gewaltigen Stoß, daß der Reiter zu Boden sank. Das Pferd suchte in mächtigen Sprüngen das Weite. Im Augenblick sprang er selbst vom Rosse, warf den von Tritschler, der sich erheben wollte, abermals zu Boden und drückte ihn mit einem Knie nieder, daß der Ritter kaum zu athmen vermochte.

„Laßt mich," sprach der von Tritschler mit erstickter Stimme. „Um Gott, verschont mich, und ich will Euch Alles bekennen."

„Du sollst nichts bekennen," erwiederte der von Stauffeneck kalt; „ich weiß schon Alles. Bete schnell ein Ave, denn Du mußt sterben."

Er suchte nach dem Dolche, den die Ritter um jene Zeit stets bei sich zu tragen pflegten und eine Minute später wäre der von Tritschler nicht mehr unter den Lebenden gewesen; aber in demselben Augenblicke erreichten seine Reiter, die ihm so schnell als möglich gefolgt, den Schauplatz. Zugleich mit ihnen sprengten von der entgegengesetzten Seite einige Knechte des Grafen von Zollern vereinzelt daher.

„Helft mir," stöhnte der von Tritschler. Doch keine Hand regte sich, ihn aus seiner Lage zu befreien. Aber der von Stauffeneck hatte sich jetzt anders besonnen.

„Es wäre zu ehrenvoll für ihn," murmelte er, „wollte ich ihn mit meinem Dolche ermorden. Er soll den Tod

eines Verräthers sterben. Nimm ihn, Martin," sagte er zu einem der Knechte, „binde ihn an Dein Pferd an oder thue mit ihm, was Du willst, aber mit Deinem Kopfe haftest Du für ihn."

Indem sprengten einige Reiter über die Ebene her, die offenbar in heller Flucht begriffen waren.

„Ha!" rief der von Stauffeneck, „das sind des Grafen Begleiter. Wo ist der Graf," schrie er mit fast erstickter Stimme; „Du mußt es wissen" — wandte er sich an Einen, der über und über mit Blut bedeckt war; „Du warst ja unter denen, die mit ihm durch den Gang entkommen wollten."

„Der Graf ist gefangen," erwiederte dieser, „wenn nicht gar getödtet. Wie wir aus dem Gange hervortraten, fanden wir den ganzen Wald von den Württembergern umstellt, wir suchten mit Gewalt durchzudringen, aber es war unmöglich. Der Graf fuhr unter sie wie ein Wetterstrahl; wohl an die Hundert von ihnen liegen erschlagen; aber die Ueberzahl war zu groß; ich glaube, außer mir ist Keiner entkommen; den Grafen sah ich selbst fallen; wohl ihrer Zwanzig hatten sich über ihn hergemacht; weiter konnte ich nichts bemerken."

Jetzt hörte man den Tritt, wie von vielen Zufgehenden, die in regelmäßiger Ordnung anmarschiren. Es war die Hauptmacht der Württemberger und Reichsstädter. Schnell ordnete der von Stauffeneck die Seinigen; es mochten etwa sechzig bis siebenzig Reiter seyn.

„Der Kampf mit den Reichsstädtern kann uns jetzt zu Nichts führen," rief er den Knechten zu. „Den Grafen müssen wir befreien oder mit ihm untergehen."

Vorwärts gieng's nach der entgegengesetzten Seite, während das Fußvolk der Feinde in geordneten Reihen langsam

nachrückte. Der von Tritſchler ward von zwei Reitern in die Mitte genommen.

Kaum waren ſie einige hundert Schritte vorwärts geſprengt, da eröffnete ſich ihnen ein ſonderbares Schauſpiel. Auf einem kleinen Hügel, von dem aus man die ganze Gegend überſehen konnte, hielt ein kleiner Trupp, der eben von der aufgehenden Sonne beleuchtet wurde. Es waren nur wenige Ritter, aber ihre Harniſche glänzten hell in der Sonne und deutlich erkannte der von Stauffeneck den von Wöllwarth und einige andere Vertraute der Gräfin von Württemberg. Jetzt ſah er auch ein Paar Frauen inmitten der geharniſchten Ritter. Indem brach ein Haufen von Reitern hinter dem Hügel hervor und ſtürzte ſich wie ein Sturmwind auf die wenigen Ritter, die ſchnell einen Kreis um die Frauen ſchloßen.

„Bei Gott!“ rief jetzt der von Stauffeneck; „es iſt die Gräfin von Württemberg und Adalbertha muß bei ihr ſeyn. Ich muß ſie retten, es koſte was es wolle.“

Im Augenblicke ſprengte er dem Hügel zu; ihm nach die Seinigen.

Inzwiſchen hatte der Trupp Reiter, welcher die Ritter auf dem Hügel angegriffen hatte, keinen Augenblick geſäumt, und ſo tapfer ſich auch die Ritter wehrten, ſo lag doch der von Wöllwarth bereits am Boden, und nur mit Mühe konnte der junge Geroldseck und ihre andern Begleiter noch die Gräfin von Württemberg beſchützen.

„Hurrah! drauf und dran!“ ſchrie einer der Angreifenden, der kein anderer war, als der lange Gideon. „Haut Alles nieder, was weiße Armbinden trägt, und wär' es zehnmal eine Gräfin von Württemberg.“

In demſelben Augenblick ſprengte der von Stauffeneck herbei.

„Halt!“ rief er, und warf ſich zwiſchen die Kämpfenden. „Laßt los, ſage ich,“ rief er noch lauter, da die Streitenden nicht im Augenblicke aufhörten zu kämpfen; „laßt los, oder ich ſchlage euch zu Boden, ob ihr gleich die Zollernſchen Zeichen tragt.“

Zugleich ſprang er vom Pferde und half dem am Boden liegenden Wöllwarth auf. Dieſer war ſchwer verwundet, doch kehrte ſogleich das Bewußtſeyn wieder.

„Ihr ſeyd ein Ritter,“ ſprach er, dem von Staufeneck die Rechte kräftig ſchüttelnd, „und habt ritterlich gehandelt. Sagt mir Euern Namen, daß ich weiß, wem ich meine Rettung verdanke.“ — Er mochte wohl den Ritter in ſeiner einfachen Rüſtung ohne Abzeichen nicht erkannt haben.

Nun trat auch die Gräfin von Württemberg vor. Ihr Geſicht war noch bleich vom Schrecken, denn der Tod ſchien ihr gewiß geweſen zu ſeyn. „Seyd Ihr, wer Ihr wollt,“ ſprach ſie, indem ihre Wangen ſich wieder zu färben begannen; „denn die Ritter von Burg Zollern ſcheinen heute alle gleiche Rüſtung zu tragen, ſo daß ich Euch nicht erkennen könnte, und wenn ich Euch auch ſchon früher geſehen hätte; aber wäret Ihr auch der Graf Friedrich ſelbſt, kommt Ihr einmal an meinen Hof zu Stuttgart, und habt eine Bitte an mich, die zu erfüllen in meiner Kraft ſteht, mein fürſtliches Wort darauf, ſie iſt ſchon ſo gut als erfüllt.“

Jetzt nahte ſich ein großer Trupp Reiter. Es waren Anhänger der Gräfin.

„Zu Pferde, Herr Ritter,“ rief der von Geroldseck; „Ihr möchtet ſonſt leicht gefangen werden. Bei Gott, wir müſſen Euch gegen unſere eigenen Freunde warnen.“

„Halt, noch Eins,“ ſagte der alte Wöllwarth. „Hier dieſe Kette iſt das Werthvollſte, was der Wöllwarth bieten

kann. Nehmt sie," setzte er zu dem von Stauffeneck gewendet hinzu, indem er dieselbe Kette, die ihm einst die Gräfin von Württemberg gegeben, hervorzog; „nehmt sie nicht als Zeichen meiner Erkenntlichkeit, nur als Erinnerung an mich."

Schnell schwang sich der von Stauffeneck auf's Pferd, denn die Reiter der Gräfin nahten.

In einem Augenblicke waren die Seinigen um ihn gesammelt, aber schwerlich wäre es den Wenigen gelungen, auf die Feste zu entkommen, da nun auch die Fußmacht des Feindes ihnen nachrückte, wenn nicht der steile und enge Weg sowohl Fußgängern als Reitern das Nachsetzen erschwert hätte. Nur Wenige hatten auf der schmalen Steige neben einander Platz, und so gelang es den Reitern, sich der großen Masse zu erwehren. Nur eine ganz geringe Besatzung war diesen Morgen auf der Burg gelassen worden, allein sie reichte hin, um den Reitern den Einzug in die Burg zu erleichtern. Alsbald wurden die Thore wieder geschlossen.

Der von Stauffeneck, obwohl schwer verwundet, übernahm den Befehl auf der belagerten Feste, und noch an demselben Abend sah man auf der obersten Zinne der Burg einen Leichnam baumeln. Es war der von Tritschler, den die Belagerten zum Lohn seiner Verrätherei alda aufgehängt hatten. Der Leichnam ward nicht abgenommen, so lange die Belagerung dauerte, und nun erst, als die Feste in ihren Trümmern zusammenstürzte, ward auch er unter denselben begraben. Noch jetzt aber geht die Sage, daß der Verräther allnächtlich auf dem Berge umhergehe, da ihm nie ein ehrlich Begräbniß geworden.

XV.

Was will die einsame Thräne?
Sie trübt mir so den Blick?
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Aug' zurück.

Ach meine Liebe selber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte einsame Thräne
Zerfließ jetzunter auch.

H. Heine.

Die Geschichte führt uns nun über einen Zeitraum von fast zwei Jahren mit Stillschweigen hinweg. In dieser Zeit hatte sich vieles geändert.

So bald der Graf Friedrich von Zollern durch die Verrätherei des von Tritschler gefangen worden war, fühlte die Gräfin von Württemberg ihre Rache gekühlt. Wohl ward ihr Zorn durch das Hängen des von Tritschler erregt, sie setzte sogar eine hohe Belohnung auf das Haupt dessen, der diese That anbefohlen, und versprach Jedem, der ihr denselben überliefere, die Gewährung einer Bitte, sie möge auch bestehen, worin sie wolle, allein wo hat man je gehört, daß ein Verräther in hohen Ehren stand? Selbst von denen, welchen er durch seine Schändlichkeit genützt, wird er verachtet, und so begnügte sich die Gräfin bald mit ihrer Bekanntmachung. War ja doch Graf Friedrich gefangen und schmachtete in einem tiefen Kerker! — Die Gräfin zog daher ihre Truppen von Burg Zollern zurück und überließ es den Reichsstädtern, die Feste zu erobern. Dieses schien jetzt nicht mehr schwer zu seyn, denn die Besatzung war nur gering, und konnte bald die äußern Vertheidigungswerke nicht mehr behaupten, da ihrer zu wenig waren, um die neunfache Mauer zu beschützen. Die

Hauptſache aber war die Entdeckung des unterirdiſchen Gangs. Mit deſſen Hülfe drangen die Belagerer bis in das Innerſte des Berges vor, und das einzige Hinderniß, das ihnen im Wege ſtand, ſchien nun eine eiſerne Thüre, durch die ſie in die Gewölbe unter der Burg gelangen konnten; dennoch gieng es mit der Einnahme nicht ſo leicht, als ſich die Spießbürger vorgeſtellt hatten. Die Belagerer, angefeuert durch den bald geneſenen Stauffeneck, gewannen nach wenigen Tagen ihren alten Muth wieder. Waren ihrer auch Wenige, ſo langten die Mundvorräthe um ſo beſſer! Ueberdieß ward der ganze Hof mit Getreide angepflanzt und ſo konnten ſie immerhin hoffen, auch bei jahrelanger Belagerung nicht ausgehungert zu werden. Vor der eiſernen Thüre, welche den Brecheiſen der Belagerer bald nicht mehr widerſtanden wäre, ward eine ſtarke dicke Mauer aufgeführt, die wohl nicht ſo leicht durchbrochen werden konnte, die ganze Umgebung der Burg aber den Belagerern überlaſſen, und dieſe ſäumten auch nicht, alsbald ſich in den Beſitz der Ringmauern zu ſetzen. Doch die Burg ſelbſt mit ihren hohen feſten Zinnen, mit ihrem tiefen Graben und mit der ſteilen dicken Mauer widerſtand allen Angriffen. Nur Eines war es, was den Belagerten gefährlich werden konnte, die Untergrabung der Feſte. Durch den unterirdiſchen Gang geleitet, hatten die Reichsſtädter angefangen, rings um die Burg feſte Gänge anzulegen. Tag und Nacht hörten der von Stauffeneck und ſeine wenigen Genoſſen unter ſich hämmern und graben, und doch konnten ſie es nicht verhindern, da ein anderer Trupp der Belagerer ſie ſtets zur Gegenwart auf der Mauer nöthigte, damit die Städter nicht ihre Burg im Sturm nähmen. Selten ward eine Feſte mit mehr Ausdauer belagert und mit mehr Hartnäckigkeit vertheidigt. Wären jene Gänge

nicht gewesen, noch stünde vielleicht die alte Burg in ihrer Herrlichkeit. So aber wurden nach und nach die Grundfesten untergraben, und nach Verfluß von zwei Jahren ruhte das große Schloß nur noch auf einem hohlen Grabe, in das es bald versinken mußte; denn bereits waren die Vormauern zum Theile eingestürzt. Die Belagerten mußten daher alle Tage gewärtig seyn, die Burg in sich selbst zusammenstürzen zu sehen.

Dem von Stauffeneck war die Gefährlichkeit seiner Lage nicht unbekannt. Er wußte wohl, daß er sich keinen Monat, keine Woche mehr halten konnte, wollte er nicht unter den Trümmern Zollern's begraben werden; aber immer hoffte er, der Graf von Zollern möchte vielleicht, wenn nicht in Freiheit, doch noch am Leben und im Stande seyn, seine Freiheit wieder zu erlangen und seine Freunde zu entsetzen. Bis er darüber Gewißheit hätte, wollte er die Burg nicht verlassen. Ein junger Bursche hatte sich entschlossen, das Wagstück zu unternehmen und Kundschaft einzuziehen. Da wo der Felsen, auf dem die Burg stand, am steilsten war und viele hundert Klafter tief senkrecht sich erhob, ward der kecke Mann hinabgelassen und in der Dunkelheit der Nacht entkam er glücklich. Auf demselben Wege kehrte er nach wenigen Tagen wieder, und wiederum gelang es den Belagerten, ihn am langen Seile heraufzuwinden. Aber seine Erzählung war nicht freudigen Inhalts, und doch lauschten ihm Alle begierig, denn seit zwei langen Jahren hatten sie gar nichts von der Außenwelt erfahren.

„Ich war in Stuttgart," erzählte der Bursche, „und erfrug das Haus des Ritters von Wöllwarth, wie mir anbefohlen. Den Ritter selbst sah ich nicht, aber von der Dienerschaft ward ich gut aufgenommen und mein Antrag, in Dienste des Ritters zu treten, nicht abgewiesen. Da

ich erklärte, früher bei dem Grafen von Zollern geſtanden zu ſeyn, kam das Geſpräch bald auf dieſen. Aber ich erfuhr nichts Tröſtliches. Wohl iſt der edle Herr vielleicht noch am Leben, aber in einem undurchdringlichen Gefängniſſe zu Mömpelgard über dem Rhein. Die Dienerſchaft des von Wöllwarth ſprach nur leiſe von der Sache, denn laut durfte Niemand den Namen des Grafen nennen, wenn ihn nicht der Zorn der Gräfin von Württemberg treffen ſolle. Der Herr von Wöllwarth ſelbſt, ſo hoch angeſehen er auch bei der Gräfin ſey, wäre doch faſt ſelbſt in Ungnade gefallen, da er für den Grafen von Zollern einſt ein ritterlich Gefängniß begehrte. So iſt der Graf vielleicht ſchon in ſeinem tiefen Loche, wohin ſie ihn geworfen, verkommen, oder der Hülfe noch bedürftiger, als wir ſelbſt.“ Hier endete der junge Söldner ſeine Erzählung, und die Wirkung derſelben war deutlich auf den niedergeſchlagenen Geſichtern der Beſatzung zu leſen. Der von Stauffeneck ließ den Kopf nicht ſinken.

„Muth gefaßt, meine Freunde!“ ſagte er, „kann uns der Graf nicht helfen, ſo müſſen wir ihm helfen. Hier können wir keine vierundzwanzig Stunden mehr weilen, wollen wir nicht von den Steinen, die wir vertheidigen, todt geſchlagen werden. Das Schloß hat bereits aller Orten Sprünge und alle Augenblicke droht ſein Einfall. So müſſen wir an etwas Anderes denken. In einer Stunde verſammelt Euch im großen Banketſaale.“

Der von Stauffeneck zog ſich nun auf ſein Gemach zurück, den jungen Mann, der ſo eben von ſeiner Kundſchaft zurückgekehrt war, mit ſich nehmend. Er hatte ihn über noch einen Auftrag auszufragen, der nicht für Aller Ohren paßte. Er frug nach Adalbertha; doch war die frühere Nachricht für die Knechte und Söldner traurig geweſen,

so war die jetzige für den jungen Ritter fast schmerzlich zu nennen.

„Ich konnte sie nicht sehen," sagte der Kundschafter, „aber erzählen hörte ich wohl von ihr, und man sprach von nichts Anderm, als daß sie sich bald mit dem jungen Ritter von Geroldseck vermählen werde."

Der von Stauffeneck bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Ob er geweint? Ich weiß es nicht; aber lange blieb er ohne Regung in dieser Stellung; doch als er sich endlich erhob, da war keine Traurigkeit, kein Schmerz auf seinem Gesichte zu lesen; im Gegentheil leuchtete sein Auge feurig, und sein Mund lächelte wie stolz vor Freude über einen so eben gefaßten Entschluß. Er sprang auf, heftig im Zimmer auf- und niedergehend.

„Ich will ihn retten," sagte er laut zu sich selbst. „Was liegt an meinem Leben? Sie liebt mich nicht mehr; ich will ihr keine Vorwürfe machen, ich war ja so gut wie verschollen; aber was soll ich noch weiter auf dieser Erde thun? Sie haben einen hohen Preis auf den Kopf dessen gesetzt, der den Mörder des Tritschler's verrathe; sie sollen mir den Preis zahlen, und dieser heiße: „Freiheit dem Grafen von Zollern."

Wenige Stunden nachher herrschte auf der Burg eine so freudige Bewegung, als würde hier ein Fest gefeiert. Aus dem Banketsaale ertönte Lärm und Gesang, denn das letzte Faß Wein war aus dem Keller heraufgeschleppt worden, der letzte Vorrath wurde verzehrt. Die Belagerten tranken auf das Wohl ihres gefangenen Grafen, sie tranken auf seine baldige Befreiung, sie tranken auf das Gelingen ihres Planes. Die Belagerer wußten nicht, was sie davon denken sollten, und als ihnen sogar von denen in der Burg Wein und Fleisch über die Mauern hinausgeboten

wurde, damit ſie ſich auch einen luſtigen Tag machten, da zweifelten ſie nicht mehr, den Belagerten müßte eine plötzliche und unerwartete Freude geworden ſeyn. Nur um ſo eifriger arbeiteten ſie an der Vollendung ihrer unterirdiſchen Werke. Allein als es Abend geworden war, da ward es den Städtern klar, warum die Belagerten alſo fröhlich gezecht hatten; es war das letzte Mahl geweſen, das ſie auf der Burg Zollern eingenommen hatten. Jetzt öffneten ſich plötzlich die Thore und angefeuert von Wein, ermuthigt durch den Gedanken, es gelte das Leben, machten die Belagerten einen Ausfall. Wohl ſammelten ſich in Eile die Städter, aber ſie hatten ein ſolches Wagſtück nicht vermuthet; wohl fielen manche der Angreifenden, deren es kaum noch etliche dreißig waren, aber den Meiſten gelang es, den von Stauffeneck an der Spitze, ſich durchzuſchlagen. Die Dunkelheit der Nacht entzog ſie den Verfolgungen der Städter, die ſich hoch verwunderten, wie es einer ſo geringen Anzahl möglich geweſen, ſich ihrer geſammten Kräfte ſo lange zu erwehren.

XVI.

Und ſein eignes Leben
Bracht er für des Freundes Leben
Gern zum Opfer.

Trauerſpiel.

Zu Stuttgart ſaß die Gräfin Henriette von Würtemberg und Mömpelgard in ihrem Staatszimmer. Sie war von ihren erſten Hofdienern und Räthen umgeben, denn ein fremder Ritter hatte ſie um öffentliche Audienz gebeten. Der

Ritter, der bisher seinen Namen verschwiegen, ward eingeführt und ein Laut des Erstaunens entfuhr der Versammlung, als der von Stauffeneck erkannt ward.

Der Ritter näherte sich dem Thronsessel der Gräfin, beugte ein Knie zum Zeichen seiner Ergebung und wartete der Anrede der Gräfin.

„Ihr seyd es, Herr Ritter?“ sagte diese, als sie sich von ihrer Verwunderung erholt hatte. „Stehen denn die Todten wieder auf?“

Die Reihe der Verwunderung war nun an den von Geroldseck gekommen. Er schaute die Gräfin groß an.

„Man sagte uns,“ fuhr die Gräfin erläuternd fort, „als wir vor bald zwei Jahren von der Feste Zollern abzogen, Ihr seyd im letzten Gefechte, das wir dort lieferten, gefallen. Doch nun Ihr am Leben, wundert mich's nicht mehr, daß sich die alte Burg so lange hält.“

„Die Feste ist in diesem Augenblick wohl nicht mehr,“ erwiederte der von Stauffeneck düster, „die Städter hatten sie rings untergraben, und wir mußten uns durchschlagen, falls wir nicht von den einstürzenden Mauern begraben werden wollten.“

„Ihr habt sie lange genug und tapfer vertheidigt,“ sprach gefällig die Gräfin. „Euer Muth hätte verdient, für eine bessere Sache zu kämpfen, doch glaubt nicht, daß die Gräfin Henriette Euch darob zürne. Wir erinnern uns noch wohl Eures Aufenthaltes an unserm Hofe, und obgleich bisher unser Feind, seyd Ihr dennoch willkommen.“

„Euer Gnaden mögen mir vergeben,“ erwiederte in demselben düstern Tone, wie früher, der junge Ritter; „aber ich bin nicht gekommen, um bei Euch Dienste zu suchen. Ihr nanntet vorhin die Sache, der ich diene, keine gute, und dennoch kenne ich keine bessere. Doch verzeiht

nochmals, ich bin gekommen, Euch an ein gegebenes Wort zu erinnern."

„Sprecht, Herr Ritter," rief jetzt aufgeregt die Gräfin, „nie hat die Beherrscherin von Württemberg ihr Wort gebrochen, und sie dürfte darin manchem Manne zum Muster dienen."

„Es sind jetzt zwei Jahre," fuhr der von Stauffeneck fort, „da verrieth Einer, dessen Namen verflucht sey, den Grafen von Zollern und Oettingen, meinen Freund und Vetter. Zur Strafe seiner Schlechtthat ward er an die Zinnen der Burg aufgehängt. Ihr aber schwurt damals, es solle Jedem, wenn er den, der diese Strafe anbefohlen und ausgeführt, Euch überliefere, eine Bitte gewährt seyn, sie bestehe auch, worin sie wolle. Darauf gabt Ihr Euer fürstlich Wort."

„Gut," sagte die Gräfin ungeduldig; „wir erinnern uns dessen, und werden unser Wort lösen, aber fahrt fort. Denn Ihr seyd noch nicht zu Ende."

„Ich bin es," versetzte der junge Ritter fest; „der, welcher die That begangen, steht vor Euch. Ich selbst ließ den Ritter von Tritschler aufhängen."

Eine augenblickliche Bewegung entstand im Saale. Auch die Gräfin hatte sich erstaunt von ihrem Sitze erhoben. Doch auf ihren Wink war's wieder still, wie zuvor.

„Ihr gebt Euch selbst an," sagte sie; „wißt Ihr auch, welche Strafe wir dem Henker des von Tritschler's zugedacht haben?"

„Ich weiß es," antwortete ruhig der von Stauffeneck. „Ihr schwurt, ihn gleich dem von Tritschler aufhängen zu lassen."

Abermals entstand eine Bewegung, aber ein Wink der Gräfin beschwichtigte wiederum die erregten Gemüther.

„Und was kann Euch bewegen," fragte sie erstaunt, „Euch selbst einem schmählichen Tode zu überliefern?"

„Ihr seyd mir die Gewährung einer Bitte schuldig geworden," erwiederte der von Stauffeneck, indem sich seine bleichen Wangen färbten, „ich bitte um das Leben, um die Freiheit des Grafen Friedrich von Zollern. Mit mir mögt Ihr beginnen, was Euch gelüstet."

Jetzt ließen sich die Ritter umher nicht mehr beschwergen. Ein Ruf der Bewunderung ertönte, und rasch eilte der von Gerelsbeck vor, dem von Stauffeneck die Hand schüttelnd. Auch der alte Wöllwarth näherte sich ihm freundlich. „Ihr seyd ein seltener Freund," sagte er, „bei Gott, Ihr wäret werth, selig gesprochen zu werden, wenn je eine Tugend Seligkeit verdient."

So freudig war der Zuruf, den jetzt der von Stauffeneck von allen Seiten empfing, daß die Gräfin selbst lange nicht zu Worte kommen konnte. Doch jetzt gebot sie Ruhe. Sie winkte dem jungen Ritter, näher zu treten.

„Schande über uns," rief sie aus, „wenn wir solche Hochherzigkeit nicht zu würdigen wüßten. Schande über mein ganzes Haus, so ich litte, daß Euch ein Haar gekrümmt würde. Ich löse mein Wort ein, das Euch dem Tode überlieferte. Doch Eure Bitte — sie sey Euch gewährt. Verdiente der Graf auch zehnmal härtere Haft, er verdiente wegen Eurer frei zu seyn, denn nie noch hat ein Herrscher einen solchen Freund gehabt."

Der von Stauffeneck stürzte der Gräfin zu Füßen. Er war nicht fähig, mit Worten seinen Dank auszudrücken.

„Haltet ein, Frau Gräfin," rief jetzt der von Wöllwarth. „Wollt Ihr auch den Grafen von Zollern freigeben, um Euer Wort zu halten; wollt Ihr auch den von

Stauffeneck ohne Strafe ziehen laſſen, ſo mögt Ihr doch Eine Bedingung hinzufügen."

Der von Stauffeneck erhob ſich und ſah den alten Wöllwarth ſtolz an. „Eine Bedingung wollt Ihr?" ſagte er kalt. „Die Gräfin mag mir Bedingungen nennen, ſie mag mich ins Gefängniß werfen laſſen, ſie hat das Recht dazu; doch Ihr," fuhr er heftig fort, „Ihr ſolltet nicht von Bedingungen ſprechen, Euch geziemte es, eher den guten Willen der Gräfin zu unterſtützen, als ihm entgegen zu treten; aber nun Ihr ſo ſprecht, ſo will ich auch keinen Dank von Euch, ich will nicht Eure Fürbitte, die ich thöricht genug glaubte, erkauft zu haben." Raſch zog er eine goldene Kette aus dem Buſen und warf ſie dem von Wöllwarth hin. „Als Ihr ſie mir gabt," ſetzte er bitter hinzu, „da führtet Ihr eine ganz andere Sprache." Stolz ſchritt er der Thüre zu. Doch der alte Ritter kam ihm zuvor. Sanft ergriff er den Erzürnten beim Arme und führte ihn zurück vor die erſtaunte Gräfin.

„Edle Frau," ſagte der von Wöllwarth gerührt. „Seht hier den wackern Ritter, der einſt Euch und mich und noch mehrere Andere, die hier ſtehen, vor ſchmählichem Tode errettete. Ich vermuthete längſt, daß es der Stauffeneck geweſen ſey und der Ritter von Gerolbeck beſtätigte mich in meiner Meinung. Ihr verſpracht damals, in Allem gefällig zu ſeyn, was er von Euch verlangen würde und ich ſelbſt übergab ihm dieſe Kette, die er mir jetzt ſo ſchnöde zurückerſtatten will. Nie waret Ihr und ich einem Manne ſo zum Danke verpflichtet, als dieſem Ritter hier. Aber dennoch beſtehe ich auf meiner Bedingung. Ihr wißt," fuhr er nach kurzem Beſinnen fort, während die ganze Verſammlung der Loſung des Räthſels aufmerkſam horchte, „Ihr wißt, daß meine Baſe Adalbertha ſchon ſeit einiger

Zeit gesonnen war, ins Kloster der heiligen Büßerinnen zu treten; Ihr kennt auch den Grund wohl und dem Edlen Ritter von Stauffeneck brauche ich ihn vielleicht nicht zu nennen, da er jetzt weiß, daß man ihn für todt sagte; darum stelle ich die Bedingung, daß der edle Herr sein ritterlich Wort einlöse, das er der Jungfrau von Riedern gegeben und sie als ehelich Gemahl heimführe."

Allgemeiner Jubel entstand, als der alte Wollwarth geendet hatte. Der von Stauffeneck lag längst in seinen Armen. Doch plötzlich raffte er sich auf, denn er gedachte des von Geroldseck, und was der Knecht von ihm und Adalbertha berichtet hatte. Der von Geroldseck aber kam ihm mit biederem Händeschlag entgegen.

„Ich wünsche Dir Glück, Walther," sagte er freundlich lächelnd. „Ich glaubte einst ihre Liebe erringen zu können, aber von ihr selbst erfuhr ich, daß sie Dich mir vorgezogen, und ein Geroldseck ist nicht der Mann, der am Freunde in der Liebe zum Verräther würde."

Endlich legte sich der Tumult etwas, und die Gräfin entließ die Versammlung. „Ich sehe schon," sagte sie zum Abschied, „daß unser junger Freund nicht Nein sagen wird. Aber er hat sich so um uns verdient gemacht, daß Wir es uns nicht nehmen lassen, die Hochzeit selbst auszurichten. Auf unserem Schlosse zu Nürtingen soll sie gefeiert werden, denn dort hat, wenn ich mich anders recht erinnere, die Liebschaft ihren Anfang genommen."

„Kommt," sagte der von Wollwarth zu dem glücklichen von Stauffeneck. „Wir müssen eilen, sonst erfährt mein Bäschen schon vorher, was vorgegangen ist, und ich mochte doch ihre freundlichen Augen zuerst erglänzen sehen, wenn sie Euch erblickt."

XVII.

Er tritt hervor ans Himmelslicht
Und hebt sein bleiches Angesicht,
Und reckt empor zum Schwur die Hand:
„Herr, fort in das gelobte Land!“
G. Schwab.

Es war ungefähr vierzehn Tage später, da zog auf der Straße, die vom südöstlichen Frankreich nach Italien führt, ein Trupp Reiter hin. Zwei ritten voraus, wie es schien die Anführer oder Gebieter; die Andern mochten wohl Knechte seyn, denn sie führten in ihrer Mitte mehrere Saumrosse, die schwer bepackt waren, und auf eine weite Reise, nicht auf einen bloßen Spazierritt, hinzielten.

Der eine der Vordern war ein jugendlicher Mann in frischer Lebenskraft. Sein Gesicht blühte, seine Augen leuchteten, und nur ungern schien er seinem muthigen Pferde die Zügel nicht schießen zu lassen, doch wenn er den Blick auf seinen Begleiter warf, so umdüsterte sich sein Auge, und sein Antlitz war dann so ernst und trübe, daß man den lebensfrohen Jüngling von vorher kaum mehr erkannt hätte. Der neben ihm ritt, war offenbar weit älter. Wer ihn nur oberflächlich ansah, hätte ihn leicht für einen Greis gehalten, denn sein Haar war eisgrau und in den tiefliegenden Augen war alles Feuer erloschen. Allein wenn man die eingegrabenen Züge näher betrachtete, so schien es eher, als ob tiefer Kummer und große Noth einen kräftigen Mann plötzlich in einen hinfälligen Alten verwandelt hätten. Besonders deutlich war dies, wenn er die großen Augen aufschlug, wie um sich an der großen freien Natur festzusaugen, denn dann färbte auf einen Augenblick eine sanfte Röthe die blassen Wangen und verlieh ihnen wieder

den Reiz vergangener Jugendlichkeit, und der gebückte Körper richtete ſich in ſolchen Momenten gerade und ſtolz auf, ſo daß man deutlich ſah, hier in dieſer Hülle müſſe einmal eine hohe Kraft gewohnt haben.

Die Reiſenden waren jetzt auf einem Punkte angekommen, wo die Straßen gegen die Alpen und den Rhein hin ſich ſchieden; hier ſchien auch der Punkt zu ſeyn, wo die Reiſenden ſcheiden wollten.

„Das iſt der Ort," ſagte der Aeltere, indem er ſich anſchickte, vom Roſſe zu ſteigen. Der Jüngere war ſchon herabgeſprungen und dem Begleiter, der faſt zu ſchwach ſchien, ohne Hülfe abzuſteigen, behülflich. Der Aeltere lächelte ſchmerzlich.

„Wie doch die Menſchen ſo hinfällig ſind!" fuhr er mit einem bitteren Blicke fort. „Noch ſind es kaum mehr als zwei Jahre, da ſtand ich in der Fülle meiner Kraft, und jetzt? — Doch ich will nicht davon ſprechen; ich will die Erinnerung aus meinem Kopfe zu verdrängen ſuchen, und auch mein Herz ſoll ſchweigen, — bis es gebrochen iſt," ſetzte er leiſe hinzu.

Die Diener breiteten Teppiche aus, und unter dem Schatten einer Eiche nahmen die Reiſenden ein einfach Mahl ein. Nur wenige Worte wurden gewechſelt; das Herz ſchien den Beiden zu voll zu ſeyn. In großen Zügen ſchlürfte der Aeltere den Wein; es war, als ob ſchon ſeit lange der Saft der Reben ihm fremd geblieben wäre, und die freie Luft mochte ihm ſo wohl thun, wie einem Gefangenen, dem nach vielen Jahren die Sonne wieder zu ſchauen vergönnt iſt. Jetzt war das Mahl geendet. Die Roſſe wurden herbeigeführt.

„Grüße Adalbertha, Dein künftig Weib," ſagte der Aeltere, dem Jüngern die Hand zum letzten Drucke reichend.

„Kehre ich heim vom heiligen Grabe, ſo ſehen wir uns wieder. Dann wollen wir zuſammen die Burg meiner Väter neu aufbauen.“

Thränen ſtanden dem Jüngern in den Augen; er vermochte kein Wort zu ſprechen. Jetzt beſtiegen ſie die Roſſe. Noch ein Gruß und Jeder ritt ſeinen Weg weiter, der Aeltere dem Lande Italien, der Jüngere dem Rhein und Schwaben zu. Langſam ritten Beide, und ſo lange ſie ſich ſehen konnten, wandten ſie ſich oft nach einander um, ſich nochmals zuwinkend.

Es war der Ritter von Stauffeneck, der dem Grafen Friedrich von Zollern und Oettingen das Geleite gegeben hatte. Wohl hatte die Gräfin von Württemberg wahr geſagt, als ſie gedroht, ſie wolle den Grafen und ſein ganzes Haus verſchlingen, denn alle ſeine Habe war ihr, und ihn ſelbſt hatten die wenigen Jahre im feuchten dunklen Keller, dem tiefſten, den die Verliebe zu Mömpelgard aufzuweiſen hatten, zum Greiſe umgewandelt. Die Kraft des Helden war für immer gebrochen. Er hatte im Kerker gelobt, wenn er frei würde, eine Reiſe ans heilige Grab anzutreten, und als ihm der von Stauffeneck das Ende ſeiner Haft verkündigte, da blieb er ſeinem Schwure getreu. Aber er ſollte das Grab nicht ſehen. Kaum zwei Monate hernach erlag er auf der Fahrt der Krankheit, die ſeinen Körper verzehrte, es war die Krankheit des gebrochenen Herzens, gegen die keine Hülfe auf Erden zu finden iſt.

Den von Stauffeneck führte ſein Weg an dem Hohenzollern vorbei, aber die Feſte ſtand nicht mehr. Die Mauern und Zinnen waren eingeſtürzt, und ſo weit gieng der Haß der Städter, daß ſie auch keinen Stein auf dem andern ließen. Die hohe, herrliche Burg war für immer verſchwunden, und nur erſt nach langen Jahren ward es den

Vettern des Grafen Friedrich vergönnt, an ihrer Stelle ein neues Schloß zu erbauen, das aber nie den Glanz des frühern erreichte.

Aber auch die Gräfin von Württemberg sollte das Glück nicht lange genießen, ihren ärgsten Feind gedemüthigt zu haben. Wenige Jahre nachher erhoben sich die Edlen Württembergs, der Weiberherrschaft und ihrer Launen müde, und die beiden Söhne der Gräfin, obwohl noch im zarten Alter, ergriffen die Zügel der Regierung. Die Gräfin wurde auf ihren Wittwensitz in Nürtingen verbannt. Ja, als sie nicht nachließ, unter den Brüdern Zwietracht zu säen, da nahmen diese sie gefangen und hielten sie auch ihr Leben lang als eine Gefangene. Doch lange, bevor dieß geschah, war der Ritter von Stauffeneck Adalbertha's von Riedern glücklicher Gatte. Die Gräfin hatte Wort gehalten und die Hochzeit, die sie ihm anrichtete, war eine der glänzendsten, die je gefeiert wurde.

Emigrantengeschichten.

Erzählungen

aus

dem amerikanischen Leben

von

Theodor Griesinger.

Erster Band.

Tuttlingen,
Verlag von E. L. Kling.
1858.

BIBLIOTHECA
A
[illegible]NSIS

Druck der Buchdruckerei von J. C. Macken Sohn in Reutlingen

Vorrede.

Die nachfolgenden Erzählungen ſind vielleicht nicht gerade ſo paſſirt, wie ſie hier niedergeſchrieben wurden; aber ſie beruhen auf Thatſachen und hätten können ſo paſſiren. Wenigſtens kann man die Charaktere, die d'rinn vorkommen, Dutzendweiſe in Amerika finden

Somit hoffe ich, werden dieſe Emigrantengeſchichten nicht blos zur Unterhaltung dienen, ſondern auch hie und da Einen darüber belehren, wie es in Amerika zugeht, und beſonders wie ſich die Deutſchen in dieſem Lande benehmen und befinden.

Am Neujahrstag 1858.

Theodor Griesinger.

I.

Der reiche Vetter in Amerika.

Wer ein Freund einer luſtigen Geſchichte iſt, der mag die Geſchichte von Robert Keller aus Holzmaden bei Stuttgart leſen. Das war ein fröhlicher Burſche ſeiner Zeit! Freilich ſind's jetzt ſiebenzehn Jahre her, und in ſiebenzehn Jahren kann man ſich ſchon ein klein Bischen verändern. Noch mehr, als er, aber hat ſich die Anna Maria, ſein Weib, verändert! Die iſt nicht mehr ſo ſlink und ſchlank, wie Anno dazumal! Es iſt aber auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß ihr älteſtes Mädchen jetzt bald fünfzehn zählt, und ihr jüngſtes Bübchen, das ſechste, noch kaum Papa ſagen kann!

Doch, es iſt nicht gut, wenn man vorgreift, darum wollen wir lieber alles recht hübſch fein der Ordnung nach erzählen.

Alſo am 16. Juni 1841 lief das gute Bremer Schiff „Weſer" in den Hafen von New-York ein. Daſſelbe brachte eine Menge Paſſagiere und darunter ſehr viele Süddeutſche, denn das Jahr 1841 war für die damaligen Zeiten ein ſtarkes Auswanderungsjahr, wie immer die Jahre, wo der Wein nicht geräth und die Frucht fehl ſchlägt. Unter den Auswanderern oder vielmehr Einwanderern (denn die, welche von Deutſchland in New-York ankommen, ſind doch Ein- nicht Auswanderer) war auch der obengenannte Robert Keller von Holzmaden bei Stuttgart.

Es war ein ſchmucker junger Burſche von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren, der wenigſtens ſeine ſechs Fuß maß und einen prächtigen Huſaren abgegeben hätte. Schade, daß ihn der Vater des alten Fritz nicht unter ſeine Hände bekam! Aber — er hatte es bei der Conſcription gewonnen und ſo war nichts mit ihm zu machen, ſo gern es vielleicht auch die Offiziere, die bei der Ziehung gegenwärtig waren, geſehen hätten. Seine Wangen waren, wie Milch und Blut, und ſeine blauen Augen ſchauten ſo gutmüthig und unſchuldig drein, daß man ihm gut ſeyn mußte, man mochte wollen oder nicht. Und doch ſah man es ihm an, daß er nicht ſo unerfahren war, wie die Schwaben oft ſind. War er doch ſchon in der Fremde geweſen, und zwar nicht blos in Eßlingen oder in Reutlingen, oder ſonſt einem benachbarten kleinen Städtchen, ſondern — nach Wien und Straßburg und ſogar nach Paris war er gewandert, und hatte dorten längere Zeit in Arbeit geſtanden. Ueberdies hatte er das beſte Zeugniß von der Lehre her, und ſo darf alſo kein Menſch daran zweifeln, daß er ein ganz geſchickter Schreinergeſelle war.

„Dem kann's nicht fehlen," mußte man denken, wenn man ihn nur anſah, denn ein guter Schreiner findet in New-York immer ſein Auskommen, wenn er fleißig iſt, nämlich, und wenn nicht gerade ein böſes Jahr und eine arbeitsloſe Zeit da iſt, was freilich ſich oft genug wiederholt. Aber — warum kam denn **der** herüber? Ein guter Handwerker hat's doch auch draußen gut und iſt geſucht, da mußte es alſo einen beſondern Haken haben. Und einen Haken hatte es!

Der junge Keller ſah ſich nämlich ganz und gar nach keiner Arbeit um, und fragte weder nach einem Meiſter, noch

nach einem Fabrikherrn, ſondern ſaß ganz ruhig in ſeinem Wirthshaus, wo er abgeſtiegen war, und ſtudierte die Zeitungen, die aber damals noch nicht ſo groß waren, wie jetzt, wo man mit Einer allein einen ganzen Tiſch bedecken kann. Endlich aber am zweiten Tage ſeiner Ankunft, als er ſah, daß der Wirth gerade nicht ſehr beſchäftigt war, nahm er ſich ein Herz und entdeckte ſich dem. Wem ſollte er ſich denn ſonſt entdecken? Bekannte hatte er ja keine und Verwandte auch nicht! Ueberdieß — damals waren die Emigrantenwirthe noch nicht, was ſie ſpäter wurden, und hatten ihre Häuſer auch nicht in der Greenwichſtreet, ſondern trieben ihre Wirthſchaft meiſt in Beckmannsſtreet und nicht auf betrügeriſche und unſolide Weiſe. Dem konnte er ſich alſo gut anvertrauen, aber — was half ihm das Anvertrauen? Der Wirth, ſo brav er auch war, und ſo erfahren und vertraut mit den Verhältniſſen New-Yorks, konnte ihm in ſeinem Falle nicht viel rathen.

Vor vielen Jahren nämlich war ein Johann Mayer von Pfinningen nach Amerika ausgewandert. Es war ein Schneider von Profeſſion und zufälligerweiſe ein Bruder von des Roberts Mutter. Der Schneider nun, der jetzt wohl ſeine dreißig Jahre in Amerika war, wenn er noch lebte, hatte vor etwa zwanzig Jahren einmal geſchrieben und zwar an ſeine Schweſter, die Mutter des Robert Keller. Und in dieſem Briefe ſtand zu leſen, daß es dem Herrn Vetter ausgezeichnet gehe, daß er ein Einkommen habe, größer als der Leibhofſchneider in Stuttgart, obgleich ſeine Geſellen täglich nur zehn Stunden, er ſelbſt aber gar Nichts arbeite, und daß alſo die ganze Familie ſeiner Schweſter doch gleich herüberkommen ſolle, um ſein Glück mitzugenießen. „Denn," ſo hieß es weiter in ſeiner

Zuſchrift: „er werde ſich zunächſt ankaufen, da er nicht wiſſe, was mit dem vielen Gelde anfangen, und dann könnten ſie Haus und Hof mit ihm theilen, weil er unverheirathet ſey, und verderbaud auch nicht zu heirathen gedenke." — So ſtand's in dem Briefe, und die Mutter Roberts hätte nach Empfang desſelben lieber gleich aufgepackt, und wäre dem Bruder nach Amerika in ſein „Glück" nachgezogen, denn — für was ſollten ſie ſich in dem kleinen Heimathen mühſelig abarbeiten, wenn der Onkel in New-York in Hülle und Fülle lebte, und des Geldes ſo viel hatte, daß er gar nicht mehr wußte, was nur mit anfangen! Der Vater Roberts aber dachte kaltblütiger und meinte: es liege ihnen zwar ein ſchweres Stück Arbeit alle Jahr zu verrichten ob, aber ſie hätten doch ihr ſicheres und ruhiges Auskommen und wenn auch ſelten am Neujahr was übrig geblieben ſey, ſo habe es doch noch immer gelangt. — Der Vater Roberts war nämlich Schreinermeiſter und beſaß zugleich auch ein paar Stückchen Feld, die er ſelbſt beſtellte, ſo daß er, wie man zu ſagen pflegt, ſich ſein Brod ſelbſt ſchneiden konnte. Sein Handwerk trug dann das Uebrige ein, das, was man zu Beſtreitung von Kleidung, Getränke, Fleiſch, Kindstaufen und Kindererziehung brauchte. Deßhalb konnte ſich Roberts Vater nicht ſo ſchnell und leichtſinnig zur Auswanderung entſchließen, beſonders auch wenn er bedachte, daß der Schwager Johann immer Etwas von einem Luſtikus an ſich gehabt hatte und am Montag ſtets einen Blauen machte. — Darum beſchloß er, vorher noch einmal an den Herrn Schwager zu ſchreiben, um des Genaueren noch mehr zu erfahren. „War der wirklich ſo reich, wie er ſchrieb, ſo konnte es ihm ja auch nicht darauf ankommen, das Reiſegeld zu ſenden."

Der Brief ging ab an den Johann Mayer in New-York, aber Antwort erfolgte keine. Es ging noch ein zweiter und ein dritter Brief an den reichen Vetter ab, aber — Antwort kam keine.

Nun war damals zu Anfang der Dreißigerjahre die Verbindung mit Nordamerika noch keineswegs so großartig, wie jetzt. Es ſtand oft ein Halbjahr an, bis ein Brief nur an Ort und Stelle kam, und oft und viel gingen auch Briefe ganz verloren. Auch gab es der Auswanderer nicht ſo viele, daß man Dem oder Jenem den Auftrag geben konnte, ſich nach der und der Sache oder nach dieſer und jener Perſon zu erkundigen, wie man jetzt zu thun gewohnt iſt. Auch die Conſuln waren noch ſpärlich und nahmen ſich eines Dings gar nicht an, wenn man nicht Etwas dran rückte, etwas Klingendes nämlich. Davon war aber ohnehin nicht die Rede, daß die Leute zwiſchen Amerika und Deutſchland nur ſo hin und her reiſten, wie es jetzt der Fall iſt, und daß man ſich kann bei Solchen, die in Deutſchland auf Beſuch waren, auf Kundſchaft legen konnte, wie's Dieſem oder Jenem gehe. So kam es denn, daß die Familie Keller von dem reichen Onkel und Schwager in Amerika Nichts mehr hörte, ja daß man nicht einmal wußte, ob er noch am Leben war oder nicht! Und wenn er auch noch lebte, — wo lebte er? In New-York oder im Lande? Und — wenn im Lande, wo im Lande? Das Land iſt ja ſo gar groß, daß man faſt ganz Europa nur allein in das Gebiet der Vereinigten Staaten hineinſtecken könnte!

Der Vater Robert Keller's ſchlug ſich daher nach wenigen Jahren, als man keinen weitern Brief mehr erhielt, die ganze Geſchichte aus dem Kopfe, arbeitete nach wie vor, wie's einem

soliden Familienvater geziemt, und duldete es nicht, daß man zu viel von dem reichen Vetter in New-York sprach. „Ich will meine Kinder nicht mit leeren Hoffnungen hinhalten und noch weniger will ich sie durch die Aussicht auf ein Erbe, das wahrscheinlich gar nicht vorhanden ist, verderben und an Unfleiß gewöhnen." So sprach der Alte und in diesem Sinne erzog er auch seine Kinder. Der älteste Sohn Robert wurde daher ein recht fleißiger, genügsamer und geschickter Mensch, und die andern Geschwister schlugen nicht minder ein. — Die Mutter aber konnte sich den Brief nicht aus dem Sinne schlagen. Sie durfte zwar nicht davon *sprechen*, aber dran zu *denken*, das konnte ihr Niemand wehren. Sie ließ sich nicht davon abbringen, daß Alles, Wort für Wort, wahr sey, wie es ihr Bruder geschrieben. Sie war fest überzeugt, daß derselbe jetzt vielleicht zum mindesten ein Millionär sey, und so viel an Geld und Gut besitze, daß er bald Württemberg sammt allüklich machen könnte. Und — was das „Nicht-Mehr-Schreiben" des Bruders anbelangte, so hatte sie ihre verschiedenen Auslegungsweisen. Entweder waren *ihre* Briefe nach Amerika hinein verloren gegangen und der Bruder schrieb dann natürlich aus Aerger, weil Niemand auf seine Einladung hin kam, nicht mehr. Oder waren *seine* Briefe heraus nicht an Ort und Stelle gekommen und sie hatten sich gleich abschrecken lassen, den vierten Brief zu schreiben. Oder hatte er auch *geheirathet* und seine Frau war zu vornehm, mit den „gemeinen" Verwandten in Holzmaden etwas zu thun haben zu wollen. Oder war er so weit von New-York weggezogen, als er seine Landgüter kaufte, daß gar keine Postverbindung mehr hinaus. Oder endlich — und das war noch die drol-

ligſte Vermuthung, aber ſie glaubte daran, wie an's Evangelium — meinte ſie, er könnte durch den langen Aufenthalt unter den Engliſchen das Deutſche ganz verlernt haben! — So machte ſie für ſich im Stillen ihre Gloſſen und — ganz ſchweigen konnte ſie auch nicht, ſondern ſo ein klein wenig theilte ſie ſchon den Kindern mit, damit das Geheimniß nicht mit ihr in's Grab gehe. Und den Brief! Nun den bewahrte ſie auf, wie ein Heiligthum; der hatte ſeinen Platz in demſelben Schubfach, worin die Familienbibel geborgen wurde, in welcher die Geburts-, Trau- und Taufſtage der Eltern wie der Kinder eingetragen waren!

Trotz dieſer Differenz in ihren Anſichten lebte die Familie ruhig und zufrieden, bis ſie vor etwa einem Jahre der ſchwere Schlag traf, daß der Vater ſich auf's Kranken- und nur wenige Tage darauf ſogar auf's Todtenbette legte. Mutter und Kinder waren tief gebeugt; ſie glaubten kaum, unter dieſer Laſt ſich herausarbeiten zu können; allein ihr Herz war fromm und ihr Glaube ſtark. So überwanden ſie auch dieſe Trübſal, und in einer Nacht, da die Mutter ſchlaflos im Bette der Zukunft gedachte und darüber hin und her grübelte, wie wohl Alles noch werden ſollte, da vermeinte ſie plötzlich, es falle ihr wie Schuppen von den Augen, denn ſie gedachte des Briefes von ihrem Bruder in Amerika. Sie ſtand auf, machte Licht und las den Brief, den ſie ſchon mehr als hundertmal geleſen hatte, und der ſchon von Zeit und Rauch ganz vergilbt war, zum hundert und zweiten und dritten Male durch. Bald ſtand ihr Entſchluß feſt. Ihr Aelteſter, der Robert, mußte nach Amerika. Er mußte ſelbſt ſehen, ſelbſt hören; ihm, dem gewandten Burſchen, der ſchon in Wien gearbeitet hatte, das doch auch

eine Stadt war, wie wenige in der Welt, — ihm konnte es nicht fehlen, den Oheim ausfindig zu machen. Freilich — weit mochte es seyn nach dem New-York und eine gefährliche Reise auch; aber der Mensch ist überall in Gottes Hand und es waren ja schon Tausende vor ihrem Robert hinüber in das ferne Glückland und alle wohlbehalten angekommen. Warum sollte es ihrem Robert nicht auch glücken? Ueberdieß, wenn auch Alles fehlschlug, wenn der Oheim auch wirklich verschollen bleiben sollte, konnte der Robert sich nicht durch seiner Hände Arbeit fortbringen? Ja, konnte er, der geschickteste Schreiner Einer, nicht zehnmal leichter in New-York, als in Heumaden, emporkommen und wenn nicht ein reicher, so doch ein vermöglicher Mann werden, wie es ihr Bruder, der doch nur ein Schneider gewesen, auch geworden war?

So calculirte sie und wurde während des Calculirens immer getreuer, und wie die Sonne ihre ersten Strahlen aussandte, da weckte sie ihren Aeltesten und theilte ihm ihre Plane mit. Der Sohn war gleich mit einverstanden. Die Mutter und die jüngeren Geschwister hatten ja, wenn sie recht fleißig und sparsam waren, wenigstens zu leben! So brauchte er für sie nicht in Sorge zu seyn. Und — er selbst, für seine eigene Person, hätte ja doch nicht in Heumaden bleiben können, nämlich sein Leben durch, weil ihm dieser Wirkungskreis doch zu eng gewesen wäre! — Der von Obrigkeit wegen bestellte Pfleger der Kinder wurde mit in's Geheimniß gezogen, und da er gegen den Plan nichts Besonderes einzuwenden hatte, so stand es keine vierzehn Tage an, bis das nöthige Geld flüssig wurde, um den Robert auszurüsten und ihm das ueberige Reisegeld nebst noch einem kleinen Sparpfennig in die Hand zu drücken.

So kam der Robert Keller in die Stadt New-York und in die Beckmannsstreet. — Wie es ihm auf der Reise ergangen, das gehört nicht hierher; es mag auch wohl zwischen seinen Erlebnissen zur See und den Erlebnissen Anderer kein großer Unterschied gewesen sein. Genug, er kam glücklich und wohlbehalten an. Er besaß einen hübschen Koffer voll Kleidungsstücke, einen ziemlich vollen Beutel und — den Brief des Schneidermeisters Johann Mayer in New-York an seine Schwester in Holzmaden. Der Brief war ja natürlich die Hauptsache, wenigstens in den Augen der Mutter; der sollte ja das Erkennungszeichen und die Beglaubigung zugleich sein!

Und nun was anfangen! Wie finden wir den reichen Johann Mayer heraus, der mehr Einkommen hat, als der Königliche Leib-Hofschneider in Stuttgart, und der im Begriff ist, große Ländereien und Schlösser zu erkaufen?

Der junge Bursche blickte voll Vertrauen zu seinem Wirthe auf und meinte, so Etwas müsse für den, der ja schon mehr als zwanzig Jahre in New-York ansäßig, eine wahre Kleinigkeit sein! Ja, man sah's ihm an, er wunderte sich, daß der Wirth ihm nicht gleich sagte: „Da und da wohnt dein Vetter, geh' hin und umarme ihn.“ — Natürlich in Holzmaden, da kennt Jeder den Andern und weiß dessen ganze Lebensgeschichte auswendig; sogar in Wien ist es nicht schwer, einen Mann ausfindig zu machen, der allda ansäßig ist oder ansäßig war; denn dort ist eine Polizei, die Alles weiß und die hat alle Namen der Einheimischen wie der Fremden in ihr Buch eingetragen, und kennt ihre Wohnungen und ihre ganzen Verhältnisse. Aber — in New-York! Lieber Gott im Himmel, wie soll das in

New-York möglich ſeyn? Freilich war damals, als ſich dieſes zutrug, die Stadt noch bei weitem nicht ſo groß und ausgedehnt, wie jetzt, und der Einwohner waren es kaum mehr als 400,000, während jetzt das Doppelte nicht zureicht; aber — von einer Fremdenpolizei, von einem Paßweſen war damals gerade ſo wenig die Rede, als jetzt! Ja ſogar, könnte man vielleicht ſagen, die Controle über die Einwohner war damals, wenn irgend möglich, noch geringer, als jetzt, wo doch gar keine Controle da iſt! In New-York kann nämlich Jeder thun und treiben, was er will, wenn's nur nicht gar zu arg gegen die Geſetze des Landes verſtößt; in New-York und ganz Nordamerika kann Jeder gehen und wandeln, wohin's ihm beliebt, und kein Menſch hat das Recht, auch nur nach ſeinem Namen zu fragen. Kann er ſich ja doch heute Nathanael heißen und morgen Iſaſchar und kein Richter und kein Polizeiherr hat ein Jota dagegen einzuwenden. Wie ſoll man da Jemanden ausfindig machen, der ſeit ſiebzehn oder zwanzig Jahren nichts mehr hat von ſich hören laſſen?

Der junge Mann war ganz verblüfft, wie man ihm das Alles auseinanderſetzte. Er hatte ſich wohl Schwierigkeiten gedacht, aber — ſolche Schwierigkeiten, oder gar vollends Unmöglichkeiten doch nicht.

„Nun", ſagte der Emigrantenwirth, wie er ſah, daß der Gaſt den Muth ganz ſinken ließ, „nur nicht gleich den Kopf verloren. Wenn der Mann noch hier anſäßig iſt und nicht fortzog, ſo iſt doch wohl möglich, daß wir ihn finden."

Natürlich wurde nun gleich das Directory, das iſt das alphabetiſche Verzeichniß aller in New-York Anſäßigen herbeigeholt. Ein ſolches Directory iſt freilich auch nicht daſſelbe, was

ein „Wegweiſer“ in Stuttgart oder einer andern größeren Stadt in Deutſchland. Dort werden die Liſten der Einwohner aus den Polizeiregiſtern herausgezogen und dieſe Regiſter ſind genau und pünktlich bis auf's Tipfelchen vom J. Aber in New-York, da iſt's blos eine Privatliebhaberei, wenn Jemand dem Speculanten, der den Directory herausgiebt, ſeinen Namen ſagt. Hunderte finden es gar nicht für nöthig und Tauſende von Leuten, die entweder bloße Arbeiter ſind oder geringere Geſchäftsleute, ſtehen ohnehin gar nicht darin, einfach, weil's den Herausgeber zu koſtſpielig käme, alle Einwohner ohne Unterſchied in das Buch einzutragen. Würde dieß ja ſonſt ein ganzer Foliant! So wird blos auf die Rückſicht genommen, die ſchon lange da wohnen, und in einem gewiſſen Wohlſtande leben, das übrige Geſindel aber wird übergangen. Ueberdieß — auf deutſche Namen wird natürlich noch weniger Bezug genommen, als auf amerikaniſche, denn was hat das große Publikum für ein Intereſſe, die Wohnung und den Vornamen eines — Dutchman, eines armen deutſchen Eingewanderten zu wiſſen! — So iſt das Nachſchlagen in dem New-Yorker „Wegweiſer“ immer ein ganz unſicher Ding und man iſt ganz ſchief gewickelt, wenn man meint, der und der könne nicht in New-York wohnen, weil ſein Name nicht im Directory ſteht. Doch in unſerem Fall hier war's was Anderes. Der Johann Mayer war ja ein reicher Mann, und die reichen Leute kommen alle im Directory! War er alſo noch in New-York, ſo mußte man ihn finden!

So nahmen ſie denn das dicke Buch zur Hand und ſchlugen den Artikel Mayer nach. Der nahm wenigſtens fünf Seiten ein! Johann Mayer ſtand nun freilich keiner darin,

und noch viel weniger ein Johann Mayer von Holzmaden bei Stuttgart, aber: „John Mayer“ fanden ſie nicht weniger als Achtundſiebzig. Welcher war's nun, wenn's überhaupt Einer von ihnen war? — Sie überzeugten natürlich mit Fug und Recht die John Mayer, welche ſich als bloße gewöhnliche Schuhmacher oder Drechsler und dergleichen ausweiſen, und hielten ſich an die Vornehmeren, an die, welche mit dem Hofkünſtler von Stuttgart in Beziehung auf Anſehen und Einkommen concurriren konnten. Da war der Eine John Mayer: importer, d. h. ein reicher Kaufmann, der ſeine Waaren in großen Maſſen von Europa bezog; der Andere war Fabrikant und beſaß eine mächtige Maſchinenwerkſtätte; der Dritte flanirte als Inhaber eines immenſen Etabliſſements mit fertigen Kleidern und der Vierte ſchrieb ſich gar: Präſident der Bank von Nordamerika. Der Vetter war flugs mit Papier und Bleiſtift zur Hand und notirte ſich die wichtigſten dieſer Männer nebſt der richtigen Hausnummer und den Straßennamen. Sein Geſicht glänzte, wie er die vielen John Mayer gedruckt vor ſich ſah, denn — Einer von dieſen mußte es doch wohl ſeyn!

Am heutigen Tage war es ſchon zu ſpät, ſich auf den Weg zu machen: denn ſolche Herren wohnen nicht da, wo ſie ihre Geſchäfte haben, ſondern entweder in der obern Stadt, in den feinen Straßen neben der fünften Ebene, oder auch in den Vorſtädten Brooklyn und Hoboken, oder gar auf ihren Landhäuſern in der Nähe der Stadt. Da muß man früh aufſtehen, wenn man bei derlei Herrſchaften Beſuch machen will, denn es iſt meiſt ein weiter Weg in ihre Paläſte, und nach zehn Uhr trifft man den Hausherrn ſelten mehr in ſeiner Privatwohnung, ſondern im Geſchäftslocale. Wie wollte es ſich aber

mit dem Anſtand vereinigen laſſen, wenn ein neu angekommener Vetter nur ſo mir Nichts, dir Nichts auf's Comptoir gegangen wäre! — Am andern Tag alſo, in aller Früh war Robert Keller auf den Beinen. Er hatte ſeinen beſten Rock und ein ſchneeweißes Hemd angezogen und nun ging's fort, den Oheim zu finden. Zuerſt wollte er zum Kleideretabliſſements-Inhaber gehen, dann zum Fabrikanten, darauf zum Importer, zuletzt zum Präſidenten.

Er hat's nachher ſeinen Bekannten oft und viel beſchrieben, der Robert, wie dieſe Büſten abgelaufen ſind; deßwegen iſt uns Alles gerade noch ſo im Gedächtniß, als ob wir dabei geweſen wären. Und lachen müſſen wir jetzt noch, wenn wir uns die Situation der betreffenden Partheien denken.

Der Kleideretabliſſementsinhaber wohnte in der Grandſtreet. Dieſe Straße gehört unter diejenigen, in welchen „Unnere Leut" gerne ihren Wohnſitz aufſchlagen. Es ſind da lauter Bänder-, Spitzen-, Mantillen-, Seiden-, weiße Waaren- und Ellenwaarenläden und die Läden, wie die Häuſer, ſind vom erſten bis zum fünften Stock von den Nachkommen Jacobs mit Beſchlag belegt.

Der Robert fand ſich bald zurecht, und es dauerte keine Viertelſtunde, ſo ſtand er vor dem Hauſe ſeines „erſten" Oheims. Natürlich war die Hausthüre verſchloſſen und auf ſein „Anläuten" öffnete ihm eine alte Maad. Die ſah ziemlich unſchön und unſauber aus, und war noch nicht einmal gewaſchen, wie das ſo bei den Juden gewöhnlich iſt. Dem Robert klopfte das Herz gewaltig, wie er über den mit alten Teppichen belegten Gang dahinſchritt. Seine Füße verſagten ihm faſt den

Dienſt, bis er zum dritten Stock hinaufgelangte, wo der Herr John Mayer, der Großhändler in fertigen Kleidern, wohnte. Es kam ihm Alles ſo gar reich und prächtig vor, denn in ſeiner Heimath hatte er nie einen Hausgang und gar vollends eine Treppe mit Teppichen belegt geſehen! Er wußte natürlich nicht, daß das eine allgemeine Sitte iſt in New-York, und daß die Arbeitersfrau den Boden ihres ärmlichen und einzigen Zimmerchens ebenſogut mit einem Teppich oder wenigſtens mit Wachstuch bedeckt, als der Millionär die Prachtszimmer ſeines Palaſtes. Der Unterſchied liegt blos in der Sorte. Der Teppich oder das Wachstuch des armen Mannes koſtet vielleicht dreißig Kreuzer die Elle und der des Reichen das Zehnfache und Fünfzehnfache. Beim Erſten iſt das „Teppichlegen" eine Art Erſparniß, denn die Hausfrau braucht dann den Stubenboden nie zu waſchen; beim Zweiten wird Luxus mit den Teppichen getrieben und je mehr der Fuß beim Auftreten einſinkt, je weicher und farbenreicher der Teppich erſcheint, um ſo zufriedener iſt die Hausfrau.

Die Parlor- oder Beſuchszimmerthüre ſtand weit auf, wie Robert hinaufkam, und eine ältere Frau hantierte drin herum, als wenn ſie da zu Hauſe wäre. Das Weib trug eine ſchiefſitzende Haube, die mit ſchwefelgelben Spitzen beſetzt war; vielleicht waren es ächte Brüſſler, vielleicht waren ſie auch ſeit verſchiedenen Monaten nicht gewaſchen. Ihre übrige Kleidung zeugte von einem tiefen Negligé, mit verſchiedener Unſauberkeit gepaart, die nicht ſehr einladend ausſah.

„Iſt Herr John Mayer zu ſprechen", fragte Robert.

Die Frau ſtemmte die beiden Arme in die Weichen und muſterte den jungen Mann vom Kopf bis zum Fuße.

„Was wolle Se vom Herrn John Mayer?“ fragte ſie; „wolle Se bringe Geld und kaufen Hoſen oder Weſte oder Röckcher oder andere Artikel. Se ſain a feiner, junger Mann; ſe ſolle bedient werde zur Zufriedenheit: — „Ephraim! Ephraim!“ rief ſie laut, „ſo komm doch heraus; du brauchſt ja eine Ewigkeit, bis de angezoge haſt deine Pantöffelcher. 's iſch a Herr do, a feiner, reicher Herr, der kaufe will für de Süde!“

„Ephraim, rufſt de?“ entgegnete eine Stimme von Innen, „wenn de rufſt noch amol Ephraim, ſo laß ich mer ſcheide, de werſt doch nie lerne Bildung und feine Manier, wie ſich's gehört für unſere jetzige Stand. John heiß ich, denn mer ſain jetzt amerikaniſche Bürger und Citizen, und den Ephraim, den habe mer gelaſſe in Jebenhauſe bei Göppingen; da könne ſen ſiede oder broate. Und du heiſcht net mehr Sarah, ſondern Camilla heiſcht du; denn mer ſchreite fort mit dem Zeitgeiſt, und es macht an andere Eindruck bei der Geſchäftswelt, wenn da ſteht auf der Firma: „John Mayer, holesaledealer,“ als wenn da ſtünde: Ephraim Bamberger, Kleiderhändler, und wenn de giebſt dei nächſte Parthie oder Soirée; und wenn ſe komme zum Thee und zum Wein und zum Tonze, die Schickſelche und die Gargons, ſo müſſe ſe ſage und grüße: Miſſis Camilla und nicht mehr Miſſis Sarah, denn mer ſein jetzt Amerikaner.“

Mit dieſen Worten kam der „erſte“ Onkel zum Vorſchein. Er hatte eine Art Studentenmütze mit einer Troddel auf dem Kopfe, einen prächtigen Schlafrock auf dem Leibe und geſtickte Pantoffeln an den Füßen.

„Soll mer Gott helfe,“ ſchnatterte er weiter, „du haſt geſprochе de Wahrheit, Sarah, — Camilla will ich ſage,

a feiner, proveter junger Herr, un a Deutſchländer dazu. Mit wem habe mer die Ehr?"

Robert ſah nun wohl, daß er hier falſch gegangen war. Hatte er im Anfang, als er das ſchmutzige Judenweib ſah, ſeinen Oheim bedauert, daß er in ſolche Hände gerathen ſey, ſo war es ihm jetzt eine wahre Erleichterung zu ſehen, daß er ſich gänzlich getäuſcht, denn der Mann konnte doch unmöglich ſein Onkel, der Bruder ſeiner Mutter ſeyn! — Doch war er ſo überraſcht und verwirrt, daß er kaum ſeinen Namen und Heimathort nennen konnte.

„Na, ſoll mer Gott helfen," ſprach der redſelige Ephraim oder vielmehr John Mayer weiter; „Sarah, — Camilla will ich ſage, von Helzmade iſch er! A Landsmann, a württembergiſcher Landsmann, denn mer ſain von Jebenhauſe bei Göppingen; aber mer ſain ſchon zwanzig Jahre hier und haben's zu was gebracht, und mache jetzt nur noch große Geſchäftcher. Na ſetze Se ſich, Heumadener, und ſage Se mer, wie viel wolle ſe kaufe? Welle Se's em Duzend nach oder em Gros nach? Mer ſain billig, ſehr billig gega cash, natürlich, denn creditire thun mer net außer bei Geſchäftsfreund, wo mer wiſſe, daß es ſicher iſt! — Mer ſain ſchon billig beim Duzend, aber bei de hundert vierundvierzig, da gebe mer's her für gar Nix!"

So gieng es fort und fort, bis endlich Robert aufſtand und ſich entſchuldigte, den Herrn Engroskleiderhändler geſtört zu haben. „Es walte ein Mißverſtändniß hier ob," meinte er, „denn er habe zu einem andern John Mayer gehen ſollen."

Robert eilte die drei Treppen ſchneller hinunter, als er hinaufgegangen war. Es war ihm ordentlich wohl, wie er

ſich wieder auf der Straße befand. Beſſer gar keinen Onkel, als ſolch Einen, dachte er, und beſonders als ſolch eine Tante!

Jetzt gieng's zum Fabrikanten, der wohnte in Brooklyn, der Stadt der Kirchen und Paläſte. Dieſe Stadt iſt von faſt lauter New-Yorkern bevölkert, welche es zu eng, zu ſchmutzig und zu unnobel finden in der Altſtadt, und die doch nicht reich genug ſind, um in der fünften Avenue und Umgebung einen Palaſt zu kaufen. So iſt Brooklyn nach und nach groß geworden und zählt jetzt faſt zweimalhunderttauſend Einwohner.

Robert fuhr hinüber nach Brooklyn über den Eastriver, d. h. den öſtlichen Fluß, wie man den Meeresarm hier nennt, der durch den Sund hereinſtrömt und New-York von (der Inſel) Longisland trennt. Nach einigem Suchen fand er das Haus, wo der „zweite" John Mayer wohnen ſollte. Dießmal öffnete ihm ein junges, nettes Mädchen, das ihm wegen ſeines liſtigen und zugleich lüſternen Auges wie eine Art Kammerzofe vorkam.

„Herr John Mayer iſt nicht zu Hauſe," antwortete ihm die Zofe auf ſeine Frage. Dabei muſterte ſie ihn von Kopf bis zu Fuße und nachdem ſie ihn lange genug betrachtet und augenſcheinlich mit ihrer Unterſuchung zufrieden war, meinte ſie: „wenn auch der Herr Mayer ausgegangen ſey, ſo ſey doch die Madame Mayer zu Hauſe und vielleicht auch zu ſprechen." — Sie eilte die Treppe hinauf, huſchte in ein Zimmer hinein und kam bald darauf wieder zurück, um den jungen Robert in den Parlor zu führen.

„Alſo auch der iſt verheirathet," dachte Robert und war begierig zu erfahren, wie dieſe Tante ausſah.

Die Madame Mayer ſaß in einem Rockingchair, d. i. einem amerikaniſchen Schaukelſtuhl, hatte ihre Füßchen auf einem gepolſterten Schemel aufgelegt und ſchaukelte ſich gemüthlich hin und her, ohne ſich nach dem Eintretenden umzuwenden. Sie ſaß nämlich mit dem Rücken gegen die Thüre, hatte aber einen großen Spiegel ſich gegenüber, der ihr den fremden Gaſt getreulich in ganzer Figur abſpiegelte. — Robert blieb an der Thüre ſtehen und drehte verlegen ſeinen Hut zwiſchen den Händen; die Dame aber ſchaukelte ſich fort und fort und machte keine Miene, aufzuſtehen. — Robert wäre am liebſten wieder draußen geweſen auf der Straße. — Das Spiel mochte ſo zehn oder fünfzehn Minuten gedauert haben, da ſprang ſie plötzlich auf und ſtellte ſich kerzengerade vor Robert hin und fing an aus voller Kehle zu lachen.

„Ihr ſeyd ein Grünhorn," meinte ſie endlich, indem ſie ihn von oben bis unten muſterte. „Ihr müßt erſt einige Tage im Lande und mit den Sitten und Gebräuchen hier unbekannt ſeyn, ſonſt ſtündet Ihr nicht Stunden lang an der Thüre und drehtet Euren Hut."

Dabei nahm ſie ihn bei der Hand und führte ihn zu einem der Sophas oder Divans, mit denen das Zimmer reichlich verſehen war.

„So, Ihr verlegener Menſch," meinte ſie, „da ſetzt Euch und ſagt mir, was Ihr von meinem Manne wollt, vielleicht kann ich Euch nützlich ſeyn."

Mit dieſen Worten ließ ſie ſich neben Robert auf den Divan nieder, und dieſer faßte ſich endlich Muth und wagte es, das Auge zu ſeiner Nebenſitzerin aufzuſchlagen. Es war ein üppiges Weib von etwa dreißig Jahren mit einem bren-

nenden Auge, das offenbar keiner Deutſchen angehörte. Auch der Accent, mit dem ſie ſprach, verrieth die Ausländerin. Und vollends das ungenirte Benehmen — nun, Robert dachte, das ſey vielleicht ſo Sitte in Amerika. — Inzwiſchen hatte die Kammerzofe auf einen Wink der Gebieterin eine Flaſche mit Wein nebſt einigem Backwerk gebracht und Robert mußte mit der Madame Mayer anſtoßen. Der Wein war gut und es wurde unſerm Robert ganz warm um's Herz, beſonders da das übrige Weib ihn bei der Hand nahm und dieſelbe ſanft drückte. Er mußte nun anfangen zu erzählen und ſie ruhte nicht, bis er ſein ganzes Herz vor ihr ausgeleert hatte. Ihre Augen hingen an ſeinem Munde, und ihre Hand ruhte in der ſeinigen.

„Alſo mein Vetter ſeyd Ihr," rief ſie aus, als er endlich fertig war, „mein lieber, junger, ſchöner Vetter ſeyd Ihr." — Dabei ſchlang ſie ihre Arme um ihn, preßte ihn an ihren vollen Buſen und küßte ihn auf Mund und Stirn und Auge.

Robert wußte nicht, wie ihm geſchah. Alſo das war wirklich ſeine Tante? Und der Fabrikant John Mayer war wirklich ſeiner Mutter Bruder? — Sie ließ ihm keine Zeit, ſich zu beſinnen, ſondern zog ihn hart neben ſich, und wer weiß, wie weit ihre ſo ſchnell erwachte verwandtſchaftliche Zuneigung noch gegangen wäre, wenn nicht plötzlich die Zofe hereingeeilt wäre und ihr ein paar Worte auf Franzöſiſch zugerufen hätte. Die junge Tante ſprang auf, ſetzte ſich in ihren Rockingchair und ſchaukelte ſich hin und her mit einem ſo gleichgültigen Geſichte, als könnte ſie nicht fünfe zählen.

Kaum war dieſe Metamorphoſe vor ſich gegangen, ſo trat ein Herr in's Zimmer, der ſich alsbald als „Gemahl" an-

kündigte. Es war ein großer hagerer Herr, offenbar viel älter, als die Frau, aber mit Augen, die wie Feuer blitzten. Er überſah das ganze Zimmer mit Einem Male; er betrachtete den verlegenen, bald roth, bald blaß werdenden Robert, betrachtete den Wein auf dem Tiſche und betrachtete ſeine Frau. Es mochte ihm Etwas nicht geheuer vorkommen, denn ſein Geſicht rötbete ſich immer mehr, wie wenn ihn ein heftiger Zorn ergriffe.

„Wer ſeyd Ihr? Was wollt Ihr hier?“ rief er endlich dem betretenen Robert auf Franzöſiſch zu. Robert hatte, wie eben ſchon geſagt, einmal einige Zeit in Straßburg und Paris gearbeitet und verſtand etwas Franzöſiſch; allein ehe er Zeit bekam, dem ſtrengen Herrn zu antworten, hatte die Dame im Schaukelſtuhl bereits repliciert.

„Wieder einmal eiferſüchtig, Monſieur Mayer?“ ſagte ſie und gähnte dazu. „Doch,“ fügte ſie nachher bei und ſprang auf: „ich muß ja die Herrn einander vorſtellen: Herr John Mayer, Herr Robert Keller, Oheim und Neffe.“

„Was?“ ſchrie Herr John Mayer, „Oheim und Neffe? Das ſoll mein Neffe ſeyn? Ich habe keinen Neffen.“

„Du täuſchſt dich, lieber Mann,“ ſagte die Frau lächelnd und knixte dabei, wie wenn ſie ihn ein Bischen höhnen wollte. „Es iſt der Sohn deiner Schweſter; ſo ſagt er wenigſtens ſelbſt.“

Robert war natürlich längſt vom Sopha aufgeſtanden und trat nun auf den älteren Herrn zu, um ihn als Oheim zu begrüßen. Schon ſtreckte er ihm die eine Hand entgegen, während er in der andern den bewußten Brief hielt, der als Legitimation gelten ſollte. Doch der Herr John Mayer war nun

ganz wüthend geworden. Er ſchleuderte ſeiner Frau einen Blick zu, der ſie vernichten ſollte, den ſie aber mit der höchſten Gleichgültigkeit aufnahm, und dem Robert befahl er, ſich augenblicklich zu entfernen.

„Hinaus! Hinaus!“ ſchrie er. „Ich habe in meinem Leben keine Schweſter gehabt und noch viel weniger einen Neffen. Nichts als Lug und Trug! Nichts als Schurkerei über Schurkerei!“

Er rannte in der Stube auf und ab, wie beſeſſen, und geſticulirte mit den Händen dazu, als wollte er mit einem Taubſtummen ſich verſtändlich machen. Inzwiſchen hatte ſich die Frau wieder in den Schaukelſtuhl geworfen, und beſah ſich bald den tollen Ehegemahl, bald den verlegenen „Vetter.“ Sie hatte offenbar ihr Hauptgaudium an dem Spaße. Endlich wurde der Mann ruhiger. Er trat auf Robert zu und fragte ihn, wie er heiße, woher er ſtamme und was er für ein Landsmann ſey. Robert beantwortete Alles kurz und bündig, aber — nunmehr mußte er ſich bald ſelbſt überzeugen, daß es mit der Vetterſchaft Nichts ſey, denn dieſer John Mayer hieß eigentlich „Jean Mayer“ und war ein Deutſch-Franzoſe aus Metz; ſeine Frau aber war eine Lauſannerin und hatte natürlich von Anfang an wohl gewußt, daß der Robert Keller kein Vetter ihres Mannes ſeyn könne. Sie hätte aber gar zu gerne die „liebende Tante“ geſpielt; darum ſtellte ſie ſich jetzt wie aus den Wolken gefallen über die Nachricht, daß es mit der Vetterſchaft Nichts ſey.

Dem Robert blieb nun Nichts übrig, als ſich zu verabſchieden. Das that er denn auch und der Herr John Mayer ſchien faſt verſöhnt, wie er ſah, daß ſeine Frau, ohne ſich auch

nur noch einmal nach dem „Vetter" umzusehen, ja ohne ihn nur zum Abschied zu grüßen, in's Nebenzimmer gegangen war. Der schnelle Uebergang von der fast allzu „tantenhaften" Liebe zu einer solchen Gleichgültigkeit fiel dem Robert schwer auf's Herz; doch — das war vielleicht so Sitte in Amerika, dachte er. Wie er jedoch die Stiege hinab und an der Hausthüre war, huschte die Kammerzofe an ihm vorbei und drückte ihm ein Briefchen in die Hand, indem sie zugleich den Zeigefinger auf den Mund legte. Robert eilte die Straße hinab, und wie er um die nächste Ecke gebogen hatte, las er das Zettelchen: „Theurer Robert", stand darin, „die Liebe besiegt alle Hindernisse. Deine Tante." Dabei war ihm ein gewisses Haus in einer gewissen Straße bezeichnet, wo er den andern Morgen zu einer bestimmten Zeit hinkommen sollte, um sich der neuen Base ungestört zu widmen.

So endete der zweite Versuch, den Oheim aufzufinden. Und er endete wirklich damit; denn der Robert war kein junger Mensch, wie manche Andere es sind, sondern ein ehrenhafter Bursche, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Er ging also nicht hin, wohin ihn die ürrige Frau bestellt hatte, und wenn ihn auch Der oder Jener deßhalb einen Narren schimpfen wird, so hat er sich doch bei einer solchen Denkungs- und Handlungsweise stets gut und glücklich befunden.

Robert ließ sich durch die zwei verachtlichen Versuche nicht abschrecken; sondern machte sich auf den Weg zum dritten John Mayer, zum Importer. Der wohnte auf dem Lande, wenigstens sechs Meilen von New-York und ließ sich alle Morgen in die Stadt herein und alle Abende auf seinen Landsitz hin-

ausfahren. Viele reiche Kaufleute halten es ſo (wenn auch einige Unbequemlichkeit dabei iſt, jeden Tag hin- und herzufahren), und deßhalb ſtehen den ganzen Hudſon entlang eine Menge Villas; denn ſo entſchädigt Einen die prächtige Ausſicht am Hudſon und die herrliche Luft im Freien gegenüber der Stickluft in der Stadt hinlänglich. — Robert ging alſo auf's Comptoir des Importers, um anzufragen, wann er dem Herrn am beſten und gelegenſten ſeine Aufwartung machen könne. Das Comptoir lag natürlich in der untern Stadt, weil alle Geſchäfte New-Yorks im untern Stadttheile, nach der See zu, ſich befinden. Es hatte durchaus keine Schwierigkeit, Entrée zu bekommen, denn die Leute liefen da aus und ein, ganz nach Belieben, und Alle mit dem Hute auf dem Kopfe. So unhöflich war nun der Robert nicht, denn er hatte noch deutſche Manieren und Manierlichkeiten. Er zog alſo den Hut ſchon auf der Straße ab, und der Kutſcher, der mit ſeiner Gauwage gerade vor der Thüre hielt, ſchaute ihn ganz verwundert an. Noch verwunderter ſchauten die Commis über ſeinen tiefen Bückling, als er in das Geſchäftslokal trat. Da ſaß ein alter Herr auf einem Armſtuhl vor einem Schreibtiſch und ſchrieb eifrig, während einige Andere geſchäftig hin- und herliefen. An den Alten wandte ſich unſer Robert und fragte nach Herrn John Mayer.

„Iſt auf ſeinem Landſitz und unwohl. Wird vor acht Tagen nicht in die Stadt hereinkommen", antwortete der Alte, ohne aufzuſehen.

Robert genirte ſich weiter zu fragen, und blieb eine Zeit lang ſtill ſtehen. Der Alte wandte ſich deßhalb um, und meinte, wenn er ſonſt noch was wollte, ſo könnte er's ihm ſagen: denn

er ſey der Partner, d. i. der Aſſocié, wie ſie in Deutſchland ſagen.

„Ich möchte gern mit Herrn John Mayer ſelbſt ſprechen", ſagte Robert. „Ich komme gerade von Deutſchland an und —"

Weiter ließ ihn der Alte nicht ſprechen, ſondern fragte kurz: wie er heiße.

„Robert Keller", war die Antwort.

„Was?" rief jetzt der Herr, vom Stuhle aufſpringend. „Was? Robert Keller, der längſt erwartete Neffe? Nun, die Freude wird groß ſeyn." — „Sie müſſen ſich gleich auf den Weg machen", ſetzte er dann hinzu, „und auf's Gut hinausfahren. Das trifft ſich ja äußerſt glücklich, daß das Gefährt noch vor der Thüre hält."

Schnell ſetzte er ſich an den Schreibtiſch, ſchrieb ein paar Zeilen, händigte ſie Robert ein und hob ihn dann ſelbſt in die Prachtequipage, die vor der Hausthüre hielt, indem er zugleich dem Kutſcher einige Vorſchriften gab. Dieſer ſetzte ſeine Pferde in Bewegung und — Robert befand ſich auf dem Wege zu ſeinem Oheim.

Dießmal konnte es doch kein Irrthum ſeyn! Der Aſſocié hatte ja von ihm gewußt! Folglich mußte der Onkel von ſeinen Verwandten in Deutſchland mit ihm geſprochen haben! — Nur das fiel unſerm jungen Freund auf, daß der Herr Partner ihn den „längſt erwarteten" Neffen nannte. Der Onkel konnte doch nicht wiſſen, daß er von Deutſchland nach Amerika gereist ſey, er konnte ihn alſo auch nicht erwarten haben! Doch — zu welchem Zwecke grübeln? Es war ja genug, daß der Partner ſeines Oheims wußte, daß dieſer einen Neffen Namens

Robert Keller hatte. Daraus folgte doch nothwendig, daß dieſer Onkel ſein Onkel, der Onkel unſeres Robert ſeyn mußte. Und — ein Traum konnte dieß Alles auch nicht ſeyn; denn er ſaß ja im Wagen ſeines Oheims; es war ja pure, veritable Wirklichkeit!

Die Pferde flogen unſerem Robert faſt zu raſch, denn ſchon nach einer Stunde befanden ſie ſich an Ort und Stelle. Es war ein prächtiges Landhaus hart am Hudſon, ein Landhaus, das man anderswo vielleicht ein Schloß nennen würde. Die Umgebung war herrlich und das Wohngebäude lag mitten in einem Parke mit der Ausſicht über den Fluß. Der Kutſcher hielt an, half unſerem Robert heraus und ging dann mit ihm die Treppe hinauf in einen prächtigen Salen, wo ein älterer Herr auf dem Sopha lag und las. Dieſem übergab der Kutſcher einige Papiere, und Robert beeilte ſich natürlich, auch die paar Zeilen des Partners abzugeben. Der alte Herr las und die Wirkung war elektriſch.

„Robert, mein lieber Robert! Nun das freut mich. Endlich hat doch dein Vater nachgegeben! Setz' dich, mach' dir's bequem! Leider kann ich nicht auf den Fuß ſtehen, denn das verdammte Zipperlein ſteckt drin. So mußt du dir ſchon allein zurechthelfen.“

Nun zog der alte John Mayer an einer Klingel und alsbald machte ein Bedienter ſeine Erſcheinung, der beordert wurde, Erfriſchungen herbeizubringen.

„Laß dir's ſchmecken, Robert. Bin gottvollfroh, daß du endlich da biſt. Meine alte Junggeſellenwirthſchaft muß nun ein Ende nehmen, denn ich will ſchon dafür ſorgen, daß du bald heirathſt. Komm', ſtoß' an; dein Vater und deine

Mutter ſollen leben. So, und jetzt erzähle mir von ihnen und von deinen Geſchwiſtern und der ganzen Verwandtſchaft. Iſt er immer noch ſo gut angeſchrieben beim Herzog, dem Vater nämlich, und ſchimpft er immer noch über das Lumpenpack in Amerika?“

So plauderte der alte Herr in Einem fort und man ſah ihm die Freude im Geſichte an. Endlich aber war er doch genöthigt, eine Pauſe zu machen und nun kam Robert zum Worte.

„Lieber Onkel“, ſagte dieſer, „das Erſte, was ich Dir ſagen muß, iſt das, daß der Vater geſtorben iſt.“

„Um Gott“ rief der Oheim erſchrocken. „Mein Schwager iſt todt; der gute, liebe Robert iſt geſtorben. Meinen beſten Freund hat man begraben.“

Thränen ſtanden ihm in den Augen, als er dieß ſagte, und lange ſprach er kein Wort weiter. Endlich faßte er ſich und wollte nun wiſſen, wie dieß ſo ſchnell gekommen ſey. Robert nannte Tag und Stunde, wann der Vater geſtorben.

„Was“ ſchrie der alte Herr. „Ein Jahr iſt's, ſagſt Du, und ich habe doch erſt vor zehn Wochen einen Brief von ihm bekommen, worin er mir ſeine baldige Abreiſe anzeigte! Burſche, wer biſt Du? Du biſt ein Betrüger“

Und auf ſprang er trotz Podagra und Gicht, und faßte den Robert an der Kehle und ſetzte ihn mit Einem Ruck auf einen Stuhl, daß dieſer krachte und bebte. — „Heraus mit der Sprache, Burſche, wer biſt Du?“

Robert war wie vom Himmel gefallen. Er ſah ganz verdutzt drein und wußte nicht, was er ſagen ſollte. Endlich fiel ihm der Brief des „Onkels“ ein und den überreichte er

dem alten Herrn. Dieſer las denſelben geduldig vom Anfang bis zum Ende, und wie er damit fertig war, ſo fing er hellauf an, zu lachen.

„Alſo ein Schneider iſt dein Oheim, und mich haſt du für den Schneider gehalten.“ — Nunmehr mußte Robert haarklein erzählen, wie er dazu gekommen ſey, in dem Gefährte des Herrn John Mayer herauszufahren und wie ſich Alles gemacht habe. Endlich klärte ſich der Horizont auf. — „Nun“, ſagte der alte Herr, „mein Robert Keller biſt du nicht, ob du gleich den nämlichen Namen führſt; ſo wenig als ich dein John Mayer bin, ob wir gleich auch dieſen Namen mit einander gemeinſchaftlich haben. Das war ein verkammtes Mißverſtändniß und ich bin nur froh, daß blos dein Vater geſtorben iſt und nicht der Vater meines Robert.“

Der alte Herr wurde nun wieder ſeelenvergnügt, ſchenkte dem Robert noch ein volles Glas ein und ließ ihn am Abend ſogar in demſelben Gefährte bis in die Stadt hineinfahren, in welchem der junge Burſche herausgekommen war. Freilich die Stimmung des Hineinfahrenden war eine ganz andere, als die des Herausfahrenden, denn — ſeinen Oheim hatte Robert abermals nicht gefunden.

Man konnte nun wohl merken, daß die drei Fehlgänge, und beſonders der letztere, den Robert ganz roh und wehmüthig geſtimmt hatten; allein das war ganz gut ſo. Es iſt beſſer, wenn ein Menſch durch eigene Erfahrung ſich ſeiner Thorheit bewußt wird, als durch fremden Rath. Eine gründliche Kur kann nur durch Selbſterkenntniß erzeugt werden. — Somit lachte der Emigrantenwirth blos in ſich hinein, als

Robert den andern Tag mit frischem Muth auf seinen vierten Fehlgang ausging; denn daß es ein Fehlgang seyn würde, das mußte jeder vernünftige Mensch, der mit den Verhältnissen New-Yorks bekannt war, voraussehen. Wie sollte in dieser Weltstadt ein „grüner" Bursche seinen reichen Onkel finden können, wenn dieser sich nicht finden lassen wollte, was doch das zwanzigjährige Stillschweigen zur Genüge bewies? Und vollends, wenn der Onkel gar nicht mehr in der Stadt war, wie mehr als wahrscheinlich? Oder gar, wenn er gestorben und verdorben, wie nicht minder leicht möglich?

Diesmal ging's zum Bankerädenten und der wohnte in der fünften Avenue.

Die fünfte Avenue ist eine Straße, hundert Fuß breit, und mit Trottoirs besetzt, die selbst wieder zwanzig Fuß und mehr breit sind. Hier reiht sich Pallast an Pallast, wohl eine halbe Stunde lang. Rings um die Paläste dehnen sich Gärten aus mit Springbrunnen und tropischen Gewächsen. Eine feierliche Ruhe herrscht den ganzen Tag in diesen Regionen und man sieht Nichts als herrliche Carossen mit eben so herrlichen Pferden bespannt. Kein profaner Karren, keine rumpelichte Miethkutsche läßt sich da hören: was hier lebt und athmet, gehört den höheren Kreisen an, der exclusiven Welt, der Geldaristokratie New-Yorks.

Robert hatte sich die Hausnummer richtig gemerkt. Es war ein großes Marmorpalais mit breiter, doppelter Einfahrt und fast so ausgedehnt, wie das Residenzschloß in Stuttgart. Er wollte schon wieder umkehren, als er vor dem Hause stand, aber — er hatte sich's einmal vorgenommen, auch diesen, den letzten Versuch noch zu machen. — Nachdem er den Thür-

klopfer in Bewegung geſetzt, öffnete ihm ein kohlraben-ſchwarzer Portier, und ſo erſchreckte ihn der plötzliche Anblick des Negers, daß er einige Schritte weit zurückfuhr. Nicht daß er noch keine Neger geſehen hätte; denn in New-York begegnet man auf jedem Schritte einem Nigger oder Mulatten; aber das Plötzliche der Erſcheinung frappirte ihn. Und wie war's ihm vollends, als der Nigger, nachdem er ihm ein paar Sekunden lang ſeine weißen Zähne gezeigt, ihn in gutem Schwäbiſch — deutſch anredete' Er glaubte, der Teufel treibe ſein Spiel und doch — war Nichts natürlicher. Es war dieß nämlich ein Penſylvaniſcher Nigger, welche faſt Alle deutſch ſprechen, aber kein anderes Deutſch, als das ſchwäbiſche, weil in Penſylvanien von fünfzig Jahren her eine Menge Schwaben reſidiren, die ihre Mutterſprache zwar etwas ſtark modificirt ſprechen, aber doch den Grundton derſelben nicht verlernt haben. Und natürlich erlernen die ſchwarzen Penſylvanier (früher Sklaven, jetzt freie Arbeiter) keine andere Sprache, als die ihrer Dienſtherren, bei denen ſie aufgewachſen ſind.

Der ſchwarze Portier lachte herzlich über den Schrecken Robert's, war aber gleich bereit, ihn zu ſeinem „Herrn" zu führen, denn einen Herrn muß der Nigger haben, ob er freigeboren iſt, oder Sklave. — Robert ſolate ihm einen Gang entlang, der mit ſo koſtbaren Teppichen belegt war, daß der Fuß bei jedem Tritt einen Zoll tief einſank, ſo daß der junge Deutſche nicht wußte, ob er nicht „zur Schonung" ſeine ſchweren Stiefel ausziehen ſollte. Hätte er nicht den Schwarzen ganz ungeniert darauf hinachen ſehen, ſo hätte er's ſicher gethan' — Nun kam er in ein Zimmer, — nein, ſo was hatte er in ſeinem Leben nicht geſehen. An den Wänden hingen

Gemälde in ſo koſtbaren Rahmen, daß nur ein Fürſt dergleichen bezahlen könnte; die Decke erglänzte von Gold und Silber; die Kronleuchter blendeten ſaſt das Auge; die Meubels beſtanden aus lauter Sammt und Seide; die Spiegel reichten von der Decke bis auf den Boden. Und doch war dieß nur das Vorzimmer zu dem Privatzimmer des Bankiers, in welches er jetzt geführt wurde. Wie dieſes ausgeſchmückt ſeyn mußte, kann man daraus ermeſſen, daß das erſtere ſchon eines Königs würdig war!

Der Inhaber all dieſer Pracht und Herrlichkeit ſaß in einem breiten, reich gepolſterten Lehnſeſſel vor einem Schreibtiſche aus Roſenholz, deſſen vergoldetes Geſtell mit Büchern in reichen Einbänden verziert war. Er benützte aber den Schreibtiſch nicht zum Schreiben, ſondern er hatte ſich weit in ſeinen Lehnſeſſel zurückgelehnt und ſtreckte ſeine Füße über das Büchergeſtell hin, ſo daß die Poſition der Füße weit höher war, als die des Kopfes. Auf letzterem thronte ein hoher Hut, der aber ganz auf dem Hinterkopfe ſaß, ſo daß er alle Augenblicke in Gefahr war, herunterzufallen. Im Munde des reichen Mannes ſteckte eine brennende Cigarre, vermittelſt der er ſtarke Wolken ausblies.

Robert ſtand mit dem Hut in der Hand an der Thüre und wagte natürlich vor lauter Reſpekt nicht den Mund aufzuthun. Der Bankier aber rührte und bewegte ſich nicht. Seine einzige Beſchäftigung ſchien darin zu beſtehen, daß er alle Sekunden ausſpuckte und dabei mit wunderbarer Genauigkeit immer auf denſelben Gegenſtand, einen herrlichen Papierkorb, zielte. Richtig traf er auf das Ziel unter hundert gewiß neunundneunzig Mal, was ihn offenbar bedeutend befriedigte.

Dieß Spiel mochte etwa eine halbe Stunde gedauert haben und Robert hatte während dieſer Zeit kaum zu athmen gewagt, um dem hohen Herrn nicht in ſeinen Meditationen zu ſtören. Endlich war die Cigarre ausgeraucht.

„Well *)!“ ſagte jetzt der Bankier.

Robert antwortete natürlich nichts, denn er wußte nicht, was das „Well“ bedeuten ſollte. Der Schwarze aber war ſchnell herbeigeſprungen und hatte ſeinem Herrn eine neue Cigarre mit einem brennenden Fidibus gereicht. — Nun begann das Spiel von Neuem. Der Bankier rauchte, ſpuckte aus und zielte nach dem Papierkorb. Robert ſtand an der Thüre mit dem Hut in der Hand.

Wieder eine halbe Stunde zieng vorüber. Wieder war die Cigarre ausgeraucht.

„Well,“ ſagte der Bankier zum zweiten Male.

Nun faßte ſich Robert ein Herz. „Allverehrteſter Herr,“ begann er, natürlich deutſch, denn er verſtand ja kein Wort engliſch.

„Tom,“ rief jetzt der Hausherr: „Is that a Dutchman **)?“

Tom, d. h. der Schwarze, nickte und grinste dazu.

„Put him out, that dutch Son — of — a — bitch ***), ſagte nun der Bankier, indem er eine neue Cigarre in den Mund nahm.

*) Well! Nun? Was wollen Sie?

**) Tom, is that a Dutchman. Thomas, iſt das ein deutſcher Lump?

***) Put him out, that dutch Son — of — a — bitch. Werf ihn hinaus, dieſen lumpigen deutſchen Hurenbuben!

Tom ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſondern nahm den Robert am Arm und führte ihn hinaus.

So endete dieſer vierte Verſuch, den reichen Oheim zu finden. Uebrigens erfuhr Robert von dem Nigger, daß der Bankier unmöglich ſein Oheim ſeyn konnte, denn Tom hatte noch deſſen Vater gekannt und ſchon dieſer war ein eingeborner Amerikaner.

„So kann's nicht fortgehen," ſagte Robert am Abend, als er ſeinem Wirthe den vierten vergeblichen Gang erzählte. „Auf dieſe Art finde ich meinen Oheim nun und nimmermehr. Am Ende müßte ich ganz New-York und nachher noch ganz Amerika durchwandern und alle John Mayer aufſuchen, ob nicht Einer darunter der ächte iſt! Da mach' ich mich ja zum Gespött der Welt."

„Weißt du was?" erwiederte ihm der Gaſtgeber. „Wir machen noch einen Verſuch und wenn auch dieſer fehlſchlägt, ſo greifſt du nach deinem Handwerk, ernährſt dich redlich und ehrlich, und überläßt es der Zeit, ob ſie das Geheimniß aufdecken will, oder nicht. Der letzte Verſuch aber, den wir machen, beſteht darin, daß wir eine Annonce in zwei der verbreitetſten amerikaniſchen Zeitungen ſetzen und deinen Oheim auffordern, ſich, wenn er noch am Leben iſt, zu melden und ſeinen Neffen in Empfang zu nehmen."

So geſchah es auch; denn Robert war gleich mit einverſtanden. Der Wirth machte einen recht hübſchen „Aufruf" an den John Mayer aus Holzmaden bei Stuttgart zurecht, und am andern Morgen ſchon konnte man das Machwerk gedruckt leſen. Natürlich ſaß der gute Robert den ganzen Tag, wie auf

Nadeln; er hatte keine Raſt und keine Ruhe; das eine Mal ſprang er an's Fenſter, das zweite Mal vor die Hausthüre, aber es wollte ſich Niemand zeigen, der nach ihm fragte, und noch viel weniger erſchien der erſehnte John Mayer in Perſon. Die Geduld Robert's war faſt erſchöpft, aber — was konnte er machen? Am Ende mußte er doch in ſein Schlafkämmerchen gehen und verſuchen, die Nacht hinzubringen, ohne den Oheim gefunden zu haben.

Den Tag darauf führte den Wirth ein nothwendig Geſchäft über Feld und er konnte erſt Abends ſpät wieder nach Hauſe kommen. Wie erſtaunte er, zu hören, daß der Robert von einem Fremden in einem einſpännigen Gefährte, wie ſie auf dem Lande und auch in den Städten die und da Mode ſind, und wie ſie zur Noth auch jeder Pferdeverleiher hat, abgeholt und zu ſeinem Oheim geführt worden ſey! Alſo doch gefunden? — Der Gaſtgeber konnte es kaum glauben, allein — gegen eine Thatſache kann man nicht ankämpfen. Der Robert hatte vorher ſeine Zeche bezahlt, ehe er abreiſete, und überhaupt Alles in Ordnung gebracht. Auch ließ er dem Gaſtgeber ſagen, daß er ihn in kurzer Zeit beſuchen werde. Natürlich war der doch erfreut, daß es dem armen Burſchen doch noch gelungen war, und die Neugierde plagte alle Hausbewohner ordentlich, zu erfahren, wer denn der Onkel eigentlich ſey, wo er wohne und was dergleichen mehr iſt; denn vorderhand wußte Niemand weiter, als daß der Fremde in dem Wägelchen ſehr preiſirt war und geſagt hatte, der Oheim beſitze ein großes Landgut nicht weit von Pattersen und könne es kaum erwarten, bis er den jungen Vetter an's Herz drücken.

Die Neugierde der Leute von der Beckmanſtreet wurde

aber nicht lange auf die Probe gesetzt, denn schon am andern Morgen, wer stellte sich wieder ein? Wer anders, als der Robert Keller, der noch zudem hin seinen Koffer auf dem Rücken dahertrug. Das war eine schöne Geschichte! Es trug sich aber Alles der Ordnung nach so zu.

Kaum war nämlich den Tag zuvor der Gastgeber zum Hause hinaus, so hielt ein Mann in einem Wägelchen, wie man's bei reicheren Farmern sieht und wie sie auch, um dieß zu wiederholen, die Wagenausleiher haben, vor der Wirthschaft. Der Spitzbube mußte gewartet haben, bis der Wirth fort war; man kann sich's nicht wohl anders denken! Er kommt also herein, geht auf den Schenktisch zu, läßt sich ein's geben, zahlt und zieht dann eine Zeitung heraus, wo richtig die bewußte Annonce steht. „Ist der Robert Keller zu Hause?" fragt er kurz angebunden, indem er die Zeitung wieder in die Tasche schiebt.

Natürlich der Robert ließ sich nicht zweimal auffordern. Es trieb ihm alles Blut zum Herzen zurück, denn jetzt oder nie war der entscheidende Augenblick.

„Ich heiße Robert Keller," sagte er, tief Athem schöpfend.

„Aus Holzmaden in Württemberg?" frug der Fremde weiter, und musterte den Robert mit wohlgefälligem Blicke. — „Nun, ich denke, Euer Oheim wird eine Freude an Euch haben; denn das muß ich Euch sagen, Ihr seyd ein schmucker Bursche, und wenn's unterm Brusttuch auch so ist, wie's Euer Gesicht zur Schau trägt, so möcht' ich mir selbst einen solchen Vetter wünschen."

So gab ein Wort das andere und am Ende kam's heraus, daß der Fremde ein schönes Landgut im Jerseyischen

hatte, ſo acht oder zehn Meilen von Patterſen und zwanzig oder mehr von New-York, und — nur eine Meile von ihm war der John Mayer anſäſſig, der Oheim des Robert Keller. So erzählte er wenigſtens und wußte nicht Rühmens genug zu machen von der außerordentlichen Ausdehnung, Fruchtbarkeit und Schönheit der „Mayer'ſchen Farm.“ „Er iſt mein beſter Freund,“ fuhr er fort, „wir kennen einander ſchon einige zehn Jahre her und kein Tag vergeht, wo wir nicht zuſammenſitzen, er bei mir, oder ich bei ihm, und unſern Gitter oder Brändi dazu trinken und von vergangenen Dingen plaudern. Da ſitzen wir auch geſtern wieder bei einander und leſen die Zeitung und discurriren. Fällt da mein Blick auf die Annoncen und zufällig gerad auf die Annonce. „John,“ ſag' ich, „da iſt was für dich.“ Er lieſ's und macht einen Sprung vor Freude. Gleich wollt er einſpannen laſſen, noch in der Nacht und herüberfahren. „Nein,“ ſag' ich, „John; die Freude mußt du mir laſſen. Ich muß morgen doch in aller Früh in die Stadt und ein paar nothwendige Einkäufe machen, da bole ich dir den Jungen und du ſchmückſt derweilen dein Haus aus und bereitſt deinem Neffen einen Empfang, wie ſich's nach ſo langer Trennung gehört.“ Und da bin ich nun und jetzt nur ſchnell vorwärts, daß wir noch bei Tag an Ort und Stelle kommen. Der alte John Mayer vergeht ſonſt vor Sehnſucht.“

So ſprach der Fremde und natürlich war Robert Keller in wenig Minuten fix und fertig. Sein Koffer wurde auf das Wägelchen gethan und fort gieng's im hellen Galopp der Farm des Oheims zu.

Wenn man aber nach Jerſey hinüber will, ſo muß man

über den Hudſon und zwar auf einem Dampfſährboote. Wie nun die Beiden, der Fremde und der Robert, an die Fähre (Ferry heißt man's in New-York) kommen, ſo hält Einer vor dem Einfahrtsthore, mit einem ziemlichen Bündel unter dem Arme.

„Seyd Ihr's, Joe?" ruft der Fremde dem Bündelmann ſchon von weitem zu. „Habt Ihr die Waaren? Nichts vergeſſen, he? Man kommt nicht alle Tage nach New-York, und es wäre mir verteufelt ungeſchickt, wenn Eines der Dinge fehlte, denn ich brauche ſie nothwendig ſchon morgen."

Aus was die Waaren und die „Dinge," von denen er ſprach, beſtanden, hörte Robert nicht; es war ihm auch im höchſten Grade gleichgültig, denn er dachte an Nichts, als an's ſchnelle Fortkommen, damit der Onkel nicht zu lange warten müßte.

Der Bündelmann verſicherte, daß durchaus nichts vergeſſen ſey und plazirte die wohlverpackten Waaren in's Wägelchen.

„So, und nun die Rechnung," ſagte der Fremde. „Ihr wißt, Joe, daß ich nur gegen Baar Geſchäfte mache, der alte John Mayer würde mir's nie verzeihen, wenn ich nur einmal auf Credit kaufte;" ſetzte er, gegen Robert gewandt, hinzu. „Solidität iſt die Seele des Geſchäfts, iſt ſein gewöhnlicher Wahlſpruch."

Die Rechnung wurde präſentirt und betrug gerade zweiundvierzig Thaler und fünfzig Cents. Der Fremde langte in die Taſche, um ſeinen Geldbeutel zu ziehen, aber, — o Jammer, die Taſche war leer. Man ſah ihm die Beſtürzung im Geſichte an. Er griff bald in die Hoſentaſche, bald in die andere. Dann wurden alle Taſchen des Rocks vorgenommen, aber nirgends fand ſich das Taſchenbuch mit den Banknoten.

„Höll' und Teufel, ich habe meinen Geldbeutel verloren,“ rief jetzt der Fremde; „aber nein, ich hab' ihn nicht verloren, geſtohlen iſt er mir worden. Oh, dieß Sodom und Gomorrha! Dieß neue Gotham, wo nichts als Sünde und Schlechtigkeit thronet!“ — „Verzeiht,“ wandte er ſich an Robert, „verzeiht meine Hitze, aber ſoll Einen das nicht in Harniſch bringen! Hab' mein Taſchenbuch ſo gut verwahrt geglaubt, weil ich weiß, daß die ganze Stadt voller Spitzbuben iſt, und doch fanden ſie's heraus! Es iſt mir nicht um die lumpigen hundert Thaler, die es enthielt; die kann ich noch verſchmerzen; aber darum iſt mir's, daß ich jetzt das Bündel da nicht mitnehmen kann, das ich doch ſo nothwendig brauche, denn auf Credit nehme ich einmal keine Waare. „Joſ,“ wandte er ſich an dieſen, „da nehmt Eure Waaren wieder mit; ich komme die nächſte Woche wieder herein in dieß verdammte Diebsneſt und will ſie dann mitnehmen.“

Schon packte er den Bündel, um ihn dem Joſ zuzuwerfen, da legte ſich Robert in's Mittel.

„Wenn ich Euch aushelfen dürfte!“ ſagte Robert zum Fremden, und errötbete vor Verlegenheit und Angſt, der Freund ſeines Oheims, der ſo ſtrenge Grundſätze hatte, möchte ſein Anerbieten übel aufnehmen.

„Ich von Euch Geld entlehnen?“ rief der Fremde und warf ihm einen ernſten Blick zu. „Bedenkt, junger Mann, was Ihr thut. Ihr kennt mich ja gar nicht näher! Seyd für die Zukunft nicht ſo voreilig mit Euren Anerbietungen.“

Und abermals griff er nach dem Bündel, um es dem Joſ zu überliefern; allein Robert faßte ſich ein Herz und ſtellte ihm vor, daß der „beſte Freund ſeines Oheims“ von dem

Neffen deſſelben ſchon eine Gefälligkeit annehmen dürfte. Und weiter ſey es ja gar Nichts, da das Anleihen in wenigen Stunden wieder abbezahlt werden könne. So ward noch eine Zeit lang hin- und hergeredet, bis ſich der Fremde, obwohl mit offenbarem Widerſtreben, endlich dazu bewegen ließ, von Robert zwei Zwanzigthalerſtücke (die er ſich erſt vor wenigen Tagen für deutſches Geld eingewechſelt hatte) anzunehmen; denn das „Ungerade" an der Rechnung konnte er mit kleiner Münze machen, die er in der Weſtentaſche hatte. Robert war herzlich froh, Gelegenheit gehabt zu haben, dem Fremden gefällig zu ſeyn. Zwar war es all' ſein Geld bis auf wenige Thaler, allein ſein Oheim *mußte* ſich freuen, wenn er ſah, *für wen* er ſein Geld ausgegeben!

Die Reiſe gieng nun, ohne ein weiteres Hinderniß, vor ſich. Robert wurde nicht müde, nach ſeinem Oheim zu fragen, und der Fremde fühlte ſich glücklich, wie er ſagte, über ſeinen noblen Freund Auskunft geben zu können. Der Weg war freilich nicht der beſte und gieng bald bergauf, bald bergab, bald über Felſen, bald über Sumpf, aber auf ſo einem Wägelchen mit feinen dünnen Hickerrädern kann man über Steck und Stein fahren, ohne daß ein Unglück paſſirt. Die Sonne fieng ſchon an, ſtark bergab zu gehen und noch immer war das Ziel ihrer Reiſe nicht erreicht. Robert hatte zwar den ganzen Tag noch Nichts über den Mund gebracht, als eine Taſſe Kaffee; allein er ſpürte weder Hunger noch Durſt, trotz der heißen Junisſonne, denn er hoffte von Minute zu Minute das Landgut ſeines Oheims zu erſchauen. Endlich nach einer Fahrt von fünf Stunden erblickte er auf der rechten Seite des holperigten Weges einige ziemlich weitläuftige Gebäude, die

ſich unter den grünen Bäumen rings um dieſelben herum recht niedlich ausnahmen. Das Haus, welches wahrſcheinlich als Wohngebäude benutzt wurde, war blendend weiß angeſtrichen und die grünen Jaleuſieläden bildeten einen angenehmen Gegenſatz damit. Die kleinen Gebäulichkeiten, die an das Wohngebäude ſtießen, nahmen ſich freilich etwas farb- und tonlos aus; allein um ſo eindrucksvoller erſchien die große, lange Umzäunung, welche das ganze Areal von Aeckern, deren Mittelpunkt die Gebäude bildeten, umgaben. Es war dieß offenbar der Hof eines nicht unvermöglichen Bauern oder, wie man ſich in Amerika ausdrückt, die Farm eines Mannes, der „gut ab" war.

„Hier iſt Eure künftige Heimath," ſagte der „Freund des Oheims." „Bald werdet Ihr hier ſchalten und walten, denn ſo weit ich meinen wackern Freund kenne, ſo wird er nicht lange anſtehen, Euch Hof und Gut zu übergeben, um in ſtiller Zurückgezogenheit blos noch ſeiner Muſe und der Jagd, von der er ein beſonderer Liebhaber iſt, zu leben. Hat er ja doch Geld genug, um ſich neben dem jetzigen Wohnhaus ein anderes Gebäude zu errichten und von ſeinen Zinſen zu leben!"

Inzwiſchen waren ſie der „Farm" immer näher gekommen und nach wenigen Minuten hielten ſie vor der Einfahrt der Umzäunung oder „Fenz," wie man hier zu Lande ſagt. Von dieſer Einfahrt führte ein breiter, gerader Weg zu dem nur ein paar hundert Schritte entfernten Wohnhaus.

„Gar zu gerne," ſagte der „Intimus des fünften John Mayer," die Zügel ſtraff haltend, „gar zu gerne möchte ich Zeuge dieſes Wiederſehens ſeyn; allein es giebt Augenblicke im menſchlichen Daſeyn, wo ein Dritter nur ſtörend einwirkt,

darum muß ich mich für dießmal bescheiden. Geht nun mit Gott, junger Mann, grüßt Euren Oheim von seinem Nachbar und sagt ihm, ich werde mich diesen Abend, wenn der erste Sturm der Freude vorüber ist und gemäßigteren Gefühlen Platz gemacht hat, zu einer Tasse heißen Thee, zu der ich den Arak liefern werde, einfinden. Euer Geld bringe ich Euch mit und bin Euch für Eure Dienstfertigkeit verpflichtet; aber nehmt Euch zusammen, junger Freund! Seyd künftig gegen den nächsten besten Bekannten nicht mehr so unvorsichtig mit Euren Anerbietungen! Und nun, hier ist Euer Koffer, gehabt Euch wohl für einige Stunden und bedenkt in Eurem Glücke, daß das Unglück auch nie ferne." —

Nachdem er mit dieser Standrede fertig war, schüttelte er dem Robert die Hand, gab dem Pferde einen Hieb und beeilte sich, weiter zu kommen.

Robert nahm seinen Koffer auf die Achsel und schritt dem Farmhause zu. Es war ihm doch etwas auffallend, daß ihm kein Mensch entgegenkam; denn wenn die Bewohner desselben Jemanden erwarteten, so mußten sie ihn fast nothwendig gesehen haben. So schritt er langsam weiter und je näher er kam, um so mehr mäßigte er seine Schritte, denn er mußte es sich gestehen, er hatte sich seinen Einzug in die Besitzthümer seines reichen Oheims anders gedacht, als — allein, zu Fuße, mit dem Koffer auf der Schulter! Aber, es mochte ihm auffallend vorkommen oder nicht, kein Mensch regte sich, nicht einmal ein Stückchen Vieh ließ sich sehen, Alles schien wie ausgestorben.

Vor dem Wohnhaus war eine lange Bank angebracht, offenbar zum Ausruhen und zum Aufenthalt für die Sommer-

abende. Hier ſtellte er ſeinen Koffer hin und war im Begriff in die halboffene Hausthüre zu treten, als ein paar Hunde wie wüthend aus derſelben herausſprangen und mit lautem Gebell auf ihn losſtürzten.

„Keep still, Caesar, lay down, Murr“ *) rief zu gleicher Zeit eine helle, weibliche Stimme. „Wollt ihr gleich ruhig ſeyn, ihr Kobolde,“ ſetzte ſie auf gut Deutſch hinzu, als die Hunde nicht gleich Apell gaben. — Jetzt trat ſie unter die Hausthüre an's helle Tageslicht und Robert hatte volle Muſe, die ſchöne Geſtalt zu betrachten. Es war ein liebliches Mädchen von etwa 18 bis 19 Jahren, blühend wie eine Roſe, mit Grübchen im Kinn und ſchelmiſchen blauen Augen. Sie trug ein einfaches Kleid; aber um ſo herrlicher contraſtirte damit ihre volle und doch ſchlanke Geſtalt. Robert ſchaute das Mädchen und das Mädchen ſchaute ihn an.

„Anne Marie,“ rief plötzlich Robert.

„Robert,“ rief in derſelben Secunde das Mädchen.

Und beide lagen ſich in den Armen und herzten und küßten ſich. Und dann ſtellten ſie ſich gerade vor einander hin und hielten ſich an beiden Händen und ſchauten einander in's Auge und ſprachen kein Wort. Aber das Auge ſprach mehr, als tauſend Zungen geſprochen hätten. — Das war ein Wiederſehen!

Und wie ſie ſich lange genug angeſchaut und in ſeligem Entzücken dageſtanden, da löſte ſich endlich auch die Zunge und Jedes fragte das Andere: „Wie kommſt du hierher?“

*) Keep still, Caesar, lay down, Murr: Sey ſtill, Cäſar, lucke dich, Murr.

Die Anne Marie war nämlich die Tochter ehrlicher Schustersleute von Sillenbuch, einem kleinen Dorfe bei Heumaden. Die Eltern waren „Freunde," wie man im Schwabenlande sagt, d. h. weitläufig mit einander verwandt, und somit waren die Kinder fast mit einander aufgewachsen. Schon während der Schulzeit zeigten Robert und Anne Marie eine für Kinder ungewöhnliche Zuneigung zu einander; er war allerdings um drei oder vier Jahre älter, als das Mädchen, aber nur um so eher konnte er ihren Ritter spielen. Auch nachdem sie Beide confirmirt waren, dauerte dieses Verhältniß fort und Robert ward der erklärte „Schatz" der Anne Marie, was ihm bei Sonntagsausflügen oder den kleinen Volksvergnügungen, welche das Landleben in Schwaben verschönern, gewisse Vorrechte gab, die er sich natürlich nicht nehmen ließ. So durfte z. B. Er allein die Anne Marie zum Tanze führen und kein anderer Bursche hatte das Recht, ohne seine Erlaubniß den Arm um sie zu schlingen und sich mit ihr im Walzer oder Hopser zu drehen. Die Erlaubniß aber ertheilte er nie. Und oft gab es in Heumaden und Sillenbuch Etwas zu lachen, weil der Robert und die Anne Marie so gar unzertrennlich waren. Fünfzehn Jahre war die Anne Marie alt, als Robert in die Fremde ging und wie er wieder von der Fremde heimkam, war die ganze Schustersfamilie nach Amerika ausgewandert. Seither hatte man Nichts von ihnen, von den Eltern ebenso wenig als den Kindern, erfahren, als daß sie glücklich über's Wasser gekommen seyen. Später ging das Gerücht in Sillenbuch und Heumaden, die Eltern lebten in Newark, einer neu entstandenen Stadt unweit New-York, und trieben ihr altes Geschäft, die Anne Marie aber habe sich ganz jung an einen Geldarbeiter

dorten verheirathet. Woher das Gerücht entſtanden, konnte Niemand ſagen, aber ſo viel war ſicher, Jedermann glaubte es. Und als daher Robert ſpäter von der Fremde zurückkam und natürlich gleich nach Anne Marie fragte, ſo wurde ihm die Nachricht ihrer Verheirathung als eine Gewißheit mitgetheilt, an der er ſeither nicht im Geringſten gezweifelt. Er ſagte nicht viel darüber, und ſeine Bekannten, ſogar ſeine Mutter, meinten, er habe die Jugendliebſchaft als eine Thorheit vergeſſen, aber — die erſte Liebe vergißt man nie, es zieht ſich nur eine Kruſte über das Herz, daß man die Wunde nicht ſieht. Uebrigens hatte dieſes Ereigniß für ihn jedenfalls die Folge, daß er als junger Mann von zweiundzwanzig Jahren ſchon ſo ſtill und geſetzt war, wie ein dreißigjähriger. Verborgen im Hintergrunde ſtand immer noch die Geſtalt ſeiner Anne Marie, und vielleicht trug der Gedanke, dieſelbe wenigſtens noch einmal, wenn auch von der Ferne (denn ſie war ja eine Frau) zu ſehen, viel dazu bei, ihm den Entſchluß, nach Amerika zu gehen, ſo leicht zu machen.

So ſtand's mit Robert. Die Anne Marie aber hatte nie daran gezweifelt, daß der Robert ihr treu ſey. Das Herz war ihr faſt gebrochen, als ſie mit den Eltern von Sillenbuch vor etwa vier Jahren fortzog und ſie nicht einmal von ihrem Schatz Abſchied nehmen konnte. Aber — geſchrieben hatte ſie deßhalb doch nicht, denn an die Eltern Robert's wollte ſie nicht ſchreiben; die verſtanden ſie doch nicht; und Er, — er war ja in der Fremde! Natürlich, hätte ſie eine Ahnung davon gehabt, daß man ſie draußen für verheirathet ausgab; ja hätte ſie nur gewußt, daß Robert's Vater geſtorben, — ſie hätte ſich längſt an Robert's Mutter gewandt. So aber dachte ſie, wenn's

Gottes Wille ſey, daß ſie einander wieder ſehen, ſo geſchehe es ganz gewiß von ſelbſt, und ohne daß ſie was dazu thue, und an dem Vertrauen hielt ſie feſt in allen Stürmen der See und des Lebens.

Und es war Gottes Wille! — Die Engel im Himmel mußten eine Freude haben, wenn ſie auf die Beiden herabſahen; denn ein glücklicheres, unſchuldigeres Paar hatte die Erde noch nicht geſehen. — Es war vielleicht drei Uhr Mittags, wie Robert die Anne Marie traf, und um ſechs Uhr Abends hatten ſie einander noch nicht mehr erzählt, als daß die Anne Marie ſo ledig ſey, wie der „Robert". Wohl fragten ſie ſich: „Wie kommſt du hierher?" Wohl fragten ſie ſich: „Wie kam das Alles ſo wunderbar?" Aber ſie hatten keine Zeit zum Antworten, denn ſie mußten einander in die Augen ſehen. Es war ihnen genug, daß ſie ſich wieder befaßen! Wenn ſie ſich gegenſeitig umarmt hielten, was brauchten ſie mehr zu wiſſen? Ein Kuß galt ihnen mehr, als ein dreibändiger Roman.

Doch der Stundenzeiger des Tages rückt vorwärts, trotz aller Liebespaare der Welt. Die Zeit iſt ein gar kaltblütiger Geſell, ohne Herz und Phantaſie, und nimmt keine Rückſicht auf irgend einen Menſchen oder ein Verhältniß. — Die Anne Marie ward zuerſt aus ihrer Seligkeit aufgeſchreckt, wie ein paar Knechte mit ihrem Fuhrwerke vom Acker heimkehrten.

„Herr Gott!" rief ſie, „iſt's denn ſchon um dieſe Zeit? Und jetzt wird auch meine Herrſchaft kommen, denn die iſt heute Morgen mit den Kindern in die Stadt gefahren und wird zum Abendeſſen wieder da ſeyn. Und ich habe noch gar nichts gerüſtet. Da wird meine „Lady" wieder ſchön donnern und blitzen!"

Jetzt erſt erfuhr Robert in wenigen geſtückelten Worten, daß Anne Marie ſchon ſeit zwei Jahren hier bei den Farmersleuten im Dienſt als Köchin ſtehe, daß ſie aber am nächſten Erſten von da abgehe, weil die Herrſchaft, geborene Amerikaner, doch gar zu anmaßend gegen ſie als eine Deutſche ſeyen. „Dann komme ſie," erzählte ſie weiter, „zu einer Herrſchaft nach Newark, was ihr um ſo lieber, da auch ihre Eltern in Newark leben. Robert ſollte alſo ganz gewiß am Erſten (das ſey nächſten Sonntag) nach Newark kommen. Dann wollten ſie ſich gegenſeitig erzählen; jetzt aber müſſe er fort, um jeden Preis, denn die Herrſchaft könne jeden Augenblick eintreffen und ſie müſſe noch vorher Verſchiedenes zurüſten."

Nun erſt gedachte Robert des Zweckes ſeines Beſuches. „Heißt denn dein Herr nicht John Mayer?" fragte er doch erſtaunt. „Iſt er denn nicht ein Deutſcher?" — „Nein," erwiederte ſie: „Adam Parker heißt er und iſt ein ſo eingefleiſchter Amerikaner, als Einer." — „Aber", fuhr ſie fort, „jetzt iſt keine Zeit mehr zum Fragen. Am Sonntag früh komm ſicher; Nro. 11 Williamſtreet, Newark, gleich bei der Marketſtreet, da wohnen wir."

Noch eine Umarmung, noch einen Kuß; dann drängte ſie ihn fort und verſchwand hinter der Hausthüre. Verzückt, ſelig ſah er ihr nach, nahm dann ſeelenvergnügt, wie ein Kind, ſeinen Koffer und ging zum Farmthore hinaus. Dann ging er den Weg entlang, ohne zu wiſſen, wohin er führe, und ſetzte ſich endlich an die Straße, um über ſein Glück nachzudenken und zugleich auch über ſein Unglück. Denn, — ſo ruhig war er jetzt ſchon geworden, daß er einſah, von dem „Fremden" elend zum Beſten gehalten und betrogen worden zu ſeyn. Von dem

war natürlich keine Spur mehr zu finden, und — was half es, demſelben nachzeilen? Der hatte ohne Zweifel längſt das entlehnte Fuhrwerk herausgegeben und mit ſeinem Helfershelfer, dem Joſe, den Vierzigthaler-Raub getheilt! Wenn der Kerl nur wenigſtens nicht einen ſo ehrbaren und gottesfürchtigen Lehrmeiſterſtand angenommen hätte! Das ärgerte den Robert noch am meiſten. Doch was war all' das Unglück, ſeinen Onkel nicht zu finden und um vierzig Thaler geprellt worden zu ſeyn, gegen das Glück, die Anne Marie gefunden und letzta gefunden zu haben? — Nebrigens ein Entſchluß mußte gefaßt werden. Hier konnte er doch nicht übernachten und ebenſo wenig konnte er ſeinen Koffer die lange Strecke weit bis nach New-York tragen, — was alſo anfangen? Zudem ſtellte ſich Hunger und Durſt ein, denn er hatte ſeit heute früh Nichts genoſſen und die Anſprüche des Magens laſſen ſich wohl von der Liebe eine Weile zurückdrängen, aber — und das beweiſt eben, daß der Menſch doch auch nicht mehr, denn ein irdiſches Geſchöpf iſt, — ganz unterdrücken laſſen ſie ſich nicht. Robert machte ſich alſo auf und ſchritt weiter. Einmal muß doch ein Dorf kommen, dachte er, und dann will ich mir ſchon weiter helfen. — Ein Dorf kam nun zwar nicht, aber eine Herberge an der Straße und dazu noch von einem Deutſchen gehalten.

An dieſem Tage ſollte einmal das Glück über das Unglück Herr werden! So ließ er ſich denn das ſchlechte Schmalzbier und das kalte geſalzene Schweinefleiſch oder eigentlich Schweinefett gar trefflich ſchmecken und es hätte ihm vielleicht nicht ſo gut geſchmeckt, wenn er wirklich den Oheim gefunden hätte und mit Rheinwein und Türkeys tractirt worden wäre. Der Wirth wußte auch Rath für die Rückkehr nach New-York,

„denn, wie gewöhnlich, würden auch in dieſer Nacht mehrere benachbarte kleine Farmer vorbeikommen, die ihre „grüne Waare“ ſelbſt auf den Markt nach New-York führen und von denen ihn Einer gerne um einen „ſchön Dank“ mitnehmen werde.“

So geſchah es auch, und ſo kam Robert wieder in New-York bei ſeinem Gaſtwirthe an. Der wollte nun natürlich zuerſt wiſſen, wie der Spitzbube ausgeſehen, der den armen Burſchen um ſeine vierzig Thaler geſchnellt hatte. Vielleicht war es doch möglich, wenn man ein genaues Signalement hatte, Etwas in der Sache zu thun. Allein Robert wollte Nichts davon wiſſen. „Das Geld iſt einmal verloren und wäre ſo wie ſo verloren gegangen; denn ich hätte nicht nachgelaſſen, nach meinem Oheim zu fahnden, bis der letzte Cent fortgeweſen wäre. Jetzt aber bin ich gründlich curirt. Wenn es ſein ſoll, daß ich ihn entdecke, ſo wird es von ſelbſt gehen. Wenn nicht, — auch gut. Mein Handwerk wird mich ſchon ernähren. So will ich jetzt nur gleich auf meinem Geſchäfte Arbeit ſuchen.“ So ſagte er und man konnte wohl merken, was ihm im Kopfe ſaß. Es ſaß eigentlich nicht im Kopfe, ſondern im Herzen und — am Ende war er dem Gauner von einem Hallunken noch ordentlich dankbar, weil er ohne dieſen Spitzbubenſtreich noch lange nicht zu dem weiſen Entſchluſſe gelangt wäre, den er jetzt gefaßt hatte, beſonders aber, und das war die Hauptſache, weil er ſonſt ſeine Anne Marie nicht gefunden hätte.

Arbeit hätte er nun auch leicht in New-York haben können; aber es drängte ihn nach Newark. Dort wurde damals außerordentlich viel gebaut, weil die Stadt, die jetzt faſt ihre 100,000 Einwohner zählt, erſt im Entſtehen war. Einem Schrei-

ner konnte es alſo natürlich dort nicht fehlen, obgleich ſein Beweggrund ein anderer war. So ging er denn am Sonntag früh richtig mit dem Omnibus nach Newark ab, denn die Eiſenbahn ging nicht, weil's Sonntag war. Die Amerikaner betrachten nämlich den Sonntag nicht als Erholungstag, ſondern als Kirchhofstag, d. h. es müſſen nicht blos alle Geſchäfte ruhen, ſondern es muß auch ſo ſtill und ausgeſtorben auf den Straßen ſein, wie auf einem Kirchhofe. — In Newark war es aber nicht, wie auf dem Landgut ſeines Oheims, wo er einen großen Empfang abgehalten hatte, und wo ihm Niemand entgegenkam, ſondern es war umgekehrt; da wo der Omnibus anhielt, ſtand ſchon ſeine Anne Marie mit ihrem älteſten Bruder, der auch ein Schreiner war. Und ſie führte ihn im Triumphe zum Vater und zur Mutter und es war keine kleine Freude, mit der er aufgenommen wurde, wohl aber eine große. Der Württemberger hängt mit Leib und Seele an ſeinem alten Vaterlande, auch in der Fremde, und eben weil er ſo ſehr daran hängt, kommt ihm jedes andere Land als eine „Fremde" vor. Wo fände er aber auch die Thäler und die Berge, wo die Wälder und die Aecker, wo die Weinberge und die Wieſen, wo fände er überhaupt ſonſtwo ein Land, das ausſieht wie ein großer Garten und nicht blos ſo ausſieht, ſondern es auch in der That und Wahrheit iſt? Darum wundern ſich auch die fremden Reiſenden, wenn ſie durchs Württembergiſche durchfahren, wie es nur einem Menſchen einfallen könne, ein ſolches Land auf immer zu verlaſſen, und ebendarum iſt es für den Württemberger im Auslande ein Freudentag, wenn er einen Landsmann trifft und beſonders Einen, der ihm neuere Nachricht bringen kann

von der Heimath. — Man kann ſich alſo denken, wie der Robert von der Schuſterfamilie aufgenommen wurde und die Freude war um ſo größer, wie ſie Alle ſahen, was für ein ſtattlicher Burſche er geworden war. Denn, ſo viel hatten Vater und Mutter natürlich ſchon heraus, wie viel Uhr es bei der Anne Marie geſchlagen hatte und — die Beiden, nämlich der Robert und ſein Schatz, machten auch gar kein Hehl daraus, daß ſie ſich von nun an nicht mehr trennen werden.

Aber für heute wenigſtens wurde ihnen nicht viel Zeit gelaſſen zum Liebesworte-flüſtern; denn der Robert mußte erzählen, er mußte erzählen von Hemmaten und von Stillenbuch, erzählen von der alten Heimath! Da kannte man jedes Kind und jeden Kegel und jedes Fleckchen Land, und darum war auch alle und jede Nachricht über die Leute, wie über die Häuſer und Felder willkommen. Der Fragen nach Dem und nach Jenem waren gar viele und alle mußten beantwortet werden! Und als dieß Kapitel endlich abgethan war, kam man auf den Robert ſelbſt und ſeine Familie und auf ſeine Reiſe hieher, und was ihn dazu veranlaßt. Auch hier wollten die Fragen kein Ende nehmen, obgleich eigentlich als ſicher angenommen wurde, der Robert ſey nur herübergekommen, um die Anne Marie aufzuſuchen. Wie aber herauskam, daß er die Marie als *verheirathet* angenommen habe, und wie der Vater dann ſchelmiſch meinte, es habe ſie wohl einmal ein Goldarbeiter haben *wollen*, die Marie habe aber einen Andern im Kopf gehabt und vielleicht noch drin, und habe geſchworen ledig zu bleiben, wenn ſie den *Andern* nicht bekomme, — wie der Vater *das* ſagte, da konnte ſich der Robert nicht mehr halten, ſondern er nahm die Anne Marie bei der Hand und

führte sie vor Vater und Mutter und bat sie um ihren Segen nebst Einwilligung zur Hochzeit.

„Ich habe zwar kein Geld, obgleich ich noch vor drei Tagen die Hoffnung hatte auf ein großes Erbe und zuversichtlich glaubte, in kurzer Zeit mächtig reich an Geld und Gut zu werden. Ich hab nur mich selbst und meine Hände, denn der Glaube an mein Erbe ist zu Wasser geworden und hat mich sogar der wenigen Thaler, die ich besaß, vollends entledigt; aber — ich hab die Anne Marie geliebt, so lange ich mir denken kann, und ich habe einen guten Willen und eine gute Gesundheit und versteh auch mein Handwerk ein wenig; so denke ich, werden wir unser Auskommen haben und vielleicht auch mehr noch. Es war wahrlich eine Fügung Gottes, die mich damals, vor drei Tagen, auf die Farm der Anne Marie hinführte, und was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht trennen."

So sprach der Robert Keller und die Anne Marie schmiegte sich an ihn und wenn's auch nicht mit Worten geschah, so sagten's doch ihre Augen, daß sie ewig sein sey. Der Vater aber erhob sich und legte segnend die Hände auf ihr Haupt und „sollst sie haben," sprach er, „sollst sie haben, Robert, denn du bist ein braver Bursche. Sie war bisher unser Augapfel, denn sie ist eine gute Tochter; hüte sie von nun an als Deinen Augapfel. Sie ist auch nicht ganz ohne Geld und Geldeswerth; denn sie hat sich fast zweihundert Thaler in den vier Jahren ihres Dienens zusammengespart und die reichen schon zur häuslichen Einrichtung. So könnt ihr anfangen ohne Schulden und das ist mehr, als mancher Andere von sich sagen kann."

So wurden Robert und Anne Marie Bräutigam und Braut und ein glücklicheres Paar gab's nicht auf Gottes weiter Erde. Selbigen Sonntag hat aber auch die Mutter der Anne Marie roth angestrichen, denn es war der seligste ihres Lebens. Eine Mutter ist nie seliger, als wenn sie ihr Lieblingskind selig weiß. Nachdem nun so Alles zur allseitigen Zufriedenheit geordnet und abgemacht und auch darüber bestimmt war, daß Robert schon morgen in demselbigen Shop (oder Werkstätte), wo sein künftiger Schwager beschäftigt war, anfangen könne und daß die Hochzeit in vierzehn Tagen gefeiert werde, fiel es dem Vater der Braut zu guter Letzt noch ein, doch auch nach dem Erbe zu fragen, von dem Robert gesprochen, und warum ihn dieß Erbe vollends um sein Geld gebracht habe.

„Ja das ist eine närrische Geschichte," sagte Robert, „doch ich will euch Alles haarklein und von Anfang an erzählen, und wenn ihr dann Lust habt, mich recht tüchtig auszulachen, so könnt ihr es in Gottes Namen thun. So viel aber kann ich zum Voraus versichern, daß ich von ganzem Herzen froh bin, daß Nichts aus der Sache geworden ist, denn ich glaube, der Mensch ist viel glücklicher, der sich sagen kann, er habe sich sein Brod ehrlich und redlich, wenn auch sauer, selbst verdient, als der, der's ererbt oder geschenkt bekommen hat, weil dieser, wenn er durch Unglück um seine Sach' kommt, nicht weiß, wie er seinen Lebensbedarf sich erwerben soll."

Darauf zog Robert den Brief seines Onkels aus der Tasche und erzählte Alles, wie es gekommen war, von der ersten Zeit an bis auf den Tag, wo er die Anne Marie traf. Er konnte sich aber den Grund gar nicht denken, warum sein

Schwiegervater den Mund schief zog, als er den Namen seines reichen Onkels nannte, und warum die Andern fast Alle mit Lachen herausgeplatzt wären, wenn ihnen der Vater nicht zugewunken hätte, sich zusammenzunehmen. Doch ganz unterdrücken konnten sie das Lachen nicht, besonders nicht, als der Robert ihnen die Kernsprüche des Vierzigthalerdiebs Wort für Wort wiederholte.

Sie hatten aber ihren guten Grund zum Lachen, wie sich bald nachher herausstellte; denn als Robert mit seiner Erzählung zu Ende war, meinte sein „Schwiegervater in Hoffnung" schmunzelnd: „es sey doch gut, daß sein zukünftiger Sohn die Erwartung des Erbes jetzt schon zu Grabe getragen habe; denn er glaube den John Mayer zu kennen, von dem in dem Briefe die Rede sey; der John Mayer aber sey kein Crösus." — Drauf machte er den Vorschlag, einen Spaziergang zu machen und nickte dabei seiner Frau zu und die verstand ihn gleich. Wie sie nun so dahinschlenderten dem Passaicflusse zu, an dem der untere Theil von Newark liegt, kamen sie an ein kleines einstockigtes, halbzerfallenes Bretterhäuschen, das fast zu schlecht für eine menschliche Wohnung war. Aber es war doch bewohnt und, der es bewohnte, arbeitete sogar recht fleißig am heiligen Sonntage, wie man durch die offenen Fenster sehen konnte. Es war ein kleines graues Männchen mit einer großen Brille auf der Nasenspitze und seines Handwerks ein Flickschneider.

„Wollen wir nicht ein Bischen beim alten Johann einsprechen?" meinte der Schuster und öffnete die Hausthüre, ohne die Antwort der Uebrigen abzuwarten.

Die Hausthüre war aber zugleich auch die Stubenthüre; denn das ganze Häuschen enthielt nur ein Gemach. Trotz-

dem jedoch, daß der Inhaber dieſer Wohnung nur dieſes einzige Zimmer zu möbliren hatte, ſchien er kein großer Freund des Ueberflüſſigen zu ſeyn. In der einen Ecke ſtand ein Bett, d. h. kein Bett, ſondern ein Schragen mit einem Strohſack und einem Teppich; in der andern Ecke ſtand der Schneidertiſch, auf dem der Beſitzer dieſer Reichthümer ſaß und ein Paar alte Hoſen flickte. Das übrige Mobiliar beſtand aus einem Stuhle mit drei Beinen, einem Spiegelchen, das ſo klein war, daß man es als Taſchenſpiegelchen benützen konnte, und einer großen, deutſchen Kiſte mit zwei allmächtigen Maderſchlöſſern, in welcher wahrſcheinlich das Weißzeug und die Kleider des alten Männchens aufbewahrt wurden, wenn er welche hatte. Viel konnte er aber nicht haben, denn die Kiſte ſtand zufällig offen und ihr ganzer Inhalt hätte bequem in ein kleines Schulränzel geſteckt werden können.

„Fleißig, Johann, fleißig am heiligen Sonntag,“ rief der Schuſter dem Schneider zu, als er in's Zimmer trat.

„Muß wohl, Schuſter,“ erwiederte der Schneider, ohne von ſeiner Arbeit aufzuſehen. „Der Peter an der Schleuße will heute Abend noch ſeine alten Hoſen holen und da muß ich ſie doch vorher flicken, wenn ich ihn nicht als Kunden verlieren will. Schlechte Arbeit, das Flicken, Schuſter; ſchlechte Arbeit und ſchlechte Bezahlung; es kommt kaum ſo viel heraus, daß ich meine Koſt bezahlen kann. Ja wie ich noch in Paris arbeitete und meine zehn Franken den Tag verdiente!“

„Laß jetzt das Paris und die alten Zeiten,“ meinte der Schuſter. „Sieh', ich hab' dir ein kleines Präſent mitgebracht, und zwar ganz friſch importirt aus Deutſchland. Ich meine deinen Neffen Robert, den Sohn deiner Schweſter in Heumaden.“

Der Robert war wie vom Donner gerührt. „Das war sein reicher Oheim, John Mayer!“ — Das Schneiderlein aber nahm seine Brille von der Nasenspitze und schaute ganz spitzig auf seinen Vetter hin. „So, du bist mein Neffe Robert, der Sohn meiner Schwester? Am Ende hat mein Brief doch noch einen Erfolg gehabt“, meinte er höhnisch lächelnd.

In dieser Stunde konnte die Anne Marie sehen, wenn sie's nämlich nicht schon vorher wußte, welch kreuzbraver Bursche der Robert war: denn ohne auf das höhnische Lachen seines Oheims zu achten, ging er auf diesen zu und gab ihm die Hand und sagte: „Wenn Ihr wirklich mein Oheim Johann Mayer seyd, so grüße ich Euch herzlich und auch viel tausend herzliche Grüße von meiner Mutter.“

„So ist's recht, mein lieber Sohn Robert,“ sagte der Schuster und klopfte ihm auf die Achsel. „Aber du, Johann, sag' mir einmal, warum schriebst du denn den Brief nach Hause. Der war ja eine Lüge vom A bis zum Z, kein Letzigen etwa ausgenommen.“

„Das will ich dir sagen, Schuster,“ meinte der Flickschneider hitzig: „mein Schwager in Heumaden, der Vater von dem Burschen da, hat mich immer ein Bischen gehänselt und mich für einen Lumpus und Thunichtgut erklärt; da dachte ich, willst doch den Leuten zeigen, was aus einem solchen Thunichtgut werden kann. Drum schrieb ich den Brief, damit sie mich anstaunen und zugleich vor Neid vergehen sollten.“

„Aber wenn sie nun in Treu und Glauben auf deine Versicherungen hin hereingekommen wären?“

„Ei! Was wär's dann gewesen? Wo mir's schlecht gieng, kann's ihnen meinetwegen auch schlecht gehen. Mein Schwager

trug ja immer ſeine Naſe einen Schuh höher, als andere Menſchen; ich hätt's ihm gegönnt, wenn er ſie einmal recht verſtoßen hätte." — „Und du, Robertchen, biſt alſo doch noch gekommen, um meine Millionen zu erheben," wandte er ſich grinſend an ſeinen Neffen. „Da ſind ſie, die Millionen, alle in dieſem Zimmer. Viel Glück zu der Erbſchaft."

„Onkel," ſagte Robert; „ich werd' Euch kein böſes Wort ſagen, denn Ihr ſeyd der Bruder meiner Mutter; aber das iſt nicht die Denkungsart, die Gott liebt, und weil Ihr die nicht hattet, ſeyd Ihr vielleicht auch nicht vorwärts gekommen; denn wie man ſich bettet, ſo liegt man. Aber Recht habt Ihr doch, wenn Ihr meint, ich habe einen Schatz erhoben. Und hier iſt der Schatz, den ich erhoben habe, und für mich iſt's ein größerer, als wenn dieß ganze Zimmer voll Geldthaler läge und gehörte mein!" — Dabei nahm er ſeine Anne Marie bei der Hand und ſie verließen Alle das Häuschen des Flickſchneiders, wenig erbaut von deſſen Lebensanſichten.

So hatte alſo Robert Keller doch noch ſeinen Oheim gefunden! Freilich in andern Verhältniſſen, als er ſich's gedacht. Wie Vielen ſchon wird's gerade ebenſo ergangen ſeyn, wenn ſie auf anpreiſeriſche Einladungsbriefe hin nach Amerika wanderten, denn nur in den wenigſten Briefen nach Hauſe ſteht die reine nackte Wahrheit! Die Meiſten ſchämen ſich's zu ſagen, wenn's ihnen ſchlecht geht, und wenn's ihnen ſo geht, daß ſie durchkommen, ſo ſchildern ſie's, als ob ſie in der Welt faſt erſtickten! So iſt einmal die menſchliche Natur. 's kommt aber vielfach davon her, weil die Leute in Deutſchland meinen, in Amerika liege das Geld haufenweiſe auf der

Straße und nur, wer ſich nicht bücke, bekomme keines davon. Darum ſehen ſie auch Jeden, der nicht nach ein paar Jahren ſchon ſeine Tauſende ſich gemacht hat, für einen Lumpen an, und — um nicht für einen Lumpen angeſehen zu werden, ſchreiben die Leute die erlogenen Briefe!

Der Robert ließ es kaum acht Tage anſtehen, ſo kam er nach New-York zu ſeinem alten Gaſtwirthe, um ihm ſeine Anne Marie zu zeigen, und ihn zugleich zu ſeiner Hochzeit einzuladen, die kurze Zeit darauf ſtattfand. Die durfte natürlich nicht verſäumt werden und ſo luſtig ging's in langer Zeit nicht her, als an dieſem Tage in Newark. Sogar ein deutſches Tänzchen wurde gemacht und die Anne Marie ließ nicht nach, bis auch ihr Vater ſeine alten Beine noch einmal in Bewegung ſetzte und Einen mit ihr herumwalzte. Der Oheim John war auch geladen, kam aber nicht. Der konnte glückliche Leute nicht leiden!

Vier oder fünf Jahre lang arbeitete Robert Keller als Geſelle; dann fing er ſein eigenes Geſchäftchen an. Er hat jetzt eine kleine Fabrik und macht Nichts als Sorbagoſelle; ſtellt ſich aber recht gut dabei. Ein reicher Mann iſt er nicht, wird es wohl auch nicht; aber ſein gutes Auskommen hat er, vielleicht etwas beſſer, als er's in Deutſchland hätte, wenn er draußen geblieben wäre, vielleicht auch nicht. Seine Mutter ließ er nicht hereinkommen. „Aeltere Leute gewöhnen ſich nicht mehr an das Leben in Amerika“, pflegt er zu ſagen, „ſie würde daher vor Heimweh vergehen und ſoll alſo lieber draußen bleiben, wo ſie ja auch ihr Auskommen hat.“ Wenn ſie aber auch nicht hereinkam, ſo erhielt ſie dagegen manches Geldſtück von ihm hinaus, und im nächſten Jahre will der Robert gar

mit ſeiner Frau einen Beſuch draußen machen! Schade, daß der Oheim nicht mehr lebt: den könnte er mitnehmen und um's Geld ſehen laſſen, denn ſo griesgrämiſche, biſſige und bösartige Menſchenexemplare, wie dieſer eines war, giebt's nicht viel.

Das iſt die Geſchichte vom reichen Vetter in Amerika.

II.

Fahrten und Abenteuer eines Marinesoldaten.

Der Wilhelm Maur oder William Mour, wie man seinen Namen in Englisch schreibt, hat ein gar wunderbares Schicksal gehabt. Er war und ist noch, so Gott will, ein schlanker, hoher Mann, mit krausen, schwarzen Haaren, die einen recht hübschen Gegensatz gegen seine tiefblauen Augen bildeten. Sein markirtes Kinn verrieth Entschlossenheit und auf seiner breiten Stirne thronte das Zeichen des Muthes und der Todesverachtung.

Er kam herüber nach New-York im Sommer 1851, und wie Alle, die frisch einwandern, war er voll frohen Muthes. Wenn jedoch Einer, der die New-Yorker Verhältnisse kannte, von seinem Stande hörte, so mußte er mit dem Kopfe schütteln und denken: „du hast auch ein hartes Loos vor dir und mußt am Ende etwas ganz Anderes ergreifen, als wozu du erzogen und herangebildet worden bist.“ Seines Handwerks war er nämlich Kaufmann, und wie schlecht und erbärmlich es denen gewöhnlich geht, davon hat man im lieben Deutschland keinen Begriff. Dort, in Deutschland nämlich, meinen sie, in Amerika gebe es nur drei Stände, die sich gut und sogar sehr gut fortbringen, und das sey der Bauernstand, der Gewerbestand und der Kaufmannsstand. Darum, folgern sie weiter, könne es

einem geschickten Kaufmann gar nicht fehlen, besonders wenn er noch so viel Französisch verstehe, daß er die französische Correspondenz zu führen vermöge. — Aber die lieben Leute in Deutschland machen gewöhnlich die Rechnung ohne den Wirth. Es geht allerdings vielen Bauern gut und vielen Gewerbetreibenden sehr gut und manchem Kaufmann sogar ausgezeichnet gut; damit ist aber nicht gesagt, daß es dem Bauernknechte, dem Handwerksburschen und dem Commis auch gut gehen müsse. Im Gegentheil, diesen geht es oft nicht blos kümmerlich, sondern sogar schlecht. Allerdings finden die Bauernknechte und Handwerksburschen beinahe immer ihr Unterkommen; sie verdienen so viel, daß sie ihres Leibes Nothdurft mit decken können, aber was haben sie vom Leben, von den Annehmlichkeiten des Lebens? Doch, wenn sie auch mit Widerwärtigkeiten aller Art und mit der Entziehung aller Lebensgenüsse, die man in Deutschland um ein paar Groschen haben kann, zu kämpfen haben, so können sie doch existiren. — Nicht so aber der Commis, der gelernte Kaufmann, denn dieser findet oft und viel, ja meistens nicht einmal eine Unterkunft. Das Kaufmannsgeschäft wird in Amerika viel einfacher getrieben und, wo in Europa ein paar Dutzend auf einem Comptoir arbeiten würden, da sind's in New-York oder Boston kaum Vier oder Fünfe. Ueberdieß giebt's der Amerikaner genug, die nach solchen Stellen schnappen, und sollten die amerikanischen Kaufleute nicht lieber solche Leute vorziehen, die englisch reden und schreiben und amerikanisch denken und sich bewegen, als solche, die sich an Alles das erst gewöhnen, die all' das erst lernen müssen, wie natürlich bei den eingewanderten Deutschen der

Fall iſt? Zu allermeiſt aber muß man bedenken, daß die Specereikaufläden, die in Deutſchland eine ganze Legion von Gemmis oder Ladenſchwengeln beſchäftigen, in Amerika gar nicht in den Händen von Kaufleuten ſind, ſondern vom nächſten beſten Wirthe, Bauer oder Handwerker betrieben werden und natürlich ganz anders betrieben werden, als man ſie in Deutſchland betreibt!

Der Wilhelm Maur war übrigens ein gewichster Burſche von etwa zweiundzwanzig Jahren, der einen recht angenehmen Eindruck auf Einen machte. Sein Vater, ein reicher Mann im bayeriſchen Franken, hatte ihn gut erziehen laſſen und für die Univerſität beſtimmt. Ob er ein Galgen- oder Kirchhofdoktor oder gar ein Kirchenlicht werden ſollte, das kann ich nicht mit Beſtimmtheit ſagen; jedenfalls hatte der Junge auf dem Gymnaſium ſo viel gelernt, daß er ſowohl für die Theologie als für die Jurisprudenz oder die Medicin paſſend erfunden werden wäre. Inzwiſchen kam es nicht zum Univerſitätsexamen, denn die Mutter des Wilhelm ſtarb ſchnell, und nach kurzer Zeit heirathete der Vater eine andere Frau, und die war natürlich eine Stiefmutter. Wie es nun mit den Stiefmüttern oft geht, das weiß der liebe Leſer vielleicht aus Erfahrung, ich will zwar nicht wünſchen aus eigener, aber doch aus anderer Leute ihrer. Die Stiefmutter alſo erzelte Alles um, was die andere Mutter angeordnet hatte. Somit mußte der Wilhelm, ſtatt auf die Univerſität, auf ein Comptoir in die Lehre. Das wäre nun ganz recht geweſen, denn der Vater war, wie geſagt, reich und konnte alſo ſeinem Sohn ſpäter zu einem eigenen Geſchäft verhelfen. Allein mit der Zeit bekam die Stiefmutter eigene Kinder und je älter dieſe wurden, deſto

mehr ſtand ihr der Wilhelm im Wege. Von Rechtswegen, dachte ſie, hätte dieſer ſchon lange das Feld räumen ſollen. Da er es jedoch von ſelbſt, d. h. freiwillig nicht that, ſo beſchloß ſie, ein Bischen nachzuhelfen. In der That liefen auch bald Berichte über den Erſtgebornen ein, die dem Vater durchaus nicht gefallen wollten. Die Frau Mutter verſtand es, das Feuer auf eine geſchickte Manier zu ſchüren, und in einigen Jahren hatte ſich eine ſolche Spannung zwiſchen Vater und Sohn erzeugt, daß an eine Ausſöhnung kaum mehr zu denken war. Der Sohn war inzwiſchen, nachdem er ausgelernt, bei verſchiedenen Principalen geweſen und *dieſe* bezeugten ſich zwar mit ihm zufrieden, aber *die* Briefe erhielt der Vater *nie*; dagegen kamen von *andern* Seiten deſto mehr Klagen über Lebenswandel, Geldverbrauch und dergleichen mehr, ſo daß der „Alte" endlich beſchloß, dem Ding ein Ende zu machen.

„Der Thunichtgut muß nach Amerika", hieß es plötzlich. Wie die Stiefmutter das hörte, fiel ihr ein zwei Centner ſchwerer Stein vom Herzen.

In Deutſchland betrachtet man nämlich das Amerika als eine Art „Botany-bay," wohin man alle Lumpen und Vagabunden ſchickt, deren man ledig zu ſein wünſcht. Man meint, die Vereinigten Staaten ſeyen gut und groß genug, um alle Spitzbuben und Verbrecher Europa's aufzunehmen, die Armen und Bettler auch nicht zu vergeſſen. Man denkt nur daran, Einen, den man nicht mehr im eigenen Lande haben will, *loszuwerden*; daran aber denkt man mit keiner Silbe, ob dieſer Losgewerdene auch im Stande iſt, ſich in dem fremden Lande *fortzubringen*; ob es ihm möglich iſt, ſich eine *Exiſtenz zu gründen*, oder ob er dem Galgen oder dem

Hungertode entgegengeht. Wenn man ſeiner nur los iſt, die Amerikaner mögen ihn dann ſieden oder braten!

So denken gar viele Leute in Deutſchland und der Vater des Wilhelm dachte auch ſo. Er hielt ſeinen Sohn wirklich für einen unverbeſſerlichen, liederlichen Geſellen, gerade wie ſeine liebwertheſte „beſſere Hälfte“ es ihm beizubringen für gut gefunden hatte. Sonnt — „ehe man noch mehr Schande von ihm erlebt, fort mit ihm nach Amerika! Lieber jetzt ein paar hundert Gulden geopfert, um den Burſchen auf immer los zu werden, als den Stein des Anſtoßes ſtets vor ſich zu ſehen!“

So kam Wilhelm Maur nach Amerika, gleichſam verſtoßen von den Seinigen. Aber den Muth ließ er deßwegen nicht ſinken; denn — „Amerika iſt nicht außer der Welt und überall iſt's beſſer ſeyn, als unter der Aufſicht einer Stiefmutter,“ dachte er. Das Geld war ihm auf der Reiſe ſo ziemlich zuſammengeſchmolzen, denn gar viel war es nicht, was man dem „Thunichtgut“ mitgab. Aber er war geſund, kräftig, beſaß Kenntniſſe nicht blos in ſeinem Fache, ſondern auch in allen Humanioribus, ſprach Franzöſiſch faſt wie Deutſch, konnte mit dem Säbel und der Flinte umgehen, wie ein Student, und — hatte überdieß verſchiedene Empfehlungsbriefe von ſeinem letzten Principale und einigen andern Häuſern. Wie konnte es ihm unter ſolchen Umſtänden fehlen?

O heilige Simplicitas! Empfehlungsbriefe! Und die ſollen in New-York etwas helfen! — Der Wilhelm erfuhr es bald genug, daß ein Empfehlungsbrief ſo gut wie Null war. Wo er hinkam und ſeinen Brief abgab, da bedeutete man ihm ganz höflich, daß man bedauere, im Augenblicke nichts thun zu können; hie und da ſetzte man noch hinzu: „wenn aber ſpäter

sich Etwas zeige, so werde man nicht ermangeln, ihm Nachricht zu ertheilen.“ Einige der Herren, an die er empfohlen war, bezeigten sich so artig, ihn zu bitten, auch später wieder vorzusprechen; Andere fragten ihn nicht einmal nach seiner Wohnung (um ihm Nachricht zukommen zu lassen), und die Meisten lasen die Briefe gar nicht zu Ende, sondern legten sie unbeachtet zur Seite. „Hilf dir selbst,“ heißt ein amerikanisches Sprichwort, „so wird dir Gott helfen!“

Wilhelm Maur gelangte endlich auch zu dieser Einsicht, nachdem er sich bei den vornehmen Herren, an die er adressirt war, die Füße wund gelaufen hatte. Nunmehr fing er an, auf eigene Rechnung eine Stelle zu suchen. Natürlich hatte er schon längst, Ersparniß halber, den Gasthof verlassen und ein kleines Zimmer gemiethet, wo er um ein Billiges in der Woche durchkam; denn man kann in New-York so gut mit einer Knackwurst zum Abendessen vorlieb nehmen, als in Karlsruhe oder Stuttgart. Aber so sehr er sich auch einschränkte, so ging doch alle Tage Geld darauf, und — eine Stelle fand er nicht. Er war nächstens bei allen deutschen und englischen Firmen: Kaufleuten, Importern und Fabrikanten herumgekommen, und noch hatte er nicht einmal eine *Aussicht*! Schon manchen Thaler hatte er den „Stellenverschaffungsbureaus“ geopfert, und dabei erklärt, mit *allem und jedem* Geschäft, es möge heißen, wie es wolle, zufrieden seyn zu wollen; allein bis jetzt war jeder Schritt vergeblich und jeder Thaler hinausgeworfen. Auch das hatte er versucht, daß er sich in der Zeitung annoncirte und geradezu einen Platz, *irgend eine Beschäftigung* suchte; aber — nicht einmal eine Anfrage hatte man gemacht! Ja wäre er ein deutsches Dienstmädchen

gewesen, so hätt's ihm nicht gefehlt; oder hätte er Stiefel zu machen und Röcke zu nähen verstanden oder irgend ein anderes solides Handwerk losgehabt, dann wär' ihm in den ersten zwei Tagen geholfen gewesen. So aber — ein junger Kaufmann! Es ging nicht, er mochte anklopfen, wo er wollte. Das Geld war längst alle, die besten Kleider hatten bereits den Weg zum Pfandverleiher gefunden, und — noch war keine Unterkunft auch nur zu hoffen!

Zuletzt mußte er auch noch das kleine Privatzimmerchen aufgeben, denn so gering die Ausgabe war, so wollte es doch selbst hiezu nicht mehr reichen. Er logirte sich nun im Hotel Park ein. Das ist das wohlfeilste und ausgedehnteste Hotel in New-York und wird, besonders im Sommer, außerordentlich stark frequentirt. Vor dem Rathhaus oder der Cityhall in New-York nämlich dehnt sich ein ziemlich zehn Acker Lands umfassender öffentlicher Platz aus, den man den „Park" heißt, wegen seiner schattigen Bäume und seines grünen Grasbodens. Von diesem Parke führen breite, bequeme Treppen zur Cityhall hinauf, und alle diese Treppen und Stufen und alle die geschützten Plätze unter den Bäumen sind einen großen Theil des Jahrs hindurch allnächtlich von einer Unzahl Menschen in Anspruch genommen, die kein Geld haben, eine Nachtherberge zu bezahlen. Es sind nicht Bettler, die da logiren, denn ein Bettler erwirbt in New-York so viel, daß er in einem Bett schlafen kann; es sind auch keine Diebe und Räuber, die sich da einquartieren, Diebe und Räuber machen Geld in New-York; nein, es sind Arbeiter, die keine Arbeit haben, Eingewanderte, denen das Geld ausging, ehrliche Leute, die trotz aller Mühe keine Erwerbs-

quelle fanden. Dieß iſt das berühmte Hotel Park, wo in gewöhnlichen Zeiten Dutzende, in geſchäftsloſeren Jahren aber Hunderte ihr „Umſonſt-Nachtquartier“ ſuchen. Ein Stein iſt das Kiſſen, auf das ſie ihr Haupt niederlegen, der Grasboden die Matratze, auf der ſie ihre Glieder ſtrecken, der abgeſchabte Rock, den ſie tragen, der Teppich, mit dem ſie ſich bedecken. — In dieſem Hotel campirte Wilhelm Maur gar manche lange Nacht. Er hatte zwar viele Kameraden, und das mochte eine Art von Troſt ſeyn; allein doch konnte er davon ſeinen Hunger nicht ſtillen! Natürlich hatte dieſes Logement auch nicht den beſten Einfluß auf die Kleider, die er noch beſaß, und ſomit kam er weiter und weiter herunter. Oft ſtand es acht Tage an, bis er etwas Warmes genoß, denn zum Betteln konnte er ſich nicht entſchließen und zum Stehlen war er zu ehrlich. An den Werften zu arbeiten aber, oder an den Schiffen beim Ein- und Ausladen zu helfen, das ging nicht, weil ſich eine eigene Klaſſe von Menſchen dieſer Art Arbeit bemächtigt hat, mit denen man nicht gut concurriren kann, ohne ſich auf einen Kampf einzulaſſen. Zudem muß man engliſch verſtehen, um auf dieſe Art ſein Leben zu wahren.

Endlich fand er was. Er wurde Barkeeper. Ein Bekannter empfahl ihn einem Bierwirth von Newark (einer Landſtatt in der Nähe von New-York), der jene Art von Allerwelts-Kellner ſuchte, die man Barkeeper nennt. Der Bierwirth nahm ihn gleich mit, wie er ging und ſtand. So kam er mit ſeinem leeren Koffer in keine Verlegenheit. Das war doch ein Anfang! Er konnte ſich doch ſatt eſſen und ſatt trinken, wenn er auch keinen Lohn empfing, denn er diente für den Anfang um's Warme! Auch die Beſchäftigung war

leicht genug: ein Bischen Bier einſchenken, ein Bischen Gläſer reinigen, ein Bischen aufwarten! Leider aber dauerte die Geſchichte nicht lange. Der Bierwirth machte Bankerott, man ſteckte ihm die rothe Fahne hinaus, verkaufte ſeine Tiſche und Stühle und — der Herr Barkeeper ſtand wieder da ſo gottverlaſſen und arm, als je. Was nun?

Doch Newark iſt nicht mehr New-York, ſondern liegt auf dem Lande. Somit machte ſich Wilhelm Maur unverſäumt auf den Weg und fragte in allen Bauernhöfen, an denen er vorbeikam, an, ob hier kein Knecht geſucht werde. So fand er bald eine Stelle. Es war hart für ihn, als Bauernknecht zu arbeiten; aber der Wille überwindet Alles. Morgens auf mit der Sonne, Kühe gemelken, Ställe gemiſtet, Acker gefahren, Futter geſchnitten, Holz gehauen, gearbeitet bis ſpät am Abend! Die Koſt: Schweinefleiſch geſotten, Schweinefleiſch gebraten, Schweinefleiſch geſalzen, Schweinefleiſch geräuchert! Kein Bier, kein Wein, kein Apfelmoſt: Thee, Waſſer, Kaffee! — So war ſein Leben einen Monat lang. Nun fragte er den Bauer um ſeinen Lohn. „Lohn?“ ſagte der Farmer, „ich habe kein Geld und am allerwenigſten für Einen, der erſt lernen muß.“ — So konnte er ſich ſeiner Wege ſcheren, wenn er nicht um Nichts dienen wollte, aber: harte Arbeit, ſchlechte Koſt und kein Lohn? Das war doch zu viel.

Was nun anfangen? Mit Etwas mußte er doch ſeinen Unterhalt gewinnen, aber mit was? Ein Auskunftsmittel blieb ihm noch und dieß Eine ergriff er, wie ſchon Hunderte vor ihm, er beſchloß, unter die Soldaten zu gehen.

In Deutſchland dünkt ſich Mancher unglücklich, wenn er ausgehoben wird. Ja Mancher nimmt lieber Reißaus und geht

nach Amerika, um nicht zweierlei Tuch tragen zu müſſen. In Amerika angekommen aber, — was bleibt ihm oft anders übrig, als ſich anwerben zu laſſen? — Amerika hat nämlich keine Aushebung, ſondern rekrutirt ſeine kleine ſtehende Armee aus Freiwilligen, und dieſe ſind zum großen Theil Eingewanderte, die ſich nicht anders zu helfen wußten. Keine Bauernburſche ſind's, die deutſchen Angeworbenen, auch keine Handwerker, ſondern Kaufleute, alte Studenten und Künſtler, junge Männer von Bildung und Erziehung! Freilich iſt auch manch' liederlich Tuch mit darunter, das zu träg und zu faul war, eine ehrliche Handtierung zu treiben; aber der größere Theil beſteht aus Unglücklichen, welche die Noth dazu trieb.

Es koſtet nicht viel Mühe in Amerika, unter's Militär aufgenommen zu werden, und wenn Einer in der Nähe von New-York wohnt, ſo hat er auch nicht weit zu gehen, um auf's Werbebüreau zu kommen, denn es giebt deren genug in der Stadt, und ſie zahlen noch dazu dem, der einen Rekruten bringt, ein hübſches Douceur. Nachdem Wilhelm Maur nun einmal den Entſchluß gefaßt hatte, machte er ſich auch gleich auf den Weg, ihn auszuführen; denn das lange Zögern war nicht ſeine Sache. Er beſchloß aber, nicht unter das gewöhnliche Linienmilitär, ſondern vielmehr unter die Marinesoldaten zu gehen. Das Linienmilitär in Amerika hat nämlich eine ziemlich monotone Zukunft vor ſich; es campirt in den kleinen Garniſonen der Gränzfeſtungen gegen die Indianer, und ſeine ganze Beſchäftigung beſteht in Streif- und Feldzügen gegen dieſe räuberiſchen und diebiſchen Ueberbleibſel der Ureinwohner Amerikas. Die Marine dagegen haust auf den Kriegsſchiffen

der Vereinigten Staaten, und durchreist mit dieſen Schiffen die halbe Welt. Einen harten Dienſt hat der Marinefoldat, einen weit härteren, als das Linienmilitär, aber — er erlebt doch auch Etwas, er ſieht doch auch Etwas, er erfährt doch auch Etwas! Von der Ferne beſehen hat das Leben eines Mariners etwas Romantiſches, etwas Abenteuerliches an ſich, das manchen jungen Mann, der die Welt ſehen möchte, zu verlocken im Stande iſt. Es liegt Poeſie in dem Gedanken, alle Meere der Erde zu durchſchiffen und in den Seehäfen aller Nationen zu landen! Aber das Romantiſche und das Abenteuerliche verſchwindet, wenn man einmal dabei iſt; das Gewand der Poeſie wird abgeſtreift, wenn man die Sache mehr in der Nähe betrachtet und — man braucht nicht gar tief auf den Grund zu gehen, ſo findet man die nackte Proſa!

Das gab dem Wilhelm Maur der Offizier zu verſtehen, bei dem er ſich in Brooklyn meldete, um unter das Marinecorps aufgenommen zu werden. Es iſt nämlich nur ein paar Büchſenſchüſſe Entfernung von New-York nach Brooklyn, wo die Vereinigten Staaten eine Navyyard (d. i. eine Schiffswerfte nebſt einem Kriegshafen) beſitzen, auf der die angehenden Marinefoldaten eingeſchult werden.

„Haben Sie Ihren Schritt wohl überlegt?“ ſagte der Offizier, bei dem ſich Wilhelm Maur meldete. „Haben Sie einmal zur Fahne geſchworen, ſo gibt's keinen Rücktritt mehr und die Reue kommt zu ſpät. Kommen Sie morgen wieder, und ſagen Sie mir dann Ihren feſten Entſchluß. Ihre heutige Anmeldung will ich als nicht geſchehen betrachten.“

Der Offizier wußte recht wohl, was das Loos eines Marinefoldaten war, und — es giebt überall Ehrenmänner!

Darum warnte er den Rekruten. Aber dieser war einmal fest entschlossen und keine Warnung schreckte ihn ab. „Nach Hause kann ich nicht zurück," sagte er zu sich selbst, „und wenn ich auch könnte, so wollte ich nicht, denn eine böse Stiefmutter ist weit schlimmer, als der schlimmste Dienst auf der Welt. Ein Unterkommen finde ich im Augenblicke nicht, außer wenn ich ein Handwerk lerne oder bei einem Bauern um's Warme diene. Somit bleibt mir nichts übrig, als der Soldatenstand. Die fünf Jahre, für die ich mich verpflichte, eben auch vorüber und dann habe ich nicht blos ein paar Hundert Thaler (ein amerikanischer Soldat erhält von Anfang an und ohne allen Abzug zehn Dollars Löhnung den Monat) erspart, sondern habe die Welt gesehen und weiß, wo's am besten und angenehmsten zu leben ist. Die Hauptsache aber ist, ich spreche nachher englisch, wie ein Eingeborner, und dann kann mir's nicht mehr fehlen."

So ward Wilhelm Maur Marinesoldat und hieß von da an William Mour, denn in Amerika englisirt man die deutschen Namen, wie in Deutschland die Chaisenpferde, d. h. man stutzt sie zu, bis sie passen. Das Gastbürlein nahm man ihm gleich den andern Tag ab, denn von der Stunde an ging's an's Exerzieren. Zum Glück war der Sergeant ein Deutscher; so ward ihm das Verständniß des englischen Commandos erleichtert. Freilich die Kost wollte nicht recht hinunter; aber man gewöhnt sich an Alles, am Ende auch an eine amerikanische Menage, die aus Nichts als Erbsen und Bohnen und gesalzenem Schweine- und Rindfleisch besteht. Seine Mitrekruten liebten ihn bald und die Unteroffiziere wurden ihm sogar zugethan, denn er verkaufte seine Civilkleider — was sollte er

auch mit ihnen machen? — und verwandelte das Geld in Cigarren und Bier, und theilte mit seinen Kameraden. Der beste Weg, sich Freunde unter den Soldaten zu machen, ist, wenn man ihnen Essen und Trinken bezahlt!

Sechs Wochen lang das Exerzieren ununterbrochen fort. In der siebenten wurde abmarschirt. Es war nämlich eine Compagnie von fünfundvierzig Mann nach Norfolk in Virginien beordert, um dort ihren Dienst auf dem Kriegsschiff Columbia anzutreten. Dies geschah im November 1851.

In Norfolk befindet sich ein großes Arsenal für die amerikanischen Kriegsschiffe und im dortigen Hafen überwintert kein kleiner Theil der Flotte. Die Stadt selbst aber ist sehr langweilig und melancholisch. William verspürte jedoch wenig davon, denn wie er in der Navyyard zu Brooklyn in ganzen sechs Wochen nur Einen halben Tag Urlaub nach New-York bekommen hatte, so erhielt er in Norfolk in drei Monaten nur dreimal Gelegenheit, die Stadt zu sehen. Der Lieutenant, unter dem seine Compagnie stand, liebte das Urlaub eben nicht. Es war ein ernster, dürrer, bartloser, bleifarbiger, krummbeiniger Amerikaner, der das „Verandahsein" offenbar nur vom Hörensagen kannte. Niemand sah ihn je lachen, außer aus Schadenfreude, und gegen seine Untergebenen, besonders die Eingewanderten und Deutschen, äußerte er nie ein anderes Gefühl, als das der Verachtung. „Das wird eine lustige Seefahrt werden," dachte William, als er sah, daß sein Lieutenant darauf bedacht war, die Leute beständig in der Arbeit zu erhalten, sey es durch Wachestehen, sey's durch Exerzieren, sey's durch Gewehrputzen, sey's durch Reglementstudiren.

Am 15. Februar 1852 war die Columbia ſegelfertig. — Die Columbia iſt eine große Fregatte von achtundſechszig Kanonen und mit mehr als 800 Matroſen bemannt. Dazu kam noch die Compagnie Marinefoldaten und das geſammte Offizierskorps, das nicht gering war; denn die Columbia iſt ein Commodoreſchiff und hatte damals die Beſtimmung, als Flaggenſchiff des Commodore in dem weſtindiſchen Meere Dienſte zu thun. — Die Marinefoldaten haben zur See nicht blos die Pflichten zu erfüllen, die ſie auch am Lande verſehen, als da iſt Exerzieren, Poſtenſtehen u. ſ. w.; ſondern ihnen liegen auch alle die Verrichtungen ob, welche den Matroſen obliegen, beſonders wenn's ſtürmiſch Wetter iſt. So iſt ihr Dienſt ein gedoppelter, und ein böswilliger Offizier kann ihn qualvoll machen, wenn er Luſt und Neigung dazu hat. Das merkte William gar bald, denn die Columbia war kaum unter Segel gegangen und ſchaukelte ſich im Meere, ſo fingen Diejenigen unter den Marinefoldaten, die das Schaukeln nicht ertragen konnten, an, ſeekrank zu werden. Die Krankheit iſt nicht die angenehmſte und der tollſte Katzenjammer nur ein Kinderſpiel dagegen. Die Leute, die ſtark daran leiden, ſind zu Allem unfähig und wären ebenſo gerne bereit, zu ſterben, als zu leben. Darauf nahm aber der Lieutenant keine Rückſicht, ſondern commandirte die Kranken ſo gut zum Dienſte, als die Geſunden, und wenn Einer ſich entſchuldigen wollte, wegen offenbarer Unmöglichkeit, den Dienſt zu verrichten, ſo ſchickte er ihn in den Kohlenraum und entzog ihm die warme Koſt.

Am 21. März landeten ſie in Penſacola. Das iſt eine kleine Stadt an der ſüdlichſten Küſte von Florida. Eigentlich iſt's aber keine Stadt, ſondern es wohnen nur

Vereinigte-Staaten-Beamte da und ihre Angehörigen. Der ganze Grund und Boden und alle Gebäude darauf gehören der Regierung, die hier außerordentlich große Vorrathskammern und Arſenale angelegt hat, weil alle amerikaniſchen Kriegsſchiffe, welche die weſtindiſchen Meere durchkreuzen, in dieſem Hafen ausgerüſtet und mit ihren Bedürfniſſen verſehen werden. Der Hafen iſt auch groß genug, um die ganze amerikaniſche Flotte aufzunehmen; aber andere Schiffe, als Vereinigte-Staaten-Kriegsſchiffe, dürfen in denſelben nicht einfahren. Es wäre auch ein Wunder, wenn ſie es thäten, denn nicht blos iſt die Hitze hier ſo unerträglich, daß ein Anderer, als ein eingeborner Indianer, ſie kaum aushält, ſondern es herrſcht auch den ganzen Sommer hindurch das gelbe Fieber, das jährlich eine Menge von Angeſtellten wegrafft. Dennoch lag die Columbia faſt drei Monate im Hafen, bis ſie Befehl zur Abfahrt erhielt. Die Matroſen und Marineſoldaten durften aber nur wenig an's Land, um nicht Gefahr zu laufen, angeſteckt zu werden; denn die Hitze am Lande wirkt faſt lähmend, und die einzige Linderung beſteht noch im Baden. Es ſind daher bedeckte, große Badhäuſer hart am Hafen erbaut, in denen man bequem herumſchwimmen kann, und von denen eine Oeffnung für die geübteren Schwimmer in's offene Meer führt, die jedoch nur mit Vorſicht zu benützen iſt, weil die ganze See hier herum von Haifiſchen wimmelt.

Am 16. Juni früh fuhr ein kleiner Regierungsdampfer in den Hafen, der den amerikaniſchen Geſandten nach Guatemala und den amerikaniſchen Conſul nach Sante-Cruz an Bord hatte. Den Geſandten hatte die Columbia zu übernehmen und nach Nicaragua weiter zu befördern. Der Conſul

aber mit ſeinem ganzen Perſonale, worunter auch einige reiche und vornehme Herren und Damen von Sante-Cruz, fuhren den Tag darauf nach dieſer Inſel weiter. Vorher jedoch trug ſich ein Unfall zu, der leicht für Viele hätte verderblich ſein können, wenn nicht William's Geiſtesgegenwart dazwiſchen getreten wäre. In jenen heißen Gegenden nämlich iſt das Benehmen zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlechte viel ungenirter, als unter der gemäßigten oder gar kalten Zone. Daher kommt es, daß es in Weſtindien ganz und gar keinen Anſtoß erregt, wenn Herren und Damen zuſammenbaden. Die Herren tragen eine enges Hemdt und Badehoſen, und die Damen ſind in ein weites Schwimmkleid, das ſich am Halſe ſchließt, gehüllt. Als nun am 16ten Mittags der Geſandte zu ſeinem Ein- und Ausſtand ein großes Eſſen gab, wobei auch das Trinken nicht vergeſſen wurde, und faſt die ganze Geſellſchaft Abends ſich in's Bad begab, ſchwammen einige der Damen, die ſich ihrer Schwimmkunſt beſonders rühmten, in's freie Meer, und die Herren unterließen es natürlich nicht, ihnen nachzueilen. Plötzlich erhob ſich ein mächtiges Geſchrei, denn ein Haifiſch wurde ſichtbar, der ſich ſcheinbar in träger Ruhe hinbewegte. Aber die Ruhe war nur verſtellt, denn auf einmal wandte er ſich gegen die Badenden, die in aller Eile nach der Pforte des Badhauſes zurückſchwammen. Den Offizieren und Matroſen der Columbia, die ſich auf Deck befanden, entfuhr ein Schrei des Entſetzens, als ſie ſahen, wie der Haifiſch den Fliehenden mit jeder Sekunde näher rückte. Schon waren die Grünen derſelben in Sicherheit, aber die Letzte, eine Dame, welche vom Schreck faſt gelähmt war und nur durch die Unterſtützung eines Herrn, der ſie auch in dieſem

gefährlichen Augenblicke nicht verließ, fortgeschoben wurde, schien unausbleiblich verloren. Noch ein Moment und der Hai mußte sie erfassen; da ertönte plötzlich ein Schuß und der Hai tauchte im selben Augenblicke tief unter. William Meur stand nämlich um diese Zeit auf dem Quarterdeck Posten und obwohl es bei strenger Strafe verboten war, den Posten zu verlassen, so konnte er doch nicht umhin, als er die gefährliche Lage des Herrn und der Dame sah, in das Boot zu springen, das am Hinterdeck befestigt war, und von diesem sichern und nächsten Punkt aus auf den Hai zu feuern. Es war ein Meisterschuß, denn der Hai wurde in's Auge getroffen und trieb wenige Minuten darauf als Leiche dem Ufer zu. Ein Hurrah ertönte vom Ufer sowohl, wie vom Schiffe, als der Schuß fiel und seine Wirkung sich zeigte. Im selben Augenblicke erschien aber der Marinelieutenant auf dem Deck.

„Habt Ihr geschossen, William?" fragte er mit einem finstern Blicke. „Wie konntet Ihr es wagen, Euren Posten zu verlassen?"

Nun wäre es aber eine reine Unmöglichkeit gewesen, von dem Orte, wo der Posten stand, auf den Hai zu schießen; William mußte also seinen Posten verlassen, wenn er den Hai erlegen wollte; allein darauf nahm der Lieutenant keine Rücksicht und — William Meur mußte sich in Arrest melden, weil er seinen Posten verlassen und dadurch zweien Menschen das Leben gerettet hatte!

Den andern Morgen kam der Gesandte nebst dem Consul an Bord der Columbia und mit ihnen verschiedene andere Herren, worunter auch der, welchem William das Leben erhalten hatte. Es war dieß ein reicher Däne, der eine Zuckerpflanzung

auf Sante-Cruz besaß und mit seiner Schwester einen Besuch bei seinem Schwager in Washington gemacht hatte. Dieser Schwager war aber kein Anderer, als eben der amerikanische Consul, der jetzt wieder auf seinen Posten in Sante-Cruz zurückkehrte. Das Erste, was diese Herren thaten, war, daß sie den William Moor, der den glücklichen Schuß gethan, zu sehen verlangten, und nicht wenig wunderten sie sich, als sie hörten, derselbe befinde sich wegen dieses Schusses in Arrest. Auf Verwenden des Consuls wurde jedoch die Haft aufgehoben und William erhielt Erlaubniß, mit dem Dänen einige Stunden an's Land zu gehen.

Das war ein glücklicher Zufall, der mit dem Haifisch nämlich! Denn der Däne fand bald aus, daß sein Lebensretter kein gewöhnlicher Matrose und Marinesoldat war, und behandelte ihn daher auch nicht als solchen. „Ich will Euch für jetzt nicht fragen," sagte der Däne zum Abschied, „wie Ihr dazu gekommen seid, unter die Soldaten zu gehen, aber das will ich Euch sagen: Ihr mögt in eine Lage kommen, in welche Ihr wollt, wendet Euch vertrauensvoll an mich! Derjenige, der meiner Schwester und mir das Leben rettete, wird dann erfahren, daß ich meine Schuld abzutragen wissen werde." Dabei lud er ihn ein, wenn das Schiff einmal in Sante-Cruz lande, ihn doch ja zu besuchen und sein Haus als das seinige zu betrachten. „Meine Schwester", setzte er hinzu, „ist jetzt durch die gestrige Angst zu sehr ergriffen, um das Bett verlassen zu können; aber sie wird es sich später nicht nehmen lassen, ihrem Lebensretter persönlich zu danken!" Dabei gab er ihm seine Karte und einen offenen Creditbrief, den William nach Belieben selbst ausfüllen könne, wenn er

einmal deſſen bedürfe. „Die Handlungshäuſer des Südens“ ſchloß er, „kennen meine Handſchrift, und werden ſie auch reſpektiren.“

So ſchieden ſie. Am Abend fuhr der Regierungsdampfer weiter den weſtindiſchen Inſeln zu, und am Morgen des 18ten lichtete auch die Columbia ihre Anker, um mit dem Geſandten an Bord der Mosquitoküſte zuzuſegeln. Am 19. Juli erreichte das Schiff dieſen Landſtrich, der eigentlich einen Theil von Nicaragua bildet, und der Geſandte ſtieg alsbald an's Land unter dem Donner der Kanonen, die zu ſeiner Ehre vom Schiffe losgefeuert wurden, und indem die Marinefeldsten an der Küſte Spalier bildeten. Dieß geſchah, um den Bewohnern dieſer Gegend Reſpekt vor den Vereinigten Staaten einzuflößen, welche nicht wenig Gelüſte nach dieſen Ländereien Weſtindiens tragen und auch über kurz oder lang einmal Beſitz davon nehmen werden. Um die Zeit, als die Columbia hier landete, regierte da ein eigener König, der Mosquitokönig genannt. Es war aber ein ſauberes Exemplar von einem König! Ein halbnackter Wilder, mit einem rothen Fracke, den ihm ein Engländer geſchenkt hatte, und einem Bärenfelle um die Lenden! Auf dem Kopfe trug er keinen Hut, ſondern einen aus bunten Federn zuſammengeſetzten Strauß, der auf dem Wirbel befeſtigt war. Die Schenkel und Füße waren nackt, wie auch die Bruſt; denn ein Hemd kennt man hier zu Lande nicht. Die Unterthanen dieſes Königs waren (bis auf den rothen Frack) faſt ganz ebenſo coſtümirt, wie er ſelbſt; doch durften blos die Angeſehenen unter ihnen Bärenfelle tragen; die Andern hatten geringere Felle um die Lenden gegürtet. Man darf aber nicht

glauben, daß dieß Indianer ſind; im Gegentheil dieſe Menſchen rechnen ſich als zu den civiliſirten Nationen gehörig, ob ſie gleich ganz kupferfarbig ſind. Es ſind nämlich Abkömmlinge einer Race, die ſich nach und nach durch die Vermiſchung der Spanier mit Indianerinnen und Schwarzen gebildet hat, — ein verkommenes, erbärmliches, verſtoblenes, tagdiebiſches, träges, hinterliſtiges, feiges, ſchuftiges Menſchengeſchlecht, ohne eine andere Spur der Civiliſation, als die, daß hier die grenzenloſeſte Liederlichkeit und die vollkommenſte Zügelloſigkeit zu Hauſe iſt, die je zwiſchen Männern und Weibern herrſchen kann. So gar häßlich waren aber die Weiber nicht; im Gegentheile ſie hatten meiſt einen üppigen Körper und ihre Augen brannten, wie Kohlen. Sie giengen faſt ganz nackt, und benahmen ſich ſo, daß man wohl ſah, wie der Begriff „Schamhaftigkeit" in dieſem Lande zu den unbekannten Artikeln gehöre.

Drei Tage lang lag die Columbia hier vor Anker, bis der amerikaniſche Geſandte mit ſeinem Gefolge weiter in's Innere reiſete. Nun wurden alle Segel beigeſetzt und bald war die Mosquitoküſte verſchwunden. Es gieng wieder nach Penſacola zurück, aber das Schiff lief nicht in den Hafen ein, weil das gelbe Fieber ſo ſchrecklich graſſirte, daß von zwei amerikaniſchen Kriegsſchaluppen, die da vor Anker lagen, die ganze Mannſchaft hinweggerafft wurde. Die Columbia ſegelte alſo nach New-York, um dort zu überwintern, kam auch richtig am 1. November an, aber nur, nachdem ſie einen Sturm durchgemacht hatte, den ein anderes Schiff, das nicht ſo feſt und ſtark gebaut war, wie dieſe Fregatte, nicht ausgehalten hätte. Es war dieß ein Orcan, der von Weſtindien und dem mexicaniſchen Meerbuſen her wehte, wie dieß in dieſen Meeren

um dieſe Jahreszeit gar häufig der Fall iſt. Acht Tage lang dauerte der Sturm, ohne Unterlaß, und volle acht Tage lang konnte im Schiff nichts Warmes gekocht werden. Drei Nächte hindurch kam keine Seele an Bord in ein Bett, und Matroſen Marinesoldaten, Offiziere, Küchenmannſchaft — Alles mußte gleichmäßig arbeiten. Das ganze Schiff erbebte in ſeinen Grundfeſten und alle Elemente ſchienen losgelaſſen. Es donnerte und krachte in Einem fort, als ob mit tauſend Kanonen gefeuert würde, und das Schiff ſtürzte alle Augenblicke in eine Tiefe hinab, aus der es unmöglich ſchien, ſich wieder heraufzuarbeiten. Zwei Maſten gingen verloren und der eine davon, der wohl an ſeinem Ende ſo dick war, wie ein halbes Faßerfaß in der Mitte iſt, knickte am Deck ſo glatt ab, als ob er mit einem Federmeſſer abgeſchnitten wäre. Einundvierzig Matroſen wurden über Bord geſchwemmt und es wäre eine Sache des Wahnſinns geweſen, an ihre Rettung auch nur zu denken. Endlich am neunten Tage ließ der Sturm nach und nun herrſchte großer Jubel. Drei Tage lang erhielt die ganze Mannſchaft alle zwei Stunden eine Ration Grog (Branntwein mit Zucker), um ſich von den ausgeſtandenen Mühſeligkeiten zu erholen. Bald war alles Uebel vergeſſen und der Kameraden, die im Waſſer ihr kühles Grab gefunden, gedachte ſchon nach einer Woche kein Menſch mehr. — So iſt das Seemannsleben!

Der Aufenthalt im Hafen in New-York iſt für Seeleute immer der angenehmſte. Ein leichter Dienſt und alle acht Tage einmal Urlaub! Was will der Matroſe mehr? Nur Schade, daß ein ſolcher Aufenthalt ſelten lange dauert; doch wiſſen die Meiſten die Zeit ſo zu benützen, daß ſie ihr Geld in ein paar Wochen ſo gut loswerden, als ein ſolider, zurück-

gezogener Mensch in einem Jahre. — Am 18. Dezbr. 1852 erhielt die Columbia Befehl, abermals nach Westindien und Südamerika unter Segel zu gehen. Die Kälte war damals ungewöhnlich groß und die See gieng sehr hoch. Matrosen und Soldaten hatten einen schweren Dienst und gar Mancher lief Gefahr, in's Meer geschleudert zu werden, weil ihm seine erstarrten Finger den Dienst versagten. Hierauf nahmen aber die Offiziere keine Rücksicht, sondern der Dienst mußte gerade so kamaschenmäßig besorgt werden, wie beim schönsten Julwetter. Was liegt den amerikanischen Schiffs- und Marine-Offizieren an dem Leben ihrer Mannschaft!

Nach drei Tagen erreichte das Schiff den Golfstrom und — was doch drei Tage Fahrt auf hoher See für eine Aenderung der Temperatur hervorbringen können! Hier wurde es plötzlich so warm, daß man nicht wohl mehr anders, als in Hemdärmeln auf dem Deck sein konnte. Eine Frühlingsluft wehte, und je näher man gegen Cuba hinkam, athmete der Golfstrom eine Atmosphäre aus, die sonst nur in heißen Ländern getroffen wird. Woher kommt diese merkwürdige Erscheinung? Woher diese ganze Strömung? Ist es wahr, daß der Druck der Mississippiwasser, wenn sie sich in den mexicanischen Meerbusen ergießen, so stark ist, daß dadurch diese viele tausend Meilen lange und gegen dreißig Meilen breite Strömung erzeugt wird, die im mexicanischen Meerbusen beginnt und sich an der Küste Englands und Norddeutschlands verliert? Oder sind unterirdische Vulcane die unbekannte Ursache? — Doch, was es auch sei, warm ist's das ganze Jahr im Golfstrom und Winters wie Sommers entladen sich hier Gewitter mit Donner und Blitz, die nicht mehr verschwinden wollen, weil die Wolken

nicht über die Strömung hinüberkommen. Die See geht daher hier immer etwas hoch und jeder Seefahrer iſt froh, wenn er dieß Waſſer auf dem Rücken hat. Doppelt froh durfte aber die Mannſchaft der Columbia ſein, denn der plötzliche Temperaturwechſel von eiſiger Kälte in tropiſche Wärme hatte den nachtheiligſten Einfluß auf die Geſundheit. Es dauerte daher nicht lange an, ſo brach das gelbe Fieber auf dem Schiffe aus. Das iſt ein böſer Geſellſchafter, dieſer Yellow Jack, wie der Matroſe ſcherzweiſe das gelbe Fieber nennt. Aber nicht genug damit, ſondern es ſanken ſich auch noch die Decken ein und kaum ein Drittheil der Mannſchaft blieb von der Anſteckung verſchont. Die Columbia wurde nun Ein großes Lazareth. Die Marinefeldtaten, die geſund blieben, mußten dem Schiffsarzt in der Bedienung und Verpflegung der Kranken beiſtehen, weil die wenigen Matroſen, die nicht angeſteckt waren, genug zu thun hatten, um den Schiffsdienſt zu verſehen. Der Opfer, welche dieſe beiden Krankheiten forderten, waren ſehr viele und einmal an Einem Tage warf man dreiundzwanzig Mann in's Waſſer! Man macht nämlich auf der See nur gar kurzen Prozeß mit den Todten. So bald Einer geſtorben iſt, oder ſo bald man es wenigſtens glaubt, läßt man ihn keine Stunde mehr liegen, ſondern man bindet ihn an ein Brett oder Scheit Holz, befeſtigt eine Kugel oder einen Stein oder ein ſchweres Stück Steinkohle an ſeine Füße und wirft ihn über Bord. Die Kugel iſt nur deßwegen da, daß der Körper gleich unterſinkt; ſonſt, wenn man dieß unterläßt, ſchwimmt die Leiche dem Schiffe nach, wegen der Strömung, die dieſes verurſacht, und iſt für die Matroſen ein Gegenſtand der Furcht und der übelſten Vorbedeutung. — Wer einen Ekel faßte, durfte über

seyn, angesteckt zu werden, und so machte die Krankheit täglich reißende Fortschritte. Auch die Offiziere ließ sie nicht unverschont und besonders der Marinelieutenant lag schwer darnieder. William Mour mit einigen Andern warteten ihm ab, und da sie Tag und Nacht bei der Hand waren, so brachten sie ihn richtig wieder auf die Beine, obgleich nachher Jeder von ihnen den Tag und die Stunde verfluchte, die sie ihm gewidmet hatten. Endlich nach vier Wochen ließ die Krankheit nach, nachdem im Ganzen 39 Matrosen, 1 Marinesoldaten und 6 Offiziere ihr zum Opfer gefallen und in's Meer geworfen worden waren.

Inzwischen war das Schiff schon längst, nämlich am 2. Januar, vor dem Hafen von Sanct Thomas angekommen, durfte aber nicht einlaufen, sondern mußte Quarantäne halten. Doch erhielt man vom Ufer frische Gemüse und Früchte, und das trug wohl am meisten dazu bei, die Krankheit zu lindern, obgleich der Schiffsdoktor, ein Mittelding zwischen einem Apothecker, Chirurgen und Quacksalber, wie fast alle amerikanischen Schiffs-Aerzte, diese Ehre für sich in Anspruch nahm. — Nachdem die Quarantäne vier Wochen angedauert, wurde das Schiff für gesund erklärt und durfte in den Hafen hinein. Das war die erste westindische Insel, die William sah, und sie ist nicht die schönste von diesen Eilanden. So bekam er einen Begriff davon, wie herrlich es auf den andern seyn mußte, da ihm schon diese als ein Paradies vorkam! — St. Thomas ist eine dänische Besitzung. Die Hauptstadt, die auch so heißt, ist auf drei Hügeln erbaut und gewährt von der Seeseite aus einen prachtvollen Anblick. Sie ist der Sitz des dänischen Gouvernours und stark befestigt. Im Hafen

liegen ſtets eine Menge Schiffe aller Nationen, denn der Handel iſt bedeutend. Die dominirende Bevölkerung beſteht aus Dänen, Deutſchen, Franzoſen, Engländern, Amerikanern und beſonders auch aus Creolen, d. i. aus den Abkömmlingen der Spanier, die ſich unvermiſcht erhalten haben. Der dienende und arbeitende Theil der Bevölkerung aber iſt ein Miſchmaſch von freien Negern, Indianern, Mulatten, Meſtizen, Quadronen und wie dieſe verderbenen Miſchlinge aus ſpaniſchem, indianiſchem und afrikaniſchem Blute ſonſt noch heißen mögen. Es iſt ein trauriges Menſchengeſchlecht, träg, wollüſtig, feig, hinterliſtig, ein wahres Geſindel, das nur unter der Zuchtruthe der Sclaverei ſeine menſchliche Nützlichkeit bewährt, in der Ungebundenheit eines freien Zuſtandes aber nicht werth iſt, von Gottes Sonne beſchienen zu werden! In hundert Jahren wird man wenig von dieſer Species mehr ſehen, wenn einmal die angelſächſiſche Race hier die Oberherrſchaft führt.

Von Sanct Thomas gieng die Fahrt nach Sante-Cruz. Das war eine freudige Fahrt für William Moor, denn auf Sante-Cruz befand ſich ja der Däne mit ſeiner Schweſter, denen er vor faſt einem Jahre in Penſacola das Leben gerettet hatte! — Auch dieſe Inſel iſt däniſch, d. h. von den Spaniern an Dänemark abgetreten worden. Die Hauptſtadt Chriſtianſtadt liegt etwa 20 Meilen weit im Lande; der Landungsplatz für die Schiffe aber heißt Friedrichsſtadt und iſt ein nicht allzu ausgedehnter Seehafen mit einem kleinen Fort. Die Inſel produzirt alles, was in Weſtindien erzeugt wird: Zucker, Kaffee, Reis, Baumwolle u. ſ. w. Nur Schade, daß es an Arbeitskräften fehlt; denn auch hier iſt die Sclaverei aufgehoben und der freie Neger iſt ſo wenig

zur Arbeit zu bringen, als die Negerin zu einem gesitteten Lebenswandel. Im Gegentheil, die schwarze Race ist eine wahre Landplage geworden! Die Natur erzeugt hier nämlich so außerordentlich viele Früchte, ohne daß des Menschen Fleiß etwas hinzuthut, daß Hunderte das ganze Jahr durch leben, fast ohne eine Hand oder einen Fuß zu rühren. Darum hausen auch Nigger und Mulatten Dutzendweise auf dem freien Felde, in den Büschen und Wäldern, und machen die Gegend wenigstens für Frauenzimmer unsicher, weil sie ihren thierischen Begierden kein Ziel und Maaß setzen können, und daher nicht selten weiße Mädchen oder Frauen angreifen, wenn sie es ungestraft thun zu können vermeinen.

Sobald die Columbia Anker geworfen hatte, giengen etliche der Offiziere auf einige Wochen an's Land, worunter auch der Marinelieutenant. Die Fregatte sollte nämlich über einen Monat hier liegen bleiben, um der krank gewesenen Mannschaft in diesem herrlichen Klima Gelegenheit zu geben, sich zu erholen, und natürlich war diese Anordnung für die Offiziere von noch bei weitem mehr Nutzen, als für die Soldaten und Matrosen. Doch wollte es der Zufall, daß die Reihe des Urlaubs schon in den ersten paar Tagen an William Meur kam und — die achtundvierzig Stunden hätte er sich um kein Geld abkaufen lassen!

Es war ein prachtvoller Morgen, als William mit fünf Kameraden dem Innern der Insel zuritt. Sie mochten sich in der ganz von Niggern bewohnten Friedrichsstadt nicht länger aufhalten, als bis sie sich mit Miethpferden versehen und nach dem Wege erkundigt hatten. Die Straße führte durch ein herrliches Thal, das links und rechts von prachtvollen Zucker-

plantagen begränzt war. An der Gränze dieses Thales sollte die Pflanzung des Dänen liegen, und William und seine Gefährten wollten, wenn sie von der Gastfreundschaft ihres Besitzers Gebrauch gemacht, auf einem andern Wege wieder nach ihrem Schiffe zurückreiten. Mittags machten sie an einer Verandah Halt, deren Besitzer, ein Mulatte, eine offene Wirthschaft hielt. Hinter der Verandah erhob sich ein schmaler Bergrücken, der ganz mit Gesträuch und Platanen bewachsen zu einem höheren Gebirge hinführte, das in der Ferne sichtbar war. Schon waren sie, nach einem Aufenthalt von ein paar Stunden und nachdem die ärgste Mittagshitze vorüber war, im Begriffe, wieder aufzubrechen, als plötzlich etlichenundzwanzig Kerle aus dem Gebüsch heraus und in die Verandah stürzten. Es waren lauter Nigger und Mulatten und offenbar mit dem Besitzer der Wirthschaft gut bekannt. Ihr Anzug, wenn man die paar Fetzen, die sie um die Lenden trugen, einen solchen nennen konnte, war in großer Unordnung und hieng halb zerrissen an ihnen herab. Auch bluteten sie an mehreren Stellen. Offenbar hatten sie einen weiten Weg durch Gestrüpp und Busch zurückgelegt, und befanden sich allem Anschein nach auf wilder Flucht. Sie warfen scheue und giftige Blicke auf die Amerikaner, und gesticulirten und haranguirten dann mit dem Wirthe. Wahrscheinlich war ihnen die Gegenwart William's und seiner Gefährten unangenehm; der Wirth schien sie aber zu beruhigen, denn ihre drohenden Geberden ließen nach. Sie ließen sich nun Essen und Trinken gut schmecken, hielten drauf eine lange und heftige Unterredung mit einander, aber in einem Kauderwelsch, von dem William und seine Kameraden kein Wort verstanden, denn die Neger Westindiens sprechen

eine Sprache, die aus Spaniſchem, Engliſchem und ihrer Mutterſprache gemiſcht iſt. Gleich darauf verließen ſie das Gehöft in eben ſo großer Eile, als ſie gekommen waren, jedoch nicht in derſelbigen Richtung.

William und ſeine Gefährten verhielten ſich während dieſes Beſuchs ganz ruhig, doch griffen ſie nach ihren Meſſern, welche Seeleute ſtets bei ſich tragen; denn einige der wilden Geſellen, die hier durchpaſſirten, waren mit Flinten bewaffnet und man konnte nicht wiſſen, weſſen man ſich von ihnen zu verſehen habe. Ueberdieß hatten die Seeleute ſchon in Friedrichsſtadt gehört, daß eine Bande Mulatten, die ſich ſchwerer Verbrechen ſchuldig gemacht hatten, in die Büſche und Gebirge der Inſel geflohen ſeyen und von einem Detachement Regierungstruppen dahin verfolgt würden. Wäre es demnach nicht möglich, daß die Burſche, welche ſich in der Verandah gezeigt, auch zu dieſer Bande gehörten? So war natürlich Vorſicht am Platze, um ſo mehr, als der Beſitzer der Verandah, der etwas gebrochen engliſch ſprach, durchaus keine Auskunft über die Strolche geben zu können vorgab. — Gegen Abend machten ſich die Amerikaner wieder auf den Weg. Die Sonne war im Scheiden und ihre Strahlen verbreiteten nicht mehr die Glühhitze, wie am Mittag, wo ſie, faſt ſenkrecht herabfallend, durch Mark und Bein drangen. Nach einem Ritt von einigen Stunden mußten ſie die Pflanzung des Dänen erreichen.

Unter heiteren Geſprächen eilten ſie vorwärts. Sie konnten jetzt nicht mehr weit von dem Ziel ihrer Reiſe entfernt ſeyn. Plötzlich ſahen ſie eine Rauchſäule vor ihnen aufſteigen, die ſich von Minute zu Minute vergrößerte. Sie ſpornten ihre Thiere vorwärts, und überzeugten ſich bald, daß es ein großes

Gebäude war, welches lichterloh brannte. Bald wurde es lebendig vor ihnen. Eine Menge Menschen eilten von benachbarten Pflanzungen dem Brandplatze zu und das Geschrei der Dahineilenden durchtönte die Luft. Trotz allem dem breitete sich das Feuer immer mehr aus.

„Bei Gott," rief auf einmal William, „das muß die Plantage des Dänen sein, denn gerade so ist mir ihre Lage beschrieben worden."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so brach eine Rotte Mulatten aus einer hohen Kaffeepflanzung am Wege hervor, sprang über die Straße und verschwand in der Pflanzung auf der andern Seite. Es wäre dies den Soldaten vielleicht nicht aufgefallen, wenn es nicht an sich schon sonderbar erschien, daß die sich vom Schauplatz des Feuers entfernten, während doch alle andere Leute demselben zuströmten. Auch sahen sie deutlich, trotz der Schnelligkeit, mit der der Trupp kam und verschwand, daß ihrer Zwei ein menschliches Wesen trugen, das in ein weißes Gewand gehüllt und offenbar bewußtlos war.

„Was ist das?" rief William und eben so plötzlich rief einer seiner Gefährten: „Das sind dieselben Kerle, denen wir heute Mittag begegneten!"

Es war ihnen nun sogleich klar, daß hier irgend ein Spitzbubenstreich vorliege und schnell, wie der Gedanke, war auch der Entschluß. William sprang vom Pferde, ebenso seine Kameraden. Pferde konnten ihnen nichts helfen, wenn sie den schwarzen Gesellen durch die Pflanzungen folgen wollten.

„Wir werden sie schon wieder finden," sagte William, auf die Pferde deutend, „denn die Insel ist ja klein genug. Aber nun auf sie, die Schurken von Niggern!"

Die Hetzjagd begann, und wer weiß, zu weſſen Gunſten ſie geendigt hätte, wenn nicht die Weißen den Vortheil gehabt hätten, daß ſie nicht ermüdet waren. Auch hinderte die Bürde, welche die Nigger trugen, ſie offenbar am ſchnellen Springen.

„Hurrah! Drauf! Wir haben ſie!“ ſchrie William, als ſie nahe genug kamen, um die Geſtalten der Verfolgten zu unterſcheiden, in welchen ſie in der That die Mulatten von heute Mittag wieder erkannten. Dieſe jedoch, als ſie ſahen, daß ein Entkommen unmöglich ſey, ſtellten ſich und ſchoſſen, als die Weißen nahe genug waren, ihre Gewehre auf ſie ab. Ein Glück, daß die Nigger ſchlecht ſchießen, ſonſt hätte die Wirkung tödtlich ſeyn müſſen! So aber war ein Streifſchuß in den Arm, den William empfieng, die einzige Folge. Nun folgte ein heftiger Kampf, der jedoch in wenigen Minuten entſchieden war, denn die Weißen brauchten ihre Meſſer ſo trefflich, daß im Nu fünf oder ſechs der Strolche auf dem Boden lagen, um nicht mehr aufzuſtehen. Wie das die Uebrigen ſahen, warfen ſie Alles weg, was ſie im Fliehen hindern konnte, und eilten ſo ſchnell davon, daß an ein Einholen nicht mehr zu denken war. William und ſeine Gefährten dachten auch wirklich nicht mehr daran, denn zu ihrem Erſtaunen fanden ſie, daß die weiße Geſtalt, welche von den farbigen Schuften fortgeſchleppt worden war, ein weibliches Weſen ſey, das in tiefer Ohnmacht lag. Es war ein junges, ſchönes Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren mit faſt blendend weißer Geſichtsfarbe, und alſo offenbar keine Eingeborne, wie dieß auch ſchon daraus hervorgieng, daß ſie blonde Haare und blaue Augen hatte.

„Die Schurken haben ſie ermordet!“ rief einer der Marine-

ſoldaten. Aber dem war nicht ſo. Es war vielmehr, wie ſich bald herausſtellte, ein anderes Verbrechen beabſichtigt worden, das die amerikaniſchen Mariners zum Glück verhinderten; denn es gehört nicht unter die Seltenheiten, daß auf den weſtindiſchen Inſeln weiße Jungfrauen von den faſt wild in den Gebüſchen lebenden Negern geraubt werden, um ſie ihren thieriſchen Gelüſten zu opfern, und zugleich damit Rache an ihren Peinigern, als welche ſie die Weißen ohne Ausnahme betrachten, zu nehmen. — Zum Glück hatte einer der Kameraden Williams ein kleines Feldfläſchchen mit Rhum bei ſich. Damit ſtellten ſie bei dem Mädchen Belebungsverſuche an, indem ſie ihr Stirne und Mund damit anfeuchteten. Bald zeigte ſich der Erfolg, denn plötzlich ſchlug ſie die Augen auf und fragte mit ſchwacher Stimme, aber auf Deutſch: „Wo bin ich?“

Wie freute ſich William, als er hier auf weſtindiſchem Boden, viele tauſend Meilen vom Vaterlande entfernt, die heimiſchen Töne hörte! — Die junge Dame kam nun ſchnell vollends zu ſich und William beeilte ſich, ſie völlig zu beruhigen. Bald fühlte ſie ſich ſo ſtark, daß ſie, von zweien ihrer Erretter geführt, vorwärts ſchreiten konnte. Sie brauchten jedoch nicht weit zu gehen, denn im nächſten Moment ſchon kam andere Hülfe.

Auf der Plantage war man nämlich, mitten unter den Bemühungen, des Feuers Herr zu werden, des Mädchenraubs gewahr geworden, und alſobald begann man auch die Verfolgung. Einige Hunde, die man veranſandte, führten auf die richtige Spur. Bald entdeckten die Suchenden das junge Mädchen in den Händen der amerikaniſchen Marinesoldaten, und der Jubel über dieſes glückliche Ereigniß war außerordentlich.

„Meine liebe theure Anna,“ rief ein Herr, in welchem William zu seiner großen Freude, wie auch Verwunderung, alsbald den Dänen erkannte, „so bist du wirklich gerettet? Und kein Leid ist dir geschehen?“

Dabei schloß sie der Bruder in die Arme, sah aber im nächsten Augenblicke, daß ihr weißes Gewand voll Blut war.

„Um Gott, du bist verwundet!“ schrie er und machte sich daran, die Wunde zu suchen. Es war aber keine Wunde da, sondern das Blut kam von William, dessen Arm heftig blutete. Jetzt erst erkannte ihn der Däne. „William,“ rief er, „Ihr seyd hier? Ist es Wirklichkeit oder ein Traum? Und Ihr habt meine Schwester errettet? Das erste Mal erhieltet Ihr ihr das Leben und nunmehr ein noch größeres Gut, ihre Ehre!“ Dabei schloß er den jungen Mann in seine Arme, als wenn es ein Bruder wäre, und die schöne Anna ergriff William's Hand und drückte sie an ihre Brust und — sie wollte ihm danken, aber sie fand keine Worte, denn Thränen erstickten ihre Stimme. Jetzt erst erfuhr sie, daß derjenige, welcher sie aus den Händen der Neger befreit, derselbe sey, der ihr auch in Pensacola das Leben gerettet habe!

Nun begab man sich auf die Plantage zurück, wo man inzwischen das Feuer gänzlich bemeistert hatte. Zum Glück stand noch der größte Theil des Wohnhauses, und nur einige Vorrathshäuser und die Zuckersiederei waren verbrannt. Das waren glückliche Tage, die jetzt kamen, die glücklichsten vielleicht, die William je erlebte! Seine Wunde ward verbunden und seine Pflegerin war die schöne Schwester des Plantagebesitzers. Dieser hatte sich nämlich gleich in der Frühe am nächsten Tage selbst auf den Weg nach Friedrichsstadt gemacht, und, nachdem er

dem Commodore den ganzen Sachverhalt auseinandergesetzt, einen Urlaub für drei Wochen für William auszuwirken. So blieb dieser auf der Pflanzung, so lange das Schiff im Hafen lag, seine fünf Kameraden aber traten am dritten Tage reich beschenkt den Rückweg nach der Columbia an, nicht ohne sich vorgenommen zu haben, den Mulatten, der die Verandah hielt, tüchtig abzukarpatschen, was sie auch pünktlich ausführten.

Wie diese drei Wochen herumgingen, das konnte William selbst nachher nicht mehr angeben. Es erschien ihm später Alles mehr wie ein Traum, denn wie wirkliches Leben. — Seine Wunde war natürlich bald geheilt und so machte Anna seine Führerin auf der Plantage herum; der Bruder aber hatte lange Unterredungen mit ihm, ob es nicht möglich sey, von dem Geist- und Körper-tödtenden Marinedienst loszukommen. Doch so viel sie auch darüber sprachen, so fanden sie bald aus, daß es nur Ein Mittel gebe, nämlich Desertion, und dazu wollte William nur im äußersten Nothfalle greifen. Natürlich erfuhr nun der Däne alle früheren Verhältnisse William's, und darum nahm er auch keinen Anstand, denselben mit seiner Schwester umgehen zu lassen, als stünden sie auf einer und derselben Stufe des Lebens. So verging diesen die Zeit, als wäre sie nur ein Moment gewesen. Die einzige Störung, die hie und da vorkam und sie an die Wirklichkeit erinnerte, bestand darin, daß der Marinelieutenant, der auf einer benachbarten Plantage seiner Gesundheit pflegte, oft und viel einen Besuch bei dem Dänen abstattete. Offenbar war aber weniger der Bruder als die Schwester der Anziehungspunkt, und er ließ sich dieß auch deutlich genug dadurch merken, daß er den

William, ſo oft er ihn ſah, als gemeinen Marineſoldaten behandelte und aus dem Zimmer ſandte. Wenn er aber glaubte, dadurch ſeinen Zwecken näher zu kommen, ſo irrte er ſich gewaltig; denn die ſchöne Anna entfernte ſich von jetzt an unter irgend einem Vorwande ſtets aus der Geſellſchaft, ſo oft er kam, und William ließ ſich in ſeiner Gegenwart gar nicht mehr ſehen. Darüber ſagte nun zwar der Lieutenant kein Wort; aber daß ſeine Gefühle gegen William nicht die freundſchaftlichſten waren, kann man ſich denken. Jedenfalls hatte er die Zeit ſchon ganz vergeſſen, wo William ſeiner, während der Gelbefiebertage, abgewartet hatte.

Am 18. April 1853 mußte William an Bord der Colombia ſeyn. Anna konnte die Thränen nicht ganz unterdrücken, als ihr Lebensretter von ihr Abſchied nahm. Wohl wurde kein Wort von Liebe zwiſchen ihnen gewechſelt, aber wenn ſie die Liebe auch nicht im Munde führten, ſo ſaß ſie ihnen deſto tiefer im Herzen. Das konnte auch ein Blinder merken, und — ſolch ein Abſchied thut weh.

Am 20. April gieng's unter Segel. Das nächſte Ziel war St. Martinique. Es iſt dieß eine andere Inſel von Weſtindien und vielleicht die ſchönſte und reichſte von Allen. Hier herrſcht ewiger Frühling und die Natur erzeugt Alles, nach was das Herz begehrt: Zucker, Kaffee, Wein, Tabak, Reis, kurz alle Früchte des Südens, wie die der gemäßigten Zone. Die Erziebigkeit des Bodens iſt ungeheuer, und nirgends in der Welt kann man reizendere und lieblichere Gegenden ſehen, als hier. Die Inſel gehört zu Frankreich und es herrſcht daher auch franzöſiſche Sitte: franzöſiſcher Leichtſinn, wie franzöſiſche Höflichkeit. Hier ſieht man die ſchönſten Weiber der

Welt, denn ſind die Creolinnen (die von reinem ſpaniſchen Blute abſtammenden, aber eingebornen Frauen) in ganz Weſtindien ein prachtvoller Menſchenſchlag, ſo ſind ſie in St. Martinique gottvoll, weil ſie mit ihrer angebornen Urwüchſigkeit des Körpers und Regelmäßigkeit der Züge auch noch die Grazie und Lebhaftigkeit der Franzöſinnen verbinden. Von allem dem bemerkte freilich William Mour wenig oder nichts, denn ihm ſteckte eine Andere im Kopfe; aber daß dem ſo iſt, das hat ſchon der Kaiſer Napoleon erfahren, der alte Kaiſer nämlich, der Soldatenkaiſer, denn die Inſel St Martinique iſt der Geburtsort der Kaiſerin Joſephine, und noch jetzt zeigt man den Fremden das Haus in der Stadt St. Pierre, wo ſie das Licht der Welt erblickte. — St. Pierre iſt die Hauptſtadt der Inſel und der Sitz des Gouverneurs. Sie zählt über 30,000 Einwohner und iſt reich an Veranſtaltungen für den Seefahrer und Reiſenden.

Am 1. May kam ein Regierungsdampfer mit dem amerikaniſchen Geſandten von Buenos Ayres, den die Columbia an ſeinen Beſtimmungsort zu bringen hatte. Den andern Tag fand eine große Feſtlichkeit ſtatt, denn der Geſandte gab der Nobleſſe von St. Pierre einen großen Ball an Bord des Schiffes. Da nun aber außer dem Geſandten und zwei Offizieren kein Menſch unter der ganzen Mannſchaft franzöſiſch verſtand, den William Mour ausgenommen, ſo mußte dieſer den Dollmetſcher machen und den vornehmen Gäſten, beſonders dem geſammten Offizierkorps von St. Pierre, alle Merkwürdigkeiten des amerikaniſchen Kriegsſchiffes weiſen. Hier zeigte ſich der große Gegenſatz in dem Ausſehen eines franzöſiſchen Offiziers und eines amerikaniſchen! Dort ein martialiſcher Blick und ein kriegeriſcher Schnurrwichs, hier ein aſchfarbenes, bartloſes Milchſuppengeſicht! Was für

einen Gegensatz mochte erst das Herz und die Gesinnung bilden! — Den Tag darauf gieng's nach **Buenos Ayres unter Segel.** Das war eine langweilige Fahrt, ohne Abwechslung, ohne Leben, ohne Abenteuer! Drei Wochen lang lag das Schiff still unter dem Aequator. Kein Lüftchen wehte, wie gar oft und viel in dieser Weltgegend, wo Tag und Nacht gleich sind, und die Sonnenstrahlen senkrecht herabfallen. Dagegen war eine Hitze, daß man es bei Tag fast unmöglich auf dem Verdecke aushalten konnte. Das Pech und Harz, mit dem die Masten und so viele andere Theile des Schiffs überzogen waren, wurde flüssig und das Blut verdünnte sich in den Adern fast zu Wasser. Und dazu noch die Nahrung! Den ganzen Tag nichts als gesalzenen Speck oder eingepökeltes Rindfleisch! Dazu Erbsen, die kaum gekocht waren, oder Bohnen von der gleichen Qualität! Das Wasser, längst verdorben und fast stinkend geworden! Der Kaffee ohne Zucker und nach dem stinkenden Wasser riechend! Das war ein Leben! — Wie aber die Nahrung, so war auch die Behandlung von Seiten der Offiziere. Die Soldaten und Matrosen waren von der erbärmlichen, in diesem Himmelsstriche kaum zu genießenden Kost, wie von der glühenden Hitze fast gelähmt, dennoch aber wurde ihnen keine Ruhe gegönnt. Es gab eigentlich nichts zu thun, denn das Schiff lag wie festgenagelt, aber man machte ihnen zu thun. Besonders der Marineleutenant war in dieser Beziehung erfinderisch, und liebte es, absichtlich über die Mittagszeit seine Leute durch Exercitien halb zum Wahnsinn zu bringen. Die Offiziere der gesammten amerikanischen Marine zeichnen sich durch ihre Rohheit und Brutalität gegen ihre Untergebenen aus; aber die Offiziere der Columbia wollten offenbar, wenigstens zum Theil, die Ersten in diesem Wettkampfe

seyn, deßwegen hatten sie auch auf ihren großen Ferngläsern das Motto eingegraben: „What is the poor man for? For to work the rich.“ Zu deutsch: „Für was ist der arme Mann auf der Welt?“ Antwort: „um für den Reichen zu arbeiten.“ Nach diesem Grundsatze handelten sie und die Folge war, daß die Matrosen und Soldaten der Columbia nicht viel besser daran waren, als die Hunde in der Türkei. — Sonst auf den Schiffen anderer Nationen finden gewisse Festlichkeiten statt, wenn man die Linie passirt. Der Obersteuermann verkleidet sich in den Gott Neptun und taucht, mit Beihülfe einiger Matrosen als Unterteufel, alle diejenigen, welche noch nie früher die Linie passirten. Diese „Grünlinge“ müssen sich dann durch reichliche Trinkgelder und starke Portionen Grog loskaufen und — der Kapitän, wenn er zum ersten Mal unter den Aequator kommt, wird eben so wenig verschont, als der gemeine Matrose. Solcherlei Festlichkeiten bringen doch wenigstens einige Abwechslung in die Oede des Seelebens, besonders bei Windstille; allein — auf der Columbia fand Nichts derart statt und auf den meisten amerikanischen Schiffen wird es gerade ebenso gehalten. Die Amerikaner sind zu trocken für derlei Späße. Es fehlt ihnen der Humor dazu! Da sind die Riemen der Engländer aus einem ganz andern Lederwerk geschnitten!

Nach acht Monaten, während deren kein einziger Mann der Columbia, die Offiziere ausgenommen, an's Land gekommen war — denn auch in Buenos Ayres ward den Soldaten und Matrosen kein Urlaub gegeben —, fuhr das Schiff wieder in den Hafen von Friedrichsstadt auf Sante-Cruz ein. Das war ein Wonnetag für William Meur! Aber er freute sich vergebens. Er konnte trotz allen Bittens keine Stunde Urlaub

bekommen! So eine Vergünſtigung hängt ja blos von dem Belieben des Lieutenants ab, und dem beliebte es, ſeine Leute zu cujoniren! Das Briefſchreiben aber konnte man ihm nicht verbieten und ebenſo wenig das, daß ihn der Däne auf dem Schiff ſelbſt aufſuchte. Ja ſogar eine weitere Gunſt gewährte ihm ſein Glücksſtern; denn trotz aller Gehäſſigkeiten des Marinelieutenants, fanden die Anna und der William Gelegenheit, ſich zu ſehen und die Hand zu drücken.

Es lag nämlich damals ein großes däniſches Kriegsſchiff im Hafen, und wie es ſo Sitte iſt, gab das däniſche Offizierscorps dem amerikaniſchen einen Ball. Hiezu wurden das Verdeck und die Gajüten des däniſchen Schiffes herzgerichtet, und — damit es nicht an Damen fehle, mußte man natürlich alle die reichen Kaufleute und Plantagenbeſitzer der Inſel mit ihren Frauen und Töchtern einladen. Aber wer ſollte nun bei dem Feſteſſen und den andern Ceremonien den Dollmetſcher machen? Auch die aufwartenden Perſonen mußten doch ſolche ſeyn, die von beiden Parteien verſtanden werden konnten! So las man denn die Matroſen und Soldaten heraus, die außer dem Engliſchen auch noch das Franzöſiſche und Deutſche verſtanden, welches Letztere alle gebildeten Dänen faſt ſo gut ſprechen, wie ihre Mutterſprache. Der Erſte aber, der ausgeleſen wurde, war William Meur. Sein Lieutenant wollte ihn dadurch demüthigen, daß er vor Anna und ihrem Bruder als ein untergeordneter Diener erſchien! Denn, ſo viel war dem Herrn Offizier längſt klar geworden, daß William bei der ſchönen Anna einen ſtarken Stein im Brette hatte, der doch erſt beſeitigt werden mußte, wenn er, der Lieutenant, mit ſeiner Werbung bei dem reichen Fräulein durchdringen wollte.

Der Ball fand wirklich ſtatt und war eines der prächtigſten Feſte, das William auf ſeinen weiten Reiſen je geſehen hatte. Das Schiff war herrlich decorirt mit Fahnen und Wimpeln. Die Kanonen und Wurfgeſchoſſe waren ſo aufgeſtellt, daß ſie nicht Waffen, ſondern Kriegstrophäen vorſtellten, und aus den Flintenläufen und Piſtolen hatte man Bouquete und Guirlanden formirt. Im Speiſe- und Tanzſaal war Allem aufgeboten, um Glanz und Genuß zu vereinen, denn die Dänen ſind keine Knicker und Hungerleider, wie die Herrn Amerikaner in den meiſten Fällen. Nimmt man dann noch die Beleuchtung des Schiffes inmitten der See und eine Stern-Nacht, wie ſie nur in Weſtindien zu Hauſe iſt, hinzu, ſo machte das einen Eindruck, daß man glauben mußte, ſtatt auf der Mutter Erde im Feenreich ſich zu befinden. — Anna mit ihrem Bruder waren natürlich unter den Geladenen; es ging aber doch nicht, wie der Lieutenant es vermuthet hatte. Denn nicht nur wandte ſich der Däne ganz ungenirt an William und ſprach mit ihm, als ob er ſeines Gleichen wäre, ſondern auch die Anna grüßte ihn, gab ihm die Hand und ließ ſogar ein kleines Zettelchen in der ſeinigen zurück, als Antwort auf den Brief, den ihr William vom Schiffe aus geſchrieben. In dieſer Nacht hätte William nicht mit ſeinem Lieutenant, ja nicht einmal mit dem Präſidenten der Vereinigten Staaten getauſcht, denn wenn auch nichts in dem Briefchen ſtand, oder wenigſtens ſo viel als gar Nichts, ſo waren die paar Zeilen doch von ihrer Hand, und die erſten Zeilen von ihrer Hand! Etwas ſtand aber doch in dem Briefchen, nämlich das, daß ſie und ihr Bruder in der nächſten Zeit wieder auf Beſuch nach Nordamerika reiſen würden, und daß denn der Letztere Allem aufzubieten entſchloſſen wäre, um

die Freilaſſung des William aus dem Militärdienſte zu bewirken.

Den andern Morgen lag noch Alles in tiefem Schlafe, denn das Feſt hatte bis ſpät nach Mitternacht gedauert, da kam ein Regierungsdampfer mit Depeſchen an den Commodore von Waſhington aus, welche die Columbia Knall und Fall nach Havannah beorderten. Havannah iſt nämlich die Hauptſtadt von Cuba, der größten Inſel in Weſtindien und faſt das einzige Ueberbleibſel der unendlich großen Beſitzungen, welche früher Spanien in Amerika hatte. Natürlich hat nun das Mutterland Angſt, auch dieſen Reſt noch zu verlieren, und vielleicht nicht mit Unrecht, denn früher oder ſpäter nehmen die Amerikaner doch Beſitz davon, Europa mag gut dazu ſehen oder nicht. Aus dieſer Angſt aber entſtehen vielfache Reibungen zwiſchen Spanien und Nordamerika, welche wahrſcheinlich den Fall Cuba's nur noch beſchleunigen. So wäre es auch damals faſt zum Kampfe zwiſchen dieſen zwei Staaten gekommen, denn die Spanier hatten einen amerikaniſchen Poſtdampfer, Black Warrior, mit Beſchlag belegt unter dem Vorwand, derſelbe habe Waffen nach Havannah einſchmuggeln wollen, um die Unzufriedenen und Amerikaniſchgeſinnten auf der Inſel damit zu verſehen. Auch kam noch dazu, daß ein armer Teufel von Matroſe, der ſich dahin geäußert hatte: „er hoffe es noch zu erleben, das Sternenbanner (die Flagge der Vereinigten Staaten) auf dem Moro von Havannah wehen zu ſehen," von den Behörden gehenkt worden war. — Der erlebte dieſes nun natürlich nicht, aber Millionen Andere werden's erleben, ob's gleich damals noch glimpflich genug abgieng!

Die Ordre, nach Havannah unter Segel zu gehen, kam

ganz unerwartet; aber — das muß man den Amerikanern laſſen, prompt und entſchloſſen und gleich bei der Hand ſind ſie. Ein ſpaniſches Kriegsſchiff hätte in ſolch einem Falle wenigſtens zweimalvierundzwanzig Stunden gebraucht, um ſich fertig zu machen; bei der Columbia aber dauerte es kaum eine Stunde, ſo war ſie ſchon zur Abfahrt parat und fort ging's mit günſtigem Winde nach der Inſel Cuba. Am 6. April war die Columbia bereits auf der Rhede vor Havannah. Das iſt aber eine ſchlechte Einfahrt in den Hafen, für auswärtige Nationen nämlich und beſonders für eroberungsluſtige. Denn die Paſſage iſt ſo eng, daß nur ein Schiff nach dem andern in den Hafen kommen kann. Ja, dieſes ſogar muß ſich zuſammennehmen und gut ſteuern werden, um nicht zwei oder mehr Anläufe zur Einfahrt nehmen zu müſſen. Das zeigte ſich auch bei der Columbia; denn eine ſpaniſche Fregatte, die wenigſtens ſechs Seemeilen voraus war, und alſo natürlich eine gute Weile vorher in den Hafen hätte kommen ſollen, manövrirte mit ſolch' ſpaniſcher Grandezza, daß das amerikaniſche Kriegsſchiff mit vollen Segeln an dem Spanier vorbei und in den Hafen einfuhr. Das war ein Jubel unter den Matroſen der Columbia!

Die Stadt Havannah macht einen großartigen Eindruck, am meiſten aber imponirt der **Moro**, oder das Caſtell am Eingang in den Hafen. Das iſt nicht etwa ein gewöhnliches Fort, ſondern eine ſo großartige Feſtung, daß ſie mit 1800 Kanonen beſpickt iſt. Auch kann ſie in Kriegszeiten faſt 30,000 Mann Beſatzung beherbergen. Hätten die Engländer dieſen Moro im Beſitz, ſo käme wohl nie ein Schiff in den Hafen von Havannah, das ſie nicht d'rin haben wollten, ſondern eher würden ganze feindliche Flotten in den Grund gebohrt. Aber

Spanier und Engländer iſt ein Unterſchied. — Am 10. April übernahm der Commodore der Columbia den Befehl über das amerikaniſche Geſchwader, das ſich hier verſammelt hatte. Es waren ſechs Fregatten, drei Schaluppen und vier Kriegsdampfer. Die ſpaniſche Flotte zählte etwa fünfzehn Segel ohne die Dampfer. Dennoch aber, als der amerikaniſche Commodore nun ſeine Forderungen ſtellte, und, um dieſelben zu unterſtützen, die amerikaniſche Flotte ſich vor den Hafen gerade unter den Batterieen des More in Schlachtordnung aufſtellte, zogen es die ſpaniſchen Behörden vor, alle die Forderungen zu bewilligen, ſtatt einen Kampf zu wagen, obgleich alle Vortheile auf ihrer Seite waren. So ward denn kein Schuß abgefeuert und die amerikaniſchen Schiffe trennten ſich wieder vor der Einfahrt.

Die Columbia ſegelte jetzt nach Galveſton. Das iſt der Haupthafen von Texas, aber ein ſehr ungeſunder, denn die ganze Sommerszeit über herrſcht da das gelbe Fieber und macht es oft ganz unmöglich zu landen. Die Fahrt ging aber nicht ſo weit, denn auf der Höhe von Keywest, welches den Eingang in den Theil des mexikaniſchen Meerbuſens bildet, in welchem New-Orleans liegt, trat ein Ereigniß ein, das leicht auch für die Columbia hätte verderblich ſein können. Es herrſchte nämlich den ganzen Tag ein dichter Nebel vor, der ſich gegen Abend ſo ſehr verſtärkte, daß man kaum von einem Maſte zum andern ſehen konnte. Das iſt ein ſehr gefährlicher Umſtand für die Seefahrer und faſt noch gefährlicher, als der ärgſte Sturm. Da nun aber auf dieſer Höhe die Schifffahrt ſehr frequent iſt, weil die vielen Schiffe, welche von den Inſeln nach New-Orleans fahren, faſt alle da vorbeipaſſiren, ſo wurde die Lage des Schiffes

dadurch nur um so gefährlicher. Es fehlte natürlich nicht an Vorsichtsmaßregeln. Vorn am Bugspriet hängte man gelbe und rothe Laternen aus und eben so auf dem vorderen Maste. Von fünf Minuten zu fünf Minuten gab man ein Zeichen mit einer Trompete und auf der äußersten Spitze des Schiffs stand ein Matrose, der jedes etwa in den Lauf kommende Schiff anrufen mußte. Trotz allem dem aber fühlt sich ein Schiffskapitän in einem Sturm viel sicherer, als bei solch' einem dicken Nebel. Deßwegen war auch die ganze Mannschaft auf's Deck beordert, um gleich bei der Hand zu seyn, wenn ein Unglück passire. Zum Glück gieng die See nicht sehr hoch, sonst wäre das Ereigniß, das nun eintrat, noch viel schrecklicher ausgefallen.

Es war nämlich so ungefähr zehn Uhr Abends geworden, da schrie der Matrose vorn auf dem Bugspriet auf einmal: „Schiff ahoi!" Noch hatte er aber nicht ausgeschrieen, so erfolgte schon ein Krach, der die Columbia bis in ihre Grundfesten erbeben machte. Sie war nämlich mit einem andern Schiffe zusammengetroffen! Das war ein Moment der höchsten Gefahr, aber — Nichts geht über die Kaltblütigkeit eines tüchtigen Seemanns, und tüchtige Seemänner sind die Amerikaner meistens. In einem Augenblicke waren längs der Seite, wo der Zusammenstoß stattgefunden hatte, einige Dutzend Laternen ausgehängt und ebenso schnell waren die Boote des Schiffes im Wasser, um auf alle Fälle gerüstet zu seyn. Zu gleicher Zeit wurden die nöthigen Befehle gegeben, um zu untersuchen, ob das Schiff stark beschädigt sey, und fast noch in derselben Minute setzte sich der Kapitän mit dem des andern Schiffes durch's Sprachrohr in Verbindung.

„Wie heißt ihr?" war die erste Frage.

„Donna Luisa von Sante-Cruz mit Waaren und Paſſagieren nach New-Orleans," lautete die Antwort.

„Seyd ihr beſchädigt?" frug nun der Kapitän der Columbia weiter; aber ehe ihm noch der Befehlshaber der Donna Luisa antworten konnte, durchtönte ein furchtbarer Schrei die Luft. Man hatte nämlich auf der Donna Luisa die Entdeckung gemacht, daß nicht nur das Hintertheil des Schiffes weggeriſſen, ſondern auch unter dem Waſſerſpiegel ein großer Leck eingerannt war, durch den das Waſſer in Strömen eindrang. Nach wenigen Minuten befand ſich daher die kleine Barke in einem ſinkenden Zuſtande.

Wie es dem William Meur zu Muthe war, als er hörte, daß das dem Untergang geweihte Schiff von Sante-Cruz nach New-Orleans ſegle, kann man ſich eher denken, als es ausſprechen; denn ohne Zweifel befanden ſich Anna und ihr Bruder auf dieſem Schiffe, wenn er nämlich das Briefchen Anna's richtig verſtanden hatte. Allein zum Nachdenken gab's nunmehr keine Zeit, und noch viel weniger zum Jammern. In ſolchen Augenblicken hilft blos ſtummer, unbedingter Gehorſam von der einen und kalte ruhige Beſonnenheit von der andern Seite. Beides war auf der Columbia vorhanden. In einem Nu waren alle Boote des Schiffes bemannt und lagen ſchon unter der Leeſeite der Donna Luisa, ehe ihr creoliſcher Capitano nur Befehl ertheilt hatte, ſein Boot herabzulaſſen!

„Zuerſt die Weiber und Kinder gerettet und dann die männlichen Paſſagiere!" So lautete der Befehl und wurde ſtreng durchgeführt, obgleich ſich ein Theil der ſpaniſchen Matroſen des ſinkenden Schiffes mit Gewalt eines der Boote bemächtigen

wollte. In zehn Minuten waren die Paſſagiere und Weiber gerettet. Nun erſt kam die Reihe an die Matroſen und den Schiffskapitän und kaum waren die Boote von der Donna Luisa abgeſtoßen, als dieſe in einen großen Wirbel ſich drehte und in die Tiefe hinabſank.

So gieng nicht ein Menſchenleben verloren; aber weder von der Ladung der Barke, noch von den Paſſagiergütern wurde auch nur ein Stück gerettet. Doch das war das Wenigſte: war doch das Leben erhalten!

Wir haben dieſes Ereigniß nur ſo kurzweg erzählt, wie es ſich begab. Kommen ja doch ſolche Begegniſſe oft genug auf hoher See vor, und ſind ohne beſondere Bedeutung für's Allgemeine! Für William Meur dagegen war daſſelbe von entſcheidender Wirkung für's ganze Leben. Er hatte nämlich richtig geahndet, als er vermuthete, daß Anna mit ihrem Bruder auf dieſem Schiffe ſeyn werde. Als er daher mit einigen andern Seeſoldaten und Matroſen gleich nach dem Zuſammenſtoß auf die Donna Luisa hinüberbeordert wurde, um bei der Ueberſchiffung der Paſſagiere und beſonders der Weiber und Kinder thätig zu ſeyn und die Ordnung aufrecht zu erhalten, fand er, wie er in die Cajüte trat, ſich plötzlich dem geliebten Gegenſtande gegenüber. Es war keine Zeit zum langen Begrüßen und ſo nahm er, ohne ſich nur einen Augenblick zu beſinnen, das ſchöne Mädchen auf den Arm und trug es wie ein Kind auf das Verdeck und vom Verdeck hinunter in das Rettungsboot. Er ſprach kein Wort mit ihr, aber er drückte ſie an ſich, wie einen Schatz, und auch ſie klammerte ſich an ihn, wie die Rebe an den Baumſtamm. Ihre Herzen verſtanden ſich und Jedes that in dieſem feierlichen Momente

den Schwur, daß ſie einander für's Leben angehören wollten. Auch der Bruder, der unmittelbar hintendrein in das Boot ſprang, ſagte kein Wort; es war keine Zeit dazu; aber er drückte Williams Hand krampfhaft und in dieſem Händedruck lag Alles.

In der Zeit, als die Mannſchaft und die Paſſagiere der Donna Luisa gerettet wurden, war auch eine genaue Unterſuchung mit der Columbia vorgenommen worden, und es zeigte ſich, daß ein Theil des Bugſpriets abgebrochen und die Backbordſeite ſtark Noth gelitten hatte. So wurde es für unrathſam gefunden, den Weg nach Galveſton fortzuſetzen, ſondern im Gegentheil Befehl gegeben, zu wenden, um nach Norfolk hinaufzuſegeln. Dort ſollte das Schiff ausgebeſſert werden. Die Paſſagiere und die Mannſchaft der untergegangenen Barke brachte man unter, ſo gut es gieng, um ſie nachher in Norfolk an's Land zu ſetzen. Dem Dänen und ſeiner Schweſter war der Marinelieutenant ſo gefällig, ſeine Cajüte abzutreten und ſich einſtweilen bei einem Kameraden zu behelfen. Was da für ein Motiv zu Grunde lag, das konnte ſich Jeder an den Fingern abzählen; er brauchte nicht viel Grütze dazu! Uebrigens kam die Anna nur wenig auf das Verdeck und vermied allen Verkehr, wenn irgend möglich, mit den Offizieren, wie natürlich auch mit der Mannſchaft. So hatte auch William während der ganzen Fahrt, die aber nur etwa zehn Tage dauerte, keine Gelegenheit, ein Wort mit ihr zu ſprechen, ja ſie nur zu ſehen; allein deßhalb dankte er doch Gott alle Abende auf den Knieen, daß er ihn habe abermals zum Werkzeuge der Rettung Anna's erkoren. Einmal, gleich den andern Tag nach dem Untergang der Donna Luisa, ſuchte ihn der

Däne auf, gab ihm die Hand und ſagte: „Es iſt Gottes Wille, daß wir Brüder werden, ſonſt hätte er es nicht ſo wunderbar gefügt, daß wir auch dießmal wieder unſer Leben dir und deinen Kameraden verdanken. So geſchehe denn der Wille Gottes und er wird es ſchon ſo fügen, daß Alles ein glückliches Ende erreicht." — Die übrige Zeit der Fahrt aber hielt er ſich ferne, um dem William keine Ungelegenheit zu bereiten, da er ſah, daß der Marinelieutenant ſeine Augen überall hatte und dieſelben ſtets mit Haß und Ingrimm auf William ruhen ließ.

Anfangs Mai kam die Columbia in Norfolk an und gleich den Tag nach der Einfahrt wurde mit den nöthigen Reparaturen begonnen; denn es gab damals ziemlich ſtarke Verwicklungen zwiſchen einem Theil von Central-Amerika und den Vereinigten Staaten, und es war ſchon Befehl da, daß die Columbia, ſo bald ſie wieder ſeetüchtig ſey, nach Nicaragua abſegeln ſollte. Demgemäß war die ganze Mannſchaft in großer Thätigkeit und ſtark in Anſpruch genommen, erhielt daher auch wenig Erlaubniß, an's Land zu gehen. Auffallend aber war's doch, daß William Meur gar nie Urlaub bekam, da doch die Andern, wenn auch ſelten, doch hie und da ihrem Vergnügen nachgehen durften! Das konnte nur in der perſönlichen Abneigung des Marinelieutenants gegen William liegen! — Der Däne und ſeine Schweſter waren nämlich gleich nach der Ankunft der Columbia in Norfolk an's Land gegangen und hatten bei einer reichen Familie, die mit ihnen bekannt war, Quartier genommen. Von dort war der Bruder nach Waſhington vorausgeeilt, um ſeinen Geſchäften nachzugehen; die Schweſter aber war geblieben, theils weil alle ihre Equipage zu Grund

gegangen war und neu angeſchafft werden mußte, theils auch, weil ſie ein leichtes Unwohlſeyn zurückhielt. Vielleicht kam auch noch ein anderer Beweggrund mit in's Spiel, den der geneigte Leſer füglich errathen kann. Ehe jedoch der Däne nach Waſhington abgieng, hatte er noch eine lange Unterredung mit William auf dem Schiffe und erhielt von dieſem eine Bittſchrift um Entlaſſung aus dem Militärdienſte mit, die er mit allem ſeinem Einfluſſe und nöthigenfalls auch Gelde zu unterſtützen gedachte. Unterdeſſen ſollten ſich Anna und William gedulden und in die nothwendige Trennung fügen, um nicht den Lieutenant zu reizen und den Erfolg der Bittſchrift zu gefährden; denn das wußten ſie Alle wohl, daß ein Zeugniß über William eingefordert werden würde, und daß auf dieſes die Entſcheidung ſich baſiren müßte. Alſo ſollte nicht blos alle und jede Zuſammenkunft, ſondern auch jeder Briefwechſel vermieden werden.

Unterdeſſen trat ein Ereigniß ein, an ſich vielleicht nicht ſo bedeutend, und doch von ſolcher Tragweite, daß es dem Verlauf der Sache eine ganz andere Wendung gab. Menſchen können vermuthen und Wahrſcheinlichkeitsberechnungen anſtellen, aber den Erfolg und die Oberleitung, wie ein Ding zum Ziel geführt werden ſoll, hat ſich Gott vorbehalten.

William Meur hatte nämlich in der ganzen Zeit, da er in Amerika war, nur einmal nach Hauſe geſchrieben, und auch da nicht an ſeinen Vater, der ihn gleichſam verſtoßen, ſondern an einen Kameraden von Jugend auf, dem er natürlich auch ſeine Adreſſe mittheilte. Briefe von Hauſe hatte er noch nie erhalten, erwartete auch keine, da ſie, ſo lange ſeine Stiefmutter regierte, doch nichts Gutes enthalten konnten. Plötzlich

jedoch ward ihm hier ein dickes Schreiben zugestellt, das dem Poststempel nach aus seiner Heimath und der Handschrift nach von seinem Vater kam. Dasselbe trug ein schwarzes Siegel und schien schon einige Zeit auf den verschiedenen Marinestationen herumbefördert worden zu seyn, bis es ihn endlich traf. Ein Brief von Hause erregt immer ein eigenthümliches Gefühl, wie viel mehr für Einen, der schon seit fast drei Jahren ohne alle Nachricht war und gar keine Hoffnung hatte, je Nachricht zu bekommen! Wie ward ihm aber erst, als er den Inhalt las! Eine verheerende Krankheit hatte in seiner Vaterstadt gehaust und eine Menge Opfer gefordert. Auch in seinem elterlichen Hause war Alles, Vater, Mutter und Geschwister, d'ran darniedergelegen; der Vater hatte sich glücklicherweise wieder erholt und war jetzt auf dem Wege der Besserung, die Stiefmutter aber mit ihren zwei Kindern war der Krankheit erlegen. So stand nun der Vater ganz allein da und sehnte sich nach dem Sohne! Jetzt sah er ein, daß er übereilt gehandelt und vielleicht auch seinem Kinde Unrecht gethan habe, aber — es war nun einmal so, und — sollte der Sohn dem Vater nicht verzeihen? — Dieß war der Inhalt des Briefes und William war nun ganz anders daran, als vordem. Nicht daß es ihm wegen des Geldes gewesen wäre, das er nun mit der Zeit als alleiniger Erbe zu erwarten hatte; Gott bewahre, aber er stand nun seiner Anna gegenüber nicht als ein verstoßener, bettelhafter Geselle da! Er fühlte keineswegs Schadenfreude, als er von dem Tod der Stiefmutter las, aber Trauer und Mitleiden empfand er ebenso wenig!

Natürlich setzte er sich gleich hin und antwortete seinem alten Vater. Vom Nachhausekommen war freilich vorderhand

keine Rede; allein wenn nur der arme verlaſſene Mann wenigſtens wußte, daß ſein nun einziger Sohn noch lebe! Wenn er nur die Gewißheit hatte, daß alles früher Vorgekommene vergeben und vergeſſen ſey! — Wie es aber den William drängte, ſeinem Vater einen liebevollen Brief zu ſchreiben, ſo drängte es ihn noch weit mehr, ſeiner Geliebten den Umſchwung kund zu thun, der in ſeinen Verhältniſſen ſtattgefunden. War er ihr doch nun ebenbürtig! Mußte er doch jetzt ſich nicht mehr ſagen, mit der Hand Anna's nicht blos eine Gattin, ſondern auch eine Wohlthäterin erhalten zu haben! Natürlich hätte er um's Leben gerne gewünſcht, ſeiner Geliebten dieß Alles mündlich ſagen zu können, allein Urlaub bekam er einmal keinen; ſo oft er auch früher darum nachgeſucht hatte, ſo oft war er ihm abgeſchlagen worden, und — ohne Urlaub ſich vom Schiffe zu entfernen, war zu gefährlich. Deßhalb beſchloß er, trotz der Warnungen des Dänen, ſich brieflich mit Anna in Verbindung zu ſetzen. Erfahren mußte ſie es, das ſtand einmal feſt, und von dem Briefe ſollte der Lieutenant ſicher nichts erfahren, da ein Kamerad, auf den er ſich verlaſſen konnte, denſelben perſönlich und ſicher zu übergeben verſprochen hatte, ſo bald er wieder Urlaub erhalte.

Doch es kam ganz anders. An demſelben Tage, als der Kamerad William's an's Land durfte und den Brief mitnahm, ließ ſich auch der Marinelieutenant überführen. Er trug ſeine beſte Uniform und war überhaupt ſo herausgeputzt, daß man ihm anſah, er gehe dießmal zu einem beſonderen Zwecke an's Land. Und in der That war es ſo. Denn nicht ſo bald hatte er das Ufer erreicht, ſo wandte er ſich nach dem Hauſe, wo Anna bei Bekannten lebte. Schon früher hatte er ihr die

und da einen Beſuch abgeſtattet, und ſo viel es ſie Ueberwindung koſtete, ſo empfing ihn doch Anna immer freundlich und höflich. Hatte er ihr und ihrem Bruder ja doch ſeine eigene Cajüte auf der Columbia abgetreten gehabt! Doch dieſe Freundlichkeit und Höflichkeit legte er ganz anders aus, als ſie gemeint waren. Fruher war es ihm aufgefallen, wie zuvorkommend und freundſchaftlich der Däne und ſeine Schweſter gegen William Meur geweſen waren; allein ſeit der Kataſtrophe mit der Donna Luisa hatte er keinerlei Verbindung zwiſchen Anna und William mehr wahrnehmen können. Somit, dachte er, ſey die reiche Dänin zum Bewußtſeyn gekommen, daß ein Verhältniß zwiſchen ihr und einem gemeinen Marineſoldaten ein durchaus unpaſſendes und unmögliches ſey. Sollten ſich nun ſeine Hoffnungen nicht verwirklichen laſſen? Sollte er, der ſeit ſeinem erſten Beſuch auf Sante-Cruz in Liebesfeſſeln gefangen lag, nicht Erhörung finden und neben der ſchönen Perſönlichkeit Anna's, auch ihren nicht unbeträchtlichen Reichthum mit in den Kauf bekommen? Heute ſollte ſich, ſo hatte er beſchloſſen, ſein Schickſal entſcheiden, denn eben jetzt gieng er hin, zu der ſchönen Dänin, um ſie um ihr Jawort zu bitten. Anna nahm ihn auch ganz freundlich auf, als ihr ſein Beſuch gemeldet wurde; aber als er ſein Anliegen vorbrachte, ſo hatte es mit der Freundlichkeit ein Ende, von ſeiner Seite wenigſtens. Er erhielt nämlich ohne Umſchweife ein kurzes Nein. Wenn ſie wenigſtens nur dergleichen gethan, wenn ſie ſich nur Bedenkzeit ausgebeten hätte! Es wäre doch honorabler herausgekommen; aber — „Nein, Nein,“ ohne irgend eine Beſchönigung „Nein!“ Das war doch zu viel! Eben wollte er ſich voll Verdruß und Aerger entfernen, da trug das Kammermädchen einen Brief

herein, den ſo eben ein Marinesoldat gebracht habe. Anna wurde glühend roth, als ſie den Brief erhielt; der Lieutenant aber erblaßte bis in ſein Innerſtes hinein, als er dieß ſah. Nun wußte er, wo er daran war! „Alſo einen gemeinen, deutſchen Soldaten zieht ſie mir vor," ſagte er zu ſich ſelbſt, als er trocken Abſchied nahm. „Nun dem will ich's eintränken. Der ſoll erfahren, was er noch nicht weiß."

Sonſt ſind die Amerikaner kaltblütig genug, um ſich faſt in jeder Lage des Lebens beherrſchen zu können, auch der Marinelieutenant vermochte dieß ſonſt über ſich; dießmal aber war es des Beſchämenden für ihn zu viel, als daß nicht Alles in ihm gekocht hätte. Er ließ ſich ſogleich auf's Schiff zurückrudern und der Erſte, dem er begegnete, war William Meur, der gerade da Poſten zu ſtehen hatte, wo der Offizier auf's Deck ſtieg. Ohne ein Wort zu ſagen, ohne auch nur ein Zeichen über ſeine Abſicht von ſich zu geben, gieng der Lieutenant auf den Soldaten zu und ſchlug ihn dreimal mit der geballten Fauſt in's Geſicht, daß das Blut ſogleich nachſtürzte. Auch William ſprach kein Wort. Er war durch dieſen unerwarteten Angriff ſo überraſcht, daß er im erſten Augenblicke weder Hand noch Fuß rührte. Wie aber der Lieutenant zum vierten Male die Fauſt erhob, um ſie abermals auf ſeinen glücklicheren Nebenbuhler herabſchmettern zu laſſen, da warf William ſein Gewehr weg und — nun wäre es um den Lieutenant geſchehen geweſen, wenn nicht die Zuſchauer dazwiſchen geſprungen wären. Doch konnten ſie es nicht verhindern, daß ihn William um den Leib faßte und auf den Boden warf, daß ihm alle Rippen im Leibe krachten. Auch den Säbel zerbrach er ihm und warf ihm denſelben vor die Füße. Dann

gab er ihm einen Fußtritt in's Geſicht, daß dieſes eher einer Breimaſſe gleich ſah, als einem menſchlichen Antlitz. Vor weitern Mißhandlungen ſchützten ihn aber jetzt die Umſtehenden, die zwar alle dem Offizier eine Züchtigung gönnten, aber doch, ſchon des Williams wegen, um dieſen an einem Mord zu verhindern, einzuſchreiten genöthigt waren.

William ward nun natürlich ſogleich gefangen geſetzt und in Dovereiſen gebracht, und den Tag darauf theilte man ihm mit, daß nach acht Tagen eine Court-Martial oder Kriegsgericht über ihn gehalten werden würde. Die unſelige That fand am 20. Juni ſtatt und das Kriegsgericht am 27.! Wie hätte ſich William dieß träumen laſſen, als er voll Seligkeit den Brief an ſeine Anna ſchrieb! So wirft oft Ein Augenblick die Mühen eines ganzen früheren Lebens über den Haufen!

Morgens um 9 Uhr wurde die Court-Martial eröffnet. Das Gericht beſtand aus dem Kapitän der Columbia und vier Offizieren der Navyard, d. i. des Marinedepartements von Norfolk und einem Lieutenant der Marinesoldaten. Der Sekretär des Commodore wurde als Vertheidiger Williams aufgeſtellt. William läugnete Nichts, im Gegentheil, er erzählte Alles der Wahrheit gemäß; ja er gab ſogar zu, daß er den Lieutenant vielleicht in ſeiner Wuth getödtet hätte, wenn er nicht daran verhindert worden wäre. Dagegen brachte er mehr denn zwölf Zeugen, wie der Lieutenant ihn ohne alle Veranlaſſung dreimal in's Geſicht geſchlagen und ſchon die Hand aufgehoben habe, dieß zum vierten Male zu thun. Der Lieutenant ſuchte zwar Ausflüchte, aber dieſes Faktum wurde unwiderleglich dargethan. So gieng es dem William denn nicht an's Leben, wie der Antrag geweſen war, denn „wer ſich offen

einem Offiziere widersetzt, soll es nach den Kriegsartikeln mit dem Leben büßen," — aber hart genug war die Strafe dennoch. Sie lautete auf acht Monate „Kugel und Kette" in Pensacola. Dieser abgesonderte und nur für Vereinigte Staatenschiffe zugängliche Hafen mit den großen Arsenalen und Berathskammern ist nämlich der Strafplatz für alle Marineverbrecher, gleichsam das Zuchthaus für die Seeleute der Union. Bezeichnend für die amerikanische Denkungsweise ist das, daß dem William außer obiger Strafe, zur Deckung aller Unkosten, sechszig Dollars an der Löhnung abgezogen werden sollten!! — Kaum war das Urtheil verkündigt, so flüsterte ihm eine Stimme von hinten zu: „verlangt Bestätigung und Revision Eures Prozesses durch den Marineminister." William wußte nicht, von wem der Rath kam, aber er befolgte ihn auf der Stelle, und das Kriegsgericht konnte nicht umhin, das Verlangen zu gewähren.

Vor einem bürgerlichen oder Civil-Gerichte hätte er nothwendig müssen freigesprochen werden, sogar wenn er den Lieutenant getödtet hätte, weil dieser der Angreifer war; vor dem Kriegsgerichte erhielt er acht Monate Kugel und Kette, d. i. Gallioterendienst wie im Banne von Toulon! So verschieden sind die Gesetze und Rechtsbegriffe der verschiedenen Stände! Sein Glück war, daß er Bestätigung des Urtheils durch den Marineminister forderte; so konnte er nicht nach Pensacola abgeführt werden, bis die Bestätigung erfolgt war, sondern blieb bis dahin in seiner früheren Stellung. Bald merkte er natürlich, woher der Rath kam, denn derselbe Soldat, der ihm die Worte zugeflüstert hatte, drückte ihm auch ein Schnipfelchen Papier in die Hand, worauf jedoch Nichts stand, als: „sey gutes Muths."

Uebrigens mit dem Abführen nach Penſacola hatte es ohnehin ſeinen Haken, weil die Columbia bei ihrer demnächſtigen Ausfahrt gar nicht Zeit hatte, dort anzulegen. Es war nämlich die Nachricht angelangt, daß die Nicaraguenſer den dortigen amerikaniſchen Geſandten gefangen geſetzt, und ſonſt noch verſchiedene Unbilden gegen amerikaniſche Bürger begangen hätten. Hätte nun ein großer Staat oder auch eine kleinere Macht in Europa ſich ſo Etwas erlaubt, ſo wären lange diplomatiſche Unterhandlungen gepflogen worden, ehe man zum letzten Mittel, den Kanonen, gegriffen hätte. Bei einem heruntergekommenen Völklein aber, wie die Miſchlinge an den Küſten Central-Amerika's, macht man nur kurzen Prozeß, und da Central-Amerika doch früher oder ſpäter einmal von der Union verſchlungen wird, ſo iſt jede Gelegenheit erwünſcht, wo man ſeine Fangzähne zeigen kann, damit ſich die Leute nach und nach an den Gedanken, aufgezehrt zu werden, gewöhnen. Sobald daher der Befehl von Waſhington kam, nach Nicaragua unter Segel zu gehen, war großer Jubel auf dem Schiffe. Soldaten freuen ſich immer, wenn es Etwas zu thun giebt! Jeder zieng mit doppeltem Eifer an die Arbeit und in weniger als vierundzwanzig Stunden war die Columbia ſee- und kriegsfertig. Die Abfahrt geſchah am erſten Juli, und natürlich machte man unterwegs keine Halt'ſtation. Am 14. Auguſt warf die Columbia vor Greytown Anker. So nennen nämlich die Amerikaner dieſes Neſt, während andere den Ort Nicaragua heißen. Es iſt dieß eine kleine Seeſtadt in dem Staate Nicaragua, ganz von der Klaſſe Menſchen bewohnt, die wir ſchon oben geſchildert haben, und welche Musquitos genannt werden. Dieſe handeln aber, da die Regierung des

Freistaates Nicaragua völlig machtlos ist, ganz wie unabhängige Leute, und thun und treiben, was sie wollen. So mußte man das Städtchen Greytown wie eine für sich bestehende Macht behandeln, so erbärmlich auch das Nest war und so elend die Bewohner! Doch war eine Art Zeughaus da, mit etwa 400 Musqueten und sechs Feuerschlünden, die aber ganz verrostet waren. Die übrigen Häuser erschienen eher als Barraquen, denn als städtische Gebäude. Nur die des Handels und der Ueberfahrt über den Isthmus (vom atlantischen Meere in den Pacific) wegen hier ansäßigen Amerikanern besaßen von Stein gebaute Wohnungen.

Sobald die Columbia Anker geworfen, setzte sich der Commodore mit den Behörden der Stadt in Verbindung. Diese setzten sich aber auf's hohe Roß und gaben gar keine Antwort. Der Commodore verlangte nämlich alsbaldige Freilassung des Gesandten und eine Entschädigung von 60,000 Thalern für die andern Unbilden. Da nun auf friedlichem Wege Nichts zu erlangen war, so wurde an allen Straßenecken eine Proklamation angeschlagen, des Inhalts, daß, wenn bis am andern Morgen, den 16. August, um 9 Uhr, nicht alle Forderungen bewilligt seyen, die Stadt bombardirt werden würde. Den Gesandten gaben sie nun frei, aber ohne irgend eine Antwort auf die Geldfrage und auch ohne Entschuldigung für ihre Handlungsweise. Im Gegentheil, sie verhöhnten die amerikanische Flagge, welche der Commodore aufgepflanzt hatte, und endeten damit, daß sie ihre besten Habseligkeiten aus der Stadt flüchteten. Am 16., Morgens um halb neun Uhr, wurden die Marinesoldaten an's Land gesetzt, um das Zeughaus zu nehmen. Es war dieß eine leichte Arbeit, da gar kein Widerstand

ſtattfand; im Gegentheil, die Einwohner hatten ſich in der Nacht alle geflüchtet, und campirten in den Gebüſchen in der Nähe, welche ihnen vielleicht gerade ſo viel Schutz gewährten, als die Holz- und Schilfbarracken von Häuſern. Nun ließ man den Amerikanern im Orte eine Stunde Zeit, ihre Waaren und ſonſtiges Eigenthum in das Zeughaus zu retten. Um halb zehn Uhr, nachdem die Mannſchaft wieder an Bord zurückgekehrt war, begann das Bombardement und dauerte vier Stunden lang ununterbrochen fort. Bald war das ganze Neſt faſt Ein Aſchenhaufen, und man ſah nur noch rauchende Trümmer. Nunmehr wurden alle Marineſoldaten und über die Hälfte der Matroſen an's Land geſetzt, um das Zerſtörungswerk zu vollenden. Die Stadt ſollte nicht umſonſt der Macht der Vereinigten Staaten getrotzt haben! Natürlich mußte man hiebei vorſichtig zu Werke gehen, denn der hinterliſtige Charakter der Eingebornen war wohl bekannt. Man konnte daher mit Recht befürchten, daß ſie ſich in einen ſichern Hinterhalt gelegt haben und von dort aus ihren Angriff bewerkſtelligen würden; denn ſie waren wohl mit Waffen verſehen. In der That fand auch mehr als Ein Amerikaner ſeinen Tod, weil er ſich zu weit in die Gebüſche vorwagte und hier im Augenblicke umzingelt und elendiglich ermordet wurde. Zum Säubern des ganzen Buſchwerks aber in dieſer weiten Sumpfgegend, dazu waren die amerikaniſchen Streitkräfte zu ſchwach! — Auch dem Lieutenant der Marineſoldaten wäre faſt ein Menſchliches paſſirt. Er wurde nämlich beordert, mit einem Theil ſeiner Mannſchaft das Terrain zu recognosciren. Dieß that er auch mit fünfzehn Freiwilligen, unter welche ſich auch William Moor gemeldet hatte. Er vertheilte nun ſeine Leute und ließ ſie vereinzelt

langsam vorrücken, denn hinter jedem Busche konnten Feinde verborgen seyn. Plötzlich hörte William einen Schrei und stürzte der Gegend zu, woher er kam. Da sah er seinen Lieutenant von einem Dutzend rothbrauner Gestalten umringt, die mit ihren Tomahawks bewaffnet waren, und ihm in wenigen Minuten den Garaus gemacht hätten. Die Eingebornen dort, ein Mischmasch von indianisch, afrikanisch und europäisch Blut (das europäische ist der geringste Theil), führen nämlich ihre Kriege ganz auf die Manier der alten Indianer und sind meist auch nicht anders bewaffnet, die Musquete ausgenommen. Aber der Gebrauch der Musquete verbot sich hier von selbst, weil durch den Schall eines Schusses die Amerikaner nothwendig auf diesen Punkt geführt werden mußten! — Sobald William die Lage des Offiziers sah, besann er sich nicht lange, sondern schoß einen der Spitzbuben durch die Brust und einen zweiten, der dem Lieutenant mit seinem Tomahawk gerade den Kopf spalten wollte, schlug er mit dem Kolben nieder. Auch der Lieutenant, der nur mit einem Degen und einer Pistole, die er aber schon früher losgeschossen, bewaffnet war, wurde mit einem der Angreifer fertig, und als nun noch im selben Augenblicke ein weiterer Marinesoldat herbeigesprungen kam und seine Musquete abfeuerte, so flüchteten sich die noch lebenden Halbindianer, und verschwanden im nächsten Augenblicke im Gebüsche. So kamen sie alle drei glücklich davon, denn die paar kleinen Wunden, die ihnen die Wilden beigebracht hatten, waren fast für Nichts zu nehmen. Der Lieutenant aber verdankte offenbar sein Leben nur allein dem William Meur. Hätte der gedacht und gehandelt, wie Mancher in seiner Lage gedacht und gehandelt hätte, so würde er denselben seinem Schicksale über-

lassen haben und gestoben seyn! William Meur aber dachte und handelte wie ein braver Deutscher und nicht wie ein verschlossener, rachsüchtiger, eigennütziger Amerikaner, der seinen Zweck mit allen Mitteln verfolgt, und von Edelmuth gegen einen Feind nichts wissen will!

Das Werk der Zerstörung war vollendet und es fand sich, daß von der ganzen Mannschaft nur zehn Mann getödtet und eine doppelt so große Anzahl verwundet war. Der Commodore versammelte alle Leute auf dem Deck, verwilligte ihnen eine doppelte Portion Grog und belobte sie wegen ihres Heldenmuths. Einige, die sich besonders ausgezeichnet hatten, wurden extra hervorgehoben, darunter auch William Meur wegen seines Heldenmuths in dem eben erzählten Vorfall. Alle erwarteten nun, es werde Etwas geschehen, um die Strafe von acht Monaten Kugel und Kette, die der William erwartete, aufzuheben. Es geschah aber Nichts, als daß der Marinelieutenant seinem Lebensretter fünfzig Thaler schenken wollte für die ihm geleisteten Dienste. „Der schätzt sein Leben billig genug an," meinten die Kameraden Williams; dieser aber sagte gar Nichts, sondern schlug das Geschenk einfach aus.

Am 21. August gieng die Columbia wieder unter Segel, wie man sagte, nach Pensacola, um dort zu überwintern. William wurde nun immer düsterer, je näher man dem Ziele kam. „Pulver und Blei ließe ich mir noch gefallen," sagte er zu einem Kameraden, „aber Kugel und Kette trage ich nicht."

Inzwischen traten die Marinesoldaten und Matrosen zusammen und beauftragten Einen von ihnen, eine Bittschrift wegen des William aufzusetzen. Die wollten sie dem Marinelieutenant übergeben und ihn auffordern, ihr Anliegen durch

ſeine eigene Unterſchrift zu unterſtützen; denn das war ja natürlich und ſachgemäß, daß der Marineminiſter oder vielmehr der Präſident der Vereinigten Staaten (denn dieſer allein hat in Armeeſachen das Begnadigungsrecht) um ſo eher Gnade eintreten laſſen konnte, wenn derjenige Offizier, wegen deſſen die Strafe diktirt worden war, ſich ſelbſt herbeiließ, das Gnadengeſuch zu befürworten. Als nun die Bittſchrift fertig war, erwählten ſie eine Deputation, die den Aufſatz dem Lieutenant übergeben ſollten. Drei Mann wurden dazu auserſehen, und die ganze Mannſchaft beinahe machte ſich auf dem Deck zu ſchaffen, als die Deputation ſich zu ihrem Gang anſchickte. Man wollte doch auch ſehen, wie der Lieutenant die Sache aufnahm!

Dieſer ging ganz allein auf dem Hinterdeck auf und ab; denn die andern Offiziere zogen ſich ſeit einiger Zeit faſt auffallend von ihm zurück. Wahrſcheinlich mochte ihnen ein Charakter doch nicht ganz zuſagen, der dem Erretter ſeines Lebens fünfzig Thaler zahlen wollte, ſtatt alles dran zu ſetzen, ihn aus der Patſche zu befreien, in die er ihn hineingeritten! Der Lieutenant merkte die Zurückſetzung auch recht gut, wurde aber dadurch, ſtatt nobler und edelmüthiger, nur immer verſtockter und biſſiger. Dann und wann verſuchte er es auch, ſeinen Aerger in Brändi, das iſt: in Franzbranntwein zu erſäufen, und wenn er dieſem Studium oblag, war vollends gar nicht mit ihm umzugehen. War es nun die Wirkung des Brändi, oder eine andere Urſache, der Lieutenant befand ſich, als die Deputation ihm nahte, in einer doppelt böſen Laune. Die drei Abgeſandten ließen ſich aber dadurch nicht abſchrecken, ſondern trugen ihre Sache vor und einer von ihnen entfaltete das Papier, um es dem Lieutenant zum Leſen und Unterſchreiben zu übergeben.

Dieſer ließ die Parenten ganz ausreden, aber ſeine Augen funkelten vor Wuth.

„Was?“ ſchrie er endlich mit heiſerer Stimme, denn der Zorn erſtickte ihn faſt. „Was? Ich ſoll noch dazu helfen, daß der Schurke pardonnirt wird? Den Galgen hat er verdient und Gott ſtrafe mich, wenn ich's nicht noch ſo weit bringe, daß er gehangen wird. Und nun fort mit Euch! Aus meinen Augen, ihr Hunde! Oder ich laſſe euch Alle in Eiſen bringen!“

Dabei riß er dem ihm zunächſt Stehenden die Bittſchrift aus der Hand, warf ſie auf den Boden und zerſtampfte ſie mit den Füßen.

Dieß war doch mehr als die Deputation ertragen konnte. „Herr Lieutenant,“ ſagte Einer davon, „wenn William Mour nicht anders dächte, als Sie, ſo lebten Sie heute nicht mehr.“

Das machte den böſen Mann nur noch wüthender, er ſetzte dem Soldaten in's Geſicht und holte tief aus mit dem Arme, um ihn mit Einem Streich niederzuſchlagen. Aber — mochte es die Wirkung des Liqueurs oder der Wuth ſein, — er holte zu tief aus, und als der Soldat ſich bückte, um dem Schlag zu entgehen, ging dieſer in die leere Luft und der Lieutenant ſtürzte zu Boden, als wäre er vom Himmel herabgefallen. — Die Deputation zog natürlich unverrichteter Dinge ab.

Von da an ſah man unter den Matroſen ſowohl, als unter den Marinesoldaten, beſonders aber unter den letzteren eine auffallende Veränderung. Sie verrichteten zwar ihren Dienſt, wie gewöhnlich, aber es herrſchte nicht mehr jene Sorgloſigkeit und Luſtigkeit unter ihnen, die ſonſt den Seemann auszeichnet. Im Gegentheil, man ſah ſie oft ernſt zuſammen flüſtern, als ob ſie irgend ein Vorhaben im Sinne trügen, das nicht laut

verhandelt werden dürfte. Auch die Schiffsoffiziere merkten, daß nicht Alles richtig war, und der Kapitän der Columbia verkündete daher von freien Stücken, daß über William Meur nach Washington berichtet werden solle und daß ihm wahrscheinlich wenigstens ein Theil seiner Strafe nachgelassen werden würde. Der Marinelieutenant aber erhielt bei der nächsten Gelegenheit, da sich wieder die Wirkung des Brändi an ihm offenbarte, einen öffentlichen Verweis. Doch änderte dieß wenig in der Stimmung der Mannschaft.

Unter solchen Auspicien lief die Columbia Ende September in Pensacola ein, die Matrosen mußten an Bord bleiben, die Marinesoldaten aber wurden wie gewöhnlich gleich den andern Morgen früh an's Land geschickt, um ihre Barracken zu beziehen. Es sind dieß niedere Gebäude von nicht gar solider Bauart, aber in so heißem Klima weit luftiger und angenehmer, als das festeste Steinhaus. Auch William Meur ward an's Land geschickt, jedoch gleich auf den andern Tag vor den Commandanten der Festung geladen. Wahrscheinlich, so dachte er wenigstens, sollte ihm die Bestätigung des kriegsgerichtlichen Urtheils verkündet werden. Für *diese* Nacht durfte er noch mit seinen Kameraden campiren, und ein besonderes Gefängniß war nicht nöthig, da ja ganz Pensacola gleichsam nur Ein Gefängniß oder ein befestigtes Anwesen bildet, welches auf drei Seiten von einer hohen Ringmauer umgeben und auf der dritten Seite von der See begrenzt ist.

Der Tag verlief wie gewöhnlich. Die Soldaten ließen sich eine Abschlagszahlung auf ihre Löhnung geben, wie dieß immer nach einer langen Seefahrt geschieht, und gaben dafür dem Marke-

tender auch was zu lösen. Natürlich wurden die Cameraden, die nicht mit auf der See gewesen waren, und gleichsam die Garnison von Pensacola bildeten, freundlich eingeladen und freigehalten, nach alter Sitte und Gewohnheit. Es ging aber Alles ohne Excess vorüber und wunderbarer Weise blieben die frisch eingerückten Sieger von Greytown alle nüchtern, während bei den geladenen Cameraden die Wirkung des Getränkes sichtbar genug war. Sonst stellte sich das Verhältniß oft umgekehrt heraus!

Tiefer Schlaf lag auf Pensacola. Die Schildwachen gingen träumend auf und ab. Da regte sich's in einer der Barracken. Einige Gestalten schlichen heraus und in die zweite Barracke hinein. Auch hier ward Leben; aber stilles, leises, flüsterndes Leben. Nunmehr traten die Gestalten in den offenen Raum, der die Barracken der Gemeinen von denen der Officiere trennte. Sie mußten an einer Schildwache vorbei, aber sachte, mit dem Tritt einer Katze, war Einer hinter diese geschlichen und hatte ihr einen Knebel in den Mund gesteckt, ehe sie sichs versah. Dann wurde sie gebunden und liegen gelassen. Jetzt stand kein Hinderniß mehr im Weg und die nächtlichen Wanderer befanden sich bald im Bereich der Wohnungen der Officiere. Sie hatten es jedoch nur auf Eine abgesehen, und deren Bewohner lag in tiefem Schlafe; denn er hatte auch heute wieder mehr als dienlich getrunken. Es war die Barracke des Marinelieutenants! Die verschlossene Thüre wurde im Nu erbrochen und nun traten sie still und leise in seine Wohnung. Vorsichtig schlossen sie alle Fenster und verhüllten sie. Dann machten sie Licht. Eine Anzahl hatte sich in verschiedenen Posten als Wache aufgestellt, damit sie nicht überrascht werden konnten. Zehn traten in's

Schlafgemach. Im Moment ſtack ein zuſammengedrehtes Schnupftuch in ſeinem Munde, im Moment waren ihm Hände und Füße gebunden. Scheu und wild blickte das Schlachtopfer auf die Geſtalten, die ſich ihm ungeniert in offenem Lichte zeigten.

„Kennſt du uns?“ flüſterte ihm Einer zu. „Kennſt du uns, du Teufel in Menſchengeſtalt? Drei Jahre haſt du uns gepeinigt, mehr als Sklaven gepeinigt werden! Drei Jahre haſt du uns getreten und geſtoßen, als wären wir deine Hunde geweſen! Nunmehr iſt die Reihe an uns!“

Furchtbare Anſtrengungen machte der Gebundene, um ſich loszumachen, aber vergebens! Seine Geſichtsmuskeln arbeiteten, als wollten ſie ſpringen, ſeine Augen traten hervor, wie bei einem Erwürgten, aber Alles vergebens! Der Knebel hielt feſt, der Riemen, mit dem er geſchnürt war, gab nicht nach. Nunmehr riſſen ſie ihm die wenigen Kleider vom Leibe, die er anhatte, und legten ihn auf den Rücken über einen Tiſch, an den ſie ihn der ganzen Länge nach feſtbanden. Der Erſte trat vor; in ſeiner Hand hielt er die Hundekarbatſche; er zeigte ſie dem Geknebelten und zehn Hiebe gab er ihm, den zweiten auf die Stelle des erſten, und den dritten auf die Stelle des zweiten. Mit dem vierten Hiebe ſprang die Haut auf, mit dem fünften lag das Fleiſch bloß. Das Blut floß unter dem Tiſche zuſammen, aber er ruhte nicht, bis die zehn voll waren. Nun trat der Zweite vor. Er übernahm die Karbatſche vom Erſten und abermals fielen zehn Hiebe, einer ſtärker, einer blutender, als der andere. Auf den Zweiten folgte der Dritte und ſo fort, bis alle zehn an der Reihe geweſen waren.

Der arme Mann ſtieß ein dumpfes Getön aus, ein Stöhnen, wie ein ſterbendes Thier. Beim vierzigſten Streich überkam

Einen der Rächer das Mitleiden; er wollte ihm die übrige Strafe erlassen.

„Nein," entgegneten die Andern in dumpfem Murmeltone. „Nein, die hundert muß er voll haben und wenn er daran erliegt. Drei Jahre hat er uns geschlagen und gestoßen, drei Jahre uns gepeinigt und gemartert; drei Jahre haben wir seine Verachtung und seinen Jähzorn ertragen; nicht Einer ist, der nicht von ihm zehnmal mehr Fußtritte bekam, als er jetzt Hiebe von uns; und du, William, du hast am wenigsten Ursache, eine Fürbitte für ihn einzulegen, denn wäre Er Herr, wie er wollte, du hingest längst am Galgen."

Nach dem fünfzigsten Streiche erlöste ihn eine Ohnmacht von seinen Schmerzen. Nach dem hundertsten sah man nur noch eine zerrissene, blutende Masse, ohne Gefühl, ohne Leben, ein jammervolles Stück Menschenfleisch, dessen Sehnen und Knochen zu Tage lagen!

Nun wurden die Lichter gelöscht, die Fenster geöffnet und die Zehn, gefolgt von den Andern, die als Wachtposten ringsumher gruppirt standen, schlichen sich weiter der Ringmauer zu. Drei Schildwachen hatten sie hier zu passiren; aber die stellten ihnen kein Hinderniß in den Weg. Im Gegentheil sie legten die Patrontasche ab, stellten das Gewehr bei Seite und schlossen sich den Andern an. Zwei Leitern wurden angelegt, eine hüben an der Mauer, die andere drüben über der Mauer, und in weniger als zehn Minuten waren Alle im Freien. Der ganze Vorgang hatte nicht über eine Stunde Zeit weggenommen, und bis der Morgen graute, waren die Flüchtlinge schon weit im Lande, im Gebüsche, das hier, an dieser unwirthlichen Küste von Florida, die ganze Gegend bedeckt.

Den andern Tag herrſchte große Verwirrung in Penſacola, als man den geknebelten und faſt zu Tode gepeitſchen Offizier entdeckte; denn zu gleicher Zeit ſtellte es ſich auch heraus, daß nicht weniger als ſechsundfünfzig Marinesoldaten mit einander deſertirt waren. Ja nicht genug damit, auch zweiundvierzig Matroſen von der Columbia hatten ſich des großen Boots, mit dem den Tag vorher die Soldaten an's Land gerudert worden waren, bemächtigt und waren in der Nacht verſchwunden. Natürlich hing die Deſertion der Marinesoldaten und Matroſen, als Folge eines und deſſelben Complotts, in ſich zuſammen; aber eben dadurch wurde die Sache nur um ſo auffallender. Denn, wenn es auch früher oft und viel der Fall geweſen war, daß der Eine oder der Andere von den Soldaten oder Matroſen flüchtig wurde, ſo hatte das nicht viel zu bedeuten. Solche Deſertionen kommen ja in jedem Lande vor! Allein eine Deſertion in Maſſe, wie die hier vorliegende, die mußte durch tiefer liegende Gründe veranlaßt worden ſeyn! Die war von ſolcher Bedeutung, daß der übelſte Eindruck im ganzen Lande dadurch hervorgebracht werden mußte! Schon lange hatten die öffentlichen Blätter davon gemunkelt, daß in der amerikaniſchen Marine nicht Alles in Ordnung ſey; ſchon oft und viel hatten die Zeitungen Beiſpiele der Rohheit und Brutalität erzählt, mit der amerikaniſche Seeoffiziere gegen ihre Untergebenen verfuhren, wie, dachte man, ſollte nun erſt dieſes Ereigniß ausgebeutet werden! Doch, in der Hauptſache ließ ſich Nichts mehr ändern. Die Soldaten und Matroſen waren und blieben verſchwunden. An eine Verfolgung war nicht zu denken, denn die ganze Strecke Landes von Penſacola einwärts, auf viele hundert Meilen, iſt nur Eine Sand- und Buſchwüſte.

keine menſchliche Wohnung befindet ſich weit und breit, denn der Boden, mit Salztheilen geſchwängert, iſt nicht culturfähig; nur der Indianer baust in dieſen Regionen und betrachtet das Land als ſein Eigenthum. Hätte man daher die Flüchtlinge verfolgen wollen, ſo wäre nothwendig geweſen, Proviantwägen und Waſſervorräthe mitzuführen, oder mußte man die Truppen Entbehrungen aller Art ausſetzen. Man überließ alſo die Deſerteure ihrem Schickſal, das eher als nicht in dieſer Wüſte und unter dieſem tropiſchen Himmel verderblich für ſie ausfallen mußte.

William Meur konnte natürlich nicht vor den Commandanten geführt werden, da er, wie der Leſer längſt errathen hat, unter den Deſerteuren war. Hätte er übrigens gewußt, was ihn da erwartete, er hätte vielleicht anders gehandelt. Durch hohe Verwendung, beſonders des amerikaniſchen Conſuls in Sante-Cruz, war ihm nämlich ein neuer Prozeß verwilligt und angeordnet worden, den Fall genau zu unterſuchen, da über die rohen Wuthausbrüche des Marinelieutenants und anderer ähnlich denkender Offiziere ſchon vielfach berichtet worden war. Auch lag ein Brief für ihn da von Anna und ihrem Bruder nebſt Geldanweiſungen. Natürlich konnte man jetzt nichts weiter thun, als den Brief mit dem Wechſel an ſeinen Abſender retour ſchicken. Mit der Unterſuchung mußte man warten, bis der Marinelieutenant, den man in's Spital geſchafft hatte und ſorgſam verpflegte, ſo weit wieder hergeſtellt war, daß er Red' und Antwort geben konnte; daß aber eine ſtrenge Unterſuchung angeſtellt werden würde, darüber war kein Zweifel; denn die Regierung war feſt entſchloſſen, dießmal ein Exempel zu ſtatuiren, um nicht am Ende Jedermann die Luſt zu nehmen, in die

Vereinigte-Staatenarmee einzutreten, welche ſich bekanntlich nur durch Freiwillige rekrutirt.

Wir müſſen nun einen Zeitraum von faſt drei Viertel Jahren überſpringen. Inzwiſchen hatte ſich Vieles verändert und beſonders auch das Schickſal der in dieſe Geſchichte verwickelten Perſonen geſtaltete ſich auf verſchiedene Weiſe.

Die Unterſuchung in Penſacola, welche von Oben herab angeordnet worden war, ſtellte zur Genüge heraus, daß die Matroſen und Soldaten oft und viel auf eine Weiſe behandelt wurden, die man mehr als unverantwortlich nennen mußte. Ließe man es ſo fortgehen und würde man dieſer Brutalität keine Schranken ſetzen, ſo müßte am Ende die ganze Marine und Armee in Mißkredit kommen! Darum konnte man es auch dießmal mit einem Verweiſe nicht bewenden laſſen. Auch kam in dieſem ſpeciellen Fall noch hinzu, daß der Lieutenant doppelte Urſache hatte, ſtatt roh und gemein, edelmüthig und freundlich zu handeln, weil er gegen William Mour in einer Verbindlichkeit ſtand, die nur mit dem Leben erliſcht. So wurde der Lieutenant, nachdem die Unterſuchung wohl ein halb Jahr gedauert, einfach ſeines Dienſtes entlaſſen, da man eine weitere Strafe der Mißhandlungen wegen, die er erduldet, nicht für gerecht hielt. Doch dieß war Strafe genug für ihn. Ein Linienoffizier hat ſelten ſo viel gelernt, daß er ſich, einmal aus ſeiner Carrière herausgeriſſen, im bürgerlichen Leben eine Exiſtenz verſchaffen kann. Am allerwenigſten kann dieß einer, dem die Verachtung ſeiner Kameraden mit aus dem Dienſte folgt und den die bürgerliche Welt nur mit Indignation aufnimmt. Bei dieſem Offizier kam außerdem noch

hinzu, daß er die üble Gewohnheit des Trinkens nicht nur nicht mehr ablegte, sondern sie immer mehr ausbildete. So sank er denn immer tiefer und tiefer, und bald wußte er sich in New-York, wohin er sich gewendet, weil er da, in dieser Weltstadt, am unbekanntesten bleiben konnte, mit nichts Anderem mehr durchzubringen, als damit, daß er sich an den verschiedenen Dampfschiffs- und Eisenbahnbureaus herumtrieb und sich mit vielen andern bemühte, den Reisenden Billets um einen zu theuern Preis aufzuschwatzen oder ihnen sonst Dienste zu leisten, die sie nicht von ihm verlangten. Der Leser weiß ja, was ein „Runner" ist, und ein solcher war er geworden, — ein Mensch, alles Ehrgefühls, aller Scham, aller Biederkeit baar!

Anna hatte inzwischen eine trübselige Zeit durchgemacht. Die Vorgänge auf der Columbia, als der Lieutenant von ihr in Norfolk weggegangen war, hatte sie natürlich sogleich erfahren. Sie zog alsbald einen berühmten Rechtskundigen zu Rathe und dieß hatte zur Folge, daß William Bestätigung seines Prozesses durch den Marineminister verlangen mußte und jenen Zettel erhielt, worin ihm Muth zugesprochen wurde. Drauf reiste sie zu ihrem Bruder nach Washington und keine Mühe und kein Geld wurde gespart, um für William einen neuen Prozeß zu erlangen, in dem er vielleicht, weil unbefangene Richter zu Gericht saßen, freigesprochen werden könnte. Jedenfalls konnte dieses Gericht dann auf seine Begnadigung antragen, wenn es fand, daß die Motive seine Handlungsweise entschuldigten. Der Einfluß des Dänen und seines Schwagers, des Consuls, brachte es auch wirklich so weit, daß die Forderung bewilligt wurde; allein — nunmehr war William deser-

tirt und hatte nun noch eine größere Schuld auf ſich geladen. Doch auch jetzt ließ der Däne in ſeinen Bemühungen nicht nach, und als die in Penſacola angeſtellte Unterſuchung zeigte, daß die Marineſoldaten auf die empörendſte Art und faſt täglich zur Meuterei gereizt worden waren und daß man in der That ihre Geduld und Langmuth bewundern mußte, mit der ſie alle Verachtung und Mißhandlung ihres Offiziers Jahre lang trugen, als ſich beſonders in Beziehung auf William herausſtellte, daß dieſer ſchon im erſten Falle gänzlich unſchuldig war und vielmehr umgekehrt der Lieutenant ſich gegen ihn auf die empörendſte Art vergangen hatte, — da fiel es nicht beſonders ſchwer, vom Präſidenten einen Pardon für ihn auszuwirken, der ihn zugleich gänzlich vom Militär befreite. Natürlich hatte ſich Anna und ihr Bruder ſchon die ganze Zeit her Mühe gegeben, den Aufenthaltsort Williams auszukundſchaften; aber alle Mühe war vergebens und ſogar öffentliche Aufforderungen in den Zeitungen blieben gänzlich ohne Erfolg. War er noch am Leben, oder den Strapatzen der Flucht durch die Einöden Floridas erlegen? Kein Menſch konnte dieſe Frage beantworten. So entſchloſſen ſich endlich Anna und ihr Bruder, nach Sante-Cruz zurückzukehren, da doch keine Hoffnung vorhanden war, den Verlornen aufzufinden.

William Meur war inzwiſchen ſo wenig, als ſeine Kameraden, den Strapatzen der Flucht erlegen, obwohl die Drangſale herb genug waren, welche die Flüchtlinge durchzumachen hatten. Acht Tage lang lebten ſie faſt nur von Wurzeln und Kräutern. Ihr Nachtlager war unter einem Baume oder unter freiem Himmel. Ihre Kleider fielen ihnen faſt vom Leibe, da ſie oft Stunden lang durch Sümpfe waten mußten. Endlich in

der zweiten Woche ihrer Flucht kamen sie wieder in bewohnte Gegenden und kein Mensch hätte sie in ihrer jetzigen verwilderten Gestalt wieder erkannt. Zum Glück hatte Jeder seine Löhnung gefaßt, so konnten sie sich neu equipiren und zur Weiterreise stärken. Von hier an trennten sie sich, denn ein längeres Zusammenbleiben wäre nicht nur auffallend und gefährlich, sondern auch völlig nutzlos gewesen. William wandte sich dem Westen zu. Er hoffte nach einigen Wochen New-Orleans zu erreichen, und gedachte von dort, sich entweder nach Europa oder Santa-Cruz einzuschiffen, denn in den Vereinigten Staaten konnte natürlich seines Bleibens nicht länger seyn, wenn er nicht stets in der Furcht leben wollte, als Deserteur verhaftet zu werden. Zwar leben viele Hunderte in den Vereinigten Staaten, die aus der Armee desertirten, unangetastet und frei, aber sie verdanken ihre Straflosigkeit nur ihrer Unbedeutenheit und dem Umstande, daß sich kein Angeber fand, der auf Kosten des Glücks seines Nebenmenschen den Preis von zwanzig Thalern verdienen wollte, der auf die Einbringung eines Deserteurs gesetzt ist. Dutzende jedoch sind schon angegeben worden und erhielten die gewöhnliche Strafe von fünfzig Stockhieben, nebst dem auf dem Rücken eingebrannten Desertionszeichen. War die Desertion noch mit erschwerenden Umständen verknüpft, so wurden die fünfzig Streiche oft auf hundert und mehr erhöht und Mancher blieb in Folge dieser Strafe auf Zeitlebens ein Krüppel! — William wandte sich also dem Westen zu, war aber noch nicht weit gelangt, so erkrankte er in Folge seiner vielen geistigen und körperlichen Drangsale. Das in jenen Gegenden so häufige Sumpffieber ergriff ihn und hielt ihn viele Wochen, ja Monate auf dem

Lager, von dem er nie mehr aufzustehen oft und viel bald fürchtete, bald hoffte. Er hatte an Anna geschrieben. Gedachte sie seiner noch oder hatte sie ihn als ihrer unwürdig aus ihrem Herzen verstoßen? Er wußte es nicht, denn auf einen Brief, worin er ihr alle seine Schicksale erzählt und alle seine Gefühle zusammengedrängt hatte, erhielt er keine Antwort. War der Brief an Ort und Stelle gekommen, oder war er, wie eben so leicht möglich, da keine directe Postverbindung mit Sante-Cruz stattfand, verloren gegangen? Auch seinem Vater hatte er geschrieben und ihn um Unterstützung gebeten. Von dorther hoffte er sicher auf Antwort, da er den Brief durch ein Handlungshaus gehen ließ, das mit Europa und Deutschland in Verbindung stand. Endlich nach einem Krankenlager von fast sechs Monaten hob sich das Fieber. Noch war er zwar so geschwächt, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte, allein bei einer zweckmäßigen Luftveränderung, versicherte ihn der Arzt, werde er bald seine früheren Kräfte wieder erlangen. Die Lebenshoffnung erwachte von Neuem. In dieser Zeit trat ein Umstand ein, der bedeutend zu seiner schnellen Erholung beitrug. Er erhielt nämlich nicht etwa eine schriftliche Antwort auf den Brief an seinen Vater, sondern dieser wollte vielmehr das frühere Unrecht doppelt wieder gut machen, und sandte daher einen Verwandten des Hauses extra nach Amerika, um den fast als todt Beweinten aufzusuchen und in die alte Heimath zu geleiten. Mit diesem seinem Vetter machte sich William auf den Weg nach New-York. Doch — ehe er Amerika für immer verließ, wollte er noch einmal wenigstens einen Versuch machen, die Geliebte zu sehen, und der Vetter war gerne

bereit, ihn auf dieſer Fahrt, der Fahrt nach Sante-Cruz, zu begleiten.

Es war ein wunderſchöner Tag im Monat September. Der Himmel ſtrahlte in einem dunkeln Blau, wie es nur in Neapel und New-York zu erblicken iſt. Die Menſchen drängten ſich in den Straßen, um die herrliche Luft einzuathmen, und die geſchäftigen New-Yorker rannten ab und zu, als gelte es, den Himmel zu erwerben. Beſonders lebhaft ging es an dem Pier zu, wo die Dampfboote liegen, welche zwiſchen Savannah und New-York hin- und herfahren, denn heute Mittag mit dem Schlag zwölf Uhr ging der George Law, einer der ſchönſten und ſchnellſten dieſer Dämpferlinie, dahin ab. Karren auf Karren lenkte in den Dock ein, um Koffer und Mantelſäcke abzuladen, Eigenthum von Reiſenden, die mit dieſer Route weiter fuhren; denn Savannah iſt das Ziel für Alle, die in den Süden Amerika's nach Central-Amerika und nach den weſtindiſchen Inſeln ſich einzuſchiffen gedenken. In der Ticketoffice, d. i. auf dem Bureau, wo die Fahrbillete auf dieſe Dämpfer verkauft werden, drängten ſich ſchon von früh acht Uhr die Fremden, und natürlich fehlte es auch nicht an Runnern, welche ihre Dienſte mit Gewalt aufzwingen oder durch irgend ein anderes Manœuvre ihren Tagelohn verdienen wollten. Es dauerte ziemlich lange, bis die Billete alle ausgefüllt und den Betreffenden übergeben werden konnten. Ein vornehm gekleideter Herr, der mit einer Dame am Arme ſo eben eingetreten war, geleitete dieſe daher zu einem Sitze, bis er die Tickets gelöst hätte. Die Dame war tief in ihren Schleier verhüllt und nur die Formen des Körpers ließen ahnen, daß ein jugendliches, anmuthiges Weſen darunter verborgen ſey.

Endlich war der Herr so glücklich, seine zwei Billete zu erhalten und näherte sich seiner Begleiterin, als diese plötzlich aufsprang und krampfhaft seinen Arm ergriff.

„Siehst du die Gestalt dort?“ flüsterte sie in einer Sprache, welche Niemand von den Umstehenden verstand. Dabei zitterte sie vor innerer Erregung am ganzen Körper. „Dort! Dort!“ setzte sie hinzu, als seine Augen nicht gleich die gehörige Richtung nahmen.

Der Mensch, auf den sie deutete, war ein Bursche von ziemlich herabgekommenem Aussehen. Seine Kleidung war, wenn nicht zerrissen, doch beschmutzt und unrein, und sein Gesicht zeigte Spuren von zu häufigem Genusse geistiger Getränke. Er gieng gebückt, wie wenn sein Rückgrath ihm nicht erlaubte, aufrecht zu stehen, und seine ganze Person machte einen widerwärtigen, abschreckenden Eindruck. Schon seit längerer Zeit hätte man diesen Menschen beobachten können, wie er um die Ticketoffice herumschlich und mit seinen lauernden Augen herumspionirte, als ob er Jemanden erwartete. Aber jetzt erst, als er schnell seinem Ziele zustürzte, bemerkte ihn die Dame.

„Laß uns gehen; ich kann den Menschen nicht sehen,“ sagte wieder die Dame, als ihr Begleiter denselben endlich unter den vielen Umstehenden herausgefunden hatte.

„Du hast Recht,“ erwiederte er, „es ist der Schurke von einem Lieutenant.“

Sie wandten sich, um nach dem Deck zu gehen, wo das Dampfboot lag. Aber in demselben Momente hielten sie ihre Schritte wieder an. Auf die Ticketoffice zu kamen nämlich zwei junge Männer, auf die der Runner (denn ein solcher war offenbar der Mensch, von dem der Herr und die Dame

ſprachen) zuſtürzte. In dem Einen konnte man ſchon ſeiner ganzen Haltung nach einen friſch angekommenen Deutſchen erkennen. Als ſolchen bezeichnete ihn auch ſeine Kleidung, ſein friſches, blondes Ausſehen und der dicke Stock, den er trug. Der Andere war ein Mann von ſchlanker, gerader Haltung, wie wenn er lange Militärdienſte gethan hätte. Seine blauen Augen und ſchwarzen Haare bildeten einen angenehmen Contraſt und offenbar war er noch keine fünfundzwanzig Jahre alt, obgleich die eingefallenen Wangen von Leiden erzählten, die er erſt kürzlich durchgemacht haben mußte. Im Uebrigen ſah man ſchon ſeinem Gange, wie ſeiner ganzen Haltung an, daß er in dieſem Lande, wenn nicht geboren, doch zu Hauſe ſey.

„Der iſt's! der mit dem ſchwarzen Schnurrbart!“ rief der Runner zweien Poliziſten zu, die an der Ecke ſtanden, und ohne Zweifel von ihm ſchon früher dahin beſtellt worden waren. Im Nu ſtanden die Poliziſten vor den zwei Jünglingen.

„William Mour,“ ſagte der Eine, „ich verhafte Euch als Deſerteur.“ Der junge Mann erblaßte im ganzen Geſichte; doch verlor er die Faſſung nicht.

„Zeigt mir Euren Verhaftsbefehl,“ erwiederte er dem Poliziſten. Und dieſer griff in die Taſche und holte den Warrant hervor; William (denn er war es wirklich) las ihn durch und gab ihn dann zurück. „Mein Schickſal muß ſich doch erfüllen,“ ſagte er zu ſeinem Vetter, der neben ihm ſtand, und im Anfang nicht recht wußte, was der Vorfall bedeuten ſollte, da er der engliſchen Sprache nicht mächtig war. „Sage meinem Vater, wie es mir ergangen, denn die Strafe des Deſerteurs überlebe ich nicht.“

Mit dieſen Worten ſchleuderte er den Einen der Polizeioffizianten zu Boden und würde es mit dem Andern wohl ebenſo gemacht haben, wenn dieſe nicht im ſelben Moment Hülfe erhalten hätten. Es ſtanden nämlich noch wohl ein halbes Dutzend Polizeidiener in der Nähe, wie immer bei der Abfahrt eines Dämpfers. Zwar ſtemmte ſich William auch gegen dieſe Uebermacht und vielleicht wäre er richtig entkommen, wenn ihn nicht Einer der Offizianten mit ſeinem Knüttel über den Kopf gehauen hätte, daß er zuſammenſtürzte. Nunmehr hoben ihn die Polizeidiener auf und trugen ihn an den nur ein paar Schritte entfernten Strom, wo ſchon ein Nachen bereit lag.

Dieß Alles war das Werk eines Augenblickes und dauerte kaum ſo lange, als wir brauchten, es zu erzählen, denn die New-Yorker Polizei iſt flink bei der Hand, wo es ein Fanggeld giebt. Zwar hatte auch der Begleiter William's ſeinen Knotenſtock erhoben, um ſeinem Vetter beizuſtehen, allein im Momente, wo er dreinſchlagen wollte, hemmte ihm ein Nebenſtehender mit den Worten den Arm: „Macht Euch nicht unglücklich, junger Mann, und begeht keine Widerſetzlichkeiten.“

Indem hatte ſich der Herr mit der Dame Bahn gebrochen. „Er iſt's! Er iſt's!“ hatte dieſe ausgerufen, als ſie William's anſichtig geworden war, obgleich ihr nur eine Sekunde Zeit blieb, ihn zu betrachten. Sie drängte ſich mit ihrem Begleiter vorwärts und ſchob alle Umſtehenden — und deren ſind bei einem ſolchen öffentlichen Auftritte nie wenige — zur Seite, als ob es ihr Leben gälte, den Gefangenen noch zu erreichen, ehe er in den Nachen gehoben wurde.

„Ein Boot!“ rief der Begleiter der Dame, als er ſah,

daß ſie zu ſpät gekommen waren. Im Augenblicke waren ihrer ein halb Dutzend bereit. Um Geld haben die Leute Flügel in New-York.

„Sey ruhig, Anna,“ ſagte er zu ſeiner Begleiterin, als ſie in's Boot ſtiegen, „wenn er's wirklich iſt, ſo iſt er in zehn Minuten frei und in unſern Armen.“ Er ſagte dieß in deutſcher Sprache. Kaum hörte der Vetter William's deutſche Laute, ſo ſprang er, ohne viel zu fragen, in's Boot nach.

„Um Gotteswillen, nehmt mich mit, wenn Ihr Antheil an meinem Vetter nehmt!“

Der Däne, denn er war es, wie der Leſer längſt errathen hat, nickte ihm zu und das Boot ſtieß vom Lande.

„Nach Governors-Island,“ commandirte der Däne.

Governors-Island iſt eine kleine Inſel mitten in der Bay von New-York, gerade vor dem Zuſammenfluß des Nord- und Eaſtriver, und gleichſam der Vorpoſten zu dieſer großen Handelsſtadt.

Die ganze Inſel iſt befeſtigt und mit einer Maſſe von Feuerſchlünden verſehen, um alle und jede Schiffe, die es wagen würden, ohne Erlaubniß der Regierung in den Hafen einzufahren, in den Grund zu bohren. Auch in Friedenszeiten iſt eine kleine Beſatzung da, gleichſam der Kern einer größeren, und alle Deſerteure, die man im Staate New-York fängt, müſſen vor den Commandanten der Feſtung geführt werden, um hier ihr Urtheil zu empfangen.

Das Boot ſchoß wie ein Vogel in den Strom hinaus; aber der mit dem Gefangenen beladene Nachen hatte doch einen ſo bedeutenden Vorſprung, daß an ein Einholen nicht mehr zu denken war. Nur wenige Worte wurden auf der Fahrt gewechſelt.

„Iſt der Name Eures Freundes William Mour?“ fragte der Däne.

Natürlich beantwortete der Vetter William's die Frage bejahend.

„Weßhalb wurde er verhaftet?“ war die weitere Frage.

„Wegen Deſertion,“ lautete die Antwort.

„Gott ſey Dank, dann iſt er gerettet.“

Ein tiefer Seufzer erleichterte die Bruſt Anna's.

„Aber nun ſagt mir, wer Ihr ſeyd, daß Ihr ſo tiefen Antheil an meinem Vetter nehmt,“ fragte nun der Deutſche ſeinerſeits.

„Wir ſind zwei Geſchwiſter,“ erwiederte der Däne mit tiefem Gefühl, „die dem William Mour durch Gottes Fügung ihr Leben und ihre Ehre verdanken, und die ſeit vielen Monaten darnach ſtreben, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“

Der Nachen ſtieß an's Ufer; die Drei ſprangen an's Land.

„Wartet, bis wir zurückkommen,“ ſagte der Däne zu dem Schiffer, indem er ihm ein Goldſtück in die Hand drückte.

Sie gingen der Commandantur zu. Eine Ordonnanz führte ſie in's Vorzimmer, ſie zu melden.

„Verlangt augenblickliche Audienz in Sachen des Deſerteurs William Mour,“ rief der Däne der Ordonnanz nach.

In wenigen Minuten ſtanden ſie vor dem Commandanten. Derſelbige ſaß an ſeinem Schreibtiſch und unterſchrieb eben einen Befehl. Auf der Seite ſtand William Mour zwiſchen zwei Schildwachen. Er ſah todtesblaß aus und ſeine Augen ſuchten den Boden. Die andere Seite nahmen die Poliziſten und der frühere Marinelieutenant ein.

„Hier habt Ihr Eure Anweiſung an den Schatzmeiſter,“

ſagte der Commandant, dem Runner und Deſerteur-Fänger ein Papier überreichend, und ihn zugleich mit tiefer Verachtung muſternd. „Verdammter Schurke,“ murmelte er zwiſchen den Zähnen.

Die Poliziſten und der Runner entfernten ſich, um den Sündenlohn einzukaſſiren. Wie ſie jedoch an der eben eingetretenen Geſellſchaft vorbeigingen, trat der junge Deutſche vor und beſah ſich den früheren Lieutenant von Kopf bis zum Fuße. „Die Phyſiognomie will ich mir merken,“ ſagte er halblaut, „und wenn ſie mir einmal wieder in den Weg kommt, ſo will ich ſie auch zeichnen.“

Der Commandant war aufgeſtanden.

„Wenn Sie in Sachen des William Meur kommen, ſo kommen Sie zu ſpät,“ ſagte er, „derſelbe hat bereits die Identität ſeiner Perſon zugeſtanden.“

„Und doch dürfte ich nicht zu ſpät kommen,“ erwiederte der Däne, ein Papier aus der Taſche ziehend, „denn ich habe hier ſeine vollſtändige Begnadigung.“

Zugleich überreichte er dem Commandanten das Dokument.

Regungslos, gleich einer Bildſäule, war bisher William Meur dageſtanden. Nur ſeine zuckenden Geſichtsmuskeln verriethen, was in ſeinem Innern vorgieng. Jetzt trat Anna auf ihn zu und ergriff ihn bei der Hand. Auf einen Wink des Commandanten zogen ſich die Schildwachen zurück.

„Kennſt Du deine Anna nicht mehr?“ flüſterte das ſchöne Mädchen. Da löſten ſich die Bande im Innern des ſchwer geprüften Mannes und Thränen entſtürzten ſeinen Augen, die erſten, die er ſeit Jahren vergoſſen. „Meine Anna,“ ſchluchzte er und unbekümmert um Alles ſchlang er ſeine Arme um ſie und drückte ſie an ſich, um ſie nie mehr loszulaſſen.

Der Commandant hatte inzwiſchen das Dokument, das mit dem Staatsſiegel verſehen und ein in aller Form Rechtens ausgeſtellter Pardon war, durchgeleſen und ſteckte es in ſeine Bruſttaſche.

„Bei Gott,“ ſagte er, auf die Gruppe ſehend, „wenn mir je ein Pardon Freude gemacht hat, ſo iſt es dieſer. Verdammt, ich glaube gar, meine alten Augen können auch noch feucht werden!“ — „Junger Mann,“ ſetzte er dann mit Würde hinzu, „ich gratulire Euch zu Eurer Freiheit; Ihr habt Euch, wie ich aus dem Pardon erſehen habe, wie ein ächter Soldat geſchlagen, und wenn ich recht vermuthe, ſo habt Ihr den Lohn Eurer Tapferkeit bereits gefunden.“

Dabei ſchüttelte er ihm, wie den Andern, derb die Hand und auch die Anna entzieng ſeinem Händedrucke nicht.

William war frei, in wenigen Minuten hatte der Commandant das Certifikat ausgefertigt. — Wie er jedoch aus der Commandantur heraus- und in das Boot hineinkam, das ſie Alle an's Feſtland zurückruderte, wußte er ſpäter nicht mehr zu ſagen. Er wußte nur, daß er ſelig war!

„Aber nunmehr fort an den Dock,“ trieb der Däne, „ſonſt verſäumen wir das Dampfboot nach Savannah, und dieß Land hier brennt mir unter den Sohlen!“

„Halt! Nur einen Augenblick!“ rief jedoch der junge Deutſche, der Vetter William's. Er hatte ſo eben den ehemaligen Marinelieutenant erblickt, wie er zwiſchen den Bäumen der Battery dahinſchlich. Offenbar war er auch ſo eben von Governors-Island herübergekommen, nachdem er die zwanzig Thaler Fanggeld einkaſſirt und mit ſeinen Helfershelfern getheilt hatte. Den Schurken ſehen und auf ihn zuſtürzen, war nur

Ein Moment. Und im selbigen Augenblick schon tanzte sein Stock lustig auf dem Rücken des Erbärmlichen. „Das ist für die Angeberei, und das für die Brutalität, und das für dein Schurkenantlitz," rief er, immer zuschlagend. Der Runner ergriff die Flucht, so schnell er konnte, aber eine ganze Strecke Wegs verfolgte ihn der Deutsche und mit jedem Schritt fiel ein neuer Hieb. „Hurrah! drauf!" schrieen die Burschc, die immer in der Battery herumschlendern und an Nichts eine größere Freude haben, als wenn ein Feigling tüchtig durchgebläut wird. Endlich jedoch glückte es dem Elenden zu entkommen und keuchend eilte der Deutsche zu seinen Freunden zurück.

„Wahrhaftig," sagte jetzt der Däne, der dem Vorgang nicht ohne Vergnügen zugesehen hatte," wahrhaftig, nunmehr ist's die höchste Zeit an Bord zu gehen, sonst kommt uns die Polizei noch einmal auf den Hals."

Sie eilten dem George-Law zu und eine Viertelstunde darauf befand sich das stolze Schiff schon in vollem Laufe die Bay hinaus auf dem Wege nach dem Süden. — Unter den fünfhundert Passagieren trug es wenigstens vier Glückliche!

Das Ende kann der Leser errathen.

III.

Der Hochzeiter wider Willen.

Das Jahr fünfundvierzig war ein gutes Jahr für die Wirthe in New-York, denn es kamen gar Viele von Deutſchland hinüber, denen es dort nicht mehr recht gefallen wollte. Ob es ihnen nachher in Amerika beſſer gefiel, kann ich wahrhaftig nicht ſagen. Der Menſch iſt ſelten ganz zufrieden, er mag ſein, wo er will, und außerhalb dem Vaterlande iſt's Einem am wenigſten wohl, wenn man auch ſo thut, als wäre man ganz zufrieden. So wird's auch den meiſten von dieſen Einwanderern ergangen ſein. Von Einem aber, der anno fünfundvierzig mit herüber kam, kann ich wenigſtens ſagen, daß er ſich gut gebettet hat, ob's gleich nicht ſein Verdienſt war, ſondern nur der reine Zufall. Für Hundert Andere iſt das ſchon ſchlecht und zum Unheil ausgefallen, was ihm zum Heile diente, oder ihn wenigſtens zum Wohlſtand führte. Ich will einmal die Geſchichte erzählen, vielleicht dient ſie Manchem zur Lehre.

Der Peter Huth aus Bühl im Badiſchen, da wo der gute Wein wächst, der ſich faſt mit dem franzöſiſchen Burgunder meſſen kann, war ein recht ſchmucker und beſonders ein handfeſter Burſche. Er war nicht gerade hoch und ſchlank gewachſen, dafür aber breit über die Bruſt und unterſetzt und mit ſo derben Gliedmaßen verſehen, daß ihm nicht leicht Einer ge-

wachſen war, und wenn er auch zehn Zoll mehr maß. Seinem Geſicht merkte man wohl an, woher er ſtammte, aus dem Weingäu nämlich, weil alle die Weingäuer mit friſchen rothen Wangen herumlaufen, und nicht mit ſo blaſſen, ſpitznaſigen Ausluzern behaftet ſind, wie die Waſſer- und Theetrinker. Auch liebte er in der That einen guten Schluck, und ich dachte oft: „Peter, Peter, wie wird's dir ergehen im Lande Amerika, wo der ächte Wein gar theuer und ſelten zu haben, der ſchlechte, nachgemachte aber, wenn auch billig, doch ſogar geſchenkt zu theuer iſt, weil er in Bälde in's Grab führt.“ Doch — er hat's ſo weit gebracht, daß er ſich einen Schluck Aechten gönnen kann und nicht blos hie und da, ſondern alle Tage.

Er war ein Metzger von Profeſſion und liebte ſein Handwerk ſehr, wahrſcheinlich ſchon deßwegen, weil er es aus dem Fundament verſtand; denn was Einer recht gelernt hat, zu dem hat er auch eine Zuneigung für ſein Leben lang. Es hätte auch kein Handwerk beſſer für ihn gepaßt, denn wenn er ein feineres ergriffen hätte, z. B. das Schreinerhandwerk, ſo hätte er vielleicht die ſchönſten Möbel mit Einem Griff zertrümmert, ſo feſt faßte er an. Sagten ihm doch ſeine Kameraden nach, daß er einmal einen ſchweren Ochſen, der in voller Wuth durchgegangen war, an den Hörnern packte und durch Einen Schlag ſeiner Fauſt auf den Vorderkopf wie todt niederſtreckte! Solche Burſche erzeugt doch Amerika nicht, nicht einmal im Weſten drin, wo doch noch doppelt und dreifach ſo viel Kraft in den Menſchen ſteckt, als in den ausgearteten, entnervten Bewohnern der Städte des Oſtens.

Der Peter war alſo Metzger oder vielmehr Butſcher von Profeſſion. So muß ich wohl ſprechen, damit mich die Deut-

ſchen in Amerika auch verſtehen, denn wenn Einer dort ſagen würde „Metzger," ſo würden Hunderte gar nicht wiſſen, was er meint, ſo ſehr ſind ſie an das Amerikaniſch-Deutſche gewöhnt! Er fand auch gleich in den erſten acht Tagen eine Stelle bei einem Shopbutſcher, was, die ſchnelle Anſtellung nämlich, nicht Jeder von ſich rühmen kann. Was aber ein Shopbutſcher iſt, muß ich den Leſern in Deutſchland doch wohl erklären, ſonſt kommt ihnen das Ding wie ein böhmiſches Dorf vor.

In New-York, wie in allen großen Städten Amerika's gibt's dreierlei Arten von Metzgern: Holesalebutcher, Marketbutcher und Shopbutcher. Der Holeſalebutſcher iſt der Engroshändler, der nur ganze-Ochſen-weiſe oder höchſtens „nach Vierteln" verkauft und die Kälber und Schweine und Hämmel dutzendweiſe losſchlägt. In New-York kann nämlich der Metzger nicht in's „Gäu" fahren und ſich da ſeinen Bedarf zuſammenkaufen. Wenn's ſo zuginge, ſo wäre die Stadt in wenigen Tagen ausgehungert. Man braucht nämlich da alle Tage ohne Unterſchied tauſend und noch mehr Ochſen, ohne die Stiere und Farren und Kühe, und im ſelbigen Verhältniß auch Schafe und Lämmer und Hämmel und Schweine und Kälber. Der ganze Staat New-York, und der iſt doch ſo groß als Bayern, Württemberg, Baden und Heſſen zuſammen, kann das nicht erzeugen, was dieſe einzige Stadt conſumirt; denn es wird auch gar Vieles von dem Fleiſch geräuchert und geſalzen und in große Fäſſer verpackt und auf die See geſchickt zur Mahlzeit für die Matroſen und andere Seefahrer. So kommt alſo das Vieh viele hundert Meilen weit her aus den Staaten Ohio Indiana und Illinois und noch weiter; damit es aber kommt, müſſen Großhändler da ſein, die es aufkaufen laſſen und auf

die großen Viehmärkte in New-York treiben. Da kann nun Jeder kaufen, wer Luſt hat. Es kauft aber nicht Jeder, denn nicht Jeder hat ein Haus oder einen Hof oder eine Scheune, wo er die Ochſen und Schweine abthun und ſchlachten kann. Es hat auch nicht Jeder ein paar Tauſend Dollars baar Geld daliegen, um das Vieh *triebweiſe* von den Lieferanten zu kaufen. Darum ſind die ſogenannten Holeſale-Butſcher da. Die haben ihre eigenen Schlachthäuſer und ihre eigenen Leute zum Schlachten und Herrichten der Thiere, was man Treſſen nennt, gerade wie man's auch „Treſſen" nennt, wenn ein Fräulein zum Balle hergerichtet wird, oder wenn ein Garçon in den Hochzeitsfrack ſchlupft. Da wird nun der Ochſe ausgenommen und abgehäutet, und in vier Viertel zerlegt und ebenſo das Kalb und das Schaf. Und dann kommen die *kleinern* Metzger, die einen offenen Laden oder *Shop* in der Stadt halten, und kaufen ſich Portionenweiſe ein, was ſie brauchen. So ſind ſie nicht genöthigt, ein großes Stück Geld auf einmal hinzulegen und haben zugleich den Vortheil, alle Tage friſch Fleiſch zu haben. Die *Shopbutſcher* ſind alſo die *Kleinkrämer*, die das Fleiſch Pfundweiſe an ihre Kunden abgeben und ſie ſind es wieder, die gewiſſe Sorten in Würſte und Preßköpfe und dergleichen verwandeln. Auch führen ſie *alle* Sorten von Fleiſch, Schweinefleiſch gerade ſo gut als Ochſenfleiſch und Hammelsrippchen ſo gut als Kalbsſchlegel. Der Marketbutcher oder Marktbutſcher endlich iſt halb Kleinkrämer, halb Engroshändler. Er hat *nur* auf einem der großen öffentlichen Märkte feil und führt meiſt nur *Eine* Sorte von Fleiſch, entweder Ochſenfleiſch, oder Schweinefleiſch, Kalbfleiſch oder Hammelfleiſch. Er kauft ſeine Waare meiſt unmittelbar von den *Viehmärkten* aus

den Händen der Lieferanten oder auch von den Schiffen, die mit todten Säuen und Ochsenvierteln beladen, den Hudson herunterschwimmen (was aber im Sommer der Wärme wegen nicht thunlich ist), und verkauft wieder zehn und zwanzig Pfundweise, Schlegelweise, Stückweise, Halbschafweise!

So, jetzt kennt der Leser die verschiedenen Sorten von Metzgern in New-York und er weiß nun auch, zu welcher Art Mann der Peter kam, als er von einem Shopmetzger als Bursche eingestellt wurde. Der Boß oder Meister war ein Amerikaner und konnte kein Wort deutsch. Weil nun der Peter kein Wort englisch konnte, so hätte das eine schöne Wirthschaft zusammengegeben, wenn nicht noch ein Metzgersbursche dagewesen wäre, der auch ein Deutscher, aber schon lange genug im Lande war, um das Englische zu verstehen. Der machte also die Mittelsperson und gewissermaßen den Lehrherrn an unserm Peter.

Lernen, frisch lernen muß nämlich Jeder, wenn er nach Amerika kommt, und auch der, welcher sein Handwerk aus dem Fundament versteht, muß sich dazu bequemen, noch einmal von vorn anzufangen. Natürlich ist's nicht so, wie wenn er noch gar *Nichts* verstünde; im Gegentheil, er versteht vielleicht so viel, als der Boß oder Meister in New-York; aber das Handwerk wird halt *auf eine andere Art* umgetrieben, und diese neue Art muß gelernt werden. Das fand auch der Peter, denn er schüttelte im Anfang oft den Kopf, weil der Ochse wie das Schwein, und alles andere Gethier so *ganz anders* zerlegt wurde, als bei ihm zu Hause. Noch mehr schüttelte er den Kopf über die verschiedenen Fleischpreise, denn in New-York hat fast jedes Stück Fleisch von demselbigen Thiere einen andern Preis. Er aber war von Deutschland her gewohnt, das Ochsenfleisch

vom ganzen Ochſen, es mochte ein Stück ſein, welches es wollte, zum nämlichen feſtgeſtellten Preiſe zu verkaufen und eben ſo das Kalbfleiſch und dergleichen mehr. Bald aber fand er doch aus, daß der hintere Kalbsſchlegel mehr werth iſt, als der vordere, daß das Lammfleiſch beſſer ſchmeckt, als das Schaffleiſch, und daß man mit einem Lendenſtück vom Ochſen weiter reicht, als mit einem Halswirbelſtück. Somit ſchickte er ſich darein, für die verſchiedenen Sorten am nämlichen Thiere verſchiedene Preiſe zu fordern, und oft ſo verſchieden, daß die eine Sorte, die vom beſten Stück, dreimal ſo hoch bezahlt wurde, als die vom ſchlechteſten, ſehnigſten und knorpeligſten. Auch die Namen der verſchiedenen Stücke und Sorten lernte er bald, und konnte ſchon nach vierzehn Tagen das gewöhnliche Soupbeef (Suppenfleiſch) von Beefsteak (Beefſteck) und das Porterhouse-steak (den feinſten Roſtbraten) vom Surloin (Lendenſtück) unterſcheiden, und die Leute nach Wunſch damit bedienen. Ueberhaupt war er ein ſo geſchickter Metzger von Hauſe aus, daß er ſich in Alles ſchnell fügte und der Boß nach vier Wochen mit ihm ſo zufrieden war, daß er ihm von ſelbſt mit dem Lohne aufſchlug.

Nur mit dem Engliſchen wollte es nicht recht vorwärts gehen. Die vertrackte Sprache mit dem ziſchenden Tone, wo die Leute mit einander converſiren, ohne den Mund aufzumachen, — die wollte nicht in ihn hinein! Und doch beſtand der größte Theil der Kunden aus Amerikanern! Wie nun mit denen zurecht kommen? Denn natürlich beſtand ſein Hauptgeſchäft darin, die Kunden zu bedienen. Doch nach acht Wochen ging auch das ſo leidlich. Er verſtand wenigſtens die Kunſtausdrücke ſeines Handwerks und wenn Einer oder der Andere

zwei Pfund Mutton (Hammelfleiſch) verlangte, ſo gab er kein Veal (Kalbfleiſch) oder gar Pork (Schweinefleiſch) her. Im Gegentheile er bediente alle nach Wunſch, und — im Aufſchneiden und Zerſägen des Fleiſches und im Auswiegen deſſelben war er bald ſo gewand, daß ihn Keiner darin übertraf. So kam es denn, daß ſich die Kunden ſogar lieber an ihn wandten, als an den älteren Burſchen, der doch das Engliſche gut verſtand, und beſonders das weibliche Geſchlecht hielt ſich faſt durchaus an den Peter, der zwar nicht viel oder faſt gar Nichts ſprechen konnte, der aber um ſo gewandter ſich drehte, und deſſen Blicke das ergänzten, was der Mund nicht auszudrücken vermochte. Dieß Alles ſah natürlich der Boß wohl und freute ſich des rührigen Burſchen. So kam es denn ganz von ſelbſt, daß, als der Meiſter in einer andern Straße noch einen zweiten Shop oder Metzgersladen errichtete (in New-York kann Einer deren zehn errichten, wenn er Luſt und Liebe dazu hat, kein Menſch verwehrt's ihm), und den ältern deutſchen Knecht, der ſchon lange bei ihm war und das Geſchäft aus dem Fundament kannte, dorthin als eine Art Verwalter ſetzte, — daß, ſage ich, der Peter in dieſem Shop erſter Knecht wurde, und ſomit faſt ganz allein die Kunden zu verſehen hatte, wenn der Meiſter, was oft und viel der Fall, nicht präſent war. Ja ſogar den Boß ſelbſt mußte er bald darauf ſpielen und vorſtellen, dieweilen dieſer krank wurde und auf einige Wochen das Bett hüten mußte.

Das Ding wäre nun ganz gut gegangen und ging auch inſoweit ganz gut, wenn nur die Liebe nicht in's Spiel kam. Eigentlich nicht die Liebe, ſondern nur ein Mädchen, das verliebt war, und — die haben ſchon viel Unheil angerichtet!

Das ging aber ſo zu:

Unter den vielen weiblichen Kunden, welche den Shop beſuchten, war auch ein Mädchen, das immer beſonders freundlich gegen den Peter that. Das Mädchen war jung, von feiner Geſtalt und einem noch feineren Geſichtchen. Zwar in Beziehung auf den Teint konnte ſie ſich nicht mit einer deutſchen Dirne in Wettſtreit einlaſſen, denn ſie war blaß, wie eine weiße Roſe; aber ihre braunen Augen funkelten ſo hell und klar, daß ſie Einem faſt in's Herz hineinſahen. Es war eine Amerikanerin und offenbar guter Leute Kind, wie Einer im Augenblicke merken konnte, der ein Bischen Lebenserfahrung, d. h. amerikaniſche Lebenserfahrung hatte. Denn, wenn zwar auch in New-York die Dienſtmädchen gerade auf dieſelbe Weiſe und oft ſogar noch beſſer und reicher gekleidet ſind, als die Herrſchaft, ſo iſt doch ein gewiſſes Etwas da, an dem man gleich merken kann, ob's eine Herrin iſt oder eine Dienerin. Der Gang iſt anders, die Sprache iſt anders, das ganze Auftreten iſt anders. Ueberdieß gibt's nur ſehr wenige, ja faſt gar keine amerikaniſche, d. h. von amerikaniſchen Eltern geborne Dienſtmädchen, wenigſtens in den Städten des Oſtens nicht und ebenſowenig in den größeren Städten des Weſtens und Südens. Die Dienſtmädchen ſind faſt alle, ohne Ausnahme, Deutſche oder Irländerinnen, Engländerinnen oder Franzöſinnen, und die ſind leicht von den eingebornen Amerikanerinnen zu unterſcheiden. Das Alles hätte der Peter recht wohl wiſſen oder merken können, wenn er nur von der Sprache mehr verſtanden hätte; denn auf den Kopf gefallen war er gerade nicht. Allein was ging's ihn an, ob das Mädchen eine Amerikanerin war oder nicht? Er bekümmerte ſich nichts darum und fragte auch nichts

darnach; das Mädchen aber bekümmerte ſich um ſo mehr um ihn.

In Amerika iſt's nämlich Sitte, daß die Herrſchaft, wenn nicht jeden Tag, ſo doch die und da ſelbſt auf den Markt oder in die Läden geht und die Viktualien einkauft. Man überläßt das Ding nicht ſo unbedingt den Dienſtboten, wie in Deutſchland, denn man will ſich doch von Zeit zu Zeit überzeugen, was die Sachen koſten, man will ſelbſt ausleſen und wiſſen, ob die Dienſtboten an den ihnen anbefohlenen Orten einkaufen oder nicht. So kam auch das Mädchen, von dem wir ſprechen, im Anfang nur hie und da in den Metzgersladen, in welchem der Peter fungirte. Nach und nach aber kam ſie öfter, und endlich blieb ſie keinen Tag mehr aus. Ein Blinder hätte am Ende merken können, warum ſie kam und — blind war der Peter denn doch nicht!

Es war wirklich ein recht ſchönes Mädchen und Eines, dem man die Entſchloſſenheit und den Verſtand im Geſicht anſah. Der Peter hatte einmal Gnade in ihren Augen gefunden und — es war auch kein Wunder, denn wenn er ſo in ſeinem friſchgewaſchenen Hemdte — und auf friſche Wäſche hielt er was — mit aufgeſtülpten Aermeln, daß man die prächtigen, ſehnigten Arme ſah, im Laden herumhantirte, ſo war es eine wahre Luſt, ihm zuzuſehen. Wie viel mehr noch für eine Amerikanerin, die an ihren Brüdern und Vettern nichts ſehen kann, als Spindelbeine von Waden, und Haſelnußſtecken von Schenkeln, und Federkiele von Armen! Die Natur läßt ſich einmal nicht verleugnen und wenn ein Weib Gefallen an einem Manne findet (oder umgekehrt), ſo iſt's

nicht immer blos der Geiſt und das Gemüth, welches anzieht, ſondern auch der Körper und die Geſtalt. Wenn daher das Mädchen in den Thor kam, ſo war es doppelt freundlich, und verwandte kein Auge von dem Peter. Es lächelte ihm zu und nickte ihm zu und ſprach auch mit ihm; aber — leider, die vertrackte Sprache! Der Peter verſtand wohl, was für Fleiſch ſie wollte und bediente ſie auch äußerſt freundlich und zuvorkommend, aber — antworten konnte er ihr nicht, da er erſtens nicht verſtand, was ſie ſonſt noch an ihn hinwelſchte, und zweitens, wenn er's auch verſtanden hätte, doch keine Worte zur Erwiederung hätte auftreiben können, denn das Engliſch-Sprechen gieng noch weniger, als das Engliſch-Verſtehen. So war denn die einzige Antwort des Peter auf alle ihre freundlichen Anſprachen immer die Eine und Dieſelbe, nämlich: Yes. Er hätte zwar zur Abwechslung auch hie und da „No“ ſagen können, was Nein auf deutſch heißt, aber er wollte nicht, weil er dachte das Yes (oder Ja) ſey höflicher, und jedenfalls hier beſſer angewandt. Unempfindlich war nämlich der Peter durchaus nicht. Im Gegentheil, das Mädchen gefiel ihm recht gut und noch mehr gefiel es ihm oder ſchmeichelte es ihm vielmehr, daß das ſchöne Kind ihm offenbar den Hof machte. Er erwiederte daher Freundlichkeit mit Freundlichkeit und Zunicken mit Zunicken. Weiter aber kam es nicht zwiſchen ihnen und — der Peter war ſo weit entfernt, an Liebe oder gar Heirath auch nur zu denken, daß er noch nicht einmal den Namen des Fräuleins zu erfahren geſtrebt hatte, viel weniger etwas von ihren ſonſtigen Verhältniſſen wußte oder wiſſen wollte.

So ſtanden die Sachen bis etwa in die Mitte des

Auguſt ſelbigen Jahres, d. h. bis zum 16ten, um's ganz genau zu ſagen. Der Peter war gewohnt, ein paar Mal in der Woche zu einem Landsmann zu gehen, der zugleich eine große Weinwirthſchaft hatte. Dieſer bekam nun zur Probe von einem Weinhändler draußen im Badiſchen ein kleines Fäßchen Affenthaler, ächten zweiundvierziger Affenthaler. Das war eine große Freude für den Wirth und eine noch größere für die Landsleute, die er nach des Abſenders Wunſch dazu einladen ſollte. Unter die, ſo er einzuladen hatte, gehörte auch der Peter Huth, und er hatte es ihm ſchon den Tag zuvor melden laſſen. D'rum ſtand der Peter heute auch mit doppelt freundlichem Geſicht im Laden und es gieng ihm dabei aus der Hand, wie wenn er ſtatt zweien, ſechs Arme hätte. Ja ſogar im Engliſchreden verſuchte er ſich heute hie und da, was ihm nie paſſirte, als nur wenn er bei ganz beſonders guter Laune war; denn ſonſt immer und gar vollends, wenn ihm was im Kopfe herumgieng, ſchimpfte er gewaltig auf die Sprache der Eingebornen, natürlich aus keinem andern Grunde, als weil es ein Gut war, das er nicht beſaß. Wie nun heute das junge Mädchen oder Fräulein ſich zeigte und wie gewöhnlich ſchon von weitem ihm zunickte, da nickte er nicht blos freundlich wieder, ſondern er ſprach ſie ſogar an und zwar engliſch an. „How do you do, Miss?" ſagte er, d. h. auf deutſch, „wie befinden Sie ſich." Es war das erſte Mal, daß er ſie anredete, das erſte Mal, daß er ihrem Gruße faſt zuvorkam! Ihre Augen glänzten vor Vergnügen und ſie lachte ihm ſo herzlich zu, daß er unwillkührlich ihre Hand nahm und ſie kräftig drückte. Es war zufällig gerade Niemand im Laden und ſo konnte er ſich dieſe Freiheit ſchon nehmen.

Treiben doch ſonſt die Burſche, welche die Mädchen in den Metzgerläden mit ihrem Fleiſchbedarf verſehen, noch ganz andere und derbere Späße! — Das Mädchen nahm auch ſeinen Händedruck nicht im Geringſten übel, ſondern im Gegentheil, ſie vergaß es ganz, ihre Hand zurückzuziehen. So ſtanden ſie einige Zeit vor einander und ſchauten einander in die Augen und ſprachen keine Sylbe, und vielleicht würden ſie noch ſo daſtehen, wenn nicht die Ladenthüre aufgegangen und ein Herr hereingetreten wäre. Der Herr war dem Peter wohlbekannt, dem Geſicht nach nämlich, weil er hie und da zu ſeinem Boß oder Meiſter kam, in Geldgeſchäften. Wie er hieß, wußte er zwar nicht, aber das wußte er, daß es ein reicher, reicher Mann war, der wenigſtens ſeine zehn Häuſer in New-York beſaß. War er aber reich wie Cröſus, ſo mangelten ihm dafür andere Vorzüge; denn ſo jung er noch war, vielleicht noch keine dreißig, ſo fehlten ihm doch ſchon die Vorderhaare auf dem ſchmalen Haupte und die dürren Beine ſchlotterten in den Hoſen, wie wenn für keinen Groſchen Fleiſch d'rauf läge. Von Hüften und Bruſt war ohnehin keine Rede, ſondern es gieng Alles vom Halſe an ganz gleichmäßig herunter, wie an einem Brette. Das Geſicht wie der Körper hatte ganz den Typus eines abgelebten Amerikaners, wie man ſie zu Tauſenden in New-York herumwandeln ſieht, ſo daß es für einen Uneingeweihten oft ſchwer hält, den Einen von dem Andern zu unterſcheiden. Der Mann alſo trat in den Laden und war nicht wenig verblüfft, als er das Fräulein und den Metzgersburſchen ſo vertraulich neben oder vielmehr vor einander ſtehen ſah. Sonſt, wenn er kam, fragte er den Peter nur ganz kurz: „Master Jones at home?“ d. h. auf

deutſch: „iſt Herr Jones (ſo hieß der Boß des Peter) zu Hauſe,“ und auf das Letzteren Yes oder No gieng er entweder wieder fort oder die Stiege hinauf. Dießmal aber vergaß er ſeine Frage gänzlich und ſchaute nur unverwandt auf das Mädchen. Dieſes jedoch kam nicht im Geringſten in Verlegenheit, obgleich es ein klein, klein wenig erröthete, ſondern grüßte den reichen Mann, wie einen alten Bekannten, aber doch nicht wie Einen, den man gerne ſieht, ſondern wie Einen, den zu grüßen die Convenienz gebietet. Der reiche Mann wurde durch dieſen Gruß auf einmal geſchmeidig und beweglich; der Zwiſchenraum zwiſchen ſeiner Naſe und dem Mund, der ſonſt (wie bei den meiſten Amerikanern) faſt eine halbe Spanne betrug, verringerte ſich zuſehends, je mehr er den Mund in ein grinſendes Lächeln verzog; er gab dem Fräulein die Hand, wie es in Amerika Sitte und Brauch iſt, und die Beiden ließen ſich jetzt in ein Geſpräch ein, ohne von unſerem Peter die geringſte weitere Notiz zu nehmen. Inzwiſchen ſchnitt dieſer die Fleiſchſorten zurecht, welche das Fräulein ſtets mitzunehmen gewohnt war, und packte ſie in deren Korb. Er horchte, was er konnte, um Etwas von dem Geſpräche der Beiden zu verſtehen; ja zehn Thaler hätte er gegeben, wenn er wirklich Alles verſtanden hätte; aber — das war rein vergebliche Mühe. Nur ſo viel merkte er, daß der reiche Herr, der ſonſt den Vornehmen und Ariſtokraten gegen Jedermann ſpielte, gegen das Fräulein, welches Peter bisher wie jedes andere Mädchen, das in den Laden kam, behandelt hatte, oder das er wenigſtens bisher für nichts *Beſonderes* anſah, wenn es ihm auch vielleicht beſſer gefiel, als ein Anderes, — daß, ſage ich, der reiche Herr ganz demüthig und unterwürfig gegen das Fräulein

war, während umgekehrt das Letztere nunmehr die Rolle der „Uebermüthigen und Vornehmen“ spielte. So schien es wenigstens dem Peter. Doch er hatte nicht lange Zeit zum Nachdenken; es kamen andere Kunden und das Fräulein verließ den Laden, nicht jedoch ohne dem Peter zuvor so freundlich, wie immer, zugenickt zu haben. Auch der reiche Herr verließ den Laden mit ihr und war sogar so überaus höflich, daß er dem Fräulein den Korb trug, was die junge Dame als etwas ganz Natürliches anzunehmen schien. Auch den Arm bot er seiner Begleiterin, aber diesen nahm sie nicht an, wie der Peter ganz deutlich bemerkte, sondern sie hüpfte nur so nebenher, neben dem reichen Amerikaner nämlich, wie ein Rehlein neben einem lahmen Karrengaule.

Einige Minuten lang wußte der Peter nicht, was er daraus machen sollte, aber — was gieng ihn die ganze Geschichte an, dachte er? Was gieng ihn der reiche Dürrbein an und was die braunäugige Gazelle? So schüttelte er sich die Sache aus dem Kopfe, und Abends, als er sich mit den Andern pflichtlich bei dem Wirthe einstellte, zu dem Fäßchen Affenthaler nämlich, da hatte er jedenfalls allen und jeden Gedanken sowohl an das schöne Mädchen als auch an den reichen, jungen Greis aufgegeben; denn die Einzelnheiten, die ich bisher erzählt und später noch erzählen werde, die habe ich erst lange nachher erfahren.

Die badischen Landsleute saßen also am selbigen 16ten August kreuzfidel beisammen, lauter Freunde und Bekannte, wenn auch junge und alte gemischt. Aber — das Alter macht's nicht und auch die Jugend nicht immer. Die Lands-

mannſchaft macht's, daß man vergnügt iſt, wenn man ſich zuſammenfindet im fernen Lande. So ſaßen ſie denn bis faſt nach Mitternacht, denn Polizeiſtunde iſt keine in New-York, und es kann Einer nach Belieben die Nacht zum Tag oder den Tag zur Nacht machen. Ueberdieß in den heißen Sommermonaten iſt's ohnehin nicht viel mit dem Schlafen, weil die Nächte faſt ſo warm ſind, als die Tage. So ſind dann die Straßen um Mitternacht zwar nicht mehr ſo belebt, als bei Tage, wenn die Geſchäfte abgemacht werden, wo wenigſtens in der untern Stadt Fuhrwerk an Fuhrwerk, Mann an Mann ſich reiht; aber — Leben iſt noch genug vorhanden, beſonders an den mit Schnappskneipen beſetzten Ecken, wo die Tagdiebe ſich herumtreiben, die nicht ſelten ſich auch als Nachtdiebe bewähren. Heute war auch noch ein Extraleben in der untern Stadt, weil eine berühmte italieniſche Sängerin, ich weiß nicht, war's die Grisi oder eine andere „Sie," in Caſtle Garden ein Conzert gegeben hatte. Caſtle Garden nämlich, der große runde Thurm, der früher eine Art Baſtei bildete und jetzt als Landungsplatz für die Einwanderer dient, wurde damals als Conzert-Salon benützt, den die faſhionable Welt, d. h. die tonangebenden Reichen mit ihrer Gegenwart zu beehren nie verſäumten. So hatte ſich auch heute die ſchöne Welt New-Yorks in dem herrlichen Caſtle Garden verſammelt und eben, faſt um dieſelbe Viertelſtunde, wo die Badenſer ihr heiteres Gelage aufhoben, war auch das Conzert zu Ende. Hunderte von Equipagen fuhren wie raſend den Broadway hinauf, und Hunderte von Menſchen, elegante Herren und ſeitenrauſchende Damen, die zu ſpät aus dem Saale herauskamen und deßhalb keine Droſchken mehr vorfanden,

mußten ſich bequemen, den Weg in ihre Behauſungen in der obern Stadt zu Fuße zurückzulegen.

Der Peter hatte, wie alle ſeine Kameraden, ſo ein klein Bischen einen Hieb, denn der Wein war ſtark und — man kommt in Amerika nicht alle Tage zu einem reinen Affenthaler; ja nicht einmal alle Jahre. So beachtete er auf ſeinem Nachhauſeweg in die Twiſſenſtreet, wo er bei ſeinem Boß wohnte, die Vorübergehenden und Eckenſteher wenig oder gar nicht, ſondern pfiff ſein Liedchen und ſchritt rüſtig fürbaß. Das ſah er aber wohl, als er ſich am Park von ſeinen Kameraden, die einen andern Weg zu gehen hatten, trennte, daß nur wenige fünfzig Schritte von ihm zwei Damen unter dem Schutze eines Herrn denſelben Weg einſchlugen, den er zu machen hatte. Er meinte ſogar, Eine der Damen an ihrem Gange zu erkennen, d. h. er meinte, ſie habe einige Aehnlichkeit mit dem ſchönen Mädchen, das ihn ſo auszeichnete und ſo oft beſuchte. In New-York ſieht man nämlich bei Nacht faſt ſo gut, wie bei Tage, weil Gasflamme an Gasflamme brennt, d. h. in den belebteren Straßen. Aber — was gieng ihn das Mädchen an? Und vollends, wenn ſie ſo reich war, daß ſie mit der vornehmen Welt Grißconzerte beſuchte — denn die drei Perſonen kamen offenbar aus dem Conzerte in Castle Garden — was vollends konnte ihn dann das Mädchen angehen? „Darüber will ich mir nicht den Kopf zerbrechen," dachte er, die Chatamstreet hinabgehend. Die Drei vor ihm waren ſchon drunten und an der Ecke der Orangestreet angekommen. Das iſt nun eine Straßenecke, die Tag und Nacht von Loafern, d. i. Straßenlungerern und Taſchendieben belagert iſt. Hier iſt der Ausfluß des Geſindels, das in den five points, der

verrufenſten Gegend New-Yorks, wohnt, denn die five points liegen ſelbſt keine zweihundert Schritte von da zwiſchen Chatamstreet und Broadway. Wer da vorbeigeht, darf ſicher ſeyn, am hellen Tage mit einem Goddam oder einem Rippenſtoß beehrt zu werden, und bei Nacht thut er wohl daran, das Meſſer zur Vertheidigung in die Hand zu nehmen. Am beſten iſt's noch, mitten durch das Geſindel durchzugehen, denn dann ſehen die Burſche, daß man keine Angſt vor ihnen hat, und laſſen Einen unberührt. Der Herr aber, der die zwei Damen begleitete, ſchien nicht dieſer Anſicht zu ſeyn, oder beſaß er vielleicht ein Bischen zu wenig von dem, was man gewöhnlich Herz heißt, kurz, kaum war er des Dutzend's Loafer anſichtig, die da trippelnd und krakeelend ſtanden, als er rechts abbog und ſich mit den Damen über die Straße hinübermachte auf das jenſeitige Trotteir. Da kam er aber vom Regen in die Traufe; denn an der Ecke der Roſevelttraße, die zum mindeſten eben ſo verrufen iſt, als die Orangestreet, ſtanden nicht minder verdächtige Individuen. Die erhoben ein rohes Gelächter über die Furcht des Mannes und kommunizirten mit den Burſchen über der Straße drüben durch Pfiffe und Rufe. Wahrſcheinlich bieten ſie die zwei Frauenzimmer für Damen gewiſſer Klaſſe, für welche der Name Lorette noch zu gut iſt, und den Herrn für einen amerikaniſchen Feinſchmecker und Gourmand, der jedenfalls zum Abendeſſen was Anderes haben will, als zum Frühſtück, und ſich deßhalb mit dem Material zum Soupper und Breakfeast zugleich verſah. Würden die Loafer nicht von dieſer Anſicht ausgegangen ſeyn, ſo hätten ſie vielleicht doch mehr Rückſicht auf die Drei genommen; denn gegen „amerikaniſche“ Damen — Deutſche und Irländerinnen,

überhaupt Ausländerinnen haben bei weitem nicht denselben Werth — ist auch der unverschämteste Raufbold artig, so weit 's ihm möglich ist. So aber, unter den obwaltenden Verhältnissen, sprangen ein Paar von denen drüben auf der andern Seite über die Straße, und die zwei Damen mit ihrem Begleiter waren in einem Nu umringt. Nun konnte der Letztere zeigen, wess' Geistes Kind er sey; und — er zeigte es auch. Denn kaum sah er die verdächtigen Bewegungen der Loafer, kaum sah er ein Paar über die Straße herüber rennen, als er urplötzlich seine langen dürren Beine in Bewegung setzte und der Cityhall zu lief. So schnell ward seine Flucht ausgeführt, daß sie sogar den Loafern unbegreiflich war. Sie waren so überrascht, daß sie ihn durchließen, ohne ihm ein Leids anzuthun, vielleicht auch ohne ihm eines anthun zu können; denn er sprang, als ob er darauf eingeübt wäre, schneller und behender, als ein Miethsoldat nach einer verlorenen Schlacht.

„Elender, erbärmlicher Feigling," dachte der Peter, als er diesen Vorgang aus einer Entfernung von fünfzig Schritten etwa mit ansah. „Läßt der Kerl seine Damen im Stich, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie zu vertheidigen! Da schimpfen die Herren Amerikaner immer über die armen Deutschen und machen sich über sie lustig; der armseligste deutsche Schneider aber würde sich schämen, so zu handeln! Leider habe ich das Gesicht dieses Schuftes nicht sehen können, um ihn einmal später wieder zu erkennen und ihm den Dutchman zu zeigen."

Während er aber so dachte, war er nicht stehen geblieben, sondern im Gegentheil, er rannte vorwärts, als gälte es

ſein Leben. Denn die Spitzbuben von Straßenlungerern hielten ſich, da der „Herr" durchgegangen und von ihm Nichts zu erholen, wie auch Nichts zu befürchten war, an die zwei Frauenzimmer, und es dauerte nur einen Augenblick, ſo waren ihre Uhren und Börſen in den Händen der Diebe. „Watch! Watch!" ſchrie die eine der Frauen, ſo laut ſie konnte; aber ſie mochte nach den „Wächtern der öffentlichen Sicherheit" (das bedeutet Watch auf deutſch) rufen, ſo lange ſie wollte, die Polizei in New-York iſt faſt nie da, wo man ſie braucht, und — die Loafer und Diebe und Raufbolde ſtehen meiſt auf einem beſſern Fuße mit ihr, als der ehrliche Bürgersmann. Die Burſche können ſchmieren, und wenn man einen Dieb laufen läßt, trägt's mehr Geld ein, als wenn man ihn feſthält! So denkt ein ordentlicher New-Yorker Polizeidiener und läßt ſich daher ſelten oder nie ſehen, wo er gegen ſeine Kameraden, die Loafer, feindſelig auftreten müßte. Dieß wußten auch die Schufte da, welche zu Zwölf oder Vierzehn über ein paar wehrloſe Frauenzimmer herfielen; denn ſie waren nicht damit zufrieden, die zwei Damen beſtohlen zu haben, ſondern ſie ſchleppten ſie auch die Roſeveltſtraße hinab, oder verſuchten es wenigſtens zu thun, und welche Abſicht ſie dabei hatten, das läßt ſich ſchon zur Noth errathen.

Allein ſo weit ſollte es nicht kommen. Dafür war der Peter da. In weniger als einer Minute von Anfang des Auftritts an, hatte er die Spitzbuben erreicht, und nur Eines Schlages ſeiner gewichtigen Fauſt bedurfte es, ſo lag Einer derſelben auf dem Boden und muckſte nicht mehr. Nunmehr wandten ſich aber die andern Alle zumal gegen ihn, und — einer ſolchen Uebermacht, ſollte man meinen, hätte er erliegen

müſſen. Man muß aber die New-Yorker Loafer kennen. Viel Geſchrei und wenig Wolle! Das ſprudelt über mit Schimpfworten und Flüchen, aber wenn's zum Treffen kömmt, ſo halten ſie nur Stand, wenn's ihrer Zehn oder Zwölfe ſind gegen Einen. So war's nun zwar auch hier, und ſogar ihre langen Meſſer hatten ſie gezogen, und giengen auf den Peter los, aber — ſie hätten's ſicherlich nicht gethan, hätten ſie die Bärenſtärke deſſelben auch nur geahndet.

„You goddam dutch Son of a bitch" (du verfluchter deutſcher Hurenbube) rief der Eine und ſtach mit dem Meſſer nach ihm. Das Meſſer traf auch, d. h. es ritzte dem Peter die Wange, aber im ſelbigen Augenblick, als der Loafer ſtieß, hatte ihn der Peter um den Leib gefaßt, hob ihn in die Höhe, wie einen Spazierſtock, und gebrauchte ihn nun als Kolben zum Dreinſchlagen. Und *wie* ſchlug er drein! Nun kam ihm Keiner mehr auf den Leib, denn ſein neumodiſcher Zuſchlag-Stecken hielt ſie Alle in einer Entfernung von drei Schritten. Aber damit war *er* nicht zufrieden, ſondern er gieng auf *ſie* los und ließ ſeinen Kolben auf ſie fallen, daß mit jedem Schlage einer umburzelte. Sie ſtanden aber Alle wieder auf und liefen davon, ſo ſchnell ſie ihre Füße trugen, und wie Keiner mehr da war zum Niederſchlagen, ſo ſtellte der Peter auch ſeinen Zuſchlag-Stecken auf den Boden, und *der*, ſo arg er auch durch die Hiebe, die mit ihm ausgetheilt worden waren, zugerichtet ſeyn mochte, fühlte nicht ſo bald den Boden unter ſeinen Füßen, ſo gab auch er Fersengeld, ſo ſchnell er nur konnte. So war in wenigen Minuten das Terrain geſäubert, und Peter ſtand als Sieger auf dem Schlachtfelde.

Die zwei Frauenzimmer hätten inzwiſchen längſt davon

gehen können, und die eine derſelben ſchien auch nicht übel Luſt dazu gehabt zu haben. Denn ſobald ſie ſah, daß die Loafer mit dem Peter beſchäftigt waren, und ſich nichts mehr um ſie bekümmerten, zupfte ſie ihre Begleiterin am Rocke und meinte, ſie wollten ſich aus dem Staube machen. Die war aber nicht dazu zu bewegen; ſondern gerade umgekehrt, ſie ſah nicht ſo bald den Peter von ſeinen Feinden befreit, ſo flog ſie auf ihn zu, und ſchloß ihn in ihre Arme und küßte ihn als ihren Erretter. Es war aber dieſes Frauenzimmer in der That Niemand anders, als das ſchöne Mädchen, das alle Tage in Peters Shop Fleiſch holte, und es fuhr dem Peter ſiedend heiß durch die Glieder, wie das junge ſchöne Kind ihn ſo ungeniert herzte und drückte. Und — eine Lieb' iſt der andern werth, der Peter gab Kuß um Kuß zurück: denn die Sprache verſtand er ſchon, die iſt im Engliſchen und Deutſchen dieſelbe!

Plötzlich fühlte ſie das warme Blut, das an der Wange des geliebten Mannes herunterrieſelte, und ihn von ſich haltend, ſah ſie im Schein der Gaslaterne die Wunde. Herrgott, wie ſie da erſchrack! Aber in Ohnmacht fiel ſie doch nicht. So weit haben's die Amerikanerinnen noch nicht gebracht, daß ſie nach Belieben Vapeurs bekommen und umſinken, gleich Erſterbenden! Im Gegentheil, ſie wußte ſich ſchnell zu helfen, zerriß ihr geſticktes Taſchentuch und drückte es auf die Wunde. Dann ſprach ſie ein paar Worte zu ihrer Begleiterin und die beiden nahmen ihren Helden in die Mitte, und fort ging's nun um die Ecke herum, zu einem Apotheker. Dem wurde geläutet, er mußte aufſtehen, die Wunde auswaſchen und verbinden, und — in zehn Minuten war Alles fertig. So etwas ſind die

Apotheker in New-York nämlich schon gewohnt, denn es passirt ihnen fast alle Nächte, daß sie aus derlei Gründen und Veranlassungen gestört werden. Zum Glück war die Wunde Peters nicht gefährlich, sondern nur eine starke Ritze, die an einem Heftpflaster schon genug hatte. Der Dame aber mußte es doch gefährlich genug vorkommen, oder war sie sonst darüber so erschrocken, daß der Peter sein Blut für sie vergossen, oder kam die Liebe zum Peter so überwältigend über sie, kurz sie nahm ihn bei den Händen, stellte sich hart vor ihn, sah ihm tief in die Augen und sprach ein paar ernste, feierliche Worte dazu. Leider verstand der Peter nicht, was sie sagte, denn er konnte in der Nacht auch nicht besser englisch, als bei Tage. Er griff daher zu seinem gewöhnlichen Auskunftsmittel und antwortete mit „Yes, Yes." Sie gab ihm darauf noch einen Kuß und so endeten die Abenteuer dieser Nacht. Denn der Peter hatte von da an nur noch wenige hundert Schritte bis zu seiner Wohnung und die zwei Frauenzimmer giengen den Eastbroadway hinunter, ohne seine weitere Begleitung anzunehmen. Der Eastbroadway ist nämlich eine feine Straße und auch bei Nacht sicher genug, und allem Anschein nach waren die Damen da zu Hause.

Wir müssen uns nun aber doch mit dem schönen Mädchen, das alle Tage in Peters Shop kam, etwas näher bekannt machen, sonst tappt der Leser im blauen Nebel herum, und weiß nicht, was er mit der ganzen Geschichte machen soll.

Das schöne Kind hieß Lucy und war zwar weder die Tochter eines Lords, noch eines Millionärs aus der fünften Avenue, aber doch war es die Tochter wohlhabender Eltern,

die früher das Bäckerhandwerk getrieben, ſich jetzt aber vom Geſchäft zurückgezogen hatten und von dem Ertrag ihrer Zinſen lebten. Die meiſten Leute, die ſo viel und noch mehr erwerben haben, als man braucht, um bequem davon zu exiſtiren, nehmen einen gewiſſen Hochmuth an und tragen die Naſe ein Bischen ariſtokratiſch. Sie meinen damit das große Publikum glauben zu machen, daß ſie ſich ſtets nur in höheren Kreiſen bewegt haben. Dieſes war auch bei der Lucy Eltern der Fall, jedoch mehr noch bei ihrer Mutter, als ihrem Vater, der ſich doch noch hie und da daran erinnerte, daß er einſt ein Handwerker geweſen, und durch Backen und Mehlhandel ſein Geld verdient habe. Die Tochter, als einziges Kind, wurde, wie ſich von ſelbſt verſteht, als reiches Kind erzogen, d. h. ſie wurde eigentlich weniger er-, als verzogen, und konnte den lieben, langen Tag thun und treiben, was ihr beliebte. Nunmehr war ſie aber in dem Alter angekommen, wo man in Amerika heirathet, d. h. ſie hatte ihr ſiebzehntes Jahr überſchritten und — das achtzehnte ledig zu erreichen, wäre für die Mutter eine Demüthigung geweſen. Es wurde alſo allen Ernſtes an's Heirathen gedacht und da die Tochter ſelbſt keine Anſtalt dazu machte, ſo nahm die Mutter die Sache in die Hand. Der Freier, den ſie auslas, war zwar kein ganz junger Menſch mehr, aber er war um ſo reicher. Mit Einem Worte, es war der junge Greis, den wir in dem Metzgerladen bemerkt haben, und derſelbe „muthige" Mann, der ſich auf dem Heimwege vom Grißconzert durch ſeine außerordentliche Schnellfüßigkeit auszeichnete. Dieſer Mann alſo, der Dawson oder Davison hieß, war der erkieſte Tochtermann der Cidevant-Bäckersleute und verſtand ſich gerne dazu, die beiderſeitigen Vermögen durch

die Acquisition der Lucy in Eines zu verwandeln. Man räumte ihm daher, von der Eltern Seite aus, gewisse Vorrechte ein, die sich Lucy gefallen ließ, weil es ihr bis vor kurzer Zeit vollkommen gleichgültig war, ob sie einen dreißigjährigen Großhändler oder einen fünfzigjährigen Nichtsthuer heirathe. Liebesheirathen kommen natürlich in Amerika auch vor, doch unter reichen Leuten sehr selten. Unter diesen betrachtet man das Heirathen als eine Geschäftssache, welche dem Manne eine gewisse Summe Geldes zusichert (wenn nicht sogleich, doch später) und der Frau eine vollkommene Unabhängigkeit; denn mit der Hochzeit beginnt die Freiheit der Damen vornehmen Standes! So dachte auch Lucy, und ließ es sich daher gefallen, unter Begleitung des Dawson Theater und Concerte zu besuchen und sogar hie und da die Kirche.

Die Hochzeit zwischen diesen Beiden ward daher sowohl von den Eltern Lucy's, wie von Dawson selbst und von allen Bekannten und Verwandten derselben als etwas Ausgemachtes betrachtet und nur der Hochzeittag war noch nicht bestimmt. In den letzten paar Wochen und besonders den letzten acht Tagen wollte es dagegen dem „Zukünftigen" bedünken, daß nicht Alles sey, wie es seyn solle. Es war ihm nicht klar, was für eine Veränderung mit Lucy vorgegangen war, daß aber eine vorgegangen sey, das fühlte er. Seit heute früh, wo er das Mädchen in dem Butschersladen traf, wußte er, was der Grund der Veränderung Lucy's war. Er ließ sich aber auf seinem glatten Gesichte Nichts ansehen, sondern beschloß nur im Stillen, der Affaire ein baldiges Ende zu machen, denn — die Lucy ließ er nicht mehr fahren, das war eine beschlossene Sache, und so einen grünen, deutschen Lümmel

ſo oder ſo (auf die Art und Weiſe, auf die Ehrlichkeit oder Unehrlichkeit der Mittel, die zum Zwecke führen, kommt's einem ächten Yankee nicht an) zu entfernen, dazu mußte doch Rath werden!

So ſtand's bei ihm, wie's aber bei ihr, der Lucy, ſtand, das erfahren wir am beſten, wenn wir die Unterredung der beiden Mädchen belauſchen, als ſie nach dem Ueberfall in der Chatamstreet und der feigen Flucht des Dawson endlich zu Hauſe ankamen. Die Freundin Lucy's war nämlich eine Anverwandte, die, weil elternlos, mit der Lucy erzogen wurde. Beide Mädchen hatten kein Geheimniß vor einander.

„Red' mir Nichts mehr ein, Mary," ſagte Lucy, als ſie ſich in ihrem beiderſeitigen Schlafzimmer befanden; „ich nehm' ihn nicht und wenn er zehn Millionen hätte. Stelle dir ihn nur vor, wie er davon ſprang! Denke dir ihn nur, wie er ſeine dürren Beine vor einander ſetzte, um ſo ſchnell als möglich aus dem Bereich der Schläge zu kommen! Und denke dir dann den Andern, wie er drauf- und drangieng, wie er kurzes Federleſen machte, Er allein gegen mehr als ein Dutzend! Red' mir Nichts mehr ein, nenn' mir den Namen des Feiglings nicht mehr; ich will Nichts mehr von ihm wiſſen."

„Ich ſag' ja gar nicht, daß du den Dawson heirathen ſollſt", entgegnete Mary, „du kannſt ihn ja verabſchieden, wie du willſt; daß du ihm doch dein Jawort noch nicht förmlich gegeben! Ich ſelbſt verachte ihn, ſo arg, als du; aber, aber — den Andern kannſt du deßwegen doch nicht heirathen!"

„Und warum nicht?" frug Lucy raſch und entſchieden.

„Nun," meinte Mary, „du wirſt doch keinen Deutſchen nehmen? Du, eine Amerikanerin, einen eingewanderten Dutch-

man! Man würde ja mit Fingern auf dich zeigen und — wenn du dich auch darum Nichts bekümmertest, deine Eltern würden es in ihrem Leben nicht zugeben. Darum iſt die Heirath eine Sache der Unmöglichkeit."

„So," erwiederte Lucy, „eine Sache der Unmöglichkeit? Weil er ein Deutſcher iſt, weil er nicht engliſch verſteht? Nein, das kann er noch nicht, aber mich beſchützen kann er, und mich lieben kann er, und ſprechen lernen will ich ihn ſchon, iſt er erſt einmal mein Mann. Zur Noth lerne ich auch noch deutſch von ihm. Freilich, wenn's auf meine Eltern ankäme, ſo müßte ich den Dawson nehmen und wenn er ein noch zehnmal größerer Tropf wäre, als er iſt. Darum ſollen auch meine Eltern gar Nichts davon wiſſen, daß ich heirathe und wen ich heirathe. Aber geheirathet wird und zwar morgen ſchon."

Dieß ſagte Lucy in ſo entſchiedenem Tone, daß man wohl ſah, es ſey ihr Ernſt damit, und ſie dulde keinen weiteren Widerſpruch. Sie ſetzte nun auch der Freundin ihren ganzen Plan auseinander, und die beiden Mädchen beſprachen ſich wohl noch eine ganze Stunde lang. Oft und viel ſchüttelte Mary den Kopf und machte Einwendungen. Endlich aber mußte ſie ſich doch gefangen geben, denn Lucy war gewohnt, mit ihren Anſichten durchzudringen.

„So geht's," ſchloß endlich Lucy. „So muß es gehen, und bis morgen Mittag iſt Alles im Reinen. Du haſt's ja ſelbſt mit angehört, wie er mir mit einem feierlichen „Ja" antwortete in dem Apothekerladen; darum kannſt du mit gutem Gewiſſen ſchwören, daß er mir die Ehe verſprach. Das war ja mein Grund, warum ich ihn dort ſo fragte, damit du mein

Zeuge ſeyn könnteſt! Sind wir erſt Mann und Frau, dann mag der Dawson wüthen. Mein Mann ſchickt ihn mit einer langen Naſe und, wenn er daran nicht genug hat, mit einem blauen Auge fort. Und was meine Eltern betrifft, ſo wiſſen die wohl, daß man geſchehene Sachen nicht mehr ändern kann. In den Zeitungen wird man vielleicht ein Bischen auf meine Tollheit losziehen; allein auf eine andere Art bring' ich den Peter zu keinem ſchnellen Entſchluß, und ein ſchneller, ſehr ſchneller Entſchluß iſt nöthig, wenn nicht der Dawson mit ſeiner Verſchlagenheit Alles zu Nichte machen ſoll. Alſo, morgen, wie wir's beſprochen haben, und nun kein Wort mehr."

Den andern Morgen ſtand Peter Huth wie gewöhnlich in ſeinem Laden, und gieng ſeinen Geſchäften nach. Er hatte ſich friſch und rein angezogen, weil ſeine Toilette von geſtern durch das Handgemenge doch etwas gelitten hatte. Im Uebrigen war er ſo wohl auf, wie immer, und nur ſeine Wange mit dem Pflaſter drauf brannte ihn ein wenig. Hie und da lachte er ſtill vor ſich hin, wenn er des Attentats von der Nacht zuvor gedachte, und hie und da erröthete er dunkler, wenn er ſich der Küſſe erinnerte, die ihm gegeben worden und die er wieder gegeben hatte.

„Ob ſie wohl heute kommen wird?" fragte er ſich im Stillen. „Wie wird ſie ſich gegen mich benehmen? Was ſie wohl mit ihrer feierlichen Anſprache an mich meinte in dem Apothekersladen? Ich muß nun doch daran denken, engliſch zu lernen, ſonſt komme ich noch in Ungelegenheiten; jedenfalls aber muß ich heute noch erfahren, wie ſie heißt und wo ſie

wohnt, denn 's ist ja eine Mordschande, eine Art Schatz haben und nicht einmal wissen, wer er ist."

So räsonnirte er vor sich hin und lugte alle Augenblicke auf die Straße, ob sie noch nicht komme, trotzdem daß er wußte, daß ihre Zeit noch nicht sey. Er sollte aber bitter getäuscht werden! Denn nicht sie kam, aber — andere Leute kamen, die nie willkommen sind, Polizeileute nämlich.

Es war nämlich kaum neun Uhr vorbei, so traten ein paar Polizeidiener in den Laden und fragten nach dem Peter Huth.

„Der bin ich," sagte Peter.

„So seyd Ihr unser Gefangener," erwiderten die Polizeidiener.

„Oho," meinte Peter auf Deutsch, „da muß ich doch auch dabei seyn," und besah sich die paar Bursche, ob er nicht kurzes Federlesen mit ihnen machen und sie zur Thüre hinaus werfen solle. Er hatte nämlich ganz gut verstanden, daß sie ihn gefangen nehmen wollten, aber in einen weitern Discurs sich mit ihnen einzulassen, dazu fehlte ihm die Kenntniß der Sprache. Wie er nun die Mannen des Gesetzes von oben bis unten besah und eben daran dachte, was es wohl für einen Klang geben müßte, wenn er ihre Köpfe ein Bischen zusammenschlüge, sprach ihn der eine der Polizeidiener in Deutsch an. Es sind nämlich unter der Polizeimannschaft New-Yorks, die etwa zwölfhundert Köpfe stark ist, vielleicht ein, vielleicht auch zwei Dutzend Deutsche angestellt. Freilich kein Verhältniß zu der deutschen Bevölkerung der Stadt, die wohl gut den fünften Theil der Gesammtbevölkerung ausmacht, aber doch eine Wohlthat für die, welche sich eines Vergehens schuldig machen und nichts

als deutſch ſprechen! Wenn's nur andere Individuen wären, dieſe Polizeidiener und beſonders dieſe deutſchen Polizeidiener New-Yorks! Aber ſie ſind meiſt der tiefſten Hefe entnommen, den Straßenlungerern (Loafern) und Raufbolden (Rowdies) der großen „Empire-City."

„Ich ſeh' dir's an, was du im Sinn haſt, Landsmann," ſagte der deutſche Polizeidiener, „aber nimm dich in Acht." — Und bei dieſen Worten zeigte er auf ſeinen Knüttel. Die New-Yorker Polizei trägt nämlich keinen Säbel, oder ſonſtiges großes Meſſer, ſondern einen derben kurzen Prügel von Hickoryholz, dem härteſten in der ganzen Welt. Dieſer Prügel iſt mit einem ſtarken Riemen an die Hand befeſtigt und — Ein Schlag mit dieſer Waffe wirkt mehr, als ſechs Säbelhiebe, die doch nur flach und manchmal auch gar nicht treffen, denn der Säbel geht oft und viel nicht los! Insgeheim tragen die Polizeidiener New-Yorks auch noch Revolver, d. h. ſechs- oder achtläufige Piſtolen, die ſie natürlich immer anwenden, wenn ihnen nur die geringſte Gefahr droht.

Der Peter meinte lachend, das kleine Prügelchen würde ihn nicht ſchrecken, und was das anbelange, daß ſie zu Zweien ſeyen, ſo hoffe er doch leicht mit ihnen fertig zu werden. „Aber," ſetzte er hinzu, „wenn Ihr ein Recht habt, mich zu verhaften, ſo bin ich weit entfernt, mich zu widerſetzen. Ich glaub's jedoch nicht, daß Ihr ein Recht habt; denn ich habe keinem Menſchen etwas zu Leide gethan, und bin mir keines Unrechtes bewußt!"

Die Polizeidiener belehrten ihn aber bald eines Beſſern, denn ſie zogen einen Verhaftsbefehl aus der Taſche und der Deutſche überſetzte ihm denſelben. Als Grund der Verhaftung

diente eine Anklage wegen Schlägerei und Angriffs, eventuell wegen Mordversuchs.

Der Peter war ganz sprachlos vor Erstaunen. „Was?“ rief er, „ich bin des Angriffs und der Schlägerei angeklagt? Ich soll einen Mordversuch begangen haben? Und ich habe doch blos ein paar Frauenzimmern, die von Loafern angepackt wurden, aus der Patsche geholfen! Das muß ein Irrthum seyn! So schlecht kann's doch in New-York nicht zugehen, daß man Einen eines Vergehens bezüchtigt, dessen Andere sich schuldig gemacht! Ich könnte klagen, denn auf mich giengen sie mit den Messern los, und ich hatte nichts, als meine paar Fäuste.“

„Schon gut,“ meinte die Polizei. „Das Alles könnt Ihr vor Gericht aussagen.“ „Und recht gut ist's, wenn Ihr es auch beweisen könnt,“ flüsterte der Deutsche ihm zu; denn 's ist Zuchthausarbeit, wenn Ihr den Gegenbeweis nicht liefert.“

Dem Peter wurde es nun doch nicht ganz wohl bei der Sache, denn er hatte schon viel davon gehört und gelesen, daß es in New-York oft ganz sonderbar mit der Gerechtigkeitspflege gehalten werde, besonders gegen Ausländer und Eingewanderte. Er widersetzte sich daher der Verhaftung nicht länger, sondern zog seinen Rock an, setzte den Hut auf und machte sich fertig, die Gesetzesvollstrecker zu begleiten.

„Es wird gut seyn,“ meinte der Deutsche, „wenn Ihr etwas Geld mitnehmt, denn wenn die Voruntersuchung schlecht für Euch ausfällt, so müßt Ihr brummen, bis die Sache vor die Geschwornen gelangt, und im Gefängniß ist Geld noch von größerem Nutzen, als in der Freiheit.“

„Aber die Voruntersuchung kann ja gar nicht schlecht

für mich ausfallen," erwiederte Peter, „ich bin ja ſo unſchuldig, wie ein Kind in Mutterleibe." — Doch dachte er, „beſſer iſt beſſer" und ſteckte ſein Geld zu ſich.

Nun übergab der Peter den Laden dem zweiten Burſchen und entfernte ſich mit den Polizeidienern, um zwiſchen ihnen als ein gemeiner Verbrecher auf die Polizeicourt geführt zu werden.

Wie immer trieb ſich da eine Menge Menſchen herum, theils als Angeklagte, theils als Zeugen, theils als Neugierige. Kaum ſtand der Peter unter Bewachung der beiden Polizeioffizianten im Saale, ſo drängte ſich ein Menſch an ihn, der ſich ihm als „deutſchen Advokaten" ankündigte. Es war ein langer Burſche mit halbverfaulten, ſchwarzen Zähnen, mit einem ungeheuren Geſichtsvorſprung, der ganz roth angelaufen war, und mit vollſtändigen Triefaugen, die aber durch eine Brille verdeckt waren. Der deutſche Advokat trug dem Gefangenen natürlich ſeine Dienſte an und begehrte, weil's ein Landsmann ſey, nur die Kleinigkeit von zehn Thalern, als Vorſchuß. Was wollte Peter machen? Er konnte ſich ja nicht ſelbſt verantworten, weil er der engliſchen Sprache nicht mächtig war! So gab er alſo das Geld und dachte, nun doch Jemanden zu haben, der ſich ſeiner annehmen werde.

„Habt Ihr einen Bürgen?" fragte der Advokat. „Wir wollens jedenfalls ſo weit bringen, daß Ihr unter Bürgſchaft entlaſſen werdet und nicht in's Gefängniß müßt."

Da gedachte der Peter natürlich ſeines Landsmanns, des Weinhändlers, bei dem er geſtern geweſen, und der deutſche Polizeidiener übernahm es, gegen die Belohnung von drei Thalern, zu demſelben zu gehen und ihn von dem Stand der

Sache zu unterrichten. Er gieng auch wirklich zu ihm, was mich heute noch Wunder nimmt, denn unter hundert Mal ſchieben dieſe Herrn das Geld neunundneunzig Mal in die Taſche, ohne nur einen Schritt vor die Thüre hinaus zu thun. Aber freilich weil's ein Weinwirth war, ſo konnte man ein Uebriges thun, ſchon des Scherrens halber, den man umſonſt bekam! — Der Weinhändler, ein ehrlicher und vermöglicher Mann zugleich, der ſchon lange genug in New-York war, um zu wiſſen, wie's da zugeht, machte ſich natürlich ſogleich auf den Weg und kam gerade noch recht, ehe der Fall zur Verhandlung kam.

Richtig, es war ſo! Peter Huth war der Schlägerei, des Angriffs und des Mordverſuchs angeklagt! Sein Ankläger war ein Burſche von etlichen und zwanzig Jahren, der mit verbundenem Kopfe und den linken Arm in einer Schlinge im Gerichtszimmer ſtand. Die Zeugen trugen ebenfalls Spuren von ſchweren Mißhandlungen, zogen es aber doch vor, lieber als Zeugen zu fungiren, denn als Ankläger. Es war dieß nämlich dieſelbe Sippſchaft, welche der Peter ſo hübſch die Nacht zuvor bearbeitet und in die Flucht geſchlagen hatte. Natürlich veranlaßte der Weinhändler ſeinen jungen Freund vor Allem, ihm den ganzen Hergang klar und deutlich und beſonders der Wahrheit gemäß zu erzählen. Dieß that er denn auch, und man mußte ſich nun doch über die Frechheit wundern, mit welcher die Schufte aufzutreten wagten! Hundert mal kann man es in Amerika erleben, daß ein Verbrecher den Styl umkehrt, und Denjenigen verdächtig macht, an dem er das Verzehen begangen hatte! Aber die das thun können, ſind ſonſt immer Leute von Einfluß und, was die Hauptſache iſt, von Geld

geweſen. Daß aber Loafer und Diebe, die ein ehrlicher Mann in der Ausübung ihres Handwerks geſtört, und nebenbei ein Bischen durchgebläut hatte, daß die klagweiſe auftreten ſollten, wo ſie doch froh ſeyn durften, wenn man ſie paſſirt ließ, — das war etwas Unerhörtes! Und wie fanden die Burſche nur aus, daß es der Peter Huth war, der ſie durchgebläut hatte? Wie zum Kuckuk erfuhren ſie ſeinen Namen und Wohnort? Das gieng über alle Begriffe!

Endlich begann das Verhör, und der Kläger ſetzte den Fall gut genug auseinander. „Er ſey ruhig und friedlich auf dem Seitenweg an der Ecke der Chatam- und Roſeveltſtraße geſtanden und habe mit ſeinen Kameraden geplaudert. Sie ſeyen vorher im Theater geweſen und hätten ſich da noch über das Stück unterhalten. Plötzlich, ohne daß Einer von ihnen an etwas gedacht hätte, ſey der „Deutſche," der hier als Angeklagter ſtehe, wie raſend herangeſprungen, habe ihn zuerſt mit irgend einer Waffe niedergeſchlagen, habe ihn dann genommen und wie einen Balancirſtock gehandhabt und auf ſeine Begleiter mit ihm eingeſchlagen. Einen Grund könne er ſich lediglich nicht denken; denn er habe den Deutſchen vorher in ſeinem Leben nie geſehen und ihm auch durchaus keine Veranlaſſung gegeben. Es könne alſo nichts Anderes geweſen ſeyn, als Raufluſt mit der Abſicht, ihn zu plündern und am Ende todt zu ſchlagen. Zum Glück ſey ein Herr des Weges gekommen und, wie er dieſen erblickt, ſey der „Raubmörder" entflohen, der Herr aber habe ihn aufgehoben und ihn zu einem Doktor geführt, und es ihm dadurch möglich gemacht, hier zu erſcheinen. Sonſt wäre er wahrſcheinlich auf der Straße elendiglich verkommen."

So erzählte der Schuft von einem Loafer und das Publikum war offenbar von ſeinem Vortrag ungemein ergötzt, beſonders wie er an den Punkt kam, daß ihn der Deutſche wahrſcheinlich habe berauben wollen. Wußte doch ein großer Theil der Zuhörer, daß er, der Kläger, nichts anders ſey, als ein Dieb und Vagabund! Auch der Richter ſchien dieß zu wiſſen, denn er machte ein ziemlich ungläubiges Geſicht zu der Geſchichte. Wie jedoch der „Herr," der den barmherzigen Samariter machte, ſich zeigte, veränderte ſich der Geſichtsausdruck des Richters ziemlich. Dieſer Herr war nämlich kein Anderer, als der reiche Dawson, von dem eben die Rede geweſen, der „Zukünftige der Lucy."

Nun kam die Reihe des Erzählens an den Peter und hier begann die Funktion des deutſchen Advokaten. Dieſer machte nämlich den Dollmetſcher und ſo waren die zehn Thaler doch nicht ganz hinausgeworfen. Peter Huth erzählte alſo ſeine Sache gerade, wie's gekommen war. Er that nichts dazu und nichts davon, nur den Schluß, die Kuß-Scene bei dem Apotheker, erlaubte er ſich, zu verſchweigen. Wie er jedoch fertig war, ſchüttelte der Richter gar ungläubig mit dem Kopfe und man konnte gleich merken, daß es etwas „überwerch," wie man bei uns zu Hauſe ſagt, ſtand.

Der Landsmann Peters überlegte ſich daher die Sache in der Geſchwindigkeit und ſandte ſchnell zu dem Boß des Letzteren, indem er ihm mit ein paar Worten anzeigte, wie die Sachen ſtehen und ob es ihm nicht möglich wäre, das Frauenzimmer, das ſo und ſo ausſehe und immer bei ihm zu dieſer und dieſer Stunde Fleiſch gekauft habe, ausfindig zu machen und vor Gericht zu bringen. Leider wußte der

Peter den Namen des Fräuleins nicht, ſonſt wäre die Sache leicht geweſen. Eben ſo wenig wußte er den Namen des Apothekers, bei dem er verbunden worden war; allein dieß zu erfahren, war keine ſo große Schwierigkeit, denn es gab damals in dieſer nächſten Nachbarſchaft nur vier oder fünf Apotheker und um ein Fünfthalerſtück lief ein Polizeidiener zu einem ganzen Dutzend herum, um den richtigen herauszufinden und vor Gericht zu citiren! — Das Alles that der Weinhändler ganz in der Stille, ohne Jemanden ein Wort davon zu ſagen; denn er ſah ſchon, es gieng zu böſen Häuſern, wenn der Peter keine Zeugen hatte.

Inzwiſchen ging die Verhandlung ruhig ihren Gang fort. Die Zeugen des Leafers wurden aufgerufen, und wie ſich von ſelbſt verſteht, als Zeugen beeidigt. Die ſagten dann Jeder ſeine Lection her; denn eine Lection war's offenbar, ſo gleichmäßig und übereinſtimmend, wie am Schnürchen, war die Ausſage! Da hätte ein guter Advokat von Nutzen ſeyn können, denn mit ein paar Querfragen wäre vielleicht der Eine oder der Andere arg in Verlegenheit gebracht worden; allein ſo ein deutſcher Winkeladvokat an den amerikaniſchen Polizeigerichten iſt zu nichts nütze, als die Leute um ihr Geld zu prellen oder höchſtens den Dollmetſcher zu machen. — Zuletzt kam die Reihe an den reichen Dawſen. Der nun erklärte, über den Anfang des Attentats nichts ſagen zu können, aber das Ende habe er mit angeſehen, und beſonders auch geſehen, daß der Angeklagte den Kläger auf's brutalſte mißhandelt und am Ende wie ein Stück Holz weggeworfen habe. „Dieß habe ihn empört," ſchloß er ſeine Ausſage, „und ohne zu wiſſen, wer der Mißhandelte ſey, nur aus Mitgefühl mit dem Opfer der Brutali-

tät, ſey er herbeigeſprungen und hätte den Angeklagten ſicherlich gezüchtigt, wenn dieſer nicht das Haſenpanier ergriffen hätte. So ſey ihm Nichts übrig geblieben, als dem Verwundeten beizuſtehen. Doch habe er den Angeklagten ganz deutlich erkannt, weil er ihn früher oftmals in dem Butſchershop ſeines Boß geſehen, und habe deßhalb auch keinen Anſtand genommen, dem Mißhandelten, der nun hier als Kläger auftrete, ſeinen Angreifer zu bezeichnen und zu benennen und es ſo möglich zu machen, denſelben vor Gericht zu ziehen." — „Mag der Kläger auch," ſo ſagte er zu guter Letzt, „durch ſeine frühere Laufbahn nicht den beſten Ruf ſich bewahrt haben; hier iſt er blos der Mißhandelte! Und von wem iſt er mißhandelt? Von einem deutſchen Raufbold, einem Fremden, wie deren jährlich Tauſende unſer geſegnetes Vaterland überſchwemmen, weil ſie in ihrer Heimath zum Zuchthauſe reif waren. Sollen wir uns das ruhig gefallen laſſen? Nein, das Geſetz wird unſern amerikaniſchen Mitbruder zu ſchützen wiſſen!"

Lauter Beifall ertönte, als der angeſehene Mann endete, und der Richter hatte Mühe, die nöthige Ruhe wieder herzuſtellen. Ein Unparteiiſcher aber hätte ſicherlich gefühlt, daß dieſer reiche Amerikaner einen ganz beſondern Grund haben mußte, warum er den armen Peter verfolgte. Nur war es ſchwer, ſich dieſen Grund zu erklären!

Der Richter wandte ſich nun an Peter Huth.

„Kennt Ihr die zwei Frauenzimmer, zu deren Schutz Ihr gegen den Kläger einaeſchritten ſeyn wollt?"

Peter erklärte, daß er nur Eine davon kenne, daß er aber weder Namen noch Wohnort zu benennen wiſſe.

„Kennt Ihr wenigſtens den Apotheker, wo Ihr in Beglei-

tung der Damen geweſen und verbunden worden ſeyn wollt.“

Auch hier mußte Peter ſeine Unwiſſenheit eingeſtehen.

„So werdet Ihr doch den Mann zu nennen wiſſen, der die Damen begleitete und nach Eurer Ausſage feige im Stiche ließ,“ meinte der Richter zum Schluſſe.

Aber — Peter hatte ſein Geſicht nicht geſehen und konnte ihn alſo auch nicht näher bezeichnen. Das war dem Richter denn doch auffallend und er ſchien deßhalb geneigt, den Fall als einen „evidenten“ zu behandeln, und den Beklagten ohne weitere Procedur in's Zuchtpolizeihaus zu ſchicken. Doch hier legte ſich der reiche Weinhändler in's Mittel und verlangte einen Aufſchub des Urtheilſpruchs auf eine halbe Stunde, bis es ihm gelungen ſeyn werde, einige Zeugen herbeizuſchaffen. —

Dieſe Einmiſchung war dem Dawſon offenbar unbequem. Doch ließ er ſich Nichts merken, ſondern kam, als der Richter die halbe Stunde bewilligt hatte, ganz freundlich auf den Freund Peter's zu und verſicherte ihm, er meine es durchaus nicht böſe mit ſeinem Schützling, aber ein Beiſpiel müſſe doch ſtatuirt werden, ſonſt ſey ja kein Menſch mehr ſeines Lebens auf offener Straße ſicher! Der deutſche Advokat kam nun auch dazu und ſo gab ein Wort das andere, d. h. die Drei ſtritten ſich über den Fall herum, wobei der Weinhändler natürlich feſt auf ſeiner Behauptung blieb, daß die Veranlaſſung des Attentats keine andere geweſen ſeyn könne, als die von Peter behauptete. Denn er kannte dieſen und wußte, daß der ihn nicht belog und wenn es ſein Leben gekoſtet hätte! Die Minuten aber flogen dahin, und es kam kein Boß und kein Frauenzimmer und kein Apotheker. Da machte der deutſche Advokat, der inzwiſchen immer zwiſchen dem Kläger und dem Dawſon und den Andern hin-

und hergegangen war und sich viel zu schaffen gemacht hatte (wie es schien im Auftrage des Dawson), den Vermittlungsvorschlag, der Peter solle sich „des Angriffs ohne Absicht zu verletzen," für schuldig erklären, dann sey die Strafe nur sechs Monate Gefängniß. Das leuchtete dem reichen Amerikaner so sehr ein, daß er nicht blos erklärte, in diesem Sinne mit dem Richter sprechen zu wollen, sondern es auch über sich nahm, des Klägers Beistimmung zu erhalten, und wenn er sie mit Geld erkaufen müßte.

Dem mußte verteufelt viel daran gelegen seyn, den Peter im Gefängniß zu haben; denn ein Amerikaner und Geld hergeben in einer Sache, die ihn eigentlich von Haut und Haar nichts anging! Das ging über alle Begriffe, und der Weinhändler hätte seinen kleinen Finger drum gegeben, um zu erfahren, was für Beweggründe der Dawson habe, um so aufzutreten. Inzwischen war die vom Richter bestimmte Zeit bereits verstrichen, und Peter's Freund war schon halb und halb geneigt, dem Vorschlage des deutschen Advokaten beizutreten, wenn nur der Peter hiezu seine Zustimmung gegeben hätte! Der aber behauptete steif und fest: er sey unschuldig und es müsse ihm Gerechtigkeit werden. Umsonst sagte man ihm, wenn er eine Verhandlung vor den Geschwornen fordere, so könne er am Ende statt der sechs Monate fast eben so viele Jahre erhalten; er blieb dabei, sich nicht für schuldig erklären zu wollen. Es kam aber nicht zu einer Verhandlung vor den Geschwornen und auch zu keinen sechs Monaten Gefängniß, und überhaupt zu keiner Schuldigerklärung, denn urplötzlich ging die Thüre auf und wer trat ein? Niemand anders, als der Boß des Peter in Begleitung von zwei Frauenzimmern, die sich alsbald als

die nöthigen Zeuginnen kund gaben. Das war ein freudiger Anblick für die Deutschen, ein um so unangenehmerer für den Kläger und seine Zeugen.

Dem Boß sah man es an, daß er gerade aus dem Krankenbette erstanden sey, denn er ging gebückt und leidend. Aber er war ein Ehrenmann durch und durch und hätte es sich nicht nehmen lassen, für seinen Burschen und dessen Trefflichkeit des Charakters und Benehmens selbst Zeugniß abzulegen. Auch zu aller und jeder Bürgschaft war er bereit, wenn solche erforderlich wäre. In der Sache selbst aber konnte er natürlich keine Aussagen machen. Um so vorzüglichere machten jedoch seine Begleiterinnen.

Die Lucy und die Mary waren festlich gekleidet, als ginge es auf die Hochzeit, statt auf den Zeugenstand. Besonders die Lucy; denn sie trug nicht nur ein weißes Seidenkleid, sondern auch eine künstliche Rose im Haar, wie es die Hochzeiterinnen in New-York im Brauch haben. Ihre Finger glitzerten von Goldringen und um den Hals trug sie ein Geschmeide, das wohl seine paar hundert Thaler werth war. Allen mußte dieser Anzug auffallen, weil in New-York Frauenzimmer sonst im Gerichtssaale ganz einfach angethan erscheinen, auch die Vornehmsten, und nicht mit einem Schmucke prangen, der nur für Festlichkeiten paßt. Wenn's aber auch damals auffiel, so ist's doch nachher Vielen klar geworden, warum die Lucy sich so geputzt hatte.

Wenn in Deutschland ein Mädchen von gebildetem Stande einmal genöthigt ist, vor Gericht zu erscheinen, so ist das ein „Zieren" und „Sichsträuben," wie wenn's zum Sterben ginge. Es ist eine Geniertheit und Beklommenheit, als würde eine

große Unſchicklichkeit begangen. In Amerika iſt das ganz anders. Die Mädchen wiſſen da, daß ſie gerade ebenſo gut von ihrem Thun und Treiben Rechenſchaft abzulegen haben, als die Männer, und ihr Auftreten vor Gericht iſt daher nicht minder frei und ſicher, als das ihrer Brüder und Gatten. Lucy und Mary machten natürlich auch keine Ausnahme, ſie legten friſchweg den Zeugeneid ab und machten dann ihre Ausſagen ſo klar und bündig, daß man — Publikum, Richter, Kläger und Beklagter — bald wußte, woran man war. Beſonders gravirend hob Lucy die Feigheit ihres Begleiters hervor, der, ohne auch nur einen Arm für ſie aufzuheben, durchgegangen war, um ſein theures Haupt zu retten, unbekümmert darum, was aus ſeinen Schützlingen werde! Und mit noch größerem Nachdrucke verweilte ſie bei dem Heldenmuth und der Tapferkeit ihres Erretters, der es allein und unbewaffnet mit einer ganzen Bande von Strauchdieben aufnahm, welche alle ihre Dolche führten! Wort für Wort beſtätigte ſie Alles, was Peter Huth angegeben hatte, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer gar Manches gar nicht prämirt hatte, aus Beſcheidenheit vielleicht oder auch vielleicht deßwegen, weil ſeine Handlungsweiſe in der Natur ſeines unerſchrockenen Charakters lag und ihm ſelbſt als gar nichts Beſonderes vorkam. Lucy aber ſchien ſo begeiſtert für ſein mannhaftes Auftreten, daß ſie auch den kleinſten Punkt nicht vergaß!

Aufmerkſam lauſchte Alles ihrer Erzählung. Als ſie fertig war, fragte ſie der Richter nach dem Namen ihres feigen Begleiters, den ſie bisher verſchwiegen hatte.

„Ich ſah ihn bei meinem Eintritt in dieſen Gerichtsſaal,“ erwiederte ſie, „und ich wunderte mich, warum er nicht ſchon vor mir die Unſchuld des Angeklagten dargethan hat. Doch

ist es möglich, daß er auf seiner schnellen Flucht gar nicht bemerkte, daß wir nur überhaupt Beistand erhielten. Es ist Herr Dawson."

Unser Erstaunen, wie das Erstaunen des ganzen Publikums war grenzenlos. Dieser Mann, der gewissermaßen der Hauptzeuge gegen Peter war, obwohl er klugerweise (natürlich, um dem Wortlaute nach keinen Meineid zu begehen) erklärte, den Beginn und den Grund des Attentats nicht angeben zu können, weil er ihn nicht gesehen habe; dieser Mann, der durch seine mannhaft klingende Rede den Beifall der ganzen Zuhörerschaft errungen hatte, dieser Mann war der Feigling, der die armen Mädchen ihrem Schicksal überließ, um sich selbst zu salvieren? — Aller Augen richteten sich nach ihm und in den meisten las man tiefen Unwillen, tiefe Verachtung. Aber — der Platz, den er noch vor wenigen Minuten eingenommen hatte, stand leer. Er hatte sich, während Alles den Worten der Zeugin lauschte, leise wie ein Dieb in der Nacht davongeschlichen. Auch die andern falschen Zeugen machten jetzt Miene, auf und davon zu gehen, und besonders dem Kläger sah man es an, daß er sich lieber hundert Meilen weit entfernt befunden hätte, als hier. Allein der Richter gab strenge Befehle, die Burschen alle sicher zu halten. Und so konnte keiner mehr entwischen.

Nachdem nun noch die Freundin und Begleiterin der Lucy ihr Zeugniß ganz übereinstimmend mit dem obigen abgelegt hatte, kam noch zum Ueberfluß der Apotheker herbei, der die kleine Rißwunde des Peter verbunden hatte und natürlich alsobald die Wahrheit dessen bestätigte, was Peter in dieser Beziehung ausgesagt hatte. Der Richter nahm also keinen Anstand

mehr, den Gefangenen ehrenvoll zu entlaſſen. Zu gleicher Zeit aber verhängte er auch über die Strauchdiebe die ihnen gebührende Strafe.

Die Kerle machten ganz kläglich Geſichter. „Ach, Euer Ehren“ (ſo redet man in Amerika die Richter an), ſagte der Kläger, „ich hatte ganz ſicher nicht geklagt, wenn ich dazu nicht aufgemuntert worden wäre. Es war ja blos ein kleiner Spaß, den ich mit dem Dutchmann verhatte.“ Dabei ſuchten ſeine Augen Einen, der das Gerichtszimmer ſchon lange verlaſſen hatte, gleichſam um Schutz bei dieſem zu finden. Aber der Richter ließ ſich nicht irre machen.

„Ich könnte Euch wegen Meineids inquiriren und Ihr verdientet Alle ſammt und ſonders das Staatsgefängniß auf fünf Jahre,“ entſchied er, „allein Ihr ſeid doch noch weniger in der Schuld, als der, der Euch zu dem Schurkenſtreich ermunterte, und der leider vor der Verfolgung ſicher iſt, weil er ſich hütete, gegen den Wortlaut des Geſetzes ſich zu verfehlen. So will ich Euch blos die Strafe dictiren, die Ihr wegen Angriff von Frauenzimmern, wegen thätlichen Angriffs und Diebſtahls verdient. Und ſomit ſchicke ich Jeden von Euch auf ein Jahr in's Zuchtpolizeihaus.“ — Dabei blieb es.

Der Boß und der Weinhändler und die andern anweſenden Deutſchen ſchüttelten nun Alle dem Peter die Hand und gratulirten ihm nicht nur zu dem glücklichen Ausgang dieſes Prozeſſes, der ihn um ein Kleines in's Gefängniß gebracht hätte, ſondern auch zu ſeinem tapfern und loyalen Benehmen in der geſtrigen Nacht. Beſonders ſein Boß war hocherfreut, denn der Naturamerikaner, der nicht durch das entnervende Leben unter den faſhionablen Kreiſen und durch die Gemeinheit der

ſtabilen Sucht, auf jedwede Art und Weiſe Geld zu machen, verdorben iſt, hat eine innerlich geheime Hinneigung zu allem Noblen und Tapferen. Sie machten nun Anſtalt, das Gerichtszimmer zu verlaſſen, aber wie ſie ſich umſchauten, um den zwei Zeuginnen ihr Compliment zu machen, waren dieſe auf und davon und ſpurlos verſchwunden. Das war dem Peter doch ganz widerwärtig, denn er ſah wohl ein, wie viel Dank er den Damen ſchuldig ſey. Doch zu Dankſagungen hatte er ja auch ſpäter noch Zeit und Gelegenheit! So gingen ſie denn; aber kaum ſtanden ſie vor der Thüre draußen, ſo kam ein Conſtabler oder Gerichtsdiener und legte ſeine Hand auf des Peter Schulter und verhaftete ihn von Neuem.

„Goddam!“ fuhr der Boß auf, „das iſt ja zum Toll werden! Das muß ein förmliches Complott gegen den armen Burſchen ſeyn!“

Er bot nun eine ziemlich hohe Bürgſchaft, wenn man ihm den Peter nur wenigſtens für heute ließe. Morgen wollte er perſönlich mit ihm vor Gericht erſcheinen. „Zweimal in Einem Tage verhaftet zu werden, ſey doch zu viel.“

Der Conſtabler wollte aber unter keiner Bedingung darauf eingehen. „Das Verbrechen, deſſen Peter Huth angeklagt ſey, dulde keine Bürgſchaft; denn es ſey eine Klage wegen „Bruch eines Ehevverſprechens“ und in einem ſolchen Falle ſey keine Bürgſchaft zuläſſig.“

Das war leider nur zu wahr, wie Jeder aus Erfahrung wiſſen konnte, der mit den New-Yorker Geſetzen nur Etwas bekannt war! Denn in New-York ſind ſolche Klagen ganz gang und gebe. Da darf Einer nur längere Zeit näheren Umgang mit einem Frauenzimmer gehabt haben, und dann

Miene machen, ſie zu verlaſſen, flugs iſt die Eheverſprechensbruchklage da und dann heißt's: heirathen oder in's Gefängniß. Es iſt durchaus nicht nothwendig, daß ein ſchriftliches Eheverſprechen vorliege oder ein Verſprechen unter Einwilligung der Eltern, das mündliche Wort gilt gerade ſo viel, wenn die Ehe-Liebhaberin ſchwört, daß das Verſprechen geleiſtet worden ſey. Sie braucht dann blos noch Zeugen, daß der Beklagte mit der Klägerin auf eine Art umgegangen ſey, daß man habe vermuthen können, er werde ſie heirathen. Das genügt ſchon. Hat ſie aber gar einen Zeugen, der ſchwört, er habe das Heirathsverſprechen mit angehört, dann iſt ohnehin alle Einrede des Beklagten vergeblich und es heißt dann einfach: ſogleich auf der Stelle heirathen oder auf zwei bis fünf Jahre in's Gefängniß! Der Einwilligung der Eltern aber bedarf es ganz und gar nicht, wenn der Burſche über achtzehn und das Mädchen über vierzehn Jahre zählt. Manche Ehe iſt auf dieſe Art ſchon geſchloſſen worden, denn die armen Verklagten ziehen es meiſt vor, lieber ihre Hand „zum ewigen Bunde" zu reichen, als in die Gefangenenzelle zu wandern. Ja ſogar, was auch nicht ſelten der Fall iſt, wenn die Klägerin falſch ſchwur oder falſche Zeugen brachte, — die Ehe wird doch geſchloſſen! Wer will denn beweiſen, daß die Klägerin und die Zeugen falſch ſchwuren? Manchmal kann man ſich mit Geld losmachen, und hie und da iſt eine ſolche Klage auch nur auf den Geldbeutel berechnet; aber in den meiſten Fällen iſt es den Damen darum zu thun, unter die Haube zu kommen, und es wird dann keine Abfindungsſumme angenommen, es müßte denn dieſe ſo greß ſeyn, daß man leicht einen Andern

damit bekommen kann! Uebrigens muß ich hier zur Ehre der Deutſchen geſtehen, daß die Deutſchen Mädchen ſelten, ſehr ſelten zu dieſem Ehrenunterkunftsmittel greifen. Sie überlaſſen dieſe Ehre den Irländerinnen und Amerikanerinnen, die auch reichlich davon Gebrauch machen, wie man alle Tage in den Zeitungen leſen kann.

Das war alſo ein böſer Handel. Zwar ſchwur der Peter Stein und Bein zuſammen, daß er gar keinen Umgang mit irgend einem Frauenzimmer habe, daß von ihm nie und nimmer ein Eheverſprechen abgegeben worden ſey, und daß alſo die ganze Anklage auf Lug und Trug beruhe. Aber, was half Alles dieß? Die Klage war einmal da und ohne Zweifel hatte ſie Niemand unternommen, der nicht auch das nöthige Zeugniß beibrachte, um derſelben Nachdruck zu geben. Ob nun das Zeugniß falſch oder ächt war, das machte im Reſultat keinen Unterſchied, wenn man nicht etwa zufälligerweiſe im Stande war, die Falſchheit darthun zu können!

„Es iſt ſicher eine Klage, die auf des reichen Dawſon Machination hin angezettelt wurde," meinte der Weinhändler. „Der hatte ja auch offenbar die Loafer beſtechen, gegen den Peter aufzutreten; ſo wird er auch irgend ein ſchlechtes Weibsſtück aufgebracht haben, die einen falſchen Eid zu ſchwören bereit iſt."

„Möglich," ſagte der Beß, „und wenn's ſo iſt, ſo dürfen wir uns gratuliren, denn dann können wir vielleicht beweiſen, daß das Weibsſtück eine liederliche Dirne iſt, und in dem Falle wird ſie ab- und zur Rub' verwieſen. Jedenfalls iſt der Peter ein ſo braver Burſche, daß wir ihm durch Dick und Dünn beiſtehen müſſen."

So machten ſie ſich demnach Alle auf den Weg nach der Centrecourt, wo dieſer Fall zur Verhandlung kommen ſollte.

Das Gerichtszimmer war ganz gefüllt voller Leute, denn das Publikum iſt immer ein großer Liebhaber von Skandalgeſchichten und auf dieſer Court kommen deren immer mehr als genug vor. Natürlich aber ſind alle Verhandlungen der Gerichtshöfe öffentlich.

Der Richter war noch nicht da, als ſie eintraten. Auch von der Klägerin konnte man Nichts ſehen und hören. Vielleicht war ſie von ihrem Vorhaben abgeſtanden; denn, wenn ſie es nicht weiter verfolgen wollte, ſo brauchte ſie blos nicht zu erſcheinen, und dann war die Sache von ſelbſt aus. Sie täuſchten ſich aber; denn als jetzt der Richter erſchien und ſeinen Catheder eingenommen hatte, war der erſte Fall, den der Gerichtsſchreiber ausrief:

„Lucy Meyers gegen Peter Huth, wegen Bruch eines gegebenen Eheverſprechens.“

Der Boß und der Weinhändler — ſie konnten Nichts thun, als einander anſehen! Lucy, die Tochter des reichen Meyers, die Zeuzin von heute Morgen, die ſchöne Lucy, die Hunderte für Einen zum Gatten haben konnte, — die war Klägerin gegen den Peter Huth! Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, da mußte eine Namensverwechslung ſtattgefunden haben! Aber — es war keine Verwechslung vorgegangen, ſie hatten recht gehört. Denn kaum waren die Namen verleſen, ſo traten Lucy und Mary in den Saal — ſie hatten ſeither, wohl aus Gefälligkeit des Richters, die Erlaubniß gehabt, in einem Seitenzimmer zu warten, — und ſtellten ſich vor den Gerichtsſtand.

„Lucy Meyers gegen Peter Huth, wegen Bruchs eines gegebenen Ehevers[illegible]rechens.“ So lautete die Klage und ehe die Freunde Peters nur ein Wort ſprechen konnten, ja faſt ehe ſie nur Zeit hatten, über das Unerwartete dieſes Falles etwas zu denken, war ſchon Alles im beſten Gang. Die Klägerin war zwar todtenblaß, offenbar vor Aufregung und vielleicht auch aus Scham oder vielmehr Aerger über die vielen dreiſten Blicke, die auf ſie gerichtet waren und die ſie zwar nicht ſah — ſie ſah nicht rechts und nicht links — aber fühlte; dennoch kam ſie keinen Augenblick außer Faſſung; im Gegentheil ſie beantwortete die Fragen des Richters feſt und beſtimmt dahin, „daß der Beklagte ſchon ſeit längerer Zeit ihr den Hof mache und ſie mit Liebeserklärungen, zwar nicht in Worten, doch in Blicken und Gebärden, überhäufe, daß er endlich geſtern Nacht in Gegenwart der hier anweſenden Mary ihr förmlich auf heute Morgen die Ehe verſprochen habe, daß er jedoch keine Anſtalt dazu mache und ſie deßhalb dieſes Mittel ergreife, um ihn gerichtlich dazu zu zwingen.“

„Nun,“ plagte der Boß heraus, „nun, iſt das ein Glücksvilz! Hat man je ſo was erlebt? Das ſchönſte Mädchen New-Yorks, ein Mädchen, das ſeine fünfzigtauſend Thaler werth iſt, ein Mädchen, dem ich zehn Söhne zu Männern gäbe, wenn ich zehn hätte, ein ſolches Mädchen holt ſich einen grünen Deutſchen zum Manne und holt ihn ſich im Gerichtshof! Burſche, wenn Du dich weigerſt, ſo erdroſſle ich dich mit meinen eigenen Händen!“

Der Richter hatte Mühe, die Ordnung aufrecht zu erhalten, ſo groß war die Aufregung über dieſen unerhörten Fall; denn ſo viel auch ſchon ähnliche Klagen vorgekommen waren, ſo

doch gewiß noch keine oder doch nur wenige unter *ſolchen* Umſtänden! Sollte der Burſche in der That und Wahrheit ſich weigern, *dieſes* Mädchen zu heirathen? Sollte es da *eines* Zwangs bedürfen, wo Tauſende vor Neid berſten, weil ſie eines ſolchen Glücks nicht theilhaftig werden konnten?

Mit dem Peter Huth mußte man einestheils Bedauern haben, denn er ſah ganz verdutzt darein, beſonders da er den ganzen Vorgang wegen ſeiner Unkenntniß des Engliſchen mehr *errathen* mußte, als er ihn verſtand, anderntheils konnte man blos ſtaunen über die Ueberfülle von Glück, im materiellen Sinn wenigſtens, die da auf einmal über ihn hereinbrach. Der Weinhändler erklärte ihm nun im Auftrag des Richters, um was es ſich handle.

„Aber," ſagte er, „ſo wahr Gott lebt, ich weiß von einem Heirathsverſprechen Nichts."

„Narr, der du biſt," erwiederte ſein Freund und Berather; „du haſt's eben nicht verſtanden, wie ſie mit dir ſprach, und wahrſcheinlich immer mit *Yes* geantwortet. Aber Heirathsverſprechen hin, Heirathsverſprechen her, wenn du da nicht zugreifſt, ſondern lieber in's Gefängniß wandelſt, ſo wäreſt du werth, auf Zeitlebens in's Narrenhaus geſperrt zu werden!"

In's Gefängniß wanderte er nun nicht und ebenſo wenig in's Narrenhaus, wohl aber in's Ehejoch. „Wenn's *Ernſt* iſt und *kein Firlefanz*," meinte er, „ſo hätt' ſie keinen Gerichtshof gebraucht, um mich zu bekommen. Könnte ich doch nur engliſch! Das wird eine vertrackte Ehe geben."

Er gab ihr alſo die Hand und ſie ihm die übrige und jetzt, meint wohl der Leſer, ſey die Sache im Gerichtshofe zu Ende geweſen. In Deutſchland ſicherlich, denn da wäre man

nun zum Pfarrer gegangen und hätte das erſte Aufgebot beſtellt. In Amerika ſind aber die Sitten und Gebräuche gar ſehr verſchieden von den unſrigen. Die Zuſchauer wußten auch ſchon, was kommen würde; darum entfernte ſich auch Niemand, ſondern Alles wartete ganz ſtill, und man hätte können eine Maus laufen hören, ſo aufmerkſam war Alles.

Der Richter nahm alſo eine Bibel, wie deren immer in den Gerichtsſälen parat liegen, ließ die Beiden, den Peter und die Lucy, das Buch küſſen, ſprach ein paar einleitende Worte und erklärte ſie, als ſie Beide auf ſeine Anſprache, ob ſie einander wollten, mit Ja geantwortet hatten, für Mann und Frau. Die ganze Ceremonie, mit ſammt dem „Yes“ ſagen, dauerte keine drei Minuten. Drauf ſchrieb er ſein Certificat, daß der Peter Huth mit Lucy Meyers heute von ihm geſetzlich getraut worden ſeye, rechnete einen Thaler dafür an, und entließ die Partheien.

Arm in Arm verließen, unter dem donnernden Hurrah des Auditoriums, die Neuvermählten den Saal und die Andern ſteuerten pflicht-ſchuldigſt hinten drein. Die Lucy aber hatte für Alles geſorgt, denn unten ſtand ſchon ein Gefährt, das ſie Alle aufnahm, um ſie in das Haus ihrer Eltern zu führen, die nun erſt erfuhren, daß ihr einziges Kind ſich verheirathet und zwar an einen ihnen wildfremden Menſchen verheirathet habe. — So geht's in Amerika!

Das kann man ſich denken, daß den andern Tag die Zeitungen ganze Spalten lange Artikel über das Ereigniß brachten. Eine ganze Woche ſprach man von nichts Anderem als nur vom Peter und der Lucy. Sogar Gedichte in Knittel-

verſen wurden über die Hyſterie gemacht und auf den Straßen feilgeboten, und nur als etwa vierzehn Tage d'rauf eine Millionärs-Tochter mit ihres Vaters irländiſchem Kutſcher ſich heimlich vermählte und der gekränkte Vater eine Klage einreichte wegen Verführung, aber abgewieſen wurde, weil die Tochter erklärte, es ſey ihr freier Wille geweſen, den Kutſcher zu nehmen, da vergaß man die Hochzeit der Lucy, um vier Wochen ſpäter auch nicht mehr an die Affaire der Millionärs-Tochter zu denken, einfach weil inzwiſchen eine neue Skandal-Geſchichte die alte verdrängt hatte.

Länger brauchten die Eltern der Lucy, bis ſie ſich mit dem Gedanken vertraut machten, daß ihre Tochter ſich an einen armen Schlucker, an einen eingewanderten Deutſchen weggeworfen habe. Zwar thaten Peters Freunde, der Boß und der Weinhändler, alles Mögliche, um den Peter herauszuſtreichen, und — das heldenmüthige Benehmen deſſelben, ſowie ſeine Perſönlichkeit ſprachen von ſelbſt für ihn, aber — ein Dutchman und der Skandal! Das wollte ihnen lange nicht hinunter. — Fragte man die Lucy, warum ſie die Sache nicht auf eine andere Art in's Werk geſetzt habe, ſo erwiederte ſie ganz einfach, daß keine andere Art möglich geweſen ſey. „Sollte ich warten," ſagte ſie, den Styl umdrehend, „bis der Peter ſo viel engliſch verſtand, um mir einen Liebesantrag zu machen? Dann hätte ich können eine alte Jungfer werden. Und glaubt Ihr wohl, meine Eltern hätten je auf friedlichem Wege ihre Einwilligung gegeben? Nur mit Gewalt konnte ich's erzwingen, denn das wußte ich wohl, daß ſie ihr einzig Kind nachher deßwegen doch nicht verſtoßen würden. Der Dawson aber, was glaubt Ihr wohl, was der für Machinationen

erſonnen hätte, um den Peter zu entfernen? Seht Ihr denn das nicht ſchon aus der Art und Weiſe, wie er die Loafersgeſchichte zu benützen verſtand, um meinen Schatz aus dem Weg zu räumen? Dem wäre kein Mittel zu ſchlecht und kein Weg zu niederträchtig geweſen, um mich und den Peter zu trennen. Darum mußte ich ſo handeln, wie ich handelte! Und wenn ſie auch acht Tage lang uns in den Blättern herumziehen, ſo hat das wenig auf ſich. Es geht andern Leuten auch ſo."

So raiſonnirte die Lucy.

Nach Jahr und Tag hatte der Vater Lucy's ſeinem Schwiegerſohne ein eigenes Metzgergeſchäft eingerichtet und derſelbe iſt jetzt ein recht angeſehener Market butcher. Seinem Vermögen nach könnte er Wholesale butcher ſeyn, aber er zieht ſeinen ſchönen Stand auf dem Waſhingtonmarkt vor. Frau Lucy iſt immer noch ſchön und in ihren Mann verliebt. Wie er engliſch, ſo hat ſie deutſch gelernt, und ihre Kinder ſprechen auch beide Sprachen, obgleich ſie, wie alle in Amerika Geborne, das Engliſche vorziehen. Ihre Ehe iſt ſo glücklich, als eine Ehe zwiſchen einem Deutſchen und einer Amerikanerin überhaupt ſeyn kann; denn ein Bischen Gegenſatz bleibt immer zwiſchen ſolchen Eheleuten, weil die deutſchen und amerikaniſchen Sitten und Lebensanſichten ſich nie und nimmer vereinigen laſſen.

Der Dawſon verſuchte es im Anfang, die jungen Eheleute auf alle Arten, öffentlich und heimlich zu verläſtern, um ſich an der Lucy zu rächen; aber als ihm der Peter einmal auf's Zimmer ſtieg und ihm freundſchaftlich bedeutete, falls er noch einmal auf ſolche Art handle, ſo werde er ihm alle Rippen im Leibe zerbrechen, — ſeither iſt er mäuschenſtill und geht dem Peter ſchon auf hundert Schritte Entfernung aus dem Wege.

IV.

Zwei Weiber und falsch Geld.

Einer der schönsten Flüsse Amerika's ist der Hudson und nicht mit Unrecht nennt man ihn den amerikanischen Rhein. Sein bald schmäleres, bald breiteres Thal ist links und rechts mit Hügeln umgürtet, von denen entweder grüne, schattige Wälder, oder liebliche, weiße Landhäuser in die Tiefe hinabsehen. Die ganze Gegend ist ungemein fruchtbar und auch beinahe vollständig angebaut, so daß nur noch wenige Sumpfstrecken oder steinigte unfruchtbare Felder störend auf das Auge einwirken. Freilich fehlen die Ruinen alter Bergschlösser und besonders die grünen Weinberge, vielleicht auch die fröhlichen, lustigen Menschen, um den Beschauer vollständig in die alte Heimath zurück zu versetzen.

Hart am Hudsen und doch nicht weit von der Stadt New-York hatte sich ein deutscher Gärtner angesiedelt. Er war schon vor vielen Jahren in's Land gekommen, damals wo New-York nur noch eine kleinere Stadt war und sich nicht weit über die Houstonstreet ausdehnte. Um jene Zeit konnte man die Ländereien auf der Manhattaninsel, auf der New-York steht, noch wohlfeil bekommen; und je weiter entfernt vom Mittelpunkte der Stadt, desto wohlfeiler. Jetzt freilich ist die ganze Manhattaninsel in die Stadt New-York umgewandelt,

und wenn auch, wie natürlich, noch bei weitem nicht gänzlich bebaut, doch zu Bauplätzen und Straßen ausgelegt. So fängt denn jetzt von der Houstonstreet eine Reihe parallel laufender Straßen an, die ſämmtlich von einem Fluß zum andern (vom Nordriver oder Hudſon zum Eastriver oder Sundausfluß) gehen. Es ſind deren nicht weniger als zweihundert und ſiebenundzwanzig! Und alle dieſe zweihundert und ſiebenundzwanzig Straßen ſind im rechten Winkel von großen breiten Alleen (Avenues) durchſchnitten, deren man vierzehn zählt, und welche oft zwei bis drei Stunden lang ſind, je nachdem die Inſel breit iſt. Auf dieſem großen Gebiete können einmal, wenn Alles angebaut iſt, drei bis vier Millionen Menſchen hauſen. Für jetzt aber iſt's noch lange nicht einmal eine Million, und es giebt alſo noch viele lange Strecken, die entweder gänzlich unbebaut ſind, und öde und leer daliegen, oder die von Gärtnern und Farmern benützt und kultivirt werden. Für dieſe hat natürlich die Nähe von New-York einen großen Werth, weil ſie da ihre Frühgewächſe und beſonders ihre Blumen und Bouquete um einen theuren Preis abſetzen können. Zudem ſteigt ihr Eigenthum von Jahr zu Jahr im Werth, ohne daß ſie viel dazu thun müſſen; denn je mehr New-York Einwohner bekommt, je weiter die Stadt ſich ausdehnt, um ſo theurer werden die Grundſtücke bezahlt, weil ſie ja alle nach und nach als Bauplätze benützt werden. Doch über die fünfzigſte Straße hinaus findet man bis jetzt noch wenig Häuſer, die paar Punkte Yorkville und Manhattanville ausgenommen, wo ſich um ein paar Farmen und Straßenwirthshäuſer herum eine größere Menge von Anſiedlern ſammelte, ſo daß dieſe beiden Punkte nun förmliche Dörfer bilden.

Der Punkt, wo sich der deutsche Gärtner angesiedelt hatte, lag an der achtzigsten Straße. Damals, wo er den Grund und Boden kaufte, war weit und breit noch kein Haus zu sehen; nur eine Viertelstunde weiter oben, Harlem zu, stand eine vereinzelte Schenke an der Bluminadalereae. Jetzt sieht man zwar hie und da zerstreut liegende Häuser, aber es sind entweder Landhäuser der Reichen, die hier ihren Sommersitz nehmen, oder Gärtnerwohnungen und Pachtungen. Einsam genug ist also die Gegend immer noch. Ist sie aber auch einsam, so ist sie dagegen nur um so schöner.

Der Hudson bildet hier einen kleinen Einschnitt, eine Art Bucht, von der das Land terrassenförmig in einem Halbzirkel aufsteigt. Auf der Höhe stand die Wohnung und steht ohne Zweifel noch. Es war ein niederes Gebäude, nur von einem Stock und einem Dachboden, aber freundlich und niedlich genug nahm es sich aus; denn die Sommerseite war gänzlich unter wilden Reben, die sich am Hause hinaufrankten, verborgen, und von den Fenstern hatte man eine prachtvolle Aussicht auf das ganze Thal, den majestätischen, hier wohl eine halbe Stunde breiten Strom sowohl, als auf die Berge auf der Jerseyseite drüben, auf Bergenhill und Unionhill, sowie auf das freundliche Sommerstädtchen Hobocken. — Das Grundstück, welches mit dem Gebäude verbunden war, mochte kaum ein paar Acker groß seyn, allein die paar Acker waren Ein Garten, und nicht blos ein Garten, sondern nebenbei eine Orangerie, ein großes Gewächshaus. Man lebte unter lauter Blumen, und mitten im Winter sogar meinte man sich in den Frühling versetzt, wenn man in diesen Räumlichkeiten sich ergieng.

Gutbrod hieß der Mann, der sich hier niedergelassen

und dieſes ganze Territorium durch ſeiner Hände Fleiß in das verwandelt hatte, was es jetzt war. Die ganze Anlage zeigte, daß er deutſche Sitte und Gewohnheit liebte, denn die Orangerie ſowohl, als das Gewächshaus, wie auch der übrige Garten waren nach alter deutſcher Art eingerichtet und hergerichtet. Und es war auch ein biederer, alter Deutſcher, der Vater Gutbrod, wie ihn ſeine Kunden und ſeine freilich entfernt genug wohnenden Nachbarn nannten! Den ganzen Tag, von Morgens früh bis Abends nach Sonnenuntergang, lag er ſeiner Gärtnerei ob und pflegte ſeine Blumen. Darum hatte er auch das ganze Beſitzthum frei und ohne Schulden, und ſogar noch ein gut Stück Geld auf der Bank. Doch ſo ſehr auch Vater Gutbrod ſeine Blumen liebte und pflegte, ſo beſaß er doch noch eine andere Blume, die ihm weit theurer und höher ſtand, als die ganze Orangerie mit dem Gewächshaus zuſammen. Das war ſein liebliches Töchterlein, Roſa, das einzige Kind, das ihm von Vieren geblieben war. Auch die Mutter war längſt geſtorben. Und ſo lebten Er und die Roſa allein auf der Gärtnerei und nur Ein Geſelle ward gehalten, um ſie in ihren vielen Mühen und Geſchäften zu unterſtützen.

„Was man ſelbſt thut, iſt doppelt gut gethan," pflegte er zu ſagen. Darum hielt er auch ſein junges Töchterchen gar fleißig zur Arbeit an und beſonders lag ihr der Dienſt ob, den Verkauf der Blumen und Gewächſe zu leiten, wofür er einen eigenen Stand auf dem Fultonmarkte in New-York gemiethet hatte. Mit ſeinen Geſellen war er ſelten ſehr zufrieden. „Die geben ſich für Gärtner aus und ſind doch keine," meinte er oft und beklagte es, daß unter den Einwanderern ſo ſelten ein ordentlicher, ſolider und geſchickter Burſche zu

finden ſey. „Sie ſchicken uns eben das Lumpengeſindel herüber,“ ſetzte er dann meiſt hinzu, „und meinen, das ſey gut genug für Amerika.“ — Doch mit dem Geſellen, den er wirklich hatte, war es anders. Das war ein Burſche, der ſein Geſchäft verſtand! Und nicht blos ein geſchickter Burſche, ſondern auch ein wackerer und ſolider war er dazu. Und ein hübſcher Burſche war's obendrein, wie alle Mädchen behaupteten, ob er gleich ſich mit keiner abgab, und darum auch Mancher zu ernſt erſcheinen mochte. Doppelt unangenehm war es daher dem Vater Gutbrod, daß ihn dieſer junge Mann verlaſſen wollte, um ſich ſelbſt zu etabliren; denn nicht blos konnte er ſich denken, daß er einen gleich fleißigen und thätigen Geſellen nur ſchwer bekommen werde, ſondern er hatte auch mit dieſem Gehülfen einen beſonderen Plan vorgehabt, der ihm jetzt durch dieſe Trennung vereitelt wurde.

Es war an einem Sommerabend des Jahrs 1851. Vater Gutbrod hatte eben ſeine letzte Tagesarbeit vollendet und Roſa deckte den Tiſch, den ſie in's Freie vor das Haus geſtellt hatte, zum Abendbrod. Man konnte nicht leicht etwas Anmuthigeres ſehen, als das junge, kaum zwanzigjährige Mädchen, wie es flink und nett ſich bewegte, und Butter und Käſe und Brod und kalt Fleiſch neben dem Ciderkruge auf dem Tiſch aufſtellte. Es war ein ſchlankes, feines Kind, mit einem Auge, ſo rein wie das Tiſchtuch, auf dem ſie die Speiſen ordnete. Der Vater betrachtete ſie, wie er ſich in ſeinen rohrgeflochtenen Lehnſtuhl am Tiſche niedergelaſſen hatte, lange mit wohlgefälligem Blick, und doch ſchien es, als miſchte ſich etwas Wehmuth darein; denn es kam ihm ſo vor, als ob ſeine liebliche Tochter ſeit einiger Zeit nicht mehr ſo fröhlich und luſtig drein ſchaue, als

früher; er meinte, ihre Stimme, die ſonſt den ganzen Tag durch's Haus getrillert hatte, jetzt weniger häufig zu vernehmen, und ſogar ihre Wangen ſchienen ihm nicht mehr ſo blühend, denn vor wenigen Wochen.

„Wo nur der Ludwig ſo lange bleibt," ſagte er endlich, „es iſt doch bald acht Uhr und er verſprach, gleich nach ſieben Uhr zurück zu ſeyn."

„Ei, Vater," erwiederte Roſa, „es iſt weit zum Mount Morris, und das Landhaus des Herrn O'Neill ſoll ja noch eine halbe Stunde weiter oben liegen. Auch wird er wohl länger, als er glaubte, aufgehalten worden ſeyn, bis die Pachtbedingungen alle im Reinen waren."

„Ja," ſeufzte jetzt der Vater; „ich wollte, die Pachtbedingungen wären nie in's Reine gekommen! Ich hatte mir Alles ſo ſchön gedacht und hoffte, der Ludwig würde uns nimmer verlaſſen und nun muß es ſo kommen!"

„Still, Vater!" ſagte die Tochter, und erröthete bis an die Stirne hinauf. „Still, ſagt nichts mehr von der Art. Der Ludwig konnte nicht anders handeln, als er gehandelt hat, und wir wollen ihm alles Glück und allen Segen wünſchen, den er gewißlich verdient."

Thränen traten ihr in die Augen und ſie mußte den Kopf abwenden, um dieſelben vor dem Vater zu verbergen. Aber der ſah ſie wohl und wußte auch, wie es um das Herz ſeiner Tochter ſtand. Darum ſtand er auf und gieng eine Zeit lang auf und ab, um ſeiner Gemüthsbewegung Herr zu werden.

„Als Mann von Wort hat er nicht anders handeln können," ſprach er endlich, mehr für ſich hin, als zu ſeiner Tochter.

„Das iſt ſicher, aber —, doch wir wollen ſehen, wenn ſie ankommt, was es für eine Sorte Weibsſtück iſt. Nach den Briefen, die ich von ihr geleſen habe, glaube ich kaum, daß ſie für Ludwig paßt. Ich wollte, es wäre anders gekommen, denn nie und nimmer finde ich Einen, der mir als Sohn lieber geweſen wäre, als er. Und ſie, Gott tröſte ſie; ſie hält ihn wie ihren Augapfel und wird nimmer einem Andern angehören."

Er ſah ſich nach ſeiner Tochter um, der offenbar die letzten Worte gegolten hatten. Dieſe ſtand auf einem erhöhten Rondell neben dem Hauſe, von dem man eine bequeme Ausſicht auf den ſchmalen Weg hatte, der nach wenigen Minuten in die Blumenthalſtraße einmündete.

„Da ſieht ſie ſich ſchon wieder nach ihm um und weiß doch, daß er ihr nicht angehören kann," murmelte der Alte. „Ich wollte, ich wäre ein paar Monate älter und bin doch wahrhaftig ſchon alt genug."

Inzwiſchen hatte die junge Roſa nicht vergeblich geſpäht, denn nach wenigen Minuten beugte ein rüſtiger Fußgänger in den Pfad ein, der von der Straße ab nach Vater Gutbrod's Beſitzthum führte. Es war ein junger Mann von achtundzwanzig oder dreißig Jahren, von kräftigem, geſundem Ausſehen, mit einem ausdrucksvollen, angenehmen Geſichte, das jedoch ernſter drein ſah, als man von ſeinem Alter hätte erwarten ſollen. Als Roſa ſeiner anſichtig wurde, machte ſie eine Bewegung, als wollte ſie ihm entgegenſpringen; allein ſie bezwang ſich augenſcheinlich und blieb ruhig ſtehen, bis er ihr nahe genug war, um ihr ſeine Hand entgegenzuſtrecken.

„Gott grüß dich, Roſa," ſagte der junge Mann, ihre Hand freundlich ſchüttelnd; „Ihr habt wohl auf mich warten müſſen?"

Auch der Alte kam jetzt herbei. „Alles im Reinen, Ludwig?“ fragte er, „oder ist Nichts aus dem Handel geworden?“

„Alles im Reinen, Vater Gutbrod,“ erwiederte der junge Mann, „und die Bedingungen sind nicht ungünstig. Wenn ich will, so kann ich das Anwesen gleich morgen beziehen, denn die Pächterswohnung steht leer und die Gartenstücke bedürfen der Wartung gar sehr, da sie in den paar Wochen, seit das Landgut in andere Hände übergieng, keine pflegende Hand gefühlt haben.“

„Und wie gefiel dir der Gutsherr, Ludwig?“ fragte Vater Gutbrod weiter. „Was für eine Sorte von einem Mann ist er? Dem Namen nach muß es ein Irländer seyn.“

„Das ist er auch,“ antwortete Ludwig. „Und der erste Eindruck, den er auf mich machte, war nicht der beste. Noch weniger gefiel mir sein Sohn, ein rothhaariger, finsterer Mann, der wohl vom Leben schon viel verkostet hat. Doch der erste Anschein trügt oft und sie haben mir, wie gesagt, ganz günstige Bedingungen gemacht, so daß ich in wenigen Jahren hoffen kann, das Pachtgütchen als Eigenthum zu besitzen, wenn mir der Himmel günstig ist.“

Sie setzten sich nun zum Abendbrode und blieben, auch nachdem dieß beendigt war, noch eine gute Weile sitzen. Manche Frage that noch der alte Gutbrod; doch stockte das Gespräch oft und viel, gleichsam als ob irgend Etwas wäre, das sie Alle gleichmäßig drückte. Besonders still und schweigsam war Rosa, und sah fast immer nur nach der scheidenden Sonne, die über dem Hudson drüben hinter den Jerseybergen glühend roth unterging. Schon war es spät geworden, und fast über die Zeit, wo Landleute, die Morgens mit dem Tagesanbruch

an die Arbeit zu gehen gewohnt ſind, ihr Lager zu ſuchen pflegen; da kam noch ein Wägelchen daher gefahren, welches offenbar einen kleinen Umweg von der Landſtraße machte, um noch auf Vater Gutbrod's Gärtnerei anzuhalten.

„Es iſt der Expreßmann von Hundsbridge," ſagte Roſa und wurde todtesblaß. — „Er wird dir Nachricht bringen, Ludwig, ob das Schiff Humboldt endlich eingelaufen iſt."

So war es auch. Ludwig erwartete nämlich ſeine Braut und Schwiegermutter von Deutſchland, welche, wie ihm geſchrieben worden war, ſchon vor acht Wochen auf dem Schiffe Humboldt von Havre abgegangen waren. Er hatte es daher einem Wirthe in New-York in Commiſſion gegeben, ihn gleich davon zu benachrichtigen, wenn die Nachricht käme, daß der Humboldt in den Hafen einlaufe. Man weiß es nämlich in New-York ſchon einen halben, wenn nicht einen ganzen Tag zum Voraus, wann ein Schiff ankömmt, weil von Sandyhook, dem Leuchtthurm am Eingange zur Bay von New-York, Telegraphendrähte bis in die Telegraphenbureaus in der Stadt laufen. Die telegraphiſche Nachricht braucht natürlich nur ein paar Secunden, die Schiffe aber noch zwölf Stunden und länger, weil es von Sandyhook noch über vierzig Meilen bis an die Docks iſt und weil der Aufenthalt an der Quarantaine vor Statenisland auch einige Zeit hinwegnimmt. Der Wirth meldete ihm nun, daß der Humboldt im äußern Hafen angekommen ſey, und bis den andern Morgen ohne Zweifel an ſeinem Dock anlanden werde.

„Macht nur, daß Ihr bald in die Stadt kommt morgen früh," ſagte der Expreßmann, als er ſeine Botſchaft ausgerichtet hatte und ſich nun anſchickte, weiter nach Hundsbridge, ſeinem Beſtimmungsort, zu fahren. „Die Mädchen," ſetzte er mit einem

etwas rohen Spaße hinzu, „die die weite Reiſe von Deutſchland herübermachen, um den Schatz aufzuſuchen, ſind begierig, dem Liebſten um den Hals zu fallen. Sonſt kapert ſie Euch am Ende noch ein Anderer weg.“

Auf dieſe Nachricht hatten ſie Alle ſchon ſeit einiger Zeit gewartet, und doch ſchien ſie ihnen noch unerwartet zu kommen; denn als der Bote ſchon längſt weiter gefahren war, ſaßen ſie immer noch ſtill und ſchweigend.

„Es iſt doch gut,“ ſagte endlich Ludwig, „daß ich den Pachtvertrag heute abgeſchloſſen habe, ſonſt hätte ich am Ende nicht gewußt, wo aus und wo ein.“

„Nicht gewußt, wo aus und wo ein?“ erwiederte Vater Gutbrod vorwurfsvoll. „Haſt du nicht eine Heimath bei uns? Biſt du nicht nun faſt vier Jahre bei uns, und nicht wie ein Knecht oder Gehülfe, ſondern mehr wie ein Sohn und Bruder?“

„Da habt Ihr recht, Vater Gutbrod,“ entgegnete Ludwig, „und ſo Gott will, will ich mich ſtets ſo halten, daß Ihr immer Eure Freude an mir erleben ſollt. Nie werde ich vergeſſen, wie Ihr gegen mich geweſen ſeyd, dieſe ganze Zeit über, und nie kann ich's Euch vergelten, Euch ſo wenig als der Roſa. Aber die Mutter, die meine künftige Frau mit herübergebracht, paßt nicht für Euer friedlich Haus und darum iſt es gut, daß ich gleich eine Unterkunft für ſie habe.“

„Das Eine aber mußt du mir verſprechen, Ludwig,“ ſagte jetzt Roſa, „daß du deine Braut morgen zu uns bringſt, damit wir doch auch ſehen, wer deine Erwählte iſt.“

So ſchieden ſie für dieſe Nacht und Jedes ſuchte ſeine Schlafkammer. Morgens aber in aller Frühe machte ſich Ludwig

auf den Weg, um nach New-York zu gehen und bei der Ankunft des Humboldt gegenwärtig zu ſeyn. Er ſah es gar nicht, daß Roſa, trotzdem der Tag kaum graute, auch ſchon auf war und ihm lange, lange nachſchaute, wie er ſeinen Weg entlang ging.

Ludwig Wagner war der Sohn eines ehrlichen Landpfarrers in Süddeutſchland. Sein Vater erzog ihn ſelbſt und ertheilte ihm den nöthigen Unterricht in Sprachen und Rechnen und Schreiben. Ihn in eine höhere Unterrichtsanſtalt zu ſenden, dazu langte die kleine Pfarrersbeſoldung nicht aus, und Vermögen war, wie meiſtens bei Landgeiſtlichen, keines vorhanden, weil der Vater ſein „Elterliches“ zum Studiren verbraucht hatte und bei der Wahl ſeiner Frau, der Mutter Wilhelm's, mehr auf ein gutes Herz und Annehmlichkeit der Perſon, als auf Geld und Gut geſehen hatte.

So wuchs der Junge heran und ward vierzehn Jahre alt, ehe man ſich's verſah, ja ehe man nur darüber einig war, welche Lebensbeſtimmung man demſelben anweiſen ſolle; denn zum „Studirenlaſſen“ reichten die Vermögensumſtände des Pfarrherrn keineswegs. Natürlich fehlte es an Vorſchlägen und Plänen nicht, und manche ſchlafloſe Nacht koſtete es das Elternpaar, wenn ſie darüber deliberirten, was aus dem einzigen Sprößling zu machen ſey, damit er dem „Stande“ des Vaters keine Unehre anthue und doch „billig“ untergebracht werde. Allen dieſen Meditationen und Grübeleien aber machte der Tod ein Ende, denn der Pfarrer ſtarb, ehe noch ein Entſchluß gefaßt war und hinterließ Mutter und Sohn in tiefer Armuth mit der Anwartſchaft auf eine kleine Penſion, die kaum zu

Wassersuppe und Kartoffeln das Jahr durch reichte. Die sonstige Hinterlassenschaft bestand aus einer Quantität Bücher, um die der Buchhändler kaum den zehnten Theil geben wollte, was sie gekostet hatten.

Um dieselbe Zeit, da der Pfarrer starb, segnete auch der Schullehrer des Orts das Zeitliche mit dem Ewigen. Derselbe starb aber unter ganz andern Verhältnissen, denn er hatte seiner Zeit ein vermögliches Bauernmädchen geheirathet, welche es sich in den Kopf gesetzt hatte, eine vornehme Frau zu werden. Der Vornehmste auf einem Dorfe ist nun allerdings der Pfarrer; allein da dieser schon verheirathet war, so griff sie nach dem Zweitvornehmsten, dem Schulmeister, und der griff natürlich auch zu, da eine Schullehrersbesoldung meist zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben einträgt. Obgleich er nun aber ein ziemlich Vermogen erheirathet, so hatte er sich doch nicht auf Rosen gebettet; denn seine Frau führte das Dominium und er durfte sich nicht mukken und rühren. Man nannte sie im Dorfe daher gewöhnlich die „Bösmarie," was auf hochdeutsch heißt: „Die böse Maria." Doch wie gesagt, auch den Schulmeister erlöste der Tod von seinen irdischen Drangsalen, und seine Wittwe hatte nun Niemand mehr, den sie commandiren und malträtiren konnte. Zwar, wie die Pfarrwittwe einen einzigen Sohn, so besaß sie eine einzige Tochter, die um etwa fünf Jahre jünger war, als der Bube; allein diese Tochter war nicht deßwegen da, um von der Mutter gedrangsalirt und cujonirt zu werden, sondern umgekehrt, um die Mutter zu commandiren und unter dem Daumen zu halten. Es zeigte sich nämlich gar bald, daß das Kind, welches in der Taufe den süßen Namen Minette erhielt, ein wunderschönes Mädchen werden

ſollte, und die Mutter wurde von Tag zu Tag verliebter in ihren Sprößling, und begab ſich nach und nach ganz unter die Botmäßigkeit ihres Lieblings, den ſie hätſchelte und tätſchelte, als wär's ein Stück Marcipan oder die Leibkatze des Kaiſers von Japan.

Die zwei Wittwen nun wußten nichts Beſſeres zu thun, als zueinander zu ziehen und ihren Wittwenſchleier miteinander zu tragen. Nicht daß die Pfarrerin einen Schritt deßhalb gethan hätte! Nein die Schulmeiſterin that ihn; denn die ſetzte, wie es eben einmal auf den Dörfern iſt, eine beſondere Ehre darein, mit der Wittwe des früheren Vorgeſetzten ihres Mannes nicht blos unter Einem Dache, ſondern auch auf gleichem Fuße zu leben! Ja ſie ging noch weiter in ihren Spekulationen! Hatte nämlich ſie ihrer Zeit keinen Pfarrer bekommen, ſo ſollte ihre Tochter wenigſtens den Sohn eines Pfarrers freien! Das war das Ziel ihres Strebens; das ſollte der Glanzpunkt ihres Daſeins ſeyn, wenn einſtens Minette und Ludwig Hochzeit hielten! Dann war ſie die vornehmſte Perſon im Orte, oder wenigſtens gerade ſo vornehm, als ſogar der Nachfolger des verſtorbenen Pfarrers!

Ludwig mußte nun auf's Gymnaſium und von da kam er auf ein höheres landwirthſchaftliches Inſtitut und die Univerſität, um ſich zum höheren Forſt- und Staatswirthſchaftsmann auszubilden. Das that die Bösmarie nicht anders; denn wenn auch der Ludwig keine Neigung „zum Pfarrerwerden" hatte, ſo mußte er wenigſtens „ſtudiren!" Sie hatte ja Geld, die künftige Frau Schwiegermutter! Die Pfarrerin mochte einreden, was ſie wollte, und hundertmal ſagen: „Das gehe über ihren Geldbeutel"; die Schulmeiſterin ließ nichts gegen ihren Willen

aufkommen. Alles mußte nach ihrer Pfeife tanzen, nur die Tochter nicht, die immer üppiger, schöner heranwuchs und deren Kleiderpracht Alles übertraf, was je im Dorfe gesehen worden war. Ob diesem Aufwand schüttelten Manche den Kopf; ja, die Leute munkelten sogar, dieser Luxus gehe weit über die Kräfte der Schulmeisterin und das Alles werde noch ein Ende mit Schrecken nehmen, weil ein Kapitalbrief nach dem andern zum Geldwechsler wandere. Aber — gegen die Bösmarie konnte Niemand aufkommen. Sie setzte ihren Willen durch, oder vielmehr ihren und ihrer Tochter Willen, die Leute mochten sagen und denken, was sie wollten.

Inzwischen war Ludwig's Mutter längst gestorben; vielleicht führte sie sich den Kommandostab der Schulmeisterin zu stark zu Gemüthe, vielleicht zehrte sie auch die Sehnsucht nach dem verstorbenen Gemahle nach und nach auf. Mag dem aber seyn, wie ihm wolle, in der Lebensweise der Schulmeisterin und ihrer Tochter, sowie in den Verhältnissen zu Ludwig brachte das keine Aenderung hervor. Dieser war schon gewohnt, das Haus der Schulmeisterin als seine Heimath und die Minette als seine künftige Frau zu betrachten, und wenn er je etwas hieran hätte ändern wollen, so würde seine Frau Schwiegermutter in spe schön mit ihm umgegangen seyn. Plötzlich aber, als der Ludwig schon nahe daran war, sein Examen zu machen, that es einen Klaps, und die ganze Wirthschaft fiel über den Haufen. Das waren Schreckenstage für den armen Studenten!

Im Jahr 1847 stürzte nämlich manches Haus in Deutschland zusammen. Die Theurung der Lebensmittel war auf eine Höhe gestiegen, wie seit dreißig Jahren nicht, und die Güter sanken im Preise immer tiefer, je weniger sie Ertrag lieferten.

Aller Handel und Wandel stockte und der ehrlichste Kaufmann wußte sich oft nicht mehr zu rathen und zu helfen, wie viel weniger der unehrliche. Bei einem derselben hatte auch die Bösmarie ihr Haupt-Geld stehen und als dieser Bankerott machte, so kam sie mit einem Schlage um ihr ganzes Vermögen, denn von den übrigen Kapitalbriefen war in der That schon mancher zum Banquier gewandert, wie die Leute längst vermuthet hatten, und nur noch ein paar kleinere, wenige hundert Gulden zusammen betragend, fanden sich vor. — Das waren Schreckenstage! Was nun anfangen?

Die Bösmarie wüthete im Haus herum, wie ein verwundetes, wildes Thier, und faßte Jeden mit ihren Tatzen, der ihr zu nahe kam. Besonders hatte sie es auf den Ludwig abgesehen.

„Du bist an Allem schuld!“ schnauzte sie ihn an, als er auf die erste Nachricht von dem Unglück schnell nach Hause geeilt war. „Du Bettelkind von einem Pfarrerssohn hast mich mein Vermögen gekostet. Hätte ich noch, was ich an dich gerückt habe, so könnte die Minette bei ihrer Schönheit noch eine ordentliche Parthie machen; so aber nimmt sie Niemand und sie muß auf dich Lumpen warten, bis ihr einmal mit einander eure Guteleuthauswirthschaft anfangen könnt.“

So ging's fort den lieben langen Tag. Nur allein die Tochter blieb ungeschoren von ihr und bekümmerte sich auch wenig um die ganze Geschichte, denn sie saß an dem Tage, wo die Unglücksnachricht ankam, eben so schön geputzt hinter ihrem Nähtischchen (an dem sie aber nicht nähte, sondern einen Roman las), als an irgend einem andern. Endlich aber mußte auch die Bösmarie mit ihrem Keifen aufhören und mit Ludwig

berathschlagen, was zu thun sey, denn durch's Schimpfen konnte das verlorene Vermögen nicht wieder herbeigezaubert werden! Darüber waren sie nun gleich einig, daß es mit dem Studieren des Ludwig ein Ende haben müsse. Wegen des Uebrigen aber gab's viel Hader und Zwietracht. Dieser wollte sich nämlich bei irgend einem Gutsherrn als Verwalter melden, oder auch nur als Assistent bei einem Verwalter, um sich auf diese Art nach und nach eine gesicherte Stellung zu erwerben; während die Schulmeisterin durchaus nicht darauf eingieng, im Vaterlande von unten herauf anzufangen.

„Meinst du, ich wolle mit Fingern auf mich deuten lassen?“ rief sie. „Meinst du, ich könn's ertragen, wenn die Leute die Köpfe zusammenstrecken und flüstern: so weit hat's die Schulmeisterin gebracht? Nein, und noch einmal Nein. Du gehst nach Amerika, und erwirbst dir ein Vermögen, und wir, meine Tochter und ich, ziehen derweilen in ein kleines Landstädtchen, wo man uns nicht kennt und dann schickst du uns das Reisegeld und wir kommen nach.“

Mochte auch Ludwig einwenden, daß es mit dem „Vermögenerwerben“ in Amerika auch nicht so geschwind mehr gehe, wie die Leute gewöhnlich denken, und daß er am Ende ebenso schnell im Vaterlande ein sicheres, wenn auch bescheidenes, Brod sich verschaffen könne; davon wollte die Schulmeisterin Nichts wissen.

„Deine Mutter hat lange genug ihre Füße unter meinen Tisch gestreckt, und du bist, was du bist, durch mich geworden; also ist es deine verdammte Schuldigkeit, daß du uns nicht blos erhältst, sondern uns auch wieder verschaffst, was wir durch dich verloren und an dich gerückt haben.“ — Das war

immer der Refrain der Rede der Schulmeisterin. Ludwig wußte nun zwar wohl, daß keineswegs seine Mutter die Schuld trage, daß er auf die Universität geschickt wurde; er wußte wohl, daß ihn seine Mutter viel bescheidener erzogen haben wollte, und daß all' die Großthuerei und Geldausgeberei von dem Eigensinn der Schulmeisterin herrühre; er wußte endlich wohl, daß der eigentliche Geldverlust nicht von seiner Erziehung und den Kosten derselben, sondern von dem Putz und Tant der Minette und von dem Banquerott herrühre, den jenes Haushaltungshaus gemacht; allein er wußte ebenso gut, daß sowohl er, als seine Mutter, viele Wohlthaten von der Schulmeisterin genossen, daß er ihr seine ganze Erziehung verdanke, und daß schon die gewöhnliche Dankbarkeit ihm gebiete, von nun an für die verlassenen Weiber zu sorgen. Nur kränkte ihn der ewige Vorwurf, den die Schulmeisterin ihm machte! Auch die Minette war nicht so, wie er sie gewünscht hätte; sie zeigte weder Zuneigung noch Abneigung gegen ihn, denn sie liebte Nichts, als ihren Putz; zu allem Andern blieb sie gleichgültig. Schön war sie, üppig schön! So schön, daß er noch nie 'was Schöneres gesehen hatte, aber — seine Liebe zu ihr war doch mehr Gewohnheitssache, als wirkliche Liebe, und sie selbst — nun, sie sah in den Spiegel und lächelte sich zu; sie kannte nur die Zuneigung zu ihrem eigenen Ich. Dennoch konnte er nicht umhin, endlich seiner Schwiegermutter nachzugeben, weil er die Verpflichtung in sich fühlte, nicht blos das der Minette gegebene Versprechen zu erfüllen, sondern auch der Mutter, die sich nun plötzlich ohne Subsistenzmittel sah, gänzlich zu Willen zu seyn. „Mein Leben sey von nun an ihnen geweiht!“ sagte er zu sich selbst. „Kann ich sie Beide

glücklich machen, ſo habe ich ihnen vergolten, was ſie an mir und meiner Mutter gethan; kann ich es nicht, ſo bin ich wenigſtens meiner Pflicht nachgekommen."

Das war der Grund, warum Ludwig Wagner nach Amerika gieng.

Es gieng ihm daſelbſt, wie Allen, die kein praktiſches Handwerk erlernt haben. Die Forſt- und Staatswirthſchaft, die er ſtudirt, oder gar vollends ſein Latein und Griechiſch nützten ihm gar nichts, und alles das Geld, das zu dieſen Zwecken auf ihn verwandt worden war, hätte ebenſo gut geſpart werden können. Zum Glück war auf dem landwirthſchaftlichen Inſtitut, das er ebenfalls eine Zeit lang frequentirt hatte, die Praxis nicht ganz vergeſſen worden, und ſo verſtand er ſich wenigſtens in Etwas auf Landwirthſchaft und Gärtnerei. Als es ihm daher glückte, einen weitläufigen Verwandten ſeiner verſtorbenen Mutter, den alten Vater Gutbrod, aufzufinden, ſo fiel es ihm bei ſeinem Fleiß und ſeiner Ausdauer nicht beſonders ſchwer, ſich in das Geſchäft einzuarbeiten, beſonders da ihm Vater Gutbrod mit gutem Rath an der Seite ſtand und die liebliche Roſa durch ihr eigenes Beiſpiel aufmunternd mitwirkte. Faſt vier Jahre lebte er hier als Gärtnergehülfe, doch weniger als Gehülfe angeſehen, denn als die zweite Hand ſeines Lehrherrn und Meiſters. Ja ſo patriarchaliſch war das Verhältniß Vater Gutbrod's zu den Seinigen, daß ein Fremder nicht anders gedacht hätte, als die drei Perſonen bilden nur Eine Familie.

Und Eine Familie war's auch! Denn Roſa hieng an Ludwig, wie wenn gar keine Möglichkeit der Trennung vorhanden geweſen wäre, und Ludwig ſaugte die Liebe zu dem

guten, ſchönen Kind ſo unbewußt ein, daß er immer noch glaubte, in ſeinen Geſinnungen zu der fernen Minette ſey nicht die geringſte Aenderung eingetreten, während ſein ganzes Inneres nur von Roſa erfüllt war.

Minette und ihre Mutter hatten indeſſen längſt ihr Dorf quittirt und ſich in einem entfernteren Landſtädtchen niedergelaſſen. Die Tochter konnte ſich aber nicht dazu bequemen, viel zu arbeiten, ſo nothwendig es auch unter den Umſtänden, in denen ſie nun lebten, geweſen wäre. Sie war ſich ihrer Schönheit und ihres Werthes viel zu ſehr bewußt, als daß ſie nicht gedacht hätte, es werde auch ohne ihr beſonderes Zuthun die Zeit ſchon kommen, wo ſich der Einfluß ihrer perſönlichen Vorzüge bewähren müßte. Er wollte ſich aber nicht bewähren; denn die jungen Handwerker und Gewerbsmänner, die ſich von den Reitzen der ſchönen Jungfrau angezogen fühlten, ſchracken vor dem leichten Weſen derſelben und beſonders ihrer Kunſtfertigkeit im Nichtsthun, ſowie vor ihrer gränzenloſen Putzſucht zurück; die Herren vornehmeren Standes aber zeichneten ſie zwar aus, wo ſich nur irgend eine geheime Gelegenheit dazu gab; ſie flüſterten ihr Schmeicheleien und Liebesworte zu, wo ſie es unbemerkt thun konnten; ihre Abſichten jedoch waren nicht reell genug, um zu einer Heirath zu führen, ſchon weil es an den zwei Haupterforderniſſen, „Stand und Vermögen“ fehlte. Man flüſterte ſich alſo Manches von den Liebesabenteuern der Minette in's Ohr, mehr vielleicht, als ſich mit dem guten Ruf eines rechtſchaffenen Mädchen verträgt; aber — ledig war die Minette immer noch, und ſo lange ſie dieß war, hielt ſie an Ludwig als ihrem Bräutigam feſt. Das that auch die Mutter, die alte Schulmeiſterin.

Ihr lag die Beſchaffung des ganzen Haushalts ob, und oft und viel fiel es ihr ſchwer, durch ihrer Hände Arbeit ſo viel zu verdienen, als zu des Leibes Nothdurft, beſonders aber zu dem Putz der Tochter nöthig war. Je härter es ihr aber gieng, um ſo ſchärfer wurde ihre Zunge, und trotzdem, daß Ludwig Wagner viele Tauſend Meilen weit außer ihrem Bereich war, ſo fühlte er ſie doch, dieſe Zunge, denn ſie entlud ſich gegen ihn in den Briefen, die er erhielt. Ja, die Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, mehrten ſich mit den Jahren, ſtatt daß ſie ſich verminderten. Er war jetzt nicht blos mehr die Haupturſache des Elends, in dem die Schulmeiſterin mit ihrer Tochter zu leben gezwungen war, ſondern er mußte auch ein liederlicher, fauler Taugenichts ſeyn, weil er nicht ſchon in den erſten Jahren nach ſeiner Ueberſiedelung nach Amerika im Stande war, ſeiner Braut eine ſorgenfreie Exiſtenz zu ſchaffen und das nöthige Ueberfahrtsgeld zu ſenden.

Endlich hatte er es jedoch bei einander, das Ueberfahrtsgeld für Braut und Schwiegermutter, und auch noch ſo viel mehr, um die erſte Einrichtung und das Pachtgeld für eine kleinere Gärtnerei, die er anfangen wollte, beſtreiten zu können. Jahrelange Entbehrungen aller Art hatte es ihn gekoſtet, bis er die Summe erſpart hatte; aber er fühlte ſich glücklich in dem Gedanken, nun ſeine Schuld gegen die Schulmeiſterin abtragen zu können. Ein Vierteljahr, nachdem er das Geld hinausgeſandt, erhielt er auch die Nachricht, daß die beiden Frauenzimmer die Herüberreiſe auf dem Humboldt accordirt hätten, und — nun finden wir ihn auf dem Wege nach New-York, um ſeine Braut in Empfang zu nehmen.

Um dieſelbe Zeit, als Ludwig Wagner der Stadt New-York zuſchritt, finden wir zwei Männer in einem kleinen Hinterzimmer eines Wirthshauſes in der Albanyſtreet. Dieſelben ſprachen einer Flaſche Brändi tüchtig zu, ſo früh es auch noch am Tage war. Der Eine mochte ein Mann im Anfang der Sechziger ſeyn, denn ſeine Haare fielen in langen weißen Locken über das gerötbete Geſicht und ſeine Körperkraft fieng an, die Wucht der Jahre zu ſpüren. Er war ſchwarz gekleidet, wie ein Gentleman, und ſein ganzes Ausſehen zeugte, daß er unter die höheren Klaſſen der Geſellſchaft gehöre. Wer ihn oberflächlich betrachtete, der vermeinte, einen ehrwürdigen Greis vor ſich zu haben, an dem die Leidenſchaften und Irrungen der Jugend faſt ſpurlos vorübergegangen ſeyen. Wer jedoch ſeinem Auge mit Aufmerkſamkeit begegnete, der fand etwas Lauerndes, etwas Liſtiges darin, das ihm auffiel; und verfolgte er dieſe Beobachtung, ſo konnte er nicht umhin, hinter der Maske von ſimpler Ehrwürdigkeit ſo viel Verſchlagenheit und Tücke zu entdecken, daß er vor dem Bilde zurückſchrack, welches ihm der Spiegel nunmehr entgegenhielt. Der Andere der beiden Männer war bedeutend jünger, kaum anfangs der dreißiger Jahre, und eine kräftige, derbe Perſönlichkeit. Er trug rothe Haare und hatte einen finſtern Geſichtsausdruck, vor dem man zurückſchreckte. Dennoch konnte man eine gewiſſe Familienähnlichkeit zwiſchen den beiden Männern nicht verkennen, trotz der anſcheinend verſchiedenen Phyſiognomien. Auch beſeelte ſie offenbar nur eine und dieſelbe Geiſtesrichtung. In der That war es Vater und Sohn, und nie gab es ein einigeres Menſchenpaar, als dieſe Beiden, trotz des verſchiedenen Ausſehens, wenn es ſich um Verfolgung ihrer Zwecke handelte.

Der alte O'Neill war ein geborener Irländer und mit allen Fehlern und Tugenden ſeines heruntergekommenen Stammes behaftet. Er hatte nach verſchiedenen Glücks- und Unglücksfällen im Leben längere Zeit ein Wechſelgeſchäft betrieben; nicht was man in Deutſchland unter dieſem verſteht, ſondern eine ſogenannte Exchange, wo die Leute Bankbillets oder Bankzettel in Geld und Silber umgewechſelt bekommen. Solche Geſchäfte ſind zwar weit entfernt von einem wirklichen Banquiergeſchäft, aber ſie ſind doch noch einträglich genug, wenn ſie gut gehen, weil man in New-York und faſt überall in Amerika im gewöhnlichen Leben keine Zahlung einnimmt, außer in Papiergeld, und natürlich oft und viel genöthigt iſt, ſolches Geld gegen currante Münze umzutauſchen. O'Neill verſtand ſich vortrefflich auf's Papiergeld; er kannte jede Note und jede Bank, ob ſie gut oder falſch, ob ſie ſicher oder unſolid ſey, und ſchon vom Befühlen der Bankzettel wußte er, ob ein ſolcher ächt oder nachgemacht. Somit konnte es nicht fehlen, daß er vielfach zu Rathe gezogen wurde, und ſeine Office den ganzen Tag von Beſuchern nicht leer war. Dennoch zog er ſich vor kurzer Zeit vom Geſchäfte zurück, ſey es, daß er Vermögen genug geſammelt hatte, um von nun an als Privatmann zu leben, ſey es, daß ihm das immerwährende Anweſendſeyn hinter dem Zahltiſche nicht mehr behagte. Er übergab den Store ſeinem Sohne Paddy (der zweite Sohn Daniel war auf dem Zollhauſe in New-York angeſtellt und hatte alſo ſeine Verſorgung), dem rothhaarigen lüſtern Burſchen, den wir jetzt eben in ſeiner Geſellſchaft ſehen, und zog ſich auf ein kleines Landgut zurück, das er ſich hart am Harlemfluſſe, nicht weit vom Mount Morris und ganz in der Nähe vom

Städtchen Harlem ſelbſt, erkauft hatte. Uebrigens bebaute er das Landgut nicht in eigener Perſon, ſondern lebte blos auf demſelben in einem hübſchen Wohnhaus, umſchloſſen von einem kleinen Parke, während er die wenigen Ländereien zum Verpachten beſtimmte und in der That auch an unſern alten Bekannten Ludwig Wagner verpachtete. Der Sohn Paddy dagegen trieb das Exchange-Geſchäft fort; nur wollte man bemerken, daß er viel zu viel abweſend ſey und demnach fremden Leuten mehr anvertrauen müßte, als ſich mit der Solidität eines Wechſelgeſchäftes vertragen wolle.

Sey dem wie ihm wolle, die beiden würdigen Perſonen, von denen bisher die Rede, befanden ſich in dem kleinen Hinterſtübchen eines Wirthshauſes in der Albanyſtreet. Dieſe Straße ſtand damals (und ſteht vielleicht auch jetzt noch) nicht im beſten Rufe, und das Wirthshaus, eigentlich nichts Anderes, als eine irländiſche Schnapskneipe, noch weniger. Allein der alte O'Neill und ſein Sohn mußten doch ihre Gründe haben, warum ſie gerade hier eingekehrt waren, und nicht anderswo. Auch dafür hatten ſie gewiß ihre Gründe, warum ſie ſchon Morgens in aller Frühe das Wirthshaus beſuchten, während andere Leute noch tief im Schlafe lagen, oder wenigſtens erſt beim Morgenkaffee ſaßen.

„Ein verdammt dummer Name, Vater, den er da angenommen hat," ſagte nach längerem Stillſchweigen der Jüngere. „Warum denn gerade Graf Blocki? Ich muß mich immer erſt vorher eine Zeit lang beſinnen, wenn ich ihn nur ausſprechen ſoll."

„Ein Name iſt ſo gut, als der andere," erwiederte der Alte. „Und ein grundgeſcheidter Burſche iſt's, darum wird er auch wiſſen, warum er ſich zum Grafen gemacht hat."

„Oho!“ meinte Paddy, „was den Verſtand betrifft, ſo kann ich wenig d'rin finden, daß er ſich nun gar vollends mit einem Weibsſtücke behangen hat. Das macht immer Hinderniſſe in der Bewegung des Mannes, und neugierig ſind ſie Alle, wie der Teufel! Ich wollte, er hätte die Dirne aus dem Spiel gelaſſen, denn wenn ſie einmal etwas Näheres erfährt, ſo ſind wir verlorne Leute. Ein Weib und nicht ausſchwatzen! — Ich wollte, er wäre allein gekommen!“

„'s iſt Etwas an dem, was du ſagſt,“ repliciirte der alte O'Neill nach einigem Beſinnen; „allein der Menſch bleibt Menſch und wenn ſie wirklich ſo ſchön iſt, als er ſchreibt, ſo nimmt mich's nicht wunder, wenn er ſich fangen ließ. Uebrigens zu erfahren braucht ſie Nichts. Und war es nicht ein verteufelt guter Einfall, auf einem Einwandererſchiffe herüberzukommen und ſeinen ganzen Apparat unter ihre Kiſten zu miſchen, und ſo als Einwanderersgut hereinzuſchmuggeln? Dem Daniel hätte es ja auch können unmöglich gemacht werden, heute als Zollhausbeamter zu fungiren, wie dann? Paſſagiergut wird doch einer andern Viſitation unterworfen, als Emigrantengut! Ueberdieß, wenn die Dirne einmal hier angewöhnt und eingebürgert iſt, ſo kann ſie uns mit ihrer Larve mehr als nützlich ſeyn. Eine ausländiſche Gräfin, eine Gräfin Block kommt nicht leicht in Verdacht, beſonders wenn ſie durch ihre Schönheit Aufſehen macht.“

„Und doch wollte ich, der Daniel käme endlich,“ meinte der Sohn. „Ich will doch lieber ihn als Zollhausviſitator auf dem Schiffe haben, als einen andern, und wenn es zehnmal nur ein Emigrantenſchiff iſt. Es wäre ja ein Streich zum Verrücktwerden, wenn wir, ſo nahe am Ziel, doch noch aus dem

Sattel gehoben würden! Und dann iſt's wahrhaftig keine Kleinigkeit, was wir d'rauf verwandten. Die Platten und Plättchen koſteten Geld, bei Gott, und der Dutchman, der Graf Plockt, wie er jetzt heißt, lebte mehr als ſtandesgemäß! Und noch manch' hundert Thaler wird d'rauf gehen, bis wir Alles in Ordnung haben. Nimm nur die theure Wohnung im Broadway für den Grafen, und was der Kerl für einen Aufwand machen wird! Bei Gott, es gefällt mir nicht ganz. Und doch wollte ich über Alles nichts mehr ſagen, wenn nur der Daniel da wäre; denn ich bin erſt ruhig, wenn wir die ganze Geſchichte hinter dem Mount Morris haben."

Es trat nun eine augenblickliche Pauſe ein, die nur dadurch unterbrochen wurde, daß ſie eine neue Flaſche Brändi beſtellten. Franzoſen oder Deutſche wären von der erſten Flaſche ſchon ſo betäubt geweſen, daß man ſie hätte nach Hauſe tragen müſſen. Irländer haben eine andere Schädelbildung! In der That hatte dieſe Flaſche des ſtärkſten Weinbranntweins keine andere Wirkung auf ſie, als daß die Wangen ſich etwas dunkler färbten, wie gewöhnlich.

Endlich ließen ſich ſchnelle Tritte hören und nach wenigen Sekunden trat der erwartete Daniel ein. Es war dieß der zweite Sohn des alten O'Neill, und ſeinem Vater in Geſtalt, Geſichtsbildung und Charakter weit mehr ähnlich, als der Erſtgeborne. Seine Haare waren dunkel, wie ſeine Augen, aber dieſe hatten einen liſtigen und zugleich fröhlichen Ausdruck, und auch ſein Mund ſchien eher zu einem plumpen Scherze geneigt, als zu finſterem Hinbrüten.

„Haſt lange auf dich warten laſſen, Daniel," ſagte Paddy mißmuthig. Daniel aber erwiederte gar nichts, ſondern gieng

auf die Brändiflaſche zu, ſchenkte ſich ein Glas bis an den Rand voll, und trank es auf Einen Zug aus.

„Bei St. Patrik, ächter importirter Brändi!“ ſchmunzelte er, mit der Zunge ſchnalzend. „Der Kerl muß ihn geſchmuggelt haben! — Nun, an der wievielten Flaſche ſeyd ihr? An der zweiten, heh? Und du beklagſt dich, daß ich ſo ſpät komme! Bei dem Brändi würde ich zwei Jahre lang auf dich warten und kein Menſch ſollte mich klagen hören.“ — Und abermals füllte er ſich ein Glas und leerte es bis auf die Nagelprobe.

Paddy machte eine Geberde der Ungeduld; der alte O'Neill aber kannte ſeinen Sohn beſſer und ließ ihn ruhig gewähren. Wie derſelbe jedoch auch mit dem dritten Glaſe fertig geworden war, fragte er ihn mit einem Augenzwinkern, wie es ſtehe.

„Alles in Ordnung,“ verſetzte Daniel. „Habe mit einem Collegen getauſcht, an den heute eigentlich die Reihe geweſen wäre. Werde alſo die Viſitation vornehmen, wie ſich's gebührt. Kenne keinen von Euch, wenn Ihr an Bord kommt, am allerwenigſten den Herrn Grafen Plocki.“

„Sollen wir einen Karrenmann nehmen,“ fragte Paddy, „der die Sachen fortſchafft, oder können wir mit unſerem Boote an's Schiff kommen?“

„Das Beſte iſt praktiſcher,“ antwortete Daniel. „Die ganze Ladung geht auf einmal hinein. Ihr landet dann das Privateigenthum des Deutſchen und ſeiner Dirne, des Grafen und ſeiner Lady, will ich ſagen, am Fuß der zehnten Straße, und mit den Kiſten, die uns angehen, rudern wir heute Nacht den Hudſon hinauf und in den Harlemfluß hinein, bis an Ort und Stelle. Ein Karrenmann könnte neugierig ſeyn und

wiſſen wollen, was in den ſchweren Kiſten ſey; das Boot will Nichts wiſſen und plaudert ſo wenig, wie wir."

Noch einmal thaten ſie Alle aus der Brändiflaſche Beſcheid; dann ſchieden ſie. — „Ich gehe jetzt in's Zollhaus und in einer Stunde etwa wird das Schiff am Dock liegen. Dann gehe ich an Bord und um zehn Uhr mögt Ihr mit Eurem Boote kommen. Ihr dürft nicht die Erſten ſeyn, die abgefertigt werden. Es ſind zu viel Aufpaſſer da!"

In den Sommermonaten vergeht kein Tag, wo nicht ein Schiff mit Einwanderern von Europa im Hafen von New-York landet. Oft und viel ſind es deren drei und vier, und doch iſt jedes derartige Schiff ein Ereigniß für viele Bewohner dieſer Weltſtadt. Nicht blos giebt es Viele, die Verwandte oder Freunde mit dieſem Schiffe erwarten, ſondern auch die Wirthe der untern Stadt mit ihrem Anhängſel fühlen ein beſonderes Intereſſe an jedem Emigrantenfahrzeug. Lebt doch eine ganze Legion Menſchen, Wirthe, Runner, Eiſenbahnbeförderer, Loafer und Tagdiebe aller Art von den Paſſagieren, die aus Europa einwandern! Mancher Wirth ſcheut daher die Mühe und das Geld nicht, einem telegraphirten Emigrantenſchiffe viele Meilen weit entgegen zu fahren, um der Erſte zu ſeyn, der die lieben Landsleute begrüßt, d. h. der ſie einladet, mit ihm in ſein Gaſthaus zu gehen. Er weiß wohl, daß eine ſolche Höflichkeit ihren Zweck nicht verfehlt. Warum ſollen die Leute nicht lieber bei ihm ihr Geld verzehren, als bei einem Andern, der es vorzieht, die Gäſte hinter ſeinen vier Wänden zu erwarten? — Aber nicht blos die Anverwandten und die Wirthe ſind es, die ein Intereſſe an dem Schiffe haben, ſondern auch die

Karrenführer und ihre Helfershelfer, die Tagdiebe und Faulenzer, die den ganzen Tag an den Werften ſich herumtreiben, um beim Aus- und Aufladen der Auswandererkiſten mitthätig zu ſeyn. Laſſen die ſich doch für die Arbeit einer Viertelſtunde ſo viel bezahlen, daß ſie den ganzen übrigen Tag davon leben können! Karrenführer, Wirthe, Runner — Alles hilft zuſammen, um dem armen Einwanderer gleich in den erſten paar Stunden ſo viel als nur immer möglich abzuzwacken; denn thun ſie es nicht, ſo thun es Andere! Geplündert wird einmal der Einwanderer, er mag es machen, wie er will!

Auch dießmal war daher ein großes Gedränge an dem Pier, an welchem der Humboldt landen ſollte. Karrenleute, Eckenſteher, Runner, Wirthe und Solche, welche Verwandte und Angehörige erwarteten, drängten ſich bunt durcheinander. Man hörte auf deutſch und auf engliſch fluchen, und die Phyſiognomien, die man hier erblickte, gehörten aller Herren Ländern an. Auch Ludwig Wagner ſtand längſt an der Werfte, als der Humboldt endlich in ſeinen Dock einfuhr. Er hatte bereits mit einem der vielen Karrenleute accordirt, um die Kiſten ſeiner Braut und Schwiegermutter in Empfang zu nehmen und in ſeine weit entfernte neue Heimath hinauszuführen. Das Verdeck des Schiffs war dicht gedrängt voller Leute, welche alle ſehnſuchtsvoll an's Ufer herüber ſchauten, und mancher Gruß, manch' Zuwinken und Hüteſchwenken wurde vom Dock aus mit den Paſſagieren des Schiffs gewechſelt, wenn ſich die Freunde und Angehörigen erkannt hatten. Ludwig ſah ſich faſt die Augen aus dem Kopfe, ob er nicht ſeine Minette und deren Mutter zu erkennen vermöge. Allein er ſah Nichts von ihnen und auch kein Zeichen wurde ihm gegeben, das ihn auf

ihre Anweſenheit aufmerkſam gemacht hätte. Er wünſchte, die paar Stunden wären vorüber, welche die Zollviſitation, die jetzt auf dem Schiffe beginnen mußte, nothwendig in Anſpruch nahm, denn ehe dieſe geſchloſſen war, durfte kein Gepäck ausgeladen werden und konnte kein Paſſagier an's Land, es müßte denn ſeyn, daß er gar kein Gepäck gehabt hätte. Es durfte aber auch Niemand vom Ufer aus an Bord des Schiffes, außer dem Zollviſitator und ſolchen Beamten, denen der Kapitän ſchon vorher, ehe das Schiff in ſeinen Dock einfuhr, Erlaubniß dazu gegeben hatte. — So war es damals, als die Einwandererſchiffe noch an den verſchiedenen Piers landeten, wie jedes andere Schiff auch. Jetzt freilich iſt es anders, weil nunmehr alle Emigrantenſchiffe gezwungen ſind, in dem von den Emigranten-Commiſſären gemietheten Castle-Garden zu landen.

Wurde inzwiſchen denen am Ufer die Zeit lang, ſo verging ſie denen an Bord um ſo ſchneller. So bald nämlich der Humboldt an's Ufer befeſtigt worden war, hatte der Zollbeamte das Schiff beſtiegen. Ihm lag es ob, all' das viele Paſſagiergut, das einige hundert Einwanderer ſtets mit ſich führen, zu viſitiren, und nachzuſehen, ob etwas Zollbares darunter ſey. Da ging es nun an ein Arbeiten und Schleppen und Heraufwinden, denn alle Koffer und Kiſten mußten auf das obere Deck hinauf, wo ſie geöffnet und unterſucht wurden. Das Zwiſchendeck, wie die zweite und erſte Cajüte, ja der untere Schiffsraum ſogar lieferte ſein Contingent, und man ſollte es faſt für unmöglich halten, daß der Bauch des Schiffs eine ſolche Maſſe von Gütern neben den Paſſagieren nur habe beherbergen können. Dieſe letztern mußten natürlich ſelbſt mit Hand anlegen, denn die wenigen Matroſen, die der Kapitän beibehalten

hatte (die meiſten werden ſogleich nach Ankunft im Hafen entlaſſen), reichten nicht zu.

Kiſte an Kiſte, Koffer an Koffer wurde vor den Customhouseofficer oder Zollhausinſpektor geſtellt, und von dieſem einer Prüfung unterworfen. Doch darf man ſich nicht denken, daß das Ding zugieng, wie an einem Zollhaus in Deutſchland, oder Frankreich oder England. So genau nahm man es nicht; ſonſt hätte die Viſitation ja drei Tage weggenommen! Was war auch Beſonderes in den Kiſten? Kleider und Weißzeug, höchſtens noch einige theure Angedenken an die alte Heimath; vielleicht einige Bücher, einige Gemälde, einiges Silbergeſchirr! Hie und da war möglicherweiſe dem Einen oder dem Andern ein Krug Kirſchengeiſt, ein kleines Fäßchen Wein übrig geblieben, was eigentlich nothwendig hätte verzollt werden ſollen; allein — es lag ja alte Wäſche, altes Zeug von Bett- und Kleidungsſtücken darüber, und hierin, in dieſer mit Schiffskoth überzogenen Maſſe, mochte doch der Zollhausaufſeher nicht herumwühlen! So machte er auf die meiſten der Kiſten und Koffer ſein Zeichen mit der Kreide, ohne langes Nachſuchen, und die viſitirten Stücke wurden auf die Seite geſchleppt, um andern, noch nicht durchgeſehenen Platz zu machen. Das gieng wie im Fluge!

Die Zollviſitation hatte etwa eine Viertelſtunde begonnen, als ein kleines Boot unter den Spiegel des Schiffes fuhr und von den zwei Männern, die es ruderten, dort befeſtigt wurde. Die Zwei beſtiegen alsbald das Schiff, als hätten ſie ein Recht dazu, und konnten es auch in der allgemeinen Verwirrung dreiſt thun. Bald hatten ſie den ausgefunden, den ſie ſuchten. Es war dieß ein Mann von etwa vierzig oder zweiundvierzig Jah-

ren, mit tief eingegrabenen Zügen und grauen, ſtechenden Augen. Der mochte ſchon viel in ſeinem Leben erfahren haben; denn ſeine Stirne war in dichte Runzeln gezogen und ſeine Brauen hiengen weit über die Augen vor!

„Graf Plock, freut mich herzlich,“ ſagte der alte O'Neill (denn dieſer und ſein Sohn waren die beiden Ruderer), dem Mann mit den ſtechenden Augen die Hand ſchüttelnd. „Glücklich wieder arrivirt?“

Dabei zog er ihn fort nach der Cajüte. „Alles in Ordnung?“ flüſterte er ihm zu. — Der Angeredete nickte bejahend und meinte, jetzt wäre es an der Zeit, ſeine Kiſten zur Viſitation heraufzubringen. „Doch vorher müßt Ihr meine zukünftige Gräfin ſehen,“ ſetzte er leiſe hinzu. „Die Kiſten ſind alle untereinander und in einer Jeden iſt ein Theil verpackt, ſo daß überall eben Weißzeug und Kleidungsſtücke liegen, während die Platten und die auseinandergelegten Maſchinen den untern Boden bedecken. Wäre auch der Daniel nicht dageweſen, der Customhouseofficer hätte doch Nichts gefunden.“

Sie traten in die erſte Cajüte. Da ſaß ein bildſchönes Mädchen, eben damit beſchäftigt, einen Brief zu ſchließen und die Adreſſe darauf zu ſetzen. Sie trug die Kleidung, welche in Süddeutſchland bei den ſtädtiſchen Mädchen gewöhnlich iſt (ein Mittelding zwiſchen einheimiſch bäuriſchen und franzöſiſchem Schnitt) und welche, wie Jedermann bekannt, die ſchönen Formen nicht beſonders hervorhebt. Allein war das Mädchen in dieſer unkleidſamen Tracht ſchon ein Modell von Schönheit, wie mußte ſie ſich erſt ausnehmen, wenn ſie ſpäter in der Pracht der New-Yorker feinen Welt prangte! Ihre Formen waren vielleicht um etwas zu üppig, denn ihre

Bruſt drohte das enge Mieder zu ſprengen; allein ſie ſtimmten vollkommen zu dem etwas gekrümmten wollüſtigen Munde, zu den langen Augenlidern, die einen lüſternen und doch trägen Blick verſchleierten, zu der Stirne, auf der Eitelkeit und Hoffart thronten!

„Minette,“ ſagte Graf Plocki, auf das ſchöne Mädchen zugehend, und die beiden O'Neill, Vater und Sohn, vorſtellend. „Meine beſten Freunde!“

Minette verneigte ſich, aber ſprach kein Wort. Sie verſtand noch nicht genug engliſch, um eine Antwort wagen zu können.

„Bei Gott!“ meinte der alte O'Neill,“ von der würde ich in meinen alten Tagen noch eine falſche Tauſendrfundnote für eine ächte annehmen, wenn ich ihr dafür die Hand drücken dürfte; ſo ſchön iſt ſie.“

Sie machten ſich nun an die Koffer, um dieſe dem Zollbeamten zur Prüfung vorzuſtellen. Wohl waren es ihrer ziemlich viele, mehr als ſonſt Auswanderer zu führen pflegen; auch ſchwer waren ſie, wie ſonſt ſelten Auswandererskiſten; aber dafür gehörten ſie auch ſammt und ſonders der „Familie“ des Grafen Plocki, welche außer ihm und Minette aus einer alten Frau beſtand, welche ſich als der Letztern Mutter ankündigte und ſich nicht wenig rührig zeigte im Aufmachen und wieder Verſchließen der Kiſten. In wenigen Minuten war die Viſitation vorüber und nichts Verdächtiges oder Zollbares gefunden worden. — Wäre ein ehrlicher Mann Zollbeamter geweſen und wären die Kiſten regelrecht unterſucht worden, viel Unheil würde vermieden worden ſeyn!

Endlich, nach Verfluß von etwa zwei Stunden, hatten alle

Kiſten die Revue paſſirt und der Steuermann — der Capitän hatte das Schiff bereits verlaſſen — gab Befehl, die Schiffsbrücke anzulegen. Das iſt eine ſchwere Brücke von Holz, die vom Mitteldeck an das Ufer hinüberreicht. Nunmehr konnte Jeder auf's Schiff, wer wollte, und Jeder konnte das Schiff mit ſeinen Effekten verlaſſen, ganz nach ſeinem Belieben. Das war nun ein Rennen und Jagen nach Fuhrleuten, die Kiſten fortzuführen! Das war ein Schleppen und Heben, die Kiſten über die Brücke an's Ufer zu ſchaffen! Viel kürzer hatte es der alte O'Neill mit den Koffern der Familie Plecki gemacht. Ein paar Matroſen ließen ſie ihm an Stricken in das Boot hinab und ehe noch die erſte Einwanderer-Kiſte über die Schiffbrücke hinübergetragen wurde, ſchwamm das ſchwer beladene Boot mit den drei Männern und den zwei Frauen bereits den Hudſon hinauf, der zehnten Straße zu.

Ludwig Wagner war einer der Erſten, die von der Werfte aus auf das Schiff hinüberſprangen. Es drängte ihn, ſeine Angehörigen zu ſehen, und nicht wenig wunderte er ſich, daß weder die Minette noch die Schulmeiſterin, welch' letztere doch ſonſt überall vorn daran war, an die Brüſtung des Verdeckes getreten waren, um nach dem Volk am Ufer und nach ihm zu ſpähen. Er wand ſich durch die vielen Koffer und Kiſten durch und ſtieß bald Dieſen bald Jenen zur Seite, um endlich zu ſeinem Ziele zu gelangen. Aber ſo ſehr er ſich auch umſchaute, ſo eifrig er ſeine Augen ringsherum laufen ließ, er konnte weder eine Schulmeiſterin noch eine Minette entdecken. „Vielleicht ſind ſie noch im Zwiſchendecke," dachte er und eilte hinab; allein da war weder ein Menſch mehr zu ſehen, noch auch nur eine Spur von einem ſolchen. Er eilte in die zweite, in die

erſte Cajüte. Alle Thüren ſtanden auf, er konnte hingehen, wohin er wollte; aber — eine Minette fand er nicht. Endlich eilte er wieder auf's Deck hinauf. Er ſah Einen, deſſen Phyſiognomie ihm bekannt ſchien. „Seyd Ihr nicht der David von E...?“ fragte er ihn. „Gewiß bin ich der,“ erwiederte der Mann, „und du biſt der Ludwig Wagner,“ ſetzte er, ihn erkennend, hinzu. „Aber wo iſt denn die Schulmeiſterin und meine Minette?“ fragte Ludwig weiter. „Sind denn die nicht mit herübergekommen?“ — „O freilich,“ war die Antwort; „aber —“; in demſelben Augenblicke verſchwand auch der Antwortende. Er mochte offenbar dem Ludwig keine Rede ſtehen.

„Was ſoll denn das ſein?“ dachte Ludwig, und begann von Neuem zu ſuchen. Aber das Schiff entleerte ſich nach und nach, und keine Minette kam zum Vorſchein! Endlich waren nur noch ein paar Paſſagiere da, die letzten, die ſich eben anſchickten, ihre Koffer über die Brücke zu tragen. Da trat der erſte Steuermann, ein Holſteiner, der aber ſchon lange auf amerikaniſchen Schiffen Dienſte that, auf ihn zu und fragte ihn, nach wem er denn auf dem Verdecke herumrenne? Ludwig erklärte es ihm. „Nach der fahndet Ihr?“ ſagte der Steuermann, verächtlich ausſpuckend. „Nun, ein ſchmuckes Weibsſtück iſt's, aber ein liederliches auch. Doch 's iſt grad' recht, daß ich Euch treffe, ſo brauche ich doch den Brief, den ſie an Euch zurückgelaſſen hat, nicht auf die Poſt zu thun.“ Dabei ging er in ſeine Coje und langte da einen Brief hervor, den er dem Ludwig überreichte. — Es war derſelbe Brief, den das wunderſchöne Mädchen in der erſten Cajüte vor einer Stunde geſchrieben und geſiegelt hatte!

Ludwig ſah bald den Brief, bald den Steuermann an. Er

wußte nicht, wie ihm geschah. „Nun, was schaut Ihr so?“ meinte der Steuermann, „so was kann vorkommen und ist schon oft vorgekommen. Ihr habt das Reisegeld geschickt, damit die Liebste hereinkomme, und die ist auf dem Schiffe das Kebsweib eines Andern geworden! 's ist eine erbärmliche Welt!“

Keinem Sterblichen ist es vergönnt, in die Herzen der Menschen zu sehen. Nur dem Auge des Allwissenden ist keine Regung und kein Pulsaderschlag des innersten Gedankens verborgen; wir Menschen müssen uns damit begnügen, aus den Handlungen, aus der äußern Erscheinung auf die Beweggründe, auf die Triebfedern zu schließen, welche jenen Handlungen zu Grunde liegen.

Besehen wir uns einmal die verschiedenen Persönlichkeiten, welche in diesem Gemälde eine Rolle spielen, in einer und derselben Stunde am späten Abend des Tages, an welchem der Humboldt in den Hafen von New-York einlief! Welcher Gegensatz, welcher Contrast!

Ludwig Wagner befand sich in der kleinen Behausung, welche zu seiner Pachtung gehörte. Er war ganz allein und ging mit langen Schritten im Zimmer auf und nieder. Vor zwölf Stunden noch hatte er geglaubt, mit einer schönen jungen Frau heute hier einzuziehen, einer Frau, die seine Jugendgespielin gewesen, und die er, seit er denken konnte, gewohnt war, für seine zukünftige Gattin anzusehen. Jetzt war dieser Traum zu Ende; denn in jenem Briefe hatte sie ihm kurz angezeigt, daß sie die Gattin eines Andern geworden, — eines Andern, der ihr mehr vom Leben gewähren könne, als er ihr je hätte bieten können und auch wollen. Es lag weder Schadenfreude

in dieſer Mittheilung, noch Bedauern; es war eine einfache, kalte, ruhige Abfertigung, ſo wie man einen Diener fortſchickt, wenn man ſeiner nicht mehr bedarf. — Ludwig hatte dieſen Brief auf dem Heimweg dem Vater Gutbrod gezeigt; doch dieſer, als er ihn geleſen, ſchüttelte blos mit dem Kopfe und ſprach kein Wort darüber. Auch darüber ſagte er nichts, als Ludwig trotz dieſer Veränderung, die nun ſeinem ganzen Leben eine andere Richtung gab, darauf beſtand, heute noch ſeine Pächterwohnung zu beziehen. Nachher aber äußerte er gegen ſeine Tochter: „Gott prüfet die Herzen der Menſchen wunderbar; der beſte Prüfſtein aber iſt die Einſamkeit. Darum iſt es gut, daß Ludwig ſeine Wachtung bezieht. Iſt er von ächtem Schrot und Korn, ſo wird ihn die Arbeit und Mühe, die ihm hier obliegt, ſtählen, die herbe Täuſchung, die er erfahren, zu überwinden, und er wird als ein lebensfroher, kräftiger Menſch wieder auferſtehen.“ — So bezog Ludwig ſeine einſame Wohnung noch an demſelbigen Abend, obgleich dieſelbe ihn ſtündlich an den Betrug erinnern mußte, der mit ihm geſpielt worden war.

Lange ging er ſchweigend auf und ab. Seine Miene war ernſt und düſter im Anfang; je länger er aber auf und ab ſchritt, um ſo mehr erheiterten ſich ſeine Züge. Es war nicht Fröhlichkeit, die ſich darauf lagerte, aber man ſah ihm an, daß er einen ernſten, feſten Entſchluß gefaßt hatte.

„Es war Gottes Wille ſo,“ ſagte er endlich halblaut. „Sie hat mich nie geliebt, ſonſt hätte ſie nicht ſo handeln können. Wo wäre aber unſer Glück geblieben ohne gegenſeitige Zuneigung? Ich will keinen Stein auf ſie werfen, und nicht einmal auf ihre herzloſe, hochmüthige Mutter, denn der Menſch ſoll nicht richten, auf daß er auch nicht gerichtet werde.“ — „Die Leute

werden mit Fingern auf mich deuten," fuhr er nach einer Weile fort, „ſie werden mich höhnen und fragen, wo denn meine ſchöne Braut geblieben ſey. Auch Vater Gutbrod und ſogar ſie — und bei dem Worte überzog ſeine Wangen ein tiefes Roth — werden und müſſen mit Geringſchätzung auf mich herabſehen, denn wenn man Einen nur ſo mir nichts, dir nichts wie einen unnützen Spullumpen wegwirft, ſo muß man denken, es ſey nicht viel an ihm. Deſſenungeachtet werde ich ihnen beweiſen, daß ich doch nicht der Tropf bin, als der ich ihnen jetzt erſcheinen muß. Ich werde ſchaffen und wirken und meine gepachtete Gärtnerei ſoll noch mit der Zeit mein Eigenthum werden. Der Schlag ſoll mich nicht beugen oder gar vollends ganz darniederwerfen. Wenn ſie mich auch nicht lieben, ſo ſollen ſie mich doch achten lernen."

Sein Gang wurde immer feſter, während er ſo ſprach. „Der alte Gänſevert in Harlem," ſo ſchloß er endlich ſein Selbſtgeſpräch, „von dem ſie ſagen, er ſey ein Jungaeſelle geblieben, weil ihm ſeine Braut geſtorben, ſoll mein Vorbild ſeyn. Und gleich morgen mache ich den Anfang und beſtelle mir die alte Margaretha als Haushälterin, und ihr Sohn kann als Knecht bei mir arbeiten. Und dann wollen wir ſehen, ob ſie nach Jahr und Tag mich noch als einen Auskehrichtſetzen betrachten können!"

Zu derſelbigen Zeit, als Ludwig Wagner ſo mit ſich ſelbſt ſprach, zog ſich Roſa Gutbrod in ihr Schlafkämmerlein zurück. Vater und Tochter hatten an dieſem Abend nicht viel mit einander geſprochen; jedes war ſeinen eigenen Gedanken nachgehangen. Als Roſa ſich entkleidet hatte, fiel ſie auf ihre Kniee und ſandte ihr Gebet gen Himmel. Es vergieng kein Abend,

wo ſie dieß nicht gethan hätte; aber an dieſem Abend war ihr Gebet doppelt innig, doppelt eifrig. „Herr Gott und Vater,“ ſagte ſie, „nimm ihn gnädig in deinen Schutz. Bewahre ihn vor Verzweiflung und ſtärke ihn in ſeiner Trübſal. Lieber Vater im Himmel, du weißt es, daß mein Herz keine Schadenfreude fühlt; aber ich danke dir, daß du ihn gebütet haſt vor dem Elende eines ganzen Lebens. Sie war ſeiner nicht werth, darum haſt du ſie getrennt und geſchieden; und du wirſt die Prüfung, die du ihm auferlegt, gnädig vorübergehen laſſen, darum befehle ich ihn und uns Alle in deinen Schutz.“ — So betete ſie. Sie nannte keinen Namen, aber die Engelein oben, die ihr Gebet zum Allerhöchſten trugen, wußten wohl, von wem ſie ſprach, und an wen ſie dachte: und ſie ſtreuten ſanften Schlaf über ſie aus, daß ſie den andern Tag muthig und geſtärkt erwachte und ihrem Vater daſſelbe lächelnde Antlitz zeigen konnte, das er ſeit Jahren an ihr gewohnt war.

Nochmals verändern wir den Schauplatz, und zur ſelben Stunde, da Roſa ihr feuriges Gebet zum Himmel ſandte, finden wir zwei Frauenzimmer in einem prächtigen Salon eines der Broadwaypaläſte zuſammenſitzen. Das Gemach war ganz mit Teppichen belegt, die Spiegel gingen bis auf den Boden, die Wände zierten Gemälde mit reichen Goldrahmen, und eine offene breite Flügelthüre führte in ein anderes ebenſo reich ausgeſtattetes Zimmer. Die eine der Damen ſaß oder lag vielmehr in einem jener amerikaniſchen Sorgenſeſſel, die ſtatt der Füße mit einer Art Schlittenläufe verſehen ſind, und deßhalb Schaukelſtühle heißen. Sie hatte ihre gewöhnliche Kleidung abgelegt und ſich in einen Nachtüberrock geworfen, der, vorn nur nachläſſig zugeknöpft, verrätheriſcherweiſe Reize enthüllte, welche eine züchtige

Jungfrau nicht einmal dem Spiegel anvertraut. Ihre Augenlider waren halb geſchloſſen, als ob ſie ſich ſüßen Träumen überlaſſe und die wollüſtigen Lippen bewegten ſich, als ob ſie zum Kuſſe aufforderten. Das andere Frauenzimmer trug Haube und Rock, wie man ſie oft und viel unter ſüdetiſchen Bürgersfrauen in Deutſchland findet und beſchäftigte ſich mit einem Haufen Kleidungsſtücke, die vor ihr auf dem Tiſche lagen. Es war eine dürre, lange Perſon, der man die ewige Beweglichkeit und Raſtloſigkeit anſah. Und, in der That fand ſie auch jetzt noch ſpät Abends kaum Ruhe auf dem Seſſel, auf dem ſie ſich niedergelaſſen!

„Wer hätte das vor einem halben Jahre gedacht, Minette?“ ſagte die ältere Frau zu der wollüſtigen Schönheit neben ſich, unter dem Haufen neuer Kleider wühlend, welche vor ihr lagen. „Wer hätte das gedacht? Aber ſchreiben will ich's ihnen, daß ſie Maul und Naſe aufſperren!“

In der That, wer hätte das gedacht! Vor einem halben Jahre noch verzehrte ſich die Mutter faſt in ihren Sorgen um das tägliche Brod und in ihren Wuthausbrüchen über den trägen, nichtsnutzigen Ludwig in Amerika. Ihre einzige Hoffnung auf Beſſerung beſtand damals noch in der Erwartung des Reiſegeldes zur Ueberfahrt nach New-York. Und die Tochter? Nun, die lebte in den Tag hinein und ihr einziger Gram war vielleicht der, daß es nie langen wollte zu ſeidenen Kleidern und Mantillen und Hüten. Die Herrn, mit denen ſie Umgang hatte, verſtanden ſich zwar wohl auf Freibillete in's Theater, vielleicht auch auf ein paar Perlocken oder ein goldenes Ringlein; aber — ſie wagten es ja nicht einmal, offen mit ihr über die Straße zu gehen! Das änderte ſich nun gänzlich vor etwa

einem halben Jahre. Damals kam ein Graf Plocki in dem Städtchen an und logirte ſich im erſten Gaſthof ein. Man wußte nicht, was er treibe und woher er ſtamme, aber das ſah man, daß er Geld hatte und das Geld auch fließen ließ; denn er gab verſchiedenen Künſtlern des Städtchens — Kupferſtechern und Mechanikern, an denen kein Mangel war, weil ſich einige größere mechaniſche Fabriken da befanden, — Aufträge und bezahlte dieſe gut. Langweilig mochte es dem Grafen aber doch vorkommen, denn es gab nicht gar viel Unterhaltendes in der Stadt und an Abwechslung in den Vergnügungen fehlte es ohnehin. Da wußte ſich Minette dem Herrn Grafen in den Weg zu ſtellen. Wie kam dieſe Schönheit in dieſe Landſtadt? Minette verſtand ſich zu kleiden, trotz der Armuth ihrer Kleider; Minette verſtand ihre Augen zu brauchen, trotz dem, daß ihr ein Schleier fehlte. Nach kurzer Zeit war Graf Plocki der tägliche Gaſt in der alten Schulmeiſterin Hauſe und — Minette durfte ſich nun bald nicht mehr über den Mangel an ſeidenen Kleidern und ſonſtigem Schmuck beklagen. Um dieſe Zeit kam Ludwig Wagner's Brief mit der Geldanweiſung zur Ueberreiſe nach Amerika. Was nun hierüber zwiſchen Minette und dem Grafen verhandelt wurde, kann ich nicht ſagen; nur ſo viel iſt ſicher, daß die Anweiſung Ludwig's mit Freuden acceptirt wurde, daß ſich aber, als Minette und ihre Mutter an Bord des Schiffes waren, urplötzlich auch der Graf Plocki einſtellte, der ebenfalls die Reiſe nach Amerika machte. Natürlich reiste dieſer in erſter Cajüte; Minette und ihre Mutter aber befanden ſich im Zwiſchendecke. Doch nach wenigen Tagen wurde dieſem Uebelſtande abgeholfen, indem der Graf dem Kapitän die nöthige Summe auszahlte und Minette nun zu

dem Grafen in die erſte Cajüte überſiedelte. Zwar die übrigen Paſſagiere machten ſonderbare Geſichter dazu und es fehlte nicht viel, ſo hätte man mit Fingern auf ſie gedeutet, aber — die Mutter nahm ſich ihrer an und die hatte eine Zunge, wie ein Schwert. Warum ſollte ihre Tochter nicht mit dem Grafen wie Mann und Frau zuſammen leben, wo ſie doch einander heirathen wollten, ſo wie ſie in Amerika ankamen? — Und heute kamen ſie an. Geheirathet hatten ſie zwar einander an dieſem Tage noch nicht, aber der Graf verſprach gleich auf den andern Tag die Copulation. Und geſorgt hatte er für ſie, wie für eine Gräfin! Ihr Logis war nicht nur geräumig, ſondern großartig und lag in der erſten Straße New-Yorks, im Broadway. Die Einrichtung war nicht nur reich und elegant, ſondern luxuriös und eines Grafen würdig. Die Kleider- und Putzhandlungen wurden gleich nach der Ankunft in Requiſition geſetzt, und der Graf ſcheute keine Geldausgabe, um Minette ſo gräflich als möglich herauszuſtaffiren.

„Wer hätte das gedacht vor einem halben Jahre,“ wiederholte die Schulmeiſterin, als ihre Tochter fortfuhr, ſich in dem Rockingchair hin- und herzuſchaukeln, ohne eine Antwort zu geben. „Ich möchte nur jetzt den Hungerleider von einem Ludwig ſehen, was der für ein dummes Geſicht ſchneiden wird! Ja wohl, wir werden ihm Salat und Meerrettig pflanzen helfen und Gurken auf dem Markt feil haben! Daß dich der Kuckuk!“

„Still, Mutter!“ erwiederte Minette; „ſagt Nichts über den Ludwig. Er iſt doch noch der Beſte unter Allen, die ich geſehen und die mich liebten. Wenn er nur nicht ſo gar blöde und ſchüchtern wäre! — Aber, wenn ich ihm einmal begegne, wer weiß, ob ich ihm nicht die Augen öffne!“

Sie lächelte wollüſtig vor ſich hin, als ob ſie ſich die Scene ſchon ausmalte. Die Mutter aber erſchrack in ihr tiefſtes Innere.

„Minette, um Gotteswillen!“ rief ſie aus, „wenn der Graf das hörte! Du ziehſt den Ludwig vor? Warum biſt du aber dann nicht zu dem gezogen?“

„Rubig, Mutter,“ entſchied Minette, „Ihr verſteht das nicht. Den Ludwig wollte ich nie heirathen, und dem Grafen ziehe ich ihn in keinem Falle vor, denn er hat kein Geld und iſt kein Graf; aber — ſo ein Bischen lieben würde ich ihn wohl. Doch — kommt Zeit, kommt Rath; auf morgen iſt der Notar beſtellt, um die Trauungsceremonie vorzunehmen, und bin ich erſt einmal Gräfin Plocki, dann wird ſich das Uebrige ſchon finden.“

Und wegen dieſes Mädchens machte ſich Ludwig kummervolle Stunden!

Noch einmal verändern wir den Schauplatz. Vier Männer fahren in einem Boote den Hudſon hinauf. Es iſt dunkle Nacht. Niemand ſieht ſie. Doch flüſtern ſie leiſe zuſammen, wie in Angſt gehört zu werden.

„Alſo in vierzehn Tagen,“ ſagte Einer von ihnen, „glaubt Ihr, daß wir anfangen können? Es fehlt Nichts, als die Aufſtellung der Maſchinen, und mit dieſem Punkt wollt Ihr zu Zweien fertig werden?“

„Wahrhaftig, es iſt auch hohe Zeit,“ meinte ein Zweiter, „denn wir haben nun ſchon manches Tauſend aufgewendet und müſſen endlich auch einen Nutzen ſehen.“

„Aber verwundern werdet Ihr Euch, Graf,“ warf ein Dritter ein, „über den Schlupfwinkel, den ich ausgeſucht. Da

findet uns der Teufel nicht. Und die Burſche, die wir brauchen, um das Geld unter die Leute zu bringen, ſind auch da. Zu dem Zweck habt Ihr wohl auch Eure Gräfin mitgebracht? Oder wollt Ihr ſie wirklich heirathen? Habt Ihr die Andere ganz vergeſſen?"

„Stille," erwiederte der Angeredete. „Die Andere laßt ganz aus dem Spiel. Das ſind meine Sachen. Aber — es iſt gut, daß Ihr die Sprache darauf gebracht habt. Ihr müßt morgen mit in meine Wohnung kommen, und den Notar vorſtellen und uns zuſammengeben; denn meine Schöne will durchaus copulirt ſeyn, und ihre Mutter würde mir die Augen auskratzen, wenn ich ihre Tochter nicht zur legalen Gräfin machte. Paddy kann als Zeuge figuriren."

Unter ſolchen Geſprächen fuhren ſie den Hudſon hinauf, und wegen dieſes Menſchen hatte Minette den Ludwig verrathen und verlaſſen!

Das Landhaus, welches der alte O'Neill in der Nähe von Harlem und Mount Morris gekauft hatte, ſtieß faſt auf den Harlemfluß, welcher den Hudſon oder Nordriver mit dem Eaſtriver verbindet und hiedurch die Manhattaninſel erzeugt, auf welcher New-York ſteht. Der Harlemfluß iſt nur ein Ausläufer oder Arm des Hudſon, und nicht ſo breit und tief, daß er von größeren Schiffen befahren werden kann. Kleinere Barken und Fiſcherboote ſieht man jedoch häufig auf ihm. Seine Ufer ſind meiſt flach und ſumpfig, und nicht ſelten findet man ganze Strecken, die unter Waſſer ſtehen, flache See'n bildend, die mit einander durch unterirdiſche Kanäle verbunden ſind. An einer Stelle jedoch, nicht weit von dem Landhauſe O'Neill's

entfernt, ſteigt das linke Ufer des Harlemfluſſes ſteil und felſig empor, und iſt mit dichtem Gebüſch bewachſen. Die Gegend iſt hier wild und unfruchtbar, und auf eine ganze Meile in der Runde ſieht man kein anderes Haus, als das O'Neill's, welches auf der entgegengeſetzten Seite des Fluſſes liegt.

Der alte O'Neill lebte ganz einſam auf ſeinem einſamen Hauſe. Seinen ganzen Haushalt bildete eine alte, taube Frau, welche Köchin und Wärterin zugleich war. Beſuche kamen äußerſt ſelten, und wenn welche kamen, ſo beſtanden ſie aus ſeinen zwei Söhnen und einem Freunde, dem Grafen Blocki, der ſie häufig begleitete und mit ihnen oft mehrere Tage auf dem Landhauſe blieb, um ſich, wie es ſchien, die Zeit mit Jagen oder Fiſchfang zu vertreiben. Man konnte nämlich beiden Vergnügungen faſt zu gleicher Zeit obliegen, wenn man den Nachen beſtieg, der hinter O'Neill's Hauſe im Fluſſe lag, und eine kurze Strecke aufwärts fuhr, da wo das Ufer ſich ſo ſteil erhob; denn hier gab es nicht nur Fiſche in Menge, ſondern auch, wahrſcheinlich eben wegen der Menge der Fiſche, eine große Zahl Waſſer- und Raubvögel aller Art.

Mit Ludwig Wagner kam der alte O'Neill wenig zuſammen. Das Pachtgut deſſelben ſtieß ebenfalls an den Fluß, jedoch ſtand ſeine kleine, niedere Wohnung weiter abwärts gegen die Stadt Harlem zu. Das Einzige, was einige Annäherung zwiſchen dem Pächter und ſeinem Pachtherrn hervorbrachte, war der Umſtand, daß Ludwig, den ſeine Geſchäfte, der Verkauf ſeiner Produkte nämlich, alle Wochen mehrere Male nach New-York führten, dem O'Neill alle die Haushaltungsgegenſtände und Nahrungsmittel mit herausbrachte, welche nicht in nächſter Nähe zu haben waren. Sonſt aber liebte der Pachtherr offenbar die

Geſelligkeit nicht und vermied wenigſtens alle und jede nähere Bekanntſchaft mit ſeinem Pächter, der ſeinerſeits Alles dazu beitrug, dieſe Stimmung aufrecht zu erhalten. Denn nicht leicht konnte man einen fleißigeren, aber zugleich ſtilleren, verſchloſſeneren und zurückgezogeneren, jungen Mann finden, als Ludwig Wagner war, ſeit er ſich auf ſeinem Pachtgute befand.

Es mochte ungefähr drei oder vier Wochen nach der Zeit ſeyn, da wir zuerſt den alten O'Neill in der Albanyſtreet geſehen haben, als er eines Abends ſpät nach Sonnenuntergang noch in einem hintern Zimmer ſeines Hauſes auf- und abgieng. Auf einem Tiſche ſtanden mehrere Flaſchen, offenbar mit dem Getränke gefüllt, welches Irländer am meiſten lieben, und daneben zeigte eine große Platte eine Menge kalten Fleiſches und Schinken, wie wenn heute Nacht noch Beſuch erwartet werden wäre. Und doch war die alte Haushälterin längſt zu Bette, und weit und breit ſah und hörte man Nichts, das die Stille der Nacht unterbrochen hätte!

Der Alte befand ſich in großer Aufregung und der Zug, den er hie und da aus einer der Flaſchen nahm, diente nicht dazu, ſein Gemüth ruhiger zu ſtimmen.

„Heute Nacht muß es ſich entſcheiden," murmelte er halblaut vor ſich hin, „ob das Spiel gelingen ſoll oder nicht. Die Preſſen ſind aufgeſtellt, die Platten zuſammengefügt; es fehlen nur noch die Kräfte, ſie in Bewegung zu ſetzen. Gelingt es, ſo ſind wir in Jahresfriſt reiche Leute und kein Millionär der Wallſtreet mit uns zu vergleichen."

Wiederum gieng er auf und nieder, da hörte er plötzlich Fußtritte auf dem kieſigen Wege. Wenige Sekunden darauf ſtand ſein Sohn Daniel neben ihm. Schweigend grüßten ſie

ſich, und der Vater deutete auf den Tiſch, auf welchem die Erfriſchungen ſtanden.

„Ich kann nichts eſſen vor Erwartung,“ ſagte der Sohn. „Iſt's noch nicht Zeit zum Aufbruch?“

Schweigend deutete der Vater auf die Uhr. Es war noch nicht Mitternacht. Langſam rückte der Zeiger vorwärts, endlich ſtand er auf der erwarteten Zahl. Der alte O'Neill ſchlich ſich zur Thüre hinaus und die Treppe hinauf; er horchte an dem Schlafgemach ſeiner tauben Haushälterin, aber Nichts regte ſich. Nun trat er wieder in's Zimmer, und Vater und Sohn packten Flaſchen und Speiſen in ein bereit gehaltenes Tuch und ſchlichen leiſe die Treppe hinab an den Fluß. Es war eine ſtille, ruhige Nacht. Kein Laub bewegte ſich. Nichts ließ ſich hören. Sie banden den Nachen los, und bald befanden ſie ſich mitten im Fluſſe. Nach kurzer Fahrt hielten ſie an der Stelle, wo das Ufer auf der linken Seite ſteil bergan ſtieg. Der Sohn trug das Bündel mit den Speiſen, der Vater gieng voran. Kein Weg führte durch das dichte Geſtrüpp, und nur langſam kamen ſie vorwärts, ſorgſam Acht gebend, daß ſie kein Geſträuch abbrachen und ſonſt keine Spuren hinter ſich ließen. Endlich hielten ſie an. Sie ſtanden vor einem hohen Felſen und keine Möglichkeit ſchien, weiter vorwärts zu kommen. Sie horchten. Lautloſe Stille ringsum, nur tief unter ſich, gleichſam in den Eingeweiden der Erde, hörten ſie ein leiſes Knirſchen und Stöhnen, wie wenn d'rin eine Maſchine im Gange wäre, die ein Zittern der Erdoberfläche verurſachte.

„Sie ſind an der Arbeit,“ flüſterte der Alte. „Das Werk iſt gelungen.“ — „Gieb das Zeichen,“ fuhr er fort, „damit ſie uns einlaſſen.“

Der Sohn klopfte dreimal mit einem Stein an den Felſen und im Nu hörte das Stöhnen und Knirſchen auf. —

Ein ſchwerer Stein lag am Fuße des Felſens. Mit vereinten Kräften ſchoben ſie ihn zur Seite und eine ſchmale Oeffnung zeigte ſich, durch die ſie kriechend auf allen Vieren eindrangen. Bald dehnte ſich der Weg aus und es ward ihnen möglich, auf den Füßen zu ſtehen. Nunmehr befanden ſie ſich vor einer Thüre, die ihre vereinte Kraft nicht zu ſprengen vermocht hätte, wenn ſie nicht offen geſtanden oder freiwillig von innen geöffnet worden wäre. Nun befanden ſie ſich im Innern der Höhle.

Es war ein großes Gemach, mit kunſtloſer Decke; denn die Felſen hingen im Zickzack herab, wie die Natur ſie gebildet hatte. Von den feuchten Wänden fielen Tropfen Waſſer herunter, die ſich auf dem Boden ſammelten und durch ein Loch abſickerten, wahrſcheinlich dem nahen Fluſſe zueilend. Eine Ritze ſchien nach oben zu führen, denn die Lichter, welche die Höhle beleuchteten, brannten hell und klar, und war auch die Atmoſphäre feucht und naßkalt, ſo ſtrömte doch genug friſche Luft ein, um den Aufenthalt von Menſchen möglich zu machen. Jahrhunderte lang mochte die Höhle unentdeckt gelegen ſeyn, bis ſie der alte O'Neill nach langem Suchen endlich aufſtöberte. Er allein mit ſeinem Sohne Paddy hatte ſie in den Zuſtand verſetzt, in welchem ſie ſich jetzt befand. Viele Nächte hindurch hatten ſie daran gearbeitet, und jeden Morgen vor Tagesanbruch brachte ſie der Nachen unbemerkt und ungefährdet wieder nach dem Landhauſe, das der Vater, nachdem er jene Entdeckung gemacht, erkauft hatte.

„Seyd Ihr ſchon im Zuge, Jungen?“ ſagte der alte Mann. „Arbeiten die Preſſen?“

Die „Jungen“ waren keine Andern, als Paddy, der älteſte Sohn O'Neill's und derjenige, welchen wir als Graf Plocki kennen gelernt haben. Hemdärmelig ſtanden ſie jeder an einer Preſſe und ihre Geſichter trieften von Schweiß.

„Da ſeht her, Vater,“ flüſterte Paddy mit ſeiner tiefen Stimme, und zeigte dem Vater ganze Haufen Münze, welche augenſcheinlich ſo eben erſt geprägt worden waren. — „Es ſind für jetzt nur Zweiſchillingsſtücke, aber mit der Zeit machen wir Goldthaler und halbe Eagles. Wir wollten es zuerſt nur mit dem Silber probiren.“

Und von der Preſſe Paddy's traten ſie an die Preſſe des Grafen, und triumphirend wies er ihnen ſein Machwerk. Es waren lauter Banknoten, — Bankbillets, wie ſie in Amerika üblich ſind, und alle fix und fertig bis auf die Unterſchrift des Präſidenten und Caſſiers der Bank.

„Bei Gott,“ rief O'Neill, als er eine der Noten nach der andern am Lichte betrachtete, und ein Strahl unermeßlichen Jubels zuckte aus ſeinen Augen. „Bei Gott! Eure Leute draußen in Deutſchland verſtehen ihr Handwerk! Die Vignetten und Zeichnungen ſind ſo gelungen, daß ſie kein Menſch von den ächten unterſcheiden kann!“

„Und was das Beſte dabei iſt,“ erwiederte Graf Plocki höhniſch lachend; „ſie wußten nicht einmal, was ſie machten. Dem Einen gab ich den Theil der Zeichnung, dem Andern jenen. Hätten die Kupferſtecher draußen gewußt, um was es ſich handle, ſie hätten mir nie gedient. Ich habe das Ganze hier erſt zuſammengeſetzt und auf einzelne Platten übergedruckt. Nun aber iſt kein Menſch in ganz Amerika, der uns verrathen könnte, wenn wir es nicht ſelbſt thun.“

Sie nahmen nun Alle die Banknoten vor und Alle waren einſtimmig der trefflichen Arbeit. Ihre Geſichter glänzten, ihre Augen leuchteten! So leuchten auch die Augen derer, die ſich einer trefflichen That erfreuen; ſo glänzen auch die Geſichter derer, die eine edle Handlung vollendet, aber — der Ausdruck dieſes Glanzes und dieſes Leuchtens iſt ein anderer. Die vier Männer hier bekräftigten ihre Freude mit einem Fluche; die Edlen und Trefflichen bekräftigen ſie mit einem ſtummen Gebete!

„Nun beginnt deine Arbeit, Daniel," ſagte endlich der alte O'Reill, als er ſich geſammelt hatte und der erſte Jubelrauſch vorüber war. „Nun wollen wir ſehen, ob deine Kunſtfertigkeit hinreicht, das Werk zu vollenden."

Und nicht lange ſtand es an, ſo hatten ſie auch hier die Befriedigung, ihre Abſichten gekrönt zu ſehen. Daniel hatte ſich an ein Tiſchchen geſetzt. Er zog Tinte und Feder hervor und ſtudirte lange die Handſchrift der Unterzeichner einer ächten Banknote, die er vor ſich ausbreitete. Und dann holte er aus mit ſicherem Strich und die Namen des Präſidenten und Caſſiers der Bank, auf welche die nachgemachten Bills lauteten, ſtanden unter den falſchen Banknoten ſo täuſchend ähnlich nachgemacht, daß der Präſident und Caſſier ſelbſt die ächten von den falſchen nicht hätten unterſcheiden können.

„Ihr ſeyd wirklich ein Künſtler," meinte Graf Blecki, dem Schreibenden über die Achſel ſehend.

Nun ſetzten ſie ſich zu Speiſe und Trank; und dann arbeiteten ſie wieder; und die Haufen Silbers und die Bankbills mehrten ſich von Stunde zu Stunde. Endlich zeigte ihnen der Zeiger der Uhr, daß es Zeit ſey, ſich zurückzuziehen. Geld und Bills packten ſie in den Nachen, der ſchwere Stein ward vor

die ſchmale Oeffnung gerollt und geräuſchlos und unentdeckt kamen ſie in O'Neill's Landhauſe an, noch ehe die alte Haushälterin Miene machte, aus den Federn zu kriechen.

Acht Tage lang waren Graf Plocki und Paddy in der Höhle eingeſchloſſen geweſen, ehe es ihnen gelang, das Werk ſo weit zu fördern, als es jetzt war. Nunmehr ſtanden ſie am Ziele. „Geld! Geld!“ iſt die Loſung in Amerika. Wie es erworben wird, iſt Nebenſache.

Auf der Gärtnerei des alten Vater Gutbrod ging inzwiſchen ſeit der Abweſenheit Ludwig's Alles ſeinen gewohnten Gang. An Ludwig's Stelle war ein anderer Gärtnergeſelle angenommen worden, und Vater Gutbrod pflegte ſeine Blumen nachgerade, wie zuvor. Auch Roſa that ihre Geſchäfte, wie ehedem. Doch wollte man bemerken, daß es nicht mit derſelben Luſt und Fröhlichkeit geſchah, als vor einigen Monaten. Man hörte ihre Stimme wenig mehr, und ihre Lieder, mit denen ſie ſonſt den Vater erfreute, wollten nicht recht aus der Kehle heraus. Auch bleicher und magerer war ſie geworden, und man mußte nothgedrungen auf den Gedanken kommen, es nage etwas an ihrem Herzen, doch ſagte ſie kein Wort, und auch ihr Vater, ſo oft er vielleicht im Stillen, wenn er ſich unbemerkt glaubte, ſeine Blicke bekümmert auf ſie richtete, ſprach keine Silbe über ihr verändertes Ausſehen. „Es wird ſich Alles mit der Zeit geben,“ dachte er, „und was Gott will, geſchieht dennoch, wir Menſchen mögen drüber grübeln, ſo viel wir wollen.“ Doch fehlte auch ihm, trotz dieſer ſeiner ſtrengen Grundſätze, die rechte Herzensfröhlichkeit, die ſonſt auf ſeinem Angeſichte ſich gelagert hatte, und er war ſich deſſen recht wohl bewußt. Nur

ſchrieb er es keiner andern Urſache, ſondern allein dem Umſtande zu, daß der neu eingeſtellte Knecht ihm nicht recht behagen wollte, und nicht blos in der Gärtnerei weniger verſtand, als der Ludwig, ſondern auch im Verkaufe der Blumen ſich nicht als den treuen und zuverläſſigen Mann bewährte, den Vater Gutbrod an ſeinem früheren Geſellen gehabt hatte. Roſa übernahm daher freiwillig den alleinigen Verkauf der Blumen in der Stadt, den ſonſt der Geſelle wenigſtens zur Hälfte betrieben hatte, und fuhr alle Morgen in der Frühe mit ihren Vorräthen nach New-York hinein, um die Waare auf dem Markte abzuſetzen. Der Vater mochte ihr zwar dieſe neue Bürde nicht gerne aufladen, weil es doch zu anſtrengend für ſie ſeyn konnte, bei jedem Wetter und Wind in die Stadt zu fahren; allein auf der andern Seite dachte er wieder, es würde dem Mädchen als Zerſtreuung dienen und dazu beitragen, ihren alten Frohſinn wieder zurückzurufen. So ließ er ſie denn gewähren und — mit Luſt und Liebe ging ſie an die neue Arbeit. Ob wohl vielleicht im Hintergrunde die Idee lauerte, ſie könnte dem Ludwig Wagner auf dieſen Stadttouren begegnen, oder ihn gar auf dem Markte zum Nachbar bekommen, können wir nicht ſagen. Das aber wiſſen wir mit Beſtimmtheit, daß ſie einander nicht begegneten und einander auch nicht einmal ſahen; denn Ludwig's Weg in die Stadt führte zwar nicht weit von Vater Gutbrod's Gärtnerei vorüber, aber er vermied es, in Berührung mit den Inſaſſen derſelben zu kommen. „Ein Jahr muß vorüber ſeyn," hatte er ſich vorgenommen; „ich muß gezeigt haben, wer ich bin, dann erſt wird die Verachtung ſchwinden, die jetzt nothwendig auf mir laſtet." Uebrigens waren es weniger Blumen, die er zu Markte brachte, weil ſein Gewächshaus noch nicht

ſo in der Ordnung war, wie er es wünſchte, und wie er es in kurzer Zeit zuwege zu bringen hoffte, ſondern mehr Gemüſe und Früchte und derlei Kunſterzeugniſſe. So hielt er meiſt auf einem andern Markte feil, als der war, wohin Roſa fuhr.

Die Luſt, mit der Roſa ihr neues Geſchäft begonnen hatte, ließ daher bald nach, und der Trübſinn des ſonſt ſo fröhlichen Mädchens nahm eher zu, als ab, trotz aller Zerſtreuungen, die das Marktleben mit ſich bringt. Doch ſollte das Letztere die Urſache einer großen Veränderung ſeyn, die um jene Zeit mit dem Hausbalt des Vater Guthrod vorging.

Es war im Monate November, nur etwa ein Vierteljahr von dem Beginn unſerer Erzählung an. Der Spätherbſt iſt zwar in Amerika meiſt viel ſonniger und ſchöner, als in Deutſchland; ja man darf ihn die einzige ſchöne Jahreszeit nennen, weil ein Frühling ſo zu ſagen gar nicht exiſtirt und der meiſt ſtrenge und kalte Winter mit dem Anfang des Monat Mai ſogleich in den heißen und erſchlaffenden Sommer übergeht. Die Leute nennen daher auch den Herbſt kurzweg nur Indian-Sommer, d. h. den amerikaniſchen Sommer oder Nachſommer vielmehr; aber hie und da zeigt ſich doch auch in den Herbſtmonaten ſchon, beſonders im November, ein Vorbote des kommenden Winters. Es treten Nezen ein, die ein fröſtelndes Gefühl in ſich tragen, und man fängt an, ſich nach dem warmen Ofen zu ſehnen. So war es auch damals ein Tag, als Roſa, nachdem ſie ihre Geſchäfte in der Stadt abgemacht, langſam dem Hauſe ihres Vaters zufuhr. Sie kutſchirte ſelbſt, wie es vielfach bei Farmers- und Gärtnersfrauen oder Töchtern der Fall iſt; denn die Weiber in Amerika ſind viel ungenierter, als in Deutſchland, und ſetzen ſich über Dinge und Sitten

weg, die man im alten Vaterlande mit nichten verlegen darf, ohne ſich der Gefahr eines ſchiefen Urtheils auszuſetzen. Wenn's dann nur dabei bliebe, ſo wäre Alles recht; allein die Frauen in Amerika treiben das „Sichhinwegſetzen" viel weiter und es kommt oft und viel vor, daß ſie ſich auch über Dinge hinwegſetzen, über die kein ſittlich denkendes Weib hinausgeht!

Roſa fuhr langſam dahin und ließ ihren Gedanken freien Spielraum; da gewahrte ſie plötzlich am Wege ein Mädchen, das bitterlich weinte. Das Kind mochte zehn oder elf Jahre zählen und war trotz des kalten regneriſchen Novembertags nur leicht und ärmlich gekleidet. Wie Roſa näher kam, erblickte ſie neben dem Kinde eine Frau, die auf dem naſſen Boden lag und augenſcheinlich bewußtlos war. Auch dieſe war ärmlich, faſt noch ärmlicher, als das Kind, gekleidet. Beiden Weſen ſah man das Elend, den Jammer und wohl auch den Hunger an. Roſa hielt ſtill und ſtieg ab. Sie erkundigte ſich, was der bewußtloſen Frau, offenbar der Mutter des Mädchens, fehle. Allein dieſes konnte nur wenig antworten.

„Wir ſind in der Stadt geweſen," ſchluchzte das Kind. „Mutter wollte den Vater ſuchen, der uns ſchon ſo lange verlaſſen hat, denn wir ſind nicht von New-York, ſondern von New-Haven in Connecticut. Aber der Vater war nicht zu finden, und ſo wollten wir wieder zurück nach New-Haven. Die Mutter kann jedoch nicht weiter, denn ſie hat das Fieber bekommen, und nun weiß ich mir nicht zu helfen und zu rathen."

So viel brachte Roſa aus dem Mädchen heraus; ſie wollte auch nicht mehr erfahren, denn ſie wußte nach den erſten Worten ſchon genug. Natürlich war ſie ſchnell ent-

schlossen, was hier zu thun sey. Also schöpfte sie Wasser aus einer nahen Rinne und rieb die Schläfe der Frau, bis diese erwachte, und dann half sie ihr aufstehen und auf ihr Wägelchen hinaufklettern, und auch das Mädchen mußte einsteigen und nun fuhr sie der Heimath zu, nachdem sie die Frau so gut als möglich zugedeckt hatte.

Der Vater Gutbrod sah hoch auf, als er seine Tochter in dieser Gesellschaft ankommen sah; allein er dachte, wie die Rosa, und handelte auch so; d'rum, nachdem er erfahren, wie die Sachen stehen, wurde die arme Frau in ein warmes Zimmerchen gebracht und gut mit Speise und Trank versehen, so daß sie sich bald sichtlich erholte. War doch die ganze Krankheit nur eine Folge geistigen Kummers, sowie auch großer körperlicher Entbehrung! In wenigen Tagen durfte man sie als so hergestellt betrachten, daß sie ihre Weiterreise hätte fortsetzen können; allein davon war keine Rede, im Gegentheil die Frau blieb da und wurde bald wie ein Mitglied der Familie behandelt.

Die Sache verhielt sich nämlich so:

Frau Maria war eine geborne Amerikanerin und richtig in New-Haven zu Hause. Dort lernte sie vor eilf oder zwölf Jahren einen Deutschen kennen, einen geschickten Graveur und Mechanikus, mit Namen Koppel. Sie wurden ein Paar und die Folge ihrer Heirath war das Töchterchen, das die Frau bei sich hatte. Die Ehe machte sich aber nicht so glücklich, als die Maria gehofft haben mochte, denn sie liebte ihren Mann aufrichtig und herzlich. Er jedoch fand sich nicht recht hinein, in's eheliche Leben, und — mochte es nun der Gegensatz zwischen amerikanischen und deutschen Gewohnheiten seyn,

welcher Ehen zwiſchen Deutſchen und Amerikanern ſelten glücklich macht, oder mochte ein anderer Grund obwalten, — kurz der Mann nahm nach und nach eine Lebensweiſe an, die in ihren Folgen zu keinem guten Ende führen konnte. Tagweiſe verſäumte er ſein Geſchäft und war von Hauſe abweſend. Wochenweiſe trieb er ſich in Geſellſchaften herum, die für keinen Ledigen, am wenigſten aber für einen Verheiratheten paßten. Auch Bekanntſchaften anderer Art machte er, Bekanntſchaften von Männern, deren Namen nicht im beſten Ruf ſtand, Burſche, die man zwar keine eigentlichen Verbrecher nennen konnte, weil ihnen noch kein Verbrechen bewieſen war, die aber doch nach aller Welt Dafürhalten auf dem Scheidewege ſtanden, der entweder abwärts oder aufwärts führt. Plötzlich nach einer Ehe von mehr als zehn Jahren, und nachdem er vorher einige Wochen in New-York zugebracht hatte, erklärte der Mann, er ſey genöthigt, eine Reiſe nach Deutſchland zu machen, um dort ſeine Angelegenheiten zu ordnen, und reiſte auch wirklich ab, ohne für die Exiſtenz ſeiner Familie auch nur oberflächlich geſorgt zu haben. Seither hatte die Frau nichts mehr von ihrem Mann gehört, und doch war ſchon mehr als ein Jahr verſtrichen, und er hätte, wenn er anders die Wahrheit bei ſeiner Abreiſe geſprochen hatte, ſchon längſt wieder zurück ſeyn müſſen. Die Frau lebte inzwiſchen kümmerlich und elend von ihrer Hände Arbeit und brachte ſich fort, ſo gut ſie konnte. Alle Tage wartete ſie auf einen Brief von dem Verſchwundenen, oder dachte ſie, er müſſe ſelbſt erſcheinen; denn trotz Allem, was zwiſchen ihnen ſchon vorgekommen war, liebte ſie ihn noch auf's innigſte. Es kam aber kein Jakob Koppel (dieß war ſein ganzer Name), noch eine Nachricht von ihm. —

Doch, daß ich's recht ſage, eine Nachricht kam. Vor wenigen Tagen erſt nämlich war ein Bekannter von Frau Maria, der nicht weit von ihr wohnte, in New-York geweſen und kam mit der Kunde zurück, er habe den Koppel in dieſer Stadt geſehen. „Geſprochen hätte er ihn zwar nicht," ſagte der Mann, „aber geſehen habe er ihn ganz ſicherlich und auch ganz richtig erkannt; denn ſo leicht täuſchten ſich ſeine Augen nicht," meinte er. Der Mann wollte auch den Koppel anreden, allein wie er ſich ihm näherte, kam zufällig ein Trupp Menſchen dazwiſchen, wie's in dem Gedräng auf den Straßen New-Yorks oft und viel der Fall iſt, und nachher war der Letztere verſchwunden und nicht mehr zu ſehen.

Das war ein ſchwerer Schlag für die Maria. Ihr Mann in New-York, zurückgekehrt von Deutſchland, und nicht bei ihr, ſeinem Weibe! Sie konnte es kaum glauben, und doch — der Nachbar ſprach ſo zuverſichtlich von dem, was er geſehen, — ſie mußte ſich überzeugen!

So verſetzte ſie denn, was ſie noch Verſetzbares hatte, und machte ſich mit ihrem Kinde auf den Weg nach New-York. Sie reiste ſo wohlfeil, als möglich, auf dem Dampfboote; ſie quartirte ſich im billigſten Gaſthof in New-York ein; aber nach achttägigem Aufenthalte war ihr Geld aufgezehrt. Und doch hatte ſie Nichts erfahren! Doch war alle ihre Mühe vergebens! Auf allen Stationshäuſern erkundigte ſie ſich, in allen deutſchen Wirthshäuſern forſchte ſie herum, die Fremdenverzeichniſſe der Gaſthöfe ſchlug ſie nach, den Oberſten der Polizei machte ſie mit ihrem Anliegen bekannt, — Nichts verabſäumte ſie, um Etwas von ihrem Manne zu erfahren, wenn er wirklich von Europa nach New-York zurückgekehrt war; aber — Alles

vergebens! Auch nicht eine Spur ließ ſich auffinden! — So machte ſie ſich mit gebrochenem Herzen wieder auf den Weg nach Hauſe, nach New-Haven nämlich, denn — nach Hauſe konnte ſie nicht ſagen, da ſie Nichts mehr ihr eigen nannte, als was ſie auf dem Leibe trug! Aber ſie kam nicht weit. Die innere Aufregung und die ſchlechte Kleidung in der kalten Jahreszeit warfen ſie fieberkrank darnieder und ſie wäre wohl elendiglich an der Straße verkommen, wenn Roſa ihr nicht beigeſtanden wäre.

Das tiefſte Mitleiden ergriff den Vater Gutbrod, als er das Schickſal der armen verlaſſenen Frau erfuhr, und Roſa hatte daher nicht lange zu bitten, als ſie das Anliegen an den Vater ſtellte, die Maria Korrel mit ihrem Kinde ganz bei ſich zu behalten. Auch war es kein Schaden für die Familie Gutbrod, daß ſie das thaten; denn nicht blos eine treue, herzliche Freundin wurde die Maria für die Roſa, ſondern auch ſchon gleich nach den erſten paar Tagen ein äußerſt nützliches Hausmitglied. Sie verſah das ganze Hausweſen, ſo lange Roſa auf dem Markte abweſend war, und war die Letztere einmal abgehalten, ſelbſt auf den Markt zu gehen, ſo ließ es ſich Frau Maria nicht nehmen, ihre Stelle zu vertreten. So wurden die zwei Weſen eng vertraut mit einander, und klagten einander beiderſeitig ihr Leid. Beiderſeitig trugen ſie es aber auch mit einander und tröſtete Eine die Andere. Vater Gutbrod wäre bald eiferſüchtig geworden über die Vertrautheit ſeiner Tochter mit der Fremden! Doch — er wußte aus alter Erfahrung, daß ein weibliches Herz ſich nur einem andern weiblichen Herzen gegenüber ausleert und ſo war er innig froh, daß Roſa gleichſam eine Schweſter gefunden hatte.

An der Bloomingdaleroad, der Blumenthalſtraße, wie ſie die Deutſchen nennen, welche eigentlich nichts iſt, als eine Fortſetzung des Broadway, der erſten und feinſten Straße New-Yorks, ſteht ungefähr bei der 110ten Straße ein einſames Wirthshaus, das zu der Zeit, von der wir ſprechen, von einem Amerikaner gehalten wurde. Die Gegend war damals noch ziemlich iſolirt, denn von der vierzigſten Straße an fand man auf der Weſtſeite der Manhattaninſel nur wenige Gebäude, das Dörflein Manhattanville ausgenommen. Die Landhäuſer und Gärtner-Wohnungen ſtanden entweder mehr auf der Oſtſeite an der Straße nach Yorkville und Harlem, oder auch lagen ſie hart am Hudſon, wie wir ſchon oben geſehen haben. Das Wirthshaus an der Blumingdaleroad war ein niederes Holzgebäude mit einer Menge anſtoßender Stallungen, denn die Straße wurde vielfach von Gefährten aller Art befahren. Da waren zuerſt die Farmer und Gärtner, die von ihrem Beſitzthum weiter außen auf der Inſel oder gar über dem Harlemfluß drüben mit ihren Produkten in die Stadt fuhren und nicht verabſäumten, auf der Heimfahrt einen kleinen Abſtecher bei dem „Blumingdaleroadwirth“ zu machen. Dann kamen zweitens die vielen Viehtreiber, welche aus weiter Ferne vom Eriſee herab tagtäglich ihre Ochſen nach New-York auf den Markt abzuliefern hatten; auch ſie konnten nicht an dem Blumingdaleroadwirth vorbei, ohne ihr Glas mit ihm getrunken zu haben. Zum Dritten fanden ſich Mittags immer eine große Menge junger Modeherren und reicher Pflaſtertreter ein, welche auf der ebenen Straße ihre herrlichen Roſſe probirten und zum Spaß und Vergnügen kleine Wettrennen veranſtalteten. Für die mußten immer feine Leckerbiſſen und edle Getränke

parat ſeyn. So gieng das Geſchäft den ganzen Tag; aber auch bei Nacht ſtand es nicht ſtill. Denn, ſo iſolirt, wie geſagt, die Gegend war, ſo gab es doch immer einſame Wanderer, die aus irgend einem Grunde das Blumingdaleroadwirthshaus einem Gaſthof in der Stadt vorzogen und allda ihr Nachtquartier nahmen. Vielleicht geſchah es der Wohlfeilheit halber, vielleicht auch deßwegen, weil ſie hier noch ungenierter waren, als in der Stadt, wo der Fremde doch ungeniert genug iſt, da kein Menſch nach ſeinem Namen und Paß fragt. Allein in der Stadt iſt doch wenigſtens immer noch einige Aufſicht über die Gaſthöfe vorhanden, indem ſie von einer ſtarken Polizeimannſchaft überwacht werden; auf dem Blumingdaleroadwirthshaus aber ließ ſich im ganzen Jahre kein Polizift ſehen und hätte er ſich Amtshälber ſehen laſſen wollen, ſo mußte er, wenn ihm ſein Leben lieb war, in ſtarker Compagnie kommen, denn der Blumingdaleroadwirth liebte es nicht, daß ſeine Gäſte irgend wie geniert wurden und hatte immer ein Paar handfeſte Burſche an der Hand, welche den Teufel ſich nicht drum kümmerten, ob Einer, den ſie hinauszuwerfen und fortzuexediren hatten, eine obrigkeitliche Perſon war oder nicht. So konnte es nicht fehlen, daß das Blumingdaleroadwirthshaus von vielen Menſchen als ein ſicheres Aſyl betrachtet und benützt wurde, und manch' verwegener Geſell gieng da ungehindert aus und ein, den ſeine Galgenphyſiognomie in der Stadt wenigſtens verdächtig gemacht hätte. Aber auch feingekleidete Herren ließen ſich oft und viel nach Sonnen-Untergang noch ſehen, Herren, welche an dem oft beutelhaften und wilden Geſindel, das ſich in der untern Wirthsſtube bei Nacht herumtrieb, nicht im Geringſten Anſtoß zu nehmen ſchienen.

Es war eine ſtürmiſche Dezembernacht. Der Regen mit Schnee und Eis vermiſcht drang durch den dickſten Paletot und die naſſe Kälte machte ſich in Mark und Bein fühlbar. Kein Menſch, den nicht ſein Beruf unwiderruflich dazu nöthigte, wagte ſich in dieſer Nacht aus dem Hauſe, ſondern Jeder machte es ſich ſo warm und bequem als thunlich hinter dem warmen Ofen. Dennoch war es in dem Blumingdaleroadwirthshaus nicht ſtill und verlaſſen. Im Gegentheil die ganze große untere Wirthsſtube, in die man von der Straße aus unmittelbar eintrat, war mit Gäſten angefüllt, und nicht die ſchlechteſten Gäſte warens, für den Wirth und ſeinen Beutel nämlich; denn Alle aßen und tranken nach Herzensluſt, und Alle, was die Hauptſache für den Wirth iſt, zahlten baar aus. Waren es nun Peddler, d. i. Hauſirer, oder Viehtreiber, oder ſonſtige Reiſende, oder auch Leute „ohne eine beſtimmte Beſchäftigung," wie es deren in großen Städten immer Viele giebt, ohne daß man ſie gerade zu den Dieben und Räubern zählen muß, — dem mag ſeyn, wie ihm wolle, jedenfalls ſchien die Meiſten ein gemeinſamer Zweck herzuführt zu haben; denn Einer nach dem Andern verließ leiſe die Schenkſtube, wo die Uebrigen lärmend und zechend ſaßen, und kehrte nach wenigen Minuten wieder ebenſo leiſe zurück, um an dem Lärmen der Andern Theil zu nehmen. Was trieb dieſe Leute hierher? Was veranlaßte ſie, bei ſolchem Wetter die „heimliche" Wohnſtube zu Haus zu verlaſſen und das weit entfernte Blumingdaleroadwirthshaus aufzuſuchen? Folgen wir Einem von ihnen, wie er die Wirthsſtube verläßt, in die er nach wenigen Minuten wieder zurückkehrt!

Der Burſche ſchien bekannt im Hauſe zu ſeyn. Wie er

aus der Wirthsstube trat, wandte er sich einen Gang links und stieg sodann über eine kleine schmale Treppe zu einem Hinterstübchen hinauf, das verborgen genug lag. Nach leisem dreimaligem Anklopfen öffnete er die Thüre und trat ein. Ein alter Herr saß hinter einem Tische, der ganz mit Silber- und Papiergeld bedeckt war, und hatte Tinte und Feder vor sich, als wäre er der Zahlmeister eines großen Handlungshauses, das heute Nacht seine Arbeiter ablöhnte.

„Guten Abend, Billy," sagte der alte Herr, in welchem wir sogleich den Irländer O'Neill wieder erkannt haben. „Wie geht das Geschäft bei Dir? Was willst Du kaufen, Silber oder Papier?"

„Kein Silber, Herr," erwiederte Billy, „es ist zwar sicherer, denn so ein Viertelthalerstück besieht man nicht so genau und es läßt sich auch bei Nacht nicht gut unterscheiden, ob's Zink oder Silber ist; allein es trägt zu wenig ein. Man muß ja schon seine acht Stück an den Mann bringen, um nur einen Thaler zu verdienen, wenn Ihr nämlich noch immer so theuer seyd, und Euch für acht Viertelsthaler einen Ganzen bezahlen laßt."

„Ei, Billy," meinte O'Neill kaltblütig, „du wirst ungenügsam. Ist ein Thaler alle Tage nicht genug? Und was hast du für eine besondere Mühe dabei? Du gehst einmal in diese Grocerie, das andere Mal in jene, oder du besuchst deinen Bäcker und Metzger, oder trinkst bald da einen, bald dorten, und läßt überall ein Zweischillingsstück wechseln, — was ist da Mühsames? Und Gefährliches ist vollends nichts dabei, denn wegen eines Viertelthalers läßt dich Niemand als „Counterfeiter" (d. i. Verbreiter von falschem Geld) einstecken.

Nimm alſo lieber wieder Zweiſchillingsſtücke, acht Stück zu einem Thaler gut Geld."

Doch Billy war nicht zu bewegen. „Ich will's jetzt einmal mit Banknoten probiren," ſagte er; „es trägt mehr als das Dreifache ein, denn vom Papier verkauft Ihr ja den Thaler zu dreißig Cents und ſo drei Thaler getraue ich mir wohl täglich an den Mann zu bringen. So gut's der Jack kann und der Tom und der Tully, ſo gut kann ich's auch!"

„Meinetwegen," erwiederte O'Neill. „Aber ſey vorſichtig. Laß keine Bill bei einem Grocer wechſeln, wenn der Mann hinter der Bar ſteht; die Kerle ſind zu mißtrauiſch und ſehen den ganzen Banknotenreporter durch, ehe ſie wechſeln. Iſt die Frau hinterm Schenktiſch, ſo kannſt du's ſchon eher probiren. Am beſten iſt's, du gehſt auf die Märkte; die Farmer und Gärtner, die da feil haben, kennen die Bills nicht, und nehmen ſie, ob ächt oder unächt. Auch auf dem Lande, auf den Bauernhöfen kannſt du ankommen, wenn du Eier dafür einhandelſt oder Geflügel. Alſo noch einmal ſey vorſichtig und, wenn du je einmal abgefaßt und in's Gefängniß gebracht werden ſollteſt, ſo ſchick' nach meinem Advokaten, den ich dir ſchon früher bezeichnet habe, ehe du irgend eine Angabe machſt. Man kann dich nicht zwingen, Auskunft darüber zu geben, woher du die falſchen Bills oder Noten haſt, ehe du mit einem Advokaten Rückſprache genommen haſt. Was dir dann der Advokat ſagt, das befolgſt du Wort für Wort."

So entließ er ihn und ein Anderer nahm Billy's Stelle ein und erhielt ebenfalls falſch Geld gegen gut Geld, und die Ermahnungen und guten Rathſchläge gratis, als Dreingabe. Im Ganzen mochten es wohl dreißig bis vierzig Burſche ſeyn,

die auf dieſe Art falſche Viertel- und Halbe-Thalerſtücke und nachgemachte Banknoten einkauften. Der Eine nahm für zehn, der Andere für zwanzig oder noch mehr Thaler. Im Ganzen mochte O'Neill achthundert bis tauſend Thaler Gut-Geld für etwa drei bis viertauſend Thaler Falſch-Geld eingenommen haben. Als Alle abgefertigt waren, machte der Wirth ſeine Erſcheinung.

„Gute Geſchäfte gemacht, O'Neill?“ fragte er grinſend. „Setzen die Burſche brav ab?“

„'s geht,“ erwiederte O'Neill; „doch will's nicht viel heißen. Das Tauſend iſt nicht einmal voll. Wollt Ihr nicht auch ein paar Hundert, oder ſeyd Ihr noch verſehen? Ihr wißt, für Euch habe ich die niedrigſten Preiſe.“

„Weiß wohl,“ lachte der Wirth. „Muß mich aber beſonders in Acht nehmen. Man darf nicht ahnen, daß das Neſt, worin die Eilein ausgebrütet werden, hier in der Räbe iſt. Sie kämen uns ſonſt zu bald auf den Hals. Will's für dießmal ſeyn laſſen. In acht Tagen habt Ihr ja wieder einen „Geſchäftstag“ und dann werd' ich wohl Einiges nöthig haben. Doch kommt jetzt herab in's Nebenſtübchen. Eure Söhne ſind ſchon da und der Graf auch. Wollen eine luſtige Nacht feiern. Der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth.“

O'Neill gieng mit ihm herab, in's Nebenſtübchen, wie's der Wirth nannte, eigentlich aber in ſein Allerheiligſtes, wo blos die Vertrauteſten ſeines Hauſes ein- und ausgehen durften. Dieß Zimmer hatte keine Fenſter und ſteckte gleichſam nur zwiſchen den andern Zimmern d'rin. Auch wurde es ſelten zu anderer, als zur Nachtzeit geöffnet, weil man nur bei Licht d'rin etwas ſehen konnte. Gieng man aber am Hauſe vorüber und

waren die Lichter in den andern Stuben gelöſcht, ſo meinte man, das ganze Haus ruhe in tiefem Schlafe, denn die Beleuchtung des „Nebenſtübchens“ war von Außen nirgends ſichtbar.

Bald ſaßen ſie bei vollen Gläſern, und ließen ſich das Getränke, Franzbranntwein mit Zucker, wohl ſchmecken. Auch den Speiſen des Blumingdaleroadwirths thaten ſie alle Ehre an, und dieſer ſelbſt that in Allem herzlich Beſcheid. Eine Stunde oder mehr mochten ſie ſo zugebracht haben und Mitternachtsſtunde war längſt vorüber, da erhob ſich Graf Plocki und bat den Wirth nachzuſehen, ob Alles in Ordnung und die übrigen Gäſte zu Bette ſeyen.

„Ich hab' was auf dem Herzen,“ ſagte er, „und da darf keine Seele auch nur vermuthen, daß wir d'rum wiſſen, oder daß das Ding gar von uns ausgegangen iſt.“

Der Wirth erhob ſich, kam aber ſchon nach wenigen Minuten wieder zurück. Das ganze Haus war ſtill und finſter, bis auf dieſes einzige Zimmerchen, und kein Auge konnte ſie ſehen, kein Ohr ſie belauſchen. Alle Gäſte hatten ſich entfernt, oder lagen in ihren Betten in tiefem Schlafe.

„Wie viel habt Ihr heute eingenommen, O'Neill,“ fragte der Graf zum Eingange ſeiner Rede. „Gewiß nicht über tauſend Thaler?“

O'Neill nickte bejahend.

„Gut,“ fuhr der Graf fort, „das macht ein paar hundert Thaler auf den Mann. Eine Lumpenſumme, mit der man kaum eine Woche ausreichen kann! Das muß anders werden.“

„Aber,“ wandte Paddy ein, „wenn wir zu viel auf

einmal auf den Markt werfen, ſo wird der Markt überführt. Die Polizei iſt jetzt ſchon aufmerkſam und wir können uns nicht genug in Acht nehmen. Ein dummer Streich von einem unſerer Agenten kann uns verrathen."

„Uns nicht," wankte ſein Vater ein. „Dafür iſt geſorgt. Oder meint Ihr, ich habe den dummen Deutſchen umſonſt auf meine Gärtnerei geſetzt? Ihr bietet damals dafür, es wäre beſſer geweſen, die paar Aecker brach und öde liegen zu laſſen, ſtatt einen Pächter drauf zu thun, der uns nur ſtörend in den Weg treten könne. Aber hätte ich das gethan, wäre es nicht nothwendig aufgefallen? Mußte man dann nicht fragen, warum ich das Gut nicht betreiben laſſe? Konnte man nicht denken, ich wolle blos deßhalb keinen Pächter, um keinen Aufpaſſer um mich herum zu haben? Nein, nein, ſo dumm iſt der alte O'Neill nicht. Der Deutſche dort genirt uns nicht viel, wenn wir uns gehörig in Acht nehmen. Er kann uns aber einmal von großem Werthe ſeyn, wenn Einer unſerer Leute abgefaßt werden ſollte. Wir haben nur ein Paar Minuten lang zu rudern von unſerer Höhle aus bis an ſeine Scheune und in einer Stunde iſt ein Theil unſeres Apparates in ſeine Behauſung geſchafft. Dann iſt er der Falſchmünzer und kein Gott kann ihn retten. An uns denkt aber keine Seele und wir können nach wie vor unſern Geſchäften nachgehen."

„Ihr denkt doch an Alles, O'Neill," ſagte der Wirth. „So ein kluger Gedanke kann blos in Eurem Hirn wachſen."

„Stille," rief jetzt der Graf. „Das iſt Alles recht und gut, bringt uns aber um kein Haarbreit weiter. Ich ſage, wir nehmen zu wenig Geld ein. Was nützen uns alle Wochen

tauſend Thaler? Fünfzigtauſend müſſen wir einnehmen, ja hunderttauſend! Und mit Einem Coup muß es geſchehen, damit wir nachher ein Jahr und mehr ruhen können."

„Aber, wie? wie?" riefen Alle zuſammen.

„Einfach ſo," erwiederte dieſer. „Statt daß wir bisher nur Ein-, oder höchſtens Zweithalerbills fabrizirten, machen wir von nun an Fünfzig-, ja Hunderttbalerſcheine."

„Damit wir um ſo eher verrathen werden," unterbrach ihn Daniel kopfſchüttelnd. „Ein- und Zweithalerſcheine ſieht man nicht ſo genau an; die kann man ſchon in Umlauf ſetzen, ohne daß es viel Aufſehen macht; aber Fünfzig- und Hundert-Thalerbills, die unterſucht man, die wendet man um und um, ehe man ſie wechſelt. Wir wären beim erſten Verſuche verloren."

„Die Amerikabank," fuhr der Graf fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten; „die Amerikabank hat ihre alten Fünfzigthalerbills und die noch größeren alle eingezogen und giebt Neue dafür aus. So kann es nicht auffallen, wenn viele neue Banknoten von dieſer Bank kurſiren. Unſere Platten ſind ſo genau, als die von der Bank ſelbſt und die Unterſchrift kann Daniel ſo herſtellen, daß kein Menſch einen Unterſchied merkt."

„Aber das Papier!" rief der Wirth. „Das Papier! So lange Ihr nicht daſſelbe Papier auftreiben könnt, ſo lange müßt Ihr bei den kleinen Bills bleiben, bei denen man nicht ſo difficil im Annehmen iſt."

„Das iſt's ja eben," erwiederte der Graf; „davon will ich ja gerade ſprechen, denn ich habe das Papier, oder vielmehr ich habe es noch nicht, aber ich weiß, wo es zu haben iſt."

Der Eindruck, den dieſe Worte auf die vier Männer, die da verſammelt ſaßen, machten, war ganz derſelbe, wie wenn Einer, der lange über einer Erfindung grübelte, urplötzlich von dem Gedanken erleuchtet wird, der den Schlüſſel zu dem Geheimniß enthält. Alle ſprangen wie electriſirt von ihren Sitzen auf.

„Wo? Wo?“ ſchrieen ſie, wie verrückt.

„Ganz in der Nähe,“ erwiederte der Graf gelaſſen. „In der neuen Papierfabrik am Harlemfluß, nur eine Viertelſtunde von Eurer Behauſung, O'Neill. Doch, laßt's Euch erzählen,“ fuhr er fort, als die Andern erwartungsvoll an ſeinen Lippen hiengen. „Meine Gräfin habe ich nicht umſonſt von Deutſchland mitgebracht, und — ſie weiß ihre Schönheit zu nützen. Wir geben deßhalb hie und da kleine Spielpartheien und man reißt ſich darum, zu uns eingeladen zu werden. Auch der Sohn des Präſidenten der Amerikabank verkehrt viel bei uns und ſo leitete ich kürzlich das Geſpräch auf die Art und Weiſe, wie das Banknotenpapier fabrizirt werde, da es ſo gar verſchieden von dem gewöhnlichen Papiere iſt, und noch kein Falſchmünzer das Geheimniß entdeckt hat. Beſonders meine Frau that ſehr neugierig und meinte, in Frankreich und Deutſchland gäben die Regierungen und Bankinhaber viel darum, wenn ſie wüßten, wie unſer Papier angefertigt wird, das ſich ſo ſanft, wie Seide anfühlt und doch ſo ſtark iſt, wie der ſtärkſte Hanf. Der junge Mann konnte nun natürlich nicht umhin, uns einzuladen, die Fabrikation ſelbſt mitanzuſehen, denn die Amerikabank laſſe gegenwärtig ſolches Papier verfertigen und es geſchehe dieß unter Aufſicht ſeines Vaters, der darüber zu wachen habe, daß kein Bogen deſſelben entwendet

werde. Sein Vater werde ſich ein Vergnügen daraus machen, uns auf die Papiermühle mitzunehmen. — So ſind wir denn in der That zu der Feierlichkeit eingeladen worden und werden am nächſten Samſtage hinfahren. Das Papier bleibt, ſo viel ich erfuhr, über den Sonntag in der Mühle, und am Montag ſoll's von den Beamten der Amerikabank abgeholt werden. Aber, es darf nicht abgeholt werden, denn am Sonntag oder in der Nacht auf den Sonntag müſſen wir's holen."

„Aber wie? Wie?" riefen die vier Männer. „Das Haus iſt feſt und gut verwahrt, und ſie werden das Papier nicht in dem Zimmer liegen haben, das am leichteſten zugänglich iſt."

„Das iſt ganz einfach," ziſchelte der Graf mit ſeiner heiſern Stimme. „Am Samſtag ſehe ich, in welchem Theil der Fabrik das Papier liegt. In der Nacht auf den Sonntag zünden wir das ganze Gebäude an allen vier Enden an und im Tumult ſtehlen wir das Papier. Es ſind höchſtens zwanzig Buch. Ein Mann kann damit an's Ende der Welt ſpringen, und doch gehen dieſe zwanzig Buch mehr als eine Million Thaler in Hunderthalerſcheinen!"

Der Mann ſprach dieß Alles ſo ruhig, als ob es ſich darum handle, ein Glas Waſſer einzuſchenken, oder einen Laib Brod zu kaufen. Seine Stimme zitterte nicht, und ſeine Miene zuckte nicht, als er den gräßlichen Vorſchlag machte. Ja ſein Auge wandte ſich kalt und faſt höhniſch von Einem ſeiner Genoſſen zum Andern, als dieſe, wie gelähmt ob dieſem kühnen Entwurfe, daſaßen. Endlich erhob ſich der Wirth, langſam und feierlich trat er auf den Grafen zu, nahm ihn bei der Hand und ſagte: „Bei Gott, Ihr ſeyd werth, ein

Amerikaner zu ſeyn! Nie mehr will ich Euch Dutchmann heißen!“

Auch die Andern faßten ſich nun, und ſo gewaltthätig und waghalſig ihnen der Plan von Anfang geſchienen hatte, ſo praktiſch und ausführbar kam er ihnen nach einigen kurzen Erläuterungen vor. Nur auf dieſe Art konnte ja der Diebſtahl des Papiers verborgen bleiben, weil man glauben mußte, daſſelbe ſey mit der Fabrik verbrannt.

Noch lange ſprachen ſie über das Unternehmen, denn ſie trennten ſich erſt am frühen Morgen. Ehe ſie ſich jedoch trennten, war der Plan des Grafen zur Reife gediehen und deſſen Ausführung wurde auf die Nacht vom Samſtag auf den Sonntag feſtgeſetzt.

Man konnte es ein wahres Glück nennen, daß Maria Koppel in das Haus des Vater Gutbrod kam, denn es ſtand nicht lange an, ſo wurde er ziemlich unpäßlich, und mußte nothgedrungen das Bett hüten. Das war etwas Ungewohntes für den Arbeit gewohnten Mann, allein er mußte ſich darein fügen, er mochte wollen oder nicht. Wie wäre es ihnen nun ergangen, wenn Maria nicht dageweſen wäre? Der alte Mann wollte von Niemanden Arznei nehmen, außer von ſeiner Roſa, und ſo mußte dieſe den ganzen Tag zu Hauſe bleiben. Natürlich übernahm nun Maria den Verkauf der Blumen und Bouquete auf dem Markte, und ſie verſah Alles ſo gut und treu, als wenn es Roſa ſelbſt geweſen wäre. Unlieb war's ihr auch nicht, daß ſie alle Tage in die Stadt hinein mußte, denn ſie hoffte noch immer, es möchte etwas Wahres an der Nachricht

ſeyn, daß ihr Mann in New-York geſehen worden ſey, und wenn dem ſo war, ſo hatte ſie bei ihrer jetzigen Beſchäftigung natürlich doppelt ſo viel Ausſicht, demſelben unverſehens zu begegnen, als wenn ſie ruhig auf Vater Gutbrod's Gärtnerei ſaß und dort das Hausweſen beſorgte. Bis jetzt war es ihr aber, ſo viel ſie auch von ihrem Stand auf dem Fultonmarkte aus herumſpähte, nicht geglückt, auch nur eine Spur von ihm aufzufinden. Dagegen hatte ſich ein Anderer eingefunden, der eifrig ihre Bekanntſchaft ſuchte, und dieſer Andere war Niemand ſonſten, als Ludwig Wagner.

Ludwig hatte nicht ſobald von Vater Gutbrod's Krankheit gehört, als er ſich eilends auf den Weg machte, denſelben zu beſuchen, und ihm ſeine Dienſte über dieſe Zeit der Noth anzubieten. Noch hatte er aber nur wenig Schritte gemacht, ſo beſann er ſich eines Beſſeren. „Du darfſt dich ihnen nicht aufdrängen," ſagte er zu ſich ſelbſt. „Wenn ſie dich brauchen, ſo werden ſie ſchon von ſelbſt nach dir ſchicken. Sie thun es aber ganz gewiß nicht, denn ſie müſſen dich gar zu ſehr verachten." So kehrte er wieder um. Als er aber den andern Tag auf den Markt fuhr, ſo drängte es ihn ſo ſehr, etwas von ſeinem früheren Dienſtherrn zu erfahren, daß er, nachdem er ſeine Waare zu früher Stunde abgeſetzt hatte, auf den Fultenmarkt eilte, wo Frau Maria feil hatte, um die Bekanntſchaft dieſer Frau zu machen. Das war auch gleich geſchehen, faſt ehe er noch ſeinen Namen nannte; denn Maria ſchien ihn der Beſchreibung nach zu kennen. Hatte wohl Roſa ihre Hand dabei im Spiele gehabt? So erfuhr er denn, was er zu wiſſen begehrte und noch ein Bischen mehr, denn aus freien Stücken und ohne daß er darnach fragte, erzählte ihm Maria auch von

Roſa, und wie es dieſer ergehe. Natürlich ließ es Ludwig an dieſem einen Male nicht bewenden, ſondern von nun an kam er täglich auf den Fultonmarkt und bald waren Maria und er ſo befreundet, wie wenn ſie ſich ſeit Jahren gekannt hätten. Allerdings drehte ſich ihre ganze Unterhaltung nur um Vater Gutbrod's Geſundheit, allein es floß ſtets ſo viel von Roſa's Befinden mit hinein, daß es faſt ſchien, es ſey dem Ludwig mehr daran gelegen geweſen, hierüber Näheres zu erfahren, als über das Erſtere. Die Bekanntſchaft wurde daher fortgeſetzt, als Vater Gutbrod ſchon wieder ganz geſund war, und Roſa brachte ſich auch nicht, die Maria abzulöſen, vielleicht weil ſie auf dieſe Art eher etwas von Ludwig erfuhr, als wenn ſie ſelbſt wieder ihre Funktion aufgenommen hätte. Denn daß Maria ſo gar unmittheilſam geweſen wäre, können wir kaum vermuthen.

Eines Mittags im December machte ſich Ludwig ſeiner Gewohnheit gemäß auf den Weg, nach der Maria zu ſehen und mit ihr über die Familie des Vater Gutbrod zu plaudern. Eben wollte er über den Broadway hinüber, um in die Fultonſtreet einzumünden, die auf den Fultenmarkt führt; da wurde er durch das Gedränge aufgehalten, das hier in der That oft beiſpiellos iſt. Nicht nur drängen ſich Wagen an Wagen, Omnibus an Omnibus, Karren an Karren, ſondern der Fußgänger ſind auch eine ſolche Menge, daß es oft eine halbe Stunde und mehr Zeit hinwegnimmt, um über den Broadway hinüberzukommen. Die Gefährte ſtehen oft in vier Reihen aufgeſtellt und Hunderte wollen hinab, während nicht minder viele hinauf wollen. Es iſt dann ein Gewirr unter einander, daß man meinen ſollte, es ſey unmöglich, den Knoten aufzulöſen, ohne den Faden zu zerreißen. Oft genug wird er auch zerriſſen, indem da

eine Achſe bricht, dort ein Stück von einem Wagen abgeriſſen wird und hier eine Feder abknickt, als wäre ſie von Fiſchbein, ſtatt von ſtarkem, ſiebenfachem Stahl. Auch dießmal gieng es nicht ohne einige kleine Verletzungen der Gefährte ab; und eben wollte ſich Ludwig zwiſchen den Pferden und Wägen durchdrängen, da hörte er neben ſich einen Krach und ein lautes Aufſchreien, daß er unwillkürlich ſich dahin wandte, woher der Schrei kam. Hart neben ihm war eine Chaiſe entzweigegangen. Der Kutſcher hatte, wie es ſchien, ſeine Pferde angetrieben, um aus dem Wirrwar herauszukommen, da machte er das Uebel ärger und zerbrach das ſchwache Gefährt an einem ſchweren Karren, der ſich dagegen ſtemmte. Zum Unglück ſaß eine Dame in der Chaiſe, und als die Pferde ſchnell anzogen, war ſie in Gefahr zerdrückt zu werden, wenn nicht Ludwig ſchnell hinzugeſprungen wäre. Mit Einem Griff hatte er die Dame aus dem Wagen gehoben, der eine Secunde darauf an der Achſe des ſchweren Karrens daneben zuſammenbrach. Die Dame war gerettet, wenigſtens konnte ſie nach Ludwig's Dafürhalten nicht viel Schaden genommen haben; deſſenungeachtet lag ſie wahrſcheinlich vor Schrecken halb unmächtig in ſeinen Armen und er wußte nicht, was er beginnen ſollte. Sie war tief verſchleiert und ſo blieben ihm ihre Geſichtszüge verborgen, obgleich er aus ihrer Figur ſchließen konnte, daß ſie jung und von großem körperlichen Reize ſey. Schon wollte er einen Polizeimann zu Hülfe rufen, da kam ſie etwas zu ſich und ſich feſt an ihn anklammernd, flüſterte ſie: „Verlaßt mich nicht, führt mich nach Hauſe, ich wohne 495 Broadway.“

Natürlich ſchlug er ihr dieſe Bitte nicht ab, und führte ſie den Broadway hinauf; oder vielmehr er trug ſie mehr, als

er ſie führte. So groß iſt aber das Gedränge in dieſer Gegend und ſo ſehr ſind die New-Yorker Menſchen nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, daß er mit ſeiner Dame ganz unbeachtet weiter kam, obgleich Tauſende an ihm vorbei eilten. Wahrſcheinlich dachte Jedermann, dieſes Paar gehöre zu einander. So kam er bis zu der genannten Nummer im Broadway. Es war ein ſchönes Braunſteinhaus und offenbar von einer reichen Familie bewohnt, denn die Läden und Fenſter waren alle dicht verſchloſſen und verhangen. Ludwig wollte ſich nun verabſchieden, als er die Klingel gezogen, damit das Haus geöffnet werde; allein die Dame ließ ihn nicht los, ſondern zog ihn mit ſich in den Hausgang hinein und die Treppe hinauf. Eine Dienerin, die ihr entgegenkam, wurde mit einer Handbewegung abgewieſen.

Das Zimmer, in welches Ludwig auf dieſe Art geführt wurde, war mit Vorhängen ſo dicht verhangen, daß es in eine Art Halbdunkel gehüllt war, wodurch die Gegenſtände ſich anfangs nur ſchwer erkennen ließen. Doch fand Ludwig bald, daß es das prächtigſte Gemach war, welches er je geſehen. Die Teppiche, auf welche man trat, waren ſo weich, daß man keinen Fußtritt hörte. Hohe Spiegel zierten die Wände und ringsum liefen breite Divans, die zum Ruhen einluden. Eine Seite nahm ein breites Bett ein, welches jedoch unter einem Damaſthimmel beinahe verſchwand, und daneben ſtand wie in einer kapellenartigen Niſche ein Tiſch, der unter ſeinem Toilettenin halt faſt brach. Doch zu dieſen Beobachtungen ließ die Dame dem Ludwig nur wenig Zeit. Sie hängte ſich an ihn, als ob es ihr unmöglich wäre, ſich durch ihre eigenen Kräfte auf den Füßen zu erhalten, und als ſie auf einen der Divans niederſank, zog ſie ihren Begleiter faſt mit ſich. Dem kam ihr Benehmen

gar ſonderbar vor und oft und viel wollte ihn der Gedanke beſchleichen, als ob die Dame ihm nicht ganz unbekannt ſey, trotzdem daß er durch den dichten dreifachen Schleier unmöglich ihre Geſichtszüge hatte erkennen können. Die Neugierde war erwacht und hielt ihn vielleicht ein paar Minuten länger, als er gewollt. Doch nunmehr war ja die Dame in ihrer Behauſung und er hatte ſeiner Ritterpflicht, wenn ihm je eine oblag, Genüge gethan. Er wandte ſich alſo zum Gehen.

„Ich glaube," ſagte er ſich verneigend, „ich kann Euch nunmehr nicht mehr zu Dienſten ſeyn. Oder ſoll ich Eure Dienerin rufen?"

Doch die Dame regte ſich nicht. Schon war er an der Thüre. Da flüſterte eine ſüße Stimme: „Ludwig! So willſt du ſcheiden, nachdem wir uns kaum wiedergefunden?"

Es war Minettens Stimme! Nunmehr war es ihm auf einmal klar, warum ihm die Geſtalt der Dame ſo bekannt vorgekommen war! Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen und er verwunderte ſich über ſich ſelbſt, daß er nur einen Augenblick lang ſie nicht habe erkennen können. Freilich — die total veränderten Umſtände, die reiche Kleidung, die Equipage, das Zimmer, das von größtem Luxus zeugte, — wem würde es unter gleichen Verhältniſſen nicht ebenſo ergangen ſeyn?

Es war Minettens Stimme und ein ſonderbares Gefühl war es, das ihn beſchlich, als er dieſe Stimme hörte. War dieß ſeine Minette oder die Frau eines Andern? War dieß die Minette, die er von Jugend auf gewohnt geweſen war, als ſeine künftige Frau zu betrachten, und der er nach jahrelanger Aufopferung endlich im Stande geweſen war, das Reiſegeld zu ſenden, oder war es die Minette, die ihm von Schiffe aus, von

dem er ſie abholen wollte, einen kalten ruhigen Brief ſchrieb, worin ſie ihm meldete, daß ſie es für beſſer gefunden, einen reichen ungariſchen Grafen zu heirathen, ſtatt eines armen deutſchen Gärtners, bei dem ſie ihr Lebtag hätte gleich einer Magd Dienſte thun müſſen? — Dieſe beiden Gefühle ſtritten ſich in ihm und er ſtand unſchlüſſig, ob er ſich der ſchönen Geſtalt nähern oder fliehen ſollte.

„Ludwig, Ludwig, kennſt du deine Minette nicht mehr?“ So flüſterte es wieder vom Divan her. Und die prächtige Weibergeſtalt erhob ſich und ſchlug den Schleier zurück. Und langſam, mit ſüßem, bezauberndem Lächeln ſchritt ſie auf Ludwig zu und lehnte ihr lockenumrahmtes Köpfchen auf ſeine Schultern und ſchlang ihren Arm um ſeinen kräftigen Leib.

Ludwig wußte nicht, wie ihm geſchah. Alle ſeine Pulſe ſchlugen. Doch ſein Verſtand behielt die Oberhand und ſein Gemüth ward ſeinen Sinnen nicht unterthan. „Haſt du mir nicht vom Schiffe aus geſchrieben,“ ſagte er ernſt, ſich aus der unfreiwilligen Umarmung ſanft loszumachen ſuchend, „daß du einen andern Mann mir vorgezogen habeſt? Biſt du nicht mit dieſem Andern verheirathet?“

„Ach, Ludwig,“ ſeufzte Minette zärtlich, ihn nicht loslaſſend, ſondern ſich nur noch feſter an ihn ſchmiegend. „Ich habe nie Jemand Anders geliebt, als dich.“ — Und dabei umhalste ſie ihn, wie in früheren Tagen und drückte ihn an ſich und preßte ihren Mund auf den ſeinigen. „Liebſt du mich nicht mehr?“ hauchte ſie in einem langen Kuſſe dahinſterbend.

Es koſtete den Ludwig einige Gewalt, von den ſüßen Banden ſich loszumachen; allein er entledigte ſich ihrer und ſich hart vor Minette hinſtellend, fragte er ernſt: „Minette,

du antwerteſt mir nicht. Biſt du mit einem Andern verheirathet oder nicht?"

Nochmals verſuchte es Minette, der Antwort auszuweichen und den früheren Geliebten an ſich zu ziehen. Allein die Mühe war vergebens. Es war jetzt nicht mehr Ernſt, der aus der Miene Ludwig's ſprach; es war Strenge, ſogar Härte. „Du biſt verheirathet!" ſprach er mit tiefer Stimme. „Du haſt Reichthum und Luxus meiner Treue und Ehrlichkeit vorgezogen. Aber *deine* Treue, *deine* Ehrlichkeit ſollteſt du wenigſtens deinem jetzigen Manne bewahren! Oder gehörſt du gar unter die geſunkene Sorte von Weibern, die ihre Reize zur Schau tragen und mit ihrem Leibe Schätze ſammeln?"

Faſt Verachtung ſprach aus dem Blicke, den er jetzt der Minette zuwarf. Dieſe aber brach in ein helles, ſchallendes Gelächter aus. „O du Ausbund von Tugend und Sittſamkeit!" ſagte ſie. „Haſt du immer noch deine deutſchen Dorfanſichten dir aufbewahrt? Ich habe dich lange geſucht und nun ich dich heute durch Zufall gefunden, wollte ich dich glücklich machen und dich entſchädigen für deine früheren Anſprüche, und nun ſpielſt du den keuſchen Joſeph und ſogar noch den Sittenrichter dazu. Glaubſt du denn wirklich, wir Zwei hätten jemals für einander gewaßt? Glaubſt du, wir hätten je ein Paar abgegeben?"

Wiederum fieng ſie bellauf an zu lachen und ſtellte ſich vor den Spiegel, der ihre reichgekleidete üppige Geſtalt in ſonderbarem Gegenſatz gegen Ludwig's einfaches, faſt dörfliches Weſen wiederſpiegelte.

„Sieh' dich an, und ſieh mich an, du Tölpel!" höhnte ſie. „Du biſt und bleibſt ein Bauer!"

Ueber dem lauten Lachen öffnete ſich eine Nebenthüre und eine andere reich gekleidete Dame trat herein. Der Reichthum der Kleider ſtand aber nicht gut zu ihrer Perſon, denn dieſe war kürz und knörrig, und ihre Bewegungen beurkundeten, daß ſie ſich in dieſen bauſchigten Gewändern noch nicht lange bewegt habe, und auch nicht zu bewegen verſtehe. Ludwig erkannte ſie alſobald. Es war die Schulmeiſterin, Minettens Mutter. Auch ſie erkannte den Ludwig auf den erſten Blick.

„Was willſt du da?“ rief ſie nach gewohnter Weiſe, die Hände in die Seiten geſtemmt. „Willſt du meiner Minette den Leviten verleſen, weil ſie nicht dich genommen, ſondern den Grafen? Da hätte man ihr wahrhaftig den Tippel bohren müſſen, wenn ſie das nicht gethan hätte! Ja, ſchüttle nur mit dem Kopfe! es iſt und bleibt deßwegen doch wahr: Gräfinnen ſind wir jetzt und Geld haben wir wie Heu, und alle die reichen Amerikaner reißen ſich um unſere Geſellſchaft, und wenn Minette noch keinen Grafen hätte, ſo könnte ſie einen Lord haben!“

Endlich nahm die Fluth ihrer Rede ein Ende.

„Ich beneide Euch nicht um Euern Grafentitel,“ erwiederte Ludwig kalt und gemeſſen. „Ich will auch Niemanden den Leviten verleſen, und wenn ſie will, ſo kann Minette Euch ſagen, daß ich gar nicht hierher gekommen wäre, wenn ſie mich nicht gleichſam dazu genöthigt hätte. Nunmehr aber ſage ich Euch Lebewohl und wie ich hoffe, für immerdar. Wenigſtens von meiner Seite ſoll kein Schritt geſchehen, der uns je wieder zuſammenführt.“

„So, du ſpielſt noch den Hochmüthigen,“ entgegnete die Schulmeiſterin mit Selbſtgefühl. „Du thuſt, als ob wir dir nachgelaufen wären, du armer Schlucker, du! Aber jetzt fällt

mir ein, warum du in's Haus kamſt. Du willſt das Geld zurück, das du uns zur Ueberfahrt lehnteſt. Natürlich, wie konnte ich auch nicht gleich hieran denken! Uebrigens ſey verſichert, wir hätten's dir längſt und mit Zinſen beimgegeben, wenn wir nur deine Wohnung gewußt hätten. Aber — bei unſerem jetzigen Umgang, wer hätte von dir was wiſſen, bei wem hätten wir über dich was erfahren können?"

Mit dieſen Worten eilte ſie fort, war aber in derſelben Minute mit einer ganzen Rolle Papiergeld wieder da.

„Da, da!" rief ſie haſtig zählend. „Hundert, hundertvierzig, hundertfünfzig, da iſt dein Geld. Es macht gerade hundert und fünfzig Thaler. Wenn du noch mehr willſt, kannſt du noch mehr haben. Wir knauſern jetzt nicht mehr. So und jetzt ſag' noch einmal, wir ſeyen auf deine Rechnung herübergekommen!"

Ludwig Wagner ſtand eine Zeit lang, ohne ſich zu rühren. Es kam ihm Alles zu ſchnell, als daß er ſich recht beſinnen konnte. Endlich nahm er das Geld, das ihm die Schulmeiſterin hinbot. „Ich will nicht den Hochmüthigen ſpielen," meinte er kalt; „ich habe Euch das Geld ſeiner Zeit zwar nicht geliehen, ſondern geſchenkt. Aber da wir einander nunmehr fremd geworden ſind, ſo ſoll auch keine Art Schuld und Verbindlichkeit mehr zwiſchen uns exiſtiren. Ich nehme die hundertfünfzig Thaler und entbinde Euch von nun an aller und jeder Verpflichtung gegen mich; aber Gott ſey vor, daß ich es zu meinen Zwecken verwende. Ich würde glauben, es ſey Sündenlohn! Der nächſte Bedürftige, der es braucht zu ſeiner Einrichtung und Ehe, ſoll es von mir erhalten, damit doch wenigſtens ſein früherer Zweck nicht ganz verloren gehe. Und nun lebt wohl und für immer!"

So ſchied er, verfolgt von dem belfernden Geſchrei der Schulmeiſterin, und dem höhniſchen Gelächter der Gräfin. Er ſchüttelte den Staub nicht von den Füßen, als er zum Hauſe hinaustrat, ſondern im Gegentheil er betrachtete ſich das Silberſchildchen über dem Thürklopfer an der Hausthüre. Er wollte doch auch wiſſen, wen die Minette mit ihrer Sittſamkeit und Treue beglückte! Er mußte doch auch den Namen des Grafen kennen, mit dem die Schulmeiſterin ſich brüſtete! Und er las einfach die Worte: „Graf Plocki.“ — Aber ſonderbar, je weiter er ſich von dem Hauſe entfernte, um ſo freier wurde ſein Blick, um ſo feſter ſein Gang. Es war, wie wenn eine ſchwere Laſt von ſeinem Herzen gefallen wäre!

„Es iſt wahr,“ murmelte er halblaut vor ſich hin, „ſie hat mich verlaſſen, ſie hat mich von ſich geſtoßen, als ein unnützes Möbel; aber nicht weil ich ihrer nicht werth war, ſondern weil ſie ſich meiner nicht werth fühlte! Frei und offen kann ich von jetzt an Jedermann in's Antlitz ſehen; denn die Verachtung fällt nicht auf mich, ſondern auf ſie.“

Haſtig ging er den Broadway hinab, dem Fultonmarkte zu. Es drängte ihn, die Maria zu ſehen, um mit ihr zu ſprechen. Von wem? Von der Roſa? Vielleicht, wer kann das menſchliche Herz ergründen?

Der Fultonmarkt iſt einer der ſchönſten Märkte New-Yorks. Er liegt faſt hart am Eaſtriver, bei der berühmten Fähre gleichen Namens nach Brooklyn, der Fultonferry nämlich, die jährlich von Billionen, täglich von Hunderttauſenden benützt wird. An Großartigkeit iſt der Fultonmarkt allerdings nicht mit dem Waſhingtonmarkt zu vergleichen; denn auf dem letztern werden wohl zehnmal größere und weitläuftigere Geſchäfte abgemacht,

als auf irgend einem andern Markte dieſer großen Handelsſtadt; allein in Beziehung auf die Feinheit und die Kraft des Fleiſches, in Beziehung auf die Friſche und Saftigkeit der Fiſche, in Beziehung auf die Lieblichkeit und Schönheit des Obſtes, das allda zu Markte gebracht wird, kann ſich kein anderer Markt mit dem Fultonmarkt meſſen. Ja, die Blumenſtände und Bouquetausſtellungen ſind auf dieſem Markte allen andern bei weitem überlegen, und wenn eine feine Dame der größten Stadt Amerika's ihr Boudoir mit feinen Blumen garniren will, oder wenn ein reicher Modeherr ſeiner Auserwählten ein zartes Angebinde in „lebenden Sträußchen“ zu machen gedenkt, ſo iſt es kein anderer öffentlicher Verkaufsort, der aufgeſucht wird, als der Fultonmarkt. Kein Wunder alſo, daß Vater Gutbrod dieſen Markt beſuchte, und daß ſeine Tochter Roſa hier die ſchönſten Erzeugniſſe ihrer Gärtnerei feil bot!

Ludwig Wagner glaubte ſchon, der Aufenthalt, den das Zwiſchenſpiel auf dem Broadway ihm bereitet, möchte zu lange gedauert haben, als daß er noch hoffen könne, die Maria auf ihrem Platze zu finden. Doch dem war nicht ſo. Im Gegentheil, Maria ſchien noch gar nicht an den Aufbruch zu denken; denn, obgleich ſie den größten Theil ihrer Waare bereits abgeſetzt hatte, nahm ſie ihren Stand immer noch ein, ohne ſich zu rühren. Doch ſchien es, das ſonſt ſo ruhige und ſtille Weib, deſſen Ausſehen auf gänzliche Gleichheit in ihr Schickſal ſchließen ließ, ſey heute in einer ganz beſondern Stimmung und Aufregung. Die Wangen, die ſonſt blaß, faſt leidend ausſahen, waren hoch geröthet, und die Augen, die ſonſt den Boden ſuchten, leuchteten wie in Fieberhitze.

„Was ſie nur heute hat!“ dachte Ludwig, als er ſie

freundlich grüßte, und zugleich fragte, ob ſie bald fertig zur Heimkehr ſey.

Sie antwortete ihm nicht, ſondern ihre Augen ſahen faſt ſtier nach einer Richtung hin. Ihr ganzer Körper zitterte vor Aufregung und krampfhaft ergriff ſie Ludwig's Hand, nach jener Richtung hindeutend.

„Seht Ihr," flüſterte ſie mit bebender Stimme. „Seht Ihr, dort kommt er wieder. Dort unter der Maſſe, die eben von der Fultonfähre herüberſtrömt! Der Mann mit den tiefliegenden Augen, mit dem grauen Hute und dem Pelzrocke. Ich kann mich nicht täuſchen. Er muß es ſein."

Ludwig folgte mit den Augen der Richtung, welche ſie ihm andeutete. Bald fand er unter den Hunderten den Mann heraus, den ſie ihm bezeichnet hatte. Es war ein vornehm und reich gekleideter Herr mit grauen ſtechenden Augen und einem runzelvollen, verlebten Geſichte, in deſſen Züge Sorgen oder Leidenſchaften tiefe Furchen gegraben hatten. Er mochte im Anfang der Vierziger ſtehen, aber ſeine Haare waren ſchon grau gefärbt und ſein farbloſes Geſicht trug den Stempel eines Fünfzigers. Der Mann kam in dem Menſchenſtrome, der ſich ſtündlich und faſt minutlich die Fultonſtreet hinauf dem Broadway zuwälzt, immer näher und mußte ſo nahe an der Maria vorbei, daß ihn dieſe faſt mit der Hand hätte berühren können; allein ſie ſaß wie gelähmt. Hätte es ihr Leben gegolten, ſie hätte keinen Finger bewegen können. Voll und ſtier ſtarrten ihre Augen auf den Mann, gleich als wären ſie an ihn feſtgebannt. Ihre Lippen zuckten und bebten, allein kein Laut kam über ſie. Es ſchien, als ob die Erſcheinung ſie förmlich verzaubert hätte. Endlich löſte ſich der Starrkrampf, als der Herr

etwa hundert oder mehr Schritte entfernt war. — „Er muß es ſeyn, trotz ſeiner vornehmen Kleidung," flüſterte ſie abermals. „Ich kann mich nicht täuſchen! Und doch, ſollte Er hier ſeyn, und ſich noch gar nicht nach mir umgeſehen haben? Es iſt faſt nicht möglich." — „Ludwig," ſprach ſie jetzt laut und entſchloſſen, „Ihr habt den Mann in's Auge gefaßt, den ich Euch ſo eben gezeigt. Wenn Ihr mir einen Gefallen thun wollt, nein, nicht einen Gefallen, eine Wohlthat, ſo eilt ihm nach: Ihr habt junge Füße, Ihr habt ſtarke Fäuſte, Ihr könnt ihn noch einholen, Ihr könnt Euch durch das Gedränge durcharbeiten. Eilt ihm nach, forſcht, wo er wohnt, fragt, wie er heißt! Ich muß Gewißheit haben, oder ich ſterbe."

Ludwig ſah ſchon, daß es etwas ganz Beſonderes war, das die Maria bewegte. Darum erwiederte er auch kein Wort, ſondern drückte den Hut tiefer in die Stirne und eilte dem Manne nach.

Es iſt keine Kleinigkeit, in New-York Jemanden, der einen Vorſprung von einigen hundert Schritten hat, in einer der Straßen der untern Stadt, welche von einem Fluſſe zum andern führen, einzuholen. Dieſe Straßen ſind ſo zu ſagen die Pulsadern des Lebens in der Geſchäftswelt, welche in New-York auf den untern Theil der Stadt concentrirt iſt. Sie vermitteln den Verkehr von einem Markte zu dem andern, von einem Dock zum andern, von einem Strom zum andern. Tauſende von beladenen Karren fahren von Tagesanbruch bis in die Nacht hinein auf dieſen „Durchſtraßen," und Omnibus an Omnibus, alle voll beladen mit Menſchen, raſſeln wie wüthend über das Pflaſter. Es iſt oft ein Gedräng, daß man glaubt, nicht mehr auf andere Art vorwärts zu kommen, als über die Köpfe der Uebrigen hinweg.

Und gerade, wie es mit dem Fuhrwerk auf den Straßen geht, ſo geht's auch mit dem Menſchenſtrome auf den breiten Trottoirs. Tauſende kommen vom Nordriver her dem Gasriver zu, und Tauſende gehen vom Gasriver nach dem Nordriver. Es iſt aber kein Gehen, kein ruhiges Wandeln, ſondern es iſt ein Rennen und Jagen. Die Menſchen hier haben alle Queckſilber in den Beinen und man meint, von einer Minute Zeitverluſt hänge ein Menſchenleben ab. Natürlich iſt das Gedränge am ärgſten, wo eine Querſtraße, wie die Williamſtreet, die Naſſauſtreet, der Broadway und andere gekreuzt werden müſſen, und man verzweifelt oft förmlich daran, mit heiler Haut oder wenigſtens mit unabgeriſſenen Rockſchößen aus dieſem Wirrwar herauszukommen. Ein Fremder, der noch nie in New-York war, hat gar keinen Begriff von dieſem Leben!

Ludwig eilte ſo ſehr er konnte. Dennoch kam er nicht ſo ſchnell vorwärts, als er wollte. Die Vorübergehenden konnten nicht mit Gewalt bei Seite geſchoben werden, und ſelten zeigte ſich ein freier Gang zwiſchen dem Gewühl, wo er durchſchlüpfen und um ein Paar vor ihm Gehender vorancilen konnte. Zum Glück ſind die Trottoirs in New-York alle um einen Schuh höher, als das Straßenpflaſter, damit die auf den Trottoirs Gehenden nicht immer in Gefahr kommen, von den Gefährten auf der Straße zuſammengedrückt und zuſammengeführt zu werden. So konnte er hie und da einen Tritt von dem Seitenweg auf's Pflaſter herabthun und auf die lange Reihe von Fußgehenden vor ihm hin ſehen; ſonſt hätte er ſeinen Mann längſt aus dem Geſichte verloren. Ein Glück auch, daß der Mann nicht wußte, daß ihm Jemand nachſetze, ſonſt hätte er in einer der Seitenſtraßen verſchwinden

können, ohne daß Ludwig je seiner wieder ansichtig geworden wäre.

Die Richtung, welche der Mann verfolgte, war ganz dieselbe, welche Ludwig vor wenigen Minuten in umgekehrter Weise bei seinem Gang auf den Fultonmarkt eingeschlagen hatte. Derselbe gieng die Fultonstreet hinauf bis zum Broadway und dann rechts ab, gegen den Park zu. Hier, wo die breite Parkrowstraße einmündet, theilt sich gewöhnlich der Menschenstrom in zwei Hälften, von denen die Eine den Broadway hinauf, die andere der Chatamstreet und Bowery zuströmt. Auch dießmal war es wieder so. Der Mann mit den stechenden Augen aber gieng den Broadway hinauf, und nunmehr wurde es dem Ludwig nicht schwer, denselben einzuholen und hart hinter ihm herzugehen. — „Sollte er ihn anreden? Oder sollte er sich blos die Nummer des Hauses merken, in welches derselbe eintrat?" Ludwig wußte nicht, was er thun sollte, um der Maria genaue Auskunft über ihn geben zu können. Einstweilen folgte er ihm auf dem Fuße. An der Chambersstreet kreuzte der Mann den Broadway und verfolgte seinen Weg auf der andern Seite der Straße. Ludwig folgte ihm und blieb hart auf seinen Fersen. Das mochte den Mann genieren, denn er sah sich ein paar Mal um und maß seinen Verfolger mit finsterem Blicke. Ludwig ließ sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen. An der Nummer 495 hielt der Mann an.

„Sollte er hier in Minettens Haus wohnen?" dachte Ludwig und hielt ebenfalls still.

„Was wollt Ihr von mir?" redete ihn plötzlich der Mann mit den stechenden Augen an. „Ihr geht mir schon

eine gute Strecke auf den Ferſen nach und wo ich halte, haltet Ihr auch. Was wollt Ihr? Sprecht!"

Scharf und ernſt war die Stimme und die Augen funkelten vor Grimm. Der Mann liebte wohl nicht, auf ſeinen Wegen beobachtet zu werden.

„Ich glaubte einen Bekannten in Euch zu ſehen," erwiederte Ludwig gelaſſen, „oder vielmehr, nicht ich glaubte dieß, ſondern eine Freundin von mir."

„Eine Freundin von Euch?" war die herbe Antwort. „Was gehen mich Eure Freundinnen an? Ich kenne Euch nicht und will Euch nicht kennen. So geht Eurer Wege und geniert mich nicht mehr."

„Ihr thut mir Unrecht," entgegnete Ludwig, „wenn Ihr glaubt, es ſey müßige Neugierde, die mich Euch nachgeführt hat. Aber freilich, wenn Ihr mich Euren Namen nicht wiſſen laſſen wollt, ſo muß ich mich beſcheiden. Ich weiß, daß ich kein Recht dazu habe, Euch darnach zu fragen?"

„Meinen Namen wollt Ihr wiſſen?" höhnte der Andere. „Den könnt Ihr ja hier auf der Metallplatte leſen; was braucht Ihr darnach zu fragen?"

Ludwig trat einen Schritt zurück. Das war alſo Graf Plecki! Das war der Gemahl Minettens! Dieſer Mann mit dem durchfurchten Geſichte und dem von Leidenſchaften zerriſſenen Körper! — Allein ehe er Zeit hatte, ein Wort weiter zu ſprechen, hatte der Graf die Klingel gezogen und war in ſeinem Hauſe verſchwunden.

Noch lange ſchaute Ludwig das Haus an, in welches Graf Plecki eingetreten war. „Das der Gemahl Minettens!" Endlich faßte er ſich aber und ſchritt den Broadway hinab

dem Fultonmarkte zu. Maria ſaß noch auf derſelben Stelle, wo ſie Ludwig verlaſſen. Sie wartete auf ihn.

„Kennt Ihr einen Grafen Plecki?“ fragte ſie Ludwig, als ihre Augen forſchend auf ihn gerichtet waren.

Maria ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Nun, das iſt der Mann, dem Ihr mich nachgeſchickt habt,“ berichtete Ludwig weiter.

Abermals ſchüttelte Maria mit dem Kopfe. „Graf Plecki!“ ſagte ſie, „es kann nicht ſeyn. Es giebt nicht zwei ſolche Aehnlichkeiten! Ihr habt den Rechten nicht gefunden.“

Allein Ludwig ließ ſich nicht irre machen. Er war ſeiner Sache zu gewiß. „Ich habe ihn ſelbſt geſprochen, ich habe ſeinen Namen auf dem ſilbernen Hausſchilde geleſen und noch mehr, ich kenne ſeine Frau und ſogar ſeine Schwiegermutter.“

„Seine Frau und Schwiegermutter?“ frug Maria haſtig. „Täuſcht Ihr Euch nicht? Der Mann, den ich meine, kann keine Frau und Schwiegermutter auf dem Broadway haben.“

Abermals und abermals mußte Ludwig Alles erzählen und ſogar ſein Abenteuer beute Mittag mit Minetten durfte er nicht verſchweigen. Maria ſagte keine Sylbe mehr. Sie ſchüttelte blos mit dem Kopfe.

Langſam und ſchweigend fuhren ſie nach Hauſe. Kaum hörte es Maria, wie ihr Ludwig einen Gruß an Vater Gutbrod aufgab.

Den andern Morgen war Maria aus dem Hauſe des Vater Gutbrod verſchwunden. Als Roſa, verwundert darüber, daß ihre Freundin ſich noch nicht gezeigt habe und eine plötzliche Erkrankung derſelben fürchtend, in ihr Zimmer trat, fand

ſie ihr Bett unberührt. Ihr Töchterchen ſchlief ſanft und ruhig, aber von der Mutter deſſelben, der Frau Maria, war keine Spur zu finden. Doch gab ein Brief, der auf dem Tiſche lag, einigen Aufſchluß über ihre Abweſenheit.

„Verzeihe mir, liebe Roſa,“ hieß es in dem Briefe; „aber ich konnte nicht anders. Ich mußte fort von Euch, denn ich habe eine Spur von meinem Manne gefunden. Ja ich habe ihn ſelbſt geſehen, oder meine Augen ſind blind geworden. Ich muß mich überzeugen und ſollte ich darüber zu Grunde gehen. Nimm dich meines Kindes an in meiner Abweſenheit. Vielleicht dauert dieſe nur kurz, wenn Gott mein Schickſal zum Glücke wendet. Wenn er es anders beſchloſſen hat, ſo ſey ihm eine zweite Mutter. Du wirſt noch glücklich werden, denn der Ludwig liebt dich vielleicht eben ſo ſehr, als du ihn. Ich habe mich feſt davon überzeugt; nur iſt er es ſich vielleicht ſelbſt noch nicht klar geworden. Ihr werdet bald ein glückliches Paar ſeyn, und auch bleiben, denn Gott hat Euch geprüft vor dem Eheſtande, wie er mich prüft in demſelben. Gott ſey mit Euch, mit Dir, mit Ludwig und mit deinem Vater. Ihr alle habt an mir gehandelt, nicht wie an einer Fremden, nein, mehr wie an einer Schweſter. Der Lohn wird nicht ausbleiben.“

Roſa gab den Brief ihrem Vater und erröthete tief, als er denſelben laut verlas.

„Du brauchſt nicht ſchamroth zu werden, Roſa,“ ſagte er. „Ludwig iſt der bräuſte Burſche, den ich kenne. Und wenn er nach der ſchlechten That ſeiner früheren Braut nicht gleich hierher kam und um dich anhielt, ſo lobe ich ihn nur um ſo mehr. Solch' ein Begebniß muß verdaut und überwunden werden.

Das Rechte ſiegt am Ende immer ob. Was aber die Maria betrifft, ſo müſſen wir Alles der Zeit überlaſſen. Jeder Menſch iſt ſeines Glückes eigener Schmied. Wir können nichts davon und nichts dazu thun. Schicken wir uns alſo in Geduld."

Sie giengen nun ihren Geſchäften nach, als wenn ſich gar nichts Fremdartiges ereignet hätte, und die Roſa ſorgte für das Kind Mariens, als wenn ſie die Mutter deſſelben wäre.

An demſelbigen Tage aber ſehen wir vor einem Wohnhauſe im Broadway, dem Pallaſte des Grafen Plocki gegenüber, eine Frauengeſtalt auf den Treppenſtufen ſitzen, die von außen in die Belle-Etage hinaufführten, wie dieß bei den meiſten Wohnhäuſern New-Yorks der Fall iſt. Die Frau ſaß lange und ruhig und rührte ſich nicht. Sie war zwar ſehr einfach, aber doch gut gekleidet, ſo daß man ſie nicht für eine Bettlerin halten konnte. Vielleicht jedoch war ſie krank und konnte nicht weiter. Allein wer kümmert ſich in New-York darum, ob Jemand krank und elend iſt und kein Obdach hat? Es hat ja Jedermann für ſich ſelbſt zu ſorgen; ſo mag auch jeder Andere zuſehen, wie er fortkomme! Es war ein kalter unfreundlicher Tag und Schnee mit Regen vermiſcht machte die Straßen einſam und verlaſſen. Die Frau ſchien ſich jedoch wenig um Näſſe und Kälte zu bekümmern, denn ſie blieb ruhig ſitzen, ob auch die Kälte zunahm und die Näſſe alle Vorübergehenden ſchneller dahineilen machte. Ein dichter Schleier verhüllte ihr Geſicht, und ihre Geſtalt verſchwand unter einem langen Winterſhawl, den ſie um ſich herumgewickelt hatte.

So ſaß ſie vom Mittag bis zum Abend. Längſt war die Sonne hinter den blauen Bergen New-Jerſeys verſchwunden; längſt verbreiteten die Gaslaternen ein ungewiſſes Licht durch

den dicken Schnee- und Regennebel, und noch immer ſaß ſie unbeweglich. Der Fußgänger wurden immer weniger; Jedermann ſuchte Obdach und ein warmes Stübchen; allein ſie machte keine Anſtalt ihren kalten ſteinernen Sitz zu verlaſſen. Plötzlich jedoch kam einige Bewegung über ſie. Zwei Männer waren in das gegenüber liegende Haus eingetreten. Dieſes Haus hatte ſie nun ſeit faſt ſieben Stunden ununterbrochen fort beobachtet; allein den ganzen Mittag war es ſtill und verſchloſſen geblieben. Nur Einmal war ein Bedienter herausgekommen und nach einiger Zeit mit einem Armkorb beladen wieder hineingegangen. Einmal war auch eine Chaiſe vorgefahren und deren Inſaſſen waren ſchnell in's Haus getreten. Man konnte aber nicht unterſcheiden, wer es ſey, weil das Gefährt des Unwetters wegen dicht verſchloſſen war. Ueberhaupt ließ ſich von den Bewohnern, wenn welche da waren, Keiner ſehen, und auch die Fenſter-Läden blieben, wie üblich in New-York, den ganzen Tag feſt verſchloſſen. Die Familie mochte wohl hinten hinaus wohnen, mit der Ausſicht auf den Garten, wo ſie durch das Geräuſch des Straßenverkehrs nicht geſtört wurde. Daß aber weder der Herr noch die Frau des Hauſes heute Abend ausgiengen, oder ausfuhr, daran war wohl das ſchlechte Wetter ſchuldig, welches den Aufenthalt im Zimmer behaglicher machte, als irgend eine Ausfahrt in's Theater oder Concert, ſey es auch im wohlverſchloſſenſten Wagen.

Die Frau ſah ſcharf auf, als ſie die zwei Männer in das Haus eintreten ſah. Sie konnte die Geſichtszüge derſelben wohl unterſcheiden, weil eine Gaslaterne faſt gerade am Treppengeländer brannte und Jeden, der da auf- und abgieng, genau beleuchtete. Die Männer mußten aber näher im Hauſe bekannt

ſeyn, denn ſie ſtiegen nicht die Stufen hinauf, die in die Belle-Etage oder in den Parter führen, ſondern ſie wankten ſich an die kurze Treppe, die in's Baſement hinabführt, deſſen vordere Abtheilung gewöhnlich das Speiſe- und Familienzimmer bildet, während der hintere Theil als Küche benützt wird.

Wiederum ſtand es eine Stunde oder noch länger an. Nichts regte ſich in dem Hauſe gegenüber und man konnte glauben, es ſey ausgeſtorben, wenn nicht der Lichtſchimmer im Baſement gezeigt hätte, daß hier unten Leben ſey. Wahrſcheinlich ſaßen ſie dort Alle beim Abendeſſen und ließen es ſich im warmen Stübchen behaglich ſeyn, während die arme Frau auf den Treppenſtufen frer und zuſammenſchauerte. Doch jetzt regt ſich's gegenüber. Die Baſementthüre geht auf und die Männer treten wieder auf die Straße. Es ſind ihrer aber nicht Zwei, es ſind ihrer Drei geworden, die Frau hat ſich ganz in ihre Ecke zurückgelehnt, und kauert ſich zuſammen, daß ſie kaum ſichtbar iſt. Man könnte ſie eher für ein ſchwarzes Bündel halten, denn für ein menſchliches Weſen. Offenbar will ſie nicht geſehen ſeyn. Um ſo ſchärfer dagegen lugt ſie aus, und den Dritten, der dießmal mit erſchienen iſt, unterwirft ſie ihrer beſonderen Beaufſichtigung.

„Er iſt's," flüſtert ſie leiſe vor ſich hin. „Er iſt's, ſo ſicher als ich Maria heiße. Mögen auch die Haare, die Kleidung, die Tracht anders ſeyn, als ich's früher an ihm gewohnt war, die Perſon läßt ſich nicht verläugnen. Ludwig mag ſagen, was er will; er iſt an den Unrechten gekommen. Dieß iſt nicht Graf Blecki, dieß iſt Jakob Keppel. Aber warum verbirgt er ſich vor mir? Warum kommt er nicht nach Neuharen? Woher die Veränderung in ſeinem Aeußern? Iſt er

plötzlich reich geworden und war er in Deutſchland oder war er es nicht? Hätte er ſich nach Newhaven gewandt, ſo hätte man ihm ja dort meine Adreſſe gegeben; aber — vielleicht bin ich ihm jetzt zu arm und gering, ſeit er ſein Erbe geholt!"

So ſprach die Frau zu ſich ſelbſt, während die drei Männer langſam den Broadway hinaufgiengen. Sie blieb aber dabei nicht ſtehen, ſondern als die Männer ein Stück Weges zurückgelegt hatten und ſie hoffen durfte, nicht mehr von ihnen geſehen zu werden, erhob ſie ſich, und gieng ihnen nach.

„Ich muß ſehen, was Die in dieſer ſtürmiſchen Regennacht vorhaben," flüſterte die Frau wieder zu ſich ſelbſt. „Etwas Gutes kann's nicht ſeyn, ſonſt würden ſie eine andere Zeit gewählt haben. Und den Jakob muß ich ſprechen, ſo wie ſo, und muß wiſſen, woran ich bin. Und geht er auf böſen Wegen, ſo will ich ihn retten, wenn nicht um ſeinet- oder um meinetwillen, ſo doch um des Kindes Willen, das Vater zu ihm ſagt."

Die Männer ſchritten immer weiter, trotz Sturm und Regen. Sie hatten ſich feſt in ihre Paletots gewickelt, und ſchienen ſich um das Unwetter wenig oder Nichts zu bekümmern. Maria wagte es einmal, ihnen ziemlich nahe zu kommen, aber ſie konnte doch Nichts von dem, was ſie unter einander ſprachen, verſtehen, denn ſie ſprachen nur leiſe und abgebrochen mit einander. Oft war die arme Frau nahe daran, umzuſinken, denn der Weg in der Bloomingdaleroad, welchen die Männer verfolgten, iſt bei ſchlechtem Wetter gar böſe zu begehen, da er aus lauter Lehmſand beſteht. Aber immer hielt ſie ihr Geiſt aufrecht und der feſte Vorſatz, das durchzuführen,

was ſich ſich vorgeſetzt. Konnten die drei Männer durchkommen, ſo konnte ſie es auch!

Wohl eine gute Stunde hatte die Wanderung gedauert, vielleicht auch eine halbe drüber, da ſah man in der Ferne Licht. Das Licht war an der Straße oder wenigſtens nicht weit davon.

„Das iſt das Bloomingdaleroad-Wirthshaus," flüſterte Maria wieder, „und nur eine Viertelſtunde iſt's zum alten Vater Gutbrod und zu meinem Kinde. Wenn Die wüßten, wo ich wandle! Und wenn Er wüßte, daß ſein Kind nur wenige Minuten von hier ſchläft!"

In der That war es das Bloomingdaleroad-Wirthshaus, das die drei Männer nach kurzer Friſt erreichten. Man ſchien ſie dort erwartet zu haben; denn kaum klopften ſie an das ſonſt bei Nacht feſt verſchloſſene Thor, ſo ward ihnen geöffnet, und ſie verſchwanden im Innern. Auch das Licht verſchwand jetzt; ſie hatten ſich wohl in jenes Geheimzimmer zurückgezogen, von welchem aus kein Strahl in die Außenwelt dringen konnte.

Maria ſetzte ſich auf den Rand eines Pumpbrunnens, der etwa hundert Schritte vom Wirthshauſe ſtand und zum Tränken der Pferde benützt wurde. Ein Schluck Waſſer und ein Stück trockenes Brod, das ſie aus der Taſche zog, war ihre einzige Erquickung, während die Männer im Wirthshauſe innen wahrſcheinlich an Wein und Fleiſch ſich labten. Und doch, wer weiß, wer in ſeinem Innern am ruhigſten war, die arme, naſſe, halb erfrorne Frau außen mit hartem Brod und Waſſer, oder die Männer innen beim warmen Ofen, umgeben von edlen Getränken und feinen Speiſen!

Wiederum ſtand es eine gute Weile an, ehe es wieder

lebendig wurde im Bloomingdaleroad-Wirthshauſe. Die große Glocke auf Cityhall, die man in ſtiller Nacht wohl zwei Stunden weit hört, hatte eben die Mitternachtsſtunde angekündigt, als die Thüre des Gaſthauſes ſich öffnete und vier Männer daraus hervortraten. Die Geſellſchaft hatte ſich wieder um Einen vermehrt. Zu gleicher Zeit öffnete ſich aber auch das breite Hofthor und leiſe führte der Wirth ſelbſt ein leichtes Wägelchen heraus. Es war nur mit Einem Pferde beſpannt, aber ſo dünn und leicht war ſeine ganze Conſtruktion, daß Ein Pferd gerne fünf und mehr Perſonen darin ziehen konnte.

„Das Wetter iſt doch gar zu ſchlecht," flüſterte der Wirth halblaut zu den Männern hin, doch immerhin ſo laut, daß ihn Maria, die ſich hinter den Brunnentrog niedergekauert hatte, um nicht geſehen zu werden, genau verſtand. „Man ſieht ja keine zehn Schritte weit. Wenn ich Euch nicht ein Stück Wegs führte, Ihr müßtet verſinken. Ueber dem Mount Morris drüben wird der Weg beſſer, und dann habt Ihr auch nicht mehr weit. Bis dorthin fahre ich Euch."

„Stille," mahnte der Vierte ein, der erſt hier zu der Geſellſchaft getreten war. „Wir dürfen uns nicht ſelbſt verrathen."

„Oh," lachte der Wirth leiſe, „was das anbelangt, ſo könnten wir laut genug ſprechen, ohne daß uns Jemand hörte. Heute iſt kein Menſch unterwegs und in der Nähe; denn wenn's Einer wäre, ſo hätte er ſchon lange an meine Thüre geklopft und Einlaß begehrt. Eine ſolche Nacht paßt nur für Leute unſeres Schlags; für die Schlafhauben von gewöhnlichen Menſchen iſt das Bett das Beſte."

Währenddem waren ſie Alle leiſe in das Gefährt geſtiegen.

„Jeder denke an das, was er zu thun hat,“ flüſterte nun eine heiſere Stimme, bei der die arme Maria zuſammenzuckte, als hätte ſie einen Stich in's Herz bekommen. „Iſt Alles vollendet, ſo flüchten wir uns Jeder auf beſonderem Wege. Man darf uns nicht zuſammenſehen. Der Sammelpunkt iſt das Landhaus O'Neill's.“

Jetzt fuhren ſie ab. Anfangs gieng's langſam, um nicht viel Geräuſch zu machen; allein je mehr ſie ſich entfernten, um ſo ſchneller wurde die Bewegung des Pferdes. Man konnte ſie ja jetzt kaum mehr im Bloomingdaleroad-Wirthshaus vernehmen, auch wenn dort zufällig Jemand erwacht ſein ſollte! So wie ſie fortgefahren waren, hatte ſich Frau Maria hinter dem Brunnen erhoben und war ihnen nachgeeilt; allein bald verlor ſich der Schall der Räder in der Ferne, und ſie ſtand auf der verlaſſenen Straße ſo allein, wie wenn kein Menſch außer ihr in der Welt wäre.

„Alſo vergebens!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt. „Vergebens bin ich ihnen bis hieher nachgeeilt! Aber, nein, nicht vergebens! War es doch ſicherlich ſeine Stimme, die ich hörte! Darüber kann keine Täuſchung mehr obwalten. Und — wenn ich ſie auch nicht einholen kann, ſagten ſie nicht, daß ſie ſich bei dem alten O'Neill treffen wollten? Iſt das nicht der Pachtherr Ludwig Wagner's? Dorthin wende ich mich, ſo muß ich ſie wieder treffen.“

Der Weg war grundlos und die Nacht ſo ſchwarz und finſter, daß ſich das arme Weib oft kaum zurechtfinden konnte. Allein das Ziel, dem ſie nachſtrebte, mußte erreicht werden! Dieſer Gedanke hielt ſie aufrecht. Endlich nach einem Marſch von faſt zwei Stunden, nachdem ſie wohl ein Dutzendmal den

Hinderniſſen, die ſich ihr in dieſer noch wilden und verlaſſenen Gegend entgegenthürmten, faſt erlagen, gelangte ſie an den Harlemfluß. Sie wußte, daß ſie, wenn ſie dieſem entlang gieng, nothwendig das Landhaus O'Neill's erreichen mußte. Vor Ermüdung faſt umſinkend, ſetzte ſie ſich auf einen Stein, eine Weile auszuruhen. Sie ſah in die dunkle Nacht hinein, die kein Mondesſtrahl, kein Sternenlichtlein erhellte. Glich nicht ihr Leben dieſer Nacht? Plötzlich ſchreckte ſie eine Helle auf, die vor ihr, nur vielleicht eine Viertel- oder Halbeſtunde entfernt, aufſtieg. Es ſchien im Anfang eine einſame Leuchte oder Fackel zu ſeyn, aber im nächſten Augenblicke ſchien vergrößerte ſich die Leuchte in eine Lohe und wenige Minuten ſpäter wirbelte ein Flammenmeer gen Himmel hinauf, das ſich immer weiter und weiter ausbreitete.

„Herr Gott im Himmel, was iſt das?“ rief das unglückliche Weib aus, indem ſie unwillkührlich dieſen Brand mit dem geheimnißvollen Unternehmen der vier Männer in Verbindung brachte, welche vor ein paar Stunden von dem Bloomingdaleroad-Wirth in dieſer Richtung fortgeführt worden waren. Maria wußte, daß hier in der Nähe eine Brücke ſey, die über den Harlemfluß führe. Es iſt dieß die jetzt noch ſtehende, uralte, noch von der engliſchen Herrſchaft herſtammende Kingsbrigde oder Königsbrücke. Dieſer eilte ſie zu, um dem Schauplatz des Brandes näher zu kommen.

Inzwiſchen wurde es auch in der Umgegend lebendig. In Harlem ſchlugen die Feuerglocken an, ebenſo in Manhattanville, Melroſe und den andern kleinen Dörfchen, die von New-York bis Morriſſania zerſtreut umherliegen. Die verſchiedenen Feuercompagnien zogen aus, der Brandſtätte zu, und erfüllten die

Luft mit ihren Rufen und Allarmſignalen. Gerade als Maria ſich der Brücke näherte, kam eine dieſer Compagnien angerannt, ihre Feuerſpritze hinter ſich d'rein ziehend und Alles über den Haufen werfend, was ihnen in den Weg kam. Maria zog ſich eilends auf die Seite, als ſie das Geſchrei der Feuermänner hörte, denn ſie wußte, daß dieſe Burſche über Stock und Stein dahinrennen, und ſich nicht einmal umſehen, wenn ſie über einen Gegenſtand weggeſetzt haben. „Es geſchieht ihm recht, warum iſt er nicht aus dem Wege gegangen?“ iſt die einzige Entſchuldigung, die ſie geben. — Der Zug raste an ihr vorbei, ohne irgend Notiz von ihr zu nehmen. Nicht ſo ergieng es einem Manne, der von der entgegengeſetzten Seite herkam, und mit einem ſchweren Pack auf dem Rücken die Brücke in demſelben Augenblicke paſſirte, wo die Compagnie hinüberraſſelte. Er wurde auf die Seite geworfen und zu Boden geriſſen, ehe er ſich's verſah. Zum Glück fiel er ſo, daß der Zug nicht über ihn hinüberging, ſonſt wäre er wohl tödtlich verletzt worden. Immer aber war ſein Fall noch hart und ſchwer genug, ſo daß er ſich nicht ſelbſt erheben konnte. Frau Maria näherte ſich ihm, da ſich ſonſt Niemand ſeiner annahm; denn die Feuerleute waren längſt in aller Ferne. Sie wußten vielleicht nicht einmal, daß ſie einen Menſchen niedergerannt hatten, wenigſtens bekümmerten ſie ſich nicht Nagelsgroß darum! Der Mann ſtöhnte laut, als Maria ihm aufzuhelfen verſuchte.

„Seyd Ihr hart verletzt?“ fragte ihn das Weib.

Der Mann ſtieß einen ſchweren Fluch aus, ſtatt ihr zu antworten; doch Maria kehrte ſich nicht daran, ſondern ſuchte jetzt den Riemen zu löſen, mit welchem der Mann das Bündel, welches er trug, auf den Rücken feſtgeſchnallt hatte. Sie ſah

nämlich, daß es ihr unmöglich sey, ihn auf die Beine zu bringen, wenn sie ihn nicht vorher des Bündels entledigt habe. Kaum aber fühlte der Mann ihren Finger an dem Riemen, als er wie der Blitz sich umwandte und ohne irgend eine fremde Hülfe sich halb aufrichtete.

„Donnerwetter," rief er dabei mit einer heftigen Bewegung, „glaubt Ihr, Ihr könnt mich berauben?"

In demselben Augenblicke brach ein Mondstrahl durch die Wolken und die Zwei, Maria und der Fremde, sahen sich in die Augen. Der Eindruck, den sie beide aufeinander machten, war ein außerordentlicher, und doch äußerte er sich ganz verschieden.

„Jakob Keppel," rief Maria; „ich wußte es, daß du es bist vom ersten Augenblicke an, wo ich deiner ansichtig wurde."

„Höll' und Teufel," schrie der Mann, „mein Weib Maria!"

Der Mond war längst wieder hinter den Wolken verschwunden und es umgab sie abermals dichte Finsterniß; aber sie fühlten nichts von dem, was um sie her vorgieng; sie waren blos mit sich selbst beschäftigt. Lange Zeit blieben sie in derselben Stellung, wie sie sich zuerst erblickt: Er halb aufgerichtet auf seinen Ellenbogen, sie kniend vor ihm, um den Riemen zu lösen.

Der Mann faßte sich zuerst.

„Stehe auf, Maria," sagte er mit rauher, heiser klingender Stimme; „stehe auf und gieb mir deine Hand, damit ich's versuche, ob ich gehen kann."

Sie that stillschweigend, wie er sagte. Er knirschte die Zähne übereinander, als er sich mit ihrer Hülfe endlich aufrichtete. Dann fuhr er mit den Händen an seinen Gliedern

hinab und untersuchte sich, ob und wie weit Alles in Ordnung sey.

„'s ist Nichts gebrochen," murmelte er, „so wird's schon gehen. Führe mich, Maria," fuhr er laut fort. „Wir sind in einer halben Stunde an Ort und Stelle."

Maria gehorchte, und schweigend gieng er an ihrer Seite und auf sie gestützt weiter.

„Wie kömmst du hieher, Maria?" frug der Mann endlich mit seiner rauhen, heiseren Stimme; doch bestrebte er sich ersichtlich, mehr Sanftmuth in seine Stimme zu legen, als er im Anfang gethan.

„Ich sollte dich vorher fragen," erwiederte Maria, „wie du hieher kommst? Ich sollte dich fragen, was du gethan hast diese Nacht? Ob, Jakob, Jakob, du gehst auf bösen Wegen! Jakob, Jakob, ich fürchte, es steht nicht gut mit dir! Warum hast du mich noch nicht aufgesucht, mich dein Weib, und bist doch schon Wochen, ja vielleicht Monate lang hier? Warum fragst du nicht nach deinem Kinde und hast dasselbe doch seit Jahr und Tag nicht gesehen? Jakob, Jakob, das führt zu keinem guten Ende."

Sie sagte dieß nicht etwa mit heftiger Stimme oder mit zänkischem Tone, im Gegentheile, sie sagte es mit einer Trauer und Wehmuth im Ausdruck und in der Stimme, daß auch das felsenhärteste Gemüth davon erweicht werden mußte. Sie schluchzte auch nicht laut und heulte, wie andere Weiber oft thun, sondern sie weinte nur leise vor sich hin, und man merkte es kaum an dem Zittern der Stimme, und an dem Beben der Lippen. Sie hatte ihren so lange verlornen, so lange

verſchwundenen Mann wieder gefunden, aber unter welchen außerordentlichen Umſtänden hatte ſie ihn gefunden?

Es dauerte eine geraume Zeit, bis Jakob Keppel, der Mann Maria's, auf ihre vorige Rede zu antworten ſich herbeiließ. Vielleicht hatten ihn ihre Worte mehr ergriffen, als er ſich merken laſſen wollte, und er ſchwieg vielleicht darum ſo lange ſtill; vielleicht wußte er auch nicht zu antworten.

„Maria," ſagt Jakob Keppel endlich, „ich will dir Rede ſtehen, ſo bald wir an Ort und Stelle ſind. Jetzt macht mir noch der Fall, den ich gethan, zu viele Schmerzen. Aber beantworte mir meine Fragen, damit ich wenigſtens etwas über dich erfahre. Erzähle mir von unſerem Kinde und wie und wo ihr gelebt, ſeit meiner Abreiſe nach Deutſchland. Sage mir Alles. Verſchweige nichts, auch nicht warum ich dich hier an der King-brigde finden mußte."

Maria that, wie von ihr verlangt wurde; ſie erzählte ihm, warum ſie von Newhaven fortgezogen ſey; erzählte ihm Alles, wie es ihr ſeither ergangen. Auch das verſchwieg ſie ihm nicht, wie ſie ihn auf dem Fultonmarkt geſehen und wie ſie ihm den Ludwig Wagner, den Pächter O'Neill's, nachgeſandt habe, und wie dieſer die Nachricht gebracht, daß in dem Hauſe im Broadway, wohin er gegangen, nur der Graf Plecki mit Familie wohne. Ja, ſie theilte ihm ſogar mit, wie ſie vor dem Hauſe im Broadway auf ihn gelauert habe, wie ſie ihm und ſeinen Genoſſen nachgeeilt ſey und wie ſie endlich erfahren, daß ſie ſich zuletzt in O'Neill's Haus treffen wollten.

„Und das iſt Alles, was du mir zu ſagen haſt?" erwiederte endlich Jakob Keppel, als Maria zu Ende war. „Du haſt mir Nichts, gar Nichts verſchwiegen, Nichts vor-

enthalten?“ fügte er mißtrauiſch und doch von ihren Worten ſichtlich erleichtert hinzu.

„Ich habe dir Alles getreulich mitgetheilt,“ verſicherte Maria. „Du weißt, ich brauche kein Hehl zu haben. Aber wie iſt es mit Dir?“

„Der Narr, der Ludwig Wagner, den du mir nachſandteſt,“ entgegnete Jakob ausweichend, „hat mich am Ende gar für den Graf Plocki ſelbſt gehalten?“

„Er hat ſich in der Perſon geirrt,“ meinte Maria ſanft; „ich hätte dich, als du auf dem Fultonmarkte an mir vorbeigingſt, ihm genauer bezeichnen ſollen, dann wäre er dir nachgegangen, ſtatt daß er nunmehr zufällig dem Grafen Plocki nachging. Aber wie kamſt du geſtern dennoch in dieß Haus?“

Nunmehr war die Reihe zu antworten an Jakob Koppel, und entweder hatten ſeine Schmerzen nachgelaſſen, oder bekümmerte er ſich nicht mehr darum, — er ließ ſich nicht länger bitten, ſeinem Weibe einen kurzen Abriß ſeines Lebens und Treibens ſeit ihrer Trennung zu geben. Er war, wie er ſagte, nach Deutſchland gefahren, um eine Erbſchaft flüſſig zu machen. Dort hatte er den Grafen Plocki kennen gelernt und war mit dieſem wieder nach Amerika gekommen. In New-York angelangt, ſchrieb er, wie er behauptete, ſeinem Weibe ſogleich; aber wahrſcheinlich ging der Brief verloren oder traf er ſie nicht mehr, weil ſie ja von New-Haven nach New-York gezogen war. Seither befand er ſich in New-York im Hauſe des Grafen Plocki, mit welchem er ſich, nebſt ein paar andern Genoſſen, in ein großes mechaniſches Unternehmen eingelaſſen habe, welches, wenn es glücke, ihnen große Vortheile verſpreche. Vorderhand ſey es noch ein Geheimniß, ſo wie auch die Er-

findung, die demſelben zu Grunde liege. Gerade aber um dieſe Erfindung zu probiren, ſeyen ſie heute Nacht ausgeweſen.

„Aber die Feuersbrunſt, Jakob?“ warf die arme Frau ein. „Kam die von Ungefähr, oder habt Ihr Eure Hand mit im Spiele gehabt?“

„Stille, Maria,“ flüſterte ihr Ehemann. „Ich kann dir das nicht näher erklären. Es hängt eben mit meiner Erfindung zuſammen. Das Weib muß dem Manne blindlings trauen und glauben. Darum denke nichts Arges, ſondern halte feſt an mir. Ohnehin hat unſere Noth jetzt ein Ende, und anſtatt früherer Armuth iſt nun Wohlſtand unſere Loosung.“

Maria fühlte wohl, daß nicht Alles war, wie es ſeyn ſollte. Sie fühlte, daß ihr Mann nicht ſo dachte, wie er ſprach. Es war eine Ahnung in ihr, daß die Wege, die er wandle, nicht die Wege des Rechts und der Biederkeit ſeyen, und daß er gegen ſie nicht die Geſinnungen hege, die er zu haben ſich den Anſchein gab. Aber wie gerne glaubt nicht der Menſch, was er wünſcht! Wie oft und viel läßt ſich nicht ein liebendes Weib gegen ihre beſſere Ueberzeugung überreden, ja wie oft und viel überredet ſie nicht ſich ſelbſt, ihr Mißtrauen ſey ein Unrecht, das ſie an dem Mann ihrer Wahl begehe! — Einen langen, wehmüthigen Blick warf Maria auf Jakob Kerpel; ein tiefer Seufzer hob ſich aus ihrer geängſtigten Bruſt.

„Jakob, Jakob,“ ſagte ſie endlich. „Ich wollte, du wärſt noch, wie du vor zehn Jahren warſt. Damals waren wir glücklich. Damals durfte ich dir vertrauen. Du ſprichſt jetzt von Geld und Gut und vom Ende unſerer Noth und Armuth; aber wie gerne wollte ich Elend und Jammer tragen,

wenn du mich noch einmal mit demſelben Blicke betrachten könnteſt, wie im Anfang unſerer Ehe! Ein Gefühl ſagt mir, es nimmt kein gut Ende mit dir und mit mir, und — o Gott, ich darf nicht daran denken, unſer armes, armes Kind!“

Sie weinte ſtill vor ſich hin und wollte ſich nicht tröſten laſſen. Aber er ließ nicht nach mit Zureden und Hoffnung einflößen und ſeine Worte fanden endlich Eingang. Als der Morgen graute, kamen ſie auf O'Neill's Landſitz an und er wies ihr gleich ein abgelegenes Kämmerlein an, um ſich da von den Rüben und Strapatzen dieſer Nacht, geiſtigen noch mehr, als körperlichen, auszuruhen. „Haſt du ausgeſchlafen,“ ſagte er zum Abſchied, „und biſt du geſtärkt erwacht, ſo beſtelle du unſere Tochter ab; wir ziehen dann wieder nach New-Haven, wo du bleibſt, bis ich meine Geſchäfte hier abgewickelt habe, und dann ſoll uns nichts mehr trennen.“

So ſchieden ſie von einander und Maria ſuchte Ruhe zu finden im Gebet. „Gottes Finger iſt überall und wird mich auch durch dieſes Labyrinth führen,“ dachte ſie.

Wenige Stunden nach dieſen Ereigniſſen treffen wir vier Männer in dem ſchönſten Gemache des O'Neill'ſchen Landhauſes verſammelt. Der Tiſch, vor dem ſie ſaßen, war mit Speiſen und Getränken wohl verſehen, aber es ſchien, es wolle denſelben nicht recht munden, und eine Verſtimmung that ſich kund, die wir bis jetzt an dieſen Vieren nicht gefunden haben.

Es ſind nämlich lauter alte Bekannte von uns, die wir hier beiſammentreffen: der Vater O'Neill mit ſeinen beiden Söhnen Paddy und Daniel, und Graf Plocki. O'Neill blätterte gedankenvoll in einem Pack Zeitungen, den Morgenzeitungen

des Tages, und Graf Blocki ſtierte vor ſich nieder, nur von Zeit zu Zeit einen unheimlichen Blick auf ſeine Umgebung werfend. Paddy und Daniel nahmen hie und da einen Biſſen und ſpülten ihn mit einem derben Schluck hinab, allein die Gedrücktheit, die auf dem Grafen und ihrem Vater laſtete, wirkte auch auf ſie anſteckend.

„Donnerwetter,“ brach endlich Daniel los, „was iſt denn in Euch gefahren? Wir haben das ſchönſte Stück aufgeführt, was je über die Bretter gieng, und Ihr macht Alle ein Geſicht, wie ein durchgefallener Heldenſchauſpieler! Oder ſieht Etwas ſchief? Brannte nicht die Fabrik wie ein Schwefelhölzchen? Haben wir nicht das Papier? Liegt es nicht dort auf dem Stuhle? Und können wir nicht noch heute anfangen und bis Mitternacht unſere Zehntauſend fabrizirt haben?“

„Und das wollen wir auch,“ verſetzte Paddy mit einem derben Fluche. „Noch heute muß begonnen werden. Ich bin auf die Hundertdalerbills begierig, wie der Teufel auf eine Seele. Die müſſen ja jetzt von den ächten gar nicht mehr unterſchieden werden können! Und was das Schönſte dabei iſt, kein Menſch hat Verdacht. Die Papierfabrik mag ſich ſelbſt entzündet haben oder angezündet worden ſeyn, an Uns denkt Niemand und noch weniger denkt Jemand daran, daß das Banknotenpapier abhanden gekommen iſt. Ich bin lange genug auf der Brandſtätte geblieben und habe ſogar den Harlemer Buben helfen löſchen, um Alles mit anzuhören, was über den Brand geſagt worden iſt; aber an einen Papierraub denkt keine Seele. „Es iſt jeder Fetzen verbrannt,“ darauf ſchwören ſie alle. Alſo kommt, trinkt Eins mit: Auf's Wohl der neuen Amerikabank, unſerer eigenen ungecharterten Bank!“

Er lachte hell auf über ſeinen eigenen Witz, aber die Andern ſtimmten nicht mit ein, ſondern grübelten fort und fort, wie zuvor.

„Da ſchlage der Satan drein!“ fluchte Daniel. „Graf Plocki, Euch kennt man ja gar nicht mehr! Ihr macht ja ein Geſicht, als wäre Euch der Teufel über den Weg gelaufen.“

„Das iſt er auch,“ entgegnete der Graf. „Ja, ja, lacht nur, der Teufel iſt mir wahr und wahrhaftig über den Weg gelaufen!“

Er ſtand auf und maß das Zimmer mit langen Schritten.

„Aber was iſt Euch denn?“ fragen ihn alle Drei zugleich.

„Ich will's Euch ſagen,“ erwiederte er mit einem böſen Blick. „Ich habe meine erſte Frau gefunden, oder vielmehr ſie hat mich gefunden, und ſie iſt hier im Hauſe.“

„Hier im Hauſe?“ rief O'Neill. „Ihr werdet doch nicht ſo unvorſichtig geweſen ſeyn? Die darf keine Minute länger hier ſeyn.“

„Sie muß heute hier bleiben,“ entgegnete der Graf mit entſcheidender Stimme, „bis ich ſie wieder nach New-Haven ſchaffen kann. Wir müſſen ſie ganz ungeſtört laſſen, damit ſie keinen Verdacht ſchöpft, denn ſie iſt ohnehin nicht mehr weit davon entfernt.“

Er erzählte ihnen nun ſein ganzes Abenteuer und nicht wenig erſchracken ſie über die möglichen Folgen deſſelben.

„Die Hauptſache iſt nicht das Weib,“ erklärte endlich Graf Plocki. „Die ſchaffe ich morgen nach New-Haven zurück und dann iſt ſie für uns unſchädlich. Für heute iſt ſie ſo müde und abgehetzt, daß ſie den ganzen Tag im Bett bleiben wird. Eine Klage von ihrer Seite aber, wenn ſie heraus-

brächte, daß ich als Graf Blecki noch einmal verehlicht bin, muß um jeden Preis vermieden werden. Darum scheint mir der Ludwig Wagner, Euer Pächter, viel gefährlicher, als sie. Den hat sie mir vom Faltenmarkt aus nachgesandt und der hat ihr die Nachricht gebracht, daß der Mann, den sie gesehen, nicht ihr Ehemann Jakob Kerrel, sondern im Gegentheil der Graf Blecki sey, der Ehemann einer andern Frau. Dieser Bursche ist auf der rechten Spur, und wenn wir ihm nicht Einhalt thun, so kommt er am Ende auf den Schluß, daß der Graf Blecki und der Jakob Kerrel Eine und dieselbe Person seyen. Es ist mir gerade nicht wegen der Folgen einer etwaigen Klage, obgleich Zuchthaus auf Bigamie steht; meine Gräfin kann ja, wie Ihr wißt, keinen legalen Ehescheu beibringen. Dafür ist gesorgt. Allein das Aufsehen, den ein solcher Prozeß macht, lenkt die Aufmerksamkeit der Behörden auf uns und — von Einer Entdeckung kommt man leicht auf eine andere. Der Ludwig Wagner muß daher um jeden Preis entfernt werden. Wir müssen ihn unschädlich machen und für immer! Nun sucht aus, wie das geschehen kann, ohne uns zu kompromittiren; findet ein Mittel, das kein Aufsehen macht und besonders Eines, wobei kein Mensch vermuthen kann, es gehe von uns aus."

Aufmerksam lauschten Alle seinen Worten und dann sahen die zwei Söhne und der Graf auf den alten O'Reill, als ob von ihm allein Hülfe kommen könne. Sie wußten wohl, daß, wenn Niemand Rath wußte, Er immer noch einen Ausweg fand. O'Reill ging einige Male gedankenvoll im Zimmer auf und ab. Dann klärte sich sein Gesicht auf und sein Entschluß schien gefaßt.

„Iſt ſie im blauen Zimmerchen?“ fragte er. — Die Antwort lautete bejahend. — „Paddy,“ fuhr er fort, „hole mir die kleine gelbe Flaſche hinter meinem Schreibtiſch, und du Daniel bringe ein Glas mit Wein und einen Teller mit Backwerk herbei.“

Beides geſchah, wie er es befahl. Er miſchte nun aus der kleinen gelben Flaſche einige Tropfen in den Wein und gab denſelben nebſt dem Backwerk dem Grafen. „Dieß bringt leiſe in ihr Zimmer und ſtellt es dorthin. Wenn ſie aufwacht, wird ſie nach dem Backwerk und dem Wein greifen und genießt ſie auch nur den dritten Theil des Weines, ſo ſtehe ich Euch dafür, ſie wacht vor morgen früh nicht mehr auf. Dann fort mit ihr nach New-Haven! Vorderhand vergeßt nicht, die Thüre in ihr Zimmer feſt zu ſchließen. Ein Vogel im Käfig iſt geduldiger, als Einer im Freien.“

Graf Plockt gehorchte, ohne ein Wort zu erwidern. „Sie ſchläft feſt,“ ſagte er, als er zurückkam.

„Die iſt nun unſchädlich,“ fuhr O'Neill fort. „Nun kommen wir an meinen Dutchmann. Aber, ehe ich weiter fortfahre, habt Ihr die Morgenblätter geleſen? Noch nicht? Da ſeht Ihr, ich muß immer für Euch denken. Für Leute in unſerer Lage giebt's nichts Wichtigeres, als immer über alle Ereigniſſe in der Geſchäftswelt auf dem Laufenden zu ſeyn. Da leſt einmal dieß kleine Artikelchen im Herald.“

Der Artikel lautete kurz dahin: „geſtern Abend hat die Polizei zwei junge Burſche gefangen, welche in verſchiedenen Läden falſche Thalerbills auszugeben verſuchten. Sie ſind der Polizei ſchon längſt verdächtig und jetzt auf der That ertappt worden. Man hofft durch ſie auf die Spur der Falſchmünzer

zu kommen, welche ſeit einiger Zeit unſere Stadt und Umgegend mit nachgemachten Banknoten überſchwemmen. Ihre Genoſſen und die Lanafinaerzunft überhaupt kennt ſie nur unter dem Namen: Tom und Billy."

„Nun, was ſagt Ihr zu dem Artikelchen?" fragte O'Neill, als die drei Anderen geleſen hatten.

„Verflucht," rief Paddy wüthend. „Müſſen ſich die Eſel abfaſſen laſſen! Die werden uns eine ſchöne Brühe zuſammenkochen! Heute Morgen glaubte ich, wir ſeyen am Ziele aller unſerer Wünſche, weil heute Nacht Alles ſo gut ablief, und jetzt kommt Schlag auf Schlag und Unglück über Unglück!"

„Da werden wir am Ende uns eine Zeit lang von der Oeffentlichkeit zurückziehen müſſen," meinte Daniel; „denn wenn die Kerle auf uns ausſagen, ſo bleibt immer Verdacht genug, wenn man auch Nichts bei uns findet. Jedenfalls iſt's mit unſerem „Geſchäfte" für die nächſten paar Monate zu Ende."

„Gerade das Gegentheil," erwiederte O'Neill. „Es konnte ſich nicht beſſer treffen. Laßt mich jetzt die Rollen austheilen und Jedem ſeinen Part anweiſen. Ihr, Graf, eilt zu Eurer Gräfin und zeigt Euch dem Publikum in Eurer Caroſſe. Zugleich trefft Ihr auch Anſtalten, daß Ihr morgen mit Eurer rechtmäßigen Frau als „Jakob Korrel" nach New-Haven reiſen könnt. Du, Daniel, gehſt, wie gewöhnlich, auf das Zollhaus, und verſiehſt deine Geſchäfte, und Du, Paddy läufſt von einem Wirthshauſe in's andere und horchſt, was die Leute über den Brand der Papiermühle und über die Entdeckung der Falſchmünzer ſagen. Ich ſelbſt werde ebenfalls in die Stadt gehen und mein Advokat muß den Billy und

den Tom inſtruiren, auf wen ſie ausſagen ſollen. Die müſſen Beide darin übereinſtimmen, von wem ſie das falſche Geld erhielten. Heute Abend mit der Nacht kommen wir hier zuſammen und gehen dann friſch an die Arbeit; denn heute Nacht können wir ohne alle Furcht vor Störung ſein, weil in dieſer Nacht der große Falſchmünzer, welcher dem Billy und Tom die falſchen Banknoten lieferte, von der Polizei abgefaßt wird. Und wißt Ihr, wer dieſer Falſchmünzer iſt? Niemand anders, als Ludwig Wagner, mein Pächter. Natürlich müſſen wir heute Abend gleich nach der Vesperzeit dafür ſorgen, daß man ſpäter bei einer Hausſuchung in der Nacht einige Falſchmünzerplatten, verſchiedene Stempel, Papier und falſche Banknoten bei ihm findet. So fangen wir zwei Mücken mit Einem Schlag. Nicht blos kann dann der Burſche nicht mehr gegen den Grafen ſpioniren und ihn der Bigamie bezüchtigen, ſondern wir ſind durch ſeine Einkerkerung für lange Zeit ſicher geſtellt. Sie meinen dann, ſie haben ihn, den großen Banknotenfälſcher, und laſſen uns ungeſtört arbeiten."

Nun wußten ſie, warum ſich das Geſicht O'Neill's ſo plötzlich aufgeklärt hatte. Einen klügeren Plan konnte man nicht erſinnen. Darum glänzten auch Alle mit Luſt und Freude an deſſen Ausführung, und eine Viertelſtunde nachher war Jeder auf dem Wege nach New-York begriffen.

Maria war von Ermüdung überwältigt in dem Zimmerchen, in welches ſie von ihrem Manne geführt worden war, eingeſchlafen. Als ſie erwachte, ſtand die Sonne längſt hoch am Himmel, denn es war Mittag vorüber. Sie erhob

ſich und ſah verwundert umher; ſie wußte im Anfang nicht, wo ſie war. Endlich erinnerte ſie ſich an Alles. „Wo mag er nur ſo lange bleiben?“ dachte ſie. Da fiel ihr der Wein und das Backwerk in die Augen, welches auf einem Tiſchchen, augenſcheinlich zu ihrem Gebrauche, aufgeſtellt war. „Eine ſolche Zerſtreutheit habe ich lange von ihm nicht erlebt,“ dachte ſie wieder. „Wollte Gott, er würde wieder, was er mir vor zehn Jahren war.“ Sie genoß jedoch Nichts von den Speiſen und dem Getränke, denn ſie wollte warten, ob Er nicht komme und das Frühſtück mit ihr theile. Es kam aber Niemand und nach und nach wurde ihr die Stille unheimlich. Sie öffnete ein Fenſter. Die Sonne ſchien freundlich und die Luft war klar; aber nirgends regte ſich etwas. Das ganze Haus, wie die ganze Umgebung, ſchien ausgeſtorben. Am Stand der Sonne ſah ſie, daß es dem Abend zuging und nicht erſt Frühſtücksſtunde ſey, wie ſie im Anfang vermuthet. Nunmehr ging ſie zur Thüre. Dieſelbe war feſt verſchloſſen. „Was ſollte dieß bedeuten?“ fragte ſie ſich. Sie rüttelte daran, allein das Schloß gab nicht nach. Sie rief laut den Namen ihres Mannes, allein kein Menſch gab ihr Antwort. Abermals öffnete ſie das Fenſter, ob ſie Niemand erblicke, den ſie anreden könnte, aber weit und breit war Niemand zu ſehen. Sie rief laut zum Fenſter hinaus, allein auch nachher blieb Alles ſtill. Was ſollte ſie beginnen?

Maria gehörte nicht zu den verzärtelten Naturen, auch hatte ſie die Schule und das Elend des Lebens zur Genüge durchgemacht, um nicht von jedem Drangſal, das ſich ihr entgegenſtellte, zurückzubeben. Es war daher weniger Schrecken, der ſich ihrer bemächtigte, als ſie ſich eingeſchloſſen fand, als

vielmehr Verwunderung. Sie dachte nach, was der Grund ſeyn könne. Es wollte ihr kein Grund einfallen. Sie konnte ſich die Urſache nicht erklären, nur die Thatſache hatte ſie vor ſich. „Er hat etwas vor, das ich nicht wiſſen ſoll," ſagte ſie endlich nach langer Ueberlegung. „Er fürchtet mich, ſonſt hätte er mich nicht gefangen geſetzt. Jedenfalls hat er mich betrogen."

Sie unterſuchte das Schloß, ob es ſich nicht aufſprengen laſſe und amerikaniſche Schlöſſer ſind in der Regel nicht von der Art, daß ſie nicht leicht zu überwältigen wären; allein alle ihre Anſtrengungen erwieſen ſich als vergebens. Entweder war ihre Kraft zu ſchwach, oder, was noch wahrſcheinlicher, hatte man von außen einen Riegel vorgeſchoben. Sie trat nun wieder an's Fenſter, den einzig möglichen Ausweg. Es war zwei Stockwerke über dem Boden. Sollte ſie hinausſpringen? denn fort *wollte* und *mußte* ſie um jeden Preis. Das war feſtbeſchloſſene Sache. Sie *wollte*, ſie *mußte* den Plan vereiteln, den ihr Mann mit ihr verbarg; denn ein *guter* Plan war's in keinem Falle, ſonſt hätte er ihr offen mitgetheilt und ſie nicht wie eine Gefangene eingeſchloſſen. Plötzlich fiel's ihr ein, was ſie zu thun habe, und ſie verlor keine Zeit, ihren Einfall in's Werk zu ſetzen. Sie hatte ein kleines Taſchenmeſſer bei ſich und ohne eine Minute Zeit zu verlieren, fing ſie an, die Leintücher und Tücher des Bettes, auf dem ſie gerubt hatte, in Streifen zu zerſchneiden. Bald war ein langes Seil zuſammengedreht, und ſie zauderte keinen Augenblick, daſſelbe an die Fenſterrahmen zu befeſtigen und in den Garten, der das Haus umgab, hinunterzulaſſen. Es reichte bis auf den Boden, ſie war gerettet, wenn ſie ſich vor der luſtigen Reiſe nicht ſcheute.

Sie fühlte ſich ſchwach und angegriffen. Sollte ſie nicht von dem Wein und Backwerk genießen, ehe ſie das Wagſtück unternahm? „Nein,“ dachte ſie, „ich darf es nicht thun. Die es hinſtellten, hatten ſicher eine Abſicht dabei. Gott wird mich ſtärken, auch ohne Speiſe und Trank. Aber — glauben ſollen ſie, ich habe davon genoſſen, denn ich muß Liſt mit Liſt überwältigen.“ Sie nahm nun das Glas Wein und leerte es zum Fenſter hinaus; auch von dem Backwerk nahm ſie und ſchob es in ihre Taſche, um es ſpäter wegzuwerfen. Dann ſchloß ſie die Vorhänge, welche das Bett umgaben, ſo daß man die Zerſtörung, welche ſie mit den Bettteppichen vorgenommen, nicht gleich ſah.

Nunmehr machte ſie ſich an ihre Arbeit und eine Arbeit war's für ein ſchwaches Weib, an dieſem Seile zwei Stockwerke hoch hinabzuklimmen. Oftmals meinte ſie, ſie müßte das Seil fahren laſſen; aber immer bezwang ſie ſich wieder. Sie rieb ſich die Hände wund beim Hinabrutſchen; aber ſie gab nicht nach. Endlich kam ſie unten an; ſie hatte das Wagſtück beſtanden! Aber nunmehr half kein Zaudern. Ihr Weg führte ſie nach New-York. Sie mußte Ihn ſehen. Dießmal wollte ſie die Wahrheit erfahren, und wenn es ihr Leben galt.

Es nahm ihr zwei Stunden Zeit weg, bis ſie nach New-York kam, und doch hielt ſie ſich unterwegs nur ſo lange auf, als es Zeit koſtete, ein Brod und einiges Obſt zu kaufen. Ihr Ziel war der Broadway. Jetzt ſtand ſie vor dem Hauſe Nro. 495. Ihr Herz klopfte zum Zerſpringen. Sie mußte einige Minuten ſtillſtehen, ehe ſie es wagte, die Klingel zu ziehen. Endlich gewann ſie es über ſich. Ein Bedienter öffnete ihr die Thüre.

„Ich muß den Jakob Keppel ſehen,“ ſagte Maria mit feſter Stimme.

Der Bediente ſah ſie verwundert an. „Den Jakob Keppel?“ fragte er. „Ich kenne keinen Menſchen dieſes Namens.“

„Ich weiß, daß er hier wohnt,“ erwiederte Maria unbeirrt, „ich habe ihn ſelbſt geſehen und geſprochen und Ihr müßt mich zu ihm führen.“

Der Bediente maß die arme Frau mit einem ſonderbaren Blicke. Er dachte vielleicht, es ſey nicht ganz richtig mit ihr im Oberſtübchen. Allein dennoch gab er ihr nochmals die beſtimmte Antwort, daß im ganzen Hauſe Niemand wohne, als die Familie des Grafen Blocki nebſt Dienerſchaft und daß ſich alſo die Fragerin nothwendig in der Hausnummer täuſchen müſſe. Es kam nun auch noch ein Kammermädchen dazu, welche die Ausſage des Bedienten Wort für Wort beſtätigte. „Der Herr Graf,“ ſetzten Beide hinzu, „ſey mit Frau und Schwiegermutter ausgefahren, ſonſt könnte ſie ſich bei dieſem ſelbſt nach dem Jakob Keppel erkundigen: denn ihnen ſey lediglich Nichts von einem Mann dieſes Namens bekannt.“

Maria mußte ſich darein fügen und fügte ſich auch darein. Allein deßwegen gab ſie doch nicht nach, den Jakob Keppel heute noch zu ſprechen. „Der Graf mußte doch einmal von ſeiner Spazierfahrt heimkehren und dann wollte ſie wieder vorſprechen. Der mußte doch den Keppel kennen, da ja dieſer ſelbſt geſagt hatte, er wohne bei ihm und ſtehe mit ihm in Geſchäftsverbindung.“ So dachte ſie und zog ſich daher in ein Kaffeehaus zurück, das auf der entgegengeſetzten Seite der Straße lag. Hier konnte ſie ungeſtört und unbeachtet ſehen, wer in dem

Hauſe 495 aus- und einging, denn es befanden ſich um dieſe Zeit nur wenige Gäſte im Salon.

Einer Aufwärterin mochte das Benehmen des weiblichen Gaſtes auffallend vorkommen; nicht etwa deßwegen, weil es in Amerika auffallend wäre, daß Frauenzimmer ohne männliche Begleitung in ein Wirthshaus gehen; im Gegentheil, das fällt ganz und gar nicht auf, weil ſich die amerikaniſchen Damen noch ganz andere Dinge herausnehmen. Allein das mochte der Aufwärterin ſonderbar erſcheinen, daß der Gaſt unverwandt auf das Haus vis-à-vis hinüberſtarrte und die Taſſe Kaffee vor ſich kaum berührte.

„Sucht Ihr Jemanden da drüben?“ fragte endlich die Aufwärterin.

„Kennt Ihr die Perſonen, die in jenem Hauſe wohnen?“ war die Gegenfrage Maria's.

„O gewiß,“ erwiederte die Grüere, „der Herr Graf beſucht uns ja tagtäglich und auch ſeine ſchöne Gemahlin, eine Ausländerin, die er von Deutſchland mitbrachte, war ſchon da. Doch, hier könnt Ihr ſie ſelbſt ſehen, denn ſie eben kommt die ganze Familie den Broadway herausgefahren.“

Maria blickte unverwandt hinüber, wo in dieſem Momente eine elegante Caleſche vorfuhr, aus welcher zwei Damen und ein Herr ausſtiegen. Sie betrachtete zuerſt die Damen, von denen die eine in der That das Beiwort „ſchön“ verdiente, und doch ſchien ein „Etwas“ in dieſer Schönheit das Auge Maria's zu verletzen. Vielleicht war es die Wolluſt, die aus dieſem Auge ſprach, vielleicht etwas Anderes. Jetzt fiel der Blick Maria's auf den Begleiter der Damen.

„Der Herr Graf ſcheint heute bei ganz heiterer Laune zu

ſeyn," ſagte in dieſem Augenblick die Aufwärterin, auf den lachenden Grafen Plocki deutend.

„Wer ſagt Ihr, daß dieſer Mann iſt?" frug Maria dagegen; aber — ſo einfach die Frage war, ſo ward ſie doch in einem Tone gethan, daß die Aufwärterin davor erſchrack. Noch mehr erſchrack ſie aber vor dem Blicke Maria's, denn dieſer war ganz ſtier und glanzlos. — „Wer ſagt Ihr, daß dieſer Mann iſt?" frug Maria zum zweiten Male und erfaßte krampfhaft der Aufwärterin Arm.

„Graf Plocki," erwiederte dieſe endlich und riß ſich faſt gewaltſam los.

Maria ſagte kein Wort weiter. Sie wurde bleich, wie der Tod. Ihre Lippen preßten ſich aufeinander, bis Blut nachfloß. Sie mußte ſich am Tiſche feſthalten, um nicht umzuſinken. Ihr Herz hatte für einen Augenblick aufgehört zu ſchlagen.

Endlich war der Anfall vorüber. Sie überwand ſich gewaltſam. Nach wenigen Minuten entfernte ſie ſich aus dem Kaffeehauſe, und ging langſam den Broadway hinauf. Sie mußte in's Freie, um ſich zu faſſen, um zu überlegen.

„Graf Plocki" murmelte ſie zwiſchen den Zähnen. „Jakob Kerpel iſt Graf Plocki geworden. Er hat ſich ein anderes Weib von Deutſchland mitgebracht. Die arme Maria kann gehen."

So ſchritt ſie weiter und immer weiter. Die Nacht war längſt hereingebrochen, und noch immer ging ſie auf der Bloomingdaleroad hin, faſt ohne zu wiſſen, was ſie thue, ohne zu wiſſen, was ihr Ziel ſey. Einmal kam ihr die Gegend bekannt vor, da wo der Weg zu der Gärtnerei Vater Gutbrod's abbog. Sie gedachte ihres Kindes, das dort geborgen war.

„Armes Kind,“ murmelte ſie, „du haſt den Vater verloren, und wirſt auch die Mutter nicht lange mehr behalten. Er iſt nicht geſtorben, er hat nur eine Andere genommen. Maria kann gehen.“ So phantaſirte ſie, aber immer ſchritt ſie weiter und weiter.

Jetzt ſtand ſie vor dem Bloomingdaleroadwirthshauſe. Ein plötzlicher Gedanke fuhr ihr durch den Kopf. „Ich will ihn noch einmal ſehen,“ dachte ſie. „Noch einmal will ich ihn ſprechen. Ich muß ihm ſagen, daß ich Alles weiß. Er ſoll ſie ganz unbeſtört beſitzen, die Andere; aber ſagen will ich's ihm, daß er ein Meineidiger iſt. Hierher wird er kommen. Er war ja damals auch hier. Alle Schurken New-Yorks halten hier ihren Sabbath. Ich will ihn hier erwarten.“

So trat ſie in das Wirthshaus. Man brachte ihr Speiſe und Trank; ſie berührte nichts. Man führte ſie endlich in ein Stübchen, weil man vermuthete, daß ſie krank ſey. Sie ließ Alles ruhig geſchehen. Man ließ ſie allein; was ſollte man ſich weiter um ſie bekümmern, da ſie der Anforderung, zu bezahlen, Genüge geleiſtet hatte! Sie wußte kaum, daß man ihr Geld abgenommen, ſie merkte es kaum, daß ſie allein war!

Zwei Stunden oder länger mochte ſie da verweilt haben, da hörte ſie Stimmen unter ſich, nicht unter ihrem Stübchen. Es waren die Stimmen verſchiedener Männer, die zuſammen ſprachen. Sie hätte ſie ſicherlich nicht gehört, aber eine Stimme war darunter, die ſie erbeben machte. Es war ſeine Stimme. Sie erhob ſich, ſie lauſchte.

„Kommt, kommt,“ ſagte die Stimme, „wir müſſen an die Arbeit. Es iſt die höchſte Zeit; denn Ihr wißt, was wir noch vorher zu thun haben.“

„Den drängt's, ſeine Erſtgeraute zu ſehen, nachdem er

ſich kaum vor einer Stunde von der Zweiten verabſchiedet," höhnte eine zweite Stimme.

„Mit der Gemahlin Nro. 1 hat's ſeine guten Wege," meinte ein Dritter, „wenn die nur ſechs Tropfen von dem Wein getrunken hat, ſo ſchläft ſie bis morgen früh, wie ein Murmelthier. Ich habe die Doſis ſtark genug gemacht."

„Und wegen der Polizei preſſirts auch nicht," bemerkte ein Vierter; „ich hab's aus dem Munde des Polizeilieutenants ſelbſt, der die Expedition commandiren wird. Vor morgen früh zwei Uhr wollen ſie ihn nicht abfaſſen, denn ſie möchten ihn gerne mit ſeinen Spießgeſellen zuſammen bekommen. Sie ſind ſeiner ſicher genug."

So ſchwatzten die Männer. Endlich brachen ſie auf. Maria horchte auf ihren Abgang. Dann öffnete ſie leiſe ihre Zimmerthüre; leiſe, mit abgelegten Schuhen, ſchlich ſie die Treppe hinab, leiſe öffnete ſie den Riegel an dem Hausthor, das kaum erſt von dem Hausherrn, dem Beſitzer des Bloomingdaleroad-Wirthshauſes, ſelbſt wieder verſchloſſen worden war. Sie war im Freien!

Sie legte ihr Ohr an den gefrornen Boden. Sie hörte die Tritte der Männer, die dem Harlemfluß zuſchritten. Ohne zu wiſſen, was ſie that, folgte ſie ihnen. Sie war ſich einer Abſicht nicht klar bewußt; aber ein Zuwink trieb ſie, ihnen zu folgen. Sie mußte ihn noch einmal ſehen, zum letzten Male! Sie mußte ihn noch einmal ſprechen, zum letzten Male! Dann ſollte die Brücke abgebrochen ſeyn für immer, die ſie einſt mit ihm verband. Sie fühlte, ſie wußte, daß er ein Verbrecher ſey, wenn ſie auch nicht im Stande geweſen wäre, klar darüber ſich auszudrücken oder auch nur klar dar-

über zu denken. Aber — Er ſollte es wiſſen, Er ſollte es erfahren, daß ſie es wußte. Das war das Motiv, das ſie inſtinktmäßig vorwärts trieb!

Als die vier Männer nach kurzer Wanderſchaft an dem Landhauſe O'Neill's angelangt waren, verſchwanden ſie im Innern deſſelben, aber nur, um nach wenigen Minuten, mit einem Packe Papier beladen, wieder zu erſcheinen.

„Habt Ihr nach Eurer Frau geſehen?" fragte Einer. „Schläft ſie?"

„Ich habe," erwiederte kurz der Gefragte. „Es iſt ſo ſtill in ihrem Kämmerlein, als wäre ſie ganz hinübergeſchlummert. Ihr habt am Ende die Doſis gar zu ſtark gemacht."

„Damit wäre Euch wohl der größte Gefallen geſchehen," lachte ein Anderer.

Sie traten an's Flußufer und Einer löste den Nachen, der da befeſtigt war. Sie fuhren ab und deutlich ſah Maria, wie ſie quer hinüber ruderten, und am andern Ufer ausſtiegen. Die Nacht war ſternhell und ſie konnte ſich nicht täuſchen. Mit der Energie, welche Fieberhitze ertheilt, und es war in der That die Fieberhitze innerer Aufregung, welche das arme Weib durchglühte, eilte Maria am Flußufer vorwärts. Sie wollte, ſie mußte ein Mittel finden, ebenfalls über das Waſſer hinüberzukommen und müßte ſie bis zur entfernten Harlembrücke wandern! Aber bald ſtand ſie wieder ſtille und lauſchte abermals. Es rauſchte wieder im Waſſer; der Nachen kam zurück. Sie duckte ſich nieder, um nicht geſehen zu werden, und nicht weit von ihrem Verſteck ſtiegen die Männer aus und traten in eine Scheune oder Futterkammer, die ganz in der Nähe neben einem niederen Wohnhauſe lag. Sie hatten nur geringe Mühe,

die Scheune zu öffnen, denn derlei Vorrathshäuſer ſind kaum oder nur leicht verſchloſſen. Nach kurzem Aufenthalte traten die Männer wieder heraus, beſtiegen ihren Nachen, und fuhren den Harlemfluß hinauf, dahin zurück, woher ſie gekommen. In wenigen Minuten war Alles vorüber, und ſo ſtille und leiſe geſchah es, daß Maria ſelbſt es kaum gewahr wurde.

Was hatten die Männer hier gethan? Sie wußte es nicht, ſie wollte es auch nicht wiſſen. Aber ihm folgen wollte ſie, ihm, der unter dieſen Männern faſt den Anführer zu machen ſchien. Nicht weit von dem Orte, wo die Männer ihr Boot wieder beſtiegen hatten, lag ein anderes kleineres Boot. Es gehörte zu dem Pachtgütchen Ludwig Wagner's, und der letztere benützte es hie und da an Sonntagen und in müßigen Stunden, um auf den Fiſchfang damit zu fahren, wie bei allen Gärtnern und Farmern am Harlemfluſſe üblich. Maria wußte natürlich nicht, daß der Nachen Eigenthum Ludwig's ſey. Was kümmerte es ſie überhaupt, wem das Boot gehörte? Sie hatte keine Ueberlegung für ſo Etwas. Sie wollte blos dem Jakob Keppel folgen, dem elenden Verbrecher an ihrer Ehre. In einer Minute war das Boot von ſeiner Uferkette abgelöst und ſchwamm auf dem ruhigen Waſſer. Maria hatte nie vorher ein Boot regiert, aber ſie griff nach den Rudern, als wäre ſie es von Jugend auf gewöhnt. Sie kam vielleicht langſam vorwärts; aber ſie kam vorwärts. Nach einer Viertelſtunde hatte ſie den Punkt erreicht, wo das andere Boot feſtlag, das Boot der vier Männer, die vor ihr den Fluß hinaufgerudert waren. Sie ſtieg aus, um dieſen Männern zu folgen. Sie dachte nicht daran, ihren Nachen ebenfalls zu befeſtigen, ſie dachte nur daran, den Jakob Keppel zu finden. Das Boot

trieb langſam den Weg zurück, den ſie ſo eben mit demſelben zurückgelegt hatte; ſie aber erſtieg das ſteile, felſigte Flußufer und drängte ſich durch die zackigten Gebüſche. Die Männer mußten ja dieſen Weg auch gemacht haben! Jetzt hielt ſie wieder ſtill, um zu lauſchen. Sie vernahm ein dumpfes Geräuſch, als käme es vom Mittelpunkte der Erde. Noch ein paar Schritte vorwärts! Das Geräuſch wurde ſtärker. Jetzt ſtand ſie vor dem engen, niedern Eingang, der in die Höhle der Falſchmünzer führte. Es war ihr, als ob ein entfernter Lichtſchimmer daraus hervordringe. Unter andern Verhältniſſen, zu andern Zeiten wäre ſie vor Angſt geſtorben, einen ſolchen Weg machen zu müſſen. Jetzt beſann ſie ſich keinen Augenblick. Sie ſank auf ihre Kniee nieder und auf allen Vieren kroch ſie weiter und weiter. Bald erhöhte ſich der Gang; ſie konnte aufrecht ſtehen. Noch einige Schritte, ſie ſtand vor dem Gemache, wo die vier Männer arbeiteten.

Lange ſtand ſie da. Sie ſelbſt war verdeckt durch einen Mauer- oder Felſenvorſprung, der, ob natürlich oder künſtlich hier angebracht, dazu diente, das Licht aufzuhalten, daß es nicht nach außen dringe. Vor ihr aber lag Alles offen und klar, denn die Thüre, welche in's Innere führte, war weit geöffnet, um des nöthigen Luftdurchzugs willen. Die vier Männer waren in vollem Wirken begriffen und vier hohe Lampen verbreiteten Tageslicht. Zwei von den Männern ſtanden an der Preſſe; der Dritte zeichnete die Unterſchriften; der Vierte beſchnitt die Banknoten und ordnete ſie in kleine Bündel.

„Der Druck iſt ausgezeichnet," bemerkte O'Neill. „Man kann keinen Unterſchied wahrnehmen. Ich getraue mir, die Bankdirektoren ſelbſt damit hinter's Licht zu führen."

„Das macht das Papier," erwiederte der Graf, „ohne den Brand der Papierfabrik hätten wir nie ſo weit kommen können. Unſere Noten ſind jetzt ſo ächt, als die der Bank ſelbſt, die Unterſchriften abgerechnet, und die verſteht der Daniel ſo fein nachzumachen, daß der Kaſſier glauben muß, er habe ſeinen Namen ſelbſt geſchrieben. Jetzt ſind wir geborgen!"

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo ertönte eine laute, faſt kreiſchende Stimme: „Ehebrecher, Brandſtifter, Falſchmünzer!"

Es war Maria, die dieſe Worte ausſtieß. Anfangs, als ſie auf die vier Männer hinblickte, die in voller Arbeit begriffen waren, war es ihr nicht klar geweſen, was dieſe thaten. Sie ſah wohl eine Preſſe, ſie ſah wohl Banknoten, aber ihr Geiſt war zu umfangen, als daß ſie ſich hätte deutlich machen können, was in dieſer Höhle vorgehe. Erſt als die Männer unter ſich ſprachen, kam ſie zum Bewußtſeyn. Nun ward ihr auf einmal klar, was die Männer hier treiben. Sie wußte, daß ſie in eine Falſchmünzerhöhle getreten war; ſie wußte, daß ihr Mann nicht blos ein Verbrecher an ihr, ſondern daß er noch ein größerer am Staate, am großen Publikum war.

„Ehebrecher, Brandſtifter, Falſchmünzer!" ertönte es noch einmal. Und da ſtand ſie unter dem Eingang in das Hauptgemach, die Hand hoch erhoben, ihre Augen Blitze ſchleudernd, eine Göttin der Rache, des Gerichts. Das volle Licht der vier Lampen fiel auf ſie, als ſie ſich ſo unter den Eingang ſtellte.

Es war, als hätte ein Blitzſtrahl unter die vier Männer geſchlagen. Sie ſtanden wie Bildſäulen. Der Schreck hatte ſie für den erſten Augenblick gelähmt.

Der finſtere Paddy erholte ſich zuerſt. „Höll' und Teufel," ſchrie er, „wir ſind verrathen."

Mit Einem Sprung war er neben Maria. Mit Einem Fauſtſchlag ſchmetterte er ſie zu Boden, daß ſie blutend, einer Leiche ähnlich, hinſank. Nun ermannten ſich auch die Andern. Sie unterſuchten die ganze Höhle innen und die ganze Umgebung außen, ob ſich ein Begleiter Maria's vorfinde. Es fand ſich keiner, und beruhigt kehrten ſie zurück.

„Wie kam die hieher?“ fragte Jakob Koppel oder vielmehr Graf Plocki, wie er ſich jetzt hieß, auf den blutenden, bewußtloſen Körper zu ſeinen Füßen zeigend.

„Wie ſie hieher kam, iſt jetzt Nebenſache,“ erwiederte finſter O'Neill. „Es iſt genug, daß ſie da iſt. Aber — erzählen darf ſie nichts von dem, was ſie geſehen hat. Kommt, Graf, faßt an!“

Graf Plocki merkte im Augenblick, was der Alte wolle, und mit einem Kopfnicken gab er ſeine Beiſtimmung. Sie ergriffen den Körper, ſie trugen, ſie zogen ihn zur Höhle hinaus in den Nachen; ſie ſtießen vom Ufer, um die Mitte des Stroms zu gewinnen.

„Ich glaube, ſie iſt ſchon kalt,“ flüſterte Graf Plocki. „Paddy hat ſie mit ſeiner Fauſt getödtet.“

„Todt oder nicht todt,“ erwiederte O'Neill mit herber Stimme. „Wir müſſen ſicher gehen. Im Waſſer wird ſie in keinem Falle mehr lebendig, und wenn ſie bis morgen früh den Harlemfluß hinabgeſchwommen iſt und ſpäter im Eaſtriver gefunden wird, ſo weiß kein Menſch auf Erden, uns ausgenommen, woher die Leiche kam.“

Jetzt waren ſie in der Mitte des Stromes, und beide Männer faßten von Neuem an, den bewußtloſen Körper im Waſſer zu verſenken. Aber gerade im Momente, da ſie den-

ſelben emporhoben und mit ſtarker Gewalt über Bord warfen, regte ſich die Todtgeglaubte und ſchien zum Bewußtſeyn zurückzukehren. Doch, — es war zu ſpät. Tief ſank der Körper unter, von der Wucht des Wurfes hinabgetrieben, aber eben ſo ſchnell tauchte er wieder empor, hoch heraus über das Waſſer. „Mörder, Mörder, Mörder!“ tönte es mit dumpfer Stimme.

Es ſchien, als ob der Körper blos auf dem Waſſer ſchwebe, denn die Füße berührten daſſelbe kaum. Beide Hände waren hoch erhoben, als würden ſie drohend gen Himmel geſtreckt. — Wahrſcheinlich hatte die Wucht des Wurfes ein Zurückprallen veranlaßt, und ebenſo wahrſcheinlich hatte die Kälte des Waſſers die weitere Wirkung, daß die Halbtodte, die bereits zu erwachen anfieng, vollends ſchnell zum Bewußtſeyn zurückkehrte. Jedenfalls war das Ereigniß natürlich genug und ließ ſich auch natürlich genug erklären; allein auf O'Neill und Graf Plock machte es einen Eindruck, wie eine übernatürliche Erſcheinung. Ihre Haare ſträubten ſich vor Entſetzen und ſie wankten den Nachen in wilder Flucht. Sie ſahen nicht einmal mehr, daß der Körper nach ſeinem ſchnellen Emportauchen langſam wieder unterſank und mit dem Strome forttrieb.

Erſt als ſie wieder in ihrer Höhle angekommen waren, erholten ſie ſich von dem tödtlichen Schreck, und einige Gläſer Brändt brachten es bald ſo weit, daß ſie, oder wenigſtens der alte O'Neill, über ihre abergläubiſche Furcht zu ſpotten vermochten.

Eines beruhigte ſie am meiſten. Ringsum herrſchte Grabesſtille. Kein Menſch konnte ſie gehört haben. Niemand war Zeuge ihrer That. Ob Gott ſie hörte, ob Gott ſie ſah, was lag ihnen daran?

Aber Gott hört und ſieht Alles nicht ſowohl durch ſich ſelbſt, als vielmehr durch ſeine Werkzeuge. Und ein Werkzeug Gottes war in dieſer Nacht Ludwig Wagner.

Derſelbe war auch an dieſem Tage, wie gewöhnlich, ſeinen Geſchäften nachgegangen; aber doch verrichtete er ſie nicht mit der Freudigkeit des Herzens, die ihn ſonſt auszeichnete. Schon ſeit zwei Tagen hatte er Maria auf dem Fultonmarkte nicht mehr geſehen und er wußte nicht, was dieß bedeuten ſollte, beſonders weil Niemand an ihrer Stelle erſchien, als einmal ein Knecht, der jedoch ſeine Blumen ſchnell im Großen an andere Kleinhändler abſetzte. Etwas mußte auf Vater Gutbrod's Beſitzung vorgefallen ſeyn, aber was? Sollte Roſa erkrankt ſeyn? Es gieng ihm den ganzen Tag im Kopfe herum, denn er war ſchon ſo gewöhnt, mit Maria über die Roſa und die andern Angehörigen des Gutbrod'ſchen Hauſes zu plaudern, daß er nicht wußte, was ihm fehle. Lange gieng er noch in ſeinem Wohnzimmer auf und ab, als ſein übriger Haushalt längſt zur Ruhe gegangen war, — viel länger, als er ſonſt pflegte, und als er endlich den Schlaf ſuchte, konnte er ihn nicht finden. Einmal war es ihm, als ob ſich Schritte in ſeiner nächſten Nähe hören ließen; ja er glaubte ſogar, ſeine Scheunenthüre gehen zu hören. Wer ſollte wohl ſo frech ſeyn, in ſein Territorium einzudringen? Er ſtand auf, kleidete ſich an und gieng hinab. Nichts ließ ſich mehr hören oder ſehen. Doch ſiehe, was iſt das? Eine Geſtalt tritt aus dem Schatten hervor und bemächtigt ſich ſeines kleinen Nachens. Er ſpringt herzu, um den frechen Räuber zu fahen, aber ſchon iſt dieſer in der Mitte des Stromes. Voller Verwunderung ſtarrt er ihm nach, denn er glaubt, ein weibliches Weſen in dem Räuber zu

erkennen, obgleich die Nacht nicht hell genug iſt, um die Gegenſtände genau unterſcheiden zu können, denn der Mond iſt hinter den Wolken verborgen. Langſam geht er den Strom entlang. Er will doch wo möglich ſehen, wo der Räuber ſeines Bootes landet. Jetzt iſt derſelbe am andern Ufer aufgefahren, er ſpringt heraus, er verſchwindet. So ſcheint es dem Ludwig, denn genau zu ſehen vermag er nicht. Noch eine geraume Weile bleibt er hier ſtehen. Nichts regt ſich, Alles iſt ſtill, wie das Grab. Schon will er den Heimweg antreten. Da plötzlich iſt's ihm, als ob Menſchen über dem Fluß drüben ſich bewegten. Er hört einen Nachen vom Ufer ſtoßen, er hört einen ſchweren Fall und auf einmal ertönt ein ſchauriger Ruf: „Mörder, Mörder, Mörder.“

In dieſem Moment iſt der Mond hinter den Wolken hervorgetreten, und beleuchtet die ganze Scene klar und deutlich. Eine Geſtalt ſchwebt über dem Waſſer und verſchwindet langſam in demſelben. Ein Nachen, mit einigen Männern bemannt, eilt in der Ferne davon. Iſt das Alles eine Erſcheinung, ein Blendwerk, oder iſt es Wirklichkeit? Ludwig beſinnt ſich nicht lange. Er hat den Ruf „Mörder“ gehört. Hier kann keine Täuſchung vorwalten. Ein Verbrechen iſt begangen worden!

Ludwig ſpringt in's Waſſer. Die Geſtalt iſt vielleicht nur hundert Schritte von ihm entfernt untergegangen. Ein guter Schwimmer, ein guter Taucher muß ſie erreichen können. Ludwig rudert mit ſeinen Armen, was er kann. Er iſt an Ort und Stelle. Das Waſſer iſt nicht tief, es iſt nicht reißend. Er taucht unter. Er faßt Etwas. Er zieht's empor. Herr Gott im Himmel, es iſt ein weiblicher Körper!

Er ſchwimmt an's Land. Er hat den Körper in ſeinen Armen. Er eilt ſeiner Wohnung zu. Zum Glück iſt noch Feuer im Ofen und das Zimmer erwärmt. Er macht Licht. Jetzt erſt erkennt er die Geſtalt, die er aus dem Waſſer gezogen. Es iſt Maria! — Alle Verſuche werden anzuſtellt, die Todte in's Leben zurückzurufen. Endlich gelingt es ihm. Der Puls ſchlägt wieder. Maria lebt, aber zur Beſinnung kommt ſie deßwegen doch nicht. Sie ſpricht verwirrt, wie wenn ihr Geiſt abweſend wäre. Was ſoll Ludwig beginnen?

Soll er zuerſt bei den Gerichten Anzeige machen? Denn daß hier ein Verbrechen verliegt, darüber kann kein Zweifel ſeyn. Oder ſoll er nach einem Arzte ſenden, der im glücklichſten Fall in ein paar Stunden anweſend ſeyn kann? Beides nimmt zu viel Zeit weg, denn der Weg nach New-York iſt weit, und die Entfernung von Guyhall, dem Mittelpunkt der Stadt, beträgt faſt zwei Stunden. Hier iſt ſchnellere Hülfe nöthig. Wo finden er dieſe? — Doch, was braucht er ſich zu beſinnen? Maria's jetzige Heimath iſt ja das Haus Vater Guthrie's. — Roſa allein kann für Maria ſorgen! Dort, unter ihrer zarten Pflege, wird ſich der Irrſinn legen, der ſich jetzt noch Maria's bemächtigt hat. Die Schrecken dieſer Nacht werden den ſanften Tröſtungen weichen, welche die Freundin für die Freundin hat.

Das kleine Wägelchen ward eingeſpannt und Maria ſo ſanft, als thunlich, darauf gebettet. Langſam ging's der Gärtnerei Vater Guthrie's zu. Dort lag Alles in tiefem Schlafe und — kein geringer Schrecken war's für Roſa, als Maria in dieſem Zuſtande ankam. Die Liebe iſt ſonſt ſelbſtſüchtig; und zu einer andern Zeit würde Roſa für Nichts Augen gehabt haben, als für Ludwig, den ſie ſeit langer Zeit nicht ge-

ſehen hatte; allein gerade in ſolchen Augenblicken bewährt ſich ein edles Herz. Wohl ſah ſie ihn lang und innig an, als ſie ihm die Hand zum Gruße gab; wohl war ihr „Grüß Gott“ gegen ihn in einem ſüßeren Tone geſprochen, als ſie es ſelbſt gegen ihren Vater that; aber, ſobald ſie den Zuſtand Maria's erkannte, hatte ſie für Nichts mehr Augen und Ohren, als blos für ihre Freundin. Sie legte ſie zu Bette, ſie machte ihr ein warmes Getränke, ſie ſuchte ſie in Schlaf zu lullen, — Ruhe und ſanfte Behandlung mußten die geſtörten Geiſteskräfte wieder in ihr altes Geleiſe bringen!

Einſtweilen hatte Ludwig dem Vater Gutbrod den ganzen Hergang erzählt und dieſer, ſich des Briefes Maria's erinnernd, wußte nicht, was er davon denken ſollte. Sollte vielleicht der Ehemann, den Maria aufſuchte, und von dem ſie Spuren zu haben vermeinte, ſeine Hand mit im Spiele haben? Aber wer war dieſer Mann? Was trieb er? Wo wohnte er? Daß ein Mord beabſichtigt war, darüber konnte kein Zweifel obwalten, allein — wer beging denſelben? Wo kamen die Männer her, die Ludwig ſich in einem Boote entfernen ſah? War es nicht wahrſcheinlich, daß dieſelben vielleicht von weiter Ferne hergefahren kamen, um — eben wegen der Entfernung — deſto ſicherer vor Entdeckung ihr Vorhaben ausführen zu können? Wer wollte hier das Wahre errathen? Nur Eine gab's, die Auskunft geben konnte und wenn auch dieſe bis jetzt nicht im Stande war, vernünftige Red' und Antwort zu geben, ſo mußte doch wohl auch für ſie die Zeit kommen, wo ſie wieder klar zu denken und zu reden vermochte. Vorher war an keine Entdeckung der muthmaßlichen Mörder zu denken. Aber etwas konnte man doch thun, um dieſe Entdeckung um deſto ſicherer

zu machen, und hierauf machte Vater Gutbrod ſeinen jungen Freund aufmerkſam.

„Es wird gut ſeyn,“ meinte der ehrliche alte Gärtner, „wenn du über die ganze Sache ein tiefes Schweigen beobachteſt. Auch deinen Leuten befiehl dieſes an, denn die Schufte, die das arme Weib in's Waſſer warfen, meinen ohne Zweifel, ihr Werk ſey gelungen. Sie denken nicht daran, daß das arme Opfer ihrer Schlechtigkeit noch am Leben iſt. Ja, in dieſem Glauben muß man ſie laſſen, damit man ſie nachher deſto ſicherer zu faſſen vermag, wenn erſt Maria ſo weit hergeſtellt iſt, daß ſie dieſelben näher bezeichnen kann. Würden ſie erfahren, daß Maria lebt, ſo möchten ſie leicht ſolche Verſuchsmaßregeln treffen, daß ſie dem Arm der Gerechtigkeit entſchlüpften. Vielleicht wäre Maria auch in dieſem Verſtecke hier vor ihrer Verfolgung nicht ſicher. Alſo wollen wir dieſes Ereigniß ſo lange ganz in Stillſchweigen begraben, bis Maria zu ſich gekommen iſt.“

Ludwig verabſchiedete ſich, ohne Roſa noch einmal geſehen zu haben. Sie war bei ihrer Freundin. Der Vater Gutbrod aber ſchüttelte dem jungen Mann herzlich die Hand und meinte, nunmehr ſollte er billig das Haus nicht mehr meiden, wo ſie ſo lange glücklich zuſammen gewohnt. „Du wirſt doch nach Maria ſehen müſſen, und bei dieſer Gelegenheit bekommen auch wir dich zu ſehen. So hat jedes Ding ſeine zwei Seiten und ſelbſt dem Unglück kann man ein Glück abgewinnen.“

Vater Gutbrod dachte damals nicht daran, daß Ludwig Wagner in kurzer Zeit Urſache genug haben werde, dieſen Spruch im Herzen zu tragen; denn es brach jetzt des Unglücks auf einmal ſo viel über ihn herein, daß eine gute Natur und ein geſun-

des Gemüth dazu gehörte, daſſelbe zu ertragen und noch obendrein ein Glück darin zu finden. Eine kräftige Perſönlichkeit freilich wird am Ende alle Widerwärtigkeiten überwinden und ſie in Annehmlichkeiten verwandeln. So gieng es auch dem Ludwig Wagner.

Als er nämlich gegen Morgen von Vater Gutbrod's Gärtnerei ſeiner Pachtung zufuhr und in der Nähe ſeiner Wohnung angekommen war, fiel es ihm auf, daß auf dem ganzen Weg von Zeit zu Zeit Perſonen ſtanden, die offenbar auf alle Vorübergehenden Acht hatten. Noch mehr fiel es ihm auf, daß derlei Mannſchaft immer häufiger wurde, je näher er ſeiner Wohnung zufuhr. Am allerauffallendſten aber ſollte es ihm erſt vorkommen, wie er ſein Häuschen ſelbſt erreichte, denn dieſes war ganz von Polizei umringt.

„Alle Welt, was ſoll das bedeuten?“ dachte Ludwig, als er in den Hof fuhr, um ſein Pferd auszuſpannen. Er ſollte es aber bald genug erfahren, denn kaum war er abgeſtiegen, ſo umringten ihn drei Männer des Geſetzes und nahmen ihn gefangen. Seine alte Hausbälterin und der Knecht waren ſchon vorher feſtgeſetzt worden. Sie hatten in tiefem Schlafe gelegen, als die Polizei das Haus umzingelte, und einer genauen Durchſuchung unterwarf.

„Was ſoll das bedeuten?“ fragte jetzt Ludwig laut und heftig genug. „Was wollt Ihr von mir? Ich glaube, Ihr ſeyd verrückt.“

Man achtete aber ſeiner Worte wenig oder nicht, ſondern fuhr fort, das ganze Haus und alle Nebengelaſſenheiten bis auf die Geflügelſtälle hinab genau zu unterſuchen. Von ihm ſelbſt verlangte man die Schlüſſel zu ſeinen Mobilien und er

ſah ſchon aus der ganzen Art und Weiſe, wie die Unterſuchung geführt wurde, daß hier aller Widerſtand vergeblich ſey. Oeffnete er nicht freiwillig, ſo waren Werkzeuge da, die Schränke und Käſten zu erbrechen! Es dauerte eine geraume Zeit, bis Alles durchſtöbert war, denn man verübte nicht etwa blos oberflächlich, ſondern man drehte Stück für Stück um und ſpähte in den entfernteren Winkeln ſo gut, als in den nahen. Endlich ſchien Alles beendigt. Es wurden verſchiedene Pakete und Gegenſtände eingepackt, und auf einen Wagen gethan, und nun bedeutete man dem Gefangenen ſelbſt einzuſteigen.

Jetzt erſt fand Ludwig Gelegenheit, mit dem Anführer der Mannſchaft zu ſprechen. Er fragte, was man denn eigentlich wolle.

„Was wir wollen?“ entgegnete der Lieutenant mit Verachtung. „Junger Mann, Ihr treibt die Frechheit etwas weit. Jetzt, wo wir die Beweiſe in Händen haben, jetzt, wo der verhärteſte Sünder ſtatt auf's Läugnen auf's Bitten ſich verlegen würde, jetzt fragt Ihr verwundert, was man von Euch wolle?“

„Beweiſe in Händen?“ ſagte Ludwig, weniger erſchrocken, als erſtaunt. „Beweiſe von mir? Ich verſtehe Euch nicht. Da muß ein böſer Irrthum obwalten. Iſt denn ein Diebſtahl in der Nähe vorgekommen und haben die Diebe vielleicht ihre Waaren hier herum verſteckt? Ich bin die Nacht ausgeweſen und kann alſo nicht wiſſen, was vorgekommen iſt.

„Ja wohl ſeyd Ihr ausgeweſen,“ erwiederte der Lieutenant mit böſem Lächeln. „Wahrſcheinlich habt Ihr einen Theil Eures Apparats auf die Seite gebracht und vielleicht auch den Hauptheil der Bills. Doch dieß zu unterſuchen, iſt nicht meine Sache. Dafür iſt der Staatsanwalt und das Gericht da. Iſt's

doch an dem, was man noch vorfand, übrig genug, um Euch zu überführen! So ſtellt Euch jetzt nicht mehr ſo unſchuldig und thut, als wenn Ihr nichts wüßtet. Schade um Eure Jugend! 's iſt ſelten, daß Einer in dem Alter ſchon ſo verdorben und raffinirt iſt!"

„Noch einmal ſage ich Euch," entgegnete Ludwig, „ich verſtehe Euch nicht. Doch ich füge mich in's Unvermeidliche. Die erſte Unterſuchung ſchon wird Alles aufklären. Einſtweilen erſuche ich Euch, da Ihr ja meinen ganzen Haushalt verhaftet habt, die Schlüſſel zu meinem Anweſen dem Gärtner Gutbrod am Hudſon, am Fuße der achtzigſten Straße zu übergeben."

Ludwig wurde nun mit den übrigen Gefangenen nach New-York abgeführt und in eine abgeſonderte Zelle in den Tombs gebracht. Gleich bei ſeinem Eintritt in's Gefängniß ſagte man ihm auch, weßhalb er verhaftet ſey. Es geſchah wegen Falſchmünzerei!

Den andern Tag nach Ludwig's Verhaftung waren alle Zeitungen New-Yorks angefüllt mit langen Berichten über dieſes Ereigniß. Nicht blos gaben ſie eine umſtändliche Erzählung von der Art und Weiſe, wie dieſe Gefangennehmung bewerkſtelligt wurde, ſondern ſie giengen auch über das, was derſelben vorangiena, in's Detail ein. Ja über Ludwig's Herkunft und bisheriges Leben wurden Notizen gebracht, die zum Theil wahr, zum Theil falſch waren.

Folgendes gieng jedoch aus den übereinſtimmenden Berichten aller Blätter als unzweifelhaft hervor, nämlich daß man bei dem Gefangenen nicht blos verſchiedene Rollen falſchen Geldes und nachgemachter Bills, ſondern auch Platten vor-

gefunden hatte, auf denen die Banknoten ohne Zweifel gepräat worden waren. Auch befanden ſich zwei Burſche im Gefängniß, die bei der Ausgabe falſchen Geldes ertappt worden waren, und die Beide auf Ludwig Wagner als Denjenigen ausſagten, der ihnen die nachgemachten Bills verkauft habe.

Leider war Beides nur zu wahr und kein Menſch faſt zweifelte daher an der Schuld des Angeklagten. Im Gegentheil Jedermann war hoch erfreut, daß man Einen der Falſchmünzer, die ſchon ſeit ſo langer Zeit die Stadt und Umgegend mit nachgeprägten Münzen und nachgemachten Banknoten brandſchatzten, feſtgepackt habe. Nur das konnte man ſich nicht verhehlen, daß der Angeklagte unmöglich allein dageſtanden haben konnte, ſondern daß er Mitſchuldige gehabt haben müſſe, deren Entdeckung und Auffindung ebenſo wichtig ſey, wie die Verhaftung Ludwig's ſelbſt. Doch war eine Möglichkeit, ja Wahrſcheinlichkeit vorhanden, auch die „Conſorten" verhaften zu können, denn auch der Gefangennahme Ludwig's war eine Art Denunciation vorangegangen! Der Polizeichef New-Yorks hatte nämlich am Tage, wo die beiden Gauner Tom und Billy über dem Ausgeben nachgemachter Bills überraſcht worden waren, ein anonymes Billet erhalten, worin er auf Ludwig Wagner's Pachtgütchen als das Lokal aufmerkſam gemacht wurde, welches gleichſam den Herd der Falſchmünzerbande bilde. Unterſchrieben war das Billet von „Einem, der nicht gerne als Zeuge auftritt, dem aber das Wohl ſeiner Mitmenſchen am Herzen liegt." — Konnte nun nicht, ſo calculirten die Behörden, dieſer „Eine" abermals auftreten und weitere Anzeigen machen, da er offenbar mit dem ganzen Thun und Treiben der Falſchmünzer gut bekannt war? Man hoffte, man

zählte auf dieſe Denunciation, aber ſie wollte nicht zu Tag kommen. Sie ließ faſt zu lange auf ſich warten, und machte ihre Erſcheinung ſogar dann nicht, als man in öffentlichen Blättern eine große Belohnung auf die Entdeckung der Mitſchuldigen Ludwig's ausſetzte, — ſo daß man am Ende dieſe Hoffnung ganz aufgeben mußte.

Mit um ſo mehr Eifer wandten ſich daher ſowohl der Staatsanwalt, als der Unterſuchungsrichter an Ludwig Wagner ſelbſt, um dieſen zu einem Geſtändniß zu bringen. Der Unterſuchungsrichter hielt ihm vor, daß in Beziehung auf ſeine eigene Perſon ein unumwundenes Geſtändniß ihm lediglich keinen Schaden thun könne, da er von jedem Geſchwornengerichte als überwieſen angenommen werden müſſe. Habe man ja doch nicht blos in ſeiner Scheune Platten von nachgemachten Banknoten, ſowie friſch gedruckte Bills ſelbſt entdeckt und mit Beſchlag belegt, ſondern ſogar in ſeinem Schreibpulte, zu dem er den Schlüſſel in der Taſche gehabt, hätte ſich eine Rolle von hundertundfünfzig Thalern nachgemachter Banknoten gefunden! Falſches Silbergeld aber habe in der Scheune, wie im Hauſe, zerſtreut herumgelegen. Ueberdieß ſey die Ausſage Tom's und Billy's eine ganz beſtimmte und unmotivirte, und es laſſe ſich lediglich kein Grund denken, warum dieſe Burſche etwa fälſchlich auf ihn ausſagen ſollten. Sey daher ihr Zeugniß auch vielleicht ein wenig ſchätzenswerthes, weil ihr Leumund nicht der beſte und reinſte, ſo müſſe man es jedoch unter bewandten Umſtänden immerhin als ein vollgültiges betrachten, und ſomit ſey gar keine Rede davon, daß Ludwig etwa als „nicht überwieſen“ angenommen würde. „Alſo,“ ſo calculirte der ſehr juridiſch denkende Unterſuchungsrichter weiter, „da es

ihm, dem Ludwig, einmal doch an den Kragen gehe, ſo könne er ebenſogut auch ein gerades und offenes Geſtändniß über die ganze Fabrikationsweiſe des falſchen Geldes, wie über alle ſeine Complicen abgeben. Mehr könne ihm ja doch nicht geſchehen, als ihm ohnehin geſchehe."

Ganz anders faßte der Diſtriktsatterney oder Staatsanwalt die Sache auf. Eigentlich gieng dieſen die Sache jetzt noch Nichts an, allein er miſchte ſich denn doch jetzt ſchon darein, da er ja vor den Geſchwornen den öffentlichen Ankläger machen mußte und die Sache jedenfalls vor die Geſchwornen kam. Der Diſtriktsatterney war ein verhältnißmäßig junger Mann und daher noch kein gänzlich in Pandekten verwandelter Juriſt. Im Gegentheil man ſagte demſelben nach, daß er ein Freund des Romantiſchen und Dramatiſchen ſey, wie er denn auch in der That und Wahrheit ſich ſchon in der Fabrikation einer Tragödie verſucht hatte. Dem Staatsanwalt lag alſo weniger daran, daß der arme Schlucker von einem Falſchmünzer-Lehrling, als welchen er Ludwig Wagner betrachtete, in's Zuchthaus wandere, als daran, daß der „Lehrling" ſeine „Lehrherren" namhaft mache. In der Geſchichte, wie ſie bis jetzt vorlag, konnte man noch durchaus Nichts von dem finden, was man ſich gewöhnlich unter der „Geſchichte einer Falſchmünzerbande" denkt. Das Romantiſche, das Abenteuerliche fehlte noch ganz und gar. Ueberdieß, was hatte der Staat davon, wenn der arme Teufel da, bei dem für ein paar hundert Thaler falſche Banknoten gefunden worden waren, auf zehn oder zwanzig Jahre nach Singſing kam, während vielleicht die Haupturheber, die wirklichen und veritablen Falſchmünzer, ungeſtraft herumliefen, und das Gemeinweſen mit

ihren Counterfeits überſchwemmten! Somit trachtete der Staatsanwalt zwar nach demſelben Reſultate, wie der Unterſuchungsrichter, aber er wollte es mit ganz andern Mitteln erreichen. Er trug daher dem Ludwig Wagner an, ihn als „Staatszeugen" zu benützen. Als ſolcher wäre derſelbe von aller und jeder Strafe frei geweſen, ſo bald er ſeine Mitſchuldigen angab und als Zeuge gegen dieſelben auftrat, ſo daß es möglich würde, dieſelben der Schuld zu überführen.

Dieſer letztere Antrag iſt natürlich für jeden Gefangenen ſehr verlockend, und nur höchſt ſelten findet ſich Einer, der demſelben zu widerſtehen vermöchte. Gewöhnlich reißen ſie ſich um die Ehre, den Staatszeugen, d. h. den Verräther an ihren Mitſchuldigen zu machen, beſonders wenn ſie ſehen, daß ſie ſelbſt verrathen und verkauft ſind. Das Letztere mußte nun auch Ludwig Wagner einſehen, wenn er nur ein Bischen Etwas vom Geſetz verſtand. Der Beweiſe lagen zu viele gegen ihn vor, und für ſich hatte er gar Nichts, auch nicht Etwas, als vielleicht ein gutes Leumundszeugniß! Dennoch läugnete er nicht blos hartnäckig jede eigene Schuld, ſondern weigerte ſich auch ſtandhaft, irgend eine Antwort über Mitſchuldige oder dergleichen abzugeben. Der Unterſuchungsrichter wurde wüthend, weil alle ſeine väterlichen Zuſprüche nichts fruchteten, und der Staatsanwalt fluchte, weil der Kerl ſo dumm war, nicht nach dem Winke zu tanzen, den er ihm gegeben. Ludwig aber blieb feſt und ſtandhaft dabei, von den beiden Burſchen, die auf ihn ausſagten, lediglich Nichts zu wiſſen, ja noch Keinen von ihnen ſeines Wiſſens je geſehen oder auch nur ſeinen Namen gehört zu haben. Ebenſo wenig könne er ſich denken, wie die Platten und das falſche Geld in ſeine Scheune und

ſein Haus gekommen ſeyen. Es müſſe dieß von Außen hereingeſchmuggelt worden ſeyn und ſey wahrſcheinlich in derſelbigen Nacht geſchehen, da er verhaftet wurde, denn er habe damals gegen Abend ein Geräuſch gehört, das er jetzt erſt ſich erklären könne. Was jedoch die Rolle von hundertundfünfzig Thalern betreffe, die ſich in ſeinem Pulte vorgefunden, ſo könne dieß unmöglich falſch Geld ſeyn, denn er habe dieſe Summe erſt vor wenigen Wochen von der Frau Gräfin Plecki und deren Mutter in Empfang genommen.

Hiebei blieb er feſt und ſtandhaft und wich auch kein Jota von ſeiner erſten Ausſage ab. Fragte man ihn, wo er in der Nacht ſeiner Verhaftung geweſen, ſo antwortete er: „bei Vater Gutbrod, dem er eine kranke Verwandte zurückgebracht habe.“ Und dieſe Ausſage wurde von dem alten Gärtner durchaus bejaht, und überdieß dem Gefangenen das beſte Zeugniß gegeben. Allein was half dieß, da alle andern Zeugen, die etwa für Ludwig ausſagen konnten, gegen ihn ausſagten? Der Staatsanwalt hatte ſich nämlich eines Tages ſelbſt in das Haus des Grafen Plecki begeben. Er kannte dieſen zwar nicht näher, aber die Schönheit der Gräfin hatte ihn ſo angezogen, daß er ſich darum bewarb, an den kleinen Abendgeſellſchaften Theil zu nehmen, die der Graf hie und da gab und wobei es bei Spiel und Muſik und Champagner immer beſonders luſtig herzugehen pflegte. Natürlich begab ſich der Staatsanwalt nicht als Inquiſitor in das Graf Plecki'ſche Haus, ſondern er nahm die Sache mehr als Vorwand, um mit der ſchönen Ausländerin plaudern zu können.

„Denkt Euch nur, ſchöne Frau,“ ſagte er im Verlaufe des Geſprächs, „der Falſchmünzer, von dem wirklich ſo viel

in den Zeitungen die Rede iſt, will von Euch eine Summe von hundertundfünfzig Thalern erhalten haben; dieſelbe Summe, die in ſeinem Privatſekretär gefunden wurde!"

„Die Frechheit ſolcher Menſchen geht in's Gränzenloſe," erwiederte die Frau Gräfin, welche über dieſen Punkt längſt mit ihrem Gemahle Rückſprache genommen hatte. „Wir, meine Mutter und ich, haben die Familie dieſes Verbrechers in Deutſchland gekannt, ſo wie man Leute kennt, die man mit Almoſen unterſtützt, und gewiſſermaßen vom Hungertode rettet. Hier machte der Burſche, weiß Gott wie, unſere Adreſſe ausfindig und überlief uns, bis wir ihn mit einer kleinen Unterſtützung von ein paar Thalern ein für allemal entließen. Darin beſteht unſere ganze Bekanntſchaft, und an der Hundertfünfzigthalergeſchichte iſt natürlich kein wahres Wort."

„Ich dachte mir das Verhältniß ungefähr auf die gleiche Weiſe," erwiederte der Diſtriktsattorney, „und habe Euch deßhalb auch nicht rufen laſſen, um Zeugniß abzugeben. Es wird genügen, wenn Ihr dieß Einmal vor den Geſchwornen thut!"

„Wie," rief die Gräfin halb erſchrocken, „ich ſoll vor den Geſchwornen Zeugniß ablegen? Muß denn das ſeyn? Könnt Ihr den elenden Menſchen denn nicht vorher henken laſſen oder doch in's Zuchthaus ſchicken, ehe Ihr mir die Laſt aufbürdet, öffentlich Zeugniß ablegen zu müſſen?"

Dabei ſah ſie den Staatsanwalt ſo ſchmachtend und liebevoll an, daß er um eines zweiten ſolchen Blickes willen im Stande geweſen wäre, ein ganzes Dutzend auf Einmal hängen zu laſſen, wenn's irgend gienge.

„Seyd ohne Sorgen," erwiederte er, ihre Hand ſanft

drückend. „Ihr werdet ſo zart und rückſichtsvoll behandelt werden, wie eine Dame Eures Standes es verdient und wie es meine ſchöne Freundin von mir erwarten mag. Ich kann mir wohl denken, wie es Euer Zartgefühl verletzt, vor einem größeren Publikum zu erſcheinen und beſonders noch in einem Fall, wo Ihr doppelte Urſache habt, indignirt zu ſeyn, da Ihr gegen einen Undankbaren, gegen einen frechen Aufdringling Zeugniß ablegen müßt."

Die Frau Gräfin konnte nicht umhin, ihrem Freunde einen dankbaren Blick zuzuwerfen und dieſer Blick überzeugte den Staatsanwalt vollends von der Falſchheit der Ausſagen Ludwig's. Deſſenungeachtet blieb dieſer hartnäckig bei ſeiner Angabe, und ſelbſt als ihm der Staatsanwalt ſpäter Minetens Entgegnung vorhielt, ließ er ſich nicht von ſeiner rüden Ausſage abbringen.

„Komme ich vor die Geſchwornen," erwiederte er ruhig, „ſo muß die Frau Gräfin den Zeugniß ablegen. Ich will dann ſehen, ob ſie mir ins Geſicht hinein abläugnet, mir die hundertundfünfzig Thaler gegeben zu haben. Ich will dann auch ſagen, warum ſie mir das Geld gab, und auch dieſes, „Warum" wird ſie nicht in Abrede ziehen, wenn ſie nicht ſchlechter als ſchlecht geworden iſt."

Gerade ebenſo hielt er es mit Tom und Billy. „Wenn ſie mir vor den Geſchwornen gegenüber ſtehen," ſagte er, „ſo müßten es ganz verhärtete Böſewichter ſeyn, wollten ſie behaupten, von mir je etwas bekommen zu haben, ja mich nur zu kennen." — Er dachte nicht daran, daß man die zwei Burſchen bereits mit ihm confrontirt hatte, ohne daß er nur das Geringſte davon wußte! Er dachte nicht daran, daß dieſe

bereits bei ihrem Eide und unter Umſtänden auf ihn ausgeſagt hatten, die eine Widerlegung faſt zur Unmöglichkeit machten!

Weil nämlich der Prozeß ſo großes Aufſehen erregte und weil der Gefangene ſteif und feſt behauptete, von den beiden Hauptzeugen gegen ihn lediglich nichts zu wiſſen, beſchloß der Unterſuchungsrichter genau zu unterſuchen, ob denn dieſe zwei Burſche ihrer Sache ſo gewiß ſeyen oder nicht. Er ließ daher eines Tages den gefangenen Ludwig Wagner in's Verhörzimmer bringen und inmitten der Zuſchauer hinſtellen. Dieſe fanden ſich natürlich jederzeit in großer Maſſe ein, denn ein derartiger Prozeß zieht eine gewiſſe Claſſe von Menſchen immer bedeutend an. Ja, oft häuften ſich die Neugierigen der Art, daß man genöthigt war, Polizei aufzuſtellen, um das zu große Gedränge zu vermeiden. So war auch dießmal der Saal gedrängt voll, denn die Abſicht des Richters blieb nicht ganz verborgen, ſondern war durch eine Zeitungsnachricht ſogar unter's Publikum gedrungen, wie denn in einem Lande, wo die Preßfreiheit ſo florirt, wie in Nordamerika, Nichts verborgen bleiben kann, auch das nicht, was beſſer verborgen bliebe, wenigſtens für eine Zeit lang. — Die Zuſchauer mußten alſo einen großen Halbbogen formiren, in deſſen Mitte Ludwig Wagner geſtellt wurde, als ſey er auch der Zuſchauer einer. Hinter dieſem Halbkreiſe ſtanden die übrigen Anweſenden acht Mann hoch und waren der Dinge begierig, die da kommen ſollten. Vorher war ihnen anbefohlen worden, ſich ſtill und ruhig zu verhalten und beſonders kein Zeichen von ſich zu geben, es möge vorkommen, was da wolle. Nun führte man zuerſt den Tom in's Nebenzimmer, von welchem eine Thüre in den Gerichtsſaal führte.

Dieſe Thüre war verſchloſſen, aber es war ein Loch hinein gebohrt, daß man den ganzen Saal bequem überſehen konnte.

„Tom,“ ſagte der Richter zu dem Gefangenen, „Ihr kennt doch den Falſchmünzer Wagner genau?“

„Ob ich ihn kenne!“ erwiederte Tom. „Wir kamen ja alle Wochen zuſammen, wo er uns wieder mit friſchen Banknoten aushalf!“

„Nun, Tom,“ fuhr jetzt der Richter fort, „ſeht einmal durch dieſes Loch hier und ſagt mir, in welcher Reihe im Saale draußen ſteht Ludwig Wagner und der wievielte iſt er in dieſer Reihe, von links an gezählt?“

Tom ſtellte ſich an das Loch und brauchte keine zwei Minuten, ſo erklärte er, Ludwig Wagner ſtehe in der erſten Reihe und ſey der ſiebzehnte Mann von links an gezählt. — Es war ſo!

Nun wurde Tom wieder abgeführt und Billy trat an ſeine Stelle. Auch dieſem legte der Richter dieſelbe Frage vor, und auch dieſer beantwortete ſie eben ſo richtig. Konnte nun der Richter daran zweifeln, daß Ludwig Wagner lüge, wenn er behauptete, weder den Tom noch den Billy zu kennen, oder je etwas mit ihnen zu thun gehabt zu haben? Freilich das ſah der Richter nicht, und auch ſonſt Niemand bemerkte es auffällig, daß der alte O'Neill, welcher ſich überhaupt ſtets zu allen Verhandlungen ſeit dem Beginn des Prozeſſes einfand, gerade hinter dem Gefangenen ſich aufgepflanzt hatte und mit ſo unverwandtem Blicke auf dieſen niederſah, daß ein aufmerkſamer Beobachter wohl denken konnte, es liege eine Abſicht zu Grunde. Allein an einem ſolchen Beobachter fehlte es, da Ludwig's Vertheidiger, den man ihm von Amtswegen geſtellt hatte,

weder unter die ausgezeichnetſten Rechtsgelehrten, noch überhaupt unter die ſcharfſinnigſten Menſchen gehörte. Von Amtswegen aufgeſtellte Vertheidiger haben meiſt geringen oder gar keinen Werth; einen eigenen Anwalt aber zu bezahlen, dazu reichten die Mittel nicht, wie leider in den meiſten Fällen, wo Deutſche in Amerika eines Verbrechens angeklagt ſind. In dieſem ſpeziellen Falle gab es aber noch einen beſondern Grund hiefür, und um dieſen dem Leſer auseinanderſetzen zu können, müſſen wir auf den Tag zurückgehen, der dem folgte, an welchem Ludwig Wagner verhaftet wurde.

Seit Maria zu Vater Gutbrod gebracht worden war, verließ ſie Roſa keinen Augenblick mehr. Sie wurde in warme Decken gehüllt und ſo verpflegt, wie es ihr aufgeregtes Weſen erforderte. Der krankhafte Zuſtand ſchien auch bald nachzulaſſen; allein mit dem beſſern körperlichen Wohlbefinden wollte ſich doch nicht auch ein klares geiſtiges Bewußtſein einſtellen. Im Gegentheil, ſie fieng an zu phantaſiren und ließ keinen Augenblick darin nach. Man machte nun Eisumſchläge und brauchte noch ſonſtige Abkühlungsmittel. Es ſchien dann, daß die Fieberhitze nachließ und die Kranke verfiel in einen tiefen Schlaf, aber nur, um mit noch verwirrteren Phantaſien wieder zu erwachen.

„Die Andere, die Andere!“ ſtieß ſie zu einer Zeit heftig hervor, während ſie zu einer andern Zeit nur leiſe, leiſe vor ſich hinflüſterte. Nunmehr ſchrie ſie plötzlich laut auf und kreiſchte: „Ehebrecher, Brandſtifter, Falſchmünzer“; dann ſchien es wieder, ſie beſinne ſich, denn ſie hielt ihren Kopf mit beiden Händen und ſprach leiſe in ſich hinein: „Stille, ſtille, ich darf ihn nicht verrathen, ſie hängen ihn ſonſt.“

So ging es fort den ganzen langen Tag und die ganze Nacht hindurch. In aller Frühe kam der Arzt, der beſtellt worden war. Er ſetzte ſich an das Bett der Kranken, befühlte ihren Puls und beobachtete ſie wohl eine Stunde lang. Der Arzt war ein lang erprobter Freund des Hauſes und Keiner von denen, die ſich mit ihrer Wiſſenſchaft auch in den Fällen wichtig machen, in denen ſie überzeugt ſind, daß alle Kunſt nur Stückwerk iſt. Nachdem er ſeine Beobachtungen angeſtellt, nahm er den Vater Gutbrod zur Seite und deutete nur einfach nach ſeinem Kopfe.

„Hier ſind alle Arzneien vergeblich," ſagte er. „Körperlich mag Frau Maria in wenigen Tagen vollends genesen, aber geiſtig, daran zweifle ich. Sie hat eine heftige Gehirnerſchütterung erlitten, eine zu große Anſpannung der Nerven hat ſtattgefunden. Kurz, mit Einem Worte, ſie iſt wahnſinnig."

„Und hier ſollte keine Rettung möglich ſeyn?" fragte Vater Gutbrod tief erſchüttert.

„O man hat Beiſpiele," erwiederte der Arzt. „Es ſind ſchon derartige Fälle vorgekommen. Wenn ein Ereigniß eintritt, das eine eben ſo heftige Gegenerſchütterung hervorbringt, dann iſt's möglich. Aber, aber — macht Euch keine Illuſionen, ſolche Fälle kommen vor, aber wie oft kommen ſie vor?"

Sie mußten ſich in das Unvermeidliche fügen. Das Einzige, was der Arzt verordnete, war Ruhe und Sichgehenlaſſen. „Laßt ſie gewähren, laßt ſie im Hauſe herumgehen, wie ſie will und wünſcht. Ihr Wahnſinn iſt unſchädlicher Natur. Sie thut Niemanden etwas zu Leide. Vielleicht kommt doch die Zeit,

wo wieder lichtere Augenblicke eintreten. Vielleicht vermag ſie ſpäter Euch und Ihr Kind wieder zu erkennen."

Es war noch ganz früh am Tage, als der Arzt ſchied; aber doch kamen ſchon einige Nachbarn auf die Gärtnerei, wenn man nämlich Leute, die eine halbe Meile und mehr entfernt wohnen, Nachbarn nennen kann. „Was wollen die ſchon in aller Frühe?" dachte Vater Gutbrod. Er ſollte es aber noch früh genug erfahren. Ein Unglück kommt ſelten allein.

„Habt Ihr die Zeitung ſchon geleſen," rief ihm der Eine derſelben zu. „Wer hätte das gedacht?"

„Ja, wer hätte das hinter dem ſtillen Burſchen geſucht?" rief ein Zweiter; „aber ſtille Waſſer ſind tief. Ich habe ihn immer für einen Duckmäuſer gehalten."

So ging es eine Zeit lang fort, daß Vater Gutbrod gar nicht wußte, was er denken ſollte.

„Da leſt," erklärte ihm endlich ein Dritter, ihm eine Zeitung hinhaltend und auf einen zwei Spalten langen Artikel deutend, gerade in dem Augenblicke, als Roſa in's Zimmer trat. „Ja, ja, man hat ihn endlich, den Schuft von einem Falſchmünzer. Auch mich hat er um drei Thaler gebracht, denn ich kann die ſchlechten Bills, die ich am letzten Markttage eingenommen, nicht mehr loswerden. Und wißt Ihr, wer der Hallunke iſt," fuhr er gegen Roſa gewandt fort, „Niemand anders, als Euer früherer Gehülfe, der Ludwig Wagner."

Roſa wurde nicht blaß vor Schrecken, wie manche zarte Dame wohl geworden wäre. Auch fiel ſie nicht in Ohnmacht oder bekam gar Krämpfe. Nichts von allem dem. Aber roth wurde ſie, ſo roth, daß alles Blut in ihre Wangen getreten zu ſein ſchien, und ihre Augen blitzten, als ob lebendiges

Feuer darin wäre. Noch nie hatte ihr Vater früher den Blick an ihr bemerkt. „Was ſagt Ihr?“ rief ſie und noch nie hatte ihr Vater den Ton von ihr gehört. „Was ſagt Ihr? Ludwig Wagner ein Hallunke? Ludwig Wagner ein Schuft? Ludwig Wagner ein Falſchmünzer? Hallunke, der Ihr ſelbſt ſeyd? Macht daß Ihr hinauskommt, Ihr elender Verleumder! Hinaus, ſage ich, oder ich, ein ſchwaches Mädchen, ich werfe Euch hinaus!“

„Aber um Gotteswillen, was habt Ihr denn?“ ſagte der Mann kleinlaut. „Es ſteht ja Alles da drin gedruckt in der Zeitung! Ihr könnt's ja ſchwarz auf weiß leſen!“

„Dann lügen die Zeitungen, wie Ihr!“ entgegnete Roſa. „Ich ſage Euch, macht, daß Ihr hinauskommt, ich kann ſolche erbärmliche Tropfen nicht vor mir ſehen.“

In der That blieb den freundſchaftlichen Nachbarn, die ſo gerne ihre heimliche Schadenfreude in ſcheinbarer Theilnahme an den Mann gebracht hätten, kein anderer Ausweg, als ſich ſchleunigſt zurückzuziehen. Jetzt erſt ließ die Aufregung nach, die ſich Roſa's bemächtigt hatte. Thränen entſtürzten ihren Augen und laut ſchluchzend warf ſie ſich ihrem Vater in die Arme.

„Still, ſtill,“ ſagte der Vater. „Beruhige dich, mein Kind! Laß mich erſt den Artikel genau durchleſen, damit wir wiſſen, wo wir daran ſind. Dann wollen wir unſern Entſchluß faſſen.“

Roſa gehorchte und der Vater las den Artikel langſam und laut vor. Es war in der That ſo, wie der Leſer bereits weiß. Ludwig Wagner war wegen Falſchmünzerei verhaftet und der Beweiſe, die gegen ihn vorgebracht waren, ſchienen nicht

wenige zu ſeyn. Denn wenn man auch annehmen durfte, daß der Zeitungsartikel in Verſchiedenem übertrieben war, ſo blieb doch genug übrig, um dem armen Burſchen den Hals zu brechen. Vater Gutbrod war daher nicht wenig beängſtigt und ſeine Miene wurde immer düſterer. Doch ſprach er kein Wort. Roſa ſah ihm in die Augen und ſo geſpannt war ihr Blick, als ob Leben und Tod von ſeiner Meinung abhänge.

„Es iſt ein böſer, böſer Fall, Roſa," brach endlich der Vater das Stillſchweigen.

„Vater, Vater!" rief Roſa faſt entſetzt ihn unterbrechend. „Könnteſt du glauben, daß Ludwig ſchuldig ſey?"

„Nein, wahrhaftig," erwiederte Vater Gutbrod, ſeine Tochter in die Arme ſchließend. „So gewiß ich an deine Liebe glaube, mein theures Kind, ſo gewiß glaube ich auch, daß Ludwig Wagner in dieſem Falle unſchuldig iſt."

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung hob Roſa's beklommene Bruſt. „Gott ſegne dich, Vater," rief ſie; „Gott ſegne dich für dieſes Wort." — Und von nun an war's, als ſey ſie von aller Angſt erlöst. Nach einer Weile ging ſie aus dem Zimmer, kehrte aber ſchon nach wenigen Minuten wieder zurück. Sie hatte einen Hut aufgeſetzt und einen Shwal umgeworfen, auch dem Vater brachte ſie Hut und Stock.

„Ich verſtehe dich, Roſa," ſagte dieſer, ſich zum Ausgehen ankleidend. „Du haſt in meiner Seele geleſen. Wir müſſen den armen Ludwig in ſeinem Gefängniſſe aufſuchen, und ihm Troſt bringen, ſo weit es uns möglich iſt."

In wenigen Minuten befanden ſie ſich auf dem Wege nach New-York, und eine Stunde ſpäter ſtanden ſie vor dem Gefängniſſe für Criminalverbrecher, den Tombs.

Sie gewähren keinen ſchönen Anblick, die Tombs, ſo genannt, weil ſie ein lebendiges Grab ſind für Diejenigen, die das Unglück haben, darin eingekerkert zu werden. Sie ſind nur einen Stock hoch, aber ſo maſſiv iſt ihre Bauart, daß man wohl ſieht, wie ein Entrinnen von hier zur Sache der Unmöglichkeit gemacht iſt. Große breite Treppenſtufen führen zu der Säulenhalle hinauf, die den Beſucher in das Innere führt; aber ſo düſter iſt dieſe Halle, ſo wenig vermag das Tageslicht durch dieſe zehn Fuß dicken Mauern mit ihren nur handbreit groß erſcheinenden Fenſtern zu dringen, daß man vermeint, in der That in ein Grabgewölbe zu treten. Ein Schauder erfaßte Roſa, als ſie in's Innere geführt wurde. Wenn ſchon die Außenſeite ſo finſter und unheimlich war, wie mußte es wohl in den Zellen der Gefangenen ausſehen! Aber ſie nahm ſich zuſammen, ſie wollte gefaßt vor Ludwig erſcheinen! —

Es gehört jedoch viel dazu, ruhig auf dieſe Gefängniſſe hinzuſehen. Schwache Nerven möchten leicht davor tödtlich erſchrecken. Denn in der That, es ſind Löcher, ſo dumpfig und feucht, daß die Kaſematten der alten Welt bei einem Vergleich nur gewinnen können. Das wenige Licht fällt durch ein kleines viereckigtes, ſchwer vergittertes Fenſterchen herein, das faſt an der Decke angebracht und nur dadurch zu erreichen iſt, daß man einen Stuhl auf einen Tiſch ſtellt und ſo emporklimmt. Einen ſolchen Luxus, als Tiſch und Stuhl, bekommen aber nur die Reichen im Gefängniſſe, nur Diejenigen, welche von ihren Freunden in den Stand geſetzt werden, den Gefängnißwärter mit Gold mürbe zu machen. Dieſe können ſich auch über die Koſt nicht beklagen, während die Andern, die nicht Alles und Jedes um den vier- und ſechsfachen Preis bezahlen wollen oder können,

mit Welſchkornſuppe und einem Strohſack auf dem bloßen Boden ſich begnügen müſſen.

Es hielt nicht beſonders ſchwer, zu dem Gefangenen zugelaſſen zu werden, und als Vater Gutbrod dem Gefangenwärter ein ſchweres Goldſtück in die Hand drückte, wurde dieſer ſogar ganz höflich und geſchmeidig, ſo weit es ſich nämlich mit ſeiner Natur vertrug. Er führte ſie einen ſchmalen, finſtern Gang entlang, an welchem links und rechts ſchwere eiſerne Thüren ſich befanden. Sie hörten laute, fluchende Stimmen, dann wieder rohes Gelächter und wüſte Reden.

„Erſchreckt nicht, Fräulein," ſagte der Gefangenwärter, „der Ort iſt gerade nicht für zarte Ohren."

Doch Roſa hörte und ſah Nichts. Sie verlangte blos nach Ludwig Wagner. Endlich waren ſie an ſeiner Thüre. Schwere Vorlegeſchlöſſer lagen davor und zum Ueberfluß noch ein eiſerner Riegel, den Roſa kaum zu bewegen vermocht hätte, ſo ſchwer war er.

„Ich halte meine Küchlein unter ſicherer Obhut," meinte der Wärter grinſend, die Thüre öffnend. „Und nun macht's kurz. Eine Viertelſtunde iſt Euch bewilligt; ich will jedoch von freien Stücken noch eine Viertelſtunde dazu thun, denn ich ſehe, Ihr ſeid ein Gentleman und wollt eine Gefälligkeit nicht umſonſt haben."

Nun ſtanden ſich Roſa und Ludwig gegenüber. Sie hatten ſich lange, lange nicht mehr geſehen und jetzt ſahen ſie ſich im Gefängniſſe!

„Roſa, Roſa!" rief Ludwig von ſeinem harten Lager aufſpringend. „Mein Gott im Himmel, ich bin nicht mehr verlaſſen!"

Hand in Hand ſtanden ſie und ſchauten einander in die Augen.

„Roſa, du kommſt, den ſchwer Angeklagten heimzuſuchen?“ ſagte Ludwig weiter. „Kein Menſch auf Erden denkt mehr an mich anders, als mit einem Fluche, und du kommſt zu mir in meine Zelle, als ein ſegnender Engel! Oder hältſt auch du mich für ſchuldig?“

„Ich denke,“ fuhr Roſa heraus, „daß du der beſte und bravſte Menſch in der Welt biſt, und wenn Alle dich aufgeben, ſo will doch ich zu dir halten, und auf dich bauen, wie auf einen Fels.“

„Na, na, Kinder,“ meinte jetzt Vater Gutbrod, „bedenkt, ich bin auch noch da! Ihr habt mich, ſcheint's, ganz vergeſſen. Ja, ja, ſo geht's. Wenn zwei junge Herzen ſich treffen, ſo wird das Alter als ein unnützes Möbel bei Seite geworfen.“

„Vater!“ rief Roſa, und hieng ſich an ihn.

„Verzeiht, Vater Gutbrod,“ ſagte Ludwig, „ich hab' mich vom Augenblicke hinreißen laſſen.“

„Hat's ſich was zu verzeihen!“ meinte der ehrliche Alte lächelnd, und gab dem Ludwig ſeine Rechte, während er die Tochter mit der Linken ſanft an ſich drückte. „War in meiner Jugend kein Haar breit anders. Und — warum ſoll ich's verhehlen? Ich freue mich darüber, daß Ihr ſo gegen einander denkt; freue mich herzlich darüber. Hab's aber vorausgeſehen, ſchon lange vorausgeſehen. 's konnte gar nicht anders kommen! Doch, Kinder, wir ſind nicht hierher gekommen, um Liebesworte zu wechſeln. Dazu iſt der Ort ſchlecht gewählt und ich denke, Ihr werdet noch Zeit genug dazu finden.

wenn der Ludwig erſt wieder da heraus iſt, wo er jetzt ſteckt. Wir müſſen jetzt an ernſthafte Sachen denken."

Nun mußte ihm Ludwig ganz genau erzählen, was man ihm zur Laſt lege, und umgekehrt auch das, was er von der Sache überhaupt wiſſe, und wie er etwa glaube, daß Alles gekommen ſey. Allein da war guter Rath theuer. Ludwig wußte wohl ganz genau, was man ihm aufbürdete; aber wie die Sachen, welche den Verdacht auf ihn wälzten, in ſein Haus gekommen waren, davon hatte er gar keine Ahnung. Er konnte mit beſtem Wiſſen und Willen auf Niemanden einen Verdacht werfen. Noch weniger konnte er ſich einen Grund denken, warum Tom und Billy auf ihn ausſagten, warum ſie behaupteten, von ihm das falſche Geld erhalten zu haben, während er ſie doch gar nicht kannte, ja ſeines Wiſſens im Leben noch nie geſehen hatte.

„'s ſieht wirklich aus, als ob du ſchuldig wäreſt," ſagte Vater Gutbrod nach einer Weile, „und doch weiß ich ſo gewiß, als ich an die ewige Seligkeit glaube, daß keine Schuld an dir iſt. — Haſt du den Vorfall mit Maria ſchon zu Protokoll gegeben?" fragte er weiter.

Ludwig verneinte.

„So laß es dabei bewenden," fuhr er fort, „ſag', wenn man dich fragt, wo du in jener Nacht warſt, du habeſt eine arme Verwandte zu mir gebracht. Das kann ich mit gutem Gewiſſen bezeugen. Die Leute brauchen vorderhand nicht zu wiſſen, was mit der Maria vorgegangen iſt, denn ich mein' immer noch, es knüpft ſich ein Geheimniß daran, das leichter entdeckt wird, wenn die Verbrecher denken, ſie habe ihren Tod im

Waſſer gefunden, als wenn ſie wiſſen, daß ſie leb. Ueberdieß will es mir nicht aus dem Kopf, der Mord der Maria hänat mit keiner Geſchichte zuſammen, und wenn der ein verdammt pfiffiger Kerl war, der dieſe Geſchichte erfand, ſo müſſen wir Liſt mit Liſt überwältigen."

Indem ſtreckte der Gefangenwärter ſeinen Kopf herein. „Ich muß Jemanden zu Nro. 25 laſſen," ſagte er; „ſo lange will ich Euch noch Zeit nennen. Dann aber iſt's aus für heute. Alſo ſputet Euch."

„Die Zeit vergeht ſchnell," meinte Vater Guthrot. „Wir wollen alſo das Wichtigſte nicht vergeſſen. Ich halte nicht viel auf die Advokaten. Die kennen zwar an dem Recht und Geſetz mäckeln und winden und drehen, aber in deinem Fall hilft's Mäckeln und Winden nicht viel. Wir müſſen die eigentlich Schuldigen herausfinden, damit du frei ausgehſt. Falſchmünzer ſind da, ſo viel iſt ſicher; ſonſt hätte man die falſchen Bills und Platten nicht bei dir finden können. Ein Advokat könnt's nun höchſtens bei dir ſo weit bringen, daß man dich nicht für den Alleinſchuldigen hält, aber vielleicht auch ſo weit, daß man keine mindere Schuld zuzieht. So lange aber die Wirklichſchuldigen nicht ſtatt deiner im Gefängniß ſitzen, ſo lange muß ein Verdacht auf dir ruhen bleiben. Ich halte daher dafür, wir ſuchen die eigentlichen Falſchmünzer herauszubringen, und wenden uns an Einen, der dieß bewerkſtelligen kann. Dazu iſt aber nur Ein Mann in New-York fähig, und deſſen Hülfe wollen wir in Anſpruch nehmen. Wenn alſo der alte Hayes zu dir in's Gefängniß kommt, ſo ſey ſo offen gegen ihn, als ſtündeſt du vor deinem Beichtvater. So, nun nehmt Abſchied, Kinder; und du, Ludwig, ſey getroſten Muthes; in allen Nöthen

hat noch ein feſtes Herz und ein ſicheres Zutrauen in Den, der über uns Allen wacht, geholfen.

Jetzt hörten ſie die Schlüſſel des Gefangenwärters.

„Baue feſt auf mich,“ flüſterte Roſa, und Ludwig zog ſie ſanft an ſich und drückte den erſten Kuß auf ihre Lippen. Als ihn ein paar Sekunden darauf der Gefangenwärter wieder feſt eingeriegelt hatte, war ihm ganz anders zu Muth, als eine halbe Stunde zuvor. Er maß das kleine Zellenloch mit langen Schritten, und laut aufjauchzen hätte er mögen bei dem Gedanken, daß doch zwei Menſchen an ihm hingen mit inniger Liebe und feſtem Vertrauen. Das Eis, das bis jetzt ſein Verhältniß zu Roſa umgeben, war plötzlich gebrochen. So giebt es kein Unglück, an dem nicht auch ein Stück Glück hinge.

Vater Guthred und ſeine Tochter aber ſchritten haſtig dem Broadway zu und bogen von da in die Leonhardsſtreet ein.

In der Leonhardsſtraße in New-York wohnte damals ein in ſeiner Art eben ſo berühmter als merkwürdiger Mann, der Detektivoffizier Hayes. Unter Detektivoffizieren verſteht man in New-York Polizeileute, die „im Geheimen“ fungiren. Sie ſind nicht dazu da, um politiſch Anrüchige auszuſpioniren, ſondern um berüchtigte Diebe, Einbrecher, Falſchmünzer und ſonſtige Verbrecher auszufinden, welche für die gewöhnliche, offene Polizei zu klug und raffinirt ſind, um ſich je von ihr abfaſſen zu laſſen. Dieſe „geheime Polizei“ ſteht allerdings im Sold der Stadt, wie die andere Polizei, ſie wird aber nicht zu gewöhnlichen Polizeidienſten verwendet, ſondern ſteht ſo zu ſagen unabhängig da, und handelt bei Aufſpürung eines Verbrechers ganz nach eigenem Gutdünken. Man wählt, wie ſich das von

ſelbſt verſteht, nur die klügſten Männer zu ſolchen Poſten, Männer, die mit Schlauheit, Menſchenkenntniß und Ortsſinn eine große Energie und noch größeren perſönlichen Muth verbinden, da ſie alle dieſe Eigenſchaften bei der Gefährlichkeit ihrer Gegner in hohem Grade nöthig haben. Auch die pecuniären Ausgaben, die ein ſolcher geheimer Agent oft und viel in Ausübung ſeines Amtes zu machen hat, ſind nicht gering, da er nicht blos Orte und Geſellſchaften beſuchen muß, zu denen das Entrée nicht gering iſt, ſondern da er auch in nicht wenigen Fällen als reicher Gentleman verkleidet aufzutreten genöthigt wird, und durch Beſtechung von Dienſtboten, Commis und dergleichen hie und da mehr zu erreichen iſt, als durch die klügſten Spionagen. Es verſteht ſich daher ganz von ſelbſt, daß Privatleute oder Privatinſtitute, wie Banken, kaufmänniſche Etabliſſements u. ſ. w., denen an der Entdeckung eines Diebes, Einbrechers, Fälſchers oder dergleichen oft beſonders viel gelegen iſt, den Detectivofficier, den ſie mit der Verfolgung und Einbringung des Diebes beauftragen, auch mit der gehörigen Summe Geldes unterſtützen, damit er in ſeinen Machinationen nicht gehemmt iſt. Was kann einer Bank, wenn ſie um Hunderttauſende betrogen iſt, daran liegen, Tauſend oder Zweitauſend baar aufzuopfern, um den Dieb der Hunderttauſende herauszubringen? Und ſollte ein großer Kaufmann, dem mittelſt eines kühnen Einbruchs ſein ganzes Magazin an Geld- oder Seidewaaren geleert wurde, nicht ſogar Zehntauſende daran ſetzen, ſein zwanzigmal ſo viel werthes Eigenthum wieder zurück zu bekommen?

Einer der berühmteſten dieſer Detectivofficers, ja wohl durchaus der berühmteſte derſelben, war ſeiner Zeit William

Hayes. Es war ein großer, magerer Mann, der in ſeiner Jugend eine außergewöhnliche Stärke gehabt haben mußte, da er jetzt in hohem Alter noch kein zu verachtender Gegner war. Seine Augen ſchauten ſo klug und durchdringend unter ſeinen dicken Brauen hervor, daß man unwillkührlich den Blick vor denſelben ſenken mußte. Sein Geſicht drückte Ehrlichkeit und ſelbſt eine Art Humor aus, der ſonſt bei den Amerikanern äußerſt ſelten iſt. Zu der Zeit, von der wir ſprechen, hatte er ſich vom Dienſte zurückgezogen, da er die Siebzig bereits paſſirt hatte; allein ſein Ruf war ſo feſt gegründet in der Geſellſchaft, daß er in beſonders wichtigen Fällen noch immer wenigſtens zu Rath gezogen wurde, wenn er es auch ablehnte, perſönliche Dienſte zu thun, für die er ſich nicht mehr kräftig genug fühlte, oder vielmehr, die ihm nunmehr zu beſchwerlich wurden. Es war aber nicht blos der Muth, der Verſtand, die Weltkenntniß, die Erfahrung, die dieſen Mann auszeichneten, ſondern noch mehr wurde an ihm, von näheren Bekannten wenigſtens, ſeine Geradheit, ſeine derbe Biederkeit bewundert. Man hat einige wenige Beiſpiele von Advokaten, die nur ſolche Prozeſſe annehmen, von deren rechtlicher Grundlage ſie überzeugt ſind, die aber dem Armen, der von dem Reichen um ſeine Habe beſchwindelt worden iſt, ebenſo gern (und ſogar unentgeldlich) dienen, als dem vermögenden Manne, der ihre Dienſte mit Geld aufzuwiegen vermag. Gerade ſo ſtand es auch mit William Hayes. Und darum war er nicht blos wegen ſeiner Geſchicklichkeit als erſter Diebsfänger New-Yorks berühmt, ſondern er wurde auch eben ſo verehrt, geachtet und geliebt, als nur irgend ein Biedermann geliebt und verehrt ſeyn kann. Die Stadt New-York war auch dankbar für ſeine Dienſte, und noch

jetzt kann man ſein Bildniß in Lebensgröße in einem Saale des großen Marmorrathhauſes New-Yorks aufgeſtellt ſehen, als Beweis der Anhänglichkeit an die Tugenden und Leiſtungen dieſes Mannes.

Nach der Wohnung dieſes berühmten Greiſes lenkte Vater Gutbrod ſeine Schritte. Derſelbe lebte hier in voller Zurückgezogenheit vom Ertrag deſſen, was er ſich mühſam erworben, ausruhend auf den Lorbeeren, die ihm in hohem Maaße geworden.

„Ich hoffe, wir treffen ihn, Roſa,“ ſagte Vater Gutbrod, als ſie ſich dem beſcheidenen Hauſe näherten. „Und wenn Er die Sache in die Hand nimmt, ſo glaube ich, ſind wir bald aller Gefahr überhoben.“

Sie trafen es glücklich. Der alte Hayes war zu Hauſe und eben daran, ſein Frühſtück, ſein zweites nämlich, aus kalter Küche beſtehend (das erſte hatte er ſchon um fünf Uhr in der Früh genoſſen), zu ſich zu nehmen.

„Hebe,“ rief William Hayes, als Gutbrod mit ſeiner Tochter in's Zimmer trat. „Täuſche ich mich, oder ſeyd Ihr's, alter Kamerad? Und das ſchöne Fräulein, das Ihr mit Euch führt? Wahrhaftig, ſollte das die kleine Roſa ſeyn, die immer ſo gerne Blumen im Haare trug? Na, was die ſchön und groß gewachſen iſt!“

„Habt immer noch ein gutes Gedächtniß, alter Hayes,“ erwiederte Vater Gutbrod. „'s iſt wirklich die kleine Roſa.“

„Nun, nehmt Platz, Freund,“ mahnte jetzt Hayes, „und Ihr Fräulein, nehmt den Ehrenſitz ein. Ihr dürft mir's nicht abſchlagen, einen Biſſen zu Euch zu nehmen, und ein

Schlückchen mit Zucker kann bei einem ſo nebligten Morgen auch nicht ſchaden."

Sie mußten ihm ſchon den Willen thun, ſonſt wäre er gewiß böſe geworden.

„Vom Gedächtniß habt Ihr geſprochen?" ſagte Hayes, den Faden des Geſprächs wieder aufnehmend. „Ja das Gedächtniß iſt noch gut genug, auch das Gehör und das Geſicht; aber die Füße wollen nicht mehr recht pariren. Die ſind manchmal wetterwändiſch. Gut, daß ich anno dazumal, — Ihr wißt wohl, von was ich ſpreche — ein Paar jüngere hatte, ſonſt ſäße ich nicht hier und plauderte mit Euch."

„Ho," lachte Vater Gutbrod, „ſpringen konnten Ihr damals. Ich muß noch lachen, wenn ich d'ran denke, ob's gleich eigentlich nicht zum Lachen war."

„Ei warum nicht, wenn's vorbei iſt," meinte der alte Hayes. „Uebrigens hätt' mich all' mein Springen doch nichts geholfen, wenn Ihr nicht geweſen wäret. Ja, ja, damals hätten ſie den Hayes abgethan, wie man ein Reh abthut, wenn Ihr mir nicht durchgeholfen hättet. Aber ich hab's Ihnen ſpäter doch eingetränkt; ich hab' ſie alle gefangen, Einen nach dem Andern, und alle Viere ſind gehenkt worden. Verdammte Schurken, die!"

Roſa merkte nun wohl, daß er von einem ſeiner früheren Abenteuer auf ſeiner gefährlichen Laufbahn ſprach, wobei ihm ihr Vater hülfreiche Hand geleiſtet hatte.

„Ihr müßt doch viele halsbrecheriſche Fahrten mitgemacht haben," bemerkte ſie gegen ihn.

„Traurige und luſtige, waghalſige und leichte, — Alles durcheinander, wie's der Hirt zum Thore hinaustreibt," be-

merkte Hayes. „Aber damals wär's mir doch faſt an's Leben gegangen, ohne Eures Vaters Hülfe.“ „Und Ihr,“ wandte er ſich an dieſen, habt mir nicht einmal Gelegenheit gegeben, Euch einen Gegendienſt zu leiſten. Müßt dazu thun, Freund, müßt dazu thun, denn 's wird nicht mehr zu lange anſtehen, ſo trete ich meine letzte Fahrt nach Greenwood an.“

Der alte Mann hatte Recht, denn ein Jahr darauf oder etwas darüber wurde er richtig auf Greenwoodcemetry, d. i. dem berühmten Kirchhofe der Stadt New-York auf Longisland begraben. Damals aber ſah man's ihm noch nicht an, und Viele hätten ihn eher für einen Fünfziger ſtatt einen Siebenziger gehalten.

„Das hat noch gute Wege,“ meinte daher auch Vater Gutbrod. „Ihr ſeht noch aus, als ob Ihr von Neuem auf Abenteuer ausgehen wolltet. Und wie, wenn ich gekommen wäre, Euch ein ſolches zu verſchaffen? Wie, wenn ich Euch jetzt um die Gegengefälligkeit bäte, die Ihr mir damals verſprochen habt?“

„Habt was auf dem Herzen?“ erwiederte raſch der alte Mann. „Heraus damit. Wenn's in meinen Kräften liegt, ſo thue ich's, oder ich will nicht William Hayes heißen.“

„Es betrifft einen Vetter oder vielmehr einen jungen Freund,“ erzählte nun Vater Gutbrod. „Derſelbe iſt angeklagt, falſch Geld gemacht zu haben und hat's ebenſo wenig gethan, als Ihr oder ich.“

„Oh,“ rief Hayes, der mit allen Tagesneuigkeiten auf's Genaueſte vertraut war und noch immer allen Ereigniſſen, die ſich in dieſer großen Stadt drängten, volle Aufmerkſamkeit ſchenkte; „oh, Ihr meint den Ludwig Wagner, der vorgeſtern

Nacht eingebracht wurde. Aber da liegen ja die klarſten Beweiſe vor!“

„Glaubt's nicht,“ wandte jetzt Roſa, die ſeither faſt ſtill dageſeſſen, hitzig ein; „glaubt's nicht; Ludwig iſt der ehrlichſte, der bräuſte Menſch von der Welt, und es iſt nur ein teufliſches Complott gegen ihn.“

„Aha,“ ſagte Hayes mit ſcharfem Blick auf die hoch erröthende Roſa, „aha, ich merke, wie's ſteht. Fräulein Roſa iſt verliebt, und darum muß der Geliebte unſchuldig ſeyn.“

„Er iſt's auch,“ verſetzte Vater Gutbrod, „oder es giebt gar keinen ehrlichen Menſchen mehr auf der Welt. Laßt Euch einmal den Fall erzählen.“

Nun ſetzte er die ganze Sache auseinander. Das ganze Leben Ludwig's, ſo weit er es kannte, rollte er vor dem eifrig zuhörenden Hayes auf und beſonders genau auch beſchrieb er die Ereigniſſe der Nacht, in welcher Ludwig die arme Maria rettete und dann bei'm Nachhauſekommen ſelbſt verhaftet wurde. Als er geendet hatte, gieng Hayes eine gute Weile im Zimmer auf und ab, ohne ein Wort zu ſprechen.

„Und ſie iſt jetzt wahnſinnig?“ fragte er endlich. „Ganz wahnſinnig, daß man gar kein vernünftig Wort aus ihr herausbringen kann?“

„Sie ſpricht blos in abgebrochenen Lauten,“ erwiederte Gutbrod. „Sie erkennt Niemanden und giebt auf keine Frage Antwort. Nur einzelne Worte ſtößt ſie hervor, und faſt immer die nämlichen.“

Wiederum gieng Hayes auf und ab. Endlich ſchien er einen Entſchluß gefaßt zu haben.

„Ich will den Ludwig Wagner im Gefängniß beſuchen,“

ſagte er mit entſchiedenem Tone. „Ich werde ihn anſehen und mit ihm ſprechen. Finde ich, daß er des Vergehens, deſſen man ihn anklagt, nicht ſchuldig iſt, ſo werde ich mich ſeiner annehmen und keine Mühe ſcheuen, die eigentlichen Miſſethäter auszufinden. Dann ſeht Ihr mich morgen ſchon in Eurer Behauſung, damit ich auch die Maria perſönlich ſehe und mir überhaupt die Lokalitäten, wo die Geſchichte ſpielte, betrachte. Ueberzeuge ich mich aber, daß er ſchuldig iſt, und Ihr wißt wohl, daß ich mich faſt noch nie in einem Menſchen getäuſcht habe, dann merkt Ihr's daraus, daß ich nicht komme."

„Dann kommt Ihr ſicher, ganz ſicher," fuhr Roſa heraus; „aber glaubt Ihr auch die Schuldigen entdecken zu können, ehe ſein Prozeß vorkommt? Ach, Meiſter Hayes, Ihr müßt ihn retten; Vater ſagt, Ihr könnt, wenn Ihr wollt!"

„Ein Hundsfott verſpricht mehr, als er kann," erwiederte Hayes ernſt, aber mit liebevollem Blick auf Roſa! „Doch mein Möglichſtes thue ich ſicherlich. Ich hoffe alſo, Euch morgen zu ſehen, denn der junge Mann wird doch wohl das große Zutrauen verdienen, das Ihr in ihn ſetzt. Vorderhand erzählt Niemanden von der Unthat, die an Frau Maria begangen werden ſollte; beſonders aber ſchweigt davon, daß ich in Ludwig's Sache thätig ſeyn werde. Die Schufte von Dieben und Falſchmünzern ſollen auf dem Glauben bleiben, ich habe mich ganz vom Geſchäft zurückgezogen, ſonſt werden ſie mir zu vorſichtig." — „Pſt! Schämt Euch, alter Freund," wandte er ſich zuletzt an Vater Gutbrod. „Mir Geld geben wollen! Ich dächte, wir ſtänden noch in Abrechnung und Ihr bekommt immer noch von mir heraus. Auf Wiederſehen, hoffe ich, morgen Mittag."

Wenn der Officer Hayes früher eine Sache übernahm, ließ es ihm keine Minute Ruhe, bis er Alles glücklich zu Ende gebracht hatte. Gerade ſo war es auch jetzt noch. Kaum hatte ſich Vater Gutbrod mit ſeiner Tochter entfernt, ſo befand ſich auch Hayes ſchon auf dem Wege nach den Tombs. Der Gefängnißwärter wunderte ſich nicht wenig, als er den alten Mann, der ſich ſchon ſeit einigen Jahren „vom Geſchäft“ zurückgezogen hatte, wieder erblickte.

„He,“ rief er ihm zu, „auch noch auf den Beinen? 's iſt ſchon lange, daß Ihr mir kein Contingent mehr geliefert habt. Wollt Ihr wieder an die Arbeit? Da werden die Nachtvögel ſchiefe Geſichter ſchneiden, denn ſeit Ihr auf Euren Lorbeeren ausruht, brauchen ſie ſich nicht halb ſo arg mehr in Acht zu nehmen.“

„Stille, Stille!“ erwiederte Hayes. „Kein Menſch darf ahnen, daß ich hier geweſen bin. Und da habt Ihr was, damit Ihr ſtillſchweigen könnt.“ Damit drückte er ihm ein Goldſtück in die Hand. „Und nun,“ fuhr er fort, „reinen Mund gehalten. Fragt Jemand, was ich hier gethan habe, ſo ſagt nur, wir ſeyen ſo alte Freunde, daß wir einander hie und da beſuchen und nur Euch allein habe meine Anweſenheit gegolten, Niemand Anderem. Jetzt ſchließt mir Nro. 37 auf.“

Nach wenigen Minuten ſtand er im Gefängniß des Ludwig Wagner. Lange blieb er dort eingeſchloſſen, denn ein Detektiv-Officer hat das vollkommenſte Recht des Zutritts in die Zellen der Gefangenen, da man auf der einen Seite nur gänzlich zuverläſſige Männer zu ſolchen Poſten erwählt, und auf der andern Seite die genaue Beobachtung eines Ge-

fangenen oft und viel zu ſchnelleren Enthüllungen und Entdeckungen führt, als alle inquiſitoriſchen Fragen des Richters zu thun vermögen. Der erfahrene und kluge Hayes ſah auch gar bald, daß er hier ganz und gar keinen Verbrecher vor ſich habe. In der Beziehung war er ſchon nach wenigen Minuten mit ſich im Reinen; allein er wollte den Ludwig nicht verlaſſen, ohne wenigſtens einen Anhaltspunkt zu ſeinen weitern Forſchungen mitzunehmen. Ludwig Wagner mußte ihm daher ſeine ganze Lebensgeſchichte erzählen und oft fragte Hayes nach Dingen, die einem Dritten ganz gleichgültig und als gar nicht zur Sache gehörig erſchienen wären. Hayes führte auch kein Protokoll, nicht einmal Notizen machte er ſich; ſondern er nahm das Erzählte in ſeinem Gedächtniß auf, um es dort feſt verwahrt zu halten, und nach zwei Stunden ſtand der Lebenslauf Ludwig's mit allen ſeinen Plänen und Wünſchen ſo klar im Kopfe des Inquirenten, als ob er ſelbſt der Inquiſit geweſen wäre. Aber ſonderbar, ſo ſehr er auch auf jede Kleinigkeit Acht hatte, ſo konnte er doch Nichts herausfinden, das auf einen perſönlichen Feind des Ludwig hingewieſen hätte, auf Einen, der aus Rachſucht den Ludwig in dieſe Patſche gebracht hätte. Wenn alſo ein Dritter dem Ludwig die Falſchmünzerapparate und falſche Banknoten in's Haus praktizirte, ſo mußte es dieſer Dritte aus einem andern Beweggrunde gethan haben, etwa um ſich ſelbſt ſicher zu ſtellen, um den Verdacht, der vielleicht bereits rege war, auf einen Andern abzuwälzen. Wäre ein perſönlicher Feind dagewesen, ſo waren die Nachforſchungen viel leichter; ſo aber ſtand das Auffinden des eigentlich Schuldigen in weitem Felde und war mit weit mehr Schwierigkeiten verknüpft. Doch

verzweifelte Hayes keinen Augenblick daran, ſein Ziel zu erreichen. Hätte er nur den Tom und den Billy, die Hauptzeugen gegen Ludwig, aufſuchen und inquiriren dürfen! Allein das durfte er nicht, weil er ſich ſonſt offenbar das ganze Spiel verdarb. Die konnten ja, wenn ſie wußten, daß Hayes in ihre Karten zu ſehen ſich untermaß, durch ihren Rechtsbeiſtand den wirklichen Falſchmünzern ſogleich Nachricht zukommen laſſen! Die alſo durften keinen Augenblick von dem Glauben abkommen, daß Ludwig als der wirkliche Verbrecher angeſehen werde! Sonſt hätten ja Diejenigen, die man finden wollte, einen Wink bekommen, der ſie zu doppelter und dreifacher Vorſicht antrieb!

Aber halt, da fiel dem Hayes ſchon ein Punkt ein, der zu Etwas führen konnte. Wer war denn der Rechtsbeiſtand der beiden Burſche, die ſo feſt und beſtimmt gegen Ludwig ausſagten? Das mußte wenigſtens darüber Licht geben, mit wem die Burſchen ſonſt noch in Verbindung ſtanden! Daraus konnte man erfahren, ob ſie einen Protector in der Stadt hatten oder nicht!

Am meiſten Licht über die ganze Sache hätte natürlich die Frau Maria geben können, und Hayes beſchloß, dieſelbe genau zu beobachten, ob ſich nicht aus ihren irren Reden Etwas herausfinden laſſe, das auf eine Spur führe. Ludwig mußte ihm auch den Vorfall auf dem Fultonmarkt mehr als ein halb Dutzendmal wiederholen, und ebenſo die Scene in der Nacht ſeiner Verhaftung, wo er die Maria aus ihrem naſſen Grabe rettete.

„Wißt Ihr ganz ſicher und gewiß, daß Ihr den Mann, den Euch Maria auf dem Fultenmarkte bezeichnete, nicht aus

dem Auge verlort, als Ihr ihn den Broadway hinauf verfolgtet?" fragte Hayes am Schluſſe der Erzählung.

„Ich kann darauf ſchwören," erwiderte Ludwig.

„Und dieſer Mann war Graf Plecki? Und kein Anderer?"

Auch dieſe Frage bejahte Ludwig auf's beſtimmteſte.

„Und die Perſon, die in der verhängnißvollen Nacht Euern Nachen losband, und auf dem Harlem fortruderte, war Maria und keine Andere?"

Dieſe Frage konnte Ludwig nicht ſo beſtimmt beantworten. Er glaubte zwar, daß ſie es geweſen ſey, aber er wußte es nicht. Ebenſo wenig konnte er genau angeben, wo dieſe Perſon gelandet und ausgeſtiegen ſey. Es war zu dunkel und gieng zu ſchnell für ihn vorüber, um genaue Notiz davon geben zu können. Nur die Geſtalt auf dem Waſſer und der grelle Ruf: „Mörder, Mörder, Mörder," wollte ihm nicht aus dem Gedächtniß.

„Aber, das wißt Ihr ſicher, daß die hundertfünfzig Thaler, die in Eurer Schreibcommode gefunden wurden, die nämlichen waren, welche Euch früher von der Frau Gräfin Plecki und ihrer Mutter ausbezahlt wurden?"

„So ſicher weiß ich dieß, als ich auf die ewige Seligkeit hoffe," erwiederte Ludwig. „Ich habe die Rolle Banknoten nicht mehr angerührt, ſeit ich ſie dorthin gelegt; denn ich betrachtete dieß Geld als Sündengeld und wollte es nie für mich ſelbſt verwenden."

Nachdem Hayes Alles erfahren, was er erfahren konnte, machte er ſich auf den Weg nach der Gärtnerei Vater Gutbrod's. Vom Gefängnißwärter hatte er zuvor den Namen des Advokaten der zwei Burſchen Tom und Billy in Erfahrung

gebracht, und nicht wenig wunderte er ſich, daß dieſer Advokat zugleich der Hausanwalt O'Neill's, des Gutsherrn Ludwig's ſey.

„Werde mich etwas näher um dieſen Herrn O'Neill bekümmern müſſen," dachte er, „obgleich Ludwig nicht den geringſten Verdacht auf ihn hat."

Es war ſchon Nacht, als Hayes auf Vater Gutbrod's Gärtnerei anlangte, und dieſer ſowohl als Roſa waren hocherfreut, den alten Mann zu ſehen. Roſa ſprang ihm entgegen, wie einem alten Bekannten und ſah ihm fragend in die Augen.

„Nicht wahr, ich komme bälder," ſagte Hayes, „als Ihr vermuthet? Das macht, es läßt mir keine Ruhe, wenn ich auf was aus bin. Und ſo viel iſt richtig, der Ludwig iſt nicht der Thäter, aber den eigentlichen Mann ausfindig zu machen, wird ſchwer genug halten."

Hayes blieb die ganze Nacht da. Nicht blos mußten ihm Roſa und Vater Gutbrod noch ein und zwei Male Wort für Wort wiederholen, was ſie von der Sache wußten, nicht blos fragte er ſie über den ganzen Lebenslauf des Ludwig aus und über ſeinen frühern Umgang, nicht blos wollte er Alles wiſſen, was man von O'Neill ſagte und ſich erzählte und in welchem Ruf und Anſehen dieſer Mann ſtehe, ſondern ſeine Hauptbeobachtung galt der Frau Maria, die ſtill und ruhig im Hauſe herumging, ohne von irgend Jemanden Notiz zu nehmen. Hie und da konnte ſie Stunden lang daſitzen, mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, ohne ein Wort zu ſagen. Dann ſprang ſie wieder raſch auf und murmelte abgebrochene Worte, in denen kein Sinn zu liegen ſchien. Aber Hayes merkte ſich jedes dieſer Worte und ſchrieb ſich's tief in's Gedächtniß. Roſa mußte dann hinaufgehen und die Bibel holen, welche der unglücklichen

Frau gehörte, und richtig fand Hayes d'rin, was er ſuchte: „Den Hochzeitstag Maria Saunders mit Jakob Koppel am 13. Juni 18..“ Nun mußte Roſa auch ganz genau Alles erzählen, was ſie von Maria wußte; ſogar auf die vertrauten Herzensmittheilungen, die zwiſchen ihnen ſtattgefunden, legte er Gewicht. Er wollte Alles wiſſen, nicht blos, was außen vorgegangen war, ſondern auch die innerſten Seelengeheimniſſe. Denn nur auf dieſe Art konnte er vielleicht den Schlüſſel zu Maria's verrückten Worten finden.

Es war ſchon früh am Morgen, als ſie ſich auf einige Stunden zur Ruhe zurückzogen. Wie jedoch Hayes zum Frühſtück herabkam, ſchrie Roſa vor Erſtaunen faſt laut auf, ſo ſehr hatte ſich dieſer verändert. Sein vom hohen Alter gebleichtes Haar war über Nacht ſchwarzbraun geworden und um die Wangen herum lief ein dichter Bart, der ſeinem Geſicht einen ganz andern Ausdruck gab. Der alte Mann war plötzlich um zwanzig Jahre jünger geworden, und ſein Anzug entſprach dieſer Veränderung vollkommen, denn derſelbe war mehr ſtutzermäßig, als ſich für einen Mann von mehr als ſiebenzig Jahren ſchickte.

„Aber wie ſeht Ihr aus, Vater Hayes!“ rief Roſa. „Man kennt Euch ja gar nicht mehr!“

„St! St!“ erwiederte Hayes mit Lächeln. „Ihr verkennt mich. Mein Name iſt nicht Hayes. Im Gegentheil ich heiße Grower, Martin Grower und bin ein Bekannter von Euch, der in Pottsville ſeinen Wohnſitz hat und auf Beſuch zu Euch kam. Merkt Euch das und vergeßt's keinen Augenblick. Meine Geſchäfte werden mich nun in der nächſten Zeit viel in dieſer Gegend feſthalten; ſomit, wenn Euch Jemand fragt, wer ich ſey, ſo antwortet friſchweg: Martin Grower von

Pottsville. Und verſchnappt Euch nur nicht, wenn Ihr mich anredet! Ich gebe jetzt auf keinen andern Namen mehr Antwort!“

Von jetzt an ſah man den alten Hayes, oder vielmehr den Martin Grower aus Pottsville den ganzen Tag die Gegend durchſtreifen. Heute war er vielleicht in New-York und lief den Broadway auf und ab oder pflanzte er ſich wie ein ächter Tagdieb in dem Kaffehauſe dem gräflich Plocki'ſchen Hauſe gegenüber auf. Morgen ſah man ihn, eifrig mit Angeln und Fiſchfang beſchäftigt, Stunden lang am Harlemfluſſe ſitzen. An einem andern Tage kam er gar nicht aus den Wirthshäuſern heraus, die in der Umgegend auf viele Stunden zerſtreut lagen, und ſchien ein grundloſer Zecher zu ſeyn. Jedenfalls war's ein ſonderbarer Kauz, der Martin Grower, denn das eine Mal hatte er's auf die Mädchen und Weiber abgeſehen und ſcherzte und herzte mit dieſen, als ob es für ihn nichts Werthvolleres in der Welt gebe, als eine Schürze; das andere Mal bekümmerte er ſich wieder keinen Pfifferling um die Weiber, ſondern liebte es blos mit den jungen und alten Burſchen der Gegend zu ſchlemmen und zu zechen und tractirte Jeden freigebig, der Luſt hatte, bei ihm ſitzen zu bleiben. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß bald ein großer Theil der Umwohner den Martin Grower kannte, und weil er ſo gar viel mit Vater Gutbrod verkehrte, ſo meinten einige ſchon, es handle ſich da um eine Freierſchaft mit der liebl[illegible]chen Roſa; allein noch mehr, als man den Martin Grower kannte, kannte Er die Leute, mit denen er verkehrte, und bald gab's in der ganzen Nachbarſchaft keine Seele, deren nähere Verhältniſſe er nicht anzugeben vermocht hätte. Auch was im Graf Pl[illegible]cki'ſchen Hauſe vorging, würdigte er ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit und auf ein Trink-

geld an den Bedienten oder die Köchin des Hauſes kam es ihm ganz und gar nicht an. So war er auch hier immer auf dem Laufenden.

Doch dauerte es faſt volle vier Wochen, ehe er ſich ſelbſt geſtehen konnte, ſeiner Sache ziemlich gewiß zu ſein. Und auch da noch fehlte ihm aller und jeder factiſche Beweis! Sein beſtimmter Verdacht ruhte auf dem alten O'Neill nebſt ſeinen Söhnen, und vor Allem auf Graf Plecki; aber dieſe Männer waren viel zu vorſichtig geweſen, um ihn in ihre Karten ſehen zu laſſen. Er ging ihnen nach, heimlich und offen, aber — ertappen konnte er ſie nie.

„Ich muß jetzt meinen letzten Trumpf ausſpielen," ſagte er zu ſich ſelbſt, „und ich glaube, daß dieß Mittel hilft. Ich müßte mich ganz in dem Grafen da täuſchen, oder er beißt an und geht in die Falle. Und habe ich Einen, ſo habe ich ſie Alle. Morgen Abend iſt wieder ihr Tag im Bloomingdalerroadwirthshauſe; auf morgen Abend will ich's alſo feſtſetzen. Länger kann ich nicht zaudern, denn übermorgen beginnt ja die Schwurgerichtsverhandlung gegen Ludwig Wagner und Roſa würde verzweifeln, wenn ich nicht vorher noch reuſſirte."

Während dieſer Zeit ward die ganze Stadt durch die große Maſſe falſchen Geldes, das curſirte, in großen Schrecken geſetzt. Es waren nun nicht mehr hauptſächlich kleinere Silbermünzen von einem Viertels- oder Halbentalerwerth, die in Umlauf kamen; auch die kleineren falſchen Bills von einem oder zwei Thalern ſah man nicht mehr ſo viel. Nein — es kamen falſche Banknoten in Cours, die den Werth von fünfzig oder hundert Thalern repräſentirten. Es hat nämlich jede Bank, die

vom Staate genehmigt iſt, das Recht ſo viel Papiergeld zu machen, als ſie Werth dafür hinterlegt, beſtehe nun dieſer Werth aus Gold- und Silberwaaren oder aus Obligationen und Staatspapieren. Natürlich machen die Landbanken, d. h. die Banken, die nicht in den größten Städten liegen, weniger Papiergeld, als die großen Stadtbanken, da die letzteren über größere Kapitalien verfügen können. Ebendaher kommt es auch, daß die curſirenden Bills der Landbanken meiſt Ein-, Zwei-, Drei- und Fünfthalerſcheine ſind. Man kann auf dem Lande keine höheren Banknoten brauchen. In den Städten dagegen, wo die Kaufleute einander große Zahlungen oft von vielen, vielen Tauſenden auf einmal zu machen haben, da nähme das Zählen der kleineren Banknoten zu viele Zeit weg. Es iſt viel geſchickter, dreißig oder vierzigtauſend Thaler mit Hunderthalernoten zu bezahlen, als mit Einthalerbills. Deßwegen creiren die Stadtbanken auch, neben den kleineren Bills, die ſo zu ſagen die Scheidemünze bilden, große Bills von fünfzig, hundert, ja von fünfhundert und tauſend Dollars. Letzteres können natürlich nur die allergrößten Banken wagen, welche zugleich Millionen von Baargeld daliegen haben, weil jedes Bill, das eine Bank ausgiebt, und das man ihr nachher vorlegt, von derſelben auf Verlangen in Gold oder Silber verwandelt werden muß.

Man kann ſich nun den Schrecken der Handelswelt denken, als auf einmal falſche Fünfzig- und Hunderthalerſcheine zu curſiren anfingen. Solche Banknoten haben natürlich ihren Umlauf nicht unter dem gewöhnlichen Volk, unter den Arbeitern, Taglöhnern, Knechten und andern Bedienſteten. Auch unter den kleineren Bäckern und Metzgern oder ſonſtigen Handwerkern curſiren ſie nicht. Für dieſe Leute ſind Hunderthalerbills zu

hoch. Der Hauptumſatz ſolcher Noten iſt unter den Reichen, den Vornehmen. Und jetzt ſollten dieſe auch einmal gebrandſchatzt werden? Das war gegen alle bisherige Gewohnheit und Ordnung. Geringe Falſchmünzereien konnte man ſich noch gefallen laſſen: die erſtreckten ſich meiſt nur auf die ärmere Volksklaſſe; aber ein großes Etabliſſement der Art, das nur mit den Reichen zu thun haben wollte, — das konnte man doch nicht dulden! Da mußte doch ein Beiſpiel ſtatuirt werden!

Das Traurigſte bei der ganzen Sache war, daß man die falſchen Bills von den ächten gar nicht herausfand. Die Aehnlichkeit war ſo groß, daß die beſten Banknotenkenner getäuſcht wurden. Ja ſogar die Angeſtellten der betreffenden Bank ſelbſt fanden ſich nicht zurecht und die Exiſtenz der Falſchheit wurde nur dadurch conſtatirt, daß mehrere Hunderttalerbills mit derſelben Nummer zugleich auf die Bank zum Einlöſen gebracht wurden. Es hat nämlich jede Banknote ihre Nummer und deßhalb kann es z. B. nicht zwei Zehnthalerbills von derſelben Bank geben, die gleiche Nummer hätten. Ebenſo iſt's bei den Zwanzigthaler- und Fünzigthalerbills u. ſ. w. — Was war nun in dieſer Calamität zu machen? Wenigſtens zwei oder drei Tauſend Stück ſolcher falſchen Hunderttalerſcheine mußten im Umlaufe ſeyn, aber kein Menſch wußte, ob er ein ächtes in der Hand habe oder nicht. Nur wenn man das Duplikat mit derſelben Nummer bekommen konnte, wußte man, daß eine Bill ächt, die andere unächt war. Welches aber die ächte und welches die unächte ſey, das wußten am Ende die Bankdirektoren ſelbſt nicht.

So konnte es nicht fehlen, daß von allen Seiten auf Abhülfe gedrungen wurde. Beſonders aber drang man in den

Staatsanwalt, an dem Falschmünzer, den man einmal in Händen hatte, ein Exempel zu statuiren. Gab man auch zu, daß dieser die jetzt erst curirenden höhern Banknoten nicht gemacht haben könne; zweifelte man auch nicht daran, daß Er der bei weitem weniger Schuldige sey, als die Andern, seine Complicen, die man noch nicht gefangen; so dachte man umgekehrt, es werde eine strenge Strafe, die man ihm dictire, ein gutes Abschreckungsmittel für die Andern seyn. Und überdieß, warum gestand er seine Mitverbrecher nicht ein! Warum beharrte er hartnäckig auf dem Läugnen!

Der Distriktsattorney konnte daher nicht umhin, den Prozeß des Ludwig Wagner viel früher anzusetzen, als er vorher im Sinn gehabt hatte. Er mußte seinerseits Etwas thun, um der öffentlichen Meinung Genüge zu leisten. Auch hatte er noch einen geheimen andern Grund, der ihn hiezu trieb.

Er war nämlich schon seit einiger Zeit fast täglicher Besucher des Graf Plecki'schen Hauses geworden. Wie so manchen Andern, zog auch ihn die Schönheit Minettens an und fesselte ihn am Ende so ganz und gar, daß er in ihren Schlingen sich kaum mehr rühren konnte. Zudem war es so unterhaltend bei den kleinen Spielpartien, die der Graf gab! Man verlor und gewann sein Geld da mit einer wahren Lust, denn sogar der Verlierende ward durch einen Blick der Frau Gräfin entschädigt, der schon seine hundert Thaler werth war; der Gewinnende aber setzte sich natürlich drüber hinweg, wenn unter seinem Gewinnste auch ein paar Stücke von den berüchtigten falschen Fünfzigthalerscheinen sich befanden! — So geiel sich der Staatsanwalt immer mehr in dem Plecki'schen Hause und wenn ihn Frau Minette um Etwas bat, so konnte er es ihr

nicht abſchlagen. Der ſchien aber beſonders viel daran zu liegen, daß der Ludwig Waaner bald abgeurtheilt wurde. Viel lieber wäre es ihr natürlich geweſen, wenn man die Aburtheilung nur ſo mir nichts, dir nichts vorgenommen hätte, denn als Zenain zu figuriren, wollte ihr ganz und gar nicht behagen; allein da dieß einmal nicht anders zu machen war, ſo wollte ſie die Sache wenigſtens ſchnell abgemacht ſehen. Ueberdieß drängte ihr Mann beſonders auf eine ſchnelle Verurtheilung. So lange Ludwig nicht im Gefängniß war, fühlte er ſich nicht ſicher: im Zuchthauſe konnte letzterer ihm nichts mehr ſchaden! So ward denn der Prozeß nach Abfluß von etwa vier Wochen ſeit Ludwig's Verhaftung auf einen beſtimmten Tag feſtgeſetzt, und ganz New-York war auf ſeinen Ausgang geſpannt. Nicht etwa, daß Jemand daran zweifelte, Ludwig Waaner werde verurtheilt und ſogar des Beiſpiels wegen ſehr ſtreng verurtheilt werden; allein man erwartete während der Geſchwornen-Verhandlungen neue Aufſchlüſſe und Entdeckungen; man zweifelte nicht daran, daß Ludwig, wenn er ſehe, daß es Ernſt ſey, noch Geſtändniſſe machen werde.

Dieß war der Eindruck, den die Feſtſetzung des Tags, an dem der Prozeß beginnen ſollte, auf das große Publikum machte. Ganz anders war der Eindruck auf die einzelnen näher Betheiligten.

Ludwig ſelbſt war wohl der ruhigſte von Allen. Faſt alle Tage hatte ihn Roſa beſucht, und ihm die feſte Verſicherung gegeben, daß Alles einen guten Ausgang nehmen werde. Je länger aber die Zeit ſich hinzog, um ſo unruhiger wurde Roſa. Zuletzt kam es ſo weit, daß ſie von Ludwig getröſtet werden mußte, ſtatt daß ſie ihm ein Troſt hätte ſeyn ſollen.

In der That, je näher der Tag der Entſcheidung heranrückte, um ſo freudiger wurde der Letztere. Er fühlte ſich unſchuldig und hoffte mit Zuverſicht, daß ſeine Unſchuld auch erkannt werden müſſe.

„Sey gefaßt, mein Mädchen,“ ſagte er zu Roſa, als ſie ihn zum letzten Male im Gefängniß beſuchte. „Gott hat mir das Glück beſcheert, daß ich dich als meine Geliebte umfaſſen darf, und dieſes Glück iſt mir blos durch das Gefängniß zu Theil geworden, denn ohne dieſe meine Verhaftung wären wir einander noch lange nicht, vielleicht gar nie ſo nahe gekommen. Soll ich nun meine Verhaftung nicht lobpreiſen? Gerade ſo kann's auch mit dem Urtheilſpruche der Geſchwornen gehen. Es iſt möglich, daß ſie mich für ſchuldig finden, denn es ſind nur Menſchen und Menſchen ſind kurzſichtig; aber ſollte auch dieſes geſchehen, wer weiß, welches Glück Gott auch aus dieſem Unglück entſtehen läßt? Doch ich hoffe beſtimmt, daß ich ſiegreich aus dem Kampfe hervorgehe. Das Recht wird die Oberhand erhalten, das Unrecht aber unterliegen. Darum, wenn du und dein Vater übermorgen beiſammen kommen, um bei den Verhandlungen anweſend zu ſeyn, ſo zeige mir eine freundliche Stirne, und mache mich nicht verzagt durch verweinte Augen.“

So dachte und ſprach Ludwig Wagner. Roſa aber konnte ſich doch nicht ſo leicht über die Gefahr wegſetzen, in der ihr Geliebter ſchwebte. Die Unruhe und die Angſt ſtieg mit jedem Tage, beſonders als Hayes, auf den ſie doch ihr volles Vertrauen geſetzt hatte, mit der Sprache nicht herausrücken wollte. Auch Vater Gutbrod ließ den Kopf hängen, und blickte nicht mehr ſo zutrauensvoll in die Zukunft, als er vor wenigen

Thaten noch gethan. Als aber gar der Vorabend des Prozeſſtages herankam, und noch immer kein Hawes ſich blicken ließ, da wollte Roſa faſt verzweifeln, und das tiefſte Leid bemächtigte ſich ihrer. Sie griff bald nach dieſem, bald nach jenem Geſchäft, aber Nichts konnte ſie zerſtreuen. Sie gieng jetzt in den Garten und eine Minute darauf wieder ins Haus, aber ſie konnte an Nichts feſthalten. Es war eine fieberhafte Ungeduld, die ihr ganzes Weſen durchglühte. Kein Wunder, daß ſie ſogar unfreundlich wurde, wenn ihr Etwas überzwerch in den Weg kam, und daß die Leute, die an dieſem Tage mit ihr zu thun hatten, nicht mit der gewohnten Zuvorkommenheit von ihr behandelt wurden.

Dieß bezeugte auch einem alten Peddler, der um die Zeit des Zwielichts in den Garten Vater Gutbrod's trat. Peddler ſind nämlich in Amerika Handelsleute, die ihre Waare in einem Kaſten auf dem Rücken mit ſich tragen und damit von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Farm zu Farm hauſiren gehen. Solche Leute werden meiſt freundlich aufgenommen und ſind faſt ſtets willkommen, weil ſie einem wirklichen Bedürfniſſe abhelfen. Führen ſie doch der Waaren gar vielerlei, Bänder wie Fingerhüte, Nadeln wie Faden, Seife wie Kämme! Dazu noch der andern Artikel eine hundertfältige Auswahl! Sollten die nicht auf einer einſamen Farm oder Gärtnerei willkommen ſeyn, wo ſie doch Einem einen weiten Gang in die Stadt erſparen? — Demnach wurde ſonſt jeder Peddler auf Vater Gutbrod's Gärtnerei freundlich und herzlich aufgenommen. Man kaufte ihm ab, was man gerade nöthig hatte, und bewirthete ihn mit Cider und Brod und Käſe. Gegen dieſen Peddler aber war Roſa in der That unfreundlich.

„Ich brauche Nichts,“ ſagte ſie, ihn etwas ſchnell abfertigend, „geht nur gleich wieder weiter.“

„Nun, eine Kleinigkeit werdet Ihr denn doch wohl kaufen,“ entgegnete der Hauſirer ſanft. „Ihr ſeyd ja heute gar zu kurz angebunden.“

„Gott im Himmel verzeihe mir die Sünde,“ ſagte Roſa; „aber ich wollte, ich läge im Grabe.“

„Dazu iſt's noch ſpäter Zeit,“ meinte der Pedler luſtig, aber mit ganz anderer Stimme, denn zuvor. Und kaum hatte Roſa dieſe Stimme gehört, ſo drehte ſie ſich um und flog auf den Hauſirer zu und hätte ihn bald in ihre Arme geſchloſſen.

„Ihr ſeyd's,“ rief ſie. „Gott ſey gelobt. Nun kann noch Alles gut werden. Aber warum denn in dieſer neuen Verkleidung, Vater Hayes?“

„Das hat ſeine guten Gründe,“ erwiederte Hayes, „wie Ihr gleich erfahren ſollt. Und ſchlecht iſt mein neuer Aufzug nicht, da nicht einmal Ihr mich erkanntet. Aber kommt hinein in's Haus, und ruft mir Euern Vater. Ich habe mit Euch zu reden.“

Die Unterredung zwiſchen dieſen Dreien dauerte ziemlich lange; und es ſchien, als ob Vater Guthrod und ſeine Tochter Inſtruktionen erhielten, welche ſie genau zu befolgen verſprachen.

„'s iſt keine Zeit zu verlieren,“ ſagte zum Schluß der alte Hayes, ſeinen Kaften aufnehmend. „Um Mitternacht, Mädchen, müßt Ihr an Ort und Stelle ſeyn und Euer Vater muß alſo gleich daran gehen, wenn er den kleinen Floß, worauf Ihr campiren müßt, noch zu rechter Zeit fertig bringen will. Und vergeßt mir die Kleidung nicht, denſelben Rock, in dem Maria aus dem Waſſer gezogen wurde. 's muß ſo ſeyn,

als ob Ihr Maria werden wärt. Und verliert nur den Muth nicht, wenn Ihr etwa ein paar Stunden in Eurer Einſamkeit warten müßt."

„Ob, Herr Hawes, verlaßt Euch auf mich," erwiederte Roſa: „wenn ich drei Nächte auf dem Fluß warten müßte, ich wollt's ja gerne thun, wenn nur Ludwig gerettet wird. Ich bin nicht ſo haſenfüßig, daß mich eine Eule bei Nacht ſchrecken könnte."

„Nun, Gott gebe ſeinen Segen zu unſerem Verhaben," meinte Hawes, als er der Thüre zuzieng. „Gelingt's, ſo ſind die Miſſethäter entlarvet, und der Ludwig'ſche Proceß muß ein luſtiges Ende nehmen. Spielt nur Euere Rolle gut, ſo kommen wir ſicher an's Ziel."

Zu derſelben Zeit, als Hawes mit Vater Gudbrod und ſeiner Tochter zuſammenſaß, hielten auch Minette und ihre Mutter eine kleine Berathung. Graf Blocki war ausgegangen und wurde erſt ſpät in der Nacht zurückerwartet.

„Ich wollte, der morgige Tag wäre vorüber," bemerkte die frühere Schulmeiſterin. „Ich lieb's gar nicht, vor Gericht herumzufahren."

„Ei, was thut's?" meinte die Frau Gräfin. „Ihr überlaßt Alles mir, und beſtätigt blos meine Ausſage. Ich will Ihnen ſchon eine Geſchichte ausmalen, daß ſie Maul und Naſe aufſperren ſollen. Der Ludwig mag dann ſagen, was er will. Kein Menſch glaubt ihm und Zeugen hat er keinen. Und Gott und Welt ſoll mich bewundern, denn ich lege meine neue Sammtrobe an, die dem Attorney ſo gut gefällt. Ich werde Aufſehen machen, und die Zeitungen werden voll von mir ſeyn."

„Aber der Gegenadvokat!" warf die Schulmeiſterin ein.

„Ei, das iſt kein lumen mundi,“ lachte Minette. „Der Staatsanwalt wird ſchon dafür ſorgen, daß wir durch keine Querfragen in Verlegenheit kommen. Iſt die Geſchichte vorüber, ſo ſind wir den Ludwig für immer los. Es hätte mich doch geniert, wenn ich ihm begegnet wäre; iſt er im Zuchthaus, ſo hat's mit dem Begegnen ein Ende. Und der Staatsanwalt hat mir verſprochen auf zwanzig Jahre anzutragen.“

So ſprach Minette, die frühere Braut Ludwig's; dieſelbe, für die er drei oder vier Jahre lang ſich geſchunden und geplagt hatte, um das Ueberfahrtsgeld aufzubringen. Nicht auch nur ein einziges Mal kam es ihr in den Sinn, daß ſie einen Meineid begehe, daß ihre Ehre, wenn nicht vor den Menſchen, doch vor Gott auf ewig verloren ſey! Nicht ein einziges Mal ſchauderte ſie vor dem Gedanken zurück, einen Nebenmenſchen durch eine Lüge auf Zeitlebens in's Elend zu ſtürzen, einen Unſchuldigen durch abſichtlichen Meineid auf immer zu verderben! Sie dachte nur an ſich, an ihre ſammtne Robe und hie und da vielleicht an den Staatsanwalt, der ihr nicht übel zu behagen anfieng. Wenn ein Weib zu ſinken anfängt, ſo ſinkt es ſchnell und tief.

An demſelben Abend gieng's im Bloomingdaleroad-Wirthshaus lebhaft genug zu. Eine große Anzahl von Gäſten hatte ſich eingefunden, die alle den andern Morgen in aller Früh nach New-York wollten, um dem Ereigniſſe des Tages, dem großen Falſchmünzerprozeſſe, anzuwohnen. Natürlich war dieſer Prozeß der einzige Gegenſtand der Unterhaltung, und alle und jede Einzelnheiten, die bis dahin aus den Zeitungen bekannt geworden waren, wurden eifrig verhandelt. Intereſſirt

ſich der Amerikaner überhaupt gerne für Mord-, Skandal- und Verbrechergeſchichten, ſo iſt dieß natürlich noch weit mehr bei der Schichte des Publikums der Fall, welche gewiſſermaßen zu der Verbrecherwelt gehört oder wenigſtens an deren Gränze ſtreift. Und ſolches konnte man faſt von Allen ſagen, welche das Bloomingdaleroad-Wirthshaus zur Abendſtunde beſuchten.

Wenn es aber in der großen Wirthsſtube lebhaft genug zu, ſo war es um ſo ſtiller in dem Geheimſtübchen, wo Graf Pleckt mit ſeinen drei Verbündeten gewohntermaßen Platz genommen hatte. Sie ſprachen zwar den Getränken wie immer lebhaft zu, aber das Geſpräch ſtockte oft und viel und beſonders Graf Pleckt war's, der finſter und trübe d'reinſchaute.

„Ihr ſteckt uns noch Alle mit Eurer mißſüchtigen Laune an," ſagte Daniel, welcher noch der Aufgeräumteſte war.

„Ich kann nicht anders," erwiederte Graf Pleckt, „es iſt, als ob mir Etwas das Herz zuſammenſchnürte. Ihr glaubt nicht an Ahnungen und Vorgefühle, aber ſo oft ich noch eine ſolche Beklemmung empfand, iſt mir nachher etwas Widerwärtiges paſſirt."

Noch hatte er nicht ausgeſprochen, ſo ſollte ſich ſchon ſeine Ahnung erfüllen; denn der Wirth des Hauſes ſchlüpfte herein und ſeine Miene verkündete nichts Gutes.

„O'Neill," ſagte er, „es wird gut ſeyn, wenn Ihr heute noch nach New-York hineingeht, um morgen früh gleich bei der Hand zu ſeyn und Unglück zu verhüten. Der Billy ſcheint den Verräther ſpielen zu wollen."

„Was iſt's? Was iſt's?" riefen ſie Alle.

„Kommt in die große Wirthsſtube, dann könnt Ihr's ſelber mit anhören," war die Antwort.

Die vier Verbündeten brachen auch gleich auf und traten in das Wirthszimmer, als wenn ſie eben erſt von der Straße hereinkämen. Sie waren einem großen Theil der Anweſenden perſönlich bekannt und man winkte ihnen alſo von allen Seiten Grüße zu. Allein das Geſpräch, das gerade im Gange war, nahm deßhalb keine andere Wendung und wurde auch nicht unterbrochen.

Unter den manchen Gäſten dieſes Abends oder vielmehr dieſer Nacht, denn es war wohl nicht mehr ſehr weit von Mitternacht entfernt, befand ſich auch ein alter Peddler, oder Hauſirer, der mit ſeinem Kram auf dem Buckel hier eingekehrt war. Er hatte es im Anfang verſucht, Einiges von ſeinen Waaren an den Mann zu bringen, ſtand jedoch bald davon ab, entweder weil er die Vergeblichkeit ſeiner Mühe bei dieſem Publikum einſah, oder weil ihn das Geſpräch über den großen Falſchmünzerprozeß zu ſehr intereſſirte, um nicht lieber an dieſem ſich zu betheiligen, ſtatt ſeine Waaren anzupreiſen. Ein Peddler iſt gewöhnlich der Verbreiter und Herumträger der neueſten Neuigkeiten, und wird auch von Jedermann als ſolcher angeſehen. Kommt doch ſo ein Hauſirer überall hin, in jede Gegend und jedes Haus, und ſchnappt bald da einen Brocken auf, bald dorten! So war es denn ganz natürlich, daß der Peddler, der gerade von New-York kam, von dem Publikum hier angegangen wurde, das Neueſte zu erzählen, was er über den Prozeß wiſſe. Die Leute hatten ſich nämlich darum geſtritten, wie hoch das Strafmaaß ausfallen könne, welches dem Billy und Tom zufalle, und hierüber gab der Peddler gerade ſeine Meinung preiß, wie O'Neill mit ſeiner Geſellſchaft eintrat.

„Wie ich Euch ſage" fuhr der Peddler in ſeiner Rede fort. „Der Tom kann ſo fein Jahr wegkriegen, aber der Billy geht frei aus, wie der Vogel in der Luft, wenn's nämlich ſo kommt, wie ich Euch vorhin erzählt habe."

„Wenn's wie kommt?" frug O'Neill. „Ich habe das Vorige nicht gehört, da ich gerade erſt angekommen bin."

„Oh, es iſt noch nicht ganz ſicher, daß es ſo kommt," erwiederte der Peddler, ohne ſich umzuſehen. „Aber ich hab's von einer Quelle, die ſonſt ſicher genug iſt. Dem Billy hat nämlich der Staatsanwalt angetragen, ihn zum Staatszeugen zu machen, wenn er etwas mehr von den Falſchmünzern angebe, als er bisher gethan, und von anderer Seite hat man ihm eine hübſche runde Summe verſprochen, wenn er auf die Spur der ganzen Bande helfe, da der Dutchman, der morgen prozeſſirt wird, doch nicht all' das falſche Geld gemacht und unter die Leute gebracht haben kann. Und da will nun der Billy morgen beichten, wenn's öffentliche Verhör angeht."

„Könnt Ihr mir Eure Quelle nennen, woher Ihr dieſe Nachricht habt?" fragte O'Neill mit einem ſo gleichgültigen Tone, als er nur immer annehmen konnte. „Es wird wohl ein gewöhnliches Altweiberzeklatſch ſeyn!"

„Ja, da käme ich ſchön an," meinte der Peddler lachend, „wenn ich meine Quelle preiß gäbe. Da wär's für alle Zukunft mit dem Anvertrauen aus. Uebrigens, ich will Euch ja nicht überreden, daß Ihr's glauben ſollt. Das kann Jeder nach Belieben halten."

Das Geſpräch ward nun ziemlich lebhaft, denn es gab Solche, die meinten, Billy werde ſich nie dazu hergeben, zu beichten. Dafür habe er zu viel Ehre im Leibe. Andere aber

meinten, es könnte doch ſo weit kommen, denn der Antrag ſey gar zu verlockend.

Die vier Verbündeten flüſterten eine Zeit lang leiſe zuſammen und gleich darauf verließ O'Neill das Zimmer. Er folgte dem Rath des Wirthes, ſogleich nach New-York abzugehen, um zu ſehen, was an der Sache wahres ſey, und wo möglich noch morgen früh vor Beginn der Schwurgerichtsſitzung Alles wieder in's Blei zu bringen. Er durfte dem Billy ja nur eine doppelt ſo große Summe bieten, ſo würde er wohl „vom Beichten“ abſtehen! Auch die andern Drei machten Miene, aufzubrechen; da ließ ſich der Pedler wieder vernehmen.

„Eine intereſſante Sitzung wird's,“ ſagte er, „auch wenn der Billy nicht beichtet, denn es kommt eine deutſche Gräfin Koppel oder Plecki, oder wie ſie ſonſt heißt, vor und die wollen die Advokaten tüchtig in's Gebet nehmen.“

Graf Plecki horchte hoch auf, wie er ſeinen Namen hörte. Er ſah ſcharf hin auf den Pedler, wie dieſer die doppelten Namen „Plecki und Koppel“ ganz ruhig und anſcheinend ohne Abſicht nebeneinander ausſprach. Als daher Daniel und Paddy zum Aufbruch aufſtanden, da ſie morgen in aller Frühe in die Stadt hineinwollten, erklärte er, noch eine Weile bleiben zu wollen, da er ja doch nicht denſelben Weg mit ihnen nach Hauſe gehe.

„Ich muß den Kerl da, den alten Pedler beobachten,“ murmelte er vor ſich hin. „Der Menſch hat die zwei Namen nicht umſonſt zuſammen ausgeſprochen.“

Der Pedler bekümmerte ſich anſcheinend ganz und gar nicht darum, wer abgieng oder nicht. Aber doch, wie der alte

O'Neill und die beiden Söhne deſſelben ſich entfernt hatten und nur Graf Plocki allein zurblieb, glitt ein Lächeln der Befriedigung über ſeine Züge. Kurze Zeit darauf ſchnallte er ſeinen Kaſten um, zahlte ſeine Zeche und ſchickte ſich an zu gehen.

„Wohin wollt Ihr noch bei ſo ſpäter Nacht?“ rief ihm Einer zu. „Da bliebe ich doch lieber hier und bräche morgen um eine Stunde bälder auf.“

„Oh, 's iſt Mondſchein,“ ſagte der Peddler, „und der Weg nach Harlem iſt ja keine Ewigkeit. Der Harvey Armſtrong hat jedenfalls noch offen, denn deſſen Gäſte verlaſſen ihn nie vor Hahnenkräben. Dem muß ich doch heute noch die Neuigkeit mittheilen, daß ſein alter Schatz, die Kate Haſtings, wieder kommt.“

„Was, die ſaubere Bordellwirthin?“ ſchrieen ein Paar lachend. „Die hat ja einen deutſchen Grafen genommen und iſt mit ihm auf ſeine Güter gereiſt.“

„Darin liegt's ja eben,“ erwiederte der Peddler. „Der Herr Graf, den ſie heirathete, nahm ihr das Geld und die Juwelen ab und verduftete ſofort, und wie man ihn nachher fieng, als das Geld verpugt war, ſtellte ſich's heraus, daß ſeine Güter im Mond lagen, und daß der Herr Graf ein liederlicher Friſeur war, der den Titel blos angenommen. Jetzt kommt die Käte wieder zurück, und fängt vielleicht ihr altes Handwerk wieder an.“

Dieß Alles erzählte der Peddler mit lachendem Munde; wie er jedoch von dem Grafen ſprach, der ſich in einen Friſeur verwandelte, ſah er dem Grafen Plocki voll in's Geſicht, und abermals ſagte dieſer zu ſich ſelbſt: „Der Menſch kennt mich.“

Als daher der Peddler das Zimmer verlassen hatte, verließ auch Graf Plecki nach wenigen Augenblicken das Wirthshaus und gieng dem Peddler nach. Er hatte ihn bald eingeholt und sie giengen eine Zeit lang schweigend neben einander her.

„Ihr kennt mich," hob endlich Graf Plecki an.

„Ich Euch?" fragte der Peddler wie verwundert. „Hab' Euch meines Wissens in meinem Leben nicht gesehen."

„Aber wie kamt Ihr denn dazu, vorhin die Namen Koppel und Plecki zu verwechseln?" forschte der Graf weiter.

„Ob, was das anbelangt," erwiederte der Peddler; „mein Gedächtniß läßt furchtbar nach. 's kommt vom Alter her, sagen die Leute; ich weiß aber wohl, wo's herkommt. Seit mir meine selige Frau erschien und ich ohnmächtig wurde, hat mein Gehirn einen Stoß erlitten, der sich nicht mehr repariren läßt. Doch, — Ihr glaubt wohl nicht an Geistererscheinungen?"

„Wenigstens habe ich noch keinen Geist gesehen," sagte der Graf mit Verachtung, „und ein altes Weib, das an Gespenster glaubt, bin ich auch nicht."

„Spottet nicht," versetzte jetzt der alte Peddler mit feierlichem Ernst. „Spottet nicht, denn Ihr könntet es schwer büßen müssen. Es ist jetzt die Geisterstunde, und die Seelen der Abgeschiedenen verfolgen Jeden, der sie mit Verachtung behandelt."

Indem waren sie ganz in die Nähe des Harlemflusses gekommen, ungefähr an dieselbe Stelle, wo Ludwig Wagner die arme Maria aus dem Wasser gezogen hatte. Der Mond schien hell und klar und sie konnten die ganze Gegend übersehen.

Plötzlich schrie der Peddler laut auf und sein Stock deutete auf eine Stelle im Flusse. Hier mitten im Strome, der breit und still, fast ohne Wellen, dahinfloß, erhob sich eine Gestalt. Langsam hob sie sich empor, als ob sie dem Wasser entstiege; kein Nachen war sichtbar, nur ein schwarzer Punkt schien's, auf dem sie emporragte. Immer größer und höher wurde die Gestalt und langsam streckte sie einen Arm aus gegen die beiden Männer zu, welche keine paar hundert Schritt vom Ufer entfernt standen. Ein lichtes Gewand umfloß die Glieder des Wesens, das wie ein Gespenst über dem Wasser schwebte. Die Haare hingen aufgelöst herab.

„Mörder, Mörder, Mörder, bekenne!" ertönte es plötzlich in schauriger Weise. Und eine Weile darauf noch einmal: „Mörder, Mörder, Mörder, bekenne!"

Die Wirkung, welche diese Erscheinung auf den Grafen Plocki hatte, war eine außerordentliche. Schon bei dem ersten Aufschrei des Peddlers stand er wie in eine Bildsäule verwandelt. Und wie die Gestalt sich immer mehr aus dem Wasser emporhob und endlich ein Weib sichtbar wurde, das seine Hand drohend gegen ihn ausstreckte, da fieng sein ganzer Körper an, zu zittern; die Haare sträubten sich empor; die Augen starrten, wie verrückt. Ein tödtliches Grausen hatte den Mann erfaßt. Und wie zum dritten Male der Ruf ertönte: Mörder, Mörder, Mörder, bekenne;" da sank er auf die Kniee und fiel gleich darauf wie vernichtet zu Boden. Nur Ein Schrei war's, der ihm entfuhr: „es ist Maria, die Erschlagene. Die Gräber öffnen sich, die Todten stehen auf." Dann umfieng ihn eine tiefe Ohnmacht.

Als er wieder zum Bewußtseyn kam, hatte er Hand-

ſchellen an den Armen und ſeine Füße waren ſo gefeſſelt, daß er wohl langſam gehen, aber nicht ſchnell laufen konnte.

„Glaubt Ihr jetzt an Erſcheinungen von Todten?“ fragte ihn der Peddler mit tiefem Ernſte.

Graf Plocki erhob ſich und betrachtete bald den alten Mann, bald ſah er auf ſeine Handſchellen. Wie er jedoch ſeinen Blick auf das Waſſer hinſchweifen ließ, ſchüttelte ihn von neuem ein Schauder. Es war keine Erſcheinung mehr zu ſehen; das Waſſer war ſo glatt wie ein Spiegel. Und doch murmelte der Graf halb laut: „ſie war's, Maria war's! Alles iſt entdeckt.“

Geduldig ließ er ſich von dem Peddler weiter führen, ohne zu wiſſen, wohin es gieng. Er fragte nicht einmal darnach. Doch nach und nach hob ſich ſein Geiſt wieder. Der freche Muth kehrte zurück.

„Wer ſeyd Ihr?“ fragte er den Peddler, ſtehen bleibend.

„Man nennt mich William Hayes,“ erwiederte der Peddler in kalter Ruhe.

Abermals ſchauderte der Graf zuſammen, wie er den Namen dieſes berühmten Diebsfängers hörte. Doch nach einiger Zeit nahm er ſich gewaltſam zuſammen.

„Mit welchem Rechte verhaftet Ihr mich, William Hayes,“ fragte er abermals ſtehen bleibend.

„Mit welchem Rechte?“ erwiederte Hayes. „Ob, da könnt Ihr wählen! Wollt Ihr lieber wegen Bigamie oder wegen Brandſtiftung oder wegen Falſchmünzerei oder wegen Mords verhaftet ſeyn? Wie geſagt, Ihr könnt wählen, Herr Graf Plocki, oder vielmehr Herr Jakob Koppel!“

Jakob Koppel oder Graf Plocki, wie er ſich in neuerer

Zeit hieß, fuhr zuſammen und ſprach lange Zeit kein Wort mehr. Endlich, wie ſie ſchon ganz in der Nähe von Vater Gutbrod's Beſitzthum waren, ſtand plötzlich der Graf ſtill, und ſchaute den Officer lange an. „Hayes," ſagte er endlich, „ich habe Geld, viel Geld. Wie viel wollt Ihr, wenn Ihr mich laufen laßt?"

„Ihr ſolltet wiſſen, daß derlei Anerbietungen für mich Nichts ſind," erwiederte Hayes. „Aber ich ſehe ſchon, Ihr meint, es gehe Euch an's Leben, weil Ihr Eure Frau ermordetet. So will ich Euch denn das Leben verſprechen, wenn Ihr mich heute Nacht noch in Eure Falſchmünzerwerkſtätte führt. Vom Zuchthauſe kann ich Euch freilich nicht retten, wenn ich auch wollte."

Sie ſtanden jetzt vor Vater Gutbrod's Hauſe. Da war noch Licht, und Hayes und ſein Gefangener ſchienen erwartet worden zu ſeyn. Nur wenige Minuten vorher war Roſa heimgekehrt, und ſogleich auf Mariens Zimmerchen geeilt. „Maria, meine Freundin, wache auf," rief ſie ihr zu und weckte ſie mit einem Kuſſe. Dann half ſie ihr beim Ankleiden und warf ihr daſſelbe Kleid um, das ſie noch ſo eben ſelbſt am Leibe gehabt, aber bereits mit einem andern vertauſcht hatte; d'rauf löſte ſie der armen geduldigen Maria die Haare, daß ſie lang und loſe über Geſicht und Schultern herabhiengen, und nun führte ſie dieſelbe, ihr ein brennendes Licht in die Hand gebend, die Treppe hinab. Sie ſelbſt blieb oben zurück. Eben war Maria am Fuße der Treppe angelangt, als die Hausthüre geöffnet wurde. Das Licht fiel grell auf ihre abgemagerten, erbleichten Züge, auf die ſtarren, glanzloſen Augen, die in Wahnſinnsnacht umfangen waren. Hayes ſchob ſeinen

Gefangenen zur Thüre hinein, aber in demſelben Moment ſtieß dieſer einen gräßlichen Schrei aus. „Das Geſpenſt! Hub, das Geſpenſt! Hayes, ich will Euch führen, wohin Ihr wollt! Ich will Alles bekennen, aber erlöſet mich von dem Geſpenſt.“ — Die Haare ſträubten ſich bei ihm empor, wie ſtarre Federn, die Kniee ſchlotterten und bebten, als wären ſie fahles Laub, das vom Winde hin- und hergeſchaukelt wird. Er ſank auf den Boden nieder, wie ein vom Blitze getroffener Baum, und verbarg ſein Geſicht in ſeine Hände, und vergrub Hände und Geſicht im Boden.

Maria war inzwiſchen langſam vorwärts geſchritten. Sie ſah den Gefangenen nicht, weil das Licht in ihrer Hand nicht auf ihn, ſondern auf ſie ſelbſt fiel. Jetzt hörte ſie ſeine Stimme und ein Schauder durchrieſelte ihren ganzen Leib. Wie der Blitz drehte ſie das Licht, daß ſein Strahl auf den Grafen fiel, und in demſelben Augenblicke, als dieſer zu Boden ſank, hatte ſie ihren Mann erkannt.

„Ehebrecher, Brandſtifter, Falſchmünzer,“ rief ſie mit hohler Stimme, denn die Worte, die ſie einſtens gegen ihn gebraucht, ſchwirrten noch immer in ihrem Gedächtniß. „Mörder, Mörder, Mörder!“ ſchrie ſie mit noch grauſigerem Tone, und ſank wie vernichtet zu Boden.

Graf Blocki hörte und ſah Nichts mehr. Er hatte ſein Antlitz in die Erde gegraben, um dem ſchrecklichen Anblick zu entgehen. Er hielt beide Hände vor die Ohren, um die grauſigen Worte nicht mehr zu vernehmen. Inzwiſchen trug Vater Gutbrod mit Roſa die ohnmächtige Maria fort, und wiederum herrſchte Finſterniß der Nacht in dem Eingang zu Vater Gutbrod's Wohnung. Hayes rüttelte ſeinen Gefangenen.

„Wollt Ihr bekennen?“ flüsterte er ihm in's Ohr. „Wollt Ihr mich in Eure Werkstätte führen? Wollt Ihr mir zeigen, wie Ihr die Platten und falschen Banknoten in Ludwig Wagner's Behausung geschafft habt?“

„Ich will! Ich will!“ rief der schwer geängstigte Mann, den alle Furien der Hölle plagten. „Nur erlöst mich von dem Gespenste!“

Noch in derselben Nacht fuhren sie auf Gutbrod's Wägelchen und von diesem begleitet, der Höhle zu, wo die Falschmünzer bisher vor der ganzen Welt verborgen operirt hatten. Dutzendmal war William Hayes als Martin Grower verkleidet in der Nähe herumgestreift; dutzendmale hatte er nur fünfzig Schritte von dem Felsen entfernt gesessen, unter dem Anschein, seine Angel nach Aalen auszuwerfen, und doch nie etwas Verdächtiges gemerkt! So gut hatte O'Neill seinen Versteck angelegt, den jetzt sein Mitschuldiger, von Todesängsten und Höllenqualen ergriffen, dem Polizeioffizier entdeckte!

Für Maria sorgte Rosa. Sollte diese mächtige Erschütterung vielleicht den Einfluß auf ihren Geist haben, von dem der Arzt als einer Möglichkeit gesprochen? Fast schien es so. Denn als sie erwachte, erkannte sie Rosa, aber — von Allem, was seit vier Wochen vorgegangen, wußte sie keine Silbe. All' die grausigen Ereignisse und schweren Verbrecherthaten waren für sie in's Dunkel der Nacht verhüllt.

Der Tag, an welchem der berühmte Falschmünzer-Prozeß abgehandelt, an welchem Ludwig Wagner von den Geschwornen abgeurtheilt werden sollte, war erschienen. Schon am frühen Morgen drängten sich die Neugierigen in dem großen Gerichts-

ſaale des Courthauſes hinter der Cityhall von New-York, und um acht Uhr waren alle Räume dicht gefüllt. Natürlich beſtand die größte Anzahl der Zuſchauer aus Solchen, welche ein beſonderes Intereſſe an dieſem Falle nehmen: aus Tagedieben und Loafern, die zu Tauſenden die Straßen dieſer großen Weltſtadt unſicher machen, und deren Erwerb in Stehlen und Betrügen beſteht. Aber auch von den höheren Ständen hatten ſich Viele eingefunden; beſonders Damen in feinſtem Putze waren erſchienen, da bekannt war, daß die ſchöne Ausländerin, die Gräfin Plocki, deren engere Kreiſe von der faſhionablen Männerwelt ſo ſehr geſucht waren, dieſen Morgen auf dem Zeugenſtande erſcheinen werde. Auch O'Neill mit ſeinen zwei Söhnen war da, und ſie ſtanden lange flüſternd beiſammen.

„Billy wird nicht beichten," raunte ihnen O'Neill zu. „Es war ein falſches Gerücht, das der Peddler geſtern Nacht Preiß gab. Ich habe ihm und Tom baare tauſend Thaler verſprochen, wenn ſie feſt auf ihrer erſten Ausſage beharren, und um tauſend Thaler kann ſo ein Burſche wohl ein Jahr lang brummen. Zu mehr können ſie ja nicht verurtheilt werden."

Ein Lächeln der Zufriedenheit glitt über ihre Züge.

„Iſt der Prozeß erſt entſchieden," flüſterte Paddy, „und der Dutchmann auf ein Dutzend Jahre im Gefängniß, ſo denkt kein Menſch mehr an die Falſchmünzerei-Geſchichte. Dann können wir von Neuem operiren und unſere Geſchäfte nach Baltimore und Philadelphia ausdehnen. Wir lenken dadurch die Augen der Polizei von hier ab und in Philadelphia und Baltimore mögen ſie vergebens nach einer Falſchmünzer-Werkſtätte ſuchen. Aber wo bleibt denn der Graf? Ich war ſchon in ſeinem Hauſe; er iſt die ganze Nacht nicht heimgekommen."

Sie ſahen ringsum, aber vergebens ſandten ſie ihre Blicke nach ihm aus. Er kam nicht zum Vorſchein, trotzdem daß ſie abgemacht hatten, ſich hier heute Morgen ein Stelldichein zu geben.

Jetzt ſchlug es neun Uhr. Der Gerichtshof hatte ſich verſammelt. Der Zeugenſtand war beſetzt und es fehlten weder Billy, noch Tom, noch die Gräfin Blocki, noch deren Mutter. Auch der Angeklagte wurde unter Bewachung auf ſeinen Poſten geführt. Er ſah blaß und angegriffen aus, doch ſeine Haltung war feſt, und ſein Blick ſchweifte ruhig hinüber auf den Zeugenſtand, wo Minette in allem Glanz ihrer prächtigen Garderobe ſaß. Dieſer Blick mochte ſie genirt, denn ſie ließ den dreifachen Schleier über ihr Geſicht fallen und nur dem Staatsanwalt, der einige verbindliche Worte mit ihr wechſelte, zeigte ſie ein verſtecktes, freundliches Lächeln. Dagegen ſchaute ihre Mutter, die Schulmeiſterin, mit frechem Blick um ſich, und ſuchte den Angeklagten durch ihre ſtolze Siegesmiene niederzudonnern.

Neben dem Angeklagten ſaß ſein Advokat, ein Mann ohne Bedeutung und Namen, denn die Obrigkeit hatte ihn beſtellt. Vergebens aber ſchaute ſich Ludwig Wagner nach andern Freunden um. Nicht Einer war da, ihn zu tröſten, ihn aufzurichten. Wo hat ein armer Einwanderer Freunde in dieſer fremden, herzloſen Stadt? Sogar der alte Vater Gutbrod und ſeine Roſa fehlten, und von Hayes war keine Spur zu entdecken. Hatten auch Dieſe ſeine Sache als eine verlorne aufgegeben? Mochten auch Dieſe nichts mehr von dem armen Deutſchen wiſſen, der heute ſein Schickſal beſiegeln ſollte? Ein trauriges Gefühl beſchlich den jungen Mann, und er hätte ob ſeiner Ver-

laſſenheit laut aufweinen mögen; aber nein, er bezwang ſich; er wollte ſein Elend gefaßt ertragen.

Jetzt wurden die Geſchwornen gezogen. Bald war die Zahl „zwölf“ voll, und der Prozeß nahm ſeinen Anfang. Der Staatsanwalt verlas die Anklageakte. Lautlos lauſchte Alles dem klaren Vortrag, der über die Schuld des Angeklagten faſt keinen Zweifel mehr obließ. Sagten die Zeugen wirklich ſo aus, wie der Staatsanwalt angenommen und wie die Voruntersuchung zeigte, ſo konnte kein Gott denſelben retten!

Der Staatsanwalt hatte geendet und empfieng die Glückwünſche ſeiner Freunde über ſeine herrliche Rede, an der man eben ſo ſehr die kurze Präcisheit, als die klare Schärfe bewunderte. Die Vernehmlaſſung des Gefangenen begann. Doch auch ſie nahm kaum eine halbe Stunde Zeit weg. Ein Dollmetſcher war dem Ludwig Wagner beigegeben; doch er bedurfte deſſelben nicht. Er drückte ſich gut genug im Engliſchen aus, um verſtanden zu werden. Seine Worte der Vertheidigung enthielten nichts Neues. Sie waren die einfache Wiederholung Deſſen, was er von Anfang an angegeben, kein Jota mehr, kein Jota weniger. Die hundert und fünfzig Thaler, die in ſeinem Schreibpult gefunden worden waren, behauptete er, von den hier anweſenden zwei Damen, der Gräfin Plecki und deren Mutter, erhalten zu haben. Von den übrigen Gegenſtänden, den Platten ſowohl, als den falſchen Bills und dem nachgeprägten Silber wußte er nicht, wie ſie in ſein Haus gekommen waren. „Ich ſehe es,“ ſchloß er ſeinen ruhigen, ergebenen Vortrag, „der Schein iſt gegen mich. Gott allein kennt meine Unſchuld, und wenn Er will, ſo wird ſie auch zu Tage kommen. Auf Ihn baue ich, wenn alle Menſchen mich verlaſſen.

Doch hoffe ich noch immer, daß die Gräfin Plecki die Wahrheit meiner Ausſage beſtätigen wird. Thut ſie das, ſo will ich ihr die Schmach erſparen, zu erzählen, aus welchen Gründen ſie mir dieſe hundertfünfzig Thaler gab."

Nun erhob ſich wieder der Staatsanwalt. „Noch nie," meinte er, „ſah ein frecherer Menſch auf der Anklagebank geſeſſen. Das komme daher, wenn die fremden Nationen den Amerikanern alle ihre Verbrecher und ſchlechten Subjekte über den Hals ſenden. Allein," fuhr er fort, „ſeine Frechheit ſoll ihm Nichts nützen. Ich hoffe, die edle Dame hier wird ihr Zeugniß ohne Furcht und Scham ablegen; denn ihr Ruf ſteht zu erhaben, als daß er von dem Geifer und der Lüge leiden könnte, welche etwa der Angeklagte über ſie ausſchüttet. Sie wird ſich nicht zurückſchrecken laſſen durch eine falſche Furcht vor Enthüllungen, deren Erfindung und Falſchheit auf platter Hand liegen! Und wie ſie, ſo hoffe ich, daß auch die andern Zeugen klar und beſtimmt ausſagen, und in wenigen Stunden können ſich ſofort die Herren Geſchwornen von dem ganzen Lügengewebe überzeugen, das dieſer erfinderiſche Kopf hier erſonnen. — Ich rufe die Frau Gräfin Plecki auf den Zeugenſtand."

Sofort erhob ſich die Frau Gräfin und als ſie, wie erforderlich, den Schleier zurückſchlug, und ihr ſchönes, ſchmachtendes Geſicht zeigte, brach das ganze Auditorium in ein Beifallsgemurmel aus. Die Schönheit wird nirgends mehr geehrt, als in Amerika. Bereits hatte ſie den Zeugeneid geleiſtet, und wollte ſo eben mit ihrer Erzählung beginnen, da trat ein Ereigniß ein, das ebenſo ſtörend als auffallend einwirkte. Plötzlich wurden nämlich die Thüren, die in den Saal führten, von

Polizeidienern beſetzt und kein Menſch mehr hinein- oder hinausgelaſſen. Natürlich machte dieß in einem ſo dichtgedrängten Saale, wo die Menſchen gewohnt ſind, ſtromweiſe aus- und einzugehen, kein geringes Aufſehen. Der Richter bemerkte die Störung augenblicklich und indem er die Sitzung auf eine Minute unterbrach, fragte er, was es gebe. In demſelben Momente trat aber ein alter Mann vor den erhöhten Sitz, auf dem der Richter und ſeine Schreiber Platz genommen. Er hatte den Hut abgenommen, wie ſich's vor Gericht gebührt, drängte ſich aber ſo ungeniert vorwärts, als ſey er hier zu Hauſe.

„Wer ſeyd Ihr, Mann?“ rief der Richter zornig. „Wie könnt Ihr es wagen, das Gericht zu unterbrechen?“

„Oh, Euer Ehren,“ verſetzte der alte Mann ruhig, indem ſeine Züge ein ſchwaches Lächeln überzog; „ich wollte blos einiges neue Zeugniß in dieſem Prozeſſe beibringen. Aber es ſcheint, Euer Ehren kennen mich nicht mehr, ſonſt würdet Ihr mich wohl etwas alimyſtlicher behandeln.“

Damit nahm er eine Perrücke ab, die bis jetzt ſeine grauen Haare bedeckte, auch die falſchen Augenbrauen wurden entfernt, und ein Geſicht erſchien, das wohl faſt Niemanden in dieſem Saale nicht bekannt geweſen wäre. Es entſtand eine allgemeine Bewegung; Alles ſtand von den Bänken auf und Viele drängten ſich gegen die Ausgangsthüre, die jedoch von der Polizei ſo gut bewacht wurden, daß Niemand hinauszuſchlüpfen vermochte.

„Ich habe noch nicht Zeit gehabt, meine Toilette zu machen,“ fuhr der alte Mann mit viel Ruhe und Humor fort; „ſonſt wäre ich vor Euer Ehren in meinem gewöhnlichen Habit

erſchienen und nicht in der Verkleidung, in die ich mich geſtern Abend geſteckt habe."

Natürlich erkannte auch der Richter den alten Mann ſogleich. „Ihr ſeyd's, Hayes," rief er in ganz verändertem Tone. „Was führt Euch hieher? Das muß eine ganz beſondere Veranlaſſung ſeyn!"

„Ob das iſt's auch!" erwiederte Hayes gutmüthig lachend. „Ich möchte gerne Zeugniß ablegen für meinen jungen Freund hier auf der Anklagebank, und einige Andere für ihn hinſetzen, die den Platz beſſer zieren werden. Aber wahrhaftig, Euer Ehren müſſen mir dazu behülflich ſeyn und einige Verhaftsbefehle unterzeichnen, die das Ding zu Ende bringen werden."

Er flüſterte nun lange mit dem Richter, und man ſah dieſem wohl an, daß der Fall ein außerordentlicher war; denn ſo ſehr er auch ſeine Züge zu beherrſchen verſtand, ſo lagerte ſich doch ein unendliches Erſtaunen darauf, als der alte Hayes mit ſeiner Erzählung zu Ende war. Er nahm jedoch keinen Anſtand, die Verhaftsbefehle zu unterzeichnen.

Hayes ließ nun ſeine Augen im ganzen Saale herumſchweifen und bald hatte er die entdeckt, welche er ſuchte. Es war O'Neill mit ſeinen beiden Söhnen. O'Neill ſetzte keinen Widerſtand entgegen, auch Daniel nicht. Beide waren zu ſehr überraſcht und ließen ſich ruhig abführen. Nicht ſo Paddy. Er riß aus und ſchlug ein Paar nieder, um die Thüre zu gewinnen; allein im Nu war er überwältigt und hatte Hand- und Fußſchellen an. Alle Drei brachte man in abgeſonderte Zellen in den Tombs.

„Nun muß ich mich auch ungalant gegen das ſchöne Geſchlecht zeigen," ſagte Hayes, als er ſich den beiden Damen,

der Gräfin Plocki und ihrer Mutter, näherte. „Ich hoffe jedoch nicht, daß ich hier Handſchellen nöthig haben werde.“

Minette erblaßte bis in den Tod. „Ihr werdet mich doch nicht im Ernſte verhaften wollen?“ fragte ſie bebend.

„Ja, Spaß iſt's freilich keiner,“ meinte Hayes, „nicht einmal für ein Mannsbild, viel weniger für ein ſo zartfühlendes Weſen, als Ihr ſeyd. Ihr wolltet ja aus lauter Zartgefühl ſo eben einen Unſchuldigen nach Singſing hinſchwören! Kommt, kommt, macht keine Umſtände.“

„Frauen unſeren Standes!“ ſchrie jetzt die Schulmeiſterin mit ſchrillender Stimme. „Wie könnt Ihr es wagen, eine Gräfin anzutaſten?“

„Eine ſchöne Gräfin!“ lachte Hayes. „Wo liegt denn die Grafſchaft Plocki? Im Monde, oder ſonſt wo in jener Gegend herum. Jetzt iſt's ausgegraft, und der Herr Graf heißt jetzt wieder, wie er vorher hieß: Jakob Koppel von Newhaven. Die Frau Gräfin wird aber auch den Titel „Madame Koppel“ nicht einmal annehmen dürfen, denn die erſte Frau Koppel lebt noch, und zwei Weiber ſind in Amerika nicht erlaubt, ſo wenig als der Grafentitel für uns einen Werth hat. Allons, vorwärts, Frau Concubine nebſt Schwiegermutter. Im Gefängniß habt Ihr Zeit genug, über alle dieſe Dinge nachzudenken.“

„Herr Staatsanwalt,“ kreiſchte jetzt Minette, als man Anſtalt machte, ſie mit Gewalt fortzuführen. Aber dieſer nahm keine Notiz von ihr, die er noch vor wenigen Minuten als das Muſter adeliger Geſinnung dem Publikum hingeſtellt hatte. Er war in einem ernſten Geſpräche mit dem Richter begriffen, und legte den Polizeidienern keinerlei Hinderniß in den Weg, als auch die beiden Zeuginnen in die Tombs abgeführt wurden.

Wie das übrige Publikum, ſo war auch Ludwig Wagner ſprachlos vor Erſtaunen, als alle dieſe Dinge vor ſich gingen. Allein es ſtand nicht lange nach dem Eintritt des William Hayes an, ſo ſchob ſich ein Arm ſanft unter Ludwig's Arm und eine ſüße Stimme flüſterte fröhliche Worte in ſein Ohr. Es war Roſa, die ſich ihm zur Seite geſtellt hatte. An der andern Seite ſtand Vater Gutbrod und ſah mit ſeligem Lächeln auf das Paar neben ihm. „Gott hat doch noch Alles gut gemacht," ſagte er halblaut, dem Ludwig die Hand drückend. „Wer auf ihn vertraut, bei dem wendet ſich am Ende alles Unglück in Glück um."

Endlich wurde die Ordnung wieder hergeſtellt, nachdem die fünf Gefangenen entfernt waren, die Thüren wurden wieder geöffnet und die Polizei entfernte ſich. Mit größter Spannung ſah das Publikum den Enthüllungen entgegen, welche William Hayes dem Richter bereits gemacht hatte und nun vor den Geſchwornen laut wiederholen mußte. Ehe aber der berühmte Diebesfänger mit ſeiner Erzählung begann, trugen vier ſtarke Männer eine Maſchine in den Saal, welche nichts anders war, als die Prägmaſchine der Falſchmünzer; und dann brachten ſie die Druckmaſchine und endlich die Platten und ſonſtigen Werkzeuge und das falſche Geld, das in der Höhle gefunden worden war. Es war eine Wucht zuſammen von wenigſtens vierzig Centnern, und man brauchte faſt den vierten Theil des Saales, um Alles aufzuſtellen.

„Das iſt das Corpus delicti," ſagte Hayes. „Ich brauchte zwei Karrenleute, um die Sachen alle hierher zu bringen und das hielt mich ſo lange auf, daß ich nicht ſchon zum Beginne des Prozeſſes erſcheinen konnte. Denn ich wollte nicht hier-

her kommen ohne die vollgültigſten Beweiſe. Nun aber kann ich gegen Jeden die Thatſache feſtſtellen, daß die eigentlichen Falſchmünzer keine andern ſind, als der Gutsbeſitzer O'Neill und ſeine beiden Söhne, Daniel und Paddy, ſowie endlich ein Mann, Namens Jakob Koppel, hier bekannt unter dem Namen Graf Plocki. Der aber, der hier auf der Anklagebank ſitzt, iſt ſo unſchuldig, als ich ſelbſt, und von jenen Vieren blos untergeſchoben, um einen Sündenbock für ſich zu haben. Freilich iſt jetzt Alles klar und einfach genug, da Jakob Koppel, genannt Graf Plocki, ein vollſtändiges Geſtändniß ablegte und alle die Falſchmünzerapparate aufgefunden ſind; allein mir ward's doch nicht ſo leicht, hinter die Schliche der Spitzbuben zu kommen. Denn verdammt pfiffig hatten ſie's angegriffen, und in der Beziehung hab ich allen Reſpekt vor ihnen. Doch ich will Alles ordnungsgemäß erzählen und es ſo kurz machen, als es mir möglich iſt."

„Zuerſt erfuhr ich alſo, daß in Gärtner Gutrod's Haus eine Frau lebe, mit Namen Maria Koppel. Dieſe Frau war in derſelbigen Nacht, da Ludwig Wagner verhaftet wurde, von ein Paar Schurken in's Waſſer geworfen, von Ludwig aber gerettet worden. Darüber hatte ſie den Verſtand verloren und phantaſirte verworrenes Zeug. Aus dem verworrenen Zeug heraus merkte ich mir aber die Ausdrücke: Falſchmünzer, Brandſtifter, Ehebrecher. Auch Mörder kam hie und da vor. Dann nannte ſie wieder die Nummer 495 Broadway und faſelte viel von einer „Andern." Schließlich lispelte ſie ſchaudernd, ſie müſſe ſtille ſeyn, ſonſt werde Er gehängt. Um dieſe Gegenſtände drehte ſich der ganze Wahnſinn Maria's."

„Wer iſt der „Er?" dachte ich nun. Jedenfalls Einer,

der mithalf, die Maria in's Waſſer zu werfen und wahrſcheinlich ein Falſchmünzer, Ehebrecher und Brandſtifter. Die „Andere“ wird wohl eine Concubine oder ſo was ſeyn. Wo finde ich aber dieſen „Er?“ — Nun wußte ich von Ludwig Wagner, daß Maria auf dem Fultonmarkte wenige Tage vor ſeiner Verhaftung ihren Mann, den ſie ſchon lange ſuchte und der ihr durchgegangen war, geſehen zu haben glaubte. Ludwig mußte ſogar dem Manne, den Maria für ihren Gemahl anſah, nacheilen, um zu wiſſen, wo er wohne. Das that denn auch Ludwig, und fand den Mann richtig. Dieſer nannte ſich aber Graf Plecki und nicht Jakob Koppel, und lebte mit einer Gräfin auf hohem Fuße.“

„Ei, dachte ich, der Graf Plecki und der Jakob Koppel beide in Nro. 495 Broadway wohnend, ſcheinen recht nahe mit einander verwandt zu ſeyn, näher noch als zwei Brüder; denn die Gräfin iſt offenbar die „Andere.“ Willſt doch ſehen, meinte ich, welches die wirkliche Ehefrau iſt. Schrieb deßhalb nach New-Haven und ſah in der Familienbibel der Maria nach. Es war aber in Richtigkeit. Die Maria war die angetraute Frau; ſomit konnte die Gräfin blos das Kebsweib ſeyn.“

„Nun ſtellte es ſich weiter heraus, daß die Frau Gräfin früher die Braut des Angeklagten in Deutſchland war, daß ſie von ihm das Reiſegeld für ſich und ihre Mutter bekam — dieſelben 150 Thaler, die ſie ihm ſpäter wieder zurückgab — und daß ſie erſt auf dem Schiffe bei der Herreiſe mit dem Herrn Grafen intim wurde. Woher bekommen die das Geld zum Großthun? dachte ich, wenn ſie ſo arm war wie eine Kirchenmaus und Er ſich erſt vor einiger Zeit in Deutſchland, wohin er vor etwa einem Jahre gereist war, in einen Grafen

verwandelte, von einer Grafſchaft ſelbſt alſo keine Rede war! So nahm ich mir vor, der Sache ein wenig mehr auf die Spur zu kommen und lugte den Leuten ein Bischen unter die Naſe."

„Dazu erfuhr ich, daß die zwei Hauptzeugen gegen Ludwig, der Tom und der Billy, einen recht ordentlichen und geſcheidten Rechtsbeiſtand hatten, der zufällig aber auch der Rechtsfreund O'Neill's war, des Gutsherrn Ludwig's, von deſſen Haus aus man leicht alles Mögliche in Ludwig's Behauſung ſchaffen konnte. Mußt doch nach dem Advokaten lugen, ſagte ich zu mir ſelbſt, und fand bald, daß die Beiden, der Tom und der Billy, keinen Knopf beſaßen, denſelben zu bezahlen. Und daß der nichts umſonſt thut, wußte ich ſchon längſt! So merkte ich denn, daß O'Neill das Geld vorſchieße! Der mußte alſo ein beſonderes Intereſſe haben für die beiden Schlingel, den Tom und den Billy. So ging ich denn dem O'Neill auf Schritt und Tritt nach, und in mancherlei Geſtalt, damit er nicht merke, daß ich ihm aufpaſſe. Natürlich fand ich bald aus, wie innig die vier Männer zuſammenhingen, O'Neill mit ſeinen zwei Söhnen und Graf Plecki. Nach einiger Zeit fand ich ſogar, daß O'Neill das anonyme Billet an den Polizeichef geſchrieben hatte, worin der Ludwig Wagner denuncirt worden war; denn ich wußte mir eine Handſchrift O'Neill's durch einen Handwerksmann zu verſchaffen. Da wußte ich nun natürlich genug. Nur fehlte es mir an poſitiven Beweiſen. Leider konnte ich mich nicht in ſo vornehmer Geſellſchaft bewegen," fuhr Hayes mit einem luſtigen Seitenblick auf den Staatsanwalt fort, „um zu den Spielgeſellſchaften des Herrn Grafen zugelaſſen zu werden, wo die Frau Gräfin durch ihre Schönheit den falſchen Fünfzigthalerbills Cours verſchaffte. Somit konnte ich Niemanden

auf der That ertappen. Auch ſonſt waren ſie mir zu verrückt, ob ich ihnen gleich in ihre Höhlen in der Albanyſtreet und im Bloomingdaleroadwirthshaus folgte. So dachte ich, ich wolle die Roſa, die Tochter des Gärtners Gutbrod, die Rolle der Maria, d. h. der erſten Frau des Jakob Koppel ſpielen laſſen, welche, wie wir wiſſen, die vier Falſchmünzer halb todtgeſchlagen und dann in's Waſſer geworfen hatten, und von der ſie nun glauben, ſie ſey todt. Die Roſa ſpielte ihre Rolle ausgezeichnet. Wenn nun einer den Geiſt ſeiner Frau ſieht und ſie wirft ihm als Geſpenſt vor, ſie ermordet zu haben, ſo giebt's wohl kaum Einen, der dem Eindruck nicht unterliegt. Jakob Koppel's Nerven waren auch nicht von Stahl und Eiſen. Er unterlag; und als ich ihn nun gar ſeiner wirklichen wahnſinnigen Frau gegenüber ſtellte, da wurde er vor Schreck und Gewiſſensangſt beinahe wahnſinnig, und geſtand Alles ein. Ja, wir brachen noch in derſelbigen Nacht in die Falſchmünzerhöhle, und — da fanden wir nun die ganze Beſcheerung, die Preſſen, die Platten, das falſche Geld, kurz Alles, den ganzen Apparat. Die paar Platten, welche die Bande vor vier Wochen in Ludwig's Scheune hinübergeſchafft hatte, waren von ihnen längſt ausrangirt geweſen."

„Was ſoll ich nun noch weiter ſagen? Jakob Koppel ſitzt in den Tombs, und iſt bereit ſein Zeugniß abzulegen. Gärtner Gutbrod hat übrigens ſein Geſtändniß mit angehört, und, wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo werden Tom und Billy jetzt nicht mehr auf Ludwig Wagner, ſondern auf den ausſagen, von dem ſie die falſchen Bills in der That und Wahrheit erhielten!"

So endete William Hayes ſeine Rede, die längſte, die er je in ſeinem Leben gehalten. Der Eindruck, den ſie auf's Pu-

blikum machte, war ein außerordentlicher. Manche Dame, die bis jetzt auf den Dutchman auf der Anklagebank mit ſtolzer Verachtung hingeſehen hatte, wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge, und die Männer ſchauten auf die Roſa, deren Antlitz vor Luſt und Seligkeit ganz verklärt ausſah, wie auf eine Heldin. Der Staatsanwalt ſelbſt verzichtete auf alle weiteren Zeugen, denn der Beweis von Ludwig's Unſchuld ſey auch in ſeinen Augen conſtatirt genug.

Plötzlich ließ ſich von der Zeugenbank ein lautes Stöhnen und Schluchzen hören. Es waren Billy und Tom, denen die Thränen fauſtdick über die Wangen liefen und die in Jammer ganz aufgelöst ſchienen.

„Ach, Euer Ehren," heulten ſie, „nur dießmal laßt Gnade für Recht ergehen. Wir hätten ja ſelbſt nicht daran gedacht! Es wäre ja Keinem von uns auch nur eingefallen, auf den Ludwig Wagner auszuſagen! Aber O'Neill überredete uns zu Allem."

„Still, Ihr Hallunken," verſetzte der Richter. „Euer Urtheil ſollt Ihr ſpäter erhalten. Beinahe wäret Ihr Schuld geweſen, daß ein Unſchuldiger hätte vielleicht auf viele Jahre in's Gefängniß wandern müſſen, denn ſo ſehr ſprach Alles gegen Euch, Ludwig Wagner, daß Ihr ohne dieſe beſondere Fügung Gottes und ohne den Beiſtand des trefflichen Hayes ohne allen Zweifel wäret verurtheilt worden. Die Gerechtigkeit iſt blind, ſagt man nicht mit Unrecht; ich aber danke meinem Schöpfer, daß er mich vor einem falſchen Urtheilsſpruch gewahrt hat. Wenn ich nun den Geſchwornen die üblichen Fragen vorlege, ſo geſchieht es nicht, weil ich noch den geringſten Zweifel in Eure Unſchuld hätte, ſondern es geſchieht, damit Ihr förmlich

vor aller Welt für frei von der Anklage daſteht, die fälſchlich gegen Euch erhoben wurde."

Den Geſchwornen wurden auch in der That die nöthigen Fragen vorgelegt; ſie verließen aber ihre Sitze gar nicht; ſondern nachdem ſie ſich einige Minuten leiſe beſprochen, erklärten ſie durch ihren Obmann ihr „Nichtſchuldig," ohne ſich in ihr Berathungszimmer zurückgezogen zu haben.

So endete dieſer berühmte Falſchmünzerprozeß ganz anders, als Jedermann erwartet hatte. Ludwig verließ den Saal unter dem Halloh des Publikums, das ſich zu Hunderten vor dem Gerichtsgebäude eingefunden hatte. Um aber alles Aufſehen zu vermeiden, hatte Hayes eine Droſchke requirirt, in welcher er mit Ludwig, Roſa und Vater Gutbrod Platz nahm. Er ließ es ſich nicht nehmen, daß ſie Alle bei ihm das „Auferſtehungsfeſt von den Tombs" feiern mußten. Und wie ſelig ſaßen dieſe Vier zuſammen!

„Nun, Vater Gutbrod," ſagte Hayes, als ſeine drei Gäſte Abſchied nahmen. „Nun, alter Kamerad, ſind wir quitt. Wenn ich heute in die Grube fahre, ſo gehe ich heim mit dem Bewußtſein, wenigſtens meine Schuld gegen Euch abgetragen zu haben. Mit meinen andern Schulden wird's Gott auch nicht ſo genau nehmen."

Der Mann hatte keine Schulden vor Gott. Wohl aber ſchuldeten ihm viele Menſchen: Ehre, Leben und Vermögen.

Wie die Roſa ihm dankte und ſich dem alten ſiebzigjährigen Mann an den Hals hing, als wäre es ihr zweiter Vater, das kann ich wohl ſagen, aber nicht näher beſchreiben."

Wir ſind nun am Schluſſe unſerer Erzählung angelangt. Es endet Alles, wie ſich's gebührt und gehört: das Unrecht erleidet ſeine Strafe, das Recht erhält ſeinen Lohn. Denn wie der Prozeß der vier Falſchmünzer ausgieng, das kann ſich Jeder denken. Trotzdem, daß ſie den geſchickteſten Advokaten hatten oder wenigſtens den raffinirteſten, trotzdem, daß die Anklage auf Brandſtiftung gar nicht erhoben wurde, weil dieſer Theil des finſtern Drama's ganz im Dunkeln blieb, trotz allem dem wurden ſie ſämmtlich Einer wie der Andere wegen Mordverſuchs und Falſchmünzerei zu zwanzig Jahren Staatsgefängniß verurtheilt, und gleich darauf nach Singſing abgeführt. O'Neill und Daniel ertrugen ihr Schickſal zwar nicht mit Ergebenheit, aber doch mit einer gewiſſen Ruhe, einem gewiſſen brütenden Hinſtarren, wie ſolches durch die fortwährende Hoffnung auf Begnadigung erzeugt wird. Alle Jahre nämlich bringen ſie es dahin, daß Einige ihrer Bekannten Geld und gute Worte opfern, um denſelben beim Gouverneur des Staates einen Nachlaß ihrer Strafe oder ihre gänzliche Freilaſſung zu bewirken. Wahrſcheinlich bringen ſie es auch noch ſo weit, denn Geld und gute Worte helfen viel in Amerika, Geld noch mehr als gute Worte. Bis jetzt aber war Alles vergebens.

Der zweite Sohn O'Neill's, Paddy, konnte ſich nicht ſo in Geduld faſſen. Er war immer eine wilde, unbändige Natur und ſo wurde er eines Tages, als ihn der Aufſeher vielleicht ſtrenger, als es ſich gebührt, behandelte, ſo wüthend, daß er über denſelben herfiel und ihn auch ohne die Dazwiſchenkunft anderer Bedienſteten ohne Zweifel getödtet haben würde. Natürlich legte man den Widerſpenſtigen ſogleich in

Eiſen und es erwarteten denſelben die ſchwerſten körperlichen Strafen. Dieß wußte er, und — am andern Tag fand man ihn in ſeiner Zelle an ſeinem eigenen Halstuche erhängt. Zu dieſem Zwecke mußte er aufſtehen und ſeine eiſerne Pritſche, die eine Art Hängmatte bildet, welche alle Abende herabgelaſſen und alle Morgen wieder hinaufgezogen wird, ſo daß ſie den Tag über platt an der Wand anliegt. — er mußte dieſe Pritſche aufziehen, um ſein Halstuch daran zu befeſtigen, weil in keiner Zelle ein Nagel befindlich iſt. Ja ſogar ſeine Füße mußte er an ſich ziehen, weil ſie ſonſt den Boden berührt hätten, und er that es, bis ihn Bewußtloſigkeit umfieng! So ſtreng und eiſern war ſein Wille!

Graf Plecki oder vielmehr Jakob Kerpel war der ruhigſte von Allen. Die Erſcheinung ſeiner todtgeglaubten Frau hatte einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er dem Wahnſinn nahe war. Ja, als er ſpäter erfuhr, daß ſie noch lebe, ja als er ſie ſogar ſelbſt wieder ſah, wollte doch der Geiſt nicht weichen, der ſich ſeiner bemächtigt, der Geiſt der ſtillen Verzweiflung. Nach ſeiner andern Frau, der Gräfin, fragte er nie. In wenigen Jahren erlöste ihn der Tod von ſeinen Leiden.

Frau Minette und ihre Mutter giengen vor Gericht frei aus. Es wurde zwar bewieſen, daß ſie dem Ludwig die hundertfünfzig Thaler gegeben hatten, welche man bei ihm fand, und die ſammt und ſonders falſch waren. Es wurde auch bewieſen, daß ſie in vielen Läden und Stores, wo die vornehme Welt verkehrte, große Summen falſchen Geldes in Fünfzig- und Hundert-Thalerbills, die man im Anfang für ächt hielt, ausgegeben hatten. Ja man bewies ihnen ſogar,

daß auf den verſchiedenen kleinen Reiſen, die ſie machten, wie in den Abendſoiréen, die ſie gaben, viel falſch Geld in Umlauf geſetzt worden war. Allein dieß Alles reichte nicht hin, ſie zu verurtheilen. Sie behaupteten ſteif und feſt, nicht gewußt zu haben, daß das Geld falſch ſey. Im Gegentheil, ſie hätten es von Graf Plocki bekommen, und daher annehmen müſſen, daß es ächt ſey. So wurden ſie denn freigeſprochen, wie ſich auch bei dem Eindrucke, den die Schönheit Minettens auf den Staatsanwalt gemacht hatte, nicht anders erwarten ließ. Freilich den Grafentitel, oder gar das gräfliche Vermögen, konnte ihr weder der Staatsanwalt, noch irgend Jemand anders retten, weil Beides gar nicht vorhanden war. Aber Minette tröſtete ſich damit, daß ſie der Staatsanwalt als „Freundin" zu ſich nahm und ihr die Mittel verſchaffte, ſich ſo ſchön und luxuriös zu kleiden, als ſie nur wollte, und die Mutter Minettens, die Schulmeiſterin, fand eine Erleichterung darin, daß ſie auf den Jakob Kreppel all den Geifer losließ, den ſie in ihrer Erbitterung finden konnte. Da war kein Schimpfwort in deutſcher wie engliſcher Sprache, das ihm nicht ertheilt wurde. Nur Schade, daß er die Titel, welche ihm die alte Keiferin beilegte, nicht auch hörte! Nach einem halben Jahre änderte ſich freilich Vieles. Der Staatsanwalt wurde Minettens ſatt und überließ ſie einem Dritten, und nach kurzer Zeit dieſer Dritte wieder einem Vierten. Jetzt iſt Minette in einem Hauſe in der Mercerſtreet, und was das für ein Haus iſt, das kann ſich der geneigte Leſer denken. Sie kleidet ſich immer noch in Sammt und Seide, und bei Nacht beſonders, beim trügeriſchen Gaslicht, meint man, ihre Schönheit habe kaum nachgelaſſen. Ihre Gefährtinnen auf dem Pfade der Sünde

und des Laſters nennen ſie immer noch: „die Gräfin,“ und dieſen Titel wird ſie beibehalten, bis ſie ihr Leben im Spitale beendet hat. Ihre Mutter ſtarb unlängſt im Armenhauſe.

Ganz anders geſtaltete ſich das Schickſal der übrigen Perſonen dieſes Dramas. Ludwig und Roſa wurden ein paar Wochen nach der Freiſprechung Ludwig's ein Ehepaar. Vater Gutbrod überließ ihnen gleich darauf ſein ganzes Gütchen, ſteht ihnen aber immer noch rathend und helfend zur Seite. Seine Enkel, die er nunmehr zu hüten übernommen hat, machen ihm faſt eben ſo viel oder noch mehr Freude, als die Blumen, welche unter Ludwig's Pflege gar luſtig und fröhlich gedeihen. 's iſt aber auch kein Wunder, daß die Blumen ſo luſtig wachſen und blühen, denn die Roſa ſingt und trillert den ganzen Tag im Haus und Garten herum, daß weder Menſch noch Pflanze in Trübſinn und Melancholie verfallen können. Selbſt Ludwig's Ernſt iſt einer ſtillen Heiterkeit gewichen, die ſtets in ein fröhliches Lachen übergeht, wenn er ſein Weibchen nur anſieht. Und ich fürchte faſt, er ſieht ſie in einer Woche mehr und öfter an, als er Minette in einem ganzen Jahre betrachtet hätte.

Frau Maria iſt aus dem Irrſinn, in den ſie verfallen war, wieder erwacht. Die Erſchütterung, den der Anblick ihres Mannes auf ſie hervorbrachte, hatte dieſe glückliche Wendung zur Folge. Aber doch erſtarkte ihr Geiſt nie ſo, daß ſie ſich der Ereigniſſe klar wurde, welche ihren Wahnſinn zur Folge gehabt hatten. Nach und nach brachte man ihr die Kunde von dem Schickſal ihres Mannes bei und ſie beſuchte ihn von nun an bis zu ſeinem Tode alle Jahre einmal in Singſing. Ein öfterer Beſuch wurde nicht geſtattet. Ihr ſtilles Wirken

und ihre ruhige Ergebenheit in ihr Schickſal haben ihr auf Vater Guthrod's Gärtnerei eine zweite Heimath erworben.

Ein ſchwerer Schlag war es für die Familie, als ſie eines Tages den Tod von William Hayes erfuhren. Ein Schlagfluß hatte ſeinem thätigen Leben ein Ende gemacht und man fand ihn Morgens todt in ſeinem Bette. Bis dahin, ein ganzes Jahr lang, hatte er es ſich zur Gewohnheit gemacht, alle Monate einmal einen Tag bei ſeinen Freunden in der Gärtnerei am Hudſon zuzubringen, und ein fröhlicher Tag war's jedes Mal, wenn der alte Hayes erſchien, und von ſeinen vielen Erlebniſſen erzählte. Doch — Einmal muß geſchieden ſeyn!

Inhalt.

	Seite
Vorrede	III
I. Der reiche Vetter in Amerika	1
II. Fahrten und Abenteuer eines Marinesoldaten	58
III. Der Hochzeiter wider Willen	139
IV. Zwei Weiber und falsch Geld	190

Emigrantengeſchichten.

Erzählungen

aus

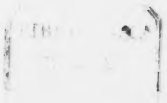
dem amerikaniſchen Leben

von

Theodor Grieſinger.

Zweiter Band.

Tuttlingen,
Verlag von E. L. Kling.
1858.



Druck der Buchdruckerei von J. G. Mäcken Erben in Reutlingen.

Inhalt.

Seite

I. French Louis, der Loaferkönig 1

II. Germania in Amerika 219

I.

French Louis, der Loaferkönig.

In New-York wußte man vor zwölf Jahren noch nichts von einer deutschen Specereihandlung in dem Sinn, wie man die Sache in Deutschland versteht. Die deutsche Einwohnerschaft war damals sehr gering, im Verhältniß wenigstens zu der jetzigen; denn erst die Jahre 1849, 1850, 1851, 1852 und besonders 1853 brachten der Deutschen eine solche Masse herüber, daß das deutsche Element außerordentlich vermehrt wurde. Zwar giengen auch von diesen Einwanderern sehr Viele, ja die Meisten in den Westen, worunter natürlich fast alle, die sich zu Hause im alten Vaterlande mit dem Landbau beschäftigt hatten, und auch jetzt nichts Anderes ergreifen wollten und konnten. Allein eine große Zahl der Deutschen, welche in jenen Jahren nach Amerika herüberkamen, gehörte einer ganz andern Klasse Menschen an, als man sonst den Wanderstab ergreifen zu sehen gewohnt war, und von diesen blieben Viele in New-York und den andern großen Städten des Ostens. Die Revolutionsjahre in Deutschland hatten Manchen genöthigt, sein altes Vaterland zu verlassen; Andere giengen freiwillig, weil sie glaubten, eine freiere, ihren geistigen Anforderungen mehr entsprechende Heimath überm Wasser drüben zu finden; wieder Andere machten sich die Zeit zu Nutzen, schüttelten ihre alten Verpflich-

tungen und Verbindlichkeiten, als wären sie von dem Jahre 1849 ohne eigene Schuld dazu getrieben worden, von sich ab, und kamen an den gastlichen Herd Amerikas, um auf den Trümmern ihrer Habe, die sie ihren Gläubigern heimlich entzogen, ein neues Haus zu bauen. Es waren also nicht blos mehr gewöhnliche Handwerker und Bauern, die sich in jenen Jahren nach Amerika aufmachten, sondern ein gut Theil bestand aus ganz andern Menschen, aus solchen, welche man zu Hause unter die gebildete Klasse rechnete: aus Kaufleuten, Schreibern, Beamten, Rechtsanwälten, Pfarrern, Medicinern und dergleichen. Wie Viele von diesen auf den Namen: „Rechtlichkeit und Ehrbarkeit" Anspruch machen konnten, ist nicht unsere Sache, zu untersuchen, wohl wahrscheinlich kaum die Hälfte, oder noch weniger; denn wie gesagt, gar Viele machten sich das Jahr 1849 zu Nutzen und sprengten dann in New-York und Amerika aus, sie seyen „in Folge der Revolution" als „politisch Verfolgte" herübergekommen. Sie thaten dieß, theils um sich mit fremden Federn geschmückt ein anderes Ansehen zu geben, theils um ihre frühere Liederlichkeit und Gemeinheit oder etwa gar ihre früheren Vergehen und Verbrechen damit zu übertünchen. Doch, wie gesagt, dieß gehört nicht hierher. Hieher gehört blos das, daß diese Klasse „Gebildeter" zum allergrößten Theile in New-York liegen blieb und sich hier irgendwie ein Geschäft zu gründen suchte. So wurde nicht blos die Anzahl der in dieser Weltstadt ansässigen Deutschen in einigen Jahren verdoppelt und verdreifacht, sondern der Charakter des deutschen Elements wurde plötzlich ein ganz anderer. Man könnte sagen, die neu Eingewanderten haben die deutsche Bevölkerung New-Yorks auf eine andere Rangstufe gebracht, eine Rangstufe, die zwar weniger von den Amerikanern, wohl aber von

den Deutschen selbst anerkannt wurde. Von jener Zeit an befanden sich eine Masse Geschäfte in den Händen wissenschaftlich gebildeter Männer, welche sonst von einer ganz andern Klasse Menschen betrieben worden waren. Nehmen wir nur die Wirthschaften an, die ganz gewöhnlichen Bierwirthschaften! Fast keine Einzige gab es mehr, die nicht von einem früheren Beamten, Doctor, Pfarrer, Advokaten oder so was getrieben worden wäre! Apotheken schossen aus der Erde, wie Pilze, und der Stand der Aerzte, besonders der Zahnärzte vermehrte sich ins Unendliche. Wieder Andere errichteten photographische Ateliers oder ähnliche Etablissements, und nicht Wenige exerzirten das Handwerk der Winkeladvokaten oder Gemmissionäre. Auch mit dem „Kaufen und Verkaufen" gaben sich Viele ab, indem sie theils selbst fabricirten, und das Fabricirte wieder an den Mann zu bringen suchten, als z. B. Tinte, Wichse, Schwefelhölzchen, Vatermörder und dergleichen, theils indem sie von größeren Importern eine kleine Partie europäischer Waaren an sich brachten, und diese nun im Hausirwege detailliren, oder vielmehr in ganz geringen Portionen an Wirthe und dergleichen losschlugen. Dieß geschah hauptsächlich mit Cigarren, mit Kirschengeist, mit Wein und dergleichen, und Mancher legte sich dadurch den Grund zu einem eigenen kleinen Importergeschäft, obgleich die Meisten elendiglich sich fortbrachten und am Ende ganz dabei zu Grunde gingen.

Dieses neue deutsche Element hatte ganz andere Anforderungen an's Leben, als das frühere, und manche Frau, die mit ihrem Manne herübergekommen, konnte sich absolut nicht darein finden, auf amerikanische Art zu leben, d. h. zu essen und zu kochen. Liefert doch auch in der That eine amerikanische Küche

ein Resultat, daß ein deutscher Gaumen mit Ekel davonläuft! Alles halbgekocht, faß blutig! Und zudem gar keine Auswahl! Nichts von deutschen Gemüsen, von deutschen Früchten! Immer das einzige Einerlei: Beefsteak und Kartoffel, Kartoffel und Beefsteak! — So empfanden denn damals die deutschen Specereihandlungen, oder vielmehr Handlungen „mit deutschen Früchten", als ein Bedürfniß der Zeit. Hier konnte man kaufen: deutsche Linsen und Erbsen, gedörrte Zwetschgen und Schnitze, gewässerte Stockfische und Sauerkraut, ächten Schweizerkäse und unächten Limburger, dazu Gries, und Saag, und Nudeln, und Maccaroni, und eingemachte Gurken und was dergleichen mehr ist. Ja sogar die Cicherie fehlte nicht mehr, obgleich diese lieber weggeblieben wäre.

So standen die Sachen im Jahre 1852, als Franz Mayer seinen neuen „Deutsche Früchte- und Specereiladen" in der Essexstraße eröffnete. Es bestanden zwar schon mehrere ähnliche Etablissements, allein keines in der nächsten Nähe. Und gerade in dieser Gegend wohnte ja eine Menge Deutscher, und gerade lauter solche, die auf einen erhöhten Lebensgenuß Anspruch machten. Franz Mayer hoffte daher das Beste und hatte auch alle Ursache dazu. War er doch ein freundlicher, höflicher, gewandter, junger Mann, der von Morgens früh bis Abends spät auf seinem Posten ausharrte, und es sich nicht verdrießen ließ, den alten Buchdruckergesellen, der für zwei Cents ächten „Lorbeck" — der gehörte auch unter die „deutschen Früchte," wenn's gleich Schnupftabak war — holte, ebenso zuvorkommend zu bedienen, wie die vornehme und junge Frau Hotelwirthin, die für anderthalb Thaler Caviar, echten russischen nehmlich (ist auch unter die Klasse „deutsche Früchte" zu rechnen) bestellte! — In der

That ging auch ſein Geſchäft mit jedem Tage beſſer, und ſo klein er angefangen hatte, ſo durfte er doch hoffen, ſchon in Jahresfriſt es ſo weit gebracht zu haben, daß er eine Frau darauf ernähren konnte. Mußte er ja doch ſchon nach vier Wochen einen Gehülfen halten, weil er es allein nicht mehr verſehen konnte! Freilich koſtete ihn der Gehülfe wenig oder nichts, weil derſelbe eigentlich erſt lernte, und ſomit faſt „ums Warme" diente; allein wenn ſeine künftige Frau ſich ebenfalls nicht ſcheute, im Laden mithätig zu ſeyn, warum ſollte er nach 12 Monaten nicht im Stande ſeyn, den Aufwand zu beſtreiten, den der Eheſtand immer mit ſich bringt, wenn der Laden jetzt ſchon zwei Männer nährte? So dachte Franz Mayer und gab ſich zwei- und dreifache Mühe, nur um das Heirathen deſto ſicherer möglich zu machen.

Heirathen wollte er nehmlich um jeden Preis: ſo viel iſt gewiß. Dagegen wollte er aber nicht leichſinnig und in den Tag hinein heirathen, wie's die meiſten Deutſchen in Amerika machen. Denn von dieſen denken wohl neun Zehntheile nicht an die Zukunft, ſondern nur an die Gegenwart: darum, wenn zwei einander ein paar Male geſehen haben, und denken, ſie paſſen für einander, ſo laſſen ſie ſich ohne weitere Ueberlegung geſchwind zuſammengeben und leben dann vier Wochen ſpäter, wenn irgend eine Sorge kommt, bereits wie Hund und Katze. In vier weitern Wochen drauf ſind ſie bereits wieder auseinander und betrachten ſich als ledig und geſchieden, weil ſie ſich gegenſeitig aufgegeben haben! — So wollte es Franz Mayer nicht machen, ſondern er verlangte nach einer feſten und glücklichen Ehe. Darum, ſo ſehr es ihn drängte, unter's Joch zu kommen, ſo unterdrückte er alle Wünſche und Sehnſuchten, nur um ſich

sagen zu können, daß er auf einer soliden Basis angefangen habe, auf einer Basis, wie sie im alten Vaterlande zu Hause ist, und nicht auf der Lumpenbasis von Kleindeutschland in Amerika. Nahrungssorgen dürfen keine kommen, wenn eine Ehe glücklich sein soll, und sogar kleine Luxusausgaben muß man sich erlauben können, wenn das muntere Geschnatter einer jungen Frau nicht allzubald in's Lange und Verdrießliche gezogen werden soll!

Wen er aber heirathen wollte, das wußte Franz Mayer gar wohl, und die, welche er heirathen wollte, wußte es auch. Das hing nämlich so zusammen.

In Deutschland bestand Franz seine Lehre in einem Tuchgeschäfte. Nachher kam er in ein ähnliches, größeres Geschäft und bald bildete er sich in dieser Branche so sehr aus, daß ihn ein gewisser Jakob Löffler, ein reicher Schneider, der in seiner Vaterstadt neben dem Schneidergeschäft noch einen Tuchladen errichtete, zu seinem Geschäftsführer in diesem Handel machte. Der Herr Jakob Löffler war ein gutherziger, aber etwas schwacher Kamerad. Er hatte sich mit seinem Bruder, einem ähnlich gesinnten Manne, etwas hübsches erschneidert; allein die Schneiderei war ihm nun fast zu gering, und so fingen die zwei Brüder ein Kleidergeschäft an, dieses trieben sie bald ziemlich großartig, und um es noch großartiger treiben zu können, fingen sie auch noch das Tuchgeschäft an, dessen Leitung sie eben dem Franz Mayer übertrugen. Dieß war gerade in der Zeit vor dem Jahre 1845.

Franz Mayer versah seine Stelle zur vollen Zufriedenheit seiner Principale. Er war thätig und fleißig und solid fast über seine Jahre. Um so weniger solid und fleißig waren aber

die Herren Principale. Die Revolution hatte begonnen, die Begeiſterung riß ſie hin. Nun war an kein Zuhauſebleiben mehr zu denken, von einer Verſammlung gings in die andere, von einem Wirthshaus zum zweiten. Ein bischen Leichtſinn hatte den beiden Brüdern nie gefehlt, und da benutzten nun Andere ihre Gutmüthigkeit und Schwachheit, und riſſen ſie in Geſellſchaften hinein, in die ſie gar nicht paßten, und veranlaßten ſie zu Schritten, denen ſie gar nicht gewachſen waren. Bald ſtanden die Herren Löffler an der Spitze der Fortſchrittspartei in ihrer Vaterſtadt, ohne daß ſie ſelbſt wußten, wie dieß geſchehen war. Natürlich waren ſie die vorgeſchobenen Namen, hinter denen die eigentlichen Leiter und Lenker, ein Paar verſchmitzte „Vornehme," verborgen ſtanden. Die Letzteren benutzten blos das Geld und die Perſon der Erſteren, um ihren Zweck zu erreichen. War dieß geſchehen, ſo konnte man ja die armen Teufel, die ſich an der Spitze dünkten, mit Leichtigkeit wegwerfen. Fiel aber umgekehrt die Sache ſchlecht aus, ſo durften die „vornehmen" Herren ſich blos bücken oder ducken, wie man im Schwabenlande ſagt, um ungeſtraft und unbeläſtigt davon zu kommen, während man die Andern, die Vorgeſchobenen, zugleich packte und feſthielt. — So ging das Ding nun von anno 1818 bis 1849. Die Gebrüder Löffler ſtiegen von Tag zu Tag in ihrem Anſehen, allein in ihrem Geſchäfte ſah ſie Niemand mehr. Gott und Welt borgte von ihnen, beſonders ſolche, welche aus Mangel an eigenem Beſitz auf „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" Anſprüche machten und dieſe Worte ſtets im Munde führten. Von „Schuldenzahlen" war bei ſelberlei Subjecten natürlich keine Rede und die Herren Löffler hielten es für eine Ehrenſache, nichts von ihnen zu fordern, wenigſtens nicht auf gerichtlichem

Wege. Auch andere Zahlungen wollten um jene Zeit nicht recht eingehen, während umgekehrt der Hausverbrauch, oder vielmehr der „Außerhausverbrauch“ immer ſtieg. So kam es denn, daß nach zwei Jahren, am Ende des Jahres 1849, die beiden Herren Löffler banquerott waren. Mit dem Schluß der Revolution wurde auch ihnen ihr Magazin geſchloſſen, und als das Parlament ſich in alle Welt zerſtreut hatte, ſtanden ſie ſo arm und verlaſſen in der Welt, daß auch ihnen nichts weiter übrig blieb, als in die weite Welt zu gehen.

Franz Mayer hatte einen ſchweren Standpunkt gehabt, dieſe Zeit über. Natürlich, obgleich ihm nur das Tuchgeſchäft anvertraut war, die andern Branchen aber ſich in andern Händen befanden, ſah er bald, wo die Sache hinauslief; natürlich ließ er es auch an einer genauen Auseinanderſetzung der Sachlage, ja ſogar an Vorſtellungen nicht fehlen; allein ſeine Stimme wurde nicht beachtet. Seine Principale hatten gar keine Zeit, auch nur darauf zu hören, viel weniger ſie zu befolgen! Was kümmerte ſie ihr elender Kram, wenn nur Deutſchland gerettet wurde! — Franz dachte nicht ſo. Zwar auch Er war begeiſtert für die Auferſtehung des deutſchen Volkes; auch Er ſchwärmte ſogar für Deutſchlands Einheit und Größe; allein nur zu bald ſah er, wie die Sachen kommen müßten, da die Leitung derſelben in ſolchen Händen war! Nur zu bald überzeugte er ſich, daß auch dieſe Erhebung der deutſchen Nation nicht zum Ziele führe, weil er ſah, daß die Mittel verfehlt waren! So ließ er ſich nicht weiter ein, als ſich mit den Geſetzen vertrug. Nachher aber zog er ſich vollends zurück, als er bemerkte, wie die Haupträdelsführer Andere hinhetzten, die Kaſtanien für ſie aus dem Feuer zu holen, als er ſich überzeugte, wie die,

welche doch den „Lohn“ davonzutragen hoffen, feig und ärmlich sich verkrochen und alle Schuld des fehlgeschlagenen Erwachens der deutschen Nation auf eben diese Nation, auf das Volk, schoben, während alle Schuld ganz wo anders, nämlich eben in der Feigheit und dem Egoismus dieser Rädelsführer zu suchen war! Oft und viel überlegte er, was er in seinem besondern Falle zu thun habe. Sollte er die beiden Löffler, deren Bankerott er voraussah, ihrem Schicksale überlassen und sich um eine andere sicherere Stelle umsehen? Er hatte seine Pflicht gethan, er hatte gehandelt, wie er im besten Interesse seiner Principale handeln konnte, er hatte sie sogar aufmerksam gemacht auf die Folgen, die unausbleiblich seyen, er hatte sie gewarnt und gebeten, umzukehren, so lange es noch Zeit war; hatte er nun nicht das Recht und sogar die Pflicht, für sich selbst zu sorgen, und sich von einem Geschäft loszuschälen, das seinem sicheren Untergange entgegensah?

Oft und viel ging dieser Gedanke dem Franz Mayer im Kopfe herum, aber jedesmal verwarf er denselben wieder, ehe er nur festen Fuß fassen konnte. Einmal war es seinen Grundsätzen zuwider, ein sinkendes Schiff zu verlassen. Selbstsüchtigkeit lag nicht in seiner Natur. „Vielleicht kann ich ihnen doch noch von Nutzen sein, wenn einmal das Unglück über sie hereinbricht,“ dachte er. Ein anderer Grund war aber wohl das Hauptmotiv, warum er blieb, ein Grund, den er sich selbst vielleicht nicht gestehen wollte, der aber dessenungeachtet für alle seine Handlungen maßgebend war. Von den beiden Principalen war nämlich der eine ledig, der andere aber verheirathet, oder vielmehr verheirathet gewesen. Dieser Letztere war Jakob Löffler. Die Frau hatte längst das Zeitliche gesegnet, aber die

Ehe war nicht kinderlos, sondern ein Töchterchen blühte heran, das dereinst eine herrliche Blume zu werden versprach. Fanny Löffler zählte zu jener unruhevollen Zeit erst 16 bis 17 Jahre; doch entwickelte sich schon der Keim ihrer Schönheit. Noch mehr, als ihre Schönheit, fesselte jedoch ihre gutmüthige Fröhlichkeit, ihre lächelnde Zuthunlichkeit, ihre unbekümmerte Herzlichkeit. Was sollte aus diesem unschuldigen Kinde, diesem lustigen Vöglein werden, wenn über kurz oder lang der Vater genöthigt war, die Boutique zuzuschließen und von vorn wieder anzufangen? Wäre nicht die ausgezeichnete Naturanlage gewesen, das Mädchen hätte müssen verdorben werden, so sehr ließ ihm der Vater den Willen, so sehr schmeichelten ihm Alle, die ins Haus kamen und mit dem Hause zu thun hatten. War doch diese Tochter das einzige Kind, die einzige Erbin von Vater und Oheim! Allein die Gutherzigkeit, die Gott in ihr Inneres gepflanzt, brach sich über allen Dunst und Nebel, mit dem man sie umgarnen wollte, Bahn, und der fröhliche Schalk im Auge Fanny's ließ keine Schmeichelei aufkommen. So fesselte sie den Franz eben durch ihre echte wahrhaftige Kindlichkeit und — wenn er auch gewollt hätte, es wäre ihm unmöglich gewesen, das Geschäft seiner Principale zu verlassen, ehe sich deren Schicksal entschieden hatte.

Darauf durfte er aber nicht gar zu lange warten. Im Sommer 1849 brach das Ungewitter los, und — nicht blos ein Wetterleuchten war's, sondern ein wirkliches veritables Gewitter, wo der Blitz einschlug, zündete und zertrümmerte. Das war ein Skandal in der ganzen Stadt! Das war ein Zettermordio in den Blättern und Blättchen! Solch' ein Banquerott war noch gar nicht erhört worden! Vier Wochen lang sprach und

discourirte man von gar nichts anderem mehr. Die Mägde am Brunnen, die Frauen beim Kaffeetisch, die Männer im Wirthshaus kannten einen ganzen Monat lang kein anderes Thema mehr, als das Löffler'sche Fallissement. „Hochmuth kommt vor dem Fall!" riefen die Frommen. „Ich habs schon seit Jahr und Tag gewußt," sprachen die Altklugen. „Das kommt von den politischen Windbeuteleien," meinten die Conservativen. Kurz Jedermann brach den Stab über das Löffler'sche Haus, und kein Mensch wollte mehr Etwas mit ihnen zu thun haben. Am allerärgsten räsonnirten die früheren Freunde und Schmarozer, deren Namen im „Ausständebuch" figurirte; sie glaubten durch Schimpfen ihre Schuld, wenn nicht decken, doch wenigstens vor dem Auge des Publikums verdecken zu können!

Wie gut war es doch, daß Franz Mayer dageblieben war! Die beiden Herren Löffler hatten, wie ihr Geld, so auch den Kopf verloren. Sie standen rathlos da, als waren sie neugeborene Kinder. Und Fanny? Nun die weinte sich die Aeuglein roth, und wollte vergehen vor Scham und Herzeleid. Franz Mayer war der Einzige, der den Verstand beibehielt und zugleich das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Er gab der Behörde richtige und genaue Auskunft, so daß diese im Augenblicke sah, wie hier von keinem betrügerischen Banquerotte die Rede seyn könne, weil die Principale auch nicht Etwas für sich retteten! Er tröstete die Fanny und brachte es so weit, daß sich dieselbe über die Erbärmlichkeit ihrer Mitmenschen wegzusetzen vermochte! In vier Wochen war die ganze Liquidation vorüber und dem früher reichen und angesehenen Haus Löffler war nichts geblieben, als eine Unfluth böser Nachreden und eine Menge früherer Freunde, die sich alle in Feinde verwandelt hatten. Nur für Fanny blieb

eine kleine Summe von einigen hundert Gulden, das Erbe ihrer verſtorbenen Mutter. Gerne hätte ſie auch dieſes noch hergegeben, wenn dadurch der gute Name ihres Vaters hätte hergeſtellt werden können, aber — was hülfe ein Tropfen in's Meer?

Was nun beginnen? Auf dieſe Frage gab's natürlich nur Eine Antwort: „nach Amerika!“ — Was ſoll ein Bankerotteur, der nicht durch ſeinen Bankerott reich geworden iſt (wie man Beiſpiele von Fremdwelt hat), in Deutſchland anfangen? Als Arbeiter irgendwo eintreten? Das wäre der Schmach zu viel, und am Ende fände er nicht einmal einen Arbeitgeber! Von vorn anfangen? Mit was? Kein Menſch giebt ihm Credit. Die früheren beſten Freunde gehen ihm aus dem Wege. Es bleibt ihm nichts, lediglich nichts, als nach Amerika zu gehen, wenn er nicht als Lump oder Vagabund im Spitale ſterben will.

Alſo nach Amerika! Dort kennt man Einen nicht, und wenn man Einen auch kennt, ſo haben dieſe „Kenner“ auch „Dreck am Stecken,“ wie man zu ſagen pflegt, und dürfen nichts ſagen! Dort iſt Arbeiten keine Schande, und wenn man auch wieder „ſchneidern“ müßte! Dort kann man den Blick wieder frei erheben, denn man hat lauter Schickſalsgenoſſen um ſich! Alſo fort, nach Amerika!

„Wird wohl der Franz auch mitgehen?“ Die Augen Fanny's ſahen ſo zagend und ſo ſchüchtern, ſo furchtſam und ſo ängſtlich, ſo bange und ſo erwartungsvoll auf ihn, daß er ſich nicht lange beſann, ſondern „ja“ ſagte. Warum ſollte er auch nicht? Vermögen hatte er keines, oder wenig. Er mußte alſo jedenfalls wieder eine Stelle ſuchen. Konnte er nun nicht auch drüben in Dienſt treten? Es iſt ja nicht aus der Welt, dieſes Amerika, und die Brücke herüber iſt ſo wenig abgeſchnitten, wie

die hinüber. Probiren wollt er's einmal. Wie glänzten da die Augen Fanny's! Wie fröhlich war das Lächeln, mit dem ſie ihm ſtillſchweigend dankte! Schon das war eine Reiſe nach Amerika werth.

Freilich in Deutſchland hätte er eine beſſere Stelle bekommen, als in Amerika. In Deutſchland wäre man in einem Tuchgeſchäfte froh an ihm geweſen und ein ſchönes Salair war ihm gewiß. In Amerika mußte er ſich bequemen, zu einem Grocer, d. h. einem Allerweltskrämer, zu gehen und mußte noch froh ſein, daß ihn dieſer nur annahm. In Deutſchland hätte er von ſeinem Einkommen bequem und anſtändig leben können, und hätte der Freunde und Freude eine Menge gehabt; in Amerika mußte er hauſen und ſparen, ſogar knickern, wenn er ſich ein paar Thaler erübrigen wollte, denn ſein Lohn war gering, kaum acht Thaler den Monat außer freier Station, und von einem Vergnügen, von Freunden war gar keine Rede. Und doch gereute es ihn nicht! Das machten wohl die Augen Fanny's, die mit einem ganz beſondern Strahl auf ihn fielen, wenn ſie einander alle Wochen einmal trafen. Wäre der Vater Fanny's ein reicher Mann in Deutſchland geblieben, ſo hätte Franz an eine Verbindung mit ihr nie denken können; jetzt hatte ſich die Sachlage weſentlich geändert! Fanny's Vater hatte nehmlich nach ſeiner Ankunft in New-York, von der Noth getrieben, nach ſeinem alten Handwerk gegriffen, und war wieder Schneider geworden, d. h. er arbeitete zu Hauſe auf Stück und ſeine Tochter half ihm getreulich mitnähen. Der Onkel, des Vaters Bruder, wollte ſich nicht dazu bequemen, ſondern meinte, als ein lediger Mann ſuche es ihm zu, ſein Glück anderswo und anderweitig zu probiren, und gieng alſo mit

dem letzten Gelde Fanny's nach Californien, um Schatzgräber zu werden.

So ſtanden die Sachen im Spätherbſt 1849, in welchem die vier Perſonen, von denen wir bisher geſprochen, nach Amerika herübergekommen waren. Drei Jahre darauf ſtand's ſchon etwas beſſer. Zwar Jakob Löffler war noch immer Schneider und mußte ſein Brod mit der Nadel verdienen; zwar Fanny hatte es auch noch nicht weiter gebracht, als dem er in ſeinem Geſchäft zu helfen, ob ſie es gleich ſchon oft hätte weiter bringen können, wenn ſie nur gewollt hätte; denn nicht blos einen Heirathsantrag erhielt ſie (und darunter manchen ſehr empfehlenswerthen) und nicht blos einmal hätte ſie Gelegenheit gehabt, für ihr übriges Leben eine ſorgenfreie Exiſtenz zu bekommen! Zwar der Onkel in Californien war noch immer in Californien ohne den Stein der Weiſen gefunden zu haben, wenn man den ſpärlichen Berichten trauen durfte, die man von Retourreiſenden über ihn erhielt; denn er ſelbſt hatte, außer einmal gleich nach ſeiner Ankunft in San-Franziske, nie geſchrieben oder auch überhaupt nur weitere Nachricht von ſich gegeben. Allein dennoch ſtand jetzt Alles ganz anders, denn Franz Mayer hatte einen „deutſchen Früchten- und Specereiladen" errichtet und Fanny Löffler hatte ihm verſprochen, ſeine liebe Hauswirthin und Ladeninhaberin zu werden. Das gab dem ganzen Verhältniß eine andere Wendung! Und doch war alles ganz einfach und natürlich zugegangen. Franz hatte ſich in drei Jahren ein paar hundert Thaler erſpart, freilich mit ſaurem Schweiß und mit mancher Entſagung und ſogar Entbehrung: aber — er hatte ſich's erſpart. Dazu kam noch, daß er mit dem Engroshändler bekannt wurde, der ſeinem Principal, dem Grocer, den Thee

und Kaffeen nebst verschiedenen andern importirten Waaren lieferte, und daß dieser reiche Geschäftsmann an dem stillen, ruhigen Fleiß des „Deutschen" Gefallen fand und ihm von freien Stücken einen Credit anbot! Denn ein Amerikaner hält nicht zurück, wenn er Einem einmal traut. So wurde es denn Franz nicht gar zu schwer, ein kleines Lädchen mit deutschen Früchten und sonstigen Specereiwaaren zu errichten, und in diesem Lädchen oder vielmehr dem Hinterstübchen hinter diesem Lädchen wollen wir ihn aufsuchen.

Es war an einem Freitag Mittag im Monat September. Die Sonne schien heiß, wie im Sommer, und der klare Himmel lud zu einem Spaziergange ein. Franz Mayer aber dachte nicht daran, das Freie aufzusuchen, sondern rechnete emsig an seinem Pulte, während sein Gehülfe im Laden herumhandirte und die wenigen Kunden bediente, die an diesem Tage sich einstellten; denn der Freitag ist in New-York für den Detailkaufmann der schlechteste Tag in der Woche, weil der Arbeiter bis dahin meist all' sein Geld ausgegeben hat und erst am Samstag Abend wieder auf eine Einnahme zählen darf.

„Das Facit ist nicht schlecht," sagte Franz vor sich hin, während er Zahlen mit Zahlen addirte und dazwischen hinein seine Bücher fleißig zu Rathe zog. „In drei Monaten, seit ich aufgemacht habe, zweitausend fünfhundert Thaler umsetzen, ist nicht so übel. Wenn nur der Zucker mehr abwürfe! Ich muß ihn von jetzt an unmittelbar von Stuart beziehen (Stuart ist nehmlich der Name der berühmtesten Zuckerfabrik in New-York) und fünfundzwanzig Fässer auf einmal nehmen, wenn er mir nämlich Credit gibt. Freilich, wenn ich baar hinkönnte; es würde noch einen halben Cent ausmachen, auf's Pfund! Nun

mit der Zeit wird's schon gehen. Der Gedanke mit dem „deutschen Baumöl" war gar nicht übel, und mein importirter Weinessig trägt auch seine fünfzig Procent. Wenn's nur importirt heißt! Die Leute haben einen viel größeren Glauben daran, als an's Einheimische. Das macht die Anhänglichkeit an's alte Vaterland. Wenn ich erst einmal selbst importiren kann! Wenn ich nicht mehr aus zweiter oder gar dritter Hand kaufen muß! Nun vorderhand ist's schon so recht, wie's ist. Wenn's nur langt, daß ich nächstes Frühjahr meine Fanny nehmen kann, dann ist Alles gut. Und so weit langt's."

Er vertiefte sich wieder in seine Bücher und hörte gar nicht, wie jetzt die Ladenthüre aufging und nicht blos die Ladenthüre, sondern auch die Thüre in sein Hinterstübchen. Freilich wurde letztere Thüre nur ganz sanft aufgemacht, und die Person, die hereintrat, mochte wohl einen merkwürdig leichten Tritt haben, denn man mußte seine Ohren anstrengen, um Etwas zu vernehmen. Aber das spürte er doch, wie diese Person ihm die Hand, — eigentlich keine Hand, sondern ein Händchen — vor die Augen hielt und ihn vom Pulte hinwegzog.

„Fanny, Fanny! bist du's?" rief er freudig. Und im Nu hatte er das niedliche Händchen erfaßt und seinen Arm um den Leib der Eindringenden geschlungen und sie mit einem halb Dutzend Küsse für ihren Muthwillen abgestraft. Fanny ließ sich das Alles, wenn nicht ruhig, doch nicht unwillig gefallen; denn sie lachte noch lustig dazu, als er sie gar nicht mehr loslassen wollte. Es war aber auch kein Wunder, daß er sie nicht loslassen wollte, denn sie war gar lieblich anzuschauen von Person und doppelt lieblich, weil der Schalk Amor in ihren Augen saß, und der Gott der Fröhlichkeit in ihrem runden Gesichtchen.

„Laß mich los, Franz," rief das Mädchen, indem sie an ihm hinaufsprang und ihn an beiden Ohren packte und ihm Kuß auf Kuß versagte.

Franz wußte wohl, wie das „Losgelassensein" gemeint war und ließ nicht los. Aber später mußte er doch wohl, denn Fanny war blos ihrem Vater vorausgeeilt, und dieser trat jetzt auch in das Hinterstübchen.

Jakob Lenz war ein Mann von wohl funfzig Jahren, sah aber noch jung und kräftig aus. Das viele Sitzen, dessen er sich seit seiner Anwesenheit in Amerika befleißigen mußte, hatte seiner Gesundheit offenbar keinen Eintrag gethan, ob er gleich etwas gebückt ging und seine Wangen ein klein wenig eingefallen waren. Vielleicht fehlten ihm die vielen Schöppchen, die er draußen zu vertilgen gewohnt gewesen war, und die „Nebenumstände", auch Frühmessen genannt. In Amerika mußte er hübsch zu Hause bleiben, denn reichte der Verdienst nicht zur Grillade. Daher kam's auch wohl, daß er etwas stiller in seinem Benehmen geworden war, nicht mehr den ganzen Tag von der Revolution und ihren Helden sprach, und in seiner ganzen Manier mehr Bescheidenheit an den Tag legte, als er draußen vacant für ritterlich gehalten hätte. Heute aber mußte etwas Besonderes in den Mann gefahren sein, denn er ging so stramm und aufrecht, wie ein österreichischer Grenadier, und sein Auge schaute so kreuz und verwegen, als hätte er gerade seinen Einzug in einer eroberten Stadt gehalten.

„Was ist dir denn, Vater?" fragte Franz verwundert, als er seinen künftigen Schwiegervater betrachtete, der sich gerade mit kriegerischem Nonchalance auf einen Stuhl warf, wie in den alten Tagen von anno 1848 und 1849, wo man dem

reichen Löffler Alles gewähren ließ. „Wie komm' ich denn zu dem Vergnügen, daß ich Euch beide hier sehe, wo's doch weder Sonntag noch Montag ist? Am Freitag macht man doch sonst nicht blau?"

„Blaumachen?" sagte Jakob Löffler mit geringschätzender Miene. „Wer spricht jetzt noch von Blaumachen? Künftig mache ich alle Tage blau. Mit dem Arbeiten hat's ein Ende."

Franz dachte, sein Schwiegervater werde heute „ein Uebriges" gethan haben, weil er so census herausschwatzte und schaute auf Fanny, um sich Aufklärung zu verschaffen, allein Jakob Löffler bemerkte den Blick.

„Brauchst nicht so verwundert drein zu glotzen," rief er. „Es ist, wie ich sage. Mit dem Arbeiten hat's ein Ende. Ich bin nun wieder ein reicher Mann."

Noch verwunderter schaute Franz Mayer. Woher sollte denn der Reichthum auf einmal gekommen sein? In der Lotterie spielte sein Schwiegervater doch nicht und in Deutschland hatte er keine reiche Verwandte mehr!

„Der Onkel in Californien hat Geld geschickt," sagte jetzt Fanny, indem sich ihr fröhliches Gesicht ein wenig trübte. „Es ist gleichsam sein Vermächtniß, denn er ist von Californien nach Australien abgereist, um dort noch mehr Geld zu machen. Nun werden wir ihn wahrscheinlich nie mehr zu sehen bekommen."

„Ja," fuhr ihr Vater fort, „mein Bruder hat einen Sack voll Geld gesandt. Hab' ihn schon seit Jahr und Tag für todt gehalten und auch betrauert. Und nun lebt er und schickt Geld, gleichsam per Abschlag, vor seiner Abreise nach Australien, wo man das Geld schon gereinigt und in Stangen geschmolzen findet. Drum kann ich auch über seine Reise dahin nicht betrübt

ſein, ſondern im Gegentheil, ich freue mich, daß er ſich ſo wacker gehalten hat in dem Räuberlande, wo die Leute ſich Nachts todtſchlagen und Tags Geld graben. Er hat mir offenbar ſein halbes Vermögen vermacht, oder vielmehr er hat's am Tage der Abreiſe einem Freunde, der mit ihm in den Minen arbeitete, übergeben, um's mir zu bringen, und der iſt heute angekommen. Ja, ja, ſtaune nur! Der Freund iſt wirklich gekommen! Mit dem heutigen Dampfboot von Californien iſt er gekommen und hat's bei ſich, in Goldſtaub natürlich, und jetzt bin ich im Begriff, es mir zu holen. Darum zieh' nun ſchnell deinen Rock an und komm' mit. Denn ſie ſprechen da nichts als engliſch auf den Californierſchiffen, und im Engliſchen will's immer noch nicht recht vorwärts mit mir."

Es war in der That ſo, wie der Jakob Löffler erzählte. Der längſt todtgeglaubte Bruder war jetzt natürlich nicht nur nicht geſtorben, ſondern er hatte Geld „gemacht," und was mehr werth war, einen Theil ſeinem Bruder geſchenkt, und ein Reiſender von Californien hatte das Küſtchen mit Goldſtaub bei ſich, um es dem Bruder zu übergeben. Franz konnte ſich aus dem Briefe, den Vater Löffler vorwies, ſelbſt von der Wahrheit überzeugen.

„Das muß ein ehrlicher Mann ſeyn!" rief Franz, den Californierreiſenden meinend, indem er ſeinen Ladenkittel auszog, um in ſeinen beſſern Rock zu ſchlüpfen. „Aber es wird wohl nicht viel ſeyn, ſonſt hätte er's ſicherlich für ſich behalten."

„Nicht viel?" eiferte der Schwiegervater. „Warum ſoll's nicht viel ſeyn? Ich denke eine Million, oder ſo was."

„Oder auch noch weniger," lachte Fanny. — „Ach," ſetzte ſie hinzu, „es iſt wahrhaftig nicht recht, daß wir lachen, wo

doch der Onkel so weit fortgereist ist; aber ich kann mich einmal nicht verstellen, und am Ende würde der Onkel selbst mitlachen, wenn er jetzt bei uns wäre."

„Es ist nur gut, daß es Freitag ist," meinte Franz, „da gibt's wenig zu thun im Laden; sonst hätte ich am Ende nicht mitgehen können. 's Geschäft geht Allem vor."

„Bist schon ein rechter Krämer geworden, Franz," polterte Jakob Löffler; „ein ächter Duten- und Gucken-Krämer! Aber wart nur, das hat jetzt ein Ende. Ein Engrosgeschäft muß angefangen werden. Irgend eine großartige Fabrikunternehmung, ein Bergwerk oder so was dergleichen. Laß mich nur machen. Du weißt, wie ich's in Deutschland trieb. Immer in's Große! Wäre die dumme Geschichte damals nicht dazwischen gekommen, ich hätte jetzt nicht blos ein Tuchgeschäft, sondern eine Wollen-Manufactur, eine oder zwei Spinnereien und dergleichen. Krämerei kann ich nicht ausstehen."

„Laß ihm sein Steckenpferd!" flüsterte Fanny, als Franz Etwas erwiedern wollte. „Verdirb' ihm die Freude nicht."

Franz schwieg auch still, ob er gleich im Stillen dachte, daß sein Herr Schwiegervater wieder auf dem hohen Roß reite, das ihn in Deutschland so tief in den Sand geworfen hatte. Er nahm sich aber fest vor, das, was er gewiß und sicher hatte, nicht wegen einer Chimäre auf's Spiel zu setzen. „Ein Sperling in der Hand," dachte er, „ist besser, als ein Truthahn in Aussicht!" — Er gab seinem Commis noch einige Weisungen, auf den Fall, daß er länger ausbleibe, als er im Sinne hatte, und nun machten sie sich auf den Weg, die Goldstaubkiste in Empfang zu nehmen.

Die Dampfboote, welche von Californien kommen, oder vielmehr von der Bay von Chagres oder Nicaragua auf der atlantischen Seite (von diesen zwei Punkten führen Chausseen und sogar eine Eisenbahn quer über den schmalen Isthmus bis an die Pacificseite Amerika's, von wo aus wieder Dampfboote nach Sanfranzisko und Californien laufen; die Passagiere und Waaren, welche den weiten Weg um die Südspitze Amerikas herum scheuen, fahren bis nach Chagres oder Nicaragua, werden von da aus zu Land über den Isthmus befördert und fahren von den Seehäfen am stillen Meere wieder in Dampfbooten weiter nach dem Goldlande,) — landen alle an der Weststreet, d. h. an der Straße, welche auf der Westseite New-Yorks dem Hudsen oder Northriver entlang läuft. Die entgegengesetzte Straße am Eastriver, am „Südfluß" heißt Southstreet und hier landen die meisten Schiffe, welche von Frankreich oder England kommen, während die Schiffe von Havre, Bremen und Hamburg, die „Auswandererschiffe" wieder fast Alle am Northriver anlegen. Im Allgemeinen kann man die Bemerkung machen, daß die Schiffe mit Passagieren zumeist den Docks an der West- und Nordseite zugetheilt werden, während die Packetschiffe, die blos Waaren führen, die Ostseite vorziehen. Die Docks sind hier bequemer, die Straße ist breiter, die Beifuhr der großen Waarenballen leichter. — Parallel mit der Weststreet läuft die Greenwichstreet, d. h. die Straße, in welcher die meisten Einwandererswirthshäuser liegen, so daß also die Passagiere, die an der Weststreet landen, nur wenige Schritte zu gehen haben, um in ihr Quartier in der Greenwichstreet zu kommen.

Franz Mayer schritt mit Jakob Löffler rüstig fürbaß, um

noch zu rechter Zeit an den Deck zu gelangen, wo das California-Dampfboot angelegt hatte. Der Freund, welcher die Geldkiste mitbrachte, hatte nämlich geschrieben, daß man sie bis vier Uhr in Empfang nehmen möge, die Zeit, wo er seine eigenen Kisten und Effekten vom Boote wegbrachte. Fanny hatte sich, nachdem sie eine Strecke Wegs mitgegangen, rechts gewendet, um nach Hause zu gehen.

„Bring' den Vater und das Geld sicher heim," flüsterte sie ihrem Bräutigam zu, „denn mir ist's immer bang, wenn ich nur das Wort Greenwichstreet höre."

„Aber wir gehen ja nur über die Greenwichstreet hinüber in die Weststreet," erwiederte Franz; „ich mag selbst in der verrufenen Straße nichts zu thun haben."

„Du wirst sehen, du bringst den Vater nicht heraus," meinte Fanny, „ohne daß er ein Stück Geld dort liegen ließ. Um's Geld ist mir's nicht, ob wir's gleich sauer verdienen müssen, aber die Greenwichstreetloafer . . .! Man ist ja bei hellem Tage seines Lebens dort nicht sicher, viel weniger bei Nacht!"

Franz versprach sein Bestes; denn um keinen Preis wäre Fanny zu bewegen gewesen, selbst mitzugehen. Sie that auch recht genug daran, denn die Greenwichstreet war damals kein Aufenthalt für ordentliche Mädchen.

Als die beiden Männer auf den Deck traten, wo das Dampfboot angelegt hatte, hatten sie Mühe, durch die Masse Menschen und Waaren und Kisten sich durchzuwinden. Solch ein Dampfboot speit immer seine fünf- bis sechshundert Passagiere aus, und bis diese Alle ihre verschiedenen Mantelsäcke, Koffer und Effekten ausgeladen, und den Karrenführleuten

übergeben haben, die ſie in ein von ihnen bezeichnetes Gaſthaus führen ſollen, geht nicht blos geraume Zeit verloren, ſondern es entſteht auch meiſt ein Wirrwar, den ein Fremder auf ſolide und friedliche Art zu löſen für unmöglich gehalten hätte. Zufällig war heute noch am nächſtgelegenen Dock ein Einwandererſchiff gelandet, und ſomit entſtand doppelter Wirrwar und doppeltes Durcheinander, denn das letztgenannte Schiff hatte ebenfalls eine Menge Paſſagiere mitgebracht, welche ihre Effekten durch Karrenführleute in die Greenwichſtreet zu befördern hatten. Es war ein Geſchrei und Gejohl, ein Fahren und Jagen, ein Fluchen und Schimpfen, daß man ſein eigenes Wort kaum hörte. Dazu hatte ſich eine Menſchenmaſſe: „Paſſagiere, Karrenleute, Neuankömmlinge, Mäkler, Runner, Diebe, Leafer u. dgl.“ angeſammelt, daß man ſeine Ellbogen brauchen mußte, um auf den Dock ſelbſt zu gelangen. Endlich waren ſie soweit, und kamen auch glücklich genug auf's Dampfboot ſelbſt.

„Wie viel Nummere iſt die Cajüte?“ fragte Franz.

„Nummere 37,“ erwiederte Jakob Löffler, „und Maſter Dyer iſt der Name.“

Sie fanden bald, was ſie ſuchten. Auch den Maſter Dyer fanden ſie. Er war eifrig beſchäftigt, ſeine Effekten zuſammenzubinden und ſeine Koffer zu ſchließen.

„Endlich,“ ſagte dieſer, als ſie ſich ihm vorgeſtellt hatten. „Glaubte ſchon, Sie kämen gar nicht. Haben Sie den Ausweis, daß Sie wirklich Jakob Löffler ſind?“

„Sie meinen den Brief, den Ihr Freund vor drei Jahren gleich nach ſeiner Ankunft in Californien an ſeinen Bruder hierher geſchrieben hat?“ entgegnete Franz. „Hier iſt er.“

So war die Identität hergeſtellt und der Fremde über-

lieferte dem Jakob Löffler ein kleines Kistchen, das sich aber ziemlich schwer anfühlte.

„Enthält's wohl eine Million?“ frug Jakob.

Der Fremde lachte laut auf. „Eine Million?“ entgegnete er. „Da müßt's wenigstens fünfzigmal größer und schwerer seyn! Aber ich denke, als „Gruß“ ist's immerhin schwer genug.“

Herr Dyer ließ sich nun in aller Form quittiren und somit war die Sache abgemacht. „Wenn Sie etwas Näheres über Ihren Bruder erfahren wollen, so besuchen Sie mich im Lovejoy's-Hotel, wo ich einige Tage bleiben werde, ehe ich nach Europa abreise,“ setzte er hinzu.

Jakob Löffler hätte gar zu gerne genau gewußt, wie viel Goldstaub in dem Kistchen enthalten sey, aber er mußte sich gedulden, denn der Fremde schien ziemlich kurz angebunden zu seyn. Sie halfen nun alle drei zusammen, die Kisten und Mantelsäcke auf's Deck hinauf und von da auf den Dock zu schaffen. Master Dyer verwandte kein Auge von seinen Effekten, bis sie alle neben einander lagen. Franz erbot sich einen Karrenfuhrmann herbeizuschaffen, und Jakob Löffler blieb einstweilen bei Master Dyer, indem er sein Kistchen zu den Effekten desselben stellte. Indem ging ein ganzer Zug Menschen von dem Emigrantenschiffe daneben der Greenwichstreet zu. Die Masse, welche sich an den beiden Docks herumtrieb, wurde daher auseinandergeschoben und es entstand ein furchtbares Gedränge. Viele wurden zu Boden geworfen und auch hart neben Jakob Löffler und dem Fremden fiel Einer fast über dessen Mantelsäcke hin. Ein Dritter sprang sogleich herbei und hob ihn hülfreich auf, und Beide entfernten sich noch in demselben Momente.

„Ein Dieb, ein Dieb,“ ſchrie da plötzlich Maſter Dyer, indem er wie der Blitz aufſprang. „Haltet den Dieb, haltet den Dieb!“

Beim Rufen blieb er aber nicht ſtehen, ſondern ſprang dem Diebe nach, ſo ſchnell er nur konnte. Offenbar war der „Fall“ des Mannes, den der Andere ſo ſchnell wieder aufhob, nur eine Maske geweſen, um den Diebſtahl zu verdecken; es war ein Spiel, wie es unter Newyorker Dieben gewöhnlich iſt. Die Menſchenmenge, ſobald ſie den Ruf „Dieb“ hörte, betheiligte ſich an demſelben und halb ſchrie Alles durcheinander nach dem Diebe. Ein Theil rannte dahin, ein anderer dorthin, von Polizei war aber nirgends etwas zu ſehen, denn die Newyorker Polizei iſt ſelten bei der Hand, wo man ſie braucht, abſonderlich nicht in der Greenwichſtreet. Jakob Leſſler war von dem Geſchrei ganz betäubt und wußte zuerſt gar nicht, was der Lärm bedeuten ſollte. Im nächſten Momente aber, als er den Herrn Dyer wie raſend davon rennen ſah, bemerkte er, daß auch ſein Geldkäſtchen fehlte. „Hölle und Teufel,“ rief er, „mein Geldkaſt, mein Geldkaſt,“ und machte ſich ebenfalls daran, fortzuſtürzen. Er hatte jedoch nicht Zeit dazu, denn in derſelben Minute kehrte ſchon Maſter Dyer zurück. Letzterer hatte wohl das Unnütze ſeiner Verfolgung eingeſehen, da es nicht blos ſchwer, ſondern geradezu unmöglich iſt, einen Menſchen aus einer ſolchen Maſſe herauszufinden, den man nur von hinten geſehen hat, und im Geſicht hatte Dyer den Dieb nicht erblickt. Ueberdieß hatte dieſer ſeinen Raub wahrſcheinlich gar nicht mehr ſelbſt im Beſitz, ſondern ihn ohne Zweifel gleich nach der That einem Dritten übergeben, der damit in einem Nebengäßchen, an denen es hier nicht mangelt, oder in einem

der vielen liederlichen Häuser, womit die ganze Umgebung beſäet iſt, verſchwunden war. Wie war es alſo möglich, des eigentlichen Thäters habhaft zu werden? In der Begleitung Dyers kam ein großer, ſtarker Mann, dem kein kleiner Theil der Menge ruhig und unverkommert Platz machte. Ja Viele ſchlichen ſich ſtill davon, als ſie des Mannes anſichtig wurden, während Andere neugierig ihre Köpfe emporreckten, um denſelben genauer zu ſehen.

„'s iſt French Louis!“ flüſterten Einige halblaut und wie ein Lauffeuer ging die Rede ringsum.

Der Mann, vor dem die Leute ſo großen Reſpekt hatten, maß wohl ſeine ſechs Fuß und fünf Zoll. Seine Bruſt war ſo breit, wie die eines Pferdes, und ſeine Arme und Beine trugen einen Körper, der eines Athleten würdig geweſen wäre. Er hatte blaue Augen, aber dunkle Haare und trug einen dichten Schnurrbart. Seine Geſichtsfarbe lief in's Braune, wie bei Einem, der längere Zeit in einer heißen Zone gelebt hat; die runden Wangen jedoch, das Grübchen im Kinn und die weiße Stirne ließen den Mittel-Europäer nicht verkennen.

„Freund!“ ſagte er zu Jakob Löffler, ſeine ſchwere Hand auf deſſen Schulter legend; „bleib' nur ſitzen, du fängſt den Dieb doch nicht. Aber zuerſt wollen wir wiſſen, wem dieſes Kiſtchen gehört, das der Burſche auf ſeiner Flucht hat fallen laſſen.“ — Dabei hielt er mit der Linken das Kiſtchen empor, welches dem Jakob Löffler vor Kurzem überlaſſen worden war.

„Meine Goldſtaubkiſte!“ ſchrie dieſer wie beſeſſen, ſo bald er einen Blick darauf geworfen hatte. „Meine Goldſtaubkiſte! Gott ſey Dank, ſie iſt wieder gefunden!“

„Du biſt auch noch verdammt grün!“ meinte French Louis,

den Jakob Löffler verächtlich anblickend. „Muß denn Jedermann wiſſen, daß Geldſtaub darin iſt? Du wirſt mit dem Bettel fertig werden, ehe das Jahr um iſt.“ — „Gehörſt du zu dem Grünhorn da?“ wandte er ſich an Franz Mayer, der inzwiſchen mit einem Karrenmann gekommen war, und ſich hinter ſeinen Schwiegervater geſtellt hatte: „iſt dem ſo, ſo nimm das Krüchen zur Hand, ſonſt iſt es zum zweiten Male weggewitzt, ehe du dich nur umſiehſt.“

Alles dieß ſprach der Mann in engliſcher Sprache, und benahm ſich dabei ſo, als wenn er hier Herr im Hauſe wäre. Nunmehr wandte er ſich an den Maſter Dyer und ſah ihn ſcharf an, ehe er ihn anredete. „Monsieur de Dover“, ſagte er dann auf franzöſiſch, ohne jedoch, während er ſprach, auf den Herrn Dyer zu ſehen; ſeine Augen blickten vielmehr in ganz entgegengeſetzter Richtung. „Sagen Sie mir gefälligſt gar Nichts von dem, was Ihnen geſtohlen wurde, ſonſt (die Burſche haben gute Ohren) wird's ſo verborgen, daß keine Seele mehr dahinter kommt. Ich erwarte Sie aber Morgen früh in meiner Wohnung, Batteryplace Nro. 1. Keine Antwort, wenn ich bitten darf. Fahren Sie mit ihren Effekten in Ihren Gaſthof und Morgen früh au revoir.“

Der Herr Dyer machte es auch ſo, wie ihm gerathen worden war. Er gab dem ſtarken, großen Manne gar keine Antwort, obgleich man's ihm anſah, daß ihm das Stillſchweigen ſchwer fiel, denn wie kam der Mann dazu, ihn zu kennen und gar franzöſiſch anzureden? — Auch Franz und ſein Schwiegervater waren daran, ſich heimzubegeben: aber da wurde nichts daraus.

„Heh! Hella, du altes deutſches Grünhorn!“ ſchrie

French Louis, als er merkte, daß sich Jakob Löffler entfernen wollte. „Glaubst du, du kommst so ungeschlagen weg? Meinst wohl, ich hab' dir dein Kistchen für nichts und wieder nichts aufgehoben? Buben, kommt!“ wandte er sich an ein halb Dutzend junger Bursche von etlichen und zwanzig Jahren, die gleichsam sein Gefolge oder seine Leibgarde zu bilden schienen. „Das deutsche Grünhorn muß tractiren!“ —

Auch dieß verhandelte er wieder englisch; dann setzte er aber auf deutsch hinzu, indem er den Arm Jakob Löfflers unter den seinigen schob: „Hab keine Angst, Alter; ich will's gnädig mit dir machen. Sollst mit ein paar Thaler wegkommen. Kommt, Kameraden,“ rief er wieder in englischer Sprache. „Das Dürkheimer Thal ist voll Emigranten. Wir wollen uns einen Jux dort machen.“

Fort ging's nun der Greenwichstreet zu, und Jakob Löffler mit Franz Mayer mußten folgen, ohne daß sie wußten, wie ihnen geschah.

Die Greenwichstreet war vor einigen Jahren eine ganz andere, als sie jetzt ist. Noch ein Decennium weiter und man erkennt sie gar nicht mehr! Damals in den Jahren 1849 bis 1853 war sie die Straße der Eingewanderten, besonders der deutschen Eingewanderten, die Straße, wo alle „Grünen“, Alle, die von Europa herüberkamen, um in Amerika eine neue Heimath zu finden, abstiegen und verkehrten. Gerade im Jahre 1852 aber hatte sie ihren Culminationspunkt erreicht. Damals sah man in dieser Straße mehr deutsche Schilder als amerikanische, denn alle Geschäfte, die dort getrieben wurden, bezogen sich auf die Einwanderung und lebten von der Ein-

wanderung. Da gab es deutsche Beförderungsbureaus, Agenturen der verschiedenen Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsgesellschaften, welche mit den Einwanderern Accorde über deren Weiterreise ins Land hinein abschließen, und ihren eigenen Vortheil bei diesen Accorden nicht außer Acht ließen. Da gab es deutsche Ellenwaarenhandlungen, die den frisch Angekommenen mit Waaren nach amerikanischer Façon versahen; da gab's deutsche Barbiere, deutsche Geldwechsler, deutsche Karrenmacher, sogar deutsche Cigarrenhändler und Pfeifenköpfelieferanten. Absonderlich und vor Allem aber gab's deutsche Wirthshäuser. Jedes Souterrain, auf amerikanisch Basement, enthielt fast ein deutsches Bierhaus, und welcher Gattung diese Bierhäuser waren, das konnte man schon aus ihren Schildern, aus den Tafeln und Benennungen, die sie ihren Kneipen gaben, ersehen. Hier hieß eins: „zum stillen Vergnügen", dort ein anderes „zur Stadt Bremen"; nun las man: „zum Hamburger Berg", und gleich daneben „zum türkischen Sultan." Mancher Inhaber einer solchen Spelunke wurde noch deutlicher und schrieb auf seinen Schild: „zu den Haremsfrauen" oder gar „zum Venustempel", und stellte farbige Lampen an den Eingang zu seinem Kellerloche. Andere begnügten sich nicht mit den Lampen, sondern ließen den ganzen Tag ein lebendiges Venusexemplar mit weit ausgeschnittenem Kleide und gefärbten Wangen auf den oberen Treppenstufen sitzen, die in das Souterrain hinabführten. Außer diesen Kneipen aber gab's noch eine Menge anderer Wirthshäuser, die sich Gasthöfe und Hotels nannten und den Einwanderern als Absteigequartiere dienten. Ja fast jedes dritte Haus der ganzen Straßenlänge von der Battery an bis in die Nähe des Washingtonmarktes war ein solches Emigranten-

gasthaus. An solchen mit englischen und amerikanischen Titeln fehlte es auch nicht, die meisten waren aber deutsche Wirthshäuser. Das Eine hieß sich: „zur Schweizerheimath," das Andere „zum Meiningerhof"; ein Drittes prangte mit dem Schild: „zur Stadt Pforzheim" und ein viertes hieß: „Stuttgarterhof". Das Fünfte machte sich breit als „Europäische Republik" und ein Sechstes als „Darmstädter Hof." „Stadt Reutlingen", „Stadt Tübingen", „Stadt Heilbronn", „Stadt Zürich", „Stadt St. Gallen" und dergleichen mehr gab's in Hülle und Fülle, ja sogar „die drei Bundesbrüder", „der Wilhelm Tell" und „die deutsche Heimath" fehlten nicht. Jeder Deutsche konnte sich ein Wirthshaus mit einem Titel aussuchen, der seine frühere Heimath repräsentirte. Er konnte sicher sein, einen Gasthof zu finden, in welchem „Landsleute" die Rechnung machten.

In der That glaubte man sich in jenen Tagen nach Deutschland versetzt, wenn man die Greenwichstreet betrat. Nicht nur sah und hörte man nichts, als deutsche Gestalten und deutsche Laute, sondern die Leute auf der Straße, die Bauernbuben mit der Pelzmütze über den Ohren und der Pfeife im Munde, die Mädchen in kattunenen Röcken mit langen Zöpfen und ohne Kopfbedeckung, mußten Einen anheimeln. Kein Wunder, wenn der deutsche Einwanderer, nach wochenlangen Drangsalen und Entbehrungen zur See, es sich während einiger Tage wohl seyn ließ in der Greenwichstreet, wenn er sich vorher behaglich stärkte, ehe er die Weiterreise in's Innere antrat! Kein Wunder, wenn es den Wirthen der Greenwichstreet ohne besondere Mühe gelang, ihre Gäste oft eine ganze Woche und darüber festzuhalten, ehe sie an die schreckensvolle Abrechnung mit

dem Gaſtgeber auf der einen und ihrem Geldbeutel auf der andern Seite kamen, und dann über Hals und Kopf an's Weiterreiſen oder an's „Beſchäftigungſuchen“ in der Stadt dachten. Gab es doch deutſches Lagerbier, deutſchen Wein, deutſches Sauerkraut und deutſche Würſte in Hülle und Fülle!

So war's damals im Jahr 1852.

Der Mann, den ſie French Louis nannten, hielt mit ſeinen Gefährten vor einem ziemlich anſehnlich ausſchauenden Hauſe, über deſſen erſtem Stocke in großen Buchſtaben „zum Dürkheimer Thal“ angeſchrieben ſtand. Es ſollte dieß zum Zeichen dienen, daß Leute aus Rheinbayern hier eine zweite Heimath finden würden. Allein natürlich war der Wirth nicht darauf verſeſſen, blos Rheinbayern oder Ueberrheiner, wie ſie ſich lieber nannten, zu beherbergen, ſondern nahm andere deutſche Landsleute mit eben ſo großem Vergnügen auf, wenn ſie nur einen vollen Geldbeutel oder wenigſtens einen ſchweren Koffer, an den man ſich zur Noth halten konnte, mitbrachten. Der Schild war der Lockvogel für die „engeren“ Landsleute, welche aber dann oft die andern Mitreiſenden in ihrem Gefolge mitſchleppten; denn wo von einem Schiffe Einer hingeht, da ſchließt ſich gleich eine Menge Anderer an, beſonders wenn der Eine beſtimmt behauptet, daß in „ſeinem“ Gaſthofe gut wohnen ſey. Es handelt ſich alſo immer darum, dieſen „Einen“ zu gewinnen und dazu hält der Wirth ſeine eigenen Leute, die man „Runner“ heißt, — Menſchen, die ſich in Deutſchland auskennen und aus jeder Schiffsladung Emigranten einen Landsmann herausfinden, vermittelſt deſſen ſie dann die andern Auswanderer oder wenigſtens einen Theil derſelben ködern.

Auch heute mußte im „Dürkheimer Thal“ eine ordent-

liche Portion Auswanderer ankommen seyn, denn die große Wirthsstube, welche das ganze Parterre des Hauses einnahm, war gedrängt voller Leute. Dieselben hatten gerade abgespeist, denn der Wirth wird doch seine Landsleute nicht ohne Mittagsmahl lassen, auch wenn sie erst gegen Abend ankommen. Rechnet er ihnen doch diesen Tag auch für einen vollen, wenn's gleich nur ein Viertelstag war! So saßen nun die Meisten theils vor der Hausthüre, theils innen an langen Tafeln und ließen sich das lang entbehrte Bier oder auch den theuern Wein wohl schmecken. Hinter der Bar, d. h. dem großen, langen und breiten Schenktisch, der eine ganze Seite des ziemlich umfangreichen viereckigten Zimmers einnahm, stand eine dicke, schmierbäuchige Frau, welche das ganze Zimmer überwachte und sich jeden Schoppen und jede Flasche notirte, welche die Herren Emigranten „auf Rechnung" tranken. Als French Louis mit seiner Gesellschaft eintrat, nickte sie ihm vertraulich zu und im nächsten Moment schon stand ihnen ein besonderer Tisch zur Verfügung.

„Nun, altes Grünbern," sagte Louis, zu Jakob Löffler gewandt, „wirst dich hoffentlich nicht schlecht sinken lassen. Was willst tractiren?"

Jakob Löffler hatte sich jetzt gefaßt und von seiner Verwirrung, in die ihn die letzten Ereignisse gestürzt hatten, erholt. „Sind Sie wirklich und in der That der berühmte French Louis?" fragte er, den Letzteren mit einer Art Ehrerbietung betrachtend. „Habe ich wahrhaftig das Vergnügen, mit Ihnen in Person zusammen zu seyn?"

„Kerl, ich glaube du faselst," erwiederte der Angeredete, doch nicht ohne daß man's ihm ansah, wie ihm der Respekt

des alten Deutſchen nicht wenig ſchmeichelte. „Ich bin French Louis, der Greenwichſtreetbube, und wenn du noch einmal „Sie“ zu mir ſagſt, ſo mußt du zweimal ſtatt einmal tractiren.“

„Nun wenn's ſo iſt, wenn mir wirklich die Ehre zu Theil wird, und wenn du es nicht anders haben willſt“, entgegnete Jakob Löffler, „ſo ſoll unſere Bekanntſchaft auch rechtſchaffen gefeiert werden. Kellner, zehn Flaſchen Deidesheimer für unſere Geſellſchaft, die Flaſche zu einem Thaler.“

„So laß ich mir's gefallen,“ lachte French Louis. „Ich ſehe, du biſt kein Knauſer. Drum ſollſt du auch mit dieſem Tractement wegkommen und nicht noch einmal behelligt werden. Und du Schlingel,“ rief er dem Kellner engliſch zu, „bring' keins von eurem eignen Fabrikat, kein Teufelsgeſchmier, ſondern Wein; du weißt, ich kenne mich aus, und 's wär' dein eigener Fehler, wenn ich dir die Flaſchen auf dem Kopf zerſchlagen müßte.“

So kam der Wein und in der That kein ſchlechter, wenigſtens war's Wein, während die Andern ringsum, die auch ihren Thaler für die Flaſche zahlen mußten, ein Getränk erhielten, das Deutſchland nie geſehen hatte und noch viel weniger einen Weinſteck. Dieß hinderte die Leute aber nicht, kreuzfidel zu ſeyn und Glas nach Glas zu leeren. Auch die Unterhaltung der Gäſte war lebhaft genug. Beſonders an einem Tiſch ging es laut und luſtig her. Da ſaßen ein Dugend junger Männer und Mädchen, die gänzlich ohne Sorge in die Zukunft ſchauen mochten; denn ihre Geſichter ſtrahlten vor Vergnügen. Das große Wort bei ihnen führte jedoch ein ſchon bejahrter Kamerad, ein Mann in den Dreißigen, ſeiner Ausſprache nach ein Norddeutſcher, wenn nicht gar ein Berliner ſelbſt. Es war dieß

ein ziemlich magerer Burſche mit leichtſinnigen, aber liſtigen Augen, einer ſpitzigen, naſeweiſen Naſe und einem Kinn, das er von einem Juden entlehnt zu haben ſchien. Die jungen Männer und Mädchen, die neben ihm ſaßen, hörten ihm mit tiefem Intereſſe zu und man ſah es ihnen an, daß ſie voller Bewunderung an dem Redner hingen.

„Wie ich euch ſage," declamirte der Magere, „ich war dabei, als die erſten Barrikaden in Dresden errichtet wurden; ich war der erſte darauf und der letzte, der ſie verließ. Dreimal ſtürmten die Preußen; Hunderte fielen neben mir; die Kugeln prazelten wie Hagelkörner; ich allein wankte nicht und zuletzt war ich der Einzige, der die Barrikade vertheidigte. Ich wäre nie gewichen, wenn ſie nicht am Ende Feuer an dieſelbe gelegt hätten."

„Und in Berlin waren Sie auch?" fragte ihn Einer der Nebenſitzenden.

„Das will ich meinen!" rief der Angeredete. „Und wie war ich dort? Habe ich nicht den Club unter den Linden angeführt? War ich nicht unter denen, welche die Todten vorm Schloſſe vorbeitrugen? Hat nicht der König vor uns ſeine Mütze abgenommen? War ich nicht in ſeinem Gefolge, ein Auserwählter des Volkes, als er mit der ſchwarzrothgoldnen Fahne in den Straßen Berlins herumzog, die deutſche Freiheit verkündend?"

Auch an den andern Tiſchen wurde die Unterhaltung lebhaft und laut geführt. French Louis aber war inzwiſchen zu der dicken Wirthin am Schenktiſch getreten.

„Wie viel bekommſt du, Louis?" fragte ihn dieſe, ſo

bald er ihr nahe genug war, um ſich flüſternd unterhalten zu können.

„Ich habe dir heute zweiundneunzig gebracht,“ erwiederte Louis; „der Lump von der Schweizerheimath hat mir die Andern abſpenſtig gemacht. Aber dafür haſt du Leute, die acht Tag und länger bei dir bleiben werden. Morgen will ich ſie ausbeten, wohin ſie Alle reiſen, und dann werd' ich ſie bucken.*) Das berechnen wir dann übermorgen miteinander. Für heute gibſt du mir blos das Kopfgeld.“ **)

„Bucke ſie lieber erſt übermorgen,“ ſagte die Wirthin, „wenn's Leute ſind, die Geld in der Taſche haben, ſo ſollen ſie wenigſtens die Hälfte bei mir laſſen. Es iſt bei mir gerade ſo gut aufgehoben, als wenn's ihnen andere Leute abnehmen. Doch — was trinkſt du Louis?“

„Willſt du tractiren?“ meinte Louis. „Nun ſo gib mir einen Schluck Branki.“

---

*) Bucken iſt ein deutſch-amerikaniſches Wort und kommt von Buck, das Buch der. Will ein Einwanderer weiter reiſen, ſo führt ihn der Runner in ein „Weiterbeförderungsbureau,“ läßt ihn dort einſchreiben und kauft ihm ein Billet. Dieſes Billet muß der Einwanderer mit ein bis drei Thalern zu viel bezahlen und dieſes Geld erhält dann der Runner von dem Weiterbeförderungsbureauinhaber rückvergütet, und theilt es mit dem Wirthe, wo der Einwanderer logirt. Koſtet z. B. ein Billet nach Buffalo mit dem Emigrantenzug drei Thaler, ſo rechnet man dem Einwanderer vier Thaler; koſtet ein Billet nach Detroit zehn Thaler, ſo rechnet man zwölf u. ſ. w.

**) Das Kopfgeld iſt die Abgabe, die ſich die Runner von den Wirthen für das Zuführen von Kunden zahlen laſſen. Meiſt iſt es ein halber Thaler per Kopf. Natürlich müſſen die Emigranten dieſes Geld indirect wieder leiſten.

Die Wirthin ſchenkte zwei Gläſer ein, eins für ſich, eins für den Eingeladenen. Sie ſtießen miteinander an, tranken ihr Glas aus, und die Wirthin zählte dem Louis ſechsundvierzig Thaler in Papiergeld auf den Counter oder die Schenktiſchplatte, worauf ſich dieſer wieder zu ſeinen Kameraden verfügte.

„He, luſtig!“ rief Louis, indem er ſich wieder an ſeinem Tiſch niederließ. „Jetzt iſt das Tractiren an mir. Ihr habt ja bei Gott Alle leere Gläſer. Kellner, noch zehn Flaſchen, aber von derſelben Sorte, ſonſt geht dir's ſchlecht.“

„Merkwürdig!“ ſagte Jakob Löffler. „Merkwürdig! Den Mann muß ich näher kennen lernen!“

Jakob Löffler hatte nämlich eine beſondere Paſſion für berühmte Leute, und beſonders für Solche, die ſich in der ſogenannten deutſchen Revolution hervorgethan hatten, weil er ſelbſt ſich immer noch mit Begeiſterung der Zeit erinnerte, wo er auch eine Rolle mitzuſpielen, oder vielmehr mitzuſpielen geglaubt hatte; und da nun an dem Nebentiſche, wo die jungen Leute ſaßen, der Berliner fortfuhr von ſeinen Revolutionsheldenthaten zu erzählen, ſo erzitterte dem alten Löffler das Herz im Leibe vor lauter Freude.

„Ob ich in Wien mit dabei war?“ rief gerade der Magere. „Wie mag man mich nur ſo fragen! Ein Mann, der ſich Johannes Blum nennt, und ein Neffe des berühmten Robert Blum's iſt, des Märtyrers für deutſche Freiheit und Ehre, der Mann muß in Wien mit dabei geweſen ſeyn! Ich habe auf den Wällen mitgefochten und wie Meſſenhauſer todt war, ward ich der Führer ſeiner Getreuen. Wir fochten bis auf den letzten Mann und ſchlugen uns am Ende zu Vierundzwanzig durch dreißigtauſend Croaten durch. Damals hätt' ich den

Jelachich beinahe vom Pferde geriſſen, wenn nicht ein ganzes Regiment ſich auf mich geworfen hätte. Und nun fragt mich noch einmal, ob ich in Wien mit dabei war!"

Der Mann hatte ſo laut geſprochen, daß eine Zeitlang alles übrige Geſpräch ein Ende nahm und die ganze Geſellſchaft nur ihm lauſchte. Die Meiſten ſahen erſtaunt und voller Bewunderung auf den Tapfern, der in Dresden, Berlin und Wien den Heldenlorbeer erworben. Jakob Löffler aber konnte ſich nicht mehr halten.

„Was?" rief er. „Einen Neffen des hochedlen Robert Blum haben wir in unſerer Mitte? Einen Freiheitskämpfer von Wien und Dresden? Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand drücke. So ſollten wir viele Männer hier haben, dann würde Amerika bald das Land der wirklichen Freiheit, die Heimath alles Edlen ſeyn!"

Auch French Louis war auf den letzten Paſſus hin, den der Berliner preisgegeben, aufgeſtanden und hatte ſich dem Magern mit einem ernſten Geſichte genähert.

„Ich wußte gar nicht, daß wir einen ſo hoch berühmten Mann in unſerer Mitte haben," ſagte er feierlich. „Amerika kann ſich Glück wünſchen, den Herrn Johannes Blum künftig ſein eigen zu nennen. Aber — Sie werden es uns wohl nicht abſchlagen, ein Glas Wein mit uns zu trinken? Einen Stuhl Kellner und ein friſches Glas für Herrn Johannes Blum, den Helden von Berlin, Dresden und Wien, den Neffen Robert Blums, des Märtyrers!"

Dieß Alles ſagte er mit einem ſolchen Ernſt, und mit ſo viel Ehrfurcht im Blicke, daß der Fremde nicht umhin konnte, ſeiner Einladung zu folgen. Jakob Löffler war ganz ſelig,

den tapfern Helden nunmehr in seiner nächsten Nähe zu haben, denn er hatte einmal eine Passion für Revolutionshelden, weil er sich selbst für ein Stück von einem solchen hielt.

„Noch zehn Flaschen auf meine Rechnung," commandirte er. „Der Tag ist eine Million werth."

„Aber Vater," warf Franz Mayer ein, der sich bisher ganz passiv verhalten und damit begnügt hatte, den ruhigen Beobachter zu spielen. „Es wird doch wohl zu spät werden, wenn wir jetzt nicht aufbrechen, und Fanny könnte in Unruhe kommen."

„Bah, Weiberfurcht," rief Jakob Löffler, der den Wein zu spüren begann. „Ich bin nunmehr ein reicher Mann und habe nichts nach Uhr und Zeit zu fragen. Und jetzt soll ich mich nach Hause trollen, wo das Vergnügen hier erst anhebt? Heute, wo wir die Ehre haben, den Neffen Robert Blums zu begrüßen? Geh' mir vom Leib, du fängst an, ein knickerlicher Krämer zu werden und die ächte kaufmännische Speculation geht dir ab. Ich sehe schon, ich muß künftig das Heft in die Hand nehmen."

Franz schwieg still, denn er fürchtete, der Wein und der Widerspruch könnte vielleicht noch zu andern Excentricitäten führen. Der Neffe Robert Blums aber lauschte begierig auf Alles, was Jakob Löffler sprach, und setzte sich nun noch näher zu ihm.

„Sie sind ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat," meinte er, dem weinseligen Alten die Hand drückend. „Ihr Blut schlägt noch für den Ruhm und die Ehre Deutschlands. Sie haben gewiß auch für die Freiheit gestritten und gelitten."

Das war das Steckenpferd Jakob Löfflers und nunmehr war er gar nicht mehr fertzubringen.

Unterdessen hatte French Louis mit einigen seiner Genossen stille Rücksprache genommen.

„Bläß," sagte er zu einem der Burschen, den ein besonders lustiges Auge auszeichnete. „Der Kerl da, der von seinen Heldenthaten großprahlt, ist jedenfalls ein Trepf, lasse ihn nicht aus dem Auge und geh' ihm nach, wenn er das Haus verlassen sollte. Spiele ihm ein Stückchen auf, damit er amerikanisch tanzen lernt. Und du, Marly," wandte er sich an einen Andern, der ein Pflaster im Gesicht trug, wahrscheinlich um eine noch nicht vernarbte Wunde zu verdecken, „du mußt in die Orangegürten und ein blaues Auge dran wagen. Die Deadrabbits werden nach und nach gar zu verwegen, sie greifen in unser Revier ein und wagen sich auf unsere Jagdgründe. Ha, was ist das?" unterbrach er sich selbst, starr auf einen Mann sehend, der bisher still an einem Tische gesessen und kein Wort gesprochen hatte, aber eben im Begriff war, das Zimmer zu verlassen. Es war ein starknochiger, rothhaariger Bursche, der ein Halstuch über das Kinn gebunden hatte, welches sein Gesicht halb verdeckte. „So wahr ich lebe," fuhr Louis fort, als der Mann, wie er vielleicht glaubte, unbemerkt hinausschlüpfte, „es ist der Dutch-Jakob. Geh' ihm nach, Marly, aber so, daß er Nichts merkt, Rück einen Thaler dran und tractir' ihn. Es ist ein Deadrabbitsmann und wollte uns ausspionniren. Der weiß jedenfalls von dem Diebstahl am Deck des Californiendampfers."

Marly verließ eilig das Wirthshaus, und French Louis

wandte ſich nun wieder zu der Geſellſchaft. Inzwiſchen hatte ſich der Berlinerheld Jakob Löffler gänzlich bemächtigt.

„Ob's mir glücken muß?“ rief er ſoeben aus. „Nun das will ich meinen! Es kann mir gar nicht fehlen. Ich will den Amerikanern zeigen, was ſie noch nicht wiſſen. Hier ſteckt's,“ repetirte, er auf ſeinen Vorderkopf zeigend. „Ein Mann, der ſo viel gelernt hat wie ich, exiſtirt noch gar nicht in dieſem Welttheil.“

„Und worin beſtehen denn hauptſächlich Ihre Kenntniſſe?“ fragte Franz, der ſich nun nicht länger halten konnte.

„Worin?“ frug der Neffe Robert Blums faſt unwillig. „Ich verſtehe Alles! Ich bin ein eben ſo guter Kaufmann, als ein gründlicher Gelehrter. Hauptſächlich aber habe ich mich auf Naturkunde, Geologie und Metallurgie geworfen. Mir iſt Nichts verborgen, was in und außer der Erde iſt.“

„Da können Sie ja auf Gold und Silber graben,“ meinte Franz, den der mißbilligende Blick ſeines künftigen Schwiegervaters nicht abhielt, einigen Zweifel in die ſelbſtlobenden Reden des Revolutionshelden zu ſetzen, „und am Ende finden Sie noch den Schatz Kids, des Seeräubers.“

„Sie ſind natürlich Preuße,“ frug French Louis.

„Ich habe die Ehre, ein Brandenburger zu ſeyn,“ entgegnete Johannes Blum mit Würde.

„O dann nimmt mich Nichts mehr Wunder,“ erwiederte Louis, ohne eine Miene zu verziehen. „Die Brandenburger haben ſich von jeher durch ihre Schlauheit und ihr Wiſſen ausgezeichnet. Ich bin feſt überzeugt, ein einziger Potsdamer vereinigt in ſeiner Perſon mehr Witz und Grütz, als ganz Bayern und Schwaben zuſammen aufzuweiſen haben.“

„Und dreimal mehr Windbeutelei," flüſterte Franz, doch nicht ſo leiſe, daß das feine Ohr des French Louis es nicht gehört hätte.

French Louis lachte. „Biſt kein übler Burſche," meinte er freundlich. „Schade, daß du ein Krämer biſt. Hätteſt ſonſt können bei mir eintreten und jedenfalls ein fideleres Leben geführt, als bei deinen Pfefferkörnern und Cacaoſchalen. Doch, — 's iſt vielleicht ſo beſſer für dich, jedenfalls ſolider, und vielleicht auch ehrenwerther."

Er wurde nun plötzlich ernſthaft, als wenn ein unangenehmes Gefühl in ihm erwacht wäre. „Kommt, Buben," rief er nach einer Weile, ſich gewaltſam ſchüttelnd, „die Flaſchen ſind leer und wir müſſen noch ein Bischen auf die Straße. Trinken wir noch eins an der Bar. Berliner, willſt du tractiren?"

„Gewiß, und mit Vergnügen," entgegnete der Neffe Robert Blum's, indem er ein Zwanzigthalerſtück auf den Counter warf, damit ihm die Wirthin darauf herausgebe; denn die ganze Geſellſchaft war bereits an den Schenktiſch getreten und Jeder hatte ſich ein Glas Brändt, oder Whiskey oder was er ſonſt liebte, einſchenken laſſen. — „'s ſind noch mehr Kameraden da drinn", fügte Johannes Blum bei, mit ſeinem Geldbeutel klingelnd.

French Louis winkte dem Bläß mit einem Auge, und dieſer erwiederte den Wink mit einem Blinzeln.

„Ich werde Sie ein Stück Wegs begleiten," ſagte Johannes Blum zu Jakob Löffler, als French Louis mit ſeiner Geſellſchaft aufzubrechen Miene machte.

„Um allein in der Nacht in Ihr Wirthshaus zurückzu-

kehren?“ meinte Franz mitleidig: denn das Großprahlen mit dem Gelde hatte ihm gar nicht gefallen, und so sehr er auch den eitlen Menschen in seinem Innern verachtete, so war er doch zu gutmüthig, um ihm Böses zu wünschen. „Bedenken Sie auch, daß Sie in New-York sind?“

„Einem Mann, wie unserem Freunde hier, einem Brandenburger, kann nichts passiren,“ entgegnete French Louis für den Gefragten. „Andere Leute bleiben grün ihr Lebenlang, ein Preuße benimmt sich am Tage seiner Ankunft schon, wie Einer, der zehn Jahre im Lande ist.“

„Ich möchte Keinem rathen, sich an mich zu wagen,“ sagte Johannes Blum, stolz sich in die Brust werfend. „Der müßte früh aufstehen, der mich am Narrenseile herumführen wollte.“

French Louis und seine Gesellen gingen nach der Battery hinab; Jakob Löffler aber mit Franz Mayer und dem neugewonnenen Freunde schlenderten der obern Stadt zu.

„Daß Sie mich aber gewiß besuchen und das Morgen schon,“ schärfte Jakob Löffler seinem bewunderten Helden ein, als sie sich am Parkplatze trennten. „Ich werde mich glücklich schätzen, wenn unsere Bekanntschaft eine innigere und dauernde wird.“

Johannes Blum versprach's hoch und theuer und machte sich wieder nach seinem Wirthshause in der Greenwichstreet auf. Er konnte den Weg fast nicht verfehlen: denn ein Kind hätte ihn finden können. Ueberdieß waren noch eine Menge Menschen auf der Straße, ob es gleich schon längst zehn Uhr vorüber war. Hätten aber Jakob Löffler oder Franz Mayer bemerkt, wie ein Mensch ihnen bis an Parkplatze nachgeschlichen

war und ſich dann umwandte, um dem Johannes Blum abermals zu folgen, ſo würden ſie wohl aus Mitgefühl ihn nicht haben allein gehen laſſen!

Es war Bläſi, der den Johannes Blum nicht aus den Augen ließ, bis er ihn allein hatte.

Jakob Löffler und Franz Maver kamen ungefährdet mit ihrem Geldſtaubkiſtchen nach Hauſe.

Eine ſchönere Ausſicht kann man faſt auf der ganzen Welt nicht haben, als von Batteryplace in New-York. Es iſt dieß die breite aber kurze Straße, welche den Broadway bei ſeiner Ausmündung in den Caſtlegarden mit dem Ende oder vielmehr dem Anfang der Weſtſtreet verbindet. Nur die Sommerſeite von Batteryplace iſt mit Häuſern beſetzt, die andere Seite der Straße ſtößt an den Park „Caſtlegarden.“ So hat man denn vor ſich die alten, großen Bäume, welche den grünen Raſen von Caſtlegarden beſchatten; am Ende des Gartens, etwas links, ſteht der Leuchtthurm am Ausfluß des Hafenriver, und rechts der große, immens umfangreiche Thurm, die „Battery,“ in welchem jetzt die Emigranten-Commiſſäre hauſen; auf beiden Seiten dieſer zwei Thürme ragt ein Wald von Maſten empor, alle mit Wimpeln und Flaggen geziert; weithin dehnt ſich die glatte Fläche der Bay von New-York aus und man ſieht vor ſich das grüne Governors-Island mit ſeinen Forts und Kanonen, etwas rechts die Buchten und Hügel von Staten-Island und weiter rechts die Bakkette vom Hudſonufer auf der Jerſeyſeite. Links in weiter Ferne erheben ſich die Hügel von Greenwood, ſich anlehnend an die letzten Häuſer von Brooklyn. Wahrhaftig, an einem hellen Sommer- oder

Herbsttage kann man nichts Lieblicheres sehen, und zugleich nichts Großartigeres. Die Natur hat hier Alles vereinigt, was schön ist und das Auge reizt.

Hier wohnte French Louis.

Man wußte wenig von seiner Vergangenheit. Die Meisten glaubten, er sei ein geborner Franzose: denn für einen Amerikaner konnte ihn seiner Statur und seines Aussehens wegen Niemand halten, obgleich er das Englische so gut sprach wie ein Eingeborner. Aber er war auch kein Franzose, trotz des Beinamens „French," unter dem er allgemein bekannt war, sondern ein Deutscher, ein geborner Kölner. Ohne Zweifel waren seine Eltern vermögliche und gebildete Leute, die dem Sohne eine gute Erziehung angedeihen ließen: denn sein ganzes Wesen verrieth eine treffliche Schule und in manchen Augenblicken ließ er Seiten durchblicken, die nur demjenigen eigen sind, der im elterlichen Hause seine ersten guten Eindrücke erhalten hat. Er selbst sprach nie von seiner Heimath, nie von seinen Eltern, nie von seinen Jugendfreunden. Er ließ einen Schleier über alles dieses fallen, den nur augenblickliche Regungen hie und da in Etwas lüfteten. Wahrscheinlich ist mancher wilde Streich in diese seine Jugendzeit gefallen: denn sein ungestümer Charakter, seine oft alles Maaß und Ziel überschreitende Lustigkeit, sein toller Leichtsinn, verbunden mit seiner ungemeinen Körperkraft und seiner fast immensen Herrschsucht warf alle Schranken der Convenienz sowohl, als auch der Zucht und Sitte darnieder. Man glaubt, und wohl mit Recht, daß er zum Kaufmann herangebildet worden war: denn er entwickelte auch später noch in diesem Fache Kenntnisse, die ihm seine nachherige Laufbahn nicht erworben haben konnte, und

oft und viel überſchlich ihn eine gewiſſe Trauer, wenn er einen jungen Mann ſah, der durch Fleiß, Treue und Sparſamkeit ſich eine ſichere, wenn auch beſcheidene Stellung in der merkantiliſchen Welt erworben hatte, die ein anderer weit Talentvollerer ohne jene drei Eigenſchaften ſich nicht verſchaffen konnte. Vielleicht dachte er da an „Ausſichten," die auch er einſt hatte, vielleicht verglich er dieſe mit ſeinem jetzigen Leben, vielleicht geſtand er ſich in ſolchen Augenblicken, daß ſein Daſein ein verfehltes ſei. Nie aber dauerten ſolche Regungen lange; nie hatten ſie einen bleibenden Einfluß auf ihn; im Gegentheil, er ſchüttelte ſie mit Gewalt ab, ſo bald ſie ihn übermannen wollten, und im nächſten Augenblicke war er wieder French Louis, der tolle French Louis, den ganz New-York fürchtete, vielleicht auch verabſcheute, den nur Wenige liebten, und noch Wenigere achteten.

Eine böſe, wilde That muß es geweſen ſein, die ihn vom elterlichen Hauſe, vom heimathlichen Herde trieb; denn nie äußerte er ein Wort darüber, nie duldete er auch nur eine Anſpielung. Nach Jahren tollen Umhertreibens trat er in die Fremdenlegion, welche Frankreich zur Eroberung und Feſthaltung Algiers ſammelte. Vier Jahre hielt er dort aus, und nicht wenig that er ſich auf die Bravour zu gut, die er dort entwickelt haben muß. Doch zeigte ſich dieß weniger in Erzählungen über ſeine Heldenthaten, und noch weniger in Großſprechereien, von denen er ein abgeſagter Feind war, als vielmehr darin, daß er das Kreuz der Ehrenlegion ſtets an ſich trug, aber nicht auf dem Rock zur Schau für das Publikum, ſondern auf dem bloßen Leib zum Andenken für ihn ſelbſt. Mehrmal rückte er in Algier vor und hätte es in kurzer Zeit

wegen ſeiner anerkannten Tapferkeit, wegen ſeiner von Todesverachtung zeugenden Thaten zum Offizier gebracht: aber immer ſchleuderte ihn wieder ſein Leichtſinn, ſeine Mißachtung allen und jeden Zwangs, ja ſogar ſeine völlige Verachtung des Geſetzes in die Stufe des „Gemeinen“ zurück, und ſo oft er avancirt war, ſo oft wurde er wieder degradirt. Nach vierjähriger Dienſtzeit ging er nach New-York, und hier erſt fand ſein Streben einen Zielpunkt, freilich einen ſolchen, den die ſolide Welt und die Männer für „Recht und Ordnung“ durchaus verdammen.

Jetzt noch iſt New-York, wie alle großen Städte der Union, der Tummelplatz für eine Menge Burſchen, die ohne beſtimmte und jedenfalls ohne ehrliche Beſchäftigung ihr Leben friſten. Dieſe Burſche ſind geſchworne Feinde alles „geſchriebenen Rechts“: das Geſetz und die Vollſtrecker des Geſetzes ſind ihnen ein Greuel und ſie leben im beſtändigen Krieg mit denſelben. Es iſt dieſe Sippſchaft ein Conglomerat von Dieben, Straßenlungerern, Räubern und Klopffechtern, die ſich den Fremden an die Sohle hängen, um dieſe auszubeuten, die für die Wirthe und die Weiterbeförderungs-Anſtalten arbeiten, um dieſen Kunden zuzuführen, die ſich von Einzelnen oder von ganzen Parteien (beſonders politiſchen) dingen laſſen, um deren Feinde mit roher Gewalt zu bekämpfen. „Loafer“ heißt man dieſe Geſellen, wenn ſie das Tagdieben und Stehlen zur Hauptſache machen, — und dieſes iſt die geringſte Sorte; „Runner“ heißen ſie, wenn ſie ihr Hauptaugenmerk auf die Ausbeutung der Fremden und die „Kundenzuführung“ richten, und „Rowdies“ ſind ſie, wenn ſie ihre Haupterwerbsquelle darin ſuchen, bei Wahlen und dergleichen Gelegenheiten für

die Partei, welche ſie am beſten bezahlt hat, vermittelſt ihrer Fäuſte den Ausſchlag zu geben. Amerika iſt noch ein junges Land, und es wird noch ein manches Jahrzehent nöthig ſein, ehe dort die Achtung vor dem Geſetz und beſonders dem Polizeigeſetz ſo durchgedrungen iſt, wie in den längſt gezogenen und gezügelten Staaten der alten Welt. „Help yourself," hilf dir ſelber, iſt erſter Grundſatz eines Amerikaners, und ſo „hilft er denn ſich ſelbſt" und kümmert ſich nichts darum, wenn auch ein wenig Geſetzloſigkeit mit unterläuft. Gibt es nun ſchon in allen größeren Städten auch der alten Welt, beſonders in allen Seeſtädten, eine Menge Geſindel und wüſtes, wildes Volk, das ſich kaum bändigen laſſen will, ſo kann man ſich denken, daß dieß in den Seeſtädten der Union und beſonders in New-York doppelt und dreifach der Fall iſt. Kommen ja doch in dieſer Weltbankelsſtadt Alle zuſammen, denen es anderswo zu eng iſt! Iſt New-York doch der Sammelplatz für alle „Mühſeligen und Beladenen," die ein bewegtes, wenn auch regelfreies Leben aller Ruhe mit regelmäßiger Arbeit vorziehen! Man hüte ſich übrigens wohl zu glauben, als beſtehen dieſe Leafer, Runner und Rawdies hauptſächlich aus Eingewanderten, etwa aus dem Abſchaum der Völker des Abendlandes: im Gegentheil, ſie beſtehen hauptſächlich aus Eingebornen, nicht etwa blos Eingebornen New-Yorks, obgleich dieſe Stadt ein großes Contingent liefert, ſondern aus Eingebornen aller Staaten der Union, welche ſich in der „Empire City" ein Stelldichein geben. Haben ſie doch hier ein ganz anderes Feld für ihren Wirkungskreis, als in den kleinen Landſtädtchen oder im Innern überhaupt! Allerdings fehlt es auch nicht an Ausländern, und beſonders Deutſche wie Irländer ſind ſtark

vertreten. Irländer doppelt ſo ſtark, als Deutſche, — aber nur Solche finden Aufnahme, welche die einheimiſche Sprache wie ihre Mutterſprache zu reden verſtehen, nur Solche, die ſich in Sitte und Betragen total amerikaniſirt haben.

So ſteht es jetzt noch in Amerika: um wie viel mehr ſtand es ſo damals, als French Louis den Boden New-Yorks betrat! Die Polizei iſt jetzt noch unmächtig, während ſie doch nunmehr bei weitem beſſer organiſirt iſt, als früher: wie viel weniger konnte ſie vor zehn Jahren ausrichten, wo ihre Zahl geringer war und ihre Willenskraft zur Erhaltung des Geſetzes unter Null ſtand! Damals wimmelte die Stadt von Leafern, Runnern und Bully's oder Rawdies und beſonders die Greenwichſtreet, wo die Einwanderer ihr Abſteigquartier hatten, war von unzähligen Runnern nebſt Anhängern und Anhängſeln bevölkert. French Louis wußte bald, was er wollte. Er miſchte ſich unter die wilden Burſche und nach kurzer Zeit ſchon verſchaffte ihm ſein ſtarker Arm ein Anſehen, das Andere nach Jahresfriſt nicht erreichen konnten. Dazu kam noch ſein jovialeſ Weſen, ſeine ſchrankenloſe Freigebigkeit und ſein überwiegender Geiſt, der keinen andern über ſich duldete. Die andern Burſche ſtanden ihm an Körperſtärke wie an Intelligenz und Energie unbedingt nach und erkannten daher bald ſeine Ueberlegenheit. Nach drei Jahren ſchon wurde er ihr anerkanntes Haupt und — von nun an — wehe dem, der ſich ſeinem Willen zu widerſetzen gewagt hätte! Die unwiderſtehliche Fauſt French Louis hätte ihn niedergeſchmettert und das „Geſetz" ihn aus der „Geſellſchaft" ausgeſchloſſen. — „Geſetz"? — Gewiß: „Geſetz"; denn French Louis begnügte ſich nicht damit, dem Fauſtrechte nach der Herr zu ſeyn, ſondern

er organiſirte die „Greenwichſtreet-Buben“ (Greenwich-street-boys) in eine Bande, einen Klubb mit Kaſſier, Sekretär und Statuten. Er ſelbſt war der perpetuirliche Präſident, mit diktatoriſcher Gewalt für die Zeit der Noth ausgerüſtet, während für die Zeit des Friedens die Statuten Recht ſprachen. Bald ahmten ihm die übrigen „Buben“ nach, z. B. die „Boweryboys“, d. h. die in und um die Bowery herumwohnenden Burſche, und viele Andern. Wieder Andere nannten ſich nicht mehr Boys, ſondern gaben ſich andere Namen, wie z. B. die Strolche der Orange-, Mott-, Park- und Centreſtreet ſich „Dead-Rabbits“, die „Todtekaninchenwarther“ nannten. Uebrigens brachte es unter allen dieſen Leaferklubbs kein einziger Mann ſo weit in der Oberherrſchaft, wie French Lewis, den man daher allgemein den Leaferkönig nannte, obgleich man ihn mit mehr Recht den Runner- und Rowdieskönig hätte nennen können, denn mit Strolchen und gemeinem Raub durfte ſich keiner ſeiner Buben abgeben. Ein Dieb wurde wie ein Feigling behandelt und unbarmherzig aus der Greenwichſtreet verbannt. Ließ er ſich nach ſeiner Ausſtoßung noch einmal blicken, ſo erwartete ihn eine körperliche Züchtigung, die Keiner zweimal aushielt. Auch in Beziehung auf ſein „gewaltſames“ Mitwirken bei den Wahlen hatte French Lewis ſeine eigenen Grundſätze. Nicht daß er etwas gegen die „Gewaltſamkeit“ gehabt hätte, nicht daß ihm Scrupel gekommen wären, von ſeinen Fäuſten als Ueberwindungsmittel Gebrauch zu machen, Gott bewahre, davon war er weit entfernt; aber er wollte nicht, wie die andern Rowdies, für Jeden fechten, der gut bezahlte, er weigerte ſich abſonderlich für die ſpecifiſch-amerikaniſche Partei, die Natives und Knownothings, in die Schranken

zu treten. Seine Partei war die demokratische, weil diese die natürliche Beschützerin der Eingewanderten ist, und von einer andern Partei wollte er nichts wissen. Allerdings ließ er sich von dieser Partei für seine Mitwirkung bezahlen, allein das thaten ja Andere auch, und — in Amerika thut man nichts umsonst. Daß ihm die Partei gerne Geld bot, kann man sich denken, denn er beherrschte die Greenwichstreet und was d'ran hieng. Wie er's am Stimmkasten haben wollte, so ging's durch; darum bot man ihm willig, was er verlangte. Allein wenn die entgegengesetzten Parteien nachher das Doppelte geboten hätten, er wäre nicht einen Fuß breit gewichen. „Ein Mann, ein Wort," war sein Grundsatz in solchen Dingen.

Den weitesten Spielraum ließ French Louis seinen Leuten in der „Nummerfrage." Diese Frage blieb eigentlich so zu sagen immer eine „offene," und je erfinderischer Einer war im „Nummervortheil-Ausbeuten," um so mehr freute sich Louis darüber. „Das deutsche Geld muß fort," pflegte er zu sagen, „es thut kein Gut, so lang Einer solch' Geld in der Tasche hat. Also je schneller man einem Ausgewanderten dazu verhilft, sein mitgebrachtes Geld los zu werden, einen um so größeren Nutzen erweist man ihm." Es war (und ist immer noch) etwas Wahres an dieser Auffassung der Dinge. So lange der Eingewanderte Geld in der Tasche hat, so lange ist ihm keine Arbeit gut genug, kein Verdienst groß genug, so lange weigert er sich, sich in die Verhältnisse zu fügen und amerikanisch denken und sprechen zu lernen. Erst, wenn ihn die Noth treibt, wenn der letzte Fünffrankenthaler gewechselt ist, erst dann ergreift man, was sich darbietet, und ist oft mit einer Stelle und einem Verdienst zufrieden, die weit unter den Anerbietungen sind, die

man früher bekommen hatte. So lange der Menſch, (der gewöhnliche, natürlich) Geld im Sacke hat, das ihn ſo zu ſagen, keine Anſtrengung zu erwerben koſtete, ſo lange kennt er den Werth des Geldes gar nicht, darum läßt Einer auch ſeine mitgebrachten harten Thaler fliegen, als könnten ſie nie ein Ende nehmen; erſt wenn er ſelbſt erwerben muß, wenn es ihn ſeinen eigenen Schweiß koſtet, das Geld flüſſig zu machen, erſt dann merkt er, was ein Thaler werth iſt und rechnet nach hundert Cents. — „Wenn ich's nicht thue, ſo thut's ein Anderer," pflegte French Louis ein ander Mal zu ſagen, „denn geprellt und geſchunden muß der Eingewanderte werden, bis er klug wird; alſo will lieber ich es thun, wenn's doch einmal geſchehen muß." Auch darin hatte Louis nicht ganz Unrecht, denn der Eingewanderte hat ſo viel über Amerika geleſen und dünkt ſich ſo klug, daß er meint, von keinem Menſchen übertölpelt und übervortheilt werden zu können. Ebendeßwegen traut er meiſt dem geraden, offenen, ehrlichen Mann nicht mehr, der ihm ungenirt die Wahrheit ſagt, ſondern dem, der ſich bei ihm durch Eingehen auf ſeine Ideen zu inſinuiren weiß und ihn denn ſicher über's Ohr haut. Man hat daher faſt gar kein, oder nur ſehr wenige Beiſpiele, daß ein „Grüner," wie man die friſch Eingewanderten heißt, nicht geprellt und geſchnellt worden wäre, und, — geſchah es nicht bei der Ankunft in New-York, ſo geſchah es um ſo gewiſſer im Lande bei der Weiterreiſe in den Weſten. French Louis genirte ſich gar nicht, den Einwanderer auf's Korn zu nehmen und ihn gelegentlich zu preſſen, wie man den Kohlrers preßt, d. h. bis „Oel" fließt. Nicht blos nahm er den Wirthen, denen er eine Schiffsladung Einwanderer, oder einen Theil davon zu-

kommen ließ, seine „Spesen" für's Zuführen ab und verdiente so an Einem Tag oft fünfzig bis hundert Thaler; nicht blos ließ er sich von den Eisenbahnbureaus oder Dampfschifffahrtsagenten seinen „Part" bezahlen, meist einen bis drei Thaler per Kopf, nicht blos verlangte er sogar seinen „Abtrag" für die „Ueberfracht," d. h. für die enorm theure Anrechnung der Bagagegelder, und verdiente dabei noch mehr, als bei den Wirthsspesen, die doch auch einen halben Thaler per Kopf betrugen; sondern er machte sich auch mit den Einwanderern selbst durch unmittelbaren Verkehr zu schaffen, und erleichterte sie um ihre Habe. Er war ihnen behülflich beim Umsetzen ihrer Wechsel beim Verwandeln ihres deutschen Geldes in amerikanisches, und — durch Schaden wird man klug; die Einwanderer lernten nachher recht bald, was ein Amerikanerthaler werth war! Er verwickelte sie in irgend eine unangenehme Affaire, und ließ sie denn sich selbst herauswickeln, natürlich auf Kosten ihres Geldbeutels, so daß sie in Bälde das amerikanische Sprüchwort: „hilf dir selber" praktisch anzuwenden wußten! Natürlich hatte er bei allen diesen Manipulationen seine Agenten und Unteragenten, die er bezahlen mußte, seine Helfershelfer und Buben, die von ihm lebten; allein er hielt strenge Ordnung unter ihnen, daß keine gemeine Prellerei, kein gemeiner Betrug oder Diebstahl vorkam. Humor mußte in Allem seyn und der Einwanderer mußte aus seiner Uebervortheilung Nutzen schöpfen. Mit einem Worte, French Louis war ihm dazu behülflich, daß er recht bald „amerikanisirt" wurde, und besonders hatte er es dabei auf die Großhanse und Großprahler abgesehen, auf die klugen Berliner und allwissenden Brandenburger, denen er wo irgend möglich einen Schabernak spielte, damit sie sich um so

hälder ihrer Selbſtüberſchätzung bewußt werden konnten. Umgekehrt war er aber auch wieder einer Menge Anderer behülflich, zu ihrem „Verlorenen“ wieder zu gelangen, wenn ſie ſich an ihn wankten und wenn er ſie deſſen für würdig hielt, und ſein „Audienzzimmer“ wurde daher faſt den ganzen Tag nicht leer von Solchen, die eher etwas auszurichten gedachten, wenn ſie ihn damit behelligten, ſtatt die Polizei, welche in der Greenwichſtreet ſo zu ſagen macht- und thatlos war. Wußte man ja doch, daß French Louis in ſeinem Innern gutmüthig war und rechtliebend, hauptſächlich aber daß er Etwas thun konnte, wenn er nur wollte!

French Louis wohnte eine Treppe hoch. Im erſten Steck, oder was man bei uns Parterre heißt, befand ſich eine Wirthſchaft. Die Wohnung Louis war beſcheiden genug, ein großes Zimmer und ein Schlafkabinet, für einen „König der Greenwichſtreet“ faſt zu beſcheiden! Louis war beim Beginn unſerer Erzählung noch ein Junggeſelle, und nur kurze Zeit am Tage in ſeiner Wohnung zu treffen. Ueberdieß wurde die Wirthſchaft zu ebner Erde, aber nicht zum Schaden des Wirths, als eine Art Verſammlungsſaal für ſeine Buben betrachtet, und nicht nur Ein Geſchäft den Tag über dort abgemacht.

Es war noch ziemlich früh am Morgen, kaum acht Uhr vorbei, und Louis eben erſt aufgeſtanden, denn ſeine Beſchäftigung ſowohl als auch ſeine Lebensweiſung brachte es mit ſich, daß er ſelten in's Bett kam, ehe Mitternacht längſt vorüber war. Deſſenungeachtet hatte er ſchon einem Dutzend und mehr Audienz gegeben. Rapport war abgeſtattet worden über die Ereigniſſe des geſtrigen Tages, die Buben hatten ihren Antheil an der geſtrigen Beute erhalten, die Nachrichten über die Schiffe,

die heute einlaufen sollten, waren empfangen, die Rollen auf den heutigen Tag ausgetheilt. Eben hatte sich Bläß entfernt, der über den Erfolg seines gestrigen Auftrags Bericht erstattet und ein Zwanzigthalerstück als „Ersparniß" davon in die „Kasse" abgeliefert hatte. French Louis war nicht wenig erbaut von dem Stückchen, das Bläß gespielt hatte. „'s wird ihm gut thun, dem Windbeutel," sagte Louis, „und wenn du ihm vierzig Thaler abgenommen hättest, wär's auch kein Schade gewesen." Auch Marly hatte seinen Bericht abgestattet, doch hiemit war Louis weniger zufrieden. „Wir müssen sie Mores lehren, die Deadrabbits," murmelte er vor sich hin, „die Burschen bringen das ganze Geschäft in Mißcredit: es ist Nichts, als eine Zunft Diebe, und die wollen sich mit meinen Greenwichstreetboys messen? Aber ich will's ihnen einträuken, und wenn ich drob die ganze Stadt in Allarm bringen muß."

Jetzt sprang Bläß herein. „Louis," rief er, „der Berliner Windbeutel ist unten, er will zu dir, soll ich ihn heraufschicken?"

„Versteht sich," lachte Louis „der wird sein Geld wieder wollen."

Kurze Zeit darauf trat Johannes Blum, der Neffe Robert Blums, in's Zimmer.

„Habe ich wirklich das Vergnügen, den berühmten Herrn Johannes Blum bei mir zu sehen?" fragte Louis, sich ehrfurchtsvoll erhebend, und den Berliner fest anblickend, ohne eine Miene zu verziehen. Aber dieser machte ein bitterböses Gesicht und die Schmeichelei machte keinen Eindruck auf ihn.

„Ich bin geprellt und bestohlen worden," rief er, „ich will mein Geld wieder."

„In der That?“ meinte Louis, indem ein eigenes Lächeln um seinen Mund spielte. „Sie, ein Preuße, ein Brandenburger, ein Mann von solcher Erfahrung und Klugheit ist geprellt worden? Das thut mir wahrhaftig leid; allein was soll ich dabei thun? Da müssen Sie sich an die Polizei wenden, vielleicht verschafft die ihnen, was Sie eingebüßt haben.“

„Aber, ich vermuthe, ja ich bin halb und halb gewiß,“ erwiederte der berühmte Mann, „daß Einer der Burſche, der Herrn, will ich sagen, die ich gestern in Ihrer Begleitung sah, der Dieb war.“

„Da wollen Sie am Ende mich verantwortlich für den Diebstahl machen?“ meinte French Louis, eine besondere Weichheit in seine Stimme legend.

„Das will ich auch!“ rief Johannes Blum, ermuthigt durch die Sanftmuth und Nachgiebigkeit Louis. „Ich bin um zwanzig Thaler bestohlen, und wenn ich diese nicht im Augenblicke bekomme, so sende ich Ihnen die Polizei auf den Hals; ich lasse Sie verhaften und im Gefängniß verschmachten, bis sie schwarz werden. Ich will Ihnen schon zeigen, wen Sie vor sich haben.“

Nun konnte sich Louis nicht mehr halten. Er lachte hell auf, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen. Endlich war der Anfall vorüber. „Freundchen,“ sagte er nun zu dem Berliner, „du bist ein spaßhafter Kamerad. Jetzt hatte ich dich aber, dich fortzumachen, so schnell deine Füße dich tragen, sonst müßte ich dich ein klein wenig die Treppe hinabwerfen und wenn du dabei ein paar Rippen brächst, so ist's nicht meine, sondern deine Schuld.“

„Aber um Gotteswillen,“ rief jetzt Johannes Blum, ganz

eingeschüchtert, „man hat mir gesagt, Sie dulden keinen Diebstahl unter Ihren Leuten, und ich soll mich nur getrost an Sie wenden, Sie würden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn bei der Polizei kann ich nichts ausrichten, weil ich ja nicht einmal den Dieb kenne.“

„Wenn du bestohlen worden bist,“ erwiederte Louis ernsthaft, „so erhältst du dein Geld wieder. Erzähle mir den Fall, aber bleibe bei der Wahrheit, sonst geht dir's schlecht.“

Johannes Blum erzählte nun, wie er den Jakob Leßler bis an Parkplace begleitet habe, und dann umgekehrt sey, um in sein Wirthshaus und Absteigquartier zu gelangen. „Ich gieng die Beseystreet hinunter,“ fuhr er fort, „und wie ich an's Eck der Greenwichstreet komme, ruft Einer hinter mir drein: „Herr, Sie haben Ihr Taschenbuch verloren.“ „Ich drehe mich um, und gewahre einen erdenklich gekleideten Mann hinter mir, der mir ganz höflich wiederholt, ich hätte mein Taschenbuch verloren. Ich meinte den Mann schon gesehen zu haben und zwar um wenige Stunden zuvor in Ihrer Gesellschaft, doch könnte ich nicht darauf schwören, denn ich betrachtete ihn nicht so genau. Natürlich war mein Griff, daß ich in die Tasche fuhr und nach meinem Geldbeutel fahndete. Den hatte ich richtig im Sacke, und so viel ich fühlte, auch mein Geld darin. Nunmehr erwiederte ich, daß ich mein Taschenbuch nicht verloren habe. Der Herr aber bestand darauf, daß ich es seyn müsse, denn er sey schon die ganze Straße herab hinter mir gegangen und es sey sonst Niemand um den Weg gewesen. Er meine sogar gesehen zu haben, wie mir die Börse aus der Tasche gefallen sey. Wollte er unehrlich seyn, so würde er sie für sich behalten, denn sie habe offenbar einen großen Werth und

sey augenscheinlich mit Banknoten angefüllt; allein er wolle mich meines Eigenthums nicht berauben, und begnüge sich mit einem anständigen Douceur. Ich nahm nun die Brieftasche in die Hand und fühlte gleich, daß sie mit Papiergeld ganz vollgestopft war." „Das ist eine Fügung des Himmels," dachte ich, „dieß Geld hat dir Gott in den Weg gesandt, damit dir gleich beim Eintritt in der neuen Welt gebahnt sey." „Ich nahm also die Börse und zog meinen Geldbeutel, um dem ehrlichen Finder ein Trinkgeld zu geben. Natürlich konnte ich ihm doch nicht blos eine Kleinigkeit bieten, wo er mir Hunderte von Thalern überließ. So gab ich ihm zuerst zehn Thaler und wie er den Kopf schüttelte, noch einmal zehn Thaler, und so entfernte er sich und auch ich eine meiner Waar, das Taschenbuch in meinem Sacke. Heute Nacht war ich recht glücklich, weil ich so viel Geld erworben hatte, aber jetzt! Ich darf gar nicht daran denken!"

„So hat's Ihnen Jemand in der Nacht gestohlen?" fragte Louis.

„Ei Gott bewahre," erwiederte der Andere. „Da ist's noch mehr als fünfhundert Thaler; aber hätte ich nur meine zwanzig Thaler dafür!"

„Warum gehen Sie nicht zum Geldwechsler," meinte Louis, „und lassen sich Zwanzigthalerstücke dafür geben?"

„Aber, da steckt's ja eben!" rief der Andere mit wehmüthiger Stimme. „Ich war schon beim Geldwechsler, komme eben von ihm her, und der sagt mir, daß all' dieses Papiergeld keinen rothen Gott werth sey. Es seyen lauter nachgemachte Bills, lauter falsche Banknoten und zum großen Theil sogar nur Kaufmanns-Guineen. Was soll ich mit dem Plunder thun?"

„Wegwerfen," ſagte Louis kaltblütig.

„Aber meine zwanzig Thaler?" rief der Berliner. „Der Mann, der mir das Taſchenbuch aufhängte, wußte wohl, daß in demſelben lauter werthloſe Fetzen waren und hat mich alſo wiſſentlich geprellt und beſtohlen. Er lockte mir mein gut Geld aus der Taſche, um ſich für das ſchlechte bezahlt zu machen."

„So iſt's," meinte French Louis ganz ruhig. „Gerade ſo, wie Sie ſagen. Sie ſind geprellt, und mit vollkommenem Rechte. Sie wußten, daß das Taſchenbuch nicht Ihnen gehörte, denn es konnte nicht Ihr Eigenthum ſeyn. Dennoch nahmen Sie es in Empfang, dennoch eigneten Sie es ſich an, um es zu behalten, nicht um es dem Verlierer wieder zuzuſtellen. Sie ſind alſo der eigentliche Betrüger: Sie ſind der moraliſche Dieb! Der Mann, der Ihnen die Börſe aufhängte und ſich dafür ein Trinkgeld geben ließ, wollte ſich blos überzeugen, ob Sie ein Ehrenmann ſeyen, oder nicht. Wären Sie ein ſolcher geweſen, ſo hätten Sie das Pocquetbook gar nicht angenommen. Dort iſt die Thüre," ſetzte er plötzlich in einem Tone hinzu, der dem Neffen Robert Blums gar nicht gefallen wollte. „Machen Sie, daß Sie nun gleich fortkommen, und wenn ich Ihnen gut zum Rath bin, ſo entfernen Sie ſich ſchleunigſt aus der Greenwichſtreet, denn ſolch geringen Burſchen, wie Sie einer ſind, begegne ich nicht gerne zum „zweitenmal."

Johannes Blum machte ſich davon, ſo ſchnell er konnte. „Der iſt klüger, als ich," murmelte er zwiſchen den Zähnen, „dem gehe ich aus dem Wege; aber ich weiß Einen, der iſt nicht klüger als ich; der muß dafür herhalten."

Kurze Zeit darauf trat Master Dyer ein, derſelbe, den

Louis auf dem Deck franzöſiſch angeredet hatte. Louis gieng ihm freundlich entgegen.

„Sie wunderten ſich geſtern, daß ich Sie kenne?“ ſagte er zu ihm nach der erſten Begrüßung. „Aber ich denke, Sie haben früher in Algier gedient? Können ſie ſich meiner nicht mehr erinnern?“ und dabei flüſterte er ihm einige Worte in's Ohr.

„Wirklich?“ rief der Fremde verwundert. „Wahrhaftig, es iſt ſo. Aber — ich hätte Sie nicht hier, und ehrlich geſagt, nicht in dieſer Stellung vermuthet. Darum erkannte ich Sie nicht gleich wieder.“

„Es iſt nun ſchon, wie es iſt,“ erwiederte Louis, ſich mit der Hand über die Stirne fahrend. „Doch wie kommen Sie hierher?“

„Ich gieng von Algier nach Hauſe, wurde in die Achtundvierziger Geſchichte in Berlin verwickelt, wo ich mich damals aufhielt, um mich vollends in der Bergwerkkunde auszubilden, und mußte flüchten. Ein dummer Geſelle von einem Bedienten hatte mich aus lauter Großprahlerei gefährlicher gemacht, als ich war. So wandte ich mich nach Californien, als das beſte Feld für meine Kenntniſſe. Es gieng mir nicht ſchlecht, allein als meine Angelegenheiten in der Heimath eine beſſere Wendung nahmen, als die Gemüther ſich abkühlten und man ſich gegenſeitig verſtändigte, gelang es meinem früheren Beſchützer, dem Fürſten S., für mich einen Pardonbrief zu erlangen. Zugleich ſandte er mir das Decret einer Anſtellung auf ſeinen Bergwerken in Schleſien. Natürlich zog ich dieß dem wilden Leben in Californien vor, denn ich will doch lieber unter Menſchen ſeyn, als unter einem Gelichter, wie dort eines hauſt. Jetzt bin ich auf dem Wege nach Hauſe, und — nun wiſſen Sie Alles.“

„Doch nicht," erwiederte Louis. „Sie sind bestohlen worden."

„Oh, das ist eigentlich nicht der Rede werth," meinte Herr Dyer, „wenigstens nicht für den Dieb. Es war nur ein kleines Kistchen mit meinen Papieren und einigen Orden. Mein Patentbrief, mein Anstellungsdecret als Bergwerks-Direktor, mein Preußischer Orden als Landwehr-Offizier und das Ehrenlegionskreuz war darin. Der Dieb meinte wahrscheinlich, einen andern Fang zu machen, und doch ist mirs mehr als widerwärtig, und ich gäbe gerne zweihundert Thaler darum, wenn ich's wieder bekommen könnte."

„Sie sollen's auch wieder bekommen," erwiederte Louis lebhaft. „Sie sollen sehen, daß meine jetzige Stellung doch nicht so gering ist, als Sie vielleicht denken. Wenigstens soll sie Ihnen von Nutzen sein, oder ich will nicht French Louis heißen. Nicht doch," setzte er eifrig hinzu, als er sah, wie Herr Dyer seine Börse zu ziehen im Begriffe war: „ich lasse mich hierfür nicht bezahlen, es ist dies ein Ehrenpunkt. Wenn ich Auslagen habe, so werde ich diese später mit Ihnen verrechnen. Für jetzt thun Sie mir den Gefallen, und sprechen sie mit keinem Menschen über Ihren Verlust; ich schaffe Ihnen denselben wieder."

Indem wurde die Thüre unangemeldet geöffnet, und ein junges Frauenzimmer hüpfte herein. Sie sprang auf Louis zu, ohne den Fremden zu bemerken, und schloß ihn in ihre Arme.

„Silly, Silly," rief Louis, die Umarmung herzlich erwiedernd. „Du kommst zu mir?" — „Entschuldigen Sie, Herr Dyer," fügte er gegen diesen gewandt hinzu, „meine Braut Silly Waters."

Jetzt erst bemerkte Silly den Fremden. Sie erröthete tief, als sie ihm ihre Verbeugung machte, und ließ den Schleier

fallen. Aber dieſer hatte doch bemerkt, daß es eine junge Dame von ausnehmender Schönheit war, nicht vielleicht von der Schönheit, wie man ſie im Abendlande, in Spanien, Frankreich, Deutſchland und Italien zu ſehen gewohnt iſt, denn ſie hatte ein ſchmales, blaſſes Geſicht und zeichnete ſich keineswegs durch die üppigen Körperformen aus, welche man in Europa liebt; aber ihre hohe Stirne, ihre großen braunen Augen, ihr kleiner Mund und die Elaſticität und Leichtigkeit ihrer Bewegungen gaben ihr das Anſehen einer griechiſchen Hebe, und zudem zeugte ihr ganzes Weſen, ihre ganze Manier von einer Bildung, welche ſie weit über den Schlag Menſchen erhob, mit welchem ſonſt French Louis in New-York zu thun hatte.

Wie kam French Louis zu dieſer Geliebten?

Maſter Dyer verabſchiedete ſich und ließ French Louis mit Silly Waters allein. Vorher gab er ihm ſeine genaue Adreſſe.

Jakob Löffler hatte ſein Goldſtaubfläſchchen in baar Geld verwandelt und zwei tauſend Thaler daraus erlöst. Er dünkte ſich unendlich reich, denn er dachte noch deutſch genug, um die Dollars in Gulden und Kreuzer zu verwandeln und ſo brachte er die anſehnliche Summe von fünf tauſend Gulden heraus. In Deutſchland konnte man mit dieſer Summe ſchon etwas anfangen, in Amerika aber, wo der Thaler kaum als ſo viel gerechnet werden kann, wie in Süddeutſchland der Gulden, mußte man dieſes Geld viel geringer anſchlagen. Daran dachte jedoch Jakob Löffler nicht. Seit lange gewöhnt, von dem Ertrag ſeiner Händearbeit zu leben, däuchte ihm ſo viel Geld ein Fond zu ſeyn, der gar nicht erſchöpft werden könne. Er verließ daher augenblicklich ſeine bisherige beſcheidene Wohnung und miethete

ſich weiter außen, in den Avenues von New-York, wo die Straßen breiter und die Wohnungen geſchmackvoller und anſehnlicher ſind, ein eigenes Haus. So weit ſah er zwar ein, daß er nicht von ſeinen Renten leben könne und wenn ihm auch ſein Capital zehn Procent trug; allein Schneider wollte er nun nicht mehr bleiben, ſondern ſich lieber an irgend einer Speculation betheiligen, die ihm möglicherweiſe hundertfältige Zinſen tragen könnte. Den ganzen Tag verlor er ſich in Träumereien und Grübeleien und dachte darüber nach, wie er ſchnell reich werden könnte. Hunderte hatten ſchon geringer angefangen und ſtanden jetzt als Millionäre da. Seine zwei tauſend Thaler ſollten ihm auch zu einer Million verhelfen.

Eine beſondere Hoffnung ſetzte er auf Johannes Blum, den Neffen Robert Blums, mit dem er in der Greenwichſtreet bekannt geworden war. Nicht blos zog ihn der Name ſchon an, nicht blos ſchmeichelte es ihm, mit einem ſo berühmten Freiheitshelden bekannt zu ſeyn und auf einem freundſchaftlichen Fuß zu ſtehen, nicht blos war er entzückt bei dem Gedanken, daß ihn Johannes Blum beſonders zu bevorzugen ſchien und nicht genug Worte fand, ihn wegen ſeiner frühern Thätigkeit in „Sachen des Volks“ zu loben und ihm die gebührende Geltung zukommen zu laſſen, ſondern der berühmte Mann, der in Dresden, Wien und Berlin gefochten, hatte noch eine beſondere Hoffnung in ihm angefacht, die ihn nur um ſo mehr reizte, weil er über dieſelbe ſich noch nicht klar war. Johannes Blum machte nämlich noch ein Geheimniß aus der Sache; er erklärte bei ſeinen vielen Beſuchen, die er auf beſondere Einladung Löfflers tagtäglich in ſeinem Hauſe abſtattete, für jetzt noch nicht ſo weit zu ſeyn, daß er ganz mit der Sprache heraus-

rücken könne, allein so viel vertraute er dem wißbegierigen Jakob Löffler doch schon an, daß es sich um ein Unternehmen handle, welches weit und breit Aufsehen machen müsse, um ein Unternehmen, das seinen Theilhabern nothwendig Millionen bringen werde. Natürlich empfahl er seinem Freunde Jakob Löffler vorderhand das unbedingteste Stillschweigen, damit nicht Andere von der Sache erführen und am Ende den ungeheuren Vortheil für sich ausbeuteten. Nicht einmal seiner Tochter, vielweniger seinem künftigen Tochtermann durfte Jakob Löffler Mittheilung davon machen. Ja Johannes Blum scheute sich, wie er sagte, vor den Wänden, weil dieselben Ohren hätten, und er würde in seinem Leben nie den Jakob an seinem Vorhaben habe Theil nehmen lassen, wenn er in ihm nicht einen Mitarbeiter in der Sache der Freiheit, einen Mitleidensgenossen und Mitstreiter verehrte!

Voller Erwartung saß Jakob Löffler in seinem Parlor, d. h. in dem schönen Zimmer seiner Wohnung, das als Empfangszimmer gelten mußte. Es war heute Sonntag, und auf heute hatte ihm Johannes Blum nicht blos seinen Besuch zugesagt, sondern ihm auch versprochen, das Geheimniß zu lüften, und ihn die „Millionen der Zukunft" durch ein Perspectiv sehen zu lassen. Voller Unruhe ging der Mann in seinem Zimmer auf und nieder. „Er wird doch kommen?" flüsterte er vor sich hin. „Er wird doch Wort halten? Ob, das versteht sich von selbst. Wir kennen uns zwar erst wenige Tage, kaum etwas über eine Woche, allein ein Blum kann nie wortbrüchig seyn. Wir haben uns verstanden; gleichgesinnte Herzen ziehen sich an. Ich könnte für ihn mein Leben lassen und gerade so denkt er gegen mich. Warum würde er sonst gerade

mich zu seinem Theilhaber erkoren haben? Warum würde er sonst mich mit dem Reichthum beglücken, der uns unausbleiblich zu Theil werden muß?"

Jetzt ging der Thürklopfer, ein Besuch kam. In New-York hält nämlich eine Familie, die ein Haus allein bewohnt, dieses den ganzen Tag fest verschlossen, so daß kein Mensch unangemeldet kommen kann, weil man ihm zuvor die Hausthüre öffnen muß. Wie der Wind war Jakob Löffler am Fenster, um zu schauen, wer unten sey.

„Es ist nur Franz Mayer," sagte er getäuscht. „Doch es ist auch gut, daß dieser jetzt schon da ist. Die jungen Leute werden einen Spaziergang machen, und dann sind wir ganz ungestört, wenn Johannes Blum kommt. Kein Mensch darf dann zum Hause herein, er mag klopfen so lange er will."

Franz Mayer war in seinem Sonntagsputze. Der Sonntag Mittag war der einzige Tag, den er für sich benützen konnte. Die ganze übrige Zeit stand er in seinem Laden und bediente seine Kunden, denn sein Geschäft ging mit jedem Tage besser und er wußte wohl, daß die Leute nicht zufrieden sind, wenn sie den Prinzipal nicht sehen. Deßwegen machte er Werktags keine Ausgänge, ausgenommen solche, die durchaus und unumgänglich nothwendig waren. Sonntag Vormittags sogar war er im Geschäfte, obgleich dieses geschlossen war; aber das Comptoir war nicht geschlossen und hier saß er über seinen Büchern, und schrieb ein und rechnete. Den Sonntag Nachmittag aber hätte er sich für kein Geld nehmen lassen. Der war sein Vergnügungstag. An diesem ging er mit seiner Fanny spazieren, und genoß das doppelte Vergnügen der Liebe und der Heiterkeit. Fanny wußte auch ganz genau, daß er

kommen werde und hatte sich daher ebenfalls in Putz geworfen. Sie wartete schon auf ihn: denn es sollte keine Zeit verloren werden. Hat man doch oft eine Stunde Wegs zu gehen oder zu fahren, bis man nur außerhalb der Stadt ist, und „wenn man nicht in Gottes freier Natur war, so ist der Sonntag nur halb genossen," das war ihr Grundsatz, und auch der ihres Bräutigams.

„Wo treffen wir dich, Vater?" fragte Fanny, als sie mit ihrem Franz Hand in Hand in den Parlor trat. Ihr Vater war nämlich bisher gewohnt gewesen, am Sonntag irgend einen Vergnügungsort oder vielmehr ein Wirthshaus innerhalb oder außerhalb New-Yorks zu besuchen, wo ihn dann seine Kinder, wenn sie von ihrem Spaziergange zurückgekehrt waren, trafen, um den Abend lustig und vergnügt mit einander zuzubringen.

„Wo Ihr mich trefft?" fragte Jakob Löffler. „Gar nirgends trefft Ihr mich; ich gehe heute gar nicht aus; ich bleibe den ganzen Tag zu Hause. Ihr könnt hingehen, wohin Ihr wollt und heimkommen, wann Ihr wollt. Braucht Euch gar nicht um mich zu bekümmern."

„Aber, Vater!" rief Fanny vorwurfsvoll.

„Still, still!" entgegnete dieser abwehrend. „Ich will's einmal so haben. Macht nur, daß Ihr fortkommt."

Bald waren die Beiden außer dem Hause und auf dem Wege nach Hobocken, dem Hauptvergnügungsorte New-Yorks.

„Was hat nur der Vater seit einiger Zeit?" fragte Franz kopfschüttelnd.

„Oh, ich bin sicher, er erwartet wieder den Johannes Blum," erwiederte Fanny; „denn mit diesem steckt er den

ganzen Tag zuſammen, ſeit er das Geld vom Onkel geſchickt bekommen hat."

Fanny hatte ganz richtig gerathen, wie wir ſchon wiſſen. Jakob Löffler wartete auf Johannes Blum; er brauchte aber nicht mehr lange zu warten, denn etwa eine halbe Stunde, nachdem ſich Franz mit Fanny entfernt hatte, näherten ſich zwei Männer dem Hauſe, in deren Einen wir ſogleich den Neffen Robert Blums wieder erkennen. Der Andere war ganz ſchwarz gekleidet und ging aufrecht und ernſthaft, wie ein Soldat, der auf dem Poſten ſteht. Die weiße Halsbinde, die er umgethan hatte, contraſtirte etwas ſonderbar mit dem fuchsrothen Haare, und man hätte glauben können, ſein ſtarknochiger Körperbau wie ſein rothes wettergebräuntes mit Hurpeln beſäetes Geſicht würde ſich beſſer in einer Jacke ausgenommen haben, als in dem langen Philiſterrocke, den er derzeit trug. Jakob Löffler war aber weit entfernt, ſolche Bemerkungen zu machen, denn ſeine ganze Seele jauchzte vor Freude, wie er des Johannes Blum anſichtig wurde. Er eilte ſelbſt die Stiege hinab, um die Hausthüre zu öffnen, und den willkommenen Beſuch in den Parter zu führen.

„Hier habe ich die Ehre," ſagte Johannes Blum, als ſie in das Beſuchszimmer getreten waren, indem er ſeinen ernſten Begleiter vorſtellte; „hier habe ich die Ehre, dir meinen Freund und Collegen, den berühmten Geologen und Bergwerksdirektor, Herrn von Dechen, vorzuſtellen. Wir haben zuſammen ſtudirt, zuſammen Werke herausgegeben, zuſammen Furore gemacht in Deutſchland, als erſte Naturforſcher und Metallurgen. Es giebt derzeit keinen berühmteren Mann in ſeinem Fache, als ihn."

Der Herr Direktor von Deyber verbeugte ſich ſteif und machte ein ſo griesgrämiſches Geſicht, als hätte er in ſeinem Leben nicht gelacht. Wahrſcheinlich war das Folge ſeiner großen Gelehrſamkeit. Jakob Löffler dagegen war voller Leben. Im Anfang verblüffte ihn der vornehme Beſuch in Etwas, denn der Deutſche hat auch in Amerika einen großen Reſpekt vor Titeln und Aemtern; allein da der berühmte Johannes Blum auf ſo vertrautem Fuße mit ihm umging und ſich nicht genirte, ihn auch vor dem Fremden zu duzen, ſo durfte er es ſchon wagen, etwas kühner aufzublicken. Er holte ſchnell Wein und kalte Küche herbei, die er ſchon vorher in Bereitſchaft gehabt hatte, und die beiden Beſucher ließen ſich nicht lange bitten, dem Imbiß alle Ehre anzuthun. Beſonders der Herr Oberbergwerks-Direktor — das „Ober" holte Johannes Blum erſt ſpäter nach — ließ es ſich trefflich ſchmecken und fand den Wein ſo delikat, daß er ſchnell einige Gläſer hinter einander hinunterſtürzte, ohne daß ſie ihn jedoch beſonders angegriffen hätten. Nun wurde Jakob Löffler immer beberter und in weniger als einer Viertelſtunde ſaßen die Drei ganz cordial bei einander, und tranken mit einander, und ſtießen mit einander an, als wären ſie die dickſten Freunde von Kindesbeinen an geweſen.

Nachdem die Vorräthe nahezu alle vertilgt waren, erhob ſich Johannes Blum mit einem feierlichen Ernſt. „Jakob Löffler," ſagte er, „es iſt an der Zeit, daß ich dich in ein Geheimniß einweihe, um das ein Anderer Hunderttauſende bieten könnte, ohne daß ich ihn damit bekannt machte. Allein du biſt mein Freund, du haſt dieſelben Geſinnungen, wie ich, du ſollſt Alles erfahren, ohne daß es dich einen Heller koſtet. Du biſt doch mit mir einverſtanden, Oberbergwerks-Direktor?"

Dieſer nickte bejahend, ohne daß er jedoch den Mund geöffnet hätte, denn er war überhaupt ſehr ſchweigſamer Natur, wie Jakob Löffler ſchon während des Imbißeinnehmens bemerkt hatte.

„Wiſſe, Jakob Löffler," fuhr Johannes Blum fort, „die goldenzenthaltenden Gebirge Californiens laufen alle von Norden nach Süden. Ganz ebenſo laufen die Goldgebirge Auſtraliens. Dieſe Gebirge fallen ſteil ab gegen Oſten, während ſie ſich gegen Weſten langſam abdachen. Auf ihrer ſteilen Seite führen ſie Quarz und unter dem Quarz kommt das Gold und Silber zu Tag. So iſt's überall, wo auf Gold und Silber gegraben wird. Iſt's nicht ſo, Oberbergwerks-Direktor?"

Abermals nickte dieſer bejahend, aber ohne den Mund zu öffnen.

„Schon längſt, d. h. ſchon in Deutſchland wußte ich," fuhr der gelehrte Naturforſcher fort, „daß die kleinen Gebirge im Jerſeyiſchen auf der rechten Seite des Hudſon und zwiſchen dieſem und dem Hackenſack gelegen, ich meine die Gegend, die man hier Weſthobocken nennt, ganz dieſelbe Formation haben, wie die Goldgebirge Auſtraliens und Californiens. Mein Freund, der Oberbergwerks-Direktor, wußte es ebenfalls. Er ging deßhalb nach Californien, um ſich noch genauer zu überzeugen, wie die Goldberge ausſehen. Wir beſtellten uns auf einen beſtimmten Tag nach New-York und vor acht Tagen kamen wir hier zuſammen. Unſer Erſtes war, daß wir nach Weſthobocken hinübereilten. Wir thaten, als wären wir Jäger, und nahmen Schießgewehre mit uns. Aber wir wußten wohl, was wir wollten. Nicht wahr, Oberbergwerks-Direktor?"

Dieſer nickte abermals und faſt noch bedeutſamer, als die beiden letzten Male.

„Wir beſtiegen die Berge Weſtbobockens," fuhr Johannes Blum fort, „wir ſuchten lange vergebens. Acht Tage lang hinter einander ſuchten wir vom Morgen bis zum Abend, und bei Nacht gingen wir unſere Forſchungen mit einander durch und verglichen ſie mit den Forſchungen anderer Gelehrten. So thaten wir bis Vorgeſtern früh. Da fanden wir, was wir ſuchten: an Einer Stelle im ganzen Gebirge trat die Quarzformation zu Tage, und dieſer Theil des Gebirges lief von Norden nach Süden. Hier iſt Gold, ſagte ich. Sagte ich nicht ſo, Oberbergwerks-Direktor?"

Dießmal brummte dieſer ein vernehmliches Ja. Jakob Löffler aber ſprang wie beſeſſen vom Stuhle auf. Bisher hatte er mit ehrfurchtsvollem Schweigen gehorcht und ſaß ſtill mit großen Augen und die Hände über den Bauch gefaltet. Nunmehr aber litt es ihn nicht mehr auf dem Stuhle. Wie ein elektriſches Feuer fuhr es in ihn.

„Gold habt Ihr gefunden?" ſchrie er. „Ein Goldbergwerk? Wir ſind alle Millionäre!"

Johannes Blum ließ ihn ruhig gewähren, wie er in ſeiner Extaſe in der Stube herumtanzte, und der Herr Oberbergwerks-Direktor verzog keine Miene. Endlich wurde der Verzückte ruhiger und man konnte wieder ein vernünftiges Wort mit ihm reden. „Gold haben wir noch nicht gefunden," ſagte der Geologe und Naturforſcher Blum, „ein Goldbergwerk iſt auch noch nicht da; aber einen Platz, einen Gebirgstheil haben wir gefunden, der die Goldformation hat; das Quarz liegt zu Tage und unter dem Quarz liegt das Gold."

„Aber warum holt Ihr das Gold nicht?" fragte Jakob Löffler in ſeiner Herzenseinfalt.

„Weil wir vorher darauf graben müſſen," war die Antwort, „und um darauf graben zu können, müſſen wir den Platz erwerben und kaufen."

„Ihr habt ihn noch nicht gekauft?" rief Jakob tief erſchrocken. „Um Gotteswillen, da könnte uns ja ein Anderer zuvorkommen. Laßt uns ſchnell hingehen und den Kauf abſchließen!"

„Nur ruhig, Freund," erwiederte Johannes Blum bedächtig. „Wir zwei, der Oberbergwerks-Direktor und ich konnten den Kauf nicht abſchließen, weil wir Fremde ſind. Einem Fremden aber iſt es nicht geſtattet, Grundeigenthum zu erwerben, ſondern nur Einem, der entweder ſchon Vereinigte-Staaten-Bürger geworden iſt, oder die eidliche Erklärung abgegeben hat, Bürger werden zu wollen. Ebendeßwegen hielten wir die Sache ſo geheim, und außer uns Dreien weiß keine Seele um den Schatz, der nur wenige Meilen von dieſer großen Stadt in der Erde ruht und uns zu den reichſten Leuten des Staates, ja der ganzen Welt machen muß."

„Gott ſei Dank!" ſtieß nun Jakob Löffler hervor. „Gott ſei Dank, daß Niemand d'rum weiß! Aber ich habe keinen Augenblick mehr Ruhe. Der Platz muß jedenfalls gleich Morgen gekauft werden. All' mein Geld ſteht Euch zu Gebot. Verfügt über mich, über meine Habe, über Alles, nur laßt mich den Dritten im Bunde ſein."

Die beiden Herren, der Oberbergwerks-Direktor und der Geologe Johannes Blum, warfen ſich einen zufriedenen Blick zu, den jedoch Jakob Löffler nicht bemerkte, denn dieſer war viel zu aufgeregt, um Beobachtungen anſtellen zu können. Einigermaßen beruhigt wurde er jedoch, als ſeine beiden neuen

Freunde ihm heilig verſprachen, gleich den andern Tag mit ihm zum Ankauf des Grundſtücks zu ſchreiten und ihn als dritten Aſſocié in ihren Bund aufzunehmen. — Sie blieben nun noch eine gute Zeit beiſammen und beſprachen ſich über das, was zunächſt zu thun ſei, und wie man hernach, wenn das Grundſtück ihr Eigenthum geworden ſei, zu verfahren habe. Erſt ſpät, nachdem ſie noch verſchiedene Flaſchen Wein vertilgt und auch das eßbare Zeug, das Jakob Löffler wiederholt herbeiſchleppte, nicht verſchmäht hatten, trennten ſie ſich. Der Herr Oberbergwerks-Direktor wie der Neffe Robert Blum's fanden es für klüger, die Rückkunft der Tochter und des Tochtermanns ihres Freundes gar nicht abzuwarten, wegen der Neugierde, die dieſe Leute haben müßten. Sie legten es daher ihrem neuen Aſſocié dringend an's Herz, reinen Mund zu halten und keine Seele, auch nur durch eine Andeutung, in ihr Geheimniß einzuweihen.

Einſtweilen, ſo lange dieß im väterlichen Hauſe verging, luſtwandelten Fanny und Franz, Hoboken und den Elyſäiſchen Feldern zu. Hoboken iſt ein äußerſt freundlich gelegenes Städtchen auf dem rechten Ufer des Hudſon, gerade gegenüber von New-York. Es ſind nur einige Hundert (noch keine Tauſend) Häuſer, aber alle ſind reinlich und luſtig anzuſchauen, wie Landhäuſer und Villas. Es wohnen nur einige Tauſend Menſchen da, aber, die da wohnen, wohnen luſtig und ſommerlich, vom Getöſe der Stadt entfernt. Und doch beträgt der Weg nach New-York nur wenige Meilen und für denjenigen, der ſein Geſchäft in der untern Stadt New-Yorks hat, iſt es näher nach Hoboken, als nach der obern Stadt zu fahren. Von zehn Minuten zu zehn Minuten fahren Dampfboote von New-

York nach Hobocken über den Hudſon und durchkreuzen den mächtigen, hier faſt drei Meilen breiten Strom in wenigen Minuten. Schon die Fahrt auf dem Strom iſt ihr Geld werth, beſonders im Sommer, weil hier immer kühle Seeluͤfte wehen. Nur im Winter iſt ſie mit Unannehmlichkeiten verknüpft, wenn das Eis den Strom herabkommt, und die Docks verſtopft, ſo daß das Ferrydampfboot oft Stunden braucht, ſeine Tour zurückzulegen. Noch widerwärtiger, als das Eis, ſind die Nebel, die oft ſo dick auf dem Hudſon lagern, daß man keine vier Schritte weit ſieht und manchmal ein Dampfboot Meilen weit von ſeinem Zielpunkt abkommt. — Iſt aber im Sommer ſchon die Fahrt über das Waſſer prachtvoll, wie entzückt iſt erſt das Auge, wenn es in Hobocken angekommen, ſeine Richtung über New-York weg die Bai hinabnimmt. Man kann nichts Herrlicheres ſehen! Vor ſich in unendlicher Ausdehnung, gerade über dem Waſſer drüben, hat man die Stadt New-York, umgeben von einem Maſtenwalde; auf dem Strome, an deſſen Ufer man ſteht, ſchwimmen Hunderte von Booten mit weißen Segeln, oder prächtige Dämpfer, deren Kamine einen dunklen Streifen Rauch ausſpeien; rechts unten begrenzen grüne Gelände und die Bergſpitzen von Jerſey und Statenisland die Fernſicht; links neben ſich hat man den prächtigen Wald der Eliſäiſchen Felder.

Auch Franz und Fanny weideten ſich an dem prachtvollen Panorama. So oft ſie es auch ſchon genoſſen hatten, ſo gewährte es ihnen doch immer wieder neue Freude. Nun wandten ſie ſich nach den Eliſäiſchen Feldern. Es iſt dieß eine bewaldete Anhöhe hart am Ufer des Hudſon, mit lieblichen Spaziergängen im Schatten alter Ahornbäume, wohl zwei Meilen lang und

eine Meile breit. Das Ganze bildet einen natürlichen Park, zu dem die Kunst nur wenig nachgeholfen hat, außer daß überall an den schattigsten Plätzen oder an Orten, wo man die prächtigste Aussicht auf den Fluß und die Stadt genießt, einfache Bänke von Moos und Holz angebracht sind. Dieses herrliche Anwesen, welches dadurch, daß sein Grund und Boden lauter Bauplatz ist, einen Werth von vielen Millionen hat, gehört einem Privatmann, der es zwar mit einer Mauer umgeben ließ, aber doch Jedermann den Zutritt gestattet, ohne daß man einen Erlaubnißschein zu lösen hat; denn die Thore stehen den ganzen Tag offen und werden nur bei Nacht geschlossen. Man sieht hier daher tagtäglich Hunderte von Menschen lustwandeln, und besonders Liebespaare haben den Ort zu ihrem Spaziergange ausersehen. Ist es doch das einzige Stück Poesie, das in der Nähe des praktischen, geschäftigen New-Yorks zu finden ist! Ja, um die Idylle fertig zu machen, sprudelt hier aus grauem Felsen in einer natürlichen Grotte eine kühle Quelle hervor, die den durstigen Wanderer labt *), während sonst um ganz New-York herum, wie in der Stadt selbst, keine einzige Quelle lebendigen Wassers zu finden ist!

Lange lustwandelten Fanny und Franz. Sie wurden nicht

*) Auch hier, an diesem kühlen Born, der einzigen wirklichen Quelle auf viele Meilen in der Runde, zeigt sich der „praktische" Sinn der Amerikaner. Es ist nämlich diese Quelle verpachtet, und das Glas Wasser kostet einen Cent! Hiedurch wird der poetische Eindruck, den die stille Grotte, aus der die Quelle hervorsprudelt, auf Einen macht, im Augenblicke vernichtet, besonders wenn man die gemeine Physiognomie des Pächters, eines alten Niggers, der eine noch häßlichere Mulattin zur Frau hat, in Betracht zieht.

müde, einander zu führen; ſie wurden nicht müde, von ihrer Liebe zu ſchwatzen! Endlich ſetzten ſie ſich auf eine Moosbank, die faſt verborgen von niederem Gebüſch zwiſchen zwei mächtigen Ahornbäumen angebracht war. Nicht weit davon führte einer der vielen, in Schlangenwindungen ſich drehenden Spaziergänge vorüber, auf dem Hunderte wandelten, ohne ſie ſehen zu können. Die Liebe gefällt ſich in abgeſchloſſenen heimlichen Plätzchen!

„Fanny," ſagte Franz, nachdem ſie lange ſtille geſeſſen und Arm in Arm verbunden geträumt hatten, „ich muß noch einmal darauf zurückkommen, dein Vater iſt ſeit einigen Tagen anders gegen mich, denn früher. Es iſt nicht mehr dieſelbe Herzlichkeit, die ich ſonſt an ihm gewohnt war. Habe ich mich in irgend Etwas verfehlt?"

„Ach," erwiederte Fanny ſeufzend, „du biſt nicht ſchuld. Das dumme Geld iſt ſchuld. Er meint jetzt, ein wahrer Crösus zu ſein, und bildet ſich ein, wunder was mit den paar Tauſend Thalern ausrichten zu können. Wenn er's nur wenigſtens in dein Geſchäft ſteckte, dann trüg's ihm doch ſeine richtigen Zinſe; allein das iſt ihm zu kleinlich. Er träumt von großen Spekulationen und meint von Krämereien und Specereien ſei noch kein Menſch reich geworden."

„Ich fürchte faſt, er geräth auf falſche Wege," meinte Franz, „aber um keinen Preis der Welt möchte ich Etwas zu ihm ſagen. Er könnte es als Gizennutz anſehen."

„Und doch muß Etwas geſchehen," verſetzte Fanny, „der Menſch, welcher ſich den Neffen Robert Blum's nennt, kommt alle Tage in's Haus und hat ihn ganz am Gängelbande. Er rückt zwar nicht mit der Sprache heraus, aber gerade aus ſeinem geheimnißvollen Thun merke ich, daß Etwas im Werke ſein muß."

„Ich wollte, es wäre wieder beim Alten," ſagte Franz, „und dein Onkel hätte ſein Geld noch in der Taſche; wir wären Alle viel glücklicher. Und doch, mag dein Vater thun und treiben, was er will, mag er Morgen oder ſpäter mit ſeinem Gelde fertig werden, wenn ich nur dich behalte, wenn nur du mir treu bleibſt."

Fanny antwortete nicht mit Worten, aber doch antwortete ihr Mund. Sie ſaßen nun wieder lange ſchweigend und hielten ſich feſt umſchlungen. Plötzlich hörten ſie Geräuſch von Männertritten, und bald darauf ſahen ſie durch das Gebüſch ſechs oder ſieben Burſche, die ſich von dem nahe vorbeiführenden Fußwege in ein dichtes Geſträuch neben ihnen machten, um von da ungeſehen den Fußweg beobachten zu können. Die Männer führten eine heftige, wenn auch nur halblaute Unterredung, allein Franz und Fanny ſaßen in ihrem Verſtecke ſo nahe bei denſelben, daß ſie, ob ſie wollten oder nicht, jedes Wort verſtehen mußten.

„Hier kommt er ſicherlich vorbei," ſagte der Eine derſelben; „ich bin ihm ſchon oft nachgeſchlichen, wenn er mit ſeiner Geliebten nach Hoboken ging, und jedesmal iſt er auf dieſem Weg nach Hauſe gegangen."

„Was der Narr auch noch eine Liebſchaft anfangen muß!" meinte ein Anderer. „Der alte Waters gibt ſie ihm doch nicht zur Frau. Dazu iſt er zu reich und zu ſehr Amerikaner! French Louis iſt in ſeinen Augen eben immer nur ein Ausländer!"

„Ja, bei Gott," fluchte ein Dritter. „Er iſt und bleibt ein Ausländer; um ſo unverſchämter iſt ſeine Anmaßung. Wie kann der Kerl ſo frech ſein, uns Geſetze vorſchreiben zu wol-

len? Verlaßt der Menſch, wir ſollen den Dutch-Jakob *) zwingen, das Dingelchen herauszugeben, das er einem Galifornier abgenommen! Uebrigens, das muß ich dir ſagen, Dutch-Jakob," wandte er ſich an Einen ſeiner Nebenſitzer, „verdammt dumm biſt du doch geweſen, daß du das Goldſtaub-Kiſtchen fallen ließſt und mit dem elenden Kram in dem andern Kiſtchen davon lieſt."

„Oh! Was das anbelangt," entgegnete Dutch-Jakob, „ſo mag's dir dumm genug vorkommen. Mir aber ſollen die Dinger doch mehr Vortheil bringen, als wenn lauter Silber und Gold d'rin geweſen wäre. Doch um wieder auf den French Louis zurückzukommen, ſo glaube ich, der Kerl iſt am Ende noch ſo unverſchämt glücklich, die Silly Waters zu bekommen, wenn wir ihm nicht das Handwerk legen. Iſt's wahr, daß der alte Waters aus ſeinem bisherigen Geſchäft ausgetreten iſt, um ſein Geld anderswo und beſſer anzulegen?"

„Freilich iſt's ſo," meinte ein Vierter; „und Geld hat er genug, der alte Waters. Ich wollte, ich wüßte, wo's liegt, ich würde ihn bald leichter d'rum machen. Am Ende ſpekulirt French Louis ſtatt auf das Mädel, auf's Geld."

„Oder auf Beides zuſammen," lachte Dutch-Jakob. „Aber war der alte Waters nicht einmal bei einer Bergwerksgeſchichte betheiligt? Ich meine, ich habe einmal davon gehört, daß er auf's Goldgraben ganz verſeſſen geweſen ſei."

*) Dutch-Jakob heißt auf Deutſch: Der deutſche Jakob und iſt, was man im Studentenleben einen „Gerwisnamen" nennt. In Amerika lieben es die Straßenlungerer, ſich mit ſolchen Namen zu bezeichnen. Offenbar war dieſer Jakob ein Eingewanderter, dem man als Erkennungszeichen für ſeine Abkunft dieſen Spitznamen gab.

„Das war ein Irrthum," ſagte ein Anderer. „Bei einer Perlenfiſcherei am Paſſaic war er betheiligt. Er hats aber bald aufgegeben, wie er keinen großen Nutzen dabei ſah. Doch würde es nicht ſchwer halten, ihn in eine ähnliche Unternehmung zu verwickeln, wenn er ein Reſultat vor ſich hätte. Der alte Burſche liebt das Geld ungemein und iſt gleich dabei, wenn's ſpielend erworben werden kann. Ich hab' ſchon viel von ſeiner Speculationswuth gehört und — woher hätte er auch ſeinen Reichthum, wenn er nicht auf dieſe Art erworben worden wäre."

„St!" rief plötzlich Einer. „Seyd ſtille, ich ſehe Jemand den Fußweg heraufkommen; ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn's nicht French Louis mit ſeiner Lady wäre. Alſo merkt's Euch. Sobald er vorbei iſt, ſpringen wir auf ihn. Einer reißt das Mädchen weg und hält ſie ſtill, daß ſie ſich nicht mucken kann. Am beſten man wirft ihr ein Tuch über das Geſicht. Wir Andern packen den Louis und wenn er auch ſo ſtark iſt, wie ein Cumberlandsochſe, ſo werfen wir ihn und geben ihm ſeine Tracht Prügel, wie ſich's gebührt. Er ſoll's noch einmal wagen und den Deadrabbits Geſetze vorſchreiben! Morgen muß ganz Newyork wiſſen, daß der Louis ſeinen Mann gefunden hat, und wenn's einmal unter den Buben public wird, daß er nicht unüberwindlich iſt, ſo wird's bald mit ſeiner Herrſchaft vorbei ſeyn."

Franz und Fanny hatten keine Silbe von dem verloren, was die Burſche unter ſich ſprachen; denn ſie ſaßen kaum zehn Schritte von ihnen entfernt. Je mehr ſich nun French Louis mit ſeiner Geliebten näherte, um ſo ſtiller wurden die Burſche und am Ende hätte man ein Laub können zur Erde fallen

hören, so lautlos saßen sie. Franz bog die Zweige zurück, um sich zu überzeugen, daß es wirklich French Louis sey, auf welchen die Wegelagerer paßten.

„Das ist ein feiger erbärmlicher Ueberfall," flüsterte Franz seiner Fanny zu. „Aber French Louis soll wenigstens Einen haben, der ihm zu Hülfe kommt."

Leise zog er sein Taschenmesser und schnitt sachte und stille einen starken Zweig durch, der neben ihm fast die Erde berührte. „Ein Prügel ist als Waffe auch nicht zu verachten," meinte er, „und wenn die Kerls auch Slungflots (Schlagriemen mit einer bleiernen Kugel in der Spitze des Riemens oder am Ende des Fischbeinstocks) haben, so besitzen sie auf der andern Seite auch eine gehörige Portion Feigheit, sonst würden sie nicht zu mehr als einem Halbdutzend über Einen herfallen, und dazu noch über Einen, der seine Liebste am Arme hat."

French Louis war nun immer näher gekommen. An seiner Seite hieng Silly Waters, seine Geliebte. Und so zärtlich war ihre Unterhaltung, so sehr lauschte der sonst so gewaltthätige und rauhe Mann mit Aug und Ohr den Flüsterworten der Liebe, daß er von Allem dem, was um ihn herum vorging, erst etwas merkte, wie die Schurken schon über ihm waren. Kaum hatte French Louis die Stelle passirt, wo die Kerls im Hinterhalt lagen, so sprangen sie mit einem Satz auf ihre Beute los. Einer riß Silly Waters an sich und zog sie einige Schritte vom Wege ab. Die Andern schwangen ihre Riemen und drangen auf den König der Greenwichbuben ein. Nicht sobald hatte dieser jedoch gemerkt, um was es sich handle, nicht sobald hatte er gesehen, daß seine Silly von ihm weggerissen wurde, als er den Styl umdrehte und aus dem Angegriffenen

den Angreifer machte. Zwar hatte er keine Waffen, nichts als seine Paar Fäuste, und seine Feinde waren mit einem Instrument versehen, das als der gefährlichsten eines bekannt ist, weil es trifft, ohne daß man dem Gegner ganz nahe auf den Leib zu rücken braucht; allein sein Herz kannte keine Furcht und umgekehrt wußte er, daß sein Name schon ein Schrecken für alle andern „Buben" der Stadt war. Dießmal jedoch schien die Herzhaftigkeit des Einzelnen der Uebermacht so Vieler unterliegen zu sollen. Bereits hatte Louis einen Schlag über das Gesicht bekommen, der Haut und Fleisch tief aufriß und der ihn ohne Zweifel getödtet hätte, wenn die Schläfe getroffen worden wären. Zwar hatte auch er einen seiner Feinde mit der Faust niedergeschlagen, daß derselbe nicht mehr an's Aufstehen dachte, allein die Andern ließen deßhalb nicht nach, auf ihn einzudringen. Offenbar hatten seine Gegner die Stärksten unter sich zu dem Ueberfall ausgelesen! Doch — jetzt kam unerwartete Hülfe. Franz war in demselben Augenblicke aufgesprungen, wo die Burschen sich auf French Louis gestürzt hatten, und nicht eine Minute lang versuchte es Fanny ihn zurückzuhalten. Im Gegentheil, sobald Franz seinen Ast schwang und ihn zuerst sausend auf den niederfallen ließ, welcher Silly Waters in Gewahrsam genommen hatte, sprang sie dem Fräulein bei und beide verstanden sich im nächsten Momente schon so sehr, daß sie mit vereinten Kräften einen starken Zweig bald abschnitten, bald abbrachen, mit welchem Silly ohne Beben und Furcht ihrem Geliebten zusprang und ihm denselben in die Hand drückte. Nunmehr war der Kampf bald entschieden. Noch einer der Angreifenden fiel und die vier Uebrigbleibenden wußten nun nichts Eiligeres zu thun, als sich zur

Flucht zu wenden, wobei ſie die gefallenen Brüder auf dem Boden mit ins Dickicht nachſchleppten.

„Ihnen nach! Ihnen nach, den Hunden!“ ſchrie French Louis; allein das Blut, das ſtromweiſe aus ſeiner Wunde floß, hatte ihn bereits ſo geſchwächt, daß er wie ein unterhöhlter Fels in demſelben Augenblicke in ſich ſelbſt zuſammenſtürzte, in welchem die Feinde den Platz geräumt hatten. Natürlich war nun an eine Verfolgung nicht zu denken.

„Sie haben ihn getödtet,“ rief Silly Waters, indem ſie ſich neben ihrem Geliebten niederwarf.

„O, bis dahin iſt's noch weit,“ meinte Franz, indem er raſch ſeines Moos abriß und in dünne Fädelchen zupfte. Die beiden Mädchen ſahen kaum was er that, als ſie ihm dabei behülflich waren. Schnell riß Fanny ein Tuch, das ſie um den Hals trug, entzwei und in wenigen Minuten war die Bandage fertig und das Blut geſtillt. Franz eilte nun an die Quelle in der Felſengrotte und füllte ſeinen Hut mit Waſſer. Silly wuſch dem Verwundeten Schläfe und Geſicht. In zehn Minuten ſtand er wieder auf ſeinen Beinen.

„Sind die Schurken entkommen?“ war ſeine erſte Frage, und als er keinen von ihnen mehr ſah, ſuchte er mit funkelndem Blick denſelben nachzueilen. Allein nunmehr fiel ſein Auge auf ſeine Geliebte, die ſich wieder an ihn gehängt hatte, und plötzlich wurde ſeine Miene ſanft wie die eines Kindes.“

„Du biſt doch nicht verletzt worden, Silly?“ flüſterte er. „Theures, theures Mädchen,“ ſetzte er nach einer Weile mit traurigem Seufzer hinzu,“ wie magſt du nur dein ſüßes Leben an einen Raufbold hängen, wie ich Einer bin?“

Sie umſchlang ihn nur um ſo inniger, und eine Weile

verging, ohne daß Eines ein Wort geäußert hätte. French Louis faßte sich zuerst. Der ganze Hergang war ihm nach und nach klar geworden. Er erkannte jetzt auch den jungen Deutschen, den er vor einigen Tagen in der Greenwichstreet schon liebgewonnen hatte.

„Du bist der Franz Mayer," sagte er zu ihm, ihm die Hand reichend, „ich glaube, wenn dich das Geschick mir nicht zu Hülfe gesandt hätte, dießmal wäre es um den French Louis geschehen gewesen. Das ist dein Mädchen? Silly, „wandte er sich zu seiner Geliebten," ihr müßt Freundinnen werden. Und du, Franz, „fuhr er gegen diesen fort," French Louis schwört nie, ohne daß er sein Wort hält, du magst in einer Lage seyn, in welcher du willst, wende dich an mich; ich werde dir beistehen durch Dick und Dünn, und was ein Mensch vermag, das werde ich thun. Aber, das schwöre ich nicht minder, die Schurken, die mich meuchlings anfielen, und mit ihnen ihre ganze Bande, sollen es büssen, und wenn ich darob die ganze Stadt in Allarm bringen müßte."

„Sollten wir nicht lieber den Behörden in Hobocken von dem Ueberfalle Anzeige machen?" meinte Fanny schüchtern.

„Bah!" erwiederte French Louis, verächtlich lächelnd. „Ortsbehörde und Polizei! Was können die ausrichten! French Louis braucht keine Hülfe von der Polizei. Er weiß sich selbst zu helfen. Aber kommt, Kinder, ich bin ein bischen schwach geworden von dem kleinen Aderlaß und auch euch mag der Schrecken in die Glieder gefahren seyn. Eine kleine Erfrischung könnte mir und Euch nichts schaden."

Bald saßen sie traulich bei einander in einem besondern Stübchen in einem der vielen Wirthshäuser, mit denen Hobocken

gesegnet ist, und nach einer Stunde, als sie dem Dampfboote zuzingen, das sie über den Hudson nach New-York bringen sollte, war der Tritt Louis wieder so fest und sicher, als hätte er nie einen Tropfen Bluts verloren.

„Wir machen an Einem Tage Hochzeit," sagte Louis zu Franz, als sie sich trennten.

„Ich sehe dich morgen bei mir," sagte Silly, von Fanny zärtlich Abschied nehmend.

„Das ist der wackerste Bursche unter der Sonne," sagte Franz zu sich selbst, „nur ein bischen raubhaarig anzufühlen. Aber ich ging' ihm doch durch ein Feuer."

„Ich glaube, ich habe meinen Franz nun doppelt so lieb," flüsterte Fanny in ihrem Innern, „denn der gibt an Tapferkeit sogar dem French Louis nichts nach."

Den andern Tag war Jakob Löffler schon in aller Frühe auf den Beinen. Er kleidete sich sorgfältig an und nachdem er dieß wichtige Geschäft vollendet, schritt er mit gewaltigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Bald trat er zum Fenster, um auf die Straße hinab zu sehen, ob sich noch Niemand zeige; bald ging er an seinen Pult, um sein Geld herauszunehmen, und sorgfältig gezählt in sein Taschenbuch zu stecken. Er hatte bei seiner Tochter ein solennes Frühstück für drei Personen bestellt, wollte aber Nichts anrühren, bis seine erwarteten zwei Gäste angekommen wären. Fanny wußte indessen nicht, was sie aus diesem sonderbaren Beyehmen machen sollte. Sie fing es auf verschiedene Arten an, ihn mittheilsam zu machen; aber der Vater blieb verschwiegen und verschlossen und maß mit großen Schritten das Zimmer, ohne

ihr Red und Antwort zu ſtehen. Nach gerade wurde es ihr doch zu bunt und ſie fragte geradezu, was denn der Vater habe, daß er ſich ſo ſonderbar gebärde.

„Was ich habe?“ fuhr dieſer heraus. „Meditationen habe ich: Speculationen habe ich. Störe mich nicht in meinen Gedanken. Ich gehe mit Großartigem ſchwanger, mit keinem Schwefelhölzchenskram.“

„Vater!“ ſagte Fanny vorwurfsvoll. „Du haſt was gegen Franz Mayer; denn auf dieſen iſt doch deine Bemerkung mit dem Schwefelhölzchenskram gemünzt. Ich wünſche dir von Herzen, daß deine großartigen Pläne zu keinem Segen ausfallen mögen. Aber — jedenfalls iſt Franz der beſte und ehrlichſte Menſch auf der Welt und auch der tapferſte, und wenn dein neuer Freund, der Johannes Blum, ihn vielleicht jetzt in deinen Augen verdächtigen und herabſetzen mag, ſo wird doch die Zukunft lehren, daß du beſſer daran gethan hätteſt, auf Franz zu vertrauen, ſtatt auf einen Menſchen, den du ja gar nicht näher kennſt und von dem du Nichts weißt, als was er dir ſelbſt über ſich zu ſagen für gut findet.“

„Willſt du meinen Freund Blum, den Neffen Robert Blums, gering machen?“ erwiederte Jakob Löffler zornig. „Das iſt ein Mann, dem zehn Burſche, wie Franz, nicht das Waſſer reichen. Er iſt ein eben ſo großer Held in der Völkerſchlacht, wie ein berühmter Gelehrter in der Naturwiſſenſchaft. Mach' mich nicht wild. Franz iſt ein Dutzendkrämer, nichts weiter; Johannes Blum aber ſtampft Millionen aus der Erde. Doch ſtill, „ſetzte er hinzu, ſich ſelbſt den Mund zuhaltend. „Ich hätte bald zu viel geſagt.“

Er ging nun wieder ſchweigend auf und nieder, und ſo

oft es auch noch Fanny verſuchte, ihn geſprächſam zu machen, ſo gab er ihr doch keine Antwort. Ja, als ſie anfieng, ihn von den Ereigniſſen des geſtrigen Tags zu unterrichten, ſo gebot er ihr Stillſchweigen.

„Ich will Nichts wiſſen," rief er, „ich habe keine Zeit, ſolche Lappalien mit anzuhören. Laß mich mit dem Alteweibergeſchwätz in Ruhe. Ich brauche meinen Kopf zu höheren Dingen."

Während Jakob Löffler ſo beſchäftigt war und mit großer Unruhe und Begierde auf ſeine zwei Aſſociés in dem neuen Bergwerks-Unternehmen wartete, waren dieſe oder vielmehr Einer derſelben in einem kleinen Stübchen der mittleren Stadt eifrig damit beſchäftigt, den Herrn Oberbergwerks-Director herauszuputzen. Dieſer hatte nämlich am geſtrigen Tage eine bedeutende Wunde am Kopfe davongetragen, und ſein ganzes Geſicht war geſchwollen und wie von Blut unterlaufen.

„Das muß ein derber Hieb geweſen ſein," meinte Johannes Blum, während er damit beſchäftigt war, überall Heftpflaſter anzubringen, eine Operation, in der er ſich nicht ganz unbewandert zeigte. „Wirſt Raufhändel gehabt haben und da hat dir Einer eins gegeben, das, wenn's etwas weiter links gefallen wäre, dich auf immer ſprachlos gemacht hätte. Wie ging denn das zu?"

„Laß mich in Ruh," entgegnete der Oberbergwerks-Director zornig. „Es kann dir gleich ſeyn, wo ich den Hieb her habe. Flick mir ihn nur ſo zuſammen, daß ich anſtändig ausſehe, wenn wir unſern Aſſocié abholen. Du biſt ja im Pflaſtern und Zuſammenheften aufgewachſen, ſo muß dir das eine Kleinigkeit ſeyn."

Endlich war Johannes Blum fertig und der Herr Oberbergwerks-Direktor sah anständig genug in seiner weißen Cravatte aus. Freilich, die blau und grün umrahmten Augen konnte man nicht wegpflastern und die Bandage mußte auch bleiben; allein dafür konnte man schon einen plausibeln Grund aufsinden! Es wurde nun eine Droschke bestellt und die Beiden setzten sich hinein, dem Kutscher das Haus, wohin er zu fahren hatte, bezeichnend und ihn zur Eile auffordernd, da sie schon zu viel Zeit verloren hätten.

„Es ist also schon Alles in Ordnung?" fragte Johannes Blum, als sie dem Hause Jakob Löfflers nahe waren.

„Alles in Ordnung," erwiederte der Oberbergwerks-Direktor. „Hab' die Paar Acker Felsboden um fünfzig Thaler gekauft und hätte sie am Ende noch wohlfeiler bekommen, wenn wir länger hätten verziehen können. 's ist ja doch in seinem Leben Nichts mit diesem Stück Felsen anzufangen! Aber es will mir immer nicht hinunter, daß wir nicht lieber zweitausend Thaler dafür ansetzen sollen, statt blos tausend; der Esel gäbe ebensogern zweitausend."

„Das dürfen wir nicht," entgegnete Johannes Blum; „es wäre doch zu viel, ihn auf einmal um Alles zu bringen. Und mit welchen Mitteln wollten wir dann graben, wenn wir ihm auf einmal sein ganzes Vermögen abnehmen? Es geht nicht, außer du gehst auf meinen ersten Vorschlag ein, und wir theilen, was wir von ihm bekommen, und machen uns so schnell als möglich aus dem Wege."

„Gott bewahre!" zischelte der Oberbergwerks-Direktor. „Das ist gegen unsere Abrede." „Nein, nein, wir lassen es bei den tausend Thaler bewenden, um damit zwanzigtausend

zu gewinnen. Nicht umſonſt habe ich die Sache bereits eingefädelt. Der alte Waters hat wenigſtens ſeine vierzigtauſend Thaler baar daliegen. Der muß dran glauben, da wir nun das Grundſtück von ihm erworben haben und drauf nach Gold graben laſſen. Laß' mich nur machen. Gerade, um mit ihm bekannt zu werden, und ihn nachher dran kriegen zu können, habe ich ja die paar Steinäcker von ihm und von keinem Andern gekauft. Ich will den reichen Amerikaner ſchon faſſen und in wenigen Tagen hab' ich's ſo weit, daß er wenigſtens zwanzigtauſend Thaler verſchießt. Dann, meinetwegen, mach' dich auf die Sohlen."

„Du haſt gut ſchwatzen," erwiederte Johannes Blum mit kläglicher Stimme, „aber wenn einſtweilen meine Frau mit meinen Kindern ankäme, dann wären wir ſchön in der Klemme. Es müßte ja Alles an's Tageslicht kommen!"

„Ei, die wird nicht gleich Morgen ihre Erſcheinung machen," entgegnete der Oberbergwerks-Direktor. „Du ſagſt ja, ſie ſollte erſt vier Wochen nach dir in Deutſchland abfahren, weil du vorher hier Quartier machen wollteſt. Und, was wär's auch weiter, wenn ſie käme? Du verläugneſt dich, bis unſer Zweck erreicht iſt, und dann ſchreibſt du ihr von Chicago, oder wo du ſonſt hinzureiſen gedenkſt, unter einem andern Namen und ſie wird ſchon ſo geſcheidt ſein und nicht plaudern, wenn ſie merkt, um was es ſich handelt."

Seufzend fügte ſich Johannes Blum. Jetzt hielten ſie vor dem Hauſe Jakob Löfflers. Abermals war es dieſer ſelbſt, der ihnen die Hausthüre öffnete. Der Kutſcher mußte warten.

„Aber, um Gotteswillen, Herr Oberbergwerks-Direktor?"

rief Jakob Löffler, als er den Letzteren betrachtete. „Wie ſehen Sie aus? Iſt Ihnen ein Unglück paſſirt?“

„Kleinigkeit!“ entgegnete dieſer. „Kaum der Rede werth! Hab' eine kleine chemiſche Unterſuchung mit unſerem Quarz angeſtellt. Die Retorte iſt geplatzt. Das iſt Alles.“

„Und wie iſt die Unterſuchung ausgefallen?“ rief Jakob Löffler eifrig. „Was war das Reſultat?“

„Gold, nichts als Gold!“ war die lakoniſche Antwort. „Das pureſte, reinſte Gold von der Welt! Kleine Beimiſchung von Silber! Gar kein Blei! Werden ſteinreich werden!“

Jakob Löffler war im dritten Himmel. Er trug das Frühſtück ſelbſt auf, denn ſeine Tochter mußte mit der Ankunft der zwei Aſſociés ſich in ihr Zimmer begeben, damit die Herren ganz ungeſtört ſchwatzen und reden könnten. Nach kurzer Friſt aber machten ſich die drei Herren auf den Weg, und fuhren Weſthobocken zu.

Weſthobocken iſt ein liebliches kleines Dorf, das ſich weſtlich von Hobocken in einzelnen Häuſergruppen auf dem kleinen Gebirgszug ausdehnt, welcher ſich rechts vom Hudſon gegenüber von der Stadt New-York erhebt. Das Dörfchen iſt faſt ganz von Franzoſen bewohnt, wie umgekehrt die auf demſelben Gebirgszug weiter nördlich liegenden Ortſchaften beinahe ausſchließlich Deutſche zu Einwohnern und Gründern haben, obgleich ihre Namen „Nordhobocken,“ „Unionhill“ nicht darauf hindeuten, das einzige „Guttenberg“ ausgenommen. Alle dieſe Ortſchaften werden als Vergnügungsörter hauptſächlich von Deutſchen vielfach beſucht und beſtehen daher größtentheils aus Gaſthäuſern und Gartenwirthſchaften, die beſonders an Sommerſonntagen gute Geſchäfte machen. Kein Wunder! denn in der

ganzen Runde von New-York befindet ſich kein Berg, keine Anhöhe, dieſes Hudſon-Ufergebirge ausgenommen; ſondern alles Land iſt eine immenſe troſtloſe Ebene auf viele hundert Meilen weit! Es läßt ſich daher denken, daß dieſes kleine Gebirge von Weſthobocken, wie überhaupt dieſer ganze Bergrücken, ſchon von Tauſenden beſucht und unterſucht worden iſt. Nie aber hatte Jemand etwas anderes gefunden, als viel Felſen und Stein, und zudem noch ſolchen Felſen und Stein, der ſich nicht einmal zum Bruche von Bauſteinen eignet, weil er zu hart dazu iſt. Um ſo merkwürdiger und auffallender war der Fund, den Johannes Blum mit ſeinem Freunde, dem Oberbergwerks-Direktor, gemacht hatte! Wahrſcheinlich waren eben noch nicht die rechten Leute auf den „Berg" gekommen; wahrſcheinlich hatten noch keine Sachverſtändige die Gebirgsformation unterſucht!

Der Weg nach Weſthobocken iſt, vom Städtchen Hobocken an gerechnet, kaum eine halbe Stunde lang; aber er iſt ziemlich ſteil, weil das Dörfchen hoch oben auf dem Kamme des Berges liegt und weil das Gebirge ſich gegen die New-Yorkerſeite hin jäh abdacht. Man findet hier wunderſchöne Felſenpartien und die ganze ſchroff abfallende Seite des Berges iſt mit Ahorn- und andern Bäumen bewachſen, welche ein üppiges Wachsthum entwickeln. Die drei Reiſende ließen ihr Gefährt in einem Gaſthauſe des Dörfchens und machten ſich zu Fuß auf den Weg nach der Goldgrube. Dieſer führte ſie auf dem Bergrücken in gerader Richtung nach Bergen zu, einem etwa eine Stunde von Weſthobocken entfernten Dörfchen, das ebenfalls faſt von lauter Deutſchen erbaut wurde. Kaum mochten ſie übrigens eine Viertelſtunde vorwärts geſchritten ſeyn, ſo

machte der Oberbergwerks-Direktor Halt und wandte ſich dann, nachdem er ſich genau orientirt hatte, links. Sie brachen durch dichtes Geſtrüpp und befanden ſich bald am Abhange des Gebirges, mitten im Wald. Hier hatte eine unfern entſpringende Quelle, im Frühjahr ſtets durch die hier (weil ſommerlich gelegen) ſchnell ſchmelzenden Schneemaſſen verſtärkt, eine tiefe Rinne in den Berg gezogen, und links und rechts ſtanden haushohe Felſen empor. Sie kletterten die Rinne hinab, und fanden ungefähr in der Mitte des Berges eine Art Keſſel, rings von Felſen umgeben. Es war nur ein kleiner Raum, kaum zwei Morgen oder Acker groß, aber ein lieblicher, ſtiller Platz war's doch, denn auf weite Ferne wohnte kein Menſch, und nirgends unterbrach Feldbau oder ſonſtiges Getrieb die tiefe Einſamkeit. Höchſtens konnte hie und da Jemand in die Nähe kommen, um einen Baum zu fällen oder ſich eine Ladung dürres Holz zu holen.

„Hier iſt's," ſagte der Oberbergwerks-Direktor, ſtille ſtehend. „Wir ſind an Ort und Stelle."

Jakob Löffler ſah ſich verwundert um. Er ſah Nichts, als Wald und Felſen, und auch der Grund und Boden des Keſſels, auf dem ſie ſtanden, ſchien aus nichts Anderem als Felſengrund zu beſtehen, mit einer dünnen Schicht Erde und Moos oben drüber.

„Ich hätte mir's anders gedacht," ſagte er halblaut. Allein man ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. Johannes Blum zog einen Hammer aus der Taſche, räumte das Moos vom nächſten Stein und hieb ein Stück ab. Er hielt es gegen die Sonne und deutlich ſah man einige kleine roth-glänzende Punkte, kaum ſo groß als der zehnte Theil eines Stecknadel-

korfes, untermiſcht mit eben ſo hell glänzenden, aber weißglitzernden Punkten. Man findet dergleichen in jedem Granit und manch anderm Geſtein.

„Siehſt du, wie es funkelt und glänzt?“ rief Johannes Blum triumphirend. „Siehſt du die ſilbernen und goldenen Punkte? Ein gewöhnlicher Laie muß ſich überzeugen, daß hier edle Metalle verborgen liegen. Und doch iſt dieſes Geſtein, das hier zu Tage liegt, nur der Oberſtein, nur die äußere Hülle, welche den Unterſtein, den goldhaltigen Quarz verbirgt! Und auch dieſer, der Quarz, iſt noch nicht das wahre, denn auf die eigentlich goldhaltigen Kammern, auf die Geſteinart, wo das Gold in großen, dicken Adern gleichſam dahinfließt oder vielmehr einſtens dahinfloß und im Fluſſe gleichſam gerann und zur feſten Maſſe wurde, — auf dieſe Maſſe kommen wir erſt, wenn wir den goldhaltigen Quarz entfernt und durchbrochen haben! Das, was du hier ſiehſt, die kleinen glitzernden Punkte, ſind blos der Fingerzeig für den Gelehrten. Sie leiten ihn auf die richtige Spur, damit er weiß, wo er zu graben, wo er zu bauen hat. Hunderte, ja Tauſende haben vielleicht dieſes Geſtein und die hellglänzenden Punkte darin ſchon betrachtet und nichts Beſonderes dabei gedacht und vermuthet. Uns deutſchen Gelehrten blieb es vorbehalten, den wahren Sachverhalt zu entdecken. Fünfzig Fuß unter dieſer unſcheinbaren Oberfläche liegen Millionen verborgen.“

Voll Staunen und mit tiefer Ehrfurcht lauſchte Jakob Löffler dem Redefluß des berühmten Naturforſchers und Geologen. Er wog den abgeſchlagenen Steinbrocken in der Hand und es däuchte ihm, als ob derſelbe viel ſchwerer ſey, als ein gewöhnlicher Stein von derſelben Größe und Dimenſion. „Das

kommt wahrſcheinlich von ſeinem Goldgehalte,“ ſagte Jakob Löffler, und ſchweigend nickten die beiden Andern ſeiner Rede Beifall.

„Wie bald können wir auf den goldhaltigen Quarz kommen?“ fragte er endlich.

„In ſechs Tagen,“ erwiederte der Oberbergwerks-Direktor mit großer Zuverſicht, „längſtens in acht gedenke ich das erſte goldhaltige, mit Goldadern durchzogene Quarzſtück zeigen zu können. Dann würde man Jedem von uns für ſeinen Antheil eine Million bieten können, er gäbe ihn nicht darum. Allein Geld wird die Sache koſten, bis wir ſo weit ſind.“

„Wie viel iſt nöthig?“ fragte Jakob Löffler eifrig. „Zweitauſend Thaler liegen parat und ſtehen jeden Augenblick zu Gebot.“

„Freund!“ entgegnete der Direktor mit vieler Gravität. „Das mag für den Anfang genügen, aber nicht für die Vollendung. Bedenke, der Ankauf dieſes Platzes hier koſtet tauſend Thaler, und dann . . . .“

„Tauſend Thaler?“ rief Jakob Löffler verwundert. „Sonſt koſtet der Acker Lands hier herum keine fünfundzwanzig Thaler; denn es trägt ja Nichts ein. Aber freilich, für unſern Zweck wäre der Platz hunderttauſend werth. Wenn nur der Eigenthümer Nichts gemerkt hat! Mir ſcheint's faſt ſo, ſonſt hätte er nicht können tauſend Thaler verlangen.“

„Ob er was gemerkt hat?“ verſetzte der Oberbergwerks-Direktor gelaſſen. „Freilich hat er was gemerkt. Er wollte natürlich wiſſen, warum ich darauf verſeſſen ſey, ihm gerade dieß Stück Land abzukaufen; er meinte, demnach müſſe es mit dieſem Stücke eine beſondere Bewandtniß haben, und eben darum

ſteigerte er den Preis bis auf tauſend Thaler. Aber ich machte ihm weiß, daß wir im Sinne hätten, auf eine Quelle zu graben und eine Badanſtalt hier zu errichten. Das leuchtete ihm ein und auf dieſem Glauben iſt er jetzt noch."

„Aber hätten wir nicht ſollen," bemerkte jetzt Jakob Löffler ängſtlich, „noch mehr Land ankaufen? Am Ende findet man neben und vor und hinter uns gerade ſo viel Gold, als da, wo wir ſtehen. Man hätte ſollen das ganze Gebirge kaufen."

„Freund, das verſtehſt du nicht," entgegnete Johannes Blum, ſo ernſthaft als möglich darein ſchauend. „Das Gold liegt nur unter dieſem Keſſel, weder links noch rechts. Warum meinſt du denn ſonſt, daß es ein Keſſel wäre? Die Schwere der Goldmaſſe hat gegen den Mittelpunkt der Erde gedrückt und daher kommt dieſe Einſinkung. Die Natur hat ihre genauen Geſetze, und nur wer ſich mit dieſen vertraut gemacht hat, weiß den Grund dieſer oder jener Erſcheinung anzugeben. Sei daher unbeſorgt, wir haben, was wir brauchen, wenn wir erſt dieſen Raum hier unſer eigen nennen."

„Alſo tauſend Thaler koſtet er?" ſagte Jakob Löffler, durch die vorhergehende Auseinanderſetzung, die ihm ſehr einleuchtete, beruhigt, und alsbald nach ſeinem Taſchenbuche greifend. „Hier ſind die Scheine in lauter Stadtbanknoten."

Der Oberbergwerks-Direktor nahm das Geld in Empfang, indem er es ſorgfältig nachzählte.

„Nunmehr kommen die Ausgaben für die erſte Grube," ſagte er, die Rede ſeines Freundes Blum fortſetzend. „Dieſe machen etwa fünfhundert Thaler. Wenigſtens glaube ich damit auszureichen. Haben wir dann das erſte Golderz, ſo weiß

ich ſchon Einen, der ſich ein Vergnügen daraus machen wird, ſeine zehn- bis zwanzigtauſend Thaler vorzuſchießen. Denn natürlich die Stollen und Gruben und die Handwerksleute dabei koſten Geld. — Aber es iſt ja Alles blos Vorſchuß. Der Ertrag iſt ein mehr als tauſendfältiger, ja ein zehntauſendfältiger.“

Auch Johannes Blum berechnete die Ausgaben für die erſte Grube, die „Verſuchs-Grube,“ wie er ſie nannte. Er meinte, man könnte am Ende mit vierhundert Thalern ausreichen. Allein was jetzt zu viel hergegeben werde, das würde ja, wie ſich von ſelbſt verſteht, wieder zurückgegeben. So konnte natürlich Jakob Löffler nicht umhin, abermals in die Taſche zu greifen und nochmals fünfhundert Thaler hinzuzählen.

„Aber nunmehr wollen wir den Kauf abſchließen,“ meinte er.

Die drei zukünftigen Millionäre machten ſich nun auf den Weg nach Weißbecken zurück und der Oberbergwerks-Director wandte ſich im Dörfchen angekommen dem Rathhauſe zu, um den Kaufbrief und die Urkunde darüber zu holen und vom Squire oder Schultheißen unterſchreiben zu laſſen. Er hatte dieſe Urkunde ſchon in der Taſche, denn er hatte den Felſenfleck ſchon vor zwei Tagen von dem Vater Silly's, dem reichen Amerikaner Waters um fünfzig Thaler erkauft, und es handelte ſich alſo blos darum, den Kaufbrief nunmehr auf den Namen Jakob Löfflers umſchreiben zu laſſen. Die Kaufſumme hatte er ſelbſt längſt von fünfzig Thalern in tauſend Thaler vermittelſt des Radiermeſſers und einer guten Feder abgeändert. Ein genauer Beobachter hätte wohl die Fälſchung

bemerkt, allein wie sollte es dem Jakob Löffler einfallen, den Kaufbrief selbst zu prüfen oder von Andern prüfen zu lassen? War er ja doch voll Vertrauen und Zuversicht!

Die Umschreibung des Kaufbriefs auf Jakob Löffler war in wenigen Minuten geschehen, und wie der Letztere die Urkunde in Händen hatte, wie er es schwarz auf weiß besaß, daß die Goldregion in sein und seiner Associé's Eigenthum übergegangen sey, da wurde ihm ganz schwindelig vor Freude. Er umarmte den Bergwerks-Direktor und den Johannes Blum, Einen nach dem Andern, und ließ auftragen, was der Wirth auftreiben konnte.

Erst spät Abends kamen sie nach New-York zurück, aber noch am nämlichen Tage wurden ein paar Männer angestellt, um den Fels zu sprengen und eine Grube in denselben einzulassen. Der Oberbergwerks-Direktor aber machte sich auf den Weg, um den Meister Dyer in seinem Hotel aufzusuchen. Unterwegs nahm er eine kleine Veränderung mit seinem Anzuge vor, und wie er aus der Kneipe, in welche er zu diesem Behufe getreten war (ohne Zweifel ein Lokal, worin er sich ganz und gar zu Hause und einheimisch fühlte), wieder herauskam, hätte man ihn in seiner schwarzen Perrücke fast nicht wieder erkannt. Auch den Rock hatte er mit einem andern modemäßigeren vertauscht, so daß man ihn leicht für einen Fremden halten konnte, der vom Innern des Staates hereingekommen sey, um die Merkwürdigkeiten New-Yorks zu sehen. „Der Mann wird mich doch nicht wieder erkennen," murmelte der Oberbergwerks-Direktor vor sich hin. „Es war ja nur ein Augenblick und ich sah damals ganz anders aus. Uebrigens gestehe ich offen, ich ginge lieber anderswo hin, wenn ich nur

einen andern Californier wüßte, der Goldquarz mit sich gebracht hat. Aber 's ist Keiner in der ganzen Stadt und so muß ich wohl oder übel zu dem Meister Dyer, daß er mir gegen Geld und gute Worte ein Stück abtritt. Hat er ja doch schon an manchen Andern solche Stücke abgesetzt, so kann's nicht auffallen, wenn ich aus Curiosität auch ein solches zu acquiriren suche."

Es war in der That, wie der Oberbergwerks-Direktor sagte. Meister Dyer hatte, wie die Meisten, die aus Californien zurückkommen, sowohl eine Partbie Goldstaub, als besonders auch eine ziemliche Anzahl von Quarzstücken mit sich gebracht, die mit Goldadern durchflochten waren. Galten diese doch als Seltenheiten, die mit viel größerem Profit abgesetzt werden konnten, als wenn man die Quarzstücke zerstoßen und das Gold vermittelst Quecksilbers aus dem Steingeröll herausgefischt hätte! Natürlich wollte Dyer einen Theil mit nach Deutschland nehmen, den größten Theil aber verkaufte er in New-York. Der Oberbergwerks-Direktor, der sich für einen Reisenden aus dem Westen ausgab, kam gerade noch recht, um ein sehr schönes Exemplar von einem golddurchzogenen Quarzstück zu kaufen. Er bezahlte hundert und fünfzig Thaler dafür, und hatte vielleicht für etwas mehr als hundert Thaler Gold.

„Was mich meine Kameraden auslachen würden;" sagte er vor sich hin, als er das Quarzge'd in der Tasche aus dem Gasthof hinaustrat. „Ein ausgezeichnetes Geschäft," würden sie sagen, „hundert fünfzig Thaler bezahlen und vielleicht für hundert Thaler Werth dafür bekommen!" Allein wüßten die Burschе, wie viel mir dieser Handel eintragen soll, sie würden

mich nicht mehr auslachen. Bei Gott, ich gäbe den Geldklumpen da nicht mehr für tausend Thaler her, denn er muß mir Zehntausend eintragen, so wahr ich lebe, und Bergwerks-Direktor bin."

Er lachte bei diesen Worten hell auf und ging seiner Wohnung zu, um seinen Einkauf dort sorgfältig aufzubewahren.

An demselbigen Tage, an welchem Jakob Löffler mit den beiden Naturforschern in Weehawken Studien machte, war in der Greenwichstreet ein ganz besonderes Leben. Die „Buben" mußten Etwas vorhaben, denn es lag ein ganz ungewohnter Ernst in ihren Gesichtern und sie bewegten sich mit einer Geschäftigkeit hin und her, daß man wohl sah, hier werde etwas ganz Ungewöhnliches vorbereitet. Das Hauptaugenmerk war natürlich in der Wohnung des French Louis. Von Morgens in aller Früh an standen dort Gruppen von jüngern und ältern Männern, die sich eifrig besprachen, und die Gaststube im Parterregelaß von French Louis Wohnung konnte die Zahl der Gäste kaum fassen, welche dort den ganzen Tag aus- und eingingen.

French Louis hatte noch am nämlichen Abend, da er von Hoboken zurück kam, die Vornehmsten seiner Bande auf den andern Tag in aller Früh zu sich beschieden und es wurde nun am frühen Morgen schon ein förmlicher Kriegsrath gehalten, was in diesem besondern Fall zu thun sey. Es galt nämlich bei den Greenwichstreetbuben als eine ausgemachte Thatsache, daß der hinterlistige und feige Angriff auf French Louis, ihren Anführer und König, von Niemand anders ausgegangen sey, als

den Deadrabbits. Es war dieß ein Gang „Buben“ aus den Five points, d. h. aus der verrufensten Gegend New-Yorks, aus der Gegend, wo das ärgste Gesindel, das man nur auf Gottes weiter Erde finden kann, seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Five points, „Fünf Ecken“ heißt der Platz, weil dort fünf Gassen sich kreuzen, von denen Eine immer schmutziger, liederlicher, erbärmlicher, baufälliger, winklichter und unheimlicher ist, als die Andere. Der Platz liegt mitten in der Stadt, so zu sagen in deren Herzen, nur zweihundert Schritte vom Marmorrathhause New-Yorks, wo die Polizei ihr Hauptquartier hat, gerade zwischen den elegantesten und belebtesten Straßen, zwischen Broadway und Chatamstreet-Bowery. Hier ist der Luxus und die schöne Welt zu Hause, dort das Elend und der Schmutz! Hier bewegen sich die höchsten und feinsten Herrschaften, dort die Lumpen und Vagabunden! Auch die Deadrabbits gehörten zu diesem Gesindel. Sie hießen so, weil sie an der Thüre ihres Versammlungssaales das Fell eines „todten Kaninchens“ (Deadrabbit) genagelt hatten, zum Zeichen, daß es Niemand erlaubt sey, hier einzutreten, ohne Mitglied der Bande zu seyn. Obgleich sie aber aus lauter Dieben, Vagabunden, Lunacrern und Räubern bestanden, bildeten sie doch eine „geschlossene Gesellschaft“ mit Präsidenten, Secretär und Cassier, einen „Bund,“ der seine Statuten hatte, wie eine Museumsgesellschaft, und durch Balloteiren über Aufnahme und Ausstoßung von Mitgliedern entschied, einen „Club,“ der allwöchentlich seine Sitzungen hielt und monatlich seine Beiträge einsammelte. Es war ein „Gang Buben,“ organisirt wie die Buben der Greenwichstreet, aber nur „Leafer der niedrigsten Gattung“ zu ihren Mitgliedern zählend. Was sollte

nun mit dieſen Burſchen, dieſen Deadrabbits begonnen werden? Dieſelben der Polizei anzeigen und von dieſer einziehen und ſtrafen laſſen, davon war natürlich gar keine Rede, denn die „Buben“ bildeten jederzeit eine beſondere Macht im Staate, mit eigenen Geſetzen und eigenen Geſetzesvollſtreckern. Die „Buben“ halfen ſich überall ſelbſt, und hätten es für eine unauslöſchliche Schande gehalten, vom Staate oder ſeinen Dienern Hülfe zu requiriren oder anzunehmen. Auch die Strafe der Deadrabbits mußte daher von den Greenwichſtreetbuben ſelbſt ausgeben und es fragte ſich nur, worin dieſe Strafe beſtehen und wie ſie ausgeführt werden ſollte.

Lange dauerte die Berathung und heftig genug war ſie. Endlich drang die Anſicht French Louis durch.

„Wir wollen ſehen, ob die Kerle noch einen Funken Ehrgefühl im Leibe haben,“ ſagte er. „Darum tragen wir ihnen einen regelrechten Fauſtkampf an. Sie ſollen drei ihrer beſten Fechter ausleſen, wir leſen drei unſerer Beſten aus. Dann laßt die Sechſe hintereinander. Wer Sieger iſt, hat die Ehre davon. Unſer Streit aber ſey begraben nach dieſem Kampfe, er mag ausfallen, wie er will, zu unſern Gunſten oder Ungunſten. Das iſt ein ehrenhafter, männlicher Vorſchlag, und wenn ſie keine Memmen ſind, ſo nehmen ſie ihn an.“

Es ward alſo, als dieſer Vorſchlag durchgedrungen war, eine Deputation an die Deadrabbits abgeſandt, welche die Propoſition vorlegen mußte und angewieſen war, auf Antwort zu warten und wenn ſie den ganzen Tag warten müßte. Schon Morgens zehn Uhr war die Deputation abgegangen, aber Abends acht Uhr war immer noch keine Antwort da. Die Ungeduld der Greenwichſtreetboys ſtieg auf's höchſte, und nicht wenig

wurde noch der Unmuth dadurch vermehrt, daß die Buben dem Brändi und Whiskey mehr zusprachen, als sich mit der Nüchternheit verträgt. Endlich kam die Deputation zurück, aber ihre Antwort war nicht diejenige, die man sich gewünscht hatte, denn die Deadrabbits lehnten den Zweikampf unbedingt ab, weil die Greenwichstreetbuben in einem solchen im Vortheil wären, da French Louis füglich für zwei Mann gelten könne.

„Sie wollen nicht fechten!“ schrieen die Burschen wild durcheinander. „Sie stehlen in unserem Revier, sie fallen unsern Führer zu sieben meuchlings an, aber fechten wollen sie nicht! Es ist ein feiges, schuftiges Gesindel, das nicht werth ist, auf ehrenwerthe Art behandelt zu werden. Kommt, wir wollen hinauf in ihre Höhlen und sie zusammendreschen, wie alt Eisen.“

„Buben,“ rief French Louis, als der Tumult immer mehr zunahm und am Ende in wilde Unordnung auszuarten drohte. „Buben, begeht keine dummen Streiche. Es muß Alles eine Art haben, wenn man reussiren will. Seyd Ihr Alle dabei, die Kerls zu züchtigen, wie man kleine Kinder züchtigt, mit Ruthenstreichen und Schlägen?“

„Hurrah für French Louis!“ war die Antwort.

„Nun gut,“ fuhr dieser fort, „ich bin auch dabei, aber um Etwas auszurichten, müssen wir gut organisirt kommen. Wir müssen unsere Slungshots haben und unsere Revolver. Die Deadrabbits sind gut bewaffnet, und ihre Zahl ist nicht klein, wohl größer, als die Unsrige. Dann müssen wir noch bedenken, daß in den Five points Alles zu ihnen hilft. Von der Orange- und Großstreet bis zur Mott-, Anthony- und Elisabethstreet ist kein Mann und kein Weib, das sie nicht unterstützt. Darum

müſſen wir nicht blos feſt zuſammenhalten, ſondern wir müſſen auch ein Abzeichen haben, woran wir einander erkennen in jenen dunklen Gaſſen und Hausgängen, wo kaum ein Gaslicht brennt. Binden wir uns alſo Jeder ein weißes Tuch um den linken Arm. Das iſt auch in der Dunkelheit leicht erſichtlich. Nun Kinder, nach Hauſe und die Waffen herbeigeholt. In einer halben Stunde ziehen wir ab, denn die Deadrabbits ſind noch alle in ihrer Lage verſammelt und ſomit brauchen wir ſie nicht lange erſt zuſammenzutrommeln, ſondern können ihnen gleich ihre Lection ertheilen."

„Hurrah für French Louis!" ſchrieen die Burſche abermals, daß es weithin hallte und rannten dann in ihre Wohnungen, um ſich mit Revolvern, d. i. ſechs oder achtläufigen Piſtolen und mit Bleiſchlingen zu verſehen, denn derlei Waffen durften Keinem fehlen, der unter die Bande von French Louis gehörte. In wenigen Minuten hatten ſie ſich mit Allem ausgerüſtet, deſſen ſie bedurften und auch die weiße Binde am linken Arme fehlte bei Keinem.

Wenden wir uns nun zu den Deadrabbits.

Das Lokal derſelben, worin ſie ſich gewöhnlich zu verſammeln pflegten, befand ſich in einem Eckhaus der Groß- und Orangeſtreet. Das Parterre dieſes alten halbverfallenen Hauſes, welches um kein Haar beſſer ausſah, als die andern größeren oder kleineren Barracken dieſer verrufenen Gegend, wurde zu einem Schnapsladen benützt und man ſah hier den ganzen Tag Nigger und Weiße, betrunkene Irländer und baarfüßige Luſtdirnen, Jung und Alt aus der niedrigſten Stufe des Volkes, aus dem tiefſten Schmutze der Empirecity, wie New-York ſo gerne von den ſtolzen Amerikanern genannt wird,

aus- und eingehen. Auch die Deadrabbits pflegten sich hier an gewöhnlichen Tagen einzufinden, und betrachteten die Kneipe als ihr heimathliches Stelldichein. An Versammlungstagen dagegen mußten sie in demselben Hause eine Stiege höher steigen. Da war hintenhinaus ihr Versammlungssaal, und was für ein Saal war's! Eine große, niedere, kahle Stube, deren vier Wände jeden Augenblick einzustürzen drohten und sich nur dadurch hielten, daß die eine Seite des Hauses sich an das Nebenhaus anlehnte und so vom Umfallen bewahrt wurde. Hier befand sich kein Portrait und kein Spiegel, es war Alles nackt und öde; nur Stühle und Tische waren da, und hintenhinaus eine Thüre, welche offenbar in das Nebenhaus hinüberführte. Hier residirte ein Junkshop-Inhaber, ein Händler mit altem Eisen, mit Kram aller Art, alten Blechwaaren, alten Möbeln, alten Kleidern. Diese lumpigten Anzüge und zerbrochenen Pfannenstiele bildeten aber nur das Aushängeschild für das größere Publikum. Das engere Publikum, worunter hauptsächlich die Deadrabbits gehörten, wußten wohl, wie sie mit diesem New-Yorker „Fürkäufer" daran waren und eben darum führte eine Thüre von ihrem Versammlungslokal in sein Hinterhaus. War er doch nichts Anderes, als der Berger und Hehler gestohlener Waaren jeder Gattung! Und umgekehrt waren die Deadrabbits doch nichts Anderes, als die Diebe und Zuträger der gestohlenen Waaren!

Es mochten etwa sechszig oder siebenzig Bursche in diesem Saale versammelt seyn und die größte Aufregung herrschte unter ihnen. Ein Theil jubilirte, daß man die Greenwichstreetbuben mit einem so netten Bescheid heimgeschickt habe; ein anderer Theil bramarbasirte, daß man besser daran gethan hätte,

die Herausforderung anzunehmen, denn unter ihnen seyen noch kräftigere Burſche, als unter den Greenwichſtreetlern. Mehrere behaupteten ſteif und feſt, daß French Louis es nicht wagen werde, Etwas gegen ſie anzufangen; Viele waren dagegen der Anſicht, daß ſie in der nächſten Zeit, wenn nicht noch heute Abend, würden von ihm angegriffen werden.

„Oh, ſie ſollen nur kommen, die Lumpen von der Greenwichſtreet," ſchrieen ein Dutzend Stimmen. „Wir haben unſere Waffen ſo gut, wie ſie; wir wollen ſie empfangen, wie ſich's gebührt, und ihnen das Fell ausklopfen."

Allgemeiner Enthuſiasmus herrſchte und der muthigen Reden wurden noch viele ausgeſtoßen. Plötzlich entſtand ein teller Lärm auf der Straße. Einige Buben von fünfzehn bis achtzehn Jahren rannten wie verrückt von der Chatamſtreet herein und ſtürzten in den Verſammlungsſaal der Deadrabbits. „Sie kommen! Sie kommen!" ſchrieen ſie aus vollem Halſe. Bald folgte denſelben ein weit größerer Trupp halbgewachſener Buben in dem ungewiſſen Alter von zwölf zu vierzehn Jahren, denn es kann in New-York unmöglich ein irgend halbwegs ungewöhnliches Ereigniß vorkommen, ohne daß die wilde unerzogene Straßenjugend ſich daran betheiligte und daſſelbe mit lautem Halleh verkündigte.

„Hurrah für French Louis!" ſchrieen Hunderte von jugendlichen Stimmen. „Hurrah für die Deadrabbits!" ſchrieen andere Hundert Knabenkehlen. Bald öffneten ſich die Fenſter aller Häuſer in der Orangeſtreet, durch welche die Greenwichſtreetbuben in das Gebiet der Deadrabbits eindringen ſollten. Hunderte von halbnackten Niggern und Irländern, Hunderte von ungewaſchenen, aber geſchminkten Weibern, mit der kurzen Ton-

Pfeife im Munde und dem unzüchtigen Fluche auf der Lippe, ſtellten ſich unter die Hausthüren, und bald war die ganze Straße Ein Menſchenknäuel, Ein Brüllen, Ein Toben! Die Deadrabbits wußten nun, daß es mit dem Angriff Ernſt ſey und ſtürzten auf die Straße. Im Nu hatten ſie einige müßig herumſtehende Karren umgeſtürzt und eine Art Barrikade erbaut, hinter welche ſie ſich ſtellten und ihre Gewehre luden. Weiber und Kinder trugen Steine herbei und häuften ſie hinter der Barrikade auf.

Jetzt hörte man den ruhigen, feſten Tritt einer Rotte von etwa fünfzig Mann, welche die ganze Straßenbreite einnahm. Es waren die Buben der Greenwichſtreet, die in Schlachtordnung anrückten. Kaum waren ſie in der Orangeſtreet hundert Schritte vorwärts gedrungen, kaum hatten die Neugierigen, deren Zahl jetzt auf faſt Tauſende angewachſen war, links und rechts Platz gemacht, ſo fielen die erſten Schüſſe hinter der Barrikade.

„Drauf," ſchrie French Louis; „aber ſchießt nicht, bis ihr ihnen auf zwanzig Schritte nahe ſeyd."

Im Sturmmarſch gings vorwärts. Neue Schüſſe fielen, aber die Greenwichſtreetbuben hielten an ſich, bis ſie die Barrikade faſt mit der Hand erreichen konnten. Nun krachte es auch von ihrer Seite. Ein Glück, daß in dieſer Gegend der Stadt nur ſehr wenig Gaslaternen brennen (obgleich die Beleuchtung hier am nöthigſten wäre); und daß daher die verhältnißmäßige Dunkelheit das Zielen erſchwerte; ein Glück ferner, daß die umgeſtürzten Karren eine Menge der Kugeln auffingen; ein Glück endlich, daß die meiſten der Buben nicht mit dem ſcharfen Blick eines Tyroler- oder Schweizer-Schützen begabt ſind; ſonſt hätte nothwendig eine viel größere Menge von Tod-

ten und Verwundeten auf dem Platze bleiben müſſen, als in der Wirklichkeit der Fall war! Die Bleſſirten wurden übrigens ſchnell von beiden Parthien auf die Seite geſchafft.

Bald war die Barrikade genommen. Allein die Deadrabbits hatten hundert Schritte weiter rückwärts bereits eine neue errichtet. Von Neuem regnete es mit Steinen, von Neuem flogen die Kugeln wie Haſelnüſſe umher. Das Geſchrei, der Tumult, das Gebrüll war furchtbar. Von den Fenſtern herab wurde heißes Waſſer auf die Anhänger des French Louis gegoſſen. Ziegelſteine flogen herab und verſplitterten auf dem Straßenpflaſter in tauſend Stücke. So unnöthig wurden aber dieſe Wurfgeſchoße gehandhabt, ſo in der Irre herum flogen die Kugeln, daß faſt mehr Neugierige und Unbetheiligte davon getroffen wurden, als Kämpfende.

Nach einer Stunde unausgeſetzten Feuerns war auch die zweite Barrikade genommen und die Deadrabbits wurden nun in die Bayardſtreet hineingedrängt. Sie wehrten ſich zwar immer noch ſo gut ſie konnten und es kam ihnen auch aus allen Häuſern ſo viel Hülfe, daß, wäre die Tapferkeit und Kraft eben ſo ſehr auf ihrer Seite geweſen, als ſie auf Seite der Greenwichſtreetbuben war, ſie bei ihrer offenbaren, großen numeriſchen Ueberlegenheit längſt hätten den Sieg davontragen müſſen. So aber ſchien es unausbleiblich, daß der Sieg dem French Louis und ſeinen Anhängern verbleiben werde; denn der Ungeſtüm, mit dem dieſe Handvoll Leute vordrang, hatte noch nicht einen Augenblick lang nachgelaſſen. Den größten Theil ihrer Ausdauer hatten ſie übrigens ihrem Anführer zu verdanken, denn dieſer ſchien allgegenwärtig zu ſein. Bald war er auf dieſer Seite, bald auf jener zu ſehen; bald ſah

man ihn hinten, bald vornen; mitten im dichteſten Gewühl kämpfend, vergaß er doch die Pflichten des Feldherrn nicht, ſondern benützte jede Lücke, die der Feind ließ, um ſeine Leute hinein zu beordern. Mitten im dichteſten Gewühle vergaß er aber auch ſeines Hauptbeſtrebens nicht, nämlich der Abſicht, des Dutch-Jakob habhaft zu werden; aber nur einmal ganz im Anfang hatte er ihn zu ſehen bekommen und ihn mit dem umgekehrten Revolver in's Geſicht geſchlagen, daß er umgetaumelt war. Leider hatte er damals gerade alle Schüſſe abgefeuert gehabt, ſonſt wäre es um das Leben dieſes Menſchen geſchehen geweſen. Nachher konnte er ihn jedoch nicht mehr erblicken, er mochte ſich auch umſehen, wie er wollte. Ueberhaupt fingen die Reihen der Deadrabbits ſich an zu lichten; Einige waren gefallen und wirklich todt; Andere hatten ſolche Wunden erhalten, daß ſie untauglich waren, das Gefecht fortzuſetzen; Viele waren davon gelaufen, um ihre Gliedmaſſen zu ſalviren. So ſchien es, als ſollte nach einer Weile das Schlachtfeld den Greenwichſtreetbuben überlaſſen bleiben, als plötzlich der Ruf ertönte: „Polizei! Polizei!“

In jeder civiliſirten Stadt der alten Welt hätte eine ſolche tolle Unordnung, ein ſolcher Aufruhr und ſolcher Kampf nicht zehn Minuten dauern können, ohne daß die Polizei mit aller Strenge und Gewalt eingeſchritten wäre und die Betheiligten verhaftet hätte. In New-York iſt das anders. Nicht nur macht ſich das Publikum wenig aus gelegentlichen Balgereien zwiſchen Einzelnen, ſondern läßt ſie vielmehr gewähren; nicht nur geht Jedermann von dem Grundſatze aus: „hilf dir ſelber,“ und wendet ſich daher ſelten und nur im höchſten Nothfall an die Polizei; nicht nur iſt die Polizei ſchwach, wenig-

ſtens viel zu ſchwach für eine Stadt von faſt einer Million Einwohner, worunter zum mindeſten dreißigtauſend Spitzbuben; ſondern die Zuſammenſetzung der Polizei iſt auch von der Art, daß ſie keine Luſt fühlt, gegen die Loafer und Runner einzuſchreiten, denn ihre Mitglieder waren früher faſt alle ſelbſt Loafer und Runner, und ſie rekrutirt ſich auch jetzt noch faſt nur aus dieſer Klaſſe Menſchen. „Eine Krähe aber kratzt der andern die Augen nicht aus," iſt ein altes Sprichwort. So kam es, daß die zwei Loaferpartheien ihren Kampf ungeſtört während zwei voller Stunden fortſetzen konnten, ohne daß irgend Jemand eingeſchritten wäre! Ja jetzt noch wäre die Polizei fern vom Kampfplatz geblieben, da ſie durchaus keine Freundin davon iſt, eine Tracht Schläge auf den Kopf oder eine Kugel in den Leib zu bekommen, wenn nicht einige Bürger aufs Rathhaus geeilt und den Schultheiß der Stadt New-York von dem furchtbaren Aufſtande in Kenntniß geſetzt hätten. So ward denn eine Rotte Polizeidiener auf den Kampfplatz beordert und ſie rückten auch wohlbewaffnet etwa ſechzig Mann ſtark in die Bayardſtreet vor. Allein kaum war der Ruf: „Polizei" erſchollen, ſo ſtellten die Greenwichſtreetbuben wie die Deadrabbits jede Feindſeligkeit ein und wie auf ein Commando kehrten ſich beide Theile gegen die Polizei. Eine Salve ward ſowohl von der Polizei als den Aufrührern abgefeuert und dann gieng es zum Handgemenge; doch dauerte es keine zehn Minuten, ſo befand ſich die ganze Polizeimannſchaft auf wilder Flucht, ohne daß ſie auch nur eine Verhaftung hätte vornehmen können. Jetzt drehte ſich French Louis wieder gegen ſeinen Feind, aber merkwürdiger Weiſe war auch dieſer verſchwunden. Es war kein Deadrabbit mehr zu ſehen, ſondern ſie hatten

das Feld geräumt, nachdem ſie drei Todte und etwa zwanzig mehr oder minder ſchwer Verwundete verloren hatten. French Louis hatte keinen einzigen Todten, wohl aber etliche und zehn Verwundete zu beklagen. Von dem Publikum, das ſich auf den Dächern und an den Fenſtern der Häuſer aufgeſtellt hatte, waren nicht weniger als zehn auf dem Platze geblieben; wie viele aber verwundet wurden, erfuhr man gar nicht, da ſie ſich in ihren Privatwohnungen verpflegen ließen.

So endigte dieſer Straßenkampf zwiſchen den Greenwichſtreetbuben und den Deadrabbits, welcher faſt einen ganzen Monat lang das Stadtgeſpräch New-Yorks bildete. Eine weitere Folge aber hatte er nicht, denn als man nach der Flucht der Polizei endlich dran dachte, ein Regiment Bürgermiliz ausrücken zu laſſen, um die Straßen zu ſäubern, waren keine Aufrührer mehr zu ſehen, und ſomit wurden auch keine Verhaftungen vorgenommen. Später, nach ein paar Tagen, als die Todtenſchau über die Getödteten zu Gericht ſaß, wurden der Zeugen zwar Viele vorgeladen, allein wer konnte bezeugen, von wem dieſer oder jener Todte erſchoſſen worden war? Wer konnte ermitteln, von welcher Hand der Schlag kam, der Jenen zu Boden geſtreckt hatte? Ja nicht einmal darauf wollte auch nur einer der Zeugen ſchwören, daß er Dieſen oder einen Andern unter den Aufrührern geſehen und erkannt habe, denn es ſei Nacht geweſen und er könnte ſich leicht bei dem trüben Gaslicht getäuſcht haben! So ging dieſer ganze Kampf, in welchem dreizehn Menſchen ihr Leben einbüßten, vorüber, ohne daß auch nur eine Strafe verhängt worden wäre. Nach einigen Wochen krähte kein Hahn mehr nach der ganzen Geſchichte.

Triumphirend kehrte French Louis mit ſeinen Buben in

die Greenwichſtreet zurück. Die Deadrabbits waren geſchlagen, ſie durften das Haupt nicht mehr erheben, French Louis hatte ſich Satisfaktion genommen! Nur Eines ärgerte ihn und zügelte ſeinen Siegesrauſch, nämlich das, daß er den Dutch-Jakob nicht erwiſcht hatte und nicht exemplariſcher züchtigen konnte, als er getban hatte. Doch „ich bekomme dich ſchon noch zwiſchen meine Klauen“ dachte er. Hätte er gewußt, was für einen Streich ihm der Dutch-Jakob während des Kampfes geſpielt hätte, er wäre vor Wuth außer ſich gekommen und hätte nicht mit ſeinen Kameraden zur Feier des Tages die ganze Nacht gezecht!

Es war nämlich gleich im Anfang des Gefechts als die erſte Barrikade von den Greenwichſtreetbuben geſtürmt worden war. Dutch-Jakob befand ſich in den vorderen Reihen der Kämpfenden, da traf ihn ein Kolbenſchlag von der Piſtole French Louis. Er ſank zu Boden und das Blut drang ihm aus dem Munde, denn der Schlag koſtete ihn ein Halbduzend Zähne. Kaum hatte er ſich wieder aufgerafft, ſo ſchlich er ſich ſachte bei Seite. Er trat in ein Haus, wie um ſich verbinden zu laſſen, denn noch immer blutete er heftig. Sobald er aber in den Hausgang getreten war, machte er ſich in den Hof, von welchem aus ein anderer Ausgang in eine Querſtraße führte, wenn man einen kleinen Zaun überſtiegen hatte. Er zauderte keinen Augenblick, dieſem Ausgang zuzueilen, denn er kannte hier in dieſer Gegend jeden Weg und Steg und kein Winkel war ihm verborgen. Sobald er wieder auf die Straße trat, hörte er das Schießen und Lärmen nur noch aus ziemlicher Ferne und er konnte ſich demnach ſicher genug fühlen; dennoch ging er in den nächſten Laden, kaufte ſich ein Stück weiße

Leinwand und band ſich dieſelbe um den linken Arm, gerade wie er es bei den Greenwichſtreetbuben geſehen hatte.

„Es iſt ihr Feldzeichen,“ murmelte er, „und es kann nichts ſchaden, wenn mich die Leute in der Greenwichſtreet für Einen der Ihrigen halten. Bei der Nacht wird's ſchon geben. Sind ja doch ihre Hauptbuben alle auf dem Kampfplatz! Fragt man mich, wie's ſtehe und warum ich ſtatt im Kampfgewühl hier unten ſei, ſo gibt's ſchon eine Ausrede und wär's nur die, daß ich Pulver und Blei holen müſſe. Aber jetzt oder nie finde ich Gelegenheit, dem French Louis eins zu verſetzen und zwar eins, das ihm bis ins innerſte Herzgrübchen dringen ſoll. Oho, Louis,“ lachte er ingrimmig vor ſich hin, „mit deiner Liebe wird's bald aus ſeyn und dein Schatz, an dem du hängſt wie die Seele am Körper, ſoll dir ſo gewiß genommen werden, als deinem Schwiegervater ſein Geld.“

Er eilte über den Park in den Broadway und lief dieſen hinab ſo ſchnell ihn ſeine Füße trugen. Unten am Broadway, wo der ſchöne Caſtlegarten anfängt, wandte er ſich rechts und ſtand bald vor dem Hauſe, in dem French Louis wohnte. Es war zwar noch nicht ſpät, vielleicht zehn Uhr Nachts, aber doch war's ungewöhnlich ſtill hier. Natürlich, die Buben, die ſonſt ihr Hauptquartier da hatten, waren ja alle eben in der Orangeſtreet! Und die vielen „Anhängſel,“ die halbreifen Knaben und das andere Volk, das ihnen gewöhnlich nachzog und ſich an ihre Ferſe hängte, waren ebenfalls ausgeflogen, um dem Kampfe zuzuſehen und durch Schreien oder Steine-Zutragen das Ihrige zur Entſcheidung beizutragen. So waren faſt gar keine Menſchen um den Weg und nicht einmal wurde Dutch-Jakob angehalten. Ungeſehen ſchlüpfte er in die nur angelehnte Haus-

thüre und leise, wie eine Katze, schlich er die Treppe hinauf, nachdem er sich die Schuhe von den Strümpfen gezogen hatte. Die Thüre in das Wohnzimmer French Louis war natürlich verschlossen, allein Dutch-Jakob wußte dergleichen Hindernisse mit Leichtigkeit aus dem Wege zu räumen. Er zog ein Paar Schlüsselhacken aus der Tasche und schon der zweite paßte und öffnete das Schloß. Sind doch die amerikanischen Fabrikschlösser alle über einen Leist geschlagen und lassen sich fast von jedem Schlüssel öffnen! Er trat ins Zimmer. Hier lag alles bunt durcheinander: Kleider, Waffen, Flaschen; sogar Geld lag offen auf einer Commode. Dutch-Jakob konnte Alles genau unterscheiden, ohne Licht zu machen, denn der Mond schien hell und klar durchs Fenster herein. Uebrigens ließ er Kleider und Waffen und sogar das Geld unbeachtet liegen, obgleich er nach Letzterem unwillkürlich bereits die Hand ausgestreckt hatte. „Nein, nein," sagte er zu sich selbst. „Ich darf's nicht nehmen, French Louis würde sonst merken, daß ein Fremder in seinem Zimmer gewesen ist, und das soll er gerade nicht merken. Er soll gar nicht wissen, woher der Schlag kommt, den ich ihm versetzen will."

Somit ließ er Alles liegen, ohne es nur zu berühren. Dann wandte er sich an die Commode. Er zog einen Bund Schlüssel heraus und probirte einen nach dem andern. Erst wie einer ganz leicht öffnete, benützte er ihn. „Der ist recht," meinte er dann, „mit dem kann ich wieder schließen; denn French Louis darf gar nicht ahnen, daß seine Commode geöffnet war."

Er suchte in allen Schubladen und suchte lange vergebens; denn er mußte sich Mühe geben, nichts in Unordnung zu

bringen und Alles wieder ſo zu legen, wie es gelegen hatte. Endlich fand er ein zierlich zuſammengewickeltes und mit einem Seidenband umſchloſſenes Päckchen. „Das ſind ſie,“ jubelte er, „das ſind Fräulein Silly's Liebesbriefe.“

Er öffnete das Päckchen und in der That enthielt daſſelbe nichts als etwa ein Dutzend Briefe von weiblicher Hand. Sachte wickelte er ſie wieder zuſammen und ſchob das Päckchen in die Taſche. Sein Auge glänzte ob dem wichtigen Fund! Nunmehr ging's wieder an's Verſchließen der Commode, wie der Zimmerthüre, und dieſe Operation koſtete ihn faſt mehr Mühe als das Oeffnen. Endlich brachte er's aber zu Stande und eben ſo leiſe wie er gekommen, ſchlich er ſich wieder die Treppe hinab und zum Hauſe hinaus. In wenigen Minuten war er außer allem Bereich der Verfolgung und ſchnell eilte er nach Hauſe, ſeinen Fund zu bergen.

„Das iſt ein Glückstag,“ lachte er, wie er in ſeiner ärmlichen Wohnung angekommen war. „Die Andern mögen ſich in den Five points herumſchlagen, ſo lange ſie wollen; ich kümmere mich nicht ſo viel darum. Es ſind doch lauter Stümper und Dummköpfe, die meinem Genie nicht das Waſſer reichen. Wo käme Einer von ihnen auf den großartigen Gedanken, an deſſen Ausführung ich wirklich arbeite? Und jetzt kann mir's gar nicht mehr fehlen. Ich haſſe einmal den French Louis bis auf's Blut. Warum behandelte er mich auch ſo verachtungsvoll! Jetzt gebe ich ihm den Laib heim. Die Silly bekommt er nicht, denn ſobald ihr Vater ſich von dem Verhältniß überzeugt, wird er ſie ihm ſchon aus den Zähnen reißen. Der iſt viel zu ſehr Amerikaner, um ſie einem Ausländer und vollends einem Loafer und Runner zu geben. Und

zur ſchuldigen Dankſagung muß der alte Waters bei unſerem Unternehmen anbeißen und wir machen ihn um zwanzigtauſend Thaler leichter. Dann gute Nacht New-York, dann werd' ich's einmal eine Zeitlang im Süden probiren und mein Geld in einer Plantage anlegen, um zu ſehen, wie's iſt, wenn man von Sclavinnen bedient wird."

Mit ſolchen Träumen legte er ſich zu Bette.

Abermals war es Sonntag. Wiederum prangte der Himmel in glänzendem Blau. Franz Mayer hatte ſich in Putz geworfen und ſein Auge glänzte vor Vergnügen, wenn er daran dachte, daß er in wenigen Minuten mit ſeiner Fanny am Arme vor die Stadt hinaus ſpazieren werde. Eben jetzt war er auf dem Wege in ſeines Schwiegervaters Haus und hatte daſſelbe bereits erreicht. Luſtig rührte er den Thürklopfer, aber er mußte dieſes Manöver einige Male wiederholen, ehe ihm geöffnet wurde. Endlich geſchah dieß und ſeine Fanny ſtand vor ihm, aber nicht im Sonntagsſtaate, ſondern in gewöhnlicher Kleidung und mit roth geweinten Augen.

„Was haſt du, Fanny?" rief Franz bis zum Tode erſchrocken. „Iſt ein Unglück paſſirt?"

„Nein, nichts," erwiederte das Mädchen, ihre Thränen trocknend und das Schluchzen mit Gewalt unterdrückend. „Komm' nur herauf, es iſt nur ſo eine Laune von mir."

„Eine Laune von dir?" meinte Franz kopfſchüttelnd. „Du haſt ja ſonſt keine Launen. Und warum biſt du denn nicht ſonntäglich angezogen? Willſt du denn nicht mit mir ſpazieren gehen?"

„Ich bin nicht ganz wohl," entgegnete das Mädchen ſanft,

indem ihr von Neuem Thränen entstürzten. Doch zog sie ihn mit sich die Treppe herauf und in das Wohnzimmer. Es war Niemand darin.

„Wo ist denn der Vater?“ fragte Franz.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Fanny, verlegen die Augen niederschlagend. „Er war so eben noch da. Vielleicht ist er auf sein Zimmer gegangen.“

Franz stellte sich gerade vor Fanny hin, ergriff sie an beiden Händen, und sah ihr fest in's Gesicht. „Hier ist Etwas vorgegangen,“ sagte er, „und zwar Etwas, das man mir nicht sagen will. Sieh' mich an, Fanny; sieh' mir in's Auge und nun sag' mir, was es ist. Mich gehts an, so viel ist sicher, sonst würdest du es nicht verschweigen wollen; aber gerade deßwegen darfst du mir es nicht vorenthalten. Oder bist du nicht meine Braut, sollen wir nicht in einigen Monaten Mann und Frau werden? Zwischen uns darf kein Geheimniß obwalten.“

Fanny antwortete nur mit Thränen, aber er drang so lange in sie, er bestürmte sie so sehr mit Fragen, daß sie am Ende nicht mehr umhin konnte, ihr Herz zu entleeren.

„Ach, Franz,“ schluchzte sie, „ich wollte, wie du, der Vater hätte das Geld nie bekommen. Er ist ganz umgewandelt.“

„Nicht umgewandelt,“ meinte Franz, „sondern vielmehr die schlimmen Seiten seines Charakters, die ihn in Deutschland in's Unglück stürzten, treten jetzt wieder hervor, seit er Geld hat. Aber es ist ja doch nicht so viel, daß er seinem deutschen Hochmuth und seiner alten Großthuerei die Zügel schießen lassen könnte! Mit den zweitausend Thalern wird er

bald fertig seyn und dann greift er wieder zu Nadel und Faden."

„Ach, Franz, du würdest dich wundern," entgegnete Fanny, „wenn du ihn einmal sprechen hören würdest, wenn er sich geben läßt. Da handelt es sich nicht mehr von den zweitausend Thalern, sondern von Hunderttausenden, ja von Millionen. Er spricht mit einer Sicherheit von seinen künftigen Reichthümern, als hätte er sie schon in der Tasche. Und das ist noch das Wenigste! Aber diese seine „künftigen Reichthümer" haben ihn so stolz gemacht, daß er alles Andere mit Verachtung behandelt. Er selbst war doch diese zwei Jahre her ein Schneider, allein jetzt spuckt er fast aus, wenn er nur das Wort hört. „Speculiren muß man, wenn man zu Etwas kommen will. Die Handwerksleute und die Krämer bleiben Schlucker ihr Leben lang. Aber natürlich, wo fehlt's? Am Kopfe fehlt's. Die können nie Speculanten werden, denn Speculanten werden als solche geboren." Das sind seine gewöhnlichen Reden, und ich weiß wohl, auf wen er zielt, wenn er von „Krämern" spricht. Es bricht mir fast das Herz, wenn ich sehe, wie das elende Geld einen Menschen ganz verwandeln kann; denn sonst baute er auf Niemand höher, als auf dich, und jetzt wirst er dich weg, als wärest du nur ein unbrauchbarer Kieselstein."

„Gieb Acht, er wird wieder curirt," entgegnete Franz, „und dann wird er den elenden Kieselstein als seinen ersten Baustein betrachten."

„Ja," schluchzte Fanny, „wenn's zu spät ist."

Während dem war der Vater eingetreten. Er nahm keine Notiz von den Thränen seiner Tochter, sondern wandte sich gleich an Franz.

„Es iſt gut, daß du da biſt," ſagte er, „ich hab' mit dir ein paar Worte zu ſprechen. Vielleicht hat dir die Fanny da ſchon den Kopf vollgebeult, ſo daß du bereits halb und halb weißt, von was die Rede iſt. Es handelt ſich nämlich von unſerer Zukunft. Du weißt, daß ich ein kleines Capital bekommen habe. Das wäre nun freilich für einen gewöhnlichen Menſchen ſo viel wie gar nichts. Ein ſolcher thäte das Geld in Zins und bezöge jährlich hundert Thaler dafür. Eine ſolche Dummheit fällt natürlich bei mir weg. Was nützten mir auch jährliche hundert Thaler! Ein ſpeculativer Kopf weiß mit ſeinem Capital was ganz Anderes anzufangen und ich hab's Gott ſey Dank ſo angelegt, daß ich jährlich damit nicht etwa zweitauſend, nein, aber zwanzigtauſend Thaler verdienen muß. Schüttle nicht mit dem Kopfe, und mach' keine ſo ungläubige Miene. Ich ſag' dir noch viel zu wenig, wenn ich zwanzigtauſend Thaler ſage; ich könnt' eben ſo gut vierzigtauſend ſagen."

Bei dieſen Worten hielt er einen Augenblick ſtill und ſchritt gravitätiſch im Zimmer auf und nieder.

Franz Mayer hielt gewaltſam an ſich, um keine böſe Widerrede zu geben. „Vater," ſagte er endlich mit vieler Ruhe, „ich gratulire dir von Herzen, wenn's eintrifft, was du eben ſagteſt. Es wäre faſt mehr als Glück, mit zweitauſend zwanzigtauſend zu verdienen."

„Glück nennſt du's?" rief Jakob Löffler, indem ſein Auge vor Stolz funkelte. „Glück?" 'S gibt kein Glück. Jeder Menſch macht ſein Glück ſelbſt. Speculation iſt's, nicht Glück. Ja, mit zwanzigtauſend jährlich würde ich mich gar nicht zufrieden geben; es müſſen vierzigtauſend ſeyn; gerade

so viel, als ein Millionär hat, wenn er sein Geld in Zins thut."

Franz fühlte an seinen Kopf, ob er auch recht gehört habe. Natürlich konnte er nicht umhin, zu meinen, es rapple dem alten Löffler ein wenig, oder vielmehr sein bischen Verstand sey ihm ganz und gar abhanden gekommen: aber er hütete sich wohl, etwas davon laut werden zu lassen, denn eine solche Beleidigung würde ihm der Alte nie verziehen haben. Er sagte daher nur lächelnd, was denn der Vater mit dem vielen Geld anzufangen gedenke.

„Was ich damit anfange?" erwiederte dieser, sich in die Brust werfend. „Leben werde ich, leben, wie ein Mensch leben soll. Das Leben, das ich bisher hier hatte, ist kein Leben; das ist nur ein Vegetiren und besteht aus Arbeiten, Essen, Schlafen. Das muß von nun an ganz aufhören und auch bei dir muß es aufhören."

„Aber ich habe noch keine Millien erworben," sagte Franz, abermals den Mund verziehend, denn die Redensarten seines Schwiegervaters kamen ihm überaus komisch vor; „und somit wird an mir die Reihe des „Vegetirens" noch nicht vorüber seyn."

„Hüte dich zu spotten, Franz," rief Jakob Löffler, „hüte dich wohl! Ich wiederhole es dir, nur ein Millionär kann leben; jeder Andere vegetirt blos. Aber Gott sey Dank, ich hab's nun nicht mehr nöthig, zu vegetiren, ich kann jetzt leben. Und da es bei mir so steht, glaubst du, ich dulde es noch länger, daß du in deinem Vegetiren fortmachst? Oder was ist deine Existenz anders? Mußt du nicht den ganzen Tag in deinem Laden seyn und deine Waaren centweise verkaufen? Hast du einen andern Genuß, als dein Frühstück, dein Mit-

tageſſen, dein Abendbrod? Kennſt du eine andere Erholung, als dein Schlafen und Sonntags deinen Spaziergang? Das muß anders werden. Du mußt den Krämerſtand aufgeben und Speculant werden, gleich mir. Ich ſchieße dir das Geld dazu vor."

„Iſt das Ernſt, Vater, oder Spaß?" verſetzte Franz.

„Ich bin in meinem Leben nie ernſter geweſen," entgegnete Jakob Löffler: „ich habe das Geld zwar noch nicht daliegen, aber in einigen Wochen, längſtens Monaten werde ich's haben."

„Ich danke dir, Vater," erwiederte Franz, der nun ebenfalls ernſt geworden war. „Ich glaube wohl, daß du das Geld noch nicht daliegen haſt; du wirſt's auch ſpäter nicht daliegen haben. In Amerika iſt zwar bald viel gewonnen, wenn man hoch ſpielt, aber eben ſo bald wieder viel verloren. Ich bin kein Freund vom Spielen, ſo wenig als von Lotterien, ſondern bleibe hübſch beim Reellen und Sichern. Mein Geſchäft iſt zwar nur ein Kleingeſchäft, ein Krämergeſchäft, wie du es heißeſt, es wirft nur wenig Procente ab und ich muß für dieſe wenigen Procente den ganzen Tag thätig ſeyn, aber es iſt Nichts riskirt dabei; es verſchafft mir kein reichliches, aber ein gewiſſes Brod, und je mehr ich den Tag über gearbeitet habe, um ſo mehr ſchmeckt mir Abends mein Nachteſſen. Ich bleibe Specereihändler und werde kein Speculant; denn Alles, was wie Schwindel ausſieht, iſt mir in der Seele zuwider."

„Soll' das auf mich gemünzt ſeyn?" ſchrie Jakob Löffler wüthend. „Willſt du mich einen Schwindler nennen?"

„Nein, nicht dich," entgegnete Franz ruhig, aber feſt; „nicht dich, wohl aber Diejenigen, welche dich ſo weit brach-

ten. Glaube mir ſicher, deine neuen Freunde beuten dich blos aus; ſie ſind allerdings Speculanten, denn ſie ſpeculiren auf deine Gutmüthigkeit und Eitelkeit; aber erſpeculirt haben ſie noch Nichts. Oder haſt du ſchon was gewonnen? Draußen wird's bald ſeyn, dein Geld mit ihrer Hülfe, aber für's Wiederhereinkommen werden ſie dich allein ſorgen laſſen."

„Willſt du ſtille ſeyn?" fulminirte Jakob Löffler. „Meine Freunde willſt du verläſtern? Die erſten Männer Europas? Du erbärmliche Krämerſeele, du! du haſt freilich keinen Begriff von unſerer Speculation, du kannſt keinen Begriff davon haben, denn du biſt im Schwefelhölzchenskram aufgewachſen. Aber nunmehr hier mein letztes Wort: du giebſt deinen Laden auf und wirſt Speculant oder Engrosbändler, ſonſt hat unſere Freundſchaft ein Ende. Ein Mann, wie ich, kann keinen Specereikrämer und Käſeladeninhaber zum Tochtermann haben."

„Vater!" rief nun Fanny, die bisher ganz ſtille geſchwiegen hatte; aber Jakob Löffler ließ ſich durch ihre Liebkoſungen nicht irre machen.

„Ich hab's einmal geſagt," erwiederte er, „und es bleibt dabei. Schon in Deutſchland war ich ein abgeſagter Feind von allem Krämerweſen."

„Und doch wäre es beſſer geweſen," meinte Franz, „wenn du dich nie an etwas Anderes gewagt hätteſt."

„Was?" ſchrie Jakob Löffler noch wüthender, als zuvor. „Du willſt mich mit meinem Falliſſement in Deutſchland aufziehen? Wer war Schuld daran, ich oder die Revolution? Weißt du nicht, daß ich Alles blos des allgemeinen Beſten willen opferte? Aber ſo geht's, wenn Einer ſich nicht über das Niveau des Gewöhnlichen erheben kann. Du biſt und

bleibſt ein Kreuzermann. Es iſt kein Geiſt und kein Kopf da."

Franz ſah jetzt ein, daß Jakob Löffler zu aufgeregt war, um ſich mit ihm verſtändigen zu können. Er fürchtete auch, der Wortwechſel könnte zu einem wirklichen Bruch führen. Darum entgegnete er kein Wort weiter, ſondern griff nach ſeinem Hute, um ſich zu empfehlen und einen geeigneteren Zeitpunkt zu einer verſöhnlichen Beſprechung abzuwarten. Aber kaum bemerkte Jakob Löffler dieſe Bewegung, ſo wurde er nur um ſo zorniger.

„Geh' nur," rief er ihm höhniſch zu. „Geh, du Krämerſeele, und komm nie wieder. Ein Mann, wie ich, iſt aus anderem Holz geſchnitzt! Wenn du mir einen Gefallen thun willſt, ſo laß' dich nie mehr vor mir ſehen. Meine Tochter bekommſt du nie und nimmermehr."

Das war denn doch zu viel für die Geduld des armen Franz. Er kehrte wieder vor der Thüre um, der er ſchon zugeſchritten war und ſtellte ſich kerzengerade vor dem alten Manne auf. „Der Hochmuth und die Eitelkeit einerſeits und die Schwachheit und der Leichtſinn andrerſeits haben deinen Fall in Deutſchland herbeigeführt," ſagte er ſo ruhig und kalt als möglich. „Dieſelben Eigenſchaften werden dich auch hier zu Grunde richten. In Deutſchland brauchteſt du ein paar Jahre dazu, hier wird's in eben ſo viel Wochen geſchehen ſeyn. Dann biſt du wieder froh an dem Franz Mayer und bereueſt deine jetzige Hitze. Dann wirſt du wieder einſehen, daß ein ſolider Krämer mehr werth iſt, als ein Schwindler von einem Speculanten. Mag es aber gehen, wie es will, magſt du ein Millionär werden oder an den Bettelſtab kommen, darauf darfſt du

ſicher zählen, daß ich von der Fanny nicht laſſe, und daß ſie binnen Jahresfriſt mein Weib wird, wenn ſie nicht anders es ſelbſt hintertreibt. Wir ſind nicht in Deutſchland, ſondern in Amerika und da brauchen wir deine Einwilligung nicht. Du kannſt ſie höchſtens enterben, und daran liegt mir ſo wenig, daß ich dich vielmehr auffordere, es lieber gleich jetzt ſchon zu thun."

So ging er. Er ging aber nicht allein, ſondern Fanny verließ mit ihm das Zimmer. Wie ſie jedoch hinausgingen, traten zwei andere Perſonen herein, die vielleicht ſchon einige Zeit vor der Thüre geſtanden und gelauſcht hatten. Wenigſtens warfen ſie einander äußerſt zufriedene Blicke zu. Es war Johannes Blum und der Oberbergwerksdirektor, beide in höchſter Galla, ganz ſchwarz angethan, mit weißer Kravatte. Auf der Bruſt eines jeden glänzte ein Stern; bei dem Einen war es das Kreuz der Ehrenlegion, bei dem Andern der rothe Adlerorden.

„Das ſind die Schurken," rief Franz, als die Beiden in der Thüre verſchwunden waren, doch laut genug, um noch von ihnen verſtanden zu werden. „Die Beiden haben dem armen Mann den Kopf verrückt und es ſoll mich nicht wundern, wenn ſie in ein paar Tagen mit ſeinem Gelde verſchwunden ſeyn werden."

„Sei doch ruhig Franz," flüſterte Fanny und ſchmiegte ſich an ihn; „ärgere dich nicht mehr über die Gauner, denn ſolche ſind es ſicherlich. Sie haben den Vater ſo weit gebracht, das iſt ſicher, aber mich können ſie nicht anders machen und ich halte zu dir, es mag kommen, wie es will. Ich glaube aber, der Vater wird binnen Kurzem ſeine heftigen Worte gerne zurücknehmen."

„Ja," verſetzte Franz, „wenn ihn die Gauner genug gerupft haben. Es ärgert mich eigentlich nur Eines, nämlich das, daß die Raubvögel dann ungeſtraft davon fliegen werden. Aber weißt du was? Ich erzähle dem French Louis die ganze Geſchichte, der wird die Burſche ſchon Mores lehren, und ihnen die trügeriſche Larve abreißen. Gewiß haben ſie einen neuen Gaunerſtreich vor, ſonſt wären ſie nicht ſo aufgeputzt, wie zwei Methodiſten-Pfarrer. Und gar noch Orden tragen ſie! Orden in Amerika! Wo ſie die nur geſtohlen haben mögen!"

Sie ſchwatzten noch eine gute Weile, denn Franz war wieder ganz rubig geworden, da er ſah, daß Fanny an ihm hing, wie immer. Nach wenigen Minuten jedoch verließen die beiden Männer, die ſo eben gekommen waren, das Haus wieder; in ihrer Mitte ging Jakob Löffler. Er ſagte kein Wort, als er an Franz Mayer vorüberſchritt; aber einen Blick warf er ihm zu, aus dem man wohl ſehen konnte, daß er ſeine Geſinnung noch nicht geändert habe."

Zu derſelben Zeit, als Fanny faſt gezwungen wurde, zwiſchen ihrem Vater und ihrem Geliebten zu wählen, hatte auch Silly Waters eine böſe Stunde durchzumachen. Ihr Vater hatte einen Stoß Zeitungen vor ſich, in die er den ganzen Tag ſchon vertieft geweſen war und noch immer konnte er nicht fertig damit werden. „Der Schurke, der Hallunke, das Diebsgeſindel," murmelte er einmal über das andere Mal vor ſich hin, und zerknitterte das Blatt, das er gerade in der Hand hatte. Silly hatte ihm lange zugeſehen, ohne eine Wort zu äußern. Wie er jedoch immer zerniger wurde, fragte ſie ihn lächelnd, was ihn denn ſo in Harniſch bringe.

„Wie magſt du mich nur fragen?“ erwiederte er mürriſch. „Haſt du denn den großen Riot (Volksauflauf) in der Orangeſtreet nicht geleſen?“

„Ob gewiß, Vater,“ antwortete Silly, „das war ja ſchon letzten Montag, und wir haben heute Sonntag.“

„Aha!“ meinte Herr Waters ſpöttiſch, „das iſt ſchon ſo lange her, daß du die Geſchichte faſt ſchon wieder vergeſſen haſt. Natürlich, du biſt ja eine Demokratin, du vertheidigeſt ja die Grundſätze Jefferſons und ſtellſt dich auf die Seite der Beſchützer der Einwanderung! Ich ſage dir aber, wenn durch Nichts der Schaden und Fluch der Emigration bewieſen werden könnte, ſo kann und muß er es jetzt durch dieſen ſchändlichen Riot. Wer waren die Betheiligten? Nichts als Eingewanderte, Irländer und Deutſche. Wer waren die Anführer? Eingewanderte. Die Beherrſcher Europas entleeren ihre Zuchthäuſer und ſenden uns deren Inſaßen, um ſie nicht mehr ſelbſt ernähren zu müſſen. Der Abſchaum des Volks wird uns zu Theil, iſt gut genug für unſere Küſten. Die Diebe, die Räuber, die Betrüger, die Mörder der alten Welt betrachten die neue Welt als einen Tummelplatz, auf dem ſie ſich freier bewegen können, denn auf dem früheren, angebornen. Es iſt die höchſte Zeit, daß dieſem Unfug geſteuert werde. Wir müſſen Maßregeln treffen, um dieſe Rotte Korah von unſern Geſtaden fern zu halten. Kein Bürger iſt mehr ſeines Lebens ſicher, man kann kaum mehr durch die Straßen gehen, ohne angegriffen oder inſultirt zu werden. Ja, ſie gehen ſo weit in der Verachtung aller Zucht und Ordnung, daß ſie ſich förmliche Gefechte in den Straßen liefern, daß ſie auf einander ſchießen und hauen, wie in einer Feldſchlacht, und daß dann Dutzende

von Unſchuldigen dabei zu Grunde gehen, während ſie ſelbſt ungeſchlagen davon kommen."

„Aber, Vater," entgegnete Silly beſcheiden, „du gehſt doch viel zu weit in deinen Behauptungen. Es iſt ja eine bekannte und von Jedermann zugegebene Thatſache, daß der größte Theil des Geſindels, welches unſere Straßen unſicher macht, aus Eingebornen des Landes, nicht aus Eingewanderten beſteht. Und was den letzten Riot betrifft, ſo wirſt du mir zugeben, daß die Deadrabbits eine Züchtigung wohl verdienten."

„Eine Züchtigung?" rief Herr Waters. „Ja wohl eine Züchtigung, weil's eine Bande von Dieben und Loafern iſt, die en bloc in's Zuchthaus gehört. Aber wem lag dieſe Züchtigung ob? Etwa den Greenwichſtreetbuben und ihrem Anführer French Louis? Die ſind ja um keinen rothen Cent mehr werth, 's ſind auch nichts als Jauner und Loafer und Spitzbuben."

„Aber," warf Silly mit Wärme ein; „man wird doch gewiß dem French Louis nicht nachſagen, daß er ein Jauner und Spitzbube ſei. Ich möchte den kennen, der ſo Etwas wagte! Denn er iſt nicht blos kein Jauner und Spitzbube, ſondern vielmehr der edelſte, der großherzigſte Menſch unter der Sonne."

„So?" entgegnete ihr Vater, indem er ſie ſcharf muſterte. „Woher weißt du denn das? Biſt du ſo genau mit dieſem Halbfranzoſen bekannt, daß du ihn ſo warm vertheidigeſt? Mädchen, Mädchen, ich will nicht hoffen, daß das wahr iſt, was man mir einmal über dich und den French Louis ſagte. Aber, ich habe dich, glaube ich, ſeit deiner Mutter Tod zu ſehr dir ſelbſt überlaſſen. Du haſt bisher zu viel freie Hand gehabt! Ich ſage dir, nimm dich in Acht; ſollte ich erfahren,

daß du deine Freiheit mißbrauchteſt, ſo weißt du zur Genüge, daß ich auch ſtreng ſeyn kann. Noch einmal ſage ich dir: ich warne dich!"

Schon wollte Silly eine Antwort geben, die vielleicht noch mehr böſes Blut gemacht hätte, da trat ein Diener herein, um drei Fremde zu melden, deren Karten er zugleich übergab.

„Was?" rief der alte Waters. „Was, zum Kukuck, ſoll denn das heißen: Director of mines (Bergwerks-Director) und Professor of metallurgy (Profeſſor der Erzkunde)? Das müſſen ausländiſche Titel ſeyn, vielleicht franzöſiſche oder deutſche Gelehrte! Was können denn die von mir wollen? Doch, führe ſie nur in den vorderen Parlor (Sprech- und Empfangszimmer); ich werde gleich dort ſeyn."

In der That war es ſo, wie Herr Waters ſich's gedacht hatte; denn als er gleich darauf in den Parlor trat, fand er drei Herren, wovon zwei mit einem glänzenden Orden decorirt waren und einen hohen Gelehrtentitel führten. Den Einen derſelben kannte er bereits oberflächlich, weil derſelbe ihm ein Stück Land oder vielmehr Felſengrund in Weſthobocken abgekauft hatte. Es war dieß der Oberbergwerks-Direktor, Herr v. Deyber, wie er ſich nannte. Dieſer führte dießmal das Wort und ſtellte die beiden andern Herrn vor. Wahrſcheinlich getrauten ſich dieſe nicht, ſich vornenhin zu ſtellen, weil ſie ſich bewußt waren, mit dem Engliſchen noch nicht ſo recht fortzukommen, während der Herr Direktor die Sprache zwar mit einem gemeinen Accent, aber ſonſt geläufig genug ſprach. Seiner Ausſage nach hatte er ſich dieſe Kenntniß bei ſeinem Aufenthalt in Californien angeeignet!

„Was führt die Herren zu mir?“ fragte Herr Waters höflich; denn ſo ſehr er auch gegen die Emigration eingenommen war, ſo wußte er doch Ausnahmen zu machen, und hatte vor deutſchem Gelde, vor deutſchem Adel und ſogar vor deutſcher Gelehrſamkeit einen großen Reſpekt. Dieſer Reſpekt vermehrte ſich noch, als er die Ordensdecorationen erblickte; denn da es in Amerika keine Orden gibt und es auch einem Amerikaner nicht erlaubt iſt, fremde Orden zu tragen, ſo läßt ſich leicht denken, daß das Gelüſte nach dieſer verbotenen Frucht ziemlich groß iſt, und noch größer der Reſpekt vor einem Decorirten. — „Mit was kann ich Ihnen dienen?“ wiederholte ſich Herr Waters, indem er die Orden betrachtete.

„Wir haben zwei Angelegenheiten,“ erwiederte der Oberbergwerks-Direktor: „und ich bin in der That in Verlegenheit, mit welcher ich beginnen ſoll. Die eine iſt rein privater und noch dazu ſehr delikater Natur; die andere aber eine Geſchäftsſache.“

„Ich muß die Wahl ganz Ihnen überlaſſen,“ meinte Herr Waters.

„Kennen Sie einen gewiſſen French Louis?“ fuhr der Oberbergwerks-Direktor fort, indem er den Herrn Waters ſcharf fixirte.

„Gehört habe ich von dem Burſchen,“ erwiederte Herr Waters: „das muß ein verwegener, ſogar tollkühner Spitzbube ſeyn, wenigſtens nach dem, was die Zeitungen über ihn berichten. Perſönlich kenne ich ihn nicht, und wünſche ihn auch nicht kennen zu lernen. Ich liebe dergleichen Umgang nicht.“

„Aber er ſcheint Sie zu kennen,“ meinte der Oberbergwerks-Direktor trocken, „und ſogar genau zu kennen. Jeden-

falls steht er mit Ihrer Familie in näherer Verbindung und scheint diese Verbindung noch intimer machen zu wollen!"

„Mit meiner Familie, Herr?" fuhr der alte Mann zornig auf. „Ich habe gar keine Familie; meine einzige Tochter bildet mit mir die ganze Familie. Und Sie werden doch nicht sagen wollen, daß meine Tochter mit French Louis in naher Verbindung steht?"

„Genau das wollte ich sagen," erwiederte der Oberbergwerks-Direktor. „Ich dachte mir's, daß Sie nichts darum wüßten. Aber wenn Sie so zornig werden, so wär's am Ende besser, wir brächen davon ganz ab, und gingen auf unsere Geschäftssache über."

„Herr," schrie jetzt Herr Waters wüthend, „so entkommen Sie mir nicht. Sie haben von einem nahen Verhältniß zwischen meiner Tochter und French Louis gesprochen, und nun fordere ich Sie auf, mir dieses zu beweisen. Ja, ja, Beweise will ich sehen, nicht Behauptungen hören! Und wenn Sie's nicht können, so Gnade ihnen Gott."

„Nichts leichter, als das!" entgegnete der Oberbergwerks-Direktor mit größter Ruhe. „Lesen Sie einmal gefälligst diese Briefe, und dann werden Sie vollständig überzeugt seyn."

Dabei übergab er ihm ein kleines, sorgfältig umwickeltes Bündel Briefe, welche, wie Herr Waters auf den ersten Augenblick sah, von der Hand seiner Tochter herrührten. Er nahm sich nicht Zeit, das Band, das die Briefe zusammenhielt, aufzulösen, sondern riß es entzwei und verschlang den Inhalt mit einem Eifer, als ob es sich um Leben und Tod handle. Allein er brauchte nicht lange, um sich vollkommen davon zu überzeugen, daß zwischen Silly und French Louis ein inniges Lie-

besverhältniß stattfinde. „Goddam!“ fluchte er. „Es iſt alſo doch, wie man mir ſagte?“ Er ballte die Briefe in Einen Knäuel zuſammen, warf ſie auf die Erde und ſtampfte darauf.

„Goddam!“ fluchte er von Neuem; doch im nächſten Augenblicke hatte er ſich vollkommen gefaßt. „Ich werd' Ihnen einen Riegel vorſchieben,“ ſprach er halb laut vor ſich hin. „Silly muß fort in eine der modernen Erziehungs-Anſtalten, nach Washington-Cottage oder ſo wohin. Dort ſoll ſie ihr Galan holen, wenn er kann.“

Nunmehr wandte er ſich wieder an den Bergwerks-Direktor. „Wo haben Sie die Briefe her?“ fragte er ihn. „Haben noch andere Leute hievon Kenntniß?“

„Keine Seele weiß davon, außer uns Dreien,“ beeilte ſich dieſer zu erwiedern. „Wir werden doch nicht ſo unbeſcheiden ſeyn und ein Familien-Geheimniß weiter verbreiten? Bei uns Dreien iſt's ſicher genug aufgehoben. Wir wiſſen zu ſchweigen. Was aber die Art und Weiſe betrifft, wie wir in den Beſitz der Briefe kamen, ſo ging dieß ganz einfach zu. Mein Freund Blum hier, der berühmte Profeſſor der Metallurgie, und ich gingen vor einigen Tagen ganz in aller Frühe durch die Bayardſtreet. Es war gerade der Tag nach dem Gefecht zwiſchen den Greenwichſtreet-Buben und den Deadrabbits. Da lagen nun genug Gegenſtände auf dem Boden, abgeriſſene Aermel, blutige Schnupftücher u. dergl.; unter Anderem auch dieſes Päckchen. Wahrſcheinlich trug es French Louis bei ſich und es entfiel ihm im Kampfe. Wir ſahen es durch, und da wir den Namen Waters in den Briefen fanden, ſo war es uns leicht, die Schreiberin ausfindig zu machen; denn die andern Herrn Waters in dieſer Stadt haben keine Tochter, mit

Namen Silly. Natürlich dachten wir, es werde Ihnen ein Gefallen mit geſchehen, wenn wir Ihnen die Briefe brächten, da wir vorausſetzten, ein Mann von Ihrem Anſehen und Vermögen wolle Nichts mit dem Leaferkönige zu thun haben."

„Ich bin Ihnen in der That ſehr verbunden," verſetzte der alte Herr, „und wenn ich Ihnen in Etwas dienlich ſeyn kann, ſo werde ich es mit Vergnügen thun."

Ein genauer Beobachter hätte nun wohl geſehen, daß dieß nur ſo eine Redensart ſei; denn der Herr Waters war offenbar in ſeinen Gedanken ganz anderswo, wahrſcheinlich bei French Louis und ſeiner Geliebten. Auch hätte man leicht merken können, daß ſeine Ruhe und Kaltblütigkeit nur eine verſtellte ſei, und daß das Feuer des Zorns unter der Maske des Gleichmuths fortbrenne. Allein die drei Herren waren entweder keine ſcharfen Beobachter oder kümmerten ſie ſich ganz und gar nicht um den Seelenzuſtand des Amerikaners. Deßwegen entfernten ſie ſich auch nicht, wie Jener wohl erwartet hatte, ſondern blieben ganz ruhig auf ihren Stühlen. Der Oberbergwerks-Direktor griff nun in die Taſche und zog einen Gegenſtand heraus, den er ſorgfältig eingewickelt dort bisher verborgen hielt. Nachdem die Umhüllung entfernt war, zeigte ſich ein Klumpen Stein, in welchem dicke Adern von Gold funkelten. Er übergab den Klumpen dem Amerikaner, ohne ein Wort zu ſagen.

„Das iſt californiſches Golderz," ſagte der Amerikaner, „was wollen Sie damit?"

„Sie täuſchen ſich," meinte dagegen der Oberbergwerks-Direktor. „Können Sie ſich nicht denken, wo es gegraben wurde?"

„Nun ich denke, ich hab's ſchon geſagt, in Californien?" war die Antwort.

„Pah, Californien!“ verſetzte der Herr Direktor verächtlich. „Wir wollen mehr in der Nähe bleiben. Sie erinnern ſich doch noch des Grundes, den ich Ihnen vor einiger Zeit in Weißbobocken abkaufte?“

„Herr!“ rief der Amerikaner voller Erſtaunen. „Sie wollen doch nicht behaupten, daß dieſer Goldklumpen in Weißbobocken gegraben worden iſt.“

„Ich kann mir Ihr Erſtaunen denken“, verſetzte der Oberbergwerks-Direktor mit vieler Gravität; „aber deßwegen bleibt's doch ſo, wie es iſt. Der Fleck Land, den ich Ihnen abkaufte, iſt ein Goldland. Wir haben die Ausgrabung ſeit acht Tagen begonnen; die Grube iſt noch nicht zwanzig Fuß tief und doch iſt ſchon dieſer Klumpen zu Tag befördert worden. [illegible] dem Monat werden wir auf der eigentlichen Goldſchichte angekommen ſeyn, und dann finden wir ſolcher Stücke zu Tauſenden und Hunderttauſenden.“

Das Erſtaunen des Amerikaners war gränzenlos. Lange konnte er nicht dran glauben, daß ſich Alles ſo verhalte, wie der Oberbergwerks-Direktor ſagte; allein als die beiden andern Herrn bezeugten, daß ſie ſelbſt dabei geweſen ſeien, wie der Klumpen von dem Herrn Direktor aus der Grube herausgeholt worden ſei, mußte er ſich wohl fügen. Er wog den Klumpen in der Hand und da er ſo gar ſchwer war, ſchätzte er ihn auf hundertfünfzig oder mehr Thaler. Er berechnete den Umfang des verkauften Grundes und meinte, da müßte wenigſtens für eine Million Gold verborgen liegen. Der Oberbergwerks-Direktor hatte nun ein verhältnißmäßig leichtes Spiel. Er ſetzte dem Amerikaner auseinander, wie und warum er auf den Gedanken gekommen ſei, daß hier Gold verborgen

ſei; er unterrichtete ihn von Allem, was bisher in der Sache gethan worden war; er beruhigte ihn darüber, daß nicht auch Andere auf Goldland ſtoßen könnten, weil nur dieſer, in dieſen Keſſel, das bei der großen Erdumwälzung in den Tagen der Sündfluth geſchmolzene Gold zuſammengefloſſen ſei; und ſchließlich bot er ihm den vierten Theil des Gewinnes an, wenn er die Koſten der Ausbeutung, die ſich auf fünfzehn bis zwanzigtauſend Thaler belaufen möchten, vorſchießen wollte. Der Amerikaner war ein ſpekulativer Kopf, zugleich ein energiſcher Mann, der, ohne ſich lange zu beſinnen, zugriff, wenn er überzeugt war, daß Etwas „zu machen" ſei. Er ging einigemale ſtillſchweigend im Zimmer auf und ab, den Goldklumpen immer in der Hand wiegend. Nach einer Minute ſchon war er zu einem Entſchluſſe gekommen.

„Wann arbeiten Sie wieder in der Grube?" fragte er kurzweg.

„Wir können jeden Tag weiter machen", antwortete der Direktor.

„Gut," erwiederte der Amerikaner. „Beſtimmen wir einen Tag. Ich will dann ſelbſt dabei ſeyn. Ich will mich perſönlich überzeugen. Bringen Sie noch mehr ſolcher Stücke aus der Grube herauf, finden ſich fortlaufende Adern, ſo ſtehen Ihnen, ſtatt zehntauſend — fünfzigtauſend Thaler zu Gebot."

Dem Herrn Oberbergwerks-Direktor wäre es nun zwar offenbar weit lieber geweſen, wenn der Herr Waters das Geld gleich geſchoſſen hätte, ſtatt erſt noch eine weitere Probe zu verlangen; allein da ſich die Sache nicht anders machen ließ, ſo ſchickte er ſich darein. Nur ſtellte er den Tag der Zuſammenkunft bei der Goldgrube auf eine ganze Woche, auf Montag

über acht Tage, hinaus, weil er noch vorher einige Schichten Fels wegschaffen müsse, die äußerst schwierig zu bearbeiten seien. Bis dorthin aber, meinte er, werde er mit den Vorbereitungen fertig seyn.

Nachdem nun so Alles zu gegenseitiger Zufriedenheit abgemacht war, schickten sich die drei Herrn an, zu gehen. Der Amerikaner hatte ob der Goldspekulation sein häusliches Unglück, dem Anscheine nach, ganz vergessen, und er schüttelte seinen künftigen Theilhabern herzhaft die Hand, als wären sie alte Bekannte. Da nahm sich Jakob Löffler ein Herz und fragte den Amerikaner, wie er sich den unwillkommenen Freier seiner Tochter vom Hals zu schaffen gedenke. „Ich bin fast ganz in derselben Lage," setzte er hinzu: „denn ich hab' auch eine Tochter, die Einen nehmen will, den ich nicht mag, und da würde bei mir vielleicht das nämliche Mittel anschlagen."

„Das Mittel ist probat," erwiderte der Amerikaner mit einem bösen Lächeln. „Wollen Sie es auch anwenden, so schicken Sie mir ihre Tochter morgen Mittag her. Die beiden Mädchen können dann miteinander ihre Fahrt antreten."

„Aber wohin senden Sie sie?" wollte Jakob Löffler wissen.

„Einfach in eine Erziehungsanstalt," versetzte der Amerikaner, „etwa nach Washington-Cottage, und dort lasse ich sie so lange aufheben, bis ihnen ein anderer Kopf gewachsen ist."

Hätte Jakob Löffler gewußt, von welcher Art diese Erziehungsanstalt sey, er hätte sich doch einige Zeit besonnen, ob er seine Fanny dahin senden solle!

Washington-Cottage iſt ein wunderſchön gelegenes Haus mit einer prachtvollen Ausſicht über die ganze Stadt und Bay von New-York. Es ſteht auf einem Vorſprung der Bergkette, die von Weehawken über Bergenhill hin ſich erſtreckt, nur etwa fünf Meilen von New-York entfernt, aber im Staate Jerſey, getrennt von New-York durch die Bay und den Hudſon. Schon weithin, noch ehe man an die ſteile Steige, die nach Bergenhill führt, kömmt, iſt es ſichtbar. Ohne Zweifel diente es früher einem reichen New-Yorker als Landſitz, denn es iſt noch jetzt mit einem großen Garten umgeben, der, wie es ſcheint, ehedem als Park angelegt war. In neueſter Zeit hatte es eine fromme Dame angekauft, die im Geruch ſtand, daß ſie von der Geiſtlichkeit beſonders protegirt werde. In der That wurden auch ihre Annoncen, die ſie in die öffentlichen Blätter rückte, von einigen hohen Würdenträgern der puritaniſchen Kirche mitunterſchrieben, ſo daß dieſe gleichſam für die Ehrenwerthheit und die Frömmigkeit der Dame hafteten. Dieſe hatte nämlich in dem oben beſchriebenen Anweſen ein Penſionat für junge Frauenzimmer errichtet, und brauchte natürlich eine glänzende Empfehlung, um Penſionärinnen zu bekommen. Allein nirgends in der Welt wird mehr Schlechtigkeit unter dem Deckmantel der Religion getrieben, als in New-York und Amerika. Die Heuchelei, die Niedertracht iſt hier zu Hauſe. Und ſo ſchien es auch bald, daß die frommen Empfehlungen der vornehmen geiſtlichen Hirten der Dame zu Nichts dienen ſollten, als dazu, ihrem Inſtitute ein Renomé und eine gewiſſe Sicherheit vor der Polizei und den Behörden zu verſchaffen. Denn man ſah daſelbſt weniger junge Frauenzimmer, die des Unterrichts genoſſen, als Müſſiggängerinnen, die zum „Vergnügen“ hier weilten, und

nicht ſelten Beſuche empfingen, welche ſie im elterlichen Hauſe wohl nicht hätten empfangen dürfen. Viele weilten auch in dieſem weiblichen Penſionat, um ihre Schande vor der Welt zu verbergen und das Kind des Leichtſinns und der Sünde in Abgeſchiedenheit und Heimlichkeit zu gebähren. Nicht Wenige darunter waren vielleicht, nicht ledige Mädchen, ſondern Frauen, deren Gatte auf einer weiten Seereiſe begriffen war, und von denen nun ihre Bekannten und Freundinnen glaubten, ſie ſeien bei fernen Verwandten auf Beſuch, während ſie im nahen Waſhington-Cottage die Frucht ihrer Schlechtigkeit verbargen. Hie und da gab es auch wieder ſolche Penſionärinnen, die nicht freiwillig hier oben hauſten, ſondern welche von Eltern und Vormündern aus beſonderen Gründen der frommen Dame übergeben wurden, um ſie für eine Zeitlang von der Welt ferne zu halten. Es waren dieß meiſt ſtörriſche Köpfchen (wenigſtens wurden ſie dafür ausgegeben), welche ſich bei der Wahl des zukünftigen Gatten nicht nach dem Willen des Vaters oder Vormundes richten wollten. Vielleicht war es auch hie und da eine Frau, welche der Gatte für eine wirkliche oder vermeintliche Untreue zu ſtrafen oder wenigſtens den Augen ihres Verführers zu entrücken ſuchte. Derlei unfreiwillige Penſionärinnen wurden nicht viel beſſer gehalten, als in einem Gefängniß die Gefangenen. Vielleicht war die Koſt nicht gerade zu verachten, beſonders wenn gut für ſie bezahlt wurde, allein ihr Zimmer war jedenfalls wohl mit Gittern verſehen und von einer Erlaubniß, dieſes Zimmer zu verlaſſen, konnte natürlich keine Rede ſeyn. Auch hatten alle dieſe „Gefangenenzimmer“ ihre Fenſter gegen Weſten, d. h. nicht New-York und der See zu, ſondern gegen einen Wald hin, der nicht weit hinter dem

Landhause begann und sich fern in's Land hinein erstreckte. Ueberdieß war das Haus auf dieser Seite noch mit einer hohen Mauer umgeben, welche einen kleinen Garten einschloß, der zum Nutzen angelegt, die nöthigen Gemüse lieferte. Es mußte der Inhaberin dieses rühmlichen Pensionats natürlich Alles daran liegen, daß keiner dieser „unfreiwilligen" Zöglinge entkam, denn nicht nur wäre eine strenge Strafe für solche gewaltthätige Entziehung der persönlichen Freiheit in Aussicht gestanden, sondern das Pensionat hätte auch auf einmal sein bisheriges Renomé verloren. Darum nahm die fromme Dame solche „Unfreiwillige" nur mit großer Vorsicht auf. Es mußten Töchter von Männern sein, die eine Geltung in der Welt hatten und denen es an irdischen Gütern nicht mangelte, damit im Falle einer Entdeckung das Gesetz mit einem goldenen Lappen gerieben und geschweigt werden könne. Ueberdieß wurde das Kostgeld für derartige Zöglinge so hoch angesetzt, daß gewöhnliche Menschen gar nicht daran denken konnten, eine Pensionärin dahin zu senden.

Der alte Waters hatte kein Wort zu seiner Tochter gesagt: nicht eine Silbe des Vorwurfs war ihm entschlüpft. Sie konnte nicht ahnen, daß er um ihr Verhältniß zu French Louis wisse. Ebenso hatte es auch Jakob Löffler gehalten. Er nannte weder den Namen Franz, noch berührte er das Verhältniß zu demselben. Den andern Tag aber sandte er seine Fanny mit einem Briefe zu Herrn Waters. „Er sey genöthigt, eine kleine Reise zu machen, und könne daher nicht selbst hinkommen, weil er erst spät Abends wieder zurückzukehren im Sinne habe." So sagte er, solle sie ausrichten. Er wußte aber wohl, daß sein Brief ein Uriasbrief war. Fanny schaute hoch auf, wie ihr Vater den Namen Waters nannte.

„Woher kennt er dieſen reichen Amerikaner?“ dachte ſie, ſagte aber keine Sylbe, eben ſo wenig, als ſie davon geſprochen hätte, daß ſie und Silly Freundinnen ſeyen.

Sie nahm den Brief und machte ſich auf den Weg zu ihrer Freundin.

„Du kommſt alſo vor Abend nicht nach Hauſe, Vater,“ ſagte ſie zum Abſchied. „So kann ich wohl einige Stunden länger ausbleiben.“

Schon wollte er fragen, wohin ſie zu gehen beabſichtige; ſchon wollte er ihr einen etwaigen Beſuch bei Franz verbieten; allein er beſann ſich eines Beſſeren. „So lange du willſt, kannſt du ausbleiben,“ erwiederte er; „nur gehſt du zuerſt zu Herrn Waters.“

Er ſah ihr lange nach, wie ſie fortging. Faſt gereute ihn ſeine Härte, und es fehlte nicht viel, er hätte ſie zurückgerufen. Allein der Hochmuthsteufel ſiegte. „Sie ſoll den Franz entweder vergeſſen,“ murmelte er, „oder muß ſie ihn dahin bringen, daß er ſeinen Käskram aufgibt. Und ſo eine kleine Abkühlung in der Fremde kann ihr nichts ſchaden. Hält's die im Ueberfluß erzogene Tochter des reichen Amerikaners aus, ſo kann ſie es doppelt gut aushalten.“

Herr Waters war zu Hauſe. Er befand ſich im Zimmer ſeiner Tochter und ſeit langer Zeit hatte ihn dieſe nicht ſo aufgeräumt und guter Dinge geſehen. Gerade hatte er ſie eingeladen, heute Mittag mit ihm über Jerſeycity gegen Bergenhill eine Luſtfahrt zu machen, damit er ihr ein neues Gut zeigen könne, das er erſt kürzlich erworben habe. Gefalle es ihr dort, ſo könne ſie künftig die Sommermonate daſelbſt zubringen. Mit Freude hatte Silly den Vorſchlag angenommen.

Sie war vergnügt, weil ihr Vater vergnügt schien. In diesem Augenblicke kam Fanny und überbrachte ihren Brief. Ein sonderbares Lächeln überzog das Gesicht des alten Waters, wie er des Briefes und des Mädchens ansichtig wurde. Er ließ sich jedoch nichts weiter merken, auch nicht wie er sah, daß Fanny und Silly alte Bekannte seyen.

„Aber, Vater," sagte jetzt Silly, „ich werde dich nun nicht begleiten können, denn meine Freundin Fanny lasse ich nicht so bald wieder los. Wir können ja ein anders Mal nach Bergenhill hinauffahren."

„Ei warum denn?" meinte Herr Waters gutmüthig. „Deine Freundin Fanny thut uns wohl den Gefallen, uns zu begleiten. Du hast dann gleich einen doppelten Gruß, den der Freundschaft und der Ausfahrt."

So wurde es abgemacht. Es traf sich ja prächtig, daß Fanny den ganzen Tag ausbleiben konnte, weil ihr Vater nicht daheim war!

Es ist eine herrliche Fahrt, die Fahrt über den Hudsen nach Bergenhill hinauf. Zwar führt der Weg eine gute Strecke weit durch ein Sumpfland, das im Winter und Frühjahr häßlich genug sich ausnimmt, und eben so ungesund als häßlich ist. Allein im Sommer und Spätjahr sind die Sümpfe durch die große Hitze ausgetrocknet und man sieht Nichts, als Eine große, weite, grüne Wiese, mit mannshohem Grase und in der Wiese des weidenden Viehes die Menge, oft ganz oder doch halb vom Grase verdeckt. Und je weiter man den Berg hinaufkömmt, um so herrlicher gestaltet sich die Umgebung. Nichts als liebliches Gebüsch, saftiges Grün, hohe Bäume, und im Hintergrund die große Stadt Jersey-City, das noch größere New-York und die unerschöpfliche Bay des eindringenden Meeres!

Nicht daß etwa die Cultur all dieſe Herrlichkeit erſchaffen oder auch nur dabei nachgeholfen hätte, o nein, Alles war das Werk der Natur; denn Cultur findet man noch wenig in Amerika, ſelbſt in der nächſten Nähe der Städte nicht, außer wenn ein Nutzen daraus erzielt werden kann.

Bald zeigte ſich Waſhington-Cottage. „Iſt das das Landhaus, welches du gekauft?“ rief Silly fröhlich. „Das liegt ja wunderherrlich.“

„Es ſoll mich freuen, wenn es dir daſelbſt gefällt,“ erwiederte der Vater nicht ohne einen Anflug von Ironie.

„Aber das Haus ſcheint ja bewohnt,“ rief Fanny, die einige Köpfe an den Fenſtern erſcheinen und einige Damen vor dem Hauſe im Schatten der Bäume luſtwandeln ſah.

„Verſteht ſich,“ entgegnete Herr Waters. „Die früheren Beſitzer ſind noch nicht ausgezogen und ich kann das Gut erſt in einigen Wochen antreten.“

Sie fuhren am Portale des Landhauſes vor und waren bald im Beſuchszimmer. Herr Waters entfernte ſich, um die Dame des Hauſes aufzuſuchen. Sie war ihm nicht unbekannt, darum ging er ſogleich ohne Umſchweife auf ſeinen Zweck los. Die fromme Frau verſtand ihn und war bereit ſeinen Wünſchen nachzukommen. Die Bedingungen wurden gemacht und von ſeiner Seite bewilligt.

„Sie ſind ein wenig theuer, Madame,“ ſagte Herr Waters; allein ich will nicht markten. Ich ſehe, Sie haben einiges Riſico bei der Sache. Hier ſind Zweihundert Thaler Vorſchuß für vier Wochen.*) Will ich die Mädchen noch länger hier

*) Das macht in deutſchem Geld 6000 fl. das Jahr, ein Koſtgeld, das ſogar in Amerika enorm iſt. Es gibt übrigens Penſionate

laſſen, ſo bin ich heute über vier Wochen da und erneute das Koſtgeld. Aber ich verlaſſe mich darauf, daß es ſo gehalten wird, wie ich Ihnen angegeben."

„O, Sie können hierüber ganz beruhigt ſeyn," erwiederte die fromme Frau. „Die Mädchen müßten den Teufel im Leibe haben, wenn ſie aus dem Zimmer entkämen, das ich ihnen anweiſen will. Ich will ſie ſchon zahm machen."

„Ganz recht," meinte Herr Waters, dem doch bei dem Anblick dieſer Scheinheiligen etwas unheimlich zu Muthe war. „Nur wünſche ich ebenſo wenig eine übergroße als unnöthige Strenge. An guter Koſt ſollen Sie es nicht fehlen laſſen, auch nicht an Büchern zur Unterhaltung. Sogar Umgang dürfen Sie ihnen geſtatten, jedoch nur mit Solchen, die unter ähnlichen Umſtänden hier leben. Nur Beſuche und Briefe dürfen Sie nicht geſtatten. Eine Correſpondenz nach New-York wäre mir ebenſo unangenehm, wie ein Entfliehen. Dagegen meine ich, aus dem kleinen Gärtchen hinter dem Hauſe ſey kein Entkommen möglich, denn die Mauern ſind ja hoch genug. Alſo laſſen Sie ſie alle Tage ein paar Stunden da zubringen, natürlich unter Aufſicht einer Dienerin. Kurz ich verlaſſe mich auf Sie, daß Sie die Humanität mit Strenge verbinden, denn mein Zweck iſt nicht zu ſtrafen, ſondern ich will blos eine

---

ähnlicher Gattung, die noch weit theurer ſind, beſonders für Damen, die heimliche Wochen feiern wollen. Natürlich ſind auch die Ausgaben nicht gering, nicht etwa für Nahrungsmittel, denn dieſe ſind wohlfeil, aber für den Hausarzt, damit man ſein Stillſchweigen erkauft, und für die Dienſtboten, vor denen man natürlich kein Geheimniß haben kann, und die deßhalb gut bezahlt werden müſſen, damit ſie nicht plaudern.

Verbindung zerreißen, die gegen meinen Willen geknüpft worden iſt. Ich hoffe, Sie verſtehen mich."

„Vollkommen, Herr Waters," entgegnete die Vorſteherin der frommen Penſionats-Anſtalt. „Haben die Mädchen eine Ahnung von dem, was ihnen bevorſteht?"

„Nicht im Geringſten," erklärte der Amerikaner. „Im Gegentheil, ſie meinen, ich habe das Landhaus hier gekauft und ſie ſeyen hier, es zu beſehen."

Wollen Sie ſie ſelbſt einſperren?" fuhr die Dame ganz kaltblütig fort. „Ich will Ihnen das Zimmer weiſen und dann können Sie ſie ja dorthin führen, unter dem Vorwand, ihnen das Haus zu zeigen. Sind die Vögel einmal im Zimmer drinn, ſo drehen Sie den Schlüſſel um, und an ein Entſchlüpfen iſt dann nicht mehr zu denken."

„Ich will doch lieber Ihnen dieſe Mühe überlaſſen," meinte Herr Waters, den ein kalter Schauder überlief. „Aber noch einmal ermahne ich Sie, geben Sie mit ſo wenig Strenge als nur immer möglich, zu Werk, und beſonders laſſen Sie es nie an der gebührenden Höflichkeit fehlen."

Silly und Fanny hatten ſich indeſſen im Parlor an der herrlichen Ausſicht ergötzt, die man von da über den Hafen und die Stadt New-York hatte. Die lange Abweſenheit des Herrn Waters war ihnen gar nicht aufgefallen, da ſie viel zu ſehr mit dem Panorama beſchäftigt waren, das ſich vor ihnen ausdehnte. Sie ſtanden ſchweigend am Fenſter, als die Dame des Hauſes eintrat.

„Ihr Herr Vater erwartet Sie unten," ſagte dieſe, die Stille unterbrechend. „Ich habe dort einige Erfriſchungen auftragen laſſen. Wollen Sie die Güte haben, mir zu folgen?"

Arglos folgten die beiden Mädchen der Frau. Es ging eine Treppe hinunter, in eine Art Erdgeſchoß. Die Frau ſchloß eine Thüre auf, die in ein hinteres Zimmer führte; ſie bat die Mädchen voranzugehen; ohne eine Ahnung, daß man Etwas gegen ſie im Schilde führe, traten dieſe ein: Silly glaubte, ihren Vater dort zu finden. Kaum jedoch waren ſie im Zimmer, ſo fiel die Thüre zu, der Schlüſſel drehte ſich im Schloſſe, und gefangen waren ſie.

Gleich darauf fuhr Herr Waters von Washington-Cottage ab. Er glaubte den Schrei immer noch zu hören, der aus dem Erdgeſchoße herauf ertönt war, als die Mädchen ſich eingeſchloſſen fanden. Erſt als er ſein Haus in New-York wieder betrat, wurde er wieder ruhig. „Die tolle Liebe wird ihr jetzt ſchon vergehen," dachte er. „Wenn ſie mir verſpricht, nichts mehr mit ihm zu thun haben zu wollen, ſo werde ich ſie nach vierzehn Tagen ſchon holen. Aber lieb iſt mir's doch, daß ſie eine Geſellſchafterin hat. Die Verzweiflung müßte ſie ja ſonſt umbringen."

Von allen Hausbewohnern des Herrn Waters wußte keiner, wohin Fräulein Silly gekommen ſey. Den Tag darauf ging ein Koffer mit Kleidern und Weißzeug und Büchern an ſie ab, aber Herr Waters hatte die Adreſſe ſelbſt geſchrieben, und den Koffer dem Expreßmann, d. i. dem Inhaber der Schnellfuhre, die zwiſchen Bergenhill und New-York fuhr, perſönlich übergeben. Niemand wußte Etwas Anderes, als daß Fräulein Silly zu Verwandten gereist ſey, und daß man nicht ſagen könne, wann ſie wieder zurückkehre.

Seit Franz Mayer den Zusammenstoß mit Jakob Löffler gehabt hatte, ließ es ihm keine Ruhe mehr zu Hause. Zwar ging sein Geschäft den gewöhnlichen Gang, allein die Sorge dafür lag mehr dem Gehülfen ob, als dem Prinzipale, denn dieser wurde von einer peinlichen Unruhe hin- und hergetrieben. Oftmals schalt er sich selbst einen Narren, daß er dem Vater Löffler nicht nachgegeben und so seine ganze Zukunft, so wie die seiner Braut aufs Spiel gesetzt habe; dann aber trat wieder die kühlere Ueberlegung ein und er mußte sich sagen, daß er recht gehandelt habe, denn er wollte als ehrlicher Mann sich durchschlagen und haßte alle Großthuerei und Schwindelei. Wie aber aus diesem Dilemma sich herauswinden? Nachgeben konnte er nicht, wenn er nicht alle Selbstachtung verlieren wollte, er konnte es nicht, wenn er nicht seine ganze künftige Existenz aufs Spiel setzte! Und doch wollte er den Schwiegervater versöhnen, wollte Alles wieder in's alte Geleis bringen!

Zweimal war er schon in der Greenwichstreet gewesen, beide Male hatte er den French Louis nicht getroffen. Er mußte zum dritten Male hingehen, denn als ob's Instinkt gewesen wäre, trieb es ihn, diesen Mann, der schon mehrmal in sein Leben hereingegriffen hatte, zu seinem Vertrauten zu machen, ihn um seine Hülfe anzugehen. War es doch bekannt, daß French Louis Allen denen beistand, denen er wohl wollte, ja daß er, trotz seiner Rohheit, trotz der Gesetzlosigkeit, mit der er seine Nebenmenschen behandelte, den Unterdrückten immer ein Beschützer war, trotzdem daß dieser Schutz selbst wieder zum größten Theil gegen die Gesetze verstieß! French Louis handelte immer auf eigene Faust, er trieb es, wie die Raubritter in Deutschland es zu ihrer Zeit trieben; aber keine sei-

ner Thaten ging aus einem bösartigen Herzen hervor. Er war der Anführer einer Bande, die mit der Ordnung und dem Geſetz in ewiger Fehde lag; aber oft und viel half er dem Recht zum Siege vermittelſt einer That, die als Verbrechen im Geſetzbuch des Staates figurirte. Und dieſer Mann hatte ihm ja ſeine Hülfe verſprochen, er hatte ihn aufgefordert, in jeglicher Lage des Lebens ſich getreu an ihn zu wenden! Warum ſollte er es nicht thun?

French Louis war abermals nicht in ſeiner Wohnung. Es war ein Schiff von Deutſchland mit Einwanderern gekommen und Louis mußte ſeinen Runnergeſchäften nachgehen. Er mußte die Neuangekommenen in Empfang nehmen und in eines der Wirthshäuſer ſpediren, mit denen er in Verbindung ſtand und von denen er ſeinen Sold empfing. Franz ließ ſich das Warten nicht verdrießen. Endlich kam French Louis. Aber ſein Geſicht zeigte nicht den gewöhnlichen Frohſinn, ſeine Miene war ernſt, faſt düſter.

„Du willſt mir dein Elend klagen, armer Burſche," rief er dem Franz ſchon von weitem entgegen. „Aber da biſt kein Klagen und kein Jammern; bin ich ja doch noch elender daran, als du!"

„Aber du kannſt doch nicht wiſſen, was mir paſſirt iſt?" entgegnete Franz.

„Nun ſo erzähle es," verſetzte French Louis mit einem ſchwachen Lächeln, „und vielleicht kann ich dir dann beweiſen, daß ich noch weit mehr davon weiß, als du."

Franz erzählte den ganzen Vorgang zwiſchen ihm und ſeinem Schwiegervater; er erzählte Alles, was paſſirt war, ſeit Jakob Löffler das Goldſtaubkrüchen von Californien erhal-

ten hatte. Nichts vergaß er, ſogar nicht einmal die Orden, mit denen die beiden Herren bekleidet waren, welche den Jakob Löffler am letzten Sonntag abgeholt hatten. Bei der Beſchreibung dieſer beiden Herren wurde French Louis wieder etwas heiterer. Die alte Laune kehrte auf ſein ſonſt immer ſo fröhliches Geſicht zurück. Er ſchüttelte ſich, wie wenn er alle trübſeligen Gedanken auf Einen Ruck von ſich abwälzen wollte.

„Ja, ja," rief er plötzlich. „Es iſt außer allem Zweifel. Das Signalement trifft auf's Haar. Allein zur Vorſorge wollen wir uns noch durch das Zeugniß Maſter Dyers überzeugen."

Dann ging er ein paar Mal im Zimmer auf und nieder.

„Aber den Schluß deiner Erzählung haſt du ja vergeſſen!" lachte er laut auf. „Oder weißt du etwa noch nichts davon, daß deine Fanny auf und davon geführt wurde, daß ſie von ihrem trefflichen Herrn Vater in eine feſte Burg eingeſchloſſen worden iſt, aus der keine Zugbrücke in's Freie führt!"

Franz war wie vom Donner gerührt. „Wie?" rief er, „Fanny iſt fort, Fanny iſt von ihrem Vater entführt, um ſie mir zu entreißen. Das iſt ja platterdings unmöglich. Und doch! Darum hat ſie alſo geſtern und heute noch Nichts von ſich hören laſſen!"

„Und wird wohl auch in der nächſten Zeit nichts von ſich hören laſſen," verſetzte Louis. „Die alten Herren haben ihre Maaßregeln gut getroffen. Aber mach' kein ſo verzweifeltes Geſicht. Bin ich denn um ein Haar breit beſſer daran? Auch meine Silly iſt entführt. Ja, die beiden Fräulein ſind zuſammen entführt worden. Der alte Waters hatte offenbar

die Hand im Spiele. Du ſiehſt alſo, wir ſind Leidensbrüder. Du, ein ſolider, ehrlicher Kaufmann, ein Mann, dem ſeine Feinde keinen leichtſinnigen Streich nachſagen können, du wirſt von deinem Schwiegervater über Bord geworfen, eben weil du ſolid und ehrlich biſt; und ich, ein leichtſinniger, wilder Kamerad, der ſich den Teufel um Etwas kümmert, ich werde von meinem Schwiegervater der Ehre, ſein Tochtermann zu ſeyn, nicht für würdig gehalten, eben weil ich kein Mann der Ordnung bin! Wir ſollten eigentlich mit den Schwiegervätern tauſchen."

Dazu lachte er wieder, daß das Zimmer dröhnte; aber es war doch kein ſo recht fröhliches, herzliches Lachen, ſondern vielmehr ein recht biſſiges und ingrimmiges, dem man den innerlich kochenden Zorn anhörte.

„Aber woher weißt denn du das Alles?" fragte Franz.

„Oh, ich weiß verſchiedene Dinge, die in der Stadt vergehen," verſetzte Louis, „von denen die Polizei keine Ahnung hat. Freilich, wenn meine Spione nicht beſſer wären, als die Polizeiſpione, ſo ſtände es ſchlecht um mich. Und doch ſind ſie noch ſchlecht genug; denn ich weiß zwar wohl, daß Silly und Fanny ſeit geſtern nicht mehr in der Stadt ſind; wo ſie aber hingebracht wurden, iſt mir eben ſo unbekannt, als dir; doch komm, wir müſſen zu Master Dyer. Ich glaube, ich bin auf einer Spur, die vielleicht zum Ziele führt. Aber nun, Mann, wirf deine Trauerlarve ab und mach' mir ein ander Geſicht. Wir beſen die zwei Mädchen, und wenn ſie nach Europa hinübergeſchickt worden wären. Sind ſie aber bei uns hier in der Nähe irgendwo verſteckt, ſo ſoll mir's nicht darauf ankommen, ein ganzes Dorf in Flammen aufgehen zu laſſen, wenn ich ſie nicht anders herausbekommen kann."

Man ſah es ihm an, daß es ihm Ernſt war mit ſeiner Drohung, und daß er keinen Augenblick gezaudert hätte, ſie in's Werk zu ſetzen, falls er ſeinen Zweck nicht anders erreichen konnte.

Sie verließen das Zimmer und gingen die Greenwichſtreet hinauf dem Parke zu. Wie ſie jedoch in die Deyſtreet einbogen, wurden ſie durch einen Anblick aufgehalten, den man zwar dort faſt alle Tage im Sommer haben kann, der aber doch immer einen ſchmerzlichen Eindruck macht. An der Straße, auf dem Trottoir, ſaß ein Weib mit zwei Kindern, einem Buben und einem Mädchen, und weinte bitterlich. Die drei waren nicht gekleidet, wie man es in New-York zu ſehen gewohnt iſt, ſondern nach Art der Bewohner der kleineren Städte in Norddeutſchland.

„Was weinſt du Frau?“ fragte Louis, vor ihr ſtehen bleibend. „Ich meine, ich habe dich ſchon geſehen. Biſt du nicht mit dem Schiffe „Herſchel“ heute angekommen? Warum biſt du nicht in deinem Wirthshaus, wohin auch die Andern gegangen ſind?“

„Ach, ich habe kein Geld,“ klagte die Frau, „und der Wirth hat mich fortgejagt, ich ſoll wo anders mein Unterkommen ſuchen; denn unſern einzigen Koffer mit unſern paar Kleidern konnte ich ihm doch nicht verſetzen.“

„So ſind die Leute,“ eiferte Louis. „Kommen von Deutſchland herüber, und haben nicht einmal mehr ſo viel in der Taſche, um nur ein Nachtquartier zu bezahlen. Es iſt Gottvergeſſen!“

„Ob, wir hätten ſchon was, wenn nur der Vater da wäre,“ rief jetzt der Knabe dazwiſchen. Es war ein flug aus-

ſehendes Bürſchchen von etwa acht oder neun Jahren, das ſich recht patzig hinſtellte.

„Und wo iſt dein Vater?“ fragte nun French Louis.

„Ach, der iſt uns vorausgereiſet,“ ſeufzte die arme Frau, um ſich nach einer Brodſtelle umzuſehen. Er muß ſchon vier oder ſechs Wochen hier ſeyn, und wollte uns am Schiffe abholen, da er wußte, mit welchem Schiffe wir abgingen.“

„Und der Schurke iſt nicht gekommen?“ donnerte Louis, „dem Kerl ſchlitz ich die Ohren auf, wenn ich ihn treffe. Aber kommt Frau, nehmet Eure Kinder an die Hand: ich will Euch auf ein paar Tage Obdach verſchaffen, denn auf der Straße könnt Ihr nicht campiren. Vielleicht kommt Euer Mann doch noch, wo nicht, ſo müßt Ihr euch eben um Arbeit umſehen.“

„Das will ich gleich Morgen thun,“ rief wieder das kleine Bürſchchen, indem es ſein Haupt ganz muthig erhob. „Ich werde ſchon etwas finden, Mutter, und dann ernähre ich dich und die Schweſter. Weine jetzt nur nicht mehr.“

French Louis lachte. Er langte in die Taſche und gab dem kleinen Kerl einen Fünffrankenthaler. „Da haſt du einmal etwas zum Anfang,“ ſagte er, „vielleicht kann ich mehr für dich thun, wenn du mich morgen beſuchſt.“ Dabei gab er ihm ſeine Karte, um zu ſehen, ob der Knabe leſen könne. Aber der hatte ſchon den Namen French Louis, und die Wohnung deſſelben heruntergeleſen, nachdem er die Karte kaum empfangen.

Louis führte die Frau mit ihren Kindern in ein Gaſthaus und zwar gerade in daſſelbe, wo ſie der Wirth nicht hatte behalten wollen. Er warf ein Goldſtück auf den Counter. „Ich denke, das ſollte auf drei Tage langen, Jean,“

ſagte er zum Wirthe. „Wenn du mir aber wieder eine arme Frau mit Kindern auf die Straße ſetzſt, weil ſie nicht genug Geld haben um für's Uebernachten bezahlen zu können, ſo will ich dir ein's verſetzen, daß du deiner Lebtag daran denkſt. Haſt du mich verſtanden?"

Der Wirth erſchrack bis in den Tod. Er wollte dem Louis das Goldſtück wieder aufdringen und die Frau nicht blos drei, ſondern acht Tage lang umſonſt behalten, um den Louis nicht zu ärgern. Aber dieſer war ſchon wieder auf der Straße, nicht aber ohne daß er bemerkt hätte, wie auch Franz dem muthigen Knaben ein Goldſtück zuſteckte.

Sie ſchritten luſtig weiter. „Jetzt wiſſen wir nicht einmal, wie die arme Frau heißt," rief plötzlich Louis. 'S iſt mir eigentlich nicht wegen ihres Namens, ſondern wegen des Namens des Schuftes, der ſie ohne Zweifel im Elend ſitzen läßt."

Wie der Blitz war er wieder im Gaſthof. „Wie heißt dein Vater, Junge?" rief er dem Buben zu.

„Johannes Blümlein," war die Antwort.

In einer Minute war French Louis wieder bei Franz, aber auf dem ganzen Wege ſprach er kein Wort. Der Name Johannes Blümlein wollte ihm nicht aus dem Kopfe.

Herr Dyer wohnte in dem hübſchen Hotel, das ſich an der Ecke des Parks und der Beckmannsſtreet auf zwei Seiten ausdehnt. Sein Zimmer hatte die Ausſicht auf Cityhall hin. French Louis ließ ſich kaum Zeit zu den gewöhnlichen Begrüßungen. „Franz," rief er, „beſchreibe noch einmal die Orden, welche die beiden Schlingel trugen."

Franz that es.

„Nicht wahr, ſie ſind's?" rief wieder Louis. „Oh,"

setzte er hinzu, als Herr Dyer die Frage bejahte, „ich wußte es längst, aber ich wußte nicht, zu welchem Zwecke der Diebstahl deutscher Orden benützt werden würde. Jetzt weiß ich es so ziemlich. Nun, Franz, beschreiben einmal die beiden Herren, oder vielmehr nur den Einen; denn den Andern, den Herrn Johannes Blum, den Vetter Robert Blums, den Helden von Wien, Berlin und Dresden kenne ich zur Genüge."

Franz that, wie ihm geheißen.

„Nicht wahr, fuchsrothe Haare, eine blaurothe Nase und ein plumpes, gemeines Aussehen, mehr wie ein irländischer Trunkenbold und Lumpenstreich, als wie ein Gentleman sich benehmend? Ich wußte es längst, daß er der Dieb ist, aber ich wußte nicht, was er für eine Rolle mit dem „Fund" spielen wollte. Und nun erlauben Sie mir eine Frage und eine Bitte an Sie, Herr Dyer, „fuhr er mit bewegter Stimme fort. „Wollen Sie einem ehrlichen Manne, wie der Franz Mayer hier ist, und einem Taugenichts von Raufbold, wie ich Einer bin, beistehen, das höchste Glück ihres Lebens zu erwerben? Wollen Sie ihnen beistehen, die Einwilligung ihrer widerspenstigen Schwiegerväter zu erwerben und zwar auf rechtlichem, geradem Wege? Wollen Sie zwei Paare glücklich machen, und deren Dankbarkeit auf immer erringen? Gewiß, gewiß wollen Sie das! Nun denn, Sie haben mir erzählt, wie der Mann, den wir hier gewöhnlich Dutch-Jakob heißen, Ihnen ein Stück Californiaerz abkaufte; Sie haben mir gesagt, daß er später wieder zu ihnen gekommen sey mit einem neuen Anliegen; — gut, gehen Sie auf dieses Anliegen ein; empfangen Sie den Dutch-Jakob noch einmal, wenn er sich bei Ihnen meldet, und bewilligen Sie ihm alle seine Forderungen. Wir

wollen ihn in ſeiner eigenen Schlinge fangen. Wann wollte er wieder zu Ihnen kommen?“

„Heute!“ erwiederte Herr Dyer. „Sie wiſſen ja,“ daß ich nichts thun wollte, ehe ich mit Ihnen geſprochen. Es fiel mir ſchon damals auf, wie er das erſte Gelderz von mir kaufte; wie er jedoch das zweite Mal kam, um noch mehr Gelderz zu kaufen, und wie er gar nachher von mir haben wollte, ich ſolle ihm künſtliche Goldadern in gewöhnlichen Kalkſtein hineinlaſſen, daß es wie natürliches Gelderz ausſehe, da kam mir das Ding doch ein wenig ſpaniſch vor. Deßwegen benachrichtigte ich Sie von der Sache.“

„Und heute erſuche ich Sie inſtändig,“ verſetzte Louis; „verkaufen Sie ihm Gelderz, ſo viel er will. Machen Sie ihm künſtliche Goldadern in ſein Geſtein, wenn er es wünſcht. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, Sie helfen zu keinem Verbrechen, ſondern umgekehrt, zu Verhütung eines ſolchen, und überdieß zu dem Glück von uns beiden. Aber ſo wahr ich lebe,“ ſetzte er plötzlich hinzu, einen Blick durch's Fenſter werfend, „da kommt er den Park herunter. Franz, iſt das dein Mann? Der Begleiter des Johannes Blum?“

Richtig war er es. Nur trug er damals eine weiße Krevatte und einen ſchwarzen langen Rock, während er heute in ſeinem gewöhnlichen Anzug herumlief. Franz erkannte ihn ganz deutlich, beſonders wie er, auf das Hotel zugehend, immer näher kam.

„Er kommt herauf,“ ſagte Herr Dyer. „Treten Sie in dieſes Nebenkabinet; ſo können Sie alles mitanhören.“

„Ich möchte ihm lieber den Hals umdrehen,“ meinte Louis; „aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.“

Kaum war die Thüre des Nebenzimmers hinter Franz und Louis geschlossen, so trat Dutch-Jakob ein. Er hatte einen schweren Pack unter dem Arm, den er nur mühsam mitschleppte.

„Sie halten Wort, mein Herr," rief ihm der Californier entgegen. „Sie sind auf die Minute eingetroffen, wie Sie gestern sagten."

„Und Sie?" meinte Dutch-Jakob, indem er sich anstrengte, artig und höflich zu seyn. „Wie ist's mit Ihnen? Können Sie mir das Verlangte liefern? Ich würde Ihnen unendlich dankbar seyn."

„Ich denke, es wird gehen," versetzte Herr Dyer; „zwar ächtes californisches Gold erz habe ich nur noch wenig. Das Meiste ist verkauft bis auf einige besonders schöne Stücke, die ich mit mir nach Deutschland zu nehmen gedenke. Doch steht Ihnen immer noch eine kleine Quantität zu Diensten. Was aber das Einlegen von Goldadern in gewöhnlichen Stein anbelangt, so geht dieß wohl, wenn man einen Goldschmelztiegel besitzt. Hier in meinem Hotel jedoch geben mir solche Apparate ab."

„Oh, wenn sonst kein Hinderniß da ist," rief Dutch-Jakob eifrig, „so kann ich leicht dienen. Ich habe einen Freund, einen Apotheker, der gibt Ihnen mit Vergnügen, wessen Sie bedürfen. Alle seine Tiegel und Retorten stehen Ihnen zu Diensten, nebst seinem Laboratorium. Ich hätte aber hiebei einen besonderen Wunsch. Das Gold sollte in eine besondere Steinart eingelassen werden, nämlich in diejenige, welche ich Ihnen hier mitgebracht habe."

Mit diesen Worten enthüllte er das Paket, das er bei

ſich trug, und zum Vorſchein kam ein großer Kalkſtein, der wenigſtens ſeinen halben Centner wog.

„Das iſt die Sorte goldhaltenden Steins, deren ich bedarf," ſetzte er hinzu.

Herr Dyer lachte laut auf, wie er dieſe gewaltige Steinmaſſe erblickte. „Da braucht man ja wenigſtens ſechs Pfund Gold," meinte er, „um dieſen Stein mit den gehörigen Goldadern ganz zu durchziehen. Das wird ſchwer Geld koſten."

„Oh, nicht doch," erwiederte Dutch-Jakob, etwas ängſtlich auf ſeine Steinmaſſe herabblickend. „Ich meine, man ſollte nur außen herum einige kleine Adern anbringen. Möchte nicht mehr daran rücken, als höchſtens hundert Thaler. Ich will nur den Spaß haben, Jemanden glauben zu machen, daß der Stein goldhaltig ſei; auf das „Viel oder Mehr" kommts hier nicht an; es handelt ſich blos darum, zu beweiſen, daß veritables, ächtes Gold im Steine enthalten iſt."

„Aber, mein Freund," entgegnete der Californier, „jeder nur halbwegs Sachverſtändige wird im Augenblicke einſehen, daß dieſe Gattung Stein in ſeinem Leben kein Gold halten kann. Es widerſpricht allen Geſetzen der Natur, daß Kalkſtein goldhaltig ſei."

Dutch-Jakob kratzte ſich hinter den Ohren; aber bald klärte ſich ſein Geſicht wieder auf. „Ich denke," ſagte er, „daß es viele New-Yorker gibt, die nicht einmal wiſſen, was Kalkſtein iſt und was nicht. Noch viel weniger wiſſen ſie etwas von den Geſetzen der Natur, und ob Kalkſtein Gold enthalten könne oder nicht. Die Hauptſache iſt, die Goldadern ſo auf den Stein hinzupracticiren, daß es den Anſchein hat, als ob

die Natur ſie da hätte wachſen laſſen. Wenn Sie das können, ſo iſt Alles gut."

„Nichts leichter, als das," meinte der Californier dagegen. „Man höhlt mit dem Stichel dünnere und breitere, oberflächlichere und tiefere, ſich hin- und herſchlängelnde Linien aus, in welche man das geſchmolzene Gold gießt, und in denen es dann mittelſt eines Silberkitts feſtgemacht wird. Selbſt geübte Augen können dadurch getäuſcht werden. Aber, ich habe nur noch Einen Anſtand. Zu welchem Zwecke wollen Sie dieſe Täuſchung benützen? Ich möchte um alle Welt nicht in eine Kriminal-Unterſuchung verwickelt werden."

Dutch-Jakob antwortete nicht im Augenblicke, ſondern zog zuerſt bedächtig ſein Taſchenbuch, das nicht übel mit Banknoten geſpickt ſchien, und legte zuerſt eine Hundertthalernote und dann eine Fünfzigthalerbill auf den Tiſch. „Die erſte iſt für das Geld, welches Sie brauchen," meinte er, „die zweite für Ihre Mühe. Um dieſen Preis werden Sie es ſchon wagen können. Ueberdieß weiß ja kein Menſch, daß Sie den Schmelzungsprozeß vorgenommen haben, und, — und das Ganze iſt nur ein Spaß, ein ganz unſchuldiger Spaß, eine Wette, die ich eingegangen habe, nichts weiter."

Meiſter Dyer ſchien beruhigt. „Bis wann müſſen Sie die Sache fertig haben?" fragte er, den Stein, welchen Dutch-Jakob mitgebracht hatte, auf die Commode legend.

„Längſtens bis Sonntag Abend," war die ſchnelle Antwort. „Am Montag wird die Wette entſchieden. Am Sonntag muß ich daher über das Geld verfügen können. Ich hoffe, daß Ihnen der Termin nicht zu kurz iſt."

Der Californier beruhigte ihn hierüber, und ſo ſchieden

ſie, nachdem Dutch-Jakob noch den Apotheker genannt hatte, bei dem die Arbeit vorgenommen werden könne, dem Anſcheine nach ganz zufrieden mit einander.

Gleich darauf machten French Louis und Franz Mayer wieder ihre Erſcheinung.

„Der Schurke," rief Louis mit hochgerötheten Wangen. „Der kalte, niederträchtige Schurke! Ich wollte ihn noch entſchuldigen, wenn es blos auf einen gewöhnlichen Betrug abgeſehen wäre; allein es kommt ihm gar nicht darauf an, ganze Familien in's Elend auf ihr Lebtag zu ſtürzen, wenn er nur einiges Geld damit erwerben kann. Doch ich hab' ihn, ich hab' ihn ganz ſicherlich. Er ſoll nicht blos ſeinen Zweck nicht erreichen, ſondern ſeine Niederträchtigkeit ſoll uns Allen, wenigſtens dem Franz und mir zum Heile gereichen, und Sie Herr Dyer werden dann das Bewußtſeyn mit ſich nehmen, durch Ihre Aufopferung ein halb Dutzend Menſchen glücklich gemacht zu haben."

In dieſem Augenblicke klopfte es an die Thüre, und einer von Louis Leuten trat herein. Er flüſterte ſeinem Anführer ein Paar Worte zu, die dieſer eben ſo leis erwiederte, und entfernte ſich dann ſchleunigſt wieder.

„Sie ſind pfiffiger, als ich vermuthet hätte," erklärte nun French Louis. „Der Kutſcher, mit dem der alte Waters die beiden Mädchen entführt hat, iſt nicht mehr in der Stadt. So kann ich's alſo auf dieſem Wege nicht herausbringen, wohin die Mädchen gebracht worden ſind; aber ich bring's doch heraus und von heute bis Montag iſt's noch lange Zeit. Am Ende ſind die Mädchen auch nicht ſo auf den Kopf gefallen und finden Mittel und Wege, mir eine Nachricht zukommen laſſen

zu können. Doch es iſt Zeit, daß ich nicht mehr in Räthſeln ſpreche, ſondern Euch baarklein Alles auseinanderſetze. Natürlich gebt Ihr mir Euer Wort darauf, keine Sylbe von Allem verlauten zu laſſen."

Er ſchellte nun dem Zimmerkellner und beſtellte Wein und Erfriſchungen.

„Sie entſchuldigen, Meiſter Dyer," ſagte er mit ſeiner gewinnendſten Miene, und in dieſem Augenblicke ſchien er nicht mehr French Louis, der Loaferkönig, zu ſeyn, ſondern ein fein gebildeter Gentleman, der ſich nur in gebildeten Kreiſen zu bewegen gewohnt war. „Sie entſchuldigen, aber meine Kehle iſt ganz eingetrocknet und meine Erzählung droht ein wenig lang zu werden. Da ſchwatzt ſich's weit beſſer bei einer Flaſche Champagner und einer guten Havannabeigarre."

Lange ſaßen ſie bei einander, der Erzählung des Louis horchend, und nicht wenig wunderten ſie ſich über ſeine Enthüllungen in Beziehung auf die Pläne des Bergwerk-Directors und ſeines Verbündeten. Am Ende trennten ſie ſich, als wären ſie treue, langjährige Freunde.

„Ich hoffe, es ſoll Euch gelingen," ſagte Herr Dyer, dem Louis kräftig die Hand ſchüttelnd. „Was von meiner Seite gethan werden kann, ſoll geſchehen und mit wahrem Vergnügen geſchehen. Ich ſehe Louis, Sie bergen unter Ihrer etwas wilden und rauhen Außenſeite ein Herz, deſſen ſich nur Wenige rühmen können. Vielleicht macht Sie ſpäter der Eheſtand etwas zahmer und erinnert Sie öfter an die Schranken des Geſetzes, die Keiner zu lange ungeſtraft übertritt."

French Louis lachte, aber ſchüttelte mit dem Kopfe.

Johannes Blum, der Neffe Robert Blums, der Held in vielen Schlachten, ſaß in ſeiner ärmlichen Stube, die er ſich gemiethet hatte und weinte bitterlich. Er hatte ein Zeitungsblatt vor ſich liegen, aber er las nicht darin, denn ſeine mit Thränen gefüllten Augen konnten nicht ſehen. Er ſeufzte und ſchluchzte ſo laut, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Oh! Was bin ich doch für ein erbärmlicher, elender Wicht!“ klagte er. „Jetzt kommen Weib und Kind an, und ich darf ihnen nicht entgegengehen, darf ſie nicht grüßen und herzen, weil ich ſonſt im Augenblick verrathen und verkauft wäre, wenn man erführe, wer ich eigentlich bin! Oh, was ſoll ich beginnen, wie ſoll ich mir helfen! Hätt' ich mich nie mit dem Teufel eingelaſſen, wie wohl wäre mir's jetzt, auch ohne einen Kreuzer in der Taſche; aber jetzt bin ich verloren, auf Zeit und Ewigkeit verloren! Mein Weib, meine Kinder werden im Elend verkümmern und ich wandere am Ende in's Zuchthaus, wohin ich wegen meiner Schlechtigkeit eigentlich ſchon lange gehöre. Und Er, der mich zu allem dem beredete, Er, der meine Schwachheit, meine Ruhmredigkeit, mein Großmaul benützte, um mich in dieſen Sündenpfuhl hineinzurennen, Er verläßt mich jetzt! Heilig und theuer hatte er mir verſprochen, wenn dieſer Fall eintrete, mir zu helfen und die Sache in's Geleis zu bringen, und jetzt, da ſitz' ich armer Wicht, und der Teufel, dem ich mich ergeben, verläßt mich und verlacht mich am Ende noch! Oh, mein Weib, meine Kinder, ach wäre ich nie geboren!“

So ſeufzte er fort und fort und die Thränen floßen reichlich dazu. Endlich ſtürmte es die Treppe herauf und die Thüre ward aufgeriſſen. Es war der Oberbergwerks-Direktor, der ſo ohne Umſtände eintrat.

„Victoria!“ rief dieser. „Alles geht vortrefflich. Gerade komme ich von dem Californier und er hat mir Alles versprochen. Bis nächsten Sonntag bekomme ich die Golderzstücke und den mit Goldadern durchzogenen Stein. Am Montag empfangen wir den Herrn Waters auf unserer Goldgrube, und es müßte der Teufel sein Spiel dabei haben, wenn wir ihn nicht überzeugten, daß hier Millionen zu gewinnen sind. Dann gibt er uns einen Wechsel auf seine Bank, damit wir das Werk ausbeuten und gleich drauf geht's über alle Berge. Ich für meinen Theil gehe nach Californien, wo sie mich in hundert Jahren nicht finden sollen. Victoria! Victoria!“

Je lauter aber der „Victoria“ rief, um so lauter heulte der Johannes Blum, und es war ein sonderbarer Gegensatz zwischen den zwei Männern, die sich doch vereinigt hatten, einen Theil von Weißbeckern in einen Goldberg zu verwandeln. Endlich merkte der Oberbergwerks-Direktor in seinem Glücke, daß sein Affecté ganz anders gestimmt sei.

„Kerl,“ rief er, „was seufzt und flennst du, wie ein altes Weib. Was ist dir in die Kehle gefahren, daß du thust, wie eine Frau, deren erster Mann gestorben ist?“

Aber der gab keine direkte Antwort, sondern heulte und klagte nur noch lauter. „Alles ist entdeckt!“ rief er schluchzend dazwischen. „Alles ist verloren! Das Schiff Herschel ist angekommen, Weib und Kinder sind angekommen. Wir sind geschlagene Leute. Morgen geht's direkt in's Zuchthaus!“

„Das Schiff Herschel ist angekommen?“ fragte nun seinerseits ziemlich verdutzt der Oberbergwerks-Direktor. „Woher weißt du denn das?“

Johannes Blum reichte ihm stillschweigend das Zeitungs-

blatt, welches vor ihm lag und worin, wie gewöhnlich, alle Schiffnachrichten verzeichnet ſtanden.

„Und du biſt am Ende in der Greenwichſtreet geweſen," fragte der Oberbergwerks-Direktor weiter, als er ſich von dem Factum überzeugt hatte. „Du haſt am Ende Weib und Kind in Empfang genommen und man weiß nun, wer du biſt und wie du heißt? Hab' ich dir denn nicht verboten, einen ſolchen Schritt zu thun? Hab' ich dir nicht erklärt, daß ich, wenn dein Weib ankäme, ſchon für das Weitere ſorgen würde? Und nun gehſt du Tropf her und ſetzſt Alles auf's Spiel, blos um ein Weib und ein paar Kinder zu begrüßen? Kerl, was ſoll ich mit dir anfangen?"

Der Oberbergwerks-Direktor war ganz zornig geworden und dabei funkelten ſeine Augen ſo wüthend, daß Johannes Blum jeden Augenblick fürchtete, derſelbe werde mit ſeinen Fäuſten über ihn herfallen.

„Aber ich bin ja gar nicht in der Greenwichſtreet geweſen," gab Johannes Blum ganz kleinlaut zur Antwort. „Das iſt ja eben mein Jammer, daß ich Weib und Kind im Elend ſitzen laſſen muß, um nicht in's Zuchthaus zu wandern!"

Dem Oberbergwerks-Direktor war es, als fiele ihm ein ſchwerer Stein vom Herzen. „Alſo du warſt noch nicht unten?" rief er. „Du Dummkopf von einem Feigling, wie magſt du dann ſagen, es ſei Alles entdeckt und Alles verloren? Menſch, ermanne dich! In acht Tagen hat Jeder von uns ſo viel, daß er für die Zukunft davon leben kann. Für ſolch' einen Zweck wirſt du doch noch Etwas thun können? Was liegt denn dran, ob du deine Frau ein paar Tage früher oder ſpäter ſiehſt? Kannſt du ihr doch nachher ein ſorgenfreies Leben

bieten, ein Artikel, den sie wahrscheinlich in ihrem Leben bis jetzt nicht kannte. Allons! Auf! Muth gefaßt, mein Junge. Ich bring' Alles in's Geleis."

Er ging einige Zeit in dem kleinen Zimmerchen auf und nieder wie zum Ueberlegen.

„Sie muß fort," sprach er endlich; „muß aus der Stadt hinaus. Sonst machst du einen dummen Streich und suchst sie auf und entdeckst Alles. Haben wir erst unser Schäfchen im Trockenen, dann magst du den zärtlichen Ehemann spielen, so lange du willst. Aber für jetzt können wir keine Weiberzungen brauchen."

„Und wohin willst du sie thun?" fragte Johannes Blum. „Etwa in eines der schlechten Häuser, mit denen du bekannt bist? Das leide ich nicht. Ich will zugeben, daß zu unserer Sicherheit ihre Entfernung auf acht Tage nöthig ist, aber dann soll sie wenigstens ehrenwerth untergebracht seyn."

„Was sagst du zu Washington-Cottage?" frug der Oberbergwerks-Direktor. „Hast du nicht gehört, wohin der alte Herr Waters seine und Löfflers Tochter bringen wollte? Ich denke, wo diese zwei Frauenzimmer anständig existiren können, kann es deine Frau auch. Zudem, je mehr ich mir's überlege, um so mehr gefällt mir der Platz. Er steht in gutem Ruf, als weibliche Pensionsanstalt, und liegt in einem andern Staate, im Jerseyischen, überdieß nicht weit von Weehoboken. Käme je von unserer Geschichte irgend etwas zu bald an den Tag, so ist's besser, wir befinden uns nicht auf New-Yorker Grund und Boden; dann müssen wir erst von dem Gouverneur des Staats Jersey requirirt werden, denn die New-Yorker Polizei darf nicht über den Hudson hinüber. Eine solche

Requiſition nimmt Zeit weg, und einſtweilen ſind wir mit ſammt deinem Weibe über alle Berge."

„Aber wie ſollen wir ſie dahin bringen?" fragte wieder Johannes Blum, und ſeine Stimme zitterte faſt. „O ich wünſchte ich hätte mich nie ſo weit eingelaſſen. Du biſt ein ſchrecklicher Menſch, Jakob, du fürchteſt den Teufel und die Hölle nicht; aber ich wollte lieber, ich läge im Grabe, denn ich ahne es, die Sache nimmt kein gutes Ende."

„Nichts einfacher als das," verſicherte der Oberbergwerks-Direktor dagegen. „Du biſt halt ein Haſenfuß und haſt das Herz einer Taube. Aber, da ſetz dich gleich hin und ſchreib deiner Angetrauten, daß du in wichtigen Geſchäftsſachen verreiſt ſeweſt, und erſt in acht Tagen zurückkehren könneſt. Einſtweilen habeſt du deiner Frau und deinen Kindern ein freies Penſionat ausgemacht, wo ſie dich erwarten ſollen. Dein Freund, der Herr Oberbergwerks-Direktor (das bin nämlich ich), werde die Güte haben, ſie dahin zu geleiten. So, das wird's thun. Natürlich kann ich eben ſo wenig als du, ſelbſt in die Greenwichſtreet gehen, um die Frau abzuholen, denn es ginge mir ſchlecht, wenn mich die Buben dort erwiſchten, aber ich ſchicke einen Karrenfuhrmann, oder nein, noch beſſer, eine Droſchke mit deinem Briefe hin. Deine Frau logirt natürlich mit ihren Kindern im nämlichen Emigrantenhauſe, wo die andern Paſſagiere des Herſchel untergebracht ſind. Dort holt ſie der Kutſcher ab, in Jerſeycity ſetze ich mich ein, und bringe ſie nach Waſhington-Cottage und ich will ſchon dafür ſorgen, daß ſie von der Inhaberin der Cottage nicht hinausgelaſſen wird, bis du ſie abholſt. Das iſt ein ganz einfacher, prächt-

tiger Plan. Wir sind aller Entdeckungssorge los und du hast überdem als zärtlicher Ehegatte gehandelt."

So geschah es auch. Herr Johannes Blum mußte sich bequemen und schrieb den Brief. Eine halbe Stunde darauf hatte ihn ein Droschkenführer in Händen und einige Minuten nachher hielt derselbe vor dem Gasthause, in welches French Louis die Frau Blümlein einquartirt hatte. Für Einen, der in New-York bewandert war, war es ja so leicht, das Gasthaus zu erfragen, worin die Emigranten, so mit dem Herschel herübergekommen, wie ein Trupp Lastthiere zusammen untergebracht worden waren.

Wie freute sich Frau Blümlein, als sie den Brief ihres Mannes erhielt! So war sie also doch nicht von ihm verlassen! So lebte er, und lebte in guten Umständen und ging schon seinen Geschäften nach! Sie hatte immer einigen Zweifel darein gesetzt, ob er in dem fremden Lande reussiren werde, denn sie kannte seinen schwachen, leichtsinnigen Charakter, sie wußte, wie viel reicher er an Worten und Großprablereien war, denn an Thaten und Anstrengungen: aber sie hatte ja den Beweis nun in Händen: er mußte hier ein ganz anderer geworden seyn, als er drüben war!

Wie schnell war der Koffer gepackt! Wie leicht fühlte sie sich, als die Rechnung mit dem Wirthe abgemacht war, der sie Anfangs nicht hatte behalten wollen! Nur der kleine Bursche, ihr Sohn, wollte ihr Schwierigkeiten machen, d n er behauptete, die Dankbarkeit erfordere es, zuvor den Herrn, der ihnen so viel Gutes erwiesen, und ihm einen Fünffrankenthaler geschenkt, auch ihnen Beschäftigung versprochen habe, aufzusuchen und ihm von dem Geschehenen Mittheilung zu machen. Doch

bald ließ ſich der Knabe beruhigen, als ihm die Mutter verſprach, daß er, ſeyen ſie nur erſt mit dem Vater vereinigt, ohne allen Zweifel den Herrn aufſuchen dürfe.

In Jerſeycity angekommen, geſellte ſich der Herr Oberbergwerks-Direktor zu ihnen. Wie fragte ſie erſt dieſen aus! Wie erkundigte ſie ſich bei ihm, wie es ihrem Mann gehe, wo er jetzt ſey, in was ſeine Geſchäfte beſtehen, ob er gewiß in acht Tagen zurückkehren könne! Freilich kam ihr der Herr etwas wortkarg vor, auch hatte ſie ſich von einem Oberbergwerks-Direktor einen ganz andern Begriff gemacht; allein in Amerika war ja Alles anders, als in Deutſchland, warum ſollten nicht auch die Oberbergwerks-Direktoren anders ſeyn?

Endlich kam man in Waſhington-Cottage an. Der Herr Oberbergwerks-Direktor verfügte ſich alſobald in's Innere des Hauſes; der Kutſcher hob den Koffer herab und fuhr weiter, da er ſeine Bezahlung ſchon in Händen hatte; die Frau wartete mit ihren Kindern vor dem Hauſe. Sie wußte nicht, ob ſie hineingehen ſolle oder nicht.

Es ſtand einige Zeit an, ehe der Herr Direktor wieder zum Vorſchein kam. Die Inhaberin des Penſionats machte ihm einige Schwierigkeiten.

„Ich nehme kein deutſches Lumpengeſindel," ſagte ſie. „Der Ruf meiner Penſion leidet darunter. Und zudem verſteht kein Menſch im ganzen Hauſe ein Wort deutſch."

„Thut alles nichts," erwiederte der Direktor kurz angebunden. „Sie können die Frau mit ihren Kindern halten, wie Sie wollen; Sie können ſie zum Arbeiten verwenden, wenn es Ihnen beliebt; nur geben Sie ihr zu eſſen, daß ſie nicht Hungers ſtirbt und laſſen Sie ſie nicht zum Loche hin-

aus. Dafür bezahle ich Ihnen für eine Woche zehn Thaler und das iſt übrig genug."

„Wie? Was?" rief die Dame entſetzt. „Zehn Thaler? Da gehen Sie in ein Kesthaus in der Stadt, dort können Sie es am Ende noch wohlfeiler haben. Nein, nein, ich nehme ſie nicht. Machen Sie, daß Sie mit ihr aus meinem Hauſe kommen."

„Soll ich?" fragte nun der Herr Direktor ſeinerſeits mit einem höhniſchen Lächeln. „Soll ich in der That? Und ſoll ich vielleicht auch zum Sheriff von Jerſeyville gehen und ihm ins Ohr flüſtern, daß Sie eine Dame, Namens Silly Waters, widerrechtlich in Gewahrſam halten? Soll ich ihm weiter erzählen . . . . ?"

„Still, um Gotteswillen ſtill!" eiferte jetzt die Penſionatsinhaberin, zum Tode erſchrocken. „Woher wißt Ihr! Ihr müßt der Teufel ſelbſt ſeyn. Gebt das Geld, und meinetwegen will ich das Weib um das Bagatell vierzehn Tage lang füttern."

Sie führte ihn nun in den untern Raum, wo die „Gefangenen Penſionärinnen" aufbewahrt wurden. Es war nur noch ein kleines Zimmerchen frei, das zugleich einen Ausgang in den ſchmalen, von einer hohen Mauer umgebenen Gemüſegarten hatte, und ſonſt einem Dienſtboten, der das Gartengeſchäft beſorgte, zur Schlafkammer diente.

„Ich will ein gutes Bett hineinſchaffen laſſen," ſagte die Frau, weil ſie ſah, daß die Aermlichkeit der Meublirung auffallen müßte.

„O, ein Bund Stroh oder Heu mags auch thun," lachte der Oberbergwerks-Direktor. „Ich kümmre mich den Teufel

darum. Wenn die Frau nur vor acht Tagen nicht von hier wegkömmt. Aber ich denke, das Zimmerchen hier wird's thun. Die Frau kann im Garten arbeiten; das vertreibt ihr die Langeweile. Ueber die hohe Mauer kann ſie nicht hinaus und die Thüre, die in's Haus hinauf führt, haltet Ihr gut verſchloſſen. Verſtändlich machen kann ſie ſich auch mit Niemand, ſo wird ſie wohl gerne oder ungerne bleiben müſſen."

Nun erſt ward Frau Blümlein hereingerufen und in ihr neues Appartement geführt. Wohl mochte ihr die Beſchaffenheit deſſelben auffallen, wohl mochte ſie es vielleicht mit ihren Vorſtellungen über das jetzige Loos ihres Mannes nicht in Einklang bringen, allein — zu Worten hatte ſie keine Zeit, denn ehe ſie ſich's verſah, war der Herr Oberbrauwerks-Direktor verſchwunden und die Thüre hinter ihr geſchloſſen.

Von dem Diener, der ihr kurz darauf eine frugale Mahlzeit und ein ſchlechtes Bett brachte, konnte ſie nichts herausbringen, denn ſie verſtand ihn ebenſowenig, als er ſie; er ſprach ja blos engliſch! Ihr einziger Troſt war noch, daß ſie in das ſchmale Gärtchen gelangen konnte, das von der hohen Mauer umſchloſſen war. So hatten ihre Kinder doch ein Plätzchen zum Spielen!

Als Silly und Fanny das Schloß hinter ſich zufallen hörten, welches ſie in ihrem Erdgeſchoßgemach in Waſhington-Cottage einſchloß, waren ſie zuerſt vor Schreck außer ſich. Es war ein mächtiger Schrei der Angſt, den ſie ausſtießen! Dann riefen ſie laut, ſo ſtark ſie konnten, um Hülfe, und als auch hierauf keine Antwort erfolgte, rüttelten ſie an der Thüre, um dieſe mit Gewalt aufzureißen, aber ſie widerſtand leicht ihren

beiderſeitigen Anſtrengungen. Nunmehr ſetzten ſie ſich verzweiflungsvoll auf das breite Bett, das im Zimmer ſtand und ſahen ſich an, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Silly faßte ſich zuerſt ein wenig.

„Was ſoll das bedeuten?“ rief ſie, ihre Gefährtin angſtvoll betrachtend. „Fanny, um Gott, ſo gib doch Antwort, was ſoll das bedeuten!“

Aber Fanny wußte keine Antwort zu geben, außer mit ihren Thränen. Bald vereinigte auch Silly die ihrigen mit denſelben und ſo ſaßen ſie lange ſchluchzend Arm in Arm. Endlich hörten ſie Tritte. Sie kamen näher. Die Thüre wurde von Außen geöffnet, und in Begleitung eines Dieners trat die Dame vom Hauſe ein. Beide trugen Erfriſchungen: Thee, Butter, Brod, kalte Küche. Auch eine Flaſche Wein fehlte nicht. Der Diener ſtellte ſich an der Thüre auf, welche die Dame hinter ſich wieder verſchloſſen hatte. Wie von einer Kugel emporgeſchnellt, ſo ſchnell ſtanden Silly und Fanny vor der frommen Frau.

„Wo iſt mein Vater?“ rief Silly. „Wer hat es gewagt, uns hier einzuſperren? Im Augenblick öffnen Sie die Thüre, oder Sie haben ſich die Folgen ſelbſt zuzuſchreiben!“

Silly ſprach ſich ganz athemlos und trat ſofort entſchloſſen auf die Thüre zu, um dieſe mit Gewalt zu öffnen, aber die fromme Inhaberin des Penſionats hatte bereits den Schlüſſel abgedreht und in ihre Taſche geſteckt.

„Nur gemach, meine Fräulein,“ ſagte ſie höchſt kaltblütig; denn ſie mochte wohl an derlei Scenen längſt gewöhnt ſeyn. „Alles hübſch der Ordnung nach. Was zuerſt Ihren Herrn Vater betrifft, ſo iſt er längſt wieder nach New-York gefahren.

Was ſodann zweitens Ihre Einſperrung hier anbelangt, ſo geſchah dieſelbe auf Befehl Ihres Herrn Vaters. Und was endlich die Oeffnung der Thüre . . . ."

Doch Silly ließ ſie nicht weiter ſprechen. „Es iſt eine Lüge, eine ſchändliche Lüge," ſchrie ſie vor Zorn ganz außer ſich, „daß ich auf Befehl meines Vaters hier eingeſperrt ſeyn ſoll. Womit wollen Sie das beweiſen? Und ſelbſt wenn es ſo wäre, wer gibt meinem Vater das Recht, mich feſtzuhalten? Ich ſage Ihnen noch einmal, nehmen Sie ſich in Acht; die Folgen könnten unangenehm für Sie werden!"

„Und warum halten Sie mich gefangen?" rief jetzt Fanny dazwiſchen. „Hat etwa auch mein Vater Ihnen Auftrag dazu gegeben? Wir werden Sie wegen Menſchenraubs verklagen. Sie ſollen auf Zeitlebens in's Zuchthaus kommen!"

Die Dame zuckte blos mit den Achſeln. Die Drohung berührte ſie nicht im Geringſten. „Meine Fräulein," ſagte ſie endlich, „beruhigen Sie ſich. Zu große Aufregung ſchadet der Geſundheit. Wenn Sie frei ſind, ſo mögen Sie ſich beklagen, ſo lange Sie wollen, falls Sie noch Luſt dazu haben. Vorderhand aber bleibt es, wie es iſt. Herr Waters wird Ihnen Morgen Ihre Kleider und Weißzeug ſenden, und Sie ohne Zweifel über Alles aufklären. So lange gedulden Sie ſich. Einſtweilen habe ich nur nach Ihren Wünſchen zu fragen. Sie ſollen mit Allem bedient werden, was Sie billiger Weiſe verlangen können. Es ſoll Ihnen keine Speiſe und kein Getränk mangeln, wornach Sie Luſt haben. Auch ein Spaziergang iſt Ihnen erlaubt, hier in dem hübſchen Gärtchen vor Ihrem Zimmer. Nur einen weitern Ausflug kann ich Ihnen nicht geſtatten, ebenſowenig als Tinte und Papier. Darf ich

mich nach Ihren weitern Wünschen für heute erkundigen, oder genügt Ihnen, was ich Ihnen mitgebracht?"

„Nehmen Sie nur Ihre Speisen wieder mit," sagte Fanny entschlossen. „Wir werden nichts genießen, bis wir frei sind."

„O, Sie werden sich schon eines bessern besinnen," meinte die fromme Dame lächelnd. „Der Hunger ist ein guter Lehrmeister."

„Wohl," versetzte jetzt Silly ziemlich rubia. „Ich will Ihr Recht, uns hier einzuschließen, jetzt nicht näher untersuchen. Sie haben die Gewalt und wir müssen uns fügen. Aber das sag ich Ihnen, ich weiß Einen in der Stadt New-York, der brennt Ihnen das Haus über dem Kopf zusammen, sobald er erfährt, daß ich hier gefangen gehalten werde. Nun machen Sie, daß Sie fortkommen und lassen Sie sich nie wieder vor uns sehen."

„Ganz nach Belieben," erwiederte die Dame; „ich kann Ihnen Ihre Bedürfnisse eben so gut senden, als sie selbst bringen. Dafür aber werde ich Sorge tragen, daß der Eine, von dem Sie sprechen, kein Wort von Ihrem Aufenthalt hier erfährt."

Mit diesen Worten entfernte sie sich, und die beiden Mädchen waren wieder sich selbst überlassen. Was sie für eine Nacht zubrachten, kann man sich denken. Es kam kein Schlaf in ihre Augen!

Den andern Tag war ihr Erstes, daß sie ihr Zimmer einer genauen Untersuchung unterwarfen; allein sie fanden Nichts, was sie hätte beruhigen können. Die Fenster waren mit starken Gittern versehen und gingen in ein schmales Gärtchen, das mit hohen Mauern umgeben war. Sie rüttelten an

den Gittern, aber dieſelben gaben ihrer Ohnmacht nicht nach. Sie ſpähten nach Menſchen, aber Niemand ließ ſich blicken. Nur einmal kam eine Dienerin in den Garten, um Gemüſe zu holen, allein als ſie ihr riefen, drehte ſie nicht einmal den Kopf, um ihnen zu antworten. Endlich kam jedoch eine Abwechslung. Der Expreßmann brachte den Koffer mit Kleidungsſtücken für Silly, mit denen ſich auch Fanny einſtweilen behelfen ſollte. Die weibliche Neugier verleugnete ſich auch dießmal nicht. Der Koffer war kaum im Zimmer, ſo wurde er auch ſchon geöffnet: aber wie erſtaunte Silly, als ſie obenan ein an ſie adreſſirtes Paket fand, worin die Briefe enthalten waren, welche ſie an French Louis geſchrieben hatte! Kein Wort, kein Buchſtabe der Aufklärung ſtand dabei. Es waren einfach ihre Briefe. Wie kamen dieſe hieher? Die beiden Mädchen ſtanden rathlos.

„Sollte Louis ſie deinem Vater gegeben haben?“ ſagte endlich Fanny. „Oder ſollte er ſie gar dir haben zurückgeben wollen?“

„Nie, nie!“ rief Silly entſchloſſen. „An Louis iſt keine Falſchheit. Er hat ſie mir weder zurückgeben wollen, noch meinem Vater übergeben. Nein, nie und nimmermehr! Aber jetzt weiß ich's, geſtohlen ſind ſie ihm worden und ſo hat ſie mein Vater bekommen.“

„Du wirſt Recht haben,“ bekräftigte Fanny; „und nun wiſſen wir auch, warum wir hier eingeſperrt ſind. Dein Vater hat uns hierhergebracht, um deine Bekanntſchaft mit Louis abzubrechen, und mein Vater bezweckt daſſelbe mit meinem Franz. O, nun iſt mir Alles klar. Deßwegen ſandte mich mein Vater mit einem Briefe zu deinem Vater! deßwegen wurden

wir eingeladen, hierher zu fahren, um die neuangekaufte Besitzung einzusehen! Das Alles war eitel Lüge."

„Mag es seyn wie es will," sprach Silly, sich feierlich erhebend; „mag mein Vater mich hier eingesperrt halten, so lange er will, ich schwöre, daß ich nie einem Andern angehören werde, als meinem Louis."

„Und ich nie einem Andern, als meinem Franz!" schwur Fanny.

Dann sanken sie sich in die Arme und bekräftigten ihren Schwur mit ihren Thränen. — Vor einer Stunde noch fühlten sie sich elend und verlassen in ihrer Gefangenschaft; jetzt befanden sie sich noch in derselben Gefangenschaft, aber sie waren nun nicht mehr unglücklich. —

Der dritte Tag ihrer Gefangenschaft brachte einige Abwechslung. Eine Frau mit zwei Kindern zeigte sich in dem schmalen Gemüsegärtchen. Die Kinder, ein Knabe von etwa neun Jahren und ein jüngeres Mädchen, spielten mit einander; die Mutter saß still und weinte. Es war eine ziemlich ärmlich gekleidete Frau mit tief eingefallenen Wangen. Unglück und vielleicht auch Mangel hatten hier tiefe Spuren zurückgelassen, und der Kummer schien schwer an ihrem Herzen zu nagen. Silly wickelte etwas Obst und Backwerk zusammen und warf es dem Knaben zu. Dieser ergriff es flink, lüpfte sein Kärpchen und brachte das Päckchen seiner Mutter. Die Mutter drehte sich um und verneigte sich stumm, dann theilte sie das Backwerk und Obst unter ihre Kinder. Sie selbst genoß nichts davon.

Am vierten Tag erschien der Knabe allein. Weder seine Mutter noch seine Schwester begleiteten ihn. Er ging in dem

Garten herum und ſchaute ſich Alles an, faſt wie ein alter Soldat, der eine Gegend ausſpioniren will. Hie und da pflückte er eine Beere.

„Komm' näher, Knabe," rief ihm Silly hinter ihrem Gitter zu; „ich will dir etwas geben."

Der Bube ſchüttelte aber blos mit dem Kopfe. Er hatte ſie nicht verſtanden, denn er verſtand kein Wort engliſch.

„Wo iſt deine Mutter?" frug Silly weiter. „Oder biſt du nicht gut?"

Abermals ſchüttelte der Knabe mit dem Kopfe; aber dießmal antwortete er auf deutſch, daß er nicht wiſſe, was man ihn frage, weil es nicht deutſch ſey.

Nun war es an Fanny, ihn auszufragen, und wie der Bube deutſche Leute hörte, ſo machte er einen Freudenſprung faſt ſo hoch, als er ſelbſt war. Doch bald mäßigte er ſeine Freude und Thränen traten ihm in die Augen.

„Mutter iſt krank, und kann das Bett nicht verlaſſen," ſagte er. „Und Niemand im ganzen Hauſe verſteht uns, denn ſie ſprechen Alle blos engliſch. Das macht Mutter noch kränker. Wenn ich nur nach New-York könnte, ſo ſollte es bald anders werden."

„Und wer hindert dich denn hinzugehen?" meinte Fanny.

„Sie haben uns eingeſperrt," verſetzte der Bube treuherzig näher tretend; „ſie wollen es kaum leiden, daß ich nur lange im Garten herumgehe. Aber das würde mich nicht hindern; ich wollte doch hinauskommen; ich hab's mir ſchon ausgedacht. Allein ich kann doch die Mutter nicht verlaſſen, da ſie von Jedermann verlaſſen iſt, und das Schweſterchen iſt noch viel zu klein, ſie zu pflegen."

„Aber was wollteſt du denn in New-York thun?“ fragte Fanny weiter, indem ihr ein unbeſtimmter Gedanke durch den Kopf ging. „Biſt du denn dort bekannt?“

„O nein,“ erwiderte der Knabe keck, „wir ſind ja erſt vor vier Tagen von Deutſchland angekommen. Aber ich kenne dort einen Herrn, einen großen, mächtigen Mann, der hat mir einen Fünffrankenthaler geſchenkt, und ſein Begleiter gab mir einen halben Dollar, und zu denen würde ich gehen, denn der große ſtarke Mann mit dem ſchwarzen Barte hat mir verſprochen, mir zu helfen, wenn ich zu ihm komme.“

„Aber du würdeſt den Weg nicht finden?“ frug die unerbittliche Fanny weiter. „Und noch viel weniger den Herrn, von dem du ſprachſt?“

„Ich?“ meinte der Knabe, ſich ſtolz aufrichtend. „Ich fände den Weg noch viel weiter als nach New-York, und den Herrn French Louis finde ich auch, denn ich habe ja hier ſeine Karte.“

Dabei zog er die Karte hervor, welche ihm Louis gegeben hatte, und las laut die Adreſſe.

„Stille, ſtille,“ rief nun Fanny erſchrocken, denn ſie fürchtete, es möchte ſie Jemand beobachten. „Geh' jetzt zu deiner Mutter, Knabe, und ſag' ihr, ſie ſolle getroſt ſeyn, denn ihr ſoll geholfen werden. Ich bin ja auch eine Deutſche und werde mich ihrer annehmen.“

Der Knabe ſprang ſchnell und fröhlich davon. Fanny aber fiel der Silly um den Hals und ſchluchzte laut, jedoch nicht vor Gram, ſondern vor Freude.

„Silly, Silly,“ rief ſie, „wir können befreit werden. Wir müſſen, wir werden es in wenigen Tagen ſeyn.“

„Hat der Knabe nicht den Namen French Louis genannt?“ fragte Silly eifrig. „Ich glaubte ihn ſo verſtanden zu haben.“

„Das hat er auch,“ erwiederte Fanny, „und wiederum bewährt es ſich hier, daß eine gute That immer ihre Belohnung findet. Dein Louis iſt ein großmüthiger, großherziger Mann; und nur dieſem ſeinem wohlwollenden Weſen verdanken wir es, wenn wir frei werden.“

Sie erzählte nun Alles, was ſie den Buben ausgefragt und was dieſer geantwortet hatte. „Und weißt du, was wir nun thun?“ frug ſie, als ſie ihre Erzählung beendigt hatte. „Wir verlangen die arme, kranke Frau zu pflegen, um die ſich doch Niemand kümmert, weil Niemand ſie verſteht, und dann ſpediren wir den Knaben über die Mauer oder durch die Mauer, oder wo er ſonſt glaubt hinauszukommen, damit er deinen Louis und meinen Franz aufſucht und dann ſind wir gerettet.“

„Wir wollen's wenigſtens verſuchen,“ verſetzte Silly mit melancholiſchem Lächeln: „aber über und durch die Mauer geht's einmal nicht. Wenn der Bube keinen andern Weg weiß, ſo iſt unſer Plan eitel Waſſer.“

Als ihnen das Mittageſſen gebracht wurde, verlangte Silly die Dame des Hauſes zu ſprechen und dieſe erſchien in der That gleich darauf.

„Wer iſt die kranke Frau nebenan, und warum wird ihr keine Hülfe?“ fragte ſie. „Wollen Sie ſie werden?“

„O es iſt nur eine arme deutſche Frau,“ verſetzte die fromme Penſionsvorſteherin, verächtlich die Achſeln zuckend. „Hätte ich nicht verſprochen, ſie eine Woche aufzubewahren, ich hätte ſie ſchon längſt auf die Straße geworfen. Man kann ſich ja nicht einmal mit ihr verſtändlich machen.“

„Aber ich verſuche deutſch, und will ſie pflegen," erwiederte Fanny. „Bringen Sie ſie mit ihren Kindern in unſere Stube, wir haben ſchon noch Platz für ſie."

„Sie wollen ſich mit dem Bettelpack abgeben?" fragte die Dame verwundert. „Nun, das zu erlauben, iſt mir nicht verboten. Uebrigens iſt's nicht nöthig, daß wir die Betten hierher bringen, das Zimmerchen der armen Frau liegt auf dem nämlichen Gang, wie Ihres, und wenn ich den Gang abſchließe, ſo dürfen meinetwegen die Wohnzimmerthüren offen bleiben. Nur das kleine Thürchen, das von dem Zimmer der Deutſchen in den Garten führt, muß ich Abends abriegeln. So können Sie ihren Samariterdienſt gleich antreten, wenn es Ihnen beliebt."

Welches Glück für die kranke Frau Blümlein, nach langen traurigen Tagen der Gefangenſchaft unter Fremden einmal wieder heimiſche, deutſche Leute zu hören! Sie war ſchon am Abend bei weitem beſſer und hätte können das Bett verlaſſen, wenn nicht Fanny ſie überredet hätte, daſſelbe fort und fort zu hüten. Man würde ſie ja ſonſt im Augenblicke wieder getrennt haben!

Welches Glück für Silly, den Buben auf dem Schooße zu haben und ſich von ihm die Karte zeigen zu laſſen, welche ihm French Louis gegeben! Sie verſtand zwar kein Wort deutſch, aber ſie verſtand die Mienen des Knaben, ſie verſtand ſeine Gebärden.

Fanny wurde bald die Vertraute der armen verlaſſenen deutſchen Frau. Sie konnte ihr keinen Troſt geben, denn ſie war feſt überzeugt, daß die Frau auf die eine oder die andere Art hinter's Licht geführt worden ſei. Aber Silly verſprach

ihr, für ſie zu ſorgen, wenn ſie erſt aus dieſem Gefängniß befreit worden ſeye. Das einzige Dichten und Trachten von ihnen Allen zuſammen ging nun dahin, dieſe Befreiung möglich zu machen, und lange und eifrig war die Beſprechung, die ſie hierüber hatten.

„Komm, Fanny, ich will dir den Weg zeigen," ſagte da plötzlich der Knabe, indem er ſie mit ſich in den Garten zog. Fanny hatte ſich längſt umgeſehen, aber ſie fand keinen Ausweg, die Mauer ſchien unüberſteiglich, und nirgends war eine Lücke in derſelben. Doch der Knabe führte ſie nicht an die Mauer, ſondern an das Haus. Hier war der Eingang zu einer kleinen Doble erſichtlich, die offenbar unter dem Garten durch in's Freie führte. Es war nur ein ſchmales, enges Loch, aber wie eine Katze war der Bube unten und krappelte gleich darauf wieder herauf.

„Siehſt du, daß ich hinauskomme, wenn ich will?" frohlockte der Kleine.

Eine Weile ſpäter kam die Frau Vorſteherin, um die kleine Pforte zu ſchließen, welche in den Garten führte. Erſt den andern Tag um acht Uhr wurde ſie wieder geöffnet. Aber unmittelbar nach acht Uhr ſchlich ſich der Knabe in das Gärtchen und ſchlüpfte durch das enge Loch in die Doble. Die zwei Mädchen paßten am offenen Fenſter und horchten mit Todesangſt. Plötzlich hörten ſie deutlich dreimal in die Hände patſchen, und ſie fielen ſich entzückt in die Arme. Es war das Zeichen, daß der Knabe glücklich durchgeſchlüpft war.

„Mein Bube iſt ein kluger Burſche," flüſterte die deutſche Frau in ihrem Bette ſtolz vor ſich hin. „Er findet den Weg ſicher."

Die zwei Mädchen aber eilten, aus alten Kleidern eine Art Purpe zu bilden, und diese in's Bett zu legen. Die Purpe sollte den Knaben vorstellen, wenn man nach ihm fragte. Er war natürlich, nach ihrer Angabe, ebenfalls krank geworden, und mußte das Bett hüten. Daß man nicht weiter nach dem Knaben forschen würde, wußten sie. Es war ja blos ein deutscher Knabe, was lag daran, wenn der gestorben wäre!

An demselben Tage, da Silly und Fanny den jungen deutschen Knaben durch die enge Doble in's Freie schlüpfen ließen, saß French Louis am hellen Mittag zu Hause. Wo hätte man ihn je in früheren Jahren um diese Zeit zu Hause angetroffen? Wie hätte er damals auch nur einen Augenblick Zeit gehabt, „für sich" seyn zu wollen, wo doch die ganze Greenwichstreet ihn in Anspruch nahm? Aber seit einigen Tagen war eine gewaltige Aenderung mit ihm vorgegangen und seine Bursche schüttelten bedenklich mit dem Kopfe. Sonst immer fröhlich bis zur Ausgelassenheit ließ er jetzt den Kopf hängen und man sah ihn stundenweise träumend dasitzen, ohne daß er ein Wort gesprochen hätte! Sonst immer aufgelegt und leicht aufgereizt, so daß die geringste Beleidigung, der geringste Widerspruch oft seinen ganzen Menschen in Aufruhr bringen konnte, ließ er sich jetzt von Schwächeren aufziehen und oft fast zum Besten halten, ohne daß er nur ein Wort der Entgegnung gehabt hätte! Am liebsten zog er sich, wenn ihn diese Laune ankam, ganz von der Gesellschaft zurück, wenn es ihm nur irgend möglich war, und träumte allein in seinem Zimmer. Auch heute saß er wieder so und hing seinen Gedanken nach. Ach! Er hatte nur einen Gedanken, den Gedanken an seine

Silly, die ihm geraubt worden war, ohne daß er bis jetzt, aller Anſtrengungen ungeachtet, hatte entdecken können, wohin man ſie gebracht habe.

„Ich werde am Ende noch ganz ſentimental," ſagte der ſonſt ſo raube Kamerad mit dem gewaltigen Körper zu ſich ſelbſt. „Am Ende gehe ich noch im Mondſchein ſpazieren und mache Gedichte oder thue mir gar ein Leid an vor lauter Liebeskummer und Herzeleid."

Trotz allem Spott aber, mit dem er ſich ſelbſt überſchüttete, wurde ſeine Stimmung nicht anders.

„Ich will einmal ihre Briefe durchleſen," fiel ihm nun ein. „Vielleicht gibt mir dieß meine Stärke wieder, denn das Mädchen hatte im kleinen Finger mehr Herzhaftigkeit, als ich wirklich im ganzen Körper. Alle ihre Briefe athmen Kraft und Muth."

Er öffnete ſeine Commode, die Briefe hervorzulangen. Er wußte ganz genau, wohin er ſie gelegt hatte. Er kannte das Plätzchen, wie das Band, mit dem er ſie umwickelt hatte. Aber die Briefe waren nicht zu finden. Er ſuchte die ganze Schublade, er ſuchte die ganze Commode aus; die Briefe waren nicht zu finden. Er kehrte alle ſeine Siebenſachen um, ja ſeine ganze Wohn- und Schlafſtube unterwarf er der genaueſten Durchſuchung, aber die Briefe waren nicht zu finden.

„Sie ſind mir geſtohlen worden!" rief er nun laut und ſeine Stirnadern ſchwollen an, als wollten ſie ihre Hülle ſprengen. „Zwar," fuhr er fort, mit ſich ſelbſt zu ſprechen, „die Commode, worin ſie lagen, war gut geſchloſſen und am Schloß iſt nichts verdorben. Auch meine Zimmerthüre ließ ich nie offen

und aufgesprengt war sie auch nicht. Aber es kann doch nicht anders seyn. Fort sind sie und gestohlen sind sie."

Sein Zorn wuchs; je mehr er die Sache bedachte, und je zornicer er wurde, um so mehr kehrte seine Energie zurück. „Das hängt mit der Entfernung Silly's zusammen," murmelte er, das Zimmer mit großen Schritten messend; „es kann gar nicht anders seyn. Vielleicht hat mir Jemand den Gefallen gethan, und das Verhältniß zu Silly ihrem Vater verrathen, oder gar die Briefe gestohlen, um sie demselben als Beweisstücke zu übergeben. So wird's seyn! So muß es seyn! Und wer kann's gethan haben? Von meinen Leuten keiner. Nein, nicht Einer ist so schlecht, mir diesen Streich zu spielen, auch wenn man ihm eine hübsche Summe geboten hätte. Aber ich bring's heraus. Gott im Himmel, ich wünschte nur, daß es der Eine wäre, auf den sich schon lange all mein Haß concentrirt. Dann aber, Dutch-Jakob, wäre es besser für dich, du wärest nie geboren. Bei Gott, wenn du's thätest, so hast du zu viel auf deinem Kerbholz, als daß ich nicht ein Exempel statuiren sollte!"

„Warum so wüthend, Louis?" sprach plötzlich eine Stimme neben ihm. Herr Dyer war, ohne daß es French Louis in seinem Grimme gewahr geworden wäre, eingetreten.

„Ist es ein Wunder?" rief Louis. „Man hat mir nicht blos meine Liebste gestohlen, sondern auch noch das einzige Andenken, das ich von ihr hatte, ihre Briefe! Doch ich will kein Kind seyn, das flennt, weil ihm sein Spielzeug genommen wurde. Kommen wir auf die Hauptsache. Waren Sie in Westbobocken? Haben Sie den Schacht gefunden?"

„So eben komme ich davon her," antwortete dieser. „Ihre

Leute ſind vortreffliche Spürhunde. Wir fanden den Platz, ohne daß uns Jemand bemerkte. Aber, um's Himmelswillen! ſo blöde, ſo von allem Verſtand verlaſſen kann doch Niemand ſeyn, daß er ſich von dieſer Grube, oder von dieſem Loch vielmehr täuſchen läßt? Das iſt doch nur unmöglich, daß irgend Jemand eine reine Brunnenausheblung für ein Bergwerk anſieht? Oder gar, daß er glaubt, in einer ſolchen Grube, bei ſolchem Geſtein, bei ſolchen Erdſchichten könne Gold gefunden werden?"

„Und warum denn nicht?" erwiederte French Louis, ſchwach lächelnd. „Sie kennen die Amerikaner nicht. In Californien wäre ſo Etwas freilich eine Unmöglichkeit, weil da jedes Kind ſchon weiß, auf welche Art man nach Gold gräbt. Aber hier bei uns, in New-York? Wenn ein Amerikaner nur eine Viertelsausſicht auf Gewinn hat, aber natürlich auf großen Gewinn, ſo geht er durch Dick und Dünn. Er ſucht ſich allerdings vorher zu überzeugen, mit ſeinen fünf Sinnen nämlich; aber weil er wenig oder nichts von gelehrten Dingen verſteht, weil er in der Regel gar keine Bildung genoſſen hat und theoretiſche Kenntniſſe ihm ganz abgehen — in der Schule lernt er Rechnen, Leſen, Schreiben und amerikaniſche Geſchichte, eine weitere Ausbildung iſt ihm ein böhmiſches Dorf — ſo läßt er ſich von Scheingründen eben ſo leicht überzeugen, als von wirklichen. Sie werden ſehen, Uebermorgen glaubt der Herr Waters ſteif und feſt, was die zwei Spitzbuben ihm vormachen; denn er verläßt ſich auf ſeine fünf Sinnen und weil er Golderz ſieht, ſo iſt er überzeugt, nicht betrogen werden zu können; darum gibt er auch ſein Geld her, in der ſichern Gewißheit, Hunderttauſende mit Zehntauſend zu gewinnen." — „Doch ich

muß geben. Meine Jungen erwarten mich und ich kann mich Ihnen nicht entziehen, obgleich mir ein einſamer Spaziergang mehr zuſagen würde, als das lärmende Gelage, das mich erwartet. Sie begleiten mich doch, Herr Dyer? Vielleicht erfahren wir Neuigkeiten, die auf unſer übermorgiges Unternehmen einigen Einfluß haben."

„Haben Sie in der That noch gar nichts über den Aufenthalt Ihrer Geliebten herausbringen können?" fragte Dyer theilnahmsvoll, während ſie die Greenwichſtreet hinaufſchritten.

„Auch nicht ſo viel!" erwiederte Louis, tief aufſeufzend, und ſeine Augen zu Boden ſenkend. „Vor Ihnen darf ich den Seufzer nicht verbergen," ſetzte er ſpäter, wie ſich entſchuldigend hinzu. „Aber, wo ich jetzt hingehe, da darf mich kein menſchlich Regen überkommen. Es iſt mir oft, als möchte ich lieber ſterben, denn dieß Leben fortſetzen."

Er ſchwieg, wie vor ſich ſelbſt betroffen. Man hätte glauben können, eine Thräne ſchimmere in ſeinem Auge.

„Louis," ſagte Dyer bewegt, „noch iſt es Zeit, wählen Sie einen andern Beruf. Bei Ihren Talenten kann es Ihnen nicht fehlen. Kehren Sie mit mir nach Deutſchland zurück, wenn Sie glauben, daß es Ihnen hier bei Ihrer jetzigen Umgebung zu ſchwer werden dürfte. So viel in meinen Kräften ſteht, will ich Ihnen Beiſtand leiſten, bis Sie den erſten Anfang überwunden haben."

„Es iſt zu ſpät," entgegnete Louis nach einer Weile, ſich gewaltſam aufraffend. „Es iſt viel zu ſpät und nach Deutſchland darf ich nicht zurückkehren. Nein, nein! Alles, was ich noch auf Erden wünſche, iſt nur ein einziges Jahr des Glücks im Zuſammenleben mit meiner Silly; dann meinetwegen mag

Alles ein Ende nehmen. Und sollte Gott mir kein Jahr gönnen können, so würde ich selig seyn, wenn's auch nur ein halbes Jahr dauerte. Oh, nur einen Monat vereint mit ihr! Dann möge mich die Erde in ihren Schooß aufnehmen, ich werde nicht gegen mein Schicksal murren!"

Sie waren jetzt an der Ecke der Courtland- und Greenwichstreet angekommen, und aus dem Erdgeschoß tönte ihnen wilder Lärm entgegen. Es war dieß nämlich eine Kneipe, die auch jetzt noch meist äußerst stark frequentirt ist. Man konnte daselbst ebenso gut deutsches Lagerbier als französischen Wein, ebenso leicht amerikanischen Brändi, wie englischen Porter bekommen. Die verschiedensten Klassen von Menschen verkehrten daher in diesem großen halb unterirdischen Bier- und Weinkeller, an dem fast Jeder vorbeipassiren mußte, welcher die Fähre nach Jerseycity benützen wollte.

„Hört Ihr sie jubeln da unten?" flüsterte Louis stehenbleibend. „Glaubt Ihr, daß solche Bande noch gelöst werden könnten? Nein, nimmermehr!"

Er strich sich mit der flachen Hand über das Gesicht, wie um die Sorgen und die Trauer und die Gefühle wegzuwischen, und in der That war er auch oder schien er doch wenigstens ein ganz anderer Mann, als er mit Meister Dyer in das Gewölbe trat, das von rauchenden Zechern ganz angefüllt war. Er wurde von seinen Junzen mit einem Halloh in Empfang genommen und bald saß er im dichtesten Gewühle. Ein Fäßchen Bier, das er auftragen ließ, vermehrte noch den Jubel. Doch nicht lange blieb er in dieser Gesellschaft. Der Wirth hatte ihm einen Wink gegeben und so verließ er fast unbemerkt mit Meister Dyer die lustigen Trinker, um sich in ein stilleres,

kleineres, hinteres Lokal zu begeben, in welches Niemand ohne besondere Erlaubniß des Wirthes Zutritt hatte. Franz Mayer hatte ihn rufen lassen.

„Ich sterbe vor Ungeduld, Louis," rief Franz. „Noch immer keine Nachrichten?" „Ich war," fuhr er fort, als Louis mit dem Kopfe schüttelte, „bei dem alten Löffler; ich demüthigte mich, ihn aufzusuchen; ich bat ihn inständig, mir zu sagen, wo Fanny sei, aber er lachte mir in's Gesicht und ließ mich stehen. Wenn es nicht ihr Vater gewesen wäre, ich hätte ihm was anders zu kosten gegeben."

Jetzt hörte man ein wildes Gelächter von der Wirthsstube her und gleich darauf die Stimme eines weinenden Knaben.

„Laßt mich gehen!" rief der Letztere in deutscher Sprache und vor Zorn laut greinend. „Ich will's Niemanden sagen, außer dem French Louis allein. Wenn Ihr mich nicht gleich los laßt, so klag' ich's ihm, und dann schlägt er Euch alle todt."

Ein schallendes Gelächter erfolgte und wahrscheinlich wäre der Bube nicht so leichten Kauf's davongekommen, wenn ihn nicht der Wirth auf seine Arme gehoben und zu der kleinen Gesellschaft in's hintere Zimmer gebracht hätte. Nur einzelne Wenige, die Vertrautesten Louis, folgten dem Wirthe dorthin.

„Was willst du, Bürschlein?" fragte Louis den Knaben, den er sogleich als denjenigen erkannte, welchem er mit seiner Mutter vor etwa acht Tagen Quartier verschafft hatte. „Du hast letzthin dein Wort nicht gehalten, oder wolltest du nicht zu mir kommen, damit ich dir eine Stelle verschaffe?"

„Ich hab' mein Wort nicht halten können, Herr Louis," versetzte der Knabe, keineswegs verlegen; „denn die Mutter hat damals einen Brief vom Vater bekommen, daß wir an

einen Ort über'm Waſſer drüben hinfahren ſollten, wo er uns haben wolle. Drum ſind wir dorthin gefahren, aber der Vater iſt nicht da geweſen und es war Alles Lug und Trug, und wir ſind eingeſchloſſen und gefangen gehalten worden, bis ich ihnen heute Morgen durchgegangen bin. Die Andern aber ſind noch gefangen und du mußt ſie freimachen, Louis. Ich hab's ihnen verſprochen, daß du ſie erlöſeſt, und daß du Alle umbringſt, die ſich dir widerſetzen."

„Du haſt eine gute Meinung von mir," verſetzte Louis, halb lachend, halb wehmüthig geſtimmt. „Wo biſt du denn aber gefangen geweſen? Wahrſcheinlich in einer Schulſtube?"

„Ich kann dir den Ort nicht ſagen, aber ich hab's ſchriftlich," erwiederte der Bube, indem er ſeine Kappe abnahm und nach einem Meſſerchen in ſeiner Taſche ſuchte. „Eine Schulſtube war's übrigens nicht," fuhr er mit faſt beleidigter Würde fort, „denn meine Mutter und die zwei andern Fräulein waren ja auch drin eingeſchloſſen."

Während dem hatte er ſein Meſſerlein gefunden und fieng nun an, das Futter in ſeiner Mütze loszutrennen.

„Was machſt du denn da?" fragte Louis, der anfieng ernſthafter zu werden.

„Ich ſuche den Brief, den ich an dich habe," antwortete der Knabe entſchloſſen; „wenn ich dich allein getroffen hätte, ſo hätte ich dir ſchon geſagt, von wem er kommt, aber man hat mir verboten, den Namen vor andern Leuten zu nennen."

„Nun ſo ſag' ihn mir in's Ohr," rief Louis, raſch den Knaben emporhebend, wie von einer Ahnung ergriffen.

„Still!" flüſterte dieſer leiſe; aber ſo leiſe er auch geflüſtert hatte, Louis hatte den Namen vernommen und derſelbe

machte eine faſt außerordentliche Wirkung auf ihn. Er taumelte zurück, wie vom Schreck der Freude gelähmt. Dann ſprang er wieder auf, als wäre er von einer Kugel getroffen. Seine Augen funkelten, wie die Sterne der Nacht, ſeine Wangen, zuerſt todesblaß, glühten wie eine Dunkelroſe. Seine Glieder zitterten und ſeine Stimme bebte. Aber nur einen Augenblick übermannte ihn die Bewegung. Dann riß er dem Knaben die Mütze aus der Hand und mit einer einzigen Handbewegung ſchleuderte er das Futter weg und hielt das Briefchen zwiſchen ſeinen zitternden Fingern, das Fanny und Silly dort eingenäht hatten, damit man es nicht bei dem Buben finde, wenn man ihn je aufgreife.

Es waren nur wenige Worte, welche die Mädchen ſchrieben, und dieſe waren mit Bleiſtift auf ein ſchmutziges Stückchen Zeitungspapier gekritzelt; denn Tinte und Feder und Schreibpapier mangelten den Schreiberinnen; aber trotzdem hatte dieſer Brief für Louis mehr Werth, als eine auf feinſtem Pergament geſchriebene Acte. „Wir ſind in Waſhington-Cottage als Gefangene," ſchrieben die Mädchen. „Sillys Vater hat uns dahin gebracht. Hole uns, Silly und Fanny." Dieſe wenigen Worte klärten Louis über Alles auf. Er erhob ſich in ſeiner ganzen Länge, und ein tiefer Ernſt, eine unbeugſame Entſchloſſenheit lagerte in ſeinem ſchönen Geſichte.

„Reiß die Thüre auf, Andreas," rief er dem Wirthe zu. „Herein, ihr Jungen!" rief er zu ſeinen Kameraden in der Wirthsſtube.

Im Nu hatte ſich das kleine Zimmer ſo dicht gefüllt, daß kein Zoll freier Raum mehr da war. Und doch war's ſo ſtill, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören.

„Jungen," rief French Louis, „Ihr wißt, man hat mir mein Königsei geſtohlen. Ich weiß jetzt, in welches Neſt das Ei getragen wurde. Wollt Ihr mir helfen, das Ei zurückzuholen?"

„Hurrah!" ſchrie die ganze Rotte, daß das Zimmer erbebte.

„Jungen!" fuhr French Louis fort. „Ich weiß, daß ich mich auf Euch verlaſſen kann. Aber dieß iſt keine gewöhnliche Sache. Es iſt eine reine Privat-Angelegenheit, ſie geht unſern Bund nichts an. Ueberlegt es wohl. Wir werden vielleicht einen harten Strauß haben, und überdieß müſſen wir denſelben auf fremdem Boden, in einem andern Staate, über dem Northriver drüben ausfechten. Wenn wir überwältigt würden, ſo könnte es Einen zehn Jahre Gefängniß koſten, und noch länger. Darum, überlegt's noch einmal, ich werd's Keinem nachtragen, wenn er nicht mitthut."

Länger ließen die Jungen ihren Anführer nicht ſprechen, ſondern es ertönte jetzt ein ſo furchtbares „Hurrah für French Louis," daß draußen auf der Straße Hunderte ſich ſammelten, weil ſie glaubten, es gehe hier unten auf Tod und Leben.

„Für French Louis durch Dick und Dünn!" ſchrie jetzt Einer, als der erſte Tumult ſich etwas gelegt hatte. „Wir holen dir den Teufel aus der Hölle!" Und das „Hurrah für French Louis" ging wieder los, aber wo möglich noch dröhnender, noch markerſchütternder, denn zuvor.

„Buben," rief nun French Louis mit ſeiner gewaltigen Stimme. „Buben, ich danke Euch! Uebermorgen, am Montag früh, rückt die French-Louis-Guard aus!"

Das war der Culminations-Punkt des Jubels. „Die

French-Louis-Guard rückt aus! Hurrah, Hurrah, Hurrah!“ Das Entzücken der Buben kannte keine Grenzen mehr. Es war, als ob Alle von einem plötzlichen außerordentlichen Glücksfall betroffen worden wären. Und in der That war es auch ſo, denn die French-Louis-Guard rückte blos bei außerordentlichen Gelegenheiten aus und dann war es ein Feſt nicht blos für die Buben der Greenwichſtreet, ſondern für alle Straßen, durch welche dieſe Guard zog.

Lange dauerte es, bis die Begeiſterung der Buben ſich bewältigen ließ. Aber jetzt brach ſich wieder die volle Stimme French Louis Bahn. „Kinder,“ rief er, „an eure Plätze! Werft die Biergläſer an die Wand. Und du, Andreas, in den Keller hinab, und Rheinwein herauf, ſo viel deine Arme tragen können. An den heutigen Tag ſoll man denken, ſo lange noch ein Menſch in der Greenwichſtreet lebt.“

Das kleine Hinterzimmer entleerte ſich nach und nach und die Buben kehrten auf ihre alten Plätze in der Wirthsſtube zurück. French Louis aber ging von Einem zum Andern und mit Jedem ſtieß er an, mit Jedem leerte er ein Glas. Endlich fand er ſich wieder in der kleinen Geſellſchaft ein, welche noch immer das kleinere Hinterzimmer occupirte.

„Bübchen,“ rief er dem kleinen Knaben zu, der ihm das Billet gebracht hatte, „dich hätte ich beinahe vergeſſen. Und doch biſt du ein Goldvogel, ohne den ich noch lange im Trüben ſitzen würde.“

Nun mußte der Wirth einen erhöhten Sitz herbeiſchaffen, und er ſetzte den Knaben neben ſich zu ſeiner Rechten, als wäre es der geehrteſte ſeiner Gäſte. Und die ausgeſuchteſten Leckerbiſſen wurden ihm vorgelegt, und ſpäter übergab er ihn

der Wirthin des Hauſes, um für ihn zu ſorgen, als wäre es ihr Augapfel. Der Verſtand und der Muth, mit welchem der Knabe ſeine Flucht bewerkſtelligt und den ziemlich weiten Weg nach New-York gefunden hatte, mußte in der That Theilnahme für ihn erwecken, auch wenn Einer nicht beſondere Gründe zur Sympathie hatte, wie dieß bei French Louis der Fall war.

Zuletzt erſt wandte ſich Louis an Franz und Dyer. Sie hatten ihn verſtanden, ohne daß er ein Wort zu ſprechen gebraucht hätte. Franz hatte das Billet geleſen und ein Händedruck war ſeine ganze Antwort geweſen. Nunmehr aber wandte ſich Louis an ſie, um ſie zu bitten, an dem Feſtzug der Louis-Guard Theil zu nehmen.

„Thun Sie's mir zu lieb," ſagte er zu Dyer. „Machen Sie die Tollheit mit; denn an dieſem Tag entſcheidet ſich mein Glück oder Unglück und Sie wiſſen, daß Ihr Zeugniß von entſcheidendem Einfluſſe iſt. Du aber Franz, du kannſt nicht anders, du mußt mitmachen; du mußt den ſoliden Kaufmann einmal in ein Narrenzeugwand kleiden; denn nur in dieſem Gewande kannſt du dir mit mir die Braut erwerben und den Schwiegervater verſöhnen."

Wer hätte dem French Louis an dieſem Abende Etwas abſchlagen können? Sein Geſicht ſtrahlte von Glück, ſein Auge glänzte von Seligkeit, er war in der Stimmung, die ganze Welt zu umarmen. Einem Bettler, der ihn darum angeſprochen hätte, hätte er ſeine ganze Baarſchaft geſchenkt.

Die Schwelgerei der Greenwichſtreet-Buben in der heutigen Nacht war noch lange nachher unter dem Namen: „French-Louis-Hochzeitstanz-Verſchmauß" bekannt, gleichwie man ſeine

Fahrt nach Washington-Cottage und den Tanz, den er da mit der frommen Inhaberin dieſes Platzes aufführte, nur „French-Louis-Hochzeitswalzer" nannte.

Am andern Tage, einem Sonntag, verſpürte man unter den Gaſſenjungen der ganzen untern und mittlern Stadt eine beſondere Bewegung. Ja ſogar von der obern Stadt war ein ſtarkes Contingent herabgerückt, ſich wegen der Freuden des kommenden Tages eines Genaueren zu überzeugen. Wo man einen ſolchen Buben ſprechen hörte, ſo war ſein anderes Wort: „French-Louis-Guard rückt morgen aus." Aber nicht blos unter den Jungen, (von denen man ohnehin annehmen kann, daß ſie einen großen Theil des Tages und der Nacht auf den Straßen zubringen) ſondern auch unter den Erwachſenen ließ ſich ein ungewöhnliches Leben wahrnehmen. Beſonders in der Greenwichſtreet und den daranganzenden Stadtvierteln war eine auffallende Beweglichkeit. Den ganzen Tag war ein „Gerann und ein Geſprann," aus dem ein Uneingeweihter nicht klug werden konnte. Wirthe und Grocer, Geſchäfts- und Privatleute, Deutſche und Amerikaner, ja die ganze Straße entwickelte eine Thätigkeit, die mit der Stille und Ruhe, welche ſonſt Sonntags herrſcht, auffallend contraſtirte. Fragte man aber Einen, was denn dieß Alles zu bedeuten habe, ſo ſah dieſer mit gar ſonderbarem Blicke auf, gleichſam ſich verwundernd, wie es denn einen Menſchen in New-York geben könne, der nicht wiſſe, daß French-Louis-Guard morgen ausrücke.

Natürlich war die Unruhe und Neugierde noch viel größer am Montag früh. Schon ehe der Tag graute, hatte ſich eine große Menſchenmaſſe eingefunden und dieſelbe mehrte ſich mehr

und mehr, je näher man dem Zeitpunkte kam, wo die auf's höchste gespannte Neugierde befriedigt werden sollte. Und nicht blos Knaben und unerzogene Bursche waren es nunmehr, welche die Straßen füllten, sondern Männer und Frauen jeden Alters und jeden Standes. Die Fenster der Häuser, an denen der Zug vorbeikommen mußte, waren mit Zuschauern dicht besetzt, und diese ließen sich die Zeit nicht verdrießen, welche sie nutzlos vergeuden mußten, um auf das Schauzerränge zu warten. Und doch würde man über dieses Letztere, als über einen Mummenschanz im gebildeteren Theil Europa's höchstens gelacht haben; nie aber wäre wegen eines solch' roben Scherzes, wie ihn der Auszug von French-Louis-Guard bot, ein solcher Spectakel entstanden, wie es in New-York viele Jahre lang der Fall war!

Das macht, es fehlt den Amerikanern im Allgemeinen an aller und jeder Poesie. Sie nehmen das Leben rein praktisch und von seiner nutzbringenden Seite. Die liebliche Ausschmückung desselben durch Gott Momus ist ihnen gänzlich unbekannt. Darum sind auch ihre Bälle und Concerte, ihre Paraden und Schauausrücken ohne allen den saftigen und erheiternden Beigeschmack, den allein der aus dem Innern hervorsprudelnde Humor gibt. Es geht Alles so trocken und ledern her, als ob nie eine Faser Witz und Laune sich über das Weltmeer herübergestohlen hätte! Allerdings rücken in New-York im Herbste viele Dutzende von Schützen- und Militärcompagnieen aus, um ihre Scheibenschießen und nachher ihren Ball abzuhalten; allein das einzige Vergnügen bei der Sache ist: Essen und Trinken: und zwar so viel Essen und Trinken, daß es dem Magen unmöglich ist, noch mehr in sich aufzunehmen.

Alles Uebrige läuft auf ein langweiliges, monotones Schaugepränge hinaus, das bei allen Compagnieen ſtets ein und daſſelbe iſt. Voran marſchirt nämlich eine Bande Muſik von etwa 16 — 24 Mann, je nachdem die Compagnie Geld aufwenden will; dann kommt die Compagnie ſelbſt, ebenfalls etwa 24 Mann ſtark, worunter vielleicht 10 Gemeine und das Uebrige Officiere und Unterofficiere; den Schluß macht ein Nigger, welcher die Gaben trägt, welche herausgeſchoſſen werden ſollen. Darin beſteht das ganze Schaugepränge! Und doch gibt es Tauſende, die einem ſolchen Schauſpiele zu lieb ſtehen bleiben, Tauſende, die ihm ganze Straßenlängen weit nachgehen, Tauſende, die ſich davon angezogen fühlen, wie von etwas Schönem und Reizendem! Wie viel mehr nun mußte dieß der Fall ſeyn, wenn die French-Louis-Guard ausrückte! French Louis war ja ein geborener Kölner und die dortigen Maskeraden und Mummenſchänze ſteckten ihm noch in den Gliedern! So konnte und mußte ein ſolches Schaugepränge für Amerikaner als etwas Außerordentliches erſcheinen, beſonders da es des Reden und Derben viel mit ſich führte, was dem Geſchmack des in Humanioribus noch ziemlich unbewanderten Atlantis-Bewohners natürlich mehr zuſagen mochte, als ein feiner, zarter Scherz gethan hätte.

Um acht Uhr Morgens begann der Umzug von French-Louis-Guard. Er hatte ſeinen Anfang in Battery-Place, da wo die Greenwichſtreet mit dem Caſtlegarten zuſammenſtoßt. Voran marſchirten nicht weniger als dreißig Muſiker, alle hoch zu Roß. Jeder war in ein weites gelbes Gewand gekleidet, das breit um ihn herum flatterte und ſeine ganze Geſtalt einhüllte. Auf dem Kopfe trugen ſie eine ungeheure Bärenmütze

deren jede einen Familiendamenmuff abgegeben hätte. Das Geſicht ſtack in einer ſchuhlangen und halbſchuhbreiten rothen Wachsnaſe, welche jedoch ſo geſchickt angebracht war, daß Keiner der Muſiker am Blaſen gehindert wurde. Und blaſen mußten ſie, daß ihnen die Lunge zu zerſpringen drohte! Konnten ſie aber wegen Mangel an Athem nicht mehr fortmachen, und mußte man ihnen eine kleine Pauſe gönnen, ſo begannen zwei grotesk aufgeputzte Männer, die unmittelbar hinter der Muſik ritten, ihr Spiel. Von dieſen hatte Einer ein ganz kleines Piccolo, das markdurchdringende Töne von ſich gab. Der Andere aber führte eine Trommel, die größer war, als ein rheiniſches Fuderfaß. Dieſe zwei nun, der Pfeiffer und der Trommler, machten einen ſolchen Höllenſpectakel zuſammen, daß nur amerikaniſche Pferde, die bekanntlich ſo zahm ſind, daß ſie ruhig durch ein haushohes Strohfeuer gehen, es aushalten konnten, ohne durchzugehen. Hinter der Muſik marſchirten, je vier Mann hoch, zwölf Männer, von denen Keiner unter ſechs Fuß maß. Dieſe waren zu Fuße und hatten ungeheure lederne Schurzfelle vorgebunden. Ueber den Achſeln trugen ſie ſchwere Aexte, mit denen man die größten Bäume in ein Paar Minuten fällen konnte und deren Gewicht manchem gewöhnlichen Menſchen zu maſſiv vorgekommen wäre. Den Kopf zierten Grenadiermützen von außerordentlichen Dimenſionen; das ganze Geſicht ſtack in einem ſechs Zoll breiten Schnurrbarte. Hinter dieſer trefflichen Schutzwache ritt French Louis, umgeben von ſeinem Stabe. Er ſelbſt war halb als Ritter, halb als Offizier gekleidet. Ein ſchwerer Säbel hing an ſeiner Seite und ein glänzender Helm ſaß auf ſeinem Kopfe. Seine Bruſt bedeckte ein Küraß und an ſeinen Füßen klirrten ſilberne Sporen. In einer breiten

Schärpe von rother Seide ſtacken zwei ſchwere Reitervitolen und ein breiter türkiſcher Dolch, deſſen Scheide wie Gold glänzte. Die Adjutanten Louis waren minder ritterlich angethan, dagegen nahmen ſie ſich um ſo phantaſtiſcher aus. Der Eine ſtellte einen Türken mit Turban und rothen Hoſen vor, der Zweite einen Schotten mit dem Plaid und nackten Beinen, der Dritte einen Koſacken mit hinaufgezogenen Knieen und ellenlangem ſpitzigem Barte, der bis auf den Sattelknopf herabhing. Nur Zwei, die unmittelbar hinter Louis ritten, waren ziemlich einfach coſtümirt, denn ſie trugen außer einer Mütze mit einer Feder und einer Halbmaske einen total ſchwarzen Anzug, nur allein durch eine blaue Schärpe ſich auszeichnend. Bei weitem bunter war die Guard ſelbſt aufgeputzt. Denn nicht blos ſtellten ſie Menſchen aus aller Herren Ländern vor, ſondern auch alle Thiergattungen waren vertreten. Da kam ein Bär zum Vorſchein, der ſich gar wunderſam auf ſeinem Roſſe gebärdete, dort ein Leopard oder eine Tigerkatze. An Affen und derlei Geſindel fehlte es ohnehin nicht. Kurz es war ein ſo bunter Kram von Masken, daß man ſich nichts Tolleres denken konnte. Nahm man dann noch ihre grotesken, oft nicht allzu zarten Geſten und Geberden hinzu, ſo hatte man ein Schauſpiel, das ſeinesgleichen ſuchte, beſonders da noch Jeder mit Säbel und Piſtole oder gar mit einem Carabiner bewaffnet war! — Hinter dem Hauptzug der Guard, der aus etwa fünfzig Mann beſtehen mochte, kamen drei offene Chaiſen, in denen die „Damen“ ſaßen. Es waren natürlich keine Damen, ſondern verkleidete Greenwichſtreetbuben, aber der Aufzug dieſer Damen ging in der That ins Fabelhafte, und wir nehmen Anſtand, denſelben näher zu beſchreiben, weil es

das Gefühl mancher unſerer Leſerinnen beleidigen möchte. Genug, an Witz und Schminke fehlte es dieſen Damen nicht, ebenſowenig als an rohen Späßen. Den Schluß bildeten zwei Reihen Harlekine mit Schellen und Peitſche, ebenfalls hoch zu Roß, aber dem Anſchein nach ſo ſchlechte Reiter, daß ſie jeden Augenblick vom Pferde ſtürzten und nun mit ihrer Karbatſche das Publikum zu beiden Seiten bearbeiteten, bis ſie ſich wieder im nächſten Augenblicke auf ihrer Rozinante befanden.

Dieß war das „Ausrücken von French-Louis-Guard!“ Und welchen Eindruck dieſes Schauſpiel auf die Zuſchauer machte, und welche Menſchenmaſſe es herbeizog, davon hat man keinen Begriff! Nur alle Jahre einmal konnte man dieſes Schauſpiel ſehen und etwas Aehnliches, ja nur etwas halbwegs Annäherndes war ſonſt gar nicht vorhanden; denn von Maskeraden und Maskenbällen wie überhaupt von einer Faſtnachtszeit weiß New-York ſogar jetzt noch nichts; warum ſollte alſo da auch nur Einer zurückbleiben wollen, wenn es ihm möglich war, dieſes Schauſpiel zu genießen? — Der Zug ging durch Greenwichſtreet hinauf nach Parkrow und von da durch Chatamſtreet nach der Bowery. Oben an der Bowery machte er links um und kam in den Broadway; dieſen ging's herab bis nach der Courtlandsſtreet, auf welcher man dann der Jerſeycity zuzog. Es war dieß etwa eine Strecke von einer Stunde und Viele unſerer Leſer möchten einen ſolchen Weg für einen außerordentlichen, für einen gar zu langen halten; allein bei den New-Yorkern war es umgekehrt. Dieſe verwunderten ſich, daß French Louis dießmal nur einen ſo kleinen Theil der Stadt durchziehe, weil man ſonſt von derlei Aufzügen überhaupt ſchon gewohnt iſt, daß ſie zwei und mehr Stunden zu ihrem „Umlauf

in der Stadt" verwenden; wie viel mehr noch erwartete man dieß von dem Umzug der French-Louis-Guard! In früheren Jahren hatte es French Louis auch nie hieran mangeln lassen, und fast hätte es ihn einen Theil seiner Popularität gekostet, weil er dem Publikum der obern Stadt, welche sein Zug dießmal gar nicht berührte, einen Genuß entzog, auf welchen die Leute einen rechtlichen, weil herkömmlichen Anspruch zu haben glaubten. Ebenso sehr aber, wie über die Kürze des Umzugs wunderte man sich über die Richtung desselben, denn noch nie war French Louis über den Hudson hinüber nach Jerseycity oder vielmehr über Jerseycity hinaus auf's Land gezogen. Sonst war immer irgend ein Vergnügungsort in der Nähe von New-York und auf der New-Yorker Seite des Flusses der Zielpunkt seiner grotesken Fahrt gewesen, und Tausende eilten auf den Schauplatz seiner Einkehr, um den Genuß des ungewohnten Schauspiels noch ein Paar Stunden länger zu genießen. Dießmal aber wußte man gar nicht — wenige Eingeweihte ausgenommen — wo denn eigentlich der Haltpunkt French Louis sey, und man konnte fast glauben, er wolle dießmal eine Art Separat-Familienfest feiern, weil er das Publikum nicht daran Theil nehmen ließ.

Um zehn Uhr etwa rückte der Zug in Jerseycity ein und das Gedränge hier war fast nicht minder groß, wie in New-York. Allein Louis nahm sich nicht Zeit durch verschiedene Straßen herumzuziehen, sondern rückte immer gerade fort auf der Hauptstraße, welche nach Bergenhill hinaufführt. Ehe er jedoch noch die Stadt verlassen hatte, bemerkte man, daß ein Theil der Guard, etwa zehn bis zwölf Mann den Zug verließen und in großer Eile den Weg dahin sprengten, welcher

nach Hobocken und Weſthobocken ſich hinſchlängelt. Der Führer dieſer Zehn, ein junger energiſcher Mann, den Louis ſonſt immer als ſeinen erſten Lieutenant auszeichnete, hatte, ehe er fortritt, noch eine kurze Unterredung mit Louis und man hörte, wie dieſer ihm einige Ermahnungen mit auf den Weg gab.

„Wo möglich keine Gewaltthat, Tony," ſagte Louis. „Halte die beiden Alten zurück, und zwar um jeden Preis, bis wir kommen; aber thue es, ſolange du kannſt, mit Güte. Die zwei Schufte aber, die bei ihnen ſind, magſt du binden und feſſeln; denn die müſſen auf jeden Fall geſichert werden. Und dann beſtelle den hintern Saal, damit wir ungeſtört ſind. Mache ſo wenig Aufſehen als möglich und nimm am liebſten das ganze Haus in Beſchlag, dann ſind wir außer aller Verbindung mit den Dörflern und Städtern, die uns nachziehen mögen. Ich hoffe, in einer oder in zwei Stunden ſehen wir einander."

Der Lieutenant ſprengte wie der Sturmwind dahin. Sowie er aber außerhalb der Stadt war, zog er ſeine Narrenkleidung aus und band ſie in einem Bündel vor ſich auf's Pferd. Ebenſo machten es ſeine Begleiter. Die Waffen jedoch legten ſie nicht ab, ſondern unterſuchten im Gegentheile ihre Piſtolen, ob ſie auch ſcharf geladen und mit Zündhütchen verſehen ſeien.

Am Ende von Jerſeycity machte Louis einen Augenblick Halt, um ſeinen Leuten einige Erfriſchungen zu gönnen. Aber nach einer Viertelſtunde marſchirte der Trupp ſchon wieder ab, begleitet von Hunderten von Buben, die einen faſt ärgeren Lärm verführten, als die herzerſchütternde Muſik und die markdurchdringenden Töne der Pfeife und großen Trommel. Auf

der Anhöhe von Bergenhill mußte man ſtillſtehen, denn das ganze Dorf hatte ſich hier verſammelt, herausgelockt von den Knaben, welche in Amerika die Verkäufer alles Spectakels ſind. Die Muſik machte Halt, die Guard faßte Poſto und die Menge erluſtirte ſich an den bunten Trachten, an den tollen Geſten der Thiermenſchen und vor Allem an der außerordentlichen und außergewöhnlichen Muſik, welche faſt ganz aus Tremetern beſtand. So fiel es nicht im Geringſten auf, wie ſich ein kleiner Trupp von dem Hauptcorps losſagte, und gefolgt von einer der Chaiſen, in welcher ein paar als Frauenzimmer verkleidete Buben ſaßen, auf der Straße fortrollte, die ſich auf dem Gebirgskamm eben nach Waſhington-Cottage, Weſtbeebeden und Unionhill zu hinzieht. Dachte man doch, dieſe Abſchwenkung gehöre zur Sache, und werde die Vorbereitung zu einer neuen Luſtbarkeit ſeyn! Auch dieſer Trupp, welchen French Louis ſelbſt anführte, entfernte ſich, als er außer Sehweite (von dem Standpunkte der Uebrigen aus, nämlich) war, eines Theils ſeiner Verkleidung und packte dieſe vor ſich auf's Pferd. Zwei davon konnten ſich dieſe Mühe erſparen, denn ſie hatten nichts zu thun, als ihre Halbmasken wegzuwerfen, ſo waren ſie gekleidet wie andere Menſchen. Wir erkennen in ihnen Franz Mayer und Meiſter Dyer, den Caliſornier. Alle eilten was ihre Pferde vermochten Waſhington-Cottage zu. Allein ſo ſehr ſie auch eilen mochten, ſo ſchien doch der Ruf French Louis ihnen vorangezogen zu ſeyn; denn nicht blos war das Hausthor dieſer Villa feſt zu, ſondern auch jeder Fenſterladen geſchloſſen, ſo daß man meinen konnte, das ganze große Gebäude ſei ausgeſtorben.

French Louis rochte ſo laut, daß die Fenſter erzitterten, aber lange Zeit wollte im ganzen Hauſe Niemand ein Zeichen

des Lebens geben. Endlich als French Louis drohte, die Thüre zu zerſchmettern, erſchien die Frau des Hauſes auf dem platten Dache, um zu fragen, was der Höllenlärm bedeuten ſolle.

„Macht keine langen Umſtände, und laßt mich hinein,“ ſchrie Louis. „Ich bin nicht gewohnt, mit mir ſpaſſen zu laſſen!“

„Dann müſſen Sie ſich daran gewöhnen!“ meinte die Frau ganz kaltblütig; „denn hier kommen Sie nicht hinein.“

„Wißt Ihr, mit wem Ihr ſprecht, Frau?“ ſchrie Louis noch wüthender. „Mein Name iſt French Louis. Macht gutwillig auf, damit ich Euch ein paar Worte ins Ohr flüſtern kann. Ich will Euch nichts zu Leide thun, ſondern bin zufrieden, wenn Ihr mir ein paar Frauenzimmer ausliefert, die Ihr widerrechtlich eingeſperrt haltet.“

„Ich kenne Sie wohl, Herr,“ entgegnete die Frau ganz ruhig, „und bin heute Morgen ſchon vor Ihnen gewarnt worden. Sie treffen mich daher nicht unvorbereitet. Es ſind zehn Mann im Hauſe, alle wohlbewaffnet und mit Schießgewehren verſehen. Verſuchen Sie Gewalt, ſo werden wir Gewalt mit Gewalt vertreiben. Haben Sie irgend eine Forderung an mich, ſo betreiben Sie ſie auf geſetzlichem Wege.“

„Frau,“ ſagte nun French Louis, indem er ſich gewaltſam zuſammennahm, „wenn du dich vorgeſehen haſt, ſo iſt es gut. Ich lobe dich darum. Aber deine zehn Mann fürchte ich nicht. Zwinge mich nicht zu Gewalt; oder die Folgen kommen über dich. Ich weiß, daß du Zilly Waters und Fanny Löffler nebſt noch einer Frau mit ihrem Kinde gegen das Geſetz hier zurückhältſt, und du weißt, daß du, wenn die Sache unterſucht würde, dem Zuchthauſe verfallen wäreſt; deß-

halb thue lieber jetzt gleich im Frieden, was du gezwungen doch thun mußt. Gib mir die drei Frauenzimmer, dann laſſe ich dich wegen deines andern Umtriebs ungeſchoren. Du ſiehſt, ich habe meine Guard ausrücken laſſen, und ganz Bergenbill nebſt Umgebung hört ihrer Muſik zu. Kein Menſch eilt dir zu Hülfe, und wenn ich dir das Haus über dem Kopf zuſammenbrenne. Deßwegen ließ ich ja eben meine Guard ausrücken; darum nimm Vernunft an und öffne die Thüre. Wir machen die Sache dann ganz im Stillen ab."

Das Weib gab keine Antwort, ſondern hob einen Eimer Waſſer in die Höhe, der neben ihr ſtand, und ſchüttete ihn über die Unterſtehenden aus. Dann verſchwand ſie.

„Hohe, ſo ſiehts aus!" ſchrie Louis, das Waſſer von ſich abſchüttelnd, „Freunde, wir haben keine Zeit zu verlieren, ſonſt kommen uns die Bergenbiller über den Hals, und dann gibt's eine förmliche Feldſchlacht. Eine Viertelſtunde hält ſie unſere Muſik ſchon noch auf, ehe ſie merken, was hier vorgeht. Alſo drauf und dran und fürchtet Euch nicht vor den Kugeln der Sicherheitswächter da drinn. Franz, reite mit vier von den Leuten um's Haus herum, ſteigt auf den Rücken Eurer Pferde, ſpringt über die Mauer und ſchlagt nieder, was ſich Euch widerſetzt. Wir greifen von vornen an."

Mit dieſen Worten ſprang er vom Roſſe, riß eine ſeiner ſchweren Piſtolen aus der Gurte und hielt dieſe in's Schloß der ganz eiſernen, wohl verwahrten Thüre. Ein dumpfer Knall und die Thür flog auf. Wie im Sturmwind waren ſie innen.

„Zwei Mann bleiben an der Thüre," kommandirte Louis, „und laſſen Niemanden ein und aus."

Er ſelbſt ſtürmte vorwärts, gefolgt von den Uebrigen. Er hatte ſich aus der Erzählung des Knaben, der ihm das Brieflein gebracht, den Weg in das Erdgeſchoß, worin Fanny und Silly mit der armen Frau Blümlein gefangen ſitzen mußten, wohl gemerkt und kümmerte ſich um Nichts anders, als nur um dieſe Lokalität. Gerade wie er die in den Gang führende Thüre mit Einem Stoße aus ihren Angeln riß, kam auch Franz von der Gartenſeite her zu Hülfe und in wenigen Secunden lagen ihnen Silly und Fanny in den Armen.

„Kinder," rief Louis, „es iſt keine Zeit zum langen Koſen. Ihr Mädchen müßt Euch ſchon gefallen laſſen, unſere kleine Maskerade mitzumachen. Schnell, werft Euch in die Kleider, in welchen bisher meine luſtigen Burſche ſtacken; ſo merkt kein Menſch die Verwandlung, und wir kommen ungefährdet durch die ganze Menge durch."

Die Burſche, die als Damen verkleidet in der Chaiſe geſeſſen, warfen ſchnell ihre Ueberzüge ab und Silly und Fanny waren eben ſo ſchnell darein gehüllt; auch Frau Blümlein ward nicht vergeſſen, ob ſie gleich nicht wußte, wie ihr geſchah.

„Nun ſchnell in die Chaiſe," befahl Louis, „und dann fort Weißbecken zu. Ich möchte nicht gerne in die Hände des Sheriffs von Jerſeycity fallen, denn der Burſche verſteht keinen Spaß. Sind wir aber erſt wieder auf neutralem Gebiet, ſo können wir über den ganzen Handel lachen, da ja Niemand ein Leid geſchehen iſt und die fromme Dame des Hauſes hier ſich wohl hüten wird, eine Klage wegen Friedensbruch's einzuleiten."

So wohlfeil ſollte er aber doch nicht wegkommen. Die Beſitzerin der Penſion war in der That heute früh gewarnt

worden, auf ihrer Hut zu ſeyn: und kein Anderer war der freundliche Warner, als Dutch-Jakob, der, als er von dem Ausritte der French-Louis-Guard ins Jerſeyiſche hörte, den kleinen Umweg auf ſeiner Tour nach Weſtbebocken, die er heute zu machen hatte, nicht ſcheute. Dachte er doch wenigſtens an die Möglichkeit eines Angriffs von Seiten des Louis! Die Frau merkte ſich den Wink und verrammelte daher nicht blos ihre Thüren und ſchloß ihre Fenſterläden, ſondern hatte auch ein paar Polizeidiener von Jerſeycity requirirt, um ſie in ihrem Eigenthum zu ſchützen. Dieſe hatten ſich bewaffnet eingefunden und ſich ſelber die Zeit mit Eſſen und Trinken vertrieben. Als aber Louis mit Gewalt ins Haus drang, machten ſie keine Miene, demſelben entgegenzutreten oder ihn gar gefangen zu nehmen, wie die Frau verlangte.

„Mit Louis iſt nicht gut zu ſpaſſen,“ meint Einer derſelben bedächtlich, „und wenn in der That ein paar Frauenzimmer hier eingeſchloſſen ſind, die er zu requiriren das Recht hat, ſo will ich wenigſtens keine Hand im Spiele haben. Es iſt beſſer, Ihr findet Euch gütlich mit ihm ab.“

Die Andern ſtimmten ihm bei und ſo kam es, daß die Sicherheitswächter weder Hand noch Fuß rührten, um den French Louis in ſeinem Thun und Treiben zu ſtören. Dabei beruhigte ſich aber die Frau nicht.

„Elende, erbärmliche Memmen!“ rief ſie wüthend. „Fürchtet Euch vor dem Namen French Louis! Aber wartet, ich will Euch Füße machen. In weniger als einer Viertelſtunde ſoll die ganze Gegend in Allarm ſeyn und dann will ich ſehen, wie Ihr Euch rechtfertigen könnt.“

Mit dieſen Worten eilte ſie in ein Nebenzimmer und ſuchte

da in der Schnelligkeit einiges Gerümpel, Stroh und Möbel und ähnliches leicht brennbare Material zuſammen. In Einem Nu hatte daſſelbe Feuer gefangen und bei der leichten Bauart der Landhäuſer in Amerika, welche beinahe nichts als hölzerne Kartenhäuſer und mehr aus Brettern und Lattenſtücken zuſammengenagelt ſind, als aus Balken und Steinen, mußte in kürzeſter Zeit das ganze Haus in Flammen ſtehen und die Umwohner zu ſchneller Hülfeleiſtung herbeilocken.

„Feuer, Feuer!“ ſchrieen die Polizeimänner und eilten die Treppe hinab, einen Ausgang zu ſuchen.

„Feuer, Feuer!“ ſchrieen die übrigen Inſaſſen des Hauſes, aus ihren Zimmern hervorſtürzend.

„Feuer, Feuer!“ ſchrie die Inhaberin der Penſion, die Treppe herunterteilend. „French Louis hat das Haus in Brand geſteckt!“

Beim erſten Schrei war dieſer aufgeſprungen. Sein erſter Impuls war, das Haus ſich ſelbſt zu überlaſſen und mit den Mädchen zu fliehen. Aber im ſelben Momente beſann er ſich eines Andern. Er eilte die Treppe hinab. Die Frau des Hauſes wollte an ihm vorbeiſtürzen. Er ergriff ſie mit ſtarkem Arm und ſchleuderte ſie einem ſeiner Genoſſen zu.

„Stopf' ihr das Maul,“ rief er dieſem zu. „Mach' einen Knebel, daß ſie keinen Laut mehr von ſich geben kann, ſonſt ſind wir alle verlorene Leute. Ihr Andern aber folgt mir. Seid doch nicht ſo feigherzig, Euch von einem Weibe ins Bocksborn jagen zu laſſen.“

Er ſtürmte die Treppe hinab und ſelbſt die Polizeimänner ließen ſich von ſeinem Beiſpiele anſtecken und kehrten rechtsum. In einem Zimmer des obern Stocks brannte es lichterloh, aber noch hatte ſich die Flamme nicht weiter ausgedehnt.

„Erapreift Bettdecken und Teppiche," rief Louis, „lauft nicht lange nach Waſſer herum. Man kann ja die Flamme noch mit den Füßen zertreten."

Er ſelbſt ging mit gutem Beiſpiele voran, und obwohl er ſich die Kleider und Haare ein wenig dabei verſengte, ſo ward doch die Flamme in kurzer Zeit erſtickt. Es war nichts verbrannt, als einige Stück Möbel und Bettzeug. Außerhalb des Hauſes hatte kein Menſch Etwas von dem Lärm und der Gefahr wahrgenommen, denn die Wachen, welche Louis aufgeſtellt, ließen Niemanden aus und ein.

„Ich denke, jetzt läßt du uns im Frieden ziehen, Frau," ſagte Louis, als er in die untere Halle trat, worin die Meiſten der Hausbewohner verſammelt waren. „Wie du dich mit den Herren von der Polizei abfinden magſt, die dich das Feuer ſelbſt anlegen ſahen, das überlaſſe ich dir. Vielleicht laſſen ſie ein gütlich Wort mit ſich reden, wenn du nicht zu geizig biſt, den Geldbeutel zu ziehen. Mir aber Ihr Herren, „wandte er ſich lachend zu ihnen, „mir werdet Ihr im Nothfall bezeugen, daß ich hier nichts Gewaltſames beging, als daß ich meine Braut holte, welche mit ihrer Begleiterin hier widerrechtlich eingeſperrt war. Und hier iſt was, um auf meine Geſundheit zu trinken."

Dabei drückte er Einem der Polizeidiener ein Goldſtück in die Hand. Nunmehr erſt entfernte er ſich mit ſeiner ganzen Geſellſchaft. Silly und Fanny nebſt der Frau Blümlein und ihrem Kinde ſaßen in der Chaiſe mit Halbmasken vor dem Geſichte und in weite, farbige Mäntel gehüllt. Die Andern beſtiegen ihre Pferde und bald vereinigten ſie ſich wieder mit dem Haupttrupp, der nun mit klingendem Spiele unter

dem Gejauchze der Zuſchauer auf dem Wege nach Weſthobocken fortzog.

Erſt viele Tage nachher erfuhr das Publikum unter der Hand, was ſich in dieſer kurzen Viertelſtunde in Waſhington-Cottage zugetragen hatte. Zu öffentlicher Klage kam's nicht, denn die Frau fürchtete zu ſehr für ſich ſelbſt und hatte genug damit zu thun, die requirirten Polizeidiener von Jerſeycity zu beſchwichtigen, was nicht ohne einen beträchtlichen Geldaufwand geſchehen konnte.

In Weſthobocken ſteht auf der höchſten Spitze des Berges, da wo die ſteile Steige von Hobecken heraufführt, ein großes, freundliches Haus, das „Jägerhaus“ genannt. Hier iſt im Sommer ein großer Verkehr, denn wer von der drückenden Hitze New-Yorks vertrieben einige Stunden oder Tage hier oben in der friſcheren Luft zubringen kann, der nimmt im Jägerhaus Quartier, da die Wirthsleute gar freundliche und gemüthliche Leute ſind. Auch heute ſchien eine große Geſellſchaft erwartet zu werden, denn die Inhaber des Hauſes waren ungewöhnlich thätig im Backen und Röſten und Zurüſten. Nicht blos die gewöhnlichen Dienſtboten liefen geſchäftig und eilig im Hauſe herum, ſondern noch fremde waren engagirt worden, um an dieſem Tage auszuhelfen. Bis jetzt freilich, am Vormittag nämlich, war's noch ziemlich ſtille, denn die einzigen Gäſte waren vier Herren, die vor einigen Stunden angekommen waren, um wie es ſchien in der Umgegend ein Geſchäft abzumachen. Wenigſtens waren ſie einige Zeit zuſammen ausgewieſen und ſaßen jetzt erſt in einem kleinen Zimmer beiſammen, wohin ſie Speiſen und Getränke hatten kommen laſſen und den Wirth

dann anwiesen, ſie nicht mehr zu ſtören. Außer dieſen Vieren waren noch ein Dutzend andere Herren angekommen, die ſich jedoch eben ſo ſtill und ruhig benahmen, wie die erſteren. Sie ſchienen ſogar ganz unbemerkt bleiben zu wollen, denn ſie ließen ſich weder in der großen Wirthsſtube nieder, noch verlangten ſie ein eigenes Zimmer; ſondern ſie ſpazierten ſich theils im Stalle, wo ſie ihre Pferde untergebracht hatten und wo auch die Pferde, die zu dem Gefährt der vier Herren in dem kleinen Zimmer gehörten, ſtanden, theils ſchlenderten ſie bald unter den Fenſtern auf und ab, welche von dem kleinen Zimmer in's Freie führten, theils endlich ſtellten ſie ſich in dem Gange auf, durch den man zu jenem kleinen Zimmer gelangte und hielten ſo gleichſam Schildwache über die vier Herren, die in dieſem Zimmer ſaßen, freilich jedoch, ohne daß Dieſe nur etwas davon ahnten oder wußten.

Die vier Herren nämlich waren auf's eifrigſte mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und wir erkennen in ihnen Niemanden anders, als die Herren Waters und Leſſer, nebſt dem berühmten Johannes Blum und dem faſt noch gelehrteren Oberbergwerks-Director. Es ſtanden einige Flaſchen und Speiſen auf dem Tiſch, vor dem die Herren ſaßen, aber ſie ſagten weder dem Eſſen noch dem Trinken ſtark zu, ſondern gaben ſich vielmehr hauptſächlich mit ein paar Steinarten ab, wovon ſie Muſter vor ſich liegen hatten. Beſonders Herr Waters war ganz vertieft in ſein Studium. Er hatte einen großen Hammer neben ſich und mit dieſem zerſchlug er verſchiedene der Steine, ſo daß er am Ende nur ganz kleine Brocken noch vor ſich hatte, welche alle mehr oder weniger mit kleinen Goldtäfelchen beſäet waren. Dann nahm er aus einem Fläſchchen, das vor ihm

ſtand, einige Tropfen und brachte dieſe mit den Goldadern in Verbindung, ſo daß das Gold die ätzende Kraft der Tropfen empfand.

„Es iſt Gold,“ ſagte er endlich, „pures, veritables, wirkliches Gold! Ich kann nicht mehr daran zweifeln. Und dann bin ich ja ſelbſt dabei geweſen, wie das Golderz aus dem Schacht hervorgeholt worden iſt. Hier kann kein Irrthum obwalten. Wir haben ein Goldbergwerk in Ausſicht.“

Der Oberbergwerks-Direktor beobachtete ihn ſcharf, wie er dieſe Worte vor ſich mehr hinmurmelte, als ſie laut ſprach.

„Sind Sie endlich überzeugt?“ fragte er ihn, mit dem Reſultat ſeiner Beobachtung zufrieden.

„Ich bin's, erwiederte dieſer, „und wir müſſen nun an die Ausbeutung gehen. Wie viel brauchen Sie für den Anfang zur Einrichtung?“

„Wir müſſen vor Allem Leute haben, zum Graben,“ entgegnete der Director, dem Anſchein nach in tiefes Sinnen verſunken. „Dann brauchen wir eine Siebmaſchine, und endlich einen Dampfquecksilberapparat zur Reinigung. Ein Schmelzofen kann mit verbunden werden. Das Ganze mag auf etwa fünfzehn bis zwanzig tauſend Thaler zu ſtehen kommen.“

„Und wie hoch ſchätzen Sie die Ausbeute wöchentlich?“ fragte Herr Waters weiter.

„Auf wenigſtens dreißig tauſend Dollars,“ erwiederte dieſer mit voller Zuverſicht. „Natürlich ein, wenn Alles im Ganze iſt. Ich glaube, daß wir im Jahr über eine und eine halbe Million Brutto einnehmen werden.“

„Dann meine ich, ſollten wir gleich beginnen laſſen,“ bemerkte der alte Herr weiter, ſeine Schreibtafel ziehend. „Ich will Ihnen jetzt eine Anweiſung auf meine Bank ſchreiben,

ich denke vorderhand von zehntauſend Thalern. Sind dieſe verbraucht, ſo können wir weiter ſehen. Unſern Geſellſchaftsvertrag habe ich von meinem Anwalt aufſetzen laſſen und wir können denſelben auch gleich unterſchreiben."

Die Papiere wurden nun vorgelegt und von allen Vieren unterzeichnet; dann ſchrieb der alte Herr die Anweiſung und der Oberbergwerks-Direktor ſteckte ſie in die Taſche. Sein Auge leuchtete als er ſie empfing, und ſeine Hand zitterte vor Aufregung, als er die Quittung dafür ſchrieb.

„Und nun meine Herren," rief der alte Herr ſeelenvergnügt. „Ergreift die Gläſer: Auf gut Glück und viel Ausbeute."

Jakob Löffler war bis jetzt ganz ſtill und wie verzückt dageſeſſen. Er hatte die Hände über dem Bauch gefaltet und ſchaute darein, wie ein Menſch, der im Traum in den ſiebten Himmel verrückt wird. Jetzt erwachte er zum gewöhnlichen Leben und ſtieß mit ſeinem Glaſe ſo heftig zu, daß es in kleine Stückchen zerbrach. Zu derſelben Minute ertönte auch die Muſik, welche die Ankunft der French-Louis-Guard verkündigte.

„Der Teufel hole dieſen Menſchen," rief Herr Waters. „Kann man denn nirgends Ruhe vor ihm haben? Ich für meinen Theil fahre nach New-York zurück, da ja unſere Geſchäfte hier abgemacht ſind."

„Und ich begleite Sie," rief der Oberbergwerks-Direktor, den alle Geſichtsfarbe verlaſſen hatte. „Eilen wir, ehe der gräuliche Menſch ſeinen Einzug hier hält."

Er ſprang zur Thüre um ſich ſpornſtreichs nach den Pferden umzuſehen, allein wie er hinauseilen wollte, ſtanden vier Männer da, die ihm den Ausweg verſperrten. Er ſprang zurück und beſann ſich nicht lange, ſondern riß das Fenſter

auf und wagte den Satz auf den Boden, der zum Glück nicht viel über zwölf Fuß betrug. Er kam zwar gut und heil auf die Mutter-Erde, allein kaum hier angekommen, ward er von andern vier Mann in Empfang genommen, die ihm den Mund verstopften und im Nu Arme und Beine gebunden hatten.

In demselben Augenblicke traten die Vier, welche außen stationirt waren, in's Zimmer und bemächtigten sich des Johannes Blum, der ganz erschrocken und zähneklappernd da saß, als er sah, wie sein Verbündeter durch das Fenster das Weite zu gewinnen suchte. Er dachte gar nicht im Geringsten daran, sich zur Wehre zu setzen, sondern rief immer nur, ganz erbärmlich heulend: „Ach Gott, ich hab' ja gar Nichts gethan. So laßt mich doch gehen, ich will ja gewiß Alles bekennen."

Herr Waters machte ein sonderbares Gesicht, als er diese Vorgänge mitansah. Er blickte zuerst auf Jakob Löffler, ob er nicht vielleicht auch noch an die Reihe des Verhaftetwerdens komme, und dann sah er auf diejenigen, welche diese Gewaltthätigkeit verübten. So viel konnte er sich wohl denken, daß bei dem Oberbergwerks-Direktor, wie auch bei dem Metallurgen Johannes Blum nicht Alles in der Ordnung seyn müsse, sonst hätte der Letztere nicht so erbärmlich geheult und der Erstere hätte nicht versucht, durch das Fenster zu entkommen. Allein vielleicht war es doch möglich, daß Beide sich nur vor den ungesetzlichen Gewaltthätigkeiten French Louis fürchteten und deßwegen Fersengeld gaben, nicht aber aus Gründen eines bösen Gewissens. Uebrigens blieb ihm nicht lange Zeit zum Nachdenken, sondern er sowohl, als Jakob Löffler wurde von einem Abgesandten French Louis höflichst eingeladen, einer Sitzung beizuwohnen, in welcher über zwei Verbrecher Urtheil

geſprochen werden ſolle, die auch in einiger und zwar ſehr naher Beziehung zu ihnen, den Geladenen, ſtehen.

„Und mit welchem Rechte wollt Ihr über Andere zu Gericht ſitzen?“ fragte der alte Waters unwillig, obgleich er nichts deſtoweniger dem Abgeſandten folgte. „Etwa mit dem Rechte des Stärkeren über die Schwächeren? Wollt Ihr vielleicht alles Geſetz mit Füßen treten?“

„O, was das Geſetz anbelangt,“ war die Antwort, „ſo könnten wir in New-York lange ſuchen, bis wir Recht bekämen. So ſind wir denn ſo frei und nehmen das Geſetz ſelbſt in die Hand. Uebrigens geht die Sache Euch näher an, als Ihr glaubt und ich wollte wetten, Ihr ſeid am Ende mit unſerer Rechtspflege ſelbſt einverſtanden.“

Draußen vor dem Jägerhauſe, auf dem freien Raum, der ſich den Berg hinab gegen New-York zu ſenkt, war ein faſt toller Lärm. Die Muſik ſpielte ihre rauſchendſten Melodien und an den Tiſchen, die man ſchnell vor's Haus getragen hatte, ſchmausten die Greenwichſtreetbuben in voller Ausgelaſſenheit. Alle Einwohner des Dörfchens hatten ſich hier verſammelt und Viele waren auch von New-York heraufgekommen, um die tolle Feſtlichkeit mitanzuſehen. Je lauter und toller es aber vor dem Hauſe zuging, — wir wiſſen jetzt, für wen die Wirthsleute ihre Vorbereitungen trafen —, um ſo ſtiller, ja faſt unheimlicher war es hinten im Saale. Die Läden waren feſt geſchloſſen und es brannten Wachskerzen, um Helle zu verbreiten, trotzdem daß es kaum Mittagszeit war. Um einen Tiſch ſaßen zwölf Männer, unter ihnen in der Mitte als Vorſitzender French Louis. Vor dem Tiſche in mäßiger Entfernung ſtanden zwei Gefeſſelte, der Eine trotzig und wild

um ſich ſchauend, der Andere mit angſtvollem Blick und dicke Thränen aus den Augen wiſchend. Links hinter einer Bank hatten ſich drei Frauen niedergelaſſen, das Antlitz mit dichten Schleiern verhüllt. Rechts ſaßen Jakob Löffler und Herr Waters, der Dinge gewärtig, die da kommen ſollten.

„Johannes Blum tritt hervor," rief jetzt French Louis mit feierlicher Stimme. „Hier iſt ein Dollmetſcher, der Alles vom Deutſchen in's Engliſche übertragen wird, damit wir fein in der rechten Ordnung verfahren, denn es ſoll ſich keiner von Euch beklagen, daß ihm nicht Recht widerfahren ſey. Johannes Blum, du Neffe Robert Blums, du Held von Berlin und Wien und Dresden, ſag' an, wie iſt dein eigentlicher Name."

Hier konnte man eine heftige Bewegung auf der Frauenzimmerbank bemerken. Eines der Frauenzimmer erhob ſich und wollte reden, ward aber von den zwei Anderen faſt mit Gewalt zurückgehalten.

Johannes Blum trat vor, aber er zitterte ſo, daß er ſich kaum aufrecht halten konnte. Er verſuchte zu ſprechen, aber die Zunge verſagte ihm den Dienſt. Plötzlich fiel er auf ſeine Knie nieder und heulte wie ein Hund, der Schläge fürchtet.

„Du ärmlicher und erbärmlicher Wicht," ſprach zürnend French Louis, „biſt du denn ſo feig, deine Rolle auch nur halbwegs durchzuführen? Und ſolch ein Gujon war im Stande, zwei Männer vierzehn Tage lang am Narrenſeile herumzuziehen, und beinahe das Unglück von zwei Familien herbeizuführen?"

„Ach, geſtrenger Herr Louis!" rief endlich der Gefangene laut heulend. „Laſſen Sie doch Gnade für Recht ergehen. Nicht Blum heiße ich, ſondern Blümlein und ganz gewiß bin

ich kein Neffe Robert Blums. Ach, ich bin ja nur ein armer Friseur und Barbiergehilfe und habe noch Niemanden Etwas zu Leid gethan; am allerwenigsten aber habe ich in Berlin oder Wien oder Dresden mitgefochten. O, haben Sie Erbarmen! Ich bin ja zu Allem nur verführt worden und der hier neben mir sitzt, hat den Plan zu der Geschichte entworfen. Ich bereue es ja von tiefstem Herzen und will in meinem Leben nie mehr den Metallurgen spielen."

„Hund von einem Feigling!" brüllte sein Mitgefangener und würde sich auf ihn gestürzt haben, wenn ihn seine Wächter nicht daran verhindert und damit er die Verhandlung nicht mehr unterbreche, ihm einen Knebel in den Mund gesteckt hätten.

„Was?" schrie Jakob Löffler zu gleicher Zeit, indem er mit gleichen Füßen von seinem Sitze aufsprang. „Was? Nicht der Vetter Robert Blums bist du? Kein Freiheitskämpfer aus den 1849er Jahren? Kein Genosse und Metallurg? Dann bin ich betrogen, betrogen, betrogen! O ich Esel, ich grausam dummer Esel! Franz, ich bitte dich um Gotteswillen," rief er einem der Männer zu, die neben French Louis saßen, „komm heraus und gib mir eine tüchtige Ohrfeige, aber eine tüchtige, oder lieber zwei. Franz, Franz, wie habe ich mich an dir und Fanny vergangen! O ich grausam dummer Esel, und wollte gescheidter sein, als andere Leute!"

So lamentirte er fort und fort, und würde gar nicht zu Ende gekommen sein, wenn nicht eine sanfte Hand sich auf seinen Mund gelegt und ihn so zum Stillschweigen gezwungen hätte. Es war Fanny, die es nicht mehr in ihrer Bank duldete, da ihr Vater sogar arg verzweifelt sich gebärdete. Zu

gleicher Zeit war aber auch eine Zweite der Frauen aufgesprungen, und hatte sich, ein kleines Mädchen im Arm, neben dem Malificanten Blümlein auf die Knie geworfen und vereinte ihr Flehen mit dem Seinigen.

„O, thut ihm nichts," rief sie, „es ist mein armer, verblendeter Mann. Er ist nur ein großer Maulheld; und bis jetzt hat er noch nie gestohlen oder betrogen. O lassen Sie ihn laufen! Er wird sich ganz gewiß von jetzt an ordentlich aufführen. Haben Sie Erbarmen schon wegen unserer kleinen Kinder."

Das war ein solcher Durcheinander, daß man kaum sein eigen Wort mehr hörte. Endlich stellte sich die Ruhe wieder Etwas her.

„Weib," sagte nun French Louis, „ich bin kein Richter, wie sie sonst auf den Gerichtsbänken sitzen. Ich bin ein einfacher Bursche und verstehe Nichts vom Gesetz, aber ich stehe meinen Freunden bei, wenn sie in Noth sind und von andern Leuten übervortheilt werden. Hier ist mein Freund Franz, dem entzog sein Schwiegervater die Hand seiner Tochter, blos weil dein Mann ihn mit seinen Goldminen närrisch gemacht hatte, und hier ist auf der andern Seite eben dieser Schwiegervater Jakob Löffler, dem hat dein Mann fast sein ganzes Vermögen abgeschwindelt, obgleich noch etwa fünfhundert Thaler bei ihm gefunden wurden, die ich jetzt Euch, Jakob Löffler, zurückgebe."

Dieser war aufgestanden und hatte seine Tochter Fanny an der Hand genommen. Er arbeitete offenbar an einem großen Entschlusse. Im Grunde genommen war er immer ein gutmüthiger Gesell gewesen, nur etwas schwach und leichtgläubig, und etwas ruhmsüchtig und obenhinaus. Er räusperte sich zweimal, nachdem er sich in Position gesetzt hatte. „Louis,"

ſagte er endlich, „wenn's auf mich ankommt, ſo geſchieht dem Blümlein Nichts. Er wär ja ein Eſel geweſen, wenn er meine Dummheit nicht benützt hätte. Conträr im Gegentheil, ich bin dem Mann recht dankbar, denn er hat mir die Augen geöffnet. Franz, komm her, ich weiß, du biſt brav, und trägſt einem alten Korfinvaliden ſeine Tollheit nicht nach. Da, nimm das Mädel, die Fanny. Aber das bedinq ich mir aus, noch heute muß Hochzeit ſeyn; und von dem Geld da, das ich ſo unverſehens wieder bekomme, behalt' ich keinen Cent. Nehmt's zur Ausſteuer und verwendet es, wie Ihr wollt, meinetwegen zum Hochzeitsſchmauſe."

„Mann," rief Louis erfreut, „du haſt doch das Herz auf dem rechten Fleck. So ſteh' nur auf," wandte er ſich dann an den ſchluchzenden Blümlein. „Eine Tracht Prügel hätten dir Nichts geſchadet. So wollen wir es aber in Anbetracht deines Söhnchens, das jetzt ſchon im kleinen Finger mehr werth iſt, als du mit deinem ganzen Leibe, bewenden laſſen. Aber das ſage ich dir, tritt mir nie mehr vor's Angeſicht mit einer ähnlichen Schlechtigkeit auf dem Gewiſſen, ſonſt entſpringſt du nicht mehr ſo wohlfeilen Kaufes."

„Nun kommen wir an dich, Oberbergwerks-Direktor," fuhr er nach einer Weile fort. „Nehmt ihm den Knebel aus dem Munde, daß er ſprechen kann. Nun, was iſt dein wahrer Name, mein vortrefflicher Freund?

„Du haſt kein Recht über mich," verſetzte dieſer trotzig. „Ich werde dir nicht antworten."

„Nun dann will ich ſtatt deiner antworten," verſetzte Louis ruhig; aber doch verrieth die Tiefe ſeiner Stimme, daß der Zorn in ihm kochte. „Alſo Dutch-Jakob, du feiger Dieb,

du Hund von einem Deadrabbit, ſag' an, was meinſt du, was deine Strafe ſeyn werde?"

Der alte Herr Waters war bisher wie auf Kohlen geſeſſen. Endlich erhob er ſich. „Louis," ſagte er zitternd vor Aufregung, „dieſer Mann hier iſt nicht ein deutſcher Baron? Kein Profeſſor der Geognoſie und Oberbergwerks-Direktor? Aber er zeigte mir doch Orden und Diplome; und das Geſtein, das er mir verkaufte, enthält ſicherlich reines Gold. Wie ſtimmt dieſes zuſammen?"

„Sehr einfach," meinte Herr Dyer, der ſich nun gleichfalls erhob. „Die Orden und das Diplom ſind mir geſtohlen, ſo wie ſich der Betrüger auch erlaubte, meinen Namen anzunehmen. Das Gold aber, das Sie in dem Geſtein fanden, war freilich wirkliches Gold, aber ich geß es auf Beſtellung des Burſchen da hinein und wir beſchloſſen, den ganzen Handel zur Reife kommen zu laſſen, ehe wir uns offen drein miſchten. Sonſt hätten Sie am Ende uns weniger Glauben geſchenkt, als dem Schufte da."

„Hier iſt die Anweiſung auf Ihre Bank mit zehntauſend Thalern," ſetzte French Louis hinzu, dem alten Herrn das Papier überreichend. „Das Bischen an baarem Geld, das bei dem Hunkefehn gefunden wurde, rührt wohl noch von dem Goldſtaub Jakob Löffers her und gehört dieſem. Doch, beſtimmen Sie, wollen Sie den Betrüger den ordentlichen Gerichten übergeben wiſſen?"

Der alte Herr wurde bald roth, bald blaß. „Das iſt ein hölliſcher Schurke," rief er endlich. „Und wie leichtgläubig war ich!" ſetzte er dann mit leiſerer Stimme, gleichſam nur mit ſich ſelbſt ſprechend, hinzu. „Mich ſo düpiren zu laſſen!

Nur eine Stunde ſpäter und die Anweiſung wäre erhoben geweſen, und ich hätte jetzt mit meinem Gelde das Nachſehen. Und was das Aergſte iſt, der Kerl iſt nichts weiter, als ein ganz gewöhnlicher Leafer, ein ungebildeter, kenntnißloſer Gaſſenbieb! Herr Gott im Reich, was werden die Zeitungen ſagen? Ich kann mich ein Vierteljahr lang gar nicht mehr ſehen laſſen, und wenn ich mich ſehen laſſe, ſo überhäufen ſie mich zu meinem Spott und meiner Schande mit lauter Goldbergwerks-Anträgen! Ich kenne meine malitiöſen Freunde. Aber vielleicht könnte man die Sache noch vertuſchen? Ich muß mit French Louis darüber ſprechen. Er iſt doch nicht ſo übel, als ich dachte, und dann, wie ſehr wachte er über meinem Vortheil! Ohnehin, wenn ich die Silly dort drüben betrachte, denn die Silly iſt's und keine andere, ſo wird mir keine Wahl bleiben, oder ſie thun's ohne meine Wahl."

Der alte Herr hätte vielleicht noch lange in ſeinem Selbſtgeſpräche fortgefahren, wenn er nicht von Louis unterbrochen worden wäre, der ihn wiederholt fragte, ob er den Dutch-Jakob den gewöhnlichen Gerichten übergeben wiſſen wolle oder nicht.

„Um Gotteswillen," rief Herr Waters faſt entſetzt, „damit man morgen in New-York mit Fingern auf mich deute? Laßt ihn laufen, ſie ſollen ihn anderswo hängen. Und Louis, ich hätte Etwas mit Euch zu reden. Kommt in das kleine vordere Zimmer, wenn Ihr hier fertig ſeyd."

Damit ſchritt der alte Mann zur Thüre hinaus, nicht ohne einen forſchenden Seitenblick auf die Bank zu werfen, wo er ſeine Tochter ſitzen zu ſehen vermeinte. French Louis wandte ſich nun an den Delinquenten.

„Dutch-Jakob," ſagte er ruhig, faſt würdevoll. „Du haſt in unſerem Revier geſtohlen, und dadurch den Verdacht auf uns werfen wollen, als ſeien wir ſelbſt gemeine Taſchendiebe. Hier liegen die Orden und die andern Werthſachen, die du damals geraubt haſt, vor uns auf dem Tiſche, denn man hat ſie an deinem Körper gefunden. Du haſt einen meuchelmörderiſchen Anfall auf mich gemacht und hätteſt mich getödtet, wäre nicht ein Freund noch zu rechter Zeit in's Mittel getreten. Du haſt die beiden Männer, die ſo eben noch hier ſaßen, wenn nicht um ihr Hab und Gut, doch um einen großen Theil ihres Vermögens beſchwindelt und es iſt nicht deine Schuld, daß du nicht mit dem Erlangten fliehen konnteſt. Du haſt mir in meiner Abweſenheit von Hauſe einzubrechen, und gewiſſe Briefe geſtohlen, um das Glück zweier Menſchen zu verderben und an einen Dritten zu verkaufen. Du haſt endlich, und das iſt die ſchwerſte Anklage, dadurch daß du geſtohlenes Gut nicht freiwillig zurückgabſt, den Tod von dreizehn Menſchen verurſacht; denn es wäre nie zu dem Kampfe in der Orangeſtreet gekommen, wenn deine Niederträchtigkeit nicht geweſen wäre. Sag' an nun, Dutch-Jakob, welche Strafe haſt du verwirkt?"

Der Elende ſchwieg verſtockt; doch ſah man an ſeinem ſchielenden Auge, daß er nach und nach ängſtlich zu werden begann.

„Kameraden," fuhr Louis ernſt fort. „Was hat der Dieb, Einbrecher und Meuchelmörder verdient?"

„Du kennſt unſere Geſetze Louis," verſetzte einer von ihnen, derſelbe, den er ſonſt als ſeinen erſten Lieutenant behandelte; „wenn es ein Tapferer iſt, ſo erhält er einen Stich

durch's Herz und ein ehrlich Begräbniß; iſt's ein Feigling, ſo wird er ſo lange geſchlagen, bis er kein Glied mehr rührt. Stirbt er dran, ſo wirft man ihn in den Strom, überlebt er's, ſo darf er in ſeinem Leben das Weichbild New-Yorks nicht mehr betreten bei Gefahr ſeiner Ohren und ſeiner Naſe. So lauten unſere Statuten."

„Gut," erwiederte Louis. „So nehmt ihn, den feigen Hund, und gebt ihm ſo viel, als er vertragen kann, aber nicht mehr. Ich möchte kein Menſchenleben muthwillig auf dem Gewiſſen haben. Dann brennt ihm mein Zeichen auf den Rücken, damit er auf ewige Zeiten gebrandmarkt ſei. Und läß't du dich einmal ſpäter wieder in New-York blicken, ſo iſt Jeder von uns bereit, ſein Meſſer mit deinen Ohren und deiner Naſe Bekanntſchaft machen zu laſſen. Fort mit dir, Beſtie!"

Jetzt erſt zeigte ſich der wahre Charakter dieſes Elenden, der von Deutſchland in ſeiner frühſten Jugend ausgeſtoßen in Amerika durch ſchlechten Umgang vollends auf die tiefſte Stufe der Erbärmlichkeit herabgeſunken war. Er warf ſich auf den Boden, und klammerte ſich an die Tiſchfüße an. Er heulte und zähnklapperte zugleich. Angſt und Wuth ſtritten ſich um die Oberhand. Die Greenwichſtreet-Burſchen machten aber kurzen Prozeß mit ihm. Sie ſchleppten ihn zum Saale hinaus und ein Knebel in ſeinem Munde erſtickte das Gebrüll, das er ſonſt ohne Zweifel ausgeſtoßen haben würde. Man hat nie mehr etwas von ihm gehört. Daß aber die Strafe richtig an ihm vollzogen wurde, dafür glauben wir dem Leſer bürgen zu können.

Einige Minuten darauf waren Silly und ihr Geliebter auf dem Wege nach dem kleinen Zimmer im vorderen Hauſe.

„Louis,“ ſagte Silly, „das war ein ſchreckliches Gericht.“

„Ja,“ erwiederte Louis, „doch es mußte ſeyn; aber ich verſpreche dir, daß du nie mehr Zeuge eines ſolchen Auftritts ſeyn ſollſt.“

„Ach, Louis,“ ſeufzte Silly; „es iſt mir nicht wegen meiner. Ich bin nicht ſo ſchwachnervig, um nicht ſolche Tauge-nichtſe beſtraft ſehen zu können. Aber ich fürchte für dich. Bedenke, daß ſolche Eigenmächtigkeiten und Gewaltthätigkeiten einmal zu einem böſen Ende führen müſſen. Und was wäre ich, wenn ich dich nicht mehr hätte?“

French Louis zog ſie feſt an ſich. „Vertraue auf mich,“ ſagte er, „mein Weib ſoll nie Schande von mir erleben. Aber was willſt du deinem Vater entgegnen, wenn er dich fragt, wie du mit mir bieherkommſt?“

„Ich werde ihm ſagen,“ antwortete ſie mit feſter Stimme, „daß ich gewählt habe, und daß von nun an keine Trennung mehr zwiſchen uns ſtattfindet.“

Hand in Hand traten ſie in das Zimmer, wo der alte Waters mit großen Schritten auf- und abging.

„Louis,“ ſagte Dieſer, „ich habe mir die Sache überlegt. Geſchehene Dinge kann man nicht ändern. Macht Hochzeit, je eher, je beſſer. Aber könnten wir nicht die Geſchichte mit dem Goldbergwerk vertuſchen? Ich möchte nicht in allen Zeitungen herumfahren und zum Geſpött der Welt werden. Man wird ohnehin ſchon genug über Eure Hochzeit zu erzählen wiſſen, und wie du dir deine Braut aus Waſhington-Cottage holteſt.“

„Wenn Sie darüber in Sorge ſind,“ erwiederte Louis lächelnd, „ſo beruhigen Sie ſich. Meine Buben werden ſtill ſeyn, wie das Grab, und für den Franz und die Seinigen,

wie auch für Freund Dyer, glaube ich ſtehen zu können. Wenn nur die Frau auf Waſhington-Cottage zu geſchwetzig iſt, ſo erfährt keine Seele Etwas von dem ganzen Hergang."

„Oh, die Frau!" meinte der Schwiegervater erleichtert. „Die wird wohl klug ſeyn und keinen Mund aufthun! Ohnehin hat ſie im Sinne, ihr Anweſen dort oben zu verkaufen, und ſich weiter in's Land zu machen; da denke ich, und wenn ich mir die Sache recht überlege, wird es am beſten ſeyn, ich kaufe die Cottage, und mache ſie Euch zum Hochzeitspräſent. Die zehntauſend Thaler, die du mir gerettet haſt und die ohne dich verloren geweſen wären, können keine beſſere Verwendung bekommen. Ich will gleich hinfahren und ich hoffe, bis Morgen könnt Ihr dort einziehen; oder lieber gleich heute Abend, denn ich ſehe ſchon, Silly hat einmal ihren Kopf darauf geſetzt, und ſemit iſt's beſſer, Ihr laßt Euch gleich heute noch zuſammengeben."

In der That war er auch gleich darauf auf dem Wege nach Waſhington-Cottage, und nach einer Stunde wußten French Louis und ſeine junge Gattin, daß dieſes hübſche Landhaus mit allen Meubeln und aller Einrichtung ihr Eigenthum ſei, und zur Minute von Ihnen bezogen werden könne, da die fromme Vorſteherin des Inſtituts bereits mit allen ihren Zöglingen auf dem Wege nach Philadelphia ſei, um ſich dort von Neuem zu etabliren. In Amerika werden derlei Geſchäfte ſchnell abgemacht.

Wir haben geſagt: „French Louis und ſeine junge Gattin." Und ſo war es auch. Franz und Fanny, Louis und Silly begaben ſich ganz in der Stille zum Squire oder Schultheißen des Orts und ließen ſich auf deſſen Zimmer trauen. Hat

ja doch in Amerika jede Magiſtratsperſon das Recht der Copulation'. Niemand war Zeuge, als der alte Löffler und Herr Dyer. Eine Stunde nachher finden wir ſie in dem kleinen Zimmer bei einem einfachen Mahle fröhlich vereinigt. Am vergnügteſten aber war Jakob Löffler.

„Gott ſei Dank," rief er einmal über das andere. „Nun kann ich doch keinen dummen Streich mehr machen, denn das Geld iſt fort. Jetzt muß ich wieder arbeiten; aber dafür habe ich wieder einen luſtigen Sonntag. Wenn nur mein Bruder kein Narr iſt und mir noch einmal Geld ſchickt. Franz, du mußt gleich nach Auſtralien ſchreiben, daß ich ihm das bei Leib und Leben verbiete, denn ich kann einmal das Geld nicht vertragen. 's iſt gegen meine Natur'."

Auch Herr Dyer war ſehr glücklich. Sie hatten ihm Alle ſo herzlich gedankt; denn nur durch ſeine Beihülfe war es möglich geweſen, Alles zu einem glücklichen Ende zu führen.

„Laßt es gut ſeyn," ſagte er endlich, als ſie gar kein Ende nahmen mit ihrer Dankesbezeugung. „Ein Mann, wie Louis, verdient wohl noch mehr, als ſolch' ein Bischen Freundſchaftsopfer. Unter andern Verhältniſſen wäre er vielleicht ein großer General geworden. Nun aber hoffe ich, daß er ſeinen Commandoſtab über die Greenwichſtreet abgibt und aus einem „Könige der Runner" ein unterthäniger Sklave der Liebe wird."

Herr Dyers Prophezeihung traf nur theilweiſe ein. Ein Sklave der Liebe blieb zwar Louis Zeit ſeines Lebens, und nie ward eine Frau von ihrem Manne höher und zärtlicher gehalten, als die Frau French Louis; aber den Commandoſtab in der Greenwichſtreet gab er deßwegen doch nicht ab. So

kam es denn, daß er nur wenige Jahre darauf bei einem Auflauf daſelbſt einen heftigen Stoß auf die Bruſt und das Herz erhielt, an deſſen Folgen er plötzlich auf der Straße umfiel, und in einer Minute, wie man zu ſagen pflegt, geſund und todt war. Nie hat es ein Anderer nach ihm ſo weit gebracht, unumſchränkter Gebieter der „Buben" zu werden; ſondern ſeither herrſcht theils Oligarchie, theils Anarchie daſelbſt. — Frau Silly lebt noch, aber nie konnte ſie ſich dazu entſchließen, einen andern Mann zu nehmen. French Louis iſt jetzt noch ihr Ideal der Kraft, des Muthes und der Ritterlichkeit.

Weit friedlicher und ruhiger war von nun an der Lebensverlauf von Franz Mayer. Seine Frau, die luſtige Fanny, wußte ſich des Geſchäftes ſo ausgezeichnet anzunehmen, daß daſſelbe in immer größeren Flor gerieth, und ſchon nach wenigen Jahren wirkliche Gnarosgeſchäfte damit verbunden werden mußten. Der Wunſch Jakob Löfflers wurde ſomit doch noch erfüllt und Franz Mayer gehört jetzt unter die nicht unbedeutenderen Importer, obgleich ſein Detailgeſchäft nach wie vor von ihm und zwar nicht blos nebenbei fortgeſetzt wird. „Mein Spezereikram iſt meine Goldgrube," pflegt er zu ſagen und ſeine Frau pflichtet ihm vollkommen bei.

Herr Dyer iſt jetzt in Deutſchland wirklicher Oberbergwerks-Direktor, d. h. wenn man Böhmen zu Deutſchland rechnen darf, und liebt es noch oft, wenn er beſonders aufgelegt iſt, davon zu ſprechen, wie man in Amerika Golderz fabricire.

II.

Germania in Amerika.

Im Hotel Shakspeare in der Stadt New-York ging es an einem ſchönen Sommerabend des Jahres 1850 luſtig und hoch her. Es war heute ein Schiff von Deutſchland angekommen, das einen großen Theil ſeiner Inſaſſen hier abgeliefert hatte, und daraus, daß die Leute ſtatt in der verkauften Greenwichſtreet in dem weiter oben gelegenen, von dem ordinären Einwanderungsgewühl entfernten Gaſthof abgeſtiegen waren, konnte man ſchließen, daß dieſelben einer beſſeren Claſſe von Emigranten angehörten, als man ſonſt aufkommen zu ſehen gewöhnt iſt. Die Leute hatten ſich in dem geräumigen Salon des Hotels, der hinter dem vorderen Wirthſchaftszimmer gelegen iſt, verſammelt, und ſoeben waren die Kellner daran, die Reſte des Abendeſſens zu entfernen, das vor einer halben Stunde aufgetragen worden war. Dieß iſt ſonſt faſt immer der Zeitpunkt, wo die Gäſte aufſtehen und ſich zerſtreuen; hier ſchien es aber gerade umgekehrt zu ſeyn, denn nunmehr ließen die Neuangekommenen friſche Flaſchen Bier auftragen und es ſchien, als ob ſie ſich jetzt erſt recht feſtpflanzen wollten. Allerdings ließen ſich einige Buben und Mädchen, die bei der Parthie waren, nicht abhalten, vor die Thüre zu gehen, um ſich an dem ungewohnten Anblick der neuen und großen Stadt zu

erluſtiren, wie auch einige Frauen, die noch kleine Kinder auf dem Arme trugen, mit denſelben auf die Seite gingen, und ſich um die feſtſitzenden Uebrigen wenig bekümmerten; allein die große Mehrzahl, Männer wie Weiber, Jünglinge wie Jungfrauen, blieben auf ihrem Sitze wie feſtgebannt, und es war klar, daß ein beſonderer Grund ſie feſthielt, denn die Neugierde ſprach aus allen Blicken.

Es war eine für einen Amerikaner vielleicht ſonderbare Miſchung von Menſchen, ein Deutſcher aber konnte ſich gleich zurecht finden. Ein Theil der Männer nämlich trug gelbe Lederhoſen, weiße Strümpfe, einen blauen Tuchkittel mit blanken breiten Knöpfen und einer Pelzmütze, ſo wie es unter den Bauern in Süddeutſchland Brauch und Sitte iſt. Ein anderer Theil hatte ſich ſo ziemlich franzöſirt und trug ſich, wie in den Städten die Männer ſich zu tragen pflegen. Derſelbe Unterſchied war auch unter dem weiblichen Geſchlecht zu finden. Die Einen trugen helle Strümpfe, einen kurzen, kaum über die Kniee reichenden faltenreichen dunkeln Rock, ein rothes Mieder nebſt einem offenen Barchentwamms drüber und eine kleine anliegende Haube über den langen bis an die Waden herabreichenden Zöpfen; die Andern hatten ſich neumodiſcher aufgeputzt und trugen ſich, wie man in Paris und Lyon und jeder Stadt des Continents die Frauen zu ſehen gewöhnt iſt. Ungeachtet aber dieſes Unterſchieds in der Kleidung ſchien doch die Geſellſchaft, die hier an einer langen Tafel verſammelt ſaß, zuſammenzugehören; dieß bewies ſchon die Einigkeit, die unter ihnen herrſchte, ſowie auch der Geſichtsausdruck ein ziemlich uniformer war. Wahrſcheinlich, ſogar ohne Zweifel kam der Unterſchied in der Kleidung, welcher in Amerika ſo ſehr auf-

fällt, davon her, daß dieſe Leute in Deutſchland verſchiedenen Ständen (nicht einer verſchiedenen Volksraçe) angehört hatten, ein Umſtand, der natürlich eine Verſchiedenheit in der äußren Erſcheinung mit ſich führen muß. In Amerika geht der Bauer gerade ſo gekleidet wie der Advokat, und der Pfarrer wie der Meßner. Der Eine hat vielleicht einen feineren Rock an als der Andere; aber der Schnitt iſt ein und derſelbe. Der Karrenfuhrmann, wenn er Sonntags in die Kirche geht, trägt ſeine Vatermörder ſo hoch und ſteif als der Bankier, wenn er in ſeiner Karoſſe vor dem Beſſaale vorfährt. In Deutſchland iſt das anders. Da iſt der Bauer — Bauer und der Beamte — Beamter. In Deutſchland gibt's Klaſſen, Stände, und dieſe verſchiedenen Abſtufungen der Geſellſchaft müſſen doch auch äußerlich ſichtbar werden. Daher der Unterſchied in der Kleidung, daher die Uniformen! In Amerika iſt der Eine heute Bauer, morgen ſtädtiſcher oder Staatsbeamter, heute iſt der Andere Kaufmann und morgen iſt er Gaſtgeber. Es weiß Keiner, was ihm der nächſte Tag bringt; darum haben ſogar die Bedienten keine Livrée (wenn ſie nicht Nigger ſind, die das ganze Leben lang auf ihrer Stufe ſtehen zu bleiben gezwungen ſind), weil man nicht ſicher iſt, was in der nächſten Woche aus ihnen wird. —

Wie aber unter dieſen Neueingewanderten einiger Unterſchied in der Kleidung war, eben ſo auch in der Ordnung, mit der ſie zu Tiſche ſaſſen. In Deutſchland kann man ſich, wenn man in einem kleinen Landſtädtchen an eine Wirthstafel tritt, nie täuſchen, wer der Vornehmſte iſt; denn der Vornehmſte ſitzt oben an und dann geht es der Rangordnung gemäß herab bis ans untere Ende; und ſo ſtreng hält man ſich, ſogar die und

da legt noch an diese Rangordnung, daß ein Stammgast, wenn er seinen Platz von einem Dritten besetzt fände, lieber wieder nach Hause ginge, ehe er einen andern „geringeren" Platz einnähme. Diese Ansicht von einer verschiedenartigen Gliederung der menschlichen Gesellschaft ist den Deutschen von Jugend auf so in's Fleisch übergegangen, daß sie sich nur schwer davon loslösen können. Ja sogar derjenige, der sich seiner freien Denkungsweise und seiner vorurtheilslosen Volksthümlichkeit rühmt, wird nicht selten Spuren zeigen, daß er über die engherzigen Schranken des Klassenunterschieds noch nicht hinausgekommen ist. So wußten unsere Emigranten im Hotel Shakspeare gar wohl, daß sie in einem Lande angekommen waren, wo es keinen Adel und privilegirte Stände gibt, sondern wo Jeder dem Andern gleich ist und die Geburt und der Stand, den man gerade einnimmt, keinen Unterschied ausmachen; dessenungeachtet saßen sie so, daß man wohl sah, der Vornehmste säße oben und dann komme der Nächstvornehmere und so herab bis zum gewöhnlichen Taglöhner. Es ist gar schwer, sich von Vorurtheilen frei zu machen, die man mit der Muttermilch eingesogen hat, und der gewöhnliche ungebildete Mensch verunglückt in diesem Versuche meistens so sehr, daß er statt der Freiheit, die er sich erwerben sollte, nur eine rohe Frechheit zeigt, die noch weit ekelhafter ist, als das demüthige Unterordnungsbewußtseyn, das ihn in Deutschland beseelte.

Obenan saß ein starker Mann von etwa fünfzig Jahren. Er trug einen dichten Backenbart, der sein ganzes Gesicht einfaßte; die Kopfhaare aber waren auf der Stirne fast gänzlich verschwunden, so daß diese breit und glänzend da lag. Sein doppeltes Kinn und ein derber Zug um seine Mundwinkel

verrieth einen Mann, der entschlossen zu handeln gewohnt war und ohne Zweifel nicht gerne mit sich spaßen ließ. Seine Stimme klang etwas befehlshaberisch, als ob er nicht gerne Widerspruch duldete. Wahrscheinlich kam dieß von seinem früheren Berufe her, denn man titulirte ihn von allen Seiten: „Herr Bürgermeister." Den Platz rechts von ihm nahm ein noch ziemlich junger Mann von etwa 30 Jahren ein. Er war, wie der Erstere, französisch gekleidet, zeichnete sich aber durch gänzliche Bartlosigkeit und eine sehr ausnehmend weiße Cravatte aus. Er trug eine Brille, hatte einen hastigen, lauernden Blick, wenn er die fast immer halbgeschlossenen Augen aufschlug, und strich sich beständig das lange, strohgelbe Haar aus dem Gesichte hinter die Ohren, wahrscheinlich um „Johannesähnlicher" auszusehen, zu welchem Bilde jedoch ein paar hervorstehende schwarze Fangzähne, die über einem sinnlich rohen Unterkiefer thronten, nicht recht passen wollten. Man nannte ihn abwechslungsweise „Ehrwürden und Herr Vikarius." Wie nämlich der Erstere Bürgermeister, so war er Pfarrverweser in der Gemeinde gewesen, aus der unsere Einwanderer stammten. Unter dem ehrwürdigen Herrn Vikarius saß eine derbe, gedrängte Gestalt. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren mit einem ungeheuren Schnurrbart. In seinem wettergebräunten Gesichte lag eben soviel Fröhlichkeit als Gutmüthigkeit, und aus seinen lustig zwinkernden Augen konnte man den jovialen Gesellschafter herauslesen. Er trug einen enganschließenden grünen Rock und wurde „Herr Förster" titulirt. Gegenüber dem Herrn Vikarius und dem Förster sehen wir zwei Damen, offenbar die Angesehensten unter der ganzen Gesellschaft und auch die Schönsten. Beide waren blond, beide jung, beide

ſchön gewachſen und doch war ein unendlicher Unterſchied zwiſchen ihnen. Die eine zur linken Hand des Bürgermeiſters war ein Mädchen von etwa neunzehn Jahren. Ihre Haare waren zurückgeſtrichen und ließen das ganze unſchuldige Geſichtchen frei. Die blauen Augen wurden von langen ſeidenen Wimpern beſchattet, und die Wangen lachelten ſo kindlich roſig, als wenn das Mädchen in ſeinem innerſten Gedanken das erwachſene Alter einer mannbaren Jungfrau noch nicht erreicht hätte. Dazu kam noch ein ſchlichtes Kleid, das bis an den Hals hinauf eng anſchloß und die ſchwellenden Formen mehr verrathen ließ als zur Schau trug. Dieß war das Töchterchen des Bürgermeiſters Rothwang, auf welches derſelbe ſich nicht wenig zu Gute that. Einen ganz andern Eindruck machte die andere blonde Dame, die neben dieſem ſchüchternen Reh mehr wie die Göttin Minerva ſelbſt ſich geberdete. Ihre blonden Locken fielen keck und herausfordend über einen vollen Buſen herab, der unter einem Mouſſelinſtor des weitausgeſchnittenen Kleides halboffen auf- und niederwogte. Die vollen großen Augen trafen wie zwei Blitze, und um den halboffenen Mund wiegte ſich ein Lächeln, das die Göttin Venus nicht weicher und einladender erzeugen konnte. Die runden Arme waren blos bis an den Ellenbogen und den Leib umſchloß ein in unzähligen Falten und aufgeblaſenen Abſätzen ſich wiegendes Seidenkleid. Man glaubte vor der Pforte des Paradieſes zu ſtehen, wenn man dieſe Frau anſah, und Mancher mochte wohl denken, daß es nicht ſchwer fallen dürfte, dieſe Pforte zu öffnen. Der Name dieſer Frau war: „Karoline, Witwe des Kaufmann Heringer.“ Den übrigen Paſſagieren und Auswanderern war ſie weniger bekannt, denn ſie war nur erſt auf dem Schiffe zu ihnen geſtoßen, hatte ſich

aber dann gleich der Familie des „Bürgermeisters“ angeschlossen, weil ihr diese am meisten zusagen mochte. Von den andern Persönlichkeiten, die wir hier versammelt sehen, läßt sich nämlich nur wenig oder nichts sagen, da sie fast Alle einfache Bürgersleute und Bauern waren, die mit ihrem Bürgermeister sich aufgemacht hatten, ihr Glück in Amerika zu suchen. Auch Handwerker waren darunter und Gewerbekundige, aber auch sie werden keine bedeutende Rolle in unserer Erzählung spielen; darum können wir eine nähere Beschreibung ihrer Personen füglich bei Seite lassen.

„Kinder, Freunde,“ sagte jetzt der Bürgermeister aufstehend und mit dem goldenen Ringe seines Fingers an sein Glas klopfend, daß Alle still und stumm saßen. „Soweit wäre nun alles geordnet. Der Herr Vikarius, unser künftiger Pfarrer, den wir vorausfandten, um einen günstigen Platz für unsere Ansiedlung auszulesen, hat Alles auf's Beste gelöset. Der Platz ist gefunden, der Preis des Landes ist nicht theue und Jedermann versichert uns, daß wir eine vortreffliche Wahl getroffen haben. So glaube ich denn, daß ich nur eine Pflicht erfülle, wenn ich Ihnen, Herr Vikarius, im Namen unserer Aller den gerührtesten Dank sage. Männer, Leute, schenkt Eure Gläser voll und laßt sie lustig zusammenklingen. Der Herr Vikarius Nänz unser künftiger Seelsorger soll hoch leben!“

„Hoch, Hoch, Hoch!“ ertönte es von allen Seiten und die frischgefüllten Gläser klangen lustig zusammen.

„Freunde und Mitbrüder,“ erwiederte der Herr Vikarius, indem er sich zu voller Größe erhob und das lange Haar aus der Stirne und von den Schläfen zurückstrich. „Ihr thut mir

zu viel Ehre an; ich that nur, was meine Schuldigkeit erheischte, und wenn das Werk gelingen ſollte, wenn wir wirklich eine Colonie in's Leben rufen, die den andern Deutſchen als ein Vorbild vorleuchten ſoll, ſo wollen wir nicht uns ſchwachen Werkzeugen, ſondern dem die Ehre geben, der dieſen Gedanken in uns erregte, und uns als ſeine Handlanger dazu beſtellt hat. Der Herr der Heerſchaaren ſegne unſer Verhaben, in Ewigkeit, Amen!"

Mit dieſen frommen Worten, die von einem eben ſo frommen Augenaufſchlagen gen Himmel begleitet waren, ſetzte ſich der zukünftige geiſtliche Hirte dieſer ſich neubildenden Gemeinde.

„Warum ſollte es uns fehlſchlagen?" fuhr der Bürgermeiſter in der Sinnesweiſe des Vorredners fort. „Wir ſind zwar nur fünfzig Köpfe, nur etwa zehn Familien und eben ſo viel Ledige, aber wir ſind ein ſtarker Anfang. Es ſind unter uns nicht blos Bauern und Arbeiter, ſondern wir haben auch einen Schmied, einen Wagner, einen Schreiner, einen Schuhmacher und einen Schneider. Den Zimmermann muß mein Sohn machen, der ſchon etwas davon verſteht. Dann haben wir unſern Herrn Seelſorger, der zugleich den Unterricht über die Kinder übernimmt. Wenn wir feſt zuſammen halten und einig ſind, warum ſollte es uns dann nicht gelingen? Und ſind wir erſt einmal über das erſte Jahr hinüber und haben die nöthigen Baulichkeiten hergeſtellt und die Felder in Ordnung, dann werden ſie von allen Seiten kommen und in unſere Colonie eintreten wollen. So bilden wir ſo zu ſagen den Kern, um den ſich die übrigen Deutſchen ſchaaren ſollen."

„Unter Ihrer Leitung, verehrteſter Herr Bürgermeiſter," flötete Frau Karoline, dem Letzteren einen ihrer ſüßeſten Blicke

zuwerfend, „muß Alles gelingen. Ein Mann von Ihrer Einſicht und Energie macht auch das Unmögliche möglich, und wer würde Ihnen nicht gerne die Hand reichen, wenn Sie dazu auffordern? Darum habe ich mir es auch als eine beſondere Ehre erbeten, ob ich gleich nicht aus Ihrer Heimath ſtamme, mit zu Ihrer Geſellſchaft gehören zu dürfen, und das Meinige dazu beizutragen, der Colonie zu einem ſchnellen Aufſchwung zu verhelfen."

Der Büreaumeiſter, der Schmeicheleien beſonders aus ſchönem Munde wie es ſchien nicht unzugänglich, verbeugte ſich höflich. „Es wird, es muß gelingen," ſetzte er laut hinzu. Wir ſind jetzt in einem freien Lande, wo wir uns nach allen Seiten hin rühren können. Keine engherzigen Geſetze ſchnüren unſere Thätigkeit zuſammen, keine zehntenähnliche Abgaben verringern unſere Einnahmen. Was wir erwerben, erwerben wir für uns ſelbſt, und wenn wir, wie wir beſchloſſen haben, eine allgemeine Leihkaſſe errichten, in welche Jeder ſein mitgebrachtes Vermögen einwirft, und aus welcher er dann hinwiederum bezieht, was ihm zur Erbauung ſeines Hauſes, zur Herſtellung ſeiner Einrichtung, zur Erwerbung ſeines Viehſtandes, oder ſeiner gewerblichen Geräthſchaften nothwendig iſt, wogegen die Leihkaſſe das Anrecht auf Alles Eigenthum erhält, bis alle Schulden zurückgezahlt ſind, — wenn wir ſo verfahren, ſage ich, und Einer dem Andern treulich beiſteht, Keiner ſich höher und mehr dünkt, als der Andere, weil in einem Freiſtaate Alle gleich und gleichberechtigt ſind, Alle einfache Bürger, dann wird man uns bald als ein Muſterbild betrachten, dem Hunderte nacheifern werden. Freilich hätte ich gewünſcht, wir hätten den Doctor, der mit uns über die See gefahren iſt, gewinnen können, ſich bei uns

niederzulaſſen: dann wäre auch für des Leibes Wohl geſorgt geweſen, wie für das Geiſtige durch unſern Herrn Vicarius geſorgt iſt. Aber noch immer gebe ich dieſe Hoffnung nicht auf, denn nur wenn wir einen geſchickten Arzt in unſerer Mitte haben, ſind wir nach allen Theilen hin verſorgt. „Doch," unterbrach er ſich plötzlich ſelbſt, „wo iſt denn der Doctor? Ich vermiſſe ihn ſchon ſeit einiger Zeit, und mein Sohn Ferdinand fehlt ebenfalls."

„Ferdinand iſt nach dem Sohn unſerer früheren Nachbarin gegangen," erwiederte Pauline mit ſanfter Stimme. „Du weißt, die Wittwe Rau, deren Aelteſter ſchon vor drei Jahren nach Amerika ging. Und ich glaube, der Doctor hat den Ferdinand begleitet. Sie wollten zum Abendeſſen zurück ſeyn."

„Aha, den Schloſſerjungen, den Chriſtian, meinſt du," ſagte der Vater mit ein wenig gerunzelter Stirne, „den Sohn meines früheren Schützen und Büttels! Der hätte doch zu uns kommen können, ohne daß ihn mein Sohn, des Bürgermeiſters Sohn, aufgeſucht hätte!"

„Aber er wußte es vielleicht gar nicht, daß wir nur hier ſind, und da hätte es ſchwer gefallen, uns aufzuſuchen," warf Pauline ſchüchtern ein.

„Gutgegeben, Schwager Bürgermeiſter," rief der Mann mit dem großen Schnurrbart, der frühere Förſter Gauß, der Bruder der verſtorbenen Frau des Bürgermeiſters. „Gutgegeben, Schwager! Es iſt wahrhaft herabwürdigend, daß des Schulzen Sohn des Büttels Sohn aufſucht, auch wenn ſie Schulkameraden waren! Aber, wie haſt du doch vorhin geſagt? Es ſoll ſich Keiner höher und mehr dünken, als der Andere?

Verdammt kitzlich Ding das, wenn man es auf ſich ſelbſt anwenden muß!"

„Du nimmſt gleich Alles ſo ſpitzig," meinte der Bürgermeiſter, indem ſich ſeine Wangen ein Bischen höher färbten. Zu einer weiteren Bemerkung aber, hatte er nicht Zeit, denn in dieſem Augenblicke traten die Erwarteten ein.

Der Arzt oder der Doctor, wie man ihn kurzweg nannte, war ein noch ziemlich junger Zwanziger, der die Univerſität noch nicht lange abſolvirt hatte. Auch er war nicht von dem Dorfe, dem die Uebrigen angehörten, ſondern im Gegentheile ein Norddeutſcher, während die Andern Süddeutſche waren; allein da er auf dem Schiffe, auf welchem ſie zuſammen herüberreisten, und auf dem, wie faſt auf allen Segelſchiffen kein Arzt angeſtellt war, in verſchiedenen Krankheitsfällen Gelegenheit bekam, ſeine Geſchicklichkeit zu beweiſen, ſo ſtand er mit faſt Allen auf vertrautem Fuße. In der That war er nicht ungeſchickt, und hatte ſein Vaterland nur deßhalb verlaſſen, weil er eine Braut hatte, der er ſo bald als thunlich eine Heimath gründen wollte, was in ſeinem Vaterlande vor vielen Jahren nicht wohl möglich war, weil daſelbſt alle Praxis in den Händen älterer, längſt bekannter Aerzte ruhte, welche einen jungen noch unerfahrenen Doctor kaum aufkommen ließen. Ferdinand, der Sohn des Bürgermeiſters — er und Pauline waren ſeine einzigen Kinder —, war ein kräftiger, netter Burſche, den ſchon ſeine ungemeine Aehnlichkeit mit ſeiner Schweſter als deren Bruder verrieth. Er hatte kein eigentliches Handwerk erlernt, ſondern war nach den gewöhnlichen Vorſtudien in eine polytechniſche Schule geſandt worden, um ſich dort zum Kaufmann und Fabrikanten weiter auszubilden. In ſeiner und

des Doctors Begleitung kam ein anderer junger Mann, der Beide wohl um einen ganzen Fuß in der Höhe überragte. Mit diesem hohen Wuchse stand aber seine breite Brust und der kräftige Körperbau im schönsten Ebenmaße. Die Stirne war hoch und gewölbt, das braune Auge feurig, die Gesichtsfarbe gesund; der Ausdruck des ganzen Menschen verrieth Energie und Verstand und auf seinen feinen Zügen stand Freundlichkeit mit Ernst gepaart. Die schöne Wittwe schoß einen feurigen Blick auf ihn, als sie des jungen Mannes ansichtig wurde; Pauline aber war aufgesprungen und eilte ihm mit fröhlichem Lachen entgegen.

„Christian," rief sie, indem sie ihm beide Hände entgegenstreckte, die er mit freudigem Aufblick ergriff. „Bist du es wirklich, Christian? Ei, bist du stark und kräftig geworden. Man sollte fast meinen, du seyest noch gewachsen. Und wie viel tausend Grüße ich dir auszurichten habe! Wahrhaftig eine ganze Kiste voll."

So sprach sie noch lange in ihrer kindlichen Fröhlichkeit fort. Es war ja der Sohn ihrer nächsten Nachbarin! Er war ja mit ihrem Bruder aufgewachsen und dessen bester Schulfreund geblieben, bis er vor drei Jahren, als armer Schlossergeselle, (fast mit Unterstützung der Gemeinde, wenn nicht der Förster Gauß in's Mittel getreten wäre) nach Amerika ging, da die alte Wittwe, seine Mutter das Geld nicht allein aufbringen konnte.

Der junge Mann hielt die Hände des Mädchens fest in den seinigen und schaute ihr freundlich und bewundernd in's Gesicht. Hatte sie ihn stärker und kräftiger gefunden, was war erst, nach seinem erstaunten Blick zu urtheilen, mit ihr

für eine Veränderung vorgegangen! Damals, als er sie verließ, war sie noch ein Kind, kaum der Schule entwachsen und jetzt — welch' herrlich entwickelte Jungfrau stand vor ihm! Er hatte sie in ihrer Jugend auf dem Arme getragen, mit ihr gespielt, sie geherzt und geküßt, und jetzt — welch' liebliches Wesen, welch' feine Weibes-Gestalt hatte sich aus ihr herausentwickelt? Er konnte nicht aufhören, ihre Hände zu drücken, und doch war ein Etwas in ihm, das ihm in all seiner Freude wehmüthig stimmte. Er fühlte, daß sein Verhältniß zu der erwachsenen Jungfrau ein anderes geworden sey, als es zu dem Schulkinde war. Das Schulkind durfte er als Nachbarkind behandeln, auch wenn es des reichen Bürgermeisters Töchterlein war; die Jungfrau stand ihm fremd gegenüber, denn nunmehr war er der arme Schlossergeselle, des Büttelsohn, während sie die reiche Bürgermeisters Tochter blieb.

„Pauline," stammelte er endlich, „was du schön geworden bist! Ach verzeihen Sie," verbesserte er sich, „ich meinte, ich sey noch in meinen Knabenjahren, und hätte mich fast vergessen, Sie zu duzen, wie zu unseren Schulzeiten."

„Und so wirst du's auch künftig halten, alter Schwede!" rief der schnurrbärtige Förster, indem er dem neuen Ankömmling derb auf die Achsel klopfte. „Donnerwetter, Bursche, bist du auseinandergegangen! Freut mich bei meiner Seele, dich zu treffen. Weißt ja, hab' immer was auf dich gehalten, und so viel ich erfahren hab', ist auch was Tüchtiges aus dir geworden. Na, gib' mir deine Hand und dann geh' der Rund nach bei allen Bekannten herum, deren du genug in der Stube triffst."

„Sie haben's immer besonders freundlich mit mir gemeint,"

erwiederte Christian, dem ehrlichen Förster die Hand schüttelnd, „und wenn Sie nicht gewesen wären, so hätte ich nicht einmal die Reise hierher machen können."

„Halt mir's Maul von solchen Larvalien," rief der Förster kurz angebunden. „Hast mir ja den Beutel längst wieder heimbezahlt. Aber jetzt laß dir Eins sagen, sprich wie dir der Schnabel gewachsen ist, d. h. wie wir's in unserem Dorfe mit einander gewohnt waren, und bleib' mir und uns Allen mit deinem „Sie" vom Leibe, wenn wir gute Freunde bleiben wollen, natürlich den gestrengen Herrn Bürgermeister ausgenommen," setzte er mit einem lustigen Augenzwinkern zu diesem gewandt hinzu, der sich eben der Gruppe ebenfalls nahte.

„Wie geht's dir, Christian?" fragte dieser in freundlich seyn sollendem, aber ziemlich herablassend klingendem Tone, denn die gar zu freundschaftliche Begrüßung zwischen dem jungen Manne und seiner Tochter hatte ihm nicht recht gefallen wollen. „Wo stehst du wirklich in Arbeit? Bei einem Schlosser oder Dreher?"

„In einer Maschinenwerkstätte," erwiederte der junge Mann bescheiden. „Wir machen die Maschinen zu Mahl- und Säg-Mühlen, und richten solche auch wohl ganz ein."

„Mahl- und Säg-Mühlen?" rief der Förster dazwischen. „Dich können wir gerade brauchen, und der Kuckuk soll mich holen, wenn wir dich nebenaus lassen."

Jetzt traten auch Andere heran, denn jeder wollte den jungen Mann begrüßen, der in ihrer Mitte aufgewachsen war, und den Alle von Kindesbeinen an kannten. Endlich nahm Alles wieder Platz und der Förster ruhte nicht, bis er den

Christian zwischen sich und den Ferdinand hineinpracticirt hatte, um ihn für den ganzen Abend mit Beschlag zu belegen.

„Kinder!“ sagte der Bürgermeister, indem er sich Ruhe erbat. „Einen wichtigen Punkt haben wir vergessen. Wir reisen Morgen auf den Platz ab, wo sich unsere Colonie in wenigen Wochen erheben wird, aber noch haben wir ihr keinen Namen geschöpft. Wie wollen wir sie heißen?“

„Neu-Stuttgart,“ rief eine Stimme vom untern Tische herauf.

„Neckara,“ meinte der Herr Vicarius, „nach dem Namen des schönsten Flusses unseres früheren Vaterlandes.“

„Ich stimme für „Rothwanzenburg,“ sprach die schöne Wittwe, indem sie dem Bürgermeister abermals einen jener Blicke zuwarf, die so leicht das Herz der Männer entzünden. „Der Name des Gründers und Stifters unserer Colonie sei auch der Name der Colonie selbst.“

„Heringenstadt wär' auch nicht übel,“ meinte der Förster, lustig die Augen zukneifend. „Oder auch Gimpelfangshausen! Dann wäre die Rothwanzenburg und die Heringenstadt in schönster Gierie vereinigt.“

„Freunde!“ erhob sich wieder der Bürgermeister. „Wir wollen Deutsche bleiben auch in Amerika. Wir sind dem alten Vaterlande entronnen, um seinen Plackereien, seiner Darniederlage, seiner Zerrissenheit, seinen Abgaben auszuweichen. Aber nie haben wir aufgehört, deutsches Gemüth, deutsche Herzlichkeit, deutsche Tapferkeit, deutschen Sinn und Geist hochzuschätzen über Alles, was es gibt auf Erden. Wir wollen die Tugenden der Deutschen neu aufpflanzen in dem Lande der freien Amerikaner. Hier fallen alle Fesseln, die uns im alten

Vaterlande beengten, hier erst kann der deutsche Charakter zu Ehren kommen; darum wollen wir hier den Anfang mit der Gründung eines neuen Deutschlands machen. Dieses unser Kleindeutschland soll das seyn, was Großdeutschland seyn könnte, wenn es in seiner Entwicklung keine so schiefe Richtung genommen hätte. Darum hoffe ich, wir sind Alle dahin einig, unserer Colonie den Namen zu geben, der allein ihrem Zwecke entspricht: sie sei stark, treu und frei, wie die alte Germania."

„Und wo möglich, eben so einig," lachte der Förster, der an den Neuaufbau Deutschlands in Amerika keinen rechten Glauben haben wollte.

„Germania soll leben, hoch!" schrieen die Meisten der Anwesenden. Der wohl- und volltönende Name gefiel ihnen ausnehmend gut.

„Halt!" rief der Bürgermeister, als er sah, daß sein Antrag angenommen sei. „Diese Gesundheit müssen wir in Wein trinken, in ächtem, gutem, deutschem Wein, in Rheinwein."

Der Wein kam, die Gesundheit wurde getrunken und an Toasten auf die neue Colonie: „Germania" fehlte es nicht, so lange die Flaschen, welche der reiche Bürgermeister zum Besten gab, nicht alle leer waren. Herr Rothwang erklärte mit freudeglühenden Wangen, das sei der schönste Tag seines Lebens. Der Förster aber schüttelte den Kopf und meinte, wenn's nach diesem Weine gehe, den sie als „ächten" Rheinwein tranken, so werde sie viel „Säure und viel Falschheit" erwarten.

„Verdammtes Getränke, das!“ ſagte der Förſter den andern Tag beim Erwachen. „Wenn die Menſchen hier ebenſo geſchmiert ſind, als ſie den Wein ſchmieren, ſo wird's eine ſchöne Salbe abſetzen. Ich werde mich an ein anderes Getränke halten müſſen, denn mit ſolchem Kopfweh möchte ich nicht alle Tage aufſtehen.“

„Guten Morgen, Förſter,“ ertönte eine friſche Stimme, die nach kurzem Anklopfen in's Zimmer getreten war.

„Biſt ſchon da?“ rief der Förſter fröhlich, ſein Kopfweh vergeſſend. „Gott ſei Dank, du biſt immer noch der alte, ehrliche Junge, Chriſtian, und hältſt dein Wort auf die Minute. Aber komm', laß' uns hinabgehen. Ein Bischen ſtarken Kaffee auf die Weinmixtur von Geſtern kann Nichts ſchaden. Dann nehmen wir den Doktor und den Ferdinand und die Pauline mit und machen einen Gang durch New-York, wie wir's geſtern verabredet haben. Muß doch das Ungethüm von einer Weltſtadt oder Empire-City, wie ſie's hier nennen, mehr in der Nähe anſchauen, ehe wir uns in unſere Retraite, das neue Germania, zurückziehen.“

Sie gingen in's Wirthſchaftslokal hinab, wo ſie ſchon einen großen Theil ihrer Landsleute verſammelt fanden. Einige derſelben waren noch früher aufgeweſen und ſchon ausgegangen, um nach Bekannten und Verwandten zu ſehen, die vor ihnen nach Amerika ausgewandert waren, und hier in der Stadt ihren Wohnſitz hatten. Auch der Bürgermeiſter war ſchon auf den Beinen, denn er hatte alle Hände voll zu thun, um noch die Einkäufe an Werkzeugen und ſonſtigen Materialien zu machen, welche der neuen Colonie bei ihrem „Anfang“ ſo überaus nothwendig waren. Er betrachtete ſich als den Gründer dieſes

neuen Anweſens und war es auch in der That; deßwegen legte er ſich auch die Pflicht auf, für Alles, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, zu ſorgen. Zu dem Ende hatte er ſich Jemanden beigeben laſſen, der der engliſchen wie deutſchen Sprache gleich mächtig war, um ſeine Einkäufe zu beſorgen. Anfangs dachte er an den Chriſtian Rau, als den paſſendſten Mann zu dieſem Geſchäfte; allein er verwarf dieſen Gedanken, wie er ihn gefaßt hatte. „Er iſt zu jung dazu," ſagte er laut zu ſeiner Beſchwichtigung; in ſeinem Innern lag aber ein anderes Motiv, ob er ſich's gleich nicht geſtehen wollte: „es war ihm zuwider, daß der Sohn ſeines früheren Dorfſchützen gleichſam ſein Rathgeber und Lehrmeiſter ſeyn ſolle." So blieb dem Förſter und den Wenigen, die er ſich zu ſeiner Begleitung auserſehen hatte, freie Hand, nach Belieben herumzuſchlendern; denn die ſchöne Wittwe, Frau Karoline Heringer, lag noch tief in den Federn, und die Uebrigen fühlten eine Art Scheu, eine angeborne deutſche Scheu, ſich zu den „Honoratioren" der Geſellſchaft hinzudrängen, als welche die Gebildeteren und Reicheren der Geſellſchaft betrachtet wurden.

Bald befanden ſie ſich mitten im Gewühle der Stadt. Chriſtian Rau, der ſchon drei Jahre hier arbeitete und natürlich mit allen Sehenswürdigkeiten bekannt war, führte ſie vor **Cityhall**, das große Rathhaus, dann in den **Broadway**, die unendliche Weltſtraße, dann an die Werften der beiden Flüſſe, welche New-York einſchließen. Endlich als er ihnen die Hauptſache, das Großartigſte gezeigt, zogen ſie ſich in ein deutſches Bierhaus zurück, dem ſie auf ihrem Wege begegneten, um ſich nach dem langen, ermüdenden Gange in der Hitze und dem Staub der mächtigen Handelsſtadt mit einem friſchen Trunke zu laben.

„Aber nun sagt mir endlich auch," fragte Christian, als sie sich in der heimlichen Stube behaglich fühlten, „wie kommt Ihr alle hieher? Es ist mir noch gerade, wie ein Traum, und ich kann's heute gerade sowenig begreifen, als ich's gestern begriff, wie der Ferdinand mich aufsuchte. Sonst gehen die Armen, die Auswürflinge nach Amerika, um da ihr Fortkommen zu finden, das ihnen im alten Vaterlande zu schwer gemacht wird. Aber wie Ihr, die Wohlhabenden, die Reichen, die, denen draußen Nichts abging und denen es unter ihren Freunden, unter ihren Verwandten, unter dem schönen Himmel Deutschlands, in dem herrlichen Blumengarten des alten Vaterlandes wohl genug seyn mußte, wie Ihr hieher kommt, das kann ich nicht begreifen."

„Von mir ist das bald gesagt," meinte der Doktor lächelnd: „denn auf mich findet Ihre Lobrede Deutschlands keine Anwendung. Ich habe meine Examen gemacht und hatte volle Erlaubniß zu practiciren; aber die Patienten wollten nicht kommen. Meinen Collegen, die vor mir sich als Aerzte niedergelassen hatten, ist es wahrscheinlich früher eben so ergangen; aber sie konnten zuwarten, bis ein älterer Arzt starb und sie seine Praxis als Erbschaft überkamen, weil sie vielleicht Vermögen besaßen oder doch nur für sich selbst zu sorgen hatten. Nicht so bei mir. Ich habe eine Braut und möchte heirathen. Sie hat aber so wenig Vermögen, als ich. Somit muß ich dazu thun, mir eine Existenz zu gründen mit hinreichendem Einkommen, um Mann und Weib zu ernähren. Das konnte ich vor zehn oder noch mehr Jahren ohne besondern Glücksfall in Deutschland nicht, weil's der Aerzte, auch der Geschickten, zu Viele sind. Hier aber glaube ich, ist mir's möglich und

ſchon nach kurzer Zeit möglich. Das iſt mein Grund, warum ich hierher kam."

„Und Sie werden finden, daß Sie wohl daran thaten," entgegnete Chriſtian. „In den größeren Städten zwar wird es auch ſchon ſchwerer halten, bis ſich Einer Bahn bricht. Es bleibt Jeder gern in einer Stadt ſitzen, darum gibt's da ſchon viel Concurrenz. Ueberdieß ſind's der Pfuſcher zu viele, der Barbiere, die den Arzt ſpielen, oder der Hufſchmiede, die ſich ſelbſt graduiren und mit dem Doktertitel ſchmücken. Aber auf dem Lande, in den neuen Niederlaſſungen, da kann es einem Arzte nicht fehlen. Seine Arbeit wird zwar eine mühſamere ſeyn, er wird einen großen Diſtrikt zu bereiſen haben, weil die Farmen und Bauernhöfe weit auseinander liegen; aber er wird ſo geſucht ſeyn, wie die Hülfe in der Noth, und mit einem guten Reitgaul, deſſen Unterhalt ihn faſt Nichts koſtet, weil die Bauern gerne mit Haber und ſonſtigen Felderzeugniſſen zahlen und aushelfen, laſſen ſich alle Tage ſchon zehn oder zwanzig Meilen*) zurücklegen. Gewiß, wenn Sie nicht darauf verſeſſen ſind, in einer großen Stadt zu leben, ſo kann es Ihnen nicht fehlen, und Sie können Ihre Braut ſchon nach einem halben Jahre nachkommen laſſen."

„Waſſer auf meine Mühle, Dokter," rief der Förſter. „Sie werden ſehen, Sie können am Ende nichts Geſcheidteres thun, als bei uns zu bleiben. Wir kennen einander zwar erſt ſeit der Seereiſe, aber ich fühl's, wir werden einander nicht

*) Unter Meilen ſind hier natürlich „Amerikaniſche" oder „Engliſche" zu verſtehen, deren fünf auf eine deutſche Poſtmeile gehen. Seemeilen ſind etwas größer, und man rechnet deren vier auf eine deutſche Meile. Der Verfaſſer.

mehr los, denn 's iſt in Ihrem Innern ein Etwas, das uns zu einander zieht. Ehrliche Leute, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, müſſen eine Art von Magnetnadel beſitzen, die ſie an einander kettet; anders kann ich mir's nicht erklären. Aber nun, um auf uns zu kommen, wie wir dazu getrieben wurden, uns bieher aufzumachen, ſo iſt's kurz genug erzählt. Es war kein „Muß," ſondern ein: „Ich will," und des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, oft aber auch ſeine Hölle. Alſo von dem Jahr 1848 haſt du geleſen, Freund Chriſtian, und wir, der Bürgermeiſter und ich und der Ferdinand waren mitten drinn. Wir glaubten natürlich, die Profeſſoren in Frankfurt hätten den rechten Leim, um die verſchiedenen Staaten und Ständchen an einander zu kitten, daß ſie Ein Stück würden. Es war aber zu viel Waſſer im Leim, und ſo hielt er nicht, und eine Portion nach der andern fiel ab, und am Ende blieb gar nichts, nicht einmal die Leimkachel; denn die verſchacherten ſie in Bremen an die Verkäufer. Dem Bürgermeiſter war ſomit auf einmal ſeine ganze Begeiſterung genommen, und es wurde ihm wind und wehe im alten Vaterlande; den Ferdinand aber hatte ich faſt mit Gewalt zu halten, daß er nicht mit denen zog, welche im Badiſchen die Scherben der Kachel zuſammenflicken wollten. Mir ſelbſt machte der Umſchwung, der nun eintrat, mehr zu lachen, als zu flennen, ob mich's gleich meine Stelle als Förſter koſtete, denn ich hatte ja zu leben auch ohne die Beſoldung; aber ein wunder Fleck war auch in meiner Bruſt geblieben und der trieb mir oft faſt die Thränen in die Augen, wenn ich mir denken mußte, daß all' der Aufſchwung in dem ganzen, großen, deutſchen Volke nichts geweſen ſeyn ſollte, als eine mächtige Seifenblaſe, die

auf einmal wieder zuſammenplatzte. Dazu kam dann noch, daß die „Andersdenkenden“ hart verfolgt wurden, vielleicht weniger von den Regierungen, als den Beamten auf dem Lande. Dieſe fühlten ſich wieder als „Kleinkönige,“ und konnten es beſonders nicht vergeſſen, daß man ſie einmal in ihrer Schwachheit geſehen hatte. Alſo drückten ſie Jedem den Daumen auf's Auge, den ſie im Verdacht hatten, ein „Deutſchländer“ zu ſeyn. Der Bürgermeiſter dankte alſo ab, ob ſie ihn gleich nicht dazu nöthigten, wahrſcheinlich weil er Geld hatte; allein du weißt, er hatte immer einen ein Bischen hohen Sinn und iſt nicht dazu geboren, den Scherwenzler zu machen. Weſſen er einmal voll überzeugt iſt, davon läßt er nicht mehr. Nun kam noch das weitere Unglück, daß aller Handel und Wandel draußen ſtockte, und daß die Güterpreiſe immer mehr ſanken und vorausſichtlich noch weiter ſinken mußten: denn Gott wollte die Deutſchen um der Profeſſoren willen ſtrafen. So trat denn der Bürgermeiſter auf einmal mit dem Entſchluſſe auf, nach Amerika zu gehen, um dort eine neue Heimath, ein neues Deutſchland zu gründen. Ich war im Anfang dagegen, denn ich fürchte faſt, wir ältere Männer paſſen nicht mehr recht zum Auswandern. Wir können uns nur ſchwer in ein neues Leben hineinfinden, und die Herrn Amerikaner werden ſich wohl nicht nach uns richten, ſondern wir werden uns nach ihnen richten müſſen. Der Gedanke aber, eine deutſche Colonie zu ſtiften und den Anfang zu einem neuen Deutſchland zu machen, hat mir vollends gar nicht hinunter wollen, denn man kann doch nicht einen Staat im Staate gründen. Sollte das durchgeführt werden wollen, ſo müßte man eine unentdeckte Inſel acquiriren, und ſich darauf niederlaſſen. Dann ginge es viel-

leicht ſo lange, bis einen die Engländer oder ein anderes ſeefahrendes Volk eroberten. Mein Schwager aber, der Bürgermeiſter, ließ ſich nicht davon abbringen. Er verkaufte ſeine Güter und lud ein, mit ihm zu gehen, wer da wollte. Natürlich ſchloßen ſich Viele an, und reisten mit, die Meiſten auf ſeine Koſten. Was ſollte ich alter Junggeſelle allein draußen thun? Weib nehm' ich keines und ſomit hab' ich Niemand, als meiner verſtorbenen Schweſter Kinder, den Ferdinand und die Pauline. Alſo machte ich meine Kapitalien zu baar Geld und fuhr auch mit. Nun weißt du Alles. Aber jetzt hab' ich einen Wunſch und den darfſt du mir nicht abſchlagen. Du mußt mitziehen auf unſer neues Germania, wie der Doktor da auch mit muß. Wir müſſen Jemand haben, der die Sprache verſteht, die man hier ſpricht; und zudem biſt du ein geſchickter Maſchiniſt und Mühlenbauer, und einen ſolchen brauchen wir ganz nothwendig. Du ſiehſt, ich will deine Theilnahme nicht zu *deinem*, ſondern zu *unſerem* Nutzen; denn, ſo viel ich weiß, iſt in Amerika Alles auf Egoismus berechnet; ſomit amerikaniſire ich mich blos, wenn ich ebenſo handle. Haben wir aber die Woche hindurch tüchtig gearbeitet und uns abgeplagt, ſo ſchleichen wir uns am Sonntag in den Wald, und lauſchen dem Geſang der Vögel, und ſchießen uns Abends einen Braten, den uns Pauline fertig macht, und von dem ſie dir immer das ſaftigſte Stück präſentiren ſoll. Willſt, ſo ſchlag' ein; du weißt, ich mein's nicht bös."

„O weh, Förſter Gauß," erwiderte Chriſtian halblachend, halb ernſthaft. „Du haſt die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Du wirſt kein Wild in den Schuß bekommen, wenn du nicht ein paar hundert Meilen weiter in's Land hinein ziehſt.

Hier herum auf eine weite, weite Strecke iſt alles Wild längſt ausgerottet, und höchſtens gibts noch hie und da einen Vogel oder ein Kaninchen. Was aber den Geſang der Vögel betrifft, ſo beſitzt Amerika keinen Singvogel. Die einzigen Singvögel ſind die, welche in den Bauern und Käfigen vor den Fenſtern hängen und welche aus Tyrol oder den Niederlanden herübergebracht worden ſind. In den Wäldern aber iſt's ſo ſtill, als ob's ein weites Grab wäre, ausgenommen das Krächzen eines Raubvogels."

„Iſt das wahr?" fuhr der Förſter heraus. „Kein Wild, kein Singvogel! Donnerwetter, iſt das ein Land! Keine Lerche, kein Fink, keine Amſel, keine Droſſel, keine Nachtigall! Mit dem Wein habe ich heute Morgen ſchon abgerechnet, denn der iſt das helle Gift. Nun auch noch keinen Singvogel! Es muß ein herzloſes, gallengrünes Volk ſeyn, dieſes Amerikanervolk, daß Gott ihnen nicht einmal einen Singvogel gönnte! Ich hätte Luſt, ſchon Morgen wieder umzukehren."

Zorn und Wehmuth ſtritten in dem ſtarken Manne, der die Hälfte ſeines Lebens im Walde und im Felde zugebracht hatte, mit einander. „Ich will das Land nicht weiter ſchimpfen," ſetzte er dann in ſeiner halbſpottenden Weiſe hinzu. „Sie ſind übel genug daran, wenn ſie nicht einmal in ihrem Leben das Liebeslied der Nachtigall und das Halleluja der Lerche zu hören bekommen! Aber wenn's ſo traurig in dieſem Lande ausſieht, ſo kann man ſich ja nicht einmal mit der Natur beſchäftigen, ſondern man iſt auf die Menſchen angewieſen. Drum muß ich ſchon auf meine frühere Frage und Bitte zurückkommen. Siehe, Chriſtian, wir reiſen heute noch auf unſer neues Land ab, das der Vikar ausgeſucht und erkieſt hat.

Ich trau' der Geſchichte nur halben. Man hätt' ſollen Jemand anders vorausſenden und nicht den Geiſtlichen; aber die Bauern wollten's einmal ſo, denn ſie ſind gewohnt, dem Pfarrer alle Reverenz zu ſchenken. Zudem hat ſich da unterwegs die Frau Heringen eingefunden, die macht dem Herrn Schwager den Hof, als wäre er zweiundzwanzig ſtatt zweiundfünfzig. Dann ſind unſere Bauern und Handwerker, wie ſie eben ſind: unterwürfig und ſtill, ſo lange man ſie im Zaume hält, roh und gemein, ſo wie ſie ausſchlagen können. So hab' ich kein groß Zutrauen auf das Glücken des Unternehmens. Wenn daher der Bürgermeiſter ſein Geld in die allgemeine Leihkaſſe thut, aus der Jeder ſeinen Bedarf entlehnt und dafür mit Hab' und Gut haftbar wird, ſo laſſ' ich mein Geld außen, damit doch ein Reſervefond da iſt, wenn die Sache ſchief gebt. Dreinſchwätzen läßt ſich mein Herr Schwager Nichts, trotz aller Redensarten von Freiheit und Gleichheit, und wenn er klug werden muß, ſo muß er's durch eigene Erfahrung werden. Drum thut es Noth, daß Einige unter uns feſt zuſammenhalten, damit wir nicht ſo gar iſolirt daſtehen in dem wildfremden Lande; dazu habe ich Euch auserſehen, die Ihr hier bei mir ſitzt; thut mir alſo den Gefallen, und ſchlagt ein: ein Schutz- und Trutzbündniß auf ewig!"

Er hielt ihnen ſeine beiden Hände hin, und ſah einmal auf den Doktor, dann wieder auf den Chriſtian Rau, denn des Ferdinands und der Pauline war er ſicher. Die hingen faſt mehr an ihm, dem Oheim, als an dem Bürgermeiſter, dem Vater!

„Wahrhaftig, ich wollte von Herzen gerne," erwiederte der Chriſtian nach kurzem Beſinnen. „Förſter, es wäre eine

ewige Schmach für mich, ſolltet Ihr an mich eine Fehlbitte thun. Verdanke ich ja doch Euch Alles! Waret es ja doch Ihr, der Ihr das Lehrgeld für mich zahltet, daß ich bei einem tüchtigen Schloſſer Unterkunft fand! Waret es wiederum Ihr, der Ihr mir es möglich machtet, in den Abendſtunden dieſelbe Schule zu beſuchen, in welcher der Ferdinand lernte! Und abermals waret es Ihr, der Ihr mir das Reiſegeld hierher vorſtrecktet! Wahrhaftig in Gott, ich könnte Euch nichts abſchlagen, wenn ich auch wollte. Aber, aber — der Herr Bürgermeiſter wird es nicht gerne ſehen, er wird mich als einen Eindringling und Aufdringling betrachten, denn ich bin in ſeinen Augen doch nur immer des Büttels Sohn und er wird ſeinen, ſeinen ...."

„Hochmuth willſt du ſagen," ergänzte der Förſter die abgebrochene Rede. „Sag's nur gerade heraus, denn ich bin ganz derſelben Anſicht. Mein Herr Schwager iſt ein wackerer Deutſcher und führt nebenbei immer die franzöſiſchen Redensarten! „Fraternité, Egalité" im Munde, aber den Standeshochmuth kann er deßhalb doch nicht laſſen. Doch das iſt jetzt nicht die Hauptſache. Ich frage dich vielmehr, Chriſtian, biſt du ſo egoiſtiſch, daß du das Bischen Demüthigung nicht ertragen kannſt, das dir vielleicht vom Bürgermeiſter zu Theil wird, während du doch umgekehrt weißt, daß du uns Allen eine Wohlthat erweiſeſt, wenn du der Unſere wirſt?"

„Hier iſt meine Hand, Förſter," rief jetzt Chriſtian, „ich geh' mit Euch, und bleib' bei Euch, bis Ihr mich fortjagt."

„Und hier iſt meine Hand ebenfalls," rief der Doktor. „Förſter Gauß, Sie ſind ein Mann nach meinem Herzen. Ich ziehe mit Ihnen, und wenn es mir möglich iſt, in einem bal-

den Jahre meine Braut nachkommen zu laſſen, ſo hoffe ich, wird ſie in Pauline eine Freundin finden."

Pauline gab ihm die Hand, ohne ein Wort zu erwiedern. Ihre andere Hand ruhte längſt in der Chriſtians, um ihn für ſein Jawort, mit ihnen zu ziehen, zu belohnen, vielleicht auch um ihn für den Hochmuth des Vaters im Voraus zu entſchädigen.

„Nunmehr mag's kommen, wie es will," jubelte der Förſter, „wir halten feſt zuſammen. Auf Du und Du, wir alle Vier, und auf ewige Zeiten!"

Es war aber nun hohe Zeit, daß ſie aufbrachen, wenn ſie nicht zu ſpät zum Mittageſſen kommen und dadurch den Zorn des Bürgermeiſters, der auf ſtrenge Accurateſſe viel hielt, reizen wollten. Wie ſie jedoch im Hotel ankamen, merkten ſie bald, daß Etwas ſchief gegangen ſeyn müſſe, denn der Bürgermeiſter ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab, und ſeine Wangen waren hochroth aufgeſchwellen. Seine Augen ſchlug er zu Boden, wie er in großem Zorne zu thun gewohnt war. Am Fenſter ſtand der Vicar und ſtrich ſich das Haar hinter die Ohren, während ſeine Augen in Verachtung der irdiſchen Dinge die Zimmerdecke ſuchten, aber doch nicht umhin konnten, hie und da im Vorbeileuchten einen Seitenblick auf die Wittwe Heringen zu werfen, welche ganz ruhig lächelnd an einem Tiſchchen ſaß, ihre ſchönen Füße bis weit über die Knöchel herauf ſehen ließ und mit einem Sonnenſchirmchen ſpielte. Unweit der Thüre hielten vier oder fünf Männer, alle anſcheinend ledig bis auf Einen, deſſen Weib und Kind neben ihm ſtand. Auch ſie hatten, wie der Bürgermeiſter, die Augen niedergeſchlagen, aber es war mehr Ver-

legenheit und Schaam, was auf ihren Gesichtern lagerte, als Zorn. Neben ihnen standen ein paar zugenagelte Kisten und einige Päckchen, die sie in rothe Tücher eingewickelt hatten, wie Einwanderer gewohnt sind.

„Du kommst gerade recht, Förster," rief der Bürgermeister grimmig lachend. „Da sieh' dir einmal die fünf Treyfen hier an der Thüre an! Ich hab' die Bursche mitgenommen aus Gnad und Barmherzigkeit. Sie hatten kaum so viel, um sich die nöthigen Lebensmittel auf's Schiff zu kaufen; Alles Andere, Reise-Kosten und Ueberfahrtsgeld, habe ich ihnen aus meiner Tasche vorgestreckt. Sie waren die Eifrigsten, wenn es galt „hoch Germania" rufen. Und jetzt? Nun jetzt sagen sie, sie wollen hier bleiben, weil einige Kameraden in der Stadt ihnen versprochen hätten, ihnen hier Arbeit zu verschaffen! Hat man je solche Undankbarkeit gesehen? Ist es je vorgekommen, daß Menschen so schwach waren, einen wohlüberlegten Beschluß auf das Zureden des Nächsten — Besten bin alsobald aufzugeben? Gibt es ein Beispiel in der Welt von größerer Feigheit und Niederträchtigkeit zugleich?"

„Die Welt liegt im Argen," sagte der Vikarius mit einem weithinhörbaren Stoßseufzer, „und der Teufel hat seine Sendlinge der Verführung allüberall."

„O weh," erwiderte der Förster mit wehmüthigem Lächeln, „die deutsche Einigkeit bekommt schon wieder ein Loch und ich befürchte, unsere Germania wird aus dem Leim gehen, ehe sie nur aufgebaut ist."

„Bürgermeister, Ihr braucht nicht so zu räsonniren und uns schlecht zu machen," versetzte Einer der an der Thüre Stehenden, ein Schneider seiner Profession nach. „Ihr sitzt

jetzt nicht mehr auf dem Rathhauſe im Präſidentenſtuhl und könrt kommandiren nach Herzensluſt! Wir ſind jetzt in einem freien Lande, und tanzen nicht mehr, wie Ihr pfeift. Wenn es uns beliebt, hier in der Stadt zu bleiben, und Arbeit anzunehmen, weil ſie uns geboten iſt, wer will uns daran hindern? Sollen wir Euch in die Wildniß hinein folgen, wo wir gar nicht wiſſen, wie es uns ergehen kann, und ob wir nicht Alle von den Bären und Wölfen gefreſſen oder von den Indianern todtgeſchlagen werden, während wir hier gewiß wiſſen, daß wir zu leben haben? Das könnt Ihr uns doch nicht zumuthen, denn jetzt hat die Sklaverei ein Ende, wir ſind freie Amerikaner."

„Verſteht ſich," rief Chriſtian, „und der erſte Gebrauch den Ihr von Eurer Freiheit macht, iſt der, daß Ihr alle Geſetze der Dankbarkeit und der moraliſchen Verpflichtung mit Füßen tretet! Doch Ihr ſeyd nicht die Erſten, die ſo handeln; die meiſten unſerer Landsleute hegen dieſelbe noble Denkungs- und Handlungsweiſe!"

„Brauchſt dem Bürgermeiſter nicht auch noch zu helfen," ſchrie ein Anderer der Angeklagten, ein Schuſter, dem man die Roßheit im Geſicht anſah. „Ich *will* einmal hier bleiben, darum *werde* ich hier bleiben. Was geht mich Eure Colonie, oder gar noch die Germania an, von der Ihr herunterfaſelt? Wo ich zu eſſen und zu trinken bekomme, da iſt meine Heimath! Ich bin froh, daß ich keinen Beamten und kein Honoratiorenthum, wie Ihr's in Deutſchland nanntet, mehr ſehe, hier iſt der Arbeiter Herr und g'rad ſo viel als der Meiſter oder Fabrikant."

„Herr, fahre nicht mit ihnen in's Gericht, denn ſie wiſ-

ſen nicht, was ſie thun," ſeufzte der Vikarius wieder. „Hat nicht Gott ſelbſt verſchiedene Stände eingeſetzt, Jeſaias im 16ten? Und ...."

„Halt's Maul, Vikare," ſchrie der Schuſter wieder, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, an den er ſich lehnte. „Hier braucht man keine Pfarrer, wenn man keine haben will. Dein Reich hat auch ein Ende. Ja glotzt mich nur an, weil ich „Du" zu dem Vikarius ſage! In Amerika ſagt Alles „Du" *) zu einander und ich will auch zu keinem Menſchen mehr anders ſagen, denn hier iſt Alles gleich, das hat mir heut Morgen erſt ein früherer Reiſecumpan und Mitgeſelle auseinandergeſetzt. Und was nun dein Geld anbelangt, Bürgermeiſter, das du für uns ausgelegt haſt, ſo hat das in Allweg ſeine Richtigkeit, und ich beſtreits auch nicht. Für jetzt aber mußt du mit dem Heimzahlen zuwarten, bis ich ſo viel verdient habe, daß ich's mit Leichtigkeit entbehren kann."

„Daß ich ein Narr wäre," polterte ein Dritter, der neben dem Schuſter ſtand, und dem das Weib und die Kinder angehörten. „Daß ich ein Narr wäre! Warum hat der Bürgermeiſter das Geld vorgeſtreckt? Kein Menſch hat's ihn ge-

*) Dieſe Meinung, die Amerikaner „duzen" Alle einander, iſt unter den Deutſchen in Amerika (die wenigen Gebildeten unter ihnen ausgenommen) ganz allgemein. Die Meiſten derſelben fühlen eine Art innerer Genugthuung, wenn ſie einen Andern, der in Deutſchland ſeiner Stellung wegen über ihnen ſtand, duzen und ihn durch dieſe aufgedrungene Bruderſchaft zu ſich in den Koth herab zu ziehen vermeinen. Das amerikaniſche „You" „Sie" veranlaßte wahrſcheinlich durch den ähnlichen Klang dieſe Meinung, von der ſich der ungebildete Arbeiter nicht abbringen läßt. Der Verfaſſer.

heißen. Er that's nur, um uns nachher als Sklaven und Arbeiter zu benützen. Preſit die Mahlzeit! Keinen Knopf geb' ich ihm wieder. Ich hab' mich auch bei meinen Bekannten erkundigt, und die ſagten mir, daß er gar kein Recht bekomme, wenn er klagweis auftrete. Nun klag' einmal, Bürgermeiſter! Haſt mich oft und viel vor Amt gehabt, jetzt amte auch wieder. Dießmal biſt du der Geprellte."

Nunmehr konnte ſich der Ferdinand, der Sohn des Bürgermeiſters, nicht mehr zurückhalten. Mit vor Aufregung bebender Stimme ſprang er vor, ergriff den letzten Redner am Kragen und warf ihn mit Einem Ruck zur Thüre hinaus. „Wollt ihr nun machen, daß Ihr fortkommt, ihr Lumpen," ſchrie er. „Nehmt Euern Kram und ſcheert Euch zum Teufel. Mein Vater ſchenkt Euch Alles, was er für Euch ausgelegt, und ich, ich ſage Euch, wir alle danken unſerm Schöpfer, daß er uns jetzt ſchon von ſolch' ärmlichen Genoſſen, von ſolch' gemeindenkenden Seelen erlöst. Fort mit Euch, hinaus!"

Einen nach dem Andern warf oder ſchob er hinaus und die Kiſten und Päcke flogen hinten drein. Die fünf Geſellen ließen ſich das auch ganz gerne gefallen. Waren ſie doch auf dieſe Art ihrer Schuld auf einmal los!

„'S iſt was von deines Vaters Geiſt in dir, Ferdinand," ſagte der Förſter, den jungen Mann auf die Achſel klopfend; „aber die prompte Expedition hat mir ſelber gefallen."

Der Bürgermeiſter hatte ſich gewaltſam zuſammengenommen. War er früher zornig, faſt ingrimmig geweſen, weil ein Theil ſeiner Coloniſten von ihm abfiel, ehe ſie nur noch das Ziel der Anſiedlung erreicht hatten, ſo hatte ihn dagegen die Ueberfülle von gemeiner Denkungsart ſo niedergeſchmettert, daß er

vor Staunen und Mitleid mit ſolchen Menſchen keinen Zorn mehr haben *konnte*! Im Gegentheil, dieſer war in eitel Trauer übergegangen.

„Kannſt du's faſſen, Schwager?“ ſprach er mit ſchmerzerfüllter Stimme. „Das alſo iſt *deutſche* Auffaſſung von amerikaniſcher Freiheit? Und es iſt klar, nicht dieſe fünf Verblendeten, die uns ſo eben verließen, haben dieſe Auffaſſungsweiſe erfunden, ſie iſt nicht in ihrem Kopfe gewachſen; ſondern ſie wurden ſo von ſolchen belehrt, die ſchon Jahre lang hier ſind! Es iſt dieß alſo die Denkungsweiſe der *anſäſſigen* Deutſchen! Iſt es denn da ein Wunder, wenn wir ſehen, daß die Deutſchen im Allgemeinen von den Amerikanern verachtet ſind?“

„Beruhige dich, Schwager,“ erwiederte der Förſter. „Ich bin eigentlich froh, daß der Stall ſobald geſäubert worden iſt, und will nur hoffen, daß kein Dung zurückblieb. Im Uebrigen hab ich dir einen Erſatz für die ausgetretenen Miſtfinken, und zwar Einen, der die Fünfe um's Zehnfache überbietet. Der Doktor hier hat mir zugeſagt, daß er uns begleiten und ſich bei uns niederlaſſen wolle; und der Chriſtian ließ ſich auch überreden, Theilhaber an der „Germaniacolonie“ zu werden. In ihm erwerben wir nicht blos einen geſchickten Mechaniker, deſſen wir ſo ſehr bedürfen, ſondern auch einen Dollmetſcher in unſerem Verkehr mit Nachbarn und Geſchäftsleuten, die unſere Mutterſprache nicht verſtehen.“

Das Geſicht des Bürgermeiſters klärte ſich auf, wie ein Aprilhimmel. Er gab dem Doktor und nachher dem Chriſtian die Hand.

„Du triffſt doch immer das Rechte, Schwager,“ ſagte er.

„Ich wollte, ich beſäße deine heitere Ruhe, die nicht verletzt, wenn auch ein Bischen Spott dahinter ſitzt. Aber nunmehr ihr Leute," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „wenn unter Euch noch Einer iſt, der den Fünfen, die uns verließen, folgen will, ſo ſage er's gleich jetzt, damit nicht nachher wieder eine Störung in unſere Harmonie komme."

Kein Menſch rührte ſich, kein Laut wurde gehört.

„Es waren die einzig Ausſätzigen, dieſe Fünfe," meinte der Bürgermeiſter, innerlich beruhigt.

„Bei den Andern ſteckt der Ausſatz noch unter der Haut," erwiederte der Förſter leiſe. „Er wird ſchon auch zum Durchbruch kommen."

Am Mittag deſſelbigen Tages ward die Reiſe in's Innere angetreten. Das Feld, welches von dem Vikar für die Colonie angekauft werden war, lag zwar nicht in einem Territorium, d. h. in einem Landſtrich, der der Kultur erſt eröffnet wird, und aus welchem dann ſpäter, wenn ſich Anſiedler einſtellen, neue Staaten ſich herausbilden, ſondern es lag in einem Lande, das ſich längſt als Staat conſtituirt hatte und zum großen Theile ſchon bebaut war. Der Vikar hatte den beſtimmten Auftrag gehabt, gutes Land zu kaufen und in einer Gegend, die nicht zu weit entfernt von Städten liege, an welche man ſeine Erzeugniſſe abliefern könne; denn wenn auch das Land in der „Wildniß", in den Territorien, bei weitem wohlfeiler, ja ſogar ſpottwohlfeil ſein mochte, weils noch Congreßland iſt, ſo dauert es doch gar zu lange, bis eine ſolche Gegend cultivirt und bewohnt wird. Gewöhnlich vergeht ſogar eine ganze Generation, bis eine derartige Gegend durch Chauſſeen oder

Eiſenbahnen mit der cultivirten Welt nur überhaupt in Verbindung kommt. Darum wollten der Bürgermeiſter und ſeine Leute lieber etwas mehr für den Acker bezahlen, nur um „unter Menſchen“ wohnen zu können. Auch mußte ſich dieſe „Mehrausgabe“ durch den „leichteren Abſatz“ ſchon in wenigen Jahren bezahlt machen. Freilich hatte der Vikar ſeinen Auftrag etwas überſchritten, indem er ſtatt der erlaubten drei Dollars für den Acker vier Dollars ausgab; dafür lag aber das Land noch im Staate New-York, dem bevölkertſten Staate der Union! Vorderhand waren fünfhundert Ackers erworben und auf dieſe ein Angeld bezahlt worden; wollten die Anſiedler mehr Land haben, ſo ſtanden ihnen noch tauſend Ackers zu Dienſten, und zwar zu demſelben Preiſe und mit allen „Gebäulichkeiten“, die ſchon auf dem Areal ſtanden. Dieſe freilich waren nicht ſehr hoch anzuſchlagen, aber Etwas iſt immer beſſer als gar Nichts, und für den Anfang konnte es ihnen nur von höchſter Annehmlichkeit ſeyn, daß auf den zuerſt erworbenen Feldern ſogar ein „Wohnhaus“ ſtehen ſollte; denn wenn's auch nur ein Blockhaus war, wie der Vikar erklärte, ſo war's doch ein Schutz für die Frauen und Kinder bei Nacht, bis andere beſſere Wohnhäuſer errichtet werden konnten.

So ging denn die Reiſe friſch und munter vorwärts. Zuerſt bedienten ſie ſich des Dampfbootes den Fluß hinauf und dann ging's auf ein Kanalboot. Das letztere wollte den Leuten nicht munden, beſonders da ſie oft ausſteigen und ſogar ſchieben helfen mußten, um nur vorwärts zu kommen. Allein — auf der Eiſenbahn, die faſt hart neben dem Kanal herlief, wäre es zu theuer geweſen, beſonders weil ſie außer ihren Kiſten, worin ihr Privateigenthum aufbewahrt war, das

ſie von Europa mit herübergebracht hatten, noch eine Menge Geräthſchaften, die der Bürgermeiſter in New-York angekauft hatte, mit ſich führten, — Geräthſchaften, die ihnen zu ihrer Anſiedlung äußerſt nothwendig waren. Befand ſich doch ſogar ein Wagen darunter nebſt zwei Roſſen, um von der Stelle, wo der Kanal aufhörte, die Kiſten und das übrige Eigenthum an den von dort noch ziemlich entfernten Ort ihrer Niederlaſſung zu bringen! Auch mit Victualien hatten ſie ſich gut verſehen, mit Mehl und geſalzenem Fleiſch, denn vor neun Monaten war nicht daran zu denken, eigene Erzeugniſſe zu bekommen und in dieſer ganzen Zeit mußte man ſich behelfen, wie es ging. Doch war beſchloſſen, gleich nach der Ankunft Geflügel und ein paar Kühe in der Nachbarſchaft zu kaufen, um wenigſtens friſche Eier und Milch zu beſitzen. Auch ſollte ein Stück Land alsbald in einen Garten umgeſchaffen werden, um Salat, Rettiche und friſche Gemüſe vorderhand gemeinſam zu ziehen, bis die Häuſer gebaut wären und jeder ſeine Portion Land zu ſeinem Privateigenthum ausgeſteckt erhielte. Natürlich ſollte der Bau der Häuſer auch ein gemeinſamer ſeyn, wie das Leben überhaupt, bis im nächſten Jahre die Aus- und Abtheilung erfolgen und von da an Jeder für ſich leben und wirken ſollte. Die Anſchaffungskoſten des Baumaterials ſowohl als der Geräthſchaften, eben ſo die Koſten des Grund und Bodens und der Lebensmittel für die erſten neun Monate, ſollten aus der allgemeinen Leihkaſſe beſtritten werden, und wenn dann ſpäter nach neun Monaten Einer ſein Haus und ſeine Güter und ſein Vieh und ſeine Geräthe für ſich in Anſpruch nahm, ſo ſollte ihm das nach den Koſtenpreiſen verrechnet werden, und er konnte

das Kapital nach und nach an die Leihkaſſe zurückzahlen, welcher einſtweilen, bis alle Schulden getilgt waren, die Häuſer, Güter u. ſ. w. verpfändet blieben. Das war der Plan, welchen die neue Colonie verfolgte, und ſeine Durchführung ſchien leicht genug, beſonders da der Bürgermeiſter die allgemeine Leihkaſſe wohl „mit Baarem“ zu verſehen verſprach, was ihm bei ſeiner Wohlhabenheit, ja ſeinem Reichthum leicht möglich und thunlich war. Von den Uebrigen legten nur Wenige etwas ein, die Meiſten, weil ſie faſt gänzlich mittellos waren; der Förſter aber that's aus Grundſatz nicht, weil er, ein geborener Feind alles deſſen, was nach Communismus und Socialismus roch, von jedem Menſchen verlangte, er ſolle auf eigenen Füßen ſtehen und ſich aus ſich heraus entwickeln. Einem ſolchen ſey er gerne bereit, mit einem Anlehen unter die Arme zu greifen, auch wenn er nicht im Stande ſey, daſſelbe gehörig zu verſichern, denn der „Mann“ und ſein Wort genüge ihm, wenn er ihn als einen ſolchen kenne. „Daß man aber aus einer allgemeinen Leihkaſſe jedem Lumpen, Faullenzer und Dummkopf eine Heimſtätte errichte, die er doch nicht halten könne, das gebe gegen ſeine Natur.“

So ging es langſam vorwärts, aber mit ziemlich gutem Humor, denn die Tage waren warm und der Himmel rein und klar. Endlich kam der Anhaltspunkt, wo ſie das Kanalboot zu verlaſſen hatten, um zu Lande ihren Weg fortzuſetzen. Sie brachten ihre Kiſten und Vorräthe, ihren Wagen und ihre Pferde ans Ufer und fingen an aufzuladen. Sie glaubten im Anfang, die Laſt werde nicht ſo groß ſeyn, daß nicht auch noch die Frauen und Kinder auf dem Wagen Platz hätten, aber — die Pferde, obgleich kräftig und jung, brachten kaum die Kiſten

vom Platze und bei jeder Erhöhung mußten die Männer hinten nachſchieben. Alſo gingen alle zu Fuße nebenher. Eine ſolche Reiſe iſt gerade nicht ermuthigend!

Einmal mußten ſie unterwegs in einem Wirthshauſe übernachten und nicht gering war das Staunen, mit dem ſie der Gaſtgeber muſterte.

„Wohinaus, Leute?“ fragte er endlich, da er ſich überzeugt hatte, daß es Einwanderer ſeyen.

„Zwanzig Meilen über Littlefalls hinauf,“ erwiederte Chriſtian, der ſich allein mit dem Manne verſtändlich machen konnte.

„In den Buſch? Nette Gegend, das!“ entgegnete der Wirth, jedoch ohne den Mund zu verziehen. „Viel Wald und Hecken und Gräben! Acht Monate kalt zum Erfrieren und vier Monate warm zum Verbrennen! Habens übrigens hier auch nicht viel beſſer, abgeſehen davon, daß wir im Thale liegen und um etwa zehn Grad wärmer daran ſind.“

Das war gerade kein Wort der Ermunterung für die neuen Coloniſten. Als aber den andern Tag die Sonne ſo friſch und froh am Himmel aufſtieg, da verſcheuchte ſie mit ihrem Glanze die Nebel der Bekümmerniß und es ging wieder rüſtig vorwärts. Nur einige Wenige hielten ſich ſeparat und ſchienen geheime Dinge zu verhandeln zu haben. Sie hatten nämlich in dem letzt verlaſſenen Wirthshaus einen deutſchen Knecht getroffen, der ihnen vielerlei Auskunft gegeben hatte. Darauf nahmen aber die Andern keine Rückſicht, ſondern waren luſtig und guter Dinge, denn die Reiſe war heute eine viel bequemere, weil man eine Parthie Kiſten im benannten Wirthshauſe zurückließ (um ſie den andern oder dritten Tag nachzu-

holen) und dadurch den Frauen und Kindern auf dem Wagen Platz verſchaffte. Endlich am Abend kam man an Ort und Stelle. Das mußte ihr neues Eigenthum ſeyn, denn als ſolches war es auf der Karte bezeichnet, welche ihrem Kaufbrief beigegeben war. Auch der Vikarius erkannte es als ſolches, obgleich er, je näher ſie dem Zielpunkt ihrer Reiſe ſich näherten, um ſo kleinlauter geworden war. Es war ein wilder Fleck Land, mit viel Buſchwerk und Bäumen, an manchen Stellen naß und ſumpfig, trotzdem es ſchon ſeit Wochen nicht geregnet hatte. An ſolchen Stellen wuchs hohes, ſchilfartiges Gras. Alle betrachteten einander ſtillſchweigend, dann ließen ſie wieder den Blick ringsum laufen und dann ſchlugen ſie ihn nieder, ohne ein Wort zu ſprechen.

„Eine wirklich nette Gegend für einen Sommeraufenthalt," meinte endlich die ſchöne Wittwe, indem ſie ohne Hülfe vom Wagen herabſprang.

„Germanien im Urzuſtande," verſetzte der Förſter, „nur fehlen die Eichen und die Bären und die Rennthiere."

„Aber, zum Teufel, Vikarius, wo iſt denn das Haus?" rief der Bürgermeiſter, den der primitive Zuſtand ſeiner künftigen Colonie doch auch etwas überraſchte.

„Ich weiß in der That nicht," meinte der Vikar, aus dem man die Worte faſt herauspreſſen mußte, daß ſie ihm nicht im Halſe ſtecken blieben. „Ich war nur einmal hier, aber damals ſtand ein Haus da, ſoviel iſt ſicher."

„Dann iſt's auch nicht fortgeflogen," erwiederte der Bürgermeiſter barſch.

„Vielleicht haben's die Fröſche gefreſſen, die hier ein Nationalconvent zu halten ſcheinen," meinte Ferdinand, auf die

Sümpfe hindeutend, aus welchen tausende und aber tausende von Froschliedern herübertönten.

„Ich hab's schon," rief Christian, dessen scharfe Augen das Buschwerk durchdrungen hatten, und der durch seinen längern Aufenthalt im Lande mit dem Amerikanerthum besser bekannt, wohl auch ahnen mochte, welcher Art Haus sie erwarte.

Christian hatte richtig gesehen. Er hatte das „Haus" entdeckt, das nur wenige hundert Schritte von ihnen entfernt, zwischen Buschwerk versteckt lag. Es war ein länglichtes niederes Gebäude von kaum acht Fuß Höhe. Seine Wände bestanden aus rohen, unbehauenen Fichtenstämmen, deren hier in Menge wuchsen, und das Dach war ebenfalls aus solchen Stämmen, oder vielmehr deren Aesten construirt. Ein offenes Loch bezeichnete die Thüre, das heißt den Eingang, wo die Thüre angebracht werden sollte. Von Fenstern oder gar einem Rauchfang war aber durchaus keine Rede. Wahrscheinlich hatte dieses Urzustandsgebäude dazu gedient, dem Vieh im strengen Winter Aufenthalt über Nacht zu gewähren, wenn es rein unmöglich war, auf freiem Felde zu campiren. Der Amerikaner ist nämlich gewohnt, sein Vieh Sommers wie Winters auf die Weide zu schicken und sich seine Nahrung selbst suchen zu lassen, und nur, wenn das Wetter gar zu unwirsch ist, denkt er daran, daß es im Schnee und in der Kälte draußen gehen könnte, und baut ihm einen Schuppen, wo es wenigstens vor dem Aergsten geschützt liegt.

„Das also ist das berühmte Haus, von dem der Vikarius gesprochen'" flüsterte der Bürgermeister vor sich hin, indem er rings um den Schuppen herumging. „Und das ist das Ackerfeld, das uns künftig nähren soll' Eine trostlose, öde

Waldniß und nach dem, was jetzt im wilden Zustand darauf wächst, ein nicht allzu fruchtbarer Boden! Und dazu noch nirgends ein Weg und ein Steg und nirgends ein Fluß oder auch nur ein Bächlein!"

„Schwager," sagte der Förster, der ihm leise gefolgt war und sein Selbstgespräch beobachtet hatte, „es wäre wohl besser gewesen, wir hätten statt dem Vikar Jemand anders geschickt, um Land für uns anzukaufen, denn der hat eine verteufelt schlechte Wahl getroffen. Noch besser wär's gewesen, wenn wir je einmal in diesen Welttheil herüber mußten, wir wären ohne große Compagnie gekommen und hätten uns die Sache vorher in der Nähe betrachtet und dann erst gekauft, was uns anstand. Aber jetzt ist's einmal wie es ist; also nehmen wir die Sache, wie sie geht und steht. Darum laß den Kopf nicht hängen, mach' dem Vikar keine Vorwürfe, die jetzt doch nichts mehr nützen, sondern schneide ein fröhliches oder doch zufriedenes Gesicht, sonst laufen dir alle deine Leute über Nacht davon. Einige von ihnen werden's ohnehin thun, aber die Andern kannst du beisammen halten, wenn du nur selbst stark und muthig bist und thust, als habest du gar nichts anderes erwartet. Sie glauben dann, es müsse so seyn!"

Der Bürgermeister drückte seinem Schwager die Hand und sie schritten dem Platze wieder zu, wo der Wagen vor dem Eingang in das „Viehhaus" hielt. Hier trafen sie Alles in voller Bewegung. Die Pferde waren ausgeschirrt und an einer Leine, die um einen Baumstamm geschlungen war, befestigt. So konnten sie ungehindert ihre Nahrung in dem hohen Grase suchen und finden. Die Kisten waren abgeladen und zum Theil ausgepackt, um Teppiche und Bettzeug aus ihnen

herauszubolen. Einige der Männer trugen Holz herbei, das in Menge herumlag, ohne daß man nöthig hatte, einen Baum umzuhauen. Bald loderte ein helles Feuer empor, über welchem an einer Stange, die durch vier quer in die Erde gerammte Pflöcke lief, ein Kessel hing, der aus dem nahen Sumpfe, wo er tief und klar war, mit Wasser gefüllt bald seine Dämpfe himmelanſteigen ließ. Die Frauen waren emſig beſchäftigt, in dem Kessel, in welchem Sie Reis und geſalzenes Fleiſch mit dem Waſſer gemiſcht hatten, zu rühren, während Andere den „Viehſtall," wie er bereits getauft war, ſo gut es ging, ſäuberten und dann einen Theil des Blitzeugs hineinſchafften. So war Alles emſig beſchäftigt, nur Einige drei oder vier ſaßen abſeits und nahmen keinen Theil an der Arbeit. Sie hatten Brod und Fleiſch, welches ſie von der letzten Station mitgenommen, auf ihren Knieen liegen, und verzehrten dieß ſtill und ſchweigend.

Der Bürgermeiſter und ſein Schwager ſahen dem Treiben verwundert zu. Die Leute bewegten ſich hin und her, als ſey ihnen das Alles eine alte Gewohnheit, und überall vorn dran war Chriſtian Rau, deſſen Anweiſungen mit größter Luſt befolgt wurden, gerade weil er nicht befehlend, ſondern nur rathend auftrat und überall zuerſt mit Hand anlegte.

„Siehſt du, wie gut es war, daß ich den Chriſtian überredete, mit uns zu gehen?" flüſterte der Förſter. „Wir hätten am Ende Alle nicht gewußt, was anfangen, und der Chriſtian bringt's ſpielend in's rechte Geleis. Ich glaube, wenn einer ein paar Jahre in dieſem Lande als Handgaul mitgelaufen iſt, kann man ihn ſonſt überall als Sattelgaul verwenden."

Der Bürgermeiſter erwiederte Nichts, ſondern drückte ſeinem Schwager abermals ſtillſchweigend die Hand. Der Chriſtian aber war an dieſem Abend um hundert Prozent in ſeinen Augen geſtiegen.

Bald war das Nachteſſen fertig, und es lagerte ſich Alles um das Feuer herum. So einfach das Mahl war, ſo war es doch durch Hunger gewürzt, und vielleicht trug auch das Ungewohnte ihrer Lage, das Campiren unter freiem Himmel, das Zigeunermäßige ihres neuen Wohnſitzes dazu bei, dem frugalen Eſſen und noch frugaleren Trinken ſeine Schmackhaftigkeit zu verleihen. Die Wenigen, welche abſeits geſpeiſt hatten, wurden ebenfalls eingeladen, Theil zu nehmen; allein ſie hatten ſich bereits der Länge nach ausgeſtreckt und ſchliefen oder ſtellten ſich, als ob ſie ſchliefen. Dieſem Beiſpiele folgten bald Alle. Die Frauen und Kinder zogen ſich in den „Viehſtall" zurück, wo ſie vor Thau und Wind geſchützt waren, die Männer aber lagerten ſich im Freien, in ihre Decken gehüllt. Man kann ſich in Alles finden, wenn man nur den rechten Muth dazu hat.

Den andern Morgen war Alles mit Sonnenaufgang auf den Beinen, und die Frauen zeigten ſich wiederum eben ſo emſig bei der Bereitung des Frühſtückes, als den Abend zuvor bei der des Abendbrodes. Die Männer jedoch ſtanden zumeiſt flüſternd auf einem Flecke beiſammen, während ſich einige mit Holz- und Waſſerherbeiſchleppen bei den Frauen thätig erwieſen. Der Bürgermeiſter mit ſeinem Schwager und Sohne nebſt dem Vikarius beriethen ſich einige hundert Schritte davon, was nun zuerſt zu thun ſey. Jetzt riefen die Frauen zum Frühſtücke. Wiederum lagerte ſich Alles um den Keſſel herum und der

Bürgermeiſter ließ ſeine Augen über die ganze Verſammlung hinlaufen, gleichſam zählend, ob ſeine ganze Herde beiſammander ſey.

„Wo iſt denn der Peter und der Jakob?“ fragte er endlich. „Ich kann ſie nirgends erblicken.“

„O, es iſt nicht blos der Peter und der Jakob, auch die Katharine und der Hannes fehlen,“ erwiederte Einer von denen, die vorhin flüſternd bei einander geſtanden hatten.

„Sind ſie vielleicht in's Holz gegangen?“ fragte wieder der Burgermeiſter, jedoch ohne den Blick zu erheben, denn er ahnte bereits den wahren Zuſammenhang.

„In's Holz?“ erwiederte der Mann, welcher vorhin geſprochen hatte. „Nein, Bürgermeiſter, unter Menſchen ſind ſie gegangen. Sie haben ihr Bündel über Nacht geſchnürt und dann franzöſiſch Abſchied genommen. Warum ſollten ſie auch nicht? In dieſer traurigen Wildniß hier, kann Einen ja unmöglich was Anderes erwarten, als Jammer und Elend.“

„Haſt du vielleicht auch Luſt, ihnen nachzugehen?“ entgegnete der Bürgermeiſter barſch. „Immer zu! Ich ſchenke auch dir das Geld, das ich dir vorgeſchoſſen. Mach' voran. Dann brauchſt du doch nicht heimlich davon zu laufen.“

„Nicht ſo, Vater,“ ſprach Pauline mit ſanfter begütigender Stimme. „Du ſollteſt nicht Oel in's Feuer gießen. Die Leute hatten Unrecht, bei Nacht und Nebel durchzugehen, wo ſie kein Menſch verhindert hätte, wenn ſie offen und ehrlich aufgetreten wären, in Frieden von uns zu ſcheiden. Aber man muß nicht gleich giftig dareinfahren, wenn's Jemand ſchwer nimmt, auf dieſem traurigen Fleck Erde ſein Leben zuzubringen.“

„Wenn's mir erlaubt wäre, ein Wort darein zu reden,“

meinte Chriſtian beſcheiden, „ſo könnten wir uns vielleicht gut verſtändigen. Es iſt zwar richtig, der Platz hier iſt nicht am beſten zu einer Anſiedlung gewählt. Der Boden könnte trockener und fruchtbarer ſeyn und jedenfalls wäre ein Land im Thale neben einem Flüßchen praktiſcher geweſen, hätte auch wohl nicht mehr gekoſtet, als dieſes hier. Allein man muß deßhalb nicht verzweifeln, und das Kind mit dem Bade ausſchütten. Haben wir erſt den Buſch ein bischen ausgehauen und Gräben gezogen, daß der Sumpf trocken gelegt wird, ſo wird Alles ein ganz anderes Anſehen gewinnen. Sind dann Hütten und Häuſer aufgerichtet, haben wir den Anfang mit der Urbarmachung des Bodens gemacht, ſo werden wir uns ſchon eher zu Hauſe fühlen. Der Anfang iſt überall ſchwer, auch wo man das ſchönſte Land und das beſte Feld hat. Hier haben wir wenigſtens das Gute, daß es keine zwanzig Meilen bis in's nahe Städtchen iſt, von wo wir uns immer das Nöthigſte verſchaffen können."

„So laſſet uns gleich den Anfang machen," rief Einer aus der Mitte der Unzufriedenen. „Geben wir gleich an's Gräben ziehen und Büſche aushauen, damit die Gegend ein anderes Anſehen gewinne."

„Mit Nichten," eiferte ein Anderer. „Zu allererſt müſſen wir Häuſer aufbauen, damit wir doch wenigſtens bei Nacht unter Dach und Fach ſind. Auf dem Felde zu campiren, das geht wohl für Wilde, aber nicht für Chriſtenmenſchen, wie wir ſind."

„Gebt Gott zuerſt die Ehre," warf der Vikarius ſalbungsvoll ein. „Ein Gotteshaus ſey das Erſte, was wir erbauen wollen."

„Und eine Wohnung für den Pfarrer daneben!“ meinte ein dritter ſpöttiſch. „Um Eure eigene Behauſung wird's Euch doch mehr zu thun ſeyn, als um das Kirchlein! Ich meine aber, wenn wir unter freiem Himmel ſpeiſen und ſchlafen, ſo wird's uns Gott auch nicht übel nehmen, wenn wir unterm freien Himmel beten.“

„Ich ſtimme zu allererſt für Anlegung eines Garten,“ rief ein Vierter. „Wir können doch nicht ewig von Reis und geſalzenem Fleiſche leben, ſondern brauchen friſche Gemüſe, und die Sämereien haben wir ja bei uns.“

„Was meinſt du, Doktor?“ ſagte der Förſter zu dem Arzte, der den frühſten Morgen dazu benützt hatte, ſich die Gegend ringsum zu beſchauen und eben erſt von ſeinem Ausfluge zurückgekehrt war.

„Ich meine,“ erwiederte der Doktor, „daß das Erſtnothwendige für einen Menſchen, wie für das Vieh, friſches Waſſer iſt. Ich habe unſer ganzes Territorium durchſtreift und nirgends Quellwaſſer gefunden; aber einen Platz und nicht gar weit von hier habe ich entdeckt, wo wir, wenn wir darnach graben, ganz ſicher Trinkwaſſer finden. Ich ſtimme daher dafür, zuerſt einen Brunnen zu graben.“

Dieß leuchtete Allen ein, und der Vorſchlag ward daher einſtimmig genehmigt.

„Das Zweitnothwendigſte iſt wohl,“ fuhr Chriſtian fort, „daß wir Kühe und Geflügel haben. Letzteres findet in den Büſchen Nahrung genug und für die Erſteren müſſen wir auf den Winter das lange Gras mähen, das jetzt an den Sümpfen herum wächst, und als Heu dienen mag. Ein roher Stall für Pferde und Kühe iſt auch bald gebaut, und in dem Giebel des Stalls kann das Geflügel Platz finden.“

Auch dieſer Vorſchlag ward genehmigt, und man beſchloß alſobald zur Ausführung zu ſchreiten. War man mit dieſen beiden Arbeiten fertig, ſo wollte man an die Errichtung von Blockhütten gehen und zugleich den Garten anlegen, damit man noch einige friſche Gemüſe auf den Winter ernte. Der Bürgermeiſter entſchloß ſich, das Vieh und Geflügel ſelbſt einzukaufen, denn er dachte, wenn er es Andern allein anvertraue, ſo könnten dieſe möglicherweiſe ebenſogut für immer verſchwinden, wie die Vier, welche ſich heute Nacht ohne Adieu davon gemacht hatten. So nahm er denn den Wagen und die Pferde nebſt etwa vier Männern, zum Treiben des Viehs, und verſprach zugleich die Kiſten mitzubringen, welche in dem Wirthshaus unterwegs ſtehen geblieben waren. Chriſtian aber und die Uebrigen machten ſich an die Ausgrabung des Brunnens und an die Fertigung der dazu nöthigen Teichel, was bei ihren wenigen Werkzeugen keine leichte Arbeit war.

So war bald Alles emſig beſchäftigt, denn die Frauen, die beim „Hauſe“ zurückgeblieben waren, hatten mit den Vorbereitungen zur Küche, ſo wie mit der Reinigung der Wäſche faſt eben ſo viel zu thun, als die Männer. Der Förſter war in den Buſch gegangen, um zu ſehen, ob denn die ganze Natur ausgeſtorben ſey, oder ob's vielleicht doch einige Haſen gebe oder doch wenigſtens Kaninchen zu einem fröhlichen Abendbrode. Der Vikarius ſaß daher ganz allein und ſich ſelbſt überlaſſen hinter dem Hauſe, und war ſo in Gedanken vertieft, daß er nicht einmal die leichten Schritte hörte, die ſich ihm näherten. Plötzlich fühlte er eine ſanfte Hand auf ſeiner Schulter und eine Stimme flüſterte in ſein Ohr. Er drehte ſich um; die ſchöne Wittwe ſtand neben ihm. Sie legte jedoch den Finger auf den Mund zum Zeichen, daß er ſchweigen ſolle.

„Sehen Sie den Baum dort oben, und das dichte Gebüsch dahinter?“ flüſterte ſie kaum hörbar. „Dort will ich Sie treffen. Aber Sie müſſen einen andern Weg einſchlagen, als ich thue. Man darf nicht ahnen, daß wir zuſammen waren. Gehen Sie jetzt vor das Haus, und verweilen Sie daſelbſt, bis Sie denken, ich ſey an Ort zu Stelle.

Ohne ſich umzuſehen ging ſie weiter, dem bezeichneten Baume zu. Er aber ſah ihr lange mit glühenden Blicken nach. Dann wandte er ſich zu den Wäſcherinnen vor dem Hauſe, ſprach eine Weile mit ihnen und ging dann in gerader Richtung weiter. Nach einer Weile machte er einen großen Bogen, und war bald auf dem Wege zu dem dichten Gebüſch, das ihm die ſchöne Wittwe bezeichnet hatte. Dieſe ſaß hinter einem Baumſtamm, den der Wind vor Jahren ſchon umgeworfen haben mochte, ſo tief verſteckt, daß er ſie kaum bemerkte, als er ſchon dicht vor ihr ſtand. Auf einen ſtummen Wink von ihrer Seite ſetzte er ſich in einiger Entfernung vor ihr nieder.

„Nun Pfarrer, was halten ſie von der ganzen Geſchichte?“ begann das ſchöne Weib, jedoch ohne ſich nach ihm umzuſehen, mit leiſer Stimme.

„Von welcher Geſchichte?“ erwiederte der Vikarius vorſichtig. „Ich vermag Sie nicht zu verſtehen. Iſt etwas Beſonderes vorgekommen?“

„Bah,“ entgegnete die Frau, verächtlich den Mund verziehend, „thun Sie nicht, als verſtehen Sie mich nicht: von der Colonie ſpreche ich, von unſerer Niederlaſſung hier.“

„Ich flehe alle Stunden zu Gott,“ verſetzte der Geiſtliche andächtig, und ſtrich ſich dabei nach ſeiner Gewohnheit das Haar hinter die Ohren und richtete den Blick ſtier gen Him-

mel. „Ich flehe alle Stunden zu Gott, daß er dem Unternehmen seinen Segen verleihen möge. Mit der Hülfe des Herrn der Heerschaaren werden wir alle Hindernisse überwinden und eine neue Pflanzschule des reinen Christenthums wird hier erstehen, zum Heil und Segen aller Völker."

„Unsinn, Pfarrer, sprechen Sie deutsch," erwiederte das Weib. „Glauben Sie, ich hätte Sie hierhergerufen, um eine Vorlesung in der Scheinheiligkeit mitanzuhören? Lassen Sie die Litaney bei Seite, die für den Pöbel gut genug seyn kann. Für mich, denke ich, werden Sie eine andere Sprache haben."

Der Vikarius warf einen hastigen Blick auf sie. Sie lehnte nachlässig mit dem Oberkörper zurück, daß ihre üppigen Formen voll heraustraten. Ihr halb geöffneter Mund lächelte bezaubernisch, und ihr kleiner Fuß spielte im Moose, und schob das Kleid beiseite.

„Wäre es möglich?" rief jetzt der Geistliche, indem er sich schnell erhob und den Versuch machte, vor dem schönen Weibe niederzuknieen. „Sollten sich meine Augen nicht täuschen? Dürfte ich hoffen, ein Gefühl hier wieder zu finden, von dem meine ganze Seele erfüllt ist? Sollte dieß Herz nicht umsonst dem Deinigen entgegenschlagen? Süßes, geliebtes, einziges Wesen, laß' mich den ersten Kuß feuriger Liebe auf deine schwellende Lippen drücken!"

„Sie sind ein Narr, Vikarius," entgegnete Frau Heringen kalt, fast höhnisch. „Stehen Sie auf und setzen Sie sich hübsch ruhig auf ihre alte Stelle. Am Ende halten Sie sich gar für einen Adonis, in den alle Welt in Liebe entbrannt ist!"

„Donnerwetter, was wollen Sie dann?" fluchte der

Mann, indem er ſich enttäuſcht zurückzog. „Glauben Sie vielleicht, ich ſey hier, um mich narren zu laſſen?“

„So laſſe ich mir's gefallen; jetzt ſprechen Sie, wie Sie denken,“ verſetzte Frau Heringen. „Und nun beantworten Sie meine Frage, was halten ſie von der ganzen Geſchichte?“

Der Vikarius gab keine Antwort, ſondern ſah ſtill und brütend vor ſich nieder. Nur hie und da zuckte es um ſeinen Mund herum, wie Wetterleuchten.

„Sie trauen mir nicht,“ fuhr das Weib ruhig fort, ihre klaren Augen über den Mann neben ihr hinlaufen laſſend. „Sie denken, wer Vertrauen verlangt, ſoll Vertrauen zeigen. Ich will Ihnen zeigen, daß ich Vertrauen habe, indem ich meine Frage anders ſtelle. Wie viel Vermögen beſitzt nach Ihrem Dafürhalten der Bürgermeiſter?“

„Sie wollen den Bürgermeiſter heirathen, und ſich vorher vergewiſſern, daß Sie keine Fehlſpekulation machen?“ war die Gegenfrage des Vikarius.

„Hören Sie, Mann, wir verſtehen uns immer noch nicht,“ entgegnete Frau Heringen. „Wenn ich hätte einen alten Mann heirathen wollen, um ein idylliſches Leben auf dem Lande zu führen, ſo hätte ich in Deutſchland zehn Mal ſo viel Gelegenheit dazu gehabt als in Amerika. Und dann wäre das Land ein ſchönes, kultivirtes Land geweſen, und keine rohe Wildniß, wie hier! Pfui, denken Sie ſo gering von mir? Ich kam in dieß Land, um mit dem Pfund, das mir der Herr gegeben, wie Sie in ihren frommen Predigten ſagen, zu wuchern. Ich weiß, daß ich ſchön bin, ich weiß, daß ich die Eigenſchaften beſitze, welche unter hundert Männern neunundneunzig zu Narren machen. Aber bei all' dieſen Vorzü-

gen fehlt mir Etwas, um meine Carrière machen zu können; es fehlen mir die Mittel, um meinen Eintritt in die Welt zu ermöglichen. Geld muß ich haben, um Ansprüche auf die letzte Stufe der Leiter zu machen, auf deren höchster erst ich auszuruhen gedenke. Macht, Reichthum und Genuß sind die Dinge, nach denen ich strebe. Und um diese Dinge erreichen zu können, darf man nicht als Abenteurerin auftreten, die aus ihrer Schönheit Nutzen zieht. Nein als wohlhabende, gesittete Dame muß ich zum ersten Mal auf dem Schauplatz der Welt, in einer der großen Städte Amerikas erscheinen. Und daß ich dieß thun kann, dazu habe ich Sie ausersehen. Sie sind auch nicht aus Deutschland herübergekommen, um als Hirte von Schafen, die in einem Winkel der Erde weiden, abzusterben. Sie haben Größeres im Sinne und ihre jetzige Stellung dient Ihnen nur als Mittel zum Zwecke. Ich habe Sie beobachtet und genau beobachtet. Sie besitzen denselben Ehrgeiz, wie ich, Sie wollen genießen und die Macht haben, nach Belieben zu genießen. Auf die Art und Weise, wie Sie zu diesem Zwecke gelangen, kommt es ihnen nicht an, wenn nur der Zweck erreicht wird. Darum habe ich Sie zu meinem Vertrauten ausersehen. Wenn wir zusammenwirken, kommen wir hundertmal so leicht zu unserem Ziele, und unser Ziel muß seyn, Geld zu haben, damit wir unsern ersten Auftritt auf der Schaubühne des Welttheaters mit Eclat machen, wie der Franzose sagt. Haben wir dieß erste Ziel erreicht, gut, dann stellen Sie meinen Bruder vor und ich Ihre Schwester, und so werden wir, uns gegenseitig unterstützend, in wenigen Jahren dahin gelangen, wohin wir gelangen wollen. Verstehen wir uns nun?"

Der Vikarius lauſchte, wie verzaubert. Je weiter die Frau ihre Anſichten entwickelte, um ſo heller leuchtete ſein Auge.

„Sie ſind ein Weib, wie es wenige gibt,“ ſagte er endlich, ihr die Hand reichend. „Ich bin der Ihrige mit Leib und Seele. Hier meine Hand zum ewigen Bündniß!“ — „Haben Sie ſich ſchon einen Plan zurechtgemacht, wie wir die Fonds des Bürgermeiſters uns zu eigen machen können?“

„Nein,“ erwiederte ſie leiſe. „Der Plan iſt noch nicht fertig. Der Zufall muß uns dazu verhelfen. Vorderhand habe ich mich blos in ſein Vertrauen einzuſchmeicheln geſucht, um ihn ſicher zu machen. Ob wir aber mit Liſt oder mit Gewalt unſer Ziel erreichen werden, das wird uns erſt die Zukunft klar machen. Für jetzt wollte ich Nichts, als mich mit Ihnen verſtändigen, damit wir gegenſeitig wiſſen, wo wir mit einander daran ſind und unſere Lebenswege ſich nicht durchkreuzen. Den Leuten thun wir, als ob wir uns, wenn nicht feind, doch fremd wären. Fällt aber Etwas vor, das eine nähere Beſprechung erheiſcht, ſo genügt ein einfaches Zeichen, uns hier zuſammenzuführen, ohne daß Jemand unſer näheres Verſtändniß auch nur ahnt.“

„Und wird meine ſchöne Verbündete mir nie mehr ſeyn, als eine Schweſter?“ fragte der Vikarius, ſeine Blicke feſt auf das üppige Weib richtend und ſie mit denſelben faſt verſchlingend.

„Zeit bringt Roſen,“ lächelte die Frau, „und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Rom iſt auch nicht an einem Tage erbaut worden, und wenn Sie unſer erſtes Endziel einmal ermöglicht haben, wer weiß, wie ſüß ich Sie belohne. Doch ſtill, ich habe Geräuſch gehört.“

Sie lauſchten einige Zeit, konnten aber Nichts vernehmen.

„Es wird ein Eichhörnchen geweſen ſeyn, deren es hier eine Menge gibt,“ ſagte endlich der Vikar, ſeine ſchöne Nachbarin zu längerem Verweilen einladend.

„Nein, nein,“ erwiederte ſie. „Unſere Abweſenheit könnte auffallen. Gehen Sie auf Ihrem Umwege zum „Hauſe,“ ich werde den geraden Weg verfolgen.“

Sie ſchieden nun einem kurzen Händedrücken und bald war der Platz ſo einſam und ſtille, als ob nie ein menſchliches Weſen hierhergedrungen wäre. Doch plötzlich theilten ſich die Zweige und leiſe ſchlüpfte ein Menſch hervor und ſchaute ſich vorſichtig um. Es war der Förſter, der auf ſeinem Jagdzug hier durchkam.

„Wäre ich nur eine Viertelſtunde bälder gekommen,“ ſagte derſelbe vor ſich hin, als er den Platz leer ſah,“ ſo hätte ich hören können, was die Zwei ſich zu ſagen hatten. So weiß ich Nichts, als daß ſie im geheimen Einvernehmen zu einander ſtehen; doch iſt das wenigſtens Etwas. Ich traute dem ſcheinheiligen Prediger immer nur halb und von jetzt an werde ich's ganz bleiben laſſen. Die Sirene aber, die meinen Schwager umgarrt, wie eine Spinne eine Fliege, ſoll ſich in Acht nehmen, daß ſie ſich nicht in ihrem eigenen Garne fängt. Doch vorderhand reinen Mund gehalten, es braucht kein Menſch von meinem Geheimniß etwas zu ahnen.“

Er ſchlich in's Gebüſch zurück und erſt nach einer Stunde kam er zu den Coloniſten nach dem „Hauſe.“ Seine Jagd war unglücklich genug ausgefallen; er hatte kein Wild geſehen, und nur ein paar Raub-Vögel und Kaninchen, nebſt einigen Eichhörnchen, waren ihm zum Schuſſe gekommen.

Es waren nun etwa zehn Tage verfloſſen, ſeitdem die Anſiedler ſich auf dem neu erworbenen Grund und Boden niedergelaſſen hatten, und in dieſer verhältnißmäßig kurzen Zeit war mehr geſchehen, als man faſt erwarten konnte. Nicht nur war der Brunnen fertig und gab, wenn's auch nur ein Ziehbrunnen war, reichliches und nicht unſchmackhaftes Waſſer, obgleich natürlich nicht zu vergleichen mit einer fließenden, durch eigene Gewalt hervorſprudelnden Quelle. Nicht nur waren einige Kühe an Ort und Stelle gebracht, zwar nicht die fruchtbarſten und milchreichſten, ob ſie gleich faſt doppelt ſo theuer hatten bezahlt werden müſſen, als man ſie ſonſt kauft, aber es waren doch Kühe, und ſie befriedigten wenigſtens ein dringendes Bedürfniß für die Kinder. Nicht nur hatte man bereits einen großen Stall für das vierfüßige Vieh, ſo wie für das Geflügel fertig gebracht, in welchem daſſelbe vor der Hitze wie vor dem Regen Schutz fand. Nein, es war ſogar noch mehr geſchehen, denn unter der Leitung Chriſtians waren zwei lange hölzerne Zelte aufgerichtet worden, unter welchen man ſpeiſen und ſchlafen konnte. Allerdings beſtanden ſie blos aus Pfoſten, die man in die Erde gerammt und dann oben durch Querſtangen verbunden hatte, aber man fand doch Schutz unter ihnen, denn ſie waren bedeckt. Das Dach beſtand allerdings nur aus Reiſach und Laub, aber es war dicht genug, um dem Regen zu widerſtehen. Ueberdieß ging das Fuhrwerk, welches die Anſiedler beſaßen, immer zwiſchen dem nächſten Städtchen und der Colonie „Germania“ hin und her, um Bretter herbeizuſchaffen und die letzte Fuhre hatte ſogar Glas mitgebracht, um bei dem nun zu beginnenden Häuſerbau Fenſter anfertigen zu können. Die Coloniſten hatten ſich, ſo wenig

ihrer auch waren, (denn nach dem Abzug der fünfe in New-York und der vier Weiteren am ersten Tag ihrer Ankunft auf Germania zählten sie in Allem und Allem kaum noch vierzig Köpfe, die Kinder mit eingerechnet), in Parthieen getheilt, so daß ein Theil sich ausschließlich dem Bauen widmete, während eine größere Parthie mit dem Umscheren eines besonders gut gelegenen Stück Feldes sich beschäftigte, das zum Anpflanzen von Mais bestimmt war. Sie wußten zwar wohl, daß der Mais nicht mehr reifen konnte, denn sie waren viel zu spät in der Jahreszeit daran, aber derselbe konnte doch noch so weit heranwachsen, daß er dem Vieh über den Winter als Nahrung dienen konnte. Letztere Parthie stand unter der unmittelbaren Leitung des Bürgermeisters, während der Förster sich dem Fuhrwerk widmete. Die Anordnungen der Bauanstalten, so wie des ganzen Zimmerbauwesens gingen von Christian Rau aus, welchem Ferdinand und einige andere geschicktere jüngere Männer sich anschloßen. Diese arbeiteten fast Tag und Nacht, denn trotzdem der Winter noch nicht vor der Thüre stand, war doch keine Zeit zu verlieren, wenn die ganze Colonie vor dem Eintreten der schlechten Jahreszeit noch unter Dach und Fach kommen sollte.

Es war an einem Samstag Abend. Christian und seine Gesellen arbeiteten unter ihrer Werkhütte, und hatten eben das erste halbe Dutzend Fenster fertig gebracht, freilich keine solche künstliche Lichtdurchlasser, wie wir sie in civilisirten Ländern gewohnt sind, sondern nur rohe, viereckigte Gehäuse, in welche das Glas befestigt war, aber für ihren Zweck waren sie gut genug. Die übrigen Colonisten waren alle auf dem Felde beschäftigt, um die Maiskörner in das hergerichtete Feld zu legen.

„Auf Morgen wollen wir ihnen eine Ueberraſchung vorbereiten," ſagte Chriſtian, die fertigen Fenſter betrachtend. „Wißt Ihr, was wir thun, Kameraden? Die Weiber und Kinder müſſen von jetzt an mit dem zweiten großen Zelte vorliebnehmen, das wir geſtern fertig brachten. Wenn wir Männer unter einem Zelte ſchlafen, ſo wird's ihnen auch möglich ſeyn, unter dem andern ein paar Wochen lang zu kampiren. Es iſt ja warm; faſt nur zu warm, und ſie haben ihre Decken und Teppiche. Den langen Stall aber richten wir heute Nacht noch zur Kirche her, und Morgen ſoll der erſte Gottesdienſt in Germania gehalten werden."

„Du biſt ein Allerweltsburſche, Chriſtian," erwiederte Ferdinand. „Wenn wir dich nicht hätten, wir wären noch nicht den zehnten Theil ſo weit."

„Es kommt nur drauf an, wie man ein Ding anfaßt," meinte Chriſtian. „In Deutſchland iſt man in dieſer Hinſicht ein bischen unbeholfen und ungeſchickt. In Amerika macht ſich das ganz von ſelbſt, denn hier iſt man ganz allein auf ſeine eigene Perſon angewieſen und muß ſich ſchicken und helfen, wie's eben geht. Aber kommt, Kameraden, wir müſſen zuerſt Bänke verfertigen, dann zimmern wir aus Brettern eine Art Altar zuſammen und hinter demſelben eine Platform, die vorderhand als Kanzel dienen kann. Hinter der Platform bringen wir einen Verſchlag an, der den untern Theil des Stalles abſchließt und dieſer Verſchlag kann dem Vikarius als Wohnung dienen. Dann iſt mit der Kirche gleich auch das Pfarrhaus fertig."

Friſch und munter ging's wieder an die Arbeit. Chriſtian nahm das Maaß von der innern Breite des Stalles und gerade ſo lange wurden die Bänke, zwiſchen welchen man nur

in der Mitte einen breiten Gang frei ließ. Auch zu dem Altar und der Platiform ſo wie zu dem Verſchlag ſchnitten ſie die Bretter zu, ſo daß ſie Alles blos zuſammenzuhämmern hatten, wenn der Stall erſt von den Weibern ausgeräumt war. Jetzt kamen dieſe vom Felde zurück, wo ſie bisher mit den Männern gemeinſam gearbeitet hatten. Sie waren vorausgeeilt, um das Abendbrod zu bereiten. Wie freudig gingen ſie auf den Vorſchlag ein, unter dem Zelte vorlieb zu nehmen! Wie pochte ihnen das Herz, endlich einmal wieder den Genuß eines lang entbehrten Gottesdienſtes zu haben! In wenigen Viertelſtunden war der ganze Stall geleert und die Betten unter dem Zelte hergerichtet; nur die ſchwerſten Kiſten brachte man in den hintern Theil des Stalles, da wo die Wohnung des Pfarrers angebracht werden ſollte, denn hier, in dieſem Verſchluß, waren ſie am ſicherſten. Jetzt kamen auch die Männer vom Felde zurück, und ſo müde ſie auch von des Tages Laſt und Hitze waren, ſo ſchloßen ſich doch Einige den andern Zimmerleuten an, um nach Kräften mitzuhelfen. Andere freilich, und ihrer nicht Wenige, meinten, die Kirche wäre das Letzte geweſen, an das ſie gedacht hätten, denn es gebe weit nothwendigere und wichtigere Dinge zu thun; doch konnten ſie der Stimme der Weiber gegenüber nicht durchdringen. So ward dann faſt die ganze Nacht hindurch gearbeitet und nicht geruht, als bis Alles zu Ende gebracht war.

Es war ein prächtiger Sonntag Morgen. Mit Tagesanbruch waren die Coloniſten auf den Beinen. Da ſtand die fertige Kirche! Wohl war es keines jener ſchimmernden Gebäude, welche in der alten Welt der Stolz, nicht die Demuth der Gläubigen, errichtet hat! Nicht einmal ein Thurm oder

Thürmlein verlieh dem Hause die Form und die Gestalt eines Gotteshauses. Aber es war auch nicht mehr der finstere, lichtlose Stall von vorher, sondern in die langen Seitenwände waren sechs Vierecke geschnitten worden, in denen die Fenster angebracht waren, welche nunmehr das ganze Gebäude erhellten. Links vom Eingang standen die Bänke, um die Andächtigen aufzunehmen, rechts vom Eingang, den Bänken gegenüber stand der Altar und die erhöhte Platform für den Prediger. Der Boden war mit Brettern bedeckt und hinter dem Altar war die Kirche durch einen Verschlag abgetheilt, so daß dieser Theil den Chor vorstellte. Wohl fehlte die Orgel, wie das Glockengeläute, aber es war doch ein helles, freundliches Bethaus! Wohl waren die Wände kahl, nur aus rohen Balken gezimmert, aber die Sonne schien prachtvoll durch die lichten Scheiben und vergoldete Alles mit ihren Strahlen! Der Hauch der Frömmigkeit wehte durch die stillen Räume, und ein frischer Muth belebte die armen Verlassenen, als sie den Tempel betraten, der sie daran erinnerte, daß Einer über ihnen sey, der Keinen verläßt, welcher sich vertrauensvoll an Ihn wendet. Eine feierliche Stimmung kam über sie Alle und alle Feindschaft, alle Unzufriedenheit, aller Vorwurf war vergessen. Nur der, welcher der Träger dieses erhebenden Gefühls hätte seyn, der, welcher dieser feierlichen Stimmung der kleinen Gemeinde Ausdruck hätte verleihen sollen, — der Prediger allein schritt in dem Gemache, das für ihn im hintern Theil der Kirche angebracht war, unruhig auf und ab, offenbar mit ganz andern Gedanken beschäftigt, als sie hätten seyn müssen, wenn er der Mann gewesen wäre, der er zu seyn sich vor den Leuten den Anschein gab.

„Sie hat versprochen, die Meine zu seyn, wenn nicht offen vor der Welt, doch insgeheim, wenn ich die Mittel schaffe, die wir zu unsern Plänen brauchen," murmelte er vor sich hin, indem er vor den Auswanderers-Kisten stehen blieb, welche in diesem Raume aufgehäuft waren. „Hier sind die Koffer des Bürgermeisters! Hier diese drei gehören ihm; ich kenne sie an ihren Zeichen und in einer von ihnen ist sein Reichthum enthalten. Welche ist's? Soll ich eine öffnen? Kann ich es, ohne mich der Gefahr auszusetzen, entdeckt zu werden oder wenigstens zu früh entdeckt zu werden? Ich muß zu meinem Ziele kommen, mit List oder Gewalt. Ich kann den Lockungen des süßen Geschöpfes nicht widerstehen, und ich will nicht, wenn ich auch könnte! Sie soll mein seyn und durch sie und mittelst ihrer will ich mir eine Stellung in diesem Lande erwerben, daß mich die Welt drum beneiden soll. Ihre Reize sind so außerordentlich, daß sie alle Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwindet; drum will ich sie an mich binden, damit sie mich mit sich emporträgt. Sollte ich bei solchen Aussichten vor einem kleinen Wagniß zurückschrecken?"

Also dachte und sprach der auserwählte Seelsorger der kleinen Gemeinde, und eine halbe Stunde darauf stand er auf der Plattform, die ihm zur Kanzel diente, und aus seinem Munde flossen Worte der Liebe, der Erbauung, der Erhebung, aus seinem Munde ertönten Zurufe der Ermahnung, der Zurechtweisung, der Aufrichtung? Seine Zuhörer zerflossen in Thränen der Selbstanklage, der Zerknirschung, und er stand über ihnen, anscheinend ein reiner, unbefleckter Verkündiger der ewigen Wahrheit, in Wahrheit aber ein Muster von Sinnlichkeit, Verdorbenheit und Bosheit!

Der Gottesdienſt war vorüber. Die Coloniſten ſammelten ſich unter ihren Zelten. Es war der erſte Tag, deſſen ſie ſich wirklich und in der That erfreuten. Sonſt hatten ſie ſich nach der Nacht geſehnt und Gott gedankt, daß wieder ein Tag vorüber ſey; heute aber herrſchte jene heitere Ruhe unter ihnen, die man nur bei denen trifft, welche Urſache haben, mit ſich ſelbſt zufrieden zu ſeyn.

„Wie ſoll' ich dir für dieſen Tag danken, Chriſtian," ſagte der Bürgermeiſter, auf den jungen Mann zuſchreitend und ihm herzlich die Hand ſchüttelnd. „Nur dein Fleiß, deine Ausdauer, deine Geſchicklichkeit hat dieß möglich gemacht. Jetzt glaube ich, iſt die Zukunft von „Germania" geſichert."

Das Blut trat dem Chriſtian in die Wangen. Es war das erſte Mal, daß der Bürgermeiſter ſo freundlich mit ihm geſprochen hatte. Und außer ſeinen Wangen färbten ſich noch zwei andere dunkelroth, es waren die Paulinens, der Tochter des Bürgermeiſters! Nahm ſie wohl beſondern Antheil an dem Wohlergehen des Chriſtian?

Nach dem Eſſen ſammelten ſich die jungen Leute zu fröhlichen Spielen, und die Alten ſaßen heiter plaudernd und Pläne für die Zukunft ſchmiedend. Das Glück ſchien in Germania eingekehrt zu ſeyn, und doch — wie bald ſollte ſich die ganze Scene ändern und dem zufriedenen, ſorgloſen Treiben eine andere Phyſiognomie abgewinnen!

Es war am Abend deſſelbigen Tages, da fand ſich Einer jener wandernden Geſellen ein, welche man in Amerika Peddler heißt und die eine große Aehnlichkeit mit den Händlern haben, die in Deutſchland unter dem Namen „Ehninger Krämer" bekannt ſind. Die amerikaniſchen Peddler ſind zum großen

Theil Juden und treiben, beſonders wenn ſie ihre Waaren „auf dem Lande“ umſetzen, einen wahren Allerweltshandel. In den Städten ſind ſie auf gewiſſe Artikel beſchränkt, weil man gewohnt iſt, das meiſte in den Kaufläden zu holen; auf dem Lande aber führen ſie nahezu Alles, weſſen man in einer Haushaltung bedarf, Eßwaaren ausgenommen. Da kann man Faden und Knöpfe ebenſogut haben, wie Handſchuhe und Halstücher. Scheeren, Fingerhüte, Meſſer, Nadeln, Löffel, Gabeln, Tabak, Raſierzeug, Tinte, Taſſen, Hoſenträger, Schnupftücher, Ringe, Geldbeutel, Uhren, Schnallen. — Kurz Alles iſt bei ihnen zu finden. Natürlich reist der Peddler nicht zu Fuße, ſondern er führt ſeine Waaren auf einem Wägelchen bei ſich, an dem zwei Pferde nicht ſelten ſchwer zu ziehen haben, denn als Bezahlung erhält der Händler oft und viel, beſonders in dem menſchenleeren Weſten, kein baar Geld, ſondern geräucherte Schinken, Zungen u. ſ. w., auch Mehl und dergleichen Gegenſtände. Willkommen aber iſt der Peddler auf den einſamen Farmen immer, und beſonders freuen ſich die Hausfrauen, ihn zu ſehen, weil ſie ſo gar manche Bedürfniſſe haben, denen er allein abhelfen kann. Iſt's ja doch viel zu weit in die nächſte Stadt und kommt man daher dorthin alle Jahre nur ein- oder zwei Male! Ein geſchickter und gewandter Peddler macht daher oft in einigen Jahren ſein Glück, beſonders wenn er nicht gar zu viel Profit nimmt, ſo daß er auf ſeiner nächſten Tour dieſelbe Farm wieder beſuchen darf. Nicht ſelten aber verderben ſich dieſe Händler das Spiel ſelbſt, weil ſie betrügeriſche Preiſe machen und dann natürlich, wenn ſie zum zweiten Male erſcheinen, mit Schimpf und Schande fortgejagt werden.

Der Peddler, der auf Germania einkehrte, war das erste Exemplar dieser Gattung, das ſich auf der Colonie ſehen ließ, und wurde daher mit einem wahren Sturm von Freude begrüßt. Beſonders froh war man, daß derſelbe deutſch ſprach, wie faſt alle Juden in Amerika thun, denn die Meiſten ſind aus Deutſchland oder Preußiſch-Polen eingewandert. Man riß ſich förmlich um ſeine Waaren, deren man aufs höchſte bedürftig war, da mancher Artikel in dem kleinen Haushaltungskram anfing rar zu werden. Bis ſpät in die Nacht hinein ward gehandelt und geſchachert, und der Jude hatte einen ganz beſonders guten Tag, denn er ſchlug faſt den dritten Theil ſeiner Waare los. Wie endlich der Handel aus- und geſchloſſen war, war es faſt zu ſpät für den Mann, noch weiter zu reiſen. Ja, es war ſogar ganz unmöglich, weil keine gebahnte Straße zu der nächſten Niederlaſſung führte, ſondern nur ein beliebiger Feldweg, der natürlich an mancher Stelle von einem Graben oder Sumpfe unterbrochen wurde. So blieb dem Peddler nichts Anderes übrig, als der Einladung zu folgen, und bei den Männern unter dem Zelte über Nacht zu bleiben, während ſeine Pferde ſich das Gras in der Nachbarſchaft abweideten. Die Nacht ging ſtill und lautlos vorüber. Den andern Tag in aller Frühe erhob ſich der Peddler und ſchirrte ſeine Pferde ein, um der nächſten Niederlaſſung zuzufahren. Nur Wenige der Anſiedler waren ſchon erwacht. Dieſe luden ihn freundlich ein, zuzuwarten, bis das Frühſtück bereitet ſey, aber der emſige Händler wollte ſich die Zeit nicht dazu nehmen, ſondern fuhr ab, lange ehe die Weiber das Feuer geſchürt und die Morgenſuppe gekocht hatten.

Nunmehr aber, wohl eine Stunde nach Abfahrt des Pedd-

lers, ſammelte ſich die ganze Colonie unter dem Zelte, um den Morgenimbiß einzunehmen. Plötzlich ertönte ein jammernd Geſchrei aus dem hintern Theile der Kirche, wo der Pfarrer zum erſten Male heute Nacht ſein Quartier aufgeſchlagen hatte.

„Diebe, Diebe," ſchrie es von dort hervor. „Man hat uns beſtohlen, wir ſind beraubt worden, man hat eingebrochen!"

Die Männer ſtürzten dem Orte zu, woher der Schrei kam. Sie fanden den Vikarius halb angekleidet vor einer der Kiſten, die erbrochen war, und deren Inhalt zum Theil zerſtreut auf dem Boden lag.

„Was iſt geſchehen? Wer hat eingebrochen? Wo iſt der Dieb?" So drängte ſich Frage auf Frage.

Der Vikarius konnte keine beſtimmte Antwort geben. Vor geraumer Zeit ſchon, eine Stunde oder mehr her, wollte er ein Geräuſch gehört haben, daran ſey er halb erwacht, und habe in dieſem Zuſtande des Halbwachens hingebrütet, bis die Sonne hell und klar durch das Fenſter geſchienen. Nun ſey er aufgeſtanden und habe die Kiſte erbrochen und ihren Inhalt zerſtreut umherliegend gefunden. Geſehen habe er Niemanden und noch viel weniger Jemanden erkannt. Plötzlich jedoch beſann er ſich. „Wo iſt der Jude? Wo iſt der Peddler von Geſtern?" rief er. „Das kann Niemand, als er, gethan haben."

Dieſe Idee leuchtete ein. „Der Jude hat eingebrochen," ſchrie Alles bunt durcheinander. „Ihm nach!" ſchrieen Andere. „Wir wollen ihn fangen und hängen."

Kaum war das Wort geſagt, ſo ward es auch ſchon in Ausführung gebracht. Die jungen Leute, die am beſten auf den

Füßen waren, ſtellten ſich an die Spitze und nun begann die Treibjagd. Man hätte können die Pferde nehmen, allein es hätte zu viel Zeit gekoſtet, ſie einzuſchirren, und überdieß mußten wackere Fußgänger auf dem unebenen, von Buſchwerk durchwachſenen und von Sumpf durchſchnittenen Terrain ſchneller vorwärts kommen, als ein beſpannter Wagen. Die Spur des Peddlers war leicht gefunden und fort ging's über Steck und Stein der Spur nach.

Die jungen Leute waren rüſtige Läufer, und zudem verlieh ihnen der Zorn über den niederträchtigen Dieb doppelte Schnelligkeit. Nach einer Stunde angeſtrengten Laufens ſchon rief Einer, der ein beſonders gutes Auge beſaß: „dort vorn iſt er.“ Richtig war es ſo. Der Peddler fuhr langſam über die Heide hin, ſorgſam alle Hemmniſſe vermeidend, welche ſeinen Wagen zu Schaden bringen mochten.

„Wenn wir links abbiegen, ſo haben wir ihn in einer Viertelſtunde, denn er muß einen Umweg machen, will er nicht in den Sumpf gerathen, der vor ihm liegt,“ rief ein Anderer. Und nun begann die Hetzjagd von Neuem.

Der Peddler hatte bisher wohl von der Verfolgung nichts geahnet. Nunmehr aber hörte er das Geſchrei der Männer, die ſich ihm mit jedem Schritte mehr näherten. Er drehte ſich um und hielt ruhig ſtill, die Herankommenden erwartend.

„Was gibt es ihr Leute? Was iſt vorgefallen?“ rief er ihnen entgegen, als ſie nahe genug waren. „Iſt ein Unglück paſſirt und kann ich etwa helfen?“

„Dieb, Schurke, Judenſeele!“ war die Antwort. In einem Augenblick war der Mann von ſeinem Wagen herabgeriſſen und mit derben Fäuſten zu Boden geſchlagen. Dann

ging man d'ran, die Kiſten, die er auf dem Wagen hatte, herunterzuholen, um ihren Inhalt ſchneller beſichtigen zu können, denn nicht Einer zweifelte daran, daß die geſtohlene Waare ſich darin befinden müſſe.

„Halt! Nicht zu ſchnell!“ rief jetzt Chriſtian, ſich mitten hineindrängend, und den auf dem Boden Liegenden emporrichtend. „Wir haben kein Recht, zu mißhandeln, ehe der Diebſtahl bewieſen iſt.“

„Willſt du einen Juden in Schutz nehmen?“ entgegneten ihm Einige der Vorderſten.

„Jude bin, Jude bin,“ rief Chriſtian entſchloſſen. „Nicht den Juden nehme ich in Schutz, ſondern den Menſchen. Oder glaubt Ihr, es könne nicht auch ehrliche Juden geben?“

Nunmehr ſchlug ſich auch Ferdinand auf die Seite Chriſtians. „Wir wiſſen ja noch nicht einmal, was geſtohlen worden iſt,“ ſagte er, „alſo dürfen wir die Kiſten des Peddlers nicht hier ſchon unterſuchen. Im Gegentheil, wir thun am beſten, wir laſſen Alles ganz unberührt, damit der Mann nicht ſagen kann, es ſey ihm Unrecht geſchehen, und fahren nach Germania zurück, wo die Unterſuchung nach Recht und Billigkeit ſtattfinden ſoll. Einſtweilen aber ſoll dem Juden kein Haar gekrümmt werden.“

Damit erklärte ſich die Mehrzahl einverſtanden. Einer beſtieg den Wagen, und lenkte die Roſſe heimwärts. Die Andern gingen zu Fuße nebenher und hielten den Peddler in ihrer Mitte, damit er ihnen nicht entwiſche. Dieſer jedoch machte keine Miene dazu, ſondern betheuerte nur in Einem fort ſeine Unſchuld.

In Germania hatte man inzwiſchen eine genaue Unter-

ſuchung angeſtellt, was denn eigentlich geraubt worden ſey; denn nach dem erſten Schreck kehrte die nüchterne Beſinnung wieder ein. Man fand bald, daß die Kiſte dem Förſter angehöre, auf deſſen und des Bürgermeiſters Kiſten daſſelbe Frachtzeichen angebracht war. Die Kiſte war mit Kleidungsſtücken und Leinwand gefüllt; ganz unten aber hatte der Förſter einige Schmuckſachen verborgen gehabt, eine goldene Uhr mit Kette, einige Ringe und etwas Silberzeug. Die Kleider und die Leinwand waren alle noch vorhanden; dagegen fand ſich von dem Gold und Silberzeug nichts mehr vor. Dieſes mußte man alſo bei dem Peddler finden, wenn ihn die jungen Burſche in der That einholten, wozu aber, wie der Vikar meinte, wenig Ausſicht war, weil er einen Vorſprung von einer Stunde hatte. Doch ſchon nach wenigen Stunden mußte ſich der geiſtliche Herr überzeugen, daß er im Irrthum ſey, denn man ſah jetzt die jungen Leute mit ihrem Gefangenen herbeieilen.

„Herr Bürgermeiſter," rief der Jude, als Alle einen Kreis um ihn und ſeinen Wagen geſchloſſen hatten, „ich will hoffen, daß Sie werden richten ein gerechtes Gericht. Ich weiß von gar Nichts, weder ob was iſt geſtohlen worden, oder nicht geſtohlen worden. Ich bin ſo unſchuldig, wie das Kind in Mutterleibe."

„Das wollen wir bald ſehen," meinte der Bürgermeiſter. „Biſt du aber in der That unſchuldig, ſo gebe ich dir mein Wort, ſoll dir kein Leid widerfahren."

Man nahm nun die Kiſten des Handelsmannes vom Wagen herab und öffnete dieſelben, ſo zuſagen „urkundlich." Stück für Stück wurde herausgenommen und auf einen ausgebreiteten Teppich gelegt. War man mit Einer Kiſte fertig, ſo ging man

an die zweite und von dieſer an die dritte und vierte. Je länger die Unterſuchung währte, und je weniger die geſtohlenen Sachen zum Vorſchein kommen wollten, um ſo ungeduldiger wurden die Umſtehenden; aber der Bürgermeiſter änderte deßhalb doch keine Minute lang ſeine genaue, difficile, aber gerechte Unterſuchung. Endlich war man mit dem letzten Kiſtchen fertig und hatte Nichts gefunden. Man ging dann an den Mann ſelbſt und hielt Hausſuchung an ſeiner Perſon: aber hier wie dort fand man Nichts! Die Umſtehenden machten lange Geſichter und wollten ihren Augen nicht trauen. Und doch war es ſo!

„Hab' ich Ihnen nicht geſagt, ich ſei ſo unſchuldig, wie das Kind in Mutterleibe?“ eiferte jetzt der Jude. „Werd' ich doch nicht werden zum Dieb an Leuten, mit denen ich gemacht hab' den Tag zuvor ein gut Geſchäft! Glauben Sie denn nicht, daß Ehrlichkeit ſo gut zu finden iſt bei dem Jud als dem Chriſt?“

„So viel iſt ſicher, der Peddler hat die geſtohlenen Gegenſtände nicht,“ ſagte der Bürgermeiſter mit nachdenklicher Stimme. „Aber wer ſoll ſie denn dann haben?“

„Der Jude hat ſie unterwegs verſteckt,“ rief jetzt der Vikarius. „Wie er merkte, daß er verfolgt würde, hat er natürlich das Corpus delicti bei Seite zu ſchaffen verſtanden.“

„Ja, ja,“ rief der große Haufe dem Vikarius nach, „der Jude hat die geſtohlenen Sachen verſteckt. Das iſt ſo klar, wie zwei mal zwei vier macht. Heraus mit der Sprache, du verdammter Schmub, wo haſt du ſie hingethan?“

Mit dieſen Worten drangen die Leute auf den Juden ein, und wenn nicht Chriſtian nebſt einigen andern Ruhigeren zu

ſeinem Schutze herbeigeſprungen wären, ſo würde es ihm ohne Zweifel übel ergangen ſeyn.

„Ich bin unſchuldig, ſo wahr mir Gott helfe,“ ſchrie indeſſen der Jude, die Hände in Verzweiflung ringend. „Herr Pfarrer, Sie ſollten doch ſeyn ein Vorbild in Milde und Liebe zu dem Nächſten, wie Ihre Religion lehrt: warum werfen Sie denn allen Verdacht auf mich? Kann es nicht auch geweſen ſeyn ein Anderer? Muß ich denn geſtohlen haben, weil ich bin Einer von den Söhnen Abrahams? War's doch der große Nazarener, an den Sie alle glauben, auch ein Sohn Abrahams und Jakobs und Moſes!“

„Er läſtert Gott,“ rief der Vikarius, voll Entſetzen die Augen zum Himmel verdrehend. „Nehmt ihn und thut mit ihm, wie ſich's gebührt.“

„Mit Nichten,“ ſagte jetzt der Förſter vortretend. „Ich hab' wohl die erſte Stimme bei der Sache, denn ich bin's und Niemand anders, dem geſtohlen wurde. Ich aber ſage, laßt den Juden frei und unbeläſtigt abziehen. Zwar glaube auch ich, daß er der Dieb iſt: denn wer ſoll's ſonſt ſeyn? Aber *beweiſen* iſt ihm Nichts und ſomit *könnte* er doch wenigſtens unſchuldig ſeyn. Mein Grundſatz iſt: lieber neun Schuldige freigelaſſen, als Einen Unſchuldigen gehängt. Alſo pack' deine Sachen zuſammen, Menſch, und pack dich fort, ſo ſchnell du kannſt.“

„Ja und laß dich anderswo hängen,“ lachte der große Haufen, der durch den Machtſpruch des Förſters plötzlich anders geſtimmt war.

„Der Herr Zebaoth ſei geprieſen,“ ſtieß der Jude heraus, indem ein tiefer Seufzer ſein Herz erleichterte. „Er erſetze

Euch Euern Verlust hundertfältig und bringe es an's Licht, wer der eigentliche Thäter war, damit meine Unschuld erkannt werde auch von meinen Feinden."

Schnell packte er seine Waaren wieder in seine Kisten und versäumte keinen Augenblick, mit denselben der Colonie den Rücken zu kehren.

„Ihr hättet ihn nicht sollen laufen lassen," eiferte der Vikarius giftig und vorwurfsvoll zugleich.

„Nein, es ist besser so," erwiederte der Bürgermeister. „Aber dafür sorgen wollen wir, daß eine ähnliche Scene nicht mehr vorkommen kann. Ich mache daher den Vorschlag, daß wir keinem Juden mehr Zutritt auf unserer Colonie gestatten."

„Das ist das Wahre," riefen viele Stimmen. „Der Bürgermeister hat Recht. Wenn sich wieder ein Jude bei uns sehen läßt, so machen wir kurzen Prozeß mit ihm. Es sind lauter geborne Hallunken, und der Beste ist keinen Schuß Pulver werth."

„Sie werden doch nicht im Ernste an eine solche Maßregel denken?" warf Christian schüchtern ein. „In diesem Lande haben Juden und Christen gleiche Rechte."

„Ich weiß das," entgegnete der Bürgermeister gereizt, indem eine hohe Röthe sein Gesicht färbte, denn er konnte den Widerspruch nicht gut ertragen. „Ich weiß das eben so gut, als du, junger Mensch, aber ich weiß auch, daß wir auf unserer Niederlassung Herr und Meister sind, und wenn wir die Juden ein für allemal von derselben ausschließen, so liegt dieß ganz in unserem Belieben."

„Ich kann die Juden auch nicht leiden," meinte der Förster; „es gibt mir allemal einen Stich, wenn ich nur mit

Einem verkehren muß; denn verbrennte Kinder fürchten das Feuer. Allein proſcribiren möchte ich das Volk deßwegen doch nicht. Und du, Bürgermeiſter, wie ſteht's denn mit deiner vielberühmten religiöſen Duldſamkeit? Wie reimt ſich denn dein jetziges Verfahren mit den „gleichen politiſchen Rechten," oder gar noch den „angebornen Menſchenrechten" der amerikaniſchen Republik, auf die du ſo hochmüthig thateſt?"

Der Bürgermeiſter erwiederte keine Sylbe. Er fühlte vielleicht, daß ihm noch Einiges fehle, um wie in der Theorie, auch in der Praxis ein guter Republikaner zu ſeyn.

So geringfügig auch an ſich der Diebſtahl war, von dem wir im vorigen Kapitel berichteten, — denn der Werth des geſtohlenen Eigenthums betrug keine zweihundert Thaler, — ſo groß war doch ſeine moraliſche Nachwirkung. Es war dadurch eine gewiſſe Mißſtimmung, ſogar ein gewiſſes Mißtrauen eingetreten, das ſich nicht leicht wieder verwiſchen ließ. Der Förſter, der ſich übrigens um den pecuniären Verluſt weniger zu bekümmern ſchien, als um die Entbehrung jener Gegenſtände „als beſonders werther Angedenken," nannte den Diebſtahl nur immer den „erſten Nagel in den Sarg von Germania" und hielt ſich von jetzt an noch mehr iſolirt, denn je zuvor. Wenn er nicht mit dem Fuhrwerk aus war, ſo ging er auf die Jagd, ſo unbefriedigend ſie ihm auch erſcheinen mochte; denn er kam ſelten mit erlegtem Wild nach Hauſe. Vielleicht war es ihm mehr darum zu thun, in der Gegend herumzuſtreifen und Beobachtungen anzuſtellen, als Jagdbeute zu gewinnen. Auch der Bürgermeiſter blieb von jetzt an viel allein, und man wollte ſogar die Bemerkung machen, daß er der

ſchönen Witwe, die ſich ſonſt immer faſt auffallend an ihn gedrängt hatte, mehr auswich, als ihr entgegenkam. Auch den Vikarius ſah man wenig und der Doktor war ohnehin oft ganze Tage abweſend, weil er von den benachbarten Niederlaſſungen, deren jede faſt eine ganze Tagreiſe entfernt war, viel in Anſpruch genommen wurde. Er hatte ſich zu dem Ende ſogar ein eigenes Pferd und Fuhrwerk angeſchafft, um ſeiner Kundſchaft nachkommen zu können. Die übrigen Koloniſten gingen ihrem Geſchäfte, wie gewöhnlich nach, aber mit weniger Aufgelegtheit, als ſonſt, und oft ſtanden ſie gruppenweiſe bei einander und unterhielten ſich in leiſer Sprache. Nur Chriſtian und Ferdinand bewahrten ihren alten Frohſinn, und wenn ſie Abends, nach gethaner Arbeit, zuſammen in den Buſch ſpazieren gingen, nur allein von Ferdinands Schweſter, der immer lieblicher aufblühenden Pauline, begleitet, ſo hätte man glauben können, es gebe keine drei glücklicheren Geſchöpfe, als dieſe Drei. Oft und viel ſchaute ihnen der Förſter mit bedeutſamem Blicke nach, und nickte wie ſegenſpendend mit dem Kopfe dazu, aber eine Aeußerung ließ er über dieſe immer inniger werdende Freundſchaft nicht fallen, noch weniger ſprach er mit ſeinem Schwager darüber, der gar nichts davon zu bemerken ſchien.

So kam abermals ein Samſtag herbei und abermals hatte Chriſtian den Koloniſten eine Ueberraſchung bereitet. Heute ſollte das erſte Haus aufgerichtet werden! Es kam eine freudige Bewegung über Alle. Das erſte Haus! — Letzten Sonntag die Kirche und auf den morgigen Sonntag das erſte Haus! Sie ſollten alſo doch nach und nach aus dem Zuſtande der Wildniß heraustreten, und wenn heute das erſte Haus errichtet

wurde, ſo konnten in einem Vierteljahre Alle unter Dach und Fach ſeyn und ihr abgeſondertes Eigenthum haben! Das Letztere war es eigentlich, das Allen am meiſten am Herzen lag; denn der Menſch iſt einmal ein Individuum, und darum hat er auch die Bedürfniſſe eines Individuums. Er will Etwas haben, das er ſein eigen nennen kann, zum Unterſchied von dem, was Andere haben oder was er mit Andern gemeinſam hat. Darum hat ein totales Zuſammenleben in Gemeinſchaftlichkeit mit Andern, eine Communität, in welcher der Einzelne Wille oder vielmehr der Wille und die Gewohnheit des Einzelnen aufgeben ſoll, immer etwas Unnatürliches an ſich. Es hat vielleicht eine ſolche Communität ſchon große Reſultate hervorgebracht, wie bei den Mönchen und Klöſtern; aber das Glück der Menſchen, ihre innere Zufriedenheit hat ſie noch nie in ihrem Gefolge gehabt; denn noch immer waren in einer ſolchen Communität (man nennt ſie auch wohl hie und da „ſocialiſtiſche Gemeinde") die Einzelnen nichts anderes als die Sklaven des Oberhirten. Neunundneunzig geben ihre Individualität auf, um den Willen des Hunderſten auszuführen. War dieſer Hunderſte ein Mann von Kopf und vielleicht auch von Herz, ſo beſtand die Gemeinde und wuchs an Reichthum und Wohlhabenheit, wie hundert Einzelne nie gewachſen wären; aber ſtarb dieſer Hunderſte und gab einem Andern Raum, der nicht ſo herrſchte, ſo zerfiel der künſtliche Bau wieder in ſeine Einzelnheiten und gab denſelben Erlaubniß, ſich als Individuen naturgemäß zu entwickeln.

Das erſte Haus! Die Gewißheit, daß ſie nun bald ſich in Familien abſondern dürften! Wie freudig legten die Coloniſten Hand an! Alle Feldarbeit war für dieſen Tag einge-

ſtellt; denn Chriſtian konnte faſt keiner Hand entbehren. Jeder mußte mithelfen, um das Gebäude heute noch wenigſtens in ſeinen äußern Theilen zu vollenden. Allerdings war's kein Haus, wie wir uns ein ſolches vorzuſtellen gewohnt ſind. Nicht Ein Stein war dazu verwendet, und noch weniger Kalk und Speis. Es waren kaum nothdürftig zugehauene Balken, die auf einander gelegt und durch ſchwere hölzerne Nägel mit einander verbunden waren. Nur der erſte Balken lag in der Erde, welche zu dem Ende einen halben Schuh tief ausgegraben wurde; der zweite Balken lag der Länge nach auf dem erſten und ſo der dritte, vierte und fünfte, bis das ganze Viereck ſeine zwölf Fuß Höhe hatte. Dann ſägte man Löcher in das rohe Gerüſte, um Fenſter darein zu fügen; dann ſchnitt man die Hausthüre ein und die Fugen, auf welchen die Dachbalken ruhen mußten. Das war der ganze künſtliche Bau, aber es war doch eine wetterfeſte, heizbare Wohnung. Allerdings lagen die Balken nicht ſo feſt auf einander, daß man nicht durchſehen, ja ſogar oft mit der Hand durchlangen konnte; allein die Löcher wurden von innen heraus mit Moos und Lehm vollgeſtopft und dann Bretter darüber genagelt, ſo daß kein Lüftchen in die getäferte Stube dringen konnte. Ebenfalls von Lehm war der obere Theil des Kamins, nur der Ofen ſelbſt ſollte von Eiſen ſeyn und mit der nächſten Bretterfuhre herbeigeſchafft werden. Der innere Raum wurde vermittelſt eines Bretterverſchlags in drei Räume abgetheilt, ein Wohnzimmer und zwei Schlafſtuben. Das Dach, ebenfalls von Brettern, wurde mit ſchweren Steinen belegt, damit die ſtarken Windſtöße, die den Winter über hier herrſchen, es nicht abheben konnten. Eine ſchmale Stiege führte von einem der Schlaf-

zimmer auf den Dachbodenraum, der zur Aufbewahrung von Lebensmitteln und von sonstigen Haushaltungs-Gegenständen dienen mochte.

Alle hatten freudig zusammengeholfen, um den stolzen Bau noch vor Nacht vollenden zu helfen, um den andern Tag, an einem Sonntag, den Anblick eines fertigen Hauses zu haben! Das Werk war gelungen, wenigstens was den äußeren Umriß betraf. Im Innern aber arbeitete Christian noch fast bis an den Morgen, um die Bretterverschläge, den Dachboden, die Vertäfelung festzunageln. Wie er sich endlich zu kurzer Ruhe zurückzog, konnte er sich sagen, sein Meisterwerk vollbracht zu haben: denn mit den geringen Hülfsmitteln, die ihm hier in der Wildniß zu Gebot standen, war es nicht wohl möglich, etwas Besseres zu leisten.

Abermals, wie vor acht Tagen, war es ein freudiges Erwachen für die Colonisten. Auf dem Dache des neuen Hauses stack ein hoher Tannenwipfel, die freudige Urkunde des vollendeten Baues. Alle standen bewundernd vor dem einfachen Blockhause. In manchem weiblichen Auge aber schimmerte eine Thräne, vielleicht eine Thräne der Wehmuth, vielleicht eine Thräne der Erinnerung an die alte Heimath! Dort hätte der Aermste sich geweigert, in einer solchen Behausung zu wohnen, hier war sie das Prachtgebäude, das der Bürgermeister mit seiner Familie beziehen sollte! Es war nämlich eine Art stiller Uebereinkunft, daß der Bürgermeister als der Erste des Ortes auch das erste Haus besitzen sollte, und der Bürgermeister nahm diese Ehrenbezeugung als eine sich von selbst verstehende an, ob er gleich hätte sehen können, daß nicht Alle derlei Rücksichtlichkeit theilten, sondern der Meinung waren, es sollte keinerlei Bevorzugung

geben. Für's Erſte war freilich dieſe Meinung nur eine innere, eine vielleicht noch nicht einmal zum klaren Bewußtſeyn gekommene; aber es ſollte bald die Zeit erſcheinen, wo die Leute ſo ſprachen, wie ſie jetzt noch kaum zu denken wagten!

Das die letzte Zeit her ziemlich ernſthafte Geſicht des Bürgermeiſters hellte ſich auf, als er ſein fertiges Haus erblickte, und wie ihn ſein Sohn Ferdinand bei der Hand nahm und in's Innere führte, überkam ihn ſogar eine tiefe Rührung. Da war nämlich Alles ſchon hergerichtet, daß er nur einzuziehen brauchte. Vorn ſtand ein großer Tiſch, und um den Tiſch herum ſechs Stühle. In den Schlafzimmern ſtanden Bettſtellen und an den Wänden herum liefen breite Bänke. Freilich beſtanden dieſe Meubels nur aus gewöhnlichen, kaum gehobelten Brettern; aber in der Wildniß gilt Tannenholz ſo viel, wie Mahagoni und Palliſander in den Städten. Am lieblichſten überraſcht war Pauline, denn in ihrem Schlafſtübchen ſtand in der Ecke ein Waſchtiſchchen und über dem Waſchtiſchchen hing ein Spiegel, der ihre hellerröthenden Wangen gar luſtig wiederſtrahlte.

„Du böſer, böſer Menſch,“ rief ſie auf Chriſtian zugehend, der ihr in das Kämmerchen gefolgt war. „Das haſt du und kein Anderer gethan. Glaubſt du denn, ich ſey ſo gar arg eitel, daß du mir einen Spiegel hier herein ſetzen mußteſt?“

Und dann faßte ſie den „böſen, böſen“ Menſchen bei den Händen und ſchaute ihm ſo hell und freundlich in's Geſicht, bis ihr die Augen überrannen und über die lächelnden Wangen die Freudenthränen herabliefen.

„Ferdinand, du biſt ein wackerer Sohn,“ ſagte der überraſchte Bürgermeiſter, als er das Ameublement betrachtete.

„O, nicht ich, Vater,“ erwiederte Ferdinand. „Es kommt Alles von Chriſtian.“

„Wirklich?“ entgegnete der Bürgermeiſter, indem ein ſonderbarer Zug über ſein Geſicht hinlief. „Es werden der Verbindlichkeiten nach und nach faſt zu viele.“

„Höre Chriſtian,“ rief der Förſter fröhlich, „ich werde dich noch zu meinem Hofbaumeiſter und Oberbaurath ernennen müſſen, wenn du ſo fortmachſt. Aber nicht wahr, Schwager, es iſt ein Allerweltsburſche, der Chriſtian Rau, und für uns mehr werth, als ein ganz Regiment deutſcher Zimmergeſellen?“

Der Oberbürgermeiſter nickte bejahend, ſagte aber keine Sylbe.

Nach der Predigt und dem gemeinſamen Mittagsmahl ward ihnen noch eine andere Ueberraſchung zu Theil. Es kam nämlich ein alter Mann angeritten, den der Förſter faſt wie einen Bekannten begrüßte, ob er gleich ſonſt allen gänzlich fremd war. Der Mann war nämlich ein pennſylvaniſcher Deutſcher, der ſich vor etwelchen Jahren in der Nachbarſchaft angeſiedelt und den der Förſter auf ſeinen Kreuz- und Querzügen in der letzten Zeit kennen gelernt hatte.

„Nun das iſt ſchön,“ rief der Förſter freudig, „daß Ihr uns heimſuchtt. Ich hätte faſt geglaubt, der Weg werde Euch zu weit ſeyn.“

„Ich habe die Zeit gekannt,“ erwiederte der Fremde mit bedächtiger Stimme, „wo ich fünfzig Meilen weit reiten mußte, wenn ich ein weißes Geſicht ſehen wollte. Es iſt freilich ſchon einige Jahre her, aber mir noch ſo klar vor dem Gedächtniß, wie wenn's geſtern geweſen wäre. Sollte ich nun einen Spazier-

ritt von zwanzig Meilen scheuen, um meine neuen Nachbarn einmal zu begrüßen?"

Er stieg ab, und ließ sich unter den Leuten nieder. Seine Farm lag, wie er ihnen erzählte, etwa zwanzig Meilen mehr südlich, in einem schönen fruchtbaren Thale.

„Ich wundere mich," fuhr er fort, „wie Ihr gerade diesen Platz hier auswählen konntet! 's gibt ja noch Land in Hülle und Fülle in den Thälern, sogar noch bei mir herum, obgleich mein Thal das beste in der ganzen Gegend ist! Wundere mich wirklich, wie man auf die Höhe und in den Sumpf ziehen mag, aus purer Liebhaberei! Oder geschah's aus Sparsamkeit? Was kostet dich das Land hier, Nachbar?"

Mit diesen Worten wandte er sich an den Bürgermeister, der über die Vertraulichkeit des Fremden nicht wenig erstaunt war. Doch wollte er kein Wort darüber verlieren, da dieses „Du" dem Fremden offenbar eine Gewohnheit war, wie auch in der That alle pensylvanischen Bauern Jedermann ohne Unterschied duzen, nicht aus Rohheit oder Aufdringlichkeit, sondern weil es bei ihnen Landessitte ist.

„Wir haben zweitausend Thaler für fünfhundert Acres bezahlt," erwiederte der Bürgermeister, „und haben das Recht noch tausend Acres zu demselben Preis zu bekommen."

„So!" versetzte der Pensylvanier trocken, doch nicht ohne daß ein leichtes Lächeln über seine strengen Züge lief. „So! dieß Vorrecht habt Ihr! Hast du den Kauf abgeschlossen, Nachbar?

„Nein" erwiederte dieser, „nicht ich, sondern unser Pfarrherr hier." Dabei deutete er auf den eben herbeitretenden Vikarius.

Der Fremde betrachtete den Vikarius lange, faſt zu lange für den Letzteren; denn dieſer war genöthigt, ſeine Augen vor dem feſten Blicke des alten Farmers niederzuſchlagen.

„Wie viel haſt du bei dem Handel gemacht, Freund?“ frogte der Farmer den verlegenen Vikar, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ich verſtehe Sie nicht,“ verſetzte der Geiſtliche, ohne den Blick zu erheben und mit hoch errötheten Wangen.

„Ich meine, wie viel du von den zweitauſend Thalern in deine Taſche geſteckt haſt?“ fuhr der alte Mann ruhig und ernſt fort. „Das Land hier iſt keine zwei Thaler der Acre werth, denn man kann bei mir im Thale hart am Fluſſe noch fruchtbares Land genug zu vier, ſogar drei Thalern haben. Wie haſt du es mögen übers Herz bringen, deine Leute hier, wegen vielleicht elender fünfhundert Thaler, die du als Mäklerlohn erhalten haſt, auf einen unfruchtbaren Boden hin zu ſetzen, während in der nächſten Nachbarſchaft das vorzüglichſte Waldland um denſelben Preis zu bekommen iſt?“

„Sie thun dem Manne Unrecht,“ nahm der Bürgermeiſter das Wort. „Wenn er zu theuer eingekauft hat, ſo iſt er ſelbſt geprellt worden. Uebrigens, ich halte das Land nicht für ſo ſchlecht und unfruchtbar, als Sie es darſtellen.“

„Du biſt noch grün, Nachbar,“ verſetzte der alte Mann, bedächtig eine Priſe nehmend. „Wenn der Mann hier geprellt worden iſt, ſo ſollte er dümmer ausſehen, als er thut. Was aber dein Land anbelangt, ſo will ich es dir nicht entleidet machen. Kommt's dir fruchtbar genug vor, ſo bin ich's auch zufrieden. Doch komm einmal zu mir in's Thal hinunter, dann kannſt du den Unterſchied finden. Will dir einen Rath

geben, Nachbar, kauf die andern tausend Acres noch nicht; man wird dir sie in kurzer Zeit um die Hälfte nachwerfen wollen."

Der Bürgermeister war offenbar mißstimmt und gab keine Antwort. Der Vikar hatte sich in der Stille davongeschlichen und die Colonisten sahen einander mit bedeutsamen Blicken in's Auge.

„Sind das Alles deine Leute, Nachbar?" fuhr der Fremde nach einer Weile fort, auf die Colonisten hindeutend.

„Nicht doch," erwiederte der Bürgermeister. „Wir haben uns nur zu einem gemeinsamen Zwecke verbunden und bilden eine Colonie."

„Aha, ich merke," meinte der Farmer. „Hab' einmal in den Zeitungen von solchen Colonien gehört. Sie nennen's, glaub' ich, socialistisch oder communistisch. 'S kommt Nichts dabei heraus, Nachbar. Hab' noch keinen Menschen gefunden, der nicht lieber für sich und für seinen Nutzen gearbeitet hätte, als für den Nutzen eines Andern oder einer ganzen Gemeinde. Association ist schon recht unter Zweien oder Dreien, wenn sie einander brauchen und allein nichts ausrichten können. Aber Güter- und Essgemeinschaft? Warum nicht lieber auch noch Weiber- und Kindergemeinschaft? Es thut kein Gut in die Länge, sage ich dir, außer wenn du den Papst machst und die Andern als deine Kirchendiener fungiren."

„O, so ist's nicht gemeint," entgegnete der Bürgermeister. „Wir werden schon abtheilen, wenn wir erst einmal unsere eigenen Häuser für jede Familie besitzen. Dann ist Jeder für sich und nur vorderhand leben wir in Gemeinschaft."

„Ei, wer hat denn das Haus da gebaut? fragte jetzt der

alte Farmer aufſtehend, und auf die neue Bürgermeiſters Wohnung zugehend. — „So, du biſt der Künſtler," fuhr er freundlich fort, als man ihm den Chriſtian Rau gezeigt hatte. „Haſt vielleicht auch den Brunnen gemacht, an dem ich gerade vorhin vorbeigeritten bin? Und die Kirche da haſt auch eingerichtet? Wollte, du kämeſt einmal auf ein Jahr zu mir, oder du würdeſt dich in meinem Thale anſiedeln. Wüßte einen prächtigen Platz für dich! Gerade, wie für dich gemacht! Verſtehſt dich doch auf's Mühlebauen? Mußt dich drauf verſtehen, da du ein Maſchiniſt biſt, wie du ſagſt. Wahrhaftig, wäre ein mächtig guter Platz für dich!"

Chriſtian mußte ihm die Hand drauf geben, daß er ihn in der nächſten Zeit wenigſtens beſuchen wolle. „Muß noch einmal drauf kommen," fuhr dann der Fremde fort. „S' thut doch nicht lange gut bei Euch mit Eurer Compagnieſchaft. Werden's ſehen, ich habe Recht. Drum ſteckt nicht zu viel Geld in den Platz hier. Wenn aber Einer, der ein tüchtiger Arbeiter iſt, in unſerem Thal ſich anſiedeln will, ſo darf er nur zu mir kommen, ich will ihm beiſtehen und auch dafür ſorgen, daß er nicht ſo über die Ohren gehauen wird, wie Ihr hier worden ſeyd. Und du, junger Baumeiſter, du mußt zu allererſt kommen, denn für dich weiß ich eine Waſſerkraft, die dich in kurzer Zeit zum reichen Mann macht, denn eine Mühle könnten wir gar ſehr brauchen, und bis jetzt fehlte es nur an dem rechten Mann, eine ſolche zu errichten."

Die Unterhaltung nahm nun einen andern Verlauf, denn Pauline brachte auf ihres Oheims Wink einige Erfriſchungen: Milch, Brod und geſalzenes Fleiſch. Etwas Beſſeres hatten ſie nicht. Noch eine gute Stunde blieb der alte Farmer, ließ ſich

Alles zeigen und gab da und dort Rathſchläge, wie Dieß oder Jenes mit wenig Mühe und Unkoſten einzurichten werden könnte. Endlich nahm der Mann Abſchied, um wieder ſeiner Heimath zuzureiten.

„Nichts für unguat, Nachbar," ſprach er zuletzt zum Bürgermeiſter. „Bin's ſo gewohnt, grad aus von der Leber weg zu reden. Mußt's nicht krumm nehmen. Es iſt Alles ehrlich gemeint."

So ritt er fort, vom Förſter und Chriſtian eine Strecke Wegs begleitet. Der Bürgermeiſter brachte es nicht übers Herz, ihm das Geleite zu geben, denn die Bemerkungen des alten Mannes hatten ihn in ſeinem tiefſten Innern beleidigt. Die Beleidigung ſitzt immer um ſo tiefer, je näher ſie der Wahrheit kommt, und daß der „Nachbar," wie er ſich ſelbſt nannte, in manchen Stücken Recht haben mochte, das mußte ſich der Bürgermeiſter ſelbſt geſtehen, ob er gleich nicht wollte. Sollte derſelbe in der That auch darin Recht haben, daß der Vikar ihn und die Seinigen wiſſentlich und abſichtlich betrogen habe? Darüber, daß das Land zu theuer eingekauft, daß ein Yankeeſtück, d. h. eine amerikaniſche Uebervortheilung an ihnen begangen worden ſey, darüber war kein Zweifel. Dieß paſſirte jedoch faſt allen Einwanderern, woher auch das Sprüchwort kommt, daß das deutſche Geld erſt fort muß, ehe der Einwanderer es zu Etwas bringt. Allein ein abſichtlicher Betrug von dem Vikar? Pah, er konnte es nicht glauben. Doch ärgerte es ihn, daß das Ding ſo offen und ungenirt vor Gott und der Welt ausgeſprochen worden war. Noch mehr ärgerte ihn das ungeſchminkte Lob, welches dem Chriſtian zugetheilt wurde. Als ob etwas Beſonderes dran wäre, in dem, was der Chriſtian

that, oder wie er es einrichtete! Der junge Mensch that doch nur seine Schuldigkeit, nicht mehr, als jeder tüchtige Zimmermann und Maurer auch thun konnte, warum ihn also so sehr herausstreichen, offenbar auf Kosten Anderer? Der Aerger ließ ihn nicht zu Hause bleiben. Er mochte das Haus nicht ansehen, welches ihm von Christian eingerichtet worden war, denn, dachte er, „der Gelbschnabel wird jetzt seine Nase noch höher tragen.“ Er hatte nämlich den leisen Widerspruch Christians bei der Judenaustreibungsrathsitzung nicht vergessen und war schon damals darüber erbost, daß ihn der junge Mensch gleichsam zurechtzuweisen habe.

So schlenderte er langsam, die Augen auf den Boden gesenkt, vorwärts. Plötzlich, unversehens stand die schöne Wittwe vor ihm. Er erschrack förmlich, als er ihrer ansichtig wurde; denn er hatte sie die letzte Zeit fast absichtlich vermieden, weil sie ihm nach seiner instinctiven Meinung anfing, zu gefährlich zu werden.

„Bin ich eine so gar unwillkommene Erscheinung, daß Sie förmlich vor mir zusammenfahren,“ sagte sie mit süßem, wenngleich melancholischem Lächeln.

„Ich vermuthete nicht, Sie hier zu sehen,“ erwiederte der Bürgermeister, „und zudem sind mir heute Dinge vorgekommen, die meine Nerven etwas aufgeregt haben.“

„Gewiß, er war ein rechter, roher Bauer, der alte Farmer da,“ meinte sie. „Man sieht doch gleich, welch himmelhoher Unterschied zwischen dem Mann von Bildung ist und zwischen dem Naturmenschen. Und zudem seine ärmlichen Verächtigungen und noch ärmlicheren Lobeserhebungen!“

„Glauben Sie also nicht,“ versetzte der Bürgermeister

rasch, ohne von den allerletzten Worten der Frau anscheinend weiter Notiz zu nehmen, ob man gleich an dem Zucken seiner Augen wohl sehen konnte, daß der Hieb, den die Witwe nach dem Christian führte, festsaß. „Sie glauben also nicht, daß der Vikar in der Schuld ist, wenn wir von dem Amerikaner, dem dieses Feld gehörte, übervortheilt worden sind!“

Frau Karoline Heringen lachte laut auf. „Nun ich denke, Sie wissen,“ meinte sie, „oder könnten es doch wenigstens schon gemerkt haben, daß ich keine besondere Freundin des Vikarius bin. Im Gegentheil, seine schwarzen Fanazähne erschrecken mich immer, wenn ich sie nur von weitem sehe. Aber was wahr ist, bleibt wahr. Zu einem Betrug, und besonders zu einem Betrug dieser Art ist der Mann gar nicht fähig. Es fehlt ihm, außer dem Willen, sogar die Kraft dazu. Wie könnte ein Mann, wie Sie, ein Mann von Ihren hervorragenden Eigenschaften sich in der Person eines Werkzeuges so sehr getäuscht haben! Vergessen Sie die dumme, plumpe Verdächtigung. Seyn Sie wieder heiter, wieder derselbe bezaubernde Mann der Gesellschaft, als welcher Sie nur zu gefährlich auf ein empfänglich weiblich Gemüth wirken!“

Sie waren während dieses Gesprächs stehen geblieben und Frau Karoline hatte wie in der Vergessenheit während ihrer Anrede an ihren Begleiter beide Hände auf dessen Schulter gelegt. Sie stand so nahe vor ihm, daß ihr warmer Athem ihn berührte und electrisirte. Nunmehr aber zog sie, tief erröthend, ihre Hände schnell zurück und wandte sich zur Seite, als hätte sie viel zu viel gesagt.

„Sie sind ein Engel, Karoline,“ erwiederte der Bürgermeister stürmisch, „ein Engel an Schönheit, Güte und Verstand.

Wenn ich hoffen könnte, daß Sie meine fünfzig Jahre nicht zu hoch in die Waagschale werfen würden? Ach, Karoline, ich wollte Sie meiden, ich meinte für einen Mann mit zwei erwachsenen Kindern sey es unmöglich, ein Herz zu gewinnen, nach dessen Besitz zu streben dem Edelsten nur erlaubt seyn kann. Und doch, wenn ich Sie so ansehe, wäre es möglich, Karoline, daß Sie ein wenig, nur ein ganz klein wenig für mich fühlten?"

Er schlang seinen Arm um sie und zog sie an sich. Und sie widerstrebte nur schwach und barg bald ihr Antlitz an seiner Brust.

„Wenn uns Jemand erblickte!" flüsterte sie endlich. „Komm, laß uns weiter gehen."

„Bald werde ich meinen Stolz drein setzen," entgegnete er, „daß uns Jedermann sehe erblickt. Denn sobald es der Zustand der Colonie zuläßt, sobald ich dir ein Hauswesen bieten kann, wie es deine Erziehung, deine Bildung erfordern, treten wir öffentlich als Brautleute auf. Einstweilen erlaube mir, daß ich mein Glück im Stillen berge. Ich muß doch vorher noch Verschiedenes mit meinen Kindern und meinem Schwager ordnen und da möchte ich nicht, daß unsere Verbindung zu früh lautbar würde."

Der Bürgermeister war bei den letzten Worten wieder ernst und nachdenklich geworden. Er war mit sich zu Rathe gegangen gewesen und hatte fest beschlossen gehabt, aus Rücksicht auf sein Alter und seine großgewachsenen Kinder auf ein Glück zu verzichten, das ihm in der Verbindung mit der schönen Wittwe zu blühen schien. Allein daß die besten Vorsätze oft vor den Eindrücken eines Augenblicks wie Wachs dahinschmel-

zen, das konnte jetzt der Bürgermeiſter an ſich ſelbſt erfahren. Gereute es ihn, daß er ſich von der Schönheit der Wittwe hatte hinreißen laſſen? — Frau Karoline ſah den Kampf, der ſich in ſeinem Innern erhob, und ihre ſanften Worte, ihre ſüße Hand, die ſich der ſeinigen bemächtigte, beſchwichtigte bald alle Vorwürfe und Selbſtanklagen, mit denen er ſich möglicherweiſe hätte behelligen können.

Sie ſetzten ſich unter einen mächtigen Baumſtamm, der ſie vor allen neugierigen Blicken, wenn je ſolche in dieſe Gegend gerichtet waren, ſchützte und der Bürgermeiſter fühlte ſich in den Umarmungen dieſes herrlichen Weibes ſo ſelig, wie er ſich nicht zur Zeit ſeiner erſten Liebe gefühlt hatte.

„Faſt hätte ich Eines vergeſſen, Theurer,“ flüſterte, nachdem eine kleine Pauſe in ihre Liebesbetheuerungen getreten war, das ſchöne Weib. „Das nämlich, warum ich dir heute in den Weg getreten bin. Ich bin ſeit dem Diebſtahl vor acht Tagen ein wahres Kind an Angſt geworden. Da habe ich denn mein Werthvollſtes in Geld und Papieren zuſammengewickelt und habe dich bitten wollen, es mir aufzubewahren. Thu' es zu deinem Eigenthum, dann iſt es ſicher genug.“

„Deine Papiere will ich gerne zu mir nehmen,“ erwiederte der Bürgermeiſter, „und ſtehe dir für deren Sicherheit. Ich habe nämlich mein Vermögen zum größten Theil in New-York ebenfalls in gutes Papier verwandelt und trage dieß wohlverwahrt auf dem Leibe. Dein Geld aber wird in deinem Koffer ſo ſicher ſeyn als in dem meinigen.“

Sie ließ jedoch nicht nach, bis er auch die paar Goldſtücke, die ſie beſaß, nahm, um ſie mit ſeinem Gelde zuſammen einzuſchließen. War ja doch bald Alles unter ihnen ge-

meinſam, warum ſollte er ihr gränzenloſes Vertrauen in ſeinen männlichen Schutz zurückweiſen?

„Es wird ſpät, Geliebte,“ ſagte endlich der Bürgermeiſter, ſich aus ſeinem Liebestaumel ermannend. „Wir müſſen uns trennen. Wollte Gott, die Zeit wäre ſchon da, wo wir Arm in Arm, Seite an Seite, Herz an Herz die Tage hinbringen werden!“

„O, bleibe noch ein wenig, Theuerſter,“ flüſterte das üppige Weib. „Die Sonne iſt noch nicht im Sinken. Und ſiehe dort drüben, hinter den Gebüſchen, wandelt noch ein anderes Paar, wie wir, Schwüre der Liebe austauſchend. Willſt du eiliger ſeyn als Jene?“

„Wer mag das ſeyn?“ fragte der Bürgermeiſter, ſeine Augen angeſtrengt nach der angegebenen Richtung hinzwingend. „Ich meine die Geſtalten kämen mir bekannt vor.“

„Erkennſt du ſie nicht?“ flötete die ſchöne Geſtalt neben ihm. „Es iſt deine Tochter und ihr Geliebter, Chriſtian Rau.“

„Was ſagſt du?“ ſtieß der Bürgermeiſter faſt kreiſchend hervor. „Meine Tochter und ihr Geliebter Chriſtian Rau? Soweit ſollte es gekommen ſeyn? Meine Tochter und Er, des Büttels Sohn, ihr Geliebter! Gottes Zorn möge den Elenden zermalmen.“

Und ohne ein Wort des Abſchieds, Grimm in den entſtellten Zügen, ſtürzte er fort, der Richtung zu, in welcher er das genannte Paar treffen mußte. Die Frau Karoline Heringen aber richtete ſich hoch auf, als er flüchtigen Fußes davon eilte. Ein häßlicher Zug entſtellte ihre ſchönen Züge.

„Alter grauer Thor!“ murmelte ſie.“ Da ſtürmt er hin, um das Glück ſeines eigenen Kindes zu zerſtören. Er, der

nur wenige Minuten zuvor eine Verbindung einzugehen versprach, die doch zum mindesten weniger naturgemäß ist, als die, welche er verhindern will! Und diesen Mann sollte es nicht erlaubt seyn, für seinen verblendeten Hochmuth zu strafen? Alter Narr, Karoline Heringen hält dich fest, bis der Besitz deiner Mittel ihr den Weg bahnt zu dem ihr vorgesteckten Ziele. Also auf dem Leibe trägst du sie, deine ersammelten Güter? Ha, ha, ha! Ein vorsichtiger alter Bursche! Aber ich will dir die schwere Last abnehmen, und wenn ich mich dazu entschließen müßte, noch einen ganzen Monat lang das langweilige Schäferspiel in der Wildniß fortzusetzen."

Sie ging langsam und nachdenkend den Zelten zu, während der Bürgermeister mit unausgesetzter Eile seinem Ziele nachrannte.

In der That war es Christian Rau und Pauline Rothwang, des Bürgermeisters Tochter, welche der Letztere von seinem Liebessitze neben Karoline Heringen ausgespäht hatte. Christian hatte nämlich, nachdem er von der Begleitung des alten Farmers zurückgekehrt war, seinen gewöhnlichen Spaziergang mit Pauline angetreten. Ferdinand war dießmal zurückgeblieben, weil er ein kleines Geschäft, das er angefangen, vollenden wollte. Er versprach, mit dem Oheim in kurzer Zeit nachzukommen.

So war denn Christian zum ersten Male allein mit seiner Pauline. Still gingen sie neben einander her. Sie hatten so oft im Stillen den Augenblick herbeigesehnt, wo sie sich ungestört gegen einander aussprechen könnten, und nun waren sie zu verlegen, auch nur ein Wort an einander zu richten. Einmal wagte es Christian, seine Augen zu Paulinen zu erheben, aber eben so schnell senkte er sie wieder, doch erröthend. Und

mit ihm erröthete Pauline, ohne ſich's bewußt zu ſeyn, warum ſie erröthete. Sie waren zwei unſchuldige Kinder und ſich ihrer Liebe zu einander noch nicht einmal bewußt. Wie ganz anders hatten ſich Frau Kareline und ihr neueſter Anbeter gegen einander benommen!

„Weißt du noch, Chriſtian?“ ſagte endlich Pauline, ihr lächelndes Geſicht zu ihrem Begleiter wendend. „Vor zehn Jahren ſind wir Sonntags auch allemal in den Wald gegangen, aber in den ſchönen Wald unſerer Heimath, wo die Vögel alle Morgen und Mittag und Abends Concert gaben. Ach, wie ſchön und luſtig war's damals!“

„Ja,“ entgegnete Chriſtian, „und dann ſagten wir Schmetterlinge und ſammelten Blumen, und du wandeſt uns ein Sträußchen und wir ſteckten's auf die Mützen und ich ſtellte einen Conſcribirten vor, der von ſeinem Schatz Abſchied nimmt, und der Schatz warſt du.“

Abermals trat eine augenblickliche Stille ein, denn die letzten Worte Chriſtians, die ihm unwillkührlich in den Mund kamen, verſetzten Beide in ſo große Verlegenheit, daß ihre Blicke den Boden ſuchten, als fürchteten ſie ſich, einander zu begegnen.

„Einmal aber wäre es mir faſt ſchlecht ergangen,“ fuhr endlich Pauline fort, und ward ſchon durch die Erinnerung bleich. „Weißt du noch, wo wir in das kalte Loch hinabſteigen wollten, und ich ausglitſchte und ganz gewiß die Felſen hinabgeſtürzt wäre, wenn du mir nicht nachgeſprungen und mich gehalten hätteſt. Ach Chriſtian, du haſt damals dein Leben für mich auf's Spiel geſetzt!“

„Und zu jeder Stunde, zu jeder Minute würde ich's wieder auf's Spiel ſetzen,“ rief der junge Mann feurig und ſeine

Augen glänzten dabei, wie zwei helle funkelnde Sterne. „Gieb mir Gelegenheit, Pauline, daß ich's dir beweise."

„Und weißt du noch, wie du mir die Eier aus dem Vogelneste herabholtest?" fuhr Pauline eifrig fort, indem alles Blut in ihre Wangen trat. „Das Reischen war auf einem schwanken Aste und ich hab' jetzt noch Angst, wenn ich dran denke, wie leicht der dünne Ast hätte brechen können. Ich war doch immer ein recht ausgelassenes, dummes Ding, daß ich solche Sachen von dir verlangte. Du mußt oft recht böse auf mich gewesen sein!"

„Du warst in meinen Augen stets das liebliche Wesen auf der Welt," rief nun Christian mit aufschwellendem Gefühl, „und wenn ich mir die Engel im Himmel dachte, so dachte ich sie mir mit deinen Augen und deiner Stimme. Ach Pauline, du weißt nicht, wie mir's war, als ich diese langen drei Jahre hier zubrachte, ohne dich einmal sehen zu können, ja ohne nur einen Gruß von dir zu bekommen!"

„Glaubst du, ich hätte nicht auch an dich gedacht?" eiferte Pauline. „Vielleicht mehr, als du an mich. Und wie ich so gar arg weinen mußte, als wir von unserer schönen Heimath Abschied nahmen, da hat mich fast nur Eines getröstet, der Gedanke, dir wieder zu begegnen."

„Bist du mir wirklich ein wenig gut?" flüsterte jetzt Christian und wagte es, die Hand seiner Begleiterin zu ergreifen. „Wenn ich nur nicht ein gar zu armer Bursche wäre! Und doch wenn ich dran denke, daß vielleicht die Zeit kommt, wo wir uns abermals trennen müssen, ich glaub' kaum, daß ich's durchmache."

„Wir sind ja jetzt in einem Lande, wo Jeder dem Andern

gleich ſteht," verſetzte Pauline noch leiſer. „Und der Oheim und mein Bruder lieben dich wie einen Bruder und Vetter."

„Aber dein Vater, Pauline?" entgegnete Chriſtian.

Kaum hatte er dieß Wort mehr gedacht, als geflüſtert, ſo fuhren die beiden Liebenden wie entſetzt auseinander, denn der Vater Paulinens ſtand vor ihnen. Sie hatten ihn nicht kommen hören, nicht kommen ſehen, ſo vertieft waren ſie in ſich ſelber! Sie waren ſich keines Unrechts bewußt und doch ſtanden ſie, als hätten ſie ein ſchweres Verbrechen begangen!

„Elender," rief der Bürgermeiſter mit vor Zorn bebender Stimme. „So vergiltſt du meine Freundſchaft? Hinter meinem Rücken verführſt du mir die Tochter?"

„Vater, du thuſt ihm Unrecht," entgegnete Pauline, ſich gegen den Bürgermeiſter aufrichtend. „Chriſtian hat nie was Böſes gedacht, noch viel weniger gethan."

„Schweig ſtill, ungerathene Dirne," fuhr der Bürgermeiſter immer zorniger werdend fort. „Packe dich fort, nach dem Hauſe. Ich werde nachher ein Wort mit dir reden."

„Nein, Vater," rief dieſe mit feſter Stimme, obgleich blaß wie der Tod. „Nein ich gehe nicht. Du darfſt nicht im Jähzorn handeln, ſonſt gereut's dich nachher, was du gethan."

„Herr Bürgermeiſter," entgegnete jetzt Chriſtian, indem ſeine Wangen anfingen, ſich höher zu färben. „Ich bin kein Elender, wie Sie mich eben genannt haben. Ich habe vielleicht Unrecht gethan, daß ich es wagte, meine Augen zu Ihrer Tochter zu erheben, aber mein Gefühl hat mich hingeriſſen. Ich weiß, ich bin arm und unangeſehen, nur des Dorffiſchers Sohn; aber ich habe darnach geſtrebt, den Mangel durch Fleiß und Arbeit auszugleichen. Seyen Sie nicht hart und ſtreng

gegen uns. Ich will mich müben, empor zu kommen und vielleicht gelingt mir's durch das, was ich gelernt, mit der Zeit den Makel meiner Armuth und Geburt auszugleichen. Laſſen Sie mir wenigſtens die Hoffnung, daß ich dereinſt noch die erringen kann, die ich von ganzer Seele liebe."

Er ſprach ſanft und beſcheiden, faſt wehmüthig. Aber auf den ſtolzen Büraermeiſter machten ſeine Worte keinen Eindruck. Im Gegentheil, dieſer lachte hell auf, wie wenn ihm der Gedanke an eine ſolche Möglichkeit ſchon als ein Wahnſinn erſchienen wäre!

„Du denkſt im Ernſte daran, mein Tochtermann zu werden?" höhnte er. „Du meines früheren Schützen ärmlicher Bube, du der Tochtermann des Büraermeiſters! Bei Gott, das müßte eine luſtige Nachricht für die draußen in Deutſchland ſeyn! Die würden die Naſe rümpfen und ſich den Bauch halten vor Lachen! Aber freilich du biſt ja ſchon ein paar Jahre länger im Lande, als ich! Du haſt all' die Unverſchämtheit dieſes Geſindels ſchon angenommen! Freilich, ich dachte nicht gleich daran, erſt geſtern hat noch der alte Narr von Farmer, im Thale drunten, dich hoch bevorzugt vor uns Allen! Natürlich, ich muß am Ende froh ſeyn, daß du mich nur der Ehre würdigſt, in meine Familie eintreten zu wollen! Nein, mein Burſche," fuhr er mit erhobener, vom Zorne faſt erſtickter Stimme fort, „du bleibſt was du biſt und ich bleibe was ich bin. Ich habe dir nicht gerufen, zu uns auf Germania zu kommen, du haſt dich uns aufgedrängt. Alſo mach, daß du wieder fortkommſt, oder ich werde dir den Weg mit der Hundspeitſche weiſen."

„So iſt es gemeint?" erwiederte Chriſtian leiſe, kaum

hörbar, indem ſich alles Blut zu ſeinem Herzen drängte, daß er meinte umſinken zu müſſen. „Ich gehe, Herr Bürgermeiſter, ich gehe gleich heute. Mögen Sie Ihre harten Worte nie gereuen!“

„Je ſchneller, deſto beſſer!“ fuhr der Bürgermeiſter fort, der ſich gewiſſermaßen immer ärger in Wuth hineinredete. „Aber du ſollſt dich nicht nachher rühmen, mir umſonſt Dienſte gethan zu haben. Rechne es aus, wie viel ich dir ſchulde. Ich werde nicht knickern, wenn ich dich nur nicht mehr ſehe.“

„Herr!“ ſagte jetzt Chriſtian, und ſeine Augen fingen an zu leuchten. „Alles hat ſeine Grenzen. Harte Worte konnte ich ertragen, aber Demüthigung, Herabwürdigung! Nehmen Sie Ihre Worte zurück, daß ich mich nicht vergeſſe.“

„Mein Herr Schwager übt ſich, wie es ſcheint, in Styl-übungen über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit,“ ertönte plötzlich eine Stimme hinter ihnen. Sie gehörte dem Förſter an, der dem Chriſtian mit Ferdinand gefolgt war und ſchon eine Zeit lang dem Donnerwetter zuhörte, das der Bürgermeiſter in dieſem Augenblicke aufzuführen beliebte. „Geh' mit Pauline nach Hauſe, Ferdinand,“ fuhr der Förſter fort. „Und du Pauline, weine nicht; es wird noch Alles recht werden. Darauf verpfände ich dir mein Wort.“

„Und ich das meinige,“ ſetzte Ferdinand mit feſter Stimme hinzu. „Chriſtian, du gehſt nicht, bis wir mit einander geſprochen haben. Wir bleiben Freunde, es mag kommen, was da wolle.“

Mit dieſen Worten gab er ſeiner Schweſter den Arm und führte ſie der Heimath zu. Es trat nun eine augenblickliche

Pause ein, welche weder Christian noch der Bürgermeister zu unterbrechen versuchten.

„Sag' einmal, Schwager," sagte endlich der Förster, „warum bist du denn nicht lieber in Deutschland geblieben? Glaubst du denn, hier frage Einer einen Pfifferling darnach, ob du früher der reiche Bürgermeister von So und So gewesen bist oder nicht? Meinst du denn, hier sey es ein Verbrechen, wenn ein geschickter junger Mann, er mag nun ein Taglöhners Sohn seyn oder einst, sein Auge zu einem Mädchen erhebt, dessen Vater einst höher stand, als sein Vater? Pfui, Henker, ich schäme mich für dich, Schwager. Und wenn nun das Mädchen begehrt und heirathet den Christian, du magst dein Jawort geben oder nicht, was willst du denn machen? Nichts kannst du machen, denn sie hat volle Freiheit, dieß zu thun, nach hiesigen Gesetzen."

„Aber sie wird's nicht thun," erwiederte der Bürgermeister. „Dazu kenne ich sie zu gut."

„Ich glaub's auch nicht," meinte der Förster. „Sie ist zu gut dazu erzogen, wenigstens nach deutschen Begriffen. Aber dir geschähe es schon recht, wenn sie's thäte, denn dein dummer Standeshochmuth wird und muß doch noch gestraft werden. Es wäre was anders, wenn du sagen könntest, der Christian sey ihr nicht gleich an Bildung und Kenntnissen, denn solche ungleiche Paare werden immer unglücklich. Aber gerade das Gegentheil! Jetzt sehe ich's übrigens ein, daß der alte Farmer aus Pensylvanien recht hatte, wenn er mir gestern sagte, wir Deutsche passen in der ersten Generation gewöhnlich nicht nach Amerika, denn entweder werden wir roh und gemein, weil uns keine Polizei daran hindert und weil wir doch die „Freiheit" nützen müssen, oder

aber behalten wir unſere mit der Milch eingeſogenen Vorurtheile und ſpielen den Vornehmen gegen die, ſo mit uns nicht auf gleicher Stufe ſtehen. Erſt mit der zweiten Generation amerikaniſiren wir uns, oder auch, wenn wir ganz jung herüber kommen, oder noch öfter, wenn uns das Unglück dazu treibt und nöthigt, daß wir den Kopf tüchtig verſtoßen, wozu die Herren Eingebornen nicht unterlaſſen, das übrige redlich beizutragen. So nun weißt, wie mir's zu Muthe iſt, Schwager, und nun komm', Chriſtian, hier kannſt du nach dem, was vorgefallen, nicht bleiben, ſondern du mußt uns unſerem Schickſal überlaſſen. Zurückkehren kannſt du erſt, wenn dich der geſtrenge Herr hier ſelbſt dazu auffordert. Alſo komm'. Ich hab' dich hierher gebracht, ich will dich auch wieder fortführen."

Der Bürgermeiſter ging allein nach Hauſe. Noch nie ſeit ſeiner Abreiſe aus Deutſchland hatte er ſich ſo verſtimmt, ſo unzufrieden mit ſich ſelbſt gefühlt.

Der Streit und in Folge deſſen die Vereinigung des Chriſtian Rau mit dem Bürgermeiſter hatte in der kleinen Colonie die größte Aufregung hervorgerufen. Manche waren allerdings unter den Coloniſten, welche mit Luſt und Freude dem bevorſtehenden Abgang des jungen Mannes entgegenſahen, denn ſie hatten ſich immer über ſein rubiges, feſtes Wirken geärgert, wie es denn die Eigenſchaft gemeiner Seelen zu ſein pflegt, den Edeldenkenden und Edelhandelnden mit ſtetem Neide zu betrachten. Die Meiſten aber fühlten in der beleidigenden Art, mit welcher der Chriſtian behandelt worden war, eine Beleidigung gegen ſich ſelbſt. Darum gab es den ganzen Abend

heftige Discussionen und viele harte Worte fielen gegen den Mann, der so schnell mit dem bisherigen Leiter und Ordner ihrer Neubauten gebrochen hatte. Einige waren sogar entschlossen, die Colonie ebenfalls Knall und Fall zu verlassen, und würden ihren Entschluß sofort zur Ausführung gebracht haben, wenn ihnen nicht Christian Rau selbst entgegengetreten wäre.

„Ihr faßt die Sache ganz falsch auf, Ihr Leute," sagte ihnen Christian. „Das, was der Bürgermeister gegen mich hat, ist eine reine Privatsache und keine öffentliche Angelegenheit der Colonie. Ihr dürft diese beiden Dinge nicht mit einander verwechseln. An meine Stelle wird ein Anderer eintreten, der das Bauwesen vielleicht schneller und besser zu Ende bringt, als ich es zu thun vermocht hatte. Harret also ruhig aus und habt keinen Unfrieden mit einander. Je treuer und friedlicher Ihr zu einander haltet, um so besser kommt Ihr dazu, daß Jeder sein eigenes Anwesen für sich hat, und dann fällt ohnehin jeder Grund zum Zwiespalte weg."

So ließen sich die Leute nach und nach beruhigen, und um zehn Uhr Nachts lag dieselbe Stille über der Ansiedlung, wie in den Tagen ihrer größten Einigkeit. Wenige Stunden darauf aber erhob sich Christian, um seine Wanderung anzutreten. Sein Koffer war schon den Abend zuvor gepackt und der Förster wollte ihn mit dem Wagen bis an den Ort seiner Bestimmung führen, um dann wieder wie gewöhnlich Bretter und andere nöthige Dinge als Rückfracht zu nehmen. In der Nacht aber wollte Christian abreisen, um sich die Thränen des Abschieds zu ersparen, und um nicht von Neuem Veranlassung zu heftigen Aeußerungen zu geben. In der That war der Förster schon vor ihm aufgestanden und die Pferde standen

ſchen eingeſchirrt, als er zu dem Wagen trat, um ſeinen Koffer aufzuladen. Nur einmal noch wandte Chriſtian ſein Auge gegen das Zelt, worunter die Frauen ſchliefen, allein hier, wie unter dem Männerzelte war Alles ſtill und todt. Eine Thräne trat ihm in's Auge, als er den Blick abwandte, aber keine Silbe der Klage kam über ſeine Lippen. Schweigend beſtieg er den Wagen, ſchweigend fuhren ſie von dannen. Nur der Mond, der hoch am Himmel ſtand, gab ihnen das Geleite; die Menſchen, mit denen er ſein Wochen zuſammengelebt, für die er gedacht, für die er gearbeitet, für die er Entſagungen getragen, — ſie hatten ihn Alle vergeſſen, denn ſie ſchliefen. Auch Ferdinand? Auch ſie?

Sie waren eine Strecke weit gefahren, da mußten ſie wegen des Buſches, der hier ſich dicht verzweigte, links abbiegen. Hierher hatte er oft mit ihr ſeine Schritte gelenkt, wenn ſie Abends nach Sonnenuntergang noch eine Weile der traulichen Unterhaltung pflegten. Abermals traten ihm Thränen in die Augen, als ſie an dieſe Stelle kamen.

„Chriſtian,“ rief es plötzlich leiſe aus dem Gebüſche, wo er für Pauline eine kleine Raſenbank errichtet hatte. Und aus dem Gebüſche heraus trat Ferdinand und ſeine Schweſter. Sie wollten dem Scheidenden noch einmal die Hand reichen. Wie ſchnell ſprang Chriſtian vom Wagen herab und an die Seite der Geliebten?

„Kinder, macht's kurz, und du Pauline weine mir nicht zu viel,“ rief der Förſter. „Ich kann das Flennen um mein Leben nicht leiden.“

„O, Oheim, ich flenne gar nicht,“ erwiederte Pauline mit einer Stimme, die ruhig und feſt ſein ſollte, der man

aber doch die Weinerlichkeit ein wenig anmerkte. „Ich will ihm blos ſagen, daß er mich immer lieb und im Herzen tragen ſolle, wie ich's gegen ihn thue. Und für's Uebrige, da laſſen wir Gott walten."

„Es bleibt alſo dabei, wie wir's verabredet haben," ſprach nun Ferdinand dazwiſchen. „Und nächſten Sonntag beſuche ich dich und bringe der Pauline Nachricht. Es iſt vielleicht gut, daß Alles ſo gegangen iſt, ob's gleich der Onkel den Haupt- und Nebnagel nennt, der in den Sarg von Germania geſchlagen werden ſey."

„Macht's kurz, ſage ich," rief jetzt wieder der Förſter vom Wagen herab. „Es liegt mir daran, den alten Farmer zu Hauſe zu treffen, und der iſt keiner von denen, die Morgens lange in den Federn bleiben. Thut Ihr ja doch, als ob's eine Trennung auf Zeit und Ewigkeit wäre, während ſich's nur darum handelt, daß Chriſtian ein anderes Quartier bezieht, und ein geſchickter gelegenes, als er bisher hatte!"

Noch einen Kuß, noch einen Händedruck, und ſie ſchieden. Chriſtian aber war nun ein anderer Mann, denn wenige Minuten zuvor. Die alte Heiterkeit, die alte Energie war zurückgekehrt. Er wußte nun, daß ſie *ſein* war!

Der alte Farmer Kernmann ſaß eben beim Frühſtück, als der Förſter mit dem Chriſtian vor dem Farmhauſe anfuhr, denn es war kaum ſechs Uhr in der Frühe. Neben ihm rund um den Tiſch hatte die Familie des Hauſes mit den Knechten Platz genommen, denn auf dem Lande in Amerika gibt's nur einen Tiſch für alle Hausbewohner. Chriſtian und der Förſter mußten ſich gleich mit an den Tiſch ſetzen und an dem Frühſtück Theil nehmen. Nach dem Frühſtücke traf der Farmer

ſeine Anordnungen und ſandte ſeine Leute nach den von ihm bezeichneten Plätzen, Jedem ſein Geſchäft anweiſend. Jetzt erſt wandte er ſich an ſeine Gäſte.

„Sag Euch meinen herzlichen Willkomm, Ihr zwei Beiden,“ ſprach er in ſeiner kurzen eigenthümlichen Ausdrucksweiſe, „ob Ihr nun auf kurzen oder längern Beſuch kommt. Lieb wär mir's freilich, wenn der Junge da lieber gleich ganz bei uns bliebe, denn wir Farmer alle könnten ihn mehr als gut brauchen! In Euerm Sumpfneſt, in den Büſchen eben, kann er doch nichts machen! Sag' Euch, werden's bereuen, mir nicht gefolgt und die Niederlaſſung gleich jetzt ganz aufgegeben zu haben. Beſſer ein ſchneller Schaden, als ein langes Siechthum!“

„Mit dem Dableiben des Jungen hier kennt's wohl ſeine Richtigkeit haben,“ meinte der Förſter, „wenn wir nur einander übereinkommen.“

„Wirklich?“ rief der alte Farmer ſichtlich erfreut. „Willſt bei uns bleiben, Junge? 's ſoll dich wahrhaftig nicht gereuen; 's iſt da die beſte Waſſerkraft auf hundert Meilen und liegt gänzlich unbenützt! 's fehlte bisher nur der rechte Mann, um ſie auszubeuten, und den hätten wir, glaub' ich, an dir gefunden. Weißt was? Der alte Kernmann iſt kein Mann von leeren Redensarten, ſondern was er ſagt, hält er. Nimm einmal den Weg zwiſchen die Füße und geh' den Fluß aufwärts an der Grocerie vorbei und ſieh dir den Platz an, der dir am beſten zu einer Mühle gefällt. Wir zwei Alten ſchlendern hintendrein und dann wollen wir ſehen, ob wir nit einander in's Reine kommen.“

Sie traten vor das Farmhaus. Welcher Gegenſatz zwi-

ſchen dieſer Gegend und der Gegend, in welcher ſich der Bürgermeiſter mit ſeinen Leuten angeſiedelt hatte! Dort eben eine ſumpfige, mit Buſch durchſchnittene, traurige Oede, und hier ein helles, ſaftiges, grünes Thal, durch das ein raſcher Fluß dahin eilte! Wieſen, Felder und Wald wechſelten bunt mit einander ab und ringsum, wenn auch in ziemlicher Entfernung, ſah man menſchliche Wohnungen. Der Fluß war für kleinere Barken bis in dieſe Gegend her ſchiffbar und in der That ſah man auch ein ſolches Schiffchen in der Ferne verſchwinden.

„Sieh' das iſt ein Land, wo man ſich niederlaſſen kann," meinte der alte Farmer, mit dem Förſter langſam das Thal hinauf gehend. „Hier iſt fruchtbarer Boden, hier iſt ein Fluß, um ſeine Waaren zu verſchiffen, hier iſt eine Zukunft. Hab' mir den Platz erſt vor einigen Jahren auserleſen. Vordem wohnte noch kein Menſch weit und breit. Jetzt bin ich ſchon ringsum von Farmen umgeben und in zehn Jahren iſt die ganze Gegend angeſiedelt und angebaut. Und weißt du, wo das Städtchen hinkommt, das ſich immer inmitten von vielen Bauernhöfen von ſelbſt bildet? Siehſt du die kleinen Waſſerfälle dort oben? Dort hört der Fluß auf ſchiffbar zu ſeyn, und gerade unter den Fällen ſteht eine Groceric. Ich habe ſie erſt dieſes Jahr für meinen Tochtermann erbaut, und doch iſt ſie ſchon im beſten Gange. Und weißt warum? Weil ſie ein Bedürfniß iſt. Und weißt nun, wohin das Städtchen kommt? Dahin, wo die Groceric ſteht. Die Farmer haben nicht Zeit, alle Wochen zwanzig Meilen weit zu fahren. Darum kommen ſie zum Grocer, und kaufen von ihm ihre Bedürfniſſe an Werkzeug, Kleidung, Schuhen, Getränken und Haushaltungsgegenſtänden. Bald, wirſt du ſehen, ſetzt ſich neben dem Grocer

ein Schmied ſeß, dann ein Schneider, dann ein Gaſtwirth, und ſo geht das Ding fort. Dann finden die Farmer um die Grocerie herum, daß eine Schule ſich ganz gut da ausnehmen würde, weil der Platz in der Mitte liegt und die Kinder doch was lernen müſſen. Neben die Schule oder vielmehr über die Schule baut man die Kirche, dann ſiedelt ſich ein Doktor an und eben ſo ſchnell ein Advokat, der aber lieber wegbliebe, denn er iſt für keine Anſiedlung ein Glück, und ſo lang ich lebe, ſoll mir kein ſolcher Prozeßerzeuger in die Nähe kommen. Sieh, ſo macht ſich eine amerikaniſche Niederlaſſung ganz von ſelbſt, weil ſie naturgemäß iſt. Eure Kolonie aber — und bis jetzt iſt's noch bei allen mir bekannten Niederlaſſungen von friſch Eingewanderten gerade ebenſo ergangen, — iſt eine künſtliche, gemachte; darum gedeiht ſie nicht. Ihr habt ſchlechten Boden und keinen Fluß, und ſtatt mit Gewinnung von Handwerksleuten anzufangen, habt ihr mit der Kirche begonnen. Betrogen wird Jeder, der grün in das Land kommt. Einem Amerikaner ging's unter denſelben Verhältniſſen in Deutſchland auch ſo. Darüber könnt Ihr Euch alſo nicht beklagen, wohl aber darüber, daß Ihr ſo dumm und eingebildet geweſen ſeyd, gleich zuſammen in einem fremden Lande eine Stadt gründen zu wollen, ſtatt daß Jeder einzeln vorher ein paar Jahre lang ſich Mühe gab, das Land und die Leute und die Verhältniſſe durch eigene Erfahrung kennen zu lernen."

Hier machte der alte Mann eine Pauſe, indem er einigen ſeiner Leute, an denen ſie vorbeikamen, verſchiedene Weiſungen gab.

„Ich hab' mich ganz heiſer geſprochen vorhin," fuhr er dann fort. „Wirſt denken: iſt auch ein alter Narr, ſich ſo um

andrer Leut' Sachen bekümmern, die ihn nichts angehen! Aber mein's gut. Mein's auch mit dem Jungen gut, wenn ich ihm rathe, bei uns zu bleiben. Sieh, 's wird jetzt schon viel in der Nachbarschaft gebaut und wenn einmal das Städtchen begonnen wird, wird noch mehr gebaut werden. Da braucht man nun Bretter und Latten, die wir bisher von weiter Ferne beziehen mußten, gerade wie Ihr auch. Meinst also nicht, daß eine Sägmühle sich rentiren müßte? Dann ist noch was Anderes da. Sieh', wir erzeugen viel Korn und Waizen, und handeln damit, und doch müssen wir das Mehl kaufen, denn wir haben keine Mahlmühle. Meinst du nicht, es wäre profitabler, das Korn und den Waizen bei uns zu mahlen und als Mehl zu verkaufen? Sag' dir eine Sägmühle wie eine Mahlmühle macht ein mächtig gut Geschäft bei uns, und wenn der Junge seine Sache versteht, so will ich ihm auch unter die Arme greifen und meine Nachbarn thun's ebenfalls. Wir brauchen nothwendig eine Mühle, werden ihm also das Bauholz fast umsonst geben! Oder er kann den Wald dort oder den Wasserfällen kaufen! Ist feil, ich glaub' der Acker zu fünf Thalern. Mächtig schöner Wald, prächtige Stämme drinn, kein Busch wie bei Euch!"

„Ich hätte eine Bitte an Euch, Freund Kornmann," sagte jetzt der Förster. „Doch Ihr wißt noch nicht, warum mein junger Freund von unserer Colonie fortgeht?"

„Ich brauch's eigentlich nicht zu wissen," versetzte der alte Farmer. „'S geht mich nichts an. Jedenfalls ist keine Schlechtigkeit die Ursach! Das sieht man dem Jungen im Gesicht an."

Der Förster hielt es aber doch für nothwendig, den Farmer von dem, was vorgefallen, zu unterrichten, und vielfach

war das Kopfſchütteln des derben Penſylvaniers, wie er die Handlungsweiſe des Bürgermeiſters erfuhr. „Seht, ſo verhält ſich die Sache,“ fuhr der Förſter fort, als er mit ſeiner Erzählung fertig war. „Ich fürchte nur, der Junge möchte zu ſtolz ſeyn, von mir ein Darleben anzunehmen. Drum möchte ich Euch eine Summe Gelds übergeben, und ihr könntet dann dem tüchtigen Burſchen damit aushelfen, wie wenn's ein Anleihen aus Eurer Taſche wäre. Der Junge hat ein paar hundert Thaler erſpart, aber das langt nicht zu ſeinem Bau; denn wenn er eine Mühle hier errichtet, ſo ſoll er eine rechte herſtellen. Aber mit zwölf hundert oder fünfzehn hundert Thalern kann man ſchon was anfangen, wenn der Platz und das Holz nicht zu theuer iſt. Somit, — nun da habt Ihr einſtweilen tauſend Thaler, damit Ihr ſie dem Jungen nach Bedarf überreicht. Ich betrachte das Geld als ein Heirathgut, das ich dem Mädel mitgebe, wenn ſie einander dereinſt nehmen. Und langt's nicht, nun ſo greif' ich eben noch einmal in die Taſche. Sie und der Ferdinand bekommen ja ſpäterhin doch Alles.“

„Will's thun,“ erwiederte der Farmer, indem er die Banknoten, die ihm der Förſter hinhielt, bedächtig zählte, und dann ſorgfältig in ſein Taſchenbuch ſchob. „Und damit ich die Wahrheit ſage, ich thu's eigentlich mächtig gern! Hoffe, die Noten ſind gut! Und ſieh', was für ein prächtiger Burſch der Junge iſt! Mißt wahrhaftig den Platz ſchon aus! Oho, Junge,“ ſchrie er laut, daß es im nahen Walde widerhallte. „Biſt ſchon dran? Hab' ich dir nicht geſagt, daß es ein mächtig guter Platz ſey? Iſt's nicht eine Waſſerkraft, wie du nicht leicht eine zweite findeſt?“

Sie waren in dieser Zeit ganz in die Nähe der Wasserfälle gekommen, von denen der Farmer vorhin gesprochen hatte. Ober denselben stand Christian und maß in der That bereits den Platz, durch den er den Mühlkanal zu führen gedachte. Er gestand es sich selbst, nicht leicht eine günstigere Gelegenheit zu Errichtung von Mühlwerken, die die ganze Gegend versehen konnten, finden zu können. Der Platz war wie dazu gemacht. Der Fall, den das Wasser hatte, die Leichtigkeit, einen Canal zu bauen, die Nähe des schlagbaren Holzes, der schiffbare Fluß gleich unten, man konnte es nicht besser beisammenfinden! Die große Nutzbarkeit sprang in die Augen. Dazu kam noch die Schönheit der Gegend und die Nähe von Germania. Somit war der Handel bald abgeschlossen, als der alte Farmer seinen Preis nannte und gleich den andern Tag wollte Christian in die nahe Stadt, um sich wo möglich einen oder zwei Leute zu miethen, die ihn bei seinem Bau unterstützen sollten.

„So, das wäre abgemacht," sagte der alte Farmer, „und den Wald dort drüben, den kaufe ich dir auf Credit und bin Bürge dafür. Wirst in ein paar Jahren ein gemachter Mann seyn, Christian Rau. Möcht' dich in zehn Jahren nicht für zehntausend Thaler auskaufen. Gib' Acht, wie froh der Bürgermeister noch an dir ist? Und nun kommt in die Grocerie; wollen Eins nehmen auf den Handel hin. 'S ist sonst kein Glück und Segen darin, wenn man nicht einen Schluck drauf setzt."

Sie gingen nun der Grocerie zu, die am Flusse, hart unter den Fällen am Landungsplatze der kleinen Schiffe lag. Hier kreuzten sich zugleich zwei Plankroads, d. i., zwei aus Holzstämmen hergerichtete Straßen, die in's Innere des Landes führten.

Der Grocer auf dem Lande iſt Wirth und Krämer zugleich. Er führt alle nur irgend denkbare Haushaltungsgegenſtände (Möbel ausgenommen) vom Zucker und Kaffee bis zum Salz und Pfeffer, von fertigen Kleidern und Hemden bis zum Beſen und der Bratpfanne. Dabei vergißt er aber auch nicht die Dinge, welche Leib und Seele zuſammenhalten, und an dieſen profitirt er oft mehr, als an allen ſeinen übrigen Waaren. Seine Hauptſpeiſen ſind Schinken, Käſe und geräucherte Häringe, ſein Hauptgetränke iſt Schnaps und zwar Whiskey (Kornbranntwein) und nachgemachter Brändi (Cognak). Das Wirthſchaftslokal iſt zugleich das Waarenverkaufslokal, das Ganze iſt nur ein Store, d. i. ein großes Zimmer, in welchem die Waaren in Kiſten und Fäſſern an den Wänden herum aufgeſtapelt ſind und durch welches eine große Bar, d. i. ein Schenktiſch hindurch läuft, auf welchem links die Schnapsgläſer prangen und wo rechts die Waage für den Käſe und den Zucker und die ſonſtigen Waaren ſich befinden, denn die Bar iſt nicht blos Schenk- ſondern auch Ladentiſch. Natürlich iſt ein ſolcher Landſtore und Grocerieladen der Sammelplatz für die ganze Nachbarſchaft auf eine Runde von neun oder zehn Meilen. Von hier aus werden alle Bedürfniſſe bezogen, alſo findet man auch hier immer Geſellſchaft. Hier werden alle Neuigkeiten beſprochen, und hier iſt der Ort, wo über politiſche Streitfragen diskutirt und über Staats- und andere Wahlen entſchieden wird. Sommers ſtellen ſich die Gäſte die breiten hölzernen Armſtühle vor die Ladenthüre auf den mit Brettern belegten Vorplatz, und geben nur hie und da in Compagnie in's Innre, um ihre trockene Zunge mit einem Trunk anzufeuchten. Winters ſitzt Alles um den großen Ofen herum,

kaut Tabak und ſpritzt den braunen Saft in die helle Kohlenzuth hinein. So iſt es Sitte im Lande Amerika.

Heute war der Store ziemlich leer, wenigſtens waren keine oder faſt keine Trinker da. Nur ein einzelnes Individium ſaß in einem der Lehnſtühle am offenen Fenſter, durch welches es ſeine dünnen Beine lang hinaus in's Freie ſtreckte, während ſein Oberkörper ganz zurücklehnte und der etwas abgeſchabene und ſtark mitgenommene Hut ſo auf dem Hinterkopfe herumbalancirte, daß eine große Geſchicklichkeit dazu gehörte, denſelben im Nacken feſtzuhalten. Der alte Farmer trat zum Schenktiſche, hinter welchem ſich der rührige Wirth und Grocer bereits aufgepflanzt hatte.

„Guten Morgen, ihr Herren," rief der Letztere. „Auch ſchon auf den Beinen, Schwiegervater?"

„Ja," erwiederte der Letztere, „und bereits ein mächtig gut Morgengeſchäft abgemacht. Wirſt auch deinen Nutzen davon haben und nicht den kleinſten. Der Bretterhandel und die Mahlmühle werden mächtig viel Leute herführen. 's gibt einen Geſchäftsplatz. In fünf Jahren haben wir eine Stadt hier. Doch, wollen das Trinken nicht vergeſſen. Was nehmt Ihr Leute? Brändi oder Whiskey? Mir gib einen Tropfen Gin (Wachholderbranntwein) mit heiß Waſſer und Zucker. Trinkſt auch eins mit, Freund?"

Die letzten Worte waren an das Individuum mit den dünnen Beinen und dem ſchäbigen Hute gerichtet, denn wenn in Amerika ein Gaſt in eine Wirthsſtube tritt und ſeinen Mitkommenden tractirt, d. h. regalirt, ſo erfordert es die Höflichkeit, alle übrigen Anweſenden, ſelbſt den Wirth nicht ausgenommen, ebenfalls zu einem Trunke einzuladen.

„Versteht sich," rief der Fremde aufspringend und sein Primchen (den Kautabak) aus dem Munde nehmend. „Gib mir Whiskey, aber ohne Wasser. Lieb' das Wasser nicht. Ist zu naß für meine Constitution. Fremd hier?" wandte er sich dann an den Förster und seinen Freund Christian. „Grün aus Deutschland herüberackommen, eh? Wohinaus? Land kaufen? Weiß eine ganz prächtige Gelegenheit. Nicht? Schon angekauft? Wo?"

Alle diese Fragen wurden in Einem Athemzuge herausgestoßen, und kaum wartete der Mann die Antwort des Försters ab, so war er schon wieder mit neuen Fragen bereit.

„Germania?" fuhr er fort. „Pompöser Titel! Europa wär' am Ende noch besser gewesen. Oder Universum! Werd' Euch besuchen. Schon ein Doktor da? Ja? Auch ein Pfarrer? Bin schon Alles gewesen, nur noch nicht Pfarrer. Werd' aber auch dieses noch versuchen. Auch schon da? Oder Baumeister? Kann was in dem Fach leisten. Oder Advocat? Ganz mein Element. Komm' schon in den nächsten Tagen. Sollt meine Dienste haben. Bin zwanzig Jahre im Land. So gut wie eingeboren. Werd' Euch mit meiner Person beglücken!"

Mit diesen Worten biß er sich ein neues Primchen ab, schob es in den großen Mund und ging zur Thüre hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen.

„Wer ist das?" rief der erstaunte Förster. „Ein solches Individuum ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen."

„Du wirst noch viel erleben", lächelte der alte Farmer, „wenn du länger im Lande bist. Der da ist eine von den vielen Landplagen, die man wohl thut, sich so fern als möglich

zu halten. Iſt wahrſcheinlich in Deutſchland ein Schreiber oder ſo was geweſen und treibt ſich nun im Lande herum und liebt es beſonders neue Anſiedlungen aufzuſuchen. Heut' iſt er Quackſalber und verkauft Pillen, die gegen alle Schäden gut ſind. Morgen fungirt er als Prediger, am dritten Tag als Geſetzverdreher; dann macht er ſein Leben weiter als Schauſpieler, und weiterhin als Landagent oder als Büchercolporteur, oder als Zeitungsſchreiber oder als Stumpredner für einen politiſchen Candidaten. 's treiben ſich viele ſolcher Schwindler und Lumpen im Lande herum, mächtig viele, mehr als wir brauchen können. Doch kommt, wollen noch einen nehmen. Auf die Wohlfahrt der Mühle!"

Nun ſchieden ſie. Der Farmer ging ſeinen Geſchäften nach, Chriſtian machte ſich auf in die nächſte Stadt, um ſeine Vorbereitungen zum Baue zu treffen, und der Förſter fuhr nach dem entlegenen Platze, von wo die Colonie Germania ihre Bretter bezog.

Es iſt in der That außerordentlich, welche große Veränderung in einer Geſellſchaft oft durch den Abgang eines Einzelnen oder umgekehrt durch den Eintritt eines Andern hervorgebracht wird. Es war nur ein Einzelner, der von der Colonie Germania abging, und wiederum nur Einer, der in dieſelbe einrat, und doch wurde die Phyſiognomie des ganzen Anweſens dadurch eine andere. Freilich waren die Charakterzüge, die nun in der Colonie zu Tage traten, Eigenſchaften, die längſt vorhanden waren, Eigenſchaften, die nur ſchlummerten und eines gar kleinen Anſtoßes brauchten, um ganz fertig und entwickelt auf dem Schauplatz des Lebens aufzutreten.

Allein wäre Chriſtian nicht von Germania abgegangen und wäre ein gewiſſes anderes Individuum nicht für ihn eingetreten, ſo wäre es vielleicht doch möglich geweſen, jene Eigenſchaften und Charakterzüge entweder ganz zu unterdrücken oder doch noch eine gute Zeitlang zurückzuhalten. So wie aber die Sachen nunmehr ſtanden, hatte das Schickſal, welches der Colonie früher oder ſpäter blühte (weil nicht allein ihre Gründung nicht auf einem natürlichen Bedürfniß beruhte, ſondern auch weil ihre Einrichtung und Aufnackelung aller Erfahrung entbehrte und von Leuten gemacht war, die mit den amerikaniſchen Verhältniſſen ganz und gar nicht vertraut waren), einen ganz ſchnellen Verlauf.

Schon gleich den andern Tag nach dem Abgang Chriſtians zeigte ſich eine bedeutende Mißſtimmung unter den Coloniſten. Der Bürgermeiſter that zwar, als bemerke er Nichts, allein die Sache trat zu auffallend hervor, als daß er ſich die Wichtigkeit derſelben hätte verheimlichen können. Doch dachte er, es ſey wohl am gerathenſten, die erſte Aufregung verdampfen zu laſſen, ehe er einen Schritt zur Beruhigung thue. Somit ließ er die Leute gewähren, wenn ſie müßig umherſtanden oder ſich in Gruppen unterhielten, ohne an irgend eine Arbeit zu denken, und beſchäftigte ſich ſelbſt damit, ſeine Kiſten und deren Inhalt in ſein neues Haus zu ſchaffen und dieſes ſo comfortabel, als es gehen wollte, einzurichten. Beſonders thätig erwies ſich dabei Frau Karoline Heringen, an welche natürlich gleich von Anfang an die Bitte geſtellt worden war, mit Pauline das für dieſe beſtimmte Schlafzimmer zu theilen, einer Bitte, welcher die ſchöne Wittwe auf's bereitwilligſte entſprach. Das andere Schlafzimmer war ein für den Bürgermeiſter und ſeinen Sohn gemeinſames, denn der Förſter hatte es

in der erſten Stunde ſchon ausgeſchlagen, der Dritte im Bunde zu ſeyn. Er wollte bei den Uebrigen unter dem Zelte wohnen bleiben, bis Alle mit Häuſern verſehen wären. Auch Ferdinand hätte ſich lieber zu dem großen Haufen gehalten, wenn ihn nicht der Machtſpruch ſeines Vaters genöthigt hätte, im Hauſe zu wohnen.

So ſtanden die Sachen am erſten Tage nach dem Abgang Chriſtians. Kein Menſch arbeitete in dem neu angelegten Garten, noch dachte Jemand daran, Holz zu bauen, um daſſelbe zu den weiter zu erbauenden Häuſern herzurichten. Der Förſter war eben erſt mit einer Fuhre Bretter zurückgekehrt und wurde mit Fragen nach Chriſtians neuem Aufenthaltsorte überhäuft.

„Der hat den beſten Theil erwählt," riefen Einige.

„Mich ſoll dieſer und jener, wenn ich nicht auch bald davon laufe," murmelten Andere.

Die Meiſten ſagten gar nichts, ſondern überlegten die Sache blos in ihrem Innern, denn eine „Freude" an ihrer Niederlaſſung und beſonders an dem „Ort" ihrer Niederlaſſung hatte faſt keiner mehr, ſeit der alte Farmer ſo „unverblümt" geſprochen hatte. Ueberdieß wer ſollte nun dafür ſorgen, daß ſie Alle vor Eintritt des Winters unter Dach und in ihre eigene Behauſung kämen, da der Einzige, welcher zur Leitung ihrer Bauanſtalten geeignet war, ſie gezwungener Weiſe verlaſſen hatte? Sollte man einen Baumeiſter und Zimmermann kommen laſſen? Aber woher? Der junge Ferdinand verſtand zwar auch Etwas von der Sache, aber doch nur ſo viel, daß er als Beirath und Ballier gelten konnte, nicht aber als Meiſter und Vorſteher. Dazu gehörte eine energiſche und beſonders vor Allem eine erfahrene Perſönlichkeit, welche die amerika-

niſche Manier „ſich in allen Lagen ſelbſt zu helfen“ los hatte. Somit hielten Viele ihre Lage für nicht ganz unbedenklich, beſonders, wenn es wahr war (woran ſie übrigens faſt nicht zweifeln konnten), daß der Winter in dieſer Gegend ſchon im Oktober beginne und vor Ende oder doch Mitte Mai ſelten ſein Ende erreiche. Das waren böſe Ausſichten!

Den Tag darauf blieben faſt Alle nach dem Frühſtück noch eine Weile ſitzen und überlegten ſich, was zu thun ſei; da ſahen ſie eine lange, dürre Geſtalt mit mächtig ausholenden Schritten auf die Colonie zuſteigen. Es war ein Mann vielleicht in den vierziger Jahren, mit runzelvollem Geſicht und grauem Haare. Sein abgeſchabener Hut ſaß ihm ſchief auf dem Hinterkopfe, und ſein halb zerriſſener und ſchäbiger Rock ſchlotterte um einen dürren Leib herum. Der Förſter erkannte den Mann augenblicklich, denn es war daſſelbe Individuum, welches in der Grocerie ſeine Verwunderung erregt hatte. Der Mann erkannte auch ihn im Augenblicke wieder, ging ungenirt auf ihn zu, ſtreckte ihm die Hand hin und grüßte ſodann die ganze Geſellſchaft höchſt herablaſſend und freundlich.

„Da bin ich,“ ſagte er. „Hab's verſprochen und halt' mein Wort. Joſua Schneider hält' immer ſein Wort, wenn er nicht gerade im Gefängniß ſitzt. Wie ſieht's, Jungen? Kommt Ihr ordentlich vorwärts? Wie weit ſeid Ihr? Zelte? Ein Haus wohl? Dacht' mir's. Bringt's nicht zu Stande, wenn Euch der Joſua Schneider nicht hilft! Iſt keine Ordnung im Ganzen, kein Styl. Werd' mächtig viel zu thun haben, bis Alles im Blei iſt. Vorderhand will ich frühſtücken.“

Er ſetzte ſich nun ganz ungenirt an den Frühſtücktiſch und

langte tüchtig zu, ohne daß ihm Jemand zuzureden brauchte. Die Leute ſtanden ganz verwundert umher und ſperrten den Mund auf. Sie wußten nicht, was ſie aus dem Mann machen ſollten.

„Fleiſch nicht übel," ſprach der Fremde, indem er ſich abermals mit einem tüchtigen Stücke verſah, nachdem er das erſte mit Luſt verzehrt hatte. „Brod? Nichts werth. Kein Bäcker da? Kein Gemeindebackofen? Werd's gleich heute noch abändern? Wo iſt der Brändi? Was? Kein Brändi? Aber doch einen Schluck Whisky? Auch kein Whisky? Höllenelement, iſt dieſe Colonie vernachläßigt! Milch und Waſſer? Gott ſei uns gnädig, bis ich hier Alles in Ordnung habe! Werd' aber gleich Morgen ein Sechziggallonenfaß verſchreiben. Höchſt nothwendig, ſchon aus Geſundheits-Rückſichten!"

So ſchwadronirte der Mann in Einem fort und aß dazu, daß es eine wahre Luſt war. Inzwiſchen war auch der Bürgermeiſter dazu getreten und verwunderte ſich nicht weniger, als die Uebrigen, über dieß ſonderbare Gebahren.

„Wer ſind Sie, Herr?" fragte endlich der Bürgermeiſter, als der Fremde endlich eine Pauſe in ſeine Mahlzeit treten ließ und ſich nun bequem auf der Bank zurücklehnte, ſeine Füße auf den Tiſch legend, und in ſeinen Mund ein Primchen ſteckend.

„Wer ich bin?" entgegnete der Andere kaltblütig. „Wer ſind Sie? Squire, oder ſo was? Gemeinde-Vorſtand, eh? Freies Land hier. Lieb' keine Inquiſition. Kann Jeder treiben, was er will. Werd' mich nicht durch Fragen chikaniren laſſen."

„Aber Sie werden doch einen Zweck gehabt haben, als Sie hieher kamen?" meinte nun wieder der Bürgermeiſter.

„Zweck?“ rief der Fremde. „Versteht ſich, hatt' ich einen Zweck. Hab' immer einen, wenn nicht zwei Zwecke. Werd' Eure Prozeſſe führen. Könnt' keinen beſſern Advokaten finden. Was? Keine Prozeſſe? Kleinigkeit. Werd's ſchon richten. Nichts leichter, als das. Soll Morgen ſchon einer da ſeyn. Einſtweilen werd' ich das Uebrige in Ordnung bringen. Den Häuſerbau zum Beiſpiel.“

„Wie, Sie ſind Zimmermeiſter?“ verſetzte jetzt Einer der Coloniſten, die mit ſteigender Verwunderung die abgebrochenen Sätze des Mannes mitanhörten. „Da wäre uns ja auf einmal geholfen.“

„Zimmermeiſter?“ rief dieſer, verächtlich mit den Achſeln zuckend. „Baumeiſter bin ich! Iſt mein Hauptfach. Bin paſſionirt dafür. Hab' die halbe Union erbaut. Alle größeren Städte des Weſtens rühren von mir her. Karthago, Rom, Florenz und Athen! Lauter Schöpfungen von mir. Haben Sie die Guyhall in Chicago geſehen? Hab' ich gemacht. Jedermann kennt den Joſua Schneider. Darf ſagen, hab' einen Ruf, einen Weltruf.“

„Unter ſolchen Umſtänden,“ erwiederte der Förſter, welcher das Urtheil des alten Farmers nicht vergeſſen hatte, und den auferdringlichen Menſchen los ſeyn wollte. „Unter ſolchen Umſtänden können wir arme Coloniſten hier freilich keine Anſprüche machen, daß Sie uns Ihre Hülfe als Baumeiſter angedeihen laſſen. Einen ſolch' berühmten Mann wüßten wir nicht würdig zu belohnen. Und da wir nebendem keine Prozeſſe haben, ſo dürfte Germania kein Aufenthalt für Sie ſeyn.“

„Keine Anſprüche?“ verſetzte der neue Ankömmling, die paar Worte aus der Anſprache des Förſters herausreißend und

die übrigen Worte ganz überſehend. „Ausgezeichnet gacken! Mache durchaus keine Anſprüche. Bin der beſcheidenſte Menſch von der Welt. Ausnehmend berühmt wegen meiner Anſpruchsloſigkeit. Begnüge mich bis auf Weiteres mit Eſſen und Trinken. Alles Andere wird ſich finden. Abgemacht alſo. Werde den Häuſerbau leiten.“

Inzwiſchen hatte der Bürgermeiſter mit ſeinem Schwager leiſe Rückſprache genommen und war in Folge deſſen feſt entſchloſſen, den Abenteurer abzuweiſen. Allein die übrigen Coloniſten, oder wenigſtens der größte Theil derſelben, waren anderer Meinung. Die Großſprecherei des Fremden hatte nicht verfehlt, ihre Wirkung zu thun und man ſah es den Leuten an, daß ſie geſonnen ſeyen, wenigſtens eine Probe mit ihm zu machen. Geſchehen mußte doch Etwas, warum alſo nicht nach der Hülfe greifen, welche ſich ſo unerwartet darbot? Der Mann verlangte ja keine Bezahlung, ſomit war Nichts mit ihm riskirt! Der Bürgermeiſter überzeugte ſich bald von dieſer Stimmung der Coloniſten, und da er ſich bewußt war, durch die gewaltthätige Entfernung Chriſtians die Leute vor den Kopf geſtoßen zu haben, ſo beſchloß er, dieſen Fehler wieder gut zu machen und ſich der allgemeinen Meinung zu unterwerfen. Hiedurch hoffte er, ſich wieder in dem früher genoſſenen Anſehen feſtzuſetzen. Somit ward denn dem Anſinnen Joſua Schneiders willfahrt und derſelbe mit der Oberleitung des Bauweſens betraut. Derſelbe ging auch alſobald in das Geſchäft ein und zog mit einem Theil der Coloniſten in den Buſch ab, um an's Holzſchlagen zu gehen. Hierum war es ihm aber offenbar weniger zu thun, als darum, dieſe Leute für ſich zu gewinnen, und ſich zugleich in Kenntniß von Allem zu ſetzen, was auf

der Colonie bisher vorgegangen war. Wußte er erst dieses, kannte er erst die Verhältnisse, genoß er erst das Vertrauen der Mehrzahl, dann war ihm der Weg von selbst vorgezeichnet, den er zu gehen hatte! Josua Schneider war nicht der Mann, der sich eine Gelegenheit entschlüpfen ließ, auf anderer Leute Kosten zu leben und sich vergnügte Tage zu machen. Nebenbei konnte er vielleicht so viel „baar machen," daß er nachher Jahrelang von dem Profit seines „Geschäftchens" zehren konnte!

Die Richtigkeit dieser Argumentation zeigte sich noch an demselbigen Tage: denn Josua Schneider liebte es nicht, langsam und schleichend seinem Ziele nachzugehen. Im Gegentheil, er schoß förmlich im Sturmschritt d'rauf los, wie der Habicht auf seine Beute. Er wußte, daß er den Leuten nicht Zeit lassen durfte, seinen Charakter zu studieren. Darum pflegte er die Gewohnheit zu haben, die Festungen durch Ueberrumpelung zu attaquiren.

„Männer," sagte er, als sie Abends bei einander saßen. „Muß mehr Ordnung in die Colonie. Gefällt mir ausnehmend gut hier und wird mir noch besser gefallen, wenn einmal der Whiskey da ist. Aber es ist keine Ordnung. Müssen ein Comité haben, ein vom Volk gewähltes Comité. Volk ist souverän. Reich oder arm, kein Unterschied. Laß mich von keinem dominiren, der kein Recht dazu hat. Recht hiezu bekommt er erst, wenn vom souveränen Volk gewählt. Also denkt darüber nach, ein Comité zu bilden. Wen wollen wir drein wählen? Wer soll Präsident, wer Sekretär, wer Schatzmeister werden? Schatzmeisterstelle würde mir ausnehmend conveniren. Aber wollen nicht vorgreifen. Wollen die Sache nicht über's Knie abbrechen!"

Durch ſolche und ähnliche Reden weckte er Gedanken in den Colonisten, die bisher in ihrem Innerſten begraben lagen und ohne ihn vielleicht noch lange dort geſchlummert hätten. Und je mehr der Bürgermeiſter, angeekelt von dieſem Thun und Treiben und indignirt von der Undankbarkeit der Leute, die meiſt auf ſeine Koſten lebten, ſich in ſein Haus zurückzog und von den Andern abſonderte, um ſo größer wurde die Kluft, welche ſich zwiſchen ihm und ſeinen Leuten bereits zu öffnen angefangen hatte. Es mußte dieß Jedem klar werden, der mit ungetrübtem Auge die Verhältniſſe beſah; am allerklarſten aber war es von Anfang an der Wittwe Heringen. Sie hatte ſich, während Alle um den neuen Baumeiſter beſchäftigt waren, leiſe fortgeſchlichen und der Vikarius war ihr alsbald auf Umwegen gefolgt.

„Es geht ſchneller zu Ende,“ ſagte ſie, als ſie Beide in dem Dickicht vor allen Blicken verborgen bei einander ſaßen. „Viel ſchneller geht's, als ich mir dachte. Wir müſſen uns auf den letzten Akt vorbereiten. Sonſt entgeht uns die Beute, ehe wir's uns verſehen. Der Bürgermeiſter iſt im Stande, die ganze Colonie aufzugeben und Knall und Fall weiter zu ziehen. Dann gute Nacht Reichthum! Eine ſolche geſchickte Gelegenheit, wie auf dieſem einſamen Ort hier, wo zudem kein Menſch auf uns Verdacht haben kann, finden wir nie wieder.“

„Aber der Kerl, der Baumeiſter!“ warf der Vikarius ein. „Den hat der Teufel hiebergeführt; denn der Burſche iſt klüger, als er ſich ſtellt, und ſeinen Luchsaugen entgeht Nichts.“

„Bah!“ meinte die Wittwe. „Mit fünfzig Thalern iſt er auf unſerer Seite. Wir können ihn für unſern Zweck benützen, ohne uns von ihm in die Karten ſehen zu laſſen.

Sollte je nur ein Schatten von Verdacht auf uns fallen, ſo ſchwört er um's Geld tauſend Eide zu unſeren Gunſten. Aber — laſſen Sie nur mich machen. Aller Verdacht ſoll Einen treffen, der dem Bürgermeiſter ohnehin ein Dorn im Auge iſt."

„Sie wollen Gewalt anwenden?" fragte der Vikar, unwillkührlich erblaſſend.

„Und davor erſchrecken Sie, wie ein Kind?" lächelte die Wittwe höhniſch. „Oh, Ihr feigherzigen Männer! Ihr meinet, das ſtarke Geſchlecht zu ſeyn und bebt vor einem Aderlaß zurück! Doch ſeyn Sie ruhig. Zum Aeußerſten ſchreiten wir nur im dringendſten Nothfall. Allein wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich will Ihnen meinen Plan auseinanderſetzen."

Sie ſprachen nun lange und leiſe zuſammen; je weiter aber das ſchöne Weib in ihrem Vorſchlage kam, um ſo zufriedener leuchteten die gierigen Blicke des Vikarius.

„Wie wollen Sie ſich jedoch die Dinge verſchaffen?" meinte endlich der Letztere. „Der Chriſtian wird nicht hierherkommen und Ihnen ſein Meſſer und ſein Halstuch und dergleichen überliefern. Man müßte ihm die Sachen abnehmen, ohne daß er's merkt!"

„Dafür laſſen Sie nur mich ſorgen," flüſterte die Wittwe. „Ich werde Ihnen Alles zu rechter Zeit überliefern, und Chriſtian ſoll als der Dieb und Einbrecher gelten und ſogar als ſolcher überwieſen werden. Sorgen Sie nur für den Schlaftrunk, und vor Allem für das Fuhrwerk, damit wir nach der That nicht gehindert ſind, uns ſchnell unſichtbar zu machen; denn ich möchte nicht vor den Gerichten herumgezogen werden, wenn auch nur als Zeuge. Hier ſind die Schmuckſachen," fuhr ſie fort, aus ihrem Buſen eine ſchwere goldene Uhr mit

Kette und andere Kleinodien ziehend. „Hier hätte sie Niemand gesucht, wenn man vor vier Wochen den Diebstahl an dem Förster, wo Sie den dummen Mißgriff begingen, mit einer Haussuchung beendigt hätte.“

„Ob, ein Mißgriff war's allerdings,“ grinste der Vikar, „daß ich die Kisten verwechselte. Aber ein Meisterstreich war's, den Juden in Verdacht zu bringen.“

„Seyn Sie vorsichtig im Verkauf,“ ermahnte die Wittwe, sich zum Heimgehen anschickend. „Und vergessen Sie nicht, sich nach dem nächsten Dampfboote zu erkundigen, das in den Süden fährt. Haben wir das Geld des Bürgermeisters, so muß der Schauplatz unseres Auftretens weit von hier seyn, wo uns kein Mensch kennt.“

Sie suchten den Heimweg. Den andern Tag in aller Frühe war der Vikar auf einige Tage verreist. Er wollte, wie er sagte, in der nächsten Stadt Briefschaften besorgen und zugleich einige Einkäufe machen; denn da er Hoffnung habe, von einer andern Ansiedlung in ziemlich weiter Entfernung ebenfalls als Seelsorger angenommen zu werden, so brauche er nothwendig ein Wägelchen, um beiden Gemeinden gerecht zu werden.

Es war um einige Tage später. Der Bürgermeister ging unruhvoll in seinem Zimmer auf und ab. Der Förster war mit Ferdinand auf die Jagd gegangen, um dem Treiben hier aus dem Wege zu gehen. Pauline saß still und nähte, und die schöne Wittwe folgte dem unstäten Gang des Bürgermeisters mit lauernden Blicken. Es war aber kein Wunder, daß der Letztere so unruhvoll aussah; denn sein ganzer Traum von

einem glücklichen „Germania“ ſchien in Nichts aufgehen zu wollen. Zwar hatte ſich äußerlich nur wenig verändert. Die Arbeiten gingen ihren Gang vor ſich, aber man konnte kein Reſultat ſehen. Der neue Baumeiſter war entweder ſehr ſaumſelig oder griff er die Sache falſch an; denn von der Errichtung eines neuen Hauſes war offenbar noch lange keine Rede, und wenn es ſo fortging, ſo hatten ſie den Winter vor der Thüre, ehe noch für das nur Allernothwendigſte geſorgt war. Kein Wunder, daß die Leute mißmuthig wurden, und daß der Bürgermeiſter ſelbſt anfing, weniger zutrauensvoll in die Zukunft zu ſehen! — Es war eine faſt unheimliche Stille, denn jede der drei Perſonen, die hier beiſammen waren, hing ihren eigenen Gedanken nach. Plötzlich ging die Thüre auf und vier Männer traten herein, in ihre Sonntags-Gewande gekleidet. Sie mußten wohl was Beſonderes auf dem Herzen haben, da ſie ſich ſo feſttäglich angezogen hatten! Dem Bürgermeiſter fuhr es, wie ein Stich, durch's Herz, als er die Männer erblickte; denn er errieth ſchon aus ihren Geſichtern, was ſie wollten. Und doch waren gerade dieſe vier Familienväter die Beſten unter den Coloniſten, die Beſten ſowohl was das Vermögen und die äußern Verhältniſſe, als auch, was die Geſinnung und die Erziehung anbelangte!

„Was führt Euch zu mir, Freunde?“ fragte der Bürgermeiſter, ſich zu einem ſchwachen Lächeln zwingend. „Iſt was Beſonderes vorgefallen, daß Ihr ſo feſtlich angethan ſeyd?“

„Bürgermeiſter,“ erwiederte Einer von ihnen, der dazu erwählt worden war, das Wort zu führen. „Wir wollen nicht lange hinter dem Berge halten, wir kommen, um Abſchied zu nehmen; denn wir haben uns entſchloſſen, weiter zu ziehen.“

„Alſo, wie ich mir's dachte," ſeufzte der geplagte Mann. „Habt Ihr Euern Schritt auch wohl überlegt?" ſetzte er dann laut hinzu.

„Wir haben," entgegnete der vorige Redner. „Es iſt Alles wohl erwogen und bedacht; denn wir konnten uns nur mit ſchwerem Herzen dazu entſchließen, Euch zu verlaſſen, Bürgermeiſter. Aber es geht nicht anders! Seht, das Land hier iſt nicht das beſte. Der Vikar mag nun uns betrogen haben oder ſelbſt betrogen worden ſeyn, das wollen wir nicht unterſuchen; aber — dadurch wird das Land nicht beſſer. Dann weiter, die Wirthſchaft, wie ſie wirklich geführt wird, will uns nicht behagen. Ihr ſeyd ein Bischen zu barſch und hitzig geweſen, Bürgermeiſter, als Ihr den Chriſtian fortſchicktet. Er verſtand ſein Sach' und wir verſtanden ihn. Den neuen Baumeiſter verſtehen wir nicht und halten dafür, daß nicht viel hinter ihm ſteckt, außer preußiſcher Windbeutelei, an die wir uns nicht gewöhnen können. Dann kommen auch unſere Weiber mit in's Spiel. Die ſind des Zuſammenwirthſchaftens herzlich ſatt und möchten gerne Jede wieder für ſich ſeyn. Wir gehören gewiß nicht unter die, welche große Anſprüche machen, aber ſein eigenes Stübchen will halt Jedermann. Alſo nichts für unzut, Bürgermeiſter. Wir wünſchen Euch alles Glück und viel Segen, aber wir wollen's nun jeder aparte für ſich probiren und denken, als Handlanger und Taglöhner ſchon ſo viel verdienen, daß wir unſer Leben durchſchlagen. Die paar Thaler, die Ihr für uns in der gemeinſchaftlichen Kaſſe liegen habt, wollen wir vorderhand nicht angreifen, ſondern uns lieber abmühen und quälen, bis wir ein Bischen Erfahrung haben. Dann ſind wir doch ſicher, daß wir, wenn wir uns dann an-

kaufen, das Geld beſſer anlegen, als wir hier auf „Germania“ thun würden. Von dem, was bisher verbraucht worden iſt, zieht unſern Part ab, und gebt uns den Reſt heraus. Es wird uns freilich nicht allzuviel bleiben, aber wir müſſen halt dieſen Verluſt als Lehrgeld betrachten.“

Der Bürgermeiſter ſagte keine Silbe, ſondern wie er die Männer ſo feſt entſchloſſen fand, ergriff er Feder und Tinte, nahm ſein Buch zur Hand, worin alle Ein- und Ausgaben verrechnet waren und zahlte den vier Kolonisten den Reſt ihrer Einlage heraus.

„Wo werdet Ihr hinziehen?“ fragte Pauline, „oder habt Ihr Euch noch keinen Ort erwählt?“

„O freilich,“ entgegneten die Männer. „Wir ziehen in's Thal hinab, wo wirklich die Mühle gebaut wird. Da giebt's den ganzen Herbſt und Winter zu thun und ſo viel wir wiſſen, iſt auch ein Häuschen da, welches uns der alte Farmer überlaſſen will.“

Dem Bürgermeiſter war alles Blut in den Kopf geſtiegen, wie er hörte, wohin die vier Familienväter zu ziehen gedachten. „So, der Chriſtian zieht Euch an ſich?“ rief er. „Es iſt alſo eine abgekartete Sache? Der Burſche will Germania ruiniren, weil ich ihm meine Tochter nicht gegeben habe! Geht nur, aber ſagt ihm, eine ſolch' kleinliche Rache zeige mir, wie recht ich gehabt habe, ihn fortzujagen.“

„Bürgermeiſter,“ erwiederte der Sprecher der vier Männer, „Ihr urtheilt halt immer zu voreilig, und 's iſt kein Wunder, wenn man Euch hoffärtig und ſtolz heißt. Dem Chriſtian thut Ihr ein ganz ſchwer Unrecht an, denn nicht nur lockte uns der nicht fort, ſondern er weiß ſogar keine Silbe davon, daß wir

nur geben. Seit er von hier fort ist, haben wir ihn mit keinem Auge gesehen, und ich glaube grad' umgekehrt, wenn er wüßte, was wir im Schilde führen, so würde er uns zureden, hier zu bleiben: so redlich und ehrlich denkt er gegen Euch, Bürgermeister, ganz anders, als Ihr gegen ihn denkt. Wenn Ihr aber wissen wollt, warum wir trotz allem dem in's Thal hinabziehen und uns beim Mühlenbau verwenden lassen wollen, so kann ich's Euch sagen. Euer eigener Schwager, der Förster, hat uns die Gegend dort so schön und fruchtbar geschildert und uns so viel von dem geschäftigen Leben, das dort sich ausbilde, erzählt, daß in uns der Entschluß fest wurde, dahin zu gehen und uns vielleicht auch später dort ganz anzusiedeln. Dieß ist die lautere Wahrheit."

Abermals war der Bürgermeister genöthigt, stille zu schweigen, denn er fühlte, daß der Mann nicht Unrecht hatte. So nahmen denn die Viere Abschied und baten sich's nur als letzte Gunst aus, den Wagen zum fortführen ihrer Habseligkeiten benützen zu dürfen. Gerade wie sie gingen, trat der Doktor in's Zimmer.

„Eine Abschiedsscene, wie ich vermuthe?" sagte der Letztere. „Es macht sich Eines nach dem Andern weg und wenn's eine Zeitlang so fortgeht, so wird die „Einigkeit" Germanias bald praktisch darzustellen seyn, denn dann bleiben nur wir zurück. Ich kann aber kaum sagen „wir": denn auch ich bin genöthigt, meinen Hauptwohnsitz im Thale unten aufzuschlagen: ob ich gleich natürlich jede Woche bieher reiten oder fahren werde."

„Auch Sie, Doktor, wollen mich verlassen," rief der Bürgermeister schmerzlich bewegt. „So bin ich denn dazu verdammt, alle Menschen von mir abzustoßen!"

„Nicht doch, Bürgermeiſter," erwiederte der Arzt. „Sie faſſen die Sache ganz falſch auf. Bei mir handelt es ſich nur um Verlegung meines Wohnſitzes in's Centrum meiner Praxis, ſtatt daß ich denſelben bisher am äußerſten Ende derſelben gehabt habe. Es läßt ſich nicht läugnen, daß die Anſiedelungen bei Littlefalls ſich bedeutend mehren und jetzt ſchon eine ziemliche Anzahl Farmen repräſentiren, die alle in einem Umkreis von zwanzig und mehr Meilen zu meinen Kunden gehören. So bin ich wohl oder übel gezwungen, mich in die Mitte dieſer Farmen und Niederlaſſungen zu poſtiren, damit ich Jedem genützen kann. Und da ich auf der Groceric dort unten Wohnung und Stallung zugleich fand, ſo beſann ich mich nicht lange, zuzuſagen. Uebrigens Abſchied nehmen wir deßwegen keinen; wir ſehen uns hoffentlich alle Wochen, auch wenn keine Kranken auf Germania ſind."

„Man ſpricht ſeit ein Paar Tagen von Nichts, als von dem Littlefalls und dem Thale dort," meinte nun die Wittwe Heringen, „ſo daß man ganz begierig wird, das Ding nur auch einmal zu ſehen. Iſt's denn ein Handelsplatz? Oder was iſt ſonſt ſo anziehungswerthes daran, daß Alles dahinzieht?"

„Ein Handelsplatz kann's vielleicht einmal werden," lachte der Doktor. „Vorderhand beſteht aber derſelbe aus einem einzelnen Kaufmannshauſe, in welchem man jedoch in der That vielerlei haben kann, denn ſo ein Grocer führt Tauſenderlei. Sie würden ſtaunen, wenn Sie es ſähen!"

„Auch Schuhe und Bänder und Schnüre?" fragte die Wittwe. „Ich könnte in der That Verſchiedenes brauchen, und wenn Sie mich einmal mitnähmen, ſo wäre ich Ihnen ſehr verbunden, Doktor."

Das war nun bald abgemacht, denn der Doktor wollte ſchon heute Mittag hinfahren, um ſein neues Logis ſoviel möglich in Stand zu bringen, damit er es den Tag darauf beziehen könnte. Der Bürgermeiſter ſah zwar nicht gut dazu, daß Frau Karoline mit dem Doktor in der Welt herumfahre; allein dieſe ließ ſich dadurch nicht irre machen. Sie wollte einmal die neue Niederlaſſung ſehen und zugleich ihre kleinen Einkäufe beſorgen. So fuhren ſie denn gleich nach dem Eſſen ab. Pauline aber hatte ſich nicht bewegen laſſen, ihr auch nur einen Gruß an Chriſtian aufzugeben. Es war Etwas in ihr, das ſie vor der Wunde warnte.

In der That war es wohl der Mühe werth, die kleine Tour zu machen, denn ſchon nach einer Fahrt von wenigen Stunden änderte ſich das ganze Ausſehen der Natur. Dort, wo Germania ſtand: Buſch und Sumpf, hier Wald und Wieſe und Fluß. Dort eine öde Verlaſſenheit, eine Stille zum Verzweifeltwerden, hier in der ganzen Runde rauchende Kamine und Heerden von Vieh auf den Thalabhängen. Es war eine ganz andere Gegend!

„Die Leute haben ſo Unrecht nicht, wenn ſie dieſes Thal unſerem Germania vorziehen," meinte Frau Karoline, die Scenerie mit prüfendem Auge betrachtend.

„Ich meine ſogar, der Bürgermeiſter würde gut daran thun," ſetzte der Doktor hinzu, „die ganze Kolonie aufzugeben, und ſich hier anzuſiedeln. Es kommt doch nur Schaden und Zeitverluſt dabei heraus, wenn er auf ſeinem Eigenſinn beharrt, Germania zu cultiviren. Wollten Sie nicht Ihren Einfluß auf den Mann zu dem Ende verwenden? Ich ſehe gut," fuhr der Doktor lächelnd fort, „und mein Beruf ſchon bringt es mit

ſich, Beobachtungen zu machen, wo andere Leute gleichgültig hinwegſehen. Sie dürfen deßhalb nicht böſe ſeyn, wenn ich von dieſem Ihrem Einfluſſe ſpreche, und wenn ich Sie ſogar bitte, denſelben dazu zu verwenden, daß eine Ausſöhnung zwiſchen dem Vater Paulinens und ihrem Geliebten ſtattfindet. Sie können es dahin bringen, wenn Sie nur wollen. Und ſollte es Sie nicht glücklich machen, das Glück Anderer begründet zu haben?"

Frau Heringen gab keine Antwort. Ein ſonderbares Lächeln glitt über ihre Züge. Ihre Gedanken waren offenbar mit etwas ganz Anderem beſchäftigt, als mit dem Verſuche, Glück, Liebe und Segen in einer Familie einheimiſch zu machen, in welche ſie ſich eindrängen zu wollen den Anſchein gab.

„Ha, was iſt das!" rief ſie plötzlich, auf einen Gegenſtand deutend, der ſich mit raſender Schnelligkeit vor ihnen hinbewegte. Es war, ſo viel man aus dieſer Ferne entdecken konnte, ein Wagen mit zwei Pferden, die offenbar ſcheu geworden über Steck und Stein dahinrannten. Plötzlich ſtürzten ſie zuſammen und Wagen und Pferde lagen auf einem Haufen. Wahrſcheinlich waren ſie an einem Hinderniſſe angerannt und hatten ſo ſich mitſammt dem Gefährte zu Boden geriſſen. Der Doktor trieb ſein Pferd zu größter Eile an, denn daß hier ein Unglück geſchehen ſey, war gar deutlich wahrzunehmen. In wenigen Minuten waren ſie an Ort und Stelle.

Es war in der That ein zweiſpänniger Wagen, ganz ſo aufgetackelt, wie es bei den Hauſirern Brauch und Sitte iſt. Die Pferde, durch irgend eine (dem Doktor unbekannte) Urſache ſcheu geworden, hatten ſich in einem Graben überſtürzt und in ihre eigenen Stränge verwickelt, ſo daß ſie nicht weiter

konnten. Der Wagen lag umgeworfen und neben ihm der Eigenthümer, den die Pferde bis hieher geſchleppt hatten. Derſelbe blutete aus mehreren Wunden und lag bewußtlos, wenn nicht todt neben den Pferden.

Der Doktor ſprang aus ſeinem leichten Wägelchen und war im Nu bei dem bewußtloſen Menſchen, der ſchwer verletzt zu ſeyn ſchien. Er richtete ihn auf, um nachzuſehen, wo die Hauptverletzungen liegen oder ob in der That das Leben bereits entflohen ſey. Der Puls ſchlug übrigens noch und die Bewußtloſigkeit ſchien mehr eine Betäubung zu ſeyn, die in Folge eines Schlages gegen den Vorderkopf eingetreten war.

„Ich glaube, der Mann kann gerettet werden," ſagte der Doktor nach genauer Unterſuchung. „Helfen Sie mir ein wenig; ſo richten wir ſeinen Wagen auf und führen ihn dann behutſam weiter. Zum Glück ſind wir kaum mehr eine Viertelſtunde von der Grocerie entfernt. Doch ſonderbar, des Mannes Geſicht hier kommt mir bekannt vor, und doch kann ich mich nicht erinnern, wo ich denſelben früher geſehen haben ſollte."

Die Wittwe war ebenfalls abgeſtiegen, um dem Doktor behülflich zu ſeyn, den umgeworfenen Wagen wieder aufzurichten. Nunmehr betrachtete auch ſie den Verunglückten näher. Gleich darauf wandte ſie ſich mit einer Gebärde des Abſcheues oder vielmehr des Schreckens ab.

„Es iſt der Jude," ſagte ſie, „der vor einigen Wochen Germania beſuchte und als Dieb fortgejagt wurde. Laſſen wir ihn liegen; der Menſch iſt nicht mehr werth, als auf dem Felde zu verfaulen."

„Weil's ein Jude iſt?" fragte der Arzt, ſeine Begleiterin mit einem Blicke meſſend, der ihr nicht recht gefallen wollte.

„Für mich iſt jeder Menſch ein Menſch, ſeine Religion mag ſeyn, welche ſie wolle.“

„Aber dieſer nicht,“ verſetzte das Weib trotzig. „Er hat ja geſtohlen!“

Der Doktor gab keine Antwort mehr, ſondern richtete den Wagen des Peddlers (denn dieſer war es wirklich) ſo gut als möglich her. Dann löste er die Stränge, in welchen ſich die Pferde gefangen hatten und machte denſelben das Aufſpringen möglich. Als er hiemit fertig war, mußte ihm Frau Karoline behülflich ſeyn, den Juden, der immer noch nicht zum Leben erwacht war, aufzuheben und auf den Wagen zu legen. Nunmehr band der Doktor ſein eigen Fuhrwerk und Pferd an den Peddlerswagen an, und die Reiſe ging langſam weiter. Der Doktor trug Sorge, daß der Verwundete, ſo wenig als möglich erſchüttert werde, denn er hatte noch keinen eigentlichen Verband anlegen können, und ſomit drang bei jedem Stoße Blut aus den Wunden. Zum Glück war der Weg eben und Hülfe nahe. In einer Viertelſtunde hielten ſie vor der Grocerie.

„Bringt ihn in mein Zimmer,“ rief der Doktor, als der Grocer und ſeine Leute herbeieilten. Es lag dieſes neben dem des Chriſtian Rau, der ſich während des Baues ſeiner Mühle ebenfalls hier eingemiethet hatte und in voller Thätigkeit begriffen war. Als er übrigens von dem Unglück hörte, ſprang er ebenfalls herbei, um ſeine Hülfe anzubieten, denn es war nur wenige hundert Schritte von der Grocerie bis auf ſeinen Bauplatz.

Man zog dem Verunglückten Rock und Weſte ab, denn die meiſten Wunden befanden ſich am Oberkörper, während der

Unterkerver ganz unversehrt war. Die Weste war aber an das Unterleibchen festgenäht, so daß beide erst getrennt werden mußten. Jetzt zeigte sich ein Päckchen, das in diesem Zwischenraume wohl versteckt gelegen hatte. Das Päckchen, seiner Schnur entledigt, ging auf und eine schwere goldene Uhr mit Kette, verschiedene Ringe und andere Schmuckſachen fielen zu Boden.

„Ha," rief Christian, „das ist des Försters Uhr! Bei Gott, all' das Geschmeide, das vor vier Wochen auf Germania gestohlen wurde!"

„So wäre der Jude doch der Dieb gewesen?" sagte der Dokter. „Ich hatte immer daran gezweifelt; allein jetzt freilich ist er überwiesen."

Frau Karoline war leichenblaß geworden, als sie der Uhr und des goldenen Geschmeides ansichtig wurde. Sie mußte sich an der Wand festhalten, um nicht umzusinken. Allein bald faßte sie sich wieder, noch ehe Jemand ihre tiefe Bewegung wahrnehmen konnte, da Alle mit dem Pedler beschäftigt waren.

„Sagt ich's Ihnen nicht, Dokter," rief sie, „wir wollten ihn liegen lassen? Der Mensch ist wahrhaftig der Theilnahme nicht werth, die Sie ihm erweisen."

„Im Gegentheil," meinte der Dokter. „Jetzt gerade werde ich ihm meine gedoppelte Theilnahme zuwenden; denn wenn er den Diebstahl beging, so soll er als Dieb gestraft werden. Und um dieß zu ermöglichen, werde ich ihn vorher herstellen. Christian, gehe auf dein Zimmer, und hole mir etwas getragene Leinwand. Du hast vielleicht noch ein Stück von Deutschland her; denn in dem verdammten Lande hier trägt man ja nur baumwollene Hemden! Und Ihr, Grocer,

macht, daß ſchnell warm Waſſer heraufkommt und Eſſig. So nunmehr hoffe ich, den Burſchen bald ſo weit zu haben, daß man ihn in's Zuchthaus ſperren kann."

Alles ſtand dem Doktor in ſeinem Eifer, den Pedler zu verbinden, bei. So fand Frau Karoline Gelegenheit, ſich leiſe hinaus zu machen aus der Patientenſtube. „Sie habe das Metzgerhandwerk nie leiden mögen," ſagte ſie, „und ein Doktor ſey doch eigentlich nichts anders, als ein Stück von einem Metzger." Kaum ſtand ſie außen, ſo betrachtete ſie ſich die dicht benachbarten Thüren. Die nächſte mußte in das Zimmer Chriſtian Raus führen, denn ſie hatte ihn mit der Leinwand hier heraus kommen ſehen. Sie lauſchte aufmerkſam. Kein Tritt ließ ſich hören. Sie trat in die Stube, denn die Thüre war nur angelehnt. In der Eile hatte wohl Chriſtian ſie zu ſchließen vergeſſen. Sie ſchaute ſich ſchnell um. Eine Junggeſellenwirthſchaft blickte ihr entgegen. An der Wand hing ein ſeidenes Halstuch, das, wie ſie ſich erinnerte, Chriſtian einſt von Pauline geſchenkt bekommen hatte. Sie ſteckte es zu ſich. Auf einem Tiſche lagen ein Paar Handſchuhe, die Chriſtian ſchon in Germania getragen hatte. Auch dieſe verſchwanden in ihrer Taſche. Jetzt ſpähten ihre Augen nach etwas Anderem. Es war eine Art Dolchmeſſer, das in der Wand neben dem Bette ſtack. Schnell riß ſie es heraus, wickelte es in Papier und verbarg es an ihrem Leibe. „Gelungen, gelungen!" flüſterte ſie jetzt. „Der elende Pedler hat mir doch ſo viel genützt, daß ich nicht zu einer andern Liſt greifen mußte." Raſch ſchlüpfte ſie wieder aus dem Zimmer, von Jedermann unbemerkt, wie ſie wähnte. Und doch nicht ganz unbemerkt, denn der Doktor trat gerade aus der Krankenſtube, wie ſie die Schwelle

von Chriſtians Zimmer überſchritt. Auch ſie bemerkte jetzt den Doktor, der ſie verwundert anſchaute.

„Faſt hätte ich die Zimmerthüre verfehlt,“ ſagte ſie ſo unbefangen, als möglich. „Wie ſteht's mit dem Menſchen? Hoffentlich wird er ſeine Wunden nicht überleben, Doktor. Es wäre wahrhaftig eine Gnade für ihn, wenn man ihn ſterben ließe, denn er hat ja doch nur Schmach und Gefängniß vor ſich.“

„Ich kann noch nicht ſagen, wie es geht,“ erwiederte der Doktor. „Bei Beſinnung iſt er noch nicht und wird auch nicht ſo bald dazu kommen, denn die Nervenerſchütterung war jedenfalls groß, wenn nicht zu groß. Ich fürchte faſt den Trepan mit ihm vornehmen zu müſſen. Natürlich bleibe ich hier, bis ſich ſein Schickſal entſchieden hat. Wie machen wir's nun mit Ihnen? Am beſten iſt's wohl, der Grocer gibt Ihnen einen ſeiner Leute mit, der Sie heimführt, denn wir müſſen jedenfalls den Förſter benachrichtigen, daß ſeine geſtohlenen Sachen gefunden ſind, und — Sie thun uns wohl den Gefallen und übernehmen dieſe Pflicht. Natürlich müßten Sie dem Förſter bedeuten, ſogleich hierher zu eilen.“

Frau Kareline erklärte ſich bereit dazu. Sie kaufte noch Einiges bei dem Grocer und fuhr dann der Heimath zu, wo ſie erſt ſpät in der Nacht wieder ankam. Die ganze Tour über hatte ſie keine Silbe geſprochen, ſo ſehr war ſie mit ſich ſelbſt beſchäftigt geweſen.

„Der Thor,“ dachte ſie in ihrem Innern, „der ſchreckliche Einfaltspinſel! Wie man nur ſo unbeſonnen ſein kann! Verkauft die Uhr und die Ringe an denſelben Peddler, den er vorher des Diebſtahls beſchuldigt hat! Oder auf welch' andere

Art könnte dieſer Jude in ihren Beſitz gekommen ſeyn? Es iſt zum wahnſinnig werden! Wenn jetzt der Kerl nicht ſtirbt! Wenn er erzählt, wer ihm die Uhr und das andere Zeug verkauft habe! Wenn's herauskömmt, wer der eigentliche Dieb war! Aber es darf nicht herauskommen. Wenigſtens müſſen wir mit unſerem Vorhaben zu Ende ſeyn, ehe noch Jemand einen Verdacht auf uns wirft. Er wird vielleicht heute ſchon zurückgekehrt ſeyn; wenn nicht, ſo kommt er morgen zeitlich genug an. Und Morgen Nacht muß es geſchehen! Halt wie machen wir's? Der Förſter iſt bereits aus dem Wege denn der eilt gleich in der Frühe nach der Groceerie in Littlefalls. Ich will ſchon dafür ſorgen, daß auch der Ferdinand dahin abgeht. Dann muß die Pauline unter irgend einem Vorwande entfernt werden. O, ich will's ſchon machen, daß ich ihn allein bekomme, meinen Herrn Bürgermeiſter. Dann friſchweg die ganze That dem Chriſtian in die Schuhe geſchoben, der Bürgermeiſter glaubt ſelbſt zuerſt daran, wenn er von ſeinem Schlaf erwacht. Und zudem, die Beweiſe liegen ja vor! Ja, ſo geht's; ſo muß es gehen!"

So früh auch den Tag zuvor Frau Karoline vor ihrem Ausflug nach der Groceerie in Littlefalls zurückgekehrt war, ſo früh war ſie doch den andern Morgen auf den Beinen. Sie hatte am Abend noch erfahren, daß der Vikar ebenfalls zurückgekehrt ſey, und ſie mußte ihn ſogleich ſprechen.

„Ich will für die erkrankte Agathe einige Kräuter ſammeln," ſagte ſie zu Paulinen, welche ihr verwundert zuſah, daß ſie ſich jetzt ſchon zum Ausgehen anſchickte. „Ich verſtehe ein bischen Etwas von der Medicin und meine Hausmittel

haben ſchon oft geholfen. Ohnehin wird der Doktor, wie er mir ſagte, vor morgen nicht kommen können, weil ihn ſein Patient in Littlefalls zurückhält." — So ging ſie.

„Sie iſt am Ende doch beſſer, als ich bisher von ihr dachte," meinte Pauline, der Witwe nachſehend. „Sie fühlt doch wenigſtens Mitleid, und denkt alſo nicht bloß an ſich ſelbſt, wie ich bisher annahm."

Eine der Frauen der Coloniſten war nämlich ſchon ſeit längerer Zeit unwohl, und dieſes Unwohlſein hatte ſich ſeit geſtern zu einer dem Anſchein nach gefährlicheren Krankheit geſteigert.

Pauline ging ruhig an ihre Tagesarbeit, dem Vater das Frühſtück zu bereiten. Sie bat der Witwe im Stillen das Unrecht ab, das ſie ihr angethan habe. Dieſe aber ſchritt haſtig dem Buſche zu und ganz andere Gedanken wogten in ihrem Buſen, als ihr das gutmüthige Mädchen zugeſchrieben hatte. Im Vorbeigehen an der „Kirche" hatte ſie dem Vikarius das unter ihnen verabredete Zeichen gegeben und gleich darauf verließ auch er ſeine Wohnung, und wandte ſich dem abgelegenen Plätzchen zu, welches ſo oft ſchon ſtiller Zeuge der Pläne geweſen war, die von dem verbrecheriſchen Paare entworfen wurden und nun ihrer Ausführung nahe waren.

„Wie ſoll ich Sie nennen, Vikar?" fuhr ihn das Weib an, ihre ſonſtige kalte Ruhe ganz vergeſſend. „Ihre unverzeihliche Kurzſichtigkeit ſetzt unſere ganze Exiſtenz auf's Spiel."

„Wie?" entgegnete dieſer, ſie verwundert anſtarrend. „Ich verſtehe Sie nicht. Alles ſteht vortrefflich. Ich habe jede Kleinigkeit nach Vorſchrift ausgeführt."

„Verſteht ſich, ganz vortrefflich ſteht Alles!" höhnte die

Frau und ihre ſchönen Züge verzerrten ſich in ein häßliches Grinſen. „Aber ich wenigſtens will nicht auch unter Ihrer Thorheit leiden. Wenn der Diebſtahl auf Sie erwieſen wird, ſo waſche ich meine Hände in Unſchuld. Niemand kann auch nur vermuthen, daß ich mitbetheiligt war. An wen haben Sie die Uhr und die Kleinodien verkauft?“

Des Vikars verblüfftes Geſicht drückte immer mehr wachſendes Staunen aus! „Ich verſtehe Sie immer noch nicht,“ verſetzte er. „Die Uhr und die andern Dinge verkaufte ich an den ſicherſten Mann in ganz Bellewspring. Ich erkundigte mich vorher ſo genau, daß ich nicht fehlgehen konnte. Es iſt ein Jude, der vielfach derlei Geſchäfte macht. Er verwerthet ſolcherlei Gegenſtände nicht unmittelbar, ſondern gibt ſie immer wieder an Glaubensgenoſſen ab, welche damit im fernen Weſten hauſiren. Derlei Menſchen ſind ſo verſchwiegen, wie das Grab, um ſo mehr, als ein ſolches Geſchäft ſehr lucrativ zu ſeyn pflegt. Man ſagte mir, daß dieſe Juden Verbindungen durch die ganze Union, ja noch über dieſelbe hinausbegen. Von dieſer Seite alſo haben wir nichts zu befürchten.“

„Und wiſſen Sie, in weſſen Händen nun die Uhr und die Schmuckſachen ſind?“ erwiederte das Weib, nur wenig von der Auseinanderſetzung des Vikars befriedigt. „In keinen andern, als in denen des jüdiſchen Peddlers, auf den Sie damals den Diebſtahl ſchoben. Ich habe ſie ſelbſt in ſeinem Beſitze geſehen.“

Sie erzählte ihm nun das gehörige Erlebniß und mit jedem Worte wuchs ſeine Beklemmniß. „Hab,“ rief er endlich. „Sollte das Unternehmen an ſeinem Endpunkte noch ſcheitern? Doch nein,“ ſetzte er gleich darauf beruhigter hinzu.

„Der Peddler hat die Sachen offenbar eingehandelt, um ſie auf ſeiner Tour, die ihn weitweg von hier führt, wieder zu verkaufen. Er weiß wohl gar nicht, woher die Geldſachen ſtammen und noch viel weniger denkt er daran, uns zu verrathen. Wir ſind in einer ganz unnöthigen Angſt.“

„Aber ich mußte doch dem Förſter ſagen, daß ſein geſtohlenes Eigenthum gefunden iſt?“ meinte die Frau immer noch nicht ganz beruhigt. „Er hat natürlich keinen Augenblick gezaudert, nach Littlefalls zu gehen, um ſeine Sachen zu reclamiren, denn Chriſtian hat dieſelben bereits als das Eigenthum des Förſters erkannt. Wie denn nun? Wird nicht der Peddler ſeine Bezugsquelle angeben müſſen und ſind wir dann nicht verkauft und verloren?“

„Ob, dafür laſſen wir die Juden ſorgen, wie ſie ſich aus dem Handel herausreißen,“ erwiederte der Vikar wegwerfend. „Die wiſſen immer Wege und Schliche, an die wir nicht denken. Ueberdieß, ſo viel ich weiß, kennt mich der Käufer der geſtohlenen Waaren gar nicht und wenn er ſeine Mähr' von dem Unbekannten erzählt, von dem er Alles bekommen und erhandelt haben will, ſo glaubt ihm kein Menſch, ſondern Jedermann hält's für eine fein erſonnene Geſchichte, um ſich aus der Patſche herauszureißen. Im ſchlimmſten Falle könnte nur aus einer Perſonalbeſchreibung auf meine Perſon geſchloſſen werden, und — wenn's ſo weit kommt, ſo gilt mein Wort wohl ſo viel, als das Wort des jüdiſchen Kaufmanns.“

Der fromme Herr ſprach ſo zuverſichtlich, ſo voller Ueberzeugung, daß das Weib unwillkürlich ſich davon anſtecken ließ, und doch war ein Etwas in ihr, das ſie nicht ganz zur Beruhigung kommen laſſen wollte. Auch die verhärteſten Sünder

haben Augenblicke, in denen ſich ihr Gewiſſen regt, und ihnen Vorahnungen zuflüſtert, die ſie mit Schrecken und Furcht erfüllen.

„Ich erkenne Sie heute gar nicht, „fuhr der Vikar fort, als er ihres Zuſtandes gewahr wurde. „Sehen Sie denn nicht ein, daß wir längſt geborgen und in Sicherheit ſind, bis eine gerichtliche Unterſuchung des Diebſtahls auch nur begonnen kann? Wir ſind jetzt nicht mehr in Deutſchland mit ſeiner geregelten Polizei, wir ſind in Amerika. Iſt unſer Verhaben gelungen und iſt Chriſtian Rau als der Thäter feſtgeſetzt, ſo werden wir nicht hier warten, bis die Gerichte ſich der Sache bemächtigt haben. In zwei Tagen ſind wir auf der Eiſenbahn und am dritten ſchwimmen wir auf einem jener gigantiſchen Dampfboote des Miſſiſippi der großen Stadt Neworleans zu. Dort tauchen wir als neue Menſchen auf, ich als reicher Fremdling, Sie als mein ſchöne, Alles bezaubernde Schweſter. Wir führen einen Namen, der unſere edle Abkunft verräth und kein Menſch ſoll mehr in mir den früheren Vikar Nänz, in Ihnen Frau Karoline Herinaen erkennen. Was haben wir dann zu fürchten? Ehe zwei Monate um ſind, iſt die ganze Diebſtahlsgeſchichte vergeſſen und zu den Todten begraben. Alſo Muth, meine theure Karoline. Verlieren Sie im letzten Augenblicke die Energie nicht, die Sie ſonſt immer beſeelte. Oder wollten Sie wegen einer kleinlichen Angſt das ganze ſo lange geplegte Unternehmen aufgeben? Wollten Sie wegen einer Regung Ihres Gewiſſens oder vielmehr wegen Zitterns Ihrer ſchwachen Nerven unſere ganze Zukunft auf's Spiel ſetzen und den Augenblick verſäumen, der uns allem vorwärts bringen kann?“

„Es iſt bereits vorbei,“ ſagte die Wittwe, ſich gewalt-

ſam aus ihrer gedrückten Stimmung emporarbeitend. „Wir haben dießmal unſere Rollen getauſcht, und ſtatt Ihrer war ich die Aengſtliche; von nun an aber ſollen Sie mich nie mehr ſchwach ſehen. Haben Sie das Opium? Oder kennten Sie keines aufreiben?“

„Hier iſt es,“ verſetzte der Vikar, ihr ein kleines Fläſchchen reichend. „Ich könnte eine ganze Karrenladung bekommen, wenn ich wollte. Kein Menſch beaufſichtigt hier die Apotheker.“

Die Frau betrachtete das Fläſchchen lang und tief nachſinnend. „Heute Nacht muß Alles geſchehen,“ flüſterte ſie endlich kaum hörbar. „Und vielleicht werden der kranken Aaabe ein paar Tropfen auch nicht ſchaden. Sie erſcheint dann beim Aufwachen fieberhafter und kränker, und Pauline muß es über ſich nehmen, bei ihr zu wachen.“

Sie flüſterten nun noch lange und leiſe zuſammen. Jeder Umſtand ward erwogen und jeder Zufall berechnet. Auf die Mitternacht ward die That beſtimmt. Sie wollten ſich zwar heute Abend noch vorher beim Bürgermeiſter treffen, aber nur um den Mann in Sicherheit zu wiegen, nicht um ſich zu beſprechen, denn vor ihm, wie vor allen Uebrigen hatten ſie bisher der Vorſicht halber ſo gethan, als ob ſie ſich gegenſeitig fremd, wenn nicht abhold wären. Darum mußte der Plan jetzt ſchon bis in die kleinſte Kleinigkeit hinein abgemacht ſeyn! — Als ſie ſich trennten, war das Geſicht der Frau wieder ſo freundlich glänzend, wie immer. Kein Menſch konnte ahnen, welcher Teufel unter dieſer glatten, zierlichen Oberfläche ſchlummerte. Der Vikar aber machte einen weiten Umweg, um ſeine aufgeregten Nerven wieder zu beruhigen, damit er ſeinen Mitmenſchen gegenüber daſſelbe ruhige und heilige Geſicht zeigen konnte, das man an ihm zu ſehen gewohnt war.

Beide hätten übrigens nicht nöthig gehabt, ihre Züge ſo ſehr in Acht zu nehmen, den der heutige Tag war zu ſtürmiſch für die junge Colonie, als daß Jemand Zeit gefunden hätte, ſich lange mit Beobachtung der Uebrigen abzugeben. Die vier Familien, welche geſtern ſchon beim Bürgermeiſter ihren Austritt erklärt und von ihm Abſchied genommen hatten, hatten jetzt ihre Koffer gepackt und auf den Wagen geladen. Sie waren im Begriff abzugehen. Der Bürgermeiſter hatte ſich eingeſchloſſen und ließ ſich nicht ſehen. Der Förſter war abweſend, denn er war alſobald, auf die Nachricht hin, welche ihm Frau Karoline gebracht, auf des Doktors Wägelchen fortgefahren. Der Vikar blieb ebenfalls ferne; er wollte mit der Sache nichts zu thun haben. Nur Ferdinand und Pauline ſchüttelten Jedem der Davonziehenden die Hand und letztere blieb auch ſtehen, bis der Wagen aus ihrem Geſichte verſchwunden war, während Ferdinand es ſich nicht nehmen ließ, die Abgehenden bis an Ort und Stelle ihrer neuen Niederlaſſung zu begleiten, um zugleich ſeinen Freund Chriſtian wieder zu ſehen. Natürlich waren, wie Pauline und Ferdinand, ſo auch alle übrigen Coloniſten auf den Beinen und nicht gering war die Aufregung, die ſich derſelben bei dem Abzug ſo zu ſagen ihrer beſten Kräfte bemächtigt hatte. Mehrere weinten und ſchluchzten laut, andere ergingen ſich in Verwünſchungen und Flüchen, die Meiſten waren über die Trennung tief betrübt, und wünſchten Nichts, als ebenfalls die Mittel zu beſitzen, mit den Davonziehenden ſich wieder vereinigen zu können; denn leider ſtand es mit der Colonie nun ſo, daß die Zurückgebliebenen — kaum mehr die Hälfte der urſprünglich Betheiligten — lauter notoriſch Arme waren, die rein auf die Koſten und

die Vorschüsse des Bürgermeisters hin die Reise nach Amerika zu machen vermocht hatten. Auch seither hatten sie von seinen Vorschüssen gelebt und waren demnach gänzlich von ihm abhängig. Dieses Gefühl der Abhängigkeit, verbunden mit dem Gefühl der Armuth und Verlassenheit mußte die Lage dieser Colonisten natürlich noch unbehaglicher machen, als sie ohnehin schon war. Zwar standen sie nicht auf der Bildungsstufe, daß sie sich des Grundes dieses ihres Gefühls bewußt gewesen wären, denn sie gehörten sämmtlich dem niedersten Stande des Volkes an; allein der Instinkt lehrte sie, daß sie nunmehr gänzlich in den Händen des Mannes seyen, der sie ernährte; und eben die niedere Stufe der Bildung, auf der sie standen, machte, daß die Unbehaglichkeit, welche sie über diese ihre Abhängigkeit fühlten, bälder oder später auf eine rohe Weise sich äußern mußte. Man findet daher in der Regel in Amerika, daß die ungebildete Klasse der eingewanderten Deutschen sich durch eine Gemeinheit, Rohheit und Brutalität auszeichnet, die man an denselben Leuten in Deutschland früher nicht beobachtet hatte.

Endlich war der Wagen abgefahren und die abziehenden Colonisten gingen zu Fuße neben her. Endlich war auch die letzte Spur der Abgegangenen verschwunden; aber noch immer zerstreuten sich die Zurückgebliebenen nicht, sondern standen in ein paar Gruppen bei einander, das Ereigniß besprechend.

„Hört, Ihr Leute," rief endlich Einer. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich länger bleibe, und für Nichts und wieder Nichts den ganzen Tag arbeite. Wir wollen zum Bürgermeister gehen und ihm rund heraus erklären, daß er uns Geld geben muß, damit wir auch fort können."

„Oder wenigſtens muß noch Jemand her, der uns Häuſer baut," ſchrie ein Anderer, „damit wir bald abtheilen können, und Jeder ſein eigen Gütchen bepflanzt."

„Nein," rief ein Anderer. „Ich will nichts vom Abtheilen. Er ſoll nur mit ſeinem Vikar das ſchlechte Land da behalten. Aber wenn ich weiter arbeiten ſoll, ſo will ich auch meine Bezahlung. Jeder Taglöhner iſt ſeinen Thaler nebſt Koſt täglich werth, und dieß Geld muß er herauszahlen."

Auch die Weiber legten ſich darein und ſchrieen wo möglich noch ärger, als die Männer. Bald brachten ſie es auch dahin, daß man vor die Wohnung des Bürgermeiſters zog, um dieſem die gemeinſamen Beſchwerden vorzutragen. Es war aber keine Klage oder Beſchwerde, die da laut wurde, ſondern ein heftiges Geſchrei und ein Durcheinander, die einer Revolte ſo ähnlich ſah, wie ein Ei dem andern.

Der Bürgermeiſter ſah wohl ein, daß er es dießmal nur mit ſolchen Menſchen zu thun hatte, die einer vernünftigen Vorſtellung nicht leicht Gehör geben; aber dennoch verſuchte er es. Er bezwang ſogar ſeinen von Natur heftigen Charakter (der übrigens durch die Verhänge der letzten Zeit viel von ſeinem heißen Blute verloren hatte), und antwortete den Leuten ruhig und kalt. Allein je ruhiger er war, um ſo mehr überzeugten ſich die rohen Menſchen, daß ſie im Recht ſeyen und er im Unrecht, und das Geſchrei wurde wieder ärger, denn zuvor.

„Ihr Undankbaren," rief endlich der Bürgermeiſter. „Habe ich Euch nicht ſchon in Deutſchland Alles auseinandergeſetzt? Habe ich Euch nicht dort ſchon erklärt, daß es Jahre dauern werde, bis Ihr Euer Eigenthum von Schulden freigemacht und ſo im Stande haben könnet, daß es einem Bauerngute gleich-

ſtehe? Wußtet Ihr das nicht Alles, und doch beklagt Ihr Euch jetzt darüber? Oder habe ich es an Etwas von meiner Seite fehlen laſſen? Habe ich Euch nicht immer vorgeſtreckt, was Ihr brauchtet? Habt Ihr nicht ſeither Euer Eſſen gehabt und mehr Fleiſch, als Ihr in Deutſchland in einem Jahre habet?"

„Ja," ſchrien Einige, „aber wo blieb das Trinken? In Deutſchland hatten wir doch Bier oder Moſt und hier haben wir gar nichts, als Waſſer, und das iſt nicht einmal gut. Ihr hättet uns in Deutſchland laſſen ſollen. Ihr wollt ja geſcheidter, als andere Leute, ſeyn; alſo hättet Ihr auch vorausſehen können, daß der ganze Plan von Anfang an nichts taugte, weil er nicht auszuführen iſt."

„Der Bürgermeiſter hat gut ſchwätzen," riefen Andere. „Der hat bereits ſein eigen Haus und führt ſeine eigene Küche. Wir aber müſſen unter Zelten ſchlafen und wenn Eins krank wird, ſo iſt nicht einmal ein Doktor da. Da iſt's doch in Deutſchland ein Anderes. Warum hat er uns weggelockt? Jetzt wollen wir wenigſtens in eine Gegend, wo Menſchen wohnen, und bleiben nicht mehr in dieſer Wildniß."

Jetzt ſtieg doch dem Bürgermeiſter die Galle. „Wie?" rief er. „Ihr werft mir vor, daß ich zuerſt ein Haus habe? Soll ich vielleicht ausziehen, und Einem von Euch Platz machen? Oder habe ich ſonſt Etwas vor Euch voraus? Habe ich nicht dieſelbe Koſt, daſſelbe Getränk? Seyd Ihr denn in Deutſchland auf Roſen gebettet geweſen und im Ueberfluſſe geſchwommen? Habe ich Euch verlockt, mit mir zu kommen, oder ſeyd Ihr mir immer im Ohre gelegen, Euch mitzunehmen? Und jetzt wollt Ihr mich dafür ſteinigen, wofür Ihr

mir nur Dank ſchuldig ſeyd? Geht, Ihr ſeyd ein erbärmlich Volk. Macht, daß Ihr Alle fortkommt. Ich ſchenk' Euch Alles, was Ihr mir ſchuldet; aber von nun an macht keine Anſprüche mehr an mich. Je bälder Ihr von Germania verſchwunden ſeyd, um ſo beſſer für mich. Ich will ſchon ohne Euch fertig werden."

Wie die Leute den Ernſt ſahen, wurden ſie doch verlegen und kratzten ſich hinter den Ohren. „So iſt's nicht gemeint, Bürgermeiſter," ſagte Einer, gleichſam im Namen Aller. „Ihr nehmt Alles zu ſchief. Wir wollen ſchon unſere Pflicht thun, nur meinen wir, es wäre gut, wenn Jeder bald ſein eigen Hauswesen hätte, denn unſere Weiber wollen nicht mehr länger gut thun."

Der Bürgermeiſter gab keine Antwort, ſondern kehrte ſtill und in ſich gekehrt in ſein Zimmer zurück; die Leute aber gingen auf's Feld, um an der Herſtellung des Gartens zu arbeiten. Sie waren auf die letzte Rede des Bürgermeiſters doch etwas ſtutzig geworden; denn was ſollten ſie anfangen, wenn er ſie fortjagte? Wie ſollten ſie ohne einen Cent Reiſegeld Weib und Kind erhalten? — Es fragte ſich nur, wie lange dieſe Stimmung anhielt.

Während dieſer ganzen vorigen Scene hatte der neue „Baumeiſter" ganz ruhig unter einem der Zelte geſeſſen. Er hatte ſich's bequem gemacht nach der Sitte der Amerikaner; denn ein Deutſcher, der „ſchon lange im Land iſt," wie er ſich ſtolz ausdrückt, liebt es gar ſehr, den äußeren Typus der Amerikaner nachzuahmen. Er glaubt mit der Nachäffung äußerer Sitten und Sonderbarkeiten der Eingebornen ſelbſt eine Art Eingeborner geworden zu ſeyn. So war es auch bei dieſem

Mann. Somit lehnte er ſich bequem auf der Bank gegen einen Pfeiler zurück, ließ den Kopf den Rücken hinabhängen und ſtreckte die Füße hoch über der Kopfeshöhe auf den Tiſch. In dieſer behaglichen Lage betrachtete er ſich das Schauſpiel, das die Einwanderer vor ihm zu ſeiner großen Beluſtigung aufführten. Natürlich wälzte er dabei ſeinen Kautabak im Munde herum und ſpritzte nur hie und da, ſo etwa jede halbe Minute, den braunen Saft gegen ein vorgeſtecktes Ziel aus, das er auch ſelten verfehlte.

„Verdammt dummes Volk, das!“ murmelte er vor ſich hin. „Wiſſen nicht, was ſie wollen. Keine Energie! Noch viel zu deutſch! Kann nichts mit ihnen anfangen. Der Bürgermeiſter? Wird viel Haar laſſen müſſen! Zäh, wie der Satan, und hochmüthig, wie ein Aldermann. Muß Demuth lernen! Hätte Luſt, den Lehrmeiſter zu machen! Will aber nicht anbeißen. Das ſaubere Weibsſtück? Weiß nicht, was die hier thut. Paßt nicht in die Wirthſchaft. Muß was Apartes bezwecken. Wär' ſonſt längſt fort! Könnt' ihr Glück in New-York machen, beſſer noch in San-Franciſko. Würd' in einem californiſchen Spielhaus eine Menge Leute herbeiziehen. Wär' ein famoſer Lockvogel. Werd's ihr proponiren, wenn wir beſſer bekannt ſind. Muß aber vorher wiſſen, was ſie hier will! Der Pfarrer? Sehr fromm. Augen immer auf dem Boden oder am Himmel. Kenne das. Sieht gerad' aus, wie Einer, den ich am Galgen ſterben ſah. Möcht' wiſſen, wie die Beiden mit einander ſtehen, das Weibsſtück und der Heilige! Thun, als kennten ſie einander nicht. Könnt einen Andern damit anführen, aber mich nicht.“

Während er ſo meditirte, legte ſich eine leichte Hand auf

ſeine Achſel. Er drehte den Kopf, ohne ſeine übrige Stellung zu verändern und erblickte die junge Wittwe, mit der er ſich eben in ſeinen Gedanken beſchäftigte, neben ſich.

„Wollen Sie zehn Thaler verdienen?“ ſagte die Wittwe leiſe.

„Denk', ich will,“ war die kurze Antwort.

„Wiſſen Sie, wo Littlefalls liegt?“ fuhr die Fragerin fort.

„Denk', ich weiß,“ erwiederte der Mann lakoniſch.

„Können Sie eine verſchwiegene Botſchaft beſorgen?“ frug Frau Karoline weiter. „Ob,“ ſetzte ſie hinzu, ohne ihn antworten zu laſſen: „Sie brauchen mich nicht ſo von der Seite anzuſehen. Die Botſchaft ſoll für Sie kein Geheimniß ſeyn, ſo wenig als für Jeden, der hier lebt, denn Morgen kommt doch Alles zu Tage. Das Geheimniß iſt blos für den, der die Botſchaft erhält. Der Bürgermeiſter — aber Sie dürfen mich um keinen Preis verrathen — ſieht ein, daß er gegen den Chriſtian Rau übereilt gehandelt hat und möchte es gerne wieder gut machen. Wenn nun der Chriſtian ſich ungeſäumt auf den Weg machte und bis Morgen in aller Frühe hieher käme, ſo ſtehe ich dafür, daß die Geſinnung des Bürgermeiſters bis dahin ſich noch nicht geändert hätte. Allein wir möchten gerne dem Chriſtian eine Ueberraſchung bereiten, darum hat ihm Pauline hier nur geſchrieben, er ſoll Morgen kommen, weil ſie mit ihm zu ſprechen habe. Den wahren Grund aber hat ſie ihm verſchwiegen, um ſeine Freude deſto größer zu machen. Alſo verrathen Sie nichts davon, wenn Sie dem Chriſtian dieß Zettelchen überreichen.“

„Denk', ich kann ſchweigen,“ erwiederte der „Baumeiſter.“

„Wie bald werden Sie in Littlefalls eintreffen?“ frug jetzt

die Wittwe weiter. „Auf den Abend, denke ich. Wenn dann Chriſtian ein wenig vor Mitternacht fortgeht, ſo kommt er gerade noch zur Frühſtückszeit hier an. Sie ſelbſt brauchen ſich mit Ihrer Rückkehr nicht ſo zu beeilen. Denn — vielleicht könnten Sie mir noch einen Gefallen thun," ſetzte ſie etwas ſtockend hinzu.

„Sechs für Einen," verſetzte der Baumeiſter, der zwar keine Miene verzog, dem aber deßwegen doch keine Regung verloren ging, die ſich auf dem Geſicht der Wittwe zeigte. „Galantrie ſtets eine Hauptzaſſion von mir."

„Sie haben davon gehört," fuhr Frau Karoline fort, eine ziemlich gleichgültige Miene annehmend, „daß geſtern ein Peddler bei Littlefalls verunglückt iſt. Ich möchte nun gar wiſſen, ob er vielleicht ſtarb, oder, wenn nicht, was . . . was ſonſt mit ihm vorging. Und dann, — dann liebte ich's ſehr, wenn der Doktor, der ſich bei dem Patienten befindet, die Nacht über bei ihm bliebe und der Sohn des Bürgermeiſters, der Ferdinand, ebenfalls. Es hängt dieß auch mit der Ueberraſchung zuſammen und natürlich dürfen die Beiden von dem Briefe hier an den Chriſtian nichts erfahren."

„Junger Mann, der Peddler?" frug nun ſeinerſeits der Baumeiſter.

„Nein, nein," lächelte die Wittwe. „Es iſt ein älterer Mann und ein Jude."

„Ach, ich verſtehe," verſetzte der Baumeiſter. „Nichts am Peddler gelegen! Aber der Doktor und der Ferdinand ſollten nicht vor Morgen hierher kommen wegen der Ueberraſchung! Vertrauensauftrag, das! Macht weitere zehn Thaler."

„Wie?" ſagte die Wittwe. „Ich dächte, wir wären im

zehn Thaler übereingekommen, und nun verlangen Sie das Doppelte?"

„Nro. 1. Brief!" erwiederte der Mann trocken. „Macht zehn Thaler. Nro. 2. Vertrauensauftrag. Macht wieder zehn Thaler. Noch einen Auftrag? Keinen mehr? Hätt' für den dritten blos fünf Thaler verrechnet."

Die Wittwe lächelte. „Hier sind die zwanzig Thaler," sagte sie, „aber nur unter der Bedingung, daß Sie jetzt sogleich, wie Sie gehen und stehen, ohne sich nur umzusehen, und ohne ein Wort mit Jemanden zu wechseln, den Weg unter die Füße nehmen."

Der Mann schob das Geldstück ein, stand auf, stülpte seinen Hut etwas fester auf den Hinterkopf, schob ein neues Stück Kautabak in den Mund und entfernte sich in der Richtung nach Littlefalls, ohne auch nur ein Wort zu sprechen, ja ohne sich einmal umzusehen.

Er war ungefähr eine halbe Stunde weit gegangen und wußte nun, daß er nicht mehr gesehen werden konnte. Er setzte sich also unter einen Baum nieder, zog den Brief hervor und erbrach ihn, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen. Er war richtig „Pauline" unterschrieben und diese bat darin den Christian Rau, „wenn er sie je lieb gehabt habe, so schnell als möglich zu ihr zu eilen," denn der rechte Augenblick sei jetzt gekommen. „Wenn er tüchtig ausschreite, so könne er gut in aller Frühe bei ihr seyn."

Der Baumeister faltete den Brief wieder sorgfältig zusammen, befeuchtete die Oblate von Neuem und schloß ihn wieder so gut, daß kein Mensch den Mißbrauch ahnen konnte, den er mit demselben getrieben hatte.

„Sonderbar, ſehr ſonderbar, äußerſt ſonderbar," murmelte der Baumeiſter. „Glaube keine Sylbe von allem, was mir die Wittwe ſagte. Wollte ſie mich vielleicht aus dem Wege haben? Werde hälter wieder zurück ſeyn, als ſie denkt. Oder was hat ſie ſonſt vor? Was geht ſie der alte Jude an? Warum will ſie den Chriſtian hier und den Doktor und Ferdinand dort haben? Sehr ſonderbar, äußerſt ſonderbar! Aber — werd's erfahren, denke ich, und wo dieß Zwanzigthalerſtück hier ſteckte, ſtecken noch mehr! Will ſie ſchon bekommen, die Goldfüchſe!"

Mit dieſen Worten eilte er Littlefalls zu. Auf Germania fiel Niemanden ſeine Entfernung auf. Nur die Paar, mit denen er Holz zu ſchlagen pflegte, fragten nach ihm, als er beim Nachteſſen fehlte. Sie kannten aber ſeine eigenthümlichen Manieren ſchon zu ſehr, als daß ſie ſich viel darum bekümmert hätten.

Wir müſſen uns nunmehr nochmals nach der Grocerie in Littlefalls wenden. Der jüdiſche Pedler lag wohl verſorgt und wohl gebettet, ſo weit dieß in ſolchen der Kultur kaum zugänglich gemachten Gegenden, möglich war, in dem Stübchen, das ſich der Doktor gemiethet hatte. Eben hatte der Letztere eine tiefe Wunde am Kopfe mit der Sonde unterſucht, und ſo ſchmerzhaft auch dieſe Operation ſeyn mochte, ſo machte der Kranke doch kaum eine Bewegung, viel weniger ſchlug er die Augen auf. Der Doktor ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Glaubſt du, daß er mit dem Leben davon kommt?" fragte Chriſtian.

Der Doktor zuckte die Achſeln. „Wenn ich die Wahrheit

geſtehen ſoll," erwiederte er, „ſo weiß ich es ſelbſt nicht. Morgen wird ſich's zeigen, ob ich trepaniren muß, oder nicht. Im erſtern Fall iſt er unter zehnmal neunmal verloren; im letztern Fall muß die Natur das Meiſte thun. Ich kann Nichts anwenden, als Ruhe und nochmals Ruhe."

Es trat eine augenblickliche Pauſe ein. Der Doktor beobachtete den Kranken und Chriſtian überließ ſich ſeinem Nachdenken.

„Biſt du der Anſicht, daß der Peddler den Diebſtahl begangen hat?" fragte Chriſtian das Geſpräch wieder erneuernd. „Der Augenſchein iſt gegen ihn, und doch weiß ich nicht, warum ich mich nie mit dem Gedanken vertraut machen konnte. Ich hatte damals meinen Verdacht ganz wo anders hingeworfen, aber ich ſcheute mich, ihn laut werden zu laſſen."

„Es hat ſchon Fälle gegeben, wo Juden Einbrecher waren," antwortete der Arzt. „Allein ſolche Fälle ſtehen ſehr vereinzelt. Der Jude iſt von Natur feige. Seine Erziehung ſeit Jahrhunderten hat ihn dazu gemacht. Ein Hund, der von frühſter Jugend auf Schläge bekommt, wird nie aufhören, beim geringſten Anlaß, und wenn du nur einen Stein aufhebſt, den Schwanz einzuziehen. Er paßt höchſtens dazu, von der Ferne zu bellen, aber dann auch recht tüchtig zu bellen und immer um ſo lauter, je feigherziger er iſt. Gerade ſo ergeht's dem Juden. Natürlich Ausnahmen finden immer ſtatt."

„Und glaubſt du nun, daß dießmal und bei dieſem Juden eine Ausnahme ſtattgefunden hat?" fragte Chriſtian weiter. „Meinſt du wirklich, dieſer, der hier vor uns liegt, habe damals ſich bei Nacht in die Kirche und den hintern Verſchlag geſchlichen, um des Förſters Kiſten mit einem Brecheiſen zu öffnen?"

„Ich muß dir mit einer Frage antworten," sagte der Doktor. „Warum bist du so hartnäckig, meine Meinung zu hören? Was liegt daran, ob ich den Juden für schuldig halte oder nicht?"

„Wenn du gegen ihn zeugst," erwiederte Christian ernst, „so muß er hangen. Hältst du es nun nicht für das Schrecklichste, als Unschuldiger den Tod des Schuldigen zu sterben? Ist es ja schon schrecklich genug, einen Unschuldigen, Einen, von dem man wenigstens überzeugt ist, daß er unschuldig ist, verurtheilt zu sehen, wie viel qualvoller muß es seyn, die Rolle eines solchen Verurtheilten selbst spielen zu müssen! Und ich für meinen Theil gestehe dir offen, ich halte den Juden für unschuldig, mag gegen ihn sprechen, was da will. Mein Verdacht, den ich von Anfang an auf einen Andern warf, mag ein ungerechter seyn, und deßwegen will ich ihn auch für mich behalten; der Jude aber thut's nicht, und deßwegen soll er auch nicht hängen, wenn ich es hindern kann."

„Es ist ein ungerechtes Vorurtheil, das wir gegen die Juden haben," sagte der Doktor; „ich weiß es, daß es ungerecht ist, und doch theile auch ich es. Das kommt wohl daher, ich habe in meiner Praxis zwar schon manchen ehrlichen Juden gefunden, aber noch keinen edel denkenden. Ehrlich sind sie hie und da, theils aus Gewohnheit, theils aus Angst vor der Strafe diesseits und jenseits, aber .... Doch lassen wir das. Vielleicht, wenn die Juden und Christen anfangen, sich zu vermischen, was ja hier in diesem Lande angeht, verliert sich der kriechende Diebs- und Heblersinn der Ersteren und die Letzteren lernen von den Juden rechnen und speculiren, und Geschäfte machen."

Er ging einige Male ſtillſchweigend auf und ab. Plötzlich blieb er hart vor Chriſtian ſtehen. „Du meinſt der Vikarius ſey der Dieb,“ ſagte er dann feſt und zuverſichtlich.

„Und wenn ich ſo denke, wirſt du mir Unrecht geben?“ erwiederte der junge Mann mit eben ſo entſchiedenem Tone. „Es iſt ein falſcher, niedrig denkender, heuchleriſcher Schurke, dieſer Pfarrer, und er allein iſt es, der den Bürgermeiſter auf den unrechten Weg gebracht hat, auf dem dieſer gegenwärtig wandelt.“

„Du haſt nicht Unrecht,“ entgegnete der Doktor. „Aber noch gefährlicher, als der Vikarius, iſt die glatte Schlange, die Wittwe Herungen. Ich wollte, wir könnten den Bürgermeiſter aus den Händen dieſes Paares retten; aber ich fürchte, es gehört ein tüchtiger Schlag dazu, um ihm die Augen zu öffnen. Der Mann gehört nicht zu der Race, welche langſam und mit ruhiger Ueberlegung zu einem Entſchluſſe kommt. Bei ihm geht's ſprungweiſe, und eben jetzt iſt er, fürchte ich, auf dem Sprunge, einen böſen, ſehr böſen Entſchluß auszuführen. Ich wollte, wir könnten es hindern.“

Wiederum trat eine Stille ein.

„Doktor,“ ſagte Chriſtian nach einer Pauſe. „Wenn der Vikar der wirklich Schuldige iſt, ſo wird er Allem aufbieten, daß der Jude hier, als des Diebſtahls überwieſen, die Strafe des Diebs erleidet. Und wie leicht iſt dieſe Ueberweiſung? Fand man ja doch die geſtohlenen Sachen bei ihm! Wir müſſen alſo den armen Menſchen ihren Klauen entreiſſen. Wir müſſen ihn verbergen, bis er wieder geneſen iſt und ſich wenigſtens verantworten kann.“

„Warten wir, bis der Förſter morgen kommt,“ meinte

der Dokter. „Er ſoll entſcheiden. Aber nun komm, ich bin begierig, wie weit du mit deinem Bau vorgeſchritten biſt.“

„Die Mühlräder klappern noch nicht,“ lächelte Chriſtian, „aber über vierzehn Tage hoffe ich, ſoll der erſte Stamm geſägt werden. Es fehlen mir blos Hände zum arbeiten, ſonſt ginge es noch ſchneller vorwärts. Es ſollte jetzt ſchon Holz auf ein Jahr hinein gefällt und behauen werden.“

„Ob,“ meinte der Dokter, „an Händen wird's dir bald nicht mehr fehlen, denn in wenigen Tagen wandert vollends ganz Germania zu dir herüber. Der Trupp, der Morgen kommt, iſt nur der Anfang vom Ende.“

„Ich wollte, ich hätte es hindern können,“ erwiederte Chriſtian. „Die Kluft zwiſchen mir und dem Bürgermeiſter wird dadurch nur um ſo tiefer. Und Pauline“ ſetzte er mit traurigem Blicke hinzu, „wird nie die Meine ohne die Einwilligung ihres Vaters.“

„Die Eiche biegt ſich nicht, aber ſie bricht,“ ſagte der Dokter ernſt. „Der Wille des Bürgermeiſters muß gebrochen werden, ſonſt wird er nie der Mann, wie man ihn mit Freuden in der menſchlichen Geſellſchaft begrüßt.“

Den andern Tag zu guter Stunde kam der Förſter an. In dem Befinden des unglücklichen Peddlers war aber keine merkliche Aenderung eingetreten. Er lebte zwar, und den Symptomen nach, die ſich zeigten, war auch eine Beſſerung zu erwarten, ohne daß eine weitere Operation nöthig geweſen wäre, aber zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt war er nicht nur noch nicht gekommen, ſondern der Dokter erklärte auch, daß er dazu vor mehreren Tagen nicht kommen werde, und daß ſogar, wenn es ſo weit gekommen ſey, der Kranke noch längere Zeit

aufs Aeußerſte geſchont werden müſſe und man ihn mit anſtrengenden Fragen nicht beläſtigen dürfe. So war es alſo unmöglich, aus dem Peddler herauszubringen, wie er in den Beſitz der Waaren gekommen ſey, und die drei Männer ſtanden ziemlich unentſchloſſen zuſammen.

„Was thun wir, Jungen?“ ſagte endlich der Förſter. „Die Uhr iſt die meinige und die Ringe und die andere Sachen ſind die meinigen. Darüber iſt kein Zweifel, aber wie kam der arme Teufel da in ihren Beſitz? Man ſuchte ja damals Alles aus, und fand Nichts. Es müßte nur der Vikar mit ſeiner Vermuthung recht gehabt haben, wenn er damals meinte, der Jude habe die Goldwaaren vergraben und werde ſie bei Gelegenheit ſchon holen! Allein ich habe meine beſondere Gründe, dem Vikar mit keiner Sylbe zu trauen. Darum glaube ich auch nicht, daß der Jude den Diebſtahl beging, und zwar gerade, weil der Vikar ihn deſſelben beſchuldigte.“

„Die Frage iſt wohl die, ob wir den Juden den Gerichten übergeben ſollen oder nicht,“ meinte der Doktor. „Aber in dem Zuſtande, in dem ſich der Mann befindet, wäre eine ſolche Uebergabe ſicherer Tod.“

„Die Frage iſt einfach,“ unterbrach ihn der Förſter, „ob ich die geſtohlenen Sachen ohne Weiteres zu mir ſtecken ſoll, ohne eine Anzeige zu machen, oder nicht. Ich wäre faſt dafür, uns nicht weiter mit den Gerichten zu beläſtigen. Es macht nichts als Koſten und Zeitverluſt. Und ich habe wahrhaftig keine Zeit zu verlieren. Ich ſag Euch, es gibt Etwas vor auf Germania und ich will daher nicht zu lange davon abweſend ſeyn. Ihr wißt, was ich Euch einmal von einer heimlichen Zuſammenkunft zwiſchen dem Vikar und der Wittwe

gesagt habe? Nun gut, diese Zusammenkunft hat sich repetirt, erst heute früh repetirt. Die Leutchen glaubten ganz pfiffig zu Werke zu gehen, ausnehmend pfiffig, aber einen alten Waldmann täuscht man so leicht nicht. Gehört habe ich freilich nicht, was sie sich erzählten, denn ich konnte nicht so nahe hinschleichen, ohne mich zu verrathen; aber daß sie einen wichtigen Entschluß fassten, dessen bin ich aus ihren Mienen sicher. Jedenfalls steht das als eine Thatsache fest, daß sie heimliche Verbündete sind, während sie öffentlich so thun, als ob sie einander nicht riechen könnten. Dahinter steckt was. Und auf wen könnten sie es gemünzt haben, als auf meinen Schwager? Die Wittwe scharwenzelt ja um ihn herum, als wenn's ein Zwanziger wäre! Gebt Acht, das soll eine schnelle Heirath abgeben, und eine heimliche dazu! Der Bürgermeister schämt sich offen mit dem Projekte hervorzutreten, wenn's aber eine vollendete Thatsache ist, meint er vielleicht, könne Niemand Etwas dagegen einwenden. Deßwegen möchte ich nicht allzulange von Germania entfernt seyn, um doch wenigstens den Tümmsten aller dummen Streiche von seinem Haupte abzuwenden. Der Schlange ist's ja doch nur um sein Geld zu thun, und wenn sie einmal den Schlüssel dazu hat, wird sie bald genug damit in Begleitung des Herrn Vikar verschwunden seyn. Das ist meine Meinung von der Sache, was haltet Ihr davon?"

„Ich meine," erwiederte Christian, „wir sollten den Fall dem alten Farmer zur Entscheidung vorlegen. Er hat mehr Erfahrung, als wir alle zusammen."

Dieß leuchtete ihnen allen ein und so erzählten sie denn dem alten Manne die Geschichte; verschwiegen ihm auch nicht, daß man den Pedler ausgesucht und nichts bei ihm gefunden

habe, und gestanden sogar zuletzt, daß sie einen ganz Andern im Verdacht gehabt hätten, als den Peddler.

„Seid doch ein unpraktisches Volk, Ihr frisch eingewanderten Deutschen," sagte der alte Mann nach einigem Besinnen. „Und du Christian hast zu lange in der Stadt gelebt, um gleich auf den rechten Faden zu kommen. Das ist doch eine sehr einfache Sache, das! Kommt, müssen einmal die Waaren des Mannes durchkustern. Wir werden dann bald wissen, wo wir daran sind."

Die Kisten und Kistchen des Peddlers waren alle beim Grocer aufgestellt. Es brauchten aber blos Einige geöffnet zu werden, so war der alte Mann seiner Sache schon gewiß. Er verglich nämlich die Geheimzeichen, die sich an den Waaren vorfanden, mit den Zeichen in dem Notizbuche des Peddlers, das sich in dessen Rocktasche gefunden hatte. Zum Ueberfluß fand er noch in diesem Notizbuche einen angefangenen Brief, an welchem blos der Schluß und die Adresse fehlte, der aber sonst deutlich genug war.

„Fahre nach Bellowsprings am See oben," sagte nun der alte Farmer zum Förster. „Frage darnach, welchen Kaufmanns Firma mit P. G. T. anfängt, geh' zu diesem, weise ihm die gestohlenen Waaren und er wird dir sagen, von wem er sie gekauft hat."

„Aber wie ist es denn möglich, daß Ihr dieß wißt?" fragte der Förster erstaunt.

„Das ist ganz einfach," erwiederte der alte Mann mit gutmüthigem Lachen. „Die Peddlers haben immer eine vortreffliche Buchführung, besonders die jüdischen. Sie stehlen selten, aber sie verkaufen viel Gestohlenes. Sie haben immer

einen Kaufmann zur Hand, der irgendwo ſtabil anſäßig iſt und ſind meiſt affectirt mit dieſem. Der ſtabil Anſäßige kauft ein, Geſtohlenes und Ungeſtohlenes, wie's ihm unter die Hände kommt, aber er verkauft nie ſelbſt das Geſtohlene an Ort und Stelle, ſondern ſein Partner, der Peddler, verkauft's in der Ferne. Dieſer muß aber mit ſeinem Affecié, dem Stabilen, abrechnen. Darum iſt genaue Buchführung nöthig: über Einkaufspreis wie Verkaufspreis. Beim Einkaufspreis aber ſteht immer der Anfangsbuchſtabe der Firma, von der die Waare bezogen wurde, damit kein Irrthum vorkommt. Se jetzt weißt du, was das V. C. T. da bei den Zahlen hier bedeutet. Es ſind die Anfangsbuchſtaben der Firma, mit welcher der Peddler in Verbindung ſteht, und von der er ſeine Hauptwaaren bezieht."

„Aber wie kommt Ihr dann auf Bellowſprings?" fragte der Doktor.

„Sieh' einmal auf die Schachteln da," lächelte der Alte. „Der Buchbinder, der ſie machte, hat überall ſeinen Wohnort und ſeinen Namen drauf gedruckt, damit man ihn nicht vergeſſe."

Die ſcharfen Augen des alten Farmers hatten dieß entdeckt, ehe die Andern nur eine Spur davon fanden. Freilich wußte er auch, daß die Schachtelmacher gewohnt ſind, auf dieſe Art ihr Geſchäft dem Publikum zu empfehlen.

„Wo liegt Bellowſprings?" fragte der Förſter.

„Oh, es nimmt nur einen halben Tag weg dahin zu fahren," erwiederte der Alte. „Es geht eine ziemlich gute Plankroad hin. Doch kommt der Greer kann beſſere Auskunft geben. Wollen einen nehmen."

Sie gingen nun in die Grocerie und der alte Mann ließ ſich's nicht nehmen, ſeine Gefährten zu regaliren.

„Kennſt eine Firma P. C. T. in Bellowſprings?“ fragte der Farmer.

„Peter Charles Tieman,“ erwiederte der Grocer. „Sehr reſpectables Haus, d. h. ſteht in guten Vermögensverhältniſſen. Beziehe meine fertigen Kleider von daher.“

„Chriſt oder Jude?“ fragte der Farmer weiter.

„Jude,“ ſagte der Grocer trocken.

„Sieh, jetzt kann's nicht mehr fehlen,“ meinte der Farmer. „Du biſt überzeugt, daß der Peddler den Diebſtahl nicht ſelbſt begangen hat; alſo hat ihn ein Anderer begangen. Dieſer Andere hat das Geſtohlene bei Peter Charles Tieman in Bellowſprings verkauft und der Peddler hat's zum Vermauſcheln übernommen. Daß er aber wußte, daß die Waaren geſtohlen waren, das kannſt du daraus erſehen, daß er ſie nicht offen bei den andern Waaren liegen hatte, ſondern verborgen eingenäht bei ſich trug.“

„Kann ich ein Pferd hier geliehn bekommen?“ fragte der Förſter entſchloſſen.

„Nimm meines,“ erwiederte der Doktor.

„Nein,“ entgegnete der Förſter, „du brauchſt es ſelbſt, denn du mußt mir verſprechen, heute noch nach Germania hinüberzufahren. Der Ferdinand wird mit den Leuten, die hierher überſiedeln, herüberkommen. Den nimmſt du auch wieder mit, denn ich möchte den bewußten zwei Herren in Germania nicht zu lange freien Spielraum laſſen. Habt ein ſorgſames Auge, daß in meiner Abweſenheit kein Unglück geſchieht. Denn ich bin feſt entſchloſſen, nach Bellowſprings zu gehen, um's

herauszubringen, wer der eigentliche Dieb iſt. Iſt's der, den ich vermuthe — und Ihr könnt Euch wohl denken, wen ich meine —, ſo wird dem Bürgermeiſter auf einmal ein Licht aufgehen und mein Freund Chriſtian hat glücklichere Tage zu erwarten. Morgen früh, wo möglich, will ich wieder in Germania ſeyn, denn wenn's blos ſechs Stunden zum Fahren iſt, wie Freund Kernmann ſagt, ſo bin ich heut' noch vor Nacht droben, und kann nach ein paar Stunden Raſt für den Gaul wieder abfahren. 's iſt ja Mondſchein und der Weg nicht ſchlecht. Aber wo bekomm' ich ein Pferd her?"

„Nimmſt des Peddlers ſeine," ſagte der alte Farmer. „Der braucht ſie jetzt doch nicht und dann haſt du den Vortheil, daß du den Weg nicht ſuchen mußt, denn die wiſſen ihn von ſelbſt. Haben ihn ja erſt geſtern gemacht!"

Wenige Minuten darauf fuhr der Förſter in raſchem Trabe dem Städtchen Bellewſprings zu, das am nächſten See oben lag. Der Doktor begab ſich wieder zu ſeinem Patienten und mußte gleich darauf auf einer nahen Farm verſprechen, wohin er wegen eines Krankheitsfalls gerufen wurde. Doch hoffte er zu rechter Zeit zurück zu ſeyn, um mit Ferdinand noch an demſelben Abend auf Germania zu fahren.

Chriſtian Rau hatte alle Hände voll zu thun, denn wenige Stunden nach dem Abgang des Förſters trafen die vier Familien von Germania in Begleitung Ferdinands ein, und dieſe Leute mußten nun doch eine Unterkunft bekommen. Der alte Farmer war es hier wieder, der mit ſeiner ruhigen, klaren Beſonnenheit Rath ſchaffte. An einer neuen Behauſung, oder gar einer Behauſung für jede einzelne Familie, fehlte es natürlich, obgleich von Chriſtian die Einleitung getroffen war,

daß ſolche Wohnungen gleich nach der Herrichtung der Sägmühle erbaut werden konnten, wozu dann wegen des Bretter- und Holzvorrathes verhältnißmäßig nur ſehr wenig Zeit erforderlich war. Man mußte ſich alſo damit begnügen, einen großen Früchteſchober, den der Farmer aus rohen Balken neben ſeinem Wohnhauſe aufgerichtet hatte, in eine temporäre Wohnung umzuwandeln. Zum Glücke war die Haupternte erſt vor der Thüre; ſomit war der Schober für jetzt wenig gefüllt und die darin befindlichen Vorräthe konnten einſtweilen im Freien aufgeſtapelt werden, wenn man ſie ſo gut es ging bedeckte, damit ſie gegen Wind und Wetter geſchützt waren. In Deutſchland hätte eine ſolche extemporirte Umwandlung eines finſtern, fenſterloſen Vorrathshauſes in eine menſchliche Wohnſtätte viele Umſtände gemacht, allein in Amerika iſt man unter den praktiſchen Landbewohner ſchnell damit fertig. Der Boden wird ſtatt mit Brettern mit kurzem Stroh bedeckt, die offene Thüre dient zugleich dazu, um Luft und Licht einſtrömen zu laſſen, und gekocht wird im Freien in einem Keſſel, der von einer in vier Querhölzern ruhenden Stange getragen wird. Ringsum häuft man zum Schutze des Feuers Steine an und — in einer Stunde iſt eine Mahlzeit fertig, da ſie ja nur aus gekochtem Fleiſche beſteht!

Natürlich dauerte es aber doch eine geraume Zeit, bis die Leute untergebracht waren. Mancher Haushaltungsgegenſtand mußte vom alten Kornmann entlehnt werden, bis die fertige Sägmühle es möglich machte, Tiſche und Stühle, Bettladen und Käſten ſelbſt zuſammenzuzimmern. Die Lebensmittel lieferte der Grocer, der, wie ſeine übrigen Collegen auf dem Lande, an geräucherten Schinken Ueberfluß hatte. So wurde

es Abend, bis Alles zur Nothdurft eingerichtet war; allein die Leute fühlten sich doch weit behaglicher, als auf Germania, denn nicht nur waren sie in einem geschlossenen Hause, wenn man die Blockhütte so nennen konnte, sondern, was die Hauptsache, sie sollten gleich den andern Tag mit ihrer Arbeit beginnen und allwöchentlich für dieselbe bezahlt werden. Allerdings war's eine harte Arbeit, die ihnen bevorstand: Bäume fällen und am Mühlkanal graben, allein sie wußten nun, warum sie arbeiteten, denn sie sollten für sich arbeiten. Der Lohn reichte hin, um die Übrigen mit Nahrungsmitteln zu versehen und gab noch soviel Ueberfluß, daß sie in Jahresfrist im Stande sein mußten, ihre in wenigen Wochen zu errichtenden eigenen Wohnhäuschen schuldenfrei zu besitzen, ja daß sogar jede Familie dann nicht blos allein wohnen konnte, sondern auch noch ein Stück Feld besaß, auf dem sie das zum Hausbedarf nöthige Getreide ziehen mochte. Das waren doch andere Aussichten als auf der Colonie Germania, die zu entlegen war, als daß sie hoffen konnten, vor vielen Jahren mit in den Weltverkehr eintreten zu können! Andere Aussichten, als dort, wo aller Nebenverdienst zum Voraus abgeschnitten war und man kaum nach Jahresfrist erwarten konnte, so viel zu erzeugen, um nothdürftig davon leben zu können! Andere Aussichten, als dort, wo sie ihr Lebenlang dem Bürgermeister, der das Hauptgeld vorschoß, dienstpflichtig gewesen wären, und wo der sumpfige Boden und die übrigen climatischen Verhältnisse früher oder später Krankheiten erzeugen mußten, die hier in dem gesunden, waldbewachsenen Thale zur Unmöglichkeit gehörten!

Es war schon ziemlich spät geworden, bis der Doktor und Ferdinand endlich abkommen konnten und der Colonie zufuhren.

Doch hofften ſie dieſelbe noch, wenn ſie das Pferd antrieben, vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Zur ſelben Zeit, als ſie in Littlefalls damit beſchäftigt waren, die Neuangekommenen unterzubringen, ſaß der Bürgermeiſter unthätig in ſeiner Wohnſtube. Es war ein trüber Abend, und die Düſterheit der Atmoſphäre ſchien ſich auch auf den Geiſt des Gründers der Colonie Germania übergetragen zu haben. Auch Pauline, ſeine Tochter, die ſich mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigte, war ſchweigſam. Der Bürgermeiſter hatte in den wenigen Wochen, ſeit er die Anſiedlung begonnen, um faſt ſo viele Jahre gealtert und der ſonſt ſo fröhliche Sinn des Mädchens hatte einem düſtern Grübeln Platz gemacht. Jetzt trat Frau Karoline ein.

„Die Aaathe iſt [illegible] geworden," ſagte ſie. „Sie hat Fieber und klagt über einen unauslöſchlichen Durſt. Ich fürchte es ſteht ſchlimm mit ihr."

„Auch das noch!" ſeufzte der Bürgermeiſter. „Gewiß werden die Leute, wenn die Krankheit einen ſchlimmen Ausgang nimmt, auch hiervon die Schuld mir aufbürden. Und gerade jetzt muß der Doktor abweſend ſeyn!" — „Iſt der Vikarius bei ihr?" ſetzte er nach einer Weile hinzu.

Eben trat dieſer ins Zimmer, um die Frage ſelbſt zu beantworten.

„Gottes Zorn liegt ſchwer auf uns," ſagte derſelbe, die Augen fromm gen Himmel richtend. „Er züchtiget uns in ſeinem Grimme, damit wir in uns gehen und Buße thun. Was hilft menſchlich Sinnen und Dichten, wenn der Herr Zebaoth ſeine Zuchtrutbe ſchwingt?"

„Mit dem Tage, da der Peddler bei uns mauschelte," fuhr der Bürgermeister fort, „begann auch unser Unglück. Von selbiger Stunde an war das Mißtrauen eingekehrt, und es folgte Kleinmuth und Trotz zugleich, um unser Beginnen schon im Keime zu vernichten. Wäre jener Diebstahl nicht geschehen, es stünde jetzt ganz anders um die Colonie Germania."

„Du vergißt, Vater," warf Pauline schüchtern ein, „daß schon in New-York ein Theil der Leute abtrünnig wurde. Ich glaube, wir müssen die Schuld unserer fehlgeschlagenen Hoffnungen mehr in uns selbst und in dem Charakter der Menschen suchen, als in einem zufälligen äußeren Umstande."

„In uns selbst?" erwiederte der Bürgermeister mit einem zornigen Blicke. „Du willst wohl sagen in mir? Ich verstehe den Vorwurf wohl, der in deinen Worten liegt, du spielst immer und ewig auf die Entfernung des Christian an und machst es wie die Andern, welche unser Unglück von jenem Tage an datiren. Mein eigen Fleisch und Blut kehrt sich wider mich, und ich werde bald Niemand mehr haben, an den ich mich halten kann."

„Du bist ungerecht, Vater," entgegnete die Tochter sanft. „Vielleicht wird noch die Zeit kommen, wo du einsiehst, daß Niemand treuer und inniger an dir hing als ich und der Ferdinand und — und der Christian. Nicht wir haben uns von dir gewendet, sondern du hast deinen Sinn gegen uns gekehrt. Fremde Menschen haben sich in dein Herz eingenistet und dasselbe für die Liebe der Deinen erkältet. Blicke nicht so zornig, du wirst mir noch Recht geben. Aber ich will dich nicht weiter aufreizen, sondern mich lieber entfernen. Ich bin

ja doch überflüſſig hier! Wenn du nichts dagegen haſt, Vater, ſo wache ich heute Nacht bei der kranken Agathe."

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf und verließ das Gemach, ohne eine Antwort abzuwarten. Mühſam bezwang ſich der Bürgermeiſter, daß er ihr nicht einen Fluch nachſchickte.

„O Herr, gebe nicht mit ihnen in's Gericht, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun," rief der Vikar, in heiligem Zorn erglühend. „Aber mit Feuer und Schwerdt will ich ſie ausrotten, die Trotzigen und Uebermüthigen, ſpricht der Herr an andern Orten. Folge der Stimme des Herrn, ſieher geſchrieben, und ſo dich ein Glied ärgert, ſo reiße es aus und wirf es von dir."

Sonderbarer Weiſe hatte dieſe heftige Rede nicht die gewünſchte Wirkung. Im Gegentheile der Zorn des Bürgermeiſters legte ſich faſt plötzlich und machte einer tiefen Wehmuth Platz.

„Wie einſam und verlaſſen fühle ich mich," ſeufzte er.

Die Wittwe nahm ihren Stuhl und ſetzte ſich hart neben ihn. „Wollen Sie auch mich zu denen zählen, die es nicht treu und innig mit Ihnen meinen," hauchte ſie mit zärtlichem Blicke und ihre Linke fiel wie zufällig auf ſeine Rechte und drückte ſie leiſe.

Er wandte den Blick nach ihr. Sie lehnte ſich ſchmeichelnd an ihn.

„Ja," rief er jetzt erglühend und ſeine Rechte ſchlang ſich um den vollen Leib der nachgiebigen Frau. „Ja, Sie meinen es gut mit mir, Sie allein ſind mir treu und ergeben, und wenn ich Sie nicht hätte, Sie und den frommen Seelſorger hier, ſo müßte ich in meinem Schmerzgefühl vergehen. Und gerade

gegen Sie Beide, die allein ehrlich und redlich denken, ſteht der Sinn meiner Kinder, der Sinn meines Schwagers, der Sinn der ganzen Colonie."

„Aber der Herr der Heerſchaaren iſt mit uns," eiferte der Vikarius. „Iſt es doch ein ſichtbarlich Zeichen ſeines Willens, daß er gerade jetzt den Juden der den Diebſtahl beging, in unſere Hände gegeben hat. Allen zum ſchlagenden Beweis, daß keine ſündhafte That verborgen bleibt, auch wenn der Faden dazu in ſchweigender Nacht geſponnen wurde!"

Er wußte nicht, daß er die Wahrheit ſprach, der ſcheinheilige Mann! Und doch ſollte er es nur zu bald inne werden!

Die Nacht war herangerückt. Der Vikarius entfernte ſich, um ſich in ſeine Wohnung zurückzuziehen; Frau Karoline aber bereitete den Abendthee, [illegible] der Bürgermeiſter gewöhnt war, vor Bettgehen zu ſich zu nehmen. Mit leuchtenden Augen folgte er den Bewegungen des ſchönen Weibes. Doch ſah er es nicht, wie ſie heimlich, ihm den Rücken kehrend, ein kleines Fläſchchen aus dem Buſen zog und deſſen Inhalt in die Taſſe goß, welche ſie ihm gleich darauf kredenzte.

„Sie ſind ein Engel an Schönheit und Güte," flüſterte er, ſie an ſich ziehend. „Wollen Sie meinen die Meine werden?"

Sie erwiederte die Umarmung, ſie ſetzte ihn mit ihrem Kuſſe in Flammen! Er vermeinte, nun doch Ein Weſen gefunden zu haben, das ihm im Leben wie im Sterben ureigen angehörte! Was kümmerten ihn jetzt die ſpöttiſchen Einwürfe ſeines Schwagers, die traurigen Blicke ſeiner Kinder, die verwerfenden Urtheile der ganzen Colonie!

Immer tiefer ſank die Nacht herab. Die ſchöne Wittwe hatte ſich in ihr Gemach zurückgezogen, das ſie mit Paulinen theilte. Aber dieſe war entfernt, um bei der kranken Agathe zu wachen. Auch der Bürgermeiſter hatte ſein einſames Schlafzimmer betreten — einſam, denn ſein Sohn Ferdinand war noch nicht von Littlefalls zurückgekehrt, obgleich er vor Abend hatte wieder da ſeyn wollen. Eine ſonderbare Bangigkeit bemächtigte ſich des ſonſt ſo furchtloſen Mannes. Es war Schlafſucht mit fieberhafter Aufregung gemiſcht. Dieſe beiden entgegengeſetzten Elemente kämpften lange miteinander, bis endlich die Schlafſucht ſiegte und er ſich unausgekleidet auf ſein Bett warf, um alsbald in eine tiefe Letbargie zu verfallen. Und doch war ſein Schlummer nicht feſt und ſtetig, ſondern voll Unruhe und Bangigkeit warf er ſich von Zeit zu Zeit in die Höhe und ſeine Augen öffneten ſich, wie mit einer ſchrecklichen Angſt kämpfend. Hie und da meinte er ein Geräuſch neben ſich zu hören, wie wenn Jemand ſeinen Schlummer bewachte, und er fuhr auf und ſtarrte in die Dunkelheit, aber dann war es wieder ſtill und ruhig und er konnte Nichts erblicken. Endlich gegen Morgen wurde ſein Schlaf ruhiger und er athmete in regelmäßigen Zügen. War vielleicht die Doſis zu ſtark geweſen, welche ihm die ſchöne Wittwe in ſeinen Thee gemiſcht hatte?

Mitternacht war längſt vorüber und noch hatte dieß Weib kein Auge geſchloſſen. Leiſe erhob ſie ſich und ſchlich ſich zum Schlafzimmer des Bürgermeiſters. Lautlos war ihr Tritt, lautlos öffnete ſie die Thüre. Aber trotz der Lautloſigkeit mußte der Mann ihre Anweſenheit bemerkt haben, denn er erhob ſich mit halbem Leibe und ſtarrte mit glänzenden Augen nach ihr,

daß dieſe in der Finſterniß faſt Funken ſprühten. Die Deſs mußte in der That zu ſtark geweſen ſein, ſonſt hätte ſie dieſe Aufgeregtheit nicht hervorbringen können! Das Weib ſchlich ſich eben ſo leiſe wieder zurück, als ſie gekommen war, um nach Verfluß von einiger Zeit den Verſuch mit demſelben Erfolge zu wiederholen.

Jetzt klopfte es leiſe an das Fenſter, ſo leiſe, daß ein geübtes Ohr dazu gehörte, den Schall zu vernehmen. Die Wittwe ſchlich ſich zur Hausthüre, die mit einem hölzernen Riegel verſchloſſen war. Sie ſchob den Riegel zurück und ein Mann ſchlüpfte herein, der in einen weiten Oberrock gehüllt war. Seinen Kopf bedeckte ein breitkrämpiger Hut, wie ihn die Farmer auf dem Lande zu tragen gewohnt ſind.

„Schläft er?“ fragte der Mann mit leiſer Stimme.

„Ja,“ flüſterte die Wittwe, „aber ſein Schlaf iſt noch zu unruhig, als daß wir Etwas wagen dürften. Sitzen Sie ſtill und ruhig.“

Abermals ſchlich ſich das Weib auf den Zehen in das Schlafzimmer des Bürgermeiſters, und abermals kam ſie zurück und ſchüttelte auf die Anfrage ihres Beſuchers mit dem Kopfe.

Lautlos ſaßen ſie lange Zeit. Die ganze Colonie lag in tiefes Schweigen begraben. Es war eine Stille, die Beiden anfing, unheimlich zu werden.

„Wir müſſen es aufgeben für dieſe Nacht,“ flüſterte der Mann endlich, „wenn wir's jetzt nicht ausführen können. Der Morgen rückt heran und es könnte Einer oder der Andere erwachen. Die Uhr iſt bereits drei vorüber.“

„Wir dürfen es nicht bis Morgen aufſchieben,“ verſetzte

das Weib finſter. „Morgen iſt es zu ſpät. Haben Sie den Peddler von Littlefalls vergeſſen?“

Jetzt ſchrack der Mann plötzlich heftig zuſammen. Der Hahn in dem nahen Hühnerſtalle krähte laut zum erſten Male.

„Es iſt eine Warnung von oben,“ flüſterte er mit bebender Stimme; „wir müſſen das Unternehmen aufgeben.“

„Feigling,“ ziſchte das Weib hervor. „Ihr wollt das ſtarke Geſchlecht ſeyn, und ſchreckt vor einem Hahnenſchrei zurück! Ich ſage dir, Mann, heute Nacht und gleich jetzt müſſen wir unſer Ziel erreichen und ſollten wir auch mit Gewalt dazu kommen müſſen. Das Füllhorn des Glücks liegt vor uns, nur ein Thor oder eine Memme würde nicht zugreifen.“

Abermals ging ſie dem Schlafzimmer ihres Schlachtopfers zu, aber dießmal nicht ſchleichenden Trittes, ſondern feſt und mannhaft. Der Bürgermeiſter ſchlief jetzt ruhig und regelmäßig. Sie kehrte zurück und zündete ein Licht an.

„Um Gotteswillen, was machen Sie?“ ſtieß der Mann hervor, in dem wir jetzt auf den erſten Blick den Vikarius erkennen, obwohl er einen Hut trägt, den wir ſonſt nicht an ihm gewohnt ſind. Wahrſcheinlich hatte er ihn von ſeiner letzten Reiſe mitgebracht. „Der Lichtſchimmer muß uns verrathen.“

„Wollen Sie denn das Geld im Finſtern finden?“ höhnte die Frau. „Er trägt es ja auf dem bloßen Leibe. Aber Ihre Angſt läßt Sie nicht einmal ſehen, daß die Fenſter dicht verhüllt ſind. Auf, Mann! Und zittern Sie nicht ſo! Man ſollte meinen, es ſey das erſte Mal, daß Sie ſich fremdes Gut aneignen.“

Der Vikarius nahm ſich gewaltſam zuſammen. Er griff

in die Brusttasche und zog eine Flasche hervor, aus der er einen tiefen Zug that. Jetzt kehrte die Röthe auf seine Wangen zurück.

Die Frau schritt voran, mit dem Lichte in der Hand.

„Halt, noch Eins," sprach der Vikarius mit einer immer noch unsichern Stimme. „Was fangen wir an, wenn der Bürgermeister erwachen sollte? In diesem Falle wären wir verloren, denn er müßte uns auf den ersten Blick erkennen."

„Er wird nicht erwachen," erwiederte das Weib in entschiedenem Tone. „Ich hab' ihm soviel Opium gegeben, daß es für Zwei genug gewesen wäre. Sollte aber das fast Unmögliche eintreffen und er uns sehen, dann sind nicht wir verloren, sondern er ist es. Wozu habe ich Ihnen denn das Messer gebracht? Mann, ich wollte, ich hatte einen Andern zu meinem Gemahlen gemacht! Wenn Etwas uns verräth, so ist es Ihre Feigheit. Nehmen Sie noch einen tüchtigen Schluck, daß Ihre Lebensgeister erwachen; sonst versagt Ihnen am Ende die Hand den Dienst."

Der Vikarius that, wie ihm geheißen worden war. Nochmals führte er die Flasche an den Mund und that einen langen und tiefen Zug. Dann bot er die Flasche seiner Begleiterin, aber diese schüttelte höhnend den Kopf. „Sie brauchte keinen künstlichen Muth!"

Jetzt betraten sie das Schlafzimmer des Bürgermeisters. Seine Augen waren fest geschlossen. Sie zuckten nicht, als das Licht voll auf sie fiel.

„Schnell, ziehen Sie ihm die Kleider ab," sagte die Wittwe.

„Vor Ihnen?" erwiederte der Vikar mit einem wüsten Lächeln.

„Vor mir," verſetzte das Weib mit feſter Stimme. „Jetzt iſt keine Zeit zu dummen Ziereteien, und ich gehöre nicht unter die Weiber, welche in Ohnmacht fallen, wenn ſie einen entblößten Körper ſehen. Vorwärts, ich helfe Ihnen."

Sie gingen nun Beide rüſtig an's Werk, aber ſie konnten nur langſam vorwärts kommen, denn ſie durften es nicht wagen, ihn umzukehren oder überhaupt unſanft anzugreifen, aus Beſorgniß ihn zu wecken.

„Warum muß der Menſch auch ſeinen Schatz auf dem bloßen Leibe tragen!" flüſterte jetzt das Weib, vor Aufregung zitternd. „Nehmen Sie Ihr Meſſer und ſchneiden Sie die Kleider durch. Geradezu einen Riß von oben bis unten."

Der Vikarius zog das Dolchmeſſer, welches die Wittwe von Littlefalls mitgebracht hatte und ſchnitt die Kleider durch. Plötzlich aber, ſey es weil ſeine Hand aus Feigheit zitterte, oder weil dem Meſſer irgend ein Hinderniß, ein Knopf oder dergleichen, entgegentrat, oder auch weil der Körper des Schlafenden ſich unwillkürlich bewegte, — plötzlich glitt das Meſſer aus und ritzte dem Bürgermeiſter die Haut ſo tief, daß das helle Blut herausſpritzte.

„Herr Gott im Himmel!" ſchrie der Vikar zurückfahrend und mit lautem Aufkreiſchen.

In demſelben Augenblicke öffneten ſich die Augen des Schlafenden. Der Schmerz der Wunde und der laute Ruf hatten ihn erweckt. Verwundert, erſtaunt, entſetzt ſchaute er um ſich. Vor ihm ſtand die Wittwe, an ſeinen Kleidern reißend, neben dieſer der Vikarius mit dem blutgetränkten Meſſer! War es ein Geſpenſt, was er ſah, oder war es die nackte Wirklichkeit? Er wollte ſich aufrichten, um beſſer zu ſehen: aber die

Wunde ſchmerzte ihn und unwillkürlich fuhr ſeine Hand darnach. Er zog ſie zurück, in Blut gebadet. Jetzt kam er zum vollkommenen Bewußtſeyn.

„Karoline,“ rief er, indem eine Todesblaſſe ſein Geſicht überzog. Er ſank zurück, wie wenn ihn der Schlag getroffen hätte.

„Schnell das Halstuch,“ ziſchte die Wittwe.

Der Vikar zog es hervor — es war daſſelbe, das Frau Karoline aus dem Stübchen Chriſtians entwendet hatte — ſie riß es ihm aus den Händen und ſchlang es dem Bürgermeiſter um den Hals.

„Ziehen Sie,“ flüſterte ſie mit heiſerer Stimme. „Hurtig, ehe er wieder erwacht.“

„Um Gottes Willen, Sie werden ihn doch nicht erwürgen wollen?“ ſtöhnte der Vikar. „Ha, er kommt wieder zu ſich.“

In der That war es ſo. Der Bürgermeiſter war wohl von dem geiſtigen Schlage, der ihn getroffen, als er die Wittwe mit ihrem Verbündeten erkannte und auch die Abſicht dieſes Paares nicht mißkennen konnte, betäubt geworden, aber er war nicht ohnmächtig. Auch hatte zwar die Wittwe das Halstuch bereits feſt um ſeinen Hals gezogen und einen mächtigen Knoten gebildet, aber ihre Hand war doch zu ſchwach geweſen, ihm den Athem zu entziehen. So kam er wirklich wieder zu ſich und verſuchte es aufzuſpringen. Das Weib warf ſich auf ihn, und ſuchte ihn niederzuhalten.

„Ausgeburt der Hölle!“ ſtöhnte der Unglückliche. „Ihr Teufel in Menſchengeſtalt!“

„Feiger Hund,“ ziſchte das Weib dem Vikarius zu.

„Brauche doch dein Meſſer. Willſt du denn dich ſelbſt dem Galgen überliefern?“

„Ich kann nicht,“ flüſterte der Vikar bebend. „Ich habe noch Niemand ermordet.“

„So willſt du dich morgen als Dieb feſtſetzen und in's Zuchthaus ſperren laſſen,“ erwiederte das Weib mit keuchender Stimme, denn der Bürgermeiſter fing an die Oberhand zu gewinnen. „Mach' die Augen zu, wenn du kein Blut ſehen kannſt; aber ſtoß zu oder wir ſind verloren.“

„So fahr zur Hölle!“ ſchrie der Vikar und holte mit dem Dolchmeſſer tief aus. Tief drang daſſelbe in den Körper des Bürgermeiſters und ohne einen Schmerzenslaut ſank er zurück. Die Augen waren zum Tode geſchloſſen.

Alles dieſes war das Werk eines Augenblicks geweſen. Nun ſtanden das Weib und der Mann vor ihrem Schlachtopfer, er mit weitervorquellenden Augen, ſie mit kaltem ruhigem Blicke!

„Was beginnen wir mit dem Leichnam?“ flüſterte er.

Sie gab ihm keine Antwort, ſondern ſchritt raſch auf den Todten zu, riß ihm die Kleider vollends herunter und bemächtigte ſich einer Gurte, die derſelbe auf dem Leibe unter dem Hemde befeſtigt hatte. Um dieſe hervorzuziehen, mußte ſie den lebloſen Körper halb aufrichten, und ſie that es ohne Schauder, ohne Zittern. Jetzt kam aber auch Leben in den Vikarius. Seine Augen fingen an zu leuchten, und ſeine Hände griffen krampfhaft nach der Gurte.

„Geld, Geld!“ flüſterte er mit triumphirendem Lächeln. „Nichts als Geld und Werthpapiere!“

Das Weib ſah ihn verächtlich an. „Kein Zoll von einem

Mann," murmelte ſie. „Nichts als ein fetzer, ſchuftiger, ehrloſer Dieb!" — „Macht ſchnell," fügte ſie dann laut hinzu. „Die Kleider abgeſtreift und die Gurte um den Leib geſchnallt. Kommen Sie, ich will Ihnen helfen. Wir haben nun keine Minute Zeit mehr zu verlieren."

Sie griff raſch zu und war ihm behülflich, die ſchwere Gurte auf dem bloßen Leibe feſtzuſchnallen. „So," ſagte ſie. „Nun die Handſchuhe her. Wirf ſie hier unter die Bettlade. Es muß ausſehen, als ob ſie zufällig verloren gegangen wären. Gut! das Halstuch, das Meſſer und die Handſchuhe werden hinlänglich Zeugniß ablegen, wer den Mord begangen hat. Und nun Mann, nehmen Sie ſich zuſammen. Legen Sie ſich ruhig in ihr Bett und thun Sie, als hätten Sie daſſelbe heute Nacht gar nicht verlaſſen. In einer Viertelſtunde mache ich Lärm, dann ſtürzen Sie heraus und geben den Leuten die Richtung an, in welcher der Dieb und Mörder entfloh. Man wird nicht verfehlen, den Chriſtian, der ſich auf dem Wege hierher befindet zu treffen und einzubringen. Wir beſchuldigen ihn geradezu der That und die bei der Leiche gefundenen Gegenſtände werden unſere Ausſage beſtätigen. Dann halten Sie eine donnernde Strafrede, rufen den Zorn Gottes auf den fluchwürdigen Mörder herab, und ſchütteln den Staub von Ihren Füßen. In zwei Stunden treffen wir uns an dem bezeichneten Orte und dann fort, was das Pferd laufen kann, nach Bellowſprings, wo wir uns auf das nächſte Dampfboot einſchiffen. Fort nun, ſchnell und leiſe. Und vergeſſen Sie nicht, Ihre blutigen Hände zu waſchen und das Waſſer auszugießen."

Ruhig kalt und gemeſſen gab ſie ihre Befehle. Es war, als ob ein ergrauter Feldherr ſeine Schlachtanordnungen träfe.

Und doch war es ein junges, üppiges Weib, das so sprach, ein Weib, das noch vor wenigen Stunden nichts als Liebe zu athmen schien, ein Weib, auf dessen Gesicht Gott den Stempel der Sanftmuth gedrückt hatte, ein Weib, das nur dazu geschaffen schien, durch den Zauber seiner Anmuth zu beglücken, zu beseligen! Also muß das Bild des ersten gefallenen Engels geschaut haben!

Der Vikar eilte seiner Wohnung hinter der Kirche zu; das Weib aber verlor keine Zeit, seine letzten Anordnungen zu treffen. Den entseelten Körper ließ sie in der Lage, in welcher ihn der Mordstahl getroffen hatte: „das Messer blieb in der Wunde stecken, das seidene Tuch schlang sich fest um den Hals, die Blutlache gerann auf dem Boden.“ Nur unterließ sie nicht, die Taschen des Todten zu leeren und das Werthvollste davon zu sich zu stecken und unter ihren Kleidern zu verbergen. Dann verließ sie das Zimmer, wo der Mord begangen wurde, von dem Blute auf dem Boden nur so viel in der hohlen Hand auffassend, um bis an das eine der Fenster in der Wohnstube einzelne Tropfen fallen lassen zu können. Es sollte den Anschein haben, als ob sich der Mörder durch dieses Fenster zurückgezogen habe, wie er denn auch durch dasselbe in das Haus eingedrungen seyn mochte. Nunmehr wusch auch sie sich die Hände und vertilgte jede Spur, die etwa an ihr zum Verräther hätte werden können. Dann zog sie sich das Oberkleid ab, und versetzte sich in ein tiefes Negligé, als ob sie eben erst dem Bette entstiegen wäre und nur geschwind ein Unterkleid um sich geworfen hätte. Jetzt löschte sie das Licht, entfernte dann die Teppiche, welche sie über die beiden Fenster gehängt hatte, um keinen Lichtstrahl hinausdringen zu lassen, und öff-

nete das eine Fenſter, zu welchem die Blutſpuren hinführten. Nunmehr erſt, als Alles zu ihrer Zufriedenheit vollendet war, erhob ſie den grauſigen Ruf: „Diebe, Diebe, Mörder! Mörder!“ und mit aufgelöſten Haaren, mit halboffenem Buſen, die nackten Füße bloß in Pantoffeln geſteckt, ſprang ſie zum Hauſe hinaus.

Schaurig klang der grauſige Ruf durch die Nacht und erweckte die Schläfer unter den Zelten. Am ſchaurigſten klang er für Eine, die nicht ſchlief, ſondern bei der kranken Frau Agathe wachte. Ein Stich ging dieſer durch's Herz, als ob es von einem Pfeile durchbohrt wäre.

„Mörder, Mörder, der Bürgermeiſter iſt ermordet!“ erklang's abermals, und fuhr donnernd über die Schläfer hin.

„Mein Vater, mein Vater!“ kreiſchte entſetzt die Tochter des Ermordeten.

In einem Momente hatten ſich alle Coloniſten erhoben.

„Wo? Wer?“ ſchrie Alles bunt durcheinander, und ſtürzte ſich dem Mordhauſe zu. Allen voraus flog Pauline.

Jetzt ſprang auch der Vikar aus der Kirche herbei. Er hatte nur einen Rock über ſeine Unterkleider geworfen, der ſeine Blöße kaum barg. Auch ihn ſchien der Schreckensruf aus dem Schlafe erweckt zu haben.

„Hier iſt er hinausgeſprungen,“ ſchrie er, „dort dem Walde zu, ich habe ihn ganz deutlich geſehen.“

Eben fingen die Wolken an ſich zu färben, wie immer wenn die Sonne im Aufgehen begriffen iſt. Noch war es nicht Tag, aber es herrſchte bereits jenes Halbdunkel, das dem Tage voranzugehen pflegt und in welchem man die Gegenſtände zur Noth zu unterſcheiden vermag.

Nun ſtürzten ſie in's Haus. Es wurde Licht gemacht, um genauer ſehen zu können. Da lag der Bürgermeiſter in ſeinem Blute. Die Kleider waren ihm halb vom Leibe geriſſen. Das Meſſer ſteckte ihm in der Bruſt.

„Mein Vater, mein armer Vater," ſchrie Pauline und ſtürzte ſich über den todten Körper. Ein Thränenſtrom erſchütterte krampfhaft ihren Körper, zugleich Schmerz und Erleichterung des Schmerzes bringend.

„Wer war's? Wer iſt der Mörder? Wohin iſt er entflohen?" ſchrieen die Coloniſten zuſammen. Zorn, Schmerz und Wuth miſchten ſich zu einem entſetzlichen Chor.

„Ich erwachte vor einer Minute," ſprach Frau Karoline, an die jene Fragen gerichtet waren, weil ſie allein außer dem Bürgermeiſter im Hauſe geſchlafen hatte. „Ein ſonderbares Geräuſch drang in meine Ohren. Es war wie das Röcheln eines Sterbenden. Ich ſprang aus meinem Bette, wie Ihr mich hier ſeht, und nun ſah ich noch, ſo weit ich im Halbdunkel unterſcheiden konnte, wie ein Mann ſich durch jenes offene Fenſter drückte und dann in der Ferne verſchwand. Wie ich nun in die Kammer des Bürgermeiſters drang, lag dieſer da, wie Ihr ihn jetzt ſehet."

„Wie ſah der Mörder aus?" ſchrieen die Leute. „Habt Ihr ihn nicht erkannt?"

„Seine Geſtalt kam mir bekannt vor," erwiederte die Wittwe zögernd, als ſcheue ſie ſich das Wort auszuſprechen. „Er ſah gerade aus, wie Chriſtian Rau, aber ich kann mich im Halbdunkel getäuſcht haben."

Pauline hatte bisher über der Leiche ihres Vaters gelegen. Sie hielt ihn krampfhaft umſchloſſen. Jetzt hörte ſie den Na-

men „Chriſtian Rau.“ Sie hatte nicht genau verſtanden, was die Wittwe ſagte, aber ſie fühlte die Beſchuldigung, die man auf ihren Geliebten häufte.

„Lügnerin, elende, erbärmliche Lügnerin,“ rief ſie aufſpringend und ſich vor die erbleichende Wittwe ſtellend. „Glaubt's dem buhleriſchen Weibe nicht. Wie könnte Chriſtian ſolcher That fähig ſeyn? Wer wagt es, ihn auch nur des Gedankens an ein ſolches Verbrechen für fähig zu halten?“

„Er war es,“ unterbrach ſie die Stimme des Vikars. „Der Satan ſchreitet einher, wie ein brüllender Löwe. Meine linke Hand wollt' ich drum geben, wenn dieſe ruchloſe That nicht geſchehen wäre, aber meine eigene Augen haben ihn erblickt: es war Chriſtian Rau, der den Mord beging.“

„Seht hier das Meſſer, das in der Wunde ſteckt,“ ſchrie jetzt ein Anderer. „Es iſt Chriſtians Meſſer. Oft genug hab' ich es bei ihm geſehen, als er noch bei uns auf der Colonie war.“

„Und hier ſind ſeine Handſchuhe,“ rief ein Dritter. „Es kann keine Täuſchung obwalten.“

„Und das iſt ſein Halstuch, das er dem Bürgermeiſter um den Hals geknüpft hat,“ ſchrie eines der Weiber. „Erkennſt du's nicht Pauline? Du haſt's ihm ja ſelbſt gegeben.“

„Und wenn die ganze Welt gegen ihn zeugt, ſo iſt er's nicht geweſen,“ ſchluchzte Pauline, von neuem an der Leiche ihres Vaters niederſinkend.

„Wehe, wehe, dreimal Wehe!“ erklangs feierlich aus dem Munde des Vikars. „Der Sohn hat den Vater erſchlagen. Die Tage des letzten Gerichts ſind vor der Thüre.“

„Ihm nach!“ riefen einige der Männer. „Er kann noch nicht

weit ſeyn, wir müſſen ihn noch einholen. Dem Walde zu iſt er geſprungen, ſagte der Vikar."

Die Männer eilten mit lautem Geſchrei davon und ließen den Vikar mit den Weibern bei der Leiche zurück. Auch der Vikar wollte ſich jetzt leiſe bei Seite machen, da entſtand unter den Weibern ein neues Geſchrei. Ferdinand und der Doktor waren angekommen. Nunmehr mußte der Vikar bleiben, um kein Aufſehen zu erregen.

Daß der Doktor mit dem Ferdinand erſt am frühen Morgen, ſtatt ſchon am Abend zuvor auf Germania ankam, hatte ſeinen guten Grund, und Niemand anders trug die Schuld, als der berühmte Baumeiſter, genannt Joſua Schneider.

Als nämlich dieſes würdige Individuum Littlefalls zueilte, um den Auftrag der Frau Karoline, für den er ſo ſplendid bezahlt worden war, zu vollführen, ſah er ſchon von weiter Ferne das Gefährt des Doktors auf ſich zukommen. „Teufel," dachte der Baumeiſter, „ich ſoll es verhindern, daß der Doktor mit dem Ferdinand heute Nacht auf Germania zubringen, und hier eilen ſie der Colonie zu, und werden dort eintreffen, ehe die Sonne ganz untergegangen!" Er blieb ſtehen und dachte eine Zeitlang nach, allein ſein ſchöpferiſches Gehirn erfand bald einen Ausweg. So ſetzte er ſich denn hart an ein Gebüſch, an welchem, wie er wußte, die Reiſenden vorbei fahren mußten. Er blieb ganz ruhig, bis das Gefährt des Doktors ſo in der Nähe war, daß er von dieſen erkannt und ſogar gehört werden konnte. Nunmehr fing er aber auf's kläglichſte zu ſtöhnen an. Er beugte ſich weit vor und hielt ſich die

Seite mit beiden Händen. Seine Augen waren geschlossen und sein Gesicht verzog sich, wie im herbsten Schmerze.

„Hörst du Nichts, Doktor," rief Ferdinand, als sie ganz nahe gekommen waren. „Es klang gerade wie das Gestöhne eines Menschen, der schwer leidet."

„Ja, und hier liegt der Leidende," erwiederte der Doktor. „Bei Gott, es ist der Baumeister. Was zum Kuckuck hat denn dieser?"

Sie hielten und stiegen ab. Der Baumeister schien sie nicht zu kennen, denn er krümmte sich so vor Schmerz, daß er die ganze Außenwelt darüber vergaß.

„Was ist Ihnen, Herr?" fragte der Doktor. „Wo schmerzt Sie's?"

„Ach, ach, oh, oh!" war die ganze Antwort.

Der Doktor griff nach der Hand des Patienten, um den Puls zu fühlen, und in der That ging dieser nicht ganz regelmäßig, denn der ehrliche Josua Schneider hielt schon seit einer Minute den Athem gewaltsam an sich.

„Ich glaube, ich habe Gift im Leibe," seufzte endlich der Baumeister. „Es brennt mich in meinen Eingeweiden, als ob die Hölle drin säße. Oh, oh!"

„Glauben Sie, Sie können es aushalten bis nach Germania?" fragte wieder der Doktor. „Ich denke, es ist das Beste, wir nehmen Sie in unserem Wägelchen dahin."

Aber der Kranke schüttelte mit dem Kopfe und winselte wo möglich noch kläglicher.

„Ferdinand," sagte nun endlich der Doktor, „hier ist nichts zu machen, als den armen Burschen nach Littlefalls zurückzuführen. Nach Germania ist's zu weit, auch habe ich

meinen Medicamentenkaſten in Littlefalls. Im Ganzen werden wir nicht viel länger als eine Stunde Aufenthalt haben."

Es ſchien in der That kein anderer Ausweg möglich, wenn man die Menſchlichkeit obwalten laſſen wollte. So hoben ſie denn den Baumeiſter auf, drehten dann das Gefährt und fuhren dem Orte wieder zu, den ſie erſt vor etwas mehr als einer halben Stunde verlaſſen hatten. Sonderbar aber, je mehr ſie ſich Littlefalls näherten, um ſo mehr beſſerte ſich der Zuſtand des Patienten.

Jetzt waren ſie vor der Grocerie angekommen. „Ich denke, Sie fühlen ſich bedeutend beſſer," ſagte der Doktor ſchnell vom Wägelchen ſpringend, „ich will Ihnen nun ein kleines Brechmittel präpariren. Das wird die Sache vollends in Ordnung bringen."

Er eilte die Treppen hinauf und Ferdinand folgte ihm auf dem Fuße, um noch ein paar Worte mit Chriſtian zu wechſeln. Langſam ſtieg nun auch der Patient vom Wagen, ſchaute ſich um, machte ſich eine Zeitlang am Pferde vorn zu ſchaffen, ſo daß dieſes ſich aufbäumte und ausſchlug, und trat dann in die Grocerie, nicht aber, um ſich klagend und jammernd hin zu ſetzen, ſondern einfach um einen Schluck Whiskey zu nehmen. Gerade ſchenkte er ſich das zweite Glas voll, als der Doktor mit ſeiner Mixtur herab kam.

„Seid Ihr verrückt, Menſch?" rief dieſer. „Der Whiskey kann Euch den Tod bringen."

„Calculire," erwiederte der Baumeiſter kaltblütig, „wird's gerade ſo gut thun, als Euer Rhabarber. Mächtig gutes Arzneimittel, der Branntwein! Setze voraus, ein drittes Glas wird mich vollends ganz kuriren."

Der Dokter ſagte kein Wort mehr, ſondern drehte ſich auf den Abſätzen herum und beſtieg ſeinen Wagen, wohin ihm gleich darauf Ferdinand folgte. Sie fuhren abermals Germania zu.

„Der Schlingel hat uns zum Beſten gehabt," ſagte der Dokter. „Er war gar nie krank; wahrſcheinlich wollte er blos nach Littlefalls gefahren ſeyn, um den Weg nicht zu Fuß machen zu müſſen. Das ſoll mir eine Warnung für die Zukunft ſeyn, wenn einmal wieder ſolch' ein Landſtreicher meine Hülfe in Anſpruch nimmt."

Sie eilten raſch vorwärts, um die verlorene Zeit wieder einzubringen; allein kaum waren ſie ein Paar hundert Schritte weit gefahren, ſo fing das Pferd an zu hinken und je weiter ſie fuhren, um ſo bedenklicher ſchonte der Gaul ſeinen Fuß. Sie ſtiegen ab und unterſuchten die Sache. Das Pferd mußte ſich ſchwer verletzt haben, denn am hinteren linken Fuße war die Feſſel wie mit einem ſcharfen Inſtrumente geſchnitten. Natürlich blieb nun nichts übrig, als Schritt für Schritt vorwärts zu fahren. Ja am Ende mußten ſie das Pferd ganz ſtehen laſſen, da es nicht mehr weiter konnte. Sie machten ſich nun zu Fuße nach Germania auf, um von da wo möglich Hülfe zu holen.

„Kapitalſtreich, das!" lachte Joſua Schneider, als der Dokter abgefahren war. „Iſt wohl ſeine zehn Thaler werth! Wird ein ſchiefes Geſicht ſchneiden, wenn er den Puzen merkt. Werd' mich aber vor ihm künftig in Acht nehmen müſſen!" — „Chriſtian Rau hier in der Nähe?" fuhr er dann gegen den Grocer gewandt fort.

„Was willſt du von mir?" antwortete Chriſtian Rau

ſelbſt. Denn dieſer trat eben von dem Vorplatz, auf dem er noch mit Ferdinand geſprochen, in die Grocerie.

„Brief abgeben," verſetzte der Baumeiſter mit ſeiner gewöhnlichen lakoniſchen Kürze.

Chriſtian nahm den an ihn gerichteten Zettel in Empfang und ein freudiges Erröthen machte ſich auf ſeinem Geſichte Platz, als er den Inhalt deſſelben las. Allein bald veränderte ſich dieſer Ausdruck wieder, nachdem er der Inhalt genauer geprüft hatte. Er beſah bald das Schreiben, bald den Ueberbringer und konnte ſich offenbar nicht Beides zuſammenreimen. Wie kam Pauline zu dieſem Briefträger? Oder war der Brief vielleicht gar nicht von Paulinen? Er kannte ja ihre Handſchrift nicht!

„Von wem haſt du dieſen Brief?" frug Chriſtian, ſeine Augen ſtreng auf den Baumeiſter richtend. Aber dieſer war nicht der Mann, durch einen Blick in Verlegenheit zu kommen.

„Frauenzimmer, denke ich," war die kurze Antwort.

„Kennſt du die Briefſchreiberin?" fuhr Chriſtian fort zu inquiriren.

„Schätze wohl, ich thu's," verſetzte der Inquiſit lächelnd. „Baumeiſter auf Germania!"

„Alſo du biſt dieſes Individuum?" ſagte nun Chriſtian, den Mann verwundert betrachtend. „Ich habe von dir gehört."

Es wollte ihn doch ſchmerzlich berühren, daß dieſer Menſch ſeine Stelle vertreten ſollte! aber er hatte nunmehr keine Zeit, ſolchen Grübeleien nachzuhängen. Pauline ſchrieb ihm, unverzüglich nach Germania zu kommen, damit er dort in aller Frühe eintreffe. Er konnte ſich keinen Grund denken,

warum er auf dieſe Art berufen wurde; allein eben ſo wenig war ihm eine Urſache einleuchtend, warum die Einladung nicht ächt ſeyn ſollte. Gerade wollte er ſich nochmals an den ſonderbaren Boten wenden, um dieſen näher auszufragen, als er ſah, daß dieſer die Grocerie bereits verlaſſen habe und mit mächtigen Schritten wieder Germania zueile. So beſchloß er denn, der Einladung Folge zu leiſten, möge nun der Brief von Paulinen herrühren oder nicht. „Iſt der Brief unächt, und haben ſie mir nur eine Falle bereitet,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „um mich vielleicht beim Bürgermeiſter wegen meiner Aufdringlichkeit noch mehr anzuſchwärzen, ſo muß ich's über mich ergehen laſſen: umgekehrt aber, wenn der Brief ächt iſt, würde ich es mir nie verzeihen, dem Rufe Paulinens nicht entſprochen zu haben.“ — So ging er denn zum alten Farmer, um Jemanden zu bitten, heute Nacht für ihn bei dem kranken Peddler zu wachen. Dann begab er ſich auf ſein Zimmer, um ſich anders anzukleiden, und verwunderte ſich nicht wenig, daß er ſeine Handſchuhe und ſein Halstuch nicht finden konnte, obgleich er gewiß wußte, daß er beides noch vor wenigen Tagen in den Händen gehabt habe. All' ſein Suchen war jedoch vergeblich. So machte er ſich denn auf den Weg, nachdem die Sonne längſt hinab war.

Er ſchritt rüſtig vorwärts, allein die Nacht war dunkel und von einem eigentlichen Wege keine Rede. Er kam daher nicht ſo ſchnell vorwärts, um noch vorher in Germania einzutreffen, ehe die erſten Morgenſtrahlen hervorbrachen. Manchmal war es ihm, beſonders je näher er zu der Colonie kam, als höre er ein Paar in nicht allzuweiter Entfernung vor ihm ſich mit einander unterhalten; ja es dünkte ihn ſogar einmal,

es gehören dieſe Stimmen dem Doktor und dem Ferdinand an; allein dieſe Beiden waren ja faſt eine Stunde vor ihm abgegangen und gefahren. Wie konnte alſo er ſie einholen, da er doch zu Fuße ging? Jetzt war er ganz nahe bei Germania. Was ſollte dieß furchtbare Geſchrei bedeuten, das ſich plötzlich von da her erhob? Er eilte vorwärts ſo ſchnell ihn ſeine Füße trugen? War Feuer ausgebrochen? Er konnte keines ſehen. War vielleicht Jemand verunglückt? Sollte gar Pauline . . . ? Er mochte nicht weiter denken! Jetzt eilten ihm Leute entgegen. Mit mächtigem Geſchrei rannten dieſe gerade auf ihn zu.

„Was gibt es?“ rief Chriſtian. „Iſt Jemanden ein Unglück paſſirt?“

„Da iſt er!“ ſchrieen die Männer ihm entgegen, die von Germania fortgeeilt waren, um den Mörder des Bürgermeiſters zu fahen. „Hurrah, auf ihn, den Mörder!“

Die fünf oder ſechs Männer ſtürzten nun über ihn her, riſſen ihn mit einem Ruck zu Boden und feſſelten ihm die Hände mit ſtarken Stricken. Er wußte nicht, wie ihm geſchah.

„Seid Ihr wahnſinnig, Ihr Leute?“ rief er endlich, ſich faſſend und ſie einzeln beim Namen nennend. „Was habt Ihr denn mit mir vor? Oder ſagt mir wenigſtens, was vorgegangen iſt?“

Die Männer nahmen jedoch keine Notiz von ſeinen Fragen, ſondern ſchleppten ihn vorwärts, ſo ſchnell ſie nur konnten. Sie waren in wenigen Minuten an Ort und Stelle.

„Wir haben ihn,“ ſchrie Einer, der vorauseilte. „Wir haben ihn. Der Mörder iſt gefangen!“

„Da iſt er,“ ſchrien die Weiber, die in Germania zu-

rückgeblieben waren und eben aus dem Hause des Bürgermeisters heraustraten. „Da ist der grausige Mörder! Fesselt ihn, daß er uns und unsere Kinder nicht auch umbringe.“

Sie umringten ihn Alle. Sie schrieen auf ihn hinein, sie zerrten an ihm, sie rissen an ihm! Er wußte fast nichts mehr von sich, er war nahe daran, wahnsinnig zu werden!

Jetzt flog ein bleiches Mädchen herbei. Ihre aufgelösten Haare flatterten im Winde. „Christian, Christian!“ rief sie, wild aufkreischend und sich dem gefesselten Manne an den Hals werfend. „Sie haben meinen Vater ermordet und sagen nun, du seiest der Mörder. Oh, die Teufel in Menschengestalt, die gräulichen, schrecklichen Mörder!“

Sie hing sich an ihn, als wollte sie ihn nie mehr loslassen. Man mußte sie mit Gewalt von ihm trennen! Dann legten sie sie auf den Boden, und einige der Weiber standen ihr zur Seite, denn eine tiefe Ohnmacht hatte sie umfangen.

„Kommt,“ rief Einer aus dem großen Haufen, „wir wollen Gericht über den Mörder halten. Die Amerikaner machen es auch so, und hängen Jeden auf der Stelle, wo er sein Verbrechen begangen hat.“

Nunmehr erst kam Christian zum Bewußtseyn, dessen was man ihm vorwarf! Nunmehr erst ward ihm klar, was auf Germania vorgefallen sei!

„Ihr seid wahnsinnig,“ wandte er sich abermals an die wuthentbrannte Menge. „Ihr seid rein toll. Wie kann denn ich den Bürgermeister ermordet haben, der ich gerade von Littlefalls komme? Ihr bürdet mir ja eine pure Unmöglichkeit auf!“

„Oh, verleg' dich nur aufs Läugnen!“ schrie Einer.

„Es ſteht dir gut an, wo man doch deine Handſchuhe, dein Halstuch und dein Meſſer bei der Leiche gefunden hat!“

„Wir wollen kurzen Prozeß machen,“ riefen ein paar Andere. „Wir hängen ihn an den nächſten beſten Baum.“

„Nein,“ ſchrie ein Dritter, „wir wollen unpartheiiſch und gerecht verfahren. Darum laßt uns den Gefangenen vor den Vikar führen, der ſoll über ihn richten, nachdem er ſeine Vertheidigung gehört hat. Der verſteht jedenfalls ſo viel vom Recht, als irgend ein Friedensrichter hier.“

Sie ergriffen nun den unſeligen jungen Mann und ſchleppten ihn zur Kirche vor die Wohnung des Vikars, um ihn von dieſem ſtandrechtlich verurtheilen zu laſſen.

Während dieß außen vorging, begab ſich im Innern des Hauſes, wo der Ermordete lag, und in welches ſo eben der Doktor mit Ferdinand getreten waren, eine ganz andere Scene.

Ferdinand hatte ſich neben ſeiner Schweſter niedergeworfen und konnte es kaum faſſen, daß das, was er ſah, Wirklichkeit ſeyn ſollte. Der, den er geſtern in voller Manneskraft verlaſſen hatte, lag hier entſeelt vor ihm, das Meſſer in der Bruſt! Oft war ihm früher der Vater zu herriſch, zu durchgreifend, zu gewaltthätig vorgekommen, aber jetzt gedachte er blos der Liebe, mit der ihn der Ermordete von jeher überhäuft hatte! Und gerade *dieſe Nacht* mußte er abweſend ſeyn! Wäre er geſtern Abend noch in Germania eingetroffen, ſo hätte der Mord gar nicht vorfallen können; denn er hätte dann ja das Schlafzimmer mit ſeinem Vater getheilt! Dieſer Gedanke war es, der ihn überwältigte, und faſt zur Tollheit trieb.

Ganz anders benahm ſich der Doktor. Dieſer ſchritt auf den Ermordeten zu, ohne nur einen Augenblick ſeine Beſonnen-

heit zu verlieren, obgleich der erſte Schreck über die Gräuelthat ihn mächtig erſchüttert hatte. Die Weiber machten ihm Platz, daß er freien Raum vor dem Todten gewann. Zuerſt entfernte er das Halstuch, das ſo feſt um den Hals gezogen war, daß er es aufſchneiden mußte. Er wollte ſich nicht lange mit dem Löſen des Knotens aufhalten. Nun zog er das Meſſer aus der Wunde und augenblicklich ſtrömte ſchwarzes Blut nach.

„Waſſer und Leintücher," befahl er. Und augenblicklich ſprang eine der Frauen nach einem offenen Koffer, in welchem die Leinwand des Bürgermeiſters lag. Eine andere brachte ein Gefäß mit Waſſer herbei.

Nun ergriff der Doktor ſeine Sonde und ſteckte ſie in die Wunde. Einen Zoll tief fand er Widerſtand. Ein eigenthümlicher Schatten flog über ſein Geſicht.

„Halten Sie Ihre Hand hier über der Wunde," ſagte er zum Vikarius, „und preſſen Sie darauf, ſo ſtark Sie können."

Doch der Vikar war wie auf die Stelle gebannt. „Ich kann nicht," erwiederte er ſchaudernd.

„Erbärmliche Memme!" ziſchte eine Stimme hinter dem Doktor und Frau Karoline drängte ſich vor, um den verlangten Dienſt zu leiſten. Doch bereits war Ferdinand aus ſeinem ſtarren Schmerze erwacht und hatte gethan, was der Doktor verlangt hatte. Nunmehr machte dieſer einen Verband zurecht und augenblicklich gelang es ihm, das Blut zu ſtillen. Wiederum flog jener eigenthümliche Schatten von vorhin über ſein Geſicht.

Frau Karoline bewachte jeden Blick, jede Miene des Doktors. Sie war todesblaß geworden. „Glauben Sie denn, daß der Mann noch lebt?" flüſterte ſie kaum hörbar. „Es iſt

unmöglich, er hat zu viel Blut verloren und ſeine Augen ſind ſchon gebrochen."

Der Doktor gab ihr keine Antwort, ſondern befahl Allen, außer ihm und dem Sohne des Ermordeten, das Zimmer zu verlaſſen.

„Auch ich ſoll gehen?" flüſterte die Wittwe abermals, indem ihre Züge ſich verzerrten.

„Auch Sie," erwiederte der Doktor ſtreng.

Alle verließen das Zimmer. Auch Pauline ward hinausgeführt, denn man wollte ſie aus dem Bereich des erſchütternden Anblicks bringen. Es war gerade im Momente, wo die Männer den Chriſtian Rau gefeſſelt eingebracht hatten. Die Weiber ſtürzten dem vermeintlichen Mörder entgegen. Frau Karoline aber hielt ſich hart hinter dem Vikar.

„Eilen Sie," flüſterte ſie dieſem zu. „Bringen Sie Ihre Sachen auf Ihr Gefährt, und folgen Sie mir ſo ſchnell als möglich. Sie treffen mich am bekannten Orte. Jede Minute Verzug bringt Gefahr." — „Sehen Sie ſich nicht um, Mann," ſetzte ſie haſtig hinzu, als der erſchreckte Vikar ſich nach ihr drehen wollte. „Thun Sie, als gehe ich und dieß Alles Sie gar nichts an. Nur machen Sie, daß Sie fortkommen."

Raſch wandte ſie ſich auf die entgegengeſetzte Seite, und verſchwand in ihrem Zimmer, während der Vikar ſeiner Wohnung zuſchritt.

Aber nicht blos die Wittwe war den Blicken und Worten des Doktors mit geſpannter Aufmerkſamkeit gefolgt; auch Ferdinand hing an ſeinen Augen, an ſeinen Mienen.

„Glaubſt du, es ſei Hoffnung vorhanden?" flüſterte der Sohn, das Muskelſpiel des Doktors ängſtlich bewachend.

Auch ihm gab der Doktor keine Antwort; aber er warf ihm einen freundlichen, ermuthigenden Blick zu. Der Verband war fertig und der Bürgermeister zu Bette gebracht. Der Doktor hielt seine Hand und lauschte lange und aufmerksam, ob er keinen Pulsschlag fühlen könne. Er schüttelte mit dem Kopfe, denn auch nicht die leiseste Bewegung konnte er verspüren. Nunmehr machte er einen kleinen Einschnitt in das Kopfkissen und zog eine weiche Feder hervor. Er hielt sie dem Ermordeten vor den Mund. Sie bewegte sich leise, aber regelmäßig. Ein Lufthauch aus dem Munde des Bürgermeisters war es, der sie in Bewegung setzte.

„Siehst du es, Ferdinand?“ rief nun der Doktor freudig. „Er lebt, und mit Gottes Hülfe gedenke ich ihn zu retten.“

„Gott sei gepriesen!“ jauchzte der Sohn, als er deutlich die Bewegung der Flaumfeder bemerkte, als er die beruhigenden Worte des Doktors hörte. Er fiel auf seine Kniee nieder und schickte ein Dankgebet gen Himmel. „Aber nun muß ich es meiner Schwester verkünden,“ rief er aufspringend und rasch der Thüre zueilend.

„Halt,“ rief der Doktor, horchend. „Hörst du das Geschrei? Haben sie vielleicht den Mörder gefangen? Ist mir's doch, als hätte ich bei meinem Eintritt schon Etwas davon gehört! Doch war ich zu sehr mit deinem Vater beschäftigt, als daß ich der Rede Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Hörst du's wieder? Sie kommen vielleicht mit ihm hieher. Das darf nicht seyn, unter keiner Bedingung. Dein Vater wird in kurzer Zeit zu sich kommen. Es ist kein edler Theil in ihm verletzt. Das Messer ist an der untern Rippe abgeglitten und nur in's Fleisch, nicht in die Lunge gedrungen. So ist es nur der große Blut-

verluſt und die Heftigkeit der Erſchütterung geweſen, die ihn wie todt niederſtreckte. Aber nunmehr müſſen wir vorſichtig ſeyn. Die geringſte Aufregung könnte ihm den Tod bringen, während ich im andern Fall für ſein Leben ſtehe. Darum darf Niemand hier herein, als wem ich's erlaube. Niemand darf mit deinem Vater reden, auch wenn er wieder bei ſich iſt, als wem ich's geſtatte. Nun gehe und bringe die Wüthenden zur Ruhe."

Ferdinand eilte hinaus. Er kam gerade dazu, wie die Coloniſten, Männer, Weiber und Kinder den gefangenen Chriſtian in die Kirche ſchleppten und den Vikar aufforderten, Gericht über ihn zu halten. Chriſtian ſtand todesblaß, ſeiner ſelbſt kaum bewußt, in ihrer Mitte, die Hände gefeſſelt, den Kopf geſenkt. Der Vikar aber, der in aller Schnelligkeit ſeine Habſeligkeiten auf das von ihm den Tag zuvor mitgebrachte Fuhrwerk zu ſchaffen im Begriff war, entriß ſich auf einen Augenblick dieſem Geſchäfte und ſprang auf die Emporbühne hinter dem Altare.

„Was brauchet Ihr weiter Zeugniß, Ihr Leute?" rief er, um der Sache ein ſchnelles Ende zu machen. „Hat nicht der Herr deutlich genug geſprochen, indem Er Euch den Mörder in die Hände lieferte? Seid Ihr geſchlagen mit dem Blendwerk des Erzfeindes? Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut, alſo ſtehet geſchrieben. Ich ſage Euch, ſo Ihr nicht folget dem Befehl deſſen, der da gebeut über Kanaan und über Leben und Tod, ſo ſollt Ihr zerſchlagen werden, wie die Sodomiter und Eure Glieder ſollen verfaulen, wie die Leiber der Ausſätzigen. Darum ergreift ihn und rächt den Ermordeten! Fort mit dem Mörder und hängt ihn, wo der Baum am

höchſten iſt. Ich aber ziehe aus, aus dieſem Boden des Fluches. Der Geiſt der Erzväter iſt über mir und wird mir meine Bahn zeigen. Hinweg, hinweg. Satanas! Vertilget den Mörder von der Erde!'"

Mit dieſen Worten verließ der Vikar ſeinen erhöhten Standpunkt und verſchwand in ſeiner anſtoßenden Wohnung. Gleich darauf hörte man ihn in ſeinem Wägelchen abfahren.

Zu jeder andern Zeit würde Ferdinand über den verwirrten Wahnſinn, den der Vikar ſprach, gelacht haben; denn offenbar war dieſer nicht recht bei Sinnen, und wußte vor anderweitiger Aufregung gar nicht, was ſein Mund herausſprudelte. Allein in dieſem Augenblick hatte Ferdinand gar keine Zeit, über den tollen Unſinn nachzudenken, er hörte nur die Aufforderung, den Mörder zu tödten, er ſah nur den Chriſtian Rau, als des Mords Angeklagten! Ja, jetzt machten die zu wilden Thieren erhitzten Leute wirklich Anſtalt, den Befehl des Vikars zu vollſtrecken. Sie zerrten den Gefangenen nach ſich und wollten mit ihm dem nächſten Baum zueilen. Jetzt warf ſich Ferdinand unter ſie, wie ein Raſender ſich Bahn brechend.

„Seyd Ihr toll? Seyd Ihr wahnwitzig?" ſchrie er. „Chriſtian ſoll der Mörder ſeyn? Zurück ſage ich; zurück, oder es geht auf Eure eigene Gefahr!'"

„Er vertheidigt den Mörder ſeines Vaters!'" ſchrie Einer aus dem wüthenden Haufen. „Er iſt ein Mitſchuldiger, er wie ſeine Schweſter, die auch auf Chriſtians Seite iſt."

Nunmehr aber hatte ſich Ferdinand zu Chriſtian durchgedrängt, und mit einem Riß ſeines Taſchenmeſſers waren die Stricke durchſchnitten, welche die Arme des Gefangenen bisher eingezwängt hatten. Chriſtian war frei und nunmehr konnte

wohl Jeder fühlen, daß es ſich um einen heftigen, wenn auch ungleichen Kampf handelte, wenn die Menge es wagen ſollte, die zwei Jünglinge anzugreifen.

„Auf ſie Beide!“ ſchrieen aber doch Einige. „Wir wollen ſie zuſammen abthun!“

In der That drangen ſie vor, wurden aber bald gewahr, mit welchen Gegnern ſie es zu thun hatten, denn zwei der Angreifer lagen im Augenblick zu Boden. Die Andern wichen etwas beſtürzt zurück.

„Hört, Ihr Leute,“ rief nun Chriſtian mit klarer gebietender Stimme. „Nehmt Vernunft an, und Ihr werdet bald begreifen, in welch' ſchwerem Unrecht Ihr begriffen ſeyd. Seit vierzehn Tagen lebe ich zwanzig Meilen von hier entfernt. Seit dieſer Zeit habe ich den Bürgermeiſter mit keinem Auge geſehen. Ich kam heute Nacht hierher, weil mich eine Stimme dazu aufforderte, der ich durch's Feuer folgen würde. Wie das Alles zuſammenhängt, weiß ich ſelbſt nicht; aber das weiß ich, daß ich erſt vor wenigen Augenblicken erfuhr, daß hier ein Mord vorgefallen, daß der Bürgermeiſter der Ermordete ſey. So wahr ein Gott im Himmel iſt, ich bin an dieſer That unſchuldig. Er, der in das Gewiſſen ſieht, weiß, daß ich dazu nicht fähig bin. Aber ich will mich nicht ſelbſt freiſprechen. Im Gegentheil, ich will ſolange als Gefangener hier verweilen, bis die furchtbare That enthüllt iſt. Nur verlange ich ein ehrlich Gericht, eine unparteiiſche Unterſuchung.“

„Und mein Vater iſt ja gar nicht ermordet,“ ſchrie Ferdinand. „Er lebt und wird vielleicht ſchon in wenigen Stunden fähig ſeyn, ſelbſt darüber Auskunft zu geben, wer der Schändliche war, der ihn morden wollte.“

Nunmehr war die Reihe des Staunens an die entgegengesetzte Parthie gekommen. Die Wuth machte einer gränzenlosen Verwunderung Platz. „Der Bürgermeister lebt!“ riefen Alle, und es war nicht anders, als wenn ein Wunder geschehen wäre. Viele wurden durch diese Nachricht auf einmal ganz umgewandelt, besonders als man sah, daß Keiner über diese Nachricht froher war, als Christian selbst; denn wäre dieser schuldig gewesen, so hätte er ja vor der in kurzer Zeit zu erwartenden Enthüllung zurückbeben müssen, während er umgekehrt derselben mit freudigem Auge entgegensah! Hiedurch wurde die Unschuld des falsch Verdächtigten von selbst klar und Mancher kam daher auf denselben zu, bat ihm die Hand und bat ihm das angethane Unrecht ab. Einige, besonders unter den Weibern, blieben jedoch halsstarrig und wollten sogar der Nachricht von der „Wiederauferstehung“ des Ermordeten keinen rechten Glauben schenken, bis endlich nach einer Weile der Doktor selbst dazu kam und Ferdinands Aussage nicht blos bestätigte, sondern auch noch hinzusetzte, daß der Bürgermeister gegenwärtig in einem gesunden Schlafe liege und wahrscheinlich bedeutend gestärkt aus demselben erwachen würde.

„Aber wie erklärt Ihr denn das, daß man die Handschuhe, das Messer und das Tuch Christians bei dem Bürgermeister fand?“ riefen endlich die Ungläubigsten. „Diese Sachen hat doch offenbar der Mörder da zurückgelassen.“

„Ich glaube, ich habe eine Erklärung dafür,“ erwiederte der Doktor nachdenklich. „Erinnerst du dich noch Christian, wie vor einigen Tagen die Wittwe Heringen mit mir nach Littlefalls fuhr? Ich sah sie an jenem Tage, während wir mit dem Peddler beschäftigt waren, aus deinem Zimmer treten, und

in nicht geringe Verlegenheit kam ſie, als ſie meinen Blick bemerkte. Ohne Zweifel hat dieſe die Sachen geſtohlen und dem Mörder gegeben, um die Schuld auf dich zu wälzen."

Er ſah ſich bei dieſen Worten nach Chriſtian um, aber dieſer konnte keine Antwort geben, denn er war vor wenigen Augenblicken zu Paulinen hinübergeſprungen, die aus ihrer tiefen Ohnmacht erwacht war. Faſt wäre ſie dem gedoppelten Glücke, der Errettung ihres Vaters und der Befreiung ihres Geliebten, abermals erlegen!

„Wo iſt die Wittwe?" fragten nun Einige zuerſt leiſe, dann lauter.

Sie eilten fort, ſie zu ſuchen. Weder die Wittwe noch der Vikar war zu finden. Die Erſtere mußte ſogar offenbar äußerſt ſchnell das Weite geſucht haben, denn man fand ihre Sachen in ihrem Schlafzimmer in der größten Unordnung umherliegen und nur das Beſte und Nothwendigſte hatte ſie mitgenommen.

So war es in der That. Frau Karoline hatte aus der Miene des Doktors geſchloſſen, daß noch Leben in dem Bürgermeiſter ſey und zum erſten Male in ihrem Leben erfaßte ſie ein tödtlicher Schreck. Kam der Mann wieder zum Bewußtſeyn, ſo war ſie mit dem Vikar verloren, denn er hatte ſie beide in der Mordnacht erkannt! Darum war es ihr, ſowie ſie zu dieſer Ueberzeugung gekommen, um nichts mehr zu thun, als ſo ſchnell als möglich aus dem Bereich von Germania zu kommen. Jetzt oder nie galt es Eile. Wohl fühlte ſie einen heftigen Zorn über den Vikar, „weil er nicht einmal zu einem ordentlichen Dolchſtoße zu gebrauchen ſey," und ſie hätte ihn

daher ſehr gerne ſeinem Schickſal überlaſſen, allein — er trug ja den Reichthum des Bürgermeiſters auf dem Leibe und vorher mußte ſie getheilt haben, ehe ſie ſich von ihm trennen konnte. Was half es auch ſich jetzt dem Zorne über den „Feigling“ zu überlaſſen? Das Leben ſtand auf dem Spiel und konnte nur durch die ſchnellſte Flucht gerettet werden! Dieſe Flucht war wiederum nur in dem neuangekauften Fuhrwerk möglich. Hatten ſie mit dieſem den nächſten Seeort erreicht, ſo gelang es ihnen ohne Zweifel, nach dem Süden zu entkommen, ehe noch die Polizei nach ihnen ſpürte, denn noch beſtand in dieſer öden Gegend kein Telegraph oder ſonſtige Einrichtung, durch die ein Flüchtiger ſchnell erreicht werden konnte. War ſie erſt in einer der größern ſüdlichen Städte, dann hatte das Nachforſchen von ſelbſt ein Ende, da ſie unter ſolchen Verhältniſſen auf der Bühne des Lebens zu erſcheinen gedachte, daß man in ihr die Karoline Heringen von Germania nicht vermuthen konnte. Ueberdieß wußte ſie ja, daß die amerikaniſchen Behörden ſich keine beſondere Mühe geben, wegen eines Mordanfalls auf einen Deutſchen die Polizeifürbunde auf die rechte Fährte zu lenken, beſonders wenn dieſer Deutſche nicht im Stande iſt, die Dienſte der Polizei mit Geld aufzuwiegen!

Unter ſolchen Gedanken eilte Frau Karoline dem Platze zu, welchen ſie dem Vikar als Stelldichein bezeichnet hatte und an welchem er auf ihrer Flucht nach Bellewſprings jedenfalls vorbei mußte. Ihr Geiſt hatte ſich während des haſtigen Gangs wieder aufgerichtet und der alte Muth beſeelte ſie wieder, noch ehe ſie an dem Platze angekommen war. Nicht ſo der Vikarius. Zwar eilte auch er dem bezeichneten Orte mit raſender

Schnelligkeit zu, aber er handelte mehr aus Inſtinkt, als aus Ueberlegung. Sein Kopf war verwirrt, ſeine Hände zitterten, ſein Puls ſchlug hörbar. Faſt wäre er an dem Platze, ohne anzuhalten, vorbeigefahren.

Jetzt ſtieg die Wittwe ein. „Nun fort, was das Pferd laufen kann," rief ſie.

Doch in demſelben Momente ſchwang ſich noch ein Dritter auf das leichte Wägelchen. Er hatte offenbar, vom Buſche verborgen, ſchon einige Zeit hier gelauert.

„Was wollt Ihr?" rief der Vikar entſetzt, denn er erkannte den Mann nicht einmal, ſo ſehr hatte ſich ſeiner die Angſt bemächtigt. Er ſah in demſelben nur einen Verfolger.

„Calculire," erwiederte der Angeredete kaltblütig, „mache das Kleeblatt voll."

„Wir können aber keinen Dritten brauchen," verſetzte die Frau zornig. „Entfernt Euch auf der Stelle."

„Langſam, Eure Herrlichkeit!" meinte der Mann, ihr unverſchämt in's Auge ſchauend. „Schätze wohl, hab' ein Recht dazu. Wißt vielleicht noch nicht, auf welche Weiſe ich den Dokter und den Ferdinand aufgehalten habe, daß ſie erſt nach abgemachter That auf dem Schauplatz erſcheinen konnten? War ein mächtig geſcheidter Einfall, das! Werd' ihn Euch ein ander Mal auseinanderſetzen. Hab' jetzt keine Zeit dazu, denn nunmehr wollen wir theilen!"

Der Vikar ſchrie laut auf, die Wittwe aber nahm ſich gewaltſam zuſammen.

„Was wollen Sie theilen?" fragte ſie leiſe, aber den Mann feſt anſehend.

„Denke, die Beute, die Ihr dem todten Mann dort drü-

ben abgenommen habt," erwiederte der Aufdringliche, ohne die Miene zu verziehen.

„Er weiß Alles, er iſt der Teufel!" ſchrie der Vikar verzweiflungsvoll.

„Irrt Euch, Mann," verſetzte derſelbe ruhig. „Heiße nicht Teufel, ſondern Joſua Schneider. Iſt aber ſehr einfach, daß ich Alles weiß, denn habe Alles mitangehört. Bin nicht umſonſt von Littlefalls nach Germania zurückgerannt, als ob mich der Satan ritte. Macht alſo keine Umſtände, theilt!"

Frau Heringen ſah ein, daß ſie in der Gewalt dieſes Mannes ſey, und daß man ſich daher wohl oder übel mit ihm verſtändigen müſſe.

„Wie viel verlangen Sie," fragte ſie mit einſchmeichelndem Tone. „Sind Sie mit hundert Thalern zufrieden? Die will ich Ihnen geben, wenn Sie uns dann nicht mehr länger aufhalten."

Joſua Schneider, der Baumeiſter, lachte laut auf. „Kann's nicht ſo wohlfeil thun," meinte er, „nur unmöglich. Bedenkt doch, hab' eigentlich indirecten Antheil an dem Morde. Bin allein Schuld, daß er gelungen iſt! Muß den dritten Theil haben. Vikar, ziert Euch nicht länger. Langt die Geldkatze hervor, denn ſeht, dort unten kommt ein Gefährt von Littlefalls her und in zehn Minuten könnte es zu ſpät ſeyn."

Der Vikar war gleich bereit, ſich den Befehlen zu fügen. Aber die Wittwe wollte ſich ehweder ihren Raub nicht ſo leicht nehmen laſſen, oder war ſie durch einen andern Grund dazu veranlaßt, ſie riß dem Vikar die Zügel aus den Händen und peitſchte auf den Gaul ein, daß derſelbe mit einem mächtigen Satze aufſprang. Wahrſcheinlich hatte ſie die Abſicht, an dem

immer näher kommenden Gefährt mit raſender Eile vorbeizuſchieſſen und dadurch eine Erkennung oder gar eine Gefangennehmung unmöglich zu machen. Ihre ſcharfen Augen hatten ihr nämlich geſagt, daß in jenem Gefährt der Förſter ſitze, begleitet von ein paar Andern, die ihr unbekannt waren, und den Förſter hatte ſie ſchon ſeit längerer Zeit in Verdacht, daß er ihr mehr aufpaſſe, als ihr mit ihrer Sicherheit verträglich ſchien. Was war alſo natürlicher, als dieſe Zuſammenkunft durch eine tolle Fahrt zu vermeiden? Der Förſter, dachte ſie, würde es doch nicht wagen, ſie mit Gewalt aufzuhalten, da er, ſchon ſeit zwei Tagen abweſend, von den neueſten Vorgängen auf Germania, wenigſtens von dem Morde, nichts wiſſen konnte! Sie peitſchte alſo auf den Gaul los, daß derſelbe in mächtigen Sprüngen davon flog. Der Vikar wurde von dem Stoß ſo zurückgeſchleudert, daß er beinahe über den Wagen hinabgefallen wäre. Er hielt ſich mit beiden Händen feſt und glich mehr einem Todten, als einem Lebendigen.

Nicht ſo der Baumeiſter, der würdige Joſua Schneider.

„Oho!“ rief er. „Gebt's ſo zu? Wollt mich auf dieſe Art abfinden? Mächtig guter Einfall, aber Rechnung ohne den Wirth gemacht. Da Ihr nicht theilen wollt, werd' ich Euch an den Galgen bringen. Joſua Schneider kann auch ehrlich ſeyn, wenn es ihm gerade in den Wurf paßt.“

Er ſah aber wohl ein, daß es ihm zuviel Zeit wegnehmen würde, der Frau mit Gewalt die Zügel zu entreißen, denn dieſelbe war nicht blos ſtark und kräftig, ſondern ſchien auch zum Aeußerſten entſchloſſen. Darum konnte er nicht einmal überzeugt ſeyn, ob er nur den Sieg davon tragen würde, beſonders wenn der Vikar aus ſeiner Letbargie erwachte und

mit Frau Heringen gemeinſchaftliche Sache machte. Er beſchloß alſo auf andere Art zu Werk zu gehen, und da gerade der Weg ein ſteiles Hügelchen hinaufführte, erſah er ſich die Gelegenheit, ſprang mit einem mächtigen Satze vorwärts und ſtand im ſelben Augenblicke neben dem Pferde, dem er alſobald in die Zügel fiel.

„Hierher, Ihr Männer,“ ſchrie er den Leuten in dem andern Gefährte, das ſchon ganz in der Nähe war, zu. „Hierher und ſteht einem amerikaniſchen Bürger bei, ein Paar Verbrecher feſtzunehmen.“

Joſua Schneider dachte wohl nicht daran, daß denen in jenem Gefährte nichts mehr im Sinne lag, als gerade dieſe Feſtnahme! Es war nämlich in der That, wie Frau Karoline richtig geſehen hatte, der Förſter, welcher, wie er verſprochen hatte, zu rechter Zeit von Bellowſprings zurückkehrte. Er hatte die Firma Peter Charles Tieman im Augenblicke ausfindig gemacht und eben ſo ſchnell hatte er von derſelben erfahren, wie es mit dem Erwerb der geſtohlenen Waaren hergegangen ſey. Der Vikar (der Beſchreibung nach konnte es kein anderer ſeyn, als dieſer) hatte die Waaren zum Verkauf angetragen. Man wollte ihn abweiſen. Da befand der im Nebenzimmer befindliche Peddler, welcher von hier aus durch ein kleines Fenſterchen Alles mitanſah, darauf, den Kauf abzuſchließen. Er wollte die Waaren nach Germania bringen und vermittelſt derſelben den wirklichen Dieb entlarven. Dieſen in Bellowſprings feſtſetzen zu laſſen, dazu mangelte ihm das Recht, da er allein und ohne Zeugen nicht gegen ihn auftreten konnte. So verhielt ſich die Sache, und der Herr Tieman nebſt einem Gehülfen waren im Augenblicke bereit, den Förſter zu beglei-

ten, ſowohl um den Vikarius zu überweiſen, als auch um den verunglückten Peddler, der wirklich ein Partner des Hauſes war, aufzuſuchen. Sie hatten deßhalb in Littlefalls eingekehrt, aber den Kranken bei vollen Sinnen und faſt wohlauf getroffen. Deßhalb eilten ſie ohne Aufenthalt weiter, um ſo bald als möglich auf Germania einzutreffen. Drängte es doch den Förſter ordentlich, ſeinen Schwager den Händen dieſes ſcheinheiligen Tropfes zu entwinden, und zugleich das Zauberband zu löſen, das die heimliche Verbündete des Vikars um den Bürgermeiſter geſchlungen hatte.

„Halt feſt,“ ſchrie der Förſter mit voller Kehle. „In einer Minute bin ich bei dir. Der Schuft ſoll uns nun nicht mehr entgehen.“

Jetzt ſah ihrerſeits Frau Karoline, daß das Spiel verloren ſey. Sie konnte den Gaul, an den ſich der Baumeiſter wie eine Klette hing, nicht weiter bringen, und der Förſter hatte ſie Beide erkannt. Ja er ſprach ſogar ſeine Abſicht aus, den Vikar feſtnehmen und dann mußte ſie natürlich mit in's Gefängniß wandern, da Joſua Schneider feſt entſchloſſen ſchien, ſich für die verweigerte Theilung zu rächen. Jetzt galt es mehr noch als das Geld, jetzt galt es das Leben! Und ſchnell die Zügel aus der Hand werfend, ſprang ſie über den Wagen herab und rannte dem Buſche zu.

„Laßt das Weibsſtück laufen,“ rief der Förſter. „Haltet nur den Burſchen feſt, den Ihr auf dem Wagen habt!“

„Ganz mit einverſtanden;“ entgegnete der Baumeiſter. „Geld die Hauptſache, deßwegen Vikar die Hauptſache! Weibsſtück, unnützes Möbel, blos Beihülfe!“

„Hab' ich dich endlich, elender Dieb?“ ſchrie der Förſter

von seinem Wagen springend, und den Vikarius von dem fernigen herabreißend. „Oder willst du's leugnen? Sieh', hier sind die Zeugen, bei denen du die Sachen verkaufiest."

Dem frechen Heuchler verging hören und sehen. Er sank auf seine Kniee und flehte, bitterlich weinend, um sein Leben. „Ich will Alles gestehen," wimmerte er, „nur versprecht mir, mich nicht zu tödten. Ich hab's ja nicht thun wollen, doch sie hat mich dazu getrieben."

„Aermlicher Wicht, wer will dir denn an's Leben?" entgegnete der Förster, dem Vikar verächtlich einen Stoß gebend.

„Schätz' wohl, der Sheriff," erwiederte Josua Schneider höchst kaltblütig, „wenn ihn erst die Jury wegen Mords zum Tode verurtheilt hat."

„Wegen Mord's?" fragte der Förster, erstaunt aufschauend.

„Gerade so und nicht anders," sagte der Baumeister, „man hat zwar den Christian Rau deßhalb eingezogen und ihm den Mord des Bürgermeisters in die Schuhe geschoben, aber — Calculire, werden den Schatz finden, wenn wir den Vikar umziehen."

„Was sagst du, Mensch?" schrie der Förster entsetzt. „Mein Schwager, der Bürgermeister, sey ermordet? Und dieser Elende hier habe den Mord begangen? Bei Gott, wenn dem so ist, so darfst du dein letztes Vaterunser beten, scheinheiliger Priester."

„Oh, schont mein Leben," winselte der Vikar, sich auf dem Boden krümmend. „Nicht ich hab's gethan. Sie hat mich dazu getrieben. Herr der Heerschaaren, sey mir gnädig und barmherzig. Nur dießmal noch errette mich aus meiner Trübsal; ich will dich später gewiß nicht mehr behelligen. Alle

gute Geister loben Gott, den Herrn! Ich wollte, dieser Kelch wäre an mir vorüber. Amen!"

Der Mann wußte nicht mehr, was er sprach!

Josua Schneider, der Baumeister, ließ sich jedoch durch die Sinnenverwirrtheit des Vikars nicht irre machen, sondern ging gerade auf seinen Zweck los. Er fand auch bald, was er suchte, die Geldgurte des Bürgermeisters.

„Rabbiates Weib, das!" murmelte er. „Nicht theilen wollen! Merkwürdig dumm! Hätten alle Drei genug gehabt und nun keiner was! Hoffe jedoch auf ein Fundgeld! Will 'mal sehen, was die Ehrlichkeit einbringt! Werd' in dem Artikel fortmachen, wenn er einträglich ist! Glaub's aber kaum! Ausnehmend dumme Geschichte!"

Der Förster nahm die Geldgurte in Empfang, sprach aber keine Sylbe. Er setzte den Vikar gerade vor sich, um ihn stets im Auge zu behalten, und auf einen Wink fuhr der Baumeister in dem Gefährte des Diebs und Mörders nach. Sonderbar aber! der Förster hatte geglaubt, je näher er Germania komme, um so größer werde der Lärm und die Verwirrung seyn, und nun fand er umgekehrt die größte Stille und Ruhe. Die Leute waren alle vor dem Hause des Bürgermeisters versammelt, aber sie besprachen, sich blos flüsternd, gleichsam als ob sie fürchteten, ihre eigene Stimmen zu hören. Und doch waren ihre Gesichter nicht traurig oder abgehärmt oder gar noch zornig! Umgekehrt, es lag eine stille Freudigkeit darauf, die man seit Wochen nicht an ihnen zu sehen gewohnt war! Wie sich der Förster mit seinem Gefangenen näherte, sprangen ihm ein paar entgegen und baten ihn, leise und still sich zu verhalten, damit der Bürgermeister in seinem Schlafe nicht gestört werde.

„Das iſt ein Tag der Wunder," dachte der Förſter. Seine Verwunderung ſollte aber noch bedeutend geſteigert werden; denn gleich darauf trat der Doktor aus des Bürgermeiſters Stube und ſchien freudig überraſcht, als er den Förſter erblickte.

„Gut, daß du endlich da biſt," ſagte er freundlich. „Dein Schwager begehrt deiner. Er hat ſchon zweimal nach dir gefragt."

Drauf nickte er dem Ferdinand und der Pauline, welch' letztere den Chriſtian Rau an der Hand hielt, lächelnd zu. Der Förſter rieb ſich die Augen, ob er auch recht ſehe; aber er hatte keine Zeit zum langen Nachdenken, denn der Doktor trieb ihn an, ihm zu folgen. Der Vikar wurde der Obhut des Baumeiſters und einiger Andern übergeben, welche ihn in ſeiner früheren Wohnung ſtreng zu überwachen hatten.

Lange blieb der Förſter bei ſeinem Schwager eingeſchloſſen, und wie er endlich wieder herauskam, glänzte ſein Geſicht, als ob es eitel Goldlack wäre. In den Augen aber ſchimmerte Etwas, wie eine Thräne, ob's gleich gewiß keine Thräne der Trauer war. Dazu ſchnitt er Grimmaſſen, daß man hätte laut auflachen mögen, denn, ſo weichherzig er auch war, ſo wollte er doch vor den Leuten als ein rauher Jäger erſcheinen, den Nichts zu Thränen bringen könne, und darum bemühte er ſich mit allen Kräften, die Rührung, die ihn überkommen, zu verbergen und die verrätheriſchen Thränen zu verſchlucken.

„Wahrhaftig," lächelte er vor ſich hin, „die buhleriſche Teufelin hat ihn gelehrt, ächte Treue und Liebe von der falſchen und heuchleriſchen zu unterſcheiden, und der Vikar hat ihm gar noch mit ſeinem Meſſer allen Hochmuth und allen

Starrsinn abgezapft. Der Kelch, den er leerte, war bitterer, als Wermuth, aber ich hoffe, sein Bürgermeisters-Magenweh ist ihm nun für immer vergangen."

Er winkte dem Christian und der Pauline und führte sie an das Lager des Wiederauferwachten, wo sie hocherröthend niederknieten. Dann nahm er den Ferdinand mit sich und betrat den hintern Theil der Kirche, wo der Vikar gefangen gehalten wurde. Dieser hatte sich von seinem furchtbaren Schrecken wieder Etwas erholt und saß still, mit geschlossenen Augen.

„Geht hinaus, Ihr Leute," sagte der Förster freundlich. „Wir haben im Auftrag des Bürgermeisters mit dem Mann hier allein zu reden."

Alle, bis auf Ferdinand und den Förster, verließen das Zimmer.

„Soweit also," sagte nun [illegible] Letztere, einen traurig-wehmüthigen Blick auf den Gefan[illegible]n werfend: „soweit also haben es Heuchelei, Sinnlichkeit und Geldgierde mit Ihnen gebracht! So tief sind Sie gesunken, daß Sie zum Mörder an ihrem Wohlthäter werden wollten, Alles jener Schlange zu lieb, die sich an dem Busen meines Schwagers wärmte, um den Ort zu finden, wo sie ihn in's Herz stechen könnte!"

Jetzt merkte der Vikar, daß man ihm nicht an's Leben wollte, und sein Muth kehrte nach und nach wieder. Er richtete sich auf, erhob die Augen gen Himmel und schlug sich mit der Faust auf die Brust. „Der Teufel gehet einher, wie ein brüllender Löwe," rief er, „und suchet, wen er verschlinge. Der Herr hat mich tief fallen lassen . . . ."

„Und zufälligerweise gerade auf die Erbsünde," unterbrach

ihn der Förſter voll Verachtung. „Menſch, willſt du dein Handwerk fortſetzen? Glaubſt du, jetzt noch deine Erbärmlichkeit durch Gleißnerei verbergen zu können? Doch mir kann's ein's ſeyn, wo du gehenkt wirſt. Höre nun, was ich dir zu ſagen habe. Der Bürgermeiſter glaubt, ſeine Dankbarkeit, die er unſerem Schöpfer für ſeine wunderbare Errettung ſchuldig iſt, am beſten dadurch beweiſen zu können, wenn er dich nicht den Gerichten überliefert. Er will den Tag, da er ſeine Tochter mit ihrem Auserwählten verbindet, nur durch Liebe und Milde verſchönert wiſſen, darum ſchenkt er dir das Leben, unter der Bedingung, daß du dich nie mehr vor ihm ſehen läßt. Alſo mach', daß du fortkommſt, in zehn Minuten muſt du ſchon eine Meile weit ſein."

„Der Herr Zebaeth..." hub der Vikar an. Doch des Förſters Geduld war erſchöpft.

„Nimm den Namen nicht in den Mund, du Baalspfaffe!" rief er zornig. „Der Himmel ſelbſt iſt entheiligt, wenn du ihn nur nennſt. Fort aus unſern Augen!"

Der Vikar ließ ſich das nicht noch einmal ſagen, da er den Ernſt ſah. Er ſchlüpfte hinaus und rannte dem Walde zu, ſo ſchnell ihn ſeine Füße trugen.

„So, den wären wir los," ſagte Ferdinand, „mit dem Andern wird's ſchwerer halten."

Sie traten zu den Leuten außen. Der Baumeiſter ſaß verdrießlich auf einem Baumſtamme, und ſpuckte alle Secunden aus, ein Beweis, daß er nicht beſonderer Laune war.

„Prächtige Wirthſchaft," wandte er ſich an den Förſter, mit den Augen der Gegend zublinzelnd, wo der Vikar ſo eben im Buſche verſchwand. „Fieng' ihn mit Lebensgefahr, und

nun läßt man ihn laufen! Der ganze Prozeß zu Ende. Prächtige Wirthschaft!"

„Es scheint Ihnen nicht mehr recht bei uns zu gefallen, meinte der Förster. „Und es ist ein wahres Glück, daß wir da gegenseitig übereinstimmen. Mit der Baumeistersstelle hat's nämlich ein Ende, da der Bürgermeister sich entschlossen hat, die Ansiedlung hier aufzugeben und nach Littlefalls zu ziehen."

„Wirklich?" rief Josua Schneider. „Abdankung und so weiter? Ueberflüssi hier! Einmal mit der Ehrlichkeit probirt und nie wieder! Kein Glück in dem Artikel!"

„Ich dächte," sagte nun Ferdinand, „der Schnitt, den Sie gestern unserem Pferde beibrachten aus Dankbarkeit, daß wir, der Doktor und ich, Sie nach der Grocerie zurückfuhren, zeugt nicht gerade von besonderer Ehrlichkeit. Oder zeugt davon etwa das Briefchen, das den Christian hieherlockte, und dessen Ueberbringer Sie waren?"

„Oho," entgegnete der Baumeister, „merke schon wo's hinaus will! Braucht mir nicht mit dem Holzschlegel zu winken! Keine Dankbarkeit mehr in den Menschen!"

„Das sollen Sie von uns nicht sagen," entgegnete Ferdinand. „Mein Vater hat mich beauftragt, Ihnen diese Summe hier zu übergeben, wobei wir jedoch hoffen, in Littlefalls, wohin wir ziehen, nicht mehr von ihnen behelligt zu werden."

„Littlefalls?" murrte der würdige Mann. „Alter Farmer dort! Passen nicht recht zusammen. Gebt das Geld her. Fünfzig Thaler? Lumpengeld! Adieu."

Mit diesen Worten stand er auf und ging seiner Wege, ohne sich noch einmal umzusehen. Ferdinand und sein Oheim

traten leise wieder in die Stube, wo der Kranke lag. Er schlummerte, aber seine Züge trugen das Gepräge einer so herzinnigen Zufriedenheit, daß eine baldige Genesung nicht ausbleiben konnte.

Hand in Hand saßen Pauline und Christian an seinem Bette.

Ein kurzer Zeitraum von vier Wochen liegt zwischen dem letzten Kapitel und dem jetzigen. Wir befinden uns in Littlefalls. Die Sägmühle ist fertig und klappert schon lustig. Ihr oberer Stock ist zu einer geräumigen Wohnung für den Bürgermeister und seine Familie hergerichtet, und zu dieser Familie müssen wir jetzt auch Freund Christian rechnen, der sogar eine Hauptrolle in derselben übernommen zu haben scheint, denn der Bürgermeister thut nichts mehr, ohne vorher seinen Tochtermann zu Rathe gezogen zu haben. Neben der Mühle liegen eine Menge Bretter aufgeschichtet, und oberhalb derselben im Walde hört man lustig Holz schlagen. Auch einige neue Häuschen sind bereits entstanden und mehrere Andere sind im Bau begriffen. Freilich sind sie nur von Holz, nur aus Balken und Brettern zusammengezimmert, aber sie sehen in ihrem weißen Ueberzug mit den grünen Fensterläden gar lieblich und freundlich aus, und gewähren für den nahenden Winter eine sichere Unterkunft. Ein Glaser und ein Schmied haben sich bereits eingefunden und in ihren Werkstätten wird unaufhörlich gehämmert und gezimmert. Die Männer und Frauen, denen man begegnet, sehen froh und zufrieden aus. Sie haben Verdienst genug, um davon zu leben, und Jeder besitzt sein eigenes Hauswesen. An einem lieblichen Herbstabend finden wir den

alten Farmer mit dem Bürgermeiſter plaudernd. Sie ſitzen in bequemen Lehnſeſſeln vor der Grocerie. Der Bürgermeiſter hat ſich ſichtlich erholt und ſieht geſünder aus, denn je.

„Alſo die ganze Geſchichte verkauft?“ ſagte der alte Farmer. „Dürft Gott danken, daß Ihr ſie nur losgeworden ſeyd. Freilich ſind drei Viertel verloren, aber Ihr werdet in drei Jahren doppelt ſo viel hier gewonnen haben. Den Kauf oben mit den tauſend Ackers Wald abgeſchloſſen?“

„Alles im Reinen,“ lächelte der Bürgermeiſter. „Der Verluſt, den ich mit Germania hatte, reut mich nicht, denn er hat mir die Augen geöffnet, in mehr als Einer Beziehung. Denkt Euch, mein Chriſtian hofft, die Mahlmühle gleich oberhalb der Sägmühle auch noch in dieſem Jahre fertig zu bringen, wenn der Winter nicht zu bald einfällt. Mein Ferdinand will ſich darauf ſetzen und ich vermuthe faſt, Eure Enkelin Mary wird die Müllerin abgeben müſſen.“

„Vermuthet Ihr?“ ſagte der alte Farmer. „Nun wenn ſie Ja ſagt, werde ich nicht Nein ſagen. Sehet Ihr die Schiffe dort heraufkommen? Werden gleich da ſeyn und ihre Waaren abladen. Nehmen Bretter und Frucht dafür mit. Ich ſag' Euch, das Littlefalls gibt einen Handelsplatz. War ein mächtig guter Einfall, das Germania aufzugeben und ſich hier anzuſiedeln. Kommt, wollen Einen drauf nehmen.“

So endete die Colonie Germania und das Städtchen Littlefalls begann. Ein thöricht angefangenes Unternehmen ging zu Grunde, um durch ſeinen Ruin das Glück der meiſten dabei Betheiligten zu gründen. Am glücklichſten war der Förſter, der die erſtgeborne Tochter Paulinens aus der Taufe hob und derſelben den Namen „Germania“ beilegte.

Von der schönen Wittwe und dem Vikar hörte man nie mehr Etwas, außer das Gerücht, daß in Chicago ein Mensch lebe, der als Notar und Winkeladvokat seinen Landsleuten mit Rath und That an die Hand gehe, zu ihrem großen Verlust und Verderben, und daß dieser Mensch kein Anderer sey, als der frühere Vikar Rätz. Von der Wittwe wollte man wissen, sie habe einen reichen Mann geheirathet, der gleich darauf, nachdem er ein Testament zu ihren Gunsten gemacht, verstorben sey.

Der Baumeister sucht immer noch deutsche Colonien auf. Nach Littlefalls kam er nie wieder.

Silhouetten

aus

Schwaben

von

Theodor Griesinger.

Dritte vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 12 Illustrationen.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1863.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt.

		Seite
1.	Der Schwabe	1
2.	Der alte Reichsstädter	5
3.	Der protestantische Landpfarrer	9
4.	Die Grisette eines Landstädtchens	18
5.	Ein schwäbischer Gastwirth	21
6.	Ein Stuttgarter Ladenschwengel	28
7.	Der „Wingerter“, zu deutsch Weingärtner	34
8.	Der Herr Decan	38
9.	Der Dorfbarbier vom alten Schlag	43
10.	Ein Stuttgarter Biergarten	48
11.	Der Dorfschultheiß	53
12.	Der Fiacre in Stuttgart	61
13.	Die „Kirbe“, zu deutsch Kirchweihe	68
14.	Der württembergische Herr „von“	85
15.	Der Dorfschulmeister	108
16.	Die „Sichelhenkete“, oder das Aufhängen der Sicheln	120
17.	Der Stadtzinkenist	127
18.	Ein Pfarrerstöchterlein	135
19.	Ein Stuttgarter Theater-Claqueur	138
20.	Der Schwarzwälder Bauer	144
21.	Er hat sein Brod	151
22.	Der Elegant eines Landstädtchens	158
23.	In's Leibgeding gehen	161
24.	Der „Hairle“, oder der katholische Geistliche	168
25.	Der Dorfschütz	178
26.	Ein schwäbischer Neujahrstag	182
27.	Das Steinlacher Mädchen	190

		Seite
28.	Der Schulerbube	193
29.	Der Schäferlauf in Markgröningen	197
30.	Der Herr Prälat	216
31.	Der Schulprovisor	220
32.	Eine schwäbische Bauernhochzeit	224
33.	Die Zigeunerfamilie	234
34.	Ein Commissionsbureau, oder Commissionäre und Commissionärinnen	239
35.	Der Fromme	247
36.	Der Pelzmärte	252
37.	Der Königsstraßenlöwe	260
38.	Der Oberländer Bauer	263
39.	Die alte Jungfer	266
40.	Der Oberamtmann	270
41.	Die Spinnstube	276
42.	Die vornehme Welt einer kleinen Oberamtsstadt	284
43.	Der Repetent	295
44.	Das Mädchen aus der Baar	302
45.	Der Tübinger Student	304
46.	Ein neumodischer Stuttgarter Hausbesitzer	310
47.	Der Gerichtsbeisitzer	316
48.	Eine schwäbische Kindstaufe	320
49.	Der Schreiber	331
50.	Der Aelpler	335
51.	Der Amtsdiener	339
52.	Der Ehninger Congreß	343
53.	Der Rekrut	351
54.	Eine geborne Stuttgarterin	355
55.	Der Präceptor	357
56.	Der Collegialarbeiter	360
57.	Der Nachtwächter	364
58.	Der Tübinger Kutscher	365
59.	Ein Wurstball	368
60.	Der angehende praktische Arzt in Stuttgart	371
61.	Der Handelsjude	374
62.	Sonst und Jetzt im Schwabenlande	378

1.

Der Schwabe.

Der Schwabe zeichnet ſich vor Allem dadurch aus, daß er ein Schwabe iſt.

Er hat blonde Haare, blaue Augen, eine Stumpfnaſe, ein rothwangigtes, etwas breites Geſicht, einen Schelmenzug um den Mund, iſt kräftig gebaut, meiſt weder zu groß, noch zu klein, und kann ausnehmend herzlich lachen. Er trägt Schuhe mit Schnallen, weiße Strümpfe mit ziemlichen Waden und lederne, gelbweiße Beinkleider, das heißt, wenn er ein Mannsbild iſt. Von Hoſenträgern iſt er kein beſonderer Liebhaber, wohl aber von rothtuchenen Weſten mit großen verſilberten Knöpfen, ſowie von langen blauen Röcken, pelzbeſetzten Sammtmützen oder auch, ſofern er verheirathet iſt, von einem dreigeſpitzten ſchwarzen Filzhut, genannt Nebelſpalter. Iſt's ein Frauensbild, ſo tritt an die Stelle der Beinkleider ein Rock von Canneſas oder Barchent oder Tuch, mit einer ungeheuren Menge Falten und bis an's Knie, ſelten etwas darüber hinaus reichend; ferner an die Stelle der Weſte ein mit Silberſchnüren beſetztes und von Natur ſich rundendes Mieder nebſt einem barchentenen Kittel und endlich an die Stelle der Kappe eine Haube, die oft ſo klein iſt, daß ſie ausſieht, wie ein Tintenkleck auf einem großen Bogen Papier.

Am meiſten brüſtet ſich eine Schwabenjungfrau mit ihren weißen Hemdärmeln. Sommers nemlich geht ſie ſtets hemdärmelich, und dieſe Hemdärmel decken nicht nur einen überaus vollen und runden Arm, ſondern ſie ſind auch faſt immer von der feinſten Leinwand oder vielmehr vom koſtbarſten Muslin, während das Hemd ſelbſt von ſo grobem reuſtenem Tuch iſt, daß es die Haut aufritzt. Das Schönſte an ihr aber ſind, außer ihrer handfeſten Geſtalt, ihre dicken Zöpfe, die immer bis auf die Waden herabreichen und mit luſtigen, buntfarbigen, ſeidenen Bändern durchflochten ſind.

Der Schwabe hat drei Haupteigenthümlichkeiten und die erſte derſelben iſt ſeine Sprache. Jede Nation drückt ſich auf die ihr eigenthümliche Weiſe aus und ſogar jede Unterabtheilung einer Nation, jeder Zweig eines Volksſtammes hat ſeine beſondere Sprache, ſeinen nur ihm angehörigen Dialect, ſeine Provincialmundart. Gerade ſo geht's auch dem Schwaben. Er ſpricht nemlich zwar deutſch, aber weder plattdeutſch, noch ſächſiſchdeutſch, noch berliniſch-deutſch, noch fränkiſch-deutſch, ſondern er ſpricht ſchwäbiſch-deutſch. Wie die ſchwäbiſche Mundart beſchaffen ſei, das kann ich Ihnen, mein hochverehrter Leſer, ſo eigentlich nicht ſagen; denn dieſe Mundart hat ſelbſt wieder viele Unterdialecte, wie ſie denn, z. B. bei Heilbronn durch die Juden und bei Ulm durch das Bier nüancirt erſcheint. Sie müſſen nemlich wiſſen, wo viel Juden wohnen, da wird die Sprache ſpitzig, wie ein jüdiſches Kinn und ein hebräiſcher Bart, und wo viel Bier getrunken wird, da wird ſie breit, und ſieht aus, wie ein derbes, von Geſundheit ſtrotzendes, wohlgenährtes Geſicht. Doch Eine Eigenſchaft iſt allen ſchwäbiſchen Mundarten gemeinſam, nemlich die, daß ihre Sprache im übrigen Deutſchland nicht verſtanden wird. Auch kann man jeden Schwaben, wie jenen jüdiſchen Stamm am Schiboleth, an der Art und Weiſe, wie er ſich des „Sp und St“ bedient, erkennen. Dieſe beiden Doppellaute haßt er nemlich bis aufs Blut, und darum bedient er ſich

ihrer eigentlich gar nicht, ſondern ſagt beharrlich ſtatt ſprechen: „ſchprechen“, ſtatt Stuhl: „Schtuhl“ und ſtatt ſpeiſſen: „ſchpeiſſen“. Ferner iſt er ein abgeſagter Feind des „ge“ in den Participiis paſſivis (Sie verzeihen den lateiniſchen Ausdruck, allein ich bin auch ein Schwabe, und die Schwaben lieben fremde Wörter gar ſehr, um ihre Gelehrſamkeit zu zeigen, abſonderlich wenn ſie keine paſſenden deutſchen dafür zu ſetzen wiſſen), und des „e“, oder „en“, oder auch „ie“ am Ende der Zeit- und anderer Wörter. Er ſagt daher nie: „haben Sie getrunken?“ ſondern: „habe Se trunke?“ und nie: Lieben Sie ſie?“ ſondern: „Lieba Se ſe?“ Sodann verabſcheut er das „ch“ und ſpricht ſtatt ſich: „ſe“, ſowie ſtatt mich: „me“; endlich aber lautet ſein „A“ wie ein „O“, und ſein „Ja“ wie ein „Jo“. Sie meinen das klinge nicht hübſch? Möglich, aber es klingt doch immer noch beſſer, als wenn man, wie der Carlsruher, ſagen würde: „Ja Jo“, — und überdieß bin ich vollkommen überzeugt, daß auch Sie dieſe Ausſprache bewunderungswürdig lieblich finden werden, wenn ſo eine hübſche, friſche und dralle Schwabendirne Ihnen auf gewiſſe Fragen, die Sie an dieſelbe richten, mit einem verſchämten „Jo“ antwortet, viel zufriedener, als wenn ſie, wenn auch im reinſten Hochdeutſch, „Nein“ ſagen würde! Am beſten iſt's alſo, Sie kommen ſelbſt nach Schwaben, und hören ſich die Sprache einmal an, oder wenn Sie dazu keine Zeit oder kein Geld haben, ſo leſen Sie Waizmanns Gedichte, dann werden Sie ſchon einen Begriff davon bekommen.

Eine zweite Eigenthümlichkeit des Schwaben iſt, daß er eine auſſerordentliche Menge von Vettern und Baſen hat. Es wimmelt eigentlich von Verwandten, und wenn man einen ſolchen nicht Herr Vetter und Jungfer oder Frau Baſe titulirt, ſo iſt er im Stande und ſchilt Sie einen hochmüthigen Narren und nimmt's Ihnen übel ein ganzes Jahr lang. Auch gibt's Menſchen in dieſem Lande, die ihre Vettern und Baſen kennen bis

ins 17te Glied hinaus, und beim 16ten noch glauben, die Verwandtschaft sei nicht so gar weitläufig.

Eine dritte, aber nicht minder wichtige Eigenthümlichkeit des Schwaben besteht darin, daß er alle Bittsätze mit dem Wörtlein: „Oh!“ beginnt. Es ist ihm durchaus unmöglich zu sagen: „Darf ich Sie vielleicht bitten?“, sondern er muß sagen: „Oh! Darf ich Sie vielleicht bitten“. An diesem Oh! hat sich schon Mancher verrathen, der da glaubte, er habe längst alle Schwabismen abgelegt.

Im Uebrigen sieht der Schwabe einem andern Menschen so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Denn, daß er Freund von der Musik ist, und daß am Abend, wenn die Arbeit vollbracht, die Mädchen und die Buben vor die Häuser hinsitzen oder die Straßen entlang ziehen und mit heller Stimme bis in die tiefe Nacht hinein ihre Volkslieder absingen, die irgend ein Genie des Dorfes erdacht, oder die von älteren Zeiten her ererbt, oder von andern Dörfern entlehnt sind, das ist eine Sache, die man im südlichen Frankreich noch weit häufiger trifft. Oder meinen Sie etwa, das sei eine schwäbische Eigenthümlichkeit, daß er verliebter Natur ist und schon im 15ten Jahr einen Schatz haben muß? Da fangen die Italiener doch noch früher an. Oder, daß er religiös ist und gerne die Kirche besucht? Das thun die Spanier auch. Oder, daß er ein Anbeter ist alles Fremden und Ausländischen, und wär's auch viel schlechter als das Inländische, Einheimische? Diese Eigenthümlichkeit hat er mit allen Deutschen gemein. Oder, daß er sein Weib gern ein bischen prügelt? Die Engländer thun's auch, und die Russen noch weit mehr. Oder, daß er gern in's Gläschen guckt und seinen Durst löscht, auch wenn er keinen hat? Ei, seit unvordenklichen Zeiten betrinken sich die Deutschen. Und doch — Eines noch hat der Schwabe vor allen andern Deutschen voraus: er ist gutmüthiger, als sie Alle zusammen!

2.

Der alte Reichsſtädter.

Der alte Reichsſtädter iſt entweder Kaufmann, oder Gerber, oder Handwerksmann kurz weg. Bauer oder Ackersmann mag er nicht ſein, denn es gab einmal eine Zeit, da ſeine Vaterſtadt eine Reichsſtadt war, und dieſe Zeit war eine ſchöne Zeit. Da hatte ſie eine Menge Dörfer der Umgegend unter ihrer Botmäßigkeit, und in keinem dieſer Dörfer durfte ein Schmied ſein, oder ein Wagner- oder ein Zimmermann, oder ein Maurer, oder ein Schreiner, oder überhaupt ein Handwerksmann und Kaufmann, ſondern in der Reichsſtadt mußten die Dörfler ihre Waaren holen und ihre zerbrochenen Wägen repariren oder ihre Pferde beſchlagen laſſen. Das war nun zwar nicht ſehr bequem für die Dorfbewohner, aber um ſo bequemer für die Reichsſtädter; denn ſie hatten dadurch ein Monopol für ſich, das Monopol des Allein-Gewinnes, ein Monopol, wie der Paſcha von Egypten kein beſſeres aufzuweiſen hat.

Ach! es waren glorreiche Zeiten, jene Zeiten des Monopols und der Herrſchaft! War doch jeder Bürger der Reichs-Stadt ſo zu ſagen Mitregent bei der Regentſchaft über die Dörfer; denn er durfte ja mitwählen bei der Wahl dieſer Regentſchaft, ja ſogar Anſprüche und Hoffnungen hegen, ſelbſt zu dieſer hohen Ehre zu gelangen, zu der Ehre einer reichsſtädtiſchen Magiſtratsperſon! Darum kennt der alte Reichsſtädter auch jetzt noch keine höhere Würde, als die Stadtrathswürde, und der Oberbürgermeiſter ſteht ihm höher, als der Präſident eines Gerichtshofes, obgleich dieſer ehrenhafte Magiſtrat nunmehr keine Geſetze mehr erlaſſen kann, und kein Recht mehr hat über Leben und Tod.

Neben der Erinnerung an die frühere Herrſchaft ſteckt ihm

am meiſten im Kopf die frühere Abgaben-Freiheit. Die Abgaben, die man dem Kaiſer und an das Reich zahlen mußte, waren ſehr gering; darum waren auch die Abgaben des einzelnen Bürgers gering, ja ſogar, wenn man ſo will, weniger als gering, denn die Dörfler mußten das Meiſte tragen. Nun aber ſoll er jedem anderen Staatsbürger gleichgeſtellt ſein, und ſoll zahlen, wie jeder andere Unterthan im Lande! Iſt das nicht ungerecht oder doch wenigſtens unangenehm? Aus dieſem Grunde politiſirt der alte Reichsſtädter ſehr gerne, oder vielmehr er treibt das Politiſiren als Hauptgeſchäft. Nun iſt es aber eine weltkundige Thatſache, daß zum Politiſiren das Wirthshaus gehört, denn wo ſoll man denn ſonſt hiezu Gelegenheit finden? Etwa zu Hauſe? Mein Gott, an die Frau hinſchwatzen, oder an die Tochter? Das wäre eine ſchöne Langeweile! Dieſen Beiden wird höchſtens der Aerger gezeigt, den man hat, weil das Vergangene, d. h. die Reichsſtadtregierung, nicht mehr iſt. Manchmal wird der Aerger auch an ihnen „ausgelaſſen“; aber zum Politiſiren ſind ſie partout nicht tauglich. Alſo geht der alte Reichsſtädter ins Wirthshaus, und zwar recht tüchtig ins Wirthshaus. Allda und nirgends anderswo trifft er ſeine Geſellſchaft! Allda ſitzen die Gleichgeſinnten; allda kann er ſein Herz ausleeren. Oder wie, ſagt nicht recht bezeichnend der Schuſtersgeſelle im liederlichen Kleeblatt: im Wirthshaus werde der ſchlechteſte Biſſen zur Delicateſſe? Gerade aber ſo wie mit den Speiſen verhält es ſich auch mit der Staatsweisheit; denn nur im Wirthshaus gedeiht ſie und wird genießbar. Hier werden die Zeitungen geleſen und discutirt. Hier wird über Krieg und Frieden abgeſchloſſen, und dabei fühlt ſich der alte Reichsſtädter als hätte er zu entſcheiden in der Welt. Iſt dann die hohe Politik abgecapitelt, ſo kommt das Geſpräch auf die vaterländiſchen Angelegenheiten und nun iſt der alte Reichsſtädter erſt in ſeinem Elemente, denn ſeine Vaterſtadt iſt ihm ja das

Vaterland. Jetzt wird raisonnirt! Jetzt wird das Weltverbesserungsmesser angesetzt! Nichts, gar nichts von Allem, was die Regierung thut, gefällt ihm: keine Verordnung ist ihm recht und kein Gesetz, und wenn Er noch Herr wäre, wie ehemals, Er würde es ganz anders machen, so anders, daß wenigstens Er selbst zufrieden sein könnte.

Der alte Reichsstädter hat daher viel von einem Schreier und Rechthaber an sich und ein Fremder, der die Verhältnisse nicht kennt, könnte ihn sogar für einen großen Weltumstürzer und Revolutionär halten, ja sogar für einen „Rothen," ärger als den todten Robespierre oder den lebenden Mazzini. Dem ist aber durchaus nicht so, denn er ist reich; und wer reich ist, der liebt die Umwälzungen nicht, da er durch sie allein verlieren kann und nichts gewinnen. Den Reichthum hat er übrigens nicht erworben, sondern vielmehr als Erbschaft von den glücklicheren Tagen her angetreten, und somit weiß er ihn auch so wohl zu bewahren, daß seine Tochter keinen heirathen darf, der nicht wenigstens eben so viel hat, als sie.

Er ist aber nicht blos reich; er ist auch stolz auf seinen Reichthum, so stolz, daß man ihn leicht für hochmüthig oder gar für barsch und grob halten könnte. Wer nicht reich ist, den verachtet er, und wäre es auch der Oberamtmann oder der Oberamtsrichter. Und dieser Punkt ist's, durch welchen er sich wesentlich von andern Städtern unterscheidet, denn diese verehren den Staatsbeamten als ein höheres Wesen. Was soll aber Ihm ein solcher Beamter? Hat Er ihn gerufen? Ist das nicht vielmehr eine aufgedrungene Obrigkeit? Konnte Er nicht noch vor wenigen Jahren selbst zu großerer Macht gelangen? Sind nicht diese Staatsdiener Großthuer mit ihrem Bischen Einkommen und wollen den Ton angeben, während doch nur Er mit seinen Steuern ihren Unterhalt bestreitet? Die Beamten in einer alten Reichsstadt sind daher sehr übel daran, und können gegen die

Geldaristokratie der Kaufleute nicht aufkommen, und wenn sie auch vom höchsten Adel wären.

Der alte Reichsstädter ist zwar ein großer Freund der alten reichsstädtischen Freiheiten, aber er hat durchaus wenig liberale Ideen. Am verhaßtesten ist ihm die Gewerbefreiheit und die Emancipation der Juden. Gewerbefreiheit? Nur ein Lump und Vagabund kann sie verlangen. Die Juden aber? Nun die Race konnte er von jeher nicht leiden. Durften sie doch in den Reichsstädten nur gegen große drückende Abgaben existiren und wenn Er Herr wäre, so müßten sie alle nach Palästina zurück oder dahin, wo der Pfeffer wächst!

Sind nun aber die Juden Gegenstand seiner besonderen Antipathie, so ist er dagegen ein großer Freund des Vergnügens, und nirgends gibt's so viel Bälle, Scheibenschießen und dergleichen, als in alten Reichsstädten. Aber er liebt das Vergnügen nicht, weil ihm dasselbe Vergnügen macht, sondern er liebt es aus einem ganz besondern Grunde, nemlich deßwegen, weil es ihm Gelegenheit gibt, seine Familie im Glanz zeigen und seine harten Thaler klingen lassen zu können. Das ist eine Freude, wenn die Mitbürger auf ihn sehen und ihn neidisch betrachten und ein Gesicht schneiden, als ob ihnen sein Reichthum Bauchgrimmen verursachte! Er aber lacht in seinem Innern, wenn er den Regierungsrath sieht mit dem Bändelchen im Knopfloch, und denkt: „So kannst du freilich nicht hin."

Der alte Reichsstädter wird nicht lange mehr leben. Er stirbt aus noch mit dieser Generation. Gegenwärtig trägt er Trauer, weil die Zopfe durchaus nicht mehr gehen, und er liebte seinen Zopf so gar sehr!

3.

Der proteſtantiſche Landpfarrer.

Der proteſtantiſche Landpfarrer trägt gewöhnlich ſchwarze Beinkleider, die an den Knieen etwas abgeſchabt ſind, Stiefeln, denen man es anſieht, daß ſie auf dem Dorfe fabricirt wurden, einen grauen, blauen, braunen, oder ſchwarzen Rock (dieſen nur Sonntags der Schonung wegen) der vor ſechs Jahren neu aber doch nicht in der Mode war, und einen alten Hut, oder eine Kappe mit breitem Rand und langem Stilpe.

Er hat vielerlei zu thun, der proteſtantiſche Geiſtliche. Vor Allem muß er alle Sonntage predigen und Kinderlehre halten, worauf er ſich entweder gar nicht oder kaum einen Tag lang präparirt. Uebrigens gibt's verſchiedene Köpfe, entweder ſolche, die ihre Predigt abſchreiben und ableſen, oder abſchreiben und auswendig lernen, oder ſelbſt machen und ableſen, oder ſelbſt machen und auswendig lernen, oder endlich ſelbſt machen und extemporiren. Das Letztere, das Extemporiren nemlich, kann nicht Jeder, Viele aber thuns doch, ob ſie es gleich nicht können, und was dann für eine Predigt herauskömmt, kann man ſich denken. Am leichteſten macht ſich's der, welcher eine abgeſchriebene Predigt abliest, und das Ding kommt öfter vor, als man gewöhnlich glaubt. Freilich iſt's verboten und der Decan ſollte es eigentlich nicht zugeben; allein — wenn nun die abgeſchriebene Predigt aus einem vom Herrn Decan ſelbſt herausgegebenen Predigtbuche genommen iſt, wie dann?

Außer dem Sonntagsgottesdienſt hat der proteſtantiſche Geiſtliche auch noch Wochengottesdienſte zu verſehen, als da ſind alle Mittwoche eine Betſtunde, wobei er nichts verſtehen muß, als das Leſen, alle Freitage eine Kinderlehre, in welcher Nie-

mand erſcheint, als ſeine liebe Schuljugend mit ihrem Lehrer, und dieſe nicht einmal freiwillig, ſondern auf dem Wege der Execution, und endlich, je nachdem viel oder wenige Leute im Dorfe wohnen, manchmal eine Leichenrede, Hochzeitspredigt oder Taufe. Bei den Hochzeits- und Leichenreden macht ſich's Mancher bequem. Er fabricirt ein für allemal etwa vier bis acht ſolcher Gelegenheitspredigten, damit er eine Auswahl hat, und da müßte es doch der Kuckuk ſein, wenn nicht eine derſelben auf den gerade vorliegenden Fall paſſen würde. Die wird nunmehr gehalten und wär's auch zum hundertſten Male. Was thut's? Die Bauern und ihre Weiber weinen doch, wenn's eine Leiche iſt, und ſind fröhlich, wenn's eine Hochzeit iſt; das iſt ſo Herkommen, der Pfarrer mag ſchwatzen, was er will.

Drittens hat der proteſtantiſche Pfarrer die Kirchenbücher zu führen, Tauf- und Communionsſcheine zu ſchreiben, wenn ſolche verlangt werden (was ihm nicht unlieb iſt, da ſie, wenn nicht viel, doch wenigſtens Etwas eintragen), die Schule zu beſuchen, den Schulmeiſter und Proviſor ein Bischen (oder vielmehr ſehr viel, denn die neumodiſchen Schulmeiſter und Proviſoren wollen Alles beſſer wiſſen und ſind faſt immer revolutionäre, emancipationsſüchtige Menſchenexemplare) zu corrigiren und manchmal zu riffeln, gelegentlich auch ſelbſt Religions- und Confirmanden-Unterricht zu ertheilen, Eheſachen und andere ärgerliche Geſchichten vor dem Kirchenconvente abzumachen, Conſcriptionslisten zu verfertigen, das Volk zu zählen und was dergleichen Allotria mehr ſind.

Viertens endlich und dies iſt die Hauptſache, hat er dem eigenen Studium obzuliegen. Er ſoll nicht ſtehen bleiben; wo die Gelehrten zur Zeit ſeines Univerſitätslebens ſtanden, er ſoll auch nicht verbauern und verroſten im alten Staube, ſondern weiter ſchreiten ſoll er mit der Zeit und Alles wiſſen, was in den neueſten Tagen in der theologiſchen Welt Großes geleiſtet

wird. Ja, das ſoll er, und deßwegen beſitzt er ohne Ausnahme eine eigene Studierſtube, in welcher es ſehr gelehrt ausſieht, wie bei einem Profeſſor in Tübingen. Aber — kann man ihm denn im Ernſte zumuthen, all' den Wuſt zu leſen, den die Exegeten und Dogmatiker ſchreiben? Im fünfzigſten Jahr ſollte man doch wenigſtens berechtigt ſein, die Wiſſenſchaft an den Nagel zu hängen und nach Bequemlichkeit zu leben! Oder wie? Zu was hat man denn ſein Examen gemacht, als dazu, daß man nachher das Recht hat, das Gelernte zu vergeſſen?

Er hat viel durchgemacht, der proteſtantiſche Geiſtliche, bis er es zum Pfarrer brachte. Als er noch ein Knabe war und die Schule beſuchte, wie oft und lange mußte er da ob den lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Regeln und Wörtern ſchwitzen, wenn ſeine Kameraden ſchon lange auf der Gaſſe herumſchwärmten! Wie oft und viel, ja wie vorzugsweiſe bekam er Schläge, weil der Herr Präceptor ein beſonderes Aug' auf ihn hatte, auf ihn, den künftigen Studioſum der heiligen Theologie, mit dem man im Landexamen Ehre einlegen wollte! Und wenn es ihm glückte, in dieſem furchtbaren Examen zu beſtehen, wenn es ihm glückte, einer der Dreißig *) zu ſein, die unter Achtzig, welche ſich melden, in das niedere Kloſter aufgenommen werden, wie begann nun erſt recht die Zeit des Ochſens und Examinirtwerdens! Alle Halbjahr gab's eine Prüfung, alſo in den vier Jahren des Niederenkloſterlebens im Ganzen deren Achte, und nach dieſen acht Prüfungen kam erſt die Hauptprüfung, das Concurrexamen mit den nicht in den niedern Klöſtern Erzogenen,

*) Es iſt in Württemberg Regel, daß jedes Jahr in die niederen Seminarien fünfundzwanzig bis dreißig Schüler aufgenommen werden, denn da alle Jahre etwa dreißig proteſtantiſche Pfarrer ſterben, ſo braucht man zum Erſatz derſelben ebenſoviel Seminariſten oder vielmehr Theologiæ Studiosi.

die ebenfalls die Marotte hatten, in's höhere Kloſter zu Tübingen aufgenommen zu werden! Doch endlich, endlich, nachdem er ſich durch alle dieſe Prüfungen durchgearbeitet, nachdem er geſchwitzt, nicht wie ein Menſch, nein wie ein Magiſter, — endlich war er ſo glücklich, ein Seminariſt des hohen Stipendiums auf der Alma Mater zu Tübingen zu ſein. Was bildete er ſich da ein! Student und Stiftler! Er glaubte mehr zu ſein, als alle in der Stadt Studirenden, denn er glaubte mehr zu wiſſen, und dieſer Stolz, verbunden mit dem gleichförmigen Leben, klebte ihm ſo an, daß man in ihm ſein ganzes Leben hindurch den Stiftler erkennen muß, zum Unterſchied von einem in der Welt erzogenen Manne. Und doch, wie hatte er Reſpect vor allen Stadtburſchen, den gewaltigen Schlägern! Reſpect in allen Dingen, die man Studentenſachen nennt, beſonders aber in Ehrenſachen! Wie ſchimpfte er auf die Kloſterordnung, wie oft übertrat er ſie und kam in's leidige Karzer! Und wie oft bat er doch, trotz alles Stolzes und alles Schimpfens, eine Note ab beim hohen Ephorat, und demüthigte ſich gar ſehr und flehte um Schonung, daß er nicht des Stiftes in Gnaden entlaſſen würde, denn er fürchtete die Lamentationen der Mutter und den Grimm des Vaters! Ach! es waren doch ſchöne Zeiten, die Zeiten des Burſchenweſens, da er noch als der größten Trinker einer anerkannt war, und keiner wagte, ſich ihm hierin zu ſtellen! Und doch! wie viele Examina hatte er auch da wieder durchzumachen! Alle Halbjahre ein allgemeines und für jedes Collegium ein beſonderes! Und fünf Jahre mußte er da ſein und etliche und vierzig Collegien hören! Thut zuſammen zum mindeſten fünfzig Examina! Zum Schluſſe kam natürlich wieder ein Haupteramen, das erſte Dienſteramen. Hier aber hat der Stiftler immer einen Vorzug vor dem, der in der Stadt ſtudirte, denn er weiß mehr, als dieſer, und iſt des Geprüftwerdens ſchon gewöhnt. Das Haupteramen wird alſo ohne Anſtand beſtanden und nun iſt der

Herr Candidat der Theologie befähigt, Vicariatsdienste zu verſehen. Das Philiſterium beginnt und gleich nach dem letzten Examen wird er hinausgeſchickt auf's Land, um dieſen oder jenen alten Pfarrer zu unterſtützen. Nun hat er zu predigen und zu pädagogiſiren, allein ein anderes Geſchäft liegt ihm näher, nemlich das Geſchäft, ſich zu verſprechen, d. i. ſich eine Braut anzuſchnallen. Die Einſamkeit des Vicariatslebens nemlich bringt ihn alsbald auf den Gedanken, daß es nicht gut ſei, wenn der Menſch allein ſei. Somit verliebt er ſich ſchon in den erſten Wochen ſeines Vicariatslebens, denn natürlich an einem Gegenſtande, dem er ſeine Liebe zuwenden könnte, fehlt es nirgends. Gewöhnlich iſt ſeine Flamme eine Pfarrers-, oder Decans-, oder Oberamtmanns-, oder Stadtſchultheißen-, oder Cameralverwalters-, oder eines anderen Beamten Tochter, die ihm auf halbem Wege entgegenkommt. Geld hat ſie ſelten, aber immer viel Liebe, ja eine ganz unverwüſtliche, eine unerſchöpfliche Liebe. Wie unendlich ſehnt ſich immer das liebende Pärchen, unter Ein Dach zu kommen! Wie inbrünſtig betet ſie — um einen Pfarrdienſt! Wie ſorgfältig zählt er — die ſterbenden Pfarrer! Wie oft wünſchen Beide, natürlich aber ohne etwas Böſes dabei zu denken, es möchte eine Seuche kommen uud Luft ſchaffen! Doch Geduld überwindet Alles, ſogar eine Vicariatsbrautſchaftszeit, und endlich, endlich, nachdem auch das zweite Dienſtexamen mit Glück überſtanden iſt, endlich hat er den erſten Pfarrdienſt! Er trägt nicht viel ein, dieſer erſte Dienſt, kaum etwas über ſechshundert, jedenfalls nicht mehr als ſiebenhundert Gulden. Aber man hat freie Wohnung dabei und einen Garten, in welchem Rettiche wachſen und zur Noth auch einen Taubenſchlag nebſt Hühnerſtall. Ueberdieß — es iſt ja nur der Anfangsdienſt und nach acht Jahren macht man wieder ein Examen, das Beförderungsexamen. Nun bekommt man einen beſſern Dienſt, einen Dienſt von achtbis neunhundert Gulden und wenn man noch einmal acht oder

zwölf Jahre lang wartet und (vorausgesetzt, daß man noch lebt) das allerletzte Beförderungsexamen macht, so langt's am Ende zu einem noch bessern Dienst, einem Dienst von tausend oder gar noch mehr Gulden. Das sind ja herrliche Aussichten! Aber hat er es nicht verdient, der gute Mann, nach so schwerer Prüfung, nachdem er dreiundfünfzig Examina durchgemacht, die Collegienprüfungen und die Examina, in denen er durchfiel, nicht mitgerechnet?

Der Herr Pfarrer lebt sehr glücklich mit seiner Frau. Absonderlich im Anfang der Ehe. Morgens trinken sie Caffee, d. h. Roggencaffee, wenn's nicht gar geröstete Gerste oder gelbe Rüben sind; Mittags essen sie Sauerkraut und Abends Erdbirnen mit etwas Milch. Die meiste Zeit bringt der Herr Pastor auf seinem Studierzimmer zu, wenn's nemlich so weit langt, auch dieses zu heizen. Da geht er dann auf und ab, und liest, und raucht. Denn so christlich er sonst ist, im Rauchen ist er ein Türke. Manchmal macht er des Mittags einen Spaziergang in die Stadt, noch öfter aber besucht er einen Collegen, d. i. einen der benachbarten Pfarrer, der natürlich nicht verfehlt, ihm den Besuch wieder heimzugeben. Im Ganzen genommen jedoch lebt er einen Tag wie den andern, gleich langweilig oder gleich kurzweilig, wie man will. Noch mehr ist dieß bei der Frau Pfarrerin der Fall. Alle Werktage dieselbe Beschäftigung, alle Sonntage denselben Gang in die Kirche auf denselben Platz, um denselben Prediger zu hören und pflichtschuldigst zu bewundern, da es ihr Mann ist. Doch Ausnahmen gibt's auch bei ihr, wie bei ihrem Herrn Gemahl und zwar recht gewichtige Ausnahmen. Diese sind die Tage vor einem Abendmahl, sodann die Neujahrswoche und endlich die Krämermärkte in der Stadt. Die letztern darf sie mit ihrem Herrn Gemahl besuchen, und die lieben Kinderchen gehen alle auch mit. Ja, sogar die Magd mit dem Korbe auf dem Kopfe darf nicht fehlen, und es ist ein wunderschöner Aufzug und ein

herrlicher Anblick, die ganze Pastorsfamilie im Sonntagsschmucke im neuesten Costüme, tapfer zuschreitend, im ersten Gasthof des Städtchens anlangen zu sehen. Fast noch schöner ist's aber, wenn der Herr Pfarrer angefahren kommt, denn eine solche Equipage sieht man nicht alle Tage. Sie war ohne Zweifel früher, d. h. vor etwa fünfzig Jahren die Jagddroschke eines Grafen, dessen Erben sie am Ende zum Alteisenwerth losschlugen; oder war sie eine Stadtkutsche, in der vor etlichen und dreißig Jahren schon Leidtragende auf den Kirchhof hinaus geführt wurden; oder hatte sie zu ihrer Zeit einem reisenden Hause angehört, das in Antiquitäten machte. Kurz, die Equipage des Pfarrers hat immer etwas ganz Besonderes an sich, Etwas, das man sonst gar nicht zu Gesichte bekommt, und zeichnet sich vor Allem durch ihren immensen Umfang aus, indem sie dazu eingerichtet ist, daß immer die ganze Familie hineingeht. Noch anschauungswerther wird sie durch die Gäule, welche vorgespannt sind. Diese gehören nemlich dem Pfarrer nicht selbst an, sondern sind Bauernpferde, aber der Herr Pastor wählt ohne Ausnahme nur solche, die an einem schweren Frachtwagen eine Figur spielen könnten. Auch haben sie große Kummete und viele messingene Ringe am Geschirr, und der Bauer, dem sie gehören, sitzt selbst auf dem Bocke, die Pfeife im Munde, den Dreispitz auf dem Kopfe, die Peitsche in der Hand, und mit Geknall und Halloh donnert die Kutsche über das spitze Pflaster dahin. Wie gesagt: es ist ein interessanter Anblick und nicht Wenige bleiben stehen, den Hochwürdigen ankommen zu sehen. Der aber läßt an diesem Tage den Rappen laufen, denn Markttäge gibt's im Jahr nur zwei und darum muß man einkaufen für volle sechs Monate!

Noch lieber als die Markttäge sind der Frau Pfarrerin die Tage vor einem Abendmahle, sowie um das Neujahr herum. Dieß hat aber seinen ganz besondern Grund, nemlich den, daß

ſie da Präſente bekommt, Anmeldungs-Präſente und Neujahrs-Präſente. Da kommt eine Bauernfrau und bringt Eier, da eine Andere mit Speck, dort eine Dritte mit Zucker, hier eine Vierte mit einem Entchen und endlich eine Fünfte gar mit einem Gänschen, ſich ſelbſt nicht einmal gerechnet, und die Frau Pfarrerin nimmt Alles liebreich an, und heißt die guten Weiber ſich ſetzen, und iſt gar „gemein“ mit ihnen, und läßt Caffee machen, und patſcht mit ihnen den lieben langen Tag lang. Sie kann auch Alles wohl brauchen in ihrer Haushaltung, denn die Speiſekammer iſt oft über die Maßen leer, abſonderlich da die verſchiedenen Metzelſuppen nicht blos immer kleiner werden (da man nun, ſtatt der ſonſtigen viere, nur höchſtens zwei bis drei Würſte bekommt und keine mehr über eine halbe Elle lang), ſondern ſogar anfangen, ganz auszubleiben.

Am ſchwerſten wird dem lieben Pfarrer die Kindererziehung. Ach! und er hat deren ſo gar Viele! In jedem Fall ein halbes Dutzend! Die Söhne werden zuerſt vom Vater unterrichtet, damit es nicht ſo viel koſtet; dann ſieht man ein, daß ſie nichts lernen können zu Hauſe, wenigſtens nicht ſo viel, als in einer Schule, und man thut ſie fort und läßt ſich's was koſten und ſucht ſie ins niedere Kloſter zu bringen und nachher ins Stift, damit ſie dereinſt ebenfalls werden, was der Vater iſt. Leider aber langt's nicht jedes Mal zum niederen Kloſter und dann iſt große Trauer im Pfarrhauſe. Doch bald faßt man ſich und kommt zum Entſchluß, den Sohn, weil er zum Theologen zu wenig wußte, ein anderes Studium wählen zu laſſen, denn ſtudiren muß er um jeden Preis. Freilich iſt's eine harte Zumuthung, von einer ohnehin geringen Beſoldung dem Sohne noch ein Drittheil abtreten zu müſſen, aber ſtudiren muß der Sohn, und müßte man ſich's am Munde abzwacken und das letzte Kapitälchen auftünden. Ein Pfarrer kann doch ſeinen Sohn kein Handwerk lernen laſſen? Das wäre ja gegen alle Kleiderord-

nung! Höchſtens, wenn gar zu viele Söhne da ſind, darf dieſer oder jener die edle Schreiberkunſt erlernen, oder die Pharmacie ſtudiren, oder dem Handelsſtande ſich widmen; denn Schreiber, Apotheker und Kaufleute gehören ja auch zu den Honoratioren! So hat man ſeine liebe Qual mit den Söhnen, aber wie iſt's nun vollends mit den Töchtern? Du mein Gott, die werden entweder alte Jungfern oder bekommen ſie einen Vicar zum Bräutigam und werden ſo mit Gottes Hülfe auch Frau Pfarrerinnen.*)

Auf ſolche Art bringt der Pfarrer ſein Leben dahin und ſeine Beichtkinder lieben ihn, ob er gleich früher oft viel Streit wegen des Zehenten mit ihnen gehabt hatte, was aber jetzt der Zehentablöſung wegen nicht mehr der Fall iſt. Gewöhnlich wird er ſehr alt und ſtirbt endlich, allgemein und insbeſondere von ſeiner Familie betrauert, denn er hinterläßt nichts, als eine arme Wittwe, viele Kinder, einen ehrlichen Namen und kein Geld, wohl aber einen ganzen Kaſten voll Bücher, um die ein Antiquar ein paar Gulden bietet. Die Wittwe bekommt eine ſchöne Pension von beinahe 100, ſage hundert Gulden, und muß davon leben mit der ganzen Familie.

*) Wir erſuchen den geneigten Leſer, die Silhouette: „das Pfarrerstöchterlein“ nachzuleſen.

4.

Die Griſette eines Landſtädtchens.

Auch ein ſchwäbiſches Landſtädtchen hat ſeine Griſette, nicht blos Paris. Eine Griſette dieſer Gattung iſt nie unter achtzehn und nie über vierzig Jahre alt; denn in einem Landſtädtchen fängt man nicht ſo bald an und hört nicht ſo bald auf, letzteres abſonderlich deßwegen, weil man keine große Auswahl hat.

Ihrer Profeſſion nach iſt die Griſette entweder Putzmacherin, oder Nähterin, oder Waſcherin, und faſt immer die Tochter einer Wittfrau, die mit ihren ſechs Kindern am Hungertuch nagt. Noth lernt beten und — auch noch andere Dinge. In Beziehung auf ihre Körperform nähert ſie ſich dem Begriff: „Armvoll“ und in Beziehung auf Bildung dem Mittelding zwiſchen „bürgerlich und romantiſch“. Aus Gründen, d. h. deßwegen, weil ſonſt die Frau Oberamtmännin oder Oberamtsrichterin nicht mehr bei ihr arbeiten ließe, trägt ſie keinen Hut und jedenfalls keinen Schleier (die Töchter der erſten Beamten in der Oberamtsſtadt müſſen doch Etwas vor ihr vorausſhaben!), aber der Schnitt ihrer Kleider iſt ſtets franzöſiſch und ſie war es, welche die erſte Crinoline — natürlich nur aus Meerrohr — ins Städtchen brachte.

Werktags arbeitet ſie den ganzen Tag; höchſtens erlaubt ſie es ſich vom Fenſter, an dem ſie ſitzt, manchmal ein bischen aufzuſehen, um die Vorübergehenden zu muſtern. Oftmals arbeitet ſie nicht einmal zu Haus, ſondern ſie muß bei der Frau Oberförſterin nähen, oder bei der Frau Stadtſchultheißin bügeln, oder des Kameralverwalters alten Töchtern neue Kleider machen und, wie ſich von ſelbſt verſteht, überall alle Stadtneuigkeiten erzählen, oder vielmehr, um mich äſthetiſch auszudrücken, der Chronique scandaleuse Ausdruck verleihen. Sie kennt nemlich alle

Familiengeheimniſſe, weil ſie überall herumkommt, und unter dem Siegel der Verſchwiegenheit erfährt ſie Dinge, die man beſſer nicht einmal dem Beichtvater anvertrauen würde.

Ihr beſter Tag iſt der Sonntag, denn der Sonntag gehört ihr. An dieſem Tage putzt ſie ſich, an dieſem Tage geht ſie ſpazieren, an dieſem Tage lernt ſie „dich“ kennen. Eine gute Freundin begleitet ſie, aber ſie nimmt es nicht übel, wenn du ſie anredeſt und mit ihr ſchäkerſt und ein Stückchen Wegs neben ihr einhergehſt. Natürlich Alles in Zucht und Ehren, denn wehe dir, wenn du dich erfrechen wollteſt, „handgreiflich“ zu ſprechen. Siehſt du ſie zum zweiten Mal, ſo ſagt ſie dir ihre Wohnung; du kannſt ſie aber nicht beſuchen, weil ſie eine gar wachſame Mutter hat und fünf unerzogene Geſchwiſter und eine untäuſchbare Tante und was dergleichen Hinderniſſe mehr ſind. Am dritten Sonntag beſtellſt du ein Dutzend Vatermörder bei ihr und am vierten verſpricht ſie dir ein Rendezvous. Das fünfte Mal bringt ſie dir die beſtellten Vatermörder ins Haus und das ſechste Mal beſucht ſie dich, ohne Vatermörder mitzubringen. Geld nimmt ſie keines von dir, außer wenn ſie in großer Noth iſt; dagegen machſt du ihr eine große Freude, wenn du ihr ein Halstuch oder ein Kleid ſchenkſt; gibſt du ihr aber eine Buſennadel oder gar einen Ring, ſo fällt ſie dir vor Entzücken um den Hals.

Du biſt nun ihr Liebhaber, aber nicht ihr Schatz, denn ihr Schatz iſt ein gebildeter junger Schneidergeſelle, oder ein angehender Silberarbeiter, oder der Bediente des Herrn Oberförſters, oder der Abſchreiber des Herrn Oberamtmannes. Mit ihrem Schatze geht ſie ſpazieren, mit ihm auf die Kirchweih', mit ihm ins Wirthshaus, mit ihm zum Tanz. Er, und nur Er iſt der „Offen-Ecktorne“, und darum iſt auch oft und viel zwiſchen ihnen vom Heirathen die Rede, ohne daß ſie irgend etwas dagegen hätte; will er aber „pränumerando“ zu Werke gehen, ſo wehrt ſie ſich auf's entſchiedenſte, denn ſie weiß, daß ſonſt aus der Trauung

nichts würde. Möglicherweise fällt es dem Burschen ein, etwas von dir zu hören und auf dich eifersüchtig zu sein; aber dann lacht sie und schilt ihn einen Narren. Ist er damit nicht zufrieden, so dreht sie den Stiel um, und macht ihm Vorwürfe; ist er aber ganz halsstarrig, so weint sie. Solch' überfließender Unschuld kann er nicht widerstehen. Er sucht sie zu trösten, aber nun ist sie untröstlich; er bittet sie um Verzeihung, aber sie ist unerbittlich. Seine verläumderischen Anmuthungen haben ihr zartes Gemüth, die Reinheit ihres Charakters und die Unschuld ihrer Gesinnungen zu sehr beleidigt. Endlich wird doch Friede geschlossen, jedoch unter ziemlich harten Bedingungen für den Schatz, den andern Morgen aber kommt sie zu dir und erzählt dir lachend die ganze Geschichte.

Die Landstädtchens-Grisette liest sehr viel und ist die beste Kundin der kleinen Leihbibliothek, welche der dortige Buchbinder unterhält. Die liebsten Romane sind ihr die, in welchen viel von gebrochenen Herzen so wie von Schmerz und Trennung die Rede ist, und ihr Herz wird dabei so weich, daß sie von Thränen überfließt. Am allerliebsten aber liest sie Erotica, oder wenigstens erotische Anspielungen und je zotenreicher, derber, schlüpfriger der Autor ist, um so höher steht er in ihrer Achtung.

Ihr Handwerk, d. h. das des Bügelns, Nähens und Kleidermachens setzt die Grisette meist bis in ihr spätes Alter fort; denn entweder heirathet sie gar nicht, weil ihre Herren Liebhaber, der Bediente, der Schneider und der Schreiber, Andere genommen haben und dann ist sie zum Arbeiten gezwungen, sie mag wollen oder nicht; oder aber sie heirathet ihren Schneider oder Schreiber und dann muß sie doppelt und dreifach dran, weil sein Verdienst kaum zum Salzen der Suppe hinreicht.

3.

Ein ſchwäbiſcher Gaſtwirth.

Er war früher Kellner und ſehr mager, denn damals hieß es: „Früh aus dem Bett und ſpät hinein!“ Ueberdieß mußte er flink ſein und rührig und durfte weder ſeinem Kopfe, noch ſeinen Füßen Ruhe gönnen. Auch kam er weit herum in der Fremde und war in Frankreich, wie in der Schweiz, in Baden-Baden wie am Rheine und ſogar eine Zeitlang in England drüben, wo man immer im Nebel herumläuft.

Ueberall hatte man ihn gerne und an Trinkgeldern fehlte es auch nicht. So legte er ſich einen Nothpfennig zurück und da er von Haus aus auch nicht gerade „blutt und bloß“ war (ſein Vater war nemlich ein ehrlicher Dorfwirth oder ein reicher Metzger oder ſo etwas dergleichen), ſo kaufte er ſich nach ſeiner Heimkehr einen Gaſthof, natürlich am liebſten in der Reſidenz, und nun war ſein Glück gemacht.

Im Anfang war er ſehr artig. Wer iſt überhaupt artiger, als ein neu angehender Gaſtwirth? Nun mehrten ſich die Gäſte und der Wohlſtand mehrte ſich auch: mit dem Wohlſtand aber rundete ſich der Bauch, wie ſich dieß eigentlich ſo zu ſagen von ſelbſt verſteht. Oder wo träfe man einen behäbigen, wohlhabenden Wirth im Schwabenlande, der nicht einen runden Bauch hätte? Er hat ja gut zu leben, viel Unterhaltung, wenig Sorgen, mannigfache Bewegung und ſtets Geld im Beutel; — wäre es alſo nicht polizeiwidrig, wenn Er mager bliebe? Eine dünnmondſüchtige Geſtalt verträgt ſich nur mit Kummer, Liebe, Geldnoth, vielem Denken, Hunger und Dünnbier; das Alles aber findet bei ihm nicht ſtatt.

Der Hôtelbeſitzer einer größeren ſchwäbiſchen Stadt und gar

vollends der Residenz unterscheidet sich von einem Dorfwirthe durch verschiedene sehr wesentliche Eigenschaften. Der Letztere ist eine derbe breite Gestalt mit viel Weingrünem im Gesicht, der seinen Gästen den Schoppen in der Hand bringt, die brennende Pfeife im Mund und die Mütze auf dem Haupt, und welcher sich auch ohne Weiteres zu den Einkehrenden hinsetzt, mit ihnen discurirt und à la Kamerade thut. Ja nicht selten duzt er sogar den Einen oder den Andern und frägt sie zugleich so genau nach Alter, Stand, Reiseziel und Heimath aus, daß man unmöglich ausweichen kann! Solche Zudringlichkeit kennt der Hôtelier nicht. Im Gegentheil, es mag bei ihm einkehren, wer da will, immer zeigt er den gebildeten Wirth, der einen Frack trägt und drei Sprachen spricht. Dennoch aber hat er verschiedene Seiten, der Hôtelier, oder vielmehr er zeigt sich in verschiedenen Gestalten, wie der Leser aus folgendem ersehen wird.

Numero Eins ist der Hôtelier Hausvater und ich kenne keinen liebreicheren Hausvater, als ein Gastwirth ist. Er hat seine Frau aus Liebe geheirathet, d. h. aus Liebe zu dem, was sie hatte und aus Liebe zu ihrer ausgebreiteten Verwandtschaft, und darum behandelt er sie mit unendlicher Liebe. Ach! er sieht sie des Tags höchstens eine halbe Stunde, warum sollte er sie also nicht lieben? Je weniger er um sie und um seine Kinder ist, um so weniger können sie ihm alltäglich werden. Ueberdieß — verdient sie solche Zuvorkommenheit etwa nicht? Muß sie nicht Alles besorgen, was Küche und Weißzeug anbelangt? Dafür ist der Herr Gemahl auch galant, und führt sie ins Theater und spazieren (denn er hält eigene Equipage seinen fahrlustigen Gästen zu lieb), und macht alle Jahre eine kleine Reise mit ihr, namentlich so lange sie jung ist. Insofern also ist der Hôtelier ein Muster von einem Ehemann, nicht so aber gegenüber von seinen Kindern, denn diese werden leider alle gränzenlos verzogen und zwar theils von ihm selbst, weil er sie wie ein Spielzeug behan-

delt, das man nur manchmal benützen darf, theils von der Köchin, die ihnen Alles zuſchiebt, natürlich hinter dem Rücken der Eltern, theils von den Penſionärs oder abonnirten Mittagsgaſten, die meiſt Hageſtolze ſind und daher an den Kindern einen Affen gefreſſen haben. Dieſe Thatſache läßt ſich leider nicht in Abrede ziehen und es fragt ſich daher ſehr, ob man dem Hôtelier nicht das Kindererziehen polizeilich verbieten ſollte.

Ein ganz anderer Mann iſt der Gaſtwirth als Maitre d'Hôtel. Da iſt er der Herr des Hauſes, hat für den Einkauf in Küche und Keller zu ſorgen, ſeine Kellner in Ordnung zu halten, und ſeine Lehrlinge zu dreſſiren. Ein ſchweres Amt! Gut einkaufen und wohlfeil einkaufen! Ordnung erhalten und höflich ſein — welche Gegenſätze! Wie oft hat er etwas überaus Nothwendiges zu thun und ein Gaſt hält ihn auf, um über Lappalien mit ihm zu ſchwatzen! Wie oft kommt er durch dergleichen Unſchicke ſtatt um neun Uhr um zehn Uhr auf den Wochenmarkt, und findet nur noch unſchmackhaftes Gemüſe, zähe Tauben und alte Gänſe! Wie oft zerbricht der Kellner ein Glas, einen Teller, eine Bouteille, eine Schüſſel und er möchte dem ungeſchickten Schlingel um's Leben gern eine Ohrfeige geben oder ihn wenigſtens abzanken, daß kein gutes Haar an ihm bleibt, und darf's doch nicht thun der Gäſte wegen! Er muß ſich ſtellen, als habe er weder etwas geſehen, noch gehört, und wenn er gleich vor Grimm vergehen möchte, denn was würden „die Fremden" denken? Die würden ſich einen ſolchen Spectakel ſchön verbitten! Ja, noch mehr, — muß er nicht oft für ſeine eigenen Dienſtboten, wenn es dieſen beliebt, nicht gerade gegenwärtig zu ſein auf den Ruf eines Gaſtes, laufen und ſpringen und noch ein freundliches Geſicht dazu machen und wenn ihm die Galle übergelaufen iſt? Das Alles muß er thun, wenn er nicht blos Herr des Gaſthauſes, ſondern auch ein gaſtlicher Wirth ſein will.

Denn für wen iſt er da? Für wen müſſen alle ſeine Worte

und Handlungen berechnet ſein? Für Niemand, als für ſeine Gäſte. Von ihnen lebt er, alſo muß er auch für ſie leben. Da kommt ein vornehmer Herr; er trägt ein rothes oder blaues Bändchen im Knopfloch, — der Herr Gaſtwirth fängt jeden Satz mit „Gnädiger Herr“ an, und ſchließt ihn mit einer Verbeugung. Da kommt ein Student angeritten, — der Herr Gaſtwirth lacht mit ihm, als wäre er ſelbſt zwölf Jahre auf Univerſitäten geweſen, und wenn's ihm nichts weniger als lachend zu Muthe iſt Da kommt eine Dame mit zwei hübſchen Töchtern — der Herr Gaſtwirth weiſt ihnen die ſchönſten Zimmer und die beſten Plätze an der Tafel an, und iſt ſo artig gegen ſie, als der Liebhaber gegen die Mutter ſeiner Geliebten. Da kommt ein armer Geſell und Handwerker, — ei! auch der iſt ihm lieb, er heißt ihn ſeinen guten Freund, und ſetzt ihm ſeinen Schoppen vor, als wäre er ein Reichsbaron. Da kommen ein Paar Bürger oder gar Bauern, — mit denen thut der Gaſtwirth familiär und frägt ſie nach den Fruchtpreiſen und dem Viehſtand, als hätte er ſein Lebtag nichts anderes gethan, als geackert und die Kühe geſtriegelt. Ein Gaſthof iſt der Zuſammenfluß aller Schattirungen von Menſchengeſichtern; dem Gaſtwirth aber iſt jedes Geſicht gleich, wenn es nur einen Geldbeutel beſitzt mit gangbarer Münze. Er fragt nicht nach Religion, nicht nach Stand, nicht nach Gottesfurcht, nicht nach Verſtand, er ſorgt nur, daß der Gaſt gut bedient und er ſelbſt bezahlt werde.

Nur in Einer Beziehung kann der ſchwäbiſche Gaſtwirth das Maul nicht halten, nemlich in der Politik. Darin iſt er beſonders ſtark, obwohl etwas weniger conſequent. Fährt nemlich ein Geſandter an oder kehrt ein Regierungsdirector bei ihm ein, ſo kennt er kein beſſeres Regiment, als das beſtehende; kommen dagegen ein Dutzend Advocaten oder ſonſtige Rothe, ſo meint er, es ſei unbegreiflich, daß der Staat unter einem ſolch' erbärmlichen Miniſterium, wie das dermalige, nicht ſchon lange aus

dem Leim gegangen ſei; beſtehen ſeine Gäſte jedoch vielleicht aus Grafen und Baronen, ſo ſtirbt er für die Ueberzeugung, daß das Heil der Welt in der Ariſtokratie liege. Im Ganzen genommen nimmt aber ein ſchwäbiſches Hôtel immer eine gewiſſe politiſche Färbung an, je nachdem es mit den Stammgäſten des Hauſes ausſieht, und ein geübter Beobachter kann es dem Wirthe auf den erſten Blick anſehen, ob bei ihm Staatshämorrhoidarii — und Penſionäre oder Generale und Offiziere, ob Rentiers und Stadträthe oder Kaufleute und Speculanten, ob fidele reiſende Häuſer oder räſonnirende, leberkranke Unzufriedene ihre Hauptherberge aufgeſchlagen haben.

Drei Menſchenklaſſen haßt der ſchwäbiſche Gaſtwirth aus dem Fundamente, zum erſten die Acciſebeamten, zum zweiten die Pumpauffſchläger und zum dritten die Polizeidiener und Spitzel.

Mit der Polizei wird er noch am eheſten fertig, denn eigentliche Polizeiſpitzel, ſo im altöſtreichiſchen oder neufranzöſiſchen Style, gibt's im Schwabenlande nicht. — Dagegen fehlt es an Aufpaſſern, ob der Herr Hôtelbeſitzer die Paß-Reglements und die Vorſchriften wegen der Fremden richtig beobachte, natürlich nicht, und der Wirth iſt alle Augenblicke in Gefahr in Strafe zu verfallen. Was iſt alſo da zu thun? Ei nun, der Herr Wirth darf ſich nur entſchließen, den Coulanten zu ſpielen, denn wie man in den Wald hineinſchreit, ſo hallt es wieder. Oder wer hätte je erlebt, daß ein „liberaler" Wirth von den Herren Polizeidienern „illiberal" behandelt worden wäre?

Leider läßt ſich das ähnliche Manöure mit den Acciſebeamten und Steuerauffehern nicht durchführen, ſondern es iſt vielmehr dieſe Menſchenklaſſe eigens dazu erſchaffen, den Gaſtwirth mit eiſerner Conſequenz zu quälen und vor der Zeit unter den Boden zu bringen. „Welcher hölliſche Teufel hat die Getränkeabgabe erfunden?" ſo ſchreit oft eine Stimme im Innern des Hôteliers und er wäre in ſeiner Wuth fähig, den Erfinder eigen-

händig an den Galgen zu hängen; allein — siehe da, gerade wie er am wüthendsten ist, führt das Schicksal einen Steuerbeamten in seine Gaststube und obwohl er bersten möchte, muß er dem Verwünschten noch ein freundlich Gesicht machen und denselben in höchst eigener Person in den Keller zur Visitation führen. Denn — wenn ihm der feind würde, wäre es ärger, als wenn seine Frau mit einem Tritten auf und davon ginge!

So verhaßt ihm übrigens Polizeiaufsicht und Acciseamt sind, so ist er doch über die „Pumpaufschläger" noch weit mehr ergrimmt. Die beiden ersten sind doch offene Feinde, Feinde, die man kennt und denen man daher entgegentreten kann. Aber „die schlechten Zahler", die „auf Rechnung Essenden und Trinkenden", die „ohne Geld Reisenden", die „Lumpen mit vornehmen Namen und in Gentlemenkleidern", die „nobel Auftretenden und doch ewig auf nie kommende Wechsel Wartenden", — wie soll man sich vor dieser Klasse von Menschen wahren? Man kann doch wahrhaftig nicht jeden Fremden, gleich wenn er ankommt, nach dem Stand seines Geldbeutels fragen? Man kann ihm doch nicht gleich am zweiten oder dritten Tage, besonders wenn er was draufgehen läßt und thut als ob er die Kronenthaler nicht zu zählen hätte, die Rechnung übersenden? Das hieße ja, einen solchen Herrn nicht etwa blos vor den Kopf stoßen, sondern vielmehr so zu sagen geradezu zum Hause hinauswerfen, denn natürlich, wenn der Herr ein solider Herr ist, so wird er sich durch eine derartige Procedur so beleidigt fühlen, daß er augenblicklich auszieht! Lieber also ein kleines Risico auf sich nehmen, als den Credit des Hauses auf's Spiel setzen! Lieber einen verlornen Posten im Buche haben, als die Schande auf sich laden zu müssen, daß ein Gast auszieht und in ein anderes Hôtel übersiedelt! Uebrigens der verlorne Posten ist nicht einmal die Hauptsache. O nein, ganz und gar nicht. Im Gegentheil der Hôtelier wollte recht gerne um sein gutes Geld geprellt

ſein, wenn nur die Geſchichte nicht herauskäme und von den Herren Collegen mit ſchadenfrohem Hohne ausgebeutet würde! Hierin, in dem hohnvollen Mitleid liegt der Hauptärger, und ſomit läßt man einen Pumpauſſchläger, auch wenn's ein betrügeriſcher iſt, lieber laufen, als daß man ihn der Polizei anzeigt, nur um zum Schaden nicht auch noch den Spott zu haben. Freilich — heraus kömmt es doch, und es iſt gut, daß es herauskömmt, denn der Herr Gaſtwirth mag ſich's dann zur Warnung dienen laſſen, daß er fernerhin nicht mehr vor jedem ſchwadronirenden Franzoſen oder deutſch-rad-brechenden Pollacken unterthänigſt ſcherwenzle, während er einem ehrlichen Landsmann gegenüber vielleicht nur zu kurz angebunden iſt.

Mit den zunehmenden Jahren wird der ſchwäbiſche Gaſtwirth immer wohlhabender, immer behäbiger und immer runder. Ob er im ſelben Verhältniß auch an Höflichkeit zunimmt, will ich dahingeſtellt ſein laſſen: allein wenn er vielleicht nicht ſo fein iſt, und nicht ſo nobel friſirt, und nicht ſo artig gekleidet, und nicht ſo gut franzöſiſch ſpricht, als die Wirthe anderswo in Deutſchland herum, ſo treffe ich bei ihm einen guten reinen Wein, und eine gute derbe Koſt, und eine freundliche herzliche Aufnahme, und eine ehrenhafte, mannfeſte Behandlung und das iſt mir lieber, als gefärbtes Waſſer mit Butterſchnitten und polirten Redensarten.

Nur in Beziehung auf die „Conti's" bin ich mit den jetzigen ſchwäbiſchen Höteliers nicht mehr einverſtanden. Sie tragen in dieſer Beziehung allzuſehr dem Zeitgeiſt Rechnung.

6.

Ein Stuttgarter Ladenſchwengel.

Sie wiſſen ohne Zweifel, was ein Ladenſchwengel iſt, ſollten Sie es aber nicht wiſſen, ſo will ich es Ihnen ſagen.

Ein Ladenſchwengel iſt ein Menſch, der neben freier Atzung um hundert bis hundertfünfzig Gulden per annum den ganzen Tag im Comptoir ſteht und Briefe copirt oder ſchreibt, oder ſich hinter dem Ladentiſch aufpflanzt und für zwei Kreuzer Schmierkäſe verkauft, oder eine halbe Elle Band herabſchneidet, oder anderthalb Loth Schnupftabak auswiegt. Er ſieht gerade aus, wie ein ganz gewöhnlicher Menſch, weder ganz geſcheidt, noch ganz dumm, weder ganz groß, noch ganz klein, weder ganz alt, noch ganz jung, weder ganz tugendhaft, noch ganz verdorben, und doch iſt's ein eigenthümlicher Menſch.

Betrachten wir ihn etwas näher. Die Stunde ſchlägt ſieben Uhr in der Früh. Da kommt er angeſchnauft! Es iſt die höchſte Zeit, denn Präciſheit iſt die Seele des Geſchäfts! Er geht auf's Comptoir (er heißt den Laden auch Comptoir) und — man ſollte faſt meinen, einen Elegant vor ſich zu haben. Wahrhaftig, er iſt ganz nach der neueſten Façon gekleidet! Der Hut ſitzt ihm ſchief auf dem Kopf; Rock und Hoſen ſind friſch ausgebürſtet; die Zipfel des Halstuches wedeln links und rechts wie zwei Windmühlenflügel; in der Rechten hält er einen Stock mit einer ſchwarzen Quaſte; in der Linken die Handſchuhe, die er nie anzieht, damit ſie lange neu bleiben. So, in dieſem Elegantsaufzug geht er auf's Comptoir!

„Herrjes, der Herr Principal ſind ſchon da!" Wie er ſich eilt (nehmlich Er, der Ladenſchwengel) den Elegant abzulegen und den Ladenſchwengel anzuziehen! Vor Allem wird der Hut an

seinen stabilen Nagel placirt. Dann folgt der neue Rock, der sofort mit einem alten zerrissenen, dem sogenannten „Ladenhüter", der Jahr aus Jahr ein im Comptoir hängt, vertauscht wird. Nun geht's an's Federnschneiden und unser Held setzt sich hinter das Schreibpult, oder auch stellt er sich hinter den Ladentisch, oder wird er ins Magazin gewiesen und muß Zucker auspacken, oder Häringsfäßchen sortiren, oder irgend ein anderes geistreiches Geschäft vornehmen. So geht's fort bis zum Mittag, aber kaum hat die zwölfte Stunde geschlagen, so wird die Feder weggeworfen, der neue Rock wieder angezogen, und der Stock zur Hand genommen. Der Ladenschwengel geht zum Mittagessen! Doch nein, er geht nicht, er rennt, denn in einer halben Stunde schon muß er wieder auf dem Platze sein. Er ist ein unentbehrlicher Mann und steht daher um ein Uhr bereits wieder hinter dem Ladentisch, um Schnupftabak auszuwiegen. Sobald er aber angekommen ist, macht sich der Herr Prinzipal, der einstweilen seine Stelle versehen hat, auf die Socken und nun athmet der Ladenschwengel etwas freier auf. Ganz frei athmet er jedoch erst, wenn die Glocke acht geschlagen hat und das Geschäft geschlossen wird. Nun ist er ein ganz anderer Mann und mit zwei Sprüngen steht er auf der Straße. Wohin nun? Nun natürlich zum „Dreckmaier", oder ins „Cerevisle", oder ins „Hotel Dax", oder in eine andere noble Kneipe. Nebenbei bemerke ich hier, daß die Namen „Dreckmaier", „Hotel Dax" und „Cerevisle" Erfindungen des Ladenschwengels sind, denn er liebt burschikose Ausdrücke, und möchte für sein Leben gern nur auch ein Bischen für einen Studenten angesehen werden. Darum trinkt er auch seinen Herren Collegen einen halben Schoppen nach dem andern vor, so daß er schon nach zwei Stunden einen tüchtigen Dusel hat. Uebrigens trinkt er nicht aus Freude am Trinken, sondern nur damit er sich nachher rühmen kann: „Gestern waren wir einmal fidel und haben gesoffen, wie die Viecher." In Letzterem mag er recht

haben, allein worin bestand die Fidelität? In einigem unarticulirten Geschrei, welches er Singen nennt, oder in einem „vierspännigen Gaigel“, d. i. dem einzigen Spiel, das er kennt. Aber jetzt springt er auf, mit beiden Füßen zumal, denn es hat soeben zehn Uhr geschlagen. Nicht eine Minute darf er mehr säumen, denn sein Herr Principal gibt ihm nie längeren Urlaub und noch viel weniger einen Hausschlüssel!

Sehen Sie, Madame, das ist ein Ladenschwengel! Und so lebt er sechs Tage lang, vom Montag bis Samstag, einen Tag wie den andern. Aber Sie kennen ihn doch noch nicht ganz, nein, eigentlich noch gar nicht, denn Sie haben ihn noch nicht am Sonntage gesehen. Erlauben Sie Ihren Arm, meine schöne Leserin; wir begeben uns in die Königsstraße. Die schöne Welt war fromm, d. h. in den verschiedenen Kirchen, und geht nun spazieren. Aber wer sind denn diese jungen Herren hier? Mein Gott! wie reich gekleidet! Neue Filzhüte, neue Fräcke, neue Beinkleider, neue Stiefeln, neue Handschuhe, neue Stöckchen und Alles glänzend nach dem neuesten Pariser Schnitt! Goldene Ketten über der Weste und eine Menge Ringe an den Fingern! Die müssen wohl reich sein! Hören Sie nicht, wie sie schwatzen und lachen? Sogar hie und da französische Brocken? Gewiß sehr noble, gebildete Leute! Wahrscheinlich Reisende, d. h. Fremde, die zu ihrem Vergnügen reisen! — Madame, nichts von Allem dem. Diese jungen Herren, die mit so vielem Glanz auftreten, sind die Herren Ladenschwengel. Sie haben die ganze Woche geschrieben, gemessen und gewogen; — der Sonntag gehört ihnen.

Der ächte Ladenschwengel steht Sonntags sehr früh auf. Er geht, wenn's Sommer ist, nach Canmitatt an den Brunnen, und trinkt zum mindesten seine sechs Gläser Sauerwasser, als war's ihm vom Arzt verordnet. Es schmeckt ihm nicht, das Wasser, aber er trinkt's doch. Nicht seiner Gesundheit wegen, denn er ist ja kerngesund, sondern deßwegen, daß die Leute, die

ihn nicht näher kennen, glauben, er ſei ein Badgaſt. Sein ganzes Auftreten, ſeine Miene und ſein Gebahren ſind auf nichts anderes berechnet, als darauf, für Einen angeſehen zu werden, der ſo viel Geld hat, um vier Wochen lang eine Brunnencur zu brauchen. Welche Wonne, wenn ihn ein Fremder anredet und als Badgaſtcollegen behandelt! Welche Seligkeit, wenn ihm eine Dame, der er ſeine Reverenz macht, frägt, wie lange er ſchon die Cur trinke! Vom Brunnen geht's unmittelbar in den Garten des Wilhelmsbades, dort trinkt er Caffee und ſpricht eine Menge von Bekannten; hauptſächlich macht er ſich an die, welche etwas gelten in der Geſellſchaft, und wenn er ſie auch nur daher kennt, daß ſie ſich manchmal etwas von ihm im Laden geben ließen. Aber um neun Uhr iſt er ſchon wieder in Stuttgart; denn er verſäumt die Kirche ſelten. Nicht etwa aus Frömmigkeit, oder um ſich zu erbauen. O nein, denn während des ganzen Gottesdienſtes ſchielt er mit ſeinem Glaſe nach den Frauenzimmern und zeigt es ſo auffallend als möglich, daß er nicht hier ſei, um auf den Prediger Acht zu haben. Ein ſolches Benehmen hält er nemlich für nobel und faſhionable, und um recht nobel und faſhionable zu ſein, wäre er im Stande, noch viel ärgere Dinge zu treiben. Nach der Kirche iſt er auf der Königsſtraße zu ſchauen. Das iſt ſein Glanzpunkt; denn die Königsſtraße iſt für die Stuttgarter, was für die Wiener der Prater iſt. Eine ganze Stunde lang promenirt er auf und nieder, immer ſcherzend und lachend und nie allein; ſondern ſtets mit einem Collegen Arm in Arm. Er will geſehen ſein und ſelbſt ſehen! Darum geht er auch auf die Seite, auf der die Damen luſtwandeln, und ſein Hut iſt in ewiger Bewegung, dieweil er in der Minute nie unter drei Complimenten macht.

So vergeht der Vormittag. Aber nun kommt erſt das Hauptvergnügen, das Sonntag-Nachmittagsvergnügen nemlich. Am Sonntag Nachmittage nemlich iſt der Ladenſchwengel ſtets

verſagt, vollſtändig verſagt. Verſuchen Sie es einmal und bitten Sie ihn, den Nachmittag mit Ihnen zuzubringen. Er kann nicht, er kann partout nicht, denn er iſt ja längſt anderweitig eingeladen und wenn er nicht dabei wäre, ſo wäre es gar nichts! Er muß alſo die Landpartie mitmachen, die Landpartie mit Frauenzimmern nämlich, zu welcher er ſich ſchon am Montag verſagt hat! Ach ſie ſind alle in ihn verliebt, ſterblich verliebt, und warten nur auf ein erklärend Wort von ſeiner Seite, um ihm um den Hals zu fallen! Aber er ſchweigt ſtille, der Grauſame. Er ſpricht's nicht aus, das erklärende Wort, denn ſie könnten ihn ja beim Wort nehmen und er müßte ſie am Ende heirathen, Er, der doch eine ſo gute Parthie iſt! Beim Himmel, was glauben denn die dummen Dinger? Er werde ſich ihnen an den Kopf werfen? Nein, nein, zur Landpartie ſind ſie recht, aber was weiter iſt, iſt vom Uebel! Trotzdem aber iſt's ein gottvoller Nachmittag. Es wird geſungen und getanzt und gelacht und getrunken und zum Schluß ſpielt man Pfänder, und alle Damen haben's auf ihn, den ladenſchwengeligen Löwen, abgeſehen und laſſen ſich von ihm „aus dem Brunnen ziehen“ mit zehn Küſſen oder wie ſonſt die Pfanderlöſungen heißen. Erſt am ſpäten Abend macht man ſich auf den Heimweg und es thäte noth, der Ladenſchwengel verſehnfachte ſich, denn all' die Dämchen wollten von ihm nach Hauſe begleitet werden. So glaubt er wenigſtens!

Der Ladenſchwengel bleibt Ladenſchwengel bis in ſein dreißigſtes Jahr und noch länger, wenn es ihm inzwiſchen nicht geglückt iſt, Reiſender zu werden, wonach all' ſein Dichten und Trachten geht. Fahren und immer zu fahren, viele Jahre lang in der Welt herumzuhaudern, nicht um dieſe zu ſehen, ſondern um ſich ſehen zu laſſen und ſeine ausgezeichnete Figur; in Gaſthöfen angeſehen zu ſein und Witze, die er da gehört und unterwegs gut einſtudirt, anderswo wieder als eigenes Fabrikat auftiſchen zu können und alſo ſeinen Verſtand bewundern zu laſſen, was gibt's Schöneres

auf dieſer Welt? Darum iſt das „Reiſen“ dem Ladenſchwengel das Nonplusultra all' ſeiner Wünſche. Allein hat er's eine Zeitlang getrieben, ſo muß er doch dran denken, ſich ſelbſtſtändig zu etabliren. Er ſetzt ſich alſo und fängt ſein eigenes Geſchäft an. Früher ſprach er zwar viel von dem Handel en gros und verachtete den Handel en détail; aber er hat ſeine Anſicht geändert. Beſcheidenheit ziert den Mann, beſonders wenn man kein Geld hat, um groß zu thun. Somit kauft er ſich einen Specereikram in einem Landſtädtchen, oder ein Kurzwaarengeſchäft in einem größeren Dorfe und heirathet eine Bürgerstochter, ſie mag ſchön ſein oder nicht, wenn ſie nur einige Tauſend Gulden im Vermögen hat und eine angeſehene Familie, damit die Verwandten all' ihren Schnupftabak und Kaffee bei ihm holen laſſen.

Warum er eigentlich gelebt hat, weiß man nach ſeinem Tode nicht zu ſagen.

7.

Der „Wingerter", zu deutſch: Weingärtner.

Der Wingerter hat ſchlechte Waden, breite Füße, mächtige Pfoten, einen gekrümmten Rücken, und den Kopf wie die Bruſt nach vorwärts gebeugt. Er iſt ſehr mager und ſieht etwas ausgehungert aus. Rothe Wangen hat er gar nie, wohl aber iſt ſeine Haut ſo von der Sonne gebräunt, daß man ihn leicht mit einem Mulatten verwechſeln könnte.

In ganz Württemberg gibt es keinen geplagteren Menſchen, als einen Wingerter. Die Weinberge liegen meiſt ſehr ſteil an den Bergen des Neckar-, Rems- und anderer Flußthäler, und machen außerordentlich viel zu ſchaffen. Ein Ungar würde lieber keinen Wein pflanzen, als mit ſolcher Mühſeligkeit. Im Herbſte, wenn der Wein kaum gekeltert iſt, fängt der Wingerter an zu arbeiten auf das künftige Jahr. Da müſſen die Reben gelegt und mit Dung bedeckt werden, und das dauert bis in den tiefen Winter hinein. Nun werden zu Hauſe Pfähle geſchnitzelt, damit man im Frühling die Reben daran feſtbinde; ſobald aber die erſte Lerche erſcheint, iſt der Herr des Weinbergs ſchon wieder auf ſeinem Eigenthum und arbeitet und mühet ſich ab auf den Herbſtſegen hin. Stets ſieht man ihn die Hacke in der Hand, oder den Butten mit ſchwerer Laſt auf dem Rücken, Erde aufhackend und von einer Stelle zur andern tragend; dann verſieht er wieder die Stelle des Maurers und verbeſſert die kleinen terraſſenförmig aufſteigenden Mauern, deren es auf jedem Weinberge ganze Reihen gibt. Vor Tagesanbruch ſchon ſteht er auf und ſchreitet dem Weinberge zu; oft aber iſt die Sonne ſchon untergegangen, ehe es ihm ſo gut wird, ſeine Füße unter ſeinem Tiſche zu

Hause auszustrecken. Jeder Tag gibt neue Beschäftigung und manch dicker Schweißtropfen rinnt von seiner gefurchten Stirne herab in den Sand, denn an den steilen Bergen glüht die Sonne des Sommers noch einmal so heiß, weil ihre Strahlen senkrecht auffallen.

Wie oft aber ist all' dieser Schweiß vergebens, wenn ein Reifen im Mai oder ein rauher Wind im Juni alle Hoffnungen auf eine dießjährige Erndte zu nichte macht! Und doch darf der Weingärtner deßwegen aufhören, zu arbeiten? Muß er nicht vielmehr dennoch fortarbeiten, gerade so eifrig, wie wenn er im Herbst erndten würde, damit der Weinstock doch wenigstens im „nächsten" Jahre einen Ertrag zu leisten vermöge? Daher kommt es auch, daß der schwäbische Weingärtner stets ein Muster von Geduld ist; denn wer kann Geduld besser erlernen, als wer schaffen muß, wo er voraussichtlich keinen Genuß davon hat?

Genuß übrigens hat der Weingärtner eigentlich nie von seinem Wein, nicht einmal im besten Weinjahre. Gibt's nemlich viel Wein, so gilt er wenig, und gilt er etwas, so gibt's um so weniger. Ueberdieß hat der Wingerter nicht das ganze Jahr hindurch auf den Erlös im Herbste hin zehren müssen? Hat er nicht Schulden gemacht, die er mit dem nun gewonnenen Gelde kaum wieder berichtigen kann? Ach! und wenn er nun nichts erlöst im Herbste, was ist dann sein Loos? Das Wenige, was er besitzt, hat er verpfändet und nun kommt der schreckliche Executionsbeamte und verkauft ihm das Bett unter dem Leibe! Freilich, wenn's oft so käme, wie's anno 1857, 1858 und 1859 gekommen ist! Herr Gott, wer hat das je erlebt? Drei Weinjahre hinter einander, drei gesegnete Weinjahre! Sonst durfte er selbst nichts kosten von dem, was er „in Person" gepflanzt und geerndtet. Sonst mußte er selbst den „Druck", ja den letzten Tropfen verkaufen, um seine Schulden zu bezahlen und zu neuem Credit-

Platz zu machen. Sonst mußte er sich begnügen mit gewässertem Obstmost oder mit wenig mundendem Biere, während Andere an seinem edlen Gewächse sich erlaben durften. Aber dießmal, am Schlusse der drei Segensjahre, da faßte er sich doch ein Herz und legte sich ein klein Fäßlein ein „vom Eigenen" und schrieb's hinten hinein in die Bibel als ein Meerwunder, das in hundert Jahren nicht mehr vorkommen dürfte.

Allein wenn auch viel Fehljahre vorkommen, so ist der schwäbische Weingärtner doch fröhlich zur Herbstzeit. Mit seiner ganzen Familie zieht er hinaus auf den Weinberg, und nicht einmal die Wickelkinder dürfen zu Hause bleiben. Lustig tönen die Lieder aus dem Munde der leichtgeschürzten Winzerinnen, und die Buben seufzen nicht, selbst unter den schwersten Butten, welche ihnen den Rücken krumm drücken, und das Abfeuern der Pistolen hallt bis spät in die Nacht hinein. An diesen Tagen ißt und trinkt Alles zur Genüge, und wer in den Weinberg kommt, dem wird gastfreundlich angeboten, was man hat: Trauben, Wein und Käse. Abends aber erklingt aus jedem Wirthshaus eine freudige Geige und Clarinette, denn es ist große Festzeit im ganzen Unterlande.

An Vermögen hat ein Weingärtner selten Ueberfluß und jedenfalls besitzt er keine Kapitalien. Somit kann es ihm auch völlig gleichgültig sein, ob die „Papiere" in die Höhe gehen oder nicht. Da übrigens ein einzelner Mann wenige Weinberge zur Genüge besorgen kann, weil dieselben so gar viel „zu schaffen" machen, so besitzt der Weingärtner auch nicht viel liegende Gründe, sondern begnügt sich mit drei oder vier Morgen. Auch mit der Wohnung treibt er keinen Luxus. Ein kleines Häuschen, ein Zimmer mit einer Kammer daneben, in diesen beiden ein Tisch, ein Paar Stühle und ein Himmelbett, worin zur Noth die ganze Familie Platz hat, das ist Alles, wessen er bedarf. Im Stalle meckert übrigens eine Gaise und sowie der Wohlstand größer

wird, wächst ſie zur Kuh heran, und am Ende gar vollends zu zweien.

Dumm iſt der Weingärtner nicht. Im Gegentheil verräth er nicht ſelten Verſchmitztheit, was vom Handeln und Mackeln im Herbſte herkommt.

8.

Der Herr Decan.

Ein Decan hat einen dicken Bauch, ein Prälatengeſicht und viel Amtsmiene darin. Früher, d. h. damals wo man die Prälaten noch Generalſuperintendenten hieß, führte er den Namen Special oder Specialſuperintendent; aber damals wie jetzt war er ſtolzer, als der Prälat ſelbſt, ein[illegible] deßwegen, weil kleine Souveräne ſich immer mehr einbilden, als große.

Am venerabelſten nimmt ſich der Herr Decan in ſeiner Studirſtube aus. Da ſitzt er in einem bequemen Altvater- oder Lehnſeſſel, im zitzenen Schlafrock, die beiden Arme aufgeſtützt, vor ſich den Schreibtiſch mit unendlichen Acten und Papieren die Füße in weiten Winterſchuhen, auf dem Kopfe ein ſammtnes Käppchen in Form einer Cerevis- oder Jakobinermütze, wartend auf die Pfarrer und Schulmeiſter, welche in Dienſtſachen vor ihn beſchieden ſind, und ſich beſinnend, wie er ſie am fühlbarſten ſchlauchen könne!

„Jacobinermütze" ſagte ich, aber es iſt ein Verbrechen, in Gegenwart eines Decans ein ſolches Wort in den Mund zu nehmen. Er, der orthodoxe Unterthan und unterthänige Orthodoxe, Er — ein Jacobiner! Seine ganze Thätigkeit zeugt davon, daß ſolch' ein Ding bei ihm zu den Unmöglichkeiten gehört. Hat er doch zu berichten über die revolutionären und nicht revolutionären Geſinnungen der Herren Pfarrer und Vicare, über die politiſchen Meinungen und Redensarten der Herren Schulmeiſter und Proviſoren ſeines Sprengels, obgleich (wie ſich bei einer Muſter-Regierung, wie wir in Württemberg eine haben, von ſelbſt verſteht oder wie wenigſtens den oppoſitionellen Kammermitgliedern gegenüber verſichert wird) auf ſolche denunciatoriſche Geheim-

berichte weder vom Consistorium noch vom Ministerium irgend eine Rücksicht genommen wird! Hat er doch zu leiten die Disputationen und Conferenzen, und zu wachen über die kirchlichen Gesetze, und in Vollzug zu setzen alle höheren Befehle, und die Kirche in ihren Gliedern zu wahren vor jeder unkirchlichen Meinung und Straußisch-atheistischen Ansicht! Weil ihm aber so Wichtiges überlassen ist, darum kann er auch nur ein strenggläubiger und streng monarchisch-gesinnter Mann sein, ein Mann so recht nach dem Herzen derer, in denen kein anderer Wille lebt als der Wille, der da kommt von Oben.

Vornehm ist er auch, der Herr Decan, schon seiner vornehmen Stellung wegen. Bildet er doch gewissermaßen das Mittelglied zwischen Pfarrer und Consistorium, zwischen Schullehrer und Studienrath! Ihm muß ja jede Bittschrift um Beförderung, Versetzung, Besoldungsverbesserung und dergleichen Dinge übergeben werden, damit er einen Beibericht mache, wie es ihm beliebt, d. h. der Wahrheit gemäß nach Recht und Gewissen, ohne Partheilichkeit und vorgefaßte Meinung! Und so thut er auch, ohne Ausnahme, und es ist grundfalsch, wenn man meint, da oder dort in diesem oder jenem Fall habe es „gemenschelt“ bei dem Herrn Decan. Nein, er ist über alle Leidenschaft und besonders über alle Bestechung erhaben, denn er weiß ja, daß die Herren Obern nach seinem Berichte richten! Er weiß ja, daß der Inhalt seines Berichts doch später herauskommen und so zu sagen von ihm selbst bekannt gemacht werden muß, weil es ihm obliegt, die Befehle des Consistoriums und des Studienraths unter die Leute zu bringen, und die günstigen oder ungünstigen Endurtheile seinen Pfarrern und Lehrern mitzutheilen. Darum Respect und Devotion vor Seiner Hochwürden!

Trotz seiner Vornehmheit ist der Herr Decan übrigens ein sehr bescheidener Mann. Ja um seine Stirne glänzt sogar meist der Glorienschein der Demuth, so ungefähr in demselben Sinn, wie

ſich der Pabſt den Diener der Diener nennt. Darum läßt er auch ſeinen Herren „Collegen in der Rangſtufe“, den Oberamtsrichter und Oberamtmann, ſtets den Vortritt oder vielmehr, er bietet ihn ihnen an, in der Hoffnung, daß ſie ihn nicht annehmen, aber — im Innern wurmt's ihm doch, daß die Bibel weniger gelten ſoll, als der polizeiliche Commandoſtab oder das vertrackte Corpus juris, das doch aus der Heidenzeit ſtammt. Der größte Beweis ſeiner Herablaſſung iſt's, wenn er einen der ihm untergebenen Pfarrer: „Collega“ nennt; doch wehe dem Collegen, der ſich unterfangen würde, den Herrn Decan ebenfalls „Collega“ zu nennen! Der Herr Decan hat ſchon im Intereſſe ſeines Amtes darauf zu dringen, daß „der Reſpect“ ſtets die Oberhand behalte und darum möchte es hie und da möglich ſein, daß ſeine Augen beſonders hell glänzen, wenn er einen ſeiner Herren Collegen, einen Pfarrer nemlich, abputzen darf auf Rechnung des Conſiſtoriums. Ja dieſer helle Augenglanz ſcheint ſich ſogar manchmal zur offenen Freude zu ſteigern, wenn der Abzuputzende mit ihm auf der Univerſität war und „Du und Du“ mit ihm ſteht. Denn auf der Univerſität da war der Herr Decan ein Stubenhocker und Bücherfreſſer, und konnte lateiniſch ſprechen und griechiſch ſchreiben und hebräiſch denken, und wußte alle Kirchenväter auswendig und von allen Päbſten den Geburtstag; der „Abzuputzende“ aber, der leichtſinnige Burſch ſpielte damals eine Rolle unter den Studenten und ſah den Stubenhocker über die Achſel an, trotz ſeiner Gelehrſamkeit. Das hat den Letzteren tief verdroſſen und er hat gedacht in ſeinem Innern: „Wart nur, bis ich einmal Decan bin und Du Pfarrer, dann iſt das Verhältniß umgekehrt und wir werden ſchon mit einander ſprechen, aber aus einem anderen Tone“, und — ein ehrlicher Chriſt halt Wort.

Das Ideal des Decans iſt das Prälatenthum. Dieſem zu lieb thut er Alles: er befördert pietiſtiſche Meinungen, wenn der

Pietismus im Consistorium Platz gegriffen hat: er schreibt orthodoxe Controversen, um sich dadurch einen „beliebten" Namen zu machen; er ist in allen Dingen devot und unterwürfig, d. h. nach Oben zu, denn gegen Leute, die unter ihm stehen, ist er oft nicht einmal höflich. Zum Landgeistlichen-Stand zurückkehren, d. i. eine einfache, wenn auch einträgliche Pfarre anzunehmen, wäre ihm unmöglich. Wie sollte auch Er, der zu befehlen gewohnt ist, sich einem Decan wieder unterordnen können! Thut es ihm doch schon unendlich weh, wenn er nur auf kurze Zeit, sei's einer Krankheit oder einer Reise halber, den Scepter seiner Amtswürde in die Hände des Helfers oder eines Pfarrers seiner Diöcese niederlegen muß! Ist ihm ja doch nichts heiliger, als das Heiligthum seines Regententhums!

Die Besoldung eines Decans ist nicht allzugroß, gewöhnlich nicht höher als vierzehn- bis fünfzehnhundert Gulden. Früher, vor etwelchen Decennien stand er sich freilich weit besser; denn damals gabs noch einiges „Nebeneinkommen", das oft mehr abwarf, als die Besoldung! Da kam ein Pfarrer und wollte eine bessere Stelle; dort ein Schulmeister und hätte sich gerne von einer Klage gereinigt; nun ein Vicar und suchte angestellt zu werden; dann ein Provisor und begehrte Versetzung; drauf ein Bauer und bat seinen Eheprozeß zu fördern, und von allen diesen kam keiner mit leeren Taschen, und keiner ging mit vollen, und endlich kam gar das Neujahr, das gute Neujahr, und brachte einen Ducaten von jedem Pfarrer und einen Kronenthaler von jedem Schulmeister und einen Gulden von jedem Provisor und von Anderen Victualien in Masse. Jetzt aber und schon lange her hat sich die Sache geändert. Wie ungerecht! Nicht einmal Geschenke mehr darf er annehmen, der leutselige Decan! Er nimmt auch keine mehr, aber die Frau Decanin ist nicht böse über ein kleines Angedenken, als zum Beispiel über eine Pfarrmetzelsuppe von einem Viertelschweine, oder über einen Zuckerhut

von einem Schulmeiſter, der von ſeiner Gemeinde verklagt iſt, oder was dergleichen kleine „Aufmerkſamkeiten“ mehr ſind. Doch natürlich der Herr Gemahl erfährt nichts hievon, höchſtens unter vier Augen, und jedenfalls wird ſeiner „Unpartheilichkeit“ dadurch kein Eintrag gethan.

Der Decan ſtirbt gewöhnlich, ehe er Prälat wird, — ein abermaliger Beweis, wie ſchwer es oft für wahres Verdienſt iſt, Anerkennung zu finden. Das Sterben kommt ihm daher ſehr ungelegen; doch iſt es noch ein Troſt für ihn, daß ſeine Leichenbeſtattung ſolenn genug ausfallen wird, weil alle Geiſtlichen in Amtskleidung derſelben beiwohnen müſſen.

9.

Der Dorfbarbier vom alten Schlag.

Der Dorfbarbier „vom alten Schlag“ trägt gewöhnlich einen ins Braune ſpielenden Frack, der früher ſchwarz geweſen ſein mag, eine farbige Weſte, eine rothe Naſe, graue lange Hoſen, die vor Zeiten neu waren, eingefallene Wangen, ein ungekämmtes Haar, ſchwindſüchtige Beine, und waſſerfarbene, etwas trieſende Augen mit rother Augenliedereinfaſſung.

Von Langſamkeit weiß er nichts, denn er hat außerordentlich viel zu thun. Sein erſter Gang Morgens geht zum Paſtor des Orts. Dieſer bekammt das Raſirmeſſer friſch geſchliffen und die Serviette friſch gewaſchen. Der zweite Gang geht zum Schultheißen, dann kommt der Schulmeiſter, darauf das Rathsherrncollegium und endlich der übrige Pöbel an die Reihe. Die liebſten Kunden ſind ihm übrigens die Wirthe, die nicht umhin können, ihm ein Gläschen Kirſchengeiſt oder Schnaps zu offeriren.

Thätigkeit iſt ſein Element, allein ſein Hauptwerktag iſt der Sonntag-Vormittag. An dieſem Tage muß er ſich früher als gewöhnlich auf die Beine machen, um ſeine vornehmeren Kunden zu bedienen; denn von acht Uhr an iſt ſeine Wohnung überfüllt von Handwerkern und Bauern und Taglöhnern, die die ganze Woche keine Zeit hatten, ſich den Bart abnehmen zu laſſen und doch friſch raſirt die Kirche beſuchen wollen. Zehn, zwölf kommen zumal und es iſt dir unbegreiflich, wie Er mutterſeelenallein mit den Vielen fertig werden ſoll, beſonders da die Meiſten einen wahren Wald von einem Barte beſitzen. Aber er wird dennoch fertig, denn er ſetzt ſie zu ſechs in die Reihe, hart nebeneinander, und dann befiehlt er ſeinem älteſten Töchterchen, die Burſche ein-

zuseifen, und er selbst marschirt mit dem Rasirmesser hinten drein. Auf diese Art wird viel Zeit erspart und sogar ein Gehülfe ersetzt.

Der Dorfbarbier ist weit herumgekommen; ja man darf sagen, er hat als reisender Barbierersgehülfe die halbe Welt und noch etwas drüber gesehen. Von seinen Reisen hat er seine Bildung und seine Kenntnisse her. Wo sollte er sie anders her haben? Sein Vater war ein armer Bauer; beim Dorfbarbier, der zu seines Vaters Zeiten en haut war, ging er in die Lehre, und lernte gerade so viel, als dieser selbst wußte, nemlich rasiren, Aderlassen und schröpfen. Allein er begnügte sich nicht damit, sondern ging auf's Studiren aus. Nicht auf Universitäten oder in steifen Collegien; nein, unter Menschen, in der Praxis. Darum und nur darum wechselte er so oft seine Stellung, darum streifte er überall herum, manchmal sogar ins Franzosenland hinüber. Ja vielleicht war er vollends gar einmal mit im Felde, nicht als „Armeechirurgus", wie sich dieser Art Leute jetzt großsprecherisch nennen, sondern als ehrlicher „Feldscheerer". Jedenfalls kehrte er ruhmgekrönt zurück und verstand sich von jener Zeit an auf viele Dinge, die seinen Collegen böhmische Dörfer sind. War er aber vollends „in Paris drin", so ist er das Non plus ultra eines Dorfbarbiers, denn er kann jetzt nicht mehr blos rasiren und schröpfen und zur Ader lassen; nein, er kann das Haar nach der neuesten Mode schneiden, d. h. nach der Mode, welche vor seiner Heimkehr Mode war. Er kann ferner den Puls fühlen, und eine bedenkliche Miene dazu machen; er kann sogar zwei bis drei Recepte auswendig, die auf alle Fälle passen und alle Krankheiten aus dem Fundamente heilen. Seine Hauptforce aber liegt in seiner Sprache. Diese ist sehr gebildet, halb schwäbisch, halb sächsisch, besonders aber vermischt mit fremden Redensarten und französischen Brocken, die er in seinen Feldzügen und auf seiner Pariser Tour erobert hat. Darum ist er auch im ganzen

Dorfe hoch angesehen und Niemand nennt ihn anders als Herr Doctor. In allen Nöthen des Leibes springt man zu ihm, und sein Wort schon tröstet und hilft, wenn auch der Patient darauf geht. Eigentlich soll er keine Patienten annehmen, oder vielmehr das Medicastriren ist ihm streng verboten, aber — einen wirklichen Arzt aus der Stadt holen zu lassen, dazu ist ein Bauer nur schwer zu bringen. Es kostet zu viel, und der Oberamtsarzt wohnt auch zu weit entfernt. Somit springt man eben zum „Doctor" im Dorfe, denn „Doctor ist ja Doctor!" Freilich wenn's nicht besser wird mit dem Kranken, d. h. wenn die Uhr „Matthäi am Letzten" schlägt, dann meint er selbst, man solle noch einen andern Arzt beiziehen. Leider jedoch ist's nunmehr meist zu spät und statt dem Medicus muß man den Todtengräber bestellen, allein der Dorfbarbier tröstet sich und meint: „ein anderer Doctor hätte dem Kranken am Ende auch nicht helfen können."

Zu Hause ist der Barbier selten. Er ist immer auf den Füßen, immer in Bewegung, bald da, bald dort. Darum weiß er auch alle Tagesneuigkeiten und da er sich beeilt, dieselben weiter zu verbreiten, so vertritt er so zu sagen die Stelle eines Localblatts. Ihm wird Alles anvertraut, er wird um Alles um Rath gefragt, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit! Er verspricht auch Verschwiegenheit und theilt, was er weiß, Niemand mit, außer — wieder unter dem Siegel der Verschwiegenheit! Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, wenn er es versteht, seine Kunden auf's trefflichste zu unterhalten, und oft trägt sich's zu, daß er Dir, während er mit seinem Messer an Deiner Kehle herunterfährt, mit der größten Ruhe und der geläufigsten Sprachfertigkeit erzählt, wie heute Nacht sich Einer den Hals abgeschnitten. Am wichtigsten wird übrigens seine Person Abends von sechs Uhr an, denn da ist er im Wirthshaus. Er war zwar schon in vielen Trinkhäusern, den langen Tag über; das bringt sein Geschäft so mit sich und der angeborne Durst; aber

er war nur „kurz" dort, nur vorübergehend. Nun aber bleibt er sitzen, und zwar mitten unter den Bauern, und alle hören ihm andächtig zu; denn er erzählt von seinen ledigen Fahrten. Jetzt wird die Zeitung gebracht. Wo liegt Philadelphia? Wo Madrid? Wo Constantinopel? Er weiß von Allem Bescheid. Er ist ja überall selbst gewesen, oder doch ganz in der Nähe. Es würde ihm auch nicht darauf ankommen, wie jener große Reisende, steif und fest zu behaupten, mit den Dardanellen zu Mittag gespeist zu haben. Besonders auffallend zeigt sich sein Genie in der Erklärung der Fremdwörter. Er nur weiß zu sagen, was diese oder jene Redensart bedeutet; er kennt die Torys eben so gut als die Whigs, die Orleanisten wie die Bonapartisten, und ist mit den Beweggründen beider Partheien genau vertraut. Ja, er kann sogar genau angeben, wann und warum dieser oder jener König Krieg oder Frieden anfangen muß, denn, um's mit Einem Wort zu sagen, er ist ein großer Politiker. Eine bestimmte politische Richtung verfolgt er jedoch nicht, wenigstens nicht äußerlich. Im Gegentheil, Morgens beim Pfarrer oder gar Gutsherrn, wenn einer da ist, ist er auf Seiten der Aristokratie; Abends aber im Wirthshaus bei den Bauern ist er auf der Seite der Bewegung, und man wollte schon behaupten, dieß sei seine eigentliche Ueberzeugung. Genug, er ist ein Allerweltskerl und ein Abend ohne ihn im Wirthshaus wäre sehr langweilig. Darum ist er auch allgemein beliebt, und manchem Reichern kommt es nicht darauf an, dem armen Barbier einen Schoppen kommen zu lassen, nur damit er da bleibt und nicht anders wohin geht, wo ein Anderer ihm einschenken ließe. Sein liebstes Getränke ist übrigens der Schnaps. Er hat vielfache Gründe dafür, wovon ich jedoch blos einen anführe, nemlich den, daß dieses Getränke das wohlfeilste ist und am schnellsten zum Ziele führt. Ohne einen Schnaps kann er gar nicht zu Bette gehen, und ohne einen Schnaps Morgens sein Haus nicht verlassen. Er würde Niemanden rasiren können,

hätte er nicht vorher Branntwein getrunken. Denn dieser hält Leib und Seele zusammen, und gibt seinen Nerven wieder die gehörige Schwungkraft, daß sie nicht mehr zittern, wie Espenlaub.

Der Dorfbarbier ist, wie das Bisherige gezeigt, eine öffentliche Person. Darum bekümmert er sich auch um das Hauswesen gar wenig. Zwar ist er immer verheirathet und hat auch Kinder. Aber die Erziehung derselben wird der Frau überlassen, mit der er jedoch, wie wir leider gestehen müssen, fast immer in Unzufriedenheit lebt. Freilich behauptet er stets, sie allein sei Schuld an diesem Unfrieden, und wenn man ihn hört, so hat er auch wirklich Recht; allein wenn man sie hört, so hat sie Recht, und jedenfalls ist so viel sicher, daß er, wenn er Abends bedusele nach Hause kömmt, immer Unrecht behält; denn dann beweist ihm seine Frau sein Unrecht mit Händen und Zähnen oder gar mit dem Besenstiel, und er ist zu betrunken und zu geschwächt, als daß er den Gegenbeweis zu führen im Stande wäre.

Die größte Bitterkeit in seinem Leben ist's ihm, wenn sich ein junger Chirurg „nach der neuen Mode" in seinem Dorfe niederläßt. Solch einen Gelbschnabel, der auf sein Examen stolz ist, könnte er gleich vergiften! Doch zum Morden kömmt's nicht, denn er weiß den jungen Ankömmling so zu verlästern und ihm das Leben so sauer zu machen, daß derselbe alsbald das Ränzlein packt und sich wieder trollt. Jetzt ist Jubel im Vaterland und an diesem Tag langt's eine doppelte Ration.

Der Dorfbarbier alten Schlags wird selten sehr alt, unterläßt es aber nie, mehr Schulden zu hinterlassen, als seine untröstliche Wittwe bezahlen kann.

10.

Ein Stuttgarter Biergarten.

Ein Stuttgarter Biergarten iſt ein Garten mit verſchiedenen Gängen, die mit Sand belegt ſind, mit etwelchen Bäumen, die Schatten gewähren ſollen, und mit einigen Dutzenden von Tiſchen, Stühlen und Bänken, an welchen Leute ſitzen, welche Bier trinken. Früher war er entweder ein Weinberg oder ein Obſtgarten, allein weder das Wein- noch das Obſterzeugniß trug ſo viel ein, als das Bierconſumo und darum mußte der fidele Gott Bachus nebſt der rothbackigen Frau Poma dem dickbäuchigen Gambrinus weichen, der nun mit unumſchränkter Despotie haust.

Ein Stuttgarter Biergarten iſt ein abgeſagter Feind des Winters. In dieſer Jahreszeit legt er Trauer an, aber keine ſchwarze, ſondern weiße, wie die Chineſen, und iſt für Jedermann unſichtbar. Keine Gewalt kann ihn bewegen, in dieſen Zeiten ſeine Thore zu öffnen; im Gegentheil ſeine Trübſal iſt ſo intenſiv, daß er ſich nur in der Einſamkeit wohl fühlt. Sechs Monate lang dauert ſeine Trauerzeit, wie die einer honnetten Wittwe, und nur hie und da guckt er ſehnſüchtig unter dem weißen Schleier hervor, ob der neue Bräutigam, der Frühling, noch nichts von ſich hören laſſe. Aber ſiehe da, plötzlich erſcheint der Ehegatte, und nun hat's auch mit dem „Inſichgekehrtſein" des Biergartens ein Ende. Er grünet und treibt und ſproßt und belaubt ſich, und die Vögelein ſchlagen ihre Neſter in ihm auf und pfeifen fröhliche Liedlein, und es iſt eine Luſt, es mit anzuſehen, wie er täglich mehr zunimmt an Kraft und Fülle. Seine eigentliche Lebensperiode beginnt aber erſt mit dem Ende des Mai, wenn die Sonne anfängt zu brennen, und auf den heißen

Tag ein kühler Abend im Schatten der Bäume ersehnt wird. Da ladet er jedermänniglich freundschaftlichst ein zum Besuche und giebt alle Tage große Gesellschaft. Zwar am frühen Morgen schon liebt er dieselbe nicht, und öffnet, gleich einer putzsüchtigen, aber spröden Dame seine Toilettenzimmer nur selten und jedenfalls nur „auf besonderes Verlangen“; allein Mittags gibt er stets Audienz und zwar für Jedermann. Darum hat er sich auch verschiedene Kammerjungfern angeschafft, welche die Gäste auf's flinkste zu bedienen stets bereit sein müssen und auch sonst angewiesen sind, gegen Jedermann die „Liebenswürdigen“ zu spielen. Ich sage: „gegen Jedermann“; allein freilich einiger Unterschied ist immer, denn die frischgeschürzten Zofen haben auch ihre Launen und der Freigebige wird wie billig mehr bevorzugt, als der Karge und Wenigverzehrende.

In einem Stuttgarter Biergarten kann man Alles haben, was man will, ausgenommen das, was man nicht haben kann. Unter das Letztere ist besonders auch der Wein zu rechnen, denn wer Wein will, soll ins Weinhaus gehen. Uebrigens auch in Beziehung auf den Speisezettel ist das System wenn nicht der Frugalität, so doch der Einfachheit vorherrschend, und wer etwa nicht mit Käse, Butter, Schinken, Braten, Wurst und Rettig zufrieden ist, der kann immerhin zu Hause bleiben, oder in einen Gasthof gehen. Auch sieht ein solider Biergarten nicht gerade darauf, daß außerordentlich viel getrunken wird; im Gegentheil hält er viel auf Anstand und liebt deßhalb weder studentische Commersfaufereien noch handwerksburschige Saufbrüllereien. Gesellschaften dieser Art weist er in's Haus daneben, wo sie ungestört jubeln und zechen können. Wie wäre es auch schicklich, wenn eine so noble Gesellschaft, wie die, welche sich bei ihm versammelt, durch wildes Geschrei und betrunkene Rufe gestört würde! Dagegen ist er ein besonderer Freund von anständiger Unterhaltung mit Damen. Ja diese sind seine Hauptpassion,

und nichts geht ihm über ein junges Mädchen in ihren Rosenjahren. Er hat deßwegen in der Woche einen besonderen Tag sich auserwählt, wo „allgemeine Damenunterhaltung“ Statt findet, und dieser Tag ist, wenn man so will, sein Gallatag.

Es schlagt vier Uhr. Siehe da strömt eine Menge Menschen durch das Thor hinaus, alle festlich angezogen und zierlich geputzt. Jung und alt, schön und häßlich, weiblich und männlich, angestellt und nicht angestellt, militärisch und nicht militärisch, arm und reich, hoch und nieder, und doch trotz dieser Gegensätze Alle für heute Abend zu einem und demselben Zwecke vereinigt. „Sie wollen sich verlustiren im Biergarten“! Und oben von einer Terrasse herab, oder aus der Mitte des Gartens, erschallt eine herrliche Trompetermusik, stets dieselbe alle Jahre, aber doch stets abwechselnd in ihren Melodien, stets Neues producirend. Sie läßt sich bezahlen, die Musik, aber nur mit drei, höchstens sechs Kreuzern à Person, und man sieht hieraus, daß es keineswegs auf eine Reichwerdung durch eine Personalsteuer abgesehen ist. Gott behüte, es ist dem Biergarten nicht um's Geld zu thun, sondern vielmehr um die Menge. Er will nichts als viele Gäste, und je stärker die Versammlung, um so stolzer ist er; denn es ist dieß ja ein Beweis, daß seine Soirées die nobelsten sind. Wie jubelt er da, und mit ihm sein Inhaber, wenn Alles überfüllt, kein Platz mehr leer, und sogar die Nasen von Trink- und Schaulustigen besetzt sind! Wie freundlich zeigt er sich da gegen die Mütter und ihre Töchterleins, wenn sie den Strickstrumpf in der Hand, oder die Nähterarbeit auf dem Schooß da sitzen bei Vater, oder Bruder, oder Onkel, oder Geliebten, oder Pousseur, und zierlich am Bierglas nippen und Butterbrod verspeisen und süße Plaudereien verführen! Wie galant ist er sogar und bietet ihnen ein schönes Röslein an, das ihm selbst zur Zierde gereicht, daß sie es pflücken und ihren jungfräulichen Busen mit schmücken!

Wie gesagt also, der Stuttgarter Biergarten ist ein besonderer Liebhaber des weiblichen Geschlechts, aber dieses zeigt sich für solche Vorliebe auch nicht undankbar. Im Gegentheil: manch' holder Mund, den ein zierlicher Galan oft Jahre lang bitten muß um das süße Wort: „Liebe", benennt gleich nach dem ersten Besuch den Biergarten mit dem Beinamen: „mein Lieber": und manche Dame, welche die ganze Woche nicht aus dem Hause kommt, und sich kaum Zeit nimmt, die Haare zu ordnen, die putzt sich an des Biergartens Gallatage und läßt sich den Besuch nicht nehmen. Ja manche derselben thut ihm sogar die Ehre an, und erscheint alle Male in einem andern Kleide, damit sie ihm und vielleicht auch Andern, die ihn besuchen, immer neu erscheine! Ist ihr doch der Gallaabend im Biergarten fast so lieb, ja noch lieber, als der Sonntag Vormittag in der Kirche! Sieht sie ja doch allda fast noch mehr Herren und darf jedenfalls sicher sein, von noch Mehreren angesprochen zu werden, denn die Herren, das weiß der Biergarten wohl, sind überall, wo es schöne Damen giebt, sogar wenn das Bier schlecht wäre, was gar oft der Fall ist! Sie kommen ja nicht, um zu trinken, sondern um zu sehen und sich zu unterhalten und ihre Bemerkungen zu machen, und dabei eine Cigarre zu rauchen, und schon gar manche Bekanntschaft wurde im Biergarten geschlossen, wozu sonst keine Gelegenheit geworden wäre, und führte zu Freude oder Leid, je nachdem die Verhältnisse waren!

Wie aber der Biergarten seinen Gallatag hat in der Woche, also hat er auch seinen großen Audienztag. Der Gallatag ist immer ein Werktag; der Audienztag jedoch ist der Sonntag. Am Sonntag sind alle Bürger „Herren" und alle Handwerker „Freiherren." Das weiß der Biergarten wohl, und deßhalb legt er an diesem Tage alle Sprödigkeit ab und läßt Alles herein, was einen Rock anhat oder einen Unterrock: Mädchen aller Art, Männer aller Art, Frauen aller Art; ein wahrer Mischmasch, oft

nobel, oft nicht nobel, vielfach mit Annäherung an das Letztere. Allein was thut's? Aus der Ueberfüllung durch die Sonntagsbesuche zieht der Garten seinen Vortheil und vom Vortheil lebt man. Doch eine kleine Verstimmung über diese „Entheiligung seiner Räume" kann der Biergarten, wenn gleich die „Sonntagsgäste" meist mehr verzehren, als die Werktagshonoratioren, nicht ganz verhehlen. Zeigt er sich doch, trotz dem, daß es Sonntag ist, nie so geputzt, als an seinem „Gallatage"! Ja, bringt er es doch am „Audienztage" höchst selten bis zur schallenden Trompetermusik, sondern meist nur zu durchreisenden „Künstlern oder Fuldaer-Kirchweihgeigern!"

So treibt's der Stuttgarter Biergarten bis in den tiefen Herbst hinein, wo es sich oft schon recht kalt und schaurig sitzt unter freiem Himmel. Kann er sich doch von seinen lieben Gästen kaum trennen, so daß es ihm wahres Herzweh macht, seine Winterkleider wieder vorziehen und sich verpuppen zu müssen, wie eine Raupe! Doch Ein Trost bleibt ihm, die Hoffnung. Darum freut er sich schon im Herbst wieder auf den Frühling, wo er als Schmetterling aus der garstigen Puppe hervorkriecht; mit ihm aber freuen sich die Bierbrauerei-Inhaber, die an ihm ein theures Kind großzogen, das blos eine kurze Zeit über im Jahr etwas verdienen kann.

11.

Der Dorfſchultheiß.

Der Dorfſchultheiß iſt der erſte Vorſtand im Gemeinderathe, der zweite im Kirchenconvente. Er iſt Regent ſo wie Miniſter der innern und auswärtigen Angelegenheiten zugleich und heißt in Städten und Reſidenzen Stadtſchultheiß.

Der Dorfſchultheiß iſt entweder ein gelernter Schreiber oder ein ungelernter Bauer, allein der Bauernſchultheiß und der Schreiberſchultheiß ſtehen ſich einander gegenüber faſt wie Schwarz und Weiß. Die Beſchäftigung iſt bei beiden dieſelbe, denn ein Schultheiß, er mag einen Namen haben, was er für einen will, hat in Gemeinſchaft mit dem Pfarrer und Gemeinderathe die kirchlichen und bürgerlichen Angelegenheiten der Gemeinde in Ordnung zu halten, ſofort hierüber an das Oberamt zu berichten, ſo wie Befehle von dieſem bekannt zu machen und auszuführen, ferner die Ortspolizei zu handhaben, dann die Päſſe oder vielmehr Wanderbücher der Handwerksburſchen zu unterſuchen und endlich den Gensdarmen die Zeit ihres Durchpaſſirens in ihr Büchlein einzuſchreiben. Solches Alles liegt dem Schultheiß ob und zwar dem Bauernſchultheiß wie dem Schreiberſchultheiß; allein wie verſchieden faſſen die Beiden ihre Verpflichtungen und Befugniſſe auf und wie verſchieden ſind ſie in der Ausführung derſelben!

Betrachten wir uns einmal den Schreiberſchultheiß! Derſelbe iſt franzöſiſch gekleidet und ein vornehmer Mann. Er gehört zu den Honoratioren des Dorfes, welche eigentlich blos aus ihm, dem Pfarrer und etwa dem Amtsnotar beſtehen. Seine Frau geht gerne in die Geſellſchaft der Frau Pfarrerin, noch lieber aber iſt ſie ihre Rivalin, abſonderlich, wenn ihr Mann,

was gar oft vorkommt, in Fehde mit dem Ortsgeiſtlichen begriffen iſt. Der Schreiberſchultheiß will ſich nemlich — dieß iſt ſeine Ausdrucksweiſe — „durchaus nichts gefallen laſſen“; wenn man aber dieſes „Sichnichtsgefallenlaſſen“ in's Deutſche überſetzt, ſo ſtellt ſich's hie und da, vielleicht ſogar ſehr oft heraus, daß er gerne eigenmächtig handelt, den Widerſpruch liebt und dem Pfarrer „grundſätzlich“ Oppoſition macht, weil er auf deſſen Einfluß auf die Bauern eiferſüchtig iſt.

Der Schreiberſchultheiß iſt in ſeinen eigenen Augen meiſt viel zu „kenntnißreich“ für ſein Amt und wenn man ihn hört, ſo könnte er die Stelle eines Oberbeamten gerade ſo gut verſehen, als der Herr Oberamtmann ſelbſt. Ja ſogar der Miniſter würde nicht fehl fahren, wenn er ihn in die Regierung beriefe! Allein — ein Prophet gilt bekanntlich nichts in ſeinem Vaterland, und ſo hat er denn das geringe Amt übernommen, wie ſo Mancher ein Amt übernimmt, d. h. um das Erträgniß deſſelben zu beziehen. Uebrigens weiß er dieſes Erträgniß alſobald zu verbeſſern, und bringt es immer ſo weit, daß er nicht blos Schultheiß bleibt ſondern auch zugleich Rathsſchreiber, Verwaltungsactuar und Pfandhülfsbeamter wird. Dieſe vier Aemter geben das Einkommen eines mittlern Staatsdienſtes, wobei die verſchiedenen Nebenaccidenzien, welche der „Schultheißſchreiber“ nicht ſelten zu creiren weiß, natürlich noch nicht einmal in Berechnung gezogen ſind. Dennoch, trotz dieſer vielen Aemter und Geſchäfte hat ein ächter Schreiberſchultheiß viele freie Zeit, denn er hält ſich einen oder zwei Schreiber, die Alles in ſeinem Namen verſehen und wo möglich einen noch größern Hochmuth haben, als er ſelbſt.

Die ſtolzeſte Hoffnung des wahrhaften Schreiberſchultheißen iſt die: „Landſtand“ zu werden. Nichts Höheres giebt es für ihn, als die Amtscorporation dahin zu bringen, daß die Wahl zum Abgeordneten auf ihn fällt. Warum denn aber? Nun ein-

mal trägt der Abgeordnetenſtand alle Tage einen Ducaten ein, ſo lange die Sitzungen dauern, und zweitens wer weiß, ob nicht am Ende doch der Herr Miniſter, beſonders wenn man beim Abſtimmen das „Ja“ oder „Nein“ zu rechter Zeit zu appliciren verſteht, das Talent des „hochverehrten Herrn Abgeordneten“ erkennt und denſelben in irgend ein Staatsamt beruft? Freilich unangenehm iſt's, ohne eine ſolche Hoffnung in der Taſche wieder auf das Dorf zurückkehren zu müſſen, denn der Schreiberſchultheiß kann ſich's nicht verhehlen, daß ſeine Bürger kein rechtes Zutrauen zu ihm haben. Er iſt ihnen zu vornehm und ſie paſſen nicht recht zu einander. Ebenſowenig kann er ſich mit dem Oberamtmann auf einen guten Fuß ſtellen, denn Letzterer will ihn nicht „als ſeinesgleichen“ anerkennen, ſondern verlangt wenn nicht Devotion, ſo doch den Reſpect eines Untergeordneten. Da giebt's denn manche bittre Pille zu verſchlucken; doch Gott ſei Dank, man kann doch ſeinen Zorn an den Bauern auslaſſen!

In religiöſer Beziehung denkt der Schreiberſchultheiß meiſt ſehr frei, und man ſieht ihn daher nur ſelten in der Kirche, beſonders wenn er mit dem Pfarrer nicht gut ſteht. Nichts deſto weniger iſt er auch ſelten im Wirthshauſe, denn er dünkt ſich zu hoch, um mit ſeinen Bauern in einem Zimmer, oder gar an einem Tiſche zu ſitzen. Um ſo öfter geht er auswärts, oder noch beſſer, er fährt; am allerbeſten aber iſt's, wenn er reitet, denn das Reiten iſt ſeine Hauptpaſſion, weßwegen er auch ſtets Sporen trägt. Die liebſten Pferde ſind ihm übrigens, wie wir nebenbei bemerken müſſen, ſeine Gemeinderäthe!

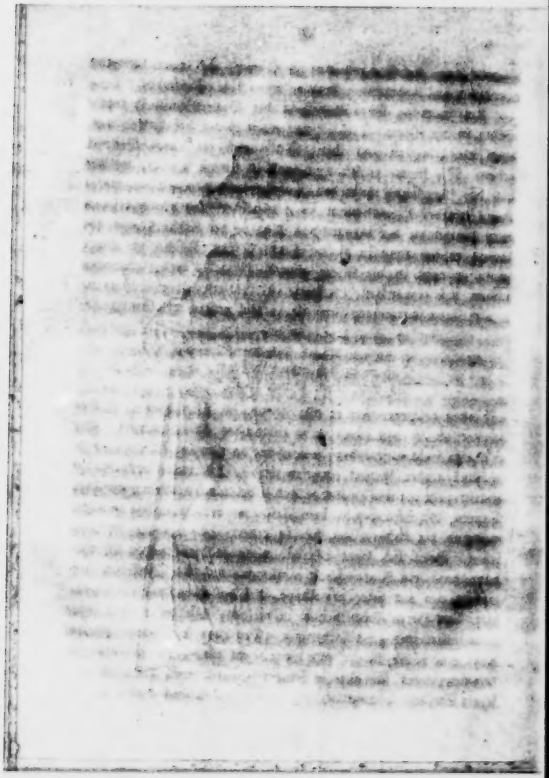
Ein ganz anderer Mann iſt der Bauernſchultheiß. Er trägt einen dunkelblauen tuchenen Rock mit unendlich weiten Schößen und thalergroßen ſilbernen Knöpfen, eine bis über den Bauch herabgehende, rothe, tuchene Weſte mit ditto ſilbernen, aber kugelförmigen Knöpfen, einen dreieckigten Filzhut und darunter eine weiße geſtrickte Schlafmütze, eine leichte ſchwarze Binde um den Hals,

gelblederne Beinkleider, weiße Strümpfe mit derben Waden und endlich massive Schuhe ohne Schnallen. Kurz er ist ein Bauer durch und durch und will auch nicht mehr sein, als ein Bauer. Im Gegentheil ist er stolz auf sein Baurenthum und umgekehrt sind die Bauern, die ihn zum Schultheißen wählten, stolz auf ihn.

Seine Mitbürger wollten nemlich unter keiner Bedingung einen Schreiber zum Schultheiß, so viele Exemplare sich auch um die Stelle bewarben. Sie glaubten, ein solcher Herr würde sein Amt nur zu seinem eigenen Vortheil verwalten und nicht zum Nutzen der Bürgerschaft, und überdem meinten sie, es lasse sich besser mit einem einfachen Mitbürger „amten", als mit einem vornehmen Ueberstudirten. Somit fielen ihre Augen auf einen der angesehensten oder vielmehr, wie man sich auf dem Lande ausdrückt: „einen der rechtschaffensten Männer des Dorfes." Der „Rechtschaffenste" aber ist immer der, welcher am meisten Geld hat, und dem somit viele Aermere verpfändet sind.

Der Bauernschultheiß betrachtet sein Amt als ein Ehrenamt und thut gar Vieles umsonst, was sich der Schreiber bezahlen läßt. Möglicherweise versteht er Manches nicht so gut, Manches aber auch viel besser, besonders den Vortheil seines Dorfes. Er ist auch blos Schultheiß und überläßt die Verwaltungsactuariats-Geschäfte sammt dem Pfandhülfsbeamtenwesen den Schreibern, die darnach schnappen. Freilich vom „Berichtemachen" ist er kein besonderer Freund, wie denn überhaupt das Protocolliren und Schreiben nicht unter seine Leidenschaften gehört; aber darin liegt für die Bauern wieder ein Vortheil, denn nun werden eine Menge Dinge mit einigen Worten mündlich erledigt, über die der Schreiberschultheiß ein ganzes Ries Papier verfudeln würde. Aus diesem Grunde sind auch trotz des Mangels an Federfertigkeit zehn Bauernschultzen dem Pfarrer und Oberamtmann lieber, als einer von der Gattung der zuerst Geschilderten; denn der Bauernschultheiß ist stolz darauf, dem Oberamtmann und dem

Der Dorfſchultheiß.



Pfarrer einen Gefallen erweiſen zu können, und einer bittweiſe vorgetragenen Anmuthung kann er unmöglich widerſtehen.

Am Sonntag Vormittag geht der Bauernſchultheiß regelmäßig in die Kirche. Dieß iſt von alten Zeiten her Herkommen, denn die Obrigkeit ſoll ihren Mitbürgern ein gutes Beiſpiel geben. Wie könnte er ſich auch ſonſt in ſeinem Stuhle, welcher als der fürnehmſte unter den Rathsherrenſtühlen mit beſonderer Kunſt gearbeitet, manchmal ſogar gepolſtert und jedenfalls nach dem Pfarrſtuhle der bedeutendſte Platz in der Kirche iſt, — wie könnte er ſich ſonſt in dieſem Stuhle ſeinen Mitbürgern zeigen, wenn er nicht in die Kirche ginge? Es ſoll's doch Jedermann wiſſen, daß er der Erſte im Dorfe iſt! Da nun aber der Bauernſchultheiß ein ſo frommer Chriſt iſt, ſo lebt er nach dem Grundſatze:

„Doch dem Guten iſt's zu gonnen
Wenn am Abend ſinkt die Sonnen,
Daß er in ſich geht und denkt,
Wo man einen Guten trinkt,"

und eben deßwegen ſitzt er alle Abende im Wirthshaus. Er hat ja gottlob ſo viel, daß er's aufwenden kann; warum ſollte er's alſo nicht aufwenden, beſonders da ihm im Wirthshaus ſo überaus großer Reſpect erwieſen wird? Jedermann nemlich, der eintritt, zieht vor ihm die Kappe, und er bekommt, er allein unter allen Bauern, den Schoppen in einer Flaſche mit dem Trinkglaſe daneben, während die Andern ihn ſich in einem Schoppenglaſe credenzt ſehen. Vorzüglich freut es ihn, wenn während ſeines Wirthshausſitzens ein Amtsgeſchäft vorkommt und der Dorfſchütz hereintritt, um mit gezogener Kappe, ſteif daſtehend, wie ein Grenadier, dem Herrn Schultheißen zu melden, daß dieſes oder jenes vorgefallen und zu beſorgen ſei. Der Herr Schultheiß ſchneidet dann eine ſaure Miene, wie einer, dem etwas Störendes vorgekommen, freut ſich aber in ſeinem Innern, weil die Wichtigkeit ſeiner Stellung hervortritt, und noch einen Schluck nimmt er und

stülpt sein ausgeleertes Glas über die Schoppenbouteille, damit der Wein nicht verrieche bis zu seinem Wiederkommen, und erhebt sich schwerfällig und geht ab mit wichtigen Schritten, um seinen hohen Obliegenheiten nachzukommen.

Einträglich ist ein Dorfschultheißenamt nicht, besonders wenn das Dorf unter die kleineren gehört, und davon, daß ein Mann mit Familie von diesem Einkommen leben könnte, kann also keine Rede sein. Allein der Dorfschultheiß thut, was er thut, nicht des Geldes sondern der Ehre halber. Früher stand er sich übrigens ein wenig besser. Zwar des baaren Geldes trug das Amt auch damals nicht mehr, wohl sogar nicht einmal so viel, als jetzt, allein die Nebeneinkommenstheile, „die Nahrungsgeschäfte mit genossenen Victualien," die trugen etwas ein! Wo war denn jede und jede Sitzung des hohen Rathes? War sie nicht im Wirthshaus? Wo wurden denn alle Bürgerannahmen, alle Versteigerungen, alle Verpachtungen, alle Liquidationen, alle Vergleiche, alle Verhandlungen vorgenommen? War es nicht wiederum einzig und allein das Wirthshaus, wo dieses geschah? Das Wirthshaus war ja in alten Zeiten das, was jetzt das Rathhaus ist, oder vielmehr es gab gar kein Rathhaus, sondern man amtete im vornehmsten Gasthaus des Ortes, und bewahrte die Acten in einer alten Winkelkammer auf dem Dachboden auf. Und alle Wochen gab's eine Schmauserei oder doch eine Sauferei, aber alle Schmausereien und Saufereien gingen nicht auf Rechnung des Schultheißen und Gemeinderathes, sondern auf Kosten der Parteien und der Gemeindekasse. Und gar mancher Schoppen, der entweder schon längst getrunken war, oder erst später getrunken werden sollte, nemlich vom Schultheißen und seinem Rathe, wurde mit in die große Rechnung hineingebracht, und Niemand merkte es, denn Nachrechnung fand keine statt, und noch weniger eine Superrevision von Seiten der obern Behörde.

Ach ihr guten alten Zeiten, wo seid ihr hingeschwunden mit

eurer Poeſie und Fröhlichkeit! Wenn ich nur die Sitte „des Weinkaufs“ annehme, was kann die Gegenwart für einen Erſatz bieten? Kein Aeckerchen wurde ja früher verkauft und kein Häuschen, kein Baumgut und kein Weinberg, kein Roß und kein Schaaf, keine Kuh und keine Gaiſe, ohne daß ein „Weinkauf“ einbedungen geweſen wäre, ein Weinkauf, der dem Werthe des verkauften Gegenſtandes entſprach. Und bei jedem Weinkauf mußte der Schultheiß zugegen ſein, denn er hatte ja den Verkauf ſanctionirt, und da ſaß man nun beiſammen im Wirthshaus: Schultheiß, Gemeinderath und Publicum und ein immenſer Krug ſtand auf dem eichenen Tiſch, gefüllt mit rothem Wein und Jeder der Betheiligten oder Geladenen durfte trinken bis er genug hatte und auch noch mehr, am allermeiſten aber der Schultheiß! Kann man ſich nun wundern, wenn der Schultheiß das Weinkauftrinken allen ſeinen andern verſchiedenen Verpflichtungen vorzog? Kann man ſich wundern, wenn ſogar Einer einmal das Paradies, in das er bereits eingetreten war, verließ, weil der Büttel außen rief: „Herr Schultheiß, es gibt einen Weinkauf?“

Das non plus ultra von Glück war's, wenn der Schultheiß ſelbſt eine Wirthſchaft beſaß oder vielmehr nicht er (denn dieß war verboten), ſondern ſein Sohn oder Tochtermann. Wo anders konnte denn ein Weinkauf getrunken, wo alle jene Schmauſereien gehalten werden, als nur allein bei ihm oder vielmehr ſeinem Tochtermann? Wo anders konnte der Gemeinderath Abends ſeinen Schoppen trinken, wo anders Jeder, der etwas mit dem Schultheißenamt zu ſchaffen hatte oder fürchten mußte, künftig zu haben? Ein ſolches Wirthshaus hatte daher ſtets viele Kunden, denn obgleich der Schultheiß natürlich ſelbſt als Gaſt figurirte, und ohnehin Niemanden bediente, weil dieß zu deſpectirlich geweſen wäre für einen ſolchen Ehrenmann, ſo durfte man doch ſicher ſein, daß er wenigſtens anweſend war, und daß er Alle kannte, die bei ihm einſprachen, und daß er es dem ge-

denken würde zu seiner Zeit, der einen Schoppen anderswo trank. Jetzt ist so was freilich verboten; aber deßwegen hat ein solider Bauernschultheiß doch noch immer einen dicken Bauch, der nicht vom Hungerleiden herkömmt, und ein breites, festes Gesicht und eine Menge Röthe darin, die keine Folge des Wassertrinkens ist.

Die Bauernschultheißin und die Frau Pfarrerin sind stets besonders befreundet. Als Beweis dessen führe ich nur an, daß die Frau Pfarrerin wenigstens alle Monate eine Einladung zum Kaffee ins Schultheißenhaus schickt; die Frau Schultheißin vergißt aber nie, den Kaffee mit einem Schweinshinterschlegel zu vergelten.

12.

Der Fiacre in Stuttgart.

Der Fiacre hat ſeine Stellung am Waiſenhauſe zu Stuttgart und ſeine Lebensaufgabe iſt, Sechskreuzerſtücke einzunehmen. Er könnte auch als Surrogat für die Flußloſigkeit Stuttgarts gelten, denn er fährt jeden Badeluſtigen für die bewußten ſechs Kreuzer bis an die Ufer des Neckars in Berg bei Cannſtatt und iſt in ſo fern für die Stuttgarter eine Art von Nothwendigkeit. Ja, zur Sommerszeit wäre Stuttgart ohne ihn förmlich exiſtenzunfähig.

Eigentlich beſteht er aus drei Dingen, einem Kutſcher, einer Chaiſe und einem oder zwei Pferden. Der Kutſcher iſt am wenigſten merkwürdig. Er war vielleicht früher Hausknecht, oder Bedienter, oder Stallknecht, oder ein durch Trunk heruntergekommener Land-Kutſcher oder irgend etwas dem Aehnliches und da er, wie jeder vernünftige Menſch, an ſchweißkoſtender Arbeit lediglich keine Freude hatte, ſo kaufte er ſich Pferd und Chaiſe. Leider aber hatte er entweder ſeines fortgeſetzten Lebenswandels halber," oder aus andern Gründen zu wenig Geld, um ein ordentliches Fuhrwerk zu erſteigern und ſomit begnügte er ſich mit dem „Möbel", welches er jetzt noch beſitzt. In der Geldfrage übrigens bleibt er ſich conſequent, und darum wird, was er einnimmt, ſogleich wieder in Cours geſetzt. Die Anlegung von Capitalien hat dermalen etwas Unſicheres, nach ſeiner Anſicht, und — warum denn Geld anhäufen für lachende Erben? Nein, die mögen auch ſehen, wie ſie durchkommen, und was das eigene Alter anbelangt, ei nun, unſere Voreltern haben wohlweislich einen Spital in Stuttgart angelegt und es wäre ſündhafter Hochmuth, von ihm keinen Gebrauch zu machen.

Im Dienste ist ein Fiacre ein merkwürdiges Conglomerat von Gefälligkeit und Unverschämtheit. Ist's schlecht Wetter und giebt's wenig zu fahren, oder bist du in einer generösen Laune und zahlst ihm für seine Gebühr mehr als die Taxe von sechs Kreuzern und etwa gar noch einen Schoppen extra, so ist er dein mit Leib und Seele, und ruft dir, wenn er dich später wieder sieht, schon von weitem entgegen, du sollst dich seines Wagens bedienen. Sind aber der Fahrlustigen viele, wie an einem Sonntag oder Feiertag, oder bei sonst einer Ertragelegenheit, da mußt du froh sein, wenn er nur so gnädig ist und dich mitnimmt. Frauenzimmer, die mit ihm handeln, bis er sie um einen halben Batzen wohlfeiler mitnimmt, kann er am wenigsten leiden. Hübsche Mägde und reisende Jungfrauen, wenn sie zu ihm auf den Bock sitzen und manierlich sind, kutschiert er auch wohl einmal gratis.

Weit merkwürdiger als der Kutscher ist sein Wagen, denn dieser erinnert stets an längst vergangene Zeiten. Einst war er lackirt und hatte ein ordentliches Lederwerk. Gegenwärtig ist er ein bischen heruntergekommen, denn die Zeiten werden immer schlimmer. Er ist alt und altmodisch, vierstzig und unbequem, hängt schlecht und stößt furchtbar. Ohne Zweifel gehörte er vor einigen Dutzend Jahren einem Grafen oder Baronen an, oder war er auch vielleicht der Reisewagen eines fidelen reisenden Hauses; allein dieß ist schon so lange her, daß nur noch sehr alte Leute sich dieses Ereignisses erinnern können. Später wurde der Wagen eine Stuttgarter Leichenkutsche; noch später kaufte ihn ein Tübinger Kutscher und jetzt steht er am Waisenhause zur Parade da. Man kann ihn nicht ansehen ohne Wehmuth; kaum erinnert noch Etwas an seinen frühern Glanz und seine einstige Pracht. Sein wesentliches Unterscheidungsmerkmal ist die Nummer, die am Hinterverdeck befestigt ist und seinen Charakter als Fiacre bezeichnet.

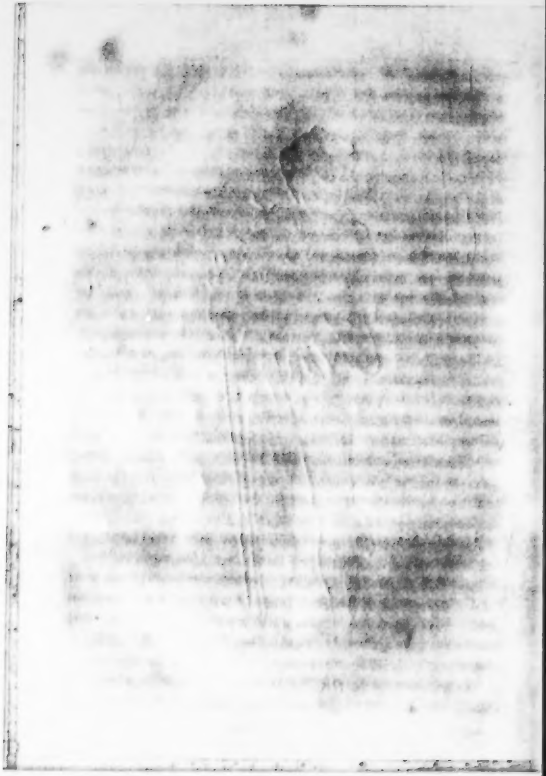
Das Allertraurigſte am Fiacre ſind jedoch immer die Pferde und ihr bloßer Anblick kann ſchon ein weiches Gemüth zu Thränen rühren. Ach! du gutes Thier! Als du, als ſchönes Fohlen, auf den Alpen weideteſt, dachteſt du wohl daran, einſt ſo weit herunter zu kommen? Wie gut hatteſt du es dann ein paar Jahre ſpäter in den königlichen Ställen oder beim Grafen So und So, und wie ſtolz beugteſt du deinen Nacken, wenn ein Stallmeiſter deinen Rücken beſtieg? Zwar war es ſchon ein Schritt abwärts, als du vermittelſt einer Verſteigerung an einen reichen Particulier kamſt, aber immerhin — du hatteſt da wenig zu thun, viel zu raradiren und noch mehr zu freſſen. Nachher bekam dich ein reiſender Kaufmann. Der hat dich freilich ein bischen zuſammen geſchunden; denn wenn der junge Herr ſeiner Kurzweil halber in einem Landſtädtchen ſich länger verweilt hatte, als er hätte ſollen, da mußteſt du die verlorne Zeit wieder einholen. Der reiſende Kaufmann überließ dich einem Lohnkutſcher. Dieſer ſchlug den zweiten Nagel in deinen Sarg. Nun aber, da du alt geworden und da man dich ehren ſollte deiner geleiſteten Dienſte halber, nun fangen deine trüben Tage erſt recht an, denn der Lohnkutſcher verkaufte dich an den Fiacre, da dich ſonſt Niemand haben wollte. Von Morgens früh bis Abends ſpät haſt du nun Dienſt; ſpringen mußt du den ganzen Tag, und Schläge bekommſt du mehr als es Minuten in zwölf Stunden gibt; zum Freſſen aber, auch wenn du etwas hätteſt, würde dir nicht einmal Zeit vergönnt. Das Elend ſieht dir aus den Augen heraus und der Hunger aus den Rippen. Auf jeder Seite haſt du ſechs offene Wunden, die Füße ſind ſteif und lahm geworden, ein Auge haſt du im Dienſte verloren, und innere Krankheiten aller Art zehren an deinen Lebenskräften! Doch baldige Linderung deiner Leiden darfſt du hoffen, denn allem Anſchein nach wird dein letztes Stündlein kein Jahr mehr ausbleiben.

Die lichſten Tage ſind dem Fiacrepferde die Regentage, denn

an ſolchen fährt Niemand ins Bad, dem Fiacrekutſcher aber ſind die liebſten Tage die Volksfeſttage, denn über dieſe Zeit iſt er nicht an die Sechskreuzertaxe gebunden, ſondern darf fordern ſo viel er will und hat doch immer der Fahrluſtigen eine Ueberzahl. Dieß iſt ſeine Erndtezeit und wenn auch eine ſeiner Schindmähren darauf geht, um ein paar Louis'dor kauft man eine neue. *)

*) Zur Ehre des Fiacreſtandes müſſen wir hier die Bemerkung machen, daß in neueſter Zeit auf die Pferde wenigſtens von Einigen mehr Rückſicht genommen wird, als früher.

Der Platzbube.



13.

Die „Kirbe", zu deutsch Kirchweihe.

In Ulm sagt man zur Kirchweihe „Kirwe", in Stuttgart „Kirbe", und in Heilbronn „Kärwe"; in allen drei Städten aber sowie überhaupt im ganzen Schwabenlande ist die Kirchweihe ein Tag der Freude für Jedermann, die Kopfhänger ausgenommen.

Früher feierte fast jeder Ort, d. h. jede Kirchengemeinde, ihre Kirchweihe an einem „besonderen" Tage, denn dieselbe sollte ja eine Erinnerung sein „an die Stiftung der Kirche", und die sämmtlichen Kirchen Württembergs sind natürlich nicht an einem und demselben Tage gestiftet worden. Somit fiel die Kirchweihe des einen Dorfs vielleicht auf einen Herbsttag, die des andern auf einen Sommertag und die des dritten auf einen Frühlingstag, so daß Einer, der das ganze Jahr im Lande herumreiste, wenigstens durch volle sieben Monate hindurch jede Woche einmal Kirchweihe feiern konnte. Nur allein im Winter, d. h. von den Monaten Dezember bis April, gab's keine Kirchweihfeste, ohne Zweifel weil man zur Zeit der strengen Kälte nie ein Kirchenbauwesen anfing und deßwegen das Erinnerungsfest an den Beginn dieses Bauwesens unmöglich in den Winter fallen kann.

Eigenthümlicherweise gab's übrigens keine Kirchweihe, die nicht mit einem Sonntag oder doch einem Feiertage begonnen hätte, obwohl sicherlich nicht angenommen werden kann, daß in ganz Schwabenland der Grundstein zu einem Gotteshaus nie und nimmer an einem Werktag gelegt worden sei. Allein man war früher gar fromm und gottesfürchtig in unserem Ländchen und somit konnte man einen so heiligen Tag, als der Stiftungstag einer Kirche ist, unmöglich mit etwas Anderem beginnen, als mit einem feierlichen Gottesdienste. Erst „wenn man Gott

gegeben hatte, was Gottes ist," erlaubte man sich lustig und guter Dinge zu sein; aber man war dann auch „rechtschaffen" lustig, wie der Schwabe sagt, d. h. so recht von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Ebendeßwegen hingen unsere Altvorderen mit einer ungeheuren Zähigkeit an ihrem Kirchweihfeste, denn es galt ihnen dieß als das „non plus ultra" aller Vergnügungen, und sie waren förmlich stolz auf ihre großen Thaten im Essen, Trinken und Tanzen, welche sie in jener Festzeit ausführten.

Mehr als eine einzige Kirchweihe hatte keine Ortschaft; nur allein wenige größere Städte ausgenommen, in welchen es mehrere Kirchen gab, wie denn auch, wo Katholiken und Protestanten zusammenwohnten, d. h. also in paritätischen Gemeinden jenes Fest nicht selten an zwei verschiedenen Sonntagen gefeiert wurde. Dagegen aber kam es vor, daß dieses oder jenes Pfarrdorf gar keine Kirchweihe hatte, was als eine große Schmach und Schande galt. Derlei Ortschaften waren z. B. Weilheim bei Tübingen, Bezingen bei Reutlingen, Hepsisau bei Kirchheim und wie dieselben sonst noch heißen mögen. Die Hepsisauer nemlich verkauften, wie man erzählt, in alten Zeiten ihre Kirchweihe für einen Gukuk, weßwegen man sie auch heut zu Tage noch „Gukigau" oder „Gukigauch" nennt (derjenige übrigens, der es sich erlaubt denselben diesen Schimpfnamen zu geben, darf um Schläge nicht besorgt sein), die Weilheimer und Bezinger aber waren beide so geizig gewesen, daß sie einmal an ihrem Kirchweihfeste einen armen Bettelmann lieber verhungern ließen, als daß sie ihm von ihren „guten Bissen" etwas mitgetheilt hätten. Kein Wunder also, wenn man ihnen das Recht eine Kirchweih zu halten von Obrigkeitswegen für immer und ewig entzog! Zeitweise verlor auch die gute Stadt Bietigheim dereinstens jenes Fest, und zwar weil zwei alte Weiber während des Kuchenbackens Händel mit einander bekamen und sich gegen-

seitig mit den Kuchenschüsseln todtschlugen. Ja sogar die uralte Stadt Tübingen war einmal in Gefahr wegen zweier Vagabunden, welche sich bei der Theilung ihrer erbettelten Speisen in die Haare geriethen und so lange prügelten bis einer auf dem Platze blieb, des Rechtes die Kirchweih abzuhalten verlustig zu gehen. Doch wurde diese Schmach noch glücklich abgewendet und die Weingärtner daselbst geriethen hierüber in eine solche Ekstase, daß sie die ganze Studentenschaft drei Tage und drei Nächte lang auf dem Marktplatze bewirtheten.

Nicht selten war mit der Kirchweihe ein öffentlicher Markt verbunden, besonders in den Orten, in welchen selbiges Fest an einem Apostel- oder Marientage gefeiert wurde. So hielten z. B. am Tage Johannis des Täufers nicht weniger als vierundzwanzig schwäbische Ortschaften Markt und Kirchweihe zu gleicher Zeit ab und dasselbe war am Feiertag Jakobi bei achtunddreißig andern Gemeinden der Fall. An Bartholomäi thaten dieß dreißig, an Matthäi vierunddreißig, an Simon und Judäi zweiundvierzig und an Martini vierundzwanzig Gemeinden. Unter diesen Märkten darf man sich freilich keine „Messen" vorstellen, sondern nur einfache Krämermärkte; aber weil es in jenen vergangenen Zeiten noch keine Eisenbahnen gab, so konnten die Leute auch nicht alle Augenblicke nach der Residenz fahren, um allda ihre Einkäufe zu machen, sondern man mußte vielmehr froh sein an den Krämern und ihrer Waare. Ebendeßwegen aber kam auf einem solchen Markte immer eine große Menschenmenge zusammen und besonders fanden sich die Bewohner der nächsten Nachbardörfer in Masse ein. Warum denn auch nicht? Man konnte ja, wenn mit dem Markte zugleich die Kirchweihe verbunden war, das Gute mit dem Schönen, sowie das Nützliche mit dem Nöthlichen vereinen!

Welche ungeheure Wichtigkeit indessen ein Kirchweihfest für eine Ortsgemeinde hatte, sieht man am besten aus den Vorbereitungen,

welche auf dieſelbe getroſten wurden. Dieſe Vorbereitungen begannen ſchon acht oder vierzehn Tage vorher, und nicht blos die Weiber und Mädchen, ſondern auch die Männer und Buben hatten alle Hände voll zu thun. So wurde z. B. jedes einzelne Haus von oben bis unten geſcheuert und gefegt, damit es ja recht reinlich und proper ausſehe, wie denn auch jeder reichere Bauer immer einige Scheffel ſeines beſten Dinkels in die Mühle ſchickte, um Vorrath vom feinſten Mehl zu bekommen. Die Hauptſache nemlich war und blieb immer das Backen. Kuchen und abermals Kuchen: Käskuchen, Zwiebelkuchen, Rahmkuchen, Apfelkuchen, vor allem aber mürben Kuchen! Und beim Backen half Alles zuſammen. Der Vater heizte den Backofen, die Mutter knetete den Taig, die Tochter formte die Kuchen und der Sohn ſchoß ſie ein; die kleineren Kinder aber ſaßen da mit offenem Munde und nährten ſich vorderhand von den Wohlgerüchen, dieweil das Verſpeiſen ſelbſt noch nicht geſtattet war. So trieb man's in ſämmtlichen Häuſern verſchiedene Tage lang und wenn der Aermere zum mindeſten ein paar Dutzend Kuchen backte, ſo trieb's der Reichere in's wahrhaft Koloſſale. Ganze Berge von Backwerk thürmten ſich auf und man mußte eine eigene Stube ausräumen, um für den furchtbaren Vorrath Platz zu gewinnen! „Wer ſoll denn dieß Alles conſumiren?“ fragte vielleicht ein Fremder, dem die Sache ohne Zweifel etwas ungeheuerlich vorkam. „Erwartet man vielleicht eine feindliche Armee, die man mit dieſen Herrlichkeiten zu Tode mäſten will?“ Ei Gott bewahre! Man erwartete keine feindliche Armee, ſondern wollte blos ſich ſelbſt einmal recht gütlich thun und nebenbei auch ſeinen Freunden und Verwandten mit einem wohlſchmeckenden „Biſſen“ aufwarten! Uebrigens das Kuchenbacken allein genügte nicht, ſondern man mußte auch etwas „Baſtanderes“, wie man im Schwabenlande ſagt, d. h. etwas Feſtes und Körniges, welches Beſtand hält, in's Haus ſchaffen, und wenn's daher irgend anging, ſo metzgete man

ein Schweinchen von ein paar hundert Pfund und machte aus der Hälfte des Fleisches Würste. Die Würste sind ja der Hauptgenuß eines ehrlichen Schwaben und mit ein paar Pfund täglich würde er es das ganze Jahr hindurch aushalten! So wurde also mit großer Umsicht dafür gesorgt, daß man an der Kirchweihe etwas Rechtes unter die Zähne bekomme, und nicht einmal das Trinken ward vergessen, denn „der Mensch lebt nicht vom Brode allein." Man stach somit in den obstproducirenden Ortschaften regelmäßig ein frisches Faß Most an, oder wenn man im Oberlande lebte, legte man einen halben Eimer Braunbier ein, und der reichere Bauer vergaß sogar das „Weinfäßle" nicht, sondern spannte sein Bernerwägelchen an und fuhr vielleicht zwölf Stunden weit, um sich dasselbe füllen zu lassen, nur allein damit er seine Bäurin sowie seine vornehmeren Gäste „herrenmäßig" trakiren konnte. An der Kirchweihe sollte es einmal an nichts fehlen, sondern man wollte vielmehr „den Rappen laufen lassen!"

Waren nun aber schon in den Privathäusern die Vorbereitungen auf die Kirchweihe so großartiger Natur, so kann man sich wohl denken, daß es in den Wirthshäusern noch viel toller zuging. Hier wurde nicht etwa ein einziges „Schweinchen" geschlachtet, sondern es mußte vielmehr ein halbes oder ganzes Dutzend sein Leben aushauchen, und überdieß schnitt man ein paar Kälbern den Hals ab, sowie auch nicht selten noch extra ein Ochse oder eine Kuh daran glauben mußte. Die Hälfte des Fleisches salzte man ein, die andere Hälfte aber wurde wie billig in Würste verwandelt und die Rauchkammer füllte sich in Folge dessen so außerordentlich an, daß man sie nicht selten mit stützenden Balken unterfangen mußte. Noch grausslicher sah es in der Backstube aus, denn die Kuchen, welche man allda fertigte, bildeten am Ende eine solche Masse, daß auch Einer, der das Numeriren aus dem Fundamente verstand, sie nicht mehr zählen

konnte. Ganz dieſelbe Thätigkeit herrſchte im Keller. Man mußte doch einen eigenen Kirchweihwein „anmachen“ und zugleich einige beſſere Sorten in ſchön etiquettirte Flaſchen füllen, damit man ſie in dieſem Aufputz um ſo theurer zu verkaufen vermöge! Auch das „Aeußere“ des Hauſes wurde nicht vergeſſen. Im Gegentheil man holte aus dem nächſten Walde entweder friſche grüne Birkenbäume oder auch lang aufgeſchoſſene Tannen und pflanzte ſie längs der ganzen Front des Hauſes, beſonders aber rechts und links von der Hausthüre auf. Sie ſollten die Ehrenpforte bilden für die erwarteten Beſucher! Ja ſogar damit war man noch nicht zufrieden, ſondern ſchmückte vielmehr die Bäume mit buntfeidenen und langherabflatternden Bändern, mit welchen auch der jeweilige Wirthshausſchild verziert wurde, ſo daß das Ganze einen überaus fröhlichen und feſtlichen Anblick gewährte. War man aber damit fertig, ſo ſchickte man in die nächſte Stadt, um den dortigen Stadtzinkeniſten nebſt ſeiner Cohorte zum Aufſpielen zu engagiren, denn das „Aufſpielen“ oder das Tanzmuſikmachen galt natürlich an der Kirchweihe für eine Hauptſache. Hie und da verſtieg ſich ein Wirth, vornemlich wenn er den erſten Gaſthof des Ortes beſaß und wenn er zugleich keinen allzuweiten Weg in die Reſidenz zu machen hatte, ſogar ſo weit, daß er die Muſik irgend eines Reiterregiments als non plus ultra aller Tanzmuſiken beſtellte, und dann natürlich war das Renommé ſeines Hauſes für immer und ewig gemacht.

Solcherartig waren die Vorbereiturgen der Wirthshausinhaber, und man wäre daher nicht ſelten verſucht geweſen zu glauben, es handle ſich um den Empfang nicht etwa einer ziemlichen Menge von Einheimiſchen und Fremden, ſondern vielmehr einer ganzen Völkerwanderung. Was ſollen wir nun aber erſt von den Vorbereitungen ſagen, welche die erwachſene Jugend des Ortes traf? Wir meinen die Buben und Mädchen vom 18. bis zum 28. Jahre! Die Mädchen plünderten die Hausgärten, um

die schönsten Blumensträuße zu fertigen. Dann gingen sie in die Oberamtsstadt, um die nöthige Anzahl von Bändern sowie überhaupt alles, wessen ein Frauenzimmer zu einem solennen Balle bedarf, einzukaufen, wobei sie übrigens, wie wir leider gestehen müssen, die „Handschuhe“ regelmäßig vergaßen. Zuletzt musterten sie die großen Kleidertruhen und lasen das schönste, was sie von Strümpfen, Röcken, Miedern, Halstüchern und Strümpfen besaßen, aus. Jede wollte die Gefeiertste und Schönste sein und selbst die Aermste hätte sich geschämt, an dem großen Tage der Kirchweihe ohne einen neuen seidenen Schurz zu erscheinen. Allein hatten schon die Mädchen so außerordentlich viel zu thun, so gab es für die Buben noch weit schwerere Arbeit. Ihnen lag nemlich ob, nicht blos ihre schönsten Kleider hervorzusuchen und Alles, wodurch ein ordentlicher Bursch auf dem Lande excellirt, auf's properste herzurichten, sondern sie mußten vor Allem daran denken, das nöthige Geld anzuschaffen. Ja, „Geld“ sagen wir, denn eine Kirchweihe kostete Geld und sogar viel Geld! Da waren die Musikanten, denen man für jeden Freitanz seinen Zwölfer oder gar Sechsbätzner zuzuwerfen hatte; da waren die Kameraden, denen man es alle Augenblicke zutrank, und da waren endlich die Mädchen, insbesondere aber die Herzallerliebste, welche man unbedingt frei halten mußte. Kurz eine Kirchweihe kostete viel Geld und kein ordentlicher Bursch konnte es wagen, ohne einen Carolin in der Tasche das Fest mitmachen zu wollen. Ja die reicheren Bauernsöhne getrauten sich sogar kaum mit dem Doppelten auszukommen und waren nur erst zufrieden, wenn sie über zwanzig bis dreißig Gulden gebieten konnten. Somit wurde das ganze Jahr hindurch gespart, um auf dem großen Kirchweihtag vollgerüstet da zu stehen, und mancher Knecht ließ es sich die Hälfte seines Lohnes kosten, damit er über jene Zeit den flotten Burschen spielen konnte. Die Bemitteltern jedoch machten sich regelmäßig an ihre Mütter und

bestürmten diese so lange, bis dieselben ihre Sparbüchsen öffneten und mit einem halben Dutzend verrosteter Kronentaler herausrückten. Wollte aber auch der Beitrag der Mutter noch nicht zureichen, so schlich sich der Eine oder der Andere der jungen Burschen bei Nacht und Nebel in die nebenanstehende Scheune seines Vaters, bestieg den Fruchtboden, füllte ein paar Säcke mit Dinkel oder Gerste und trug diese, ohne daß ein Seelenmensch den Diebstahl auch nur ahnte, zu seinem Vetter oder Gevatter, dem Bäckermeister des Ortes, welcher sofort das heimlich Entwendete baar bezahlte, und zwar zum Marktpreise. Ein solches Stücklein galt keineswegs als Raub oder auch nur als eine unrechte Handlung, sondern man sah es vielmehr als einen Actus erlaubter Selbsthülfe an, und je listiger die Sache durchgeführt wurde, um so höher stand der Bursch in der Achtung seiner Kameraden. Ihm, dem Diebe selbst aber fiel es am allerwenigsten ein, sich über seine That Gewissensbisse zu machen, denn er bestahl ja so zu sagen nur sich selbst, den künftigen Erben, und überdieß hatte es denn der Vater in seiner Jugend anders gemacht?

Endlich brach der große Tag an. Noch die Nacht zuvor waren die ledigen Bursche im Wirthshaus versammelt gewesen und hatten die Angesehensten unter sich zu „Platzbuben", d. h. zu Anführern beim Tanze erwählt; die zu diesen Ehrenposten Auserkornen aber hielten es für ihre Pflicht, ihre Kameraden sofort freigebigst zu traktiren und eilten dann noch in der Nacht zu ihren Mädchen, um denselben das hohe Glück, welches ihnen widerfahren, zu verkünden. Das war ein Jubel und eine Freude, und vor lauter Entzücken konnte manches Pärchen kein Auge schließen. Dessenungeachtet durfte man sich am andern Morgen sagen, daß Alles gar wohl geordnet und auch nicht das Geringste vergessen sei. In sonntäglicher Ruhe lag das Dorf. Nirgends Geschrei, nirgends Tumult, nicht einmal ein unnöthiges

Umherrennen! In aller Eile wurde das Vieh getränkt und ausfüttert, dann zog sich die ganze Einwohnerschaft, vom Geringsten bis zum Reichsten und vom Aeltesten bis zum Jüngsten feiertäglich an; die Platzbuben aber mit ihren auserkorenen Liebsten schmückten sich mit Blumensträußen, die fast umfangreicher waren, als ein solider Suppenteller. Endlich schallten die Glocken zusammen und der feierliche Kirchgang begann, denn, wie schon oben gesagt, es gab kein Kirchweihfest, welches nicht mit einem solennen Gottesdienst angefangen worden wäre. Somit blieb kein Mensch zu Hause, außer wer durch Krankheit oder durch eine andere Nothwendigkeit verhindert war, und der Pfarrer konnte sich nie erinnern, irgend einmal ein stärkeres Auditorium gehabt zu haben. Dagegen aber, weil eine Ehre der andern werth ist, erwartete man auch vom Herrn Prediger, daß er seine Sache kurz machen und die Leute nicht durch eine ellenlange Litanei zur Ungeduld reizen werde, und natürlich gab derselbe schon des zu erwartenden Kirchweihkuchens wegen dem allgemeinen Volkswunsche regelmäßig nach. Somit ging der Gottesdienst schon nach einem kurzen Stündchen zu Ende und Alles eilte nun in geschäftiger Eile nach Hause, um die Gesangbücher abzulegen, denn jetzt durfte mit dem Beginn des Festes keine Minute mehr gezögert werden.

Horch, was erschallt da so fröhlich die Gasse herauf? Was durchzittert die Luft so schmetternd und schrill, daß Einem das Herz im Leibe lacht? Das ist der Stadtzinkenist mit seiner rothnasigten Bande, deren Clarinettentöne auf eine Viertelmeile weit dringen! „Hurrah, die Musikanten!“ schreit die fröhliche Schuljugend und die ledigen Bursche eilen über Hals und Kopf, sich vor dem Wirthshause zu sammeln. Nun könnte man aber vielleicht meinen, es sei jetzt etwas unordentlich und bunt durch einander gegangen; allein wer so gedacht hätte, würde sich arg getäuscht haben, denn für was waren denn die Platzbuben da?

Sie hatten das Regiment des Tages und ihren Anordnungen mußte unbedingt gefolgt werden! Somit zog man nun, die Muſik voran, vor alle die Häuſer, in welchen erwachſene Mädchen wohnten, denn die Buben mußten doch ihre Tänzerinnen abholen. Natürlich wurde den Schätzen der „Platzbuben“ die erſte Ehre erwieſen, da ja ſie als die Königinnen des Tages figurirten; aber man vergaß deßwegen doch keines der anderen Mädchen, nicht einmal die Tochter des ärmſten Taglöhners, und jede unverheirathete Schönheit wartete ſittſam, wenn auch mit klopfendem Buſen in ihrem Kämmerlein, bis die Reihe des Abgeholtwerdens an ſie kam. Welche Freude nun, von dem Schall der Muſik und begleitet von dem Juchhe der ledigen Burſche durch die Hauptſtraße des Dorfes bis zum Wirthshauſe, in welchem der große Ball ſtattfinden ſollte, gleichſam im Triumphzug geführt zu werden! Wahrhaftig die Mädchen wußten ſich vor lauter Glück faſt nicht zu faſſen und ihre ſtrahlenden Geſichter bewieſen, daß mit dieſem, d. h. dem Kirchweihtage, nur noch ein einziger Tag concurriren könne, nämlich ihr Hochzeitstag. So war denn endlich die geſammte tanzſüchtige Jugend im auserkornen Wirthshauſe zuſammengebracht und jedes Paar that auf dem freien Platze vor dem Hotel einen Tanz, ehe es in den großen Saal des zweiten Stockwerkes hinaufſtieg.

Sollen wir nun vielleicht dem Leſer die Art und Weiſe des Balles, der jetzt ſeinen Anfang nahm, beſchreiben? Du lieber Himmel, es war kein „Ball“ nach den Begriffen der Jetztzeit. Da wurde weder eine Galoppade, noch ein Cotillon, weder eine Menuette, noch eine Mazurka getanzt, ſondern man hielt ſich ganz einfach an den Walzer und Hopſer, als die einzigen wahren deutſchen Tänze. Höchſtens machte einer der Burſche, welcher beſonders gewandt war, den „Siebenſprung“ und küßte die Erde ſiebenmal mit Knie, Ellenbogen und Stirne. Dagegen aber „wie“ wurde getanzt? Herrgott in deinem Reich, da iſt das „jetzige“

Tanzen ein wahres Kinderspiel zu nennen! Die Mädchen sprangen im Kreise, daß die kurzen Röcke flogen und keine Schönheit ihres Körpers, auch kaum die verborgenste, unentdeckt blieb; die Burschen aber machten Sprünge, höher, als sie selbst waren, trappten mit den Füßen den Takt, daß das Haus erzitterte und hallohten oder juchheiten dazu, als ob ihr Körper lauter Lunge wäre. Der Schweiß rann ihnen bachweise von der Stirne, aber deßwegen setzten sie doch keinen einzigen Tanz aus, und ebenso wenig entfernten sie den Schmuck ihres Hauptes: die prächtige Pelzmütze, ohne deren Besitz ein schwäbischer Bauernbursche sich unglücklich fühlen würde. In anderer Beziehung jedoch machten sie es sich leicht. Jedweder zog, auch wenn es Außen noch so kalt war, den Rock oder das Wamms aus, um in Hemdärmeln zu tanzen. Ueberdieß wußten sie, wie man sich wohl denken kann, ebenso wenig von Handschuhen, als ihre Tänzerinnen; dagegen aber verstanden sie es um so besser, die Letzteren mit starkem Arm zu umschlingen und sie so kräftig an sich zu drücken, daß vielleicht eine Modedame unserer Tage über dem Griffe morsch abgebrochen sein würde.

So trieben sie es den ganzen Nachmittag und die ganze Nacht hindurch, bis die Sonne ihre ersten Strahlen zu den offenen Fenstern hereinsandte. Von Müdewerden war keine Rede und ebenso wenig vom Schläferigsein. Dazu hatten sie auch gar keine Zeit, denn wenn nicht getanzt wurde, so wurde gegessen, und wenn nicht gegessen wurde, so wurde getrunken. Und wie wurde gegessen und getrunken! Beim Himmel, weder „zümpferlich“ noch zimperlich, sondern ungenirt derb und naturwüchsig, so daß man vor den Quantitäten, die allda consumirt wurden, in jetziger Zeit die Segel streichen muß. Auch die Mädchen zierten sich nicht, sondern langten ohne Umstände zu, wenn ihnen die freigebigen Burschen den Pokal credenzten, oder mit einer neuen Portion Kuchen und Braten aufwarteten. Kurz, das Ver-

gnügen war ein vollkommenes und selten oder nie kam ein Streit oder gar eine Balgerei vor, außer wenn ledige Burſche eines benachbarten Ortes ſich in den Saal eindrängten und mit den ledigen Mädchen ſcharmuziren und tanzen wollten. Man muß nämlich wiſſen, daß eine Baurenſchönheit, die von ihrem Liebſten zum Tanze geführt wird, für die ganze Ballzeit nur ihm allein angehört und ohne ſeine Erlaubniß ſich nimmermehr von einem Andern umſchlingen laſſen darf. Kein Wunder alſo, wenn das Eindringen fremder Burſche immer einen Sturm erregte und ſelten anders endigte, als damit, daß man die frechen Geſellen mit vereinter Kraft die Stiege hinab und zum Hauſe hinauswarf! Freilich ging es bei ſolchen Affairen ſelten ohne tüchtige Beulen ab und ſehr oft kam es ſogar zu einigem Blutvergießen; allein was lag daran, wenn es nur gelungen war, den Platz zu behaupten. Die Mädchen verbanden ja die Wunden und legten durch ihre Lobſprüche über die bewieſene Tapferkeit einen ſo ſüßen Balſam darauf, daß die Schmerzen im Augenblicke nachließen.

Mit Tagesanbruch bliesen die Muſikanten ihren letzten Hopſer und nunmehr ging es für dieſen erſten Tag an's Scheiden. Jeder Burſche nahm alſo ſein Mädchen bei der Hand und führte es wie ein Ritter ſeine Dame voll Galanterie nach Hauſe. Auch die Platzbuben thaten ſo, aber ſie hatten das Vorrecht, daß ihnen die Muſik vorausblaſen mußte, und ſomit brachte keiner ſeine Tänzerin bis zu ihrer Hausthüre, ohne daß der Stadtzinkeniſt mit ſeiner Bande während des ganzen Heimmarſches durch eine Siegeshymne ihre Ankunft zum Voraus verkündet hätte. Ja damit war es noch nicht einmal genug, ſondern vor dem Hauſe mußte nochmals ein Walzer aufgeſpielt werden, damit der König des Tages ſeine Königin zum letztenmale für dieſe Nacht auf offener Straße im Kreiſe herumſchwingen könne. Es war eine harte Arbeit für die Muſikanten, welche ſich oft kaum

mehr auf den Füßen zu halten vermochten, einen jeden der Platzbuben mit seinem Mädchen nach Hause zu geleiten, aber zu bereuen hatten sie es nicht, denn das Trinkgeld, welches ihnen dafür von den Buben zu Theil wurde, betrug selten unter einem Guldenstücke. Die Bursche hatten's ja und knickig zeigte sich Keiner!

So endete der erste Tag, der zweite und dritte Tag aber verlief ganz auf dieselbe Weise. Unter dreien Tagen nemlich dauerte keine Kirchweihe und wenn man z. B. am Sonntag begann, so hörte man nie bälder auf, als mit dem Beginne des Mittwochs. Regelmäßig am frühen Morgen, d. h. um neun oder zehn Uhr, holte man seine Tänzerin ab, und wenn der Hahn zum zweitenmal krähte, führte man sie wieder nach Hause, nachdem man sechzehn oder auch noch mehr Stunden lang getanzt, gegessen und getrunken hatte. Eine Unterbrechung des Vergnügens gab es gar nicht, außer wenn mit der Kirchweihe ein Markt verbunden war. Dann nehmlich führte der Bursch seine Liebste durch die ganze Reihe der Krämerbuden und ruhte nicht, als bis dieselbe an fünf oder sechs Ständen einen Einkauf gemacht hatte, den natürlich Er bezahlte. Umgekehrt aber zeigte sich auch die Dirne freigebig, denn sie kaufte ihrem Tänzer ein Messer oder eine Pfeife, deren Werth oft einen Dukaten überstieg. Zu was hatte man denn das Geld, wenn man es nicht ausgab? Ueberdieß wurde ja aus einem Tänzerpaar fast immer ein Hochzeitspaar und man durfte also die gegenseitigen Präsente so zu sagen als Brautgeschenke betrachten!

Was thaten nun aber die Alten, während die Jungen sich auf die eben angegebene Weise verlustirten? Blieben dieselben vielleicht Trübsal, um so einen Gegensatz zu der wildrauschenden Tanzmusik zu bilden? Gerade das Gegentheil, denn sie, die Alten, zusammen mit den ganz jungen noch nicht tanzfähigen Kindern, waren in ihrer Art ebenso vergnügt, wenn nicht noch vergnügter.

als die ledigen Burſche und Mädchen. An der Kirchweih nemlich hörte jede Arbeit auf, und man ergab ſich da regelmäßig, das Füttern des Viehes abgerechnet, einem vollſtändigen „Nichtsthun.“ Darin nun, in dem „Nichtsthun“, beſtand das erſte Vergnügen! Und ein großes Vergnügen war dieß ſicherlich, denn was kann es für einen ſchwäbiſchen Bauersmann Angenehmeres geben, als ſich ſo recht behaglich zu ſtrecken und weder Hand noch Fuß zu rühren? Noch höher mußte jedoch der zweite Genuß angeſchlagen werden, welcher mit dem „Nichtsthun“ verbunden war, nemlich der Genuß der vielen Kuchen und der Dutzende von Würſten, welche man angefertigt hatte. Da ſaßen ſie nun, in der großen getäfelten Stube, deren Boden zum Zeichen der Reinlichkeit mit weißem Sand beſtreut war, an dem mächtigen eichenen Tiſche, den man heute ausnahmsweiſe mit einem ſelbſtgewobenen friſchgewaſchenen Leintuche überdeckt hatte und welcher unter dem aufgetragenen Backwerke, ſowie unter der Maſſe von Fleiſchwaaren faſt zuſammenbrach, — da ſaßen ſie nun und aßen! Obenan ſaß der Bauer als Herr des Hauſes und neben ihm die Bäuerin, die Regentin über Küche und Keller, dann kamen die geladenen Gäſte, Verwandte und Freunde aus den benachbarten Dörfern, die man expreß zu dem Feſte invitirt hatte und denen die Bäuerin auf alle Weiſe zuſprach, ungenirt zuzulangen. Auf die Gäſte folgten die jüngeren Kinder des Hauſes, welche an der Kirchweihe natürlich von allem Schulzwang erlöst waren und den Schluß bildeten die älteren Knechte und Mägde, die eben ihres Alters wegen den Tanz nicht beſuchten und dagegen von dem Bauer am heutigen Tage behandelt wurden, als gehörten ſie mit zur Familie. Da ſaßen ſie alſo ſammt und ſonders und ließen ſich das Nichtsthun nebſt den Kuchen und Würſten ſchmecken. Und wie ließen ſie es ſich ſchmecken! Ein Kuchen nach dem andern, eine Wurſt nach der andern verſchwand, und wenn man genug hatte zum „Ueberlaufen“, ſo ſetzte man doch noch einen

Biſſen darauf! Wollt's aber gar nicht mehr gehen, ei ſo ſchwemmte man das Genoſſene mit Braunbier oder Obſtmoſt hinab, und dann gab's gleich wieder ein freies Plätzchen im Magen, das man ſich beeilte, von Neuem auszufüllen. Man darf aber nicht glauben, daß der Bauer nur für ſich allein, ſeine Familie und Gäſte ſorgte. Gott bewahre, einen ſolchen Geiz kannte er nicht, ſondern dem fremdeſten Menſchen, der zur Stubenthüre hereintrat, wurde freigebigſt aufgewartet und kein Handwerksburich oder Bettler, welcher an dieſem Tage anklopfte, ging ohne ſeinen Kuchentheil von dannen. Beſonders aber vergaß man es nicht, dem Pfarrer, ſowie dem Schulmeiſter, „dem armen Schlucker", einen Küchegruß in's Haus zu ſenden, denn der Bauer wußte gar wohl, was Anſtand und Sitte erforderte.

Auf dieſe Art ging's im Innern der Bauernhäuſer zu; am Abend aber, wenn die Sonne herabſank, zog das Haupt der Familie ſeinen Sonntagsrock an und ging bedächtigen Schrittes dem Wirthshauſe zu. Doch nicht hinauf ging er in den Tanzſaal, denn es fiel ihm nicht ein, die Freude der Jugend zu ſtören; aber unten in der großen Wirthsſtube ſaß der Schultheiß mit den Gemeinderäthen und mit den angeſehenſten Bürgern des Ortes, und zu dieſen ſetzte er ſich, ſelbſt wenn er nur der Geringeren einer war, und ließ ſich ſeinen Schoppen kommen, ſo gut wie die Andern, und beſprach ſich mit ihnen über den Stand der Felder, über den Preis der Früchte, ſowie über andere ähnliche hochwichtige Gegenſtände.

Drei Tage lang, vom Sonntag früh bis zum Dienſtag Abend, wurde auf dieſe Weiſe gelebt; in der Nacht vom Dienſtag auf den Mittwoch jedoch mußte die Feſtlichkeit ein Ende nehmen. Man hatte nun genug gegeſſen und getrunken, genug getanzt, geſtampft und gejolt, und nun ging es „an's Begraben" der Kirchweihe. Morgen vier Uhr, wenn die Sonne über die Berge heraufkam, geben die Platzbuben das Zeichen und alsbald wußte

jeder Bursche, was er zu thun hatte. Der Eine nahm eine Flasche Wein, der Zweite ein Viertel Kuchen, der Dritte ein farbiges Band, der Vierte einen kleinen Birkenzweig, der Fünfte eine Hacke oder einen Spaten und der Sechste eine breite Schaufel. Nun ordnete sich der Zug. Voraus die Musikanten, ihr lustiges Stücklein aufspielend, darauf die Buben, jeder sein Mädchen an der Hand. So ging's vorwärts die breite Straße hinab, welche zum Kirchhofe hinausführte. Dort an der Mauer beim Eingangsthor ward Halt gemacht und Alle ordneten sich zu einem weiten geschlossenen Kreise. Dann trat der Platzbube, welcher den Spaten trug, vor und grub ein Loch, tief genug, um die Bänder, die Kuchen und die Birkenreiser darin zu begraben. Kaum aber waren diese Gegenstände in die Grube hineingebracht, so goß der Träger der Weinflasche deren Inhalt über dieselbe aus und zum Schlusse bedeckte der Bursch, welcher die Schaufel trug, Alles mit der ausgeworfenen Erde, so daß es wie ein kleiner Grabhügel aussah. Zu gleicher Zeit, d. h. während dieß geschah, brachen die sämmtlichen Burschе in ein tiefes Jammern und Wehklagen aus, gerade wie man es sonst bei Leichenbegängnissen macht, und die Musikanten bliesen einen Trauermarsch dazu, von so gräßlicher Natur, daß selbst ein Kieselsteinherz darob hätte Thränen vergießen müssen. Solches hieß man „die Kirbe vergraben", und wir dürfen wohl mit Recht sagen, daß diese Ceremonie dem ganzen Festvergnügen erst seine eigentliche Weihe verlieh; ja daß sie sogar den Glanzpunkt des großen dreitägigen Vergnügens ausmachte. War man nemlich mit dem „Vergraben" fertig, so ordnete sich der Zug abermals, und man ging im langsamsten Schritte wieder in den Ort hinein, indem zugleich auf dem ganzen Wege das Stoßseufzen, Lamentiren und Schluchzen, sowie das Trauerblasen der Musikanten auch nicht einen Augenblick lang aufhörte. Kaum aber hatte man den freien Platz vor dem Wirthshause erreicht, so verwandelte

ſich die Trauermuſik in den frohlichſten Hopswalzer, und die ledigen Burſche mit ihren Mädchen brachen in ein ſo tolles Lachen und Juchheien aus, daß das ganze Dorf davon erwachte. Nun tanzte man noch einmal auf offener Straße unter freiem Himmel herum, dann bliſen die Muſikanten einen Tuſch und die ganze Feſtlichkeit hatte ein Ende.

So feierte man im Schwabenlande früher die Kirchweihe. Drei Tage lang dauerte das Tollen, und man kann alſo wohl ſagen, daß der Becher der Luſt bis zur Nagelprobe geleert wurde. Dagegen aber ging man auch nachher mit um ſo größerer Emſigkeit wieder an ſein Geſchäft und ſuchte das, was man über jene drei Tage verſäumt hatte, durch verdoppelte Thatigkeit herein zu bringen. Viele Wochen lang, ja beinahe das ganze Jahr hindurch ſprachen die Burſche und Mädchen von nichts Anderem, als von den Freuden, welche die letzte Kirchweihe gewährt habe, und tröſteten ſich nur allein damit, daß nach zwölf Monaten „die Kirbe wieder ausgegraben werden dürfe.“ Uebrigens gab es auch noch „reellere“ Troſtgründe, beſonders für die Alten, denn da die unendliche Maſſe von Kuchen und Würſten natürlich in den beſagten drei Tagen kaum zur Hälfte hatte aufgezehrt werden können, ſo blieb noch ein ſo großer Reſt „von guten Sachen“ übrig, daß man eine ganze Woche und noch länger ſich daran verluſtiren konnte. Am Ende jedoch „lief den Leuten das Kucheneſſen nach,“ d. h. auf gut deutſch, ſie wurden deſſelben ſo überdrüſſig, daß ihnen das Schwarzbrod wieder beſſer ſchmeckte, als das mürbeſte Backwerk.

An vielen Orten hatte man an der Kirchweihe eine ſo große Freude, daß man regelmäßig am nächſtfolgenden Sonntage die „Nachkirchweihe“ feierte. Tanzmuſik gab's dann freilich keine, aber um ſo mehr ſonſtige Späße. Nachmittags nemlich

nahmen die Burſche ihre Mädchen am Arme und zogen auf die Kegelbahn, um einen Hammel oder ein Schaf auszukegeln, wobei dann die Gewinner mit Bändern geſchmückt zu werden pflegten. Noch öfter verſammelten ſie ſich auf einer großen Wieſe vor dem Dorfe und ſpielten einen neuen Hut heraus. Man bildete zu dieſem Zwecke einen großen Kreis von kurzen Pfählen, welche man in den Rasboden einſchlug; der Pfähle aber waren es immer ſo viel, als Burſche an dem Spiel Theil nahmen. Auch ſah ein Pfahl durchaus dem andern gleich und nur einer derſelben wurde von den Mädchen, ehe man ihn in die Erde einſchlug, vorher heimlich bezeichnet. Waren dieſe Vorbereitungen getroffen, ſo lud man ein Piſtol, legte dieſes in die Mitte des Kreiſes, ſtreute Pulver auf die Zündpfanne und band ein mehrere Schuh langes Stück Schwamm daran, welches man ſofort an ſeinem andern Ende anzündete. Der Schwamm brannte langſam fort gegen die Zündpfanne hin, und währenddem bewegten ſich die Buben Hand in Hand langſam um den Kreis herum. Endlich war der Zunder ausgebrannt, das Pulver entzündete ſich und der Schuß ging los. Nun griff jeder Burſche nach dem Pfahl, welchem er zunächſt ſtand, riß ihn aus der Erde heraus und beſichtigte ihn von Oben bis Unten; derjenige aber, welcher das geheime Zeichen fand, hatte den Hut gewonnen und mußte nun die ganze Geſellſchaft mit Bier oder Wein regaliren. Solches Spiel nannte man den „Huttanz“ und auf dieſe und andere Weiſe feierten die ledigen Burſche und Mädchen die Nachkirchweihe, während die älteren Bauern ſich im Wirthshaus gütlich thaten und ihre Weiber mit den Nachbarsfrauen zu Hauſe eine Kuchenviſite abhielten.

Jahrhunderte lang trieb man es ſo im Schwabenlande und kein Menſch nahm Anſtoß daran. Da endlich in unſeren überſchwenglich frommen Zeiten meinten verſchiedene Geiſtliche und

Kirchenvorsteher, es wäre doch besser, wenn man diesem dreitägigen Halloh ein Endziel setze und die Festlichkeit auf einen einzigen Tag beschränke. Ueberdieß nahm man in gewissen Kreisen nicht wenig Anstoß daran, daß das eine Dorf seine Kirchweihe an diesem, das andere an jenem Sonn- oder Feiertage begehe; denn ward nicht einem leichtsinnigen Menschen hiedurch Gelegenheit gegeben, daß er nicht blos seine „eigene", sondern auch noch verschiedene „fremde" Kirchweihen mitmache? Solchem Leichtsinn mußte ein Riegel vorgeschoben werden, und so brachte man es denn dahin, daß die Regierung ein Gesetz erließ, welches, die ganze bisherige Kirchweih-Ordnung über den Haufen werfend, bestimmte, daß für die Zukunft die Kirchweihe im ganzen Lande Württemberg nur einen einzigen Tag lang, und zwar immer am Montage nach dem dritten Sonntag im October zu feiern sei. Das war ein harter Schlag für die Freunde altschwäbischer Bräuche! Allein was war zu machen? Man mußte eben in Gottes Namen gehorchen und konnte sich höchstens dadurch rächen, daß man jenen October-Montag, auf welchen seither die sämmtlichen Kirchweihen im ganzen Lande concentrirt sind, mit dem Namen „Saukirbe" bezeichnete. Unter diesem Namen ist nun auch die württembergische Kirchweihe männiglich bekannt, denn das Poetische der früheren Festlichkeiten hat für immer und ewig Abschied genommen, und es ist nichts zurückgeblieben, als die rohe äußere Hülle. Haben die Spötter daher Unrecht, wenn sie sagen, die Kirchweihe heiße „Saukirbe", weil es auf derselben nur zu oft etwas sauisch oder schweinisch zuzugehen pflegte? So kommt's aber immer, wenn die hohe Polizei sich mit der Ultrafrömmigkeit verbindet, um die Leute durch Drohungen, Verbote und Strafen zur Tugendsamkeit und Solidität zu zwingen!

Ganz vergessen sind übrigens die früheren Kirchweihtage

nicht, ſondern an gar vielen Orten machen die Wirthe auf dieſelben aufmerkſam und annonciren mit großen Buchſtaben, daß bei ihnen „zur Erinnerung an die frühere Kirchweihe“ vortrefflicher Kuchen zu haben und auch ein Tänzchen in Ehren zu machen ſei. Iſt dann vollends mit dieſem Tage ein Krämermarkt verbunden, ſo wird das „Erinnerungsfeſt“ faſt ganz auf dieſelbe Weiſe gefeiert, wie früher das eigentliche Kirchweihfeſt, nur allein mit dem Unterſchiede, daß man ſtatt in dreien, in einem einzigen Tage fertig werden muß.

11.

Der württembergiſche Herr „von“.

Das Wörtlein „von“ ſpielt im Schwabenlande eine große Rolle, denn es giebt der Individuen nicht wenige, welche ſich deſſelben zu bedienen das Recht haben. Ein Unterſchied iſt deßwegen aber doch immer da, denn die einen ſind geborne, die andern ungeborne „vons“.

Man glaube jedoch nicht, daß die ungebornen „vons“ in der That nicht geboren worden ſeien. Im Gegentheil, ſie ſind recht tüchtig geboren und heißen nur deßwegen „ungeboren“, weil ſie das „von“ nicht durch die Geburt, ſondern erſt im ſpäteren Alter erhalten. Das Ding geht übrigens ſehr einfach zu, denn man hängt ihnen irgend einen Orden um, mit welchem das Recht, ſich „von“ zu ſchreiben, verbunden iſt, und dann ſind ſie fix und fertige Herren „von“. Solcher Orden giebts in Württemberg eigentlich nur zwei, nemlich den Militärverdienſt- und den Kronorden, denn der Friedrichsorden berechtigt zu keinem „von“. Zu unterſuchen, wie die Orden überhaupt entſtanden ſind, iſt nicht unſere Sache, und ebenſowenig können wir uns darauf einlaſſen, zu conſtatiren, welcher von den ſpeciell württembergiſchen Orden den qualitativ größten Werth habe. Uns ſcheint der Hauptunterſchied darin zu liegen, daß man den erſten an einem dunkelblauen, den zweiten an einem rothen und den dritten an einem hellblauen Bändelchen trägt. Möglicherweiſe haben wir hierin Unrecht, allein da wir ſelbſt zu den Nichtdecorirten gehören, ſo kann man uns auch eine genaue Einſicht in die Sach-

lage nicht zumuthen. Uebrigens ſo viel iſt uns doch bekannt, daß es bei jedem dieſer Orden eine Art Stufenleiter giebt, oder vielmehr eine Abſtufung in verſchiedene Grade, ſo daß man von einer niedereren Decoration zu einer höheren hinaufſteigen kann. Allein ſchon die niedrigſte Stufe verleiht die Ritterwürde, und man hat alſo, wenn man einmal den Stern mit dem Bändelchen beſitzt, dem bürgerlichen Stande Valet geſagt, oder um uns noch deutlicher auszudrücken, man iſt durch die Decoration für ſeine eigene Perſon in den Adelsſtand erhoben worden.

Wer bekommt nun in Württemberg einen Orden? Ei nun natürlich derjenige, der ihn verdient hat, nach dem alten Sprichworte: „dem Verdienſte ſeine Krone“. Wenn es aber ſo iſt, wie natürlich nicht bezweifelt werden kann, ſo muß im Staate Württemberg „ungemein viel Verdienſt zu finden ſein“; denn die Decorirten zählt man daſelbſt nicht ſowohl dem Hundert, als dem Tauſend nach. Nehmen wir nur z. B. den Officiersſtand an, — iſt nicht ein ſehr großer Theil deſſelben mit dem Militärverdienſtorden geziert? Freilich auf dem Felde der Ehre, d. h. im Schlachtengetümmel und in der Vertheidigung des Vaterlandes, konnten ſie ihn nicht wohl erwerben, die Herren Majore, Obriſtlieutenante und Obriſte, da Württemberg ſeit fünfundvierzig Jahren keinen Krieg mehr geführt hat; allein iſt Einer, der in ſeiner langjährigen Dienſtzeit auch nicht ein einzigesmal von dem Pfade der Subordination und des Militär-Reglements abwich, nicht eben ſo ſehr oder gar noch bei weitem mehr würdig, decorirt zu werden, als z. B. jener Fähnrich, deſſen kriegeriſches Verdienſt darin beſtand, daß er nach Rußland mitmarſchirte und ſo vernünftig war, weder zu erfrieren, noch in der Bereſina zu ertrinken? Natürlich aber ſo mir nichts dir nichts bekommt man einen ſolchen Orden nicht, ſondern man muß vorher durch eine Reihe von Jahren hindurch die Probe beſtanden haben und zum mindeſten Stabsofficier geworden ſein. Iſt man dieß aber, ei dann fehlts auch nicht,

und deßwegen giebts in der ganzen württembergischen Armee unter den höheren Officieren so zu sagen lauter Herren „von“.

Sehr verbreitet ist der Friedrichsorden, welcher, da er wie schon gesagt nicht mehr persönlich adelt, auch öfters bei kleineren Anlässen vergeben wird; weit vornehmer und gesuchter ist dagegen der Kronorden, weßhalb man auch bei seiner Vertheilung stets äußerst scrupulös zu Werke geht. Scrupulös nemlich muß man sein, und zwar sehr ausnehmend scrupulös, denn wenn man jeden würdigen Staatsdiener decoriren wollte, so müßte man, da wir „lauter würdige“ haben, am Ende eine eigene Ordenskreuzfabrik errichten! Somit ließ man nur die Allerallerwürdigsten, nur die Allerallertreuesten, nur die Allerallerverdienstvollsten aus, als z. B. Oberamtleute, welche durch viele Jahre hindurch ihren Bezirk in musterhafter Ordnung erhielten, über die Schlechtgesinnten eine genaue polizeiliche Aufsicht führten, und bei Deputirtenwahlen zum Heil des Staates und der Regierung wirkten; oder auch Finanzbeamte, welche sich im Eintreiben der Steuern gewichtige Verdienste erwarben und bei Accorden, Pachtungen oder Verkäufen immer auf ordentliche der Regierung holde Bürger Rücksicht nehmen; oder Richter und Justitiare, welche aller Schlechtigkeit mit Energie zu Leibe stiegen und zum Heile des Staates die rothen Aufrührer auch da herauswitterten, wo sie sonst Niemand zu finden gewußt hätte; oder gottesfürchtige Dekane, die ihr fünfzigjähriges Dienstjubiläum feierten, und durch dieses „von“ schon hienieden die Freuden des Himmels zu verschmecken vermeinen; oder endlich Mitglieder der Abgeordnetenkammer, welche nie den Grundsätzen wahren Volksglücks und den Vorschlägen der Herren Minister zuwider handelten, sondern vielmehr jene beiden Begriffe, wie sichs für einen loyalen nach Beförderung strebenden Unterthanen geziemt, so ziemlich für identisch hielten! Man sieht also, nur die „Besten der Besten“ werden mit dem

hohen Orden bedacht; daß aber Oberregierungsräthe, Oberjustizräthe, Obertribunalräthe, Staatsräthe und Geheimeräthe, sowie Directoren, Präsidenten und Minister, oder wie die höheren Titel alle lauten mögen, ohnehin Anspruch auf jenes beseligende Kreuz haben, versteht sich so zu sagen von selbst. Würde man denn jene Männer zu solch' hohen Posten berufen, wenn man ihre Treue und Diensttüchtigkeit nicht längst erprobt hätte! Aus eben diesem Grunde werden auch die Herren Legationsräthe und Gesandte, die Herren Hofmarschälle und Oberstthofmeister, sowie überhaupt die obersten und höchsten Chargen des Reichs mit jener adelnden Auszeichnung bedacht, aber man wird nie und nimmer die freche Behauptung aufstellen dürfen, daß je einmal ein schlechtes malcontentes Subject in die Reihen der Ordensritter oder gar der Commenthure und Großkreuze aufgenommen worden sei. Gott stärke uns! Ein Malcontenter und decorirt!

Welches Glück nun aber, wenn endlich der langersehnte Orden ankommt! Jahre lang hat vielleicht ein solch treuer Diener auf die Ertheilung des rothen Bändelchens gewartet; mit der Sehnsucht eines Bräutigams sah er regelmäßig dem Neujahre entgegen, an welchem bekanntlich bei uns zu Lande der Hauptordensverleihungsschub vorgenommen wird; fünfmal schon, oder gar noch öfter mußte er möglicherweise den Schmerz empfinden, sich abermals übergangen zu sehen; aber siehe da, endlich, endlich hat er doch das große Endziel erreicht, denn es steht schwarz auf weiß im Staats-Anzeiger zu lesen, daß er seinem Namen von nun an ein „von" vorsetzen darf! Ha beim Himmel, diese Nummer des genannten Blattes, diese herrliche, gottvolle, beseligende Nummer muß unter Glas und Rahmen gefaßt werden! Er rennt zu seiner Frau, der neue Herr Ritter, und streckt ihr jubelnd das Kreuz entgegen! Er trommelt das ganze Haus zusammen und schreit: „da seht her, ich bin nun gnädiger Herr geworden!" Der Jubel ist in der That kaum zu beschreiben, obwohl zugegeben werden

muß, daß nicht jeder mit dem Orden Beglückte seine Freude auf solch „auffallende“ Weise an den Tag legt. Im Gegentheil, nicht wenige wissen sich mit der Ruhe eines Cato zu beherrschen und äußern sich auf eine Weise, daß man glauben könnte, sie betrachten das empfangene Kreuz nur als ein „Spielzeug“. Wieder andere werfen sich in die Brust und sprechen: „solche Auszeichnung haben wir längst verdient und die Regierung hat uns also nicht bevorzugt, sondern sie ist uns nur gerecht geworden.“ Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Decorirten aber kauft sich alsobald eine ganze Elle von dem Bande, an welchem der Orden getragen wird, und hettet ein Stücklein an den Frack, ein anderes Stücklein an den Rock, ein drittes an den Ueberzieher und ein viertes gar an den Schlafrock!

Noch beseligter fast als der Herr Gemahl ist nicht selten die Frau Gemahlin. Sie betrachtet sich nemlich als die bessere Hälfte ihres Eheherrn und meint: „wenn er Ritter geworden sei, so kommt ihr doch sicherlich die Würde einer Ritterin zu.“ In dieser Voraussetzung passirt es ihr möglicherweise, daß sie sich in ihren Kreisen als Frau Ritterin des Kron- oder Militärverdienstordens unterschreibt, und wehe dem, der fortfahren würde, sie Frau Commerzienräthin, Frau Hofräthin, Frau Bergräthin, Frau Bauräthin oder Frau Kriegsräthin zu tituliren, denn sie ist in ihren Augen von nun an ebensogut eine „gnädige“ Frau, als ihre liebe Freundin, deren Eheherr mit einem „von“ auf die Welt kam. Ja nicht blos sich selbst betrachtet sie als geadelt, sondern auch ihre Fräulein Töchter avanciren durch das rothe Bändelchen des Vaters urplötzlich zu „gnädigen Fräulein“, und ein Dienstbote, welcher es unterlassen würde, den neuen Titel bei jeder Gelegenheit zu appliciren, würde augenblicklich aus dem Hause gejagt. Freilich, leider kommen Fälle vor, daß ein Ehegatte mit solchen Titulaturen nicht einverstanden ist, sondern das Gebahren seiner Frau und Töchter für eitel Anmaßung und

Schnick Schnack erklärt; allein dann beruft sich die liebevolle Ehehälfte auf das Beispiel der Frau Oberförsterin oder Frau Hauptmännin so und so, welche sich, obwohl ihre Männer auch keine geborne „vons" seien, doch unbedingt als „Gnädige" behandeln lassen. Was will nun der arme Mann machen? Er muß in Gottes Namen nachgeben oder — den Vorwurf der Grausamkeit und des Starrsinns auf sich laden.

Solcherartig sind die Wirkungen des Wörtleins „von" bei einem persönlich Geadelten, und die einzige Trübsal dabei besteht darin, daß mit dem Tode des Decorirten auch für seine Familie das Adeligsein aufhört. Möglicherweise noch reservirt sich die Witwe den Titel, d. h. sie bringt es dahin, daß ihre Bekannten aus Gewohnheit fortfahren, sie „Frau von" zu nennen, aber die Töchter, und insbesondere die Söhne, — nein, die sind unter allen Umständen nach dem Tode des Vaters wieder gut bürgerlich. Beim Himmel, da ist doch die Familie eines *gebornen* Herrn „von" weit besser daran, denn seinen Söhnen, Töchtern und Enkeln kann man den Adel nie nehmen, es mag kommen wie es will! Doch nein, wir haben Unrecht: in Einem Fall, aber auch nur einem einzigen, kann der Erbadel genommen werden, nemlich dann, wenn ein gnädiger Herr wegen Diebstahls oder Betrügerei ins Zuchthaus kommt. Dann werden bei uns zu Lande die Herren Adeligen zu Bürgerlichen degradirt, so daß man mit Recht sagen kann, es habe noch nie ein Baron oder Graf wegen Niederträchtigkeit im Gefängniß gesessen!

Betrachten wir uns nun den württembergischen Geburtsadel etwas näher! Derselbe zerfällt in zwei Hauptrubriken, in die der „Besitzenden" und die der Nichtbesitzenden", d. h. mit andern Worten, es gibt bei uns Grafen oder Barone, die *keine* Grafschaft und *keine* Baronie eignen, während es wieder Andere gibt, die wirklich über ein solches Eigenthum gebieten. Von den Letzteren nun wollen wir zuerst sprechen, denn diejenigen, die

etwas haben, verdienen doch den Vorzug vor den Nichtshabenden, und somit vermelden wir dem geneigten Leser, daß der „besitzende“ Adel theils „standesherrlicher“, theils „ritterschaftlicher“ Natur ist. Der „standesherrliche“ ist keineswegs massenhaft vertreten, sondern zählt eigentlich nur etlich und zwanzig Familien; allein deren Oberhäupter waren früher reichsunmittelbar, und konnten damals gerade so gut auf den Herrschertitel Anspruch machen, als die jetzt regierenden etliche und dreißig Fürsten Deutschlands. Ueberdieß darf der Grundbesitz dieser hohen Herren keineswegs als unbedeutend bezeichnet werden, sondern derselbe gestattet ihnen vielmehr in der That und Wahrheit „gräflich“ oder gar „fürstlich“ (wenn man nämlich an das „fürstlich“ einen etwas bescheidenen Maßstab legt) zu leben. Ganz anders jedoch sieht es mit dem ritterschaftlichen Adel aus, besonders mit demjenigen Theil, welcher keine Majorate mehr besitzt. Allerdings „Rittergutsbesitzer“ müssen die sämmtlichen Mitglieder des ritterschaftlichen Adels sein. Es darf also weder einen „einfachen Adeligen“, noch einen „Freiherrn“, noch einen „Grafen“ unter ihnen geben, der nicht von sich sagen könnte: „ich eigne ein Rittergut“; allein zu unserem großen Leidwesen müssen wir constatiren, daß oft an einem einzigen Gute fünf oder sechs, hie und da sogar zwanzig und dreißig Herren „von“ Theil haben. Ja es kommt vor, daß das Einkommen eines solchen Gutes in vierundsechzigstel oder gar noch geringere Portionen zerrissen werden muß, um jedem Interessenten seinen Part zukommen zu lassen! Dieß sind nun freilich ganz eigenthümliche Sorten von „Rittergutsbesitzern“, so etwas wie Kameraden des „Ritter Schmalhans“, oder des Herrn „Baron von Habenichtshausen“; allein zum Glück sind nicht alle Mitglieder des ritterschaftlichen Adels so übel daran, sondern es gibt vielmehr sowohl unter den Freiherren als unter den Grafen nicht Wenige, welche ein recht respectables Besitzthum aufweisen können. Hierunter

begreifen wir vorzüglich die Inhaber der ſogenannten Mannlehen, d. h. derjenigen Lehen, welche ſich immer auf den älteſten Sohn forterben und es alſo, weil derlei Güter weder verpfändet noch verkauft werden dürfen, zur Unmöglichkeit machen, daß die Familie in gänzliche Armuth verſinkt. Freilich eine Ungerechtigkeit iſt ein ſolches Lehen immer, denn die jüngeren Geſchwiſter werden dabei gar kurz abgeſpeiſt. Allein ſeis drum! Der Aelteſte hat dann doch wenigſtens was „Erkleckliches“ und kann nicht nur die Ehre der Familie repräſentiren, ſondern es ſich ſogar hie und da herausnehmen, mit einem „Standesherrn“ zu rivaliſiren! Reſpect alſo vor dem beſitzenden Adel!

Früher freilich war der Herr Baron, Graf oder Fürſt ein noch weit angeſehenerer Herr als jetzt. Damals ſtand ſeine Burg mit Zinnen, Thürmen und Schießſcharten wohl verſehen hoch oben über dem Dorfe, und Land und Leute ringsum waren ihm unterthänig. Ja nicht ſelten gebot er ſogar über Leben und Tod und konnte auf ſeinem Gebiete mit demſelben Recht köpfen oder hängen laſſen, wie der Kaiſer und König von Deutſchland ſelbſt. Das alles iſt aber längſt anders geworden, denn bekanntlich ſank die Souveränität jener Duodezherren zugleich mit dem deutſchen Reiche zuſammen. Auch von der Burg auf der Anhöhe oben kann man nur noch gar wenige Trümmer erſchauen; dagegen aber beſitzt der Herr Baron oder Graf nunmehr unten im Dorfe, neben dem ſein Rittergut liegt, ein großes ſchloßartiges Gebäude, in welchem es ſich weit angenehmer und bequemer wohnt, als auf der früheren Burg, und überdieß bietet der große Garten oder Park, welcher gewöhnlich das Schloß umgibt, ebenfalls keine geringen Annehmlichkeiten. Somit hätte es der Herr Rittergutsbeſitzer eigentlich in unſeren Tagen weit beſſer, als in den früheren Zeiten, wenn nur ein einziges Ding nicht wäre, nemlich die Erinnerung an die verloren gegangenen Rechte! Allein wie könnte er dieſe je vergeſſen? Deßwegen wollte es ihm auch gar

lange Zeit nicht hinunter, daß er durch seine Mediatisirung so zu sagen zu einem einfachen Privat- und Bürgermann herabsank, welchem keinerlei Vorrecht blieb, als nur des seines adeligen Namens; es wollte ihm nicht hinunter, daß die Gesetze des Landes, in welchem er lebte, für ihn so gut gemacht seien, als für die übrigen Unterthanen und Einwohner; ja daß er sogar vor jedem Oberamtmann und Oberamtsrichter Red und Antwort geben solle, ohne daß man auf seine hohe Geburt irgend Rücksicht nehme! Dieß alles wollte ihm nicht hinunter, und darum klammerte er sich fest an das wenige, was man ihm ließ, und ließ es sich z. B. lange Zeit durchaus nicht nehmen, die Polizei auf seinen Gütern selbst auszuüben und so gewissermaßen eigenhändig den Büttel zu spielen. Nach und nach jedoch kam er zur Einsicht, daß die Ausübung solcher kleinen Vorrechte sowie überhaupt das starre Festhalten an dem Reste seiner früheren Souveranität ihm lediglich weder Ehre, nöch Ansehen, noch Vortheil bringe, und nun begriff er auf einmal die „jetzige" Aufgabe seines Lebens. „Ich will Bauer werden," sagte er zu sich selbst, „Bauer im Großen oder Großbauer, und mein Aeltester soll sein Erbthum ums Doppelte verbessert und vergrößert bekommen." Kaum war ihm diese Einsicht geworden, so warf er sich auch schon mit Lust auf die Landwirthschaft, und wenn er vorher das Ablösungsgesetz, d. h. das Recht seiner früheren Zehent- und Gültpflichtigen, ihm diese Abgaben um einen festgesetzten civilen Preis abzukaufen, als ein schreiendes Unrecht in den „Erdgrunds Boden hinein" verflucht hatte, so griff er jetzt mit heimlicher Freude nach den vielen Geldern, welche ihm durch die Ablösung zukamen, und kaufte sich liegende Gründe dafür. So wurde er, der früher sein Einkommen nicht selten auf Jahre hinaus, damit er den hohen Herrn spielen konnte, mit großem Verlust an die Juden versetzt hatte, mit einemmale ein „wirthschaftlicher" Mann, welcher nicht blos das Seinige zusammenhielt, sondern es auch

noch erklecklich zu steigern wußte. Auch genirte es ihn nunmehr durchaus nicht, wenn ihn etwa der Eine oder der Andere seiner „nichtbesitzenden" Standesgenossen den „Kartoffelbaron" nannte, sondern er setzte vielmehr von jener Zeit an seinen Stolz darein, seine Güter selbst zu bewirthschaften und hiedurch den kleineren Grundbesitzern, d. h. den Bauern ringsum, das Musterbild eines guten volkswirthschaftlichen Umtriebs zu geben. Ja er ließ sich sogar nicht selten herbei, die Stelle eines Vorstandes des landwirthschaftlichen Vereins seines Bezirkes zu übernehmen, obwohl die sämmtlichen übrigen Mitglieder nur „Bürgerliche" waren und größtentheils nicht einmal dem Honoratiorenstande angehörten.

Ein solcher Wechsel ist mit dem modernen Rittergutsbesitzer vorgegangen, ein Wechsel übrigens, der ihm zum hohen Vortheil gereicht. Darum ahmen auch die Standesherren mit ihren größeren Gütercomplexen sein Beispiel nach und werfen sich ebenfalls mit aller Macht auf die Landwirthschaft. Der vergrößerte Ertrag ihrer Besitzungen soll ihnen die Verluste ersetzen, welche sie in anderer Beziehung erlitten! Um nun aber diesen Ertrag so hoch als möglich zu steigern, werfen sie sich vor allem auf die Errichtung großer Bierbrauereien, wohl wissend, daß dann die kleineren Brauer vor ihnen die Segel streichen müssen. Auch wetteifern sie mit einander, wer von ihnen den besten Stoff liefere, gerade wie sie in vergangenen Zeiten über den besten „Lanzenstoß" mit einander stritten. „Mein Bier ist das beste," ruft der Eibacher; aber der Stozinger lacht dazu und meint, „sein Stoff sei doch noch feinschmeckender." Nun kommt der Weißensteiner und erklärt, daß sein Ruhm fester gegründet sei, als der aller seiner Collegen; allein hierüber geräth der von Schwendi in einen gerechten Zorn, weil er sich bewußt ist, die beste Gerste und den besten Hopfen in seinen Brauhäusern zu verwenden, und am Ende reitet gar noch der Dischinger ebenfalls in die Stechbahn, obwohl er sich bewußt sein sollte, daß

er zwar ein uraltes Gut beſitzt, dagegen aber in Beziehung auf den eigenen Adel mit den ſoeben genannten Gutsbeſitzern nimmermehr concurriren kann. Kurz es beſteht nunmehr ein förmlicher Wettſtreit unter den beſitzenden Herren „von“, wer als Großbauer und als Großbrauer den erſten Rang einnehme, und mancher Baron oder Graf thut gegenwärtig, als ob er ſtolzer wäre auf die Zahl ſeiner lebenden Vieh- und Schafherden, denn als auf die ununterbrochene Reihe ſeiner todten Ahnen.

Deſſen ungeachtet gedenkt der Herr Baron oder Graf in ſeinem Innern mit großer Vorliebe der Zeiten, in welchen er noch „Unterthanen“ hatte, und ſeine nächſte Umgebung, beſonders die Pfarrer und Rentamtleute, könnten vielleicht manches hierüber erzählen. Er hat nemlich immer noch das Recht, die Geiſtlichen der Dörfer, deren Souverän er früher war, zu nominiren, und es fällt ihm gar nicht ein, auf dieſes Recht zu verzichten. Dagegen verlangt er von den theologiſchen Herren, welchen er zu einer Pfründe verhalf, zum Recompens ſeine Unterwürfigkeit und Devotion, welche „Unterthanen“ ihrem „Herrn“ ſchuldig ſind. Sie ſollen ihn als ihren „Patron“ verehren, und daher wehe dem Pfarrer, welcher es wagen würde, nach der Sonntagmorgen-Predigt das Gebet für das Wohl der Gutsherrſchaft auszulaſſen. Iſt ja dieſes faſt ſo zu ſagen das einzige Andenken an die frühere Souveränität, und kann alſo unter keinen Umſtänden darauf verzichtet werden! Noch weit ausgeprägter erſcheint das Unterwürfigkeitsverhältniß des Rentamtmanns. Dieſer iſt nemlich nicht blos der Finanzminiſter des Herrn Grafen oder Barons, ſondern auch zugleich ſein Oberſthofmeiſter, ſein Intendant, ſein Bau- und Gartendirector, und was dergleichen mehr iſt. Ebendeßwegen läßt der Herr Graf es denſelben auch fühlen, daß Er der Patron, der Rentamtmann aber der Diener iſt. „Gehorſam iſt die erſte Bürgerpflicht, und wer nicht tiefunterthänigſt parirt, der wird zum Teufel gejagt.“ Die Stellung eines Rentamt-

manns gehört also zu den „minderbeneidenswerthen“; dagegen aber, wenn ein solcher „Privatbeamter“ durch seine Worte und Thaten den Beweis liefert, daß das Interesse der Gutsherrschaft ihm „über Alles“ geht, so ertheilt sein standesherrlicher Patron ihm auch wohl den Titel eines „Domänenraths“ oder gar eines „Domänendirectors“.

Ganz anders benimmt sich der Ritterguts- oder Grafschaftsbesitzer gegen die „unabhängigen“ Beamten des Bezirks, in welchem er ansässig ist, d. h. gegen die Königlichen Bezirksbeamten. Er fühlt nemlich, wie andere Menschenkinder auch, nicht selten das Bedürfniß nach gesellschaftlicher Unterhaltung und gesellschaftlichen Vergnügungen; allein wie wäre es ihm auf seinem ländlichen Schloßsitze möglich, dieses Bedürfniß zu befriedigen, wenn er sich nicht herabließe, mit den „Gebildeten unter der bürgerlichen Classe“, also hauptsächlich mit den Angestellten und Beamten, nähere Bekanntschaft zu machen? Somit tritt er fast regelmäßig der Casinogesellschaft oder dem Museum des nächsten Städtchens bei und macht nicht selten sogar die Kränzchen oder Bälle mit, welche dorten gefeiert werden. Andere Vergnügungen, als da sind Kegelpartieen, Freischießen u. s. w. läßt er ohnehin nie aus, sondern spielt vielmehr darauf immer eine Hauptrolle. Auch versäumt er es nie, periodenweise als „liberaler Wirth“ aufzutreten und gibt also von Zeit zu Zeit kleinere oder größere Gastmahle, zu welchem natürlich regelmäßig der Herr Oberamtmann nebst der sonstigen haute volée eingeladen werden. Abends wird dann gewöhnlich eine Partie Hombre oder irgend ein anderes Spielchen gemacht, und man darf sicher sein, daß die geladenen Gäste von der Herablassung und Cordialität des hochadeligen Herrn regelmäßig ganz bezaubert werden. Freilich aber, wenn der Herr Baron oder Graf den Tag darauf vielleicht Besuch von „Standesgenossen“ bekommt, und wenn dann zufällig einer der bürgerlichen Gäste von gestern sich ebenfalls wieder einfindet, so

hat's mit der Cordialität und Kameradschaftlichkeit vom Tag vorher ein totales Ende, und der Herr Graf oder Baron zeigt nun, daß er seinen Rang und seine Geburt keineswegs vergessen habe. „Zurück, Bürgerlicher, in deine Sphäre, und wage es nicht, mit einem ‚Hochgebornen' auf du und du stehen zu wollen."

Ein besonderer Uebelstand für den besitzenden Adel ist der Mangel von Erziehungsanstalten auf dem Lande, denn wie soll er es machen, wenn er Familie und Kinder hat? Er kann sie doch wahrhaftig nicht mit den Sprößlingen der Bauern in die deutsche Schule schicken, und ebensowenig kann er es übers Herz bringen, dieselben von dem Präceptor des nächsten Städtchens unterrichten zu lassen. Solches hieße ja sich mit dem Rentamtmann oder Pfarrer, die ihre Kinder ebenfalls beim Stadtpräceptor heranbilden lassen, auf eine und dieselbe Stufe stellen! Was bleibt also anders übrig, als um schweres Geld einen eigenen Hofmeister ins Haus zu thun, gerade wie die Prinzen und Prinzessinnen ihre eigenen Gouverneure haben? Freilich hält es etwas schwer, einen solchen Erzieher zu finden, denn derselbe soll in den alten wie in den neuen Sprachen, und nebenher auch in den Realien, in der Mathematik, im Zeichnen und in der Musik zu Hause sein. Ja, der Herr Baron oder Graf verlangt sogar, daß der besagte Gouverneur besonders feine Manieren habe und sich gegen die Damen des Hauses so zu benehmen wisse, daß dieselben keinen Anstoß an seiner Gegenwart nehmen. Kurz der Hofmeister, den man einthut, soll alle Kenntnisse und alle Tugenden in sich vereinigen, damit man das viele Geld für ihn nicht umsonst ausgebe. Allein leider gelingt es nur selten, eine solche Vollkommenheit zu acquiriren, und man begnügt sich daher mit einem gewöhnlichen Lehramtscandidaten. Nun aber bemerkt man nur zu bald mit Schrecken, daß die Kinder nicht nur nichts lernen, sondern auch in jeglichem andern Ding vernachlässigt sind. Man schickt also den Hofmeister fort und bequemt

ſich dazu, die Knaben auf einem Gymnaſium, und die Töchter in einer weiblichen Erziehungsanſtalt unterzubringen, trotzdem, daß ſowohl in letzterer Anſtalt, als auch in dem Gymnaſium das bürgerliche Element vorherrſchend iſt. Freilich früher, wo der Sohn eines adeligen Herrn nichts zu lernen brauchte als „reiten, ſchießen, fechten, ſpielen, tanzen und fluchen", früher, wo ein adeliges Fräulein für hochgebildet galt, wenn es franzöſiſch zu plappern, ſich ordentlich zu ſchminken und gegen Bürgerliche mit Hochmuth aufzutreten verſtand, — damals hatte man keine ſo große Noth mit der Kindererziehung, aber jetzt? Du lieber Gott, die Zeiten haben ſich erſchrecklich verändert, und ſelbſt auf die gnädigen Fräulein, von den Söhnen gar nicht zu ſprechen, muß man viel Geld, Zeit und Mühe verwenden, wenn ſie nicht auf Bällen und beim Heirathen von den Bürgermamſells ausgeſtochen werden wollen!

So hat denn ein Rittergutsbeſitzer, der viele Kinder beſitzt, ſeine liebe Noth mit ihnen, allein hierin, in der Kindererziehung, liegt noch nicht einmal ſein Hauptärger. Im Gegentheil, es giebt noch ganz andere Dinge, die ihm das Leben verbittern. Das eine iſt das, daß er ſich gezwungen ſieht, die „Jagden", zu denen er früher ein Geburtsrecht hatte, nunmehr um ſein gutes Geld „zu pachten", wobei es ſogar nicht ſelten vorkommen kann, daß ihn irgend ein bürgerlicher Concurrent überbietet. Die zweite Unannehmlichkeit beſteht darin, daß er nicht mehr wie früher „Steuerfreiheit" genießt, ſondern im Gegentheil zu den Ausgaben des Staates, ja ſogar zu den Ausgaben der Gemeinde, welcher er zugetheilt iſt, in demſelben Maßſtabe beitragen muß, wie die übrigen Einwohner und Unterthanen. Eine ſolche Gleichſtellung geht denn doch zu weit und grenzt an Demagogie! Allein ſo groß auch die Entrüſtung des Herrn Barons hierüber iſt, ſo giebt es doch einen „noch" herberen Aerger für ihn. Dieſen dritten und Hauptärger nemlich empfindet er, wenn irgend ein Bürger-

licher, der Geld besitzt, sich den „Adelstitel nebst einem Rittergute“ erkauft, denn ein solch' neugebackner Herr „von“ erwirbt sich ja durch solchen Kauf das Recht, ihn als Standesgenossen zu behandeln. Nein, da hört Alles auf,' und will es nun gar vollends der Zufall, daß selbiger bürgerliche Eindringling zugleich ein Jude ist, dann steigert sich der Aerger zum „aus der Haut fahren!“

Dieß ungefähr ist das Bild eines württembergischen Herrn „von“, welcher zum „besitzenden“ Adel gehört, wie verhält es sich nun aber mit den andern gebornen Edelleuten, welche das Panier der Eigenthumslosigkeit aufgepflanzt haben? Freilich ist's ein Unding oder vielmehr ein Widerspruch mit sich selbst, sich einen Grafen ohne Grafschaft und einen Baronen ohne Baronie zu denken, aber bei Gott ist kein Ding unmöglich, und so gibt es denn bei uns zu Lande eine ganze Menge von Grafen, Baronen und Patriziern, welche auch nicht eine einzige Hufe Landes besitzen, ja deren unschuldiger, einer Taube oder Schwalbe, oder sonst einem friedlichen Thiere entnommener Name schon beweist, daß nicht einmal ihre Voreltern sich irgendwie eines reellen Eigenthums rühmen konnten, während doch ihre Kinder und Kindeskinder alle wieder geborne Grafen und Barone werden! Wie fangen es nun diese an, daß sie standesgemäß leben können?

Schon die zweiten, dritten und vierten Söhne des besitzenden Adels sind übel daran, weil ja das eigentliche und Haupterbe nicht ihnen, sondern dem ältesten Bruder zukommt, und weil sie sich demgemäß mit einer kleinen Apanage begnügen müssen. Noch schlimmer steht es mit denen, welche einen Bruch-Antheil, so etwa ein Fünfzigstel oder Sechzigstel an einem adeligen Gute haben, denn wenn solch' Einer heirathet, und z. B. vier Buben bekommt, so theilt sich sein Sechzigstel in vier Zweihundertvierzigstel, und nach ein paar Generationen, wenn die Fruchtbarkeit dieser vier Buben auch wieder groß ist, reducirt sich das Ein-

kommen dieſer Herren Mitglieder der Ritterzunft ſo zu ſagen auf Null. Am allerſchlimmſten aber haben es doch die, welche zwar Familie, aber lediglich ſonſt nichts beſitzen, die Beſoldung, die ſie etwa vom Staate beziehen, natürlich ausgenommen. Was ſollen ſie um Gotteswillen mit ihren Söhnen und Töchtern anfangen, da dieſelben doch unmöglich von der Luft leben können? Wahrhaftig, es bleibt nichts übrig, als die Mädchen in irgend einem Stifte oder auch bei hohen und höchſten Herrſchaften unterzubringen, wenn nicht etwa die Liebe oder vielmehr das Verliebtſein eines Mannsbildes (wobei natürlich auch einem bürgerlichen Bewerber nie mit einem Nein entgegengetreten wird) ihnen eine beſſere Verſorgung verſchafft. Die Buben aber, — nun dieſen bleibt ein doppelter Ausweg. Entweder nemlich werden ſie Soldaten, oder aber, wenns ſo weit reicht, müſſen ſie ſtudiren. Das wohlfeilſte und practiſchſte wäre es freilich, wenn man dieſelben bei irgend einem Handwerksmann oder Kaufmann in die Lehre brächte, allein, hilf Himmel, ein geborner Graf oder Baron ſoll ein Käskrämer oder gar ein Schreiner und Schuhmacher werden? So etwas wäre ja unerhört und eine Schande für den ganzen Stand! Nein, das mindeſte, zu was man ſich herablaſſen kann, iſt das, daß der Sohn ſtudirt, und ſogar hierin muß man wähleriſch ſein! Oder wie? Wäre es denn ſchicklich, daß der Sohn eines Hochgebornen ſich der Medicin oder Theologie widmete? Könnte man ſich noch vor den Leuten ſehen laſſen, wenn der junge gnädige Herr ſpäter ſein Brod damit verdienen müßte, daß er jedem dreckigten Bauer den Puls fühlte, oder gar den Schwarzkittel machte und auf einem elenden Neſte von Dorf ein kümmerliches Daſein friſtete? Gott ſchütze uns! Ein Baron oder Graf und ein ſolch entwürdigendes Metier! Nein, ſo weit kann ein „geborner Herr von“ nicht ſinken, ſondern es gibt vielmehr nur zwei Brodwiſſenſchaften, deren Studium ſich mit dem Adligſein verträgt, und dieſe beiden ſind die Rechtswiſſenſchaft und die

Forſtwiſſenſchaft. Ein Forſtmann darf ja reiten, jagen und ſchießen, was alles lauter ritterliche Beſchäftigungen ſind; einem Juriſten aber ſtehen die höchſten Staatsämter und beſonders auch alle Stellen im auswärtigen Amte in Ausſicht; wie könnte man es ſich alſo beikommen laſſen, ein anderes Fach zu ergreifen, als eines der beiden eben genannten?

So wird denn alſo der junge beſitzloſe Adelige mit aller Strenge angehalten, die Schule zu beſuchen, damit die zum Maturitäts-Examen nöthigen Kenntniſſe in ſeinen Kopf hineinkommen. Es will freilich oft und viel ſchwer halten, und der junge Bub kann's gar nicht begreifen, wie es ſich dieſer und jener Profeſſor herausnehmen könne, ihn auf dieſelbe Weiſe mit Aufgaben zu torquiren, wie die andern bürgerlichen Knaben. Er als geborner Baron oder Graf ſollte doch mit etwas mehr Rückſicht und Schonung behandelt werden! Nicht ſelten läuft er deßhalb auf und davon und läßt Grammatik — Grammatik ſein; noch öfter aber macht er, wenn ihn der Vater zwingt, auszuhalten, im Examen ſelbſt Fiasko und wird einfach wegen ungenügender Kenntniſſe zurückgewieſen. Doch ein halbes Dutzend jährlich oder auch noch mehrere beſtehen doch und beziehen nun als reguläre Studenten die Alma Mater; allein in den Jubel ihrer Commilitonen können ſie ſelten oder nie miteinſtimmen. Den Andern nemlich, d. h. den bürgerlichen Stadtburſchen, iſt es, als wären ſie losgelaſſene Füllen, und ſie ſpringen und raſen in ihrer neuen Freiheit, als hätte die Welt keine Grenzen; die jungen „Herren von" aber (oder wenigſtens der größte Theil derſelben) ſchauen auf ihren mageren Geldbeutel und ſeufzen tief auf. Sie können leider Gottes (Ausnahmen giebts natürlich immer, und ein Adeliger mit Geld, der ſich unter die andern Studenten miſcht, darf ſogar mit Sicherheit darauf rechnen, daß er eine Rolle unter ihnen ſpielt) nicht ſo leben, wie die Kaufmanns- oder Fabrikantenſöhne, und darum verſuchen ſie es auch gar nicht, mit denſelben in Ver-

bindung zu treten, ſondern werfen ſich in die Bruſt und machen ſich exceptionell. „Wart nur“, denkt da vielleicht der Eine oder der Andere, wenn ſo ein flotter Burſch in Kanonen und Lederhoſen und mit Sporen, ſo lang als ein Ellenmaß, an ihnen vorbeiſtiefelt, „wart nur, bis die Studienzeit vorüber iſt, dann habe ich die Sporen an und mache mich auf dem Gaule breit; du aber mußt zu Fuß nebenher gehen und mir zur Noth ſogar die Zügel halten.“ Auf dieſe Art tröſtet ſich der adelige Student, der kein Geld hat, und lebt „obscur“, wie viele Tuzend Andere, welche, um die gehörige Portion Wiſſenſchaft in ſich aufzunehmen, in keine Verbindung treten, ſondern was man ſagt „nachtſtuhlen“. Deßwegen darf man aber durchaus nicht glauben, daß Er ebenfalls „nachtſtuhlt“ oder gar „ochst“, d. h. daß er Tag und Nacht zu Hauſe bleibt, um den Stuhl der Gelehrſamkeit zu reiten und mehr zu lernen als alle ſeine Kameraden ringsum. Nein ſicherlich, das thut er nicht; denn das viele Lernen und Studiren iſt ihm ein Gräuel und paßt gar nicht zu ſeiner adeligen Natur. Er bleibt vielmehr zu Hauſe, weil er nicht ſo viel Geld hat, um eine Rolle zu ſpielen, und weil er einſieht, daß es beſſer iſt, ſich in den Nimbus der Iſolirtheit zu werfen, ſtatt als fünftes Rad am Wagen zu figuriren. Ganz iſolirt lebt er aber deßwegen doch nicht, ſondern er hält ſich vielmehr entweder an einen andern adeligen Kameraden, der ebenſo armſelig leben muß wie er ſelbſt, oder aber an einen bürgerlichen Nachtſtuhl, welcher Geld hat und froh iſt, dem hochgebornen Freunde von ſeinem Ueberfluſſe mittheilen zu dürfen. Hat es doch immer einen gewiſſen Reiz für einen aus bürgerlicher Niedrigkeit herſtammenden, zu einem Herrn von „Du“ zu ſagen, und denſelben gewiſſermaßen von ſich abhängig zu ſehen!

Endlich iſt die Studienzeit vorüber und der Augenblick des Examenmachens kommt heran. Der junge Herr Graf oder Baron hat mit Schmerzen auf dieſen Augenblick gewartet, denn die

Studienjahre boten ihm ja nur wenige Sonnenblicke; allein nunmehr das Examen vor der Thüre ſteht, ergreift ihn doch eine unendliche Angſt, und es übermannt ihn nicht ſelten das Bewußtſein des Zuwenigegelernthabens. Doch was liegt daran? Ein Ausweg bleibt ihm ja immer, der Ausweg des Soldatwerdens nemlich. Alſo friſch drauf los und dem Herrn Profeſſor eine unverzagte Stirne gezeigt! Fällt er durch, — gut; fällt er nicht durch, — beſſer; bekommt er am Ende gar eine gute Note, — am allerbeſten! In den beiden letzteren Fällen winkt ihm ja eine frohe Zukunft, denn er darf darauf rechnen, daß er im Sturmſchritte im Staatsdienſte vorrückt. Hat er z. B. Forſtwiſſenſchaft ſtudirt, ſo braucht er nur wenige Jahre zu warten, bis man ihn bei dieſem oder jenem Forſtamte als Aſſiſtenten eintheilt, und für ſpäter iſt ihm eine Oberförſters- oder gar Forſtrathsſtelle ganz ſicher. Eine noch eclatantere Carrière ſteht ihm bevor, wenn er das juridiſche Examen hinter ſich hat; denn er wird dann faſt immer beim Juſtizminiſterium ſelbſt beſchäftigt und hat dadurch Gelegenheit, ſein Waſſer an der Quelle zu ſchöpfen. Am allerbeſten iſt er daran, wenn er, wohin ſein Hauptſtreben geht, beim Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten eintreten kann. Dort giebt es der Stellen, die viel Geld und Ehre eintragen, und doch wenig Arbeit fordern, ſo gar viele, warum ſollte alſo ein examinirter adeliger Herr ſein Augenmerk nicht auf eine dieſer Stellen richten? Auch fehlts ihm nie, wenn er nur einige Kenntniſſe beſitzt, ſondern er rückt im Gegentheil ſo ſchnell vor, daß ein gewöhnlicher Bürgerlicher ihm lediglich nicht folgen kann. Man meint nun vielleicht, hierin liege eine gewiſſe Parteilichkeit von Seiten der Regierung; aber Gott bewahre, in Württemberg geht's durch und durch unparteiiſch zu und von einer „Bevorzugung“ oder gar vollends „ungerechten Begünſtigung“ kann lediglich keine Rede ſein. Der Grund, warum der Adelige den Bürgerlichen überflügelt, liegt vielmehr

darin, daß der Erstere zu diesem oder jenem Amte weit besser „paßt", als der Letztere. Nehmen wir nur z. B. die Stelle eines Oberförsters an, auf die wir oben schon hingedeutet haben, kann diese je von einem Nichtadeligen, selbst wenn er das beste Examen gemacht hat, mit derselben „Repräsentation" versehen werden, als von einem gebornen Herrn von? Der erstere hat vielleicht das Schreiben und Rechnen doppelt oder dreifach so gut los, aber er kann nicht so gut reiten, fahren, schießen, und mit einem Wort seinen Stand „repräsentiren", wie sein adeliger College. Gerade so ist es auch bei einer Masse von andern Stellen, und man wird doch sicherlich zugeben, daß ein bürgerlicher Legationsrath, Attaché oder Gesandter sich so zu sagen gar nicht denken läßt. Nimmt man aber vollends die Stelle eines Ministers des Auswärtigen ein, so überläuft Einem eine wahre Gänsehaut, wenn man hört, dieselbe werde von einem Bürgerlichen versehen. Wie können denn die Gesandten der fremden Mächte, welche doch sämmtlich Barone, Grafen oder Fürsten sind, mit einem Menschen ohne Geburt und Stand verkehren? Wie können sie seine Diners, seine Bälle und was dergleichen mehr ist, besuchen, wenn er ihnen nicht ebenbürtig ist? Daher kommt es denn, daß der Adelige berechtigt ist, verschiedene Aemter im Staate so zu sagen als seine Sinecuren zu betrachten, auf welche der Bürgerliche gar keine Ansprüche machen kann, und wer wollte sich also darüber verwundern, wenn ein examinirter Herr von, selbst wenn seine Prüfung minder gut ausgefallen ist, schneller zu Amt und Würde kommt, als sein früherer Stubenbursch, der vielleicht doppelt so viel gelernt hat? Die Fähigkeit etwas vorzustellen, d. i. die Fähigkeit der Repräsentation, ist einmal nicht jedermann gegeben!

So großer Vortheil aber auch der Staatsdienst einem Adeligen bietet, so gehören doch verhältnißmäßig nur sehr Wenige unter den Hochgebornen diesem Stande an. Das „studiren

und ſich examiniren laſſen“ iſt allzu widerwärtig, als daß die beſagten Herren ſich „für gewöhnlich“ dazu hergeben könnten! Da gibts ja einen ganz andern Ausweg, einen Ausweg, der dem Geſchmacke eines Barons oder Grafen in jeglicher Beziehung mehr entſpricht und überdieß bei nicht allzugroßer Anſtrengung des Geiſtes und Körpers eine durchaus geſicherte Exiſtenz bietet! Dieſer Ausweg iſt, wie der Leſer ſich ohne Zweifel ſchon zum voraus gedacht haben wird, der Militärſtand, und es giebt daher in Württemberg nicht allzuviele dem nichtbeſitzenden Adel Angehörige, welche nicht in ihrer Jugend zur Soldatenmütze griffen. Freilich muß man auch in dieſem Stande ſich einiges Studiren gefallen laſſen, und die ſonſtigen militäriſchen Vorſchriften haben durch ihre Strenge ebenfalls manches Abſchreckende; allein was thuts? Man darf doch ſicher ſein, nach kurzer Zeit ſchon die Lieutenants-Epauletten zu tragen und mit dem Schleppſäbel an der Seite einherſpazieren zu können. Darum bekümmert ſich ſo mancher junge „Herr von“ nur wenig darum, ob er im Maturitäts-Examen oder gar in der Univerſitätsprüfung durchfällt; ja er freut ſich ſogar oft darüber, denn nun geht ſein Herzenswunſch, den ihm der Vater vielleicht bisher grundſätzlich durchkreuzte, doch noch in Erfüllung. Wer würde aber auch beſſer zum Officier und beſonders zum Reiterofficier paſſen, als der Sprößling eines adeligen Hauſes? Hat er doch ſchon in ſeiner früheſten Jugend gelernt, mit dem Säbel zu fuchteln und ein Pferd zu bändigen! Lebt doch in ihm der Ahne Geiſt ſeiner Ahnen, der ihn faſt inſtinktmäßig antreibt, über Stock und Stein zu ſetzen und vor keinem Hinderniß zurückzubeben! Somit liegt das Soldatenthum ſo zu ſagen in ſeinem Blute und er treibt es mit einer Luſt und Freude, wie ſelten ein Bürgerlicher. Nur Eines iſt widerwärtig dabei, nemlich das geringe Einkommen. Die Gage will hinten und vorne nicht zureichen und er wäre wahrhaftig im Stande, ohne viel Mühe und Kopfzerbrechen mit

dem fünffachen Betrag derſelben fertig zu werden! Darum, wenn der Zuſchuß von Hauſe nicht beſonders ſtark iſt — ein Umſtand, der leider Gottes nur zu oft eintritt, — ſo gibt es kein anderes Hülfsmittel, als ein klein wenig „Credit zu nehmen“ oder gar bei den Manichäern „auf Wechſel“ zu borgen. Auf dieſe Art kommt man unwillkürlich in Schulden, und dieſe wachſen Einem am Ende ſo über den Kopf, daß man keine andere Wahl mehr hat, als ein Arrangement zu treffen, oder zu erben, oder durch Heirath, d. h. durch die Heirath mit einem reichen Frauenzimmer, den status quo wieder herzuſtellen. Zum Glück fällt Letzteres nicht allzuſchwer, wenn man nemlich nicht die Marotte beſitzt, nur allein unter den Töchtern der „Standesgenoſſen“ wählen zu wollen; denn an reichen bürgerlichen Fräuleins, welche es lieben, zu „gnädigen Frauen“ zu avanciren, haben wir im Schwabenlande Gott ſei Dank noch nie Mangel gehabt.

Auf dieſe Art treibt's Mancher der gebornen „Herren von“, und man darf alſo wohl mit Recht ſagen, daß jedes Mitglied dieſes Standes, auch wenn ihm ein Rittergut verſagt iſt, doch wenigſtens immer „Exiſtenzfähigkeit“ beſitzt. Ja, wenn Einer es nur halbwegs geſchickt angreift, ſo bringt er es ſicherlich zu einem gelegneten Endziele und jedenfalls zu einer „Stellung“ im Staate. Darum muß man es ihm auch nicht ſo gar ſehr übel nehmen, wenn er in Harniſch darüber kommt, ſobald ein Bürgerlicher in einen Grad vorrückt, zu welchem nach ſeiner Anſicht eigentlich nur „geborne Adelige“ ein Anrecht haben. Noch unangenehmer übrigens berührt es ihn, wenn dieſer „Vorrückende“ ein auswärtiger, d. h. ein vom Ausland hergekommener Adeliger iſt, denn in dieſem Fall darf er nicht einmal das Maul brauchen, ſondern muß den Aerger in ſich hineinſchlucken. Jener Vorrückende gehört ja zu ſeinem eigenen „Stande“, und es hieße dem Corpsgeiſte eine Maulſchelle geben, wenn man nicht in allen ſolchen Fällen gute Miene zum böſen Spiele machte!

Wir haben nun den württembergiſchen „Herrn von“ nach allen Seiten hin beleuchtet, und doch iſt uns eine Eigenthümlichkeit deſſelben bis jetzt entgangen. Wir meinen die Eigenthümlichkeit des „Sporentragens“. In der Reſidenz vielleicht iſt er weniger darauf verſeſſen, aber wenn er in einer kleinen Stadt oder gar auf dem Lande ſelbſt lebt, dann geht er nie ohne Sporen aus, denn er betrachtet das Klirren derſelben als eine Art ritterlichen Attributs, welches unter keinen Umſtänden abgelegt werden darf. Darum beſitzt er kein einziges Stiefelpaar, an welches nicht dergleichen Klirrwerkzeuge angeſchraubt wären, und ſogar dann, wenn er in den Civilſtaatsdienſt tritt, entſagt er den beſpornten Stiefeln nicht, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ihm ein Vorgeſetzter zuruft: „Herr Referendär, reiten Sie einmal in die Regiſtratur, und holen Sie mir dieſen oder jenen Actenfaſcikel!“

Noch eine andere Eigenthümlichkeit des „Herrn von“ iſt die, daß er mit einem Standesgenoſſen ſtets franzöſiſch, mit einem Bürgerlichen aber ſtets deutſch ſpricht, und zwar ſogar dann, wenn der Letztere das Franzöſiſche beſſer verſtände, als er ſelbſt. Woher dieß kommt, wiſſen wir nicht, und bitten daher den geneigten Leſer, die Sache ſelbſt des Näheren zu unterſuchen.

15.

Der Dorfſchulmeiſter.

Es giebt nicht leicht eine „öffentlichere“ Perſönlichkeit in einem ſchwäbiſchen Dorfe, als den Schulmeiſter oder „Lehrer“, beſonders wenn derſelbe ſchon viele Jahre daſelbſt lebte und wirkte. In dieſem Falle nemlich kennen ihn die ſämmtlichen Bewohner des Orts ohne Ausnahme, und er ſelbſt ruft die meiſten derſelben (wenigſtens diejenigen, bei deren Confirmation oder Copulation er mitwirkte) vertraulicher Weiſe nur bei ihren Taufnamen. Ja einen großen Theil von ihnen „duzt“ er ſogar, denn die Jüngeren alle ſind ja bei ihm in die Schule gegangen und er hat ſie mit Schlägen tractirt bis in ihr vierzehntes Jahr oder noch länger.

Die Bildungs-Laufbahn eines Dorfſchulmeiſters iſt eine äußerſt einfache. Meiſtentheils war ſein Vater auch Schulmeiſter und dieſer nahm ſofort den Buben in die Lehre und drillte ihn ſo lange, bis er ihm alles das beigebracht hatte, was er ſelbſt wußte. Gehörte jedoch der Vater einem andern Stande an, ei nun, dann brachte man den zum Schuldienſt Beſtimmten im Jünglingsalter nach Eßlingen in's Schullehrerſeminar, damit er daſelbſt ſtudire, wie die Herren Theologen im Stifte zu Tübingen. Allzuviele Zeit forderte dieſes Studiren nicht, obgleich es der Fächer, in welche der Lehramts-Candidat eingeweiht wurde, eine ganze Reihe waren. Allein er lernte ſehr ſchnell und war ſicherlich im ſiebenzehnten oder achtzehnten Jahre ſchon vollſtändig ausſtudirt. Einem aufgeweckten Kopfe iſt ja kein Ding unmög-

lich, und die Herren Lehramts-Candidaten sind sämmtlich größere oder kleinere Talente. Der junge Mann machte also nun sein Examen, bestand glücklich und rückte sofort zum Gehülfen bei seinem Vater oder einem anderen Dorfschulmeister vor. Später wurde er irgendwo Amtsverweser und noch später erhielt er die Lehrerstelle, welche er jetzt noch bekleidet. In die Welt hinaus aber kam er nie, sondern mußte vielmehr seine ganze Menschenkenntniß aus den Büchern heraus erlernen. Das Geld war nemlich immer ziemlich knapp bei ihm und somit blieb nichts übrig, als die Sehnsucht, auf Reisen zu gehen, zu unterdrücken. Kaum daß es dazu langte, einmal die Grenzen Schwabenlands zu überschreiten; und den deutschen Rhein bei Straßburg zu sehen!

Das Amt eines Dorfschulmeisters besteht eigentlich aus drei Aemtern, dem Lehramte, dem Meßneramte und dem Organistenamte. Das anstrengendste derselben ist übrigens das Lehramt, denn man kann sich wohl denken, daß es über den Spaß hinausgeht, Bauernkindern, und dazu hin noch oft recht dickköpfigen Bauernkindern, all' die hohen Kenntnisse beizubringen, welche heut zu Tage in den deutschen Schulen Württembergs gelehrt werden. Früher, in den guten alten Zeiten, na, da war es was anderes! Damals gab man sich zufrieden, wenn ein Bauernkind seinen Namen auf's Papier kritzeln und die zehn Gebote mit einigem Garen herunterlesen konnte. Ja ein Bub, oder ein Mädchen, bei welchem das Einmaleins oder gar die vier Species zum Durchbruche gekommen waren, galt als ein halbes, wenn nicht gar als ein ganzes Genie. Aber jetzt? Mein Gott im Himmel, jetzt verlangt man außer richtigem Lesen, deutlichem Schreiben und fehlerlosem Rechnen, Kenntnisse in der Geschichte und Geographie, in der Naturkunde und deutschen Sprache, in der Declamation und Orthographie, kurz in Dingen, von deren Verständniß ein Dorfschulmeister des vorigen Jahr-

hunderts noch keine Ahnung hatte. Ja ſogar im Singen, d. h. im wirklichen melodiſchen Singen, nicht blos im „Schreien", wie früher, müſſen die Kinder unterrichtet werden, und man ſollte daher faſt meinen, es ſei die Abſicht der Regierung, die ſämmtlichen Bauernburſche und Bauernmädchen in den Stand der Honoratiorenſchaft zu erheben. Unter ſolchen Umſtänden kann man ſich wohl denken, daß die Aufgabe eines Lehrers der Neuzeit keine allzu leichte iſt. Ueberdieß überſteigt nicht die Zahl der Kinder, welche er zu unterrichten hat, nur zu häufig die Fünfzig oder gar die Hundert, und muß er nicht die Achtjährigen ebenſo gut unter ſeinem Commando halten, als die Zwölf- und Vierzehnjährigen? Wahrhaftig, da gilt es, den Herrſcherſtab mit Energie zu ſchwingen, und man kann es deßwegen einem ordnungsliebenden Schulmonarchen gewiß nicht in übel nehmen, wenn er den „Baculus" als das einzige probate Mittel betrachtet, die Jugend zur Tugend zu bringen. Wie erzieht man denn z. B. einen Pudel- oder Hühnerhund? Sicherlich nur allein durch Prügel. Und ein Menſch (ſo calculirt ein regulärer Schulmeiſter) ſollte weniger werth ſein, als ein Hund? Der „Stecken" — ſo nennt man im Schwabenland den ſchulmeiſterlichen Prügelſtab — ſpielt daher immer eine Hauptrolle in einer württembergiſchen Dorfſchule, oder vielmehr ohne ihn iſt eine ſolche Schule ganz undenkbar.

Mit den Kindern übrigens und ihrer Erziehung, ſo viel Sorge und Mühe ihm dieſelbe auch macht, würde der Dorfſchulmeiſter ſchon leicht fertig werden, wenn ihm nur nicht ſo viele Hinderniſſe in den Weg gelegt würden. Allein da gibt's Eltern, welche ſich beſonders im Sommer, wenn die Feldgeſchäfte ſtark gehen, weigern, ihre Sprößlinge zur Schule zu ſchicken, weil ſie dieſelben auf dem Acker brauchen, ſo daß gar manche Unterrichtsſtunde ausfällt, und nicht ſelten ein Bub oder Mädchen das, was es den Winter zuvor gelernt hat, über dem Heuen und

Ernten total wieder vergißt. Es ist dieß ein äußerst fataler Umstand; aber was kann der arme Schulmeister machen? Er muß sich eben in das Unvermeidliche schicken, wenn er nicht die ganze Bauernschaft gegen sich aufhetzen will. Einen noch ärgeren Hemmschuh legt ihm nicht selten sein Vorgesetzter, der Pfarrer des Ortes, ein. Dieser nemlich hat die Oberaufsicht über die Schule zu führen und zugleich den Religions-Unterricht zu geben; allein auf welche Weise übt er nur zu oft diese seine beiden Pflichten aus? Spricht er nicht dem Schulmeister in allen Dingen darein? Gebahrt er sich nicht, als ob Er, der doch nur Theologe ist, die Unterrichtsfächer besser verstünde, als der Lehrer, dessen Aufgabe es war, diese Fächer mit Gründlichkeit zu studiren? Dehnt er nicht die Zeit seines Religions-Unterrichts nicht selten so in's Ungebührliche aus, daß die Lehrstunden für die eigentlichen Schulfächer bedeutend dadurch geschmälert werden? Ja chicanirt er nicht den armen Schulmeister, wenn dieser es wagen sollte, den Widerborstigen zu spielen, auf alle Weise, so daß der Letztere in der Verzweiflung seines Herzens gar oft aus der Haut fahren möchte, während doch die Stellung eines Lehrers (wenigstens in dessen eigenen Augen) weit wichtiger ist, als die eines Seelsorgers?

Bei so bewandten Umständen kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn ein Schulmeister, der sich also in seiner Würde beleidigt sieht, gar manchen Stoßseufzer „um Trennung der Schule von der Kirche" gen Himmel schickt und sich sogar in seiner Wuth manchmal hinreißen läßt, einen bissigen Artikel über seinen Pfarrer in den Beobachter zu rücken. Natürlich aber ohne Nennung des Namens und mit Umgehung aller näheren Indicien, welche auf den wahren Verfasser schließen ließen, denn es wäre ja gräßlich, wenn die Sache herauskäme, und es bliebe dann dem armen Lehrer nichts übrig, als sich sogleich um einen andern Dienst zu bewerben! Darum bestrebt sich auch fast ein jeder

Schulmeiſter, ſelbſt ein ſolcher, welcher in ſeiner Demuth überzeugt iſt, den Pfarrer an Verſtand und Kenntniſſen weit zu überragen, wenigſtens äußerlich mit ſeiner Hochwürden in gutem Einvernehmen zu ſtehen, denn man bedenke: „er iſt nicht blos Lehrer, ſondern auch Meßner.“ Als ſolchem aber liegt ihm ob, alle Sonn- und Feiertage, ſowie auch gar oft an den Wochentagen zu dem Pfarrherrn hinüberzugehen, um deſſen Befehle über die Zeit der Predigt und Kinderlehrſtunden, ſowie über die während des Gottesdienſtes abzuſingenden Lieder in Empfang zu nehmen, d. h. alſo mit andern Worten, es liegt ihm ob, den vollſtändigen „Amtsdiener“ des Herrn Pfarrers zu machen und ohne Widerſpruch auszuführen, was Letzterer commandirt. Beim Himmel, ein verfluchter Dienſt dieſer Meßnerdienſt! Ja wahrhaftig, ein ganz verfluchter Dienſt, den der Lehrer oft bis in die unterſte Hölle verflucht! Er, der doch eine ſolch hochwichtige und ausnehmend reſpectable Stellung in der Welt einnimmt, — Er ſoll den Kirchendiener des Pfarrers ſpielen und dazu hin die Frühglocke, die Zwölfuhrglocke, ſowie endlich die Veſperglocke läuten! Ja ſogar das Zuſammenläuten am Sonntag iſt ſeine Sache, ſowie er auch die Kirchenthüren zu öffnen und zu ſchließen hat! Iſt das nicht eine ganz verzweifelte Aufgabe? Freilich verſieht er von allen jenen Dienſtobliegenheiten faſt keine einzige in höchſt eigener Perſon, ſondern ſeine Schulbuben thun's für ihn, d. h. ſie läuten in die Kirche und machen ſich ein ordentliches Vergnügen daraus, ſtatt in der Schule zu ſchwitzen, an den Glockenſeilern herumzubaumeln. Allein wenn er ſich auch auf dieſe Weiſe zu helfen weiß, bleibt nicht das Meßnergeſchäft deßwegen doch immer ein eines Lehrers unwürdiger Dienſt, für welchen man einen eigenen Mann anſtellen ſollte? Doch nein, um's Himmelswillen nein! Der Meßnerdienſt trägt ja gewöhnlich mehr ein, als der Lehrerdienſt, und läßt ſich alſo unmöglich vom Schullehreramte trennen!

Aus dem Bisherigen erſieht man, daß es einem ſchwäbiſchen Dorfſchulmeiſter gewöhnlich nicht an der nöthigen Selbſtſchätzung fehlt. Sein Schulmonarchenthum gibt ihm Gelegenheit genug dazu; noch mehr aber ſeine Stellung als „Organiſt und Kirchengeſangsvorſteher.“ Man denke nur an die Leichenbeſtattungen, d. h. an die Beſtattung von reicheren Verſtorbenen. Die Armen werden nemlich, wie überall in der Welt, ſo auch bei uns, ohne viele Umſtände nach ihrer letzten Behauſung gebracht. Man läutet mit den Glocken, man trägt ſie hinaus, man ſcharrt ſie ein und ſpricht ein Gebet oder hält gar eine Rede; aber man macht Alles gar kurz und ohne weitere Umſtände ab, gleichſam als ob man froh wäre, mit der läſtigen Ceremonie ſo ſchnell als möglich zu Ende zu kommen. Wie ganz anders dagegen, wenn ein Bemittelter in einem ſchwäbiſchen Dorfe begraben wird! Da geht's nicht ſtill und geräuſchlos zu, ſondern das ganze Dorf iſt auf den Beinen und der Schulmeiſter ſammelt ſeine Schulkinder, ſtellt ſich mit ihnen vor den Zug, ſtimmt das ſchönſte Sterbelied an und nun geht's in ſolenner Proceſſion auf den Kirchhof hinaus. Wie könnte denn ein ordentliches Begräbniß ohne ſeinen und ſeiner Schüler erhebenden Geſang vor ſich gehen? Die Hauptſache aber iſt nicht der Geſang, ſondern vielmehr die „Abdankung“, welche der Schulmeiſter am Grabe hält. Man bedenke eine „Abdankung“, d. i. eine ſolenne Troſt-, Abſchieds- und Lobrede, welche dem Verſtorbenen zu Ehren und den überlebenden Leidtragenden zur Beruhigung von dem Schulmonarchen in eigener Perſon verfaßt wurde! Welch' herrliche Gelegenheit für ihn, ſein eminentes Rednertalent zu zeigen und durch die That zu beweiſen, daß die Schöpfungen ſeines Geiſtes diejenigen des Pfarrherrn bei weitem überragen! Der Letztere hält nemlich, wenn der Todte begraben iſt, in der Kirche, wohin der Leichenzug ſich ſofort vom Gottesacker aus begibt, eine förmliche Trauerpredigt; allein was iſt dieſe Predigt gegen die Abdankung

des Schullehrers! Er allein weiß den rechten Punkt zu treffen und Er allein verſteht es, die Leute dahin zu bringen, daß ſie vor bitterlichem Weinen und Schluchzen ſich kaum mehr faſſen können. Und dann erſt vollends ſeine Troſtgründe! Wahrhaftig hierin iſt er unübertrefflich, denn er gibt z. B. einer Mutter, welche ein kleines Kind verloren hat, die unbedingte Verſicherung, daß daſſelbe „trotz ſeines annoch kleinen Chriſtenthümles“ (Natürlich! Ein „kleines“ Kind kann doch noch kein „großes“ Chriſtenthum haben!) dennoch direct in den Himmel erhoben worden ſei, oder er ruft einem Vater, welchem der einzige Sohn und Erbe ſtarb, zu, daß er ſich mit dem Beiſpiele Gott Vaters, der ja ſeinen einzigen Sohn, „die einzige Stütze ſeines Alters“, freiwillig für die Menſchheit geopfert habe, tröſten ſolle, und was dergleichen claſſiſche Redefiguren mehr ſind. Natürlich gerathen die Bauern über eine „ſolche“ Grabrede in eine förmliche Extaſe der Bewunderung und ſtellen ihren Schullehrer bei weitem höher, als den Pfarrer mit ſeiner weit nüchterneren Predigt; der Schulmeiſter ſelbſt aber fühlt ſich durch ſolche Anerkennung ſeines Genies (welcher er, um dieß beiläufig zu ſagen, meiſtentheils vollkommen beipflichtet), bis in den dritten oder vierten Himmel verſetzt.

Schade jedoch, daß ſolche Verzückungen immer nur ſehr kurze Zeit dauert, dieweil der arme Mann leider durch ſeine „materielle“ Stellung nur zu oft daran erinnert wird, wie armſelig das Loos iſt, welches ihm Gott beſchieden hat. Seine Beſoldung beträgt nemlich durchſchnittlich nicht mehr als dreihundert oder höchſtens dreihundertfünfzig Gulden, ſo daß er alſo Tag für Tag mit ſiebenundvierzig bis einundfünfzig Kreuzern auskommen ſoll. Man rechne: „ſiebenundvierzig Kreuzer täglich für einen Mann, der Weib und Kinder zu ernähren hat!“ Freilich hat er noch nebenbei freie Wohnung und das Holz, welches er zur Heizung der Schulzimmer empfängt, reicht hin, um auch ſeine Wohn-

ſtube zu wärmen. Ueberdieß fällt hie und da noch ein Extra-ſcherflein ab, z. B. wenn ein reicher Bauer taufen läßt, oder auch bei Confirmationen, oder bei den ſoeben angeführten Abdankungen, und um das Maß des Glückes voll zu machen, gibt es ſogar von Regierungswegen „Alterszulagen“ an „würdige“ Lehrer. Man merke wohl auf: „Zulagen von fünfundzwanzig Gulden an fünfzigjährige, und von fünfzig Gulden an ſechzigjährige Lehrer, natürlich immer vorausgeſetzt, daß keine ſchlechte Berichte vom Herrn Dekan und Schulinſpector eingelaufen ſind!“ Es iſt wirklich generös gehandelt von einer hochpreislichen Regierung, allein wenn man die Sache beim Lichte betrachtet, ſo können dieſe paar Gulden nicht viel helfen. Man bedenke nur die jetzigen theuren Victualienpreiſe! Ja dann ginge es, wenn ſich ein Lehrer durch Privatſtunden einen ordentlichen Nebenverdienſt machen könnte; allein wer nimmt denn auf einem Dorfe Privatſtunden? Und wenn man ſie nimmt, wie werden ſie bezahlt? Mit drei oder vier Kreuzern, im höchſten Falle mit einem Sechſer! So bleibt denn dem armen Schuldirigenten nichts übrig, als zu ſparen und zwar ſo außerordentlich ſparen, daß es einer förmlichen Hungerleiderei gleichkommt, es müßte denn ſein, daß er den geſcheidten Streich gemacht hätte, ein Bauernmädchen, das ihm einige Acker Landes zubrachte, zu ſeiner Gattin zu erwählen. In dieſem Falle freilich iſt er geborgen. Er verlegt ſich nemlich, ſowie er über einige Morgen Feldes gebietet, ſofort mit allem Eifer auf die Landwirthſchaft und die Schulkinder dürfen dann feſt überzeugt ſein, daß ſie nicht nur keine Minute über die beſtimmte Stunde in die Schule gefeſſelt werden, ſondern daß ſie auch, wenigſtens im Frühling, Sommer und Herbſt faſt mehr Vacanztage bekommen, als ſie eigentlich beanſpruchen könnten. Der Herr Lehrer muß ja ſein Feld anbauen, damit er Frucht zum Mahlen, oder vielmehr Mehl zum Brodbacken erhalte! Eben deßhalb iſt es ihm auch durchaus nicht unangenehm,

wenn die Einen oder die Andern ſeiner Schulkinder ihm und ſeiner Familie hie und da in den Feldgeſchäften ein wenig beiſtehen, und er würde es gar zu gern ſehen, wenn er in dieſer Beziehung über ſeine Schüler geradezu gebieten könnte; allein der Pfarrer, der leidige Pfarrer, was würde der dazu ſagen?

Das Wirthshaus beſucht der Dorfſchulmeiſter nur ſelten. Allerdings ginge er gerne hin, nicht ſowohl des Schoppens wegen, als vielmehr um den Bauern ſeine Ueberlegenheit im Politiſiren zu zeigen, allein die unendliche Magerkeit ſeines Geldbeutels ruft ihm ein entſchienenes Veto entgegen. Somit erklärt er, der Wirthshausbeſuch ſchicke ſich für ihn durchaus nicht, ſchon deßwegen, weil es daſelbſt keine ſeiner würdige Geſellſchaft gebe, und bleibt auch richtig conſequent zu Hauſe. Doch weiß er ſich einigen Erſatz zu ſchaffen, indem er ältere, mit einiger Stimme begabte Bauernburſche um ſich verſammelt und mit denſelben vierſtimmige Lieder einübt. Die Sache koſtet ihn im Anfang unendlich Mühe, aber endlich bringt er es doch fertig und vielleicht conſtituirt ſich ſpäter ein kleiner Geſangs-Verein zu einem förmlichen Liederkranze mit einer eigenen Fahne. Dann hat er einen neuen Grund, ſtolz zu ſein, denn Er, der Stifter des Liederkranzes, wird natürlich auch zum Director deſſelben erwählt, und führt dieſen Titel mit derſelben Virtuoſität, wie nur irgend der Director einer Kreisregierung oder eines ſonſtigen hohen Collegiums. Aber nicht blos zum Stolze hat er Urſache, ſondern auch zum doppelten und dreifachen Sparen. Oder wie? Wird nicht alljährlich in ſeinem Bezirke ein Gau-Liederfeſt gefeiert, an welchem doch ſein Verein mit ihm an der Seite nothwendigerweiſe ebenfalls Theil nehmen muß? Ja gibt es nicht alle zwei Jahre ein „Haupt-Liederfeſt", an welchem alle Liederkränze des ganzen Landes zuſammenkommen, ſo daß auch Er unmöglich fehlen darf, wenn nicht das Ganze darunter Noth leiden ſoll? Beim ewigen Gott, ein ſolches Feſt, das Glorienfeſt der Schul-

meiſter und Proviſoren, darf er nicht auslaſſen, denn ſonſt wäre er unglücklich für Zeit Lebens! Einmal wenigſtens im Jahr will er ſich ſeines Daſeins freuen, und wenn er auch dreihundertfünfundſechzig Tage lang am Hungertuch nagen mußte, ſo läßt er doch jetzt den Rappen laufen.

Die Familie eines Dorfſchulmeiſters iſt meiſtentheils ſehr zahlreich; allein nur Gott weiß, warum gerade Er, der arme Teufel, mit ſo vielen Knaben und Mädchen geſegnet wird, während andere Leute, die Geld und Gut im Ueberfluß haben, oft vergeblich nach einem einzigen Sprößling ſeufzen. So geht's aber in der Welt; der Eine hat das Weib und der Andere das Geld. Uebrigens darf man nicht glauben, daß ein Schulmonarch dem Himmel für den vielen Kinderſegen gram ſei; im Gegentheil, er denkt, daß wo Viere an einem Tiſche eſſen, für einen Fünften auch noch ein Biſſen übrig ſei. Ueberdieß koſtet ihn die Erziehung der Rangen ſo zu ſagen keinen Heller, da er ſie ſelbſt leitet. So nimmt er ſeine Buben ſchon von ihrer früheſten Jugend an ſcharf unter die Zuchtruthe und „bläut" ſie ſo lange, bis ſie ſo viel verſtehen, als er ſelbſt. Ihre Beſtimmung iſt nemlich, entweder das zu werden, was er ſelbſt iſt, oder aber ein „beſſeres" Handwerk zu erlernen, denn leider reicht ſein Vermögen nicht hin, ſie „ſtudiren" zu laſſen. Wenn's aber nur halbwegs geht, ja wenn er ſich um dieſen Preis Jahre lang auch das Allernöthigſte verſagen mußte, ſo widmet er wenigſtens Einen ſeiner Knaben der heiligen Theologie und der ſtolzeſte Tag ſeines Lebens iſt der, an welchem dieſer Herr Sohn (denn das „Herr" bleibt von nun an nie mehr weg) zum erſtenmal die Kanzel betritt. Auch die Erziehung ſeiner Töchter vernachläßigt ein ordentlicher Dorfſchulmeiſter nie. Franzöſiſch lernen ſie zwar nicht, einfach, weil's der Mann ſelbſt nicht verſteht; dagegen um ſo beſſer leſen, ſchreiben und rechnen, ſowie auch etwas Clavierſpielen und ſingen. Darum ſteht auch der Sinn eines

Schulmeiſter-Töchterleins immer ſehr hoch und daſſelbe blinzelt ſchon in ſeinem ſechzehnten Jahre nach dem Pfarrvikar hinüber. In ihrem ſpäteren Alter begnügt ſich jedoch die junge Dame mit dem Proviſor ihres Vaters, und noch ſpäter ſogar mit einem gewöhnlichen Handwerksmann im Orte.

Der Glanztag eines redlichen Dorfſchulmeiſters iſt immer der „Sonntag.“ An dieſem Tage nemlich hat er's ſo wichtig, als der Pfarrer ſelbſt; denn ihm liegt ja ob, die Orgel zu ſpielen und den Geſang als Vorſänger zu leiten. In der That erkennt man auch ſeine Stimme aus allen andern heraus, und zwar nicht ſowohl ihres melodiſchen Klangs, als vielmehr einer andern Eigenſchaft wegen, die ſie beſitzt. Liegt ja doch eine gewiſſe „Durchdringlichkeit“ in ihr, die bald dem Schmettern einer Trompete, bald dem Krähen eines Hahns verglichen werden dürfte, und vermittelſt welcher der Vorſänger den ganzen Choral beherrſcht! Eigenthümlich iſt auch das Orgelſpiel des Schulmeiſters, beſonders wenn derſelbe noch zur alten Schule gehört; denn in dieſem Fall zeichnet es ſich durch gewiſſe „Schnörkel“ aus, die ein gewöhnlicher Orgelſpieler nicht leicht nachmachen kann.

Mit ſeinem Proviſor ſteht der Dorfſchulmeiſter nicht immer am beſten, den Fall natürlich ſtets ausgenommen, wenn der Proviſor der Bräutigam ſeiner Tochter iſt. Der junge Menſch dünkt ihm zu anmaßend, zu überbildet und überſtudirt, und natürlich läßt er ihn dieß auch bei jeder Gelegenheit fühlen, denn Er, der Schulmeiſter, iſt ja der Meiſter und Herr, der Proviſor aber iſt nur der Gehülfe.

In politiſcher Beziehung ſteht der Dorfſchulmeiſter faſt regelmäßig auf Seiten der Demokraten. Wer hätte denn mehr die Pflicht, zum Volke zu halten, als Er, der Lehrer des Volks? Leider Gottes aber ſieht er ſich gezwungen, mit dieſen ſeinen Anſichten „wenigſtens nicht allzu offen“ hervorzutreten, denn man könnte es ihm ja, denkt er, höheren Ortes übel nehmen, und am Ende

möchten gar die Berichte „wegen der Alterszulage“ ſchlimm ausfallen. Ueberdieß wie ſtünde es, wenn er den Regierungsopponenten ſpielen würde, mit dem Vorrücken, während doch ſein ganzes Sinnen und Trachten dahin gehen muß, mit der Zeit eine einträglichere Stelle zu erhalten, als er jetzt beſitzt?

So was man ſagt „behäbig“ ſieht ein regelrechter Dorfſchulmeiſter nie aus, und noch weniger ſetzt ſich bei ihm „Dickbäuchigkeit“ an. Auch wird er ſelten ſehr alt, ſondern hüſtelt vielmehr oft ſchon im vierzigſten Jahre und ſtirbt dann ein Decennium ſpäter an der Schwindſucht. Der Schulſtaub, der viele Aerger und die ſchmalen Biſſen haben ihm allzuſehr zugeſetzt.

16.

Die „Sichelhenkete,"

oder das Aufhängen der Sicheln.

Wer weiß etwas im Auslande von einer „Sichelhenkete?" Ein ſolcher Brauch iſt nur im geſegneten Schwabenlande zu Hauſe und die anderen Völker der Erde haben das Nachſehen!

Die Bauern in Württemberg nemlich haben im Frühjahr, Sommer und Herbſt äußerſt angeſtrengt zu arbeiten, und die Geſchäfte häufen ſich oft ſo ſehr, daß ihre Knechte und Mägde ſo was man ſagt „feſt dran glauben müſſen", und zwar vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend. Wenn aber dann eine ſolche Arbeit abgethan iſt, ei, dann zeigt ſich der ſchwäbiſche Bauer auch nicht knickig und filzig, ſondern er gedenkt vielmehr des Sprichworts: „leben und leben laſſen", und ſchenkt, beſonders wenn er einen großen Hof beſitzt, zu deſſen Bewirthſchaftung viele Hände gehören, ſofort ſeinen Leuten einen Ruhetag. Ja er geht ſogar noch weiter und bereitet ihnen nebenher eine kleine Feſtlichkeit und Schmauſerei, damit ſie fröhlich und guter Dinge werden und den andern Tag mit um ſo größerer Luſt wieder an die Arbeit gehen. Eine derartige Feſtlichkeit findet z. B. ſtatt, wenn der letzte Heuwagen eingefahren iſt, denn die Knechte und Mägde mußten ſich während des Heuens oft über die Maßen anſtrengen, damit Alles „unberegnet" in die Scheune kam. Demgemäß ſetzt's nachher regelmäßig bei jedem ordentlichen Bauer einen kleinen Schmaus, welchen man „die Heukatz" nennt, und deſſen Hauptbeſtandtheile in gut Eſſen

und Trinken, sowie in etwas Singen und Tanzen besteht. Weit solenner jedoch geht's zu, wenn das letzte „Korn" geschnitten ist, d. h. wenn man die Fruchternte unter Dach und Fach gebracht hat, denn dann durchdringt den Bauern eine große Freude, dieweil er nun sieht, daß das Haupterträgniß seines Gutes gesichert und geborgen ist. Dieses Fest nun aber, d. h. die Schmauserei, welche nach Beendigung des Kornschnitts gefeiert wird, heißt man in Württemberg die „Sichelhenkete", oder wenn man hochdeutsch spricht, „das Sichelaufhängen."

In Württemberg ist es nemlich nicht Sitte, daß man das Korn mit der Sense abmäht, wie das Gras. Es geht zu viel verloren bei dieser Manipulation, und zwar sowohl am Stroh, als an der Frucht. Somit „schneidet" man das Korn mit der Sichel, obwohl's viel mühsamer ist und auch mehr Zeit kostet. Allein was thut man nicht des lieben Vortheils wegen? Man braucht ja nur Morgens ein paar Stunden früher aufzustehen und des Abends statt um sechs, erst um acht Uhr Feierabend zu machen, so wird man zur selben Zeit fertig, wie die Geldhinauswerfer, welche das Korn „mähen". Also denkt man im Schwabenlande, und darum regt sich auch zur Erntezeit Alles, was Hände und Füße hat. Was liegt dem Schnitter an den Schweißtropfen, die ihm von der Stirne rinnen? Was liegt ihm daran, wenn er des Abends von dem vielen Bücken ganz kreuzlahm geworden ist, und sich kaum mehr rühren kann? Den andern Morgen vor Sonnenaufgang ist er doch wieder frisch und munter, und stimmt lustig in das Lied der übrigen Knechte und Mägde ein, welche mit ihm auf's Feld hinausziehen. Er freut sich ja zum Voraus schon auf den großen Festtag der Sichelhenkete!

Viele und lange Tage haben die Schnitter gearbeitet, und auch nicht Einer machte ein verdrossenes Gesicht dazu: aber nunmehr, da sie auf dem letzten Kornacker angekommen sind, sieht man's doch an dem Zwinkern ihrer Augen, daß sie sich nach dem

Ende der harten Arbeit ſehnen. Doppelt ſo ſchnell als bisher werden jetzt die Sicheln geſchwungen, und nicht einmal zum Schärfen derſelben mit dem Wetzſteine läßt man ſich Zeit. Endlich iſt man fertig. Nichts iſt ſtehen geblieben, als ein kleiner Wiſpel von achtzig oder hundert Aehren, ſo was ein ſtarker Mann mit vollem Griff in die Hand nehmen kann. Solches geſchah aber mit Abſicht, denn der Menſch ſoll ſich dankbar zeigen gegen ſeinen Schöpfer, und ſomit muß man den lieben Vögelein, die des Herrn Loblied ſingen, auch etwas übrig laſſen, daran ſie ſich verluſtiren können. Damitjedoch der ſtehen gebliebene Kornwiſpel nicht umfalle und die Aehren zu Grunde gehen, ſtellt man einen kleinen Maien, d. h. eine junge Birke von acht oder neun Fuß Höhe in ſeine Mitte und befeſtigt die Halmen daran. Drauf knieen alle Schnitter andächtiglich nieder und beten ein ſtilles Vaterunſer, zum beſten Beweiſe, daß im ehrlichen Schwabenblute die Frömmigkeit immer noch Sitz und Stimme hat. Allein nicht blos die Frömmigkeit, ſondern auch die Fröhlichkeit! Kaum nemlich haben ſich die Mädchen von ihren Knieen erhoben, ſo ſpringen ſie mit luſtigem Eifer nach Kornblumen und binden einen mächtigen Strauß, mit welchem ſie ſofort denjenigen unter den Schnittern ſchmücken, welcher am heutigen Tage „den letzten Schnitt“ mit der Sichel gethan hat. Der auf dieſe Art geſchmückte Burſche erhält den Beinamen „Erntemockel“, und bleibt auch der „Mockel“ den ganzen Herbſt über, d. h. man neckt und veripottet ihn mit dieſem Namen ſo lange, bis die Zeit des Dreſchens herankömmt, wo dann derjenige, welcher den letzten Schlag mit ſeinem „Flegel“ thut, den Namen „Draſchmockel“ bekommt und den Erntemockel „ablöſt“. Woher der Name „Mockel“ kommt, iſt bis jetzt eigentlich noch nicht entdeckt worden; wir machen übrigens den Leſer darauf aufmerkſam, daß eine friſch melkende Kuh bei uns zu Lande ebenfalls „Mockel“ genannt wird. Wahrſcheinlich gab man alſo dem Mockel ſeinen

Namen deßwegen, um ihn mit einer Kuh zu vergleichen, was auch ſchon daraus hervorgeht, daß ihm die Mädchen „Muh, Muh“ zurufen. Eine bösartige Abſicht übrigens darf man dieſem Geſpötte nicht unterſchieben, ſondern im Gegentheil der Mockel genießt verſchiedener Vorrechte und darf z. B. bei der Sichelhenkete eine halbe Maas weiter trinken, als die andern Burſche. Auch iſt es ihm erlaubt, wenn die Mädchen ihm „Muh, Muh, Muhmockel“ zuſchrieen, das eine oder das andere derſelben zu haſchen und mit einigen Küſſen abzuſtrafen.

Iſt man nun auf dieſe Art mit dem Schneiden fertig geworden, ſo geht's den Tag darauf an's „Einheimſen“ des letzten Kornes und nun gibt man ſich alle Mühe, recht ſchwere und gleichmäßige Garben zu binden, denn der letzte Erntewagen iſt ja ein „Feſtwagen“, d. h. mit ſeiner Einbringung beginnt das große Feſt der Sichelhenkete. Darum hat auch der Knecht, welcher dieſen Wagen führt, nicht blos zwei, ſondern vier Roſſe vorgeſpannt, und zwar die ſchönſten, die im Stalle ſind. Auch unterließ er es nicht, die Geſchirre vorher friſch einzuſchmieren und die Roſſe ſo lange zu ſtriegeln und zu putzen, bis dieſelben vor Glanz ſtrahlten. Er ſelbſt aber prangt in ſchneeweißen Hemdärmeln, und von ſeinem Hut, wie von ſeiner Peitſche flattern ſeidene Bänder herab, welche in allen Farben ſchimmern. Mit größter Sorgfalt wird der Wagen geladen, damit er ja im Gleichgewichte bleibe, und die hoch aufgethürmten Garben weder auf die eine noch auf die andere Seite neigen. Jetzt iſt man fertig, und der Knecht ſchwingt ſich ſofort auf's Sattelroß. Hei, wie er knallt, daß es weithin ſchallt! Wie die Pferde ſtolz einherſchreiten, gleichſam im Bewußtſein, einen Triumphwagen zu führen! Wie die Schnitter und Schnitterinnen, die mit dem „Mockel“ in ihrer Mitte Hand in Hand hinter dem Wagen gehen, ſo gar fröhlich ſcherzen und lachen, daß man faſt verſucht wäre, in ihre Luſtbarkeit mit einzuſtimmen! Alſo zieht man mit

dem letzten Erntewagen in's Dorf oder auf den Hof ein, und der Bauer oder Hofherr öffnet mit eigenen Händen die großen Scheunenthore, durch welche der Wagen verſchwindet. Dann aber wendet er ſich freundlich an die Schnitter und Schnitterinnen, ſowie an ſeine Knechte und Mägde, erſucht ſie, ihre Sicheln an der Wand der Scheune, in welche zu dieſem Behufe lange Holznägel geſchlagen ſind, aufzuhängen und ladet ſie ſchließlich Alle ein, ihm zu folgen in die große Stube, in welcher das Eſſen bereitet ſteht.

Während nemlich der Erntewagen draußen auf dem Felde geladen wurde, hatte die Bäuerin zu Hauſe alle Hände voll zu thun. Sie mußte ja das große Feſteſſen, ſo wie ſich's gebührt, herrichten, und es brodelte ſchon vom frühen Morgen an in der Küche, wie wenn eine ganze Armee verſorgt werden müßte. Deßwegen darf man ſich aber doch unter dem „Feſteſſen“ nicht das vorſtellen, was man ſich in der Stadt unter einem ſolchen Traktamente denkt, ſondern daſſelbe beſteht ſelten aus etwas anderem, als aus Nudelſuppe mit Ochſenfleiſch und aus gekochtem Obſte mit geräuchertem Speck. Aber ſchon das iſt etwas Außerordentliches, daß es heute „doppeltes“ Fleiſch giebt, und zwar in ſolcher Maſſe, daß auf den einzelnen Theilnehmer wohl immer ein paar Pfund gerechnet werden. Dazu kommt dann noch, daß der Bauer einen mächtigen Humpen Biers oder Weins mitten auf den Tiſch ſtellt und ſeine Leute einladet, nicht nachzulaſſen, als bis ſie den Boden des Gefäßes gefunden; ja daß er nicht ſelten den Humpen zum zweiten und dritten Male füllt, nach dem Grundſatze, „das, was man thut, recht zu thun.“ Den Glanzpunkt des Schmauſes bildet übrigens weder der Wein, noch das doppelte Fleiſch, ſondern derſelbe beſteht vielmehr in dem „Nachtiſche“, welchen die Bäuerin auf das Mittageſſen folgen läßt, d. h. in verſchiedenen mächtig großen Kuchen, welche dicht mit Rahm beſtrichen ſind, und an vielen Orten den ſonder-

baren Namen „Beete oder Beertle“ führen. Den Ursprung dieses Namen kennen wir nicht,*) und es ist auch ziemlich gleichgültig, woher derselbe stammt; dagegen aber können wir mit vollkommener Sicherheit constatiren, daß die Kuchen als ein wahrer Leckerbissen angesehen und in Quantitäten verzehrt werden, von denen man in den gebildeten Kreisen keine Idee hat.

Auf diese Weise wird bei der Sichelhenkete gezecht und geschmaust, und Bauer wie Bäuerin sprechen den Schmausenden so inständig zu, daß diese immer und immer wieder zulangen, selbst wenn sie längst nicht mehr können. Endlich aber nimmt doch das Gelage ein Ende und das junge Volk zieht nun auf die nahe Wiese hinter dem Hause hinaus, um allda ein Spiel oder Tänzchen zu machen. Nicht selten „spendirt“ hiezu, um der Lust die Krone aufzusetzen, der Bauer einen Hammel oder doch wenigstens ein Paar Hahnen, um welche sofort ein „Wetttanz“ veranstaltet wird. Zu diesem Behufe schlägt man einen starken Pfahl in die Erde, der wohl zehn Fuß hoch ist, und auf ihn stellt man das hölzerne Käfig, in welchem der Hahn sitzt, oder auch das Brett, auf welches man den Hammel festbindet. Nun tanzen die Bursche mit ihren Mädchen um den Pfahl herum, und jede Tänzerin sucht, wenn die Reihe an sie kommt, ihren Tänzer während des Tanzes mit festem Arme so hoch empor zu schnellen, daß er mit dem Kopfe das Käfig oder den Stall umwirft. Natürlich ist dieß keine leichte Arbeit, sondern es währt oft eine Stunde und noch länger, bis der Spaß gelingt und irgend einer der Bursche als Sieger hervorgeht. Solchen Tanz aber heißt man den „Hahnen- oder Hammeltanz“, und derselbe

*) Ziemlich wahrscheinlicher Weise werden die bewußten Kuchen deßwegen mit dem Namen „Beete“ bezeichnet, weil sie die Form von länglicht viereckigten Gartenbeeten haben. Auch sehen sie, da sie eine bedeutende Dicke besitzen, einem mit feiner Erde gelockerten Blumenbeete nicht unähnlich.

endigt gewöhnlich damit, daß man mit dem gewonnenen Hammel in's Wirthshaus zieht und denſelben in luſtiger Kameradſchaft bei dem Schall einer Klarinette oder Geige, d. h. bei „Muſik und Tanz“ verzehrt. Nun aber, o Leſer, fragen wir dich: „haben die Schnitter und Schnitterinnen des Schwabenlandes nicht alle Urſache, ſich auf die Sichelhenkete zu freuen?“

Außer der Heukatz und der Sichelhenkete gibt's noch ein drittes Feſt, welches ſich auf die Ernte bezieht, nemlich das Feſt der „Flegelhenkete“. Solches wird gefeiert, wenn die letzte Frucht ausgedroſchen und die „Flegel“ an den Nagel gehängt werden, unterſcheidet ſich aber nur wenig von der Sichelhenkete.

17.

Der Stadtzinkeniſt.

Land Württemberg du biſt zu beneiden, denn du allein haſt einen Stadtzinkeniſten!

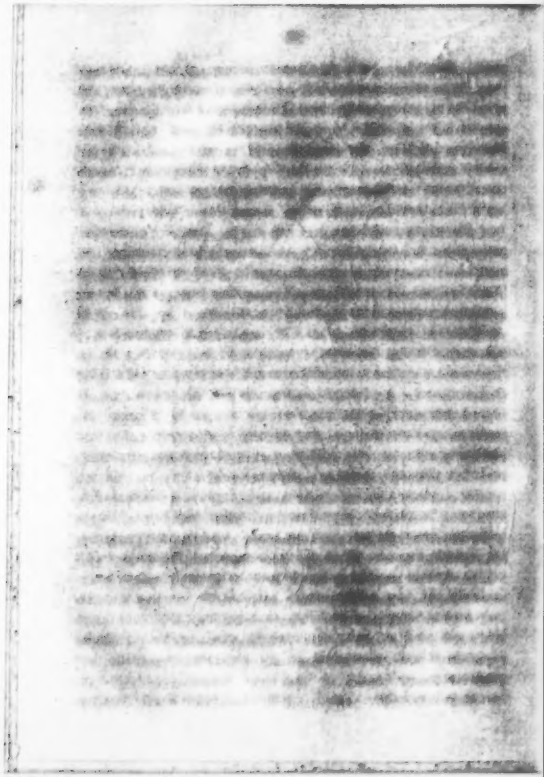
Städtchen mit alten Häuſern, die dem Einſtürzen nahe ſind, mit winklichten Straßen, in denen ſich blos Einheimiſche zurecht finden, und mit einem Pflaſter, auf welchem man alle Augenblicke in Gefahr iſt, den Fuß zu brechen, gibt es nicht blos im Schwabenlande, ſondern auch in allen übrigen Theilen Deutſchlands. Gerade ebenſo ſteht es mit den ſonſtigen Einrichtungen und Verhältniſſen, und man darf daher kühnlich behaupten, daß ein württembergiſches Landſtädtchen von einem Landſtädtchen Badens, Heſſens oder Bayerns ſich beinahe gar nicht unterſcheiden läßt. Eines aber hat man im Schwabenlande voraus, nemlich den Stadtzinkeniſten, von welchen man in den übrigen Weltgegenden wenig oder nichts weiß.

Ein Stadtzinkeniſt bedeutet für ein kleines Landſtädtchen daſſelbe, was für die Reſidenz der Oberhofmuſikdirector. Sein Geſchäft iſt „Muſik zu machen," und zwar erſtens alle Sonntag Morgen vom Kirchthurme herab, um der frivolen Welt zu annonciren, daß heute der Tag des Herrn iſt; zweitens bei den Zugrabtragungen vornehmerer und reicherer Leute, deren Erben zu Ehren des Verſtorbenen etwas aufwenden wollen; drittens bei allen Hochzeiten, auf denen es nicht duckmäuſeriſch zugeht; viertens auf allen Bällen und Privat-Tanzbeluſtigungen, deren Entrepreneurs keine beſſere Muſik aufzufinden wiſſen, und endlich auf

der großen Landeskirchweihe im Oktober, welche man, wie wir früher ſchon geſehen, „Saukirbe“ nennt. Für alle und jede Muſik übrigens, welche der Stadtzinkeniſt macht, ſeis nun eine Tanz- oder eine Leichenmuſik, wird er von denen, die ihn beſtellen, bezahlt; dagegen für den Choral am Sonntag Morgen, welchen er vom Kirchthurme herabbläßt, bekommt er nichts, oder vielmehr, um es recht zu ſagen, gerade dieſes Chorals wegen iſt er angeſtellt und mit einer regelmäßigen Beſoldung inſtallirt. Welch' herrlichen Ohrenſchmaus gewährt es nun aber auch, wenn Morgens in aller Frühe vom hohen Thurme herab die Poſaunen erſchallen und die frommen Gemüther einladen zum ſtillen Gebete! Für ſolchen Genuß ſcheut ſich der hohe Magiſtrat eines ſchwäbiſchen Städtchens nicht im Geringſten, jährlich ein paar hundert Gulden auszugeben, denn wenn nur ein einziger Gottloſer, durch jene Poſaunenſtöße an das kommende Weltgericht erinnert, in ſich geht und Buße thut, ſo iſt ja das für die Stadtzinkeniſten-Beſoldung aufgewendete Geld ſchon mehr als hinlänglich gerechtfertigt. Ueberdieß hat nicht der Stadtzinkeniſt auch die Verpflichtung, bei hohen kirchlichen Feſten und bei ſonſtigen außerordentlichen Gelegenheiten dem Organiſten beim Morgengottesdienſte beizuſtehen und dem Choralgeſang der Gemeinde durch den mächtigen Brummbaß ſeiner Inſtrumente eine feierliche Würde zu geben? Freilich allerdings mag es hie und da vorkommen, daß der wackere Zinkeniſt im Eifer ſeines Blaſens und weil er vielleicht auf dem linken Ohre nicht gut hört, ſich um einige Töne vergreift und ſo mit der eigentlichen Melodie ein wenig in Widerſpruch geräth; allein auf ſolche Kleinigkeiten ſieht man in einem ſchwäbiſchen Landſtädtchen nicht, ſondern man iſt vielmehr ſtolz darauf, ſeine eigene ſtädtiſche Muſik zu beſitzen. Alſo fort mit euch, ihr Kritikaſter, und taſtet mir den Stadtzinkeniſten nicht an!

Natürlich ſteht der Stadtzinkeniſt in dieſen ſeinen Leiſtungen

Der Stadtzinkenist.



nicht „allein“ da, denn ſo Großes er auch zu vollbringen vermag, ſo wäre es doch ſelbſt für ihn eine Unmöglichkeit, für ſich allein ohne weiteren Beiſtand Orcheſtermuſik zu machen. Er umgibt ſich alſo, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſtets mit ein paar Gehülfen, von ihm „Geſellen“ genannt, ſo wie insbeſondere mit verſchiedenen „Lehrjungen“, welche er in der edlen Muſika unterrichtet. Bei wem könnte man auch dieſe große Kunſt beſſer erlernen, als bei ihm, der auf allen und jeden Inſtrumenten zu Hauſe und zwar aus dem Fundamente zu Hauſe iſt? Er, der große Meiſter, verſteht ſich auf die Violine wie auf die Bratſche, auf das Violoncell wie auf den Contrebaß! Er bläst die Flöte ſo gut als die Clarinette, das Flageolet ſo gut als die Trompete und das Waldhorn ſo gut als die Poſaune! Ja, er verſteht es ſogar das Clavier zu „ſchlagen“ trotz Einem, und wenn man ihn hört, ſo hat er die Geſetze des Generalbaſſes beſſer im Kopfe, als der erſte Compoſiteur der Welt! Kurz er kann Alles in Allem, und nicht ſelten ſogar noch ein Bischen mehr. Iſt es demnach ein Wunder, wenn es ihm nie an Lehrjungen fehlt, ſondern wenn er vielmehr mit Leichtigkeit eine muſikaliſche Cohorte heranbildet, mit welcher er allen Anforderungen Genüge zu leiſten vermag? Eine Unannehmlichkeit iſt es freilich, daß die meiſten Lehrjungen, die er bekömmt, ſtadtiſche Bürgerſöhne ſind, die ihrem Vater bei ſeinem Handwerk oder auch beim Feldbau hülfreiche Hand zu reichen haben und deßwegen nur an Sonntagen oder in ihren abendlichen Feierſtunden die nöthige Zeit zum Unterrichtnehmen erübrigen können; allein was thut es? Der Stadtzinkeniſt überwindet auch dieſe Schwierigkeiten und es wäre der Gukuk, wenn er nicht ſelbſt einen plumpen Bauernburſchen, der nur drei Stunden in der Woche nimmt, ſchon nach einigen Monaten dahin brächte, beim „Kirchweihgeigen“ wenigſtens mitzuhelfen.

Wie der Stadtzinkeniſt zu dem würdevollen Amte kam, das

er bekleidet, iſt ziemlich leicht anzugeben. Faſt ohne Ausnahme waren ſeine Eltern arme aber ehrliche Bürgersleute, welche ſich und ihre Kinder mit der Arbeit ihrer Hände ernährten und alſo für die Ausbildung der Söhne und Töchter nicht allzuviel verwenden konnten. Nicht ſelten durfte er ſich ſogar rühmen, den verſtorbenen Stadtzinkeniſten in Perſon ſeinen Vater zu nennen und dann ſteckte der muſikaliſche Genius ſchon in ſeinem Blute. Jedenfalls aber zeigte er als Bube eine ſolche Vorliebe für die edle Muſika, daß ſein Erzeuger nicht umhin konnte, ſeinen Bitten, ihn zum Stadtzinkeniſten in die Lehre zu thun, nachzugeben. Warum denn auch nicht? Der Unterricht wurde ja gratis ertheilt und ſomit konnte ſelbſt ein unvermöglicher Mann die Sache riskiren! Der Bub lernte alſo irgend ein oder vielmehr regelmäßig zwei bis drei Inſtrumente, um „abwechſeln“ zu können, und wurde mit der Zeit aus einem Lehrjungen ein Gehülfe. Als ſolcher ſtand er ſeinem Meiſter verſchiedene Jahre lang aufs getreuſte bei und galt ſchon damals für faſt eben ſo geſchickt wie dieſer. Später in ſeinem zwanzigſten Jahre kam er wie die meiſten ſeiner Altersgenoſſen unters Militär und trat nun natürlich ſogleich in eine der verſchiedenen Regimentsmuſiken ein. Hier gefiel es ihm ſo gut, daß er, nachdem ſeine Dienſtzeit abgelaufen war, den Einſteher machte und abermals ſechs Jahre lang die Trompete oder Clarinette blies. Mit der Zeit rückte er vielleicht ſogar vor und graduirte zum Regiments-Kapellmeiſter oder gar zum Stabstrompeter. Natürlich aber blieb er mit ſeiner alten Heimath in ſteter Verbindung und namentlich verrückte er ſein Auge nie von der Stadtzinkeniſtenſtelle ſeiner Vaterſtadt. Ja, er hatte vielleicht ſeine große Anhänglichkeit an dieſe Stelle ſogar dadurch bewährt, daß er eine der Töchter ſeines früheren Lehrherrn zum Weibe nahm und nun natürlich konnte man ſich ſchon denken, auf was er ſpäter reflectiren werde. Richtig täuſchte man ſich auch nicht, denn als der alte Stadt-

zinkeniſt ſtarb, ſo beeilte Er, ſein Tochtermann, oder wenigſtens ſein früherer beſter Schüler ſich natürlich alſobald, als Bewerber um die vacant gewordene Stelle aufzutreten. Möglicherweiſe hatte er einige Konkurrenten, Kollegen, die ebenfalls ſtark in der Muſik, ja vielleicht ſtärker als er ſelbſt waren. Allein der hochweiſe Stadtrath entſchied ſich doch für ihn, denn warum ſollte man denn einem „Fremden“ zu dem Poſten verhelfen, wenn denſelben ein Einheimiſcher verſehen konnte? Dieſe Logik gilt im ganzen Schwabenlande und man darf daher mit Feſtigkeit darauf rechnen, daß ein Nichteinheimiſcher nur dann in einer Stadt ſeine Anſtellung findet, wenn kein „Bürgerskind“ zu der Stelle paßt. Somit wurde auch er und kein anderer zum Stadtzinkeniſten erwählt, und nun war er ein gemachter Mann.

Eine Stadtzinkeniſtenſtelle iſt nemlich von ziemlich einträglicher Natur. Nicht daß die Beſoldung, d. h. das von der Stadt ausgeworfene „Fixe“ beſonders bedeutend wäre; allein der Herr Zinkeniſt hat im ganzen Oberamt allein das Recht, bei Tänzen u. ſ. w. u. ſ. w. aufzuſpielen, und ſomit iſt er ſo zu ſagen zur Muſik monopoliſirt. Kein Wunder alſo, wenn das Nebeneinkommen ſtärker iſt als das Haupteinkommen! Kein Wunder, wenn faſt keine Woche vorübergeht, in welcher er nicht ſeis im Städtchen ſelbſt, ſeis auf einem benachbarten Dorfe ſeine Kunſt auszuüben hätte! Die liebſten Gelegenheiten ſind ihm übrigens außer den Kirchweihtänzen die Bauernhochzeiten. Hei, wie da ſeine Lehrjungen und Gehülfen gar flugs bei der Hand ſind! Wie ſie, die vielleicht eben damit beſchäftigt waren, ihrem Vater beim Miſtaufladen zu helfen oder auch die Pferde beim Pflügen zu leiten, alles liegen und ſtehen laſſen, um dem Rufe ihres Directors zu folgen und Geige oder Bratſche zur Hand zu nehmen! Freilich iſt es kein Spaß, auf einer Bauernhochzeit zum Tanze aufzuſpielen und man muß dabei blaſen, daß einem faſt der Athem ausgeht. Auch läuft in der Hitze manch' falſcher

Ton mitunter, ſo daß man oft vor ſich ſelbſt erſchrickt. Allein was thuts? Die Bauernburſche hören die Mißtöne nicht, und wenn ſie ſie auch hören, ſo laſſen ſie ſich dadurch nicht aus ihrer guten Laune bringen. Im Gegentheil, je toller und ſchriller die Muſik erſchallt, um ſo freigebiger erweiſen ſie ſich und ein Dreißigkreuzerſtücklein nach dem andern fliegt in den aufgeſtellten Teller. Zu trinken aber, nun zu trinken giebts ſo viel, daß die Muſikanten ſelbſt, ſo Großes ſie auch in dieſem Artikel zu leiſten vermögen, hie und da in Zweifel gerathen, ob ſie mit dem furchtbaren Wein-Quantum, das man ihnen vorſetzt, auch wirklich fertig werden können. Der Leſer darf übrigens keine Angſt haben, „ſie werden fertig damit", und wenns ein ganzer Eimer wäre! Ja, wenn am Morgen der Tanz zu Ende iſt, ſo fühlen ſie ſich erſt noch durſtig und wären im Stande, gleich wieder von Vornen anzufangen. Merkt man nun, woher es kommt, daß der Stadtzinkeniſt mit ſeiner Bande eine ſo große Vorliebe für Kirchweihen und Bauernhochzeiten hat?

Uebrigens nicht blos Annehmlichkeiten, ſondern auch Unannehmlichkeiten hat der Dienſt eines Stadtzinkeniſten. Vor allem haßt er die ſogenannten „geſchloſſenen" Zeiten, d. h. die Zeiten, in welchen ohne beſondere Dispenſation keine Hochzeit und kein Tanz abgehalten werden darf. Eine ſolche Einrichtung erſcheint ihm geradezu widerſinnig und er würde daher, wenn es auf ihn ankäme, die ganze Faſtenzeit ohne weiteres aus dem Kalender ſtreichen. Ebenſo widerwärtig als dieſe Einrichtung iſt ihm ſeine Wohnung, obgleich ihn dieſelbe keinen rothen Heller koſtet. Dieſe Wohnung nemlich befindet ſich hoch oben über den Behauſungen anderer Menſchen, zwar allerdings nicht geradezu „in den Lüften," ja nicht einmal hart unter den Wolken, aber doch „auf dem Kirchthurme" unweit der Stelle, wo die Glocken aufgehängt ſind. „Auf dem Kirchthurm?" fragt man verwundert. „Warum denn gerade dort oben?" Ei nun ganz einfach, weil

der Stadtzinkeniſt außer ſeinen andern Obliegenheiten auch die Verpflichtung hat, über die Sicherheit der Stadt zu wachen und indem er alle Viertelſtunden in der Nacht einen Umgang auf dem oberen Thurmkranze hält, die ganze Häuſermaſſe zu überblicken, ob nirgends ein ungewöhnlicher Rauch, der auf Feuersgefahr ſchließen laſſe, aufſteige. „Solches Nebenamt“, denkt man, „könne der ſtädtiſche Herr Obermuſikdirector gar wohl verſehen, da er ja bei Tage Zeit genug zum Schlafen habe“; allein der Zinkeniſt würde deſſelben doch gar zu gerne enthoben ſein. Das Wehen der Winde läßt ſich da oben in der Glockenhöhe ganz anders an, als die Menſchenkinder unten in ihren ſicheren Behauſungen auch nur ahnen können, und wenn vollends die Stürme heulen und Donner und Blitz ſich jagen, dann vermeint der Thürmer nicht ſelten, die Hölle habe ihren Rachen geöffnet, um alles Lebendige zu verſchlingen! Ueberdieß iſt es nicht höchſt widerwärtig, alle ſeine Lebensbedürfniſſe zweihundert Stufen hoch hinaufſchleppen zu müſſen, und kann man überhaupt einem ehrlichen Menſchen zumuthen, in einer Höhe zu exiſtiren, auf welcher nur allein noch die Storchen ſich heimiſch fühlen? Aus dieſem Grunde darf man auch ſicher ſein, daß der Stadtzinkeniſt, wenn er einmal ſeine überirdiſche Wohnung verläßt, um zu den andern Menſchenkindern hinabzuſteigen, ohne beſonders dringende Gründe vor Abends ſpät nicht mehr nach Hauſe kehrt, denn mehr als einmal des Tags die zweihundert Stufen auf- und abzuſchreiten, dazu wäre er um keinen Preis zu bringen.

Der Stadtzinkeniſt genießt in ſeiner Vaterſtadt faſt immer eines ziemlichen Anſehens, und deßwegen wird er auch in der Regel ſchon nach kurzer Zeit zum Gerichtsbeiſitzer promovirt. Man thut dieß einmal, um dem würdigen Manne ein kleines Nebeneinkommen zu verſchaffen, und zum zweiten, damit er Gelegenheit finde, den in der Nacht verſäumten Schlaf während des Beiſitzens wieder einzubringen. Andere ſtädtiſche Würden

erhält er freilich keine; dagegen aber darf er auch ſicher ſein, nie und nimmer abgeſetzt oder auch nur penſionirt zu werden. Nein, ſo hart verfährt man nicht mit ihm, und ſogar wenn ihm das Unglück widerführe, das Gehör zu verlieren, ſo bliebe er doch im Amte, denn der weiſe Magiſtrat würde ſagen: er kann ja die Töne „greifen!“

In Beziehung auf ſein Aeußeres unterſcheidet ſich der Stadtzinkeniſt von ſeinen Mitbürgern nur wenig, die kupferfarbene Naſe ſowie das Weingrün des übrigen Geſichtes abgerechnet. Auch ſind die Augen meiſt etwas triefend und roth unterlaufen, ohne Zweifel eine Folge der vielen Nachtwachen. Im Uebrigen aber ſieht er geſund aus und bleibt es auch ſo lange, bis er zu ſeiner großen Verwunderung die Waſſerſucht bekommt. „Die Waſſerſucht?“ Mein Gott, er kann ſich doch um keinen Preis erinnern, daß er auch nur je ein einzigesmal in ſeinem Leben eine Sucht nach Waſſer gehabt hätte, und doch iſt dieß für gewöhnlich die Krankheit, die ſeinen Tod herbeiführt!

18.

Ein Pfarrerstöchterlein.

Eine Pfarrerstochter iſt gewöhnlich hübſch, paſſabel verſtändig, mittelmäßig gebildet, ſehr unſchuldig und leider Gottes beinahe immer arm. Die Schönheit hat ſie von ihrer Mutter, den Verſtand von ihrem Vater, die Bildung von der Univerſität, die Unſchuld vom Landleben und die Armuth vom Pfarrdienſt. Eine „einzige“ Tochter bleibt ſie ſelten oder nie, ſondern die Zahl ihrer Geſchwiſter erreicht vielmehr manchmal die ſchreckhafte Nummer „Zwölfe“, und unter einem halben Dutzend geht's ſelten oder nie ab. Iſt's ja doch Herkommen, daß Pfarrer nichts hinterlaſſen, als Bücher und Kinder!

Eine Hauptepoche in ihrem Leben bildet ihr ſechszehntes, höchſtens achtzehntes Jahr; denn jetzt kommt ſie auf die Univerſität. Natürlich nicht auf die Univerſität Tübingen oder gar vollends nach Heidelberg; nein, Gott bewahre, ſondern vielmehr nach der Reſidenzſtadt Stuttgart, welche zwar keine Univerſität iſt, aber deßwegen figürlich ſo genannt wird, weil die Pfarrerstochter allda „ſtudiumshalber“ ſich aufhält. Sie muß nemlich ſticken, nähen, kochen, Kleidermachen, und — man höre und ſtaune — ſogar tanzen lernen! Freilich das Letztere iſt eine Privatanordnung der Mutter, und der gottſelige Herr Vater darf nichts davon erfahren, als höchſtens wenn's vorbei iſt, denn dann kann er's ja natürlich nicht mehr ungeſchehen machen! Doch, bilf Himmel, was iſt das für eine Freude, wenn's endlich zum Abgang nach der Univerſität kommt! Drei volle Monate lang

darf ſie ausbleiben und bei der Frau Baſe oder dem Herrn Vetter in der Reſidenz zubringen! Der Herr Vetter und die Frau Baſe haben zwar keine ſo große Freude an dieſem langen Bleiben, aber ſie, die Pfarrerstochter, merkt's in ihrem Entzücken gar nicht, und die drei Monate gehen herum, als wären's nur drei Tage geweſen. Jetzt kehrt ſie zurück in's Pfarrdorf. Allein wie? Iſt ſie's oder iſt ſie's nicht? Du kennſt ſie nicht mehr, ſo hat ſie ſich in dieſem kurzen Vierteljahr verändert. Sie geht aufrecht; das Haar iſt nach der Mode geſcheitelt und gelockt; der Körper iſt üppiger geworden, und ſie trägt den Hals freier, die Kleider haben einen andern Schnitt und eine vollgedehnte Crinoline gibt ihr einen ſalondamenmäßigen Umfang; der Schritt iſt graziös und ſchwebend, die Miene ſchmachtend — naiv — ſpöttiſch; ſie ſpricht nicht mehr ſchwäbiſch und lacht nicht mehr ſo laut, daß es über Berg und Thal ſchallt; ſie kokettirt etwas und iſt anſpruchsvoll! Kurz und gut, ſie war auf der Univerſität, und hat ſich auf Bällen mit ſchön gekleideten Herren unterhalten; ſie hat im Theater durch die Lorgnette geſehen und im Conzert Empfindſamkeit geäußert, — ſie hat Tournüre bekommen! Welchen Neid müſſen des Oberamtsrichters Mathilde und des Cameralverwalters Guſtele haben! Wenn ſie nur öfters mit ihnen zuſammenkäme!

Jetzt naht die zweite Hauptepoche ihres Lebens. Sie bekommt Heirathsgedanken. Was anfangen, wenn man kein Geld hat? — Da iſt gleich geholfen. Der Papa iſt alt geworden; der Dienſt iſt ihm beſchwerlich; ſeine Geſundheit leidet; er muß einen Vicar haben. Der Vicar aber iſt ein junger Mann, der neun volle Jahre in den Klöſtern zugebracht hat, und darum die Welt auf's Genaueſte kennt. Er weiß, daß man beim Bund der Ehe nicht auf ſolche Lappalien, als Geld und Gut und Weibsbeibringen zu ſehen hat, ſondern vielmehr auf Vorzüge des Geiſtes und des Herzens, wobei höchſtens noch Tugenden des

Körpers in Anſchlag gebracht werden dürfen. Er lernt das Töchterlein vom Hauſe kennen und iſt alsbald unmenſchlich in ſie verliebt. Die Liebe wird, wie ſich von ſelbſt verſteht, erwiedert, denn Grauſamkeit gehört nicht unter die Eigenſchaften eines Pfarrtöchterleins. Sofort gibt der Vater ſeinen Segen und die Mutter weint vor Freuden. Sie aber, — nun ſie Beide, ſind Braut und Bräutigam, und haben nun das Recht, ſich ſtatt im Verſtohlenen offen vor aller Welt zu küſſen.

Welch' ein Vergnügen, acht oder zwölf Jahre lang Braut und Bräutigam zu ſein; denn ſo lange ſteht's natürlich an, bis der Herr Vicar Pfarrer wird! Aber — die liebe Braut hat noch mehr Schweſtern, darum kommt man im Pfarrhaus bald auf die hochmoraliſche An- und Einſicht, daß es nicht gut iſt, wenn Braut und Bräutigam alle Tage ſo nahe bei einander ſind. Der arme Vicar muß ſich alſo, er mag wollen oder nicht, nach einer andern Stelle, d. h. nach einem Vicariat in einem andern Pfarrhauſe, oder noch beſſer nach einer Amtsverweſerei umthun, damit der Herr Paſtor — Schwiegervater in spe einen andern, bis dato noch brautloſen Gehülfen, und eine zweite der noch übrigen ledigen Pfarrtöchterlein in ihm einen Bräutigam bekomme. Glückt dieß, ſo wird der neue Bräutigam auch wieder abgeſtoßen, um einem dritten unverſprochenen Vicar Platz zu machen, und auf dieſe Manier haben ſchon manche Pfarrer alle ihre Mädchen angebracht.

Doch — nichts für ungut, mein liebes Fräulein; es war in der That nicht ſo böſe gemeint!

19.

Ein Stuttgarter Theater-Claqueur.

Auch Stuttgart hat ſeine Claqueure, gerade wie jede andere berühmte Stadt, obgleich es in der Reſidenz Schwabenlands nur ein einziges Theater und zwar das Königliche Reſidenz- und Hof-Theater gibt. Eben hieraus aber erklärt es ſich auch, warum zwiſchen einem Stuttgarter und z. B. einem Wiener oder Pariſer Claqueur ein ſolch bedeutender Unterſchied beſteht.

Ein Stuttgarter Claqueur darf nemlich nie „pfeifen oder ziſchen," nie „mit den Fäuſten trommeln oder mit den Füßen ſtampfen," nie „mit tauben Nüſſen werfen oder mit faulen Eiern die Bühne überſchütten." Solches ſchickt ſich nicht für ein Königliches Reſidenz- und Hof-Theater, in welchem hohe, höchſte und allerhöchſte Herrſchaften anweſend zu ſein pflegen. Wozu denn überhaupt ein Zeichen des Mißfalls? Kann es denn je vorkommen, ja kann man ſich überhaupt nur die Möglichkeit denken, daß auf einer Königlichen Hof- und Reſidenzbühne Mitglieder angeſtellt ſind, welche etwas anderes verdienen als nur allein Beifall? Aus dieſem Grunde ſchon iſt es keinem Stuttgarter Claqueur geſtattet, andere Gefühle zu hegen als Beifallsgefühle; aber dieſen darf er auch um ſo mehr Ausdruck verleihen, d. h. er darf klatſchen, bis ihm die Hände aufſchwellen. „Noch weiter" zu gehen iſt ihm jedoch aufs ſtrengſte unterſagt, denn man kann auch im Beifall die Decenz überſchreiten. Somit iſt es bei hoher Strafe verpönt, einen Schauſpieler oder eine Sängerin „herauszurufen", es müßte denn ſein, daß der Schauſpieler oder die

Sängerin nur „auf Gaſtſpiel“ anweſend wäre, denn in dieſem Fall ſind Ausnahmen geſtattet. Einem fix und feſt angeſtellten Bühnenmitglied gegenüber aber müſſen alle derartigen Extravaganzen unterbleiben, und das Alleräußerſte, wozu man ſchreiten darf, iſt das einmalige Tacaporufen!“

Man ſieht alſo, daß einem Stuttgarter Theater-Claqueur die Flügel ziemlich beſchnitten ſind; allein eine noch größere Eigenthümlichkeit deſſelben beſteht darin, daß er nie eine „bezahlte“ Perſönlichkeit iſt. In andern großen Städten bilden die Claqueure ſo zu ſagen einen eigenen Stand oder wenigſtens einen Club, mit einem Präſidenten oder Dirigenten, an welchen ſich die Schauſpieler oder die Schauſpielerinnen, welche nach einer Portion Beifall begierig ſind, zu wenden haben, und der beſagte Herr Directeur verſpricht dann um ſo und ſo viel Kronenthaler oder Fünfſrankenſtücke ſo und ſo viel klatſchende Hände zu liefern. In Stuttgart jedoch darf man an ſo etwas gar nicht denken, ſondern es ſteht vielmehr jeder Claqueur als freier unabhängiger und ſelbſtſtändiger Mann da. Ja es wäre vielleicht ſogar nicht allzugewagt, wenn man die Behauptung aufſtellte, daß unter zwanzig Klatſchenden kaum Zwei oder Drei demſelben Metier oder derſelben Rangklaſſe angehören, obwohl zugegeben werden muß, daß es einzelne Stände gibt, welche ſich beſſer zum Beifallſpenden eignen, als andere. Hierunter rechnen wir hauptſächlich die Schneider und Friſeure; denn beide ſind Kunſtverehrer ſchon deßwegen, weil ſie ſich ſelbſt zu den Künſtlern zählen, und überdieß haben ſie unter den Mitgliedern der Bühne eine Menge von Kunden. Was thut man aber nicht der Kundſchaft zu lieb? Ebendeßwegen darf man auch ganz ſicher darauf rechnen, daß die im Theater anweſenden Schneider und Friſeure nie „theilnahmlos“ ſitzen bleiben, wenn irgend Jemand anfängt, durch das äußere Zeichen des Klatſchens ſeine Bewunderung zu erkennen zu geben. Im Gegentheil, ſie klatſchen

drauf los, bis ſie Schwielen an die Hände bekommen, und wenns gar an ein Herausrufen geht, ſo ſchreit jeder für zehn oder noch mehr Mann. Ja nicht ſelten, beſonders bei Balletten, ſind ſie ſogar diejenigen, welche zu allererſt anfangen, denn man muß wiſſen: „die Herren Friſeure und Schneider Schwabenlands waren in Paris drein, und haben allborten im feinen Geſchmack Lectionen genommen.“ Im Allgemeinen genommen wird man jedoch zugeben müſſen, daß das Beifallklatſchen beinahe regelmäßig von den ſogenannten „Liebhabern“ begonnen wird. Jede Schauſpielerin und Sängerin hat nemlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, eine ganze Maſſe von Verehrern, welche natürlicherweiſe jede Bewegung derſelben „für engeliſch“ halten und jedes Wort, das ſie ſpricht, oder jeden Ton, den ſie ſingt, „für himmliſch“ erklären. Was Wunder alſo, wenn dieſer Angebeteten bei jeder Gelegenheit, die ſich darbietet, der rauſchendſte Beifall geſpendet wird? Allein nicht blos auf ſie, die Künſtlerin, beſchränkt ſich das Klatſchen des Liebhabers, ſondern er dehnt es vielmehr auch auf den Herrn Gemahl derſelben aus, oder, wenn ſie keinen hat, auf den Schauſpieler und Sänger, welcher zu derſelben Partie oder Clique gehört, der auch ſie zugeſchworen hat. Es iſt nemlich eine leidige Thatſache, daß die Mitglieder eines Hoftheaters nicht minder in verſchiedene ſich gegenſeitig aufs heftigſte befehdende Coterien geſpalten ſind, als die Mitglieder eines Volkstheaters, und daß dieſe Spaltungen ſogar im Publikum ein Echo finden. Hieraus folgt nun naturgemäß, daß wer z. B. zur Fahne der Coterie: „Madame X. und Genoſſen“ gehört, Alles vortrefflich und köſtlich finden wird, was irgend ein „Xianer“ vorträgt, ſpielt oder ſingt, während er, wenn ein Mitglied der Coterie „Z. und Compagnie“ auftritt, grundſätzlich nie eine Hand oder einen Fuß rührt. „Unparteilichkeit“ iſt alſo gerade keine Hauptleidenſchaft eines „Liebhabers oder Verehrers,“ ſondern im Gegentheil, derſelbe muß ſeiner innerſten Natur nach

Parteimann ſein. Weit unparteiiſcher iſt die „dritte“ Sorte von Claqueuren, nemlich die Sorte der ſogenannten „Narren“ oder „Kunſtenthuſiaſten.“ Ein ſolcher Narr nemlich bildet ſich ein, außer ſeinen fünf regelmäßigen Sinnen noch einen ſechsten, „den Theaterſinn,“ zu beſitzen, und meint, daß ihm allein das Verſtändniß der höheren Kritik erſchloſſen worden ſei. Darum betrachtet er es auch als ſeine Lebensaufgabe, keinen einzigen Theaterabend zu verſäumen, und — es mag regnen oder ſchneien, es mag kalt oder warm ſein, es mag ein ſchlechtes oder ein gutes Stück gegeben werden, immer iſt Er gegenwärtig. Ja nicht blos gegenwärtig iſt er, ſondern auch ſeinen beſonderen Sitz hat er, ſeinen abonnirten, reſervirten, numerirten und mit ſchwerem Geld wohl bezahlten Sitz, und eben weil er dieſen Sitz hat, glaubt er auch das Recht zu haben, dem übrigen Publikum „als kunſtrichterliches Genie“ vorzuleuchten. Er alſo iſt der Claqueur der Claqueure; Er gibt den Ton an; Er allein weiß, welcher Künſtler und welche Künſtlerin des Beifalls werth iſt!

Aus ſolchen Elementen beſteht die Claque des hochpreislichen Univerſaltheaters des geſegneten Schwabenlands, und wir ſehen daher mit allem Fug und Recht auf die Claqueure in Wien, Berlin und Paris mit tiefſter Verachtung herab. „Bezahlten Beifall“ — wo gäbe es dieſen bei uns? Nicht einmal „Freibillette“ werden angenommen, ſchon deßwegen nicht, weil keine gegeben werden! Warum ſollte ſich auch ein Sänger oder eine Sängerin, ein Schauſpieler oder eine Schauſpielerin, ein Balletänzer oder eine Ballettänzerin unnütze Koſten machen, da ſie ja doch alle ſammt und ſonders gewiß ſein können, mit Beifall überſchüttet zu werden, wenn ſie es nur auf die richtige Weiſe angreifen? Hierin, „in dem richtigen Angreifen“ liegt alles, und zwar beſteht das ganze Geheimniß darin, daß man dem Publikum oder vielmehr den Herren Claqueuren das richtige Merkmal gibt, an welchem ſie zu erkennen vermögen, „wann der Beifall

zu beginnen habe." Beifallspendungsluſtig ſind ſowohl die Schneider und Friſeure, als auch die Liebhaber und Narren, aber ſie wiſſen leider Gottes meiſtens nicht, wann ſie ihre Hände in Bewegung ſetzen ſollen, und fürchten ſich lächerlich zu machen, wenn ſie etwa am „unrechten" Platze mit dem Klatſchen beginnen würden. Solches haben ſich natürlich die verehrlichen Bühnenmitglieder hinter die Ohren geſchrieben und ſind dadurch auf den Gedanken gekommen, ſogenannte „Publikums-Stichwörter" zu erfinden. Ein Schauſpieler z. B. paßt den Zeitpunkt ab, in welchem er einen kleinen Monolog zu halten hat. Der Monolog ſollte ſeiner inneren Natur nach vielleicht mit ruhiger Geberde und in ſchlichter einfacher Weiſe vorgetragen werden; allein der Schauſpieler will die Claque in Bewegung ſetzen und brüllt daher ſo löwenmäßig, daß man meint, der Weltuntergang ſei nahe. Alſobald wiſſen die Herren Claqueure, was ſie zu thun haben, und klatſchen unmenſchlichen Beifall. Gerade ebenſo verfahren auch die Sänger und Sängerinnen. So kommt z. B. in der Rolle der Madame „ſo und ſo" oder des Fräuleins „X plus X" ein kleines Liedchen vor, welches mit weichem und zartem Ausdruck geſungen werden ſollte; allein die Madame oder das Fräulein wirft ſich in die Bruſt, öffnet den Mund bis an die Ohren, und ſchreit ſo gräßlich, daß den Zuhörern die Ohren gellen. Ja ſie kommt möglicherweiſe ganz aus dem Athem und iſt im Begriff, einen Hirnſchlag zu bekommen, allein was iſt die Folge? Etwa ein Ausbruch allgemeinen Unwillens über ſolche Grimaſſirung der Natur? Gott bewahre, ſondern im Gegentheil ein raſender Beifallstuſch, der die Sängerin nöthigt, das Stücklein zu repetiren und noch einmal einen Hirnſchlag zu riskiren!

Solcherartig ſind die „Geheimzeichen," welche man bei uns zu Lande den Claqueuren gibt, und ebendeßwegen erklären auch

ſämmtliche Mitglieder des hochpreislichen Theater- und Opernperſonals uni sono, daß ſie lediglich keinen Werth auf das Beifallgeklatſche des Publikums legen. Allein wer wäre unglücklicher, als ein ſolches Bühnenmitglied, wenn es einmal an einem Theaterabend vom Publikum ſtatt mit „lauter“ mit „ſtiller“ Bewunderung empfangen würde?

20.

Der Schwarzwälder Bauer.

Der Schwarzwälder Bauer iſt entweder ſehr reich oder ſehr arm, d. h. er beſitzt entweder einen Hof, oder arbeitet er als Taglöhner.

Der Hofbeſitzer auf dem Schwarzwald unterſcheidet ſich von dem Hofbeſitzer des ebenen Landes dadurch, daß er über keine Frucht-Aecker dominirt, ſondern über Waldungen, und daß er deſſen ſehr froh iſt. Vor etlichen zehn oder zwanzig Jahren allerdings war dieß anders, denn da dachte er mit großem Neid an den Fruchtackermann, und ſeufzte in ſeinem Innern: „wenn doch mein Land ſtatt mit Nadelholzbäumen mit Dinkel oder Roggen bewachſen wäre.“ In neueſter Zeit aber hat ſich dieß gänzlich geändert und der Inhaber von einigen hundert Morgen Waldungen betrachtet nunmehr den Kollegen Hofbeſitzer im Unterland ungefähr mit denſelben Blicken, wie der Pferdebauer auf den Ochſenbauer herabſieht. Das Holz nemlich iſt ums doppelte und dreifache im Preiſe geſtiegen und ſomit trägt der Handel damit ihm mehr ein, als manchem Edelmann ſeine verſchuldete Baronie oder Grafſchaft. Auch wächſet es ſo zu ſagen im Schlafe und man hat nichts zu thun, als es fällen zu laſſen, ohne ſich viel mit Pflügen, Säen, Miſtausführen und was dergleichen mehr iſt müde machen zu müſſen. Ueberdieß ſtellen ſich die Käufer von ſelbſt ein und man braucht keinen Schritt vors Haus hinaus zu thun, um ſeine Waare los zu werden. Nicht ſelten jedoch begnügt ſich der reichere Hofbeſitzer mit dem Verkauf

Der Flößer.

kauf „auf dem Platze“ nicht, ſondern er ſpeculirt vielmehr hoher und ſchickt auf eigene Rechnung Flöße in den Rhein bis nach Holland hinab.

Außer den Waldungen gebietet der ſchwarzwälder Hofbeſitzer über wenig Güter, und es iſt ſchon viel, wenn er ſo viel Hafer und Kartoffel erntet, als er zum Hausbrauch nöthig hat; die „Frucht“ aber, d. h. der Dinkel zum Brod und zu den „Knöpflen“ muß er jedenfalls vom „Unterlande“ beziehen, dieweil auf dem Schwarzwald keiner gedeiht. Doch was thuts? Das Geld iſt ja da! Ein Ding jedoch darf ihm nicht fehlen, nemlich ein Dutzend Morgen Wieſen, um ſo viel Heu zu erzeugen, daß man ein Paar oder gar zwei Paar Gäule halten kann, denn was wäre er ohne Gäule? Ich meine jedoch nicht blos die Pferde, welche zum Holzführen nöthig ſind, ſondern auch die, welche an die Equipage geſpannt werden, da natürlich ein Schwarzwälder Hofbeſitzer einer ſchönen Equipage nicht entbehren kann. Vor einigen Jahrzehnten freilich begnügte er ſich noch mit einem einſpännigen Wägelchen; allein die Zeiten ändern ſich und mit den Zeiten die Menſchen. Da ſitzt er nun in ſeinem Gallagefährt, der reiche Hofherr, und lehnt ſich in eine Ecke, wie Einer ders gewohnt iſt, Chaiſen zu fahren. Um ſeine Schultern hängt ein feintuchener Mantel mit herrlichem Pelz beſetzt, und auf dem Haupte prangt eine zierliche Cerevislappe mit ſchwarzſeidener Trodbel; Rock, Beinkleider, Strümpfe und Schuhe aber ſind die eines gewöhnlichen Bauern und der Kutſcher auf dem Bocke trägt gar einen Dreiſpitz, weil er nichts anderes iſt, als ein Ackerknecht.

In der Wohnung des Schwarzwälder Hofbeſitzers ſtößt man auf eigenthümliche Gegenſätze. Da ſteht an der Wand eine wunderſchön geſchliffene Commode, aber wenn du die Schubladen öffneſt, ſo findeſt du faſt regelmäßig neben dem reichſten Silberzeuge eine eiſerne Kette oder gar einen Radſchuh. Auf einem eleganten Theetiſche lachen dir geſchliffene Gläſer und ſchwer

vergoldete Taſſen entgegen: in der Ecke daneben jedoch hängt ſicherlich eine mächtig große hölzerne Uhr mit ſchwerem Behänge, die den Gukuk alle Stunden hören laßt. Die Breitſeite des Zimmers nimmt möglicherweiſe ein Sopha mit ſchwer damaſtenem Ueberzuge ein; aber ſicherlich umgibt den Ofen ein tannenes Geſtell, an welchem naſſe Strümpfe zum Trocknen hängen, und wenn auch der Hofherr ſelbſt im ſeidenen Schlafrock im Altvaterſeſſel ſitzt, ſo ſehen ſeine Hände doch ſo roth und ſchwieligt aus, wie wenn er den ganzen Tag mit der Hacke oder Art zu thun hätte. Gerade ebenſo verhält es ſich auch mit dem Eſſen und Trinken. Allerdings nemlich wird der Conditor der nächſten Stadt jede Woche um verſchiedenes Confect nebſt etlichen Torten ärmer gemacht, und im Keller dürfen gefüllte Rheinwein- und Champagnerflaſchen nicht fehlen, aber Sauerkraut und Schweinefleiſch gehen dem Hofbeſitzer doch über alle Delicateſſen, und ein guter Schluck aus der Heidelbeerſchnapsflaſche hat mehr Werth für ihn, als der beſte Sillery mouſſeur.

Zu ſeinen Kindern ſtellt ſich der Schwarzwälder Hofbeſitzer gewöhnlich in ein eigenthümliches Verhältniß, denn er denkt nicht daran, ſie „gleichmäßig“ zu behandeln. Die Mädchen nemlich erhalten, wenns gut geht, eine Ausſteuer nebſt einigen tauſend Gulden und kommen ſchließlich nach dem Tode des Vaters in den Beſitz der Kapitalien, die etwa vorhanden ſind. Mehr brauchen ſie auch nicht, da ſie regelmäßig entweder einen Hofbeſitzer oder aber einen reichen Wirth in der Stadt heirathen. Nicht viel beſſer ſind die älteren Buben daran, ſelbſt den Erſtgebornen nicht ausgenommen, da auch ſie mit verhältnißmäßig Wenigem abgefpeiſt werden, und nur ſelten langt das Vermögen ſo weit, um für ſie einen größeren Grundbeſitz anzukaufen. Einer dagegen bekommts gut, und zwar ſogar ſehr gut, nemlich der „jüngſte“ Sohn, denn er erbt den Hof, oder vielmehr ihm wird der Hof mit ſammt dem Mobiliar zu einem Preiſe ver-

schrieben, der dem wahren Werth nicht zum dritten Theile gleichkommt. So ists Sitte auf dem Schwarzwald und man sieht hieraus, daß es hie und da auch von Nutzen sein kann, als „Nestkegel“ auf die Welt zu kommen. Uebrigens liebt es der Schwarzwälder Hofbesitzer ganz und gar nicht, mit vielen Kindern gesegnet zu sein, und am zufriedensten ist er, wenn ihm nur ein Pärlein, „ein Mägdlein und ein Büblein,“ geboren wird. Dann trägt er seine „Bäurin,“ wie er seine Ehehälfte nennt, auf den Händen und füttert sie so lange mit Zuckerbrod, bis sie den Umfang eines leidlich großen Fasses gewonnen hat; er selbst aber nährt sich ebenfalls so kräftig, daß er sie mit der Zeit an Schwere sogar übertrifft.

Anders steht es mit dem „armen“ Schwarzwälder. Für gewöhnlich ist er Holzhauer, Kohlenbrenner oder Feldtaglöhner, obwohl er in der letzteren Eigenschaft nicht excellirt. Mit dem Ackerbau siehts nemlich auf dem ganzen Schwarzwald, wie schon gesagt, sehr armselig aus, und höchstens muß an Bergabhängen ein Hafer-, Flachs- oder Kartoffelland behackt werden (was meist die Frauen thun), oder sind im tiefen Thale die Wiesen zu bewässern, damit sie zwar schlechtes Futter und Heu, dagegen aber den siebenfachen Ertrag das Jahr hindurch geben. Mehr Geld wird in den Hammerwerken verdient, deren laute Schläge Tag und Nacht gleichmäßig forttönen, und in den Glashütten sowie in den Pottaschen- und Terpentinsiedereien fehlt es ebenfalls nie an lohnender Beschäftigung. Ist aber ein Hinderniß vorhanden, um in eine Fabrik einzutreten, ei dann setzt sich der Schwarzwälder in der tiefen Winterszeit auch wohl hin und schnitzelt Löffel oder Schaufeln und Schachteln, oder er macht Uhren, deren jährlich über hunderttausend vom Schwarzwalde versandt werden. Seine liebste und passendste Beschäftigung ist übrigens das „Flößen,“ d. h. das Zusammenbinden der Holzstämme in ein schwimmendes Floß, das nach Mannheim und

den Rhein hinab gebracht wird, und in dieser seiner Eigenschaft als Flößer durchwandert er in seinen zwei Ellen hohen Stiefeln, die ihm bis an den Unterleib heraufgehen, die Welt vom Anfang des Neckar-, Nagold- und Enz-Thales bis hinab nach Cöln, oder gar noch weiter. Manchmal, wenn er Glück und Geschick hat, bringts Einer noch weiter und kauft sich ein Paar Pferde, nebst einem Wagen zum Holz- oder Kohlenfuhrwerk, um von nun an hinab ins Unterland nach Tübingen und Stuttgart zu fahren und die besagte Waare mit Profit zu verkaufen. Natürlich gehört ein kleines Kapital dazu, allein dasselbe trägt seine gute Zinsen, und der Hauptvortheil besteht darin, daß es an der Rückfracht nur selten fehlt. Der Schwarzwald bedarf ja des Strohes und der Frucht, des Brodes und des Weins, welche das Unterland erzeugt, mit Nothwendigkeit! Am meisten Geld verdient der arme Mann auf dem Schwarzwald übrigens dadurch, daß er seine Kinder im Herbst in den Wald hinausschickt, um Heidelbeeren und Wachholder zu sammeln, denn dieser Beeren wachsen in den düstern Tannenwäldern in ungemessener Anzahl, und der Schnaps, den man aus ihnen bereitet, wird sogar theurer bezahlt, als der Kirschengeist.

Seinem Aussehen nach ist der ärmere Schwarzwälder meist klein und mager, so recht dazu geeignet, Berge zu besteigen. Auch schweigsam ist er, und zwar recht schweigsam, was ohne Zweifel davon herkommt, daß man in den tiefen Wäldern seiner Heimath nur selten die Stimme eines Vogels hört, während man zugleich Tageweise herumstreifen kann, ohne einen Menschen zu begegnen. Seine Gesichtsfarbe nähert sich dem Braunschwarzen und hat viele Aehnlichkeit mit dem durch jahrelangen Rauch gebeizten Holzgetäfel seiner Wohnstube. Im Essen und Trinken zeigt er sich keineswegs wählerisch, denn selbst wenn er das ganze Jahr hindurch nichts als Kartoffel bekommt, beklagt er sich nicht, vorausgesetzt natürlich, daß mit dieser Speise nicht gegeizt wird

und ein Schluck Heidelbeergeiſt zur Verdauung ebenfalls nicht fehlt. Zugeſtanden muß übrigens werden, daß er Sauerkraut und Speck den Kartoffeln vorzieht, allein wie käme der gemeine Mann auf dem Schwarzwald zu ſolchen Luxusgerichten? Gegen die Stürme der Witterung iſt er ungemein abgehärtet und er verträgt Kälte und Wärme gleich gut. Im hohen Sommer nemlich glüht die Sonne faſt unerträglich heiß in die tiefen Thäler hinein, und der Thermometer ſteigt nicht ſelten an windgeſchützten Punkten im Schatten auf dreißig Grade Reaumur; der Winter aber dauert neun Monate lang an, und da der Schnee oft zehn bis fünfzehn Fuß hoch liegt, ſo kann man ſich wohl denken, welche Zephire über ihn hinſtreichen werden. Zum Glück jedoch fehlts nicht an Holz zum Einheizen und man ſchlägts nicht an, ob der ungeheure irdene Kachelofen in der Wohnſtube ein paar Meß jährlich weiter verzehrt oder nicht. Ja früher trieb man in dieſer Beziehung den Luxus ſo weit, daß man der oft kühlen Morgen wegen ſogar im Sommer einheizte, denn der Schwarzwälder fühlt ſich nirgends behaglicher, als in einem Zimmer, in welchem gewöhnliche Menſchen nach Luft ſchnappen müſſen; allein in neuſter Zeit muß der ſtets ſteigenden Holzpreiſe wegen der arme Mann hierauf verzichten, wenn er ſich nicht durch Sammeln von dürrem Reiſach aus den Gemeindewaldungen oder auch durch einige unerlaubte nächtliche Gänge zu helfen weiß.

Die Hütte des armen Schwarzwälders ſteht meiſt iſolirt an einem kleinen Bergabhang, zu deſſen Füßen ein friſcher Quell herausſprudelt, und enthält nichts als eine niedrige getäfelte Wohnſtube nebſt einem dito Schlafgemache. Vorn ſteht das Dach weit vor und bedeckt die Altane, die ſich um die Südſeite des Hauſes herumzieht; hinten aber gegen die „Wetterſeite," d. h. gegen Nordweſten hin reicht es faſt regelmäßig bis auf den Boden, um die eiſigen Winde abzuhalten. Abends zur

Winterszeit kommen die Bewohner der benachbarten Hütten, insbesondere der weibliche Theil derselben, in den Spinnstuben zusammen, und die alten Mütterchen wissen dann viel von Kobolden oder Berggeistern zu erzählen, während die Jugend andächtig zuhört und vor schauriger Beklemmung ganz nahe zusammenrückt. Wie genügsam übrigens der arme Schwarzwälder ist, ersieht man gerade aus diesen Spinnstubenzusammenkünften, denn die Stelle des „Lichts“ vertritt dabei eine Lampe von Theer- oder nicht selten auch ein hellflackernder Holzspan, und von einer Bewirthung der Besuchenden ist nie und nimmer die Rede.

Der arme Schwarzwälder wird gewöhnlich sehr alt, jedenfalls weit älter, als der reiche Hofbesitzer, der im Ueberfluß schwelgt; aber sein ganzes Leben war dafür auch ein Leben der Entsagung neben harter Arbeit.

21.

Er hat ſein Brod.

Schwabenland iſt ein wahres Brodland, denn nicht nur wächst allda viel gute Frucht, aus der man viel gutes Brod backt, ſondern man pflegt ſogar nach dem Brod „zu rechnen.“ Die Engländer nemlich ſagen: „Der Menſch da hat ſeine tauſend Pfund jährlich zu verzehren.“ und die Franzoſen meinen: „Der Herr beſitzt eine Revenue, von der er leben kann“; die Schwaben aber haben das Sprüchwort: „er hat ſein Brod!“

Man glaubt gar nicht, was dieſe vier Worte „er hat ſein Brod“ alles zu bedeuten haben. Denken Sie ſich einmal, meine liebenswürdige Leſerin, Sie wären achtzehn oder neunzehn Jahre alt, d. h. in einem Alter, wo man ans Heirathen denkt. Sie brauchen deßhalb nicht roth zu werden, und eben ſo wenig brauchen Sie ſich zu entſchuldigen, denn die Redensart „ich will nicht heirathen“ iſt längſt ſo abgenutzt, daß nicht einmal mehr ärmere Mädchen mit Anſtand von ihr Gebrauch machen können. Alſo Sie wollen heirathen? Gut! Doch wen wollen Sie heirathen? Etwa dieſen jungen Herrn da? Gar nicht übel; gratulire von Herzen, denn ich ſehe daraus, daß Sie einen guten Geſchmack haben. Aber — halt ein wenig und nicht ſo ſchnell zugegriffen, denn vorher muß großes Concilium gehalten werden. Die Mutter ruft alſo ein ganzes oder doch ſicherlich ein halbes Dutzend Gevatterinnen zu ſich, während der Vater ſeine zehn oder zwölf Rauchkameraden herbeicitirt, und nun beginnt das examen rigorosum, d. h. die Eheſtandsprüfung. „Wer iſt er?“

„Was iſt er?“ „Wie alt iſt er?“ „Welche Religion hat er?“ Dieß ſind natürlich die erſten Fragen; allein ſie gehören nur zu den Präliminarien und mögen alſo mit Leichtigkeit beantwortet werden. Nun kommt es aber zur Hauptfrage, nemlich zur Frage: „Hat der Menſch auch ſein Brod?“ Wahrhaftig, eine gräßliche Frage, ſo unſchuldig ſie auch klingt, und es gibt deßhalb im ganzen Schwabenlande kein heirathsluſtiges Mädchen, das nicht bis in den Tod darüber erſchrecken würde! Der Liebhaber iſt vielleicht ſchön und jung; er kann möglicherweiſe vortrefflich tanzen, weiß ſeine Worte ziemlich fertig zu drehen, aber — das leidige Brod, d. h. das Einkommen! Ich kann Sie verſichern, meine ſchöne Leſerin, dieſen jungen Mann bekommen Sie nicht, denn ſo lange einer jung und ſchön iſt, hat er ſelten ſein Brod, d. h. eine gute Anſtellung mit frauernährender Beſoldung; allein deßhalb ſollen Sie doch nicht leer ausgehen, ſondern der erſehnte Ehegatte muß Ihnen werden. Eines ſchönen Morgens alſo macht Ihr Herr Vater ein äußerſt freundliches Geſicht, und Ihre Frau Mutter lächelt, als hätte ihr der Eheliebſte ſeit zehn Jahren wieder die erſte Liebeserklärung gemacht. „Mein Kind,“ fangt Ihr Herr Vater an, „wir haben dir ein Geburtstagspräſent.“ „„Und was für eins!““ fährt die Mutter fort. Sie freuen ſich natürlich außerordentlich, und endlich kommts heraus. „Was?“ — Nun einen „Mann“ hat man für Sie! — Sie kennen ihn; zwar nicht näher, aber doch ſeinem Aeußern nach und erſchrecken daher bis in den Tod. „Mein Gott im Himmel,“ rufen Sie aus, „er iſt ja ſchon vierzig Jahre alt!“ — „Ich wollte, du wärſts auch ſchon,“ replicirt der Vater, denn vierzig Jahre bezeichnet bei uns die Periode, wo die Weisheitszähne ſich einſtellen. — „Aber er hat ja Pockennarben!“ fahren Sie fort. — „Aber er hat ſein Brod!“ ſagt Ihre Frau Mutter. Gegen dieſen letzten Punkt werden Sie ſelbſt nichts mehr einzuwenden wiſſen und kurz und gut, ihn müſſen Sie heirathen,

ſelbſt wenn er zu ſeinen Pockennarben auch noch einen Höcker hätte!

Aus dieſem Wenigen ſchon, meine ſchöne Leſerin, erſehen Sie, daß die Worte „er hat ſein Brod“ eine ganz außergewöhnliche Bedeutung haben; allein ich werde Ihnen mit noch ganz anderen Beiſpielen aufwarten. Denken Sie ſich einen Menſchen, der als das gerade Gegentheil eines Kopfhängers auftritt, alſo einen fidelen Burſchen, der gern ſingt, pfeift, tanzt, und mitunter auch wohl ſein Spielchen macht oder ein Gläslein über Durſt trinkt. Sie werden ſagen: das iſt ein aufgeweckter Kamerade, der gefällt mir, und ich geſtehe Ihnen, daß er mir auch gefällt, denn ich mag die Kopfhänger nicht leiden, ſchon deßwegen, weil ſie mich nicht leiden können. Zwar allerdings — der junge Mann iſt kein Freund des Sparens und braucht ſogar oft mehr, als er hat, was immer leichter iſt, als das Gegentheil. Allein werden Sie ihn deßhalb verdammen? Gewiß nicht, ſondern Sie denken vielmehr, daß die Jugend vertobt haben muß, und daß der fidele Burſche, wenn er erſt ein paar Jahre mehr auf den Rücken hat, ſchon von ſelbſt die nöthige Solidität acquiriren würde. Doch — Sie mögen ſo denken, aber was ſagt die Welt? „Der Taugenichts! Der Verſchwender! Der ſchlechte Menſch! Der Tagedieb! Der Lump!“ Alle alten Weiber prophezeihen ihm, daß er noch am Galgen ſterben werde, und von den Männern weiſen gar Viele bedeutungsvoll auf den Spital hin oder gar nach dem „Gutleuthaus,“ wohin blos die ärmſten Vaganten kommen. Die böſe Welt iſt ja ohnehin mit ihrem Urtheile gleich fertig, wie viel mehr noch im Schwabenland, wo die Menſchen die natürliche Eigenſchaft haben, an Andern ſogleich alle Fehler zu entdecken! Nun denken Sie ſich aber einen andern Menſchen, der nicht blos leichtſinnig ſei, ſondern geradezu liederlich; einen Menſchen, der nicht trinke, ſondern ſich betrinke, der nicht ſinge und jubilire, ſondern tobe und brülle, der nicht tanze und ein

Gaigelchen mache, ſondern der ſich in den gemeinſten Kneipen herumbewege oder gar falſch ſpiele; kurz alſo einen Menſchen, vor dem Sie einen Abſcheu haben! Allein denken Sie ſich ferner, dieſer Menſch habe ſein gutes Einkommen und beſitze noch extra Vermögen, was wird nun das Urtheil der Welt ſein? Wird man ihn etwa verfluchen oder excommuniciren? O nein, ganz gewiß nicht! Im Gegentheil, die Leute werden es ſich möglicher Weiſe erlauben, ein wenig den Kopf zu ſchütteln, aber ſie werden milde genug ſein, zu ſagen: „der hoffnungsvolle junge Herr ſchlägt zwar hie und da noch ein klein wenig hinaus, aber das wird ſich ſchon machen, denn „er hat ja ſein Brod!“ — Möchte man nicht des Teufels werden über dieſe fünf Worte?

Noch weiter! Ich ſetze den Fall, es iſt Einer ein feiler Menſch, ein Burſche, der ſeines Vaters Ehre um einen Ducaten verkauft und ſeine eigene um anderthalb. Dieſem wird ein „Einkommen“ angeboten, wenn er eine gewiſſe Handlung begeht, die man im gemeinen Leben mit „ſchlecht“ bezeichnet, und daß es dergleichen Handlungen gibt, wie z. B. Spionireret, Angeberei, falſche Zeugenausſage und was dergleichen mehr iſt, wird Niemand leugnen. Was thut nun der feile Burſche? „Eine ſchlechte Handlung mehr oder weniger,“ denkt er und begeht ſie, bekommt aber auch ſeinen Lohn, nemlich die dreißig Silberlinge. Was thut aber die Welt? Verachtet ſie ihn, brandmarkt ſie ihn, ſtößt ſie ihn aus? Gott behüte! Wo denken Sie hin? Der Mann wird zwar nicht geliebt, aber doch gefürchtet; er wird nicht geſucht, aber doch geduldet, und in ein paar Jahren iſt Gras über die Geſchichte gewachſen, ſo daß man ihn von nun an wie einen Ehrenmann behandelt. Warum auch nicht? „Der Mann hat ja jetzt ſein Brod!“

Denken wir uns nun aber einen andern Mann, einen braven ehrlichen Kameraden, der ſich mit Weib und Kind mühſam durchs Leben ſchlägt. Auch ihm bietet man, was man dem feilen Tropfe

bot, nemlich für eine ſchlechte Handlung eine gute Beförderung im Einkommen! — „Der Mann wird doch nicht ſo ſchlecht ſein," denken Sie, „und ſich vom Teufel blenden laſſen!" — O nein, ſo ſchlecht iſt er nicht; im Gegentheil, er iſt noch beſſer als Sie glauben, denn er verliert ſogar lieber ſeine jetzige Stelle, die ihn und die Seinigen kaum kümmerlich ernährte, als daß er ſeiner Ehre, ſeinem Gewiſſen nur das Geringſte vergäbe. Freilich iſt er nun im Elend, aber — „die Menſchen werden ſeine Ehrlichkeit anerkennen, ihn unterſtützen, ihn heben, ihm eine Ehrenſäule ſetzen laſſen." So denken Sie, aber ſo denkt die Welt nicht! O nein, dieſe denkt und handelt ganz anders; ſie wendet ſich ab von dem Brodloſen, ſie geht ihm aus dem Wege, um nicht angebettelt zu werden, ſie ſieht ihm verächtlich über die Schultern oder lacht ihm höhniſch ins Geſicht, wie wenn er keinen Schuß Pulver werth wäre. Und warum? Ei nun, natürlich, „der Mann hat ja ſein Brod verſcherzt!"

Ich könnte Ihnen noch viele dergleichen Fälle anführen, wo immer das „Brod" die Hauptrolle ſpielt. So ſpricht der Vater, wenn er ſeinen Sohn auf die Univerſität ſchickt, nur von einem „Brodſtudium", nie aber von Ausbildung des Geiſtes und Herzens. Oder meinen Sie, die Herren Theologen ſtudiren Theologie der Gottesgelehrſamkeit halber, die Juriſten Jus des Rechtes wegen, die Mediciner Medicin der Menſchenheilkunſt zu lieb, die Cameraliſten Camerale der Staatscultur zum Beſten? Da irren Sie ſich ſehr. Es geſchieht allzumal — Ausnahmen ſind alle Schaltjahre geſtattet — der Staatsdienſte oder vielmehr der Staatsbeſoldungen wegen, und könnte Einer Pfarrer, Cameralverwalter, Oberamtmann, Oberamtsrichter, Oberamtsarzt und was dergleichen mehr iſt werden, ohne auf der Hochſchule der Wiſſenſchaft obgelegen zu ſein, ei dann könnte die letztere immerhin zum Teufel gehen. Sie geht übrigens auch meiſtens dahin,

ſobald die Stelle erworben iſt, denn iſt der „Zweck“, d. h. der Staatsdienſt, erreicht, — warum dann noch weiter ſtudiren?

Manchmal wird auch das „Brod“ in „Brödle“ verwandelt, und das „Warum“ wird ſich die geneigte Leſerin ſchon denken können. Es ſoll darin nemlich durchaus keine Verunglimpfung liegen, ſondern man will vielmehr damit auf zarte Art darauf hindeuten, daß nicht Jedermann eine Miniſterbeſoldung haben kann. So ſagt man z. B.: „der Menſch iſt doch endlich auch zu ſeinem Brödle gekommen,“ wenn Einer vielleicht zehn Jahre lang Schreibergehülfe war und nun eine definitive Copiſtenſtelle bekommt, die ihre vier- oder fünfhundert Gulden einträgt. Eine ebenfalls beliebte Redensart iſt die: „man muß ihm ſein Brödle nicht verkümmern“, und ſie wird beſonders gerne von alten Weibern im Munde geführt, von ſolchen alten Weibern nemlich, die überall von ſich ausſagen, daß ſie keinem Menſchen ein Leids thun können, und die an Niemand auf Erden, nicht einmal an ihrer Buſenfreundin, ein gutes Haar laſſen. — „Heute haſt du dein Brod nicht verdient,“ ſagt die liebende Gattin zum Hausherrn, wenn er einmal einen Mittag, ſtatt zu arbeiten, im Wirthshaus ſaß; und da er ſein Brod nicht verdient hat, ſo bekommt er auch zum Abendbrod ein „Geſegne es Gott,“ daß er lieber gar nicht eſſen würde; denn beſſer iſt eine Portion Kartoffel mit Liebe, als ein gemäſteter Ochs mit Haß. — „Er ſucht ſein Brod zu verdienen,“ heißts bei einem fleißigen Menſchen, der nicht rechts und links ſchaut, ſondern redlich und ehrlich ſeinem Ziel entgegengeht, und „der kommt gewiß noch zu ſeinem Brod,“ meint Einer mit pfiffiger Miene, wenn er von einem Andern ſpricht, dem unſer Herrgott den Verſtand und die Liſt und der Satan die Schleicherei und die Kriecherei nicht verſagt hat.

Dergleichen Redensarten, in welchen das Wort „Brod“ oder „Brödle“ ſo viel bedeutet, als Einkommen oder Beſoldung,

könnte ich noch Dutzende nennen, allein der Leſer wird an den bisherigen Beiſpielen ſchon genug haben. Sollten jedoch die Herren „Ausländer“ etwa der Meinung ſein, ſie dürften mit Hochmuth auf uns herabſehen, weil unſer Land „ein Brodland iſt,“ ſo wären ſie in einem großen Irrthum befangen, denn nicht blos bei uns geht man auf den „Broderwerb“ aus, ſondern auch in der übrigen Welt. Ja es iſt ſogar ſehr die Frage, ob man anderswo ſein „Brod“ immer ſo ehrlich erwirbt, als bei uns, oder ob nicht vielmehr Mancher „brodlos“ wäre, wenn er nicht ein bischen Schlechtigkeit hätte mitunterlaufen laſſen. Was nun übrigens mich ſelbſt betrifft, ſo wollte ich, dieſer Aufſatz würde meinem Buche ſo viele Abnehmer erwerben, daß mein „Brod“ geſichert wäre, und mit dieſem frommen Wunſche ſchließe ich für heute.

22.

Der Elegant eines Landſtädtchens.

Der Elegant eines Landſtädtchens unterſcheidet ſich von dem Elegant einer größern Stadt hauptſächlich dadurch, daß er bloß am Sonntag Elegant iſt.

Am Werktag hat er hiezu lediglich keine Zeit; da iſt er entweder in der Schreibſtube des Königl. Oberamts, reſpective Oberamtsgerichts beſchäftigt, oder fungirt er als Commis in einer Schnittwaarenhandlung, oder ſervirt er hinter dem Apothekerstiſche, oder endlich ſitzt er auf dem Rathhauſe hinter beſtaubten Actenfascikeln. Am ſiebenten Tage aber, nun da iſt er ein wahrhafter Elegant und kein Menſch ſieht's ihm an, wie er ſich an den ſechs Werktagen abmühen muß. Betrachte nur ſeine Kleidung, nemlich ſeine Sonntagshoſen, ſeine Sonntagsſtiefel, ſeine Sonntagsweſte, ſeinen Sonntagsrock und ſein friſch gewaſchenes Sonntagshemd, — kommt er dir da nicht wie ein friſch abgebrochener Borſtorfer Apfel vor? Wahrhaftig er glänzt vom Kopf bis zum Fuß, und ſeine pomadetriefenden Haare, ſo wie ſein rothſeidenes Taſchentuch, deſſen Zipfel neugierig zur Taſche hinausſchaut, verbreiten einen Geruch, daß man meinen könnte, er habe ſich in Lavendel gebadet. Der neue Hut — Werktags trägt er eine Mappe, aber Sonntags muß ein Cylinder her — ſitzt auf dem linken Ohr, um von ſeiner naiven Sentimentalität oder vielmehr von ſeinem genialen Leichtſinn zu zeugen; das Haar ſieht aus wie ein Knäuel verwirrten Garns, denn es war die Nacht vorher, der Locken-Erzeugung wegen, mit

Fließpapier aufgewickelt worden; ſein Kopf ſteckt ſteif und feſt in einer Kravatte mit Vatermördern — daß man beides nicht mehr trägt, weiß er noch nicht —, und er blinzelt aus ihr heraus, wie ein Eichhörnchen aus ſeinem Käfig. Hauptbeſtandtheile ſeines Weſens ſind übrigens Stock, Bürſte, Lorgnette, Sporen und Handſchuhe. Den Stock trägt er der Quaſte halber, und vertauſcht ihn nicht ſelten mit der Reitpeitſche. Die Sporen liebt er ſehr, nicht des Reitens wegen, denn er geht Jahr aus Jahr ein zu Fuße und hat beſondere Gründe, weder im Reiten noch im Fahren excelliren zu wollen, allein — ſie klingeln ſo ſchön, die Sporen, warum ſollte er ſich alſo die Freude nicht machen dürfen, ſie zu tragen? Die Bürſte, die er alle Augenblicke aus der Taſche zieht, um ſein Haar zu ſtriegeln, iſt natürlich mit einem Spiegelchen verſehen, darinnen er ſein holdes Bild abconterfeit ſieht, und die Lorgnette kann er nicht entbehren, weil ſie eine intereſſante Augenſchwäche andeutet. Die Handſchuhe endlich, nun wie könnte ein Elegant ohne Glacéhandſchuhe auftreten, allein aus Sparſamkeit trägt er ſie nicht blos „an", ſondern „in" der Hand, damit ſie nicht verderbt werden.

Sein erſtes Geſchäft, wenn er ſich Sonntags früh aus dem Bette macht, beſteht darin, daß er eine Pfeife zum Fenſter hinaus in Hemdärmeln raucht, denn man ſoll ſehen, wie er Herr ſeiner Zeit iſt. Später geht er in die Kirche, natürlich nicht der Predigt wegen, ſondern um ſeinen Putz ſehen zu laſſen, und nachher pflanzt er ſich an irgend einem öffentlichen Platze auf, um durch die Lorgnette die Vorübergehenden zu beäugeln und einen Sturm der Liebe in den Herzen der Damen zu erzeugen. Die Quinteſſenz des Vergnügens aber liegt in dem Spaziergang, der regelmäßig nach dem Eſſen unternommen wird und dazu dient, um alle Welt über ſich in Erſtaunen zu ſetzen. Drei, vier Freunde, der Rathhausactuar, der Receptirkünſtler, der Ellenwaarenabmeſſer nebſt einem weiteren Commis, der ſich Buchhalter nennt,

haben ſich zuſammengefunden und die brennende Cigarre im Munde — eine Pfeife Sonntags auf den Straßen zu rauchen würde ſich nicht ſchicken — wählen ſie die bevölkertſten Quartiere, die beliebteſten Spaziergänge, um ſich der Welt zu zeigen. Ihre Arme haben ſie feſt in einander verſchlungen, denn ſie ſind intime Freunde, ſo intim wie zwei Pferde an einem Wagen; ſie lachen und ſcherzen laut, denn es darf es Jedermann wiſſen, daß ſie höchſt witzig ſind, ſie benehmen ſich höchſt ungenirt, denn ſie haben Bildung und verſtehen „bon ton“; ſie bedienen ſich fremder Redensarten, als „yes, very well, bon, si, signor,“ das beweiſt, daß ſie alle Sprachen verſtehen; ſie ſprechen oft von hohen Herren und ſchönen Damen, denn daran erſieht man, daß ſie ganz genau mit denſelben bekannt und liirt ſind; ſie urtheilen keck ab und verſtehen Alles am beſten, nicht etwa weil ſie wirklich etwas gelernt hätten, ſondern weil ſie hoffen, um ſo eher durch Unverſchämtheit zu imponiren.

So treiben's am Sonntage die Herren Elegants der ſchwäbiſchen Landſtädtchen. Am Montag früh aber klopfen ſie ihre Kleider aus, und hängen den Elegantismus auf ſechs Tage in den Kaſten.

23.

Ins Leibgeding gehen.

Das „Leibgeding“ iſt eine uralte deutſche Erfindung und man verſteht darunter gewöhnlich die Einnahme oder die Rente, welche eine Wittwe vertragsmäßig nach dem Tode ihres Gatten anzuſprechen hat. Im Schwabenlande jedoch denkt man, wenn man vom „Leibgeding“ ſpricht, an keine Frau, ſondern an einen Mann, und das „ins Leibgeding gehen“ iſt nichts Anderes, als das Aufgeben der eigenen Vermögensverwaltung zu Gunſten der Kinder oder vielmehr die Abtretung des vorhandenen Hab und Guts an die Nachkommen unter der Bedingung einer gewiſſen Rente oder Penſion „auf Lebszeiten“.

„Arm“ iſt der Mann, der die Abſicht hat, ins Leibgeding zu gehen, „nie“, ſondern im Gegentheil er beſitzt immer Vermögen und zwar ſogar meiſt recht viel Vermögen. Aber worin beſteht das Vermögen? Nun natürlich in Haus und Hof, in Feldgütern und Waldungen, denn nur „Bauern“ gehen ins Leibgeding und Beamte, Kaufleute, Officiere oder gar Kapitaliſten wiſſen von dieſer Sitte nichts. Doch wir wollen dem geneigten Leſer die Sache erklären, damit er nicht lange mit der Stange im Nebel herumfahre.

Alſo es eignet ein Ehepaar ein Bauerngut und betreibt es mit Hülfe ſeiner Kinder, ſeiner Knechte und Mägde. Nach und nach wird es älter und die Kinder werden natürlich auch älter. Somit heirathet das Eine oder das Andere derſelben und die Eltern ſollen einen Theil des Vermögens herausgeben, dieweil

die jungen Leute nicht von der Luft leben können. Darüber kommts nun oft und viel zu Streit und Widerwärtigkeiten, denn Vater und Mutter wollen ſich nicht entblößen, während die Kinder das dereinſt zu bekommende Erbe lieber gleich „ganz“ in Empfang nähmen. Doch gehts noch meiſt leidlich genug ab, ſo lange die „beiden“ Eltern leben: ſtirbt aber mit der Zeit die Mutter oder der Vater, dann thuts lediglich kein Gut mehr, ſondern das Vermögen muß her, koſte es was es wolle. Iſts der Vater, welchen der Tod trifft, ſo hat die Sache gewöhnlich keinen Anſtand, und die Theilung wird ſofort aufs gründlichſte vorgenommen, indem die überlebende Mutter ſich gerne dazu verſteht, ihr kleines Witthum im Hauſe einer Söhnerin oder einer verheiratheten Tochter zu verzehren und ſich daſelbſt beim Hüten der Enkel nützlich zu machen. Stirbt aber die Mutter zuerſt und läßt ihren Mann als Wittwer zurück, hilf Himmel, dann iſt der Teufel los! Der „Alte“ — ſo nennt man ihn regelmäßig, wenn er bereits ein Fünfziger iſt oder gar noch höher in Jahren ſteht — konnte am Ende die wahnſinnige Tollheit begehen, noch einmal zu heirathen, oder wenn man ihn auch hievon abbringt, ſo iſt es um ſo wahrſcheinlicher, daß er ſich eine Haushälterin einthut, welche einen großen Theil der vorhandenen Habe auf die Seite bringt. Einem ſolchen Verluſte muß man zuvorkommen und — überhaupt, warum ſoll man denn geſtatten, daß der Vater die eigene Haushaltung fortführe, wo doch die Mutter geſtorben iſt? So machen ſich denn die Söhne und Töchter, die Tochtermänner und Söhnerinnen auch nicht zu vergeſſen, hinter ihn und ſprechen ihm zu, „ſich ins Leibgeding zu begeben“. Natürlich aber „grob und anmaßend“ kommen ſie nicht, ſondern ſie brauchen vielmehr ſüße Redensarten und ſtellen ihm die Sache ſo plauſibel als möglich vor. „Ach Vater,“ ſagt der älteſte Sohn, „was wollt Ihr Euch noch länger abplagen mit der Bewirthſchaftung Eurer Güter.“ „Ge-

wiß," ſetzt dann die Tochter hinzu, „Ihr ſeid mit Ehren grau geworden und ſolltet Euch nun zur Ruhe ſetzen." „Ja wohl;" iſt die Meinung des Tochtermanns, „wir Jurge wollen die Mühe der Arbeit für Euch übernehmen, und Euch ſo halten, daß Ihr Euch gewiß über Nichts beklagen könnt." „Im Gegentheil," ruft ſchließlich die Söhnerin, indem ſie dem Schwiegervater die Wangen ſtreichelt, „Ihr ſollts ſo gut haben, wie die Engel im Himmel und es wird mein einziges Beſtreben ſein, Euch ſo zu hätſcheln und zu pflegen, wie Ihr es um uns verdient habt." Auf dieſe Art wird dem „Alten" zugeſetzt und endlich — endlich, obwohl vielleicht mit Widerſtreben, läßt er ſich breitſchlagen, d. h. er erklärt, nachgeben, ſeine ſämmtlichen Güter vertheilen und für ſich ſelbſt ins Leibgeding gehen zu wollen.

Armer, armer Mann, nun ſind die glücklichen Tage deines Lebens gezählt, und es wäre beſſer geweſen, du hättest dich gleich zum Sterben hingelegt! Zwar allerdings, hie und da, in einzelnen wenigen Fällen kommt es vor, daß ein Leibgedingmann ſein Leben in Ruhe und Zufriedenheit beſchließt; allein dieß iſt nur dann möglich, wenn er außer ſeinen Aeckern und Wieſen, außer ſeinen Waldungen und Gärten, oder mit Einem Wort außer den liegenden Gründen, die er an ſeine Erben abtrat, auch noch Kapitalien beſitzt, von deren Zinſen er leben kann. Für gewöhnlich jedoch beſteht das Vermögen eines Bauern lediglich aus nichts Anderem, als aus Grundeigenthum, indem er gewohnt iſt, all' ſeine Ueberſchüſſe ſogleich wieder zum Ankauf eines Feldſtücks zu verwenden, und ſomit muß der Wittwer, der ſich dazu entſchließt, für die Zukunft von einer Leibgedingrente zu leben, den Betrag derſelben von ſeinen Erben beziehen, oder um es noch deutlicher zu ſagen, er muß mit ihnen einen Kontrakt abſchließen, in welchem genau feſtgeſetzt iſt, worin das Leibgeding beſtehen ſoll und wie viel jeder Erbe daran zu leiſten hat. So-

bald also der Vater sich damit einverstanden hat, bei Lebszeiten seinen Hof abzutreten, gehts an den besagten Kontrakt und schon aus der Art und Weise, wie die Erben dabei „zu markten“ pflegen, kann man ersehen, welche Zukunft dem Manne bevorsteht. Doch nehmen sich die lieben Kinderleins an diesem Tage noch in Acht, ihre „ganze“ wahre Gesinnung zu zeigen, da man natürlich so lange warten muß, bis die Theilung eine vollendete Thatsache geworden ist. „Vor Allem begehre ich eine eigene Stube im Wohnhause nebst dem gehörigen Holz und Licht,“ sagt der Alte. „Zugestanden,“ ruft der Sohn, „allein es versteht sich von selbst, daß Ihr mit Licht und Holz sparsam umgehen werdet.“ „Weiter will ich,“ fährt der Vater fort, „alljährlich sechs Scheffel Dinkel, zwei Scheffel Roggen, drei Säcke Kartoffel und den vierten Theil eines Rindes, sowie die Hälfte einer Sau.“ „Aber, Vater,“ wirft sofort die Tochter ein, „wozu denn dieses viele Fleisch und die Masse von Frucht? Das kann Ihr ja doch das Jahr hindurch unmöglich aufbrauchen und die Hälfte schon genügt. Ueberhaupt . . .“ Doch ihr Gatte winkt ihr stille zu sein und flüstert ihr zu, daß man den „Alten“ nicht reizen dürfe, sonst besinne er sich möglicherweise eines Bessern und gehe gar nicht ins Leibgeding. Auch diese Forderung wird also zugestanden und ebenso noch eine dritte, vierte und fünfte, welche die Kleidung, das Getränke und das Taschengeld betreffen, obwohl letztere nur unter großem Widerspruch oder vielmehr nach einem lebhaften Wortwechsel, der fast zur Abbrechung der Unterhandlungen geführt hatte. Endlich jedoch ist Alles genau abgemacht und das Gericht drückt sofort sein Siegel darauf, damit die Uebereinkunft um so eher von den beiden contrahirenden Theilen gehalten werde; allein — was bringt nun die Zukunft? Er, der Vater, ist natürlich nicht im Stande, sein Wort zu brechen, denn seine Erben haben sich sofort nach der Kontraktabschließung in den faktischen Besitz des gesammten Eigenthums gesetzt; da-

gegen aber die Erben? Wie ſtehts mit dieſen? Ei nun das erſte und zweite Jahr, vielleicht ſogar noch ein wenig länger, wird dem guten Mann das ganze ausbedungene Leibgeding ausbezahlt; ſpäter jedoch — den Gukuk auch, warum hat der Alte ein ſo zähes Leben? Zu allererſt nimmt man ihm das Taſchengeld, denn in ſeinem Alter braucht man in kein Wirthshaus mehr zu gehen. Dann reducirt man die Quantität der zu liefernden Rohſtoffe, oder noch beſſer, man belegt auch dieſe mit Beſchlag und „ißt den Alten um", d. h. die eine Woche läßt ihn der Sohn, die andere die Tochter „um Gotteswillen" am Tiſche mitſpeiſen. Zuletzt gönnt man ihm nicht einmal mehr das „eigene" Stübchen, da man dieſes für andere Zwecke braucht, und jedenfalls hält man es für überflüſſig, ihm einzuheizen oder ihn mit einer brennenden Lampe zu verſehen. Kurz des Leibgeding-gebens iſt man nach wenigen Jahren ſchon durchaus überdrüſſig, und der arme Mann bekommts handgreiflich zu verſtehen, daß er wohl daran thäte, ſofort aus dem Leben abzuſcheiden, denn — ſein Erbe hat man ja, wozu ihn alſo noch unnützerweiſe ernähren?

Das Loos Eines, der ins Leibgeding gegangen iſt, kann demnach keineswegs als ein beneidenswerthes bezeichnet werden und zwar um ſo weniger, als es gegen ein ſolches eben ſo niedriges als herzloſes Betragen der eigenen Kinder kein Rettungsmittel gibt. Oder ſoll er ſie etwa verklagen? Du lieber Gott, das hieße das Uebel nur ärger machen, denn geſetzt auch, er erhalte für den Augenblick Recht vor Gericht, ſo würdens ihm die Kinder ſpäter ſchon eintränken und ihn noch ärger cujoniren, als zuvor. Am beſten iſts alſo, ſich ins Unvermeidliche zu fügen, wenn man die Thorheit beging, ein Leibgedingmann zu werden; noch mehr aber möchten wir es unſern Landsleuten anempfehlen, die beſagte Thorheit nie zu begehen, dieweil es nur Wenige gibt, welche den Tag, an dem das Leibgeding begann, nicht aufs

tiefſte verflucht hätten. Einen jedoch kannte ich, der ſich auf eigenthümliche Weiſe ſein Loos zu verbeſſern wußte und zur Kurzweil des Leſers will ich ihm die kurze Geſchichte nicht vorenthalten. Der Mann war früher, ehe er ins Leibgeding ging, ein ſehr reicher Mann, d. h. er eignete einen großen Gütercomplex, der mit Haus und Mobilien ſicherlich einen Werth von hunderttauſend Gulden hatte; kaum jedoch beſaßen ſeine Kinder das Vermögen, ſo hielten ſie ihn beinahe wie einen Bettler, dem man ein Stück Schwarzbrod zumißt, und ließen den gutmüthigen Vater ſelbſt das Nöthigſte entbehren. Lange Zeit ſchwieg dieſer geduldig, doch endlich konnte er es nicht mehr aushalten und vertraute ſich einem guten Freunde in der Stadt, einem überaus klugen Mann, an. Was geſchah nun? Eines ſchönen Morgens ſchickte der Freund dem Leibgedingmann einen expreſſen Boten mit einem Brief, worin ſtand, daß Eins der drei Loose, die er von ihm in Händen habe, mit vierzigtauſend Gulden herausgekommen ſei, und daß der alte Mann gefälligſt über das Geld verfügen möge. Natürlich hielt der Vater ſeinen Kindern gegenüber mit dieſer ſo überaus frohen Nachricht nicht zurück, und ebenſo natürlich iſt, daß dieſelben aufs höchſte darüber erfreut waren. Ja nicht blos erfreut waren ſie, ſondern auch ihre Geſinnung gegen den Vater änderte ſich wie mit Einem Schlage, denn der alte Mann hatte ja nun wieder einen Werth! Darum als derſelbe ſich ſtellte, als wollte er ganz in die Stadt ziehen, um dort von nun an von ſeinem Vermögen zu leben, gaben ſie dieß durchaus nicht zu, ſondern wetteiferten vielmehr in den Beweiſen ihrer Liebe und Hochachtung gegen ihn. Er aber — nun er wußte ſich in dieſe Liebe zu finden und ließ nicht ſelten bald gegen die beiden Töchter, bald gegen den Sohn (natürlich aber gegen jedes insgeheim) merken, daß er damit umgehe, ein Teſtament zu machen. Dieß wirkte natürlich noch mehr, denn jedes der drei Kinder hoffte nun, „beſonders“ bedacht

zu werden, wenn es den Vater recht hätſchle, und ſo hatte der alte Mann bis an ſein Ende die beſten Tage. Wie er nun aber ſtarb und wie man ſeinen ſchriftlichen Nachlaß öffnete, da kam der Schatz zu Tage, d. h. es zeigte ſich, daß nicht nur nie von einem Lotteriegewinn die Rede geweſen war, ſondern daß der Freund in der Stadt die ganze Schnurre erfunden hatte, um die drei Kinder ein wenig ins Bockshorn zu jagen und ſie an ihrem eigenen Geize zu ſtrafen. War das nicht ein überaus kluger Gedanke?

21.

Der „Hairle“ oder der katholiſche Geiſtliche.

Der Name „Hairle“ iſt eine Schwabiſirung des Worts „Herr“ oder „Herrle“, was ſo viel bedeutet als „Dominus“ oder „Domine“ und man verſteht darunter bei uns zu Lande nie einen andern Menſchen, als Seine Hochwürden den katholiſchen Ortspfarrer.

Gewöhnlich trägt er einen blauen oder auch ſchwarzen Rock, der regelmäßig bis über die Knie reicht, einen bereits formirten oder doch angehenden dicken Bauch, Werktags eine ſchwarze Kappe und Sonntags einen ditto Hut, volle Wangen, die etwas fett glänzen, ſchwarze Beinkleider, deren Schnitt an den Dorfſchneider erinnert, und eine Weſte, die bis an den Hals zugeknöpft iſt, damit man das Hemd nicht ſieht. Auf die Cultur und Treſſur ſeines Haares verwendet er ſelten viele Zeit und ebenſowenig ſcheints ihn zu kümmern, ob er Gelegenheit hat, alle Wochen ein Bad zu nehmen; dagegen aber gibt er ſich alle Mühe, ſeinem Amtsbruder im Ausſehen zu gleichen, und daher mag es auch kommen, daß man einen „Hairle“ auf den erſten Blick erkennt, — ſo ſehr unterſcheidet er ſich von den übrigen Menſchen- und Weltkindern!

Von vornehmen Eltern ſtammt er gewöhnlich nicht her, ſondern dieſelben gehören nur zu oft den geringeren Klaſſen an. Sein Vater iſt alſo vielleicht Taglöhner, oder Bauer, oder Handwerksmann, oder Wirth, oder Schulmeiſter, oder noch beſſer Amtsdiener; denn dieſer wohnt in der Stadt und in der Stadt

iſt eine lateiniſche Schule. Im letzteren Falle kann dann der Bube zu Hauſe eſſen und um geringes Geld fremde Sprachen erlernen, weil man ihn nicht „auswärts“ in die Koſt thun muß. Allein auch wenn der Bube kein „Stadtkind“ iſt, koſtet gewöhnlich ſeine Erziehung nicht allzuviel. Dann nemlich beſucht er bis in ſein zehntes oder zwölftes Jahr meiſt nur allein die deutſche Schule ſeines Orts und erſt wenn er dieſes reifere Alter erlangt hat, überlegt der Vater, was er mit ihm anfangen ſoll. Der Schulmeiſter hat ihm geſagt, daß ſein Sohn auffallende Talente habe, und er glaubt es recht gern, da es ja „ſein“ Sohn iſt. Alſo ſoll aus dem Sohne etwas werden, und zwar etwas, wobei er ſein gutes Brod hat, ohne daß es allzuviel koſtet, d. h. der Vater hat die Wahl zwiſchen einem Schulmeiſter und einem Pfarrer. Eine Zeitlang ſchwankt die Waage, denn der Schulmeiſter räth ihm zum Lehrerſtande; da gibt die Mutter den Ausſchlag, alldieweil ſie ihren Sohn ums Lebens gerne einmal Meſſe leſen hören möchte, und überdieß — befragt ſie ſich vielleicht im Pfarrhaus, wenn ſie einmal früher dort in Dienſten geſtanden. Alſo conclusum: der Bengel als ein Genie muß ein Pfarrer werden! Nun wird der Burſche in die lateiniſche Schule des nächſten Stadtchens oder auch noch weiter hinweg geſchickt und er muß lernen, was in ihn hineingeht. Allerdings iſt dieſes in manchen Fällen nicht viel oder doch wenigſtens nicht „allzuviel“, allein dennoch gelingt es ihm beinahe regelmäßig in eines der niederen „Convicte“ unſeres Landes, in welchen bekanntlich die Zöglinge Gymnaſial- oder doch Lycealbildung erhalten ſollen, aufgenommen zu werden und darüber entſteht natürlich ein großer Jubel in der Familie, weil man dieſe Aufnahme ganz allein der Geſchicklichkeit des Sohnes zuſchreibt. Andere Leute meinen, der Grund liege, hie und da wenigſtens, nicht ſowohl in den Kenntniſſen des Candidaten, als vielmehr darin, daß die Behörden glaubten, der junge Menſch könne ſich

vielleicht ſpäter noch machen, und noch öfter darin, daß man bei uns einen gewiſſen Mangel an katholiſchen Geiſtlichen hat und alſo nicht gar zu wähleriſch ſein darf. Doch — dem ſei wie ihm wolle, der junge Menſch, der nun zum mindeſten ſeine vierzehn, nicht ſelten aber auch ſeine ſechszehn oder ſiebenzehn Jahre zählt, kommt ins niedere Convict und wird daſelbſt nicht blos gekleidet und gefpeiſt, ſondern auch gelehrt, d. h. geſchult. Nach vier Jahren avancirt er nach Tübingen ins höhere Convict, oder wie's die Convictoren lieber genannt wiſſen wollen, ins Wilhelmsſtift, und nun darf er ſich als ein Mitglied der „Alma mater" betrachten.

Alſo Student iſt er jetzt, ſo gut als ein anderer Muſenſohn auch; aber eigenthümlicher Weiſe kennt man ihn doch aus allen andern Studenten heraus und an eine Verwechslung iſt nicht leicht zu denken. Dieß liegt vielleicht zum großen Theil in ſeiner Kleidung, die er vom Staate bekommt, jedenfalls aber muß auch ſein eigenthümliches Sprechen und Sichbenehmen, dem man die „häusliche Erziehung auf dem Lande" anmerkt, nicht wenig auffallen. Allein was liegt am Aeußern? Die Hauptſache iſt, daß er „innerlich" einſchlägt, d. h. daß er das wird, zu dem man ihn gemacht haben will! In dieſer Beziehung jedoch kommt Alles darauf an, in welche Geſellſchaft er geräth, denn böſe Sitten ſind überaus anſteckend, und die Beiſpiele des Guten bleiben immer in der Minderheit. Iſt er übrigens einer der Erſten (man „locirt" nemlich im höheren Convicte gerade wie in den gewöhnlichen Schulen), folglich einer der gelehrteſten und geſcheidteſten in ſeiner Promotion, oder, wie er's nennt, „in ſeinem Cours", dann darf er nicht fürchten „verführt" zu werden. In dieſem Fall nemlich hoffen die Lehrer einmal etwas „Beſonderes", entweder einen Profeſſor oder einen Dechanten oder einen Capitular oder ſonſt ein Kirchenlicht aus ihm zu machen, und nehmen ihn nicht nur unter ihre beſondere Obhut,

ſondern wecken auch in ihm den Ehrgeiz, daß er ſich von ſeinen übrigen Commilitonen abſondert. Ganz anders verhält es ſich dagegen mit der großen Maſſe, denn leider kann man nicht ſagen, daß Alle und Jede die Hoffnungen erfüllen, welche ihre Mütter und Väter in ſie ſetzten. So kommt es z. B. nur zu oft vor, daß Einer, der vielleicht von Haus aus gut mit Geld verſehen iſt, bald die Geſellſchaft anderer Studenten aufſucht, um ſeine Goldfüchſe ſpringen zu laſſen. Ein ſolcher geht dann auf den Fechtboden, ſchnallt ſich Sporen an, ſo wie er aus dem Convictsthore heraus iſt, läßt ſich in eine Verbindung aufnehmen und bekommt am Ende ſo freie Begriffe, daß er ſich nichts mehr darum bekummert, ob ſein Kamerad und Confrater ſich zum Katholicismus oder Ketzerthum bekennt. Kurz er wird ein burſchikoſer Geſelle und ob man ihm gleich an gewiſſen Bewegungen und Manieren, die er nie ganz ablegen kann, den Convictor noch gewaltig anmerkt, ſo will er doch um keinen Preis ſo angeſehen ſein, als ob er nicht die Convictsideen längſt hinter ſich hätte. Ja ſogar nicht einmal mehr katholiſcher Geiſtlicher will er werden, ſondern er tritt aus dem Convicte aus, und ſtudirt Medicin oder Jura, zum großen Leidweſen ſeiner Frau Mama und aller alten Weiber der Verwandtſchaft. Zum Glück jedoch kommen ſolche Extravaganzen nicht allzuhäufig vor, ſchon deßwegen nicht, weil es großentheils an den Mitteln fehlt, um den flotten Stadtburſchen zu ſpielen, und die weitaus meiſten Convictoren erreichen glücklich das Ziel, das ihnen, obwohl oft und viel gegen ihren Willen, geſteckt worden iſt. Daß ſie es aber erreichen, dafür ſorgt eben das Convict und ſeine Lehrer, denn man ſucht mit aller Kraft dahin zu wirken, daß der Convictor nur mit dem Convictor umgeht, und hält ihn daher faſt den ganzen Tag hinter Schloß und Riegel gefangen. Freilich wird bei einer ſo ſtrengen Clauſur der eigentliche Zweck des Univerſitätslebens, „der Zweck der allgemeinen Cultur und Ab-

ſchleifung durch den Umgang der verſchiedenartigen Studirenden untereinander nemlich", total verfehlt, und der gewöhnliche Convictor wird daher Tübingen meiſt nicht „feiner und gehobelter", noch viel weniger aber „geiſtig freier und univerſeller gebildet" verlaſſen, als er hinaufkam; allein — was liegt an ſolchen Weltlichkeiten? Die beiden Hauptſachen ſind das Studium der katholiſchen Theologie, ſowie die Anhänglichkeit an die Katholicität; alles Andere gehört für einen künftigen „Hairle" unter die Allotria! So bringt der Convictor oft ſeine ganze Studienzeit hin, ohne auch nur ein Dutzend der andern Muſenſöhne näher kennen gelernt zu haben, und ſchon Mancher meinte, das ganze ſtudentiſche Leben beſtehe eigentlich darin, daß man ſich recht tüchtig „vorſaufe" und rohe Späße dazu mache. Ebendeßhalb grämt er ſich auch nicht allzuſehr, wenn die Studirzeit zu Ende geht und er ſich nun gezwungen ſieht, im Prieſterſeminar zu Rottenburg, allwo die äußern Formen des Ritus gelehrt werden, die letzte Hand clericaler Ausbildung an ſich legen zu laſſen. Nur Eins ärgert ihn dabei, nemlich das, daß er dort ſo eingezogen leben muß, wie ein Mönch, und keinem Vergnügen ſich überlaſſen kann, außer wenn er Nachts heimlich zum Kloſter hinausſteigt. Doch — es dauert ja nur ein Jahr, nur wenige zwölf Monate, dann iſt er ein gemachter, d. h. geweihter Prieſter, und wenige Jahre des Vicariatsſtandes reichen hin, ihn zum Geiſtlichen zu promoviren, d. h. zum Ortspfarrer mit ortspfarramtlicher Beſoldung und allen Rechten eines „Hairle".

Jetzt endlich hat er erreicht, was er erreichen wollte; allein nun weiß er auch nichts Eiligeres zu thun, als daß er ſich eine „Hauſerin", zu deutſch Haushälterin, auch Köchin genannt, anſchafft. Nach dem Geſetz ſoll ſie ihre Vierzig auf dem Rücken haben; allein ſie iſt ſehr oft das einzige Frauenzimmer, das ſich für älter ausgiebt, als es wirklich iſt, und gewiß wäre ſie mit Vergnügen bereit, noch weit größere Opfer zu bringen, nur um die

„Hauserinnenwürde“ zu erreichen! Eine ſolche Würde nemlich hat gar viel Beneidenswerthes an ſich, und es thut ſich daher faſt jeder Vater etwas darauf zu gut, wenn ein angehender katholiſcher Geiſtliche ſeine Tochter zu ſeiner künftigen Köchin deſignirt. Ja, es verſteht ſich ſogar nicht ſelten Einer dazu, ſie gerade ſo auszuſteuern, wie man eine Tochter, die im Begriff iſt, zum Altar zu treten, ausſteuert, denn mit der Annahme als Hauſerin iſt Verſorgung auf Lebenszeit ausgeſprochen. Wie könnte auch ein Pfarrer ſeine Köchin wieder fortſchicken? Wahrhaftig, ein ſolcher Fall kommt nur äußerſt ſelten vor, einmal weil der Hochwürdige ſich nicht nachſagen laſſen will, daß er ein Freund von Abwechslung ſei, zum zweiten, weil die Pflicht chriſtlicher Duldſamkeit gebietet, auch ſolche Menſchen, die Fehler haben, um ſich zu dulden, und zum dritten, weil oft und viel die Hauſerin nicht ginge, ſelbſt wenn man ihr den Dienſt kündigte. Durch Gewohnheit nemlich iſt ein hochwürdiger Herr meiſt viel abhängiger von ſeiner weiblichen Dienſtbotin, als ein anderer von ſeiner Ehegeſponſin, und überdieß beſitzt eine ſolche Dame faſt regelmäßig eine ſehr flinke Zunge, welche man nicht reizen darf, ohne böſe Nachreden befürchten zu müſſen. Damit wollen wir übrigens keineswegs geſagt haben, daß die Herren katholiſchen Geiſtlichen etwa nicht „rein“ da ſtünden, ſondern wir wollen blos darauf hindeuten, wie leicht es iſt, durch einen Miſchmaſch von Dichtung und Wahrheit einen ehrlichen Menſchen, alſo möglicher Weiſe auch einen Hairle in Verlegenheit zu bringen. Glaubt ja doch die böſe Welt ohnehin lieber ſchlimmes als gutes, ſo daß ſelbſt die unſchuldigſte Vertraulichkeit in böſem Sinne ausgelegt wird! Wir ſelbſt übrigens gehören nicht zu dieſer böſen Welt und zum Beweis deſſen finden wir z. B. nicht einmal das auffallend, — daß in einem katholiſchen Pfarrhauſe manchmal junge Kinder zu treffen ſind. Im Gegentheil glauben wirs dem geiſtlichen Herrn aufs Wort, daß er dieſe Sprößlinge

„seiner armen verstorbenen Schwester oder seines unglücklichen ausgewanderten Bruders oder endlich irgend eines andern verunglückten Anverwandten“ nur deßwegen zu sich genommen hat, um seine Christenpflicht an ihnen zu üben, und wir bewundern ihn sogar im Stillen wegen der fast väterlichen Liebe, die er ihnen angedeihen läßt. Eben so natürlich finden wir es, wenn der Pfarrherr am Ende seines Lebens seiner Köchin sein ganzes Vermögen, so er welches hat, hinterläßt, denn warum sollte er diese seine treue Dienerin nicht für ihre Hingebung und Aufopferung belohnen? Doch genug von den Hauserinnen oder vielmehr schließlich nur noch zwei Bemerkungen über sie. Dem protestantischen Glauben dürfen sie nie angehören, denn sonst würde der Pfarrer gesteinigt; dagegen aber findet man es ganz in der Ordnung, wenn die Köchin den Hairle ins Bad begleitet und daselbst neben ihm an der Tafel speist. Warum auch nicht? Sie ist ihm ja weniger Dienerin, als vielmehr Ordnerin seiner weltlichen Angelegenheiten und somit kann er ihrer unmöglich lange entbehren!

Das Leben eines katholischen Geistlichen war früher sehr einfach und ein Tag sah dem andern fast aufs Haar hin gleich. Er stand auf, wenn er mochte und las seine Messe, wenns Zeit war; den übrigen Theil des Tages aber widmete er vor Allem dem Essen und Trinken. Die Hauptsache war und blieb ihm übrigens der Gang ins Wirthshaus, seis ins Wirthshaus des eigenen Dorfes, seis in das des benachbarten Städtchens. Doch liebte er letzteres nicht besonders und wenn er je dahin ging, so mengte er sich nur selten in die Gesellschaft der dortigen Honoratioren. Da konnte er sich nicht so frei und ungenirt bewegen, als er gerne gethan hätte, und überdieß sprach man da über Dinge, die gar nicht in seinen Kram paßten. Eigenthümlicher Weise aber machte er sich gar keinen Strupel daraus, mit einem protestantischen Pfarrer der Nachbarschaft zusammenzu-

ſitzen, wenn dieſer ſich nemlich in ſeiner Unterhaltung nicht zu hoch verſtieg, ſondern vielmehr am Alltäglichen eine Freude hatte, zum beſten Beweis, daß er keineswegs von Intoleranz beſeelt war. Die liebſte Geſellſchaft übrigens fand er im Orte ſelbſt, denn da hatte er den Schultheiß, den Bürgermeiſter, den Schulmeiſter und etwa noch einen oder den andern der reicheren Bauern. Mit dieſen konnte er ſtundenlang fröhlich zuſammenſitzen, um mit der Pfeife im Munde über Wind und Wetter, über Politik und Tagesereigniſſe zu discuriren, und wenn der Discurs ausging, ſo machte man ein Spielchen zuſammen oder würfelte einen Schoppen heraus. Ja ſogar auf die Kegelbahn zu gehen und mit ausgezogenem Rocke in Hemdsärmeln alle Neune zu ſchieben, genirte er ſich nicht, und die Bauern nehmen auch keinen Anſtoß daran, ſondern er blieb ihnen nach wie vor ihr „Hairle“ oder „Hochwürdiger“!

Ganz anders dagegen treten Einzelne und zwar nicht wenige der „jetzigen“, d. h. der „jüngeren“ Generation der katholiſchen Geiſtlichkeit auf, und man erkennt in ihnen den früheren „Hairle“ gar nicht mehr. „Aeußerlich“ zwar, d. h. in der Kleidung und im Anſehen der Perſon ſcheint gar keine Veränderung vor ſich gegangen zu ſein, aber — im Betragen und in der Denkungsweiſe, hilf Himmel, welcher Gegenſatz! Dem jüngeren „Hochwürdigen“ iſt der Kamm gar gewaltig geſtiegen, denn er hat eine andere Schule durchgemacht und betrachtet ſich nun als eine Art von höherem Weſen, dem weder Könige noch Kaiſer zu gebieten haben. Das andere Wort, das er im Munde führt, iſt die „Freiheit der Kirche“, aber unter der „Kirche“ verſteht er die „Geiſtlichkeit“ und unter der „Freiheit“ das „Unbehindertſein im Herrſchen“. In dem nemlichen Sinne ungefähr ſpricht er auch von der „Toleranz“, denn er rühmt ſich, der toleranteſte Menſch von der Welt zu ſein, verdammt aber Jeden, der nicht denkt und glaubt, wie er, bis in die unterſte Hölle. Die ganze

Welt, ſo will er es haben, ſoll wieder gut katholiſch werden, aber nicht „chriſtkathotiſch“ im Sinne der Neuerer, ſondern „katholiſch im Sinne des Mittelalters“, wo der Pabſt und die Prieſterſchaft der Menſchheit Geſetze vorſchrieb und keine Seele anders athmen durfte, als Rom ihr geſtattete. Natürlich verabſäumt er auch keine Gelegenheit, um dieſen löblichen Zweck zu erreichen, und demgemäß beſucht er ſeine Beichtkinder ſogar privatim in ihren Wohnungen, wenn er glaubt, daß er dort beſſer auf ſie einwirken könne, als in der Kirche. Namentlich läßt er ſich die Herzen der Frauen nicht entgehen und noch eifriger iſt er darauf aus, die Gemüther der Jugend in ſeinem Sinne zu bearbeiten. Ja gerade der Schule bleibt ſein Hauptaugenmerk zugerichtet und wehe dem Lehrer, der etwa von dem Worte „Emancipation der Schule von der Kirche“ träumt, denn gegen ihn giebts keine Rückſicht oder Gnade. „Ich bin Herr in der Schule meines Ortes“, ſagt der Hochwürdige von der jüngeren Generation, „und was ich befehle, muß geſchehen.“ Auch gelingt es ihm meiſt, mit dieſer ſeiner Dictatur durchzudringen, alldieweil die Schulinſpectoren, die ja auch zu ſeiner Cohorte gehören, gar leicht von dem Unrecht des Lehrers zu überzeugen ſind, und das Ende vom Lied iſt dann faſt regelmäßig, daß der Hochwürdige nicht ruht, als bis er einen Mann nach ſeinem Herzen im Schulhaus ſitzen hat. Eben ſo wenig zeigt er ſich nachgiebig, wenn Eins ſeiner Beichtkinder eine „gemiſchte“ Ehe eingehen will, und Himmel wie Hölle werden in Bewegung geſetzt, um ein ſo gräßliches Unheil abzuwenden. Keinenfalls aber läßt er ſich von freien Stücken zu einer Trauung eines Katholiſchen mit einer Proteſtantiſchen oder umgekehrt herbei, wenn nicht verſprochen wird, die Kinder ſämmtlich katholiſch zu erziehen, denn ſeine Pflicht iſt es ja, ihre Seelen zu retten. Kurz nur zu viele katholiſche Geiſtliche der jüngern Generation führen kein ſo ruhiges, gemüthliches und beſchauliches Leben, als die ältere

Generation that und zum Theil noch thut, ſondern ſie „kämpfen“ vielmehr für ihre „Kirche“, wie ſie ſich ausdrücken, d. h. für das abermalige Uebergewicht des mittelalterlichen Pabſtthums, wie man mit mehr Recht ſagen kann, und um es materiell zu bethätigen, daß es ihnen mit dieſem Kampfe Ernſt iſt, halten ſie ſich „das deutſche Volksblatt“, das bekannte Organ des Ultramontanismus, natürlich jedoch mit dem Vorbehalte, daß ſie außer der Entrichtung der Abonnementsgelder keine weitere Pflicht hätten und jedenfalls nicht genöthigt ſeien, deſſen langweilige Spalten vom Anfang bis zu Ende durchzuleſen.

Was zieht nun der Leſer vor, den Anhänger der älteren Generation oder die Ecclesia militans des Schwarzkuttenthums? Doch — wir dürfen nicht vergeſſen, daß es auch noch eine dritte Klaſſe von katholiſchen Geiſtlichen gibt, die Klaſſe der „Melancholiſchen“. An dieſen nemlich ſcheint ein ewiger Wurm zu nagen, der Wurm des Bewußtſeins, der häuslichen oder vielmehr ehelichen Freuden für immer entbehren zu müſſen, und deßhalb führen ſie auch nicht blos ein ſtilles, zurückgezogenes, gottergebenes Daſein, ſondern ſie entbehren ſogar des Troſtes der Hauſerinnen, indem ſie ſich das Hausweſen von einer „wirklichen“ Schweſter oder Tante oder Mutter verſehen laſſen. Allein ganz ohne Freude ſind auch ſie nicht, denn ihre Braut iſt ja die Studirlampe und überdieß bleiben ihnen die vielen Katzen oder Vögel, die ſie ſich halten.

23.

Der Dorfschütz.

Ein schwäbischer Dorfschütz zählt selten weniger als sechsunddreißig und selten mehr als fünfzig Jahre. Von Natur ist er kräftig und von Wuchs hoch; hauptsächlich aber fällt er auf durch seine kerzengerade Haltung, und wenn er z. B. einen Auftrag an dich hat, so stellt er sich vor dich hin, als seist du ein Offizier, vor dem er Honneurs abzugeben hätte. Das macht, er war Soldat, und hat Feldzugspulver gerochen oder doch auf Manövers mitgefochten, was nach seiner Meinung auf Eins herauskommt. Man sieht's ihm aber auch sogleich an, daß er nicht immer hinter dem Pflug gestanden, denn seine Art, sich auszudrücken, ist eine ganz andere, als bei den gewöhnlichen Bauern, und wenns Einer ihm etwa nicht ansehen sollte, ei nun, dann ist er so frei und macht selbst darauf aufmerksam. Ja eben auf seine höhere „Bildung" bildet er sich nicht wenig ein, und er rühmt sich jeden Augenblick der Laufbahn, welche er gehabt, absonderlich wenn er zu viel getrunken hat, was alle Tage vorkommt.

Vom Arbeiten ist er kein besonderer Freund, und eigentlich hat er auch nicht viel zu thun, obwohl sehr vielerlei. Er ist nemlich nichts Anders, als der Amtsdiener des Schultheißen und zugleich das polizeiliche Factotum des Dorfes. Dem Schultheißen muß er die Akten aufs Rathhaus tragen; seine Befehle muß er ausschellen im Dorfe, und überdieß hat er seine Aufträge an das Pfarramt und an die Gemeinderäthe zu besorgen. Wenn Amtssitzung, d. h. Gemeinderathssitzung oder Kirchen-

convent iſt, ſo ſteht er im Vorzimmer und erſcheint, wenn man klingelt, und bringt die harrenden Kläger oder Angeklagten vor das hohe Gericht. Im Gericht ſelbſt hat er Nichts mitzuſprechen; allein er weiß doch Alles, was dort vorgeht, denn er hört die ganze Verhandlung vor der Thüre, und die Parteien wenden ſich daher ſtets vorher an ihn, ehe ſie das Gerichtszimmer betreten. Warum auch nicht? Er iſt ja nicht ſelten der geheime Vertraute ſeines Vorgeſetzten, des geſtrengen Herrn Schultheißen, der ihn über Manches befragt, was Er, der Schütze, beſſer weiß, als Er, der Schultheiß! Somit kann ers in den meiſten Fällen vorherſagen, wie geſprochen werden wird, und zwar um ſo mehr, als er mit allen Verhältniſſen des Dorfes aufs genaueſte bekannt iſt und ſich durch ſeine frühere militäriſche Laufbahn eine gewiſſe Routine erworben hat. Nicht ſelten kommt es ſogar vor, daß der Dorfſchütz den ganzen Magiſtrat mit ſammt ſeinem Chef überſieht, und wenn das Bischen Trinken nicht wäre, ſowie wenn er mehr Geld und liegende Gründe hätte, wer weiß, ob er nicht bald vom Schützen zum Rathsherrn und dann noch weiter avanciren würde. Hat ja doch erſt kürzlich eine Gemeinde ihren Bettelvogt zum Schultheißen erwählt, als den anerkannt Klügſten im ganzen Dorfe; warum ſollte alſo nicht auch „Er“ einen ſolchen Poſten acquiriren können?

Der Dorfſchütz iſt meiſt im ganzen Dorfe beliebt. Zwar allerdings muß er die Steuern anſagen, ſo wie auch die Strafen, wenn jene nicht zur Zeit bezahlt werden; aber er thut dieß auf eine Art, daß man gar wohl ſieht, er würde gerne die ganze Geſchichte den Betheiligten nachlaſſen, wenns nur möglich, d. h. wenn „Er“ Herr wäre. Schimpfen nemlich die Bauern über die ſtarken Abgaben, ſo ſchimpft er weidlich mit, und eben durch dieſe Theilnahme gewinnt er ihre Herzen. Da langts dann Abends immer einen Zutrunk im Wirthshaus, oder man zahlt ihm gar einige Schoppen, nur damit er die gebrauchten Schimpf-

und Drohreden nicht irgendwo, wo's vom Uebel wäre, ausplappert. Noch freigebiger ſind die ledigen Burſche gegen ihn, und dieſe haben auch alle Urſache dazu, denn mit ſeinem Amte iſt die Pflicht verbunden, alle diejenigen, die an Hochzeiten, Taufen u. ſ. w. das leidige Schießen nicht laſſen können, aufzuſchreiben und dem Schultheißen anzuzeigen, damit dieſer ſie um zehn Gulden à Perſon ſtrafe. Was thut nun aber unſer Dorfſchütz? Iſt er vielleicht pflichtvergeſſen genug, den Delinquenten und Geſetzesübertretern durch die Finger zu ſehen? Oder bringt er ſie etwa wirklich zur Anzeige? Ei Gott bewahre, keines von Beiden, denn ſo bald eine Hochzeit- oder Tauſproceſſion zur Kirche zieht, bringt es der Zufall oder vielmehr die Fügung Gottes meiſtentheils mit ſich, daß er ſich, natürlich in Dienſtgeſchäften, an dem entgegengeſetzten Ende des Dorfes befindet, allwo er das Schießen gar nicht hören, und noch viel weniger die Schießenden ſehen kann. Für dieſen „Zufall" ſind dann aber natürlich die Burſche nicht undankbar, und da ein ordentlicher Schütz ein viel zu gewiſſenhafter Mann iſt, als daß er ſich beſtechen ließe, ſo thut man ihm wenigſtens eine Ehre im Wirthshaus an. Auf dieſe Manier kommt der wackere Geſelle zu gar vielen Schoppen, wobei die noch gar nicht einmal gerechnet ſind, welche er auf Koſten derer trinken darf, die auch einmal mit ihm Soldat geweſen waren. Wer wird es alſo nicht natürlich finden, daß er ſich ein Bischen viel im Wirthshauſe aufhält? Ja daß dieſes ſeine eigentliche Heimath iſt? Es kann aber nicht anders ſein, denn Handwerk treibt er keins, theils weil er keines gelernt hat, theils weil ihm keine Zeit übrig iſt, und auf den Acker kann er auch nicht, eben weil er nicht weiß, wenn der Schultheiß ſeiner bedarf. Ueberdieß hat er vielleicht von ſeinen Feldzügen her noch eine Wunde, die ihn verhindert, irgend eine härtere Arbeit zu verrichten, und dazu kommt dann noch der Durſt, der fürchterliche Durſt, den er auch noch vom

Soldatenleben her hat! Kurz und gut, wir müssen es wiederholen, das Wirthshaus ist sein Asyl, und die Wirthsleute haben ihn auch sehr gerne, denn er besorgt ihnen alles Mögliche und ist besonders gegen Fremde, die etwa einkehren, sehr artig. Dafür rechnet man ihm manchen Schnaps, den er auf seine Kosten kommen läßt, nicht an, sondern schreibt ihn ins Kamin, und wahrhaftig hieran thut der Wirth sehr wohl, denn er würde doch nichts bekommen. Vom Bezahlen ist nemlich der Dorfschütz kein Freund, aus einem ganz einfachen Grunde, weil er kein Geld hat, und seine Stelle ihm blutwenig trägt.

Nicht selten gilt der Dorfschütz als der Witzling des Ortes und jedenfalls spielt er daselbst den Mäcen. An ihn nemlich wenden sich gleichsam als Fürsprecher alle herumziehenden Künstler, die eine Komödie aufspielen, oder Seil tanzen, oder Reiterkünste zeigen wollen, und er empfiehlt sie sodann dem Schultheißen. Hiefür bekommt er, wie sich von selbst versteht, gleich einem Theaterkritiker freie Entree, und überdieß wirft das Zettelaustragen oder Ankleben noch etwas „extra“ ab. Gibts im Dorfe eine Merkwürdigkeit zu sehen, z. B. die Kirche oder das Schloß, so ist es wieder nur der Schütze, an den man sich zu wenden hat, und er ist daher auch stehender Cicerone oder wie man dieses Amt sonst nennen will. Eben so nothwendig hat er es bei Auctionen und Verkäufen aller Art, denn er muß natürlich dabei den Ausrufer machen, weil man auf dem Lande keinen eigenen Auctionator halten kann, und mit Einem Worte also, wo im Dorfe etwas losgeht, muß er dabei sein oder gar eine Hauptrolle spielen.

Der Dorfschütz ist gewöhnlich sehr mager und stirbt meistens an der Lungenschwindsucht. Kinder weinen ihm nur selten nach, denn er brachte es meist zu keinem eigenen Hausstande; um so mehr vermißt man ihn aber im Wirthshaus, bis er durch einen andern früheren Krieger ersetzt ist.

26.

Ein ſchwäbiſcher Neujahrstag.

Der Neujahrstag einer ſchwäbiſchen „Stadt“ iſt kein anderer, als der Neujahrstag der übrigen Städte Deutſchlands auch, und ſogar die Neujahrsnacht wird dort ganz auf dieſelbe Weiſe gefeiert. Etwas anderes iſt's dagegen auf dem Lande, denn da herrſchen Sitten und Gebräuche, wie ſonſt nicht überall in den deutſchen Gauen.

Vor allem wird die Neujahrsnacht „eingeläutet,“ d. h. zur Avemariazeit am Abend läutet man die Betglocke wohl eine gute Viertelſtunde lang und der dumpfe Ton hallt ſo feierlich in die Abendſtille hinein, daß auch der Gottloſeſte die Hände faltet, um ein ſtilles Gebet gen Himmel zu ſchicken. „Die Menſchen ſollen daran denken,“ das iſt der Grund des langen Läutens, „daß die alte Mutter Zeit wieder um dreihundert und fünfundſechszig Tage nebſt etlichen Stunden älter geworden iſt, obwohl mans ihrem runzlichten Geſicht nicht anſieht, und daß es jedjedem noththut, ein kleines Zwiegeſpräch mit ſeinem Gewiſſen zu halten, dieweil gar Mancher übers Jahr um dieſe Stunde nicht mehr unter den Lebenden weilt, ſondern abberufen iſt in jene Region, über welche kein Sterblicher Auskunft geben kann.“ Darüber alſo ſollen die Menſchen nachdenken, und ſie denken auch darüber nach, die Schwaben auf dem Lande nemlich. denn es geht gar ſtill zu in ihren Dörfern, ſo lange die Betglocke tönt, ſo ſtill, daß man glauben konnte, alle Welt ſei bereits

ſchlafen gegangen: allein dieß iſt dem doch nicht der Fall, wie wir uns gleich überzeugen können.

Zwar allerdings von Bällen und Zechgelagen, wie in den Städten, weiß man auf einem ſchwäbiſchen Dorfe nichts, und eben ſo wenig ziehen rauſchende Muſiken durch die Straßen, wie in den Reſidenzen und Garniſonsplätzen. Ja man ſieht ſogar ſehr wenig Licht in den Wohnhäuſern und höchſtens die Gaſtſtube der Wirthe, in welchen einige verſpätete Gäſte ſitzen, zeigen noch eine matte Erleuchtung. Deßwegen aber ſind doch weit mehr Augen wach, als der Anſchein lehrt, oder vielmehr außer den ganz Kleinen und ganz Alten hat ſich Niemand dem Schlafe überlaſſen. Da iſt zuerſt der Bauer, der geſtandene Familienvater, wie viel geht dieſem in der heutigen Nacht in dem Kopf herum! Oder muß er nicht nachdenken über alles, was das vergangene Jahr gebracht hat, ſeis gut geweſen oder ſchlimm, und muß er nicht, wenn er damit fertig geworden iſt, ſeine Aufmerkſamkeit der Zukunft, und dem, was in ihrem Gefolge kommen wird, zuwenden? Vor allem aber muß er nicht Nachts zwölf Uhr das Zwiebelhoroſcop ſtellen, um daraus zu erfahren, wie das Wetter in jedem Monat des folgenden Jahres ausfällt; d. h. obs naß ſein wird oder trocken, kalt oder warm?*) Da

*) Das ſogenannte Zwiebelhoroſcop beſteht aus folgender Ceremonie. In der Neujahrsnacht durchſchneidet man eine große Zwiebel in der Mitte und löst die einzelnen Schalen der beiden Hälften ſo ab, daß man zwölf Schüſſelchen bekommt, die man ſofort neben einander ſtellt. So wie nun die Glocke anfängt Mitternacht zu ſchlagen, ſtreut man in jedes Schüſſelchen ein wenig Salz und paßt genau auf, wie es um dieſes Salz ausſieht, wenn die Glocke ausgeſchlagen hat. Schmilzt es nemlich z. B. im dritten Schüſſelchen total zu Waſſer, ſo wird der dritte Monat, d. h. der März naß, will es aber umgekehrt in einem andern Schüſſelchen, z. B. im fünften gar nicht vergehen, ſo gibts einen trockenen „fünften“ Monat, d. h. einen trockenen Mai; das

iſt dann zweitens die Baurin oder die ehrſame Hausmutter, welche ſchon gleich nach dem Abendſegen die Kinder ins Bett geſprochen und für ſich ſelbſt das Schlafkämmerlein aufgeſucht hat, — wie wenig denkt erſt dieſe ans Schlafen! Zwar allerdings liegt ſie ſtill da, ohne den Mund aufzuthun oder ſich nur zu rühren; aber hat ſie nicht das Geſangbuch unter ihr Kopfkiſſen geſchoben und paßt ſie nicht mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf den Glockenſchlag zwölf Uhr, um ſofort das heilige Buch hervorzulangen, daſſelbe im Finſtern oder ſo zu ſagen blindlings aufzuſchlagen, und ſodann die Stelle durch ein großes Eſelsohr zu bezeichnen? Wahrhaftig, dieſe Frage an das Schickſal ließe ſie ſich um alles in der Welt nicht nehmen, denn wenn ſie zufälliger Weiſe (den andern Morgen ſieht ſie nemlich gleich nach dem Eſelsohre) ein Trauerlied aufgeſchlagen hat, ſo gibts nächſtes Jahr einen Todesfall in der Familie, iſts aber ein Hochzeits- oder Tauflied geweſen, ſo bleibt auch ſicherlich eine Trauung oder Taufe nicht aus! Da ſind dann drittens die Bauerntöchter oder die ledigen Mädchen des Ortes — wie könnten erſt vollends dieſe ſchlafen? Freilich in ihr Kämmerlein haben auch ſie ſich ſchon zur frühen Stunde zurückgezogen, aber ſie haben einen eiſernen Löffel mitgenommen, ſo wie etwas Blei von einer zerbrochenen Kirchenſcheibe, und ſo wie's nun gegen Mitternacht geht, ſtehen ſie leiſe auf, zünden die Lampe an, halten das Blei in dem Löffel über die Flamme, und mit dem erſten Schlag der zwölften Stunde gießen ſie die geſchmolzene Maſſe in ein Glas Waſſer. Formt ſich nun das Blei zu einem Herzen zuſammen, ſo wiſſen ſie, daß ſie einen Herzallerliebſten bekommen, formt

„halbe" Schmelzen dagegen bedeutet naßkalt und das „Zuſammenſchmelzen" grimmkalt. Hat man nun dieſes Alles genau beobachtet, ſo nimmt man den Kalender zur Hand, ſchreibt die Prophezeihung weitläuftig nieder und weiß nun das ganze Jahr hindurch, wie man daran iſt.

ſichs aber zu einem Kreuze, ſo müſſen ſie entweder ſterben oder harrt ihrer ſonſt große Pein, und ſo gibts noch verſchiedene andere Formen, aus denen man ſein Schickſal erfahren kann. Da ſind dann endlich viertens die Bauernſöhne oder die ledigen Burſche, und bei dieſen wahrhaftig kann am allerwenigſten vom Schlafen die Rede ſein, denn ſie müſſen ja ihren Bräuten oder Liebſten das Neujahr „anſchießen". Das wäre doch ein erbärmlicher Geſelle, der einen ſolchen Ehrenſchuß verabſäumte, und darum trifft man auch Keinen, der die Knabenſchuhe vertreten hat, unter dem elterlichen Dache, ſondern die „Burſcht" ſammeln ſich vielmehr zu Hauf', jeder mit einer Piſtole oder Schlüſſelbüchſe bewaffnet, und ſo wie's auf dem Kirchthurm Mitternacht zu ſchlagen beginnt, da rennt Jeder hinter die Hecke an ſeines Liebchens Haus und von allen Seiten krachts nun, als ob der Weltuntergang nahe wäre. Wohl hat vielleicht der Schultheiß auf Befehl des geſtrengen Herrn Oberamtmanns eine hohe Strafe auf das Schießen geſetzt, aber das eilfte Gebot heißt: „Laß dich nicht ertappen," und auf dieſes Gebot verſtehen ſich die Bauernbuben ganz vortrefflich, die Schaarwächter aber, dieſe klugen von der hohen Obrigkeit expreß für dieſe Nacht aufgeſtellten Wächter der öffentlichen Sicherheit, — ei nun, ſie ſind überall, nur nicht da, wo die Schüſſe fallen, ſondern ſitzen in der warmen Stube des nächſten Bäckerhauſes, wenn nicht gar vollends hinterm Schoppenglas.

So gehts in der Neujahrsnacht zur Mitternachtszeit in einem ſchwäbiſchen Dorfe zu; wenn aber die zwölfte Stunde vorüber, ſo herrſcht überall die tiefſte Stille und Alles wiegt ſich in bald leichteren oder bald ſchwereren Träumen, denn man geht einem wichtigen Tage entgegen. Nur zwei Menſchenklaſſen machen hievon eine Ausnahme, nemlich die Verliebteren unter den ledigen Burſchen, welche ſich eine Leiter nehmen und leiſe, wie der Dieb in der Nacht, zum Dachladen ihrer Angebeteten empor-

klettern, um dort zu klopfen und ein ſüßes Wort oder auch noch mehr zu erhaſchen, ſo wie die Knechte der Bäcker, deren Aufgabe es iſt, die ganze Nacht hindurch „Neujahrsringe,“ d. h. mürbe Butterkuchen in Form von Ringen und Bretzeln, zu fabriciren und nicht eher zu raſten, als bis ſie ganze Berge davon angehäuft haben. Doch auch die Andern, d. h. die große Maſſe der Dorfbewohner, gönnen ſich keinen langen Schlaf, ſondern erheben ſich vielmehr ſchon einige Stunden nach Mitternacht. Es gilt nemlich jetzt, einander das Neujahr „abzugewinnen,“ d. h. es verſucht es Jeder, dem Vater, der Mutter, dem Bruder, der Schweſter, dem Freunde, der Freundin, oder mit Einem Worte aller Welt mit einem „Proſit Neujahr“ zuvorzukommen, und man bedient ſich dabei aller möglichen Liſte oder „Beſchleichungen“. So verſtecken ſich z. B. die Kinder hinter der Thüre, bis die Eltern die Schlafſtube verlaſſen, und ſchreien dann aus vollem Halſe ihr „Proſit“; die älteren Burſche aber klettern gar oft durch die Fenſter herein oder ſuchen ſich ſonſtige ungewöhnliche Wege, um in einem befreundeten Hauſe die erſten Gratulanten zu ſein. Hiebei handelt es ſich übrigens nicht blos um den Ruhm, die Andern überliſtet zu haben, ſondern diejenigen, welche verlieren, müſſen den Gewinnenden einen Neujahrsring verehren, und wärs auch nur Einer im Werth von ein paar Kreuzern. Ebendeßwegen würde man es einem reicheren Bauer zur Schmach anrechnen, wenn er ſich nicht freiwillig darein fügte, ſeiner ganzen Familie gegenüber zu verlieren, denn er kann ja die Ringe bezahlen, und die Bäurin, die nicht einen Kuchen ſo groß wie ein kleines Wagenrad erhielte, wäre ſehr unglücklich; als die allergrößte Schande aber gälte es, wenn ein Mädchen von ihrem „Burſcht“ übergangen würde. Doch nein, eine andere Schande gibt es, die noch größer iſt, nemlich die, ſtatt eines Butterteigrings einen „Strohring“ zu bekommen. Wenn nemlich ein „Burſcht“ ſich überzeugt hat, daß ſeine Geliebte

ihm untreu geworden oder daß ſie ſonſt ſeiner nicht werth iſt, ſo nimmt er den hölzernen Reif eines Fäßchens, umwickelt ihn dicht mit gelbem Stroh, ſteigt nächtlicher Weile zu ihrem Dachfenſter hinauf, und befeſtigt dort das ſchnöde Geſchenk, ohne das geringſte Geräuſch zu machen; den andern Morgen aber zieht der Ring natürlich die Aufmerkſamkeit der Nachbarn auf ſich und bald ſammeln ſich nicht blos einzelne Neugierige, ſondern das ganze Dorf deutet mit Fingern auf die Beſchimpfte. Kurz die „Ringe“ ſpielen am Neujahrstage eine große Rolle, und es iſt ſogar Sitte, jeder Magd und jedem Knecht Einen auf den Frühſtücksteller zu legen. Dagegen ſind dieſe Bedienſteten verpflichtet, dem Hausherrn und der Hausfrau mit einem beſonderen Spruch zu gratuliren, d. h. ſie ſagen, wenn ſie frühmorgens in die Stube treten: „ich wünſche euch ein gutes neues Jahr, den geſunden Leib, und den heiligen Geiſt und Alles, was ihr euch ſelber wünſchen mögt,“ und deſſelben Spruchs bedienen ſich auch ärmere Verwandte, die man mit einem Ringe bedacht hat.

Iſt man nun endlich mit dem Gratuliren und Neujahrabgewinnen fertig geworden, ſo gehts in die Kirche, und nur Solche, welche Krankheit entſchuldigt, bleiben zu Hauſe; allein daß an einem Neujahrstag die Gotteshäuſer beim Morgengottesdienſt überfüllt ſind, iſt etwas, das ſich ſo zu ſagen von ſelbſt verſteht, und ſomit wollen wir hierüber kein Wort weiter verlieren. Dagegen dürfen wir eine andere Gewohnheit nicht mit Stillſchweigen übergehen, nemlich die Gewohnheit des Mittageſſens. Was ißt man nemlich am Neujahrstage auf allen Dörfern Schwabenlands zu Mittag? Ei nun „gelbe Rüben,“ denn ſo man dieſe verſpeiſt, geht Einem das ganze Jahr hindurch das Geld nicht aus! Der Leſer ſchüttelt nun vielleicht über dieſe Sitte den Kopf und nennt meine Landsleute abergläubige Dummköpfe; allein — woher kommts denn, daß im Schwabenland ſo

viel Wohlstand zu Hause ist? Gehe also hin, o Leser, und thue, wie wir thun, d. h. esse gelbe Rüben und sei fleißig und sparsam dazu, so wirst auch du nie über Mangel zu klagen haben.

Nach dem Mittagessen kommt der fröhlichste Theil des Neujahrstages, denn nun begiebt sich alle Welt, Männer wie Weiber, Mädchen wie Buben, in großer Gesellschaft ins Wirthshaus, und jeder Wirth tischt seinen Kunden einen allmächtig großen Hefenkranz als Neujahrsring gratis auf, damit ihnen der Wein desto besser schmecke. Er schmeckt ihnen aber auch, sowohl der Wein als der Kuchen, und man ist lustig und guter Dinge bis in den Abend hinein. Das Unterhaltendste jedoch dabei ist die Erscheinung der „heiligen drei Könige aus dem Morgenlande," die sich dann regelmäßig einzufinden pflegen und von Stube zu Stube, ja sogar von Tisch zu Tisch ziehen, bis sie Jedermann gehörig betrachtet und mit einer kleinen Gabe bedacht hat. Diese heiligen drei Könige, oder der „Kaspar, Melchior und Baltes," wie man sie auch zu nennen pflegt, sind dem Leser ohne Zweifel aus der biblischen Geschichte bekannt genug, und er weiß daher auch, daß sie einem Sterne nachzogen, der über der Krippe des Jesuskindleins stehen blieb. Ebendeßwegen führen die drei Knaben oder Mädchen, welche den Kaspar, Melchior und Baltes vorstellen, an einer langen Stange einen Stern von Goldpapier mit sich, der sich wie eine Haspel um seine eigene Achse dreht, und überdieß tragen sie eine pappendeckelne Krone auf dem Haupte, während ihr Leib in ein weißes Oberhemd gehüllt ist. Ja um die Aehnlichkeit noch vollständiger zu machen, hat sich Eines von ihnen das Gesicht geschwärzt, um den „Mohrenkönig" wiederzuspiegeln, und nun singen sie mit heller jugendlicher Stimme folgendes Lied:

Die heiligen drei König mit ihrem Stern,
Sie suchen den Herrn und hätten ihn gern.

Sie ſehen den Stern wohl über dem Haus,
Da guckt der Herodes zum Fenſter heraus.
Er ſtellt ſich, als wär' er verwundert nicht wenig:
„Warum iſt ſo ſchwarz der mittlere König?“
O falſcher Herodes, der iſt dir gar wohl bekannt,
Denn es iſt der König aus dem Mohrenland!
So gehn ſie alle Drei ins Haus hinein
Und finden Maria mit dem Gotteskindlein.
Das Gotteskindlein, das finden ſie nackt und bloß,
Aber ſie ſchütten Mariä ihre Schätz in den Schooß.
Nun wenn ihr uns etwas geben wollt, ſo gebt es uns bald,
Denn wir müſſen nach Haus durch den finſtern Wald;
Durch den finſteren Wald, durch tiefen Schnee,
Wie thut das uns heilgen drei Kön'gen ſo weh.
Vergelts euch der liebe Herre Gott,
So ihr jetzt mildert unſre ſchwere Noth.

27.

Das Steinlacher Mädchen.

Ein Steinlacher Mädchen hat ein rothes friſches Geſicht, glänzende, blaue Augen, einen derben Wuchs und eine überaus kräftige Geſundheit. Sie trägt einen blauen, hie und da auch einen grünen kurzen Rock, mit unendlich vielen Falten, ein hellrothes Mieder mit einem von Fülle ſtrotzenden Buſen, weiße Strümpfe mit herrlichen Waden, lange, weiße Hemdärmel mit runden ſonnverbrannten Armen und blonde oder hellbraune, in zwei lange Zöpfe geflochtene Haare mit ſchwarzen breiten Bändern, die ſo lang ſind als der Rock, d. h. die bis an die Kniee gehen, doch nicht über dieſe hinab. Es iſt eine alte Regel: wenn das Steinlacher Mädchen aufrecht ſteht oder geht, ſo muß man die rothen Strumpfbänder ſehen, ſowie ſie ſich aber bückt, ſo ſieht man weit mehr und oft faſt zu viel.

Ihre früheſte Jugend verlebt das Steinlacher Mädchen wie alle anderen Mädchen der ſchwäbiſchen Dörfer, d. h. im elterlichen Hauſe, mit nichts beſchäftigt als mit dem Schulbeſuch und mit dem „Herumboſſeln“ in der Küche zur Beihülfe der Mutter; ſowie ſie aber ein Jahr oder zwei confirmirt iſt, ſo hats mit dem „Boſſeln und Spielen“ ein Ende und ſie muß dran denken, ihr Brod ſelbſtthätig zu verdienen. Sicherlich wenigſtens bleibt ſie nicht über ihr ſiebzehntes Jahr zu Hauſe, außer ſie müßte ſo reich ſein, daß ſie in dieſem Alter ſchon einen Mann bekäme. Was thut ſie nun aber? Ei natürlich, ſie verdingt ſich als Kindsmädchen oder als Magd, und zwar am

liebſten nach Tübingen, das nur ein paar Stunden weit entfernt liegt. Dort fühlt ſie ſich ja wie zu Hauſe, und daß man ſie ebenfalls bald lieb gewinnt, daran darf ſie nicht zweifeln. Iſt ſie doch nicht blos ſchön und lieblich von Anſehen, ſondern auch lenkſam, fleißig und treu! Darum erlebt man an ihr das Wunder, daß ſie zu gleicher Zeit vom „Herrn", wie von der „Frau" des Hauſes Lobſprüche erhält, von erſterem ſogar oft noch mehr. Letztere aber tadelt nur das an ihr, daß ſie eine ſo gar ſehr verliebter Natur beſitze, und ſich beſonders gerne mit jungen Muſenſöhnen einlaſſe, wo doch an kein Heirathen zu denken ſei. Iſt dem nun ſo? Ei freilich iſt es ſo, und warum auch nicht? Sie hat zwar einen Schatz zu Hauſe, allein der Bruder Studio nimmt ſich doch ganz anders aus, und wie könnte ſie alſo ſeinem ſtürmiſchen Andringen widerſtehen? Uebrigens auf Anſtand hält ſie, und was geſchieht, geſchieht aus Liebe, nicht aber gegen Bezahlung!

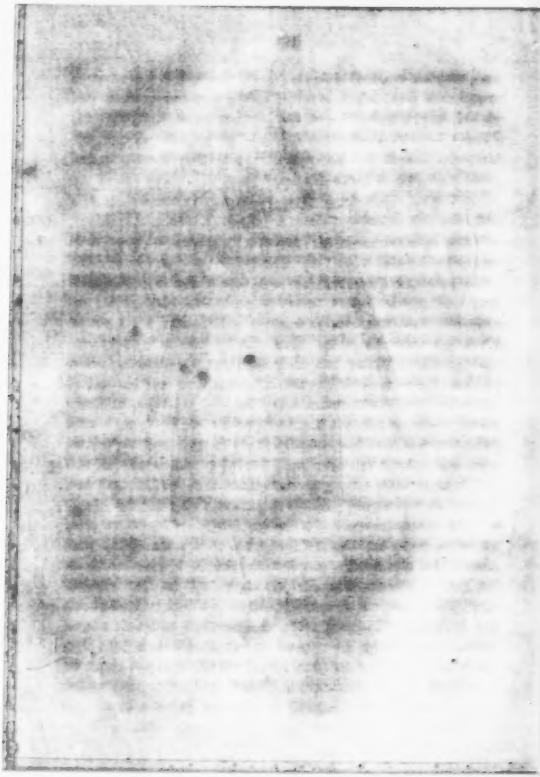
Geht das Steinlacher Mädchen in ſeinem ſiebzehnten Jahre in keinen Dienſt, ſo geht es ganz ſicherlich auf Reiſen, und zwar machen's ſo die von Meſſingen und Gönningen. Dann nimmt es den Zwergſack von der Wand und füllt ihn mit feinen Sämereien aller Arten, mit Gemüſe-, Salat- und Blumen-Samen, der im eigenen Garten gezogen und von der Mutter gedörrt wurde. Sofort werden die beſten Kleider eingepackt, und fort geht's, nachdem man ſich den großen Sack übergehängt, auf den Handel und Verkauf durch ganz Schwabenland hindurch und darüber hinaus in ferne Länder, oft mitten durch Deutſchland bis nach St. Petersburg. Und iſt die eine Gattung von Samen ausgegangen, ſo weiß unſere Steinlacherin ſchon, wie ſie wieder eine neue Ladung bekommen kann, und gar oft giebt's auch eine unſchuldige Verwechslung, und ſtatt Winterkohl bekommt man ſaftige Sommerrettige, oder ſtatt Salatſamen Krautſamen. In Verlegenheit aber kommt über ſolche Kleinigkeiten die liebe unſchuldige Händlerin nie, ſondern ſie weiß ſich vielmehr ſtets zu

helfen, und versteht es sogar prächtig genug, sich verständlich zu machen, ob sie gleich nur schwäbisch-deutsch spricht. Auf den Herbst, wenn sie vielleicht sechs Monate gereist, kommt sie zurück mit vielem erspartem Gelde, aber nur um den nächsten Frühling dieselbe Reise von Neuem zu beginnen, denn erst nach der zehnten oder elften Tour, wenn sie etwas Erkleckliches „gemacht", setzt sie sich zur Ruhe und heirathet ihren Hans, und gebährt ihm ein Dutzend Kinder, die sie alle so erzieht, wie sie selbst erzogen wurde.

Man hat den Steinlacher Mädchen schon allerlei Schlimmes nachgesagt, wie z. B. daß sie, wenn sie an ihren Schatz, der vielleicht in Stuttgart oder Ludwigsburg als Soldat in Garnison liegt, schreiben, nie eine andere Adresse machen, als „an meinen Schatz in der Residenz", oder höchstens „an meinen Frieder daselbst". Gerade wie wenn sie so dumm wären, zu glauben, der Postoffiziant müsse die rechte Adresse schon von selbst kennen und man habe deßhalb nicht nöthig, die vorwitzige Neugierde der Uebrigen, die den Brief zu Gesicht bekommen, zu befriedigen! Das ist aber Alles pure Verläumdung oder gar absichtliche Verdrehung, denn gerade umgekehrt ist fast jede Bewohnerin des Steinlachthals schnell besonnen in witzigen Antworten, und sogar nie um eine List verlegen, wenn es gilt, Jemanden an der Nase herumzuführen.

Die ganze Bevölkerung des Steinlachthales stammt, so sagt man, von zwei schwedischen Regimentern ab, die sich nach der Nördlinger Schlacht allda ansiedelten. Ob's aber wahr ist, daran zu zweifeln erlauben wir Jedermann.

Das Steinlacher Mädchen.



28.

Der Schulerbube.

Es iſt eine harte Zeit, die Zeit des gezwungenen Schulbeſuchs!

Im guten Schwabenlande nemlich müſſen die Dorfkinder vom ſechsten oder ſiebten Jahre an die Schule beſuchen bis ins vierzehnte oder noch länger, und wer nicht kommt, der wird geſtraft, wie recht und billig. Was man da aber nicht alles lernen muß! Leſen, Schreiben und Rechnen; ſogar Religion, d. h. verſchiedene Dutzende von Liedern und Sprüchen, ſo wie die Reihenfolge der jüdiſchen Erzväter und Könige! Ja einige beſonders eifrige Lehrer verſteigen ſich nicht ſelten bis zur Geographie nebſt Geſchichte und was dergleichen gelehrte Sachen noch mehr ſind. „Zu was brauche ich das Alles?“ frägt der Bauernknabe, und wird ſehr unwillig. Er ginge viel lieber auf den Acker mit dem Vater, oder ins Holz mit der Schweſter, oder auf die Waide mit dem ältern Bruder. Die härteſten Arbeiten wollte er gerne verrichten, wenn nur das leidige Lernen nicht wäre. Nicht ſelten ſtimmt ihm hierin der Vater wie die Mutter bei, beſonders im Frühjahr, Sommer und Herbſt, wenns viel zu thun gibt auf dem Felde, und im Bewußtſein dieſer elterlichen Beiſtimmung ruft der Schulerbube nochmals: „für was denn das viele dumme Zeugs, das ſo äußerſt ſchwer in den Kopf hinein will? Ich werde ja doch ſpäter ein Bauer oder ein Weingärtner, und da wärs wahrhaftig genug an dem Einmaleins und wenn ich meinen Namen unterſchreiben könnte!“ Der Lehrer hat alſo nur zu oft

einen harten Stand mit ihm, denn der Bube wird eigensinnig und lernt ebendeßwegen seine Aufgabe selten, oder nie. Ja er läßt sich sogar lieber prügeln, als daß er nachgäbe; viel Schläge aber machen am Ende „hartschlägig", d. h. wenn man die Prügel einmal gewohnt ist, so spürt man sie kaum mehr, und der Lehrer mag also drauflschlagen so lange er will, der Bube lernt doch nichts!

Seine größte Seligkeit ist die Hoffnung aufs vierzehnte Jahr, denn da kommt er aus der Schule, da wird er confirmirt! Was muß das für eine Freude sein, wenn man's den großen Buben, den ledigen Burschen nachmachen darf! Wenn man, wie sie, ins Wirthshaus sitzen kann, und einen Schatz hat, und Abends auf den Gassen jodelt, und auf der Kirmeß mittanzt! Ha, wenn doch das vierzehnte Jahr schon da wäre! Doch bis dahin ist noch lang und man muß sich also die Zeit auf andere Weise zu versüßen suchen. Sollte solches etwa so schwer sein? Du lieber Gott — wie prächtig ists doch „hinter die Schule zu gehen," d. h. die Schule zu schwänzen und sich im Walde Gerten zu Peitschen zu schneiden oder Vogelnester auszunehmen? Wie prächtig ists doch, statt vor dem gestrengen Herrn Lehrer zu schwitzen, zu zehn oder zwölf Ball zu spielen oder auch sich mit Schneeballen — zur Winterszeit nemlich — halb todt zu werfen? Und wie manchen Schabernack spielt man nicht dem Schulmeister und welch' ein Gaudium ist es nicht, alle Sonntage in die Kirche läuten zu dürfen und sich vom Glockenseile schaukeln zu lassen! Und dann die Vacanztage, wo man das „Recht" hat, aus der Schule zu bleiben, — wahrhaftig an Vergnügungen fehlts den schwäbischen Schulerbuben ebensowenig, als den sächsischen oder bayerischen oder hessischen! Ueberdem gibts nicht noch besondere Festlichkeiten, welche expreß nur ihm, ihm ganz allein auf der weiten Welt gelten? Da ist z. B. der unschuldige Kindleinstag, an dem man Pfefferruthen schneidet, — ziehen da die Buben

nicht truppweiſe in den Häuſern herum und dringen in die innerſten Gemächer, und „pfeffern“ die Leute, d. h. ſie ſchlagen ihnen, abſonderlich den Mädchen, mit ihren Haſelnußgerten an die Waden und an die Hände und ins Geſicht, und ärnten ſtatt einer Beſtrafung noch gute Biſſen und Kuchen, oder werden doch mit Apfel- oder Birnſchnitzen beſchenkt? Da ſind ferner die drei Klöpflestage, d. h. die drei Advents-Donnerſtage vor Weihnachten, wo in alten, alten Zeiten die Chriſten herumgingen, um ſich nächtlicher Weile heimlich — denn offen durften ſie ſich ja nicht als Chriſten bekennen — an die Fenſter zu klopfen, zum Zeichen, daß die Zeit der Geburt des Heilandes wieder gekommen ſei, — ſtehlen da die Buben im Schwabenlande nicht ihren Müttern Erbſen ſo viel ſie können, und ſchleichen ſich Abends herum um die Häuſer, und bombardiren die Fenſter, daß die Scheiben klirren, und gar oft auch eine zerbricht? Und mit welcher Behendigkeit macht man ſich nicht auf die Sohlen, auf daß man nicht erwiſcht werde, und wenn man einen erwiſcht, was doch auch hie und da vorzukommen pflegt, wie gewandt iſt er dann nicht darin, ſich durch erheuchelte Thränen und falſche Namensangebung loszuſchälen, und wie freut er ſich nicht nachher mit ſeinen Kameraden, ſich durchgelogen zu haben? Da iſt dann endlich der Chriſttag, der wundervoll herrliche Chriſttag mit dem Chriſtbäumchen, das man Tags zuvor im nahen Tannenwalde geſtohlen, und mit den Hunderten von Lichtlein, welche die Stube zauberiſch erhellen, mit den goldgefirnißten Nüſſen und Aepfeln, mit den Lebkuchen und Springerlen, mit den Pfeffernüſſen und dem Hutzelbrod und mit den vielen dutzenderlei andern Gaben, welche das Chriſtkindlein am Chriſtabende beſcheert, — wahrhaftig, kann ſich Jemand ein ſchöneres Jugendfeſt denken? Kurz es iſt und bleibt eine ſchöne Zeit, die Zeit der Schuljahre, und der Schwabe denkt noch oft daran zurück, ſelbſt wenn er längſt

ein gestandener Mann geworden ist, trotz aller Widerwärtigkeiten, die mit dem Lernen verbunden waren.

Nur Eins will ihm nicht hinunter, nemlich die Sonntagsschule „nach" der Confirmation! Sie ist freilich nicht so hart und anstrengend wie die Werktagsschule, da sie nur einmal in der Woche abgehalten wird, und zwar am Sonntag Vormittag; aber ist das auch Recht, daß Einer, der seine Kenntnisse bewiesen bei der Confirmation, noch fernere vier Jahr' Schulerbube sein muß, und zwar gerade am Sonntag, wo man so gerne frei hätte, und mit den Andern über Feld ginge oder ins Wirthshaus? So hat Alles sein Schlimmes, auch die Zeit nach der Confirmation!

28.

Der Schäferlauf in Markgröningen.

Im Schwabenlande hat man von jeher viel auf die Schafzucht gehalten, und die Schäfer bildeten daher eine große Zunft, welche vor allen andern Zünften einen Vorrang hatte. Der Mittelpunkt dieſer Zunft war die Stadt Markgröningen, denn in ihr wurde die Zunftlade nebſt der Zunftfahne aufbewahrt und in ihr fanden alle Zunftſeſſen, ſowie alle Zunftfeierlichkeiten ſtatt. Darum betrachteten auch die ſämmtlichen Schäfer Württembergs die Stadt Markgröningen ungefähr mit denſelben Augen, wie die Juden die Stadt Jeruſalem, den Sitz der Bundeslade, und der geringſte Schäferburſch im Lande hätte ſich nur für ein halbes Mitglied der Zunft gehalten, wenn er nicht wenigſtens einmal in ſeinem Leben die Stadt beſucht haben würde, in welcher der Schäferoberzunftmeiſter mit den ihm beigegebenen Kollegen über alle Schäferangelegenheiten entſchied.

Betrachten nun aber die Schäfer Württembergs die Stadt Markgröningen als das Jeruſalem ihrer Zunft, ſo betrachten ſie den 24. Auguſt als den Hauptwallfahrtstag dorthin, d. i. als den Tag, welcher ihnen ureigenthümlich angehöre und an welchem ein Beſuch Markgröningens vor Allem noth thue. Am Bartholomäusfeiertag nämlich, welcher bekanntlich auf den 24. Auguſt fällt, wurde in jener Stadt Jahr aus Jahr ein die größte Feſtlichkeit abgehalten, welche die Schäfer in Württemberg feierten, — eine Feſtlichkeit ſo abſonderlicher Art, daß man in allen Ländern Deutſchlands und der übrigen Welt, Schwaben allein aus-

genommen, nichts Aehnliches aufweisen konnte. Wir meinen den berühmten „Schäferlauf", welcher für die schwäbischen Schafhirten das war, was für die Griechen „die olympischen Spiele", und der sich fast in allen seinen Eigenthümlichkeiten bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

„Schäferlauf?" fragt verwundert der Nichtschwabe. „Laufen denn an diesem Tage alle Schäfer Württembergs?" Ei freilich „laufen" sie: ja sie „springen" sogar und zwar um die Wette, jeder sich bestrebend, den ersten Preis zu erlangen, denn der „Schäfer- oder auch Hammellauf" ist nichts Anderes, als ein Preiswettkampf, an welchem sich die Tüchtigsten unter den Söhnen und Töchtern der schwäbischen Schafhirten betheiligen. Er ist ein Preiswettkampf, den mit anzusehen Tausende und Abertausende von Nah und Fern herbeiströmen, so daß der 24. August als nichts Anderes zu betrachten ist, denn als ein großer Volksfesttag, wie ihn andere Völker Europa's nicht leicht aufzuweisen haben. Der Schäferlauf in Markgröningen hat daher einen Namen in der Welt, und mancher berühmte Reisende machte seinetwegen schon einen Abstecher von vielen Meilen, nur um demselben anwohnen zu können, denn an diesem Tage offenbart sich vor Allem die ächt schwäbische Gemüthlichkeit und Herzlichkeit, welche selbst dem mit der schlimmsten Sorte von Miltsucht Behafteten ein Lächeln des Frohsinns abgewinnen muß.

So berühmt nun aber auch der Markgröninger Schäferlauf ist, so ist man doch merkwürdiger Weise über seinen Ursprung nicht ganz im Klaren. Eine alte Sage will wissen, in längst vergangenen Zeiten habe ein Graf von Gröningen einen Oberhirten über seine Schafe, mit Namen Bartholomäus, besessen, auf welchen er große Stücke gehalten und dem er deßhalb alle seine Schäfereiangelegenheiten ohne Rückhalt anvertraut hätte. Darum sei es ihm auch besonders zu Herzen gegangen, als er in Erfahrung brachte, sein Bartholomäus besitze nicht die

Treue und Ehrlichkeit, welche er zur Schau trage, ſondern verkaufe heimlicher Weiſe Schafe, ohne das dafür erhaltene Geld mit ſeinem Herrn und Meiſter zu verrechnen. Um nun aber über dieſe Sache Gewißheit zu erhalten, habe ſich der Graf eines Morgens von ſeinem Schloſſe wegbegeben, unter dem Vorwand, eine länger dauernde Reiſe antreten zu müſſen, ſei jedoch ſofort als Metzgerknecht verkleidet und durch einen falſchen Bart entſtellt zurückgekehrt und auf's Feld zu dem Bartholomäus hinausgegangen, um dieſen zu einem Schafverkauf zu überreden. Da hätte er denn Alles verſucht, was man verſuchen kann, um einen Menſchen zum Treubruch und zur Unehrlichkeit zu verleiten, „ſüße Worte ſo gut wie Verſprechungen, und Geldanerbietungen nicht minder als Liſt und Teufelei"; allein der Oberhirte ſei nicht nur nicht zu bewegen geweſen, eine betrügeriſche Handlung zu begehen, ſondern habe im Gegentheil über den vermeintlichen Metzgerknecht mit ſeinem Satanszuſpruch einen ſolchen Zorn bekommen, daß er denſelben mit ſeiner Schippe geſchlagen und ſeinen Hund nach ihm gehetzt hätte. Nun natürlich ſei der Graf überzeugt geworden, daß ſein Oberknecht in der Treue und Ehrlichkeit nicht wanke, habe ſich ihm ſofort zu erkennen gegeben, ihn reichlich mit Hämmeln und Schafen beſchenkt, und ſchließlich angeordnet, daß alle Jahre am Namenstage ſeines treuen Bartholomäus von allen Schäfern ſeiner Grafſchaft ein ſolennes Feſt zum ehrenden Andenken der Treue des Oberknechtes gefeiert werde. Auf dieſe Art, meint die Sage, ſei der Markgröninger Schäferlauf entſtanden, und wir müſſen es natürlich dem Leſer überlaſſen, ob er daran glauben will oder nicht. Andere jedoch behaupten, jelbiges Feſt verdanke ſeinen Urſprung keinem Schafhirten, ſondern vielmehr einem Heiligen, d. i. dem heiligen Bartholomäus, welcher einer der zwölf Apoſtel war und nach der Legende zu Albania-Pyla, dem heutigen Derbent in Rußland, den Kreuzestod erlitt, nachdem er vorher lebendig ge-

ſchunden worden war. Dieſem Bartholomäus war die Kirche zu Markgröningen geweiht, und ſomit wurde daſelbſt am 24. Auguſt, als dem Gedächtnißtage des genannten Apoſtels, regelmäßig alle Jahre das Kirchweihfeſt begangen. Nun pflegte man aber im Mittelalter mit den Kirchweihfeſten öffentliche Märkte zu verbinden, und ſo kam es denn, daß in Markgröningen am Bartholomäusfeiertage allemal ein großer Markt abgehalten wurde, auf welchem die Schafe und die Schafwolle als das Hauptprodukt der Gegend eine hervorragende Rolle ſpielten. Was Wunder nun, wenn auch die Luſtbarkeiten, welche man an dieſem Bartholomäustage vornahm, ſich auf die Schafe und die Schäfer bezogen? Was Wunder, wenn die Schafhirten am Bartholomäustage „etwas Apartes“ für ſich haben wollten, da ſie ja auf dem an dieſem Tag abgehaltenen Markte eine Hauptrolle ſpielten, und da noch überdies der heilige Bartholomäus von allen Schäfern und Metzgern als ihr Patron verehrt wird? Auf dieſe Art, meinen die Alterthumsforſcher, ſei der Schäferlauf in Markgröningen entſtanden, und in der That ſcheinen ſie nicht ganz Unrecht zu haben, denn es gab noch vor wenigen Jahren ein altes Fahnenbild in jenem Städtchen zu ſchauen, auf welchem der heilige Bartholomäus im rothbraunen Schäferhabit, eine Schippe in der Linken und ein Schlachtmeſſer in der Rechten, nebſt einem Hammel zu ſeinen Füßen abgebildet war, zum beſten Beweis, daß man wenigſtens in Markgröningen ſelbſt den Urſprung des Schäferlauf-Feſtes nicht einem „Schafknechte“ Bartholomäus, ſondern vielmehr dem „Apoſtel“ Bartholomäus zuſchrieb. Doch ſei dem, wie ihm wolle, Thatſache iſt, daß das Feſt ſchon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, wie eine Urkunde vom Jahr 1443 beweiſt, in ſchönſter Blüthe ſtand, und daß ſchon damals die Söhne und Töchter der ſchwäbiſchen Schäfer in Markgröningen ein Wett- und Preislaufen abhielten, an welchem ſich die Alten faſt noch mehr erluſtirten, als die Jungen.

Schäfer-König und Königin.

Auch der mit dem Feſte verbundene Schaf- und Wollmarkt beſtand damals ſchon, und zwar in einer Ausdehnung, daß man ihn mit der „Meſſe zu Frankfurt“ vergleichen konnte. Sagt doch der berühmte ſtraßburgiſche Gelehrte Lorenz Fries in ſeinem im Jahre 1525 zu Straßburg gedruckten geographiſchen Werke wörtlich Folgendes: „allda, nämlich zu Gröningen, das liegt in Schwaben, iſt auf Sct. Bartholomäi ein freier Markt, und auf dieſen Tag kommt wohl ſo viel Volks dar, als auf einen Tag in Frankfurt!“ Iſt es unter ſolchen Umſtänden zu verwundern, wenn in jenen Tagen auch hochgeſtellte Perſonen, wie beſonders die Grafen und Fürſten von Württemberg, ſich an Bartholomäi einfanden, und wenn in Folge deſſen die Markgröninger ſo ſtolz wurden, daß ſie ihre Stadt für die erſte und merkwürdigſte in der Welt hielten?

Freilich in jetziger Zeit hat dieſer Stolz ein wenig nachgelaſſen, denn das, was ehemals eine große Meſſe war, iſt nunmehr zu einem etwas geringeren Markte herabgeſunken, und mit der Aufhebung des alten Zunftweſens iſt auch die Wichtigkeit Markgröningens „als des Sitzes der Oberzunftlade für alle Schäfer im Lande, neben welcher keine andern Laden exiſtiren durften,“ ſo ziemlich verſchwunden: aber das Feſt ſelbſt iſt doch das alte geblieben, und ſelbſt in neueſter Zeit noch hält man den Hammellauf auf faſt ganz dieſelbe Weiſe ab, wie vor drei- oder vierhundert Jahren. Beliebt es nun dem Leſer, uns in ſeinen Gedanken nach Markgröningen zu begleiten, ſo wird er gleich ſehen, daß man nicht leicht einen fröhlicheren Tag verleben kann, als den Tag des Schäferlaufs am 24. Auguſt, an welchem vor achtzehnhundert Jahren der Apoſtel Bartholomäus lebendig geſchunden wurde.

Schon eine ganze Woche vorher werden der Vorbereitungen eine Menge getroffen, und es gibt kein Haus in ganz Markgröningen, vom kleinſten bis zum größten und vom reichſten bis

zum ärmſten, in welchem nicht zum mindeſten vom 20. Auguſt an alle Bewohner auf's Emſigſte beſchäftigt wären, ſich des großen Bartholomäustages würdig zu zeigen. Alle Räumlichkeiten von oben bis unten werden geſcheuert und geputzt, und in der Gaſtſtube ſchlägt man ſo viele Fremdenbetten auf, als nur hineingebracht werden können, denn man weiß ja wohl, daß Verwandte und Bekannte, zum Theil aus weiter Ferne, ſich gewöhnlich in weit größerer Anzahl einſtellen, als man ſonſt bequem unterzubringen vermag. Somit haben beſonders die Frauen alle Hände voll zu thun, wie man ſchon aus dem furchtbaren Rauche erſehen kann, der vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht hinein aus den Küchen emporſteigt. Werden doch ganze Wagenladungen von Kuchen gebacken, und müſſen doch auf dieſen einen Tag mehr junge Hühner das Leben laſſen, als ſonſt das ganze Jahr hindurch! Noch lebhafter natürlich, als in den Privathäuſern, geht es in den Wirthshäuſern zu, und Köche wie Kellner arbeiten darauf los, daß ihnen der Schweiß von der Stirne rinnt. Da iſt kein Gaſtgeber, auch nicht der geringſte, der nicht ein ganzes Kalb oder Schwein abſchlachtete, um einen ordentlichen Vorrath zu haben, und hundert Pfund Mehl zu verbacken, damit es an den Kirchweihkuchen nicht fehlt, iſt für eine Gaſtgeberin eine wahre Kleinigkeit. Vierſpännige Wägen, bis oben hinauf mit Bierfäſſern beladen, kommen angefahren, und in den Weinkellern rumoriren die Küfer herum, als wäre es ihnen gegeben, das Wunder von der Hochzeit bei Cana zu wiederholen. Kurz, es iſt ein Leben und Treiben, ein Rennen und Jagen, ein Kommandiren und Ordiniren, als ob Alles von unterſt zu oberſt gekehrt werden müßte. Allein wir dürfen uns hierüber nicht verwundern, denn Markgröningen zählt ja nur eine Kleinigkeit über dreitauſend Einwohner, während am Bartholomäustage wohl zehntauſend Fremde ſich einfinden, welche alle beherbergt,

geſpeist und getränkt ſein wollen. Darf man unter ſolchen Umſtänden die Hände in den Schooß legen?

Immer näher kommt der Tag des Schäferlaufes, und wenn man ſich auch hierüber nicht aus dem Kalender Raths erholen könnte, ſo erſähe man dies ſchon daraus, daß die Handwerksleute anfangen, auf dem Marktplatze die Krambuden aufzuſchlagen, und daß ſich außer den Kaufleuten mit ihren großen Kiſten jene „Zugvögel“ einzufinden beginnen, welche bei einem Volksfeſte nicht fehlen dürfen, wir meinen die Muſikanten und Schnurranten, die fahrenden Schüler und Schülerinnen, die Künſtler, Künſtlerinnen und Spielbudeninhaber, und was dergleichen Volks mehr iſt. So wird es in Markgröningen von Stunde zu Stunde lebhafter, und am Morgen des 23. Auguſt, d. h. an dem Tage, an welchem der große Schaf- und Viehmarkt abgehalten wird, geht es in den Straßen und Wirthshäuſern ſchon ſo lebhaft zu, daß man das ſonſt ſo ruhige und ſtille Städtchen gar nicht mehr erkennt. Aus allen Wirthsſtuben heraus erſchallen Geigen- und Schalmeientöne, von überall her rollen Gefährte herbei oder ſprengen Reiter heran, faſt jede Häuſerpforte iſt mit grünen Maien geſchmückt, und auf den Straßen drängen ſich Einheimiſche wie Fremde, Alle aber mit lachenden Geſichtern und im ſchmuckſten Sonntagsſtaate. Luſt und Fröhlichkeit herrſcht überall; doch auch ernſte Zwecke werden nicht außer Augen gelaſſen. Darum wenn hier eine Schaar von Jünglingen, helle Lieder ſingend, Arm in Arm dahinwandelt, ſo ſieht man dort ältere Männer, welche den ganzen Viehmarkt begehen und ſich Stück für Stück anſehen, offenbar um zu prüfen, ob ein Fortſchritt in der Zucht gegen voriges Jahr zu bemerken ſei. In dieſen älteren Männern erkennen wir Mitglieder des ſeit einigen fünfzehn Jahren neugegründeten landwirthſchaftlichen Vereins, denn ſie thun ſich gleich darauf zu einer Verſammlung zuſammen, und erkennen denjenigen unter den Bauern Preiſe zu, welche die

ſchönſten Schafe und Widder, ſowie überhaupt das tüchtigſte Vieh zu Markte gebracht haben. Auf dieſe Art vergeht der 23. Auguſt, der Vortag des großen Bartholomäusfeſtes: am Abende aber, wenn die Sonne im Scheiden begriffen iſt, zieht die Stadtwache, ihre Trommler und Pfeifer voran, durch alle Hauptſtraßen der Stadt und muſizirt tüchtig drauf los, durch dieſes Zeichen dem Volke verkündigend, daß nur noch eine Nacht zwiſchen dem heutigen und morgenden Feſttage liege.

Nur noch eine einzige Nacht und zwar eine viel kürzere als andern Nächte zu ſein pflegen; denn wenn man auch ſonſt in Markgröningen ſehr ſtrenge auf die Polizeiſtunde hält, ſo macht man aus „dieſer“ Nacht eine Freinacht, und erlaubt den Leuten, bis an den hellen Morgen zu ſingen und zu trinken. Endlich jedoch wird es trotz der Freinacht ruhig und ſtille, denn man muß ſeine Kräfte ein Bischen ſparen, um am Hauptfeſttage nicht gar zu frühe brach liegen zu müſſen. Darum wenn die Sonne am 24. ihre erſten Strahlen am Horizonte heraufſchickt — und merkwürdiger Weiſe gibt es durch die beſondere Gnade Gottes nur wenige Bartholomäustage, an welchen die Sonne im Schwabenlande nicht hell und klar ſchiene —, ſo findet ſie die ganze Einwohnerſchaft Markgröningens nebſt der ganzen bereits anweſenden fremden Menſchheit hell und munter. Sollte es ſich aber Einer haben beigehen laſſen, den Tag zuvor des Guten zuviel gethan zu haben, und deswegen die Augen noch im Traume geſchloſſen halten, — ei, der wird bald ſo wach ſein wie die Andern, denn gleich nach Sonnenaufgang macht die Stadtwache, gerade wie am Abende zuvor, einen großen Umzug durch alle Straßen, und ihre Trommler und Pfeifer verüben einen ſolchen Höllenlärm, daß ſogar ein Siebenſchläfer darüber erwachen müßte. Um ſechs Uhr Morgens alſo iſt bereits ganz Markgröningen auf den Beinen, und beſonders ſtark vertreten iſt der Stand der Jugend. Natürlich! Die Jugend hat ja ein

beſonderes Intereſſe daran, das Schaugepränge zu ſehen, das ſich nun nach und nach vor dem verwundert blickenden Auge aufrollt! Schäfer und Schäferinnen, alle im feſtlichſten Putze, durchziehen die Straßen. Vor jedem Hauſe, in welchem ſie Kameraden oder Kamerädinnen einlogirt wiſſen, wird gehalten, bis auch dieſe ſich fix und fertig gemacht haben. So ſchwillt der Zug, der ſich gegen das Stadtſchreibereigebäude hin bewegt, immer mehr an, und um ſieben Uhr haben ſich viele Hunderte von Schäfern vor jenem Gebäude aufgeſtellt. Iſt ja doch der Stadtſchreiber (jetzt nennt man ihn Notar) ihr Obmann, und wird ja doch in ſeinem Hauſe die große Fahne aufbewahrt, welche den Schäfern Schwabens zum Banner dient und von ihnen ebenſoſehr verehrt wird, als von den Soldaten ihre Regimentsfahne! Endlich iſt die Verſammlung vollzählig, und die Fahne wird ſofort einem der Oberſchäfer, der ſich durch beſondere Kraft auszeichnet, übergeben, die Schäfer aber, ihren Obmann an der Spitze, ordnen ſich zum Zuge und marſchiren dem Rathhauſe zu, woſelbſt ſie ſofort ihr Banner aufpflanzen.

Das Rathhaus in Markgröningen, ein uraltes, mächtig großes, aus vielen Hunderten von Eichen konſtruirtes und mit vielem Schnitzwerk geziertes Gebäude, iſt nämlich an dieſem hohen Feſttage der Mittelpunkt aller Solennitäten, und darum haben ſich auch ſchon vor der Ankunft des Schäferzugs viele Hunderte von Neugierigen daſelbſt aufgepflanzt. Dieſe Neugierigen ſind theils Bürger, theils Bauern, theils Handwerksleute, theils Angeſtellte, theils Fremde, theils Einheimiſche, theils Frauen, theils Männer; ja ſogar Buben und Mädchen fehlen nicht, denn der Zutritt iſt mit großer Liberalität Jedermann geſtattet, und von etwas Exkluſivem weiß man am Bartholomäusfeiertage lediglich nichts. Nur allein die große Rathsſtube im zweiten Stockwerke muß von dem Volke in etwas reſpektirt werden, denn hier haben ſich die Oberamtsbehörden mit dem

Oberamtmann an der Spitze, ſodann die Ortsbehörden, das iſt der Stadtſchultheiß mit ſeinen Rathsherren und ſonſtigen Bedienſteten, ſowie endlich die Obermeiſter und Vornehmſten der Schäfer nebſt den eingeladenen Honoratioren der Umgegend, worunter beſonders die Mitglieder des landwirthſchaftlichen Vereins zu bemerken ſind, poſtirt, und von hier aus werden die letzten Anordnungen zum Feſte getroffen. Geht es aber hierinnen verhältnißmäßig ſtill und ehrbar zu, ſo iſt der Lärm unten auf der Straße und auf dem freien Platz vor dem Rathhauſe, auf welchem ſich Tauſende von Menſchen zwiſchen den Marktbuden herumdrängen, um ſo größer, und ſogar unmittelbar vor der Rathsſtube, auf dem großen gepflaſterten Flur nemlich, der ſich dort befindet, wird gekollt und gelärmt und muſizirt und getanzt und getrunken und gejohlt, daß man oft ſein eigenes Wort nicht verſteht.

Endlich iſt Alles fertig. Die Schäferbuben und Schafermädchen, welche den „Hammellauf“ mitmachen wollen, ſind „eingeſchrieben“, und nun geht's an's „Neſtelaustheilen“. Die „Neſtel“ nemlich, lange ſchmale Streifen von buntfarbigem Schafleder mit metallenen Spitzen an beiden Enden, ſind das Abzeichen der Schäfer, und darum darf an dem heutigen Tage dieſes eigenthümliche „Ordensband“ auf keiner Bruſt fehlen. Ja nicht blos die Männer tragen Neſtel (man befeſtigt ſie auf der linken Seite des Rockes ins erſte Knopfloch, oder auch auf den Hut, von dem ſie gleich luſtigen Fähnlein herabflattern), ſondern auch die Frauen und Mädchen, ja ſogar die feinen Stadtdamen in ſtrotzenden ſeidenen Gewändern haſchen darnach, ihre linke Bruſt mit jenen grün- und rothſchimmernden Lederſtreifchen zu ſchmücken. „Neſtel, Neſtel — wer keine Neſtel trägt, der gehört an dieſem Tage nicht nach Markgroningen, und wer den andern Tag nach Hauſe käme, ohne Neſtel mitzubringen, von dem würde kein Menſch glauben, daß er dem

Schäferlauf beigewohnt habe!" Also Reftel herbei und noch einmal Reftel!

Mit dem Schlag neun Uhr ertönen die Glocken der großen Stadtkirche, zum Zeichen, daß jetzt der Kirchgang zu beginnen hat; denn in unserem guten Schwabenländchen lebt die ehrbare Sitte, jede Festlichkeit mit frommem Gebete einzuweihen, immer noch fort. Alsobald ordnet sich nun der Zug ins Gotteshaus. Voraus schreitet eine kleine Abtheilung der Stadtwache, um Ordnung zu halten und durch das Menschengewühl Bahn zu brechen. Darauf kommt der Stadtzinkenist mit seiner Musikbande, die er übrigens zu Ehren des heutigen Tages noch mit verschiedenen auswärtigen Musikern, den Gesellen seiner Kollegen in Vaihingen und Marbach, verstärkt hat. Sie blasen den „Schäfermarsch", einen Marsch von ganz ureigenthümlicher Melodie, den in längst vergangenen Zeiten ein musikalischer Schäfer komponirte, und auf welchen die württembergischen Schafhirten so stolz oder noch stolzer sind, als die Schweizer auf ihren Kuhreigen oder die Franzosen auf ihre Marseillaise. Hinter der Musik folgt abermals eine Schaar der Stadtwache, und nach ihr kommt der Stadtschäfer von Markgröningen, das mächtige fliegende Banner der Schäferinnung in seiner Rechten tragend und umgeben von einer großen Anzahl festlich geputzter Schäfermeister, welche alle mit langen Schäferstäben, sowie mit neuversilberten, weithin glänzenden Schippen versehen sind. Hinter ihnen folgen die Beamten der Stadt und des Oberamts, gemischt mit den Honorationen der Umgegend, sowie mit den übrigen geladenen Fremden; den Schluß des langen Zuges aber bildet wiederum eine Abtheilung der Stadtwache. Auf diese Art marschirt man vom Rathhause zur Kirche, mitten durch Tausende von Zuschauern, welche links und rechts Spaliere bilden und alle mit Andacht dem Schäfermarsche lauschen, welchen zu blasen die städtischen Musiker nicht einen Augenblick lang aufhören.

Kaum iſt der Zug in der Kirche angekommen, ſo beginnt auch ſogleich der Gottesdienſt; allein der Geiſtliche beeilt ſich, ſeine Predigt ſo kurz als möglich zu faſſen, da er klug genug iſt, um einzuſehen, daß am heutigen Tage der Faden der Geduld bei ſeinen Zuhörern nur allzuleicht brechen könnte. Somit geht ſchon nach zwanzig Minuten der Gottesdienſt zu Ende, und der Zug begibt ſich nun in derſelben Ordnung, wie er hergekommen iſt, zum Rathhauſe zurück. Hier aber hat ſich nun inzwiſchen eine ungeheure Menſchenmaſſe angeſammelt, denn jetzt iſt die Zeit gekommen, wo man die Preiſe ſehen kann, um welche bei dem Wettpreiskampf geſtritten wird, und überdies müſſen ſich nun die Preiskämpfer, ſowie beſonders die Preiskämpferinnen dem Zuge einreihen. In der That werden auch die Preiſe ſogleich vom Rathhauſe herabgebracht. Sie beſtehen aus ſeidenen Tüchern und Bändern, aus Mützen, Leibchen und ſonſtigen Kleidungsſtücken, vor Allem aber aus dem mit Bändern, Blumen und Neſteln über und über geſchmückten Hammel, welcher dem erſten Siegespaare zu Theil wird. So ſehenswerth nun aber auch dieſe Gegenſtände ſein mögen, ſo ziehen doch die Preisbewerber, die gleich darauf erſcheinen, die Augen weit mehr auf ſich, denn die Mädchen ſowohl als die Buben ſind lauter friſche, drallе Geſtalten, welche in ihrer ländlichen Feſtkleidung einen beſonders wohlthuenden Eindruck machen. Ja unter den Schäferinnen trifft man ſogar nicht Wenige, die geradezu Anſpruch auf Bewunderung zu machen das Recht haben. Kein Wunder alſo, wenn ſich Alles herbeidrängt, um ſolches Schauſpiel in der Nähe betrachten zu können!

Kaum ſind die Preiſe und Preisbewerber zur Stelle geſchafft, ſo ordnet ſich der Zug von Neuem. Voraus wieder die Stadtwache mit den Muſikanten, welche aus voller Kehle den Schäfermarſch blaſen, dann der blumengeſchmückte Feſthammel, geführt von einem Oberſchäfer, deſſen Hut und Bruſt nicht minder

mit Blumen überladen iſt, als der Hammel ſelbſt. Drauf eine Schaar anderer Schäfer, alleſammt anſehnliche, ſonnenverbrannte Geſtalten, welche hoch oben an ihre ſilbernen Schippen befeſtigt, damit ſie Jedermann ſehe, die Preiſe tragen, von denen wir eben geſprochen. Hinter ihnen die Mädchen und Buben, welche um die Preiſe rennen wollen, Arm in Arm und froh ſcherzend. Dann die Beamten der Stadt und des Oberamts: der Oberamtmann, der Notar, der Zahlmeiſter der Schäferinnung, der Stadtſchultheiß, der Bürgerausſchuß-Obmann, die Mitglieder des landwirthſchaftlichen Vereins und andere vornehme Gäſte, alle „hoch zu Roß“ mit ſeidenen Schärpen in Schwarz und Roth mit ledernen Neſteln ſtatt der Ordensbänder, und mit Pferden, deren Zaum und Sattelzeug nicht minder reich geſchmückt iſt, als die Kleidung der Reiter. Hinter ihnen eine große Schaar von Schäfern und von anderen Theilnehmern am Feſte, zu Fuße, vier Mann hoch. Darauf eine Schaar berittener Metzger, welche das Schäferfeſt halb und halb als ihr eigenes Feſt betrachten, und zum Schluſſe eine Abtheilung der Stadtwache. Auf dieſe Art und in dieſer Ordnung bewegt ſich der große Feſtzug zur Stadt hinaus auf den Feſtplatz, welcher ſich nicht allzuweit entfernt in einer Ebene auf freiem Ackerfeld befindet, und auf welchem eine mächtige, mit Fahnen aller Art (ſtädtiſchen, württembergiſchen und deutſchen) geſchmückte Tribüne errichtet iſt, während zu beiden Seiten derſelben etwas niederere Gerüſte aufgeſchlagen ſind. Auf der Tribüne nehmen ſofort die Beamten, die Preisrichter und die Gäſte Platz; auf den Gerüſten laſſen ſich Bauernweiber und ſtädtiſche Damen nebſt Schäfern, Handwerkern und Herren in buntem Gemiſch nieder ringsum aber haben ſich Tauſende und Abertauſende von Zuſchauern zu Fuße, zu Pferde oder zu Wagen aufgeſtellt, um das große Preisrennen mit anzuſehen, das nun im nächſten Augenblicke vor ſich gehen wird.

Die Bahn, auf welcher die Buben und Mädchen, die ſich um die Preiſe bewerben, das Wettrennen abzuhalten haben, iſt nicht weniger als dreihundert Schritte lang und dehnt ſich hart vor der Tribüne über das mit „hohen Stoppeln“ verſehene Ackerfeld aus. Die „Stoppeln“ rühren von dem die Woche zuvor geſchnittenen Dinkel oder Roggen her und ſind alle ſcharf und ſtramm, ſo daß es für einen Menſchen, der gewohnt iſt, Schuhe und Strümpfe zu tragen, kaum angehen dürfte, darüber hinzugehen, ohne ſeine Füße ſchwer zu verletzen. Allein gerade wegen dieſer ſeiner ſpitzigen und verletzenden Eigenſchaft iſt dieſes „Stoppelfeld“ zur Rennbahn erwählt worden, denn das Rennen der Buben und Mädchen ſoll kein gewöhnliches, ſondern vielmehr „ein Rennen mit Hinderniſſen“ ſein. Kaum alſo iſt man auf dem Feſtplatze angekommen und hat ſich auf den Tribünen und Gerüſten niedergelaſſen, ſo ſprengen einige der beſchärpten Feſtordner auf ihren reichgeſchmückten Pferden vor und führen die Preisbewerber an das Ende der Rennbahn. Zuerſt kommen die Buben, denn auf dem Lande iſt man in der Kultur noch nicht ſo weit gekommen, daß man dem weiblichen Geſchlechte in Allem den Vorrang ließe. In langer gerader Linie, Einer hart neben dem Andern, damit keiner über ſeinen Kameraden einen Vortheil habe, werden ſie aufgeſtellt. Ihre Kleidung beſteht durchwegs aus nichts, als einer kurzen ledernen Hoſe, welche nur bis an die Knie reicht, einem farbigen Hoſenträger, welcher über die Achſeln geht, und einem ſchneeweißen leinenen Hemde, welches faltenreich gebügelt, Bruſt und Arme bedeckt. Von Weſte, Rock, Halstuch, Kappe oder Hut, ſowie von Strümpfen und Schuhen iſt lediglich keine Rede, ſondern Waden und Füße ſind vielmehr ganz nackt. Darin, „in den nackten Füßen“, liegt ja gerade das Rennen „mit Hinderniſſen“, da ein nur halbwegs verweichlichter Bube beim erſten Schritt in die Stoppeln hinein vor Schmerz laut aufheulen würde! Jetzt ſtehen die Buben, lauter kräftige

Kameraden mit strammen Waden und sehnigen Armen, im Alter von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren. Links und rechts halten die Festordner hoch zu Rosse. Sie geben das Zeichen mit einem weißen Tuche und sprengen im Galopp voran. Ihnen nach rennen die Buben!

„Hurrah, halloh, hopp, hopp, hopp!“ Sie rennen wie ein Pfeil, denn Jeder will der Erste sein, der die Tribüne mit der Hand berührt, um als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen. Zwei oder Drei stürzen vor wahnsinniger Hast zu Boden; aber ihre Kameraden sehen nicht rechts und nicht links, sondern springen vorwärts, als ob das Wohl und Wehe ihres ganzen Lebens von diesem Sprunge abhinge. Eine Zeit lang gewinnt Keiner einen bedeutenden Vorsprung, sondern die Linie der Renner bleibt ziemlich gerade; doch jetzt sind einige Wenige voran und machen fast übermenschliche Anstrengungen, es einander zuvorzuthun. Es will nicht gehen, doch endlich scheint es, als ob Einer ein kleines Voraus hätte, und alsbald feuert ihn der unermeßliche Jubel der vielen Tausende von Zuschauern, welche links und rechts der Bahn stehen, zu noch mächtigeren Sprüngen an. Noch einen Sprung, noch einen letzten Satz, und seine Hand berührt die Tribüne! Er hat den ersten Preis gewonnen, und unter dem tollsten Beifallsgeschrei, sowie unter dem Tusch der Trompeten reicht ihm der erste Preisrichter eine schwere messingene, aber wie Gold glänzende und mit Scharlach gefütterte Krone, welche er sich alsbald aufs Haupt setzt, entgegen. Von allen Seiten begrüßt man ihn, von allen Seiten belobt man ihn, von allen Seiten beneidet man ihn. Darum was schadet's, wenn auch die Füße von den spitzigen Stoppeln blutig gerissen sind? Sein ist ja die Ehre und der Ruhm des Tages, und Er ist der König der Schäferbuben geworden!

Kaum ist das Rennen der Buben vorbei, so folgt das Rennen der Mädchen, wobei es gerade so zugeht, wie bei dem

Rennen der Buben. Auch sie werden nemlich von den Festordnern an das Ende der Rennbahn geführt und in langer gerader Linie aufgestellt, und auch sie sind entsprechend wie die Buben gekleidet, indem sie außer einem enganschließenden Mieder, außer einem faltigen, nur bis an die Knice reichenden Röckchen, außer einer schmalen weißen Schürze und außer fliegenden weißen Aermeln keinerlei Kleidungsstücke auf dem Leibe tragen. Von ihnen also kann man mit Recht sagen, daß ihre Schönheit keine gemachte, sondern eine natürliche ist!

Jetzt geht das Rennen los. Hurrah, wie die weiten, kurzen Röckchen in die Höhe fliegen! Wie die langen, mit buntseidenen Bändern durchflochtenen Zopfe hinterher baumeln! Wie die nackten Füße und Beine sich todesmuthig in die spitzigen Stoppeln stürzen! Lautlos, mit verhaltenem Athem starrt die Menge, denn die Theilnahme an „diesem" Rennen ist fast noch größer als die an dem Rennen der Buben. Aber siehe da, jetzt ist Eine der Rennerinnen voran! Sie rennt nicht mehr, sie fliegt! Sie berührt mit der Hand die Tribüne, und ihr also gebührt die Siegespalme! Alsbald reicht auch ihr der erste Festordner eine Krone, ganz ähnlich derjenigen, welche der Sieger unter den Buben erhalten hatte, und mit donnernem Applaus begrüßt das Publikum diese Krönung. Der kurz zuvor gekrönte Schäferbube aber springt rasch hervor, umfaßt „seine Königin" mit der Rechten, und führt mit ihr unter schallenden Pauken und Trompeten auf dem Stoppelfelde vor der Tribüne einen Tanz auf, zu welchem von Tausenden Beifall geklatscht wird.

Auf diese Art wird das Wettrennen der Schäfer am Bartholomäustage zu Markgroningen abgehalten, und wie sich von selbst versteht, gehört der buntgeschmückte Hammel dem Siegerpaare mit den Kronen, während die übrigen Preise unter die anderen Wettrenner nach dem Verhältniß ihrer bewiesenen Schnelligkeit vertheilt werden. Kaum ist übrigens das Preisvertheilen

für das Wettlaufen vorbei, ſo geht es an eine zweite Preisvertheilung, nemlich an eine Belohnung derjenigen, welche nach der ſchon den Tag zuvor vorgenommenen Prüfung die ſchönſten Viehſtücke zu Markte gebracht haben. Ja ſogar eine dritte Preisvertheilung findet in neueſter Zeit ſtatt, indem Dienſtboten, welche ſich durch eine langjährige Treue auszeichneten, mit einer ſilbernen Medaille oder einem Henkeldukaten beſchenkt werden. Iſt nun aber auch dieſer letzte Aktus vorüber, ſo richtet ſich der oberſte Feſtordner auf der Tribüne hoch auf und wirft nach allen Seiten hin ganze Ladungen von Neſteln aus, damit es auch nicht Einen gebe, der nicht mit dieſem Abzeichen geſchmückt wäre. Drauf ordnet ſich der Zug in derſelben Manier wieder, wie man ein paar Stunden zuvor vom Rathhauſe abgegangen war. Diesmal aber hat Jedermann unter den Zuſchauern nur Augen für das gekrönte Siegespaar, welches, den Kopf hoch erhoben und die Augen vor Luſt glänzend, Arm in Arm dahinſchreitet, und durch ſein ganzes Gebahren jetzt ſchon hoffen läßt, daß dereinſt ein Liebes- und Ehepaar aus ihm werden möchte!

Vor dem Rathhauſe trennt man ſich. Die Feſtordner, die Beamten, die Stadtväter und die geladenen Gäſte verfügen ſich in die große Rathsſtube, wo ihrer ein köſtliches Mal wartet; die Tauſende von andern Gäſten aber füllen die Wirthshäuſer, oder werden von ihren einheimiſchen Bekannten und Freunden mit nach Hauſe genommen und mit Freigebigkeit überſchüttet. Nachmittags von drei Uhr an iſt großer Ball für die Honoratioren auf dem Rathhauſe, an welchem aber auch das gekrönte Schäfer-Siegespaar, ſowie manch' anderes niedliches Bürger- oder Schäfermädchen Theil nimmt. Ja es gehört ſogar zur Regel, daß an dieſem Tage kein Standesunterſchied herrſcht, ſondern daß vielmehr jeder Burſch, welcher in ſeinem Betragen nicht ausſchweift, das Recht hat, ſich ſeine Tänzerin ſelbſt unter den

bekrinolinten Damen zu holen. Uebrigens nicht blos auf dem Rathhause iſt Ball, ſondern auch in den Sälen der größeren Gaſthöfe. Ja aus jedem Wirthshauſe, auch dem geringſten, ſchallt eine Fidel heraus, und ſogar im Freien auf grünem Raſen wird friſch drauf losgetanzt. So geht der Nachmittag und der Abend vorüber. Wein und Bier fließen „in Strömen“; Kuchen und Braten werden „bergweiſe“ vertilgt, und merkwürdig — in ganz Markgröningen ſieht man an dieſem Tage auch nicht ein einziges betrübtes Geſicht. Im Gegentheil, Alles harmonirt und ſchmollirt, und es werden in wenigen Stunden mehr Verbindungen fürs Leben geſchloſſen, als ſonſt in eben ſo vielen Jahren!

Nur Wenige verlaſſen Markgröningen ſchon am frühen Abende; die meiſten trennen ſich erſt in ſpäter Nacht oder am hellen, lichten Morgen. Am längſten bleiben die Schäfer, denn dieſe haben noch während des ganzen andern Tags wichtige Beſprechungen über geſchäftliche Angelegenheiten, wobei die Aelteren nie unterlaſſen, es tief zu bedauern, daß die alten Zunfteinrichtungen, welche den Zunftmeiſtern ſo viele Vorrechte gaben, nicht mehr beſtehen. Die Schäferburſche und Schäfermädchen aber benützen natürlich dieſe Zeit der längeren Abweſenheit ihrer Eltern dazu, um einen „Nachball“ zu halten, und bald ertönen die Schalmeien aufs Neue. Allein endlich kommt auch für ſie die Zeit der Trennung, und manches Auge, das bisher ſo froh gelächelt, wird nun trübe. Doch — „über's Jahr ſehen wir uns wieder“, das ſchworen ſich die Buben und Mädchen zu, und in dieſer Hoffnung wird der Schmerz etwas leichter überwunden.

Einen Abklatſch des Markgröninger Schäferlaufs haben ſich die „Uracher“ (ſo wie ſpäter auch die Wildberger, von andern zu ſchweigen) zu verſchaffen gewußt. Sie meinten nemlich, da ſo gar viel Schäfereien auf der Alb befindlich ſeien, ſo wäre

es nicht mehr als billig, auch ihnen einen „Hammellauf“ zu gönnen. Die Regierung ging auch wirklich schon vor verschiedenen Jahrzehnten darauf ein und gestattete die Feier des Festes auf den jedesmaligen Jakobifeiertag im Jahre; aber — der Uracher Schäferlauf (wie noch mehr der Wildberger) blieb bisher doch nur ein Abklatsch und wird auch immer einer bleiben.

30.

Der Herr Prälat.

Der Herr Prälat iſt nothwendig ſehr fromm, ſehr gelehrt und ſehr geiſtreich. Die beiden erſteren Attribute beſaß er ſchon, ehe er Prälat wurde, und das letztere — nun, wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand.

Der Name Prälat kommt, wie Jedermänniglich weiß, noch von der katholiſchen Zeit her, und bedeutet eigentlich einen Kirchenfürſten, der Hohheitsrechte beſitzt. In dieſem Sinne aber darf man bei einem ſchwäbiſchen Prälaten das Wort nicht nehmen, denn er iſt nicht nur kein Kirchenfürſt mit Hohheitsrechten, ſondern nicht einmal katholiſch oder gar römiſch-jeſuitiſch-ultramontan-katholiſch. Im Gegentheil, er iſt ein guter Proteſtant, oder vielmehr ein Lutheraner durch und durch, ſowie ein Anhänger der «Formula Concordiæ», welche bekanntlich als die höchſte Spitze des Lutheranismus betrachtet werden muß. Ebendeßwegen ſollte er eigentlich auch keiner „Secte" angehören, ſelbſt nicht der Secte der Pietiſten, obwohl dieſe als die „Frömmſten der Frommen" gelten, allein in dieſer Beziehung nimmt er es nicht allzugenau. Ja, „innerlich" ſteht er ſogar meiſtentheils auf der Seite der „Stillen im Lande", wie man die Pietiſten auch nennt, natürlich übrigens ohne daß hiedurch der Erfüllung ſeiner Pflichten irgend Eintrag geſchähe.

Wollte man einem Prälaten ſeinen „rechten" Namen geben, ſo müßte man ihn Generalſuperintendent nennen, und in der That zieht er auch oftmals dieſen Titel vor, ohne Zweifel um

ſich hiedurch von den vielen „Titulaturprälaten“ zu unterſcheiden d. h. von denen, welche Prälaten „heißen,“ aber nicht „ſind.“ Als Generalſuperintendent nemlich, oder, um deutſch zu reden, „als oberſter kirchlicher Aufſeher“ hat er den Decan zu viſitiren, gerade wie dieſer ſeine Pfarrer und ihre Amtsführung viſitirt, ferner auf der Synode activ thätig zu ſein, und endlich in der Abgeordnetenkammer zu ſitzen. Die liebſte Beſchäftigung ſind ihm die Viſitationen, denn ſie machen ihm nicht allzuviel Beſchwerde und können doch als „lohnend“ bezeichnet werden. Wenn nehmlich der Herr Prälat zum Herrn Decan kommt, ſo ſetzt er ſich gewöhnlich prälatenmäßig auf den Sopha, während der Herr Decan, ſein Jugendfreund, ehrerbietig neben ihm auf einem Seſſel Platz nimmt, und dann geht's an's Durchgehen der Bücher, ſowie an die Präſentation der Pfarrer. Allein in den Büchern gibt's ſelten etwas auszuſetzen und die Pfarrer — ei nun, ein großer Theil von ihnen gehört ja zu den Ultra-Frommen und wie wäre es alſo möglich, einen Tadel an ihnen zu finden? Kurz, die Viſitationen gehen faſt immer ohne große Aufregung vorüber und Abends ſetzt man ſich getroſt an die Tafel, im Bewußtſein, ſeine Pflicht erfüllt und ſeine Diäten — wenn mir recht iſt, eilf Gulden per Tag — verdient zu haben. Etwas mehr zu thun gibt es auf den Synoden. Da ſollen nehmlich die beſtehenden kirchlichen Einrichtungen beſprochen und zeitgemäße Abänderungen vorgeſchlagen werden; allein der beſte Beweis, wie „vollkommen“ unſere kirchlichen Zuſtände ſind, liegt offenbar darin, daß ſeit Jahrzehnten Alles beim Alten geblieben iſt. Natürlich hat die Synode zugleich die Pflicht, das Conſiſtorium, d. h. die Executivbehörde unſerer proteſtantiſchen Kirche, zu controlliren und dieß geſchieht auch mit der ſcrupuloſeſten Genauigkeit; doch ſo anſtrengend dieſes Geſchäft iſt, ſo möchte doch einige Erleichterung deſſelben darin zu finden ſein, daß einzelne Generalſuperintendenten zeitweiſe, wie man mir berichtete, zu-

gleich als Mitglieder des Consistoriums fungiren oder doch schon fungirt haben sollen. Seine bei weitem größte Thätigkeit übrigens entwickelt der Herr Prälat auf dem Landtag, dessen Mitglied er ex officio ist. Eigentlich, wenn man die Sache recht beim Lichte betrachtet, gehörte er in die „erste" Kammer, d. h. dahin, wo die Herren Pairs und Standesherren, sitzen; allein man hat ihm sonderbarer Weise seinen Platz in der „zweiten," d. h. in derjenigen Kammer, deren Mitglieder vom Volke gewählt werden sollen, angewiesen und nun natürlich bleibt ihm nichts übrig, denn daß er sich als „Volksabgeordneter" gerirt. Das thut er denn auch, aber natürlich in richtiger Auffassung seiner Stellung, d. h. er geht so ziemlich in allen Fragen mit der Regierung und zwar einfach deßwegen, weil er, wie jeder ordentliche Beamte überzeugt ist, daß die Regierung stets nur das Beste des Volkes will. Nur in zwei Dingen pflegt er eine Ausnahme zu machen, nehmlich in Beziehung auf die Preßfreiheit, sowie in Beziehung auf das Kirchengut. Der ersten redt er das Wort, weil die Wissenschaft sich nicht mit der Censur verträgt, und das Zweite verlangt er heraus, nicht aus selbstsüchtigen Gründen, etwa deßwegen, weil er ein kleiner Regent würde, wenn die Kirche ganz selbstständig wäre, nein, bloß deßwegen, weils in der Verfassung versprochen ist. Um die andern Dinge übrigens, die in der Verfassung versprochen worden sind, scheint er sich weniger zu kümmern und überhaupt pflegt er kein Freund des vielen Redenhaltens in der Kammer zu sein. Viele Leute meinen, es geschehe dieß deßwegen, weil er von Verwaltungs- und Gesetzes-Gegenständen nicht so viel verstehe, als er zu verstehen sich gerne das Ansehen geben möchte, oder mit andern Worten, weil er fürchte, er könnte sich durch's Sprechen vergaloppiren, während „durch Schweigen sich verredt Niemand;" allein wir selbst sind anderer Ansicht und erinnern den Leser nur an die biblischen Worte: „Deine Rede sei Ja, Ja, oder Nein,

Nein!“ Wenn übrigens der Herr Prälat einmal ſpricht, ſo pflegt er ſehr hartnäckig, ja bis zum Eigenſinn hartnäckig aufzutreten und ſeine Rede iſt dann häufig mit lateiniſchen Floskeln geſchmückt, die ſonſtigen Eigenthümlichkeiten nicht zu rechnen.

Der Herr Prälat iſt nie unter fünfzig Jahren alt. Er war der Erſte oder einer der Erſten in ſeiner Promotion, und gehörte, wie ſich von ſelbſt verſteht, immer einer guten Familie an. Später wurde er Repetent, dann Helfer, weiter Special oder Profeſſor und ſchrieb eine theologiſche Abhandlung, oder ſonſt eine geiſtreiche Schrift, die wo möglich auf Befehl in den Schulen oder Pfarrbibliotheken angeſchafft werden mußte oder doch wenigſtens vom Conſiſtorium als höchſt brauchbar empfohlen wurde. Weiter als zum Prälaten kann er es leider nicht bringen, denn wir haben noch keine „Oberprälaten“; dagegen aber darf er verſichert ſein, wenn er ſtirbt, unmittelbar in den Himmel einzugehen.

Zwei Dinge ſind geeignet, den Herrn Prälaten gleich ſehr zu geniren; einmal der Umſtand, daß ihm ſein Wein nicht mehr in Natura geliefert wird, denn er erhielt ſtets vom beſten im Lande, und zum zweiten die freche Behauptung einiger Böswilliger, der ganze Prälatenſtand ſei eigentlich ein unnützes Möbel; doch zum Glück ſind dieſe Verleumder meiſt auf's Trockene geſetzte Theologen und es ſpricht alſo nur der Haß aus ihnen.

31.

Der Schulprovisor.

Es gibt keine stolzere Nation auf Erden, als die spanische, allein was ist dieser Stolz gegen den eines „ächten“ schwäbischen Schulprovisors! „Sie wissen nicht, was ein Schulprovisor ist?“ Das will ich Ihnen erklären!

Ein ächter Schulprovisor ist ein Mensch, der im Seminarium zu Eßlingen erzogen wurde, um dereinstens Schulmeister zu werden, und damit ist Alles gesagt! Oder wie? Hat er nicht studirt Pädagogik, Mathematik, Physik, Naturgeschichte und auch etwas von Mineralogie, Alterthumskunde und Theologie? Muß ihm da nicht das Schreiben und Rechnen und Lesen und Singen nur wie ein Kinderspiel, wenn nicht gar wie eine Nebensache vorkommen? Wahrhaftig, er hat viel gelernt, oft mehr als er vertragen kann, und deßwegen kommen ihm nicht selten höhere Dinge in den Kopf und es schwebt ihm im Traum vor, der erste Mann im Dorfe zu sein. Oder meinst du vielleicht der Schultheiß? — „Der Bauernlümmel und Schreiberknecht?“ — Oder der Schulmeister? — „Der alte verkümmerte Kerl, der längst vergessen hat, was er einst wußte!“ — Oder der Pfarrer! — „Ja freilich der wohlweise Herr, der alle Kenntnisse allein zu besitzen vermeint!“ — Nein beim Ewigen, das Bischen, das „Der“ weiß, das weiß der Provisor auch und sogar noch weit mehr, und zum Beweis dessen lasset einmal „Ihn“ statt jenem auf die Kanzel stehen, da werdet ihr erst hören, wie man predigen soll!

So viel nun aber auch ein Schulprovisor „von der rechten Sorte“ auf sein unendlich ausgebreitetes Wissen sich einzubilden das Recht hat, so ist er doch bescheiden genug, seinen Hauptstolz nicht hierein, sondern in etwas ganz Anderes zu setzen. „Und was ist nun dieses Andere?“ Nichts mehr und nichts weniger als seine Liederkranzmitgliedschaft! Ein schwäbischer Schulprovisor nehmlich, der nicht Mitglied eines Liederkranzes wäre, ließe sich gar nicht denken. Ja noch mehr, er bringt's hie und da und sogar sehr oft zum Direktor des Kranzes oder Vereines, sage zum factischen, dienstthuenden, veritablen Director! Ha, wie muß ihm da um's Herze sein, wenn er unter seinen zwölf oder fünfzehn Mitgliedern stehend den Commandostab schwingt und man ihn nun von allen Seiten „Director“ heißt, nicht anders als wäre er Canzlei- oder Regierungs-Director! Wie muß ihm aber erst werden, wenn er bei den alljährlichen in Schwaben wiederkehrenden Liederfesten an der Spitze seines Kranzes den Hut mit Eichenlaub oder gar Loorbeeren verziert einem Imperator gleich in die festlich geschmückten Straßen einzieht und alle Welt, sogar die schöne, auf ihn schaut, auf ihn, den Schulprovisor und Liederkranz-Director? Nicht ein Königreich nähme er um das Gefühl dieses Augenblickes, denn Er, Er ist die Hauptperson bei solchen Festen!

Eins ist zwar niederschlagend für den Herrn Provisor, die geringe Besoldung, denn um alle Jahre nur Ein Liederfest mitmachen zu können, muß er sechs Monate lang und oft noch länger sparen. Freilich sucht er sich durch Privatstunden noch einige Kreuzer zu verdienen, obwohl sich sein Ehrgefühl nicht gerne hiezu versteht; allein, was tragen solche Stunden auf dem Lande ein? Eine oft kaum so viel, als ein Glas Bier kostet! So bleibt denn die Besoldungsfrage beim Schulprovisor eine stets offene, sozusagen ein unlösbares Problem und zugleich ein

wunder Fleck, den man nicht berühren darf, ohne Schmerzen zu verursachen.

Doch, was thut's? Wird nicht das Genie überhaupt oft verkannt? Muß nicht die Nichtanerkennung des Verdienstes die Achtung vor sich selbst erhöhen? Darum, Schulprovisor, vergib dir nichts, auch wenn du um geringen Lohn dienen mußt! Denk daran, daß auch Pestalozzi, der berühmte, Er, den ein Kaiser Alexander allerhöchsteigenfüßig aufsuchte, oft und viel um einen Groschen zu einem Loth Schnupftabak in Verlegenheit war! Und siehe da, der Schulprovisor denkt daran und vergibt sich nichts. Im Gegentheil — sein Gang ist aufrecht, sein Kopf erhaben und die bebrillte Nase gen Himmel gekehrt!

Umgang hat der Schulprovisor auf dem Lande, d. h. in seinem Dorfe meistentheils nur wenig, denn wessen Gesellschaft sollte er denn da aufsuchen? Der Pfarrer oder Vicar will nichts von ihm; vom Schulmeister aber will Er nichts, und somit bleiben nur die ungebildeten dummen Bauern übrig, mit denen er doch offenbar keine Gemeinschaft haben kann! Eben darum ist auch seine Geliebte kein Bauernmädchen mit hübschen Wiesen und Aeckern, sondern er hält sich vielmehr an der Gutsherrschaft Kammermädchen, das zierlich französisch gekleidet ist und Romane liest, oder an des Pfarrers Kindsmädchen, das zwar auch kein Geld hat, aber desto mehr Tournüre und Bildung oder doch Bildungsfähigkeit. Ins Wirthshaus kommt er natürlich selten, und den Grund „warum" wird der Leser schon errathen können, aber wenn er dahin kommt, so setzt er sich an einen „eigenen" Tisch, d. h. abgesondert von der übrigen Gesellschaft, dem Pöbel, der viel zu gering ist, für ihn, den Zögling des Schullehrerseminars!

Dessenungeachtet jedoch hat in gar vielen Fällen nur „Er" das Wort, und wenn er es je nicht hätte, so zeigt doch seine pfiffige Miene, sowie sein wegwerfender Blick zur Genüge,

wie tief die Anderen in ihrem Urtheile noch hinter der Wahrheit stehen, denn „Er," der Schulprovisor „von der ächten Sorte" spricht zu Jedwedem in seinem Herzen:

„Wiß Er,
Daß ich als Provisor
Alles besser weiß, als Er!"

32.

Eine ſchwäbiſche Bauernhochzeit.

„Gleich und Gleich geſellt ſich gern," iſt ein altes Sprüchwort und wird nirgends mehr beobachtet, als unter den Bauern im Schwabenlande beim Hochzeitmachen. Da meint man oft im Leben, es habe gar nichts zu ſagen, ſondern ſei vielmehr ganz in der Ordnung, wenn ein Reicher eine Arme, ein Vornehmer eine Geringe, ein Gebildeter eine Ungebildete zur Frau nehme; allein der ſchwäbiſche Bauer iſt der Anſicht, daß ſolche Ungleichheiten nicht nur nicht zuſammenpaſſen, ſondern vielmehr immer ſtatt dem Frieden den Krieg zur Folge haben, und ebendeßwegen wird er nie zugeben, daß ſein Sohn oder ſeine Tochter eine „unebenbürtige" Parthie treffe. Vor Allem muß ſo viel möglich „Gleichheit im Vermögen" da ſein, wenn eine Hochzeit zu Stande kommen ſoll, und ſchon gar manche Verbindung iſt an einer Kleinigkeit, welche die Braut oder der Bräutigam zu wenig mitbekam, geſcheitert. In zweiter Reihe figurirt dann die Frage nach dem „Rufe" der Familie, mit welcher die Verbindung angeknüpft werden ſoll, und wenns heißt, es iſt ein Burſch oder eine Dirne aus einem „rechtſchaffenen", d. h. aus einem angeſehenen, im beſten Geruche ſtehenden Hauſe, ſo erfolgt das Ja doppelt ſo freudig. In dritter Linie endlich erkundigt man ſich auch nach der „Perſönlichkeit" der künftigen Schwiegertochter oder des künftigen Eidams, d. h. man frägt darnach, wies mit ihrer „Arbeitsfähigkeit", mit ihrem „Fleiß", mit ihrer „Sparſamkeit", ſo wie mit ihren „übrigen Tugenden" ſtehe; die

Hauptſache aber iſt und bleibt das „Heirathgut“, und ein Taglöhner darf daher nie daran denken, ſich in eine eigentliche Bauernfamilie einzuſchmuggeln, gerade ſo wenig als ein „Lumpenmenſch“, d. h. Eine, die nichts hat, je von einem Hofherrn als Söhnerin angenommen würde. Deßwegen darf der Leſer aber doch nicht glauben, daß es viel „Unglücklich-Liebende“ auf unſeren Dörfern gebe, und eben ſo wenig, daß die ärmeren Mädchen länger „ſitzen bleiben“, als die reicheren; ſondern im Gegentheil, — eben weil „alle“ Familien dem Grundſatz, nur in „Seinesgleichen“ hineinzuheirathen, huldigen, und weil „alle“ Kinder in dieſem Sinn erzogen werden, weiß man weder etwas von alten Jungfern, noch — und dieß noch viel weniger — von Wertherſchen Leiden und Todtſchießungen.

Das Alter, in dem man auf dem Lande bei uns heirathet, iſt kein allzu ſpätes, ſondern man liebt eher „frühzeitige“ Hochzeiten. Der Bräutigam zählt daher ſelten mehr als fünf- bis ſechsundzwanzig und Einer von „dreißig“ gehört ſchon unter die Seltenheiten, auf die man mit Fingern deutet; die Braut aber darf nicht jünger denn zwanzig, ſo wie nicht älter denn dreiundzwanzig ſein, wenn man ſie untadelhaft finden ſoll. Lange Brautſchaften — wohlverſtanden, wir ſprechen nicht von Liebſchaften, ſondern von Brautſchaften — kommen ſelten oder nie vor. Im Gegentheil, wenn ein Burſch ein paſſendes Mädel gefunden und ſein Jawort erhalten hat, oder vielmehr wenn die beiderſeitigen Eltern über Alles und Jedes übereingekommen ſind, beeilt man ſich ſofort zum Pfarrer zu gehen, daß er das angehende Paar „von der Kanzel herabſchmeiße“, d. h. daß er das dreimalige Aufgebot erfolgen laſſe, und dann beſtimmt man auch ſogleich den Hochzeitstag. Natürlich muß dieß ein „Dienſtag“ ſein, denn kein ſonſtiger Tag in der Woche bringt mehr Glück; jedenfalls aber darf kein „Mittwoch“ gewählt werden, dieweil in früheren Zeiten die „Gefallenen“, d. h. die Mädchen,

welche einem unehelichen Kinde das Leben gaben, an diesem Tage Hochzeit halten mußten. Ist man nun mit Gottes Hülfe so weit gekommen, so gehts an die näheren Vorbereitungen, d. h. an die Bestimmung des Wirthshauses, in welchem die Hochzeit gehalten werden soll — denn ein Wirthshaus muß es in allen Fällen sein —, so wie an die Einladung der Gäste. Das letztere besorgen im Orte selbst die Brautleute in eigener Person, obwohl nicht zusammen, sondern jedes für sich, je von zwei Gespielinnen oder Gespielen begleitet. Die Braut mit ihren Gespielinnen geht zu „ihren" Verwandten und Freunden, der Bräutigam aber zu den „seinen", und in der Regel wird keine nur halbwegs näher bekannte Familie übergangen, so daß eigentlich das ganze Dorf zu den Geladenen gehört. Auch richtet man an Alle einen und denselben Spruch, welcher gewöhnlich einfach so lautet: „Wir laden euch ein zu unserer Hochzeit auf nächsten Dienstag in die Krone (oder den Hirsch, oder wie das Wirthshaus sonst heißen mag) und der Kirchgang ist Morgens um zehn Uhr; seid also so gut und erscheint zeitig, und wir werdens wieder wett machen, wenns Gelegenheit giebt." Darauf antworten dann die Geladenen: „wir wünschen viel Glück und wir werden nicht fehlen;" zugleich aber langen sie auch einen Laib Brod vor und präsentiren ihn der Braut oder dem Bräutigam, damit sich dieselben ein Stückchen abschneiden. So verfährt man im Heimathdorfe; allein gewöhnlich hat das Brautpaar auch Bekannte, Freunde oder Verwandte in benachbarten Dörfern, und diese werden natürlich auch geladen. Doch geschieht dieß nicht durch das Brautpaar, sondern durch den sogenannten „Hochzeitlader," d. h. durch einen bezahlten Boten, der sich feierlichst schmückt und die Einladung „mündlich" in allen ihm bezeichneten Häusern anbringt. Demselben Boten liegt auch zugleich die Pflicht ob, den Stadtzinkenisten mit seinen Gesellen zu be-

ſtellen, denn Muſik darf natürlich bei einer ordentlichen Trauung nicht fehlen.

So kommt denn der verhängnißvolle Dienſtag immer näher und näher, und in dem bewußten Wirthshauſe hat man alle Hände voll zu thun mit Schlachten und Backen, mit Wurſten und Braten. Aber auch in den Häuſern der Brautleute iſt man nicht müßig, und namentlich die Eltern der Braut wiſſen kaum ein und aus vor Geſchäften. Man hat ja die „Ausſteuer“ fertig zu bringen und da man weiß, daß die Augen des ganzen Dorfs auf dieſe Mitgift gerichtet ſind, ſo muß man ſich doch wohl zuſammennehmen! Endlich am Tag der Trauung iſt Alles parat, und nun fährt ein ſtattlicher Bauernwagen, an dem zwei kräftige Roſſe wiehern, vor, um die Geräthſchaften und Mobilien, welche die Braut mitbekommt, oder mit Einem Wort ihre „Ausſteuer“ aufzuladen. Da ſieht man nun Käſten und Bett[illegible], Küchengeräthſchaften und Waſchzüber, einen Schmalzhafen und eine Runkel, Leinwand am Stück und einen mit Weißzeug gefüllten Koffer, kurz alle möglichen zum Beginn eines Haushalts nöthigen Dinge; ganz oben hinauf aber kommt jedenfalls eine „Wiege“ zu ſtehen, denn dieſe darf unter keinen Umſtänden fehlen, weil man ſonſt glauben würde, die Ehe des jungen Pärchens bleibe ohne Kinder. Iſt der Wagen geladen, ſo ſchwingt ſich der Burſche, der ihn führt, natürlich ein Freund vom Hauſe, der ſeinen Hut und ſogar ſeine Geißel über und über mit Bändern geſchmückt hat, in den Sattel, knallt und juchheit zu gleicher Zeit und fährt vors Haus des Bräutigams, der die Ausſteuer ſofort in Empfang nimmt und mit Hülfe der Seinigen unter Dach und Fach bringt. So geſchieht am Tage vor der Trauung; am Trauungstage ſelbſt aber ſammeln ſich die nächſten Verwandten ſchon ziemlich früh im Hauſe der Braut, wo ſofort eine Suppe aufgetiſcht wird, und gegen zehn Uhr ordnet man ſich zum Kirchgang. Voraus ziehen die Muſikanten, ohne Aufhören eine und

dieselbe lustige Weise blasend; dann kommt die Braut mit ihren Gespielinnen, die erstere auf dem Haupt einen Kranz — das Zeichen ihrer Jungfräulichkeit — an der Brust ein großes Bouquet und in der Hand ein weißes Sacktuch, die letzteren natürlich ebenfalls mit Blumen überladen; drauf folgt der Bräutigam mit seinen Gesellen, Er einen mächtigen Strauß auf der linken Brust und den Hut mit farbigen Bändern geschmückt, sie, die Gesellen aber mit einem Säbel in der Faust, die Braut gegen Diebe und Räuber zu vertheidigen; den Schluß bilden die Eltern nebst den übrigen Verwandten und Geladenen, so daß der Zug oft eine beträchtliche Länge einnimmt. In der Kirche angekommen, hält der Pfarrer seine Hochzeitspredigt, und nach der Predigt folgt, wie sich von selbst versteht, die Trauung. Eigenthümlich dabei aber ist, daß die Brautleute nicht zusammen an den Altar treten, sondern die erste ist die Braut und dann erst folgt der Bräutigam. Am Altar selbst jedoch stellen sie sich so hart zusammen, als nur immer möglich, „dieweil wenn eine Spalte zum durchsehen offen bliebe, später unausbleiblich eine Scheidung erfolgen müßte." Eben so sicher sind sie davon überzeugt, daß derjenige Theil, der „während dem Händegeben" die Hand „oben" behält, künftighin die Oberherrschaft im Hause führe, und aus diesem Grunde sucht Jedes das Andere während des Trauactes „hinunterzubringen", was sich oft wie ein förmliches „Ringen" ausnimmt. Als ein großes Glück wird es ferner angesehen, wenn während der Trauung ein Taufzug in der Kirche erscheint, denn dann fällt die Ehe jedenfalls nicht unfruchtbar aus, und die Braut verabsäumt es deßhalb auch in solchem Fall nie, dem Säugling beim Herausgehen ein kleines Geldpräsent „zum Zeichen ihrer Dankbarkeit" unter das Kopfkissen zu schieben. Kurz so einfach und prosaisch gehts bei einer schwäbischen Dorftrauung keineswegs zu, als bei den städtischen Hochzeiten, und das lustigste dabei ist die donnernde Kanonade,

welche ſich plötzlich während des Trauungsactes hören läßt. So wie nemlich die Brautleute vor den Altar treten, ſchleichen ſich einige der geladenen Burſche heimlich zur Kirche hinaus und ſchießen nun aus den bereit gehaltenen Piſtolen einige zwanzig oder dreißig Schüſſe ab, daß die Kirche förmlich erzittert. Je ärger es nemlich kracht, um ſo größer die Ehre, warum ſollte man es alſo nicht krachen laſſen? Kaum aber hat der Trauungsact ſein Ende genommen und das Brautpaar mit ſeinem Gefolge die Kirche verlaſſen, ſo wiederholen ſich die Piſtolenſchüſſe ſo zu ſagen in vergrößertem Maßſtabe, und obwohl die Schützen ſelbſt nicht ſichtbar ſind — ſie halten ſich zwiſchen Hecken und Stauden verborgen, da ihr Pelotonfeuer ſtrengſtens verboten iſt —, ſo können ſie doch unmöglich weit entfernt ſein, dieweil die ganze Umgebung ſich in Pulverdampf hüllt. In ſolcher Glorie zieht das Brautpaar, die weithinſchallende Muſik voraus, dem Wirthshauſe zu, um nunmehr die „eigentliche" Hochzeit abzuhalten, denn die Trauung kann offenbar nur „als Einleitung" gelten und der Tanz ſo wie die übrigen Vergnügungen ſind die Hauptſache!

Zu dieſem Behufe wird ſchon vor dem Wirthshauſe, alſo noch auf offener Straße, Halt gemacht, damit die Muſikanten den erſten Walzer aufſpielen. Es darf übrigens für dießmal Niemand tanzen, denn nur allein ein einziges Paar, nemlich der Erſte und Vornehmſte der Geſellen des Bräutigams, welcher ſofort die Braut umſchlingt und mit ihr den „Ehrentanz" thut; alle Gäſte aber beobachten den Tanz mit der größten Aufmerkſamkeit, weil es — was bei der Unebenheit des oft ſteinigten Bodens gar leicht möglich wäre — als böſe Vorbedeutung angeſehen würde, wenn das Paar ſtrauchelte oder gar fiele. Gewöhnlich jedoch geht der Ehrentanz glücklich vorüber, da ſich beide Theile aufs äußerſte zuſammennehmen, und dann begiebt ſich der ganze Zug, nachdem der Geſelle vorher von der Braut mit einem ſeidenen Tuche beſchenkt worden iſt, in den Tanzſaal

des Wirthshauses, um sich allda mit größter Lust dem Hopsen und Walzen zu übergeben. An dem Tanzen allein übrigens hat man natürlich nicht genug, sondern es muß auch etwas für den Magen geschehen, und somit wird gegen zwei oder drei Uhr, an einigen Orten auch noch später, zum großen Hochzeitsmahle geschritten. Worin dieses besteht, können wir dem Leser leider nicht mit Genauigkeit auseinandersetzen, da sich dasselbe natürlich nach der Jahreszeit richtet, und überdieß im Oberlande andere Speisen in der Mode sind, als im Unterlande; allein so viel ist sicher, daß jedenfalls eine Nudelsuppe, sowie Schnitze und Zwetschgen nebst Schweinefleisch nicht fehlen dürfen. Eben so gewiß ist, daß man auf der ganzen Tafel keine einzige Wasserflasche sieht, während dagegen der Wein in Strömen fließt; doch muß es nothwendig „rother" sein, denn der „weiße" findet unter unsern Bauern keine Verehrer. In Biergegenden übrigens liegt auch noch ein Fäßchen „Braunes" auf, und es kann sich Jedermann daraus nach Belieben einschenken; Branntwein dagegen wird nur selten consumirt, und noch weniger Punsch, Grogg oder ein sonstiges ähnliches Kunstgetränke. Gewöhnlich dauert die Mahlzeit eine oder anderthalb Stunden, und unter solchen Umständen wird es der Leser natürlich finden, daß stets einige Aufregung damit verbunden zu sein pflegt, welche zu nicht wenigen Späßen führt. So produciren z. B. die ledigen Burschе urplötzlich ein „Pfätschenkind", d. h. eine in ein Tragkissen eingewickelte Puppe, tragen dieselbe unter Musikbegleitung um die ganze Tafel herum, und hängen sie dann, während die ganze Versammlung in ein lautes Gelächter ausbricht, zu Häupten der Braut an der Wand auf, diese damit auf ihren eigenen künftigen Kindersegen hinweisend. Nicht selten versteckt sich auch Einer der Gesellschaft unter den Tisch, rutscht auf den Knieen bis zur Braut hin, und faßt urplötzlich vermittelst einer langen Zange, die er verborgen bei sich trägt, das Kränzlein der Braut, um es ihr wie mit gespenstiger

Hand zu rauben. Natürlich ſchreit die Bedrohte alsbald laut auf, und ſowohl Geſellen als Geſpielinnen fliegen herbei, ſie zu ſchützen, allein nur zu oft gelingt der loſe Streich, und dann muß der Kranz mit einigen Maas Wein ausgelöst werden; im umgekehrten Falle dagegen ſetzt ſich der Frevler dem größten Spotte aus, und die Brautjungfern prügeln ihn mit ihren Sacktüchern, deren einen Zipfel ſie in einen Knopf geknüpft haben, noch extra tüchtig durch. Auf dieſe und ähnliche Weiſe vergnügt man ſich während des Eſſens, gleich nach aufgehobener Tafel aber beginnt der Tanz wieder, und Alles eilt in den Saal zurück, um ſich von Neuem der ungebundenſten Luſt hinzugeben.

Nach Betglocklänten pflegen ſich die Aelteren unter den Geladenen von den Brautleuten zu verabſchieden, dieweil das Nachtſchwärmen nicht mehr für ſie paßt; allein es fällt Niemanden ein, zu gehen, ohne vorher ſein Hochzeitspräſent dargereicht zu haben. Dieſes beſteht faſt regelmäßig in Baargeld, und das Hochzeitspaar hat daher in einem Nebenzimmer eine große Schüſſel aufgeſtellt, in welcher man die Geldſtücke aufhäuft. Keines dieſer Stücke aber liegt offen zu Tage, ſondern alle ſind mit weißem Papier überwickelt, auf welchem der Name des Schenkers ſteht, denn man muß doch wiſſen, von wem die Gaben kommen, und wie viel Jeder gegeben hat, damit man ſeiner Zeit Gleiches mit Gleichem vergelten kann. Außer dem Hochzeitspaare bekommen auch noch die Geſpielinnen oder Brautjungfern Präſente, nemlich von den Geſpielen oder Brautführern; allein dieſe Präſente beſtehen nicht in Geld, ſondern in ſeidenen Tüchern, Bändern oder gar Pretioſen, und je flotter ein Geſelle auftritt, um ſo höher ſteigt ſein Ruhm bei dem weiblichen Geſchlechte. Kurz an Gelegenheit, ſein Geld los zu werden, fehlt es auf einer Bauernhochzeit nicht, und zwar um ſo weniger, als Jeder — die große Mittagstafel ausgenommen — ſeine Zeche ſelbſt zu bezahlen pflegt. Dafür bekommt man aber auch ſeine

ordentliche Portion Vergnügen, denn der Tanz währt regelmäßig bis lange nach Mitternacht, und oft geht man erſt auseinander, wenn der Hahn bereits zweimal gekräht hat. Man darf übrigens nicht glauben, daß dieſes „Auseinandergehen“ von gar keinen Ceremonien begleitet ſei, ſondern im Gegentheil iſt dieß einer der wichtigſten Acte der ganzen Hochzeit. Dem Brautpaar voran nemlich ſchreitet die Muſik und bläst luſtige Stücklein vom Wirthshauſe an bis in die Wohnung des Paares; hintendrein aber trippeln Arm in Arm die Geſpielen und Geſpielinnen, ſowie verſchiedene Andere der Geladenen. Und wie man nun vor der beſagten Wohnung angekommen iſt, gibt's wieder auf offener Straße einen „Ehrentanz“; dann aber umringt die ganze luſtige Geſellſchaft die Braut und nimmt ihr unter großem Halloh das Kränzlein ab, dieweil ſie nun aufhört, eine Jungfrau zu ſein. Hie und da umflicht man ſie während des Kranzabnehmens mit einem langen ſeidenen Bande, und übergibt die Zipfel dieſes Bandes dem Bräutigam, zum Zeichen, daß ſie ihm nun angehöre für immer und ewig. Das Kränzlein ſelbſt übrigens bekommt ſie den andern Tag wieder, denn jede ächte Schwäbin pflegt ſolches bis an ihr Lebensende ſorgfältig aufzubewahren, und nicht Wenige verlangen ſogar, daß man es ihnen beim Abſterben in's Grab mit gebe.

So geht's gemeiniglich — wenigſtens wenn die Leute unter die Vermöglichen gehören — auf einer ſchwäbiſchen Bauernhochzeit zu; allein oft und viel iſt die Sache mit dem erſten Tag noch nicht einmal abgemacht, ſondern man fängt den andern Morgen von Neuem an zu tanzen, und macht ſo fort eine ganze halbe Woche lang. „Man hat ja nur einmal Hochzeit im Leben,“ denken meine Landsleute, „und ſomit muß man über dieſe Zeit ein Uebriges thun!“ Ueberdieß verdient nicht ein Mädchen, das ſich im ledigen Stande ſo gut gehalten hat, daß es noch des Kränzleins würdig iſt, eine Extra-Feſtlichkeit? Freilich um ſo

ſchlimmer ſind diejenigen daran, welchen das Unglück paſſirte, einem unehelichen Kinde das Leben gegeben zu haben, denn ſie werden mit einer Verachtung behandelt, die wirklich oft an Ungerechtigkeit ſtreift. Zwar allerdings die Schmach, daß ſie „nur“ an Mittwochen getraut werden durften, iſt aufgehoben, aber — wehe der Gefallenen, die ſich unterſtehen würde, ein Kränzlein beim Gang in die Kirche zu tragen! Wehe ihr, wenn ſie es wagen wollte, eine öffentliche Hochzeit mit Muſik und Tanz zu halten! Still, faſt insgeheim muß ſie ſich copuliren laſſen, ſonſt ſtreuen ihr die ledigen Burſche in der Nacht zuvor Sägmehl und Spreuer von ihrer Wohnung an bis an den Stall des Dorfbullen; und dann deutet Alles ſo ſehr mit Fingern nach ihr, daß ſie gar nicht mehr im Dorfe exiſtiren kann!

33.

Die Zigeunerfamilie.

Diogenes brauchte bekanntlich einen geringen Raum zu seiner Behauſung, denn er lebte in einem Faſſe; eine ſchwäbiſche Zigeunerfamilie aber macht doch noch weniger Anſprüche. Ein zweirädriger Karren, dem Kaſten nicht unähnlich, der den Schäfer beherbergt, wenn er auf freiem Felde mit ſeiner Heerde campiren muß, iſt Alles, was ſie nöthig hat, und wenn das kleine Fuhrwerk mit Stroh gefüllt iſt, ſo fühlt ſich die ganze Familie überglücklich. Vor dem Karren in einer ſchwerfälligen Lanne ſteht ein kleines Pferdlein mit dickem Kopfe, ſowie mit überaus langen Haaren, und das Pferdchen zieht alle Habſeligkeiten der Familie nebſt dieſer ſelbſt mit alleiniger Ausnahme des Hausherrn, eines kräftigen Mannes mit einem dichten ſchwarzen Barte, der das Pferdchen führt und mit der Peitſche antreibt. Und ſo ziehen ſie herum, Jahr aus, Jahr ein, Winter und Sommer, im ganzen Lande.

Früher war es freilich anders, noch vor wenigen Jahrzehnten! Da hatten ſie ihre Hütte im Walde aufgeſchlagen, und wohnten zuſammen in großen Familiencirkeln, und eine „ſelbſtbeſtellte" Obrigkeit war da, der große Zigeunerkönig, der Hauptmann der ganzen Bande, der Vornehmſte aus uraltem Stamme, ſowie neben ihm die Zigeunermutter, das uralte Weib, die Aelteſte von Allen, die die Gabe der Weiſſagung hatte. Und von dem Walde aus, den ſie faſt noch mehr vermiſſen, als ihr urſprüngliches Heimathland Indien oder Egypten, wurden die

Jungen und Mädchen, sowie die Frauen und die Männer ausgesandt, daß sie sich mischten unter die anderen Menschen, und erwarben, was sie erwerben konnten auf jede mögliche Weise, durch Handeln, Kaufen und Verkaufen, durch Lügen, Betrügen und Stehlen, und wenn sie heimkehrten, so gab's regelmäßig eine große Festivität, und ein gemaustes Häslein oder Rehlein ward gebraten an einem hölzernen Spieße, und die zurückgebliebenen Zigeunermädchen herzten die auf Beute ausgegangenen Bursche, die gar vielerlei Gefahren bestanden haben wollten unter den fremden weißen Gesichtern, und sich gar heldenmüthig stellten, ob sie gleich nur listige Spitzbuben waren. Nun aber hat sich die Scene gar sehr geändert. Mit Büchsenschüssen wurden sie aus ihrem grünen Asyle vertrieben, denn die Regierung wollte keine Unterthanen, die auf ihre Faust unter eigenen Gesetzen lebten, ohne Abgaben zu zahlen, und die rohen Jäger erhielten daher Auftrag, sie zu hetzen, wie die wilden Thiere, und ein Gesetz erschien, wonach sie bürgerlich sein sollten in irgend einer Ortschaft, und ehrliche Handthierung treiben und ihre Kinder taufen lassen, weil sie bis jetzt Heiden gewesen. Trotz all' dieser Strenge aber haben die braunen Gesellen ihre alten wilden Sitten nicht vergessen, und darum ziehen sie auch jetzt noch herum mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel in ihrem elenden Karren, und leben lieber kärglich und elend, als daß sie einem Fremden dienten und ihr Brod erwürben im Schweiße ihres Angesichts.

Siehe! jetzt ist der Karren bei einem Dorfe angekommen, und unter einer alten Linde wird Halt gemacht. Dem armen ausgehungerten Pferdchen wirft man Heu und Stroh vor, oder darf es sich an dem Rasen des Chausseegrabens erlustiren, und gleich darauf öffnet der pater familias, ein kräftiger Mann, dem das alte zerrissene Reitercollet, oder ein mit Schnüren besetzter polnischer Rock, beides geschenkt oder auf sonstige Art wohlfeil

erworben, muthig zu dem schwarzen Gesichte steht, den Kasten, und heraus steigt alsbald die ganze Familie, Frauen, Buben und Mädchen, die beiden letzteren oft in einem sehr „naturgemäßen", d. h. halbnackten Zustande. Alles eilt zu seinem Geschäfte. Der Mann mit dem ältesten Sohne setzt sich hin und schnitzelt künstlich in Holz allerlei zur Haushaltung gehörige Werkzeuge, als Löffel, Gabeln u. s. w., dann geht er in's Dorf, und läßt sich die zerbrochenen Kessel und Pfannen geben und macht ein Feuer und flickt sie behender als ein gelernter Kupferschmid, denn er ist ein großer Künstler und „Bestler." Nicht minder eifrig zeigt sich die Hausmutter. Zuerst bringt sie die Kinder etwas in Ordnung, damit sie manierlicher aussehen, drauf macht sie sich, an jeder Hand einen Buben oder ein Mädchen führend, ebenfalls in's Dorf auf, auf dem Rücken aber trägt sie, in ein großes Leintuch gewickelt, wie in einem Schnappsack hängend, ihr jüngstes Kind, das sie nicht allein lassen kann, und das noch zu jung ist zum Gehen. So ausgestattet geht sie nun von Haus zu Haus und bietet ihres Mannes Löffel und Gabeln zum Verkauf an, zu gleicher Zeit aber bittet sie sich auch ein Almosen aus von der „guten Mutter", wie sie auch wohl jüngere Hausfrauen anzureden pflegt, und die Bauernweiber geben gerne Schmalz und Butter und Mehl und Eier. Wer steht ihnen nemlich sonst dafür, daß die schwarze Zigeunerin ihnen nicht aus Rache das Vieh behext, daß es keine Milch mehr gibt? Oder daß sie ein Hagelwetter hervorzaubert, das binnen wenigen Stunden die ganze zu hoffende Ernte vernichtet? Oder daß der wilde Zigeuner draußen ihnen den rothen Hahn auf's Dach setzt, und während des Brandes Alles ausplündert? Kurz die Bauernweiber haben Grund, nicht karg zu sein, und noch mehr Grund hiezu haben die ledigen Mädchen, denn diese strecken ihre Rechte aus, und lassen sich von der klugen Zigeunerin die Hände beschauen von oben bis unten und links und rechts, und sie weissagt ihnen, was sie gern haben.

Sowie aber die braune Frau ihren Sack gefüllt ſieht, kehrt ſie um zum „Karren“, wo gleich darauf auch der Herr Gemahl erſcheint; dann macht ſie ein Feuer an, ſetzt den Keſſel drüber und — in einer Viertelſtunde iſt eine Abendmahlzeit fertig, die dem Geruch nach keineswegs zu den unſchmackhafteſten gehört.

Am liebſten kehrt eine wandernde Zigeunerfamilie in einem Städtchen oder größeren Dorfe ein, in welchem gerade Jahrmarkt iſt. Da hängt wohl die junge Tochter die Zither um, und der Vater und Bruder nebſt dem Geliebten nehmen ihre Geigen und das wunderſamſte Concert beginnt im Wirthshauſe an der wohlbeſetzten Tafel, und wilde kühne Melodieen entlockt der Zigeuner ſeinem Inſtrumente, und mit weicher, umfangreicher Stimme begleitet ihn das Mädchen, und viel Geld wird von den Gäſten in den Teller geworfen, den es herumträgt. Denn das Mädchen iſt gar üppig und ſchlank gewachſen und ihr Auge brennt, und ihr Buſen wogt, und die aſiatiſche Glut nimmt ſich gut aus auf dem ſchwarzbraunen Angeſicht mit den regelmäßigen Zügen, und wenn der neben ihr ſtehende Geliebte nicht mit rollenden Augen über ihr wachte, daß nichts geſchehe, was nicht recht wäre, wer weiß, welchen Erfolg ſie erzielen könnte. Und ſo wie es Abend geworden iſt, da müſſen die Jungen die rothen Jacken anziehen und die Trommel umhängen, und durch das Dorf oder Städtchen hin ausſchreien, daß heute großes Theater ſei, eine herrliche Vorſtellung: die keuſche Suſanna und Fauſtus, den der Satanas holt, oder die holdſelige Eſther und der alte Mardochai. Das Theater iſt aufgeſchlagen in einer hölzernen Bude vor dem Dorfe, oder noch öfter in dem größten Zimmer der Schenke, und alte Couliſſen ſind aus dem Karren herbeigezogen worden, und die Bühne iſt durch einen zerriſſenen Vorhang vom Parterre getrennt. Der erſte Platz iſt zunächſt an der Bühne und beſteht darin, daß Schrannen, aus der Schule entlehnt, hingeſtellt ſind, damit der beſſerzahlende Zuſchauer

ſitzen könne. Auf dem zweiten Platz muß man ſtehen, wie ſich von ſelbſt verſteht; an den Eingang in's Theater aber hat ſich eine alte Zigeunerin poſtirt und ladet die Buben und Mädchen ein, daß ſie einen Dreier bezahlen und ihre Schauluſt befriedigen. Des Wirths Tochter iſt ſchon darin ſowie des Schultheißen langer Sohn, denn die durften umſonſt hinein; die andern Buben und Mädchen aber beſinnen ſich lange, ob ſie den Dreier, den es koſtet, dran wagen ſollen. Doch jetzt drängen ſich ein Paar beurlaubte Soldaten vor, werfen das Stück Geld auf den Tiſch, als ob es für ſie keinen Werth hätte, und die Andern ſchämen ſich und gehen auch hinein, ein Jeder mit ſeinem Schatze. Alles iſt gedrängt voll; der Vorhang rollt auf, die Vorſtellung beginnt. Die Marionetten ſind ſchön gepußt und der Hanswurſt macht ſchreckliche Sprünge; die Hauptſache aber iſt: „der Teufel erſcheint in eigener Perſon und führt eine gar ſonderbarliche Sprache.“ Was will man auf einem Dorfe mehr? Die Einnahme betrug vielleicht einen Gulden — wenig in unſern Augen, doch nicht in denen der Zigeunerfamilie; allein freilich, die Hälfte davon geht noch in derſelben Nacht darauf in Schnaps und ſchlechtem Weine. Den andern Tag ſchlägt der Zigeuner ſein Feldlager ab und zieht weiter ins nächſte Dorf, um dieſelben Manoeuvers zu wiederholen!

So leben die Zigeuner im Schwabenlande, und ſind gefürchtet von Vielen, und geringgeſchätzt und verachtet von noch Mehreren; ſelten aber geduldet und geliebt, denn man traut ihnen nicht, weil ſie ſich oft auch neben ihren andern Beſchäftigungen mit etwas Stehlen abgeben, wenn ſie es unbemerkt können. Nur im eigenen Dorfe, wo ſie anſäßig ſind, benehmen ſie ſich vorſichtig.

Vor Jahrhunderten ſind ſie in's Land gekommen, und faſt immer noch haben ſie die gleichen Sitten. Jahrhunderte wird's dauern, bis ſie andern Völkern gleichen, wenn ſie nicht zufälligerweiſe vorher ganz ausſterben.

34.

Ein Commiſſionsbureau

oder

Commiſſionäre und Commiſſionärinnen.

Vor noch kaum zwanzig Jahren beſtand in der guten Stadt Stuttgart nur ein einziges Commiſſionsbureau; ſeit dieſer Zeit aber ſind deren Dutzende emporgeſchoſſen, wenn man nemlich alle Branchen zuſammenrechnet, und es gibt ſogar kein einziges nur halbwegs bedeutenderes Landſtädtchen, welches der Wohlthat eines ſolchen Inſtituts entbehren müßte. Iſt dieß nicht ein Zeichen der Zeit?

Die Geſchäfte, welche die Herren Commiſſionsbureauinhaber in ihren Reſſort ziehen, ſind, wie man ſich wohl denken kann, gar ſehr verſchiedener Art, und man darf dieſe Herren daher keineswegs über Einen Kamm ſcheeren. Die vornehmſten derſelben ſind offenbar diejenigen, welche ſich mit „Agenturen“ abgeben, und ſich daher viel lieber „Agenten“ als „Commiſſionäre“ heißen. In der That wäre es auch ein Verſtoß gegen den Verſtand, wenn man ſie mit „gewöhnlichen Commiſſionsbureauinhabern“ verwechſeln wollte, denn da ſie entweder eine größere kaufmänniſche Geſellſchaft, wie z. B. eine Feuerverſicherungsanſtalt oder eine Lebensverſicherungscompagnie vertreten, und deren eben ſo wohlthätige als profitable Inſtitutionen dem Publikum zugänglich machen, oder aber den Abſatz der Waaren einer Fabrik, eines Importgeſchäftes u. ſ. w. u. ſ. w. an Detailliſten

vermitteln, ſo müſſen ſie faſt nothwendig gebildete Kaufleute ſein, welche nicht blos Waarenkenntniſſe, ſondern auch einen ehrenwerthen Charakter, auf den man ſich verlaſſen kann, beſitzen. So leichtſinnig verfährt keine „Firma von nur irgend welchem Belang", daß ſie ſich nicht vorher genau nach dem Manne, den ſie ſo zu ſagen „als ihren ſtabilen Reiſenden in loco" anſtellt, erkundigen würde, und in gewiſſen Fällen verlangt ſie ſogar Sicherheit, ſei's in Werthpapieren, ſei's in perſonellen Bürgſchaften! Deſſenungeachtet müſſen es ſich die Herren Agenten gefallen laſſen, unter die allgemeine Rubrik der Commiſſionäre gerechnet zu werden, einfach deßwegen, weil ſie nur „commiſſionsweiſe", nur „im Auftrage von Dritten" handeln.

Doch wir kommen nun zur zweiten Sorte von Commiſſionären, nemlich zu denen, „welche Geldgeſchäfte machen oder vielmehr Anlehen vermitteln," und in der That — eine ziemlich große Anzahl von Commiſſionsbureauinhabern gibt ſich mit dieſem Geſchäftszweige ab. Da heißt's dann in den Ankündigungen; „wir verſchaffen Gelder in beliebigen Summen auf ſolide Realitäten, wie z. B. Häuſer, Güter u. ſ. w., und befaſſen uns mit dem Verkauf von Zielern, Anlehenslooſen, Staatspapieren und was dergleichen mehr iſt." Natürlich bin ich nun weit entfernt, den Herren, die wirklich und in der That „ſolche" Geldgeſchäfte treiben, nur irgend zu nahe treten zu wollen; allein ſind nicht derlei Ankündigungen nur zu oft blos die Aushängeſchilde, unter denen man „ganz andere" Operationen verbirgt? Du lieber Gott, es gibt ſo viele Leute bei uns, welche Geld brauchen, „ohne ſolide Realitäten zu beſitzen," — darf denn ein chriſtlicher Commiſſionsbureauinhaber ſo hartherzig ſein, ihren Bitten ſein Ohr zu verſchließen? In dieſem Falle könnten ja die Hülfeſuchenden in die Hände eines Juden fallen und von dieſem unbarmherzig über die Ohren gehauen werden! Nein, das duldet ſein fühlendes Herz nicht, und da er nun immer Leute an der Hand

hat, welche bereit ſind, Gelder auf „etwas höhere“ Procente auszuleihen, ſo weiſt er einen unglücklichen Geldſuchenden nicht nur nicht ab, ſondern befriedigt ihn vielmehr auf's zuvorkommendſte. Natürlich aber muß der Entlehnende einen Wechſel unterſchreiben, für deſſen richtige Einlöſung ein Anderer und zwar wo möglich ein zahlungsfähiger Anderer oder doch wenigſtens ein „Angeſtellter“ Bürgſchaft leiſtet, und eben ſo natürlich iſt, daß die unterſchriebene Wechſelſumme „etwas“ höher lautet, als die erhaltene Baarſumme. Unter dieſem „etwas“ übrigens verſteht unſer Commiſſionsbureauinhaber nicht ſelten zwanzig, fünfundzwanzig, oder auch noch mehr Procente und es ſoll ſchon vorgekommen ſein, daß Einer, der Wechſel bis zu Zwanzigtauſenden unterſchrieb, an „Baarem“ hiefür keine Fünftauſend erhielt. Bei „kleineren“ Anlehen jedoch werden ſelbſt von den „Gewiegteſten“ unter den Commiſſionären „dieſer“ Sorte auf einen Monat ſelten mehr als Fünfe vom Hundert in Anſpruch genommen, und ſogar für das „Prolongiren“ bringen ſie nicht „allzuviel“ in Anſchlag. „Aber,“ ruft nun der Leſer, „das iſt ja himmelſchreiender Wucher, gegen welche einzuſchreiten Pflicht der Behörden wäre?“ I Gott bewahre, erwidere ich ihm, denn erſtens haben wir gar keine Wuchergeſetze mehr und zweitens iſt es nicht der freie Wille der Geldſuchenden, wenn ſie ſolche Bedingungen eingehen? Ueberdieß kann man es denn den Wechslern ſo gar ſehr übel nehmen, ein wenig übermäßige Zinſe zu verlangen, da es mit der Heimzahlung der Kapitalien trotz Bürgſchaft und Ehrenwortsabgabe nur gar zu oft happert? Eben deßwegen zieht es gar mancher durch Erfahrung gewitzigte Commiſſionär vor, nie mehr auf Wechſel, ſondern nur noch auf „Verſatzgegenſtände“ Geld herzuleihen, dagegen aber nimmt er auch Alles und Jedes in Verſatz, was nur irgend einen Werth hat. Kleider, Betten, Möbel, Uhren, Handwerkszeug — immer herbei damit und Geld darauf aufgenommen! Sogar Lebens-

versicherungspolicen und Eheringe werden nicht zurückgewiesen und der Zinsfuß ist selten höher als drei Kreuzer vom Gulden per Monat, was netto sechzig Prozent im Jahre ausmacht. Ja in gewissen Fällen begnügt er sich auch mit noch weniger z. B. mit dreißig oder gar zwanzig Procenten, aber natürlich nur dann, wenn der versetzte Gegenstand aus Gold oder Silber oder einem sonst leicht verkäuflichen Gegenstande besteht und — dies ist eigentlich die Hauptsache — nicht gestohlen ist. Von selbst versteht es sich auch, daß er die ihm übergebenen Werthsachen „ein wenig ziemlich nieder" anschlägt; denn er hat sie ja nach einem Jahre, falls sie nicht binnen dieser Frist eingelöst werden, im Aufstreich zu verkaufen und will doch an dem Verkaufe nichts verlieren. Du lieber Gott, kann man ihm das übel nehmen? Er wäre ein Narr, wenn er nicht für sich selbst sorgte, und — warum errichtet man in Schwaben keine öffentlichen Leihanstalten?

Eine dritte Sorte von Commissionären sind die „Häusermäkler," d. h. diejenigen, welche den Leuten ihre Häuser feil machen und gegen eine billige Vergütung an einen Dritten verkaufen. Eine ganz profitable Beschäftigung das, besonders wenn man viele Verkäufe abschließt und sich von der Verkaufssumme ein Procent bezahlen läßt! So ganz leicht und mühlos macht sich die Sache aber nicht, denn einmal und zum ersten muß man alle Häuser und Hausbesitzer, sowie alle Hausliebhaber und Hausaspiranten mit sammt ihren Vermögensverhältnissen auf's genauste kennen; zum zweiten muß man eine Zunge haben, wie ein zweischneidig Schwert, um die Leute zum Kaufen oder Verkaufen zu bewegen, und zum Dritten ist es gut, wenn man die Gabe besitzt, zur hinteren Hausthüre wieder hereinzukommen, falls man zur vorderen hinausexpedirt wurde. Letzteres „das Hinausexpedirtwerden" ist zwar eine Impertinenz, die unter gebildeten Menschen nicht vorkommt oder doch nicht vorkommen

ſollte, allein es ereignet ſich hie und da, daß man auch mit Ungebildeten zu thun hat, und kurz und gut — man muß auf Alles gefaßt ſein. Auf den Häuſerverkauf übrigens beſchränkt ſich ein Häuſermäkler natürlich nicht, ſondern er verkauft auch andere Realitäten, wie z. B. Liegenſchaften aller Art: Brauereien, Wirthſchaften und was dergleichen mehr iſt. Eben ſo gerne vermittelt er Pachtungen oder Aſſocirungen, und um es mit einem Worte zu ſagen, er weiſt gar kein Geſchäft von der Hand, das in ſeine Branche einſchlägt. Auch wird er nie müde, ſelbſt wenn er von Morgens früh bis Abends ſpät auf den Beinen iſt, und wenn er irgendwo die Möglichkeit eines Geſchäftchens aufſtöbert, ſo iſt er im Stande, ſchon vor Tagesanbruch vor dem Bette des zu gewinnenden Kunden zu ſtehen.

Eine vierte Sorte von Commiſſionären bilden die ſogenannten „Stellenverſchaffer“ oder „Commisplacirer,“ wie man ſie auch nennen könnte. Selbſtverſtändlich beſchränken ſie ihre Fürſorge nicht blos auf die Commis, ſondern ſie dehnen ſie vielmehr auch auf die Portiers, die Hausknechte, die Kutſcher, die Kellner, die Kellnerinnen, die Ladenjungfern, die Köchinnen und wie die Stellenſuchenden ſonſt noch heißen mögen, aus. Ja ſogar der Principale, die eines Lehrlings bedürftig ſind, nehmen ſie ſich an, und ſelbſt weibliche Dienſtboten für Principalinnen ausfindig zu machen, finden ſie nicht unter ihrer Würde! „Ha,“ ruft nun der Leſer enthuſiasmirt, „das ſind ja unendlich aufopfernde Männer, deren Lob man in der ganzen Welt verkünden ſollte,“ und natürlich ſind wir hiemit ganz einverſtanden, nur mit dem einzigen Unterſchied, daß wir etwas kalt Waſſer über den Enthuſiasmus gießen müſſen. Der Herr Commiſſionsbureauinhaber nemlich macht ſich die Sache ziemlich leicht und rückt das jedesmalige Stellengeſuch einfach in die Zeitung ein, natürlich aber nicht, ohne daß er ſich die Einrückungsgebühr ſowie die Mühe des Schreibens der Annonce vom Stellenſuchenden be-

zahlen ließe. Hat nun die Annonce Erfolg — gut; hat ſie aber keinen, ei nun dann thut's ihm leid für den Candidaten, doch nicht allzuſehr, dieweil er ja für „ſeine" Mühewaltung bezahlt iſt! Man ſieht hieraus, daß die Führung eines Commiſſionsbureaus „dieſer" Art keine allzugroße Anſtrengung erfordert, denn man kann dabei immer zu Hauſe ſitzen bleiben und in Gemüthsruhe ſeine Pfeife rauchen. Ebendeßwegen verbindet der Herr Commiſſionär gewöhnlich noch zwei andere Geſchäfte damit, nemlich den Verkauf von Cigarren und die Vermittlung von Miethwohnungen. Bei Letzteren macht er es gerade wie bei den Stellengeſuchen, d. h. er ſchreibt die zu vermiethenden Wohnungen gegen Einrückungsgebühr u. ſ. w. aus und weiſt dann die Nachfragenden an ſeinen Auftraggeber; beim Cigarrenverkauf aber profitirt er wenigſtens Etwas, denn die Hausknechte, Kellner und Commis, welche durch ihn placirt zu werden ſuchen, werden doch nicht ſo unverſchämt ſein, ihre Rauchſtengel wo anders als bei ihm zu acauiriren? Er preist daher die „neue" Zeit glücklich, welche die Aufhebung des Zunftzwanges brachte, dieweil er ja ohne dieß keinen Cigarrenladen halten dürfte, und — das Halten dieſes Ladens wirft doch ein ganz anderes Licht auf ihn, als wenn er blos einfacher Commiſſionsbureauinhaber wäre!

So ſteht's im Schwabenland mit den Commiſſionsbureauinhabern und — eigenthümlich, ſie bringen ſich alle fort, ſelbſt diejenigen, welche kaum fähig ſind, einen orthographiſchen Aufſatz in die Zeitung zu rücken! Letztere übrigens gehören, wie man ſich wohl denken kann, zu den Ausnahmen, denn gewöhnlich ſind die Herren Commiſſionäre wenn nicht gelernte Kaufleute, doch wenigſtens gelernte Schreiber, denen es im Staatsdienſte nicht wohl glücken wollte, oder die aus irgend einem anderen Grunde das angelernte Metier nicht weiter verfolgten. Warum ſollte es ihnen aber auch nicht gut gehen, da ſie ja ſämmtlich nur zum Wohle des Publikums arbeiten und „einem längſt gefühlten

Bedürfniſſe" abhelfen? Noch beſſer faſt jedoch, als mit ihnen, meints das Schickſal mit der fünften Sorte von Commiſſionsbureauinhabern, nemlich mit den „Frauen-Commiſſionären." Zwar allerdings cultiviren ſie ſämmtlich ein und dieſelbe Erwerbsbranche: „die Verſorgung der Hausfrauen mit Mägden für die Küche und die Kindsſtube," aber — wie unendlich geſucht iſt nicht der Artikel der Dienſtmädchen? Ueberdieß muß nicht jedes Mädchen, das von der Frau Commiſſionärin untergebracht wird, deſſen unendlich froh ſein, und wird es alſo nicht recht gerne die Hälfte des Haftgeldes für die gehabte Mühe aufopfern? Du lieber Gott, es gibt ja ſo viele unter dem weiblichen Dienſtperſonal, die lieber tanzen als arbeiten, lieber widerbellen als gehorchen, lieber mit dem Liebhaber ſcharmuziren als die Kinder hüten, lieber einen Nebenverdienſt machen, als getreu Haus halten, — wie wollten aber dieſe unterkommen, wenn die Frau Commiſſionärin ſie nicht anempföhle? Und umgekehrt, wie manche unter den Hausfrauen, welche die Leidenſchaft haben, das Maul zu brauchen, wo es nicht nöthig wäre, und den Geldbeutel feſt zuzuhalten, wo er offen ſein ſollte, ſind ſo verrufen unter der dienenden Klaſſe, daß ſich ihnen von freien Stücken keine Magd mehr anbietet? Für ſie alſo iſt die Frau Commiſſionärin eben ſo unentbehrlich, als für die oben bezeichnete Klaſſe von Candidatinnen, allein — wer darf ſchließlich ins Fäuſtchen lachen? Sicherlich nur ſie, die Frau Commiſſionsbureauinhaberin, die beiden Parthieen gerecht wird und vom oftmaligen Dienſtbotenwechſel ihren Hauptnutzen zieht!

Doch die Mägdeunterbringung allein iſt's nicht, woraus eine kluge Commiſſionsbureauinhaberin ihre Revenuen zieht, ſondern ſie weiß ſich vielmehr bei nur einigem Nachdenken noch eine andere Erwerbsquelle zu öffnen. Es gibt nehmlich ſo gar manche Jungfrau oder auch Wittfrau in der Welt, die gerne heirathen möchte, wenn nur ein Mann da wäre, und nicht

minder gibt es eine große Anzahl von ledigen Männern, welchen es bis dato nicht gelingen wollte, eine Ehegefährtin zu bekommen. Warum ſollte nun da eine verſtändige Frau, wie die Commiſſionärin, nicht ins Mittel treten? Und ſie tritt ins Mittel, wenigſtens in gar vielen Fällen, und man vertraut ſich ihr beiderſeitig gerne an, weil man ſie als verſchwiegen kennt und weil ſie nicht unbillig in ihren Kuppelpelzforderungen iſt, und ſo kommt manche Ehe zu Stande, die ſonſt ungeſchloſſen bliebe! Freilich wie's in ſolchen Ehen „nachher“ geht, darüber ließe ſich manches ſagen; allein damit haben wir es nicht zu thun, ſondern nur damit, daß die Frauen Commiſſionärinnen oft und viel einen Nebenverdienſt machen, von dem man im großen Publikum nichts ahnt.

35.

Der Fromme.

Er iſt ſehr fromm! Das Haar hat er nach hinten geſtrichen und den Blick zu Boden geſenkt; die Kleidung iſt altmodiſch, die Miene andächtig und der Mund Ach und Wehe rufend über die Verderbtheit der Welt; die Redensarten ſind duftend von Gottesfurcht, das Gedächtniß angepfropft von Bibelſtellen und das dritte Wort heißt Liebe.

Er war nicht immer fromm, der gute Mann. Einſt lebte er etwas leichtſinnig, wenn nicht gar liederlich und manche ſeiner Aeußerungen konnten als frivol gelten. Er trank gern und ſpielte gern; auch ſpottete er nicht ſelten über das Heilige; aber — er war ein verdorbener Handwerksmann und ſeine ſchlechte Arbeit raubte ihm alle Kunden; er war ein verunglückter Kaufmann, und man hatte ihm ſchließlich vergantet; er war ein leichtſinniger Theologe, Juriſt oder Mediziner, hatte nichts gelernt und konnte nichts werden, d. h. keinen Dienſt bekommen, und ſiehe da auf einmal wurde ſein Herz gerührt, es kam zum Durchbruch bei ihm und er ward fromm und gläubig und iſt jetzt ein gemachter Mann. Wie wäre dieß auch anders möglich? Die Zahl ſeiner Brüder iſt ja gar groß und weit verzweigt, und wer ſich ihnen anvertraut, dem kann es nimmer fehlen!

Jetzt iſt er alſo ſehr fromm. Zwar paſſirt es ihm manchmal, daß er ein Gelüſte trägt in ſeinem Innern nach deiner Frau und deinem Ochſen und Eſelein im Stalle, daß er einen redlichen Handel in Frömmigkeit mit dir abſchließt und dich

betrügt um dein Hab' und Gut, daß er dir ſpricht von Liebe und Freundſchaft und ewiger Treue, und dich verſchwärzt und verunglimpft bei aller Welt, daß er iſt ehrbar und züchtig und unantaſtbar äußerlich vor den Menſchen und in ſeinen innern Gemächern ſchwelgt in Unzucht und Liederlichkeit; aber was kann Er dafür? Das war der Satan in ihm, der da umhergeht wie ein brüllender Löwe und ſuchet, wen er verſchlinge. Ueberdieß — „ſolch-artige" Fromme bilden nicht die Regel, ſondern die Ausnahmen, denn iſt es nicht ſein oberſter Grundſatz, nicht zu ſein wie die Menſchen von dieſer Welt und ſich nicht zu miſchen unter die Sünder und Uebelthäter? Geſang, Wein und Tanz und:

„eine luſtige Nacht
bei Mädchen und Gläſern zugebracht," —

das ſind Dinge nicht von Gott gemacht, ſondern nur deßwegen da, daß der Menſch falle in die Schlinge des Böſen. Wohl war Chriſtus auf der Hochzeit zu Canaan, und Dr. Luther liebte Wein, Weib und Geſang; wohl ſaß der Erlöſer unter Zöllnern und Sündern, um ihnen den Weg zur Beſſerung zu zeigen; aber Er, der Fromme, weiß es beſſer und hält ſich ferne von ihnen, damit nicht auch Er unter die Uebelthäter gerechnet werde. Fällt ihm wohl da nie das Wort jenes Phariſäers ein, der da ſagte: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieſer Sünder Einer, oder auch wie dieſer Zöllner da?"

Eigentlicher „Separatiſt" iſt er keiner; ſondern er bleibt vielmehr ſein Lebenlang Mitglied der proteſtantiſchen Kirche: allein nur Er und ſeine Gleichgeſinnten haben die wahre proteſtantiſche Lehre. Er verhöhnt den Geiſtlichen nicht, wenn dieſer auch anders denkt, als er; er geht ihm ſogar in die Kirche, allein wenn man ihn unter ſeinen Brüdern um die Predigt fragt, ſo zuckt er die Achſeln und weiß gar vieles zu tadeln, und dann ſetzt er ſich hin und ſchreibt einen langen Brief darüber

Der Fromme.

an einen gewiſſen guten Freund in der Hauptſtadt, und läßt auch ſo einiges von dem Lebenslauf und Wirthshausgehen des Pfarrers mit einfließen, und auf dieſe Manier ſieht ſich dieſer bei gewiſſen Herren oft angeſchwärzt, ohne daß er weiß woher, und ohne daß er Gelegenheit hat, ſich zu rechtfertigen. Was bleibt alſo manchem Geiſtlichen am Ende übrig, als ebenfalls „fromm“ zu werden, oder vielmehr unter die Frommen zu gehen?

Die Hauptſache für einen wirklich Frommen iſt der Glaube, und demgemäß glaubt er unbedingt alles, was in der Bibel ſteht. Vieles begreift er natürlich nicht, allein — wer wird denn nach dem Begreifen fragen? Selig ſind, die da nicht ſehen und doch glauben! Dennoch iſt er nicht ſo recht eigentlich ſtreng orthodox, denn er will von Gott, dem Vater, blutwenig und von Gott, dem heiligen Geiſte, gar nichts. Chriſtus iſt es vielmehr, auf den er ſchwört; ihn hält er, wie die Katholiken die Jungfrau Maria. Allein auch Chriſtus hätte in ſeinen Augen beſſer daran gethan, wenn er z. B. die Bergpredigt nicht gehalten hätte, und namentlich wenn er nicht auf der Hochzeit zu Canaan geweſen wäre, und ſomit befaßt ſich unſer Frommer weniger mit dem Studium der vier Evangelien, worin obige Dinge geſchrieben ſtehen, als vielmehr mit der Offenbarung Johannis, die ganz nach ſeinem Herzen abgefaßt iſt. Ach die liebe Offenbarung Johannis, dieſes für andere Menſchen ſo ganz unverſtändliche Buch, das ſchon ſo manchen Menſchen zum Narren gemacht hat, wie iſt dieſes doch ſein Ein und Alles, mit dem er aufſteht und ſich niederlegt!

So wird er nach und nach zum Kinde Gottes und ſobald er dieſes geworden iſt, ſo ruht auch der Segen des Herrn auf ihm. Hält er doch ſtreng auf die Satzungen Moſis, abſonderlich auf die Haltung des Sonn- und Feiertags zu Ehren Chriſti und der Religion, auch wenn er ein Kaufmann wäre; und der

Herr, der ihn lieb hat vor Andern, segnet seinen Beginn und führet ihm der Brüder und Schwestern Hunderte zu, daß sie kaufen von ihm am Werktag! Auf dieser Erde also schon hat er einen Gewinn von seinem Glauben; kommt's aber erst vollends zum Sterben, — ei dann ist er der einzige und alleinige Erbe des Himmels, er und seine Brüder und Schwestern! Und er glaubt dieß nicht etwa aus Hochmuth und Intoleranz; nein er glaubt es aus Demuth. Denn nicht seiner Tugend und seiner frommen Gesinnung wegen, nein, ohne sein Verdienst, „aus purer Gnade" ist ihm solche Zusicherung geworden! Das ist aber eben das Außerordentliche daran, daß nur „ihm" solche Gnade zu Theil wird, während sie allen übrigen Millionen Menschen versagt bleibt.

Am weitesten hat er's gebracht, wenn er's bis zum Stundenhalter brachte und zum Glück für seinen Ehrgeiz hat fast jedes protestantische Dörfchen im Schwabenlande, selbst dasjenige, welches einen „Frommen" als Geistlichen besitzt, seinen Stundenhalter. Der ist der Höchste unter allen Frommen und zu gewissen Zeiten, d. h. Sonntag Mittags, kommen sie zusammen bei ihm, die Brüder und Schwestern, und singen und beten, und lesen in der Bibel, und über den Stundenhalter kommt der Geist, und er hält eine lange Predigt über das eben gelesene Kapitel, und der Refrain ist immer der Glaube, und das Jesuskindlein, und die Kreuzeswunden, und der Weltuntergang, und das Gericht und das Reich Gottes, das nur ihnen, den Auserwählten, zu Theil wird; und alle Schwestern und Brüder sind sehr erbaut und legen ihre Gaben nieder, daß der Stundenhalter mit denselben Wohlthätigkeit übe und fernen bedrängten Mitbrüdern helfe, und sie scheiden alle mit dem Kusse der Liebe, den er gerne empfängt. Begreift man nun, warum Dieser oder Jener darnach strebt, Stundenhalter zu werden? Wahrhaftig es

iſt ein hoch angeſehener Poſten und auch die Gaben der Mildthätigkeit müſſen ihm manche Freude gewähren!

Der Fromme duzt alle ſeine Brüder und Schweſtern und auf das Alter kommt es ihm dabei nicht an. Pietiſt heißt er nicht gerne, ſondern lieber „Mitglied der evangeliſchen Gemeinde des Herrn"; gar ſehr jedoch bittet er, ihn nicht mit den Neujeruſalemitanern auf dem Kirſchenhardhof zu verwechſeln, alldieweil dieſe vollkommen abgefallene Brüder ſeien. Beſonderes Vergnügen macht ihm das Reiſen, da er natürlich ſtets umſonſt reiſt — er findet ja in jedem Dorfe Mitgenoſſen; — und am allerliebſten geht er nach Kornthal, denn dieſes iſt ihm, was den Juden Jeruſalem und den Katholiken Rom. —

Siehſt du nun ein, o Menſch, daß du fromm werden mußt, wenn es dir gut gehen ſoll in dieſer und jener Welt?

36.

Der Pelzmärte.

Der ſchlimmſte Tag für einen ehrlichen Schwaben im ganzen Jahre iſt der Tag Martini, denn auf dieſen Tag müſſen alle Jahreszinſe bezahlt werden. Das hat aber ſeinen ganz natürlichen Grund, denn an Martini, d. i. am eilften November, iſt die Ernte längſt vorbei und aus dem Wein- oder Fruchterlös kann man recht wohl ſeinen Verpflichtungen nachkommen. Uebrigens ſo gar ſchwer nehmen meine lieben Landsleute dieſen Tag nicht, ſonſt würde man nicht an Martini in großer Seelenruhe und mit dem prächtigſten Appetite von der Welt faſt in jeder ordentlichen Familie eine Gans verzehren, welche Martins- oder auch Hafergans heißt, weil ſie vorher gewöhnlich mit lauter Hafer gemäſtet wird. Doch — nicht vom Ganseſſen habe ich dem Leſer erzählen wollen, ſo wenig als vom Zinſenbezahlen, ſondern vielmehr vom „Pelzmärte," welcher ſich an Martini zum erſten Mal zu produziren pflegt und in der ſchwäbiſchen Kinderwelt eine epochemachende Erſcheinung iſt.

„Der Pelzmärte" — wer in aller Welt mag denn „der Pelzmärte" ſein? fragt der Leſer verwundert und wir nehmen ihm ſeine Verwunderung nicht übel, da es nur allein im Schwabenlande einen Pelzmärte gibt. In der That aber iſt die Sache leicht erklärt, denn derſelbe iſt nichts als eine perſonificirte Erinnerung an den heiligen Martin, oder auf gut ſchwäbiſch „Märte," welcher ſeiner Zeit der Schrecken aller böſen Kinder war und deſſen Gedächtnißtag am eilften November gefeiert wird.

Am Abend des Martinitags alſo, wenn die Sonne hinunter und die Lichtlein angezündet ſind, verwandelt ſich in jedem ſchwäbiſchen Dorfe Einer in den heiligen Martin, d. h. er vermummt ſich in einen alten Schafpelz, deſſen Wolle nach außen gekehrt iſt, ſetzt eine hohe ſchwarze Pelzmütze auf, die ihm bis über die Ohren geht, ſchwärzt ſich Geſicht und Hände mit Kohlen, oder verbranntem Kork, und ſtaffirt ſich mit Einem Worte ſo aus, daß er ein recht grausliches und bärenmäßig-ſchreckhaftes Ausſehen bekommt. Iſt er damit fertig, ſo hängt er einen alten mit Nüſſen, Aepfeln, Birnenſchnitzen u. ſ. w. gefüllten Sack um, bewaffnet ſich mit einer langen „Gerte," d. h. einem dünnen Stabe, wie ſie die Schulmonarchen zum Züchtigen ihrer Eleven zu führen gewohnt ſind, ergreift dann eine Kuhſchelle oder ein ähnliches Inſtrument und geht damit auf die Straße, um ſeine Ankunft durch lautes und heftiges Klingeln anzukündigen. „Der Pelzmärte, der Pelzmärte!" rufen nun die Mütter in den Häuſern, ſobald ſie das ſcharfe Geklingel hören und ſie thun dieß mit ſo angſtvollen Geſichtern, daß ihre Kinder ſchon hierüber ſchreckensbleich werden. Wie nun aber erſt, wenn die furchtbare Geſtalt mit gräßlichem Gepolter ins Zimmer tritt! „Sind böſe Kinder da?" ruft der Pelzmärte im tiefſten Baßton und nebenbei mit ſeiner Schelle klingelnd. „Sind böſe Kinder da," wiederholt er in noch grimmigerer Weiſe, „ſo geht ſie her, daß ich ſie abſtrafe!" Zu gleicher Zeit ſchwingt er ſeine Gerte über den Häuptern der zitternden Jungen und Mädchen und thut, als ob er ſie ſämmtlich verſchlingen wolle. Gewöhnlich jedoch nimmt der Auftritt ein alle Theile befriedigendes Ende, denn, wenn der arge Geſelle die Kinder genugſam geängſtigt (vor älteren und beherzteren Buben hat er ſich übrigens ſehr in Acht zu nehmen, daß ſie ihm nicht hinter die Schliche kommen und ihn an der Stimme oder an ſonſtigen Indicien für einen verkleideten Butzenmann erkennen), ſo beſchenkt er ſofort diejenigen, welche

die Mutter als brav ſchildert, freigebigſt mit Nüſſen und Aepfeln; bei den Andern aber, deren Zeugniß nicht ganz ſo gut lautet, welche jedoch natürlich laut heulend und an allen Gliedern bebend verſprechen, Buße zu thun und ſich zu ändern, begnügt er ſich vorerſt mit einer tüchtigen Strafrede und verweiſt ſie auf den Vorabend des Chriſttags, wo er wieder kommen und Abrechnung halten werde. „Wer brav iſt," erklärt er mit tiefbrummender Stimme, „und was tüchtiges erlernt, dem wird das Chriſtkindlein was ordentliches beſcheeren; wer aber faul bleibt und den Eltern keine Freude macht, bekommt auch keinen Chriſttag zu ſehen, ſondern ſtatt deſſen werde ich ihm aufſpielen, daß ihm Hören und Sehen vergehen ſoll." Mit dieſen Worten verſchwindet er, um im nächſtgelegenen Hauſe dieſelbe Rolle zu wiederholen; den Kindern aber iſt der Schrecken über ſeine Erſcheinung meiſt ſo heilſam in die Glieder gefahren, daß ſie ſich wirklich beſtreben, ihre Unarten abzulegen und einen ganz andern Menſchen anzuziehen, denn „es wäre doch gar zu ſchrecklich, wenn das Chriſtkindlein bei ihnen allein nicht einkehrte!"

Das iſt das erſte Auftreten des „Pelzmärte," aber damit hat ſeine Miſſion ihr Ende noch nicht erreicht. Im Gegentheil kommen nun „die drei Klöpflinsnächte," bei welchen er wieder eine hervorragende Rolle zu ſpielen hat. „Die drei Klöpflinsnächte?" fragt der Leſer abermalen verwundert. „Welcher tolle Unſinn wird uns denn da wieder aufgetiſcht?" Nur gemach, lieber Leſer und nicht allzuvorſchnell abgeurtheilt; denn in den drei Klöpflinsnächten liegt ein gar tiefer Sinn und zugleich auch eine ächt chriſtliche Erinnerung. In den erſten Zeiten des Chriſtenthums nemlich, wo die neue Lehre noch ſtreng verpönt war und die Anhänger derſelben in ſteter Todesgefahr ſchwebten, konnte man natürlich noch nicht mit den Glocken zuſammenläuten, wenn ein Gottesdienſt ſtattfinden oder ein heiliger Tag gefeiert werden ſollte, ſondern man gab ſich gegenſeitig in tief dunkler Nacht

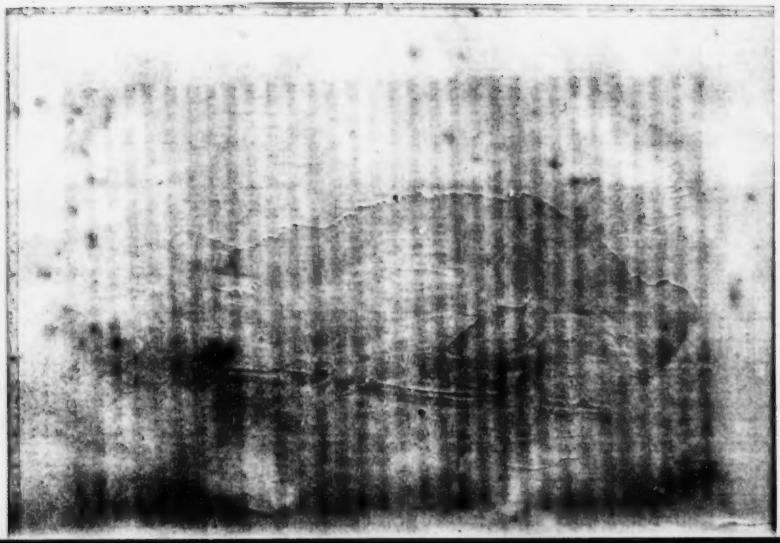
durch leiſes Anklopfen an die Fenſter ein Zeichen und kam dann heimlich im heimlichen Lokale zuſammen. Das „Fenſterklopfen“ galt alſo für's „Zuſammenläuten,“ denn dahinter, daß ein Nachbar dem andern anklopfte, konnte die Polizei unmöglich etwas ſchlimmes vermuthen, und ſo wurde es denn nach und nach üblich, daß man ſich durch dieſes Zeichen beſonders auf kommende große Feſttage aufmerkſam machte. Freilich ſpäter, als das Chriſtenthum im römiſchen Reiche Staatsreligion wurde, legte man in den meiſten Ländern die beſagte Sitte wieder ab, aber im Schwabenlande, wo gute chriſtliche Bräuche von jeher viel Anerkennung fanden, hat man dieſelbe bis auf die neueſte Zeit beibehalten, und darum ziehen in den letzten drei Donnerſtagsnächten vor Weihnachten (Donnerſtage müſſen es ſein, weil die Ankunft Chriſti der Maria an einem Donnerſtage verkündet wurde) die halberwachſenen Buben in unſern Dörfern herum, um dadurch, daß ſie mit Erbſen, Wicken, Linſen oder Gerſtenkörnern nach den Fenſtern der Häuſer werfen, die Bewohner derſelben auf den herannahenden Chriſttag aufmerkſam zu machen. Eben dieſes Erbſenwerfens wegen nun erhielten die bewußten Nächte den Namen der drei Klöpflinsnächte oder ſagte man auch nicht minder bezeichnend „die heilige Anklopfet“ und daß dieſe Namen ſowohl als der darin verborgene Sinn ſehr ſchön und lobenswerth ſeien, wird kein Menſch in Abrede ziehen. Leider jedoch treiben es die Buben hie und da ein wenig zu arg und werfen ſo heftig mit ihren Erbſen, daß die Fenſter erzittern oder gar da oder dort eine Scheibe zerſpringt. Za nicht zufrieden damit verlangen ſie noch extra nicht ſelten mit Ungeſtüm ein Präſent von Aepfel- oder Birnenſchnitzen und ſingen Spottlieder dazu, wie z. B.

„Anklopfet, Hämmerle
's Brod liegt im Kämmerle,
Aepfel raus, Bira raus
Sonſt iſt's mit der Freundſchaft aus!“

Das darf nun natürlich nicht geduldet werden, denn alle Extravaganzen ſind vom Uebel. Aber wie ſoll man den wilden Bengeln und ihrem Thun ſteuern, da ſie mit ihren flinken Füßen jeder auflauernden Polizei ſchnell entrinnen? Ei nun da iſt gleich geholfen und zwar einfach durch den „Pelzmärte," der deßwegen auch in keiner der drei Knoyflinsnächte ausbleibt. Er kündigt ſich aber dießmal nicht mit der Schelle an und geht auch in kein Haus hinein. Eben ſo wenig trägt er eine bloße Gerte oder Ruthe, ſondern er hat vielmehr eine furchtbare Peitſche in der Hand, mit welcher er einen, der zehn Schritte von ihm entfernt iſt, treffen kann. Da bekommen dann die muthwilligen Burſche Reſpect und ſo bald es heißt „der Pelzmärte, der Pelzmärte," da rennt Alles über Hals und Kopf davon; er aber, — nun wie der Pelzmärte ſpringen kann, das iſt unbegreiflich! Mit zehn Sätzen hat er die Schlingel erreicht und nun läßt er ſeine Peitſche über ſie hinſauſen, daß ſie alsbald das Pater peccavi anſtimmen. Von ſelbſt verſteht es ſich übrigens, daß diejenigen Knaben, welche in der Ordnung bleiben und die heilige „Anklopfet" mit Decenz ausüben, von ihm in ihrem Treiben keineswegs beläſtigt werden, ſondern daß er an ihnen vorbeiſchleicht, als ob er ſie nicht ſähe; wehe aber denen, die ſich, um ſich vielleicht wegen irgend einer früher erfahrenen Unbill zu rächen, ſtatt der Erbſen oder Wicken, großer Bohnen oder gar kleiner Steinchen bedienen und nun ein förmliches Fenſtereinwerfen beginnen, denn mit ihnen ſpringt er nun, daß ihnen buchſtäblich Hören und Sehen vergeht.

Dieß iſt das zweite Auftreten des Pelzmärte, und daß durch ſolches ſein Name noch weit gefürchteter wird, als durch das erſte, kann man ſich wohl denken. Merkwürdiger Weiſe übrigens heißen ihn die Buben jetzt nicht mehr blos „Pelzmärte," ſondern eben ſo häufig auch „Schante Klaas," was wohl nichts anderes iſt, als eine Schwabiſirung des Worts „Sanct Nicolaus."

Der Polymärte.



Das Feſt dieſes Heiligen nemlich fällt ebenfalls in dieſe Jahreszeit (auf den ſechsten Dezember) und da derſelbe, ſo lange er lebte, ſo ziemlich die nemlichen Functionen verſah, wie der heilige Martin, d. h. da er ebenfalls für die böſen Kinder als Schreckbild diente, ſo läßt es ſich wohl denken, wie man dieſe beiden „Butzenmänner“ mit der Zeit mit einander verwechſelte. Dachte man ſich ja doch von jeher den „Schante Klaas“ ebenfalls als einen in Pelz vermummten Kameraden mit ſchwarz-ruſſigem Geſicht und einer Ruthe oder Peitſche in den Händen, gerade wie den Pelzmärte! Ja waren ſie doch beide beim rechten Licht betrachtet nichts anderes, als eine Verkörperung des „Knechts Ruprecht,“ der eigentlich nicht Ruprecht, ſondern „Hruodperaht“ heißt und mit dem altdeutſchen Gott Wodan oder Odin in naher Verwandtſchaft ſteht! Doch wir wollen uns nicht in gelehrte Abhandlungen einlaſſen, ſondern es genügt uns zu conſtatiren, daß der „Schante Klaas,“ der in den drei Klöpflinsnächten auftritt, in den Augen meiner Landsleute mit dem „Pelzmärte“ an Martini eine und dieſelbe Perſönlichkeit iſt; nur wird in den katholiſchen Gegenden der Name „Schante Klaas“ mehr vorgezogen, während unter den Proteſtanten der „Pelzmärte“ einen größeren Credit hat. Allein — laſſen wir alles dieß, und ſehen wir lieber nach dem dritten und letzten Actus, in welchem der beſagte Heilige im Schwabenlande ſeine Aufwartung macht. Dieß geſchieht regelmäßig am Vorabend der Chriſtfeſtbeſcheerung oder auch am letzten Donnerſtagabend vor Weihnachten und ſeine Ausſtaffirung iſt ganz dieſelbe wie früher an Martini. Allein — merkwürdig, dießmal kommt er nicht allein, ſondern er hat eine Begleiterin bei ſich, und zwar eine Begleiterin, die ſo wenig einem irdiſchen Weſen gleicht, daß ſie vielmehr direct aus dem Himmel herabgekommen ſcheint. Sie trägt nemlich ein ſchneeweißes Gewand, das ihr bis über die Knöchel reicht, und auf ihrem Haupte ſitzt eine Goldkrone, ſo vom feinſten Goldpapier

geſchnitzelt wurde; ihr Geſicht aber, in welchem Milch und Blut ſich den Rang ſtreitig machen, iſt von hellen Locken umrahmt, gerade wie man die heilige Maria zu malen pflegt. Natürlich übrigens; denn die himmliſche Geſtalt ſoll wirklich die Mutter Chriſti vorſtellen oder wenigſtens einen Engel von ähnlicher Huld und Güte! Doch warum iſt der ſchreckliche Pelzmärte dießmal von einer ſolch' lieblichen Erſcheinung begleitet? Ei nun, er kommt ja ſeiner Martini-Ankündigung gemäß, um die Kinder zu prüfen, ob ſie Fortſchritte gemacht haben und würdig ſeien, vom Chriſtkindlein eine Beſcheerung zu erhalten; würden aber, wenn er dieſe Prüfung „ſelbſt" vornähme, des großen Schreckens wegen, der von ihm ausgeht, nur Zehn unter Hunderten ihm eine Antwort zu geben vermögen? Der zarte Engel dagegen flößt den Kindern ungemeines Zutrauen ein, und wenn dieſer ſie an ſeine Seite ruft, um ſie im Leſen, im Beten und im Sprüche-herſagen abzuhören, ſo ſind ſie keineswegs confus im Kopfe, ſondern löſen ihre Aufgabe zur allgemeinen Zufriedenheit. Ja ſelbſt der „Schante Klaas" oder „Pelzmärte" kann jetzt nichts mehr an ihnen ausſetzen, ſondern wirft vielmehr aufs Freigebigſte mit ſeinen Nüſſen um ſich und verſpricht Jedwedem aus freien Stücken, daß das Chriſtkindlein den andern Tag nicht ausbleiben werde! Nun aber natürlich überwindet der Jubel ſogar die Angſt vor dem ſchrecklichen Butzenmann und wenig fehlte, die Kinder würden ihn umarmen oder gar küſſen trotz ſeines ruſſigten Antlitzes.

Das ſind die drei Actus, in denen der Pelzmärte im Schwabenlande aufzutreten pflegt; ſowie jedoch Weihnachten herangekommen, verſchwindet er auf volle zehn Monate lang, denn vor dem eilften November ſieht man ihn nicht wieder. Aber wer iſts denn, der den Pelzmärte vorſtellt? Je nun, gewöhnlich einer der ledigen Burſche und zwar derjenige, welcher als der beſte Poſſenreißer und zugleich als der flinkſte Geſelle

im Dorfe bekannt iſt. Ob er aber reich oder arm, darauf kommts nicht im Geringſten an, da ihn die Bauerweiber, welchen an der Zähmung ihrer Kinder etwas gelegen iſt, von Herzen gerne mit allem Nöthigen, beſonders mit Nüſſen, Aepfeln, dürren Zwetſchgen u. ſ. w. verſehen. Zu arg übrigens darf er's nicht treiben, denn man hat Beiſpiele, daß ſchwachnervige Kinder vor Schrecken über ſeine Erſcheinung Krämpfe bekamen und dann nachher die fallende Sucht nicht mehr loswurden. Dagegen aber, ob eine andere Geſchichte, die man ſich erzählt, nemlich die, daß ein Bauernweib ihren Buben, um ihn einzuſchüchtern, vor die Thüre hinausgehalten habe mit den Worten: „Da Pelzmärte, nimm ihn, den böſen Schlingel," und daß dann auf einmal der Bube ihren Händen von einer überirdiſchen Macht entriſſen und in die Lüfte entführt worden ſei, woſelbſt ſie ihn noch lange habe ſchreien hören, bis ihn der Böſe endlich zerriſſen, — ob dieſe Geſchichte wahr iſt, kann ich mit gutem Gewiſſen nicht behaupten.

37.

Der Königsſtraßenlöwe.

Der Königsſtraßenlöwe führt dieſen Namen, weil er tagtäglich etliche Stunden in der Königsſtraße zu Stuttgart auf- und abpromenirt und weil er den andern Männern gegenüber das iſt, was der Löwe gegenüber den anderen Thieren. Eigentlich könnte man ihn auch „die Königsſtraßenſonne“ heißen, denn er leuchtet dort wie die Sonne unter den Planeten, und iſt jedenfalls erſt am achten Tage der Schöpfung in einer Extraſitzung creirt worden.

Wie alt er iſt, ob fünfundzwanzig, oder dreißig, oder gar vierzig kann ich leider nicht angeben, und zwar einfach deßwegen, weil er nie älter wird, als er geſtern oder vorgeſtern oder auch vor einem Jahre war. Ebenſo unnennbar wie ſein Alter iſt ſeine Taille; ja dieſe iſt ſogar undenkbar, denn ſie geht über alle Begriffe. Um ſo ſicherer dagegen ſcheint es, daß ſein prächtiger Frockrock über der Bruſt, ſowie ſein Beinkleid da, wo ſonſt die Waden ſitzen, etwelche Watte erhalten hat und als ganz zweifellos kann es gelten, daß ſein Athem wenigſtens zur Hälfte dem echten Eau de Cologne ſein Daſein zu verdanken hat. Im linken Auge trägt er ſtets einen „Zwicker“, vermittelſt deſſen er mit großer Verachtung auf die übrige Welt herabſieht, und über den Lippen thront ein Schnurrbart, wie kein anderer Menſch in der Welt einen beſitzt; ſein ganzes Ausſehen aber iſt der Art, daß ein fremder Dandy unwillkürlich ſtehen bleibt und ausruft: „exquiſit auf Parole!“

„Allein", d. h. ohne einen Freund, mit dem er Arm in Arm geht, ſieht man ihn nie, und natürlich muß dieſer Freund ebenfalls ein Löwe oder doch ein Offizier ſein, der mit dem Säbel raſſelt. Am liebſten ſind ihm fremde Uniformen, die etwas in die Augen fallen, z. B. ein öſterreichiſcher Lieutenant oder ein preußiſcher Jäger; am allerliebſten aber hat er Grafen und Fürſten, ſelbſt wenn ſie keine regierenden ſind. Ach welches Glück, mit einer Erlaucht oder gar Durchlaucht Arm in Arm geſehen worden zu ſein, — das verbreitet ja einen eigenen Glorienſchein! Welchem Stand er übrigens ſelbſt angehört, kann ich unmöglich ſagen, da er hievon nicht gerne ſpricht, und ſomit iſt er möglicherweiſe ein ganz gewöhnlicher Civildiener, wie z. B. ein Forttaſſiſtent, oder ein Aktuar, oder ein Poſtſecretär und was dergleichen mehr iſt; allein ſein Auftreten weckt den Glauben, daß er ein Mann von Stande ſei, der ſelbſt in hohen Kreiſen Zutritt findet, und dieſen Glauben ſucht er um jeden Preis beim Publikum aufrecht zu erhalten.

Bekanntſchaften hat er unendlich viele, namentlich unter der Damenwelt, und „Schönheiten" gibts eigentlich gar keine, mit denen er nicht aufs genaueſte liirt wäre. Seines formellen Grußes auf öffentlicher Straße jedoch würdigt er nur die Vornehmeren, während er den Uebrigen auf eine Weiſe ins Geſicht ſtarrt, als ob er ſie zu jeglicher Stunde des Tages beſuchen dürfte. Noch weniger gnädig benimmt er ſich gegen die Männerwelt, denn die Meiſten überſieht er gänzlich und thut, als ob ſie für ihn gar nicht auf der Welt wären. Ja die Bürger und Handwerksleute betrachtet er ſo zu ſagen als ſeine „Kronbauern", die nur dazu geſchaffen wurden, um ihm zu Dienſten zu ſein, und hieher ſind beſonders die Schneider zu rechnen, in deren Büchern ſein Name ſtets ein paar Folioſeiten einnimmt.

Ob er Verſtand hat, weiß ich nicht, aber jedenfalls glaubt ers ſelbſt, und darum macht er auch ſehr viel „in Satire",

d. h. er ſchneidet ein Geſicht, als ob die übrige Menſchheit nur zu ſeinem Zeitvertreib da wäre. Eben ſo wenig iſt mir bekannt, ob er ein großes Vermögen beſitzt oder gar von ſeinen Revenuen lebt. Dagegen iſt ſicher, daß er viel Geld ausgibt, wie ihn denn z. B. ſeine Handſchuhe allein jährlich mehr koſten, als einen anderen anſtändigen Menſchen ſein ganzer Anzug. Am großartigſten zeigt er ſich am Pferdsmarkte, und da hat er denn auch wirklich Gelegenheit, ſich in ſeinem ganzen Glanze zu produciren. An dieſem Tage nemlich eilt er — natürlich in Begleitung von Cavallerieofficieren — von einem Stall zum andern, um die darin ſtehenden Luxuspferde zu beſichtigen und in ſeiner blaſirten Miene liegt ein gewiſſes Etwas, das verkündet, er habe über Millionen zu gebieten. Ja er thut, als ob er die ganze Welt auskaufen wollte, und auf den Preis kommts ihm gar nicht an; allein ſchließlich beſinnt er ſich doch eines Beſſeren und erhandelt gar nichts, denn — kein Gaul war ihm ſchön genug!

Verheirathet iſt der Königslöwe nie, aber alle Damen ſeufzen nach ihm. Deßwegen ſpielt er auch auf allen nobleren Bällen eine Hauptrolle, und — wenn er nur zugreifen wollte! Doch nein, er würde zu viele Herzen brechen, wenn er Eine auserläſe, und darum wartet er noch eine Weile, ſich damit begnügend, ſeinen Freunden von den charmanten Geburtstags-, Neujahrs- und Chriſttagspräſenten zu erzählen, die er von ſchöner Hand empfangen. Zu ſeiner Ehre müſſen wir übrigens geſtehen, daß er nie einen Namen nennt und ſogar nicht einmal die Präſente zeigt. Nicht aber etwa deßwegen weil er keine erhalten hätte, ſondern blos damit bramarbaſirte; — nein, Gott bewahre, ſondern verſchwiegen muß man ſein und kein Seelenmenſch darf erfahren, welche Damen ihm hold ſind.

Iſt er nicht zu beneiden, der Königsſtraßenlöwe?

38.

Der Oberländer Bauer.

Der Oberländer Bauer ſpricht eine Sprache, die zwiſchen dem Stuttgarteriſchen und Zürcheriſchen mitten inne hält. Er iſt groß gewachſen, ſtark gebaut, ſieht blühend aus, ißt gern Fleiſch und trinkt noch gerner Bier.

Vom Weinbau weiß der Oberſchwabe nichts, natürlich denjenigen ausgenommen, welcher „am See“ wohnt, d. h. am Bodenſee. Doch auch hier will die Weinrebencultur nicht viel behagen, da gewöhnlich nur ein „Saurampfer“ erzeugt wird, oder auch ein „Dreimännerwein“, bei deſſen Genuß zwei den dritten halten müſſen, daß ihm das Getränke den Magen nicht zerreißt. Dagegen aber beſitzt der Bauer im Oberlande eine Menge von Aeckern, und Frucht wächst auf ihnen im Ueberfluß, und alle Wochen fährt er nach Ulm, oder Biberach, oder Leutkirch, oder Ehingen, oder Ravensburg, oder wie die Stadt ſonſt heißen mag, und verkauft von dem, was er zu viel hat, und das Geld ſteckt er in ſeine große lederne Gurte, die er um den Leib geſchnallt hat, und ſetzt ſich dann ins Wirthshaus, und läßt ſichs wohl ſein und den Knecht allein nach Hauſe fahren. Er ſelbſt jedoch geht auch nicht zu Fuß, wenn es ſich ſpäter ums Heimgehen handelt, ſondern er hat ſein eigenes Wägelchen bei ſich, ein leichtes Wägelchen mit einer Deichſel und einem Pferde daran oder gar ein einſpänniges Chaiſchen mit Spritzleder und Regendach, denn warum ſollte er auch zu Fuße gehen, da doch in ſeinem Stalle ein halb Dutzend Pferde ſtehen, die alle ihm gehören?

Der Oberſchwabe iſt ſehr gutmüthig, wenn auch mitunter ein bischen derb. Die Derbheit liegt aber nur in der Sprache, denn das Herz hat er auf dem rechten Fleck. Er drückt dir die Hand, daß du ſchreien möchteſt, allein du darfſt dich auf ſeinen Handſchlag verlaſſen. Er iſt nicht ſchnell reſolvirt, doch wenn er ſich einmal zu etwas entſchloſſen hat, ſo bleibts auch dabei. Er lebt gar gut, und liebt die Kartoffeln ſowie das Waſſer gleich wenig. Warum ſollte er auch nicht? Hat er doch Schweine im Stalle und Frucht auf dem Speicher, und das Bier iſt auch nicht theuer! Seine Hauptliebhaberei übrigens ſind Sauerkraut, Spätzlen und Speck und er würde ihrer nicht müde, ſelbſt wenn man ſie ihm alle Tage auftiſchte. Nächſt dieſer Liebhaberei hat er die des Wirthshausgehens, und wenn er reich iſt, verſäumet er es nicht, dieſelbe ganz gründlich zu befriedigen. Wenn er übrigens dorthin geht, ſo trinkt er nicht blos Bier, ſondern auch Wein, und wenn er Wein trinkt, ſo trinkt er keinen ſchlechten, ſchon aus dem Grunde, weil es keinen ſchlechten gibt. Der Wein kommt nemlich vom Unterlande, und wer wäre ſo thöricht, eine geringe Sorte den weiten Weg hinaufzuführen, da ja der Fuhrlohn ſo viel beträgt, als der Wein ſelbſt? Ein Ding darf übrigens beim Weintrinken nicht fehlen und dieſes Ding iſt das Rauchen. Darum bringt auch ein echter Oberländer die Pfeife nur ſelten aus dem Munde, und in neueſter Zeit hat er ſich ſogar noch die Cigarre angewöhnt.

Was ſeine Exiſtenzmittel anbelangt, ſo iſt er entweder Hofbauer, oder Kleinbauer, oder Taglöhner. Als Hofbauer iſt er ein großer Herr, ſo eine Art Edelmann, denn wie ein Majoratsherr überläßt er ſein Gut nur dem älteſten Söhne, und dieſer muß dann für die übrigen jüngern Geſchwiſter als Pater familias ſorgen. Etwas weniger großartig ſteht der Kleinbauer da, allein ſogar der Taglöhner hats immer noch beſſer, als ein Unterſchwabe mit zwei Morgen Weinberg.

Der Oberſchwabe fängt nicht leicht Händel an, wenn er aber einmal angefangen hat, ſo gehts ſelten ohne Blutvergießen ab. Es kommt ihm nemlich nicht darauf an, ſein Fangmeſſer zu ziehen und dem Andern eines zu verſetzen, wenns dieſem auch ans Leben ginge. Doch kommt ſo was nur vor, wenn ihn der Teufel der Eiferſucht reitet, aber leider reitet er ihn nicht ſelten.

Weithin kenntlich iſt der Oberſchwabe an den Knöpfen ſeiner Weſte, denn dieſe müſſen ſtets von Silber ſein. Gewöhnliches Silber aber genügt ihm nicht, ſondern er verlangt geprägtes und zwar zieht er die öſterreichiſchen Sechsbätzner, an welche der Silberarbeiter einen Henkel gemacht hat, jeder anderen Münzſorte vor.

39.

Die alte Jungfer.

Wie alt eine alte Jungfer in Schwaben wird, kann ich nicht ſagen; das aber weiß ich, daß ſie in ihrem neunundzwanzigſten Jahre ein ganzes Decennium ſtehen bleibt, bis ſie zugibt, dreißig zu ſein. Auch thut ſie noch lange nachher in der Anordnung ihres Anzugs ſehr jugendlich und widmet beſonders ihrem Kopfputz ſowie dem Faltenwurfe ihres Bruſthalstuches eine beſondere Sorgfalt.

Mit Frauen geht ſie nicht gerne um, noch weniger mit jungen Fräuleins. Die Letzteren ſind Kinder, die ſich wie Erwachſene betrachten wollen, und die man deshalb über die Achſel anſehen muß. Die Frauen aber — die haben ſo etwas Anmaßendes, Stolzes, Herablaſſendes, ſo Etwas, wie wenn ſie mit ihrem Frauenthum ſich brüſteten!

Ihr liebſter Umgang ſind die Männer, und zwar Männer aller Art, Junggeſellen und Verheirathete, Alte und Junge, am liebſten aber Jünglinge von achtzehn bis zwanzig Jahren. Gegen dieſe iſt ſie ſchmachtend; und ſie hat etwas Anziehendes, eine ſchmachtende Vierzigerin, oder vielmehr eine vierzig Jahre lange Schmachterin. Nicht aber, als ob ſie mannsſüchtig wäre! Gott behüte! Sie hätte ſehr oft heirathen, recht gute und angenehme Parthien machen können; aber ſie wollte nicht, partout nicht: denn ſie kann die Männer nicht leiden, weil ſie alle falſch ſind, alle keinen rothen Heller werth.

Nächſt den Männern liebt ſie Katzen und Hunde. Es gibt

keine wahrhaft alte Jungfer, die nicht eine Katze oder einen Hund beſäße. Sie muß doch Jemand haben, den ſie ſtreicheln kann und küſſen und liebkoſen und zanken! Um ſo weniger iſt ſie kleinen Kindern zugethan, ich meine Kinder von einem halben bis zu drei Jahren. Früher als junges Mädchen hatte ſie dieſelben ſehr gerne und beſonders in Gegenwart heirathsfähiger Männer that ſie ganz närriſch mit ihnen, ſo närriſch, als nur eine junge Frau mit ihrem Erſtgebornen thun kann. Vielleicht wollte ſie den Herren begreiflich machen, was ſie für eine Frau abgeben würde. Aber nunmehr läßt ſie das. Wer kann auch ſolch ein armes Geſchöpf nur berühren, ohne zu ſeufzen! Du lieber Gott, wie viel Ungemach muß es noch ausſtehen, bis es ſo alt wird, wie ſie! Woher aber kommt das? Natürlich von der ſchlechten Erziehung, denn die Mütter jetziger Zeit verſtehen von dem Allem gar nichts. Hätte ſie das zu beſorgen, d. h. wäre ſie Mutter und gehörten ihr die Kinder, ſo wäre es freilich etwas Anderes!

Eine alte Jungfer iſt immer etwas mehr oder weniger gelblichen Geſichts, allein dieß rührt keineswegs von Neid oder Zorn her. Wen ſollte ſie denn beneiden? Zwar iſt es immer unangenehm, es mit anſehen zu müſſen, wenn in einer Geſellſchaft, wo ſie offenbar die geiſtreichſte iſt, der oder jener Herr ſich zu dem oder jenem Laffengeſicht von einem jungen Mädchen wendet, ohne auf ſie zu achten; es iſt ſehr unangenehm, von ſich glauben laſſen zu müſſen, man habe nicht geheirathet, weil man nicht habe heirathen können, und man ſei jetzt nicht mehr heirathsfähig, weil man zu alt dazu ſei; es iſt äußerſt unangenehm, ruhig zuſehen zu müſſen, wie ſo Milchſuppen-Geſichter, die nicht einmal vier mal fünf zählen können, mir Nichts dir Nichts in den heiligen Eheſtand mit Männern treten, welche doch ganz andere, d. h. ältere Parthien hätten treffen können; das Alles iſt ſehr unangenehm, aber wer wird denn glauben, daß eine alte

Jungfer ſich dergleichen anfechten laſſe? Dazu iſt ſie viel zu gebildet, und hat viel zu viel Verſtand!

Eine alte Jungfer lieſt ziemlich viel und macht ſich nicht wenig Gedanken; im Sprechen aber übertrifft ſie das Leſen und Denken ums doppelte. Hiefür kann ſie jedoch nichts, denn ſie iſt dazu gezwungen. Zu Hauſe nemlich hat ſie nicht viel zu thun, alſo geht ſie aus. Warum auch nicht, da man ſie überall mit Sehnſucht erwartet? Denn, lieber Leſer, das iſt pure Verläumdung, daß manchmal junge Mädchen, Frauen und Herren vor ihr durchgehen, wenn ſie ſie kommen ſehen. Im Gegentheil man kann keine Viſite halten ohne ſie. Sie allein erfährt ja Alles, ſie weiß Alles, ſie kann Alles erzählen; ja ſie iſt eine perſonificirte Stadtneuigkeit. Wer geſtorben iſt, wer geheirathet hat, wer angeſtellt wurde, wer eine Erbſchaft that, das iſt ihr ohnehin bekannt; aber ſie weiß auch, wer ſich etwas hat zu Schulden kommen laſſen, ſie weiß, welchem Mädchen man etwas nachſagt, oder ſchon nachgeſagt hat, oder noch nachſagen könnte, und ſie iſt eine abgeſagte Feindin aller Verirrungen des weiblichen Geſchlechts. Darum wird auch alſobald der Stab gebrochen, und der Verbrecherin vor die Füße geworfen. Iſt ſie doch ſicher, daß man ihr ſelbſt für ihre Perſon nichts mehr dergleichen nachſagt! Und wenn es der Fall wäre, wäre das nicht ein Beweis, daß ſie keine alte Jungfer iſt, ſondern eine junge anziehende Perſon?

Am verhaßteſten iſt ihr eine andere alte Jungfer. Solch eine geſchwätzige, maulfertige, herriſche, neidiſche, mannsſüchtige, geſcheidtthuende und widerwärtige Perſon, wie dieſe, hat ſie in ihrem Leben nicht kennen gelernt! Aber ſie iſt doch ihre liebe Freundin; ja ſie unterhält ſich ſtundenlang mit ihr, und thut artig und freundlich über die Maßen, aber nur um nachher deſto ärger zu ſchimpfen und kein gutes Haar an ihr zu laſſen.

Warum ſollte ſie auch anders handeln? Sie weiß ja, daß die Andere es gerade ebenſo macht!

Alte Jungfern gibt es in jedem Landſtädtchen zum mindeſten ein Paar Dutzend und in den größern Städten noch viel mehr: im Ganzen genommen aber im guten Königreich Württemberg über 30,000. Alſo heirathet, ihr jungen Männer, damit dieſes Uebel nicht noch weiter greife!

40.

Der Oberamtmann.

Der Oberamtmann iſt der erſte Mann ſeines Bezirkes, aber früher war er noch mehr.

Früher nemlich war er nicht blos der erſte Mann und der erſte Beamte, ſondern er war der Beherrſcher ſeines Oberamts, der Herr und König deſſelben, mit derſelben Machtvollkommenheit wie ein Paſcha in der Türkei. Damals waren's noch goldene Zeiten, denn damals hatte man Verwaltung und Juſtiz noch nicht getrennt, ſondern der Oberamtmann führte den Richterſtab ſo gut als die Polizeioberherrſchaft. Ja alle Gewalt war in ſeiner Hand vereinigt und wenn der Herzog von Württemberg ſich nichts um den Kaiſer bekümmerte, ſo bekümmerte er ſich nichts um den Herzog. Wenn nur die nöthigen Steuern eingetrieben wurden, was lag der Regierung daran, „wie" ſie eingetrieben wurden? Darum ging auch alles nach Recht und Billigkeit, d. h. nach dem Recht, das der Oberamtmann für billig fand. Wenn ein armes Bäuerlein kam und einen Prozeß anfangen wollte, oder nach dem Endurtheil eines angefangenen ſich befragte, ſo mußte es alle Taſchen voll bringen, nemlich voll Schmieralien, d. h. voll Geldes und Geldeswerth, und dann wurde der geſtrenge Herr, der im ſeidenen Schlafrocke in ſeinem Sorgenſeſſel thronte, wie der Pabſt auf ſeinem goldenen Stuhle, und eine gewichtige Gerechtigkeitsmiene ſchnitt, wie ein Janitſcharenaga mit drei Roßſchweifen, ganz geſchmeidig, ſo geſchmeidig als altes Leder, wenn man es mit Thran oder Schweineſchmalz einſchmiert.

Kam aber der Bittſteller „leer", und es war keine Hoffnung, auch künftig etwas von ihm zu erlangen, da fand er meiſt kein geneigt Gehör und wurde ſchnell ab und zur Ruh verwieſen. Wollte nun vielleicht der Bauer nicht gehen und ſtützte ſich muthig auf ſeine gerechte Sache, da wurde der Oberamtmann zornig und ergriff nicht ſelten die Peitſche und ließ ſie dem armen Gerechtigkeitsluſtigen um die Ohren ſauſen, daß er ſich gerne geduldete. Wollte er ſich aber auch jetzt noch nicht geduldeu, ſondern gar noch weiter klagen bei einer höhern Behörde, da kam er ſchön an. Er wurde ſtets abgewieſen, denn der Herr Oberamtmann hatte ſchon deßwegen Recht, weil er Oberamtmann war. Kam jedoch einmal der Fall vor, unter tauſend Fällen der erſte, daß der Kläger Recht behielt, ſo ſchrieb ſich's der Oberamtmann hinter die Ohren und ſagte zu ſich ſelbſt: „warte nur, du Hund; komm' ſpäter einmal nur von weitem in meine Gewalt, und ich will dir's einträuken; einſperren laſſe ich dich dann bis du ſchwarz wirſt und bis dir das Appelliren für immer und ewig vergeht!" So ſprach der geſtrenge Herr Oberamtmann und — daß er Wort hielt, darauf darf man ſich verlaſſen.

Jetzt iſt's freilich ganz anders, leider Gottes ganz anders! Der geſtrenge Herr iſt nemlich nicht mehr zugleich Richter, Polizeibeamter und Paſcha, ſondern er mußte den wichtigſten Theil ſeines Amtes abtreten an den Oberamtsrichter, der nun ſogar den Vortritt hat vor ihm, wenn ſie „zuſammen" als Beamte auftreten genöthigt ſind. Trotzdem aber hat er jetzt mehr zu ſchaffen, denn je, und — er iſt in der That erſchrecklich geplagt, der gute Mann. Ein Aktuar, ein Reviſionsaktuar, zwei Schreiber und ein Copiſt ſind alle thätig für ihn, und doch weiß er kaum auszukommen, wenn man ihn hört. Das Bauernvolk in ſeinem Bezirke ſteht eben leider Gottes immer noch auf einer ſehr niederen Culturſtufe und kann ſich nicht blos nicht ſelbſt regieren, ſondern muß ſogar meiſtentheils — nach ſeiner Meinung — mit

dem Stangenzaum geritten werden. Ordnung muß ſein, muſterhafte Ordnung, aber um ſolche Ordnung zu erhalten, hilf Himmel, wie viel gibt es da nicht zu thun? Komme ihm aber jetzt Einer mit einem Präſente, das wie Beſtechung klingen ſoll, ha, wie wird er den abweiſen! Gnädig verfährt er in ſolch' einem Falle noch mit dir, wenn er dir nur eine lange Strafpredigt hält von Geſetz, Inſtruktion, Verantwortlichkeit, Norm, Praxis und wie dergleichen Schlagwörter heißen. Das Hauptſchlagwort aber iſt das Wort „Gerechtigkeit", denn der Oberamtmann will jetzt nur Gerechtigkeit für jeden. Darum wird auch in unſeren Zeiten in einer Kanzlei mehr Papier verſchrieben, als früher in allen Oberämtern zuſammen, dieweil ja die Gerechtigkeit ſich, wie jedermänniglich weiß, auf dem Papier am beſten ausnimmt.

Der Oberamtmann war früher grob gegen Alle, die unter ihm ſtanden, ſtolz gegen die, ſo ihm gleich waren, devot gegen die höheren Behörden. Jetzt iſt er höflich gegen Jedermann, nur nicht gegen Arreſtanten und Vaganten, ſowie hie und da auch nicht gegen andere Leute! Widerſpruch nemlich kann er nicht leicht ertragen und wenn derſelbe gar von einem Schultheißen ſeines Bezirks ausgehen ſollte, dann wäre er im Stande, ein bischen ſehr heftig zu werden. Eben ſo wenig liebt er es, wenn „die Geſellſchaft", d. h. die Höchſtgeſtellten in ſeinem Bezirke, ihn nicht als ihren naturgemäßen und ſelbſtverſtändlichen Präſidenten betrachten. Die Präfekten in Frankreich haben ja auch ſolche Vorrechte, warum ſollte man alſo ihm nicht mit demſelben Maße meſſen? Dieſe kleinen Anſprüche übrigens abgerechnet iſt er der liebenswürdigſte Menſch von der Welt und hält es ſogar nicht unter ſeiner Würde, einen einfachen Landpfarrer faſt wie Seinesgleichen zu behandeln.

Zwei Dinge machen dem Oberamtmann unſerer Tage beſonders viel Arbeit, eine Schultheißenwahl und eine Abgeordnetenwahl. Zum Glück übrigens kommen derlei Wahlen nicht oft

vor, denn ſonſt wäre er der Geplagteſte unter allen Staatsdienern und würde ſeine Kräfte ſchon in kurzer Zeit aufreiben. Wenn nemlich in einem ſeiner Dörfer, weil der Altſchultheiß geſtorben, ein neuer Ortsvorſteher creirt werden muß, ſo liegt es doch ſowohl in ſeinem Intereſſe als in ſeiner Pflicht, darauf zu ſehen, daß nicht etwa ein dummer grober Bengel gewählt werde, der vom Amte gar nichts verſteht und noch weniger kann er's zugeben, daß ein biſſiger, ſchmutziger, demagogiſch zugeſtutzter Schreiber aus der Urne hervorgehe, mit dem er Jahraus Jahrein in Fehde liegen müßte. Da gilts alſo den Bauern den Gehirnkaſten zu öffnen, damit ſie einſehen, was ſie zu ihrem Beſten zu thun nöthig haben, denn natürlich auf andere Weiſe und durch andere Mittel, als durch bloße „Aufklärung“ die Wahl zu leiten oder dieſelbe gar zu „beherrſchen“, das ginge gegen den Gerechtigkeitsſinn des Herrn Oberbeamten. Mit weit größeren Schwierigkeiten jedoch hat er zu kämpfen, wenn, wie es alle ſechs Jahre zu geſchehen pflegt, von ſeinem Bezirk ein Delegirter in die Abgeordnetenkammer gewählt werden muß, und es gibt dann ſo viel zu thun für ihn, daß es gut für ihn wäre, wenn er ſich verdoppeln oder gar vervielfältigen könnte. Es ereignet ſich nemlich im Schwabenlande gewöhnlich, daß in jeder Oberamtei verſchiedene Candidaten zu der Abgeordnetenſtelle auftreten, und von dieſen Candidaten iſt natürlich der Eine der Regierung genehmer als der Andere, einfach deßwegen, weil ſich's mit einer „gefügigen“ Kammer beſſer regieren läßt, als mit einer „widerborſtigen“. Was wird nun aber vom Oberamtmann erwartet? Ei nun, daß er ſeinen Bezirk loyal genug erzogen habe, um die Wahl eines Widerborſtigen unmöglich zu machen. Hilf Himmel was müßte der Miniſter von ihm denken, wenn ein „antiminiſterieller“ Candidat durchgeſetzt würde! Solchem Uebel muß alſo um jeden Preis vorgebeugt werden und zum Glück kann mans, weil ja dem Oberamtmann ein ganzer Stab zu Gebot ſteht,

gerade wie einem General. Da hat man zum ersten den Oberamtspfleger, den Oberamtswagmeister, den Oberamtsfeuerschauer und wie diese oberbeamtlichen Unterbeamten alle heißen; da hat man ferner alle Schultheißen und Bürgermeister, die Kaminfeger und sonstigen Rußigen auch nicht zu vergessen; da hat man endlich das ganze Heer der Gensdarmen, mit denen man doch sicherlich auch etwas ausrichten und namentlich mißliebige Stimmabgaben verhindern kann. Aber — halt, nein, Gott sei uns gnädig, das darf nicht sein! Der erste Grundsatz des Oberamtmanns unserer Tage ist ja Gerechtigkeitssinn und Unparteilichkeit. Er könnte wohl durch seine Untergebenen, wenn er diese drücken wollte, das Schlachtfeld beherrschen, aber er thuts nicht, nein, um keinen Preis thut ers. Die oppositionelle Presse, diese schmachvolle Erfindung der Neuzeit, soll die Freude nicht erleben, ihm vorwerfen zu können, daß er als Wahlagitator aufgetreten sei. Im Gegentheil ist es sein oberster Grundsatz, „über" den Parteien zu stehen, und darum sorgt er auch dafür, daß jeder Wähler Gelegenheit habe, seine Stimme ganz nach seinem Gusto abzugeben; wenn aber dann die Gensdarmen, die Kaminfeger, die Schultheißen, die Oberamtsfeuerschauer und die übrigen Freunde der Regierung „aus freien Stücken" ihre Ueberredungskraft an den Wählern probiren, ei nun natürlich, dann wird ers ihnen nicht wehren, denn die andere Partei thut ja auch das ihrige.

Die liebsten Tage im Jahre sind dem Oberamtmann die, an welchen ihn seine Dienstpflicht in eines seiner Dörfer hinausführt, nicht wegen der lumpigten Diäten von sechs Gulden, sondern weil er dann Gelegenheit hat, für das Volkswohl zu sorgen; als allerliebster Tag aber gilt ihm des Königs Geburtstag, an welchem alljährlich in jeder Oberamtsstadt Schwabenlands ein großes Festessen, das sogenannte Königsessen veranstaltet wird. Da glänzt er, der Oberamtmann, denn er sitzt oben an der Tafel

und er ist es, der den Toast auf den Landesvater ausbringt! Doch so unendlich glücklich er sich auch an diesem Tage fühlt, so gibts trotzdem noch einen andern, an welchem sein Glück einen noch höheren, den aller-allerhöchsten Grad erreicht. Und was ist dieß für ein Tag? Ei nun natürlich derjenige, an dem er den Kronorden bekommt. Leider jedoch erleben nicht alle Oberamtleute diesen Tag.

Früher trug der Oberamtmann einen dicken Stock mit großem goldenem Knopfe, jetzt trägt er einen Frack und Glacéhandschuhe.

41.

Die Spinnſtube.

In jedem ſchwäbiſchen Dorfe gibt's eine „Spinnſtube", oder wenn man etwas vornehmer ſprechen will, einen „Lichtkarz." Abends nemlich im Winter, wenn das Nachteſſen verzehrt iſt, und wenn's nichts mehr zu thun gibt im Stall oder in der Scheuer, dann nehmen die ledigen Mädchen ihre Kunkeln und gehen zur Frau Nachbarin, die eine große Stube hat und umſonſt einheizt und umſonſt Licht gibt, und bleiben dort oft bis zwölf oder zwei Uhr des Nachts und ſpinnen. Was iſt alſo natürlicher, als daß man ſolche Zuſammenkunftsörter „Spinnſtuben" oder „Lichtkarze" nennt, dieweil man ja daſelbſt bei angezündeten Lichtkerzen die Kunkel ſchnurren läßt?

Warum kommen nun aber die Mädchen in der Spinnſtube zuſammen? Könnten ſie denn nicht auch zu Hauſe ſpinnen, wobei ſie dann nicht nöthig hätten, bei Nacht und Nebel durch Schnee und Eis zur Nachbarin zu wandern? Ei ja wohl, aber wenn man des Bischen Spinnens wegen zu Hauſe einheizen und Licht herthun müßte, ſo würde das Spinnen wenig Nutzen bringen, und der Gulden käme auf achtzehn Batzen. Da iſt's doch ganz was anders bei der Nachbarin, denn da koſtet Licht und Wärme keinen Heller, und überdieß kommen dorthin die ledigen Burſche, um ihrem Schätzlein die Kunkel zu heben. „Die Kunkel heben, was ſoll denn das ſein?" Ei nun, das iſt eine ſchwäbiſche Ausdrucksweiſe und bedeutet ſo viel, daß jeder Burſch ſich in der Spinnſtube dicht neben ſein Mädchen ſetzt und ihr verliebte Worte

in's Ohr flüſtert, wobei es dann natürlich an derben Späſſen auch nicht fehlt, ſo wenig als an etwas Ordentlichem zur Stärkung des Magens. Mit leeren Händen nemlich kommen die Burſche nicht, ſondern jeder bringt etwas mit, beſteht dieß nun in Wein oder Moſt oder Nüſſen oder Fleiſchwaaren, und am meiſten davon, ſowie auch oft noch ein Stückchen Geld dazu, bekommt die Spinnſtubenhalterin, damit ſie ein Aug zudrücke, wenn's zuweilen ein bischen allzubunt durch einander geht. So ganz umſonſt alſo heizt eine Spinnſtubenhalterin, wie man ſieht, ihren Ofen doch nicht ein!

Solch' wichtige Rolle nun aber auch das „Kunkelheben" in einer Spinnſtube ſpielt, ſo iſt das „Patſchen", d. h. das Schwatzen und Erzählen, doch faſt eine noch größere Hauptſache, und hierin gibt die Frau Spinnſtubenhalterin ſtets den Ton an. Da wird denn erzählt, was im Orte vorgefallen iſt den Tag über, und man theilt ſich im tiefſten Vertrauen mit, was man dieſem oder jenem nachſagt. Alſo z. B. daß der Hausjörg zur Marienbärbel hineingeſtiegen, und daß dieſe nunmehr einen dickeren Leibesumfang habe, als ſie einen haben ſollte, oder daß der Vicar mit wankenden Füßen nach Hauſe gekommen und der Pfarrer darob geflucht habe, wie ein Heide. Kurz es iſt eine ärgere Klatſcherei, als in irgend einer Kaffeevisite der Stadt, und man läßt oft kein gutes Haar an den Abweſenden. Hat man aber auf dieſe Weiſe ſeiner Galle Luft gemacht, ſo geht's an's Erzählen, und nun erſt iſt man an der allergrößten Hauptſache einer Spinnſtube angekommen. Von was nemlich wird erzählt? Ei nun natürlich von den Geiſtern, denn eine Abendunterhaltung in einer Spinnſtube wäre gar nichts, wenn man nicht am Ende auf die Geiſter käme. Was iſt nun aber ein Geiſt? Ein Geiſt iſt ein Geſpenſt, und ein Geſpenſt iſt die Seele eines Abgeſchiedenen, aber keine unſichtbare Seele, ſondern eine ſichtbare, denn ſie muß zu ihrer Strafe und Qual eine beſtimmte Zeit auf dieſer Erde herum-

wandeln. Ebendarum gibt es auch keine guten Geister, sondern lauter schlimme, oder wenigstens solche, die etwas Schlimmes gethan haben, und selbst als abgeschiedene Seelen noch zu allem Bösen geneigt sind. Aus welchem Grunde müßten die Kerls sonst auch „laufen?“ Entweder hat Einer ein Verbrechen begangen, das allzugroß erscheint, als daß es Gott sogleich verzeihen könnte, oder wurde das Verbrechen „heimlich“ begangen, so daß es gar nicht vor die weltlichen Gerichte kam, oder endlich that Einer etwas, das zwar an sich schlecht genug ist, auf das aber die Gesetzgebung keine Buße gesetzt hat. So muß z. B. ein reicher Filz, der dem Armen sein wenig Hab und Gut abzwackte, um nur allein sich selbst gütlich damit zu thun, oder ein Amtmann, der die Bauern schindete, daß sie die Lasten kaum erschwingen konnten, oder ein Edelmann, der seine Unterthanen plagte, daß sie alle ihre Zeit mit Frohndiensten hinbringen mußten, ohne für Weib und Kind etwas verdienen zu können, ganz sicherlich stets „laufen, d. h. als Geist so lange herumspazieren, bis er erlöst wird, und dasselbe passirt einem Jeden, der im Verdacht stand, als Kornmesser falsches Maß oder als Kaufmann falsches Gewicht geführt zu haben. Insbesondere aber sind diejenigen zum „Geisten“ verdammt, welche ihres zeitlichen Vortheils wegen einen Meineid schwuren, oder die den Grenzstein ihrer Markung versetzten, oder die sich selbst vom Leben zum Tod brachten, oder was dergleichen Dinge mehr sind, zum besten Beweis, daß der Geisterglaube nichts ist, als eine Art Volksvehmgericht über Verstorbene, die ihre wirklichen oder auch nur vermeintlichen Verbrechen nicht schon im Leben abgebüßt haben.

Welches sind nun aber die Plätze, wo sich die Geister mit besonderer Vorliebe aufhalten? Nun natürlich jedenfalls die Kirchhöfe, und es gibt daher kein ehrliches Schwabenmädchen, das Abends, wenn es bereits dunkelt, an einem solchen Ort vorbei oder gar darüber ginge. Nachts um zwölf Uhr aber über

einen Kirchhof wandeln, hieße Gott verſuchen, denn Mitternacht iſt ja die eigentliche Geiſterſtunde. Doch auch noch andere Orte gibts, wo es ſpuckt, und zwar recht tüchtig ſpuckt. Jener reiche Bauer z. B. muß in ſeinem eigenen Hauſe laufen; im Keller, wo er ſein Geld vergraben hat; oder auch Treppe auf, Treppe ab bis zur oberſten Bühne hinauf, und da rumort er nun herum und ſchlägt die Thüre zu und reißt die Schubladen auf und es klingt, als ob er Geld zählte. Manchmal „geht“ Einer auch auf ſeinem Acker, der mit unrechten Mitteln von ihm erworben wurde, und an den nun die Seele feſtgebunden iſt, als an den Ort ihrer Qual, oder ſpuckts unter einem Lindenbaum, unter welchem in früheren Zeiten Einer erſchlagen oder gar heimlicher Weiſe ein Kindlein begraben wurde; noch häufiger aber oder vielmehr faſt regelmäßig „geiſtets“ in alten verfallenen Klöſtern, die einſtens von Mönchen und Nonnen bewohnt wurden und jetzt zu anderen Zwecken dienen, oder in tiefen Klingen, in welchen man Selbſtmörder begrub, oder in Bergruinen und Thurmesreſten aus längſt verſchwundener mittelalterlicher Zeit, oder auch in Cidevant-Kirchen und Kapellen, die man gottesläſterlicherweiſe in Magazine und Fabriken verwandelte. Kurz die Geiſter im Schwabenlande beſitzen eine ziemliche Auswahl von Plätzen, allwo ſie laufen können, und ſelbſt im geringſten Dörflein gibts deren ein halb Dutzend oder mehr.

Doch woran erſieht man's, daß man einen Geiſt vor ſich hat? Du lieber Gott, iſt das eine naive Frage! Als ob ein Geiſt nicht immer ſehr leicht zu erkennen wäre. Entweder nemlich ſieht man gar nichts, ſondern hört blos einen Lärmen, als z. B. ein Klopfen an der Thüre, oder ein tüchtiges Getrapp, oder ein Rollen mit Kugeln, oder ein Gepolter wie von einſtürzenden Mauern, oder ſonſt etwas Auffallendes; oder aber ſieht man zwar Etwas, aber dieſes Etwas beſteht nur aus einem kleinen Flämmchen, gleich einem blau brennenden Lichte, das hin- und

herhüpft, bald da, bald dort, jetzt verschwindet und nun wieder auftaucht und hauptsächlich an sumpfigen Gegenden zu treffen ist. Oder ist's ein Hund, ein schwarzer Pudel mit funkensprühenden Augen, der immer in Krümmungen sich umherbewegt und aussieht, wie der lebendige Teufel; oder gleicht das Ding einer Schlange mit einer Krone auf dem Kopfe, die leuchtet, als bestände sie aus lauter Diamanten; oder nimmts die Gestalt eines Pferdes an, z. B. eines Schimmels mit drei Füßen, oder eines Rappen, der Feuer und Flammen speit, und oben drauf sitzt Einer, der klatscht mit der Hetzpeitsche, als ob er die Bauern prügeln wollte. Nicht selten kommt es auch vor, daß ein Geist gar nichts „Uebernatürliches" zur Schau trägt, sondern gerade so aussieht, wie ein gewöhnlicher Mensch. So gibts z. B. viele Verstorbene, die als „weiße Fräulein" laufen, d. h. als zarte, in Weiß gekleidete Jungfrauen, oder auch als alte häßliche Weiber mit Höcker und Triefauge, wie z. B. das Pelzweible bei Schlath, oder als Kapuziner mit nackten Füßen und langen Bärten, oder endlich als einfache Bauern mit der Zipfelkappe auf dem Kopfe und dem Ulmerkopfe im Munde. Am allerschrecklichsten aber ist's, wenn ein Geist die Gabe hat, sich nach Belieben zu vergrößern und zu verkleinern, was hauptsächlich bei den Geistern der Fall zu sein pflegt, welche sich auf Kreuzwegen und an höheren Steigen aufzuhalten gewohnt sind. Ein solcher sieht bald übermenschlich groß aus, wie ein in Nebel zerfließender Riese, bald macht er sich wieder klein, wie ein Zwerg. Kommt ein Wagen, so hängt er sich an die Räder, wenn's den Berg hinaufgeht, und sperrt, daß die Pferde keuchen und schwitzen und doch nicht vom Flecke kommen; wenn's aber hinuntergeht, so hängt er sich vornen an und zieht für acht Gäule, und kein Halten hilft mehr etwas, im Galopp geht's hinunter und Roß und Wagen stürzen zusammen am Fuße des Berges. Kommt dagegen ein einsamer Wanderer, so gesellt er sich zu ihm, wie

Einer, der deſſelben Weges geht, plötzlich aber nimmt er einen Fuß oder einen Arm von ſich und ſchleudert ihn weit weg, und dann noch einen Arm und noch einen Fuß, und dann den Kopf und rollt ihn vor ſich her, wie eine Kegelkugel, und hüpft ihm nach mit dem Rumpfe, und den Wanderer ergreift Grauſen und Entſetzen und er läuft, was er laufen kann, über Stock und Stein, immer aber hinter ſich drein hört er das heiſere Lachen des Geiſtes und er läuft die ganze Nacht hindurch, und dennoch findet er ſich des Morgens an demſelben Plätzchen, von dem er des Abends davongeflohen, und es iſt keine Veränderung mit ihm vorgegangen, als daß er todtmüde iſt vom Schrecken und der Anſtrengung.

An ſolchen alſo, die zum „geiſten“ oder „laufen“ verurtheilt ſind, fehlt es bei uns im Schwabenlande nicht, und es ſterben immer nach jährlich gar Viele, die dem gleichen Schickſale nicht entgehen können. Damit nun aber die Geiſter nicht allzuſehr überhand nehmen, laſſen wir dieſelben nicht bis in alle Ewigkeit herumwandern, ſondern wir geſtatten ihnen vielmehr, ſich durch Dieſen oder Jenen „erlöſen“ zu laſſen. Ja wir (unter dem „wir“ iſt aber nichts anderes zu verſtehen, als der ſchwäbiſche Volksglaube) geben den Lebenden ſogar einen großen Impuls, das Erlöſungswerk der Todten zu beginnen, denn wir laſſen die meiſten Geiſter große Schätze bewachen, die in einer Truhe verſchloſſen, tief unter der Erde im Keller vergraben ſind, und — die Schätze bekommt der, welcher die Erlöſung des zum Laufen Verurtheilten wirklich vollbringt! Freilich, ſo gar leicht macht ſich die Sache nicht, ſondern auf der Truhe ſitzt vielmehr ſtets ein gräßlich Ungethüm, ein rieſig großer Rabe mit einem Schnabel, wie ein Dreiſpitz, oder ein Drache von ungeheurer Kraft, und dieſes Thier muß vorher beſeitigt werden, ehe man an die Kiſte gelangen kann. Wenn nun Einer aber von Furcht gar nichts weiß, ſo weicht das teufliſche Geſpenſt regelmäßig,

obwohl meiſt mit Hinterlaſſung von viel Geſtank; allein ſo bald Einer ſich ungeſchickt benimmt, ſo wird ihm ſicherlich der Hals umgedreht, oder ſonſt ein Uebel zugefügt. Ja die meiſten, die ſich an die Erlöſung eines Geiſtes machen, ſterben drei Tage ſpäter (deßhalb heißt es auch im Sprüchwort: „wer einen Geiſt erlöst, iſt in drei Tagen ein Kind der Seligkeit"), und — iſt es deßhalb ein Wunder, wenn meine Landsleute, ſo bald ſie einen Geiſt nur von weitem ſehen, deſſen Näherkommen oder gar Anrede nicht abwarten, ſondern ſchnurſtracks davon rennen, um in ihrem Bette unter der ſchützenden Decke die gehörige Sicherheit zu ſuchen?

Solche Dinge erzählt man ſich in den Spinnſtuben, und Geſchichte folgt auf Geſchichte, immer eine gräulicher als die andere. Zwar hat noch Niemand von Allen, die da ſind, einen Geiſt geſehen, ohne Zweifel deßwegen, weil eigentlich blos Sonntagskinder Geiſter ſehen können, aber der Hansjörg hat Einen gekannt, deſſen Großvater ſogar mit einem Geſpenſte geſprochen, und des Jakob-Frieders Urgroßvater hat ſelbigen Geiſt auch geſehen, und Alle glauben ſteif und feſt daran, und keine Predigt des Pfarrers und kein Raiſonniren der Freigeiſter im Wirthshauſe bringt den Glauben aus den Leuten heraus. Das Kindsmädchen hat das Kind ſchon mit ſolchen Geſchichten geſchweigt, und was man in zarteſter Jugend empfangen, das bleibt das ganze Leben hindurch. Ueberdieß — iſt's nicht gefährlich, den Ungläubigen zu ſpielen? Hat nicht z. B. der Geiſt, der in der Kreuzberger Kelter bei Tübingen läuft, einen Studenten, der über ihn ſpottete, ohne Weiteres mit derber Fauſt gepackt und ſo jämmerlich zu Boden geworfen, daß der arme Muſenſohn mehrere Wochen lang todtkrank im Bette liegen mußte? Ja laſſen ſich nicht ähnlicher Beiſpiele viele Dutzende anführen, und erzählt man ſich's nicht ſogar von einem ſchwäbiſchen Herzoge, daß er, als er an dem Daſein eines gewiſſen Geiſtes zu zweifeln wagte,

auf einmal von unsichtbarer Hand ein paar schreckliche Maulschellen erhielt, welche ihn augenblicklich in einen Gläubigen umwandelten?

Mitternacht ist nun längst vorüber. Gesponnen wurde zwar nicht viel, aber es ist Zeit zum Nachhausegehen. Doch — kann man den Mädchen zumuthen, den Weg „allein" zurückzulegen? Wahrhaftig, es wäre ihnen allzu grausig zu Muthe, und darum läßt sich eine Jede von ihrem Bursch begleiten, damit die Geister ferne gehalten werden. Und er begleitet sie bis an's Haus und oft auch bis in's Haus hinein, und nicht selten geht er erst des Morgens früh wieder von dannen.

42.

Die vornehme Welt in einer kleinen Oberamtsſtadt.

Zur vornehmen Welt in einer kleinen ſchwäbiſchen Oberamtsſtadt gehören vor Allem der Oberamtmann, der Oberamtsrichter, der Dekan, der Oberamtsarzt, der Kameralverwalter und der Oberförſter, wenn einer da iſt. Dieſe Sechſe ſind gleichſam die Repräſentanten der verſchiedenen Miniſterien und auf ihnen ruht das Gewicht eines Oberamtsbezirks. Doch die Laſt wäre für ſie allein allzuſchwer und deßwegen hat man ihnen Gehülfen gegeben, als z. B. dem Oberförſter einen Aſſiſtenten, dem Dekan einen „Helfer“, dem Kameralverwalter einen Buchhalter, und dem Oberamtsrichter und Oberamtmann je einen Aktuar. Ja ſogar der Oberamtsarzt geht meiſt nicht leer aus, indem neben ihm beinahe regelmäßig noch ein anderer Doktor „practicirt“, allein wenn die erſtgenannten Fünfe ihrer Gehilfen froh ſind und ſo viel Geſchäfte als thunlich auf ſie abladen, ſo würde der Oberamtsarzt des practiſchen Arztes nur zu oft recht gerne entbehren und alle Kranken für ſich allein curiren.

Man ſieht hieraus, daß die vornehme Welt einer ſchwäbiſchen Oberamtsſtadt auf einen ziemlich engen Kreis beſchränkt iſt, doch — ſo engherzig iſt man nicht, daß man dieſen Kreis nicht wenigſtens zeitweiſe in Etwas erweiterte. Da ſind ja noch ſo viele andere „Honoratioren“, d. h. Leute, die ſich zu den „geehrteren“ Ständen rechnen, wie z. B. der Stadtſchultheiß, der Gerichtsnotar, der Oberamtswundarzt, der Oberamtspfleger, die Herren Advokaten, die Apotheker, die Kaufleute — ſoll man denn

dieſe aus der „Geſellſchaft“ ausſchließen? Nein, das geht wahrhaftig nicht und zwar um ſo weniger, als möglicherweiſe der Gerichtsnotar den Canzleirathstitel hat, oder der Apotheker den Oberamtsarzt am Neujahr beſonders „berückſichtigt“, oder der Gerichtsaktuar mit einer Kaufmannstochter verſprochen iſt, oder der Stadtſchultheiß als Abgeordneter beim Landtage fungirt, oder aus einem anderen ähnlichen gewichtigen Grunde. Auch dieſe Honoratioren werden alſo in das heilige Collegium der vornehmen Welt aufgenommen, aber nicht als „Bürger,“ ſondern als „Beiſitzer“, nicht als „Inhaber von Sitz und Stimme“, ſondern als »Dii minorum gentium«, wie der Lateiner zu ſagen pflegt.

Doch der Leſer iſt vielleicht begierig, die vornehme Welt unſerer Landſtädtchen etwas näher kennen zu lernen, und ſo wollen wir ihn denn daſelbſt in Perſon einführen. Dieß geſchieht am beſten bei drei Gelegenheiten, zum erſten Abends im Wirthshauſe, zum zweiten Sonntags bei einem Ausfluge, und zum dritten Winters auf Caſinos und Bällen, denn bei allen dieſen drei Gelegenheiten treten die Eigenthümlichkeiten der kleinſtädtiſchen vornehmen Welt in ihrer eigenthümlichſten Form hervor. Beſuchen wir alſo zuerſt einen „Geſellſchaftsabend der vornehmen Welt im Wirthshauſe!“

Der Schwabe liebt bekanntlich das Wirthshausleben über die Maaßen, und wer es nur irgend machen kann, geht nach Sonnenuntergang zum Bier oder Wein in ſeine Geſellſchaft. Von dieſer löblichen Sitte können natürlich die Herren Beamten eines Landſtädtchens auch nicht laſſen und ſomit verſammelt man ſich Abends zur beſtimmten Stunde in einem beſtimmten Wirthshauſe. Das ſchlechteſte darf es ſelbſtverſtändlich nicht ſein, ſondern vielmehr das erſte und renommirteſte, wie z. B. die Poſt oder ein ſonſtiges „Hotel“ gleichen Ranges. Ebenſowenig kommt man im „gewöhnlichen“ Wirthſchaftszimmer zuſammen, denn es

würde ſich doch wahrhaftig für ſolch' hohe Säulen des Staats, wie die obbenannten Herren ſind, nicht ſchicken, mit Bürgers- und Handwerksleuten an einem und demſelben Tiſche zu ſitzen oder auch nur die nemliche Stube mit ihnen zu theilen. Man begibt ſich alſo in's „Herrenzimmer", wie die kleine Nebenſtube des größeren Wirthſchaftslokals heißt, und Gott ſei Dank, es findet ſich im Schwabenlande kein nur einigermaßen gebildetes Wirthshaus, wo nicht neben der Gaſtſtube für gewöhnliche Gäſte eine „Herrenſtube" angebracht wäre. Iſt man übrigens in dieſem Zimmer angekommen, ſo ſetzt man ſich nicht nach Belieben nieder, ſondern Jeder der Herren hat ſeinen beſtimmten reſervirten Platz. Oben am Tiſch ſteht gewöhnlich der Stuhl des Oberförſters, vorausgeſetzt, daß dieſer von Adel iſt oder doch wenigſtens ein Ordenskreuz beſitzt; rechts und links von ihm ſitzen der Herr Oberamtmann, ſowie der Herr Oberamtsrichter; dann folgt der Herr Decan, wenn dieſer es nicht etwa aus Frömmigkeit vorzieht, ſeinen Wein zu Haus zu trinken; drauf kommt der Cameralverwalter, der Oberamtsarzt, der Gerichtsnotar, die Actuare, der Stadtſchultheiß, und wie die Geſellſchaftsmitglieder ſonſt heißen, — — Alles, Alles in der ſchönſten Ordnung. Ja dieſe Ordnung, nemlich die Rangordnung, wird ſo ſtreng gehandhabt, daß wenn ein vornehmes Mitglied an einem Abend verhindert iſt, zur Geſellſchaft zu kommen, ſein Platz leer, d. h. ſein Stuhl unbeſetzt bleibt. Zwar allerdings, der leere Stuhl iſt nicht ſelten ein eben ſo unterhaltendes Geſellſchaftsmitglied, als wenn der Inhaber darauf ſäße, aber deſſenungeachtet würde es eine wahre Revolution hervorbringen, wenn es ein Fremder wagen würde, auf den Platz des Oberamtmanns, des Oberförſters, des Oberamtsrichters, oder eines Andern der hohen Elite zu ſitzen. Ich ſelbſt habe dieſe Revolution einmal erlebt, und die Erinnerung daran wird meinem Gedächtniſſe nie entſchwinden. Der Fremde, ein etwas älterer magerer Mann, der gar nicht darnach ausſah,

als ob er sich gerne im Bart kratzen ließe, setzte sich, trotzdem er zu Fuß angekommen war, ohne Weiteres in's Herrenzimmer, ganz oben hin an den Tisch, gerade wie wenn er ein Recht dazu hätte, und der Wirth unterließ es, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Platz dem Herrn Oberförster gehöre. Die Stunde nemlich, in welcher sich die vornehme Welt einzufinden pflegte, hatte noch nicht geschlagen, und bis dahin konnte sich ja der Fremde entfernen. Inzwischen schlug diese Stunde, und die Mitglieder der großen Welt stellten sich nach und nach ein. Doch zu ihrem größten Erstaunen sahen sie Alle den obern Platz nicht von dem gewöhnlichen Präsidenten besetzt. Kein lautes Wort wurde gesprochen; aber leise fragte Jeder seinen Nachbar: „wer ist der dort oben?“ Eine Art von Starrkrampf wegen der unerhörten Frechheit war über Alle gekommen! Nur der Fremde schien unbekümmert und richtete manchmal unbedeutende Fragen an den nebensitzenden Oberamtmann und Oberamtsrichter, allein diese waren so scheu, daß sie nur einsilbig oder gar nicht antworteten. Jedermann war gespannt auf den Eintritt des Oberförsters. Endlich kam er. Er hing seinen Hut an den ihm bestimmten Nagel, er stellte seinen Stock in die ihm bestimmte Ecke, und nun ging er auf den ihm bestimmten Platz zu. Was war das? Sein Platz besetzt? Lange stand er sprachlos und starrte den Eindringling an. Ein Flüstern entstand, das bald in lautes Murren überzugehen drohte, und ich erwartete sogar mit Nächstem ein eclatantes Blitzen und Donnern. Der Oberamtmann bot dem Oberförster „seinen“ Platz an, allein dieser wies das Anerbieten ab, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, mächtige Rauchwolken aus seiner Meerschaumpfeife stoßend. Er erwartete natürlich, der Fremde werde aufstehen und seinen hohern Rang anerkennen; doch dieser saß noch immer ruhig. Da eilte der Oberamtmann zur Stube hinaus und stellte den Wirth zur Rede. „Wer ist der unverschämte Eindringling?“ — „Weiß

nicht," entſchuldigte ſich dieſer. „Alſo ſchnell das Fremdenbuch ihm vorgelegt," herrſchte der Oberbeamte, „damit er ſich ausweiſe über Heimath und Herkunft, und wehe ihm, wenn's ihm an der gehörigen Legitimation fehlt." Der Wirth eilte, dem Befehle zu entſprechen, und eine Secunde darauf ſchrieb der Fremde mit deutlichen Buchſtaben in's Fremdenbuch: „Oberregierungsrath M. aus der Reſidenzſtadt Stuttgart!" Herr Gott im Himmel, ein Oberregierungsrath! Das war freilich was ganz Anderes! Die Freude über den vornehmen Beſuch verklärte alle Geſichter. Jedermann ſtand ehrfurchtsvoll auf und auf's Feierlichſte wurde nun der freche Thronſeſſelräuber begrüßt. Er blieb natürlich auf ſeinem Platze, allein der Oberamtsrichter rückte um einen Stuhl weiter hinab und ſofort Alle unter ihm, damit der Oberförſter doch wenigſtens zur Rechten des Herrn Oberregierungsrathes ſitzen konnte. So ward der böſe Umſtand ausgeglichen, und man ſieht daraus, wie ſehr die große Welt eines Oberamtsſtädtchens einen Fremden zu ſchätzen weiß, wenn es anders ein Oberregierungsrath iſt! Ein gewöhnlicher Reiſender aber wäre ohne Zweifel genöthigt worden, nicht blos den Seſſel, ſondern auch das Zimmer zu verlaſſen und in tiefer Beſchämung die „Bauernſtube" aufzuſuchen.

So geht's Abends im Wirthshauſe zu, und da der geneigte Leſer ſich hieraus einen Schluß auf die Unterhaltung der Herren Mitglieder der vornehmen Welt ziehen kann, ſo verliere ich über dieſen Punkt kein unnützes weiteres Wort. Doch — wie ſteht's denn mit dem Sonntagsvergnügen der beſagten vornehmen Welt? Ei nun, Gottlob, ganz anders, als mit dem ſo eben erzählten Abendwirthshausvergnügen! Vorausgeſetzt nemlich, daß der Sonntag ſchön und warm iſt, was ſich im Schwabenlande wenigſtens Sommers gar oft zu ereignen pflegt, und ferner vorausgeſetzt, daß die Honoratiorenſchaft eines Städtchens nicht in verſchiedene Parthieen, die ſich einander auf den Tod feind ſind, geſpalten

iſt, was aber leider nicht minder häufig eintrifft, — dieſes Beides vorausgeſetzt nimmt an dem Sonntagsvergnügen die „ganze“ vornehme Welt Theil, alſo nicht blos die Herren, ſondern auch die Frauen, und nicht blos die Frauen, ſondern auch die Mädchen, d. h. die Fräuleins. Ha, die Fräuleins — wahrhaftig, wenn dieſe dabei ſind, da gewinnt Alles gleich ein ganz anderes Anſehen, denn daß unter Zehn wenigſtens Neun hübſch ſind, darauf darf der Leſer ſich verlaſſen! Aber wohin nun? Ei, das verſteht ſich von ſelbſt, entweder auf's „Jägerhaus“, oder in's „Bad“, oder auf's „Schlößle“, oder wie das zunächſtgelegene und hauptfrequentirte Vergnügungsörtchen ſonſt heißen mag. Ja dahin wird gewallfahrtet, und zwar wie ſich der gelehrte Actuarius auszudrücken pflegt: per pedes Apostolorum, d. h. auf deutſch: zu Fuß. „Wie? was? die vornehme Welt zu Fuß?“ Ja freilich zu Fuß, und eben darin liegt das Romantiſche des Ausflugs, denn wenn auch Anfangs Alles „truppweiſe“ — die Herren zuſammen und die Damen zuſammen — marſchirt, ſo löst ſich doch dieſes „Enſemble“ bald in einzelne kleine Parthieen auf, und iſt man erſt halbwegs gekommen, ſo findet man ſchon einzelne Paare oder Pärchen. „Was ſich liebt, findet ſich,“ iſt ein altes Sprüchwort, und wer könnte es demnach den jungen Leuten in der Geſellſchaft verübeln, wenn ſie dieſes Sprüchwort wahr zu machen ſuchen? Zeigen doch ſogar die älteren Damen der landſtädtiſchen Haute Volée nicht ſelten, daß ſie einem hofirenden Worte nicht unzugänglich ſind, und daß ſie ſich über einen hindernden Graben lieber von dem ſtarken Arm eines Aſſiſtenten oder Buchhalters hinüberheben laſſen, als von der alternden Hand des Herrn Gemahls! Genug alſo, der Spaziergang bietet des Vergnügens eine Menge, und nur Ein Umſtand macht, daß nicht Alle deſſelben gleich froh werden. Der Herr Oberförſter nemlich hält Pferde — Dienſtpferde, die er, wie Jedermann weiß, zu halten verpflichtet iſt; allein natürlich geht nun die Frau Oberförſterin,

obgleich ſie den Ausflug mitmacht, nicht zu Fuß, ſondern ſie fährt vielmehr in ihrer eigenen Equipage. Eben ſo macht's vielleicht die Frau Oberamtmännin und ſogar die Frau Oberamtsärztin, wenn deren Gemahle, wie hie und da geſchieht, ihres Berufs wegen ebenfalls Pferde halten. Iſt dieß aber nicht eine ſchreckliche Blamage für die anderen Damen; deren Ehegatten in der nemlichen Rangordnung ſtehen? Herr Gott im Himmel, wer's doch auch ſo weit brächte, in eigener Equipage fahren zu können! Doch — das ließe ſich vielleicht noch verſchmerzen, daß die Frau Oberförſterin und Oberamtmännin Chaiſenfahren, aber — nein, das iſt zu arg! Da ſitzt ja auch die Frau Apothekerin und die Frau Kaufmännin So und So in einer Kutſche! Wie kommen doch „die“ zu dem Luxus? Freilich, eine eigene Kutſche iſt's nicht, ſondern eine gemiethete; allein licht nicht eben hierin eine himmelſchreiende Großthuerei? „Die wollen zeigen, daß ſie Geld haben und mehr verdienen, als ein Notar oder Amtspfleger, allein deßwegen ſind ſie doch nur Krämer und ſtehen im Rang weit niederer, und — und, ja wahrhaftig, bei der nächſten Gelegenheit muß man's ihnen eintränken, daß ſie niederer ſtehen!“ Solche und andere Gedanken gehen Einzelnen der zu Fuß gehenden Damen durch den Kopf, und natürlich „ihr“ Vergnügen wird dadurch nicht wenig geſtört; allein auf das große Ganze hat das keinen Einfluß, und wohlgemuth kommt man auf dem „Schlößle“ oder dem Jägerhäuschen an. Selbſtverſtändlich iſt der Wirth ſchon vorher von der Ankunft der hohen Gäſte unterrichtet worden und man erwartet daher auch eine große Aufwartung. Die Tiſche werden in's Freie geſtellt und man läßt ſich Kuchen und Kaffee auftragen. Jetzt iſt man königlich vergnügt, ja königlich! Man iſt nemlich ganz unter ſich, dieweil, was nicht zur vornehmen Welt gehört, durchaus keinen Zutritt hat. Höchſtens darf der Vicar des Orts, zu welchem das Jägerhäuschen gehört, an dem Vergnügen Theil nehmen, denn ſeinem Stande gemäß

wird er auch noch zur „großen Welt“ gerechnet, und — einen unverheiratheten Vicar darf man nicht ganz und gar über die Achsel ansehen. Erst spät Abends entschließt man sich zur Heimkehr, bei welcher natürlich dieselbe Ordnung, wie beim Herkommen, befolgt wird, nur daß eine oder die andere ältere Frau von der Oberförsterin oder Oberamtmännin eingeladen wird, in ihrem Wagen mitzufahren. Zu Hause angekommen übrigens beklagt man sich gewaltig über die „Aufwartung“, d. h. der Wirth war nach der Meinung der meisten nicht aufmerksam genug und jedenfalls viel zu theuer. Die große Welt eines kleinen Landstädtchens verlangt nemlich Vieles und Gutes, der Wirth aber soll wenig verlangen!

Also verhält es sich meistentheils mit den Sonntagsvergnügungen; allein wie steht's nun mit den Casino's und Bällen zur Winterszeit? Ehemals, zur guten alten Zeit, begnügte man sich mit einer Caffeevisite alle sechs Wochen. Man trank dabei seine fünf oder sechs Schälchen, räsonnirte wacker, und „patschte“ den ganzen Nachmittag so viel, daß man viele Wochen lang von den erhaltenen Neuigkeiten zehren konnte. Jetzt sind die Caffeevisiten lächerlich geworden und in jedem Falle gemein, da die Bauersfrauen ebenfalls im Stande sind, eine solche zu geben. Sollte aber je noch hie und da eine derartige Visite abgehalten werden, so ist der Caffee das Geringste. Vielmehr spielen die „Torten“ und die feinen „süßen“ Weine die Hauptrolle, und wenn das Backwerk nicht wenigstens ein Paar Louisd'or kostet, so ist die Hausfrau unglücklich. Ueberdieß — die Stadtschultheißin muß es doch der Amtspflegerin, die Oberamtmännin der Cameralverwalterin, und die Oberförsterin der Oberamtmännin zuvorthun! Doch selbst „solche“ Visiten sind jetzund nicht mehr vornehm genug, sondern die vornehme Welt einer Oberamtsstadt verlangt nunmehr „Damenunterhaltungen“, d. h. Casino's und Bälle. Im Ganzen genommen kommt's übrigens bei all diesen Benennungen auf

Eines heraus, nemlich auf's Tanzen für die Jüngeren, und auf's Eſſen und Trinken für die Aelteren, allein — es klingt doch beſſer zu ſagen „Caſinoball“, als einfach „Tanzunterhaltung“, und darum finden den Winter durch immer verſchiedene Caſinobälle, nie aber einfache Tanzunterhaltungen ſtatt. Nur Ein Umſtand macht Schwierigkeiten: wie Tänzer genug bekommen? „Tänzerinnen?“ Ei da mangelt es nicht. Da ſind erſtens die heirathsfähigen Töchter der ganzen vornehmen Welt im engeren und weiteren Sinn, und ihre Zahl iſt Legion; da ſind zweitens die Frauen, die oft noch mehr darnach geizen, betanzt zu werden, beſonders wenn ſie die Vierzig noch nicht hinter ſich haben; und da ſind drittens die angehenden Fräuleins, oder die „Backfiſchlein“, wie man ſie gewöhnlich nennt, die aber um's Leben gern ſchon Fräulein ſein möchten, und daher ſtets bereit ſind, ſich gerade ſo viel Jahre mehr zuzulegen, als die älteren Fräulein ſich abziehen laſſen wollten. Ueberdies kommen noch die Pfarrerstöchterlein von der Umgegend dazu, die es an einem Ballabende natürlich auch nicht verabſäumen, ſich in der Oberamtsſtadt einzufinden. An tanzluſtigen Damen fehlt's alſo nicht, allein woher denn um Gottes Willen für all dieſe „Feen“ Tänzer bekommen? Die paar Actuare, Aſſiſtenten und Buchhalter können ſich doch nicht verzehnfachen, und die verheiratheten vornehmen Herren, als Oberamtsrichter, Oberförſter u. ſ. w., ſind zu bequem, um mehr als einen Tanz zu wagen! Ueberdieß, wie langweilig wäre es, mit ſeinem eigenen Eheherrn einen Abend durchwalzen zu müſſen! Da hilft alſo Alles nichts, als nur allein das, daß man den Begriff der vornehmen Welt etwas erweitert, und z. B. Schubladendiener und Ladenſchwengel für „hoffähig“ erklärt. Herbei alſo ihr Gehülfen im Krämerladen; herbei ihr Scribifaxe vom Rathhaus oben; herbei ſogar ihr Fremden, die ihr heute zufällig im Städtchen anweſend ſeidt und einen ſchwarzen Frack nebſt Glacehandſchuhen bei euch habt; herbei ihr Alle, denn für heute Nacht behandelt man euch

wie „Seinesgleichen“! Freilich unangenehm wär's, sogar sehr unangenehm, wenn sich „ein räudiges Schaf“ in die Gesellschaft mischte, ein Mensch, den man den andern Tag über die Achsel ansehen müßte, ja den man vielleicht nicht einmal mehr kennen dürfte; allein zum Glück wiederholt sich ein solch' unseliges Abenteuer, wie es einem gewissen Fräulein in der Nähe von Stuttgart zustieß, nicht alle Tage, und man kann's also immerhin wenigstens für heute Nacht mit anständig aussehenden Fremden probiren.

„Halt, halt,“ ruft jetzt der Leser, „wie ist's mit dem unseligen Abenteuer, das einem gewissen Fräulein in der Nähe von Stuttgart begegnete?“ Nun gut, ich will's erzählen, dieweil es auch ein Streiflicht wirft auf die vornehme Welt in einer kleinen Oberamtsstadt. Es war Ball, ich glaube ein Königsball, d. h. ein Ball an des Königs Geburtstag, der, wie billig, im ganzen Lande gefeiert wird. Die ganze große Welt des Landstädtchens war auf den Beinen. Ein Mädchen darunter war die schönste, und nicht blos die schönste, sondern auch die vornehmste. Der Ball beginnt. „Sollte Er nicht kommen?“ flüstert sie leise, den Kopf der Thüre zugewandt. „Aber siehe, da ist er.“ Ein schlanker junger Mann, im feinsten schwarzen Fracke, nähert sich zierlich, wird freundlich begrüßt und eröffnet mit der Schönen den Ball. Die Tochter stellt den Jüngling später den vornehmen Eltern vor. Sie hat ihn in Cannstatt im Badgarten kennen gelernt, und dort oft mit ihm getanzt. Seine goldenen Ringe, seine weiße Wäsche, das Feine an seinen Kleidern und in seinem Benehmen beweisen, daß er etwas Rechtes sein muß, ob er sich gleich nur schlechtweg Herr Mayer oder Herr Bayer — der Name thut nichts zur Sache — heißt. Die Eltern sind daher sehr freundlich und die jungen Leutchen sehr glücklich, das schöne Kind aber wird allgemein beneidet. Den ganzen Abend sprechen alle jungen Mädchen von nichts, als daß „die und die“ bald Braut sein werde, und die Eltern der „die und die“ thun so

geheimnißvoll, daß Jedermann daran g'laubt. Der junge Mann wird auf den andern Tag von den Eltern seiner Geliebten zum Essen eingeladen, und der andere Tag, sowie die Essenszeit kommen heran. Man hat beiderseits große Vorbereitungen gemacht, denn der Jüngling ist in schönster Galla und umgekehrt prangt auf der Tafel alles Silbergeschirr, das man besitzt. Ehe man jedoch zu Tische sitzt, wird allerlei gefragt. „Aber Sie haben mir noch nicht gesagt," meint z. B. der Herr des Hauses, „wer Sie eigentlich sind?" — „Meine Name ist Mayer," ist die Antwort. — „Wohl, aber was Sie treiben?" — Oh! ich habe eine sehr gute Anstellung." — „Wirklich, das freut mich, freut mich herzlich; doch darf ich ich fragen wo?" — „In Stuttgart." — „Und bleibend?" — „Bleibend." — „Vielleicht ein Staatsdienst? oder bei Privaten?" — „Ich lebe gerne unabhängig, und werde daher nicht in Staatsdienste treten." — „Also bei wem?" — „Auf dem Bureau des Herrn Kleiderfabrikanten L. in der L.-Straße." — „Ein Schneider?" rief der enttäuschte Vater, sich an einem Tische haltend. „Ein Schneider?" rief die Tochter, in Ohnmacht fallend. „Ein Schneider?" rief die Mutter, den Kehrwisch ergreifend. Der schöne Jüngling ward mit Schimpf und Schande zum Hause hinausgejagt, und das flotte Mittagessen unterblieb für dießmal. Das schöne Mädchen aber ließ sich lange nicht mehr unter den Menschen sehen, denn — ein Schneider! Es war zum Erbarmen!

Doch Gottlob, daß nicht alle Casinobälle eines Oberamtsstädtchens auf solch tragische Weise verlaufen. Im Gegentheil, die meisten endigen so lustig als möglich und noch viele, viele Wochen lang nachher spricht man von dem solennen Feste.

13.

Der Repetent.

Wo weiß Einer im Auslande, was ein „Repetent“ iſt? So will ich's denn dem wißbegierigen Leſer erklären, obgleich die Aufgabe nicht unter die leichteſten gehört.

Einer muß der Letzte ſein. Dieß läßt ſich aus Naturgeſetzen beweiſen. Aus demſelben Grunde aber muß auch Einer der Erſte ſein, und ebendeßwegen herrſcht in den Schulen bekanntlich von Alters her die wohllöbliche Sitte, die Buben zu „lociren.“ Das Wiſſen wird hiedurch ſo zu ſagen in Rubriken eingetheilt, und je nachdem Einer in dieſem oder jenem Fache mehr Judicium gezeigt oder, was noch öfter der Fall iſt, mehr auswendig gelernt hat, als der Andere, kommt er über dieſen Andern „hinauf“, es müßte denn ſein, daß letzterer der Sohn eines reichen Particuliers, oder eines hohen Beamten, oder gar eines Prälaten und Pädagogarchen wäre, was immerhin wenigſtens zum „Nichthinabkommen“ berechtigt. So wird's in den Schulen gehalten. Nun iſt aber Tübingen bekanntlich auch eine Schule, — zwar allerdings, wie man ſagt, eine hohe Schule, und eine hohe Schule iſt ſonſt daſſelbe, was eine Univerſität, allein die Beſucher dieſer „Hohenſchule“ werden in mancher Beziehung wie „Schulbuben“ behandelt, und gerade das „Schülermäßigſte“ derſelben ſitzt im Stifte, der Reſidenz der württembergiſchen Theologen. Die Herren Stiftler nemlich, d. h. die Candidaten der heiligen evangeliſch-lutheriſchen Theologie, werden „locirt“, als wären ſie noch Primaner des Lyceums, und alle Jahre kommt ein ſogenannter Magiſter-

zettel heraus, d. h. eine gedruckte Liste aller der künftigen Seelsorger, auf welcher sie ihrer Location nach daſtehen, und der Magiſterzettel macht die Runde durch das ganze Land, und jeder Vater ſucht begierig, in welcher Claſſe, d. h. der „Wievielte“ ſein Sprößling ſei. Welches Glück nun, unter den „ſechs erſten“ zu figuriren, denn die ſechs erſten werden „Repetenten.“

Ein Repetent iſt alſo zuvörderſt ein Menſch, der unter die „ſechs Erſten“ ſeiner Promotion gehört, allein damit haben wir den Begriff noch lange nicht erſchöpft. Und doch — folgt nicht aus dieſem erſten Epitheton alles Uebrige ſo zu ſagen von ſelbſt? Schon ein gewöhnlicher Stiftler nemlich muß unendlich viel wiſſen, wie viel mehr alſo noch „Einer der ſechs Erſten“, d. h. ein künftiger Repetent? Die alten Sprachen, abſonderlich die hebräiſche, müſſen ihm ſo geläufig ſein, wie einem vornehmen armen Schlucker der Umgang mit den Juden. In der Theologie muß er alle Kirchenväter auswendig wiſſen; mit den Herren Hegel und Strauß aber darf er ſelbſtverſtändlich nicht harmoniren, obwohl ſie ihm auch nicht unbekannt ſein dürfen. Ihm muß vielmehr das Beiſpiel jenes Tübinger Profeſſors vorſchweben, der die zehn Bücher „Caſanova“ ein ganzes Jahr lang ſtudirte, nur um nachher mit gutem Gewiſſen ſagen zu können, daß das gräßlich obſcöne Buch auf dem Muſeum nicht öffentlich auflegen oder gar zum Leſen ausgeliehen werden könne, und wenn er daher den Hegel und Strauß, oder wie die Theologen jener verrufenen Sorte ſonſt heißen, ſtudirt, ſo ſtudirt er ſie nur, um einzuſehen, daß ſie ſämmtlich Kinder des Teufels ſind. Sicherlich, die Orthodoxie iſt ein unerläßliches Merkmal für einen Repetenten, und ein Häretiker, ſelbſt wenn er auch nicht mehr nach Häreſie röche, als manchmal eine Krebsſuppe im Wirthshauſe nach Krebſen, gelangt nie zu dieſer Würde. Warum auch nicht? Die ſymboliſchen Bücher können doch wahrhaftig nicht umſonſt geſchrieben ſein, und wenn die württembergiſchen Theologen nicht

auf ſie ſchwören würden, wer ſollte denn dann auf ſie ſchwören? In der heiligen Theologie alſo weicht er nicht ab von dem, was das Conſiſtorium für „rechtgläubig“ decretirt, um ſo weniger aber muthet man ihm zu, in den Philoſophicis, die ja doch nur als „Hülfswiſſenſchaften“ betrachtet werden dürfen, etwas Außergewöhnliches zu leiſten, und in den „lebenden Sprachen“ wird vollends nichts verlangt, da die Kirchenväter nebſt den ſymboliſchen Büchern bekanntlich „lateiniſch“ verfaßt ſind. Deſſenungeachtet muß er unendlich viel arbeiten, täglich mindeſtens ſeine ſechzehn Stunden, was für ein fünfjähriges Studium netto neunundzwanzigtauſend und zweihundert Stunden ausmacht, die Schalttage nicht mitgerechnet. Damit iſt aber nicht geſagt, daß Jeder, der ſo viel und ſo lang arbeitet, auch Repetent wird, denn es gibt bekanntlich Leute, die ſich in's Dumme arbeiten, wenn ſie es nicht ſchon vorher ſind, und man will dieß ſogar ſchon manchem Cidevant-Repetenten angemerkt haben.

Iſt ein Stiftler nach den grenzenloſeſten Anſtrengungen bis zur Zeit ſeines Abgangs von der Univerſität unter den ſechs Erſten geblieben, und hat er dieſe ſeine Kenntniſſe vollends im Examen bewährt, ſo wird er, wie nicht mehr als recht und billig, zum „Repetenten“ promovirt, und zwar meiſtentheils für den Anfang zum Repetenten an einem der vier niederen Klöſter. Es iſt dieß ſchon eine hohe Stufe, aber doch nur die Stufe zu etwas Höherem. Ich ſage nichts von ſeiner Beſoldung, die immerhin für einen württembergiſchen Theologen hoch genug iſt, denn er bezieht neben freier Koſt und freiem Logis ſeine zwei oder gar dreihundert baare Gulden. Ich ſage auch nichts von dem Anſehen, in dem er ſteht, abſonderlich bei den ledigen Frauenzimmern, denen ein Repetent ſo viel iſt, als für einen Hungrigen eine Bratwurſt, auch wenn ſie nicht gebraten iſt. Ebendeßwegen kommt, wie ich hier beiläufig bemerken muß, ein Repetent nur alle hundert Jahre einmal vom niederen Kloſter

weg, ohne eine Braut zu haben, und wenn er deren zehne haben wollte, ſo ſtänden ſie ihm zu Gebote. Doch von allem dem ſpreche ich nicht, ſondern blos von ſeinen Leiſtungen, ſowie von ſeinen Hoffnungen. Seine Leiſtungen anbelangend, ſo verhält er ſich zu einem der Kloſterprofeſſoren gerade wie ein Schulproviſor zu ſeinem Schulmeiſter, und wenn der Proviſor ſicher ſein kann, ſpäter Schulmeiſter zu werden, ſo darf der Repetent mit nicht minderer Gewißheit darauf rechnen, daß ihm ſeiner Zeit eine Kloſterprofeſſur nicht entgeht. In ſeinen Leiſtungen ſind alſo ſo zu ſagen ſeine Hoffnungen immer zugleich mit inbegriffen, und — hat er nicht ein Recht, ſtolz auf dieſelben zu ſein? Er, der Repetent, d. h. der Gehülfe der Profeſſoren an den niederen Seminarien, Er wird nach einem halben oder ganzen Dutzend von Jahren ſelbſt Profeſſor, und kann dann mit ziemlichem Wohlbehagen auf die Commilitonen herabſehen, die es bis dato höchſtens zu einer geringen Anfangspfarrei brachten. Doch — nur nicht zu hochmüthig, Herr Kloſter-Repetent! Bei weitem mehr werth noch iſt eine Repetentenſtelle in Tübingen, zu welchen nur der Primus, Secundus et Tertius berufen werden!

Das Repetenten-Collegium in Tübingen erinnert unwillkührlich an das Inſtitut der zwölf Apoſtel, denn es ſind ihrer immer oder doch meiſtentheils ein Dutzend. Ich will damit keine Injurie begehen, denn ich glaube nicht, daß Einer darunter ein Judas iſt, und in keinem Falle hat Einer von ihnen den Beutel; aber — haben ſie ſie nicht weiter zu tragen, die hohe Lehre der Weisheit, welche ihnen während der Studienzeit eingetrichtert worden iſt, und werden nicht aus ihnen, wenn nicht Inhaber profeſſorlicher Lehrſtühle, ſo doch jedenfalls Lichter der Kirche, und zwar von anſehnlicher Höhe und Breite? Am beſten lernt man übrigens das Repetenten-Collegium zur Eſſenszeit kennen, d. h. zur Zeit, da die Zöglinge des evangeliſch-theologiſchen Seminars zu Mittag oder zu Abend ſpeiſen. Obenan nemlich im großen

Speisesaale des Stiftes zu Tübingen steht ein Tisch, und an diesem Tische sitzen die Repetenten. Nur Einer sitzt nicht dabei, das ist der, welcher die Woche hat. Dieser rennt im Saale auf und ab, und sieht zu, wie die Stiftler essen, und ob Alles in gehöriger Ordnung mit Löffel, Gabel und Messer geschieht. Die Andern lassen es sich wohl schmecken, denn sie bekommen „Repetentenessen", d. h. Zugehör zum Rindfleisch, vom Salat das Gelbe und zum Gemüse ein Carbonätlein. Nicht selten wird ihnen auch ein Markbein zu Theil, und der Repetentenwein ist ebenfalls besser, als der Stiftswein. So sehen die Repetenten nicht ein, warum die Stiftler sich manchmal über die schlechte Kost beklagen. Das Essen ist übrigens nicht die einzige oder auch nur die Hauptbeschäftigung der Herren Repetenten, sondern ihnen liegt auch die Beaufsichtigung der jungen Studenten im Stifte ob. Zu diesem Behufe hat Jeder von ihnen zwei der Zimmer, in denen die Stiftler wohnen und arbeiten, zu überwachen, respective nachzusehen, ob die jungen Herren fleißig sind, oder Allotria treiben, und um die Sache dem Herrn Repetenten leicht zu machen, liegt sein Wohnzimmer gerade zwischen den beiden Studentenzimmern. Er braucht also blos die Thüren, die in diese Zimmer führen, zu öffnen, so gewinnt er sogleich einen Ueberblick, und eben daraus, ob er diese Thüre offen hat oder nicht, sieht man, ob der Repetent streng ist oder nicht. Doch glaubt man vielleicht, mit der Beaufsichtigung sei nun das Geschäft zu Ende? Ei Gott bewahre, sondern die Repetenten haben auch noch die Loci zu halten, die Aufsätze zu corrigiren und am Ende eines Halbjahrs über Fleiß oder Unfleiß der Zöglinge zu berichten. Bei dem Letzteren, beim „Berichten" nemlich, ist natürlich die Unparteilichkeit die Hauptsache, sowie beim Corrigiren die Gründlichkeit; doch — so gar schwer nimmt man's nicht. Einen ganz andern Haken aber hat's mit dem „Locihalten", und auf dieß muß man sich so gut präpariren, als ein Professor auf

ein Privatissimum. Die „Loci" sind nemlich eine Art von Repetitorium, d. h. es sind Lectionen, in denen das „repetirt" wird, (und daher kommt auch der Name „Repetent"), was die Professoren in den Collegien gelehrt haben, und es wird somit die ganze Theologie darin durchgepeitscht, natürlich mit Zugrundelegung von Storr's hyperorthodoxem Handbuch der Dogmatik, welches die Stiftler gratis erhalten, damit sie eine um so uneigennützigere Freude an der Orthodoxie bekommen. Einen Nutzen haben aber diese allwöchentlichen Loci doch, und zwar einen sehr großen, denn wer ein bischen Kopf und Gedächtniß hat, lernt in denselben gerade so viel, als er nöthig hat, um einmal im Examen durchzukommen. Und was will man weiter? Der Schulerbube lernt, um keine Schläge zu empfangen, und der Theologe studirt, um nicht durchzufallen, — darauf beruht das ganze Geheimniß! Hie und da thut auch ein Repetent ein Uebriges, d. h. er liest ein Collegium; allein — wer thut's? Nun natürlich nur der, welcher auf ein Professorat aspirirt, denn seine Collegen geben sich so viele Mühe nicht.

Wenn der Repetent seine drei bis vier Jahre in Tübingen ausgehalten hat, kommt er entweder nach Stuttgart oder geht er auf Reisen. In Stuttgart hat er weder Aufsätze zu corrigiren, noch Collegia zu lesen, noch Loci zu halten. Nein, allda hat er gar nichts zu thun, als zu predigen, denn er ist der stehende Aushelfer des Stiftspredigers und Schloßkaplans. Warum man ihn übrigens auch da noch Repetent heißt, kann Niemand angeben, es müßte denn deßwegen sein, weil der Name Vicar zu gering für ihn wäre. Geht der Repetent auf Reisen, so thut er's stets mit Staatsunterstützung, d. h. er bekommt von der Regierung einen so glorreichen Beitrag, daß er zu Fuß nach Berlin wandern, dort bei schmaler Kost verschiedene Collegia hören und dann wieder nach Hause spazieren kann. Einen großen Nutzen aber hat diese Reise doch für ihn, denn abgesehen von dem theologischen

Gewinn, bekommt er dort erſt das wahre Verſtändniß der deutſchen Sprache, und das „Schwäbiſche“ bricht ſich nur noch hie und da bei ihm Bahn.

Ein ächter Repetent ſieht meiſt etwas abgelebt aus, ſo daß man glauben könnte, das Fleiſch ſei ihm von den Beinen gefallen. Auch tragen unter Zehn ſicher Neun eine Brille, und die Augen blinken meiſt ſo matt wie Fenſterſcheiben, die alle Jahre einmal gereinigt werden. Allein was thut's? Nach ein paar Jahren iſt er Helfer, ein Decennium darauf Profeſſor oder Decan, und zuletzt, wenn er nicht vorher ſtirbt, wird er gar noch Prälat und Generalſuperintendent.

41.

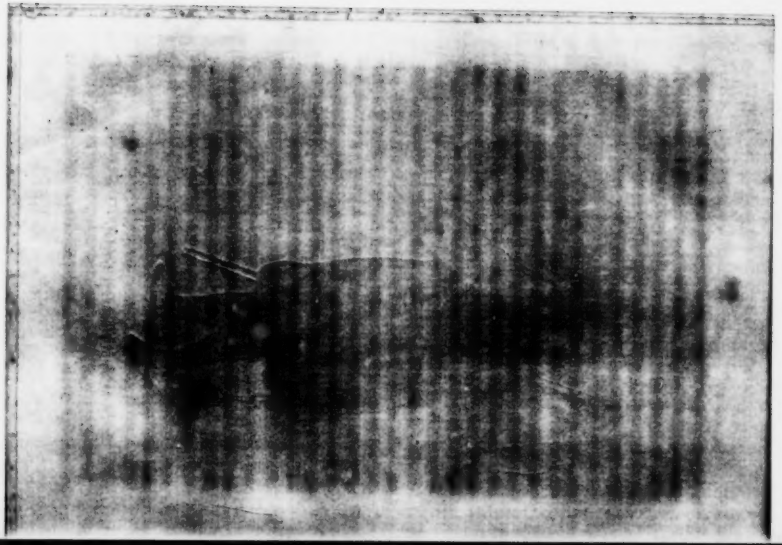
Das Mädchen aus der Baar. *)

Sie iſt blond, nicht ſehr groß, ſehr ſchlank und zierlich gewachſen, hat rothe Wangen, feine Züge, blaue Augen und rothe Strümpfe; die rothen Strümpfe aber ſind ihre Hauptauszeichnung. Ein Mieder — nun das tragen andere Schwabenmädchen auch, obwohl bei ihnen die Bruſt vielleicht nicht ſo feſt eingeſchnürt iſt; einen Faltenrock — nun den hat man überall im ganzen Oberlande, nur vielleicht nicht ſo kurz und faltig, denn er geht blos bis auf die Knice und die Baarmädchen brauchen oft ihre vierzehn bis achtzehn Ellen dazu; lange Zöpfe — nun ſolche beſitzen alle Bäuerinnen des Schwabenlandes, nur nicht vielleicht ſo lang und nicht ſo dick und mit keinen ſo breiten und ſchönen Bändern geſchmückt; aber — rothe Strümpfe und ein ſolches Bein darin, das hat blos ein Mädchen aus der Baar. Im Winter ſind ſie angenehm, dieſe Strümpfe, aber im Sommer — wollene Strümpfe! Nicht jede nemlich hat ſo viel Geld, um baumwollene oder leinene von dieſer Farbe zu kaufen.

Ein Mädchen aus der Baar iſt ſo herzig, als ſein Mund, und ſo treuherzig, als ſeine Sprache. Es trägt ein Hütchen von

*) Die Baar iſt ein größerer Bezirk im „oberen“ Schwabenland und dehnt ſich bis in's Badiſche hinein aus. Mitten drinn entſpringen die beiden Flüſſe, die Donau und der Neckar, von denen bekanntlich der eine in's ſchwarze Meer, der andere aber in die Nordſee fließt, und ſomit iſt dieſe Hochebene eine der bedeutendſten Waſſerſcheiden Deutſchlands.

Das Mädchen aus der Baar.



gelbem Stroh, ſtülpt es auf das linke Ohr und windet ein ſchwarzes Band herum. Kann man etwas Keckeres ſehen, als ſolch' ein Hütchen und ſolch' ein Geſichtchen darunter. Eigenthümlicher Weiſe kommt das ſchwarze Band, wenn Trauer einfällt, weg, aber — Trauer hin, Trauer her, das Baarmädchen iſt ſtets gleich liebenswürdig!

Sie iſt ſehr verliebter Natur, aber du irrſt dich ſehr, wenn du glaubſt, ſie leicht verführen zu können, weil ſie freundlich gegen dich iſt. Sie traut dir nicht, und wenn du auch noch ſo ſchöne Worte machſt, vorausgeſetzt nemlich, daß du ein „Herr" biſt. Ihren Buben aber hat ſie über alles lieb und geſteht ihm auch alles zu, und ihr Bub liebt ſie wieder und heirathet ſie noch zur rechten Zeit. Das Kiltgehen iſt nemlich in der Baar ebenſo gut Sitte, als in der Schweiz, nur heißt man's nicht „Kiltgehen", ſondern „Kommnacht", was aber eigentlich den Sinn noch beſſer ausdrückt.

Sie ſingt gern und tanzt gern. Einige Ausdrücke, wie: „Dineweg" (dennoch), „Dovo iſt koi Red" (nein Gott behüte), „Hatt d' Wahl" (iſt mir einerlei) u. ſ. w., kannſt du nur aus aus ihrem Munde anhören. Am hübſchеſten iſt ſie, wenn ſie Heu zuſammenrecht, wo ſie dann ſtatt des Hütchens ein farbiges Tuch um den Kopf gebunden hat.

45.

Der Tübinger Student.

Der Tübinger Student iſt entweder „Burſche“ oder „Nachtſtuhl.“ Der Burſche unterſcheidet ſich von dem Nachtſtuhl dadurch, daß er ein mehrfarbiges Band über die Bruſt trägt, d. h. daß er einer Verbindung angehört und alles mitmacht, was ein echter Akademiker mitzumachen hat, während der Nachtſtuhl philiſtröſ abgeſchloſſen bleibt oder nur mit wenigen Freunden zuſammen lebt. Beſondere Kennzeichen des Nachtſtuhls ſind ferner, daß er den ganzen Tag „ſtuhlt“, zu deutſch arbeitet, daß er alle Collegien beſucht, keine Suiten macht, ſelten betrunken iſt, Angſt vor dem Carcer hat und ſich nie duellirt. Als wahrer Student übrigens wird, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur der zu einer Verbindung Haltende betrachtet.

Der Student, der zum erſtenmal auf die Univerſität kommt, iſt das erſte Halbjahr Craßfuchs, das zweite Halbjahr Brandfuchs, das dritte und vierte Halbjahr Jungburſch, das fünfte und ſechste Halbjahr Altburſch und vom ſiebenten Halbjahr an bemooſtes Haupt. Fängt aber Einer, der ſchon früher längere Zeiten auf Univerſitäten geweſen war, ſeine akademiſche Laufbahn von Neuem an, ſo wird er Goldfuchs und genießt aller Vorrechte eines bemooſten Hauptes. Man wird ihm doch nicht zumuthen, wieder als „Craßfuchs“ von vornen anzufangen? Das wäre ja mehr als unbequem, denn ein Craßfuchs hat durchaus keinen Verſtand, d. h. in keiner Sache eine Stimme, und muß überdem ſtets einen bedeutenden Vorrath von Tabak beſitzen, um des

Altburschen Pfeife damit zu stopfen. Auch wird er nicht selten von den älteren Studenten in Botensachen verwendet, und darf den Widerspruch nur vom Hörensagen kennen.

Doch das sind altbekannte Dinge und der Leser verlangt natürlich von mir etwas zu hören, wodurch sich der Tübinger Student vom Studenten anderer Universitäten unterscheidet. Gut also: der Tübinger Student theilt sich nicht nur in den „Burschen und Nachtstuhl", sondern er ist auch entweder „Stadtbursch", oder „Stiftler", oder „Convictler". Der Convictler bewohnt das Wilhelmsstift und hat die Bestimmung „Hairle" zu werden. Außer dem Wilhelmsstift sieht man ihn selten, dieweil er unter gar strenger Clausur gehalten wird; wenn man ihn aber sieht, so sieht man ihn nur mit andern Convictlern zusammen, denn sobald er mit Stadtburschen umgeht, so mag er nicht mehr Convictler sein. Eben dieser seiner Exclusivheit wegen erkennt man ihn schon von weitem, doch möge es unentschieden bleiben, ob hieran seine unstudentenmäßige Kleidung oder seine noch unstudentenmäßigeren Manieren die größere Schuld tragen. Auch den Stiftler erkennt man fast auf den ersten Blick. Zwar ist er kein Schwarzrock mehr wie früher, wo nichts an ihm weiß sein durfte, als Haut und Hemd, sondern die Liberalität ist ins Stift eingezogen, und Rock und Hosen (bei Weste und Kopfbedeckung bleibts bei der schwarzen Farbe) dürfen nun blau, grau, grün oder braun sein. Allein der Stiftler hat sehr viel gelernt und ist nun natürlich sehr stolz auf seine Gelehrsamkeit. Ja er meint nicht selten, sein vieles „auswendig gelernt haben" sei so viel als „großer Verstand" und hat nun zum „Pedanten" nur ein paar Schritte, die Mancher mit einem einzigen Sprunge zurücklegt. Weiß nun der Leser, warum man dem hochweisen Herrn den Stiftler ansieht? Dessenungeachtet spielt derselbe eine ziemliche Rolle unter den Studenten, d. h. unter den „Feuerreitern" oder unter den extrem-radical-demagogisch gesinnten

Burſchenſchäftlern, und da er mit der Zunge ſehr gewandt zu ſein pflegt, ſo bringt er es ſogar hie und da zu einer Charge unter der Burſchenſchaft, wenn nicht gar zum „Sprecher“ derſelben. Seiner großen Mehrheit nach aber gehört auch Er, ſo gut als der Convictler, zur weitverzweigten Corporation der Nachtſtühle, und zwar ſchon deßwegen, weil er faſt den ganzen Tag über ins Stift eingeſchloſſen iſt und alſo in nur zu vielen Dingen auf das „Mitmachen“ verzichten muß.

Der wahre und eigentliche Student in Tübingen iſt alſo nur der Stadtburſche, d. h. der auf ſeine Koſten „in der Stadt“ Studirende. Nur Er genießt alle Vorrechte, Privilegien und Freiheiten eines Akademikers und nur Er fühlt ſich demnach auch verpflichtet, alle einem Studioſen von Alters her zukommenden Obliegenheiten zu erfüllen. Wie ſollte er auch nicht? Wird ihm ja doch gleich nach ſeiner Ankunft auf der Univerſität der ſtudentliche Grundſatz eingeprägt: „Zuerſt kommt Gott und dann gleich der Student; dann kommt lange gar nichts und dann erſt der Philiſter!“ Wie könnte aber ein von ſolchem Hochgefühl Durchdrungener auf den gräßlichen Gedanken gerathen, ein philiſtröſer Nachtſtuhl zu werden? Nein, „Burſche“ wird er jedenfalls und es fragt ſich nur, ob er „Corpsburſch“ oder „Burſchenſchäftler“ wird! Dieſe beiden Verbindungen nemlich ſtehen ſich auf der ſchwäbiſchen Muſenſtadt ziemlich feindſelig gegenüber und zwar, wie man wiſſen will, deßwegen, weil die Burſchenſchäftler ſich nicht ſo gerne pauken, als der Corpsburſche; vielleicht auch wegen der lex castitatis, welche die Einen nur heimlich und verſtohlen, die Andern aber offen und ungeſcheut verletzen. Doch ſei dem, wie ihm wolle, — Thatſache iſt, daß die gegenſeitige Feindſchaft exiſtirt; allein die Gründe dieſer Feindſchaft des Näheren zu unterſuchen, oder etwa gar zu prüfen, wo das Recht und wo das Unrecht, dazu hat ein angehender Akademiker nicht Zeit. Er wird vielmehr von älteren Studenten, d. h. von

Altburschen, die auf das „Keilen“ von Füchsen für ihre Gesellschaft ausgehen, gedrängt, sich alsbald zu entscheiden, und natürlich läßt er sich sofort dahin anwerben, wo er die meisten Bekannten hat oder von wo aus man ihm am freundlichsten entgegenkam. Damit ist nun aber dem „Nachtstuhlen“ für immer und ewig Valet gesagt und das eigentliche „Burschenleben“ nimmt seinen Anfang.

Doch wie lebt nun der „Bursch“ in Tübingen? Ei nun natürlich gerade wie auf andern Universitäten auch. Ein solches Leben ist schon hundert Male bis ins Detail beschrieben worden und ich werde mich also wohl hüten, meinen Lesern wiederzukäuen, was sie ohne Zweifel bereits wissen. Nur Eines kann ich nicht verschweigen, nemlich das, daß in einzelnen Dingen seit etwelchen Jahren eine große Veränderung unter den Herren Studiosis vorgegangen ist; ja daß auf der schwäbischen Musenstadt ein Geist einzog, dessen Wehen man früher, sogar noch vor zwanzig Jahren für rein unmöglich gehalten hätte. Früher nemlich trug ein echter Bruder Studio stets Sporen an den Stiefeln und im Munde eine lange Pfeife mit Quasten von der Farbe seiner Verbindung. Ein Hund war ihm unentbehrlich und ebenso ein Morgenschoppen nebst schweinenem Brätlein. Präcis zwölf Uhr speiste er Mittag, zwar nicht flott, aber dagegen auch nicht theuer, und nach Tisch gings irgend wohin, um Billard zu spielen oder ein Bierspiel zu machen. Die Nachmittagscollegien wurden nemlich meistens „geschwänzt“ und wer kein Bierspiel machte, übte sich auf dem Fechtboden oder hauderte aufs Land hinaus. Abends ging Jeder auf seine Kneipe, rauchte Tabak, daß man einander oft kaum sah, und trank seinen Corpsbrüdern halbe oder ganze Schoppen vor; Privathäuser aber frequentirte man so wenig als möglich, denn man hatte weder Zeit dazu, noch Kleider. Die ganze Garderobe bestand nemlich außer den unumgänglich nothwendigen „Kanonen

und Lederhosen, nebst der fein gestickten „Cerevismütze“ meist nur aus einem einzigen Rocke und ditto einzigen Beinkleidern, mit denen natürlich keine „Galla“ gemacht werden konnte. Auch besaß Mancher nicht einmal eine Weste, um so gewisser jedoch einen Schlafrock, in welch' letzterem sogar nicht selten, besonders Abends, ausgegangen wurde, weil man's bequemer fand, im Schlafrock zu kneipen, als in Hemdärmeln. Am stolzesten war man auf ein schönes „Pfeifensystem“ und auf eine Schmarre im Gesicht. Die in schönster Ordnung aufgehängten Pfeifen nemlich, deren Zahl sich öfters auf ein oder mehrere Dutzend belief, dienten dem Zimmer statt der Portraits, und die Narbe galt als Beweis, daß man sich schon geschlagen habe. Und natürlich — duellirt mußte sich ein Bursche haben, sonst hatte man keinen Respect vor ihm, und es gab nicht Wenige, die vierzig und mehreremal auf der Mensur standen und doch nicht genug hatten. Jetzt aber — wie sieht's in allen diesen Beziehungen jetzt aus? Du lieber Gott, jetzt sieht man viele Studenten mit Glacehandschuhen, und über dem feinen Rocke hängt ihnen ein gewirkter Shawl, als wären sie Jungfrauen geworden. Ja statt der Sporen und Kanonen tragen sie einen Zwicker im Auge, und ihr Nastuch riecht nach Lawendel, wie bei den Ladenschwengeln! Kann's Einen da Wunder nehmen, wenn auch das „Kneipen“ und „Pauken“ ein ganz anderes geworden ist; ja wenn selbst Commerse und Ausritte nicht mehr in der alten Glorie gefeiert werden? Gott sei bei uns, wie würde ein altes bemoostes Haupt von „anno dazumal“, das seine zwanzig Semester auf dem Rücken hatte, dreinschauen, wenn es auf einmal eines dieser geschniegelten und pomadisirten Milchsuppengesichter der Neuzeit, wie man sie hie und da oder vielmehr leider nur zu oft trifft, ansichtig würde! Doch — dem Himmel sei Dank, die unselige Neuerung scheint bereits ihren Höhepunct hinter sich zu haben, denn schon die jetzige Generation fängt wieder an, zur alten edlen Einfachheit zurückzukehren.

Die meiſten Tübinger Studenten ſind Schwabenkinder, dieweil nur wenige „Ausländer“ die ſchwäbiſche Univerſität ihres Beſuches für würdig finden; umgekehrt aber bezieht ein Schwabe nur ſelten eine auswärtige Univerſität, Heidelberg allein ausgenommen. Für was denn auch? Er kann ja in Tübingen genug lernen, um einmal das Examen machen zu können, und das iſt denn doch die Hauptſache. Darum präparirt er ſich auch darauf oft eben ſo lange, als er ſtudirt hatte, denn als Student hatte er keine Zeit zum Arbeiten. Einmal durch's Examen zu fallen iſt keine Schande, mit Zweimalen geht's auch noch, das Drittemal aber muß man durchkommen oder — es bleibt nichts übrig, als Soldat zu werden. Freilich — ein gar großes Unglück iſt dieß auch nicht, ſondern im Gegentheil für Manchen ein Glück, denn es müßte wahrhaftig mit dem Teufel zugehen, wenn er's nicht nach dem erſten Jahre ſchon zum Lieutenant gebracht hätte, und als ſolcher iſt er ja „mehr“, als wenn ſein Examen vorzüglich ausgefallen wäre. Gott ſei alſo geprieſen für dieſe herrliche Einrichtung, ohne die ſonſt mancher Bruder Studio einer trübſeligen Zukunft entgegenſehen würde; Gott ſei geprieſen dafür, dieweil ſich nun Mancher der Gefahr, auch nur ein einziges Mal durch's Examen zu fallen, gar nicht ausſetzt, ſondern lieber ſchon „vor der Examenszeit“ zum Säbel greift, und in die Carrière „des erſten Standes der Welt“, wie der König von Preußen ſagt, übergeht.

Im Karzer muß ein flotter Student doch wenigſtens auch ſein Halbdutzendmal geweſen ſein, und ein bischen Schlägerei mit Polizei und Philiſtern iſt natürlich ebenfalls nicht zu vermeiden. Doch in Gottes Namen; kommt er erſt ſelbſt in's Philiſterium, wird er ſchon geſcheidt werden.

46.

Ein neumodiſcher Stuttgarter Hausbeſitzer.

Ach die guten alten Zeiten! Zur Zeit der guten alten Zeiten hielt der Beſitzer eines Hauſes in Stuttgart ſeinen Einmiether für einen Menſchen, auf den man Rückſicht nehmen, und den man ſogar lieb und werth halten müſſe, ſo lange er ſeinen Miethzins richtig bezahle. Ja er war „froh“ an einem guten „Hausherrn“, wie man damals die Miether nannte, und ließ ihn nicht ausziehen, ſo lange er ihn halten konnte! Jetzt aber, wie ſteht es jetzt? Du lieber Gott, jetzt muß der „Hausherr“ froh ſein, wenn er in ein Haus *aufgenommen* wird, und er darf ſich über die Maßen gratuliren, wenn man ihm nicht ſchon nach einem halben Jahre wieder *kündigt*!

Vor Allem fragt ein neumodiſcher Hausbeſitzer, wenn Einer bei ihm einziehen will, nach dem *Stande* des „Petenten.“ Iſt der Letztere ein reicher Particulier, der von ſeinen Renten lebt, oder ein höherer Beamter mit einer guten Beſoldung, dann paſſirt er ohne beſondere Widerrede. Gehört derſelbe aber dem niedereren Beamtenſtande an, oder verdient er ſein Brod als Bedienſteter eines Privatgeſchäfts, dann wird ſchon bedeutend mit dem Kopfe geſchüttelt. Ein noch bedeutenderes Kopfſchütteln jedoch erfolgt, wenn der Petent der Kunſtwelt zuzuzählen iſt, denn „ſolche von der Hand in's Maul lebende Leute“ kann doch wahrhaftig ein neumodiſcher Hausbeſitzer nicht in ſeinem Hauſe brauchen? Faſt eben ſo ſchlimm ſind Engländer oder Juden daran, wenn ſie eine paſſende Wohnung ſuchen, und ſelten (das „Warum“

werden wir dem Leſer nicht erſt auf die Naſe zu binden haben) nimmt man ſie auf, außer gegen bedeutend erhöhten Miethzins. Am allertraurigſten übrigens ergeht es den Handwerkern oder gar Arbeitern, denn ſie dürfen unbedingt darauf rechnen, mit einem ſtritten Nein abgewieſen zu werden.

Iſt nun aber der Standpunkt des Standes von einem Petenten glücklich überwunden, ſo wird eine zweite, nicht minder ſchwere Frage an ihn gerichtet, nemlich die nach der Familie. „Sie ſind natürlich verheirathet, mein Wertheſter," fragt der neumodiſche Hausbeſitzer, „darf ich vielleicht wiſſen, wie ſtark ihre Familie iſt?" „Oh," erwiedert der Petent, „nicht beſonders; ich habe nur fünf kleine Kinder, die gar keinen Lärm machen." „Und das ſechste iſt wahrſcheinlich auf dem Wege," ſchreit der neumodiſche Hausbeſitzer entrüſtet; „Herr, wie können Sie die Frechheit haben, ſich bei mir einmiethen zu wollen. Glauben Sie denn, mein Haus ſei eine Gebäranſtalt?" Der Petent erwiedert nun, daß er die Kinder doch nicht in's Waſſer werfen könne, allein der Hausbeſitzer iſt unerbittlich und will durchaus nicht mehr als zwei Sprößlinge geſtatten. „Aber," erdreiſtet ſich endlich der Petent zu ſagen, „Sie beſitzen, ſo viel ich weiß, ebenfalls mehr als zwei Kinder und . . . ." — „Bei mir iſt dieß was anders," unterbricht ihn ſofort der Hausbeſitzer in grobem Tone, „denn ich will nicht in den Hauszins ziehen." Auf dieſe oder ähnliche Weiſe wird das Capitel von der Familie ſtets abgehandelt, und Einer, der viele Kinder beſitzt (beſonders wenn dieſelben noch nicht erwachſen ſind) oder gar Koſtgänger hält, muß in der That froh ſein, wenn er ein Unterkommen findet, denn „mein Haus iſt kein Taubenſchlag," erwiedert ihm faſt jeder Hauseigenthümer.

Doch — wir wollen annehmen, auch die „Familienfrage" ſei ohne Anſtand gelöſt worden, darf man nun das Examen rigorosum für beendigt halten? Gott bewahre, denn jetzt handelt

ſich's noch um ein nicht minder wichtiges Argument, nemlich um Hund und Katze! „Bitte, noch eine Frage," ſagt der neumodiſche Hausbeſitzer, ehe er den Handel mit ſeinem Miether vollgültig abſchließt, „bitte, halten Sie vielleicht einen Hund?" „Einen Hund?" entgegnet der Petent. „Wo denken Sie hin? Meine Frau beſitzt allerdings ein ganz kleines Schooßhündchen, allein es kommt nie zum Zimmer hinaus und wird Sie alſo nicht im Geringſten beläſtigen." — „So?" ruft der Hausbeſitzer, Nicht beläſtigen? Iſt der Hund etwa ſtumm? Bedaure, Ihnen ſagen zu müſſen, daß aus dem Contract nichts wird, wenn Sie ſich nicht vorher verpflichten, den Hund wegzuthun." Wohl oder übel muß der Petent nachgeben, wenn ihm an dem Logis etwas liegt, und gerade ſo ergeht's auch dem, der ein Katzenliebhaber iſt, falls nemlich der Hauseigenthümer dieſe Thiere nicht leiden kann. Jedenfalls darf man darauf rechnen, daß ein Miether keinen Hund halten darf, wenn der Eigenthümer eine Katze beſitzt, ſowie umgekehrt keine Katze, wenn jener einen Hund eignet, und — für „ſtubenrein" wird eigentlich nur der gehalten, welcher ſich weder Hund noch Katze hält. Was braucht auch ein Miether den Luxus einer Liebhaberei zu treiben?

Das Einmiethen bei einem neumodiſchen Hausbeſitzer hat alſo, wie man ſieht, ſeine nicht geringen Schwierigkeiten, allein nun, wenn man in den Hafen des „Gemiethethabens" eingelaufen iſt, wird man (ſo denkt ohne Zweifel der Leſer) doch endlich Ruhe haben? Ja Proſit die Mahlzeit und Ruhe! Das erſte nemlich nach vollbrachtem Einzug iſt, daß der Herr Hausbeſitzer in allen deinen Zimmern herumgeht, und mit ſcrupulöſem Auge die Betten und Möbel betrachtet, welche du mitgebracht haſt. Er will ſich offenbar von deiner mehr oder minder großen Wohlhabenheit überzeugen, denn im Falle deines Todes oder eines ſonſtigen Unglücksfalles — an was ſoll er ſich da halten, als nur allein an deine Betten und Möbel? Du möchteſt ihn nun

gerne wegen dieſer ſeiner Unverſchämtheit hinauswerfen, allein du beſinnſt dich eines Beſſern und denkſt den günſtigen Augenblick zu benützen, um ihn auf dieſe oder jene Reparatur, auf dieſe oder jene verſchoſſene Tapete, auf dieſen oder jenen Ofen, der nicht heizt, auf dieſe oder jene Wand, die ihren eigenen Ausgang haben ſollte und doch keinen hat, aufmerkſam zu machen. Doch da kommſt du ſchon an. „Herr," ruft der Hausbeſitzer, „wie kommen Sie mir vor? Mein Haus iſt in der beſten Ordnung, und jedenfalls haben Sie Ihre Zimmer ſo gemiethet, wie ſie ſind." — „Gewiß, gewiß," entgegneſt du begütigend; „ich habe die Localitäten alle vorher geſehen und wußte alſo, was ich miethete, allein es wäre eben doch faſt nothwendig, daß man hier nachhülfe, und wenn ich Ihnen nun anerbiete, die Hälfte der Koſten zu tragen, ſo könnten Sie wohl darauf eingehen." Der Hauseigenthümer beſinnt ſich eine Weile, denn er muß ſich die Sache doch natürlich von allen Seiten überlegen; allein endlich erhellt ſich ſein Geſicht und er genehmigt deinen Vorſchlag. Wer iſt nun froher, als du? Die Verbeſſerung wird ſofort ausgeführt, und du haſt natürlich, während die Handwerksleute in deinen Zimmern handthieren, viele Unannehmlichkeiten. Auch koſtet die Geſchichte viel mehr, als du vermuthet, vielleicht hundert oder gar zweihundert Gulden; denn der Hauseigenthümer läßt nun recht gründlich nachhelfen. Allein du zahlſt deinen Part mit größtem Vergnügen, weil du nun hoffſt, für die nächſten vaar Jahre angenehm zu wohnen. Doch — was geſchieht? Ein Vierteljahr ſpäter wird dir aufgekündet, und du kannſt von Neuem Logismiethen gehen. Der Herr Hauseigenthümer iſt ja nun im Beſitz eines „neu hergerichteten" Logis, das er ſelbſtverſtändlich theurer vermiethen kann, als du es gemiethet hatteſt!

Geſetzt übrigens den Fall, der liebe Gott bewahre dich vor all' den bisher angeführten Widerwärtigkeiten, ſo kannſt du doch

„einigen" andern ganz sicherlich nicht entgehen, und unter diesen einigen verstehe ich besonders die Mägdegeschwätzwidrigkeiten. Der neumodische Hausbesitzer hat nemlich die Eigenschaft, sehr neugierig zu sein, und um dieser seiner Eigenschaft nachkommen zu können, macht er sich an deine Magd, um sie über dich auszuhorchen. Das muß natürlich zu Reibereien führen, und eben so selbstverständlich gibt's Händel, wenn „seine" Magd mit der „deinigen" nicht gut steht, oder auch wenn sie zu familiär mit einander sind. Um nun diesem Uebelstande ein Ende zu machen, schaffst du deine Magd aus dem Hause, und hältst dir für die Zukunft nur eine Wasserträgerin, allein — was ist die Folge? Der Hauseigenthümer erklärt dir, daß er keinen Miether im Hause dulde, der nicht einmal im Stande sei, eine Magd zu halten. Nicht minder oft als über die Mägde gibt's Händel über die Waschküche und den Hof. Waschküche und Hof stehen dir nach deinem Contracte zur freien Mitbenützung, allein deine Frau mag eine Wasch abhalten lassen wollen, wenn sie will, so läßt ihr die Herrin des Hauses sagen, daß es ihr für jetzt nicht geschickt sei, weil sie der Waschküche im Augenblicke zu anderen Zwecken bedürfe. Eben so wenig leidet der Hauseigenthümer, daß du den Hof hinter dem Hause mitbenützt und z. B. dein Holz daselbst spalten läßt, denn dazu ist die Straße da und im Hofe hält er Hühner. Willst du nun aber auf deinen Contract fußen, in welchem dir dieß und jenes auf schwarz und weiß versprochen worden ist, — ei warum denn nicht? Thu's, und im Augenblick wirst du zu hören bekommen: „Dort hat der Zimmermann das Loch hinausgemacht." Wird es ja doch von manchem neumodischen Hausbesitzer als Aufkündigungsgrund betrachtet, wenn du ihn, seine Frau und seine Kinder nicht immer zuerst und auf's ehrerbietigste grüßt, dieweil nach seiner Ueberzeugung die hohe Würde, die im Hausbesitz liegt, nie immens genug angeschlagen werden kann!

Wahrhaftig, die neumodiſchen Hausbeſitzer machen Einem das Leben nicht wenig ſauer; aber von beſonderem Unglück hat erſt der zu ſagen, der zufällig zu einem „Politiker“ einmiethet. In dieſem Fall nemlich wird von dem „Hausherrn“ verlangt, daß er eben ſo denke und ſpreche, wie der Eigenthümer; ja daß er ſogar die nemlichen Zeitungen leſe und jedenfalls bei den Wahlen einen und denſelben Stimmzettel mit ihm abgebe. Doch — der bei weitem Allerſchlimmſte unter den neumodiſchen Hausbeſitzern iſt derjenige, welcher der „Frömmigkeit“ huldigt, und die Werk-Heiligkeit zur Schau trägt, denn für jedes Zweiguldenſtück, das er mit großer Oſtentation in die Armenbüchſe legt, ſchlägt er ſeinem Miether ſicherlich um wenigſtens das Zehnfache auf!

So ſteht's mit den neumodiſchen Hausbeſitzern in der guten Reſidenzſtadt Stuttgart; doch Gott ſei Dank, nicht „alle“ Hausbeſitzer gehören dieſer Claſſe an, ſondern es gibt vielmehr ſehr viele, die gerade noch ſo artig, freundſchaftlich und rückſichtsvoll mit ihren „Hausherrn“ umgehen, als es in den guten alten Zeiten der Fall war. Ja es iſt ſogar Hoffnung vorhanden, daß die ganze Species der „Neumodiſchen“ wieder verſchwinden wird, wenn erſt ſo viele Häuſer in Stuttgart ſtehen, daß jeder Eigenthümer froh ſein muß, ſeine Localitäten anſtändig vermiethet zu ſehen.

47.

Der Gerichtsbeisitzer.

Der Gerichtsbeisitzer ist ein Mann, der von der Stunde, welche er dem Gerichte „beisitzt," seine 6, sage sechs Kreuzer Revenuen hat.

Auf lateinisch heißt er Scabinus, woraus dann das deutsche „Schöppe" entstanden ist, und in so fern also müssen wir ihn als den letzten Repräsentanten der früher so berühmten deutschen „Schöppenstühle" betrachten; allein leider hat seine Wichtigkeit nur allzusehr abgenommen und von dem früheren „Schöppenrechte" ist ihm nur noch ein Schatten geblieben. Bei Haus Württemberg herrscht nemlich die wohllöbliche Sitte, daß ein Oberamtsrichter, der eine Klagsache zu protocolliren oder einen Gefangenen zu verhören hat, dieß nicht vornehmen darf, ohne daß zwei ältere Bürger aus der Stadt, die von Obrigkeitswegen dazu aufgestellt sind, der Protocollaufnahme oder dem Verhör beiwohnen, und diese „Beiwohner" nun heißt man die „Gerichtsbeisitzer" oder „Scabinen." In der That ein erhebender Anblick! Oben an, an einem langen grünen Tische sitzt der fungirende Richter, sei's der Oberamtsrichter selbst oder sein Actuar und Substitut, auf beiden Seiten neben ihm aber haben sich die zwei Scabinen niedergelassen, und unten gegen die Thüre zu steht der Inquisit. Der Oberamtsrichter stellt nun seine Fragen, natürlich sehr scharfsinnige Fragen, die er sich vorher schon ausgedacht hat, die Gerichtsbeisitzer dagegen müssen obacht geben, ob Alles den gehörigen Gang geht, absonderlich ob keine Fragen

vorkommen, die ſchon einmal beantwortet waren, und nur deßwegen geſtellt werden, um den Angeklagten hinterliſtig in Verwirrung zu bringen. Darauf iſt ein Scabine verpflichtet und in der That kommt er auch ſeiner Pflicht ganz genau nach. Nur hie und da paſſirt es ihm, Allotria zu treiben, d. h. an andere Sachen zu denken, und je nachdem denkt er auch an gar nichts — eine ſeltene Kunſt, worin er es aber nicht ſelten ſehr weit gebracht hat! Manchmal ſchläft er ſogar, und hierin hat er durch viele Uebung eine beſondere Fertigkeit erlangt, denn er ſchläft ſitzend, ohne zu ſchnarchen und ohne den Kopf zu ſenken. „Schnarchen und Nicken" würde ſtörend einwirken und man könnte es merken —, merken aber darf man nichts. Aus eben dieſem Grunde ſchläft er auch zuweilen mit offenen Augen, was außer ihm nur noch die Kohlhaſen können, und es gelingt ihm durch dieſen Kunſtgriff, den Oberamtsrichter ſo vortrefflich zu täuſchen, daß dieſer fortverhandelt, als ob Alles in Ordnung wäre. Endlich iſt das Verhör geſchloſſen. Der Oberamtsrichter unterſchreibt, der Gerichtsbeiſitzer unterſchreibt, der Inquiſit unterſchreibt, und alle drei Parthien ſind vollkommen zufrieden mit einander.

Der Gerichtsbeiſitzer iſt ein äußerſt verſchwiegener Mann, denn er ſagt durchaus nichts von dem, was in den Sitzungen vorgegangen iſt. Er darf auch nichts ſagen; das liegt in ſeinem Amte und in der Handtreue, die er darauf abgelegt. Er weiß daher immer mehr als andere Menſchen, und — wer wills ihm nun verübeln, wenn dieſes „Mehrwiſſen" ſchon aus ſeiner überaus wichtigen Miene bemerkbar iſt? Natürlich aber das wichtigſte Air trägt er zur Schau, wenn er gerade aus einer Sitzung kommt, und nie ſieht er ernſter und ſtrenger drein, als wenn das Verhör einen politiſchen, d. h. einen Majeſtäts-Verbrecher betraf. Trotzdem aber, daß er alles dieß und noch weit mehr weiß, ſchweigt er doch ſtill wie das Grab, und du magſt ihn fragen, ſo oft du willſt, er ſagt dir kein Wort. Aber laß ihn gehen, ſei

mit ihm in Geſellſchaft, bringe ihn bei einem Schoppen auf die Geſchichte, brich dann ſchnell ab, als ob du nichts davon wiſſen wollteſt, bringe ihn wieder darauf und brich dann noch einmal ab, gieb acht, dann giebt er weich. Sollte er dich glauben laſſen, die Sache ſei ſo unwichtig, daß man nicht einmal Urſache habe, von Neugierde geplagt zu werden? Weit gefehlt, lieber erzählt er dir Alles, oder wenigſtens ſo viel, als er ſelbſt weiß, und aus dieſem kannſt du dann das Ganze errathen.

Am allerſtolzeſten iſt der Gerichtsbeiſitzer auf die Sitzungen, in welchen nicht protocollirt, ſondern ein Urtheil gefällt wird, denn in dieſen Sitzungen iſt er nicht blos Beiſitzer, ſondern wirklicher Schöppe mit richterlicher Gewalt. So bald nemlich eine Unterſuchung ſo weit gediehen, daß die Acten geſchloſſen werden können, verſammelt der Oberamtsrichter das ganze Gericht, beſtehend aus ihm, dem Actuar, dem Aſſiſtenten — wenn Einer da iſt — und ſämmtlichen ſechs Scabinen. Nun trägt er die Sache vor, natürlich nach ſeiner Auffaſſung, allein faſt regelmäßig iſt „ſeine“ Auffaſſung auch die Auffaſſung „der übrigen Gerichtsmitglieder“ und ſomit lautet das Urtheil beinahe ausnahmsweiſe ſeinen Anträgen gemäß. Doch kommen nicht auch Tage und Stunden, wo die ſonſt ſo langmüthigen Gerichtsbeiſitzer rebelliſch werden und den Oberamtsrichter mit ſeinem Actuar überſtimmen? Giebt es nicht Fälle, freilich ſehr ſeltene, aber wirkliche, veritable Fälle, wo Freiſprechungen erfolgen, während die Herrn Juriſten eine Verurtheilung verlangten? Und nun, o Leſer, angeſichts ſolcher Thatſachen, kannſt du da noch mit denen übereinſtimmen, welche den Gerichtsbeiſitzer ſpottweiſe einen „Gerichtsbeiſchläfer“ nennen?

Nur eines iſt dem Gerichtsbeiſitzer drückend. Nicht etwa das, daß er oft wenig oder nichts von den Geſetzen verſteht und daher auch nicht tauglich iſt, ſeinem Amte gehörig nachzukommen,

aber das, daß die Sitzungen Vormittags meiſt bis über eilf, oder gar bis über zwölf Uhr dauern. Ach Gott! die Suppe wird kalt, und was wird ſeine Frau dazu ſagen? Auch ſollte er dieſen Mittag auf das Feld, oder ſeinen ſonſtigen Geſchäften nachgehen. Doch — ſechs Stunden Gerichtsſitzung bringen ſechs und dreißig Kreuzer ein und das iſt denn doch auch Etwas.

Der Gerichtsbeiſitzer iſt außerdem, daß er als Scabine fungirt, meiſt auch noch Waiſenrichter, Kirchenconvents-Mitglied, und Feuer- oder Bauſchauer. Ja nicht ſelten begleitet er ſogar die Stelle eines Pfarrgemeinderaths und gehört unter die „Auserwählten“ des Herrn, — kann man mehr von ihm verlangen?

48.

Eine ſchwäbiſche Kindstaufe.

„Eine ſchwäbiſche Kindstaufe wollen Sie beſchreiben? Nun dabei wirds ohne Zweifel hergehen, wie bei den Taufen in andern Ländern auch!“ Gewiß, mein lieber Leſer, haſt du hierin vollkommen recht, wenn du nemlich von den Kindstaufen in den ſchwäbiſchen Städten, wie ſie die vornehmen Beamten und Honoratioren abhalten, ſprichſt, denn da macht man Alles ſo glatt und kalt ab, daß man faſt meinen könnte, die Leute ſeien froh, wenn der feierliche Act vorüber iſt; auf dem Lande aber, bei den ehrlichen Bürgern und Bauern, — nein da hat man noch Religion im Leibe und verſteht es, den Eintritt eines Menſchen in die Chriſtenheit mit gehöriger Würde zu feiern! Gehen wir alſo aufs Land, uns die Sache ein wenig näher zu beſehen.

Kaum hat die Wöchnerin geboren, ſo eilt der glückliche Vater ins Pfarrhaus, das Ereigniß dort anzukündigen und den Herrn Paſtor zu bitten, die heilige Handlung der Taufe am nächſten Sonntag Nachmittag nach der Kinderlehre vorzunehmen. An irgend einem andern Tage darf es nicht ſein, denn nur die Kinder, die Sonntags getauft werden, haben Glück in der Welt, und überdieß — am Werktag hat ein Bauer keine Zeit, eine Tauffeier vorzunehmen. Dieß alſo iſt Regel und eben ſo genau vorgeſchrieben iſts, welchen Namen der Täufling bekommen ſoll. Ein Bube nemlich erhält zum erſten den Vornamen ſeines Großvaters und zum zweiten den ſeines Taufpathen, ein Mädchen aber wird ſelbſtverſtändlich nach ſeiner Großmutter und ſeiner

Taufpathin benamst. Mehr als dieſe paar Vornamen erhält ein Kind nur äußerſt ſelten und faſt nie geht man von dem Grundſatze ab, nur „ledige“ (d. h. unverheirathete) Buben und Mädchen zu „Toten“ — ſo heißt ein Taufpathe auf gut ſchwäbiſch — zu erliefen. Verheirathete Männer und Frauen haben ja genug mit ihren eigenen Kindern zu thun, ſo daß man ihnen unmöglich auch noch die Sorge für fremde Kinder aufbürden kann! Etwas mehr Kopfzerbrechens, als der Name des Täuflings, macht dem Vater und der Mutter die Verpflegung des Kindes von ſeiner Geburt bis zum Tauſſonntag. Allerdings nicht wegen der Art und Weiſe ſeiner Ernährung, denn hiefür gibt es nur Einen Weg, nemlich die Bruſt der Mutter, ſondern vielmehr wegen des leidigen Satanas und der vielen böſen Heren, welche in der Welt herumlaufen. Wie leicht könnte ein ſolches ſchlechtes Weibsſtück das arme Kindlein ſtehlen und mit einem krüppelhaften Stellvertreter, dem ſogenannten Wechſelbalg vertauſchen? Nach der Taufe freilich haben weder Heren noch Teufel irgend eine Gewalt mehr über das junge Chriſtenkind, aber vorher — wahrhaftig, da muß man vorſichtig ſein! Darum verſäumt man es auch nie, die ganze Nacht hindurch ein helles Licht über der Wiege des Knäbleins oder Mägdleins zu brennen, und überdieß legt man dem jungen Weltbürger auch noch die Bibel oder wenigſtens das Geſangbuch unter das Kopfkiſſen. Außerdem geſtattet man Niemanden, als nur den eigenen Leuten im Hauſe, ſo wie den nächſten Verwandten und künftigen Taufpathen Zutritt in die Kindbettſtube, und endlich um der Vorſicht die Krone aufzuſetzen, läßt man ſich um keinen Preis dazu verleiten, Jemanden, er ſei wer er wolle, ein Geſchirr, ein Handwerkszeug, ein Möbel, ein Kleidungsſtück, oder überhaupt irgend ein Eigenthum zu lehnen, denn man könnte nicht wiſſen, ob nicht „böſe Leute“ das Geliehene dazu benützen würden, um dem ungetauften kleinen Weſen etwas „anzuthun.“

So viel nun aber auch die Ueberwachung des Kindes von dem Tage seiner Geburt an bis zur Stunde der Taufe Mühe und Anstrengung kostet, so ist doch die Plage, welche man mit den Vorbereitungen zu der besagten Festlichkeit hat, noch weit größer und zwar um so mehr, als die ganze unendliche Last fast ganz allein auf den Schultern des Eheherrn ruht. Zum Glück jedoch kann die Frau ihm wenigstens mit ihrem Rathe beistehen, und überdieß giebts ja in jeder Familie der alten Jungfern und Basen, welche sich ein Vergnügen daraus machen, beim Backen und Kochen hülfreiche Hand zu leisten, eine Menge, besonders wenn sie darauf zählen können, am Taufschmause theilnehmen zu dürfen, oder wenigstens Etwas vom Abtrage zu erhalten. Schließlich übrigens, obwohl erst nach manchem vergossenen Schweißtropfen, kommt man doch immer mit den nöthigen Vorbereitungen zu Ende, ehe der große Tag anbricht, an welchem der Neugeborne in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen werden soll, und wenn je etwas vergessen worden wäre, so kann man es ja am Sonntag Vormittag noch nachholen. Demgemäß erheben sich an diesem Tage die sämmtlichen Angehörigen des Hauses, mit alleiniger Ausnahme der Wöchnerin und ihres Kindes, schon Morgens in aller Frühe, um die letzte Hand ans Werk zu legen. Die ganze Wohnung, sogar die Treppe und der Oehrn, wird frisch gescheuert und mit feinem weißem Sand belegt. Dann geht es an die Ausschmückung des Zimmers, in welchem der Schmaus stattfinden soll, und hier darf es insbesondere an lebendigen Blumen-Stöcken nicht fehlen. Zuletzt macht man sich an den eigenen Putz, so wie an den Putz der Wöchnerin und des Täuflings, wobei natürlich die Hebamme die Hauptrolle spielt. Davon also, daß an diesem Tage, trotzdem es ein Sonntag ist, irgend ein Mitglied des Hauses den Morgengottesdienst besuchen würde, kann natürlich keine Rede sein, einfach weil man keine Zeit dazu hat, und ebensowenig

nimmt man ſich die Mühe, ein ordentliches Mittageſſen herzurichten, ſondern man begnügt ſich vielmehr in Erwartung des kommenden Taufſchmauſes mit einem einfachen Brei oder etwas dem Aehnlichem.

Kaum iſt es zwölf Uhr vorüber, ſo fangen die Verwandten und ſonſtigen Bekannten an, ſich im Hauſe des Täuflings zu ſammeln und bald ſind Alle bei einander, — Alle, d. h. die „Toten“ wie die Großeltern, die Onkel und Tanten wie die Vettern und Baſen, ſämmtlich feſtlich geſchmückt, und Viele unter ihnen, namentlich die beiden Taufpathen, mit ganz nagelneuen eigens auf den heutigen Tag beſtellten Kleidern angethan! Ganz „insbeſondere“ fein geputzt aber iſt die ſogenannte „Kindleinsträgerin,“ das iſt ein junges fünf- bis ſiebenjähriges Mädchen aus der nächſten Verwandtſchaft, welchem das ungemein hochgeſchätzte Vorrecht zu Theil wird, den Täufling in die Kirche zu tragen, und das deßwegen immer wie ein kleiner Engel in Weiß, Roth und Blau herausſtaffirt wird. Doch — horch! Bereits läuten die Glocken zuſammen und der Nachmittagsgottesdienſt beginnt. Jetzund weiß man, daß man höchſtens noch eine halbe Stunde Zeit vor ſich hat, und darum zupft man ſofort an der „Kindleinsträgerin“ ſo wie an dem „Traglissen“ des Kindleins ſelbſt in aller Schnelligkeit das letzte Fältchen zurecht, während die erwachſenen Frauenzimmer ſich noch einmal — es iſt dieß übrigens vielleicht das zwanzigſte oder dreißigſte Mal an dieſem Tage — vor den kleinen Spiegel ſtellen, und ſich von oben bis unten betrachten, ob gar nichts, auch nicht das Geringſte, vergeſſen ſei. Endlich findet man, daß es Zeit iſt zu gehen, und die ganze Geſellſchaft tritt daher, eins nach dem andern vor das Bett der Wöchnerin, um ſich zu verabſchieden. Dann läßt man dieſe unter der Obhut einer alten Baſe allein im Hauſe zurück und ſtellt ſich auf der Gaſſe vor der Wohnung auf, um den Kirchgang zu ordnen. Voraus geht trippelnden

Schrittes die kleine „Kindleinsträgerin," das in ein schneeweißes mit farbigen Bändern zusammengehaltenes Tragkissen eingewickelte Kind in den Armen haltend, und neben ihr schreitet die schwarz gekleidete Hebamme einher, um ihr die Bürde, welche der schwachen Kraft des Mädchens doch in die Länge zu schwer werden könnte, von Zeit zu Zeit abzunehmen. Hinter diesen beiden kommen die Taufpathen, „der Bursch und die Dirne." Er mit seinem Strauß im linken Knopfloch, sie mit dem ihrigen vorn an der Brust. Den Schluß bilden der Vater, die Großeltern und die übrigen Verwandten. So geht es fort durch die sonntäglich stillen Straßen, bis man vor der Kirchthür ankommt, innerhalb welcher man den Pfarrer noch mit den Kindern „peroriren" hört, denn man macht es sich zur Regel, in der Kirche zu erscheinen, ehe die Kinderlehre ganz zu Ende ist.

Vor der Kirchthür steht der Küster, bereit die Ankommenden zu empfangen. Ehrfurchtsvoll öffnet er die Thore, um die Hauptpersonen des Tages einzulassen, und da schreiten sie nun hin das ganze Kirchenschiff entlang, zwischen den dichtbesetzten Kirchenstühlen durch, bis in die vorderste Bank, gerade dem Altar gegenüber, welche eigens für sie leer gelassen worden ist. Welche Freude nun und welcher Stolz, sich so von der ganzen Gemeinde betrachtet zu sehen! Welche Genugthuung, zu wissen, daß nun keine einzige der anwesenden Frauen und Jungfrauen dem docirenden Pfarrer mehr ihre Aufmerksamkeit schenkt, sondern vielmehr alle Augen nur allein auf sie, die Mitglieder der Taufgesellschaft, gerichtet sind! Nur schade, daß der Geistliche den Gottesdienst so schnell schließt, um nach beendigtem Gesang zum Taufakte selbst überzugehen! Ueber den letzteren übrigens ist nicht viel Besonderes zu sagen, denn es geht dabei immer zu, wie bei allen andern Taufakten, nur allein etwa den Umstand ausgenommen, daß der Säugling von der „Kindleinsträgerin" bis vor den Altar hin getragen wird, woselbst sie ihn dann den

eigentlichen Taufpathen übergiebt. Nicht vergeſſen dürfen wir aber auch, daß beſonders viel darauf gehalten wird, wenn der Täufling während des Actes ſich ſtille verhält oder wenigſtens nicht ganz laut ſchreit, denn lautes „Heulen“ gilt für eine böſe Vorbedeutung, und man prophezeit daraus ſogar nicht ſelten den baldigen Tod des jungen Weſens. Eben ſo wenig hat man es gern, wenn zwei oder drei Kinder zugleich getauft werden, denn auch in dieſem Falle muß nach dem Volksglauben einer der Täuflinge bald ſein junges Leben laſſen.

Kaum iſt übrigens der Taufakt vorüber, ſo verläßt man „nach dem üblichen Opfer“ die Kirche, um den Heimgang auf dieſelbe feierliche Weiſe anzutreten, wie den Hergang. Aber horch, was iſt das? „Bum, bum, bum, bum!“ Einer, zwei, drei, vier Piſtolenſchüſſe! Sollte etwa plötzlich der Feind in's Land gefallen ſein? Ei Gott bewahre; das Schießen geſchieht blos „zu Ehren der jungen Pathin,“ deren Herzallerliebſter ſich mit einigen Kameraden hinter der Kirchhofmauer aufgeſtellt hat, um ſie auf dieſe Art feſtlich zu begrüßen, und es würde in der That ſchmerzlich von ihr empfunden werden oder vielmehr man würde ſie im ganzen Dorfe darum „anſehen,“ wenn man ihr dieſe Aufmerkſamkeit nicht erwieſe. Uebrigens nicht blos dieſe Ehre wird ihr zu Theil, ſondern ſowohl vor der Kirchthür, als auch auf den Straßen, durch welche der Taufzug kommt, haben ſich die ledigen Burſche des Dorfes aufgeſtellt, um ſie in ihrem Putze zu bewundern, während umgekehrt die Weiber und Jungfrauen der Gemeinde ebenfalls Gruppen bilden und das ſchöne Taufzeug, in welchem das Kind ſteckt, kritiſiren. Kurz, man darf wohl ſagen, daß ſtets, wenn nicht die ganze, doch wenigſtens die halbe Einwohnerſchaft auf den Beinen iſt, wenn es einen Taufzug zu ſehen giebt!

Endlich jedoch kommt man nach Hauſe und verfügt ſich ſofort in die Schlafſtube der Kindbetterin, um derſelben ſeine Glück-

wünsche darzubringen. Wie reinlich und proper sieht es nun da aus! Das ganze Bett schneeweiß und sie selbst in einer eben so blendend weißen Haube! Da muß man doch bewundern und seine Bewunderung aussprechen! Dann geht das neugetaufte Christenkind von Hand zu Hand, von Arm zu Arm, und man muß abermalen bewundern und seine Bewunderung aussprechen. Wie schön ist doch das kleine Püppchen, und wie sprechend ähnlich sieht es der Mutter oder dem Vater! Kurz, man muß suchen, die Zeit hinzubringen, bis der Herr des Hauses, d. i. der Vater des Täuflings, zurückgekehrt ist, denn dieser hat sich längst in aller Stille aufgemacht, um in das Pfarrhaus zu gehen und allda „seine Schuldigkeit zu entrichten." Man weiß aber wohl, daß der Hauptzweck dieses seines Besuches nicht darin besteht, den Pfarrer für den Taufakt zu bezahlen, denn das könnte eben so gut am andern Tage noch geschehen; sondern vielmehr darin, denselben einzuladen, daß er an dem nun folgenden Schmause Theil nehmen möge, und darum lugt auch immer „Einer oder Eine" zum Fenster hinaus, um zu sehen, ob der Hausvater mit dem Herrn Pastor noch nicht zu erblicken sei. Aber siehe da, jetzt biegen sie um die Ecke, der wohlbeleibte geistliche Herr zur Rechten des Bauern, und hinterdrein der hagere Küster in seinem alten, fadenscheinigen Sonntagsrocke. In einem Augenblicke müssen sie da sein, und — o der Freude — nun kann es endlich losgehen!

Der geistliche Herr verfügt sich, wie sich von selbst versteht, zuallererst vor das Bette der Wöchnerin, um ihr einige freundliche Worte zu sagen; aber dann tritt man sofort, Er voran, in die große Wohnstube, wo Alles bereits auf's solenneste hergerichtet ist. Welch furchtbar lange Tafel (man hat sie aus der Schulstube entlehnt), und welch schneeweißes, wenn auch vielleicht etwas grobes Tischzeug! Wie glänzt darauf das frischgereinigte zinnerne Geschirr und wie funkeln die Tassen und Gläser, welche

der Vetter Bären- oder Ochſenwirth leihweiſe hergegeben hat! Die Hauptſache aber iſt nicht der Tiſch und das Tiſchzeug, ſondern die Blicke aller Anweſenden haften vielmehr auf den großen mächtigen Kuchen, welche faſt die ganze Tafel bedecken. Oben an ſteht Einer aus Butterteig, ein wahrhaft immenſer Kamerad, und unten ein ebenſo kapitaler Käs- oder Schnitzkuchen. In der Mitte aber erhebt ſich ein ſo großartiger „Gugelhopfen", daß man kaum hoffen kann, je mit ihm fertig zu werden. Da muß Einem nothwendig das Waſſer im Munde zuſammenlaufen; aber Gott ſei Dank, man wird nicht allzu lange auf die Probe geſtellt, denn „allbereits" nach einigen Minuten ſchon kommt der Kaffee, die Kuchen werden zerſchnitten, und das Feſteſſen kann beginnen! — Oben an muß ſich, wie billig, der Herr Paſtor ſetzen, und dann folgen die Uebrigen je nach der Rangordnung ihres Alters und ihrer Würde, oder auch je nachdem ſie mit dem Hausherrn mehr oder minder nahe verwandt ſind. Die Taſſen werden präſentirt, die Kuchen herumgereicht, und nun gehts an ein Schlürfen und Kauen, wie wenn die Leute ſeit zwei Tagen nichts mehr über den Mund gebracht hätten! Der Coloß von einem Gugelhopfen wird kleiner und kleiner, der immenſe mürbe Kuchen aber verſchwindet bald gänzlich und muß durch einen neuen erſetzt werden. Unter drei Taſſen trinkt Niemand, Viele aber, obwohl unter mächtigem Zieren, bringen es auf ihrer viere oder fünfe. Endlich nach einer Stunde hat man des Kaffee's genug und nun wird der Braten hereinbeordert. Das iſt aber kein gewöhnlicher Braten, ſondern vielmehr der Schlegel eines zum mindeſten achtwöchentlichen Kalbes, im Gewichte von dreißig oder mehr Pfunden. Ja ſein Umfang iſt ſo groß, daß man ihn in einer gewöhnlichen Kachel nicht hatte fertig bringen können, ſondern ihn vielmehr vom Bäckermeiſter in der Backſtube „in Brodteig eingewickelt" röſten laſſen mußte. Beſitzt doch die Platte, auf welcher man ihn hereinbringt, eine Länge von faſt mehr als

drei Fuß, und iſt doch die Salatſchüſſel, die dazu gehört, die größte, welche man hatte auftreiben können! Natürlich übrigens muß man etwas haben, um das Fleiſch hinunterzuſchwemmen, und ſomit kommt mit dem Braten auch der Wein, und zwar nicht blos „einerlei“ Wein, ſondern vielmehr weißer ſowohl als rother, denn die Frauen lieben mehr das helle, zärtere Gewächs, während die Männer die Blutfarbe vorziehen. Ha, wie wird nun getrunken und wie erſt gegeſſen! Wie bemüht ſich der Hausherr, ſeinen Gäſten zuzuſprechen, und wie bemühen ſich die Gäſte, dem Zuſpruche Folge zu leiſten! Faſt eine Stunde lang hört man nichts, als das Raſſeln der Meſſer und Gabeln, und dazwiſchen hinein das Klirren der Gläſer, wenn man wieder mit einander anſtößt, um die Wöchnerin und ihr Kind, oder auch den freundlichen Gaſtgeber hoch leben zu laſſen! Manchmal meint Einer, er ſei nun voll „bis oben hinauf“ und könne unmöglich mehr einen Biſſen hinunterbringen; doch ſiehe da, es zeigt ſich dann doch immer wieder eine Lücke, welche noch nicht gänzlich ausgefüllt iſt, und ſomit muß er ſich abermalen dazu bequemen, ſich ſeinen Teller vom Hausherrn vollfüllen zu laſſen. Endlich aber gehts doch mit dem Eſſen nicht mehr, und ſomit hält man ſich von nun an nur allein noch ans Trinken, allein hierin leiſtet man auch etwas Erkleckliches, und die zwei kleinen Fäßlein, welche der Hausherr eingethan und in Krüge verfüllt hat, ſcheinen kaum genügen zu wollen. Kurz, man ißt und trinkt nach Herzensluſt und iſt ſo ſeelenvergnügt dabei, daß kein Menſch an's Aufſtehen denkt, ehe die dunkle Nacht herangeſchlichen kömmt.

Nun aber muß geſchieden ſein und der Pfarrherr iſt mit ſeinem Küſter meiſtentheils der Erſte, welcher Abſchied nimmt. Die Uebrigen bleiben vielleicht noch eine halbe oder auch ganze Stunde, aber dann entfernen auch ſie ſich, um die eigene Wohnung aufzuſuchen. Man darf jedoch nicht glauben, daß es mit dem Abſchiednehmen und Sichentfernen nur ſo glatt ablaufe,

ſondern im Gegentheil, es hat damit ſeine eigene Bewandtniß. Sobald nämlich ein Gaſt ſich durchaus nicht mehr halten läßt, ſo tritt er aus der großen Wohnſtube in's Schlafzimmer der Wöchnerin, wünſcht ihr viel Glück und Segen und giebt ihr dann die rechte Hand, indem er ſich zugleich für alles Genoſſene auf's höflichſte bedankt. Während er aber dieß thut, ſchiebt er die linke Hand unter das oberſte Kopfkiſſen des Bettes, in welchem die Frau liegt, und birgt dort ein längſt bereit gehaltenes Geldſtück, welches dem Werthe „des Genoſſenen“ ſo ungefähr entſpricht. Dann tritt er an die Wiege des Täuflings, welcher immer noch in ſein ſchönes Taufkiſſen eingewickelt liegt, küßt ihn zärtlich und ſchiebt zugleich einen „Häckelthaler“ oder, wenn er beſonders reich iſt, auch einen „Häckeldukaten“ unter das ſeidene Band, mit welchem das beſagte Kiſſen umwunden iſt, denn der Täufling muß doch ein Andenken haben! Nun erſt hat man das Recht, ſich der Ausgangsthür zuzuwenden. Allein wenn nun vielleicht Einer meint, er könne jetzt „ohne Weiteres“ die Treppe hinabkommen, ſo irrt er ſich ſehr, denn nun naht ſich der Hausherr mit Kuchen und Braten und ruht nicht, als bis der Gaſt ſich dazu bequemt, von Beidem eine tüchtige Portion einzupacken. Alle Taſchen werden ihm gefüllt, und wenn er nicht Platz genug in denſelben hat, ſo wickelt man ihm den Reſt in ein Papier, oder noch beſſer in ein kleines Körblein, das er dann den andern Tag leer wieder zurückſenden hat. Kurz, man begnügt ſich nicht, die Gäſte bis oben hinauf mit Eſſen und Trinken anzufüllen, ſondern man giebt ihnen auch noch einen Imbiß mit auf den Weg, damit ſie noch den andern Tag einen Nachgeſchmack hätten. Ja ſogar damit hat die Sache noch kein Ende, ſondern den andern Tag werden die Rudera deſſen, was übrig geblieben iſt, geſammelt und denen in's Haus geſandt, welche man noch beſonders ehren will, wobei dann vor Allem der Pfarrherr mit ſeiner Köchin nicht vergeſſen wird.

Also halten es die reicheren Bauern im Schwabenlande mit ihren Kindstaufen, und ihr ganzes Leben hindurch hängen die „Toten" an ihren „Tötlen" (d. h. die Pathen an ihren Täuflingen) mit einer Liebe, wie wenn sie Elternstelle an ihnen zu vertreten hätten, — ganz anders als die hochgebildeten „Taufzeugen" der vornehmen Welt, welche sich mit der Präsentirung eines silbernen Löffels aller ihrer Pflichten für entledigt halten.

19.

Der Schreiber.

Wie doch Alles herunterkommen kann! Ehemals war Württemberg das Paradies der Schreiber und — jetzt?

Ehemals ſchnitzelte man aus den Schreibern die Stadtſchreiber und Oberamtleute, und das ganze Rechnungsweſen, die ganze Verwaltung, die ganze Polizei des Landes Württemberg gehörte in ihr Reſſort. Ja Mancher von ihnen brachte es ſogar zum Miniſter, und ohne ſie hätte die Staatsmaſchine gar nicht auskommen können! Jetzt aber — wo gelingt es denn in gegenwärtigen Zeiten Einem weiter vorzurücken, als höchſtens zum Verwaltungsactuar oder Torfſchultheißen? Du lieber Gott, ſelbſt Stadtſchultheißenämter und Amts- oder Gerichtsnotars-Stellen liegen ihnen zu hoch, dieweil auf jene proceßloſe Advocaten und auf dieſe vierzigjährige Oberamtsactuare Jagd machen. Wahrhaftig es iſt rein aus mit der Schreiberei und bei weitem die meiſten Jünger dieſer Zunft ſind dazu verurtheilt, ihr Lebenlang arme Schlucker von Gehülfen oder noch ärmere Tropfen von Abſchreibern zu bleiben. In unſeren hoch oben hinaufgeſchraubten Zeiten ſoll ja alles ſtudirt, Univerſitäten beſucht und wiſſenſchaftliche Bildung genoſſen haben, — wie kann man alſo noch einen Schreiber brauchen?

Trotz allem dem aber — herrſcht etwa Mangel bei uns an Schreibern? Man ſollte meinen, ein nur halbwegs vernünftiger Vater werde ſich Sünden fürchten, ſeinen Sproßling einem Fache zu widmen, das gewiſſermaßen einer Verurtheilung zu langſamem

Hungertode gleichkommt, aber — stehen etwa die Schreibstuben der Verwaltungsactuare, der Notare, der Rathhäuser, der Oberamteien und wie diese Behörden noch weiter heißen mögen, leer? Du lieber Gott, nein und abermals nein! Nicht nur nicht leer stehen sie, sondern überfüllt sind sie, und wenn heute eine Stelle aufgeht, so melden sich morgen zwei Dutzend Candidaten. „Eigenthümlich! Sehr eigenthümlich!“ ruft nun vielleicht der Leser, und einem Uneingeweihten muß die Sache auch in der That „sehr eigenthümlich“ vorkommen, allein wenn man näher hinzusieht, geht dann nicht Alles ganz natürlich zu? Die Eltern der Schreiber gehören nemlich regelmäßig der Classe der „Halbgebildeten“ an, welche es für eine Schande halten, aus ihrem Buben einen Schuhmacher oder Schneider zu machen; den Sohn aber studiren zu lassen oder ihn nur wenigstens ins Polytechnikum zu senden, dazu langts hinten und vornen nicht; was bleibt also übrig, als ihn dem Notar oder Amtmann zu übergeben, damit dieser ihn „gratis“ auf seinem Bureau beschäftige? So wird der Bube des Hochmuths der Eltern halber „Incipient,“ d. h. angehender Schreiber, und da er als solcher natürlich einen bei weitem höheren Rang in der menschlichen Gesellschaft einnimmt, als der Lehrjunge eines Handwerkers, so fühlt er sich mit seinem Schicksale äußerst zufrieden. Ja er bildet sich ein, dasselbe zu sein, was der Seminarist in den niedern Klöstern, oder der Gymnasiast in Stuttgart, und fängt sofort an zu rauchen und sogar von Zeit zu Zeit das Wirthshaus zu besuchen! Noch mehr steigert sich natürlich sein Selbstgefühl, wenn er endlich nach vierjähriger Dienstbarkeit das Incipiententhum hinter sich läßt und in's „Gehülfenthum“ einrückt. Ha welch' großartige Stellung! Als Gehülfe hat er eine Besoldung, zwar keine große, aber doch eine sichere, und überdieß fungirt er sozusagen als Beamter, d. h. als Stellvertreter des Notars oder Schultheißen, bei dem er angestellt ist, — kann man in seinen Jahren mehr verlangen? Der Kamm wächst ihm also

und er beginnt „aufzutreten“, und zwar ſowohl im Dienſte, als außerhalb deſſelben. Sofort ſchraubt er Sporen an ſeine Stiefel, cujonirt Jeden, der auf die Amtsſtube kommt, nach Herzensluſt, kauft ſich eine Reitpeitſche nebſt Handſchuhen, ſpielt gegen die Bauern den türkiſchen Paſcha, und läßt ſich den „Schnurrwichs“ wachſen. Ja ſogar einen Hund ſchafft er ſich nicht ſelten an, und hat er erſt ordentlich trinken ſo wie einige feine Commerslieder ſingen gelernt, ſo glaubt er es mit jedem Studenten aufnehmen zu können. So gehts verſchiedene Jahre lang fort, aber mit den Jahren kommt das Alter und der Herr Schreiber bemerkt mit Schrecken, daß er noch immer Gehülfe iſt. Hilf Himmel, da muß endlich dazu gethan werden! So giebt ſich denn der arme Menſch alle erdenkliche Mühe, um wenn nicht als Notar oder Verwaltungsactuar, ſo doch als Rathſchreiber, Pfandhülfsbeamter oder etwas dem Aehnliches wenigſtens nothdürftig unterzukommen. Er läuft ſich die Füße wund und ſtößt alle Thüren auf, allein — vergeblich. Von Hunderten kommen höchſtens Zehn zu einem Dienſtchen und ſogar dieſe Zehn müſſen nothleiden! Die andern Neunzig aber? Ei nun zu Gehülfen paſſen ſie, wenn ſie einmal ein gewiſſes Alter erreicht haben, nicht mehr und ſomit kündigt man ihnen die Stelle auf, und da ſitzen ſie nun im Dreck und in der Trübſal und wiſſen nicht, was anfangen! Jetzt erſt ein neues Leben zu beginnen und z. B. ein Handwerk zu lernen, dazu iſt's zu ſpät: darum bleibt ihnen nichts übrig, als ſich durchzubringen, wie's eben geht, d. h. entweder abzuſchreiben, wo's was abzuſchreiben giebt, oder einem Handwerksmann ſeine Rechnungen zu führen, oder irgend ein ähnliches nichts eintragendes Geſchäftchen aufzutreiben. Herr du meine Gute, iſt das ein Leben — — ein Schinderknecht würde ſich daran ſchämen!

Da war der „frühere“ Schreiber doch ein ganz anderer Kamerad. Wenn Er daher trabte, der Herr Subſtitut, auf ſeinem

Braunen, wenn Er mit den Sporen klirrend und mit dem Sabel, den Er nie vergaß, raſſelnd die Stiege des Wirthshauſes hinanſtieg, was machten da die Bauern für Augen und was ſchnitten ſie für Kratzfüße! Und der Herr Schultheiß, in Begleitung des ganzen Gemeinderaths, wie ehrfurchtsvoll mit der Mütze in der Hand kam er dem Herrn Subſtitut entgegen, und bekomplimentirte den hohen Herrn! Damals hatte man ja vor dem geringſten Schreiber mehr Reſpect, als jetzt vor einem Geheimen-Rathe; denn damals hatte der Schreiber noch Gewalt und Geld! Aber arbeiten mußte er, recht tüchtig arbeiten und etwas gelernt haben mußte er, um ſein Geld zu verdienen. Freilich von wiſſenſchaftlicher oder auch nur Welt-Bildung war bei ihm keine Rede, und in Philoſophicis oder Literaricis hatte er ſich noch weniger umgeſehen. In ſolchen Dingen konnte man ihn vielmehr geradezu unwiſſend nennen, ſo wie er ſich auch in Geſellſchaft meiſt höchſt ungeſchliffen, hochmüthig, grob und anmaßend betrug; aber — „ſein" Metier verſtand er aus dem Fundamente und deßwegen wurde auch was aus ihm.

Mit dem alten Schreiberthume hörte viel Miſere auf und der Bauer kann jetzt nicht mehr ſo willkürlich geſchunden werden, wie früher; aber — wann wird endlich die noch viel größere Miſere des jetzigen Schreiberthums aufhören? So lange nicht, als bis man jeden Vater ins Zuchthaus ſperrt, der fürderhin noch ſeinen Sohn zu einem Schreiber beſtimmt!

30.

Der Aelpler.

Der „Aelpler“ oder der Bewohner der ſchwäbiſchen „Alp“ hat auch das Recht ſich „Aelbler“ zu ſchreiben, einfach deßwegen, weil es Leute giebt, welche die württembergiſchen Alpen „Alb“ benennen.

Man erkennt ihn gleich, den Aelpler, denn er trägt für gewöhnlich einen langſchoßigen ſchwarzen Barchentrock mit weißen Knöpfen und rothem Futter, eine rothe Weſte, die bis über den Bauch hinabgeht, ſchwarze Lederhoſen mit breitem ſchwarzem Hoſenträger und ſchwarze wollene Strümpfe, die unter den Knieen feſtgebunden werden. Außer der Weſte iſt alſo alles ſchwarz an ihm, ſogar die Kopfbedeckung, welche in nichts Anderem beſteht, als in einem mächtigen Dreiſpitz oder „Nebelſpalter“ von ſchwarzem Filz. Eben ſo ſchwarz kleiden ſich die Frauen und nur die Mädchen, welche der katholiſchen Religion angehören, tragen in ihre Zöpfe eingeflochten lange ſcharlachrothe Bänder.

Woher nun dieſe Vorliebe für die ſchwarze Farbe kommt, kann ich nicht ſagen. Vielleicht daher, daß die Berge der Alp faſt alle die Form rieſenhafter „Särge“ oder Todten-Bahren haben und alſo tagtäglich an Trauer und Begräbniß erinnern; vielleicht aber auch aus Sparſamkeitsgründen, damit man nicht nöthig habe, bei einem in der Familie eintretenden Todesfall eine zweite Kleidung anzuſchaffen. Zur Sparſamkeit nemlich hat der Aelpler äußerſt gegründete Urſache, denn er iſt meiſt ſehr arm, weit ärmer als der Oberländer und Unterländer, zwiſchen

denen er „mitten drin“ lebt. Dieß ſieht man ſchon aus ſeiner Wohnung, die faſt immer aus einer kleinen einſtockigen Hütte welche es nicht einmal zu einem Ziegeldach gebracht hat, beſteht, und noch mehr aus den Speiſen, von denen er ſich nährt. Was ſind nun aber dieß für Speiſen? Ei nun Habermuß, Kartoffel und „Spätzlen,“ mit Ausſchluß von Fleiſch und Gemüſen. Am meiſten liebt er „Spätzlen“ oder Knödel, und am allermeiſten einen Pfannkuchen mit Zucker darauf. Waſſer trinkt er ziemlich viel, Bier ſehr wenig, Branntwein ſo oft er bekommen kann, und Wein gar keinen. Letzteres hauptſächlich deßwegen, weil er keinen hat und nicht ſo viel Geld beſitzt, um ſich welchen zu kaufen. Aus demſelben Grund verzichtet er auch auf den Obſtmoſt, ſo wie noch auf viele andere Dinge, denn er iſt äußerſt genügſam. Etwas unangenehm aber berühret es ihn doch hie und da, daß ſelbſt das Waſſer ihm zeitenweiſe nicht „fließen“ will, dieweil es nur gar wenige Brunnen giebt, und das „Eiſternenwaſſer“ im heißen Sommer ſtark zuſammengeht. Zu aber dem Waſſer kommt's oft zu großen Streitigkeiten, beſonders wenn man es aus weit entlegenen Thälern in Fäſſern herbeiführen muß, ſo daß es gewiſſermaßen zur geldkoſtenden Waare wird. Dann bekommt jede Hausmutter täglich ihre beſtimmte Portion, mit der ſie um jeden Preis ausreichen muß, und nur die Frau Schultheißin, ſo wie die Frau Pfarrerin werden ausnahmsweiſe mit einem Ehrentrunke bedacht.

Außer der Genügſamkeit und Beſcheidenheit hat der Ackyler auch noch den Vorzug der Thätigkeit. Er baut nemlich Flachs in großer Menge, aber nicht um ihn zu verkaufen, ſondern um ihn zu ſpinnen. Und nicht blos ſeine Tochter ſpinnen, ſondern auch er ſelbſt ſetzt ſich den Winter über hin und dreht das Spinnrädchen. Außer dem Flachs gedeiht auch Hafer und Gerſte, für den Dinkel jedoch iſt das Clima faſt zu rauh. So viel übrigens, als man für die „Knopfen“ braucht, wächst immerhin, und manch-

mal ſogar noch mehr. Dagegen iſt und bleibt die Haupterwerbsquelle das liebe Vieh, beſonders — der großen Waideplätze wegen — die Schafe und die Roſſe. Darum war auch jeder Aelpler in ſeiner Jugend Viehhirt, und das Viehhüten hat ihm ſogar immer mehr Freude gemacht als das Schulgehen. Warum auch nicht? Es iſt doch wahrhaftig viel angenehmer, an einem Rain zu lagern und die Schafe und Lämmer blöcken zu hören, oder mit Stuten und Fohlen in die Wette zu ſpringen, als von dem Herrn Schulmeiſter ſich Schläge geben zu laſſen und langweilige Buchſtaben hinzumalen! Somit bleibt der junge Burſche Viehhirt oft bis in ſein zwanzigſtes Jahr oder noch länger, und dieſes Leben entleidet ihm nicht, trotzdem er viele Tage und Wochen ohne menſchliche Geſellſchaft hinzubringen hat. Er iſt ja geduldig von Haus aus und was die Langeweile anbelangt, ſo fühlt er ſie wenig oder gar nicht, da er es mit ſich fertig gebracht hat, Stundenweite zu „ſimuliren,“ ohne irgend etwas zu denken. Oft treiben aber die Buben ihre Heerden zuſammen, und dann verfallen ſie auf allerhand tolle Streiche, und beſonders lieben ſie es, auf den ihnen anvertrauten Fohlen ſo herumzujagen, daß es ein Wunder iſt, wie ſie nicht alle Tage ein paarmal Hals und Bein brechen.

Der Aelpler iſt durchaus kein Bewunderer der ſchönen Natur, obgleich die Alp mit ihren Thälern die ſchönſte Gegend Württembergs iſt. Dagegen aber betrachtet er die vielen Ritterburgen, die rings herum auf den Bergſpitzen oben, bald ganz erhalten, bald in Trümmer zerfallen, an vergangene Zeiten erinnern, mit äußerſt aufmerkſamem Auge und er verſäumt es gewiß nie, ihnen ſeinen Beſuch abzuſtatten, ſelbſt wenn das Hinaufklimmen zu ihnen viel Schweiß und Anſtrengung koſtet. Und warum thut er dieß? Etwa einer romantiſchen Grille wegen oder aus Pietät gegen die untergegangenen ritterlichen Geſchlechter? Ei Gott bewahre, ſondern weil in den Gewölben unter der

Burg ein ungeheurer Schatz verborgen liegt, den er nur zu gerne heben möchte! Eben aus dieſem Grunde durchſtöbert er auch, nicht ſelten ſogar mit Lebensgefahr, die vielen Erdſpalten und Höhlen, welche ſich unter der Oberfläche der ſchwäbiſchen Alp hinziehen, denn auch in ihnen ſchlummern ganze Milliarden an Gold und Silber und glücklich der, welchem es vergönnt ſein wird, den Schlüſſel zum großen Geheimniß zu finden. Warum aber ſoll „Er“ nicht der Glückliche ſein? Der „Seeburger Müllersknecht“ ſtieß ja auch in der Falkenſteiner Höhle bei Grabenſtädten auf einen Klumpen Gold, ſo groß wie ein „Kachelofen,“ und hieb ſich, weil er ihn ſeiner Schwere wegen nicht fortſchleppen konnte, mit ſeiner Axt ein Stück davon ab, groß genug, um ſich in der Schweiz eine Grafſchaft dafür zu kaufen! Ueberdieß wer auf der Alp wüßte nicht, daß unter dem Heiligenberge zwölf mannshohe ſilberne Apoſtel begraben ſind und daß der Poppele von Hohenkrähen in der Sonntagnacht nur mit goldenen Kugeln auf goldene Kegel kegelſchiebt, daß aber ſowohl die Apoſtel als das Kegelſpiel nur auf ihren Finder und Erloſer harren?

Derlei Gedanken machen dem Aelpler manche ſchlafloſe Nacht und in ſeinen Träumen iſt er oft ſchon im Beſitze der vergrabenen Millionen. Kommt er aber dann wieder zur Beſinnung, ei nun dann geht er mit neuem Eifer ſeiner gewohnten Beſchäftigung nach und beſcheidet ſich mit dem Wenigen was er hat. Wenn's ihm nur nie an einer warmen Stube fehlt, mit dem Uebrigen mag's dann beſtellt ſein, wie es will!

51.

Der Amtsdiener.

Bei Haus Württemberg giebt's dreierlei Amtsdiener: Oberamtsgerichtsdiener, Oberamtsdiener und Cameralamtsdiener; der wichtigſte von dieſen Dreien aber iſt der Oberamtsgerichtsdiener.

Seine Lebenslaufbahn iſt beinahe immer dieſelbe. In ſeinem zwanzigſten Jahre nemlich wurde er Soldat, dann avancirte er wegen ſeiner Talente und Kenntniſſe zum Obermann und ſpäter zum Feldwebel; drauf machte man ihn zum Thürſteher beim Ständehaus oder etwas dem Aehnlichem, und endlich erhielt er den Poſten eines Canzleiaufwärters oder Amtsdieners. Ebendeßhalb befleißigt er ſich einer kerzengraden Haltung, und ſein Schnurrbart geht oft von einem Ohre zum andern. Militäruniform trägt er jedoch keine mehr, ſondern ſtatt deren meiſt einen grauen Rock mit gelben oder ſchwarzen Knöpfen, ſo wie eine alte Ordonnanzmütze. Iſt er übrigens einige Jahre lang Amtsdiener geweſen, ſo ſucht er ſeinem Herrn und Meiſter, dem Oberamtsrichter, ſo viel als möglich Alles nachzumachen, beſonders Gang und Achſelzucken, ohne Zweifel damit man hieraus auf ihre gegenſeitige Collegialität ſchließe.

Das Amt des Amtsdieners iſt ein äußerſt wichtiges. Er hat nemlich alle Briefe, die an's Amt einlaufen, von der Poſt abzuholen und alle Briefe, die abgeſandt werden, auf die Poſt zu bringen. Darum weiß er auch, mit wem das hohe Oberamtsgericht zu thun hat, und ſelbſtverſtändlich thut er mit dieſem Wiſſen nicht wenig geheimnißvoll. Weiter liegt ihm ob, die ver-

ſchiedenen Angeklagten und Zeugen vorzuladen, wenn ſie im nämlichen Städtchen ſind, und endlich muß er die Gefangenen einſperren, vorführen, wiedereinſperren oder loslaſſen. Ja, ihm iſt es ſogar vorbehalten, die Spitzbuben zu prügeln, wenn der Oberamtsrichter vom Gerichshofe die Befugniß dazu erhalten hat! Kurz die Wichtigkeit eines Oberamtsgerichtsdieners läßt ſich nicht verkennen und am wenigſten verkennt ſie der Oberamtsgerichtsdiener ſelbſt. Man beobachte ihn nur einmal, wie er ſich im Angeklagten- oder Parthieen-Zimmer gerirt. Kläger und Angeklagte ſind alle ſeine Clienten. Seine Miene iſt ernſt und feierlich. Er ſpricht kein Wort. Alle Anweſenden wenden ſich zuerſt an ihn, um durch ſeine Verwendung zu dem Oberamtsrichter zu gelangen; allein der Amtsdiener iſt unbeſtechlich und weder freundliche Worte noch Geld können etwas helfen. „Ich und der Oberamtsrichter müſſen gerecht richten," iſt ſeine Antwort. Ueberhaupt ſpielt ſein „Ich" eine bedeutende Rolle und demgemäß ſagt er z. B. nie „der Oberamtsrichter hat beſchloſſen," ſondern er ſagt: „ich und der Oberamtsrichter, wir haben beſchloſſen."

Am glorioſeſten zeigt ſich der Oberamtsgerichtsdiener am Sonntag, denn an dieſem Tage geht er ins Wirthshaus und zwar in den erſten Gaſthof des Städtchens. Sein Schnurrbart iſt friſch gewichſt, daß er ſtachelartig in die Welt hinausſtarrt, und auf der linken Bruſt prangen alle Medaillen, die er während ſeiner militäriſchen Laufbahn erhalten. Ha wie das funkelt und glitzert! Und dazu noch die vielfarbigen Bänder, an denen die Medaillen hängen! Wahrhaftig der Mann muß hohe Verdienſte haben, daß man ihn ſo auszeichnete! Und er hat ſie auch, dieſe Verdienſte, wie man gleich hören kann, denn er erzählt nun von ſeinen Thaten und Erlebniſſen, und insbeſondere erfährt man von ihm, wie man ihn bei ſeinem Abſchied geehrt und wie damals ſogar Obriſte und Generale mit ihm angeſtoßen haben. Ja das ganze Regiment, wenn nicht die ganze Garniſonsſtadt

bedaure ſeinen Abgang, referirt er und ſchreit ſo gewaltig dazu, daß es wahrhaftig gewagt erſcheinen möchte, auch nur an einem Wörtlein zu zweifeln. Auf dieſe Art bringt er den Sonntagabend hin, verabſäumt aber dabei natürlich nicht, ſeine Zunge von Zeit zu Zeit mit einem neuen Schöpplein anzufeuchten, dieweil er ja ſonſt das viele Sprechen nicht aushalten könnte. Dennoch geht er kerzengerade nach Hauſe, denn er kann den Wein „führen," wie man ſagt, und ſelbſt ein paar Maaß „vom ſtärkſten" werfen ihn nicht.

„Der muß ein gutes Einkommen haben," denkſt du, und — unrecht haſt du nicht, ſein Einkommen iſt in der That ein gutes. Freilich nicht ſowohl das directe oder fixirte, als vielmehr das indirecte und unfixirte. Bei einem Oberamtsgericht nemlich giebts immer viele Gefangene und dieſen hat er gegen eine zum voraus ſtipulirte Vergütung die Koſt zu reichen; ein Koſtreicher aber — nun wahrhaftig bei dieſem Geſchäfte wird doch etwas herauskommen? Nicht etwa, daß ich ſagen wollte, ein Oberamtsgerichtsdiener laſſe ſeine Gefangenen Hunger leiden, oder ſchmalze ihnen die Waſſerſuppe mit Unſchlitt und curanze ſie dann, wenn ſie ſich beklagen, feldwebelmäßig ab; nein Gott bewahre mich vor einer ſolch' gräßlichen Beſchuldigung. Allein ein Profit kommt deßhalb doch heraus, denn Gefangene haben gewöhnlich, eben weil ſie gefangen ſind, keinen Appetit und würden nichts verzehren, ſelbſt wenn man ihnen das beſte hinſtellte. Darum — wenn ein Gefangener blaß und elend ausſieht, ſo bald er nur eine Woche oder zwei im Oberamtsgericht hinter Schloß und Riegel ſaß, ſo liegt die Schuld nicht an dem geizigen Koſtreicher, ſondern nur einzig und allein an des Gefangenen ſchlechtem Appetite. Das merke dir, du verläumderiſcher Menſch, der du ſo gerne dem Amtsdiener „eins anhängen" möchteſt, und taſte hinführo ſeine Ehrenhaftigkeit nicht mehr an!

Auf dieſe Art führt der Oberamtsgerichtsdiener ein ganz

behagliches Leben und gerade wie er lebt auch der Oberamtsdiener, denn auch

„bei seinem Aemtle
giebts manches Schlämple,"

wie man im Schwabenlande zu sagen pflegt. Sie sind deßwegen auch stets geschworne Freunde und Duzbrüder, und Einer arbeitet dem Andern, so gut er kann, in die Hände; den Cameralamtsdiener dagegen nehmen sie nie in ihr Bündniß auf. Der war nemlich früher möglicherweise ein Schuhmacher oder gar ein Schneider und hat jedenfalls dem edlen Soldatenstande nicht angehört, wie könnte er also ihr Camerade werden? Ueberdem wer möchte sich auch zu dem hergeben, was dieser thun muß? Der muß ja „pressen," und — was das ist, weiß jeder Württemberger oder wenigstens jeder Arme auf dem Lande sehr gut. Denn siehe, wer einmal an Steuern oder sonstigen Abgaben etwas schuldig geblieben ist, dem hat der Cameralverwalter einen Termin gesetzt, an dem er bezahlen sollte; so wie er aber nicht konnte, so wurde ihm der Presser auf den Hals gejagt, und der lag ihm in's Haus so lange, bis er bezahlte und er mußte ihn verköstigen und ihm überdieß noch einen Gulden Lohn geben. Wahrhaftig der Oberamts- oder Oberamtsgerichtsdiener würde sich zu so etwas nicht hergeben; der Cameralamtsdiener aber thut's, weil's Geld einträgt. Ebendeßwegen ist er aber auch auf den Dörfern sehr gefürchtet, und manchmal passirt es ihm sogar, daß er von den Bauernburschen, wenn er Abends oder in der Nacht nach Hause geht, zum Lohn für sein Pressen tüchtig durchgewalkt wird.

So viel vom Amtsdiener!

52.

Der Ehninger Congreß.

Ich ſpreche, wie Sie ſehen, weder von dem Congreß zu Verona, noch von dem zu Wien, ſondern vielmehr von dem Congreſſe zu Ehningen, einem königlich württembergiſchen Pfarrdorfe bei Reutlingen.

Bis jetzt iſt dieſer Congreß in der politiſchen Welt noch ein Geheimniß geblieben und ſogar die Geſandten der großen Höfe, die doch nur deßwegen als Ambaſſadeurs figuriren, um alle Staatsgeheimniſſe alſobald und brühwarm nach Hauſe zu berichten, wiſſen nichts von ihm. Wir treffen nemlich allda keine Fürſten und Grafen, keine Potentaten und Diplomaten, keine Geheimthuer und Geheimſchreiber, und nicht einmal die Augsburger Allgemeine hat einen Correſpondenten daſelbſt. Wen treffen wir nun aber? Ei nun eine Menge „reiſender Kaufleute“, auch »Commis voyageurs« genannt, welche ſich hier „auf der „Ehninger Meſſe“ ein Stelldichein geben.

Wer kennt die berühmte Ehninger Meſſe nicht? — Ein Fremder hatte einmal davon gehört, und verſprach ſich natürlich Wunderdinge: einen großen Marktplatz, eine Menge Buden, eine Unmaſſe von Käufern und Verkäufern, einen Zuſammenfluß von Neugierigen und Sehenswürdigkeiten, als da ſind: engliſche Reiter, Menagerien, tanzende Kameele, Hunde, die wahrſagen, Flöhe, die nach dem Takte ſtechen, reiſende Tyroler und Savoyarden, Citherſpielerinnen, Töchter der geſchminkten Schönheit und was dergleichen mehr iſt. Er machte ſich alſo auf den Weg,

um die Herrlichkeiten alle mitzumachen; er kam in Ehningen an, und ſein erſter Ausgang war auf den Markt, aber — was ſah er? Keine Menagerien und engliſche Reiter, keine Tyroler und Savoyarden, keine Citherſpielerinnen und Filles de joie, gar nichts, gar nichts, als auf beiden Seiten der Straße einige elende Buden, kaum werth, in einer großen Stadt an Wochenmärkten zu figuriren, mit einem Worte, einen Markt, den jeder Krämermarkt in dem ſchlechteſten Landſtädtchen übertrifft. Das ſollte die Ehninger Meſſe ſein? Er ließ einſpannen und fuhr wieder nach Hauſe. Aber wie Unrecht hatte der Mann!

Die Ehninger Meſſe nemlich wird nicht auf den Straßen, ſondern in den Häuſern abgehalten. Alſo — es iſt im Monat Januar. Da machen ſich die Commis voyageurs aus Frankfurt am Main, aus Hamburg, Lübeck, Bremen und wie die Handelsſtädte alle heißen, auf den Weg. Wohin geht's? Nach Ehningen. Wohl an die Zweihundert ſind in wenigen Tagen verſammelt; alle Wirthshäuſer ſind überfüllt, und mit wahrer Begierde warten die Ehninger auf die jungen Männer. Wie alte Bekannte werden ſie aufgenommen; denn man kennt ſie ja längſt, da ſie keine „Meſſe“ verſäumen. „Die werden nun wohl auspacken, eine Menge Waaren ausbreiten?“ Ei, da kennt man die Herren Reiſenden ſchlecht. Die Geſchäfte werden nobel betrieben, d. h. man bringt die Waare nicht ſelbſt mit, ſondern nur die „Muſter“ derſelben. Eine Muſtercharte iſt das Einzige, was aus dem Wagen gehoben wird, den Muſtercharteninhaber — Reiter darf man nicht mehr ſagen, weil die Muſterchartenreiter nun Muſterchartenfahrer geworden ſind — abgerechnet. Nun kommen die Ehninger Krämer herbei, die allüberall bekannten Krämer, welche mit ihren Waarenlaſten in halb Europa herumkommen, und die Muſtercharten werden ſofort ausgebreitet. Wären ſie an Einem Stücke, ſo gäb's einen Zettel von Stuttgart nach Paris, denn „ſo viele“ Muſter kann man nur auf der Ehninger Meſſe bei

einander ſehen. „Hunderterlei Arten von ſeidenen, halbſeidenen und gar nicht ſeidenen Tüchern, zehnhunderterlei Arten von Zitzen und dergleichen Geſchichten; hunderttauſenderlei Arten von Bändern, Litzen und Franſen; Millionen von Knöpfen, Nadeln, Scheeren, Fingerhüten, Federn, Garn und Meſſerchen!“ Herz, was willſt du? Der Ehninger Krämer wählt und wählt und wählt wieder. Aber er hat auch Zeit dazu; denn die Herren Reiſenden bleiben drei, ja ſogar zum Theil vier Wochen, und was dem Einen fehlt, das hat der Andere. Das wäre eine Freude für eine Frau! Sie könnte unter den vielen Modeartikeln nicht herumkommen, und wenn man ihr auch drei Jahre Zeit ließe! Aber der Ehninger Krämer hat noch mehr zu thun, als einzukaufen, er hat auch „abzurechnen“. Von der vorigen Meſſe her ſtehen die empfangenen Artikel eingetragen, und der Reiſende erwartet Bezahlung. Dieſer letztere Umſtand hat für den Einkäufer viel Unangenehmes, ſo ſehr, daß er manchmal ganz darüber hinwegzugehen verſucht. Aber — ohne Berichtigung der alten Rechnung keine neue! Ohne Eheſtand keine Frau! Wäre Beides nicht unzertrennlich, ſo würden wir viel mehr Hochzeiten und Einkäufe erleben. Doch — der Ehninger Krämer hat ja die letzt eingekauften Waaren auf ſeinen Reiſen mit fünfzig oder gar hundert Procent Nutzen verkauft — eine Sache, die im Eheſtand nicht vorzukommen pflegt — und ſomit kann er immerhin bezahlen, um neue Schulden zu machen.

Das iſt die ernſthafte Seite des Ehninger Congreſſes; allein er hat auch ſeine ſpaßhafte und fröhliche. Zweihundert junge Kaufleute in einem einzigen Dorfe verſammelt! Zweihundert aufgeweckte Leute, die alle ſchon ein bischen in der Welt herumgekommen ſind! Das muß ein abſonderliches Leben ſein. Verſuchen wir's alſo einmal, einen Abend zu ſchildern.

Wir ſind im berühmteſten Wirthshauſe Ehningens. Ich nenne ſeinen Schild nicht; aber wer einmal in Ehningen war,

kennt ihn. Ich nenne auch den Namen des Wirths nicht, aber wo wäre ein reiſendes Haus, das „ſeiner,“ d. h. ſeiner Rechnungen und Bon Mots nicht gedächte? In den verſchiedenen Wirthszimmern haben ſich verſchiedene Gruppen geſammelt, und eine dieſer Gruppen beſteht aus fünfzehn bis zwanzig jungen Kaufleuten, die ſich um eine lange Tafel gruppirt haben. Ich nenne ſie jung, weil ſie jung thun; aber der dort am obern Ende z. B. iſt ſchon ſtark in den Vierzigen. Seine Haare ſpielen in's Graulichte und hauptſächlich in's Sparſame; ſeine Wangen ſind aufgedunſen, obwohl ſchwerlich vom Faſten; das Maul nimmt er ſtets voll und in dieſem Augenblick ſogar übervoll, da er im Begriff iſt, eine Erzählung zu beginnen. Die ganze Geſellſchaft hört andächtig zu; denn der Mann, der ſchon zwanzig Jahre in der Welt herumgereiſt iſt, wird von ſeinen Genoſſen ſo hoch venerirt, als auf der Univerſität ein altes bemooſtes Haus, das ſeine vierzehn Semeſter ſtudirt und ſeine vierzigmal auf der Menſur geſtanden hat. Sie iſt aber auch ſaftig genug, ſeine Erzählung, und die Umſitzenden verziehen daher nicht nur zum öftern das Geſicht, ſondern brechen endlich in ein ſchallendes Gelächter aus. Nun ergreift ein Anderer das Wort, denn ihm iſt etwas Aehnliches paſſirt. Mit jugendlichem Feuer fängt er ſein Abenteuer an, und hat er es mit Würze, ſei's ächte oder falſche, Wahrheit oder Dichtung, zu verſehen gewußt, ſo wird auch ihm unermeßlicher Beifall. Viele Stunden kann dieſe Geſellſchaft beiſammen ſitzen, und nimmer endigt der Faden des Geſprächs. Ein Witz ſchlägt den andern, zwar ſelten ein ſelbſtgemachter, aber doch ein geborgter, auswendiggelernter! Anecdoten folgen auf Anecdoten, immer eine intereſſanter als die andere; denn die Herren Reiſenden haben nichts Wichtigeres zu thun, als überall, wo ſie hinkommen, die Witze, die fallen, und die Anecdoten, die erzählt werden, zu ſammeln und mit Hülfe des Bleiſtiftes in ihr Gedächtniß überzutragen! Was kann man

auch anders thun, wenn man Tage lang allein im Wagen fährt, als ſolche Späſſe auswendig zu lernen, und ſie nachher als eigene Waare aufzutiſchen? Freilich darf man bei dieſen Erzählungen nicht allzubedenklich, nicht allzuzüchtig ſein, denn manche Dinge werden da vorgebracht, die blos für Eingeweihte paſſen, und gerade wie wenn das Indecente einen beſondern Reiz hätte, ſo lieben es Commis voyageurs hauptſächlich, Geſchichtchen aufzutiſchen, welche unter Pfarrerstöchtern nicht paſſiren könnten. Doch — ſie ſind ja unter ſich, und jeder fege vor ſeiner Thüre!

Wir haben nun übrigens genug gelacht, und wenden uns zu einer andern Gruppe. Hier wird geſpielt; der Würfelbecher macht die Runde. Sind das vornehme Herren und reiche Rentiers, daß ſie es wagen, mit ſolcher Gleichgültigkeit Kronenthaler und Ducaten hinzuwerfen, als wären es Groſchen oder Sechier? Nein, es ſind Commis voyageurs; aber die Leute haben ein ſchönes Einkommen und ein ſchönes Reiſetaggeld, und auf dem Ebninger Congreß thut man immer ein Uebriges. Das Glück wechſelt ſchnell! Bald hat dieſer den größten Haufen vor ſich liegen, bald jener. Immer hitziger werden die Spieler, immer halsſtarriger die Verlierenden, immer waghalſiger die Gewinnenden. „Getroffen!“ ruft Einer. „Nein, es gilt nicht,“ erwidert zornig ein Anderer, „der Würfel iſt ſchief gelegen.“ Ein Dritter miſcht ſich drein, ein Vierter, ein Fünfter. Der Lärm wird immer größer und heftige Redensarten fallen, die man auf der Univerſität als „Touſche“ bezeichnet hätte; allein unter Kaufleuten gilt ein anderer Comment, als unter Studenten, und ſelbſt auf das Wort „dummer Junge“ folgt noch keine Ausforderung. Doch endlich hat der Streit eine Höhe erreicht, daß man glauben könnte, es müſſe zu böſen Häuſern führen, und nun iſt für unſern Wirth die rechte Zeit gekommen. Wie der Wind iſt er unter den Streitenden. Academiſche Bürger würden den Mann zurückweiſen. „Der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten,“ hieße es

bei ihnen; allein der Commis voyageur iſt nicht ſo hochtrabender Natur. Im Gegentheil, die Einmiſchung des Wirths iſt ihm ſo angenehm, als manchen Duellanten „ein Vorſchlag zur Güte,“ und ſomit beſtrebt ſich Jeder, dem Herrn des Hôtels die Sache vorzutragen. Freilich ſtimmen die Ausſagen nicht überein, aber durch das viele Schwätzen werden die Gemüther herabgeſtimmt, und je mehr der Zorn ſchwindet, um ſo leichter wird es dem Gaſtgeber, der natürlich beiden Theilen recht giebt, Frieden zu ſtiften, und die Streitenden zu verſöhnen.

Nun kommen wir an den dritten Tiſch, den dichtbeſetzteſten, nemlich den Trinktiſch. Man kann zwar den reiſenden Kaufleuten für gewöhnlich nicht nachſagen, daß ſie „Süffer“ ſeien, denn bis zu dieſer philoſophiſchen Weltanſicht haben ſie es noch nicht gebracht. Allein da ſie oft einkehren müſſen auf ihren Touren, ſo kommen ſie den Tag über doch zu Etwas, oft zu mehr, als das Haus, welches ſie reiſen läßt. Heute aber wird ohnedieß ein Uebriges gethan, dieweil man ſich ja auf dem Ehninger Congreſſe befindet. Alſo Champagner her, Herr Wirth, die Herren Commis voyageurs wollen commerſiren! Angeſtoßen! Schmollirt! Freilich vom Singen ſind die Herren Reiſenden keine großen Liebhaber, d. h. vom Singen gemeinſchaftlicher oder Commerslieder, denn — natürlich — Jeder von ihnen iſt Soloſänger. Wenn aber auch nicht geſungen wird, ſo kann man doch fidel ſein. Alſo noch einmal angeſtoßen! Mit einem Andern ſchmollirt! Heute müſſen alle Commis voyageurs Freunde werden! Der Wein thut auch bereits ſeine Wirkung und Jeder ſucht lauter zu ſprechen, als der Andere, ſich ſeiner „glänzenden Geſchäfte“ rühmend. „Ohne ihn würde das Haus, für das er reist, längſt Banquerott gemacht haben!“ Nun kommen ſie ans Capitel der Liebſchaften. Himmel und Erde, wie liebreizend habt ihr Beide einen reiſenden Kaufmann gemacht! Kein Menſch kann mehr Glück in der Liebe haben, als ein ſolch' voyagirendes

Haus! Dinge werden aufgetiſcht, vor denen Casanova als ein Stümper zurücktreten müßte. In jeder Stadt, wo ſie jährlich durchkommen, haben ſie eine oder zwei Geliebte, und ein ehrlicher Matroſe, der drei oder vier Weiber an ebenſo vielen Küſten beſitzt, erſcheint gegen ſie als Weiberhaſſer. Inzwiſchen macht das Weinglas immer mehr die Runde. Noch ein paar Flaſchen werden herausgerathen, und der Muthwillen fliegt mit den Korkpfröpfen in die Köpfe der Illuminirten. Zufällig läßt einer ſein Glas fallen; es zerbricht; einen Andern freut der Klang der Scherben, er wirft ſeines zum Fenſter hinaus; ein Dritter läßt ſich auch nicht ſchlecht finden, und ein Vierter nimmt eine Partie Teller, und wirft ſie zu Boden, daß die Bruchſtücke in der ganzen Stube herumfliegen. Nun iſt nichts mehr ſicher. Bouteillen, Gläſer, Teller, Fenſterſcheiben, Spiegel, Kronleuchter, was zerbrechlich iſt, wird dem Untergang geweiht, und es iſt ein Spektakel, daß man glaubt, der Teufel ſei los.

Was meinen Sie nun aber wohl, daß der Wirth bei dieſem Scandal treiben werde? Abwehren? Gott behüte! Im Gegentheil, er läßt die Herren machen, was ſie wollen; ihm wär's recht, wenn ſein ganzes Haus mit all' ſeiner fahrenden Habe zum Fenſter hinaus geworfen würde; denn er hat ja ſeine Kreide und läßt ſich bezahlen. Im Aufſchreiben der zerbrochenen Waaren übrigens hat er eine ganz eigene Manier, eine ſelbſtfabricirte, die aber von allen ſeinen Gäſten gebilligt und anerkannt wird. Zerbricht Einer Etwas, „ohne Abſicht und Verſchulden," etwa weil ihn ein Anderer zufällig ſtößt, ſo wird nur einfach der Werth der zerbrochenen Waare berechnet: zerbricht Einer dagegen Etwas aus Ungeſchicklichkeit, ſo iſt der Preis ſchon höher. Etwas aus Muthwillen zu zerbrechen, koſtet das Doppelte des Werths; aus Ausgelaſſenheit — das dreifache; aus Zorn aber — das vierfache. „Der Zorn iſt eine ſehr ſchlechte Gewohnheit," ſagt der ehrliche Wirth, „und deßwegen ſtrafe ich ſie." Man ſieht

hieraus, daß er ein Pſychologe iſt, denn er will ſeine Gäſte durch Hülfe des Geldbeutels zu vernünftigen Menſchen bilden; allein ob ſeine Bemühungen Erfolg haben, iſt wieder eine andere Frage. Doch — er ſelbſt kommt dabei jedenfalls nicht ſchlecht weg.

Alſo vergehen den „reiſenden Häuſern“ die Tage des Congreſſes in Ehningen unter Luſt und Freude, und die drei Wochen ſind herum, ehe man ſich's verſieht. Ja wahrhaftig, drei volle Wochen lang haben die Congreßler getrunken, geſchwatzt, Geſchäfte gemacht, geliebt, gelogen, Geld eingezogen, Händel gehabt, ſchmollirt und Tollheiten aufgeführt. Nun aber „Brüderlein fein, nunmehr muß geſchieden ſein.“ Doch Gott ſei Dank nicht auf ewig; im Juli iſt wieder eine Meſſe in Ehningen, und wer an dieſer zu kommen verhindert iſt, der kommt doch ganz gewiß im nächſten Januar. Die Hoffnung dieſes Wiederſehens erleichtert die Trennung; man ſieht keine Thränen fließen, wenn nicht die Ehingerkrämerstöchterleins heimlich eine im Auge zerdrücken; um ſo mehr aber wird geküßt, nicht mit den Töchterleins, ſondern die Herren Commis küſſen ſich unter einander.

„Adieu, Herr Wirth; in einem Jahre ſehen wir uns wieder.“ Der Wirth aber zieht ſein Käppchen und ſteht ſchmunzelnd unter der Thüre; denn der Congreß trug ihm mehr ein, als ſonſt drei volle Monate des gewöhnliches Verkehrs.

53.

Der Recrut.

Die Zeit des Recrutenthums hat zwei Epochen, zuerſt das Loosziehen und dann das Einrücken.

Es iſt ein ſchwerer verhängnißvoller Tag, dieſer Loosziehungstag. Des Morgens in aller Früh machen ſie ſich auf den Weg, die jungen Burſche von zwanzig Jahren, welche für dieſes Jahr „ſpielen“ müſſen, und der Vater oder Pfleger begleitet ſie. Die alten Männer gehen zuſammen in ihren Sonntagskleidern, ernſten Angeſichts und ernſte Geſpräche pflegend; die jungen Burſche gehen auch zuſammen, aber ſie thun ſo fröhlich, als ob's zum Tanz oder zur Hochzeit ginge. Ein Strauß ſteckt auf dem Dreiſpitz und jubilirend und ſingend ziehen ſie durch alle Straßen der Dörfer, durch die ſie kommen, denn ſie wollen ihre Angſt wegſchreien. Hauptſächlich erfüllen ſie die Oberamtsſtadt mit ihrem Lärmen, und es iſt oft ein Tumult kaum zum Aushalten. Alle Wirthshäuſer ſind voll, in allen Wirthshäuſern wird muſicirt. Wohl will ſich öfters die Angſt, die im Hintergrunde des Herzens thront, leiſe hervormachen, und bei Manchem zieht ſich das Geſicht ſchon ſo in die Länge, als ob das fatale Loos ihn bereits getroffen hätte; aber fort mit der Angſt, wer darf ſich etwas anmerken laſſen! Im allgemeinen Tumult muß am Ende jeder mittumultuiren, und wo Alle lachen, kann der Einzelne keine Thräne weinen. Endlich ſind die Burſche ſämmtlich an die Reihe gekommen und Alle, Alle waren auf dem Rathhauſe. „Der dort zog 281, die höchſte Nummer. Du Glücklicher, du biſt frei!“

Der da zog 170. Vielleicht geht's ihn noch an, vielleicht geht's ihn nicht mehr an; denn es fragt ſich, ob unter den niederen Nummern viel Untaugliche ſind oder nicht. Jener zog 70. „Ei warum biſt du auch ſo dumm und erwiſchteſt nicht eine beſſere Nummer? Doch es ſchadet nichts, du biſt ja reich, und kannſt das Geld wohl auftreiben, um deinen Erſatzmann zu ſtellen.“ Dieſer hier zog 2. Es iſt ein armer Schlucker und hat eine alte betagte Mutter, die er bisher ernährte. Schon iſt einer ſeiner Brüder Soldat geweſen, aber was thut's, er muß auch daran, und er lacht und ſchreit und juhelt, ob's ihm auch das kindlich geſinnte Herz faſt abdrückte.

Nunmehr kommt die Körper-Viſitation. Ein Regimentsarzt iſt da und ein Hauptmann, ſo wie auch der Oberamtsarzt und der Oberamtmann. Einzeln wird ein jeder Burſche vorgeführt, ſo wie ihn Mutter Natur erſchaffen. Fünf Schuh, fünf Zoll. Allons, friſch unter das Meß! Kein Fehler? Durchaus geſund; wird angenommen. Aber ſiehe da, hier hat Einer einen krummen Zehen; er kann das Marſchiren nicht ertragen; fort mit ihm, er gehört zur „Ausſchußwaare“! Da iſt ein Schreiber, der hat ein kurzes Geſicht. „Die Brille her, ob er dadurch leſen kann.“ Richtig, er kann's. Sein Auge iſt zu blöd, man kann ihn nicht gebrauchen. Du mit deiner engen Bruſt, mache ebenfalls, daß du fortkommſt, und du mit deinen verlorenen Vorderzähnen, du kannſt ja keine Patronen abbeißen! Alſo fort mit dir und fort noch mit vielen Andern, die als untauglich erfunden werden! Wahrhaftig eine ganze Menge Fehler kommen vor; aber ſo Mancher hat ſich dieſe Fehler mit Fleiß angeſchafft, um nur nicht Soldat werden zu müſſen. Du da mit deinem verunglückten Zeigfinger, haſt du ihn nicht ſo lange zurückgebunden, bis er halb lahm wurde? Du mit dem kurzen Geſichte, haſt du nicht ſo lang durch ſcharfe Brillen geſehen, bis du geübt warſt, dadurch leſen zu können? Du da mit deiner Uebelhörigkeit, horſt

Der Rekrut.

du nicht ganz gut und ſtellſt dich nur taub, und machſt ein dummeinfältiges Geſicht dazu, damit man dir Glauben ſchenke? Wartet nur, man kommt hinter eure Schliche! Doch jetzt iſt's entſchieden und jeder weiß nun ſein Schickſal. Ins Wirthshaus alſo zum Trinken und Johlen und abermals zum Johlen und Trinken! Schließlich ſind alle betrunken, und jubilirend ziehen ſie nach Hauſe. Wer aber noch nicht ganz weg iſt, der muß ſich ſo ſtellen, denn Nüchternheit iſt an dieſem Tage verboten.

Die Tage von der Aushebung an bis zum Einrücken ſind Tage des vollſtändigen Müſſiggangs. Was ſoll der Recrut auch arbeiten, da er doch wohl bald der Arbeit auf dem Felde, in der Scheune und im Stalle auf längere Zeit entfremdet werden muß? Da lezt er ſich lieber mit ſeinen guten Freunden und Bekannten, und die, welche frei geworden ſind bei der Ziehung, ſo wie die Reicheren unter den Recruten halten die andern frei und bezahlen mit Freuden die Zeche. Oft auch ſteht Einer abſeits bei ſeinem Mädchen und küßt und herzt ſie und ſucht ſie zu tröſten, ſie aber weiß ſich vor Weinen ob der bevorſtehenden Trennung kaum zu faſſen und iſt untröſtlich, denn ſie trägt vielleicht ein theures Pfand ſeiner Liebe unter dem Herzen, und wie kann er nun ihre Ehre wieder herſtellen vor den Leuten, da er auf die nächſten ſechs Jahre zum Nichtheirathen condemnirt iſt?

Endlich iſt der Einrückungstag da. Morgen oder Uebermorgen muß der Recrut in ſeiner Garniſon ſein, in Stuttgart, oder in Ulm, oder in Ludwigsburg. Nun gilt's Muth und Kraft, denn jetzt geht's an den Abſchied. Er dauert nicht lange, aber er iſt herzlich. Bereits ſchon ſeit geſtern Morgen geht Jeder bei ſeinen Verwandten herum, und drückt jedem zum Letztenmale die Hand, wie wenns in den Krieg ginge und zum Nimmerwiederſehen, und ſein Vetter drückt ihm die Hand wieder und noch etwas hinein, nemlich ein Geldſtück zum Wegzehren und zum ſich Luſtigmachen als Soldat, weil die Löhnung gar zu gering iſt. Und die gute Mutter thut auch ihren Sparpfenning auf und die Schweſter nicht minder, der Vater aber läßt ſich ohnehin nicht ſchlecht finden, und ſo bringt ſelbſt der ärmſte Bauernburſche ein kleines Kapitälchen zuſammen, das er in der Stadt bei den Bierwirthen gut anzulegen im Sinne hat. Jetzt kommt er zur Geliebten. Noch ein Kuß, noch eine Umarmung. „Ich ſchreibe Dir — ich komme bald wieder." Keine Thräne, Recrut! Sie mag in Thränen zerfließen, du aber ſei männlich!

Doch fort nun, es iſt angeſpannt. Hurrah, wie luſtig wird's jetzt! Vier Pferde ziehen den Wagen und der Wagen iſt voll von Recruten und ſolchen, die ſie begleiten, die Recruten aber ſind leicht zu unterſcheiden, denn ihren Hut und das linke Knopfloch ſchmücken ungeheure Sträuße von farbigen Bändern. Muſikanten ſitzen vorne auf dem Wagen, als ginge es zur Hochzeit, und ein Lied wird angeſtimmt, ein Soldatenlied oder ein Abſchiedslied. An jedem Wirthshauſe hält man an und läßt Wein herauskommen auf den Wagen und es wird mehr verſchüttet als getrunken und die Gläſer wirft man in die Luft, daß ſie klirrend zur Erde fallen, und es iſt ein Tollen, das alles Nachdenken unterdrückt, und ein Rauſch, der alle Trauer übertäubt. Oft geht die Begleitung der andern Burſche nur mehrere Stunden weit, oft bis ganz zur Garniſonsſtadt, und durch jedes Dorf, durch das man kommt, blaſen die Muſikanten und die Fahrenden brüllen ihre Lieder und die Pferde müſſen ſpringen, ſo ſehr ſie können, und das ganze Dorf kommt in Allarm. Doch endlich kommt man an Ort und Stelle, und ein paar Stunden ſpäter ſitzt der Recrut in der Kaſerne. Er iſt nun Soldat, aber ach, wie unendlich verlaſſen fühlt er ſich jetzt! Das Heimweh ſchleicht ſich ein und es kommen Stunden, wo er gerne weinen möchte, wenn ihn nicht das Bierhaus und das Exerciren bald wieder auf andere Gedanken brächten. Manchmal wohl ſchreibt er nach Haus, ſo gut er es vermag, und bekommt vielleicht auch einen Brief von der Geliebten mit der Aufſchrift: „An meinen Schatz in der Reſidenz." Und wenns nicht gar zu weit iſt, ſo kommt ſie vielleicht ſelbſt, oder die Mutter, oder die Schweſter, und ſie ſehen in Perſon nach, wie's ihm geht, und bringen Etwas zum Imbiß und ein kleines Päckchen mit Geld und ſcheidig theilt er ihnen die Nachricht mit, daß die Urlaubszeit bald beginne, denn von den ſechs Jahren, die er dienen muß, darf er fünfe zu Hauſe ſein, die Manoeuvres abgerechnet.

Auch noch andere Tröſtungen giebt es für manchen, die ſogenannten Brunnentröſtungen. Durch Zufall nemlich macht er Bekanntſchaft mit irgend einer Köchin oder ſonſtigen „Mitgliedin der dienenden Claſſe" und natürlich ſtellt er ſich am Abend pflichtlich „am Brunnen" ein, um die Bekanntſchaft weiter auszuſpinnen. Am zweiten Abend hebt er ihr ſchon die „Golte" auf den Kopf und am dritten begleitet er ſie bis zur Hausthure. Am vierten holt er ſie bereits ab und den Sonntag darauf

machen ſie einen Ausflug mit einander. Wahrhaftig es geht ſchnell mit der Liebe zwiſchen einem Soldaten und einer dienenden Jungfrau, und natürlich wird nun der alte Schatz zu Hauſe vergeſſen. Doch auf wie lange? Je nun, nicht länger als bis er nach Hauſe kommt! Kehrt er aber dahin zurück, ſo iſt er ein ganz anderer Menſch geworden. Er geht aufrecht, tritt feſt hin, blickt Jedermann frei ins Geſicht und kommt nicht in Verlegenheit, wenn er mit einem Vornehmen ſprechen muß. Die militäriſche Dreſſur übte einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf ihn, der nachhaltig iſt für ſein ganzes Leben.

84.

Eine geborne Stuttgarterin.

Eine geborne Stuttgarterin iſt gewöhnlich hübſch gewachſen, mehr üppig als ſchlank, mittelmäßig groß, hat blonde Haare, blaue Augen, eine kräftige Statur und als beſondere Auszeichnung: große Füße.

Die großen Füße hat ſie daher, daß ſie ſehr gerne geht; das „gerne gehen" aber kommt daher, daß ſie unmöglich lange zu Hauſe ſitzen kann. Sitzt ſie übrigens zu Hauſe, ſo ſitzt ſie natürlich am Fenſter und ſtrickt oder näht; allein das Stricken oder Nähen iſt nicht die Hauptſache, ſondern das Hinausſchauen auf die Straße, was wohl da paſſirt und wer vorbei geht. Doch all zu lange hält ſie's nicht aus, ſie muß entweder eine gute Freundin beſuchen, oder eine gute Freundin beſucht ſie. Und nun gehts fort auf den Spaziergang, die Königsſtraße hinauf und hinab, die Anlagen entlang, oder noch beſſer auf die Planie zu den Fontainen, dem Sammelpunkte der eleganten Welt. Menſchen muß ſie ſehen, damit ſie ſelbſt wieder geſehen werde, und an gewiſſen Hautern muß ſie vorbei gehen, damit ſie ſchaue, ob nicht ein gewiſſer Jemand freundlich heraus grüße.

Am liebſten geht ſie Sonntags und Feiertags; da geht ſie eigentlich den ganzen Tag. Morgens zu allererſt in die Kirche und zwar am liebſten in die katholiſche Kirche. Da darf man etwas zu ſpät kommen und kann doch noch hinein. Ja man kann auch vor der Beendigung des Gottesdienſtes wieder heraus,

wenn man etwa Luſt dazu hat, weil die Thüren nie geſchloſſen werden. Ueberdieß — kommen nicht die meiſten Herren dorthin, wenn ſie auch nur zehn Minuten bleiben? Warum ſollte alſo eine geborne Stuttgarterin nicht auch hingehen? Man ſieht, ſie iſt nicht ſtockprotestantiſch, obwohl ſie beinahe immer auf das proteſtantiſche Glaubensbekenntniß getauft iſt und um keinen Preis ihre Religion changiren würde. Nach der Kirche geht ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſpazieren, und zwar dießmal unwiderruflich am Königsbau vorbei die Königsſtraße entlang. Dieß dauert bis zwölf Uhr, d. h. ſo lange, bis die Wachparade aufzieht; iſt dagegen ſchon um elf Uhr große Parade vor dem Schloß, ſo darf man darauf zählen, daß ſie auch mitparadirt. Warum auch nicht? Es iſt ja ein durchaus unſchuldiges Vergnügen und koſtet lediglich gar nichts. Nach dem Mittagseſſen gibts regelmäßig eine Landpartie, natürlich aber nicht zu Fuße, ſondern per Eiſenbahn. Wozu hätte man auch dieſe neumodiſche Fahrſtraße, wenn man ſie nicht benutzte? Man fährt alſo nach Cannſtadt oder noch beſſer nach Untertürkheim, wo man ſicherer ſein darf, „anſtändige“ Geſellſchaft zu finden; vielleicht auch zur Abwechslung nach Feuerbach oder Obertürkheim, in keinem Falle aber weiter, denn praeis ſechs, oder vielmehr bald ſechs Uhr muß ſie doch wieder zu Hauſe ſein. Käme ſie denn ſonſt noch ins Theater? Und am Sonntag muß ſie doch wenigſtens im Theater ſein, wenn ſie es auch Werktags manchmal vernachläſſigt. Darum iſt auch an Sonntagen der Tempel Thaliä in Stuttgart ſtets angefüllt bis oben hinauf, und wäre die Oper, die da gegeben wird, die ſchlechteſte, die es gibt.

Außerhalb Stuttgart zu wohnen oder gar das Leben zuzubringen, dünkt einer gebornen Stuttgarterin eine reine, pure Unmöglichkeit. Wo fände ſie ſo viele Annehmlichkeiten, als da, wo ſie geboren? Sie kann deßwegen auch durchaus nicht fort, partout nicht; denn es gibt nur Ein Stuttgart. Möglicherweiſe könnte ſie ſich nach auswärts verheirathen, und zwar recht ordentlich verheirathen, aber nein, um keinen Preis! Lieber einen Abſchreiber in Stuttgart, als einen Oberamtmann auf dem Schwarzwalde. Vor dieſem — dem Schwarzwald nemlich, nicht dem Oberamtmann — hat ſie einen Abſcheu, wie vor dem lebendigen Teufel, und ſtellt ihn ſich vor als ein Stück von Sibirien, das übrige Württemberg aber als eine Art von Siebenbürgen, oder gar Hinterindien, wo alles Comfortable ein Ende hat. Nur

allein in Stuttgart iſts gut und darum muß ſie auch in Stuttgart bleiben. Sie übrigens mit Gründen eines Beſſern belehren zu wollen, wäre eine äußerſt vergebliche Mühe, denn es geht ihr wie jenem ehrlichen Burſchen, der einmal gefragt wurde, ob er Bohnen eſſen könne. „Nein," erwiderte er, „ich kann ſie nicht ertragen." — Warum nicht? — „Ich habe noch keine verſucht." Die Stuttgarterin kann auch ein anderes Clima durchaus nicht ertragen!

Die Stuttgarterin iſt ſehr beleſen, denn es gibt bei uns viele Leihbibliotheken. Sie iſt auch Kunſtkennerin, denn ſie tritiſirt die Schauſpieler. Ueberdieß iſt ſie bibelkundig, denn ſie hört alle Wochen einmal eine Predigt. Nur mit der Politik befaßt ſie ſich nicht ſehr viel, denn ſie iſt ſehr zornig darüber, daß ihr der Zutritt ins Standehaus verſchloſſen iſt. Ein Lieblingsausdruck von ihr iſt das Wörtlein „zu." Sie ſagt nie: das Wetter iſt „ſehr" ſchön, ſondern immer: das Wetter iſt „zu" ſchön. Das „als daß," welches eigentlich darauf folgen ſollte, kann ſich Jedermann ſelbſt dazu denken.

Eine geborne Stuttgarterin fühlt ſchon ſehr frühe eine bedeutende Neigung zum Eheſtande und am liebſten nähme ſie einen Officier. Es iſt ſo gar ſchön, „gnädige Frau" tituliert zu werden und im Theater auf der erſten Gallerie zu prangen.

33.

Der Präceptor.

Ein Präceptor iſt, wie alle Welt weiß, eine lebendige lateiniſche Grammatik mit griechiſchen Lettern und einem hebräiſchen Umſchlag.

Früher gab es in Württemberg einen eigenen Stand, aus dem man die Präceptoren ſchnitzelte, den „Famulusſtand" nemlich, und noch vor dreißig Jahren ſpielte dieſer Stand keine ganz unwichtige Rolle. Solch ein Famulus war ein Mittelding zwiſchen einem Bedienten und Studenten, und befleißigte ſich in ſeinen jungen Jahren des Studiums der landſchulmeiſterlichen Wiſſenſchaften. Auch brachte er's in der That bald zum Proviſor, d. i. zum Gehulfen eines Lehrers in irgend einem Dorfe,

allein nun ſtachelte ihn der Ehrgeiz und er rief: aut Caesar, aut nihil. Alſo meldete er ſich im Stifte zu Tübingen um die Stelle eines Repetentendieners und wurde „Famulus.“ Als ſolcher bekam er freie Koſt und Logis, auch etwas baar Geld, und zum Zugemüte mußten ihn die Herren Repetenten in den alten Sprachen unterrichten. Natürlich hatte er hiefür Gegendienſte zu leiſten, aber zum Glück nur wenige. So mußte er z. B. während der Eſſenszeit im Stiftsſaale auf und ab gehen und ſehen, ob alle Seminariſten da ſeien. Dann mußte er unter dem Stiftseingangsthore ſitzen und aufſchreiben, wer aus- und einging, und ſchließlich mußte er dem Herrn Ephorus rapportiren und den Stiftlern ihre Noten und Carcer anſagen. Sollte es ihm übrigens gut gehen auf Erden, ſo mußte er den Spion über die Herren Stiftler machen, und dem Inſpectorat das Ausgekundſchaftete wieder anvertrauen, denn nur wenn er ſo handelte, ſah man ihn als einen getreuen und ſeiner Zeit beförderungswerthen Diener an. In dieſer ſeiner Stellung nun blieb der Famulus ſeine ſechs bis acht Jahre; dann machte er mit Gottes Hülfe das Präceptoratsexamen und wurde entweder Collaborator oder wirklicher Präceptor, wie ſich's gerade ſchickte.

Jetzt iſt dieſe Race von Menſchen ausgeſtorben, denn man erzieht ſeit etlichen und zwanzig Jahren keine Famuli mehr in Tübingen. Das macht: die Herren Stiftler ſelbſt ſind nun „Praeceptorandi“, d. h. die Candidaten der Theologie ſind nunmehr diejenigen, aus deren Reihen alle lateiniſchen Schulſtellen beſetzt werden. Ein Theologe übrigens, der Präceptor wird, wird's nur, damit er heirathen kann. An ſeinem Lateiniſchen und Griechiſchen liegt ihm gar wenig, und er hat auch keine beſondere Vorliebe für den Unterricht; aber er hat eine Braut, die beinahe ſo alt iſt als er, und es gibt keinen langweiligeren Stand, als einen langen Brautſtand. Alſo muß der Herr Vicarius das Präceptorats-Examen machen, und dieß kann ihm natürlich nicht ſchwer werden, denn er mußte ja von Jugend auf das Lateiniſche als ſeine Mutterſprache betrachten und das Griechiſche als deren Schweſter. Hat er aber das Examen gemacht, ſo fehlt ihm auch die ſofortige Anſtellung nicht, und eine Woche ſpäter ziehrt ein glückſeliges Ehepaar mehr in der Welt.

Was hat nun aber ein württembergiſcher Präceptor zu thun? Ei nun, er hat die Pflicht das Lateiniſche zu lehren, denn das

Allerwichtigſte für einen jungen Chriſten-Menſchen iſt doch das: daß er lateiniſch kann. Oder wie? Einem Präceptor auf dem Lande liegt vielleicht ob, fünfzehn oder zwanzig Knaben zu unterrichten. Der eine iſt ein junger Metzgersbube, der andere ein Schneiderſöhnlein, der dritte ein Weingärtners-Jüngling, der vierte nennt den Apotheker ſeinen Vater, der fünfte den Adlerwirth und der ſechste den Seifenſieder; ſie alle aber ſind von den Eltern dazu beſtimmt, wieder Metzger, Schneider, Weingärtner, Apotheker, Wirthe und Seifenſieder zu werden. Gibt es alſo etwas Nothwendigeres und Gemeinnützigeres für ſie, als daß ſie „lateiniſch“ lernen? Verſchiedene Neuerer meinen zwar, für künftige Gewerbsleute wäre es beſſer, wenn ſie im Rechnen und in der Mathematik, in der Phyſik und in der Naturkunde, ſowie in der Geſchichte und Geographie unterrichtet wurden; allein ſo denkt der Präceptor nicht, und deßwegen nimmt er jene „Realia“ nur als Schalttage vor. Eben ſo verächtlich geht er über's Franzöſiſche und die anderen neueren Sprachen hinweg, einfach, weil er ſie ſelbſt nicht verſteht: das Lateiniſche aber, o das Lateiniſche, ja das wird eingeübt, daß es eine wahre Freude iſt! Freilich nicht bei allen Schulern gleichmäßig, aber da iſt Einer unter ihnen, der den Decan oder Diaconus oder ſonſt einen Beamten ſeinen Vater nennt, und dieſer Eine ſoll auch dereinſt wieder ein Decan oder Diaconus oder doch Pfarrer werden. Hilf Himmel, da muß geſorgt werden, daß der junge Menſch durch's „Landexamen“ kommt! Das glückliche Beſtehen dieſes glorreichen Examens berechtigt ja zur freien Koſt und Wohnung in einem der niederen Seminare, ſowie nachher im Stifte zu Tübingen, und ſomit kommt der Junge hiedurch bis zur Vollendung ſeiner Univerſitätsſtudien den Eltern aus dem Beutel; — liegt alſo hierin nicht ein Sporn „zur Treſſur“ des Knaben? Und man bedenke ferner, daß — weil ſich zu dem Landexamen immer achtzig bis hundert Examinandi melden, während blos die fünfundzwanzig Beſten in's Kloſter aufgenommen werden, — faſt außergewöhnliche Kenntniſſe dazu gehören, um als Sieger aus der Concurrenz hervorzugehen! Treſſire alſo, o Präceptor, treſſire deinen Landexaminanden, denn ſonſt fällt er durch! Fünf Stunden des Tags lateiniſch, drei griechiſch und eine lateiniſch! Dazu noch etwelche Privatſtunden, ſo dan dem Jungen oft keine zwanzig Minuten zum „Spielen mit ſeinen Cameraden“ bleiben! Was liegt auch daran, wenn derſelbe ver-

ſeſſen oder verkrümmt wird? Durch's Landexamen ſoll er, um dadurch ſeinem Lehrer, dem Herrn Präceptor, unſterblichen Ruhm zu bereiten!

Man erſieht hieraus, daß die Aufgabe eines württembergiſchen Präceptors keine ſo leichte iſt, als man gewöhnlich glaubt. Hat Einer aber nach und nach ſeine fünf, ſechs Schüler „in's Kloſter“ gebracht, ſo bekommt er hiedurch das Recht, auf ſeinen Lorbeeren auszuruhen, d. h. er meldet ſich um eine Pfarrei und wird, zu was er von Anfang an beſtimmt war, Gotteswortprediger. Hie und da hat er aber das Dociten ſo lieb gewonnen, daß er ſich nicht mehr davon trennen kann. Dann macht er das Profeſſoratsexamen und läßt ſich an ein Gymnaſium verſetzen.

36.

Der Collegialarbeiter.

Der Collegialarbeiter iſt entweder Aſſiſtent, oder Buchhalter, oder Expeditor, oder Regiſtrator, oder Secretär, oder Reviſor, oder Aſſeſſor, von den mehr untergeordneten Herren, die blos „am Schreibtiſch“, d. h. mit Abſchreiben beſchäftigt ſind, gar nicht zu reden. Seinen Wohnſitz hat er theils an den Gerichtshöfen und Regierungen, die über die „Provinzen“ unſeres Königreichs zerſtreut ſind, theils aber und hauptſächlich in der guten Stadt Stuttgart, dem Centralpunct des Regiments, allwo — abgeſehen von den verſchiedenen Miniſterien — in einem einzigen Gebäude, dem ſogenannten „Stock“, ihrer etliche Hundert collegialiſch zuſammenſitzen.

Alle Collegialarbeiter kann man nicht über einen Kamm ſcheeren, ſondern ſie ſind vielmehr meiſtentheils Menſchen, wie andere Menſchen auch, und insbeſondere Staatsdiener, wie andere Staatsdiener auch. Dagegen hat ſich bei ſo Manchem ein gewiſſer Typus feſtgeſetzt, der ihn von den übrigen Sterblichen unterſcheidet, und mit dieſem achten Collegialarbeiter allein haben wir es zu thun. Ein ſolcher „Aechter“ nun ſteht Morgens ſehr früh auf, d. h. Sommers und Winters jedenfalls vor acht Uhr, denn die Achtuhrſtunde iſt die Canzleiſtunde, und — wie preſ-

ſirt's ihm jetzt! Allein er muß ſich doch auch anziehen, er muß ſich raſiren, er muß Caffee trinken! Endlich iſt's geſchehen, doch leider weiſt der Zeiger der Uhr bereits auf „acht Uhr paſſé.“ Alſo vorwärts, ohne Aufenthalt, ſonſt könnte es leicht zu ſpät werden! Er kommt auf ſeinem Arbeitszimmer an, allein noch iſt's nicht recht warm, wenn's nemlich Winter iſt, oder auch zu warm, wenn's Sommer iſt. Er geht alſo im Winter an den Ofen und reibt ſich die Hände, und im Sommer an die Fenſter, und ſperrt ſie weitgeweit auf, um friſche Luft herein zu laſſen. Nun wird der Rock ausgezogen, um den alten „Schafſittel“ anzuziehen, denn — das gute Habit muß man doch ſchonen! Dann holt er die Acten herbei, mit denen er es heute zu thun hat; das Bündel wird aufgeſchnürt und der Staub weggeblaſen. Aber ſiehe — da iſt er ſelbſt ſtaubig geworden, und folglich muß er ſich doch vorher wieder ausbürſten, allein das Bürſten nimmt keine Minute Zeit weg. Endlich iſt Alles fertig, das Papier iſt regelrecht und gehörig gefalzt, er ſetzt ſich. Doch — da fällt ihm etwas ein. Er muß dem Aſſeſſor oder Regiſtrator, ſeinem Nachbar, etwas erzählen, was er geſtern gehört hat. Es iſt zu intereſſant und zu preſſant, als daß es aufgeſchoben werden konnte. Alſo fort zu dem Aſſeſſor. Der weiß auch wieder etwas, und bald kömmt ein Dritter oder Vierter dazu und man plaudert ein Viertelſtündchen; nein kein Viertelſtündchen, ſondern nur zehn Minuten. Aber halt! Es geht wahrhaftig auf neun Uhr, und — und es wäre doch möglich, daß der Director käme, denn um neun Uhr iſt ſeine Zeit. Alſo fort an den Platz und geſchrieben. Das dauert eine halbe Stunde oder länger, und kein Auge wird von der Arbeit verwandt. Da kommt der Diener und bringt die Zeitungen nebſt den Briefen. Die Neuialeiten muß man doch wiſſen? Alſo friſchweg auf einen Augenblick hineingeſehen, nur auf einen kleinen Augenblick! Teufel, was ſteht denn da? „Hören Sie einmal, Herr Expeditor, oder Herr Regiſtrator, oder Herr Reviſor, haben Sie denn das ſchon geleſen?“ Was denn, was denn? „Ei das iſt zum Erſtaunen, das iſt ja erſchrecklich!“ Nun wird der Artikel auf allgemeines Verlangen vorgeleſen, aber man nimmt ſich kaum Zeit, ſich eine Viertelſtunde zu verwundern, denn — der Aeifs und das Pflichtgefühl dulden das nicht. So ſetzt man ſich alſo und ſchreibt. Und wie wird nun geſchrieben? Ganze Bogen füllen ſich in kurzer Zeit und ein Glück iſt's, daß der Herr Collegialarbeiter das Papier nicht zu bezahlen

hat. Die Arbeit geht alſo vortrefflich von ſtatten, und allerhöchſtens ſteht er ein paarmal auf, um zum Fenſter hinaus zu ſehen, denn zu lange auf einem Fleck zu ſitzen, kann er doch nicht aushalten. So wird's nach und nach eilf drei viertel Uhr. Ach, was hat er ſich abgemüdet! Die Feder wird ausgeſpritzt und das Papier an ſeine alte Stelle gelegt; der Körper dehnt ſich, er hat Rückenweh bekommen vom langen Sitzen und Arbeiten. Er ſteht auf und zieht ſeinen beſſern Rock an. Dann ergreift er den Hut, grüßt ſeine Herren Collegen, die etwa noch fortarbeiten, mit einem „Proſit die Mahlzeit" und fort geht's zu einem halben Schöppchen vor Tiſch.

Alſo treibt's der „Aechte" des Vormittags, allein mit dem Vormittag iſt nicht Alles abgethan. Im Gegentheil ſoll Mittags eben ſo lange gearbeitet werden, und zwar von zwei Uhr bis ſechs Uhr. Doch — wer kann ſich ſo genau binden? Man muß doch auch ſeinen Spaziergang machen oder ſein Täßchen Caffee im Caffeehaus trinken! Somit nimmt man ſich vor, ſchneller zu arbeiten, d. h. durch Schnelligkeit die Zeit einzubringen, und überdieß — hat man nicht ſchon am Vormittag ein Uebriges gethan? Somit wird's oft faſt drei Uhr, bis man wieder an's Geſchäft kommt, allein nun wird auch mit friſcher Kraft drauf los gearbeitet und die Feder ſcheint geradezu zu fliegen. Doch horch, ſchlägt's da nicht fünf Uhr? Bei Gott, länger kann er nicht bleiben, denn er hat entweder eine Landparthie ausgemacht, oder er muß mit ſeinen Kindern in einen Biergarten, oder ſeine Frau will in's Theater und er muß ſie nothwendig vorher ſprechen. Alſo — für heute iſt's mit dem Geſchäft zu Ende!

Sechs Tage in der Woche gehen auf dieſe Art herum, ſechs ſchwere Tage voll Mühe und Anſtrengung. D'rum wie ſehnt er ſich nach dem Sonntag? Wenn dieſer nicht wäre, ſo könnte er wahrhaftig nicht einmal ſeine Privatgeſchäfte beſorgen, ſo überhäuft war er mit Pflichtarbeiten! Doch zum Glück gibt's auch Feiertage, und ein ächter Collegialarbeiter iſt nicht ſo irreligiös, wie manche andere Menſchenkinder, daß er den Feiertag nicht heilig hielte. Kein wahrhaftig, an einem ſolchen Tage brächte ihn kein Zureden auf die Canzel, allein ob er dafür die Kirche beſucht, mochte ich doch faſt bezweifeln.

Mit dem Erträgniß ſeiner Beſoldung iſt er ſelten ganz einverſtanden, obgleich er alle acht oder zehn Jahre um eine Stufe, d. h. um ein paar hundert Gulden avancirt. Darum gedenkt

er auch immer ſeufzend der Beamten auf dem Lande, die es nach ſeiner Meinung gegenüber von ihm ſo gar gut haben, ſchon der freien Wohnung wegen; aber wenn er es einmal verſucht hat, das Leben auf dem Lande, und vielleicht eine Zeit lang als Amtsverweſer für einen Landbeamten fortgeſchickt war, da ſehnt er ſich wieder in ſeine Stadt und will nichts mehr von den „Baurenkoſaken", wie er das Landvolk gewöhnlich nennt, wiſſen.

Seinen Umgang ſucht der ächte Collegialarbeiter immer unter Collegen, denn mit andern Menſchen vermag er ſich nicht gut zu ſtellen. Wenn er aber mit einem Freunde „von der ächten Sorte" zuſammenſitzt, o wie wohl iſt ihm dann! Nun darf man doch ungeſcheut „vom Geſchäft" reden, d. h. von dem, was man heute geſchrieben und nicht geſchrieben! Nun kann man doch ſeine Hoffnungen ausſprechen über's nächſte Avancement nebſt ſeinen Befürchtungen über's Sitzenbleiben! Nun iſt man doch nicht gehindert im Räſonniren über dieſen oder jenen Vorgeſetzten, ſowie im Cabaliren und Schimpfen über alle Collegen, die nicht „zu den Aechten" gehören! Nun findet man doch keinen Widerſpruch, wenn man die Ueberzeugung ausſpricht, daß Niemand ſo viel leiſtet, als der Collegialarbeiter, und daß der ganze Weltgang ſtocken müßte, wenn Er nicht wäre!

Ein ächter Collegialarbeiter iſt nicht ſelten unverheirathet, und zwar kommt dieß meiſt daher, daß er in den erſten zehn Jahren nach ſeiner Anſtellung immer darauf rechnete, eine beſſere Stelle zu bekommen und in Folge deſſen eine beſſere Parthie treffen zu können. Damals nemlich reflectirte er noch auf eine Kameralverwalters- oder Oberamtmannsſtelle, welche er natürlich nicht erhielt! Allein durch das zehnjährige Warten verpaßte er die beſte Zeit und am Ende wurde er das Hageſtolzleben ſo gewohnt, daß er lieber nicht mehr davon abging.

Die größte Freude macht die Regierung einem alten Collegiarbeiter, wenn ſie ihm den Titel Canzleirath verleiht; das größte Mißvergnügen aber bereitet ſie ihm, wenn ſie einem Collegen dieſen Titel gibt.

57.

Der Nachtwächter.

Der Nachtwächter iſt in Württemberg eine ſehr gewichtige Perſon, denn er allein hat das Recht, die Polizeiſtunde zu übertreten; der Nachtwächter iſt aber auch eine ſehr moraliſche Perſon, denn wenn er ſeine Stunde abruft, ſo hängt er derſelben immer ein Sittenſprüchlein an. Die Sittenſprüchlein ſind beinahe in allen Dörfern gleich, und heißen meiſtentheils folgendermaßen:

Nur acht Seelen waren dort,
Die da glaubten an Gottes Wort.

Neun undankbar blieben ſind:
Flieh' den Undank, Menſchenkind!

Zehen Fromme waren nicht
Dort bei Sodoms Strafgericht.

Um eilf Uhr ſprach der Herr das Wort:
Geht ihr auch in den Weinberg fort.

Zwölf Stunden hat ein jeder Tag,
Wer weiß es, wenn er ſterben mag.

Eins iſt Noth, Herr Jeſu Chriſt,
Laß dich finden, wo du biſt!

Zwei Wege hat der Menſch vor ſich;
Herr, den ſchmalen führe mich.

Drei Perſonen ehren wir
In der Gottheit für und für.

Vierfach iſt das Ackerfeld:
Menſch, wie iſt dein Herz beſtellt?

Die fünf Wunden bringen Euch,
Wenn Ihr glaubt, in's Himmelreich.

Ein ſchwäbiſcher Nachtwächter iſt übrigens nicht blos Nacht-, ſondern auch zugleich Stillwächter und hat dafür zu ſorgen, daß kein Unfug auf den Straßen getrieben werde. Ueberdieß muß

Der Nachtwächter.

er vor Feuersgefahr warnen und auf Feuersgefahr aufmerksam machen. Ebendeßwegen heißt auch sein erster oder zweiter Ruf nicht selten, wie folgt:

Hört! ihr Leute, laßt euch sagen:
Unsere Glock' hat Neune g'schlagen.
Behütet Feuer und Licht,
Daß uns Gott in Gnad' behüt'!
Wohl um die Neune.

Der Nachtwächter trägt stets einen langen Knotenstock, der noch höher ist, als er selber, eine weiße Schlafmütze und im Winter einen Schafspelz. Die Bäckerhäuser sind ihm die liebsten, weil er sich da zu jeder Stunde der Nacht mit einem Schnaps erlaben kann; am allerliebsten aber ist es ihm, wenn er des Morgens singen kann:

Ihr Christen seid munter und wacht,
Der Tag vertreibt die finstere Nacht.

oder auch:

Auf, ermuntert eure Sinnen,
Denn es geht die Nacht von hinnen.

38.

Der Tübinger Kutscher.

Der Tübinger Kutscher trägt gewöhnlich kurze Stiefeln, eine rothe Nase, lange graue Hosen, ein sonnverbranntes Gesicht, einen grauen Frack, eine Pfeife mit einer Menge Namen auf der Rückseite, die er zum Geschenk von einem Studenten erhalten, eine rothe Cerevismütze oder einen breiten Hambacherhut, und im Winter einen grauen Mantel, der ebenfalls früher einem Studenten gehörte.

Der Tübinger Kutscher ist ein Mittelding zwischen einem Philister und Studenten. Er zeichnet sich dadurch aus, daß er merkwürdig stark flucht, außerordentlich schnell fährt, alle zwei Stunden einkehren will, unmenschlich viel trinken kann, und in's

Blaue hinein „pumpt“, zu deutſch borgt. Des Morgens hat er nichts früher zu thun, als zu ſeinen ſtudentiſchen Kunden zu gehen und zu „brummen“, d. h. an die Bezahlung zu mahnen. Er klopft an. „Herein!“ „Guten Morgen, Herr!“ „Was willſt du ſchon ſo früh?“ „Schäz wohl das Fahrgeld von lezthin.“ „Ich habe kein Geld.“ Das iſt die ganze Unterredung; der Student läßt ſofort einen Schnaps kommen, der Kutſcher ſtürzt ihn hinunter, und geht zufrieden von dannen. Weiß er ja doch, daß er nach der Vacanz bezahlt wird!

Nachmittags iſt der Tübinger Kutſcher ſtets auf der Fahrt. Nicht etwa mit einigen Honoratioren und am allerwenigſten mit einem Profeſſor. Da geht's viel zu ſolid her und man kehrt viel zu bald nach Hauſe zurück. Nein, der ächte Tübinger Kutſcher fährt mit Studenten, denn nur da fühlt er ſich in ſeinem Elemente. Wozu übrigens ein Anderer drei Stunden braucht, das fährt er in anderthalb; aber jezt muß auch eingekehrt ſeyn! Im Wirthshaus iſt der Kutſcher der Herr, d. h. der Wirth ehrt ihn höher, als die Herren Studenten, ob er gleich dieſe ſehr hoch hält. Wirthin, Kellnerin, Köchin, ſie ſtehen alle dem Kutſcher zu Befehl. Ihm wird derſelbe Wein aufgetiſcht, den die drinnen im Honoratorenzimmer trinken, und er trinkt mehr davon, als ihrer drei dort drinnen zuſammen. Warum ſollte er auch nicht? Die Studenten müſſen ja doch Alles bezahlen! Oftmals iſt's freilich umgekehrt. Die Studenten möchten gern eine Suite machen und haben kein Geld. Allein was macht das? Der Kutſcher muß Geld mitnehmen, er muß der Caſſier, Bürge und Selbſtzahler zugleich ſeyn, — nach der Vacanz bekommt er's wieder. Wie oft kam's aber da ſchon vor, daß auch dem Kutſcher das Geld ausging, und daß dann die ganze Geſellſchaft ſich feſtgekneipt hatte, und gerne fortgeweſen wäre und doch nicht konnte! Da ſaßen ſie, Studenten, Kutſcher und Pferde — die lezteren ſtanden oder lagen — und hatten eine ſtarke Zeche und kein Geld; Niemand half ihnen aus der großen Noth und ſie mußten ſo lange vor Anker bleiben, bis Einer aus ihrer Mitte, den ſie nach Tübingen „um Moneten“ ſandten, mit Geld wiederkehrte, um ſie auszulöſen von dem ſtarrſinnigen Wirthe, und wie oft blieb nach der Bezahlung noch Etwas übrig, und man fuhr nun erſt nicht nach Hauſe, bis auch das Lezte vertrunken war? Bei ſolchen Suiten iſt der Kutſcher immer fidel, und faſt wird er von ſeinen Herren wie ein Bruder

behandelt. Am fidelſten iſt er aber bei Ausritten. Es iſt ihm ſo ziemlich gleichgültig, ob der Ausritt von der Burſchenſchaft oder von den Corps ausgeht, aber — dabei ſein will er, und zwar am liebſten mit einem Viergeſpann. Die Feſtlichkeit dauert zwei oder auch noch mehr Tage, und wo ſtillgehalten wird, wird commerſirt. Das aber iſt eben des Kutſchers Hauptgaudium, denn er commerſirt dann ebenfalls. Wie die Studenten im Saale ſitzen und ihre Präſides haben und ihre Schläger, ſo haben's auch die Kutſcher in ihrem Zimmer. Der älteſte oder renommirteſte ſitzt oben an und ſchlägt mit einem alten Rappiere, das er heimlich einem Studenten für heute entwendet, auf den Tiſch, daß alsbald tiefes Schweigen eintritt. Sind junge Kutſcher dabei, die noch nicht recht „eingeführt“ ſind, oder gar zum Erſtenmale „mitmachen“, ſo dürfen ſie ſicher ſein, ärger maltraitirt zu werden, als die mißbrauchteſten Füchſe, und gewöhnlich haben ſich die Kutſcher bis zum Abend ſo betrunken, daß man ihretwegen einen halben oder einen ganzen Tag zugeben muß, bis ſie, wieder nüchtern geworden, nach Hauſe zu fahren im Stande ſind.

Den Studenten läßt der Tübinger Kutſcher durchaus nichts geſchehen. Lieber fängt er die größten Händel an, ehe er ſie beleidigen läßt. Iſt's aber ſchon zu Händeln gekommen, ſo iſt er gewiß gleich mitten drinnen, und die Philiſter fühlen alsbald ſeine derbe Fauſt. Auf die Ehre ſeiner Herren hält er überhaupt außerordentlich viel, und ein Vorfall bleibt mir in dieſer Hinſicht unvergeßlich. Es war in Ehningen. Der Tübinger Kutſcher ſaß im gewöhnlichen Wirthszimmer, und zechte mit dem Kutſcher eines reiſenden Kaufmanns. „Mein Herr iſt der noblſte,“ rief der Kutſcher des Reiſenden; „ich darf trinken und eſſen was ich will, mein Herr bezahlt Alles.“ Und zum Beweis ließ er ſogleich eine Bouteille Zwölfer kommen. „Was,“ dachte der Tübinger, „ſo ein lauſiger Kaufmanns-Kutſcher ſoll ſagen können, er hätte einen nobleren Herrn als ich?“ Und alſobald ließ er Champagner kommen auf ſeiner Herren Koſten, und die Studenten bezahlten ihn natürlich ohne Widerrede. Der reiſende Kutſcher aber ſprach kein Wort mehr von ſeines Herrn Freigebigkeit.

Der Tübinger Kutſcher iſt ſtets bei der Hand. Freilich wenn ein Profeſſor oder ſelbſt der Kanzler der Univerſität käme, und wollte um zwölf Uhr Nachts fortfahren, da gäbe es allerhand

Entſchuldigungen und am Ende müßte gar noch ein Pferd krank ſein, auch wenn die Sache noch ſo ſehr preſſirte. Aber ein Student kommt angeſtolpert, und ruft: „Angeſpannt!“ und es ſteht keine Stunde an, ſo geht's ſchon zum Thore hinaus. Denn der Tubinger Kutſcher iſt gegen Niemand höflich, als gegen Studenten; oft nicht einmal gegen dieſe. Dann nimmt er's aber auch nicht übel, wenn er ein klein bischen wegen ſeiner Grobheit „geſtriegelt“ wird. Von einem Philiſter jedoch läßt er ſich keine Zurechtweiſung gefallen.

Der Tübinger Kutſcher ſtirbt meiſt an der Waſſerſucht, und hinterläßt ſelten etwas mehr als eine uralte Chaiſe nebſt zwei vollkommen ſteifen Pferden.

39.

Ein Wurſtball.

Die Wurſtbälle ſind nur im Schwabenlande und vor Allem im ſchwäbiſchen Oberlande zu Hauſe. Auf allen andern Bällen, als da ſind Maskenbälle, Kirchweihbälle, gewöhnliche Bälle, Hochzeitsbälle, Königliche Geburtstagsbälle und Kinderbälle, iſt das Tanzen die Hauptſache und das Eſſen und Trinken geht nur ſo nebenher; auf einem Wurſtball dagegen wird blos gegeſſen und getrunken, getanzt aber wird gar nicht. Alle Welt findet ſich dazu ein, Mann und Weib, Tochter und Sohn, Alt und Jung, allein kein Menſch hebt den Fuß zum Walzer oder zur Galoppade, und nicht einmal Muſik wird gemacht, die Muſik der Meſſer und Gabeln ausgenommen. Iſt das nicht ein ſonderbarer Ball?

Doch der Leſer weiß nun immer noch nicht, was ein Wurſtball iſt, und ſomit will ich's ihm mit wenigen Worten erklären: ein Wurſtball iſt eine Metzelſuppe, und zwar eine öffentliche Wirthshaus-Metzelſuppe. Im ſüdlichen Frankreich hat Jedermann ſeinen Wein im Keller, im Schwabenland beſitzt jeder Landmann ſein Schwein. Kälber, Ochſen, Schafe und dergleichen Ungeziefer zu metzgen, das iſt Sache der Metzger (ſolche Waare bezieht man auf dem Lande gewöhnlich von der Stadt, denn auf dem Dorfe kann ſich kein Metzger mit derartigen Artikeln

durchbringen, die Schweine aber metzget der Bauer selbst, dieweil er ohne Schweinefleisch nicht leben kann. Winters ißt man ohnehin alle Tage Schweinefleisch, so man's hat nemlich, und Sommers wieder alle Tage, wenn der Vorrath nicht ausgegangen ist. Drum ernährt auch ein rechter Bauer nicht blos ein einziges, sondern immer mehrere Schweine, und sein Stolz ist, diese so schwer und fett als möglich zu machen; der geringste Taglöhner aber mästet wenigstens sein „Säulein", denn er muß doch etwas haben zu seinem Sauerkraut, seinen Spätzlen, seinen Kartoffeln. Nichts ist ja leichter zu verköstigen als ein Schwein! Wenn also ein Reisender im Anfang des Winters durch ein schwäbisches Dorf kommt, so hört er den ganzen Tag ein klägliches Geschrei und seine Ohren gellen ihm ordentlich, denn diese Töne haben keinen angenehmen Klang. Woher kommt nun aber der wüste Lärm? Ei nun, es ist das Geschrei der Säue, die gemetzget werden! An einem solchen Metzeltage ist ein großes Leben in den Bauernhäusern. Mann, Frau, Kinder, Mägde, Knechte nehmen an dem Feste Theil und haben alle Hände voll zu thun. Der König des Festes jedoch ist der Metzger. Er führt an diesem Tage eine unumschränkte Herrschaft; diesem befiehlt er, Fleisch zu hacken, jenem, das Blut zu rühren, eine andere muß Speck schneiden, wieder eine andere das Feuer schüren, und so sind Dutzende von Händen beschäftigt, während er selbst die Hauptarbeit vollbringt, nemlich das „Würstemachen." Nächst ihm übrigens spielt der „Kessel" die Hauptrolle — der Kessel, in dem die Würste und das Fleisch gesotten werden. Er ist von ungeheurem Umfang und birgt in seinen weiten Räumen fast die ganze gemetzgete und in Stücken geschnittene Sau. Darum wird er aber auch als eine Art von Heiligthum angesehen, auf welches Aller Augen mit gespannter Erwartung gehetet sind, und besonders die Kinder schauen auf ihn wie auf die verschlossene Büchse der Pandora. Endlich ist das Werk vollbracht, die Fleischstücke hängen im Rauche, die Würste sind fertig, und nun sammelt sich Alles zur Metzelsuppe, d. h. zum großen Abendschmause. Dieser besteht in nichts Anderem, als in der fetten Brühe, so dem Kessel entnommen und mit Brod zerseßt wird, ferner in Sauerkraut und Schweinefleisch, endlich in Würsten, als da sind: Bratwürste, Leberwürste und Blutwürste. Herrschaft und Gesinde sitzen an Einem Tisch, der Bierkrug macht oftmals die Runde und von Fleisch wird eine solche Masse ver-

zehrt, daß man glaubt, das gute Schweinlein müßte jetzt schon darauf gehen. Allein damit ist's nicht genug, sondern auch „Nichtanwesende" werden bedacht. Oder wie? schickt man nicht von den nächsten Verwandten und Freunden Jedwedem seine Wurst, damit auch er sich labe an der Herrlichkeit? Bekommen nicht sogar die Armen im Dorfe alle ihren Theil von der Brühe aus dem Wurstkessel, und ist es nicht der erste Gedanke des fröhlichen Hausherrn, daß er seinem Herrn Pfarrer und Beichtiger, nicht selten auch seinem Herrn Schulmeister und Schultheißen ebenfalls ihre Portion schickt? Und wahrhaftig, das Stück Schweinefleisch, das sie erhalten, ist nicht das schlechteste, und das halbe Dutzend Würste, welches meistentheils hinzugefügt wird, wurde nicht aus den kürzesten zusammengelesen!

So wird's mit den „gewöhnlichen" Metzelsuppen gehalten, allein ein Wurstball ist denn doch noch etwas ganz anderes, denn er ist eine Metzelsuppe „im Großen", eine Metzelsuppe, die nur von einem Wirthe gehalten werden kann. Auch wird ein solcher Wurstball stets in den Zeitungen, d. h. im Intelligenzblatte des Orts annoncirt, und Ein Freund ruft's dem Andern zu: „Heute ist im Lamm oder im Hirsch „Wurstball." Ja an diesem großen Tage wird in wenig Häusern ordentlich zu Mittag gekocht; in noch wenigern wird ordentlich gegessen, dieweil Jedermann den Appetit sparen will auf den Abend. Der Schreiber geht heute bälder vom Amtszimmer, der Schulmeister läßt seine Buben um eine halbe Stunde früher springen, und der Kaufmann schließt seine Bude vor der sonst anberaumten Zeit. Man muß ja den Wurstball besuchen!

Es ist nur Schade, daß der Wirth nicht mehr Zimmer hat. Sie würden alle besetzt. Eine Masse von Bürgern und Burgerssöhnen, eine Masse von gutgenährten Frauen und lieblichen Mädchen hat sich eingefunden; denn jeder Hausherr nimmt seine ganze Familie mit sich. Alle Tische sind mit Speisen überladen; es ist ein ungeheurer Aufwand von Sauerkraut, Schweinefleisch und Würsten vorhanden, und lieblich kitzelt der qualmartig aufsteigende Wurstdamof die Nasen. Der Trang ist unwiderstehlich. Man muß essen und immer wieder essen. Alles wohlfeil, denn der Wirth will keinen Profit daran haben und ist zufrieden, wenn er nur wieder erlöst, was ihn die Sau und das Mengen gekostet. Aber warum werden denn immer neue Faßchen Bier aufgepflanzt? Warum ist denn ein ewiges Klopfen an den Gla-

fern und Krügleins? Die Leute müſſen einen immenſen Durſt beſitzen! Wohl iſt die Sau faſt ganz in Würſte verwandelt worden, aber in die Würſte iſt eine Ingredienz hineingekommen, die unwiderſtehlich zum Trinken reizt. Pfeffer und Salz wurden nicht geſchont, ſo wenig, daß man glauben ſollte, man könnte dieſe Gewürze umſonſt haben, und ein einziges Stück Bratwurſt erfordert zehn Schluck Bier! Die Wirkung iſt unausbleiblich! Schon um 8 Uhr Abends wird in zehnerlei Sprachen geſprochen. Jeder hat das Wort, und Jeder hat allein Recht; damit man ihn aber höre, erhebt er ſeine Stimme immer gewaltiger, und ein Getöſe herrſcht, daß man am Ende nicht mehr weiß, ob man ſelbſt oder ein Anderer geſprochen! Nun noch ein kleiner Imbiß! Noch ein Paar Würſte, noch ein Stück Fleiſch, noch eine Portion Sauerkraut! Zuletzt noch einen frottigen Schluck Bier und die Frauen begeben ſich nach Hauſe, denn ſie müſſen doch auch für die kleinen Kinder und das Geſinde ſorgen. Für die Männer aber gibt's kein Ziel, ſondern jetzt geht's erſt recht an's Trinken. Alſo die Pfeifen heraus und neue Fäßchen Bier in die Stuben!

Wer einen ſchlechten Magen hat, oder nicht gut auf der Lunge iſt, dem rathe ich an einem Würſtballtage nicht in einem Wirthshauſe der Art einzukehren. Etwas anderes zum Nachteſſen haben zu wollen, als Schweinefleiſch, würde ja an dieſem Tage für Wahnſinn angeſehen, und vom Schlafenkönnen vor Mitternacht iſt natürlich auch keine Rede, denn bis zwölf Uhr zechen die Würſtballbrüder, und ſind fröhlicher bei ihren Würſten und ihrem Bier, als ein Herzog bei Auſtern und Portwein, eine Nahrungsart, die jedoch auch nicht zu verachten iſt.

Am Morgen nach einem Würſtballe verſammeln ſich alle Zecher vom Abend vorher im alten Locale. Ein Stückchen Wurſt iſt noch übrig geblieben, und ein Trunk friſchen Biers thut dem Magen gut!

60.

Der angehende praktiſche Arzt in Stuttgart.

Der angehende praktiſche Arzt in Stuttgart iſt immer ſehr elegant gekleidet, und kann vor Geſchäften kaum auskommen,

wenn man ihn hört. Sein sehnlichster Wunsch ist aber, sich eine gute Praxis zu erwerben.

Es ist freilich etwas schwer, Patienten zu acquiriren in einer Stadt, welche schon so viel ältere Aerzte beherbergt, Aerzte mit bedeutenden Kenntnissen und einem noch bedeutenderen Renomée; am schwierigsten ist es aber für Einen, der nicht einmal ein Stuttgarter Bürgerskind ist. Wie soll der bekannt werden? Ein Stuttgarter Bürgerskind hat doch noch seine Verwandte, und es ist im Ganzen einerlei, ob sie sich von ihm zu Tode kuriren lassen, oder von einem Andern, denn das Geld bleibt dann doch wenigstens in der Familie. Der Fremde aber, der dahin kommt, um sich der leidenden Menschheit zu widmen, hat gar Nichts, als sein gemachtes Examen, und das ist oft blutwenig.

Es wäre vielleicht gar besser, wenn er keines gemacht hätte; so könnte er sich doch förmlich als Charlatan geriren. Aber was thut's? Der junge praktische Arzt verzweifelt nicht, sondern weiß sich zu helfen. Das Erste, was er thut, ist, daß er in allen Zeitungen bekannt macht, er habe sich hier als praktischer Arzt niedergelassen, und werde die Unbemittelten „umsonst" kuriren. Das zieht doch wenigstens bei „Einer" Sorte von Kranken! Das Zweite ist, daß er „in der Leute Mäuler" zu kommen sucht, und zu diesem Zwecke weiß er regelmäßig einen guten Freund zu gewinnen, der in irgend ein Blatt eine rührende Danksagungsepistel einrückt, gerichtet an Herrn Doktor N. N. für außerordentliche, wahrhaft wunderbare Dienstleistungen in einer für jeden andern Arzt unheilbaren Krankheit. Dieß gibt dem Doktor Gelegenheit, eine bescheidene Replik zu verbreiten, worin er sehr beschämt ist über solch' öffentliches Lob, und erklärt, nichts weiter gethan zu haben, als andere berühmte Aerzte auch gethan hätten! Das dritte und Hauptmittel jedoch ist, daß er seine Laufbahn alsbald beginnt, und zwar selbst ohne Patienten. Morgens steht er also auf in aller Frühe, und rennt die Stiege hinunter, als ob er den Hals brechen wollte. Allein er handelt in seiner Pflicht; denn er hat seinen Hausleuten anvertraut, daß er schnell zu einem äußerst gefährlichen Patienten gerufen worden sei. Nun geht's auf die Straßen oder vielmehr über die Straßen, und wie geht's! Es preßirt ihm augenscheinlich, und er kann sich daher mit einem Bekannten, der ihm zufällig begegnet, kaum einige Minuten unterhalten. Er hat allzu viel zu thun, und käme sonst an diesem Vormittag nicht mehr bei allen seinen Patienten

herum! In der That ſpaziert er auch in eine Menge Häuſer hinein; natürlich meiſtens in vornehme Häuſer, d. h. in Häuſer von ſchönem Anſehen, worin vornehme Leute wohnen oder doch wohnen könnten. Allerdings will die böſe Welt wiſſen, daß er hier manchmal nur geſchwind die Stiege hinauf und wieder herunter ſpringe, ohne mit Jemanden ein Wort zu ſprechen, oder daß er ſich ſogar ſchon hinter die Hausthüre geſtellt habe, um ſo viel Zeit vorüber gehen zu laſſen, als zu einem Krankenbeſuche gehört; allein das iſt reine Verläumdung. Er hat wirklich Patienten dort, und wäre es auch nur ein Freund von obenhin, der in einem Hinterſtübchen, fünf Treppen hoch, gegen den Hof hinaus wohnt und einen Beſuch von fünf Minuten ſich zur Ehre ſchätzt. Hat er nun aber alle Straßen durchwandert und einer Menge von Häuſern ſeinen Beſuch abgeſtattet, dann natürlich darf er ſich einige Ruhe gönnen und ſeinen Leib durch eine kräftige Mahlzeit zu neuen Strapazen ſtärken.

Auf dieſe Art vergeht gewöhnlich der Vormittag, und auch der Nachmittag wird oft auf ähnliche Weiſe zugebracht. Meiſtens jedoch behält dieſen der junge Herr Doktor für ſich. Er iſt zu Hauſe, er ſtudirt, er gibt Audienz. Du trifft ihn allda in ſeinem nicht uneleganten Zimmer im Schlafrocke auf dem Sopha ſitzend, von einer Menge aufgeſchlagener Bücher umgeben, und wenn du ihn fragſt, was er mache, ſo antwortet er nur ſo leichthin, er habe da den und den berühmten Arzt und Profeſſor über einen außerordentlichen Fall, der ihm geſtern oder heute Morgen erſt vorgekommen iſt, zu Rathe gezogen; nicht aber etwa um Etwas zu lernen, denn er hat ja bereits das Gehörige verordnet, ſondern nur um zu wiſſen, ob die Bücher da einerlei Meinung mit ihm ſind, oder nicht, und richtig, immer findet er, daß er die gelehrteſten Männer auf ſeiner Seite hat. Sollte man alſo einem ſo gelehrten, einem ſo fleißigen, einem ſo geſuchten, einem ſich ſo viel zu ſchaffen machenden jungen Manne ſich und ſeinen Körper nicht anvertrauen? Ach wie lieb wäre ihm dieß, und wie noch viel lieber nähme er es an, wenn ihm Jemand aus einer weitverzweigten Familie gar ſeine Tochter anvertrauen würde, zwar nicht als Patientin, aber doch als immerwährende Gefährtin durch's Leben!

Sein Hauptrenommee verdankt der angehende praktiſche Arzt dem Gaſthofe, in welchem er Mittag macht, ſowie dem Königlichen Theater. Er ſpeiſet nemlich ſtets in einem Gaſthof, ob-

wohl sein Geldbeutel ihm nur zu oft auf eine wohlfeile Kneipe hinweist; allein in einer Kneipe giebt es keine Table d'hôte und keine Fremde, welche seine Berühmtheit anstaunen, wenn er sich von seinem Diener zu einem Schnellerkrankten vom Mittagessen wegholen läßt. Ganz dieselben Dienste leistet ihm ein Theaterabend, denn nur selten vergeht ein solcher, ohne daß er vom Theaterdiener hinausgerufen würde, um schnell in dieses oder jenes Haus, wo man seiner Hülfe bedarf, zu eilen. Ha, wie vielbeschäftigt und zutraugenswürdig muß doch der junge Mann sein, daß man ihm nicht einmal Zeit läßt, seine Suppe in Ruhe zu essen und die herrliche Oper bis zu ihrem Ende anzuhören!

Ein angehender Arzt „von dieser Sorte" verreißt alle Wochen zwei paar Sohlen und in ein paar Jahren ist er schon so weit gekommen, daß er entweder die Stadt verlassen muß, um sich der gesünderen Luft wegen als ländlicher Physikus fortzubringen, oder daß er seines gesteigerten Einkommens halber seine Patienten nicht mehr zu Fuße, sondern in einer gemietheten Droschke besuchen kann.

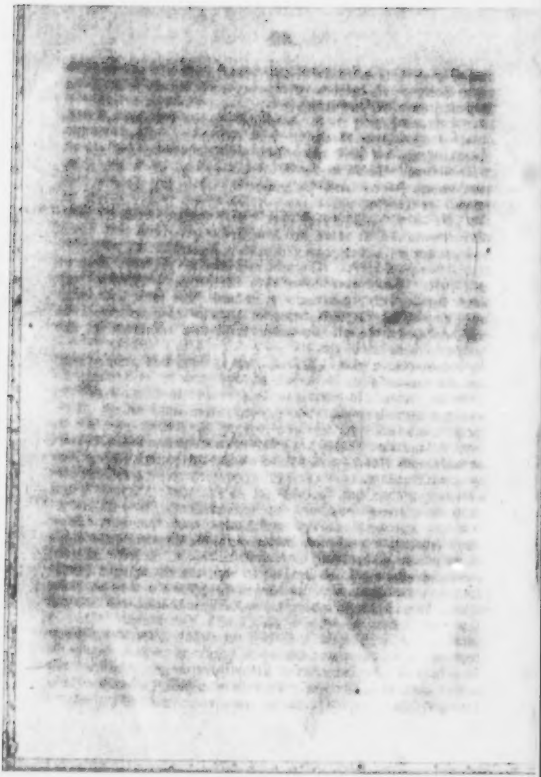
61.

Der Handelsjude.

„Jud ist Jud", sagen die Leute gewöhnlich; aber „Jud ist nicht Jud", sage ich, sondern es gibt verschiedene Sorten von Juden, wenigstens im Schwabenlande.

Zum ersten haben wir die aufgeklärten Juden. Der aufgeklärte Jude ist entweder Arzt, oder Jurist, oder Rabbiner, oder Privatgelehrter, oder Privatmann schlechtweg; immer aber hat er etwas gelernt und sich Kenntnisse erworben. Er schämt sich nicht, ein Jude zu sein und zu heißen, denn er denkt, das Judenthum ist auch eine Religion, so gut als das Christenthum und der Muhamedanismus. Er schämt sich auch nicht, als Jude zu leben, in die Synagoge zu gehen und den Sabbath zu heiligen; allein er weiß auch, daß verschiedene jüdische Gebräuche und Gesetze für die jetzige Zeit und für das jetzige Heimathland nicht mehr passen; er weiß, daß der Stand seiner Glaubensge-

Der Handelsjude.



noſſen einer Cur von Grund aus bedarf, um mit andern Menſchen gleich geſtellt werden zu können, und darum heißt er ſich Reformer oder Reformfreund.

Zum zweiten gibt es „zelotiſche“ Juden und der zelotiſche Jude iſt der gerade Gegenſatz vom Reformer. Nichts iſt ihm verhaßter, als die Aufklärung, und nichts widerwärtiger, als die Verbeſſerung. Das jüdiſche Geſetz ſoll gelten, wie's vor achtzehnhundert Jahren galt und nebenbei auch der Talmud mit ſammt der Miſchna und Gemara. Ob es ein ſolcher Zelote für ein „Verdienſt“ hält, die „Gojim“ zu betrügen, weiß ich nicht, aber jedenfalls hält er es für kein Verbrechen, denn nach ſeiner vollkommensten Ueberzeugung verdienen die Gojim oder Chriſten kein beſſeres Schickſal. Eigenthümlicherweiſe gehören übrigens zu „dieſer“ Sorte von Juden mehr Weiber, als Männer, und unter den Weibern immer nur die alten. Eine ſolche alte Jüdin aber entſetzt ſich förmlich, wenn ſie erfährt, daß Einer ihrer Enkel auf der Univerſität mit den andern Studenten zuſammen ißt und keinen koſchern Wein trinkt.

Zum dritten gibts „neumodiſche“ Juden, und zwar zeichnet ſich ein neumodiſcher Jude dadurch aus, daß er ſich ſchämt, ein Jude zu heißen. Ja ſogar das „Jude-ſein“ iſt ihm oft zuwider und deßwegen kommt es ihm gar nicht viel darauf an, zu „changiren“ und ſich zum Chriſten — zum Katholiken oder Proteſtanten kann ihm gleichgültig ſein — ummodeln zu laſſen. Bleibt er aber auch Jude, ſo dünkt ihm nichts eckelhafter, als der Umgang mit Juden und wenn er je einmal mit einem ſeiner Glaubensgenoſſen zu thun hat, ſo beſchwert er ſich nachher gegen ſeinen chriſtlichen Freund darüber. Er iſt Schweinefleiſch nach Herzensluſt und ein wohlgeräucherter Schinken geht ihm über Alles. Auch erhalten ſeine Kinder lauter chriſtliche Namen, denn nichts iſt verpönter als der Ruf: Salomon, Abraham, Rebecca, Sarah; ließ er ſich aber von ſeiner Großmutter verleiten, einem ſeiner Sprößlinge einen altteſtamentlichen Namen zu geben, ſo muß das kleine Weſen ihn nach dem Tode der Großmutter ſicher ablegen und man ruft ihm nun Fanny, oder Adele, oder Louis, oder Auguſt. Almoſen gibt er ſehr viel, nicht weil er's gern thäte, oder aus Mildthätigkeitsſinn, nein, nur deßwegen, daß man nicht meint, er ſei ſo geizig, wie ein Jude. Am liebſten gibt er an „Chriſten“ Almoſen, und auch hier am liebſten in dem Fall, „wenn die Sache öffentlich bekannt wird.“ Nicht vergeſſen dürfen wir übrigens

anzuführen, daß die jüngeren Jüdinnen faſt alle der Secte der „Neumodiſchen“ angehören, und daß ein ſolches Fräulein keinen ſehnlicheren Wunſch hat, als die Aufhebung der Scheidewand zwiſchen Juden und Chriſten. Ach! Mein Gott! Wie ſchön wäre es, wenn der ſchöne Cavallerie-Lieutenant mit dem gewichſten Schnurrbart „ihr“ heirathen würde! Um ſich aber recht „neumodiſch“ zu zeigen, trägt ſie Locken und Hut, liebt buntfarbige Gewänder, geht immer mit den nobelſten Perſonen um und ſpricht rein deutſch, wie eine Frankfurterin. Der neumodiſche Jude dagegen reitet viel, lebt cavaliermäßig, trägt einen Schnurrbart und macht ſeinem Vater, dem reichen Banquier mit der großen Geldſeele, viel Sorgen.

Doch weder der „neumodiſche Jude“, noch der „aufgeklärte Jude“, noch der „zelotiſche Jude“ iſt der eigentliche Jude, ſondern der eigentliche Jude iſt der „Handelsjude.“ Man ſollte ihn eigentlich „Schacherjude“ heißen; denn ſein Handel iſt weder en gros-Handel, noch en detail-Handel, ſondern einfach ein „Schacherhandel,“ und — wer wüßte nicht, was das „Schachern“ zu bedeuten hat? Alte Kleider, Pfeifen, Betten, Hemden, Linge, Mäntel, Löffel — — Alles, Alles kauft er, und zwar ohne lang zu fragen, wie's erworben wurde. Aber er „kauft“ nicht blos Alles, ſondern er „verkauft“ auch Alles, ſogar ſolche Dinge, die er nicht hat, denn er kennt alle Welt und weiß von Jedem, wo ihn der Schuh drückt, und kann's alſo beiſchaffen unter der Hand in kürzeſter Zeit. Freilich wenn du den Handel abgeſchloſſen, ſo will dich's nachher gereuen, denn unwillkürlich denkſt du, du ſeiſt betrogen; aber — wirſt du dich nicht das nächſte Mal doch wieder an den Schacherjuden wenden? Du lieber Gott, Niemand liebt ihn und Niemand achtet ihn, ja Viele haſſen ihn und noch Mehre verachten ihn, aber trotzdem kann man ihn nicht entbehren. Gibt es doch Gegenden, wo es unmöglich iſt, etwas zu kaufen oder zu verkaufen, ohne ihn. Oder iſt nicht ſowohl im Ober- als im Unterlande aller Frucht- und Viehhandel in den Händen der Juden? Und iſt Einer nicht doppelt betrogen, wenn er handelt, ohne daß ein „Mauſche“ der Unterhändler wäre. Freilich geht auch nichts über die Aufdringlichkeit dieſer Menſchenrace. Du willſt ein Pferd kaufen und handelſt mit dem Pferdebeſitzer, — ein Jude miſcht ſich ein; du nimmſt den Pferdebeſitzer bei Seite, — der Jude folgt dir; du machſt dem Juden Grobheiten, — es giebt keinen Menſchen, der Grobheiten

beſſer verdaut, als ein Jude; du wirſt alſo den Juden nicht los, du magſt es machen, wie du willſt, du müßteſt denn „handgreiflich“ werden. Dann aber wehe dir; dann machen die ſämmtlichen Schacherjuden ein Complott gegen dich und verfolgen dich in all deinem Thun und Handeln ſo lange, bis du in den ſauren Apfel beißt, dich wieder mit ihnen zu verſöhnen.

Den Schacherjuden erkennt man ſchon von weiter Ferne. Er trägt nemlich gewöhnlich einen alten verſchoſſenen Frack nebſt ditto verſchmußten Hoſen. Den Hut erſetzt meiſt eine Kappe von braunem Sammt und ſtatt des Stocks führt er eine gewichtige Peitſche. Seine Naſe iſt ſpitz und ſein Kinn lang; den Rücken aber trägt er gekrümmt, dieweil derſelbe faſt immer von einem Schnapsſacke beſchwert iſt. Friſch raſirt ſieht man ihn nie, und eben ſo wenig friſch gewaſchen, ausgenommen Freitags, wenn er nach Hauſe gekehrt iſt, mit den Seinigen den Sabbath zu feiern. Da aber erkennt man ihn auch gar nicht mehr, denn unter der Aufſicht ſeiner theuren Ehehälfte hat er einen ganz andern Menſchen angezogen. Sie, die geputzte Dame, mit den vielen Bändern und Ringen, ſie und noch mehr ihr hochgeſchürztes Töchterlein mit den leuchtenden Gazellenaugen — ſie müßten ſich ja ſonſt ſchämen, mit dem Vater auszugehen, wenn er nicht vorher metamorphoſirt wäre!

Der Schacherjude gehört unter die genügſamſten Geſchöpfe der Welt, und ein Stück Brod nebſt etwelchen Zwiebeln reichen hin, ihn einen ganzen Tag lang zu ernähren. Deßwegen bringt er es auch gewöhnlich zu Etwas und oft ſogar zu ſehr viel. Dann aber — ja dann kann ihn nichts mehr davon abhalten, das Dorf zu quittiren und in der „Stadt“ einen Laden zu errichten. Er will nicht mehr Schmuſejude ſein, ſondern Kaufmann, regelrechter geordneter Kaufmann mit der Firma auf goldenem Schilde! Und wenn's vollends langt, in die Reſidenz zu ziehen und dort ein Haus zu kaufen, — nein wahrhaftig ein ſolches Glück iſt kaum zu verdauen! Man bedenke nur — einen Laden, eine Firma in der Reſidenz, wo nun der Jude nicht mehr „Jude“, ſondern Iſraelite heißt! Man bedenke, ſeine Frau und ſeine Tochter im höchſten Putze die Königsſtraße auf- und abſpazierend und durch ballonmäßige Reifröcke zeigend, daß ſie der Haute-Volée du sang oriental angehören! Beim Gott Abrahams, Iſaks und Jacobs, ſchon der Gedanke hieran iſt im Stande,

einen Schacherjuden ſelig zu machen, wie viel mehr noch die Wirklichkeit?

Welche von den verſchiedenen Judenſorten gefällt nun dem Leſer am beſten?

62.

Sonſt und Jetzt im Schwabenlande.

Man ſollt's kaum glauben, wie außerordentlich ſich Schwabenland gegen früher verändert hat!

Früher, noch vor zwanzig Jahren, konnte man ganze Tage weit reiſen, ohne auf etwas Anderes zu ſtoßen, als auf Weinbau und Ackerbau; jetzt beherbergt bald jedes Dörflein ſeine Fabrik und von zehn Rauchfängen iſt wenigſtens Einer ein Dampfkamin! Sonſt pflanzte der Bauer ſeinen Dinkel, ſeine Gerſte, ſeinen Haſer, ſeine Kartoffel, und alle Welt hatte gut und wohlfeil zu leben; jetzt ſieht man nichts als Tabak- und Runkelrübenfelder, und Alles iſt doppelt ſo theuer geworden!

Wenn nun aber ſchon das „Land" ſich in ſeiner Phyſiognomie ſo gar ſehr verwandelt hat, wie erſt die „Menſchen"? Du lieber Gott, an ihnen iſt ohnehin Alles anders geworden: ſowohl Tracht als Titulatur, ſowohl Lebensweiſe als Character! Ob aber die Wandlung ihnen zum Vortheile gereicht, iſt wieder eine andere Frage.

Sonſt nemlich ging eine Bürgerstochter mit unbedecktem Haupte, und wenn ſie Frau geworden war, ſo trug ſie eine Haube; jetzt haben Töchter wie Mütter ſeidene Hüte und die Federn drauf dürfen auch nicht fehlen. Ganz in demſelben Verhältniß änderte ſich die Tracht der Höhergeſtellten und eine Beamtenfrau, die früher glücklich war, wenn ſie ein einziges ſchwarzſeidenes Kleid beſaß, würde jetzt Gift und Galle ſpeien, wenn der Herr Gemahl nicht ein blaues, ein graues und ein braunes hinzufügte. Am allerdeutlichſten aber wird der Gegenſatz der Jetztzeit gegen die Vergangenheit, wenn man unſere heutigen Dienſtmädchen betrachtet, denn ſie ſtehen in Allem der Herrſchaft nur wenig nach und in Manchem übertreffen ſie dieſelbe ſogar.

Sollte nun eine ſolche Trachtänderung, die ſich ſelbſt bis

auf die Landleute in den Dörfern erstreckt, nicht auch eine Aenderung in der Titulaturfrage nach sich ziehen? Natürlich — beide Aenderungen gehen Hand in Hand! Darum gibts jetzt nur noch „Tamer“, und wenn man früher eine „Jungfrau“ zum „Weibe“ nahm, so macht man jetzt, so bald man heirathet, ein „Fräulein“ zur „Madame“, versteht sich, ohne nach der Jungferschaft etwas zu fragen. Nicht einmal die Mägde sind mehr „Mägde“, sondern sie characterisiren sich jetzund als „Köchinnen“ und „Stubenmamsells; die „vornehmen“ Frauenzimmer aber sind in der That in Verlegenheit, wie sie sich vor den übrigen „Fräuleins“ und „Madams“ in der Titulatur unterscheiden sollen, da man leider Gottes bei uns noch nicht so weit ist, wie in Wien, wo jede anständige Frau zur „Gnädigen“ gestempelt wird. Uebrigens auch die Männer bleiben in der Sucht, „mehr sein zu wollen“, als man wirklich ist, nicht zurück, und treiben es sogar oft noch viel toller, als die Weiber. Oder wie? Heißt z. B. bei uns zu Lande ein Gypser und Anstreicher noch „Gypser und Anstreicher?“ Ei Gott bewahre, „Maler“ heißt er, und wer ihn anders titulirt, dem arbeitet er nicht! Eben so halten es die übrigen Handwerker, und jeder Schneider hat jetzt sein „Atelier“, während ein Schuhmacher unglücklich ist, wenn er keinen modernen Laden besitzt, über dem in goldenen Buchstaben geschrieben steht: »english spoken«. Ja sogar die Bauern wollen zum Theil nicht mehr Bauern sein, sondern heißen sich „Oeconomen“ oder „Landgutsbesitzer!“

Ich könnte in dieser Richtung noch eine Menge von Beispielen anführen, allein es genüge an den gegebenen. Doch — wie wird's nun erst um die Veränderung in der „Lebensweise“ stehen? Du lieber Gott, man bemühe sich einmal in eine schwäbische Stadt und studire die Leute nur eine einzige Woche lang, so wird man finden, daß die frühere „Einfachheit“ total zu verschwinden droht und einem fast übertriebenen Luxus Platz macht. Wo fände sich z. B. eine Familie, die sich noch mit einer Landparthie „zu Fuß“ begnügte? Nein „gefahren“ muß sein und zwar, wenn ein eigenes Gefährt eine Unmöglichkeit ist, doch wenigstens auf der Eisenbahn. Wo gäbe es einen Bürger, der noch, wie sonst, seine Töchter in die „Schule“ schickte und nach der Confirmation in die „Nähet“ und „Kochet“? Du lieber Himmel, in ein „Institut“ müssen die jungen Fräuleins, und wenn sie confirmirt sind, in eine „Pension“ zur weiteren Aus-

bildung. Wer würde nun sich jetzt noch dazu verstehen, ein Kränzchen, einen Ball oder etwas Aehnliches zu besuchen, ohne von einer Droschke abgeholt zu werden? Man müßte sich ja vor den Andern zu Tode schämen, und überdieß verdürbe man mehr an den Kleidern und Schuhen! „Immer höher hinauf," ist die Losung, und der geringste Wein, den man jetzt an einem Geburtstag trinken kann, ist Champagner.

Freilich, der Wohlstand unserer Handwerker, der sich in den letzten zehn Jahren außerordentlich gehoben hat, erlaubt einen solchen Luxus, und die Bauern und Weingärtner sind ohnehin so weit gediehen, daß die meisten von ihnen statt Schulden zu haben, Geld auf Pfandscheine ausleihen. Aber — ist Alles Gold, was glänzt? Ich will Niemanden eine Fliege in's Ohr setzen, allein man besehe sich z. B. die jetzigen großartigen Hauskäufe? Früher, wenn man ein solches Geschäft abschloß, bezahlte man das neu acquirirte Besitzthum „baar" oder doch „zur Hälfte"; jetzt beträgt das Angeld für ein Palais von sechstausend Gulden oft nicht mehr als tausend, und selbst von diesen sind neunhundert und neunundneunzig entlehnt! Schwindel und nichts als Schwindel! Du glaubst's nicht, o Leser? Nun, gehe in's Wirthshaus und laß dir einen Wein vorstellen. Früher erhieltst du ihn im Schoppenglas und er war rein und wohlfeil und gut; jetzt credenzt man ihn dir in einer geschlüssenen Flasche mit einem dutto Glase, aber er kostet doppelt so viel und ist ein Mischmasch von Kartoffelstärke und Tannin! Ja in der That so weit ist's in unserem guten Schwabenlande gekommen, — Kartoffelstärke oder Traubenzucker und Tannin werden statt Wein ausgeschenkt! Verkostest du aber das Bier, nun dann kommst du aus der Scylla in die Charybdis, d. h. vom Regen in die Traufe, denn das jetzige Bier hat großentheils vom Bier gar nichts als den Namen!

So verhält sich's mit dem Sonst und Jetzt im Schwabenlande. Treulosigkeit, Betrug, Schwindel galt sonst als eine große Sünde vor Gott und den Menschen, jetzt aber meint Mancher, er thue ein Uebriges, wenn er nur das eilfte Gebot befolge, welches heißt:

„Laß dich nicht ertappen!"